

UNGEN
UNGEN
HILOLOGEN
NNER
28


VERHANDLUNGEN
DER
VERSAMMLUNGEN
DEUTSCHER PHILOLOGEN
UND
SCHULMÄNNER
24 - 28


LUNGEN
LUNGEN
HILOLOGEN
NNER
28


VERHANDLUNGEN
DER
VERSAMMLUNGEN
DEUTSCHER PHILOLOGEN
UND
SCHULMÄNNER
24 - 28




VERHANDLUNGEN
DER
VERSAMMLUNGEN
UTSCHER PHILOLOG
UND
SCHULMÄNNER
24 - 28

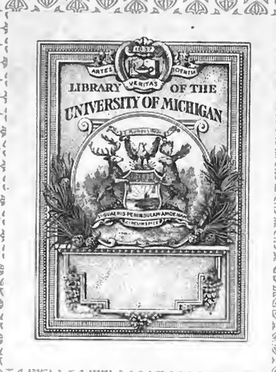







C 468,866


C 468,866


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google

Sem.
805
YSV

Digitized by Google

VERHANDLUNGEN

DER

VIERUNDZWANZIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

HEIDELBERG

VOM 27. BIS 30. SEPTEMBER 1865.

MIT 6 LITHOGRAPHIERTEN TAFELN UND 1 HOLZSCHNITT.

LEIPZIG.
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1866.

Digitized by Google

Vorwort.

Leider bedarf es keiner langen Entschuldigung, dass diese Verhandlungen erst so spät erscheinen.

Der begeisterte Hochruf auf „ein einiges freies Deutschland", mit welchem vor einem Jahre die vierundzwanzigste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner aus einander ging, hat keine Erfüllung gefunden. Was uns dagegen widerfahren ist und noch in Aussicht steht, darüber ein Urtheil zu fällen, Befürchtungen und etwaige Hoffnungen auszusprechen ist hier nicht der Ort:

αἴλινον αἴλινον εἰπέ, τὸ δ' εὖ νικάτω.

Natürlich, dass nicht nur der Eintritt der erschütternden Ereignisse den schon weit vorgeschrittenen Druck auf Monate unterbrach, sondern auch die Nachwehen derselben die Wiederaufnahme und Vollendung der Arbeit vielfach lähmten und hemmten. Dieses Alles im Einzelnen aufzuzählen wird man mir erlassen, wie ich denn auch darauf verzichte über Auswahl, Behandlung und Anordnung des vorhandenen Stoffes mich des Weiteren auszusprechen.

Nur der Pflicht der Dankbarkeit noch einmal nachzukommen drängt es mich gerade jetzt, wo das Andenken jener mühevollen aber an geistiger Anregung und gemüthlicher Befriedigung so reichen Tage wie durch ein Jahrzehnt getrennt weit hinter uns liegt. Es drängt mich, sowohl den Behörden des Staats, der Gemeinde und der Universität, als auch so vielen Collegen, Bürgern dieser Stadt und sonstigen Privaten, welche das Präsidium mit der grössten Bereitwilligkeit allseitig unterstützt haben, nochmals unsern wärmsten herzlichsten Dank auszusprechen.

Mögen Stadt und Universität Heidelberg, wie sie in jenen friedlichen Festtagen wieder einmal ihre alte innige Verbindung beurkundet haben, so auch in neuen Zeiten der Anfechtung, die etwa über uns kommen mögen, auf ewig ungetrennt zusammenstehen und ungebeugt ausdauern!

Heidelberg, den 7. November 1866.

H. Köchly.

248537

Inhalt.

Erste allgemeine Sitzung, Mittwoch den 27. September.

Präsident: Prof. Köchly.

Präsident:

Hochverehrte Versammlung! Mein erstes Wort von dieser Stätte, zu welcher Ihr ehrendes und nachsichtiges Vertrauen mich berufen, sei ein Willkommen, ein herzliches dankbares Willkommen im Namen all' Ihrer Fachgenossen in unserer Stadt, dass Sie unsere bescheidene Einladung angenommen und so zahlreich befolgt haben. Ich kündigte Ihnen bereits vor einem Jahre in dem glänzend geschmückten Saale der welfischen Königsstadt an, was Sie bei uns nicht erwarten, nicht finden dürften: nicht Glanz und Kunstfülle einer fürstlichen Residenz nicht Ueppigkeit und Pracht einer reichen Handelsstadt. Was Sie finden würden, das haben Sie erwartet: Ein Blick, wenn wir hinaustreten, zeigt es uns. Ein Blick auf das linke Ufer unseres Neckar, und von jenen braunen, geborstenen, epheuumrankten Trümmern steigen Bilder langen, Jahrhunderte langen deutschen Lebens auf, deutschen Lebens in Sturm und Drang, in Lust und Freud', in Schmerz und Leid. Und ein Blick auf das rechte Ufer des Neckar! Wem ginge da nicht das Herz auf und zumal meinen alten Landsleuten aus Norddeutschland, wenn sie dort drüben die Weinberge aufsteigen sehen bis zur grünbekränzten Kuppe des alten Heiligenberges. Wenden wir unsern Blick nach dem Spiegel des Neckar: da klingt und singt es vor unserm Ohr, das alte deutsche Volkslied, welches dem Rhein, dem alten Vater der Germanen, den Neckar als lustigen Gesellen beigegeben hat: Rhein und Neckar! — wie erfüllt schon der Hall ihres Namens selbst das alternde Herz mit Jugend, „mit Lieb' und Lust und lauter Becherklang!"

Aber nicht bloss die verschollene Vergangenheit, nicht bloss die lebendig blühende Natur, verehrte Gäste, grüssen Sie mit ihren stummen Grüssen, — dass auch die hohe Regierung dieses glücklichen Landes, dass auch Rath und Bürgerschaft unserer guten Stadt, dass auch die alt-ehrwürdige Ruperto-Carolina Sie mit gleicher Freudigkeit empfangen, das werden Sie aus dem beredten Munde ihrer Vertreter vernehmen.

Aber dennoch, hochverehrte Versammlung, trotz dieser stummen, trotz dieser beredten Grüsse, trotz der bereitwilligen Unterstützung von Stadt und Staat — nicht ohne Schüchternheit und Befangenheit haben wir Fachgenossen Ihnen die Stätte hier bereitet. Müssen wir uns doch sagen, dass von Selbsteigenem, gerade für unsere Wissenschaft und Kunst vorzugsweise Bedeutendem, wir aus der unmittelbaren Gegenwart nicht so gar Vieles Ihnen bieten können. Da, meinen wir denn, müssen wir, um die rechte Stimmung für unser Heidelberg in Ihnen wach zu rufen, müssen wir, um gewissermassen uns selbst zu ermuthigen, Geister heraufbeschwören, die uns helfen, die Geister jener alten Humanisten, die einst in dieser Musenstadt gelehrt und gelebt, gewirkt und gelitten haben.

Es hiesse selbstverständlich Aufgabe und Raum einer Eröffnungsrede weit überschreiten, wollte ich auch nur in ganz allgemeinen Umrissen eine zusammenhängende Geschichte des Humanismus in der Stadt Heidelberg zu geben versuchen. Sei es mir nur vergönnt, Einige jener Männer, wie sie gerade dem Gedächtnisse sich darbieten, in engstem Rahmen und in charakteristischen Einzelzügen Ihnen vorzuführen, und dabei zugleich die Entwickelung und die Schicksale der Philologie und des Humanismus — ich verbinde bereits jetzt nicht ohne Grund beide Namen — in unserem alten Musensitze mit ein paar leichten Strichen zu zeichnen, um dann schliesslich an diesen flüchtigen Rückblick auf die Vergangenheit einige allgemeine Betrachtungen über die Aufgabe unserer Wissenschaft in der Gegenwart wie über ihre Zukunft anzuknüpfen.

Alt-Heidelberg, verehrte Vers., ist eine echte deutsche Universitätsstadt im vollen Sinne des Wortes. Gehen ihre ersten dunkeln Anfänge bis auf die Römerzeiten zurück, so mochte auch in den langen Jahrhunderten des Mittelalters aus den „etlichen Fischer- und andern Häuslein" am Neckar keine rechte Stadt erwachsen. Feuersbrunst und Wassersnoth haben mehr als Einmal sich verschworen, ihre bescheidenen Ansätze zu zerstören, bis endlich Ruprecht I. von der Pfalz, zwar kein Gelehrter, sondern nur ein „*Simplex Laicus*" — wie er sich selbst nannte —, aber ein Fürst von klarem Blick und besonnener Thatkraft, welcher die Macht und den Segen wissenschaftlicher Bildung wohl zu schätzen wusste, bis Ruprecht, angeregt durch das schnelle Aufblühen Prags seit Gründung der Hochschule, damals noch im kräftigen Mannesalter den Gedanken fasste, den er nach langer Vorbereitung als 77jähriger Greis in's Leben rief, auch seiner geliebten Heimat eine *universitas litterarum* zu geben, die erste in deutschen Landen nach der im kaiserlichen Wien. Und zwar in Heidelberg sollte sie erstehen, der „ausgezeichneten" Stadt, welche dem Pfälzer Kurfürsten vor allen andern seines gesegneten Landes denn doch wegen Milde der Luft und Ueberfluss an allen äusseren Lebensgütern weitaus „die passendste und angemessenste" zu sein schien. In 21 Jahren, den 18. October wird, so Gott will, das halbtausendjährige Jubiläum unserer Universität von Andern und vor Andern gefeiert und dann zumal Lob und Ehre unserer Ruperto-Carolina von beredterer Zunge verkündet werden. Der 18. October des Jahres 1386 — der Tag, an welchem Jahrhunderte später die Leipziger Schlacht Deutschlands Schicksal entschied, — ist der Stiftungstag unserer Universität. Und seitdem an diesem Tage Reginaldus, der Lütticher Cisterziensermönch und Pariser *Doctor Theologiae*, durch ein feierliches Hochamt in der Capelle zum heiligen Geiste die Universität eröffnet, seitdem dann am 17. November desselben Jahres der Niederländer Marsilius von Inghem, welchen der Kurfürst als „des Studiums in Heidelberg Anheber und Regierer" von Paris berufen, in dem Refectorium des Augustiner-Klosters — welches dort gestanden, wo jetzt die geselligen Räume des Museums uns empfangen, — zum ersten Rector erkoren worden und sich als solcher den Ehrennamen eines *primus Universitatis plantator* verdiente, seitdem ist auch der Universität Schicksal mit dem der Stadt in Freud' und Leid, in Noth und Glück unzertrennlich verbunden gewesen bis auf den heutigen Tag —: möge es auch also bleiben fernerhin!

Ueberblicken wir diese fünf Jahrhunderte unserer Universität, so lassen sich dieselben leicht als ein Jahrhundert des Kampfes und eines des Sieges, als ein Jahrhundert der Zerstörung und eines der Verödung, und endlich als das gegenwärtige Jahrhundert der

Wiedererweckung unterscheiden und bezeichnen; und in dem Wechselgeschick dieser Jahrhunderte spiegelt sich zugleich die Geschichte unserer Wissenschaft überhaupt ab.

Die Universität, genau nach dem Vorbilde der Pariser Hochschule eingerichtet, hatte der alten Gliederung gemäss neben den drei eigentlichen Fachfacultäten noch jene vierte, welche damals und noch lange Zeit später die artistische hiess, vielleicht passender als heut zu Tage die philosophische: wenigstens für uns Philologen mag in dieser Benennung der bedeutungsvolle Wink liegen, dass unsere Wissenschaft, insofern wir zugleich Schulmänner sind, zugleich auch eine Kunst ist und sein soll, und zwar, insofern ihr Object das kostbarste, die erste und edelste, so es giebt! Gleichzeitig mit der Einrichtung der Universität ward auch dieser „geliebten Tochter", wie ihr Schöpfer sie gern zu nennen pflegte, zu Nutz und Dienst der Grund zu der nachmals hochberühmten *bibliotheca Palatina* gelegt, einem Institute, welches in jener bücherarmen Zeit vor und selbst noch lange nach Erfindung der Buchdruckerkunst ein ganz anderer Schatz als selbst heut zu Tage war.

Natürlich gingen die ersten Jahrzehnte der Universität in der gewöhnlichen Fortsetzung der alten scholastischen Wissenschaften und in deren eigenthümlich formaler Betreibung vorüber; und es dauerte selbstverständlich, wie anderwärts, so auch hier ziemlich lange, bis der neue Geist wissenschaftlicher Behandlung Platz griff. Wir dürfen nicht leugnen, dass wie andere Universitäten, so auch die unsrige gegen die neu-alte Weisheit des Realismus sich gewaltig sträubte. Ein durch sein späteres Schicksal vielberühmter Mann, Hieronymus von Prag, musste 1406 hier vom Lehrstuhl weichen, weil er dem herrschenden Nominalismus sich zu fügen nicht über sich gewinnen konnte. Ein Fürst war es, ein kriegerischer thatkräftiger Fürst, der auch im deutschen Liede hochgefeierte Friedrich (I.) der Siegreiche, welcher den entgegengesetzten Richtungen, der *via modernorum* des mittelalterlichen Nominalismus und der *via antiquorum* des auf Aristoteles und Plato sich stützenden Realismus freie Bahn schuf. Er war es, der im Jahre 1452 mit „aufgeklärtem Despotismus" eine volle ganze Reform gab, in welcher für die Artistenfacultät ausdrücklich die Freiheit festgestellt war, entweder in der einen oder der andern Methode die logisch-dialektischen Wissenschaften zu lehren. Von da an Kampf, zum Theil bitterer, leidenschaftlicher Kampf, aber auch frisches neues Leben: denn wo Kampf ist, der rechte Kampf, da ist auch wahres Leben. Und so erstand auch ein solches Leben in Heidelberg, zumal als jener Kampf der alten Gegensätze seit dem Auftreten des neuen aus Italien herübergekommenen Humanismus neue Gegensätze schuf und neue Richtungen von ungeahnter Bedeutung einschlug. Nun wer möchte darum auch das frische Jahrhundert jenes Kampfes mit der todten Stagnation des 18. Jahrhunderts vertauschen, über welches wir später rasch hinweggehen werden, wenn freilich auch jener Kampf der ersten vereinzelten Humanisten, obgleich unter der Fahne eines freisinnigen thatkräftigen Fürsten geführt, dem zähen Widerstande der geschlossenen Universitätskörperschaft gegenüber vorerst ein fruchtloser bleiben musste.

Denn allerdings war in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts, seitdem der ebenbürtige Neffe und Nachfolger jenes Friedrich, der hochsinnige, kunstliebende geniale Kurfürst Philipp I. den Thron bestiegen, Heidelberg und namentlich da droben das alte Schloss bald auf längere, bald auf kürzere Zeit der wechselnd besuchte aber nie verödete Sammelplatz der Bedeutendsten jener deutschen Humanisten, welche damals die neue im gelobten Land Italia erworbene Weisheit über die Alpen zu uns herübertrugen, aber sie zugleich mit neuem

Geiste erfüllten und in neue Formen gossen, so dass bald jene stolzen feingebildeten Welschen erstaunen und verstummen mussten, wie rasch die hyperboreischen Barbaren auch in römischen Zungen zu reden und griechischen Geist zu verstehen gelernt hatten!

Es ist ein erlesener Kreis von Männern, die zu den besten der damaligen Zeit gehören, welche sich dort am Hofe Philipps zusammenfanden und zum Theil auch an der Universität ihre Thätigkeit entfalteten. Da war zunächst Rudolf Hausmann, gewöhnlich Agricola nach damaliger Sitte genannt, der erste namhafte Grieche in Deutschland, welcher, was er von Aristoteles erlangen konnte, sich eigenhändig abschrieb, zugleich der erste Stilist, welcher durch sein elegantes Latein die „übermüthigen Italiener" beschämte, aber die Alten keineswegs, wie diese, nur als Muster des Stils, sondern zugleich als Meister richtigen Denkens und Hauptquelle gründlicher Kenntnisse ansah und in diesem Sinne auf sie zurückgehend jenes erste Lehrbuch der Dialektik als der Kunst richtig zu denken und das Gedachte gut auszudrücken schrieb, welches so viel Benutzung und Nachfolge gefunden hat —; Rudolf Agricola, welcher der Verkündigung dieses neuen Evangeliums sich so ganz gewidmet hatte, dass er darum weder ein Weib noch eine feste Stelle annehmen wollte, aber dafür in Heidelberg jene freie sorglose Musse fand, welche ihm allein zusagte, der dennoch in unablässigem Streben sich nimmer genug that, bis er frühzeitig — kaum über vierzig Jahre alt — in's Grab gesunken ist (1485).

Da war ferner Conrad Celtes, gewöhnlich nur bekannt als fahrender Poet, weil ihm, der fast sein ganzes Leben auf Reisen verbrachte, einst zu Nürnberg Kaiser Friedrich III. den Dichterlorber auf die Stirn gedrückt hatte; aber zugleich — was damals noch seltener als heut zu Tage — ein tüchtiger Sacherklärer der alten Classiker, für die sogenannten Realien, insbesondere Geschichte und Geographie thätig, überhaupt von lebendig praktischem Geiste beseelt, wie er denn in Wien, wo er durch Kaiser Max in einer grossartigen Wirksamkeit zuletzt noch Ruhe fand, zugleich Vorsteher des nach seinem Plane gestifteten Collegium poëticum und erster Bibliothekar der von ihm erst geordneten nachmals so berühmten Bibliothek war, und neben diesen und unzähligen andern Geschäften immer noch Zeit fand, durch die von ihm selbst geleitete Aufführung eigener Festspiele auch das alte Drama gleichsam wieder in's Leben zurückzurufen. Wie er aber, frühzeitig heimatlos, in Heidelberg zuerst Unterstützung und Anregung, namentlich auch durch Agricola, gefunden, so knüpft sich an seinen spätern Aufenthalt daselbst die Gründung der ersten gelehrten Gesellschaft in Deutschland, welcher seitdem so viele andere nachgebildet worden sind, der *Societas Rhenana*, welche um die Wende des Jahrhunderts die aufgewecktesten und feinsten Köpfe Deutschlands über ein Jahrzehnt zu gemeinsamer Arbeit und gegenseitiger Kritik vereinigt hat.

Da war vor Allen Johann Reuchlin, vom Rauche benannt — daher in Kapnio seinen Namen gräcisirend —, und dennoch bald der Schreck der Dunkelmänner, welchen das bewundernde Urtheil seiner Zeitgenossen den „Phönix der Deutschen", ja „das Licht der Welt" — *lumen mundi* — genannt hat. „*Ex fumo dare lucem,*" mit diesem Motto könnte man das Porträt des grossen Humanisten bezeichnen, welcher zuerst der Christenwelt die vollkommen verschollene hebräische Sprache wieder zugänglich machte und damit den grundlegenden Bibelstudien der Reformatoren vorarbeitete, zuerst die kaum in schwachen Anfängen nach Deutschland herübergebrachte griechische Sprache auf strenges und methodisches Studium gründete, das erste lateinische Wörterbuch — den *Vocabularius Latinus Breviloquus dictus* — verfasste; aber dabei nichts weniger als ein einseitiger *Doctor umbraticus*

war, sondern hochgebildet und wohlbewandert in aller damaligen Wissenschaft — selbst die für uns räthselhaft gewordene Kabbala mit eingeschlossen —, zugleich ein Meister des Wortes in allen drei von den Alten festgestellten Arten der Beredtsamkeit und mit klarer Sicherheit auf den Höhen des Lebens einherschreitend, ein Staats- und Weltmann im besten Sinne des Wortes, mit Fürsten und Herren zu verkehren gewohnt als mit seines Gleichen, daher von ihnen geehrt und ausgezeichnet auf jegliche, aber stets wohlverdiente Weise: in den Adelsstand, zum kaiserlichen Pfalzgrafen erhoben und endlich zum Bundesrichter in Schwaben bestellt.

Und noch manch' Andern könnte ich namhaft machen, derer, welche jetzt verschollen, damals lebendig und erfolgreich wirkten. Doch ihre Aufzählung würde uns zu lange aufhalten. So sei denn nur noch des Mannes gedacht, welcher als der eigentliche Schöpfer dieses neuen humanistischen Zeitalters in Heidelberg angesehen werden muss. Es ist Johann von Dalberg, der Edelste der Edeln, seit 1482 des Kurfürsten Kanzler und treuer Berather, — was er auch bis zu seinem leider nur zu frühen Tode (1503) geblieben ist, selbst nachdem er Fürstbischof von Worms geworden —, Johann von Dalberg: ein Mäcen im vollsten und schönsten Sinne des Wortes, begeistert für die Wissenschaft, deren er selbst in bedeutendem Maasse mächtig war, wohlwollend und ansprnchslos gegen deren Pfleger und Jünger, die er auf alle Weise förderte, fest und mild, weltklug und gemüthsvoll hat er zwischen Fürst und Gelehrten den glücklichsten Vermittler gemacht. Er war es, welcher einst (1475) auf seiner Pilgerfahrt nach Italien zu Ferrara mit Agricola jenen Freundschaftsbund geschlossen hatte, in welchem der edle Dietrich von Plenningen der dritte gewesen, er war es, welcher Celtes' Plan zur Rheinischen Gesellschaft 1493 wirklich in's Leben rief und auf alle Weise aufrecht hielt, er war es, welcher 1496 Reuchlin aus seiner durch die Missregierung eines neuen Fürsten unmöglich gewordenen Stellung in seiner Heimat nach Heidelberg berief zu freiem ehrenvollen Wirken und Leben. Und was hat er besonders auch für die Universität Heidelberg gethan: „Urbild und Muster eines Curators“, so lautet über ihn das gerechte Wort eines seiner Biographen. So ist unter seinen Auspicien zuerst eine Professur der griechischen Sprache errichtet und an Reuchlins jüngern Bruder Dionysius, welchen dieser selbst gleichsam dazu erzogen hatte, vergabt, so sind damals auch manch' andere ausgezeichnete Lehrer nach Heidelberg an die Universität berufen worden, vor Allen, der uns vorzugsweise interessirt, Jacob Wimpheling von Schlettstadt, ein Schulmeister von echtem Schrot und Korn: wissenschaftlich durchgebildet wie irgend Einer, aber doch seine Wissenschaft nur zu Nutz und Frommen seiner Schüler anzuwenden beflissen, mochte er lieber Schulbücher, als gelehrte Ausgaben abfassen. Der hat als öffentlicher Professor, als Privatlehrer und Erzieher zweimal längere Zeit hier gelebt und gewirkt, hat in dem berühmtesten seiner Bücher, jener in den Schulen selbst gelesenen und erklärten „Adolescentia“ („die Jugend“), welches er seinem Eleven, dem jungen Grafen von Löwenstein widmete, zuerst die hohe Aufgabe der humanistischen Pädagogik hingestellt und durchgeführt, hat von ihr ausdrücklich verlangt, sie solle vor Allem sittlichend wirken, solle die innige Vereinigung echt christlichen Lebens und streng antiker Einfachheit als ihr eigentliches Ziel betrachten!

Aber dennoch, hochverehrte Vers.! wollte in diesem Jahrhunderte des Kampfes der Humanismus an dieser Stätte noch nicht recht gedeihen: vielmehr finden wir leider gerade die Universität mit den erleuchteten und wohlwollenden Plänen ihres Curators und ihres Landesherrn im heftigsten einer bessern Sache würdigen Widerstreite, wie denn z. B. die Artistenfacultät gegen Professur und

Professor der griechischen Sprache sich ablehnend verhielt. Vielleicht, dass bei der streng kirchlichen Haltung der Universität gerade durch den frommen tief ernsten Sinn des ersten Lehrers, welchen Kurfürst Philipp unmittelbar nach seinem Regierungsantritt selbst hierher berufen hatte, durch die ganze Richtung jenes ehrwürdigen Johann Wessel, den man mit Recht „den Vorläufer Luthers“ genannt hat — vielleicht, dass gerade dadurch die Männer der alten Schule, die entschiedenen Anhänger der herrschenden Kirche überhaupt misstrauisch wurden gegen die Richtung des Humanismus in Deutschland, vielleicht, dass sie damals bereits in den von ihm mit Begeisterung gepflegten und empfohlenen Sprachen „die Scheide“ ahnend erkannten, „darinnen dies Messer des Geistes stecket“, welches bald ausgezogen und gegen jenen anderthalb Jahrtausend alten Organismus gezückt werden sollte!

Denn allerdings, verehrte Vers.! bei uns Deutschen — und das dürfen wir mit echt nationalem Stolze sagen — bei uns hat der Humanismus einen ganz andern Weg eingeschlagen, einen ganz andern Geist wachgerufen, als drüben jenseits der Alpen im Lande seiner Entstehung. Dort hat er nur zu bald einen gewissen ausschliesslich ästhetischen Charakter angenommen, welcher immer mehr in eitles Scheinwesen, ja zuletzt gar in frivole Sittenlosigkeit und gespreizte Geckenhaftigkeit sich verlief, und von diesem Standpunkte aus zwar auch eine Zeitlang gegen die Kirche mit Witz und Schimpf Opposition zu machen sich erkühnte, sehr bald aber ungebessert in ihren Schooss zurückkehrte, als in Deutschland und von deutschen Humanisten mit der Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern Ernst gemacht werden sollte. Die Richtung dieses deutschen Humanismus ist durchaus ethisch-pädagogisch gewesen: *eloquens pietas*, „beredte Frömmigkeit“ hat der grosse, jetzt fast verschollene Gründer der *schola Latina*, Johannes Sturm in Strassburg als deren Ziel genannt. Kurz und treffend; denn allerdings diese *schola Latina* war eine Tochter der Reformation und sollte deren Helferin werden. Johannes Sturm führte nur aus, worauf Luther hingewiesen, wozu Melanchthon den ersten Grund gelegt hatte, und mit jenem epigrammatischen Worte hat er ganz richtig das Princip seiner wohlgegliederten Schulorganisation bezeichnet, welches trotz und mit allen nachfolgenden Reformversuchen Concessionen und Modificationen dennoch drei Jahrhunderte unser Gymnasialwesen beherrscht hat und bis zur Stunde durch ein anderes ebenso fasslich klares und allgemein gültiges noch nicht ersetzt worden ist. Und schon damals, als Luther mit seinen 95 Thesen unbewusst das Werk der Kirchenverbesserung begonnen, da hat der 79jährige Canonicus von Münster, Rudolf von Lange, der allgesuchte und allverehrte Schulvater und Schulmeisterberather Deutschlands, in Begeisterung ausgerufen: „Jetzt ist die Zeit gekommen, da die Finsterniss aus Kirche und Schule ausgerottet wird, da die Reinheit der christlichen Lehre in die Kirche und die Reinheit der lateinischen Sprache in die Schule zurückkehrt!“

So innig verbunden erstand damals Schul- und Kirchenreform, und so ist es denn natürlich, dass das Jahrhundert des Sieges, das 16., unmittelbar an die Männer und die Ereignisse der Reformation anknüpft. Melanchthon, Reuchlins Schüler und Neffe ist, kaum den Kinderschuhen entwachsen, zehn Jahre vor Beginn der Kirchenverbesserung gen Heidelberg gezogen, hat hier gelernt und gelehrt, akademische Ehren und Würden empfangen, hat endlich hier auch für einige adelige Zöglinge, „ein Knabe für Knaben“, wie er später selbst mit der ihm eigenen ironisch liebenswürdigen Bescheidenheit gestand, seine erste griechische Grammatik geschrieben; und diese Grammatik hat sich dann in unzähligen Bearbeitungen,

Erweiterungen und Nachahmungen erhalten bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts, ja bis tief in das unsrige hinein. Die älteren meiner verehrten Herren Collegen erinnern sich gewiss noch, wie ich, aus ihrer ersten Knabenzeit „der verbesserten und erleichterten griechischen Grammatica“, so zu Halle im Verlag der Waisenhaus-Buchhandlung seit dem Jahre 1705 in unzähligen Editionen „mit stehendbleibenden Schriften“ erschienen; jener Grammatica mit ihren altmodischen stumpfen Lettern auf grauem Löschpapier, mit dem seltsamen roth und schwarzen Buchstabengewirr auf dem wunderlich wortreichen Titel und mit dem gemüthlichen Bildchen darunter — eine aufgehende Sonne mit einem Säemann — gut gemeint und schlecht gezeichnet, —

(Heiterkeit.)

und zur Linken des Titels den stattlich-ästereichen, eines altadligen Hauses würdigen Stammbaum mit der vollständigen Abwandlung des berühmten griechischen Schulzeitwortes τύπτω, welches leider nur zu bald für die deutsche Gymnasialdisciplin *nomen et omen* werden sollte. Nun wohl, diese alte Hallische Grammatica ist der letzte Spross jenes ersten Büchleins *de ratione Graecae Grammaticae* gewesen, welches, wie gesagt, der frühreife Melanchthon als Erstlingswerk in seinem 16. Jahre hier in Heidelberg für seine Privatschüler geschrieben hat. Am Vorabende der Reformation, am 26. April 1518, hat Luther, zu einem Convente des Augustiner-Ordens als Bevollmächtigter seines Klosters hierher gesendet, unter grossem Zulauf und Beifall von Mönchen, Professoren und Studenten eine theologische Disputation gehalten, welche als das Vorspiel der 95 Thesen zu betrachten ist. Noch zeigt die Ueberlieferung in dem benachbarten Neuenheim das einfache Häuslein, in welchem er damals Herberge genommen haben soll.

Vier Jahre später, 1522, brach auch für die Universität eine neue Aera an: Kurfürst Ludwig V., obwohl der beginnenden Kirchenreformation feind, setzte durch, was sein Vorgänger Philipp vergebens versucht hatte, eine durchgreifende energische Reform der Universität, welche namentlich den Sieg des Humanismus mit sich führte. Von dessen Nothwendigkeit hatte sich denn unterdessen auch die Artistenfacultät überzeugt, und so war sie es diesmal selbst, welche bei dem Kurfürsten um die Berufung des allgefeierten Desiderius Erasmus einkam, unbedingt des feinsten und gelehrtesten Humanisten des ganzen Jahrhunderts; der aber freilich weniger als Lehrer, noch weniger vielleicht als Erzieher, denn als Gelehrter und Schriftsteller zu wirken berufen war. Auch Johann Oekolampadius, der später hochberühmte, hochverdiente Reformator von Basel, war eine Zeitlang für Heidelberg ausersehen. Zwar diese Versuche schlugen fehl, dafür aber finden wir, dass im 16. Jahrhundert, bald längere bald kürzere Zeit, eine ganze Reihe von Männern hier lebten und lehrten, welche, wenn auch für die philologische Wissenschaft der Gegenwart nicht mehr von grosser Bedeutung, doch ihren Lohn dahin haben: denn sie haben gelebt in der glücklichen Zufriedenheit frischen erfolgreichen Wirkens, sie haben den Besten ihrer Zeit genug gethan, und wir werden sehen, dass auch wir, die stolzen Epigonen, uns an ihrem bescheidenen Beispiele erheben, ja dass wir in dem Einen, was uns Noth thut, noch von ihnen lernen können!

Zu jenen trefflichen Männern zählen wir vor Allen Hermann von dem Busche, von gutem altem Adel, der aber meinte „Adel ohne Wissenschaft sei nur halber Adel“, diesen feurigen Wanderapostel der neuen Weisheit, diesen fahrenden Ritter des Humanismus, welchem er in seinem berühmten *Vallum humanitatis* eine feste Burg errichtet hatte wider die feurigen

Pfeile aller seiner böswilligen Widersacher, der da von Universität zu Universität zog, ein Katheder nach dem andern bestieg, überall ein fröhlich Turnei zu halten für das neu aufgegangene Licht der römischen und griechischen Classiker, stets zur überschweuglichen Begeisterung der Jünger aller Orten, nicht selten aber auch unter den feindseligen Schmähungen des fachgenössischen Brodneides. Eine ganz andere Gestalt tritt uns in dem redlichen, ernst religiösen Simon Grynaeus entgegen. Blicken wir auf das Antlitz des Mannes, wie es dort in der Aula von Basel zu sehen ist, wohin er von Heidelberg zog — leider durch des Lebens Noth gezwungen —, blicken wir auf jenes Bild, so tritt uns in dem scharf geschnittenen Profil, in den tiefen Furchen der hohen Stirn, in dem glattgestrichnen schlichten Haar, dem langen, regelmässig zugespitzten Barte das Bild eines Mannes entgegen, der streng gegen sich wie gegen Andere, nicht bloss viel gearbeitet und gedacht, sondern auch viel gerungen in geistlichen Kämpfen und weltlichen Anfechtungen. Und so hat er denn auch mit gleicher Gewissenhaftigkeit als Philolog den Handschriften der alten Classiker nachgespürt — er entdeckte die letzten 5 Bücher des Livius in einer Handschrift des Klosters Lorch —, als Theolog dem Einen nachgejagt, was dem christlichen Sinne Noth thut.

Aber das strahlendste Licht der Hochschule Heidelbergs im 16. Jahrhundert ist doch Jacob Micyllus geworden, den zu besitzen die kleine Universitätsstadt am Neckar und die grosse Reichsstadt am Main gewetteifert, um dessen Seele und Wirksamkeit Heidelberg und Frankfurt gleichsam mit einander gerungen haben, bis doch endlich „Alt-Heidelberg die feine, an Weisheit schwer und Weine" den Sieg davongetragen, so dass der Wackere für immer das Rectorat des Frankfurter Gymnasiums mit der Professur der griechischen Sprache an der Rupertina vertauscht und die letzte glücklichste Zeit seines Lebens (1547—1558) bei uns zugebracht hat; Jacob Micyllus, Lieblingsschüler und Freund Melanchthons, welcher seiner „Umsicht und Gewissenhaftigkeit" die Umarbeitung seiner lateinischen Grammatik anvertraute; hochgelehrt und wissenschaftlich durchgebildet in beiden Sprachen, ein tüchtiger Kritiker, ein allseitiger Exeget, ein gewandter Uebersetzer und zwar nicht bloss als lateinischer Interpret griechischer, sondern auch als volksthümlicher Verdeutscher lateinischer Classiker, und zugleich — ein wahres Wunder! — eifriger Pfleger und Beförderer der „*Arithmetica logistica;*" insbesondere auch ein lateinischer Poet wie Wenige, der nicht allein durch seine noch heut zu Tage beachtenswerthen „*libri tres de re metrica*" die Wissenschaft der alten Metrik und Prosodik theoretisch begründete und ausführte, sondern dem auch wirklich diese „lateinische Poeterei" in Fleisch und Blut übergegangen, dem die römische Muse gleichsam Freundin und Vertraute geworden war; vor Allem aber doch Schulmeister und Lehrer mit Leib und Seele, stets darauf bedacht, nicht bloss durch das lebendige Wort, sondern auch durch praktische Schriften, Lehrbücher, Ausgaben, Commentare für die Zwecke der Schule zu wirken, den Geist, der ihm selbst vertraut war, auch seinen Zöglingen einzuflössen; trotz alledem jedoch keineswegs nach Schulpedantenart dem sonstigen Leben der Gegenwart abgewendet, vielmehr ein sicherer Organisator auch in weiteren Kreisen, wie er denn noch in dem letzten Jahre seines Lebens im Verein mit Melanchthon vorzugsweise zu dem grossen Reformationswerke beigezogen wurde, welches der treffliche Otto Heinrich, ein Fürst voll Bildung, Geist und Thatkraft, in Kirche und Schule vollziehen liess, während er 8 Jahre früher für seine Facultät neue Statuten entworfen hatte, welche nicht nur von Facultät und Senat einstimmig angenommen wurden, sondern auch dem einsichtsvollen Gesetzgeber nach Senatsbeschluss einen silbernen Ehrenbecher als Belohnung einbrachten. Ein bedeutungsvolles Symbol für unseres Micyll ganze Persönlichkeit,

dieses Geschenk: es deutet uns an, dass derselbe auch dem heitern Lebensgenusse nicht fremd gewesen. Und so war's auch: an Freud' und Leid der ihn umgebenden Welt hat er immer den lebendigsten Antheil genommen, alle möglichen Erlebnisse und Erfahrungen heiterer, ernster und trauriger Art hat er in leicht fliessende, charakteristische Verse gefasst: seine zahlreichen Gedichte sind die besten Zeugnisse seines vielseitig bewegten Lebens. Wie er für Melanchthon jene Reise, die ihn 1524 von Wittenberg nach Frankfurt zum Antritte seines ersten Schulamtes führte, von Station zu Station gar anmuthig beschrieben, so hat er seinem Camerarius mit erschütternder Wahrheit jene grause Katastrophe vor Augen gestellt, als dort am 25. April 1537 der Blitz in den Pulverthurm des alten Schlosses fuhr und ihn „in Einem Nu zusammenstürzen" liess, dass es war, „als sei die ganze Welt aus den Angeln gerissen," zum Entsetzen der zagenden Stadt, da man „nichts anderst meinte, als der jüngste Tag würde einbrechen"; so hat er in einer ganzen Reihe bunter lebensvoller Bilder jenes grosse Schützenfest geschildert, welches der greise Kurfürst **Friedrich II.** noch kurz vor seinem Tode im November 1554 auf der Neckarebene veranstaltete. Und so hat er in Versen seinen Freunden von sich und den Seinigen Kunde gegeben, zu ihren eigenen Geschicken bald Trost, bald Glückwünsche gesendet, in Versen fürstliche Vermählungen, Thronbesteigungen; Leichenbegängnisse würdig gefeiert, in Versen seine Schüler ermahnt und seine Collegia angezeigt, in Versen aber auch manch' artig Blatt den trauten Genossen gewidmet, mit denen er in der Weise eines Sokratischen Symposions zusammenzusitzen und bei'm Becherklange Schönes und Wahres aus alter und neuer Zeit zu besprechen liebte. Ja, wenn wir alle die Züge, welche sein ebenbürtiger Nachfolger im Frankfurter Rectorat, unser allverehrter **Classen**, den wir so ungern hier vermissen, zu einem wahren Lebensbilde Micyll's vereinigt hat — wenn wir besonders diese frischen, heitern Charakterzüge erwägen, ich denke, der Schatten des alten gestrengen Schulherrn wird uns nicht zürnen, wenn wir meinen, auch er sei der „fröhlichen Gesellen" Einer gewesen, als deren „Stadt" unser Festdichter „Alt-Heidelberg die feine" gefeiert hat!

Ernster, strenger, concentrirter oder einseitiger — wie man's nennen will — wenn auch desshalb gewiss nicht solider, tritt Micyll's Nachfolger, der wackere **Holzmann**, so sich aber **Xylander** nannte, uns entgegen, ein allzeit fertiger und dabei ebenso gewandter als kritischer Uebersetzer umfangreicher Classiker, wie vor Allen des Plutarch. Und um an einem Beispiele zu zeigen, wie mannigfaltig die Männer waren, welche damals hier in Heidelberg nach einander sich einfanden, — will ich an jenen viel umgetriebenen **Aemilius Portus** erinnern, der, Italiener von Geburt, in der Schweiz erzogen und eingebürgert, dann schon im reiferen Mannesalter nach Deutschland herüberwanderte und endlich nach schwerer Noth und nach langen Irrsalen und Kämpfen bei uns nicht nur einen sichern Port, sondern auch einen erfreulichen Wirkungskreis gefunden hat, in welchem er 16 Jahre lang (1593—1609) mit Wort und Schrift thätig gewesen ist, bis den krankhaft Reizbaren eigene Verschuldung wieder von da vertrieb. Er hat es selbst in einem griechischen Dankhymnus geschildert, und es ist rührend zu lesen — zumal wenn man dabei an unsere modernen Verkehrsstrassen denkt —, wie Aemilius damals sammt Weib und sechs kleinen Kindern mit seiner ärmlichen Fahrhabe auf drei gebrechlichen Kähnen von Basel aus den Rhein herabgefahren, und wie des Allmächtigen Gnade ihn und die Seinen aus Strom und Wellen, ja aus Räuberhand gerettet, bis er endlich das Städtchen **Frankenthal** in unserer Nähe erreichte und dort vorläufig sein Wanderzelt aufschlug!

Und so könnte ich noch manch' andern Humanisten nennen, welcher im Jahrhunderte des Sieges zu Heidelberg thätig gewesen ist. Doch die Zeit erlaubt nicht, auch nur in dieser

knappen Weise auf sie einzugehen, und ich will Sie nicht mit blossen Namen aufhalten. So sei denn nur noch zweier Männer gedacht, so mehr als Gelehrte und als Männer der Wissenschaft, denn als Lehrer gewirkt haben: zuerst des grossen Bibliothekar der berühmten damals noch vollständigen, jetzt bekanntlich leider nur in ärmlichen Trümmern vorhandenen *bibliotheca Palatina*, Johannes Sylburg, welchen der gelehrte Buchdrucker Commelinus 1591 hieher berief, um seiner Presse würdige Arbeit zu liefern. Das hat denn auch Sylburg in reichem Maasse gethan: bekanntlich sind seine Ausgaben griechischer Classiker, von welchen ich hier nur die von Niebuhr hochgepriesene Bearbeitung des Dionysios von Halikarnass erwähne, bis auf den heutigen Tag von grossem Werthe. Sylburg ist unzweifelhaft der erste Kritiker seiner Zeit gewesen, welcher bereits mit klarem Bewusstsein und scharfer Entschiedenheit die beiden Grundpfeiler auch der modernen Wortkritik — strenge Feststellung der handschriftlichen Ueberlieferung und gründliche Erforschung der Sprachgesetze und des Sprachgebrauchs sowohl im Allgemeinen als im Besondern und Einzelnen —, Sylburg ist es gewesen, der diese beiden Grundsätze der Kritik nicht nur bereits erkannt und festgestellt, sondern auch mit gewissenhafter Bedachtsamkeit und planmässiger Sauberkeit ausgeführt hat, daher ihm, dem früh Hingeschiedenen (1596) mit vollem Rechte der Titel seiner noch an unserer Peterskirche befindlichen Inschrift gebührt: *Graecae linguae instauratori.* Endlich sei noch mit Einem Worte des redlichen und bescheidenen Janus Gruterus gedacht, der unter den Auspicien des grossen Joseph Scaliger die Inschriftenkunde wissenschaftlich zu begründen unternahm.

Genug: bei'm Uebertritt in das neue Jahrhundert schien allerdings Heidelberg zu einer hervorragenden Stätte des Humanismus für alle Zukunft bestimmt zu sein. Doch „es ging anders aus!" — Lassen Sie mich über die beiden folgenden Jahrhunderte, das der Zerstörung, das 17., und das der Verödung, das 18., rasch hinweggehen! Sie sind ja allbekannt, jene Gräuel, jene entsetzlichen Frevel, welche zweimal, in dem 30 jährigen und im Pfälzer Kriege, unser Heidelberg verwüstet, verödet, Lehrende und Lernende in alle vier Weltgegenden zerstreut haben! Noch hat sich die Erinnerung erhalten, wie Tilly's Soldaten die Blätter der zerrissenen Bücher den Pferden in den Ställen untergestreut; noch bis auf den heutigen Tag harrt der grössere Theil der handschriftlichen Schätze der auf hundert Mauleseln über die Alpen geschleppten Palatina im Vatican zu Rom seiner Erlösung und seiner Zurückgabe an die deutsche Wissenschaft! Und doch sollte dieses und was sonst noch an Drangsalen im Laufe jenes unheilvollen Krieges Heidelberg und seine Universität gelitten, nur ein schwaches Vorspiel sein von noch Schlimmerem, wie es seit den Zeiten der Hunnen und der Mongolen nirgend mehr war erlebt worden. Denn wie ein halbes Jahrhundert nach dem Ende des 30 jährigen Krieges die organisirten Banden der allerchristlichsten Majestät von Frankreich, des grossen Ludwig des XIV., zweimal hier gehaust haben, wer wüsste das nicht? Und doch, wenn sie reden könnten, jene Trümmer dort oben, jener zerborstene, halb in den Graben gesunkene Thurm, wenn sie reden könnte, die mächtige verwitterte Kirche auf unserem Markte und ihr gegenüber die alte narbenvolle Herberge zum Ritter — die stummen noch lebenden Zeugen, so einzig stehen blieben, als die ganze übrige Stadt in Flammen aufging, in Asche niedersank —, verkünden würden sie von Thaten und Leiden, welche kein Mund überliefert, keine Feder aufgezeichnet hat. Ja, diess „thränenwürdige und erbärmliche Ende der Krone der ganzen Pfalz" — wie es in der Chronik heisst — es ist und

bleibt ein ewiges Brandmal jenes äusserlich gleissenden, innerlich verfaulten Zeitalters, ein Brandmal, welches durch keine Panegyrik jemals ausgetilgt werden kann. Denn was vermöchten die wohlgesetztesten akademischen Reden gegenüber dem schlichten Reim, in welchem man die Klage „jenes alten Rutilius" über die wüstliegende Etruskerstadt[1]) auf Heidelberg anwendete:

„Warum betrübt man sich, wann Menschen schon verderben:
Da man doch öffters sieht, dass Städte können sterben."

Und allerdings, es war damals an der Scheide des Jahrhunderts, als ob nicht bloss Humanismus und Universität von dieser Stätte verscheucht, es war, als ob diese gute Stadt selbst für immer von dem Erdboden vertilgt worden wäre. Aber wiederum kam es anders. Die Stadt erhob sich neuverjüngt aus der Asche, das Schloss stieg in neuer Herrlichkeit aus den Trümmern empor, die Hochschule füllte sich von Neuem: mit dem Ausgange des Jahrhunderts kehrten die alten Professoren zurück, welche seit der letzten Zerstörung in Frankfurt sich zusammengefunden hatten; neue Lehrer wurden berufen, neue Schüler strömten herzu —, kurz, es schien, als sollte auch die Universität ein neues Leben gewinnen. Aber es war nur ein Scheinleben, ein äusserliches Leben; der Geist war dahin: auf das Jahrhundert der Zerstörung folgte das der Verödung!

Unter dem katholischen Kurfürsten Johann Wilhelm kam der Unterricht in die Hände seiner Erzieher, der Jesuiten, welche die von Johannes Sturm für die neue Kirche gegründete *schola Latina* mit grossem Geschicke und sicherer Berechnung für ihre sehr entgegengesetzten Zwecke anzuwenden wussten. Diese eigenthümliche Lehrmethode, welcher man sichere und wirksame Consequenz nicht absprechen kann, diese jesuitische Disciplin hat damals im 18. Jahrhundert die Hörsäle und wohl auch die Schulzimmer Heidelbergs vollkommen beherrscht. Lassen Sie mich schweigen von diesem geistlosen und geistknechtenden Formalismus, lassen Sie mich schweigen von diesem Jahrhunderte der Verödung, welches doch anderwärts ein Jahrhundert der Wiedergeburt und des frischen Strebens gewesen ist, wie denn auch unsere Philologie einen neuen Aufschwung nahm, der von Gessner und Ernesti angebahnt, von Winckelmann und Lessing auf ungeahnte Ziele hingeführt, von Heyne erweitert und popularisirt, von Wolf endlich noch vor dem Ablauf des Jahrhunderts als die neue „Alterthumswissenschaft" auf den Gipfel zugleich genialer und methodisch sicherer Forschung geführt worden ist. Aber von dem Wehen dieses Geistes ist allerdings in unserm Heidelberg damals kein Hauch zu verspüren gewesen: in der langen Reihe seiner humanistischen Lehrer findet sich kein einziger einigermaassen namhafter Philologe.

Da erhoben sich nun auch am Ende des Jahrhunderts die Stürme der französischen Revolution, welche noch ganz andere Majestäten zertrümmerte als alte Universitäten, welche die ganze Welt, Grosses und Kleines, durcheinander warf, insbesondere aber bei all' ihrem wirklichen und vorgeblichen Streben für die idealen Güter der Menschheit auch die realen Besitzthümer von Völkern und Einzelnen keineswegs verschmähte. Die Gefälle der Universität waren fast ausnahmslos auf dem linken Rheinufer gelegen; auf sie legte die französische Republik ihre feste Hand: da ward es trüb und traurig, die Besoldungen der Professoren versiegten, die dringendsten Bedürfnisse konnten nicht mehr bestritten werden, mit Einem Worte, es ging der *nervus rerum gerendarum* aus, —

(Heiterkeit.)

1) Rutil. Namat. I, 413 sq. über das im ersten Bürgerkriege zerstörte Populonia *Cur (so!) indignemur mortalia corpora solvi? Cernimus exemplis oppida posse mori.*

der nun einmal nicht bloss für die Werke des Krieges, sondern auch für die Künste des Friedens nothwendig ist. Da schien es, als sei es auch mit der humanistischen Bestimmung Heidelbergs zu Ende — für immer. Man dachte daran, man sprach davon, man drang darauf die Universität Heidelberg gänzlich aufzuheben und einzuziehen.

Da hat der neue Landesherr, der unvergessliche Carl Friedrich, durch sein Organisationsedict vom 13. Mai 1803 das mächtige Wort gesprochen, durch welches er die sterbende Universität wieder in's Leben rief und nach Ruprecht I. ihr zweiter Schöpfer wurde: von diesem Tage an heisst die Universität nicht mehr Rupertina, sondern Ruperto-Carolina. Mit vollem Rechte: — denn Carl Friedrich verdanken wir es, dass mit dem neuen Weltjahrhundert auch ein neues Jahrhundert der Wiedererweckung für unsere alte Hochschule anbrach.

Wir selbst stehen noch in diesem Jahrhundert des frischen Erwachens, des fröhlichen Aufschwungs; wir sind in den Kreis der Lebendigen eingetreten: Sie begreifen, dass mein Wort verstummen muss. „Der Lebende hat Recht" — ja wohl, in allen Dingen, nur nicht darin, über sich selbst Recht zu sprechen, über sich selbst ein unparteiisches, endgültiges Urtheil fällen zu wollen oder fällen zu können: denn nur „die Weltgeschichte ist das Weltgericht!" Lassen wir denn das Urtheil über die neue Entwickelung Heidelbergs, seiner Philologie und seiner humanistischen Studien der Nachwelt und erinnern wir von den Lebenden nur an den Einen, dessen Namen ich nicht zu nennen brauche, weil Er in Aller Herzen lebt, der ehrwürdige gefeierte Nestor unserer Wissenschaft, welcher vor länger als einem halben Jahrhunderte hier seine grossartige Laufbahn begonnen hat und vor wenigen Wochen hier durchreisend das schlichte Haus aufsuchte, in welchem er damals als Privatdocent sein Phrontisterion aufgeschlagen. Gedenken wir nur noch kurz drei bedeutender Männer, welche hier gelebt und gewirkt haben, aber bereits den Todten angehören.

Da sei es mir denn gestattet, vor allen Dingen Ihnen in's Gedächtniss zurückzurufen, dass wenige Jahre nach der Wiedererweckung der Universität Friedrich Creuzer es gewesen ist, der zuerst die Nothwendigkeit eines philologischen Seminars gefordert und vom Standpunkte der damaligen Zeit aus mit fester Hand die älteren sehr weiten Umrisse dieses Instituts gezeichnet hat. Sei es mir ferner gestattet, bei diesem Manne noch einige Augenblicke zu verweilen. Da erinnern wir uns zugleich, dass sein grosser Gegner, der „wackre Eutinische Leue", wie er mit Recht genannt wurde, Johann Heinrich Voss, jener Verdeutscher, der da mit dem ersten Wurfe seiner alten Odyssee von 1781 — gleich dem Odysseus selbst bei den Phäaken — ein Ziel hingesetzt hat, was er selbst nicht wieder und auch kein Anderer nach ihm erreicht hat, der da auch, wie kein Anderer, ein Menschenalter hindurch die besten der alten Classiker zum Eigenthum der Gebildeten Deutschlands gemacht hat — wir erinnern uns, dass Johann Heinrich Voss von dem hochherzigen Carl Friedrich „zu amtloser Mitwirkung für die erneuete Universität" hieher berufen, die letzten 21 Jahre seines Lebens in glücklich freier und thätiger Musse hier verlebt und, wenn auch nicht unmittelbar als Lehrer, doch durch die Macht seiner Persönlichkeit und seinen anregenden Verkehr segensreich gewirkt hat. Die scharfen Gegensätze und schonungslosen Kämpfe zwischen ihm und Creuzer sind Ihnen bekannt. Die Geschichte ist über sie zur Tagesordnung übergegangen — ob für immer, wer mag's behaupten, wenn er auf manche Richtungen der modernen Mythologie blickt? — Aber diese Gegensätze waren nicht bloss Gegensätze persönlicher Auffassung der Wissenschaft: es spitzten

sich in diesen Männern nach einer bestimmten Richtung die allgemeinen Gegensätze zu, welche ein halbes Jahrhundert hindurch das ganze deutsche Leben in all' seinen geistigen Kreisen tief und gewaltig bewegt haben: die Gegensätze der Romantik und des Rationalismus, der Romantik, welche sich hier auf Polymathie und eine umfassende, wenn auch noch ziemlich unkritische, Kunde der gesammten Völker des Alterthums, des Rationalismus, welcher sich dort auf gründlich gelehrte, wenn auch etwas einseitige Erforschung des griechisch-römischen Alterthums stützte. Diesen beiden Männern möchte ich noch einen dritten der Hingeschiedenen anreihen und aus eigner lebendiger Erinnerung Ihnen vorführen, einen Todten, der auch wenigstens eine Zeitlang hier gelebt und gewirkt und in seiner ebenso umfassenden als gründlichen Gelehrsamkeit gewissermaassen jene Gegensätze, welche wir in Creuzer und Voss andeuteten, aufgehoben und zu höherer Einheit in sich vereinigt hat, der zugleich ein kernfester Biedermann ernster, strenger Art ohne Furcht und Tadel, ein Mann im vollen Sinne des Wortes gewesen, Karl Friedrich Hermann, selbst wiederum ein Schüler von Creuzer.

Gestatten Sie einmal mir dem Lebenden, diesen beiden Todten, Creuzer und Hermann, gegenüber persönlich zu werden. Gestatten Sie mir, an eine doppelte Scene zu erinnern, welche ich vor 20 Jahren auf der Darmstädter Philologenversammlung erlebt habe, und die seit jenem Tage mir unauslöschlich in's Herz geschrieben ist. Sie stehen mir von damals noch so klar vor Augen, jene Männer, dass, wenn ich die Kunst des Malers besässe, ich leicht und sicher ihre Züge an jene Tafel zeichnen könnte!

Was zunächst Creuzer anlangt, so finden Sie dessen Worte in den gedruckten Verhandlungen; aber den Eindruck, den diese gemacht, vermögen Sie dort nicht wieder zu finden.

Hermann hatte einen Vortrag gehalten über die seit Winckelmann und Lessing vielbehandelte Streitfrage, die Entstehungszeit der Laokoonsgruppe, ob diese nämlich in der Zeit der makedonischen Könige oder der ersten römischen Kaiser entstanden sei. Creuzer, der nicht genau gehört hatte, was Alles vor ihm gesagt worden, betrat die Rednerbühne, aufgefordert und gedrängt, auch seine Stimme über die alte Controverse abzugeben. Er begann damit, die Grundverschiedenheit der echten alten Kunst des Phidias und seiner Schule von der ausgearteten auf Effect und sinnliches Ergötzen berechneten Kunst der späteren Griechen in scharfen Zügen zu zeichnen. Ich sehe ihn noch auftauchen, diesen nicht schönen aber mächtigen Kopf, diese scharf geschnittenen, stark ausgeprägten männlichen Züge, die kräftig hervortretenden Knochen, das röthliche spärliche Haar, ich sehe noch das blitzende Auge, das bewegte Minenspiel des Antlitzes, wie er von Begeisterung fortgerissen den Eindruck schilderte, den die Gruppen des Phidias dort im britischen Museum auf Jeden machen müssten. Wie wurde da der Greis lebendig, wie floss es ihm da vom Munde gleich einem Feuerstrom! „Ja, meine Herren!" rief er, „wenn man sie sieht, jene Männergestalten vom Parthenon — sie sind wie gewachsen — da muss man sagen: Die hat kein Mensch gemacht, die hat Gott gemacht!" — „Aber jener Laokoon und die ihm ähnlichen Werke, in denen das Raffinement des Künstlers, das Bestreben desselben hervortritt, seine anatomischen Kenntnisse, seine Virtuosität in der Führung des Meisels zu zeigen, diese Werke, meine Herren! — Bravourarien sind's, in Marmor gehauen!" .... Das sind des Alten *ipsissima verba*, wie man zu sagen pflegt, welche damals einen wahren Beifallssturm hervorriefen.

Und nun zu Carl Friedrich Hermann. In Darmstadt vor 20 Jahren war's, wo zuerst der bescheidene Versuch gemacht wurde, eine pädagogische Section in's Leben

zu rufen. Hermann, aus innerster Seele jeder Zerstückelung des Einen grossen Ganzen der Wissenschaft abgeneigt, trat als entschiedenster Gegner in drei auf einander folgenden Sitzungen der Bildung dieser und jeder andern Section entgegen. Es war ein harter, heisser Kampf. Das Schicksal stellte mich, den jungen, damals schon von vielen Seiten angefeindeten Mann gerade ihm in der ersten Reihe gegenüber. Die Schlussabstimmung entschied für uns; da kam er ehrlich und fest auf mich zugeschritten, drückte mir die Hand mit sehr kräftigem Drucke und sprach: „Herr Doctor, ich ehre Ihre Ueberzeugung und die Art, wie Sie dieselbe vertheidigt; aber die Philologenversammlung haben Sie gesprengt!“ Damit liess er meine Hand nicht ganz sanft los. Ich entgegnete ruhig: „Wir hoffen sie nicht gesprengt zu haben, wir hoffen, dass sie erst jetzt ein rechtes Leben gewinnen werde!“

So lassen Sie mich denn, hochgeehrte Vers., an dies Vaticinium des noch gewiss in den Herzen Vieler von uns lebenden Hermann die kurzen Betrachtungen noch anknüpfen, welche ich an die Geschichte des Humanismus in Heidelberg anzuknüpfen mir vorgesetzt habe.

Das Vaticinium Hermanns ist nicht in Erfüllung gegangen. Neben der pädagogischen Section, die sich während der verflossenen Jahre eines besonders reichen und mannigfaltigen Lebens erfreut hat, haben sich noch eine Reihe anderer Sectionen gebildet, denen sich selbstverständlich je nach dem allgemeinen und dauernden, je nach dem vorübergehenden und localen Bedürfnisse wohl noch andere anschliessen werden. Die Philologie selbst, sie ist in jenen 20 Jahren wahrlich nicht zurückgegangen. Als Wissenschaft, das dürfen wir mit Zuversicht sagen, schreitet sie nach allen Seiten fort, erweitert, vertieft sie sich von Tag zu Tage, und kann wahrlich dreist auch in dieser Beziehung selbst allen den Wissenschaften als ebenbürtig zur Seite bleiben, welche erst in neuer und neuester Zeit entweder überhaupt entstanden sind oder doch erst Begriff und Wesen einer wirklichen Wissenschaft errungen, die einen aber wie die andern einen so wundergleichen grossartigen Aufschwung genommen haben, dass in ihnen das letzte halbe Jahrhundert allein mehr vorwärts gebracht hat, als alle die vorausgegangenen Jahrtausende zusammen! Aber selbst hinter diesen, den Naturwissenschaften steht, wie gesagt, die Philologie in ihrer Entwickelung als Wissenschaft nicht zurück. Aber freilich, ob sie damit nun auch ihre andere mehr praktische Seite ebenso wirksam und glücklich bewahrt, ob sie damit auch ihre pädagogische Aufgabe nach wie vor ebenso fest im Auge behält, ebenso vollständig löst, ob mit Einem Worte die Philologie auch noch Humanismus ist in der einstigen schönen Bedeutung des Wortes, das ist eine andere Frage!

Hochverehrte Vers.! Vergleichen wir die Philologie unserer Tage mit der Philologie der Humanisten des 15. und 16. Jahrhunderts, welch' ein gewaltiger Unterschied! Ich brauche Ihnen gegenüber das hier nicht ausführlich zu erörtern: die quantitative Erweiterung, die qualitative Erhöhung und Vertiefung derselben. Ich will nur daran erinnern, wie aus der alten einheitlichen Philologie nach und nach eine Reihe gleichberechtigter ebenbürtiger Töchter hervorgegangen sind, welche mit der Mutter sehr rüstig Schritt halten, denen man es nicht anmerkt, dass sie der Mutter so viele Jahrhunderte vorgegeben haben, wie man zu sagen pflegt. Nun also! wenn wir lediglich vom Standpunkte der Wissenschaft zurückblicken auf jene alten Humanisten, so können wir sagen, so müssen wir sagen: Es ist Alles mächtig vorwärts gekommen und auch wir haben es doch „herrlich weit gebracht“. So, um nur ein paar

Beispiele anzuführen, wie unendlich hoch vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus steht die strenge allseitige Exegese unserer Schulphilologen über der gemüthlichen *familiaris interpretatio* eines Melanchthon, den man doch mit Recht noch heut zu Tage als *praeceptor Germaniae* preist; und wenn ich vorhin Sylburg als das erste Muster eines methodischen, auf handschriftliche Ueberlieferung, Grammatik und Sprachgebrauch zugleich sich stützenden Kritikers rühmte, so zwingt die Gerechtigkeit einzugestehen, dass denn doch seine Kritik selbstverständlich hinter der Sicherheit, Klarheit und Consequenz weit zurückstehen muss, wie sie etwa seit 60 Jahren durch Wolf, Gottfried Hermann, Lachmann und Ritschl sich entwickelt hat, und wie man sie heut zu Tage eigentlich von jedem angehenden Jünger der Wissenschaft als etwas Selbstverständliches zu verlangen pflegt.

Aber dennoch, hochverehrte Vers.! meine ich, dass wir an dem Schicksal des Humanismus in Heidelberg einerseits, an der Eigenthümlichkeit jener alten Humanisten andererseits noch lernen und uns erbauen können.

Blicken wir zunächst auf das Schicksal Heidelbergs und seines Humanismus; da ist Ein Gedanke, der vor Allem an uns herantritt, der Gedanke, den wir mit dem alten Wort auf die Palme bezeichnen wollen: „*pressa resurgit!*“ So oft es auch aus zu sein schien mit „Alt-Heidelberg, der feinen, der Stadt an Ehren reich“, — immer ist sie von Neuem erstanden; so oft es auch aus zu sein schien mit ihrem Humanismus, — immer ist er wieder zu neuem Leben erwacht: und so ist es auch mit unserer Wissenschaft überhaupt gegangen, mit unserer Wissenschaft, der Philologie, welche das Höchste, was den Menschen erst zum Menschen macht, den göttlichen Odem des *λόγος* als *ratio* und *oratio* wie im Allgemeinen so in seinen vollendetsten Offenbarungen und Kunstschöpfungen insbesondere zum Gegenstande ihrer Forschung macht.

Seit die Philologie nach dem blossen unsichern Herumtasten der griechischen Philosophen und den anbahnenden Versuchen der ersten Alexandriner von Aristarchos dem Grossen, wie wir ihn mit Fug nennen dürfen, als Wissenschaft begründet worden ist, hat sie bereits dreimal weltgeschichtliche Erfolge errungen, Erfolge, welchen an Tragweite, Wirksamkeit und Dauer wenige an die Seite zu setzen sind. Zunächst, als ihr jener grosse Wurf gelungen, welchen man am besten mit den dankbar anerkennenden Worten des römischen Dichters bezeichnet:

„*Graecia capta ferum victorem cepit et artes*
Intulit agresti Latio.“

Denken Sie sich das römische Weltreich, denken Sie sich den kriegerisch zwingherrlichen Geist des römischen Volkes ohne den bildenden, sittlichenden Einfluss griechischer Wissenschaft und Kunst siegreich über die ganze Welt verbreitet —, die eine Hälfte seiner Aufgabe, das „*debellare superbos*“ und das „*regere imperio populos*“, würde er nicht minder wirksam erfüllt, die andern aber — „*parcere subjectis pacisque imponere morem*“ — schwerlich auch nur geahnt haben: die Barbarei und — was das Allerschlimmste — die organisirte Barbarei wäre schon damals über die Welt hereingebrochen, um einem neuen Lichte so bald nicht wieder zu weichen. Statt dessen hat Schwert und Pilum des römischen Kriegers dazu dienen müssen, was Meissel und Stylus des griechischen Künstlers hervorgebracht, unter Barbaren zu verbreiten. Und der grösste römische Feldherr und Staatsmann,

— „dess Name noch
bis heut' das Höchste in der Welt benennet.“

der „unter dem Schwirren der keltischen Geschosse und dem Schmettern der römischen Drommeten über lateinische Declination und Conjugation schrieb," und durch die Anwendung der griechischen Analogie auf die lateinische Grammatik Gesetzgeber auch auf dem Felde der Sprache wurde, — Julius Cäsar der Aeneade, ist er nicht der hervorragendste Vertreter des durch die griechische Cultur zugleich gebändigten und erhobenen Römergeistes? Ja, hätte dieser Geist Hellas vernichtet oder auch nur äusserlich unterjocht, statt dass er es in sich aufgenommen und wiedergeboren hat, er hätte nimmer seine letzte weltgeschichtliche Mission erfüllen können: dem neuen Lichtgeiste des Christenthums die Stätte zu bereiten. Aber nicht minder grossartig und segensreich ist der zweite Erfolg gewesen, welchen unsere Wissenschaft in jenem Zeitalter des Humanismus errungen hat, mit welchem wir uns im Eingange unserer Betrachtungen beschäftigten. Und was soll ich von ihrem dritten Erfolge sagen, der sie selbst zur „Alterthumswissenschaft" erhob, dessen Wirkung noch bis auf den heutigen Tag fortdauert und hoffentlich so bald noch nicht verschwinden wird, von jenem goldenen Zeitalter unserer deutschen Litteratur im vorigen und noch in diesem Jahrhundert, als Winckelmann das blöde Auge dem ungeahnten Glanze der hellenischen Kunst öffnete; als Lessing den lebendigen Geist des Aristoteles aus dem Grabe heraufbeschwor, um dessen falsches Gespenst zu bannen, das uns bis dahin neckte und irrte; als Schiller in innerlichster Aufnahme und freiester Wiedergeburt der griechischen Tragödie uns die neue, längst in Fleisch und Blut des gesammten Volkes übergegangene Kunstform des hohen deutschen Trauerspiels erschuf; als Goethe sein hellenisch olympisches Leben lebte, als — doch wozu sie nennen die Namen, welche Ihnen Allen gegenwärtig sind, wozu Bilder hervorrufen, welche lebendig vor Ihnen stehen?

Blicken wir zurück auf diese Erfolge, so schlägt uns Allen stolz und freudig das Herz. Und so denke ich denn, hochverehrte Vers.! es ist noch lange nicht aus mit uns, wenn man auch von gewissen Seiten wo nicht den Todtenschein uns ausstellt, doch auf unser Hinscheiden speculirt. Heisst es doch: „Wer früh und ohne Grund todt gesagt wird, lebt lange!" Und so denke ich, werden wir, das ist, wird unsere Wissenschaft noch lange leben, oder besser, sie wird leben bis ans Ende der Tage, und sie muss es — nicht um ihrer selbst willen, sondern wahrlich, um der Welt willen!

Man rühmt oft, wie herrlich weit wir es gebracht, im Gegensatz zu Alterthum und Mittelalter: man spottet wohl über die Feuersignale der Perser, die Aeschylos einst mit Bewunderung schilderte, gegenüber den elektrischen Telegraphen, welche in wenigen Augenblicken über die ganze Erde hin blitzen; man lächelt der Römerstrassen gegenüber den Eisenbahnen, — und wer wird den ungeheuren geistigen und materiellen Fortschritt der gesammten Menschheit in diesem Jahrhundert verkennen wollen!

Aber, verehrte Vers.! für das einzelne Menschenkind ist eine solche Zeit keineswegs immer ein Glück. Die Arbeiten und Mittel zum Leben, die Genüsse und Zerstreuungen des Lebens — das Alles ist jetzt so massenhaft, so berghoch angewachsen, das Alles fluthet und stürmt von allen Seiten so zwingend und lockend zugleich auf das arme Menschenherz ein, dass es nicht selten in Gefahr kommt, über all' den aufreibenden und verführenden Einzelheiten des Lebens dieses selbst, das ganze volle Leben, zu vergessen und zu verlieren. Und ich meine doch: „das höchste Gut des Lebens ist das Leben selbst" — nicht ein einzelnes Stück davon! Da nun, meine ich, thut's Noth, daran zu erinnern, dass all' jene Erfindungen und Vervollkommnungen der Mittel zum äussern Leben an und für sich

uns weder weiser noch besser noch glücklicher machen, ja uns nicht selten hinderlich sind, es zu werden; da thut's Noth, daran zu erinnern, dass diese vielgerühmte Bildung — mit Willen trete ich auf ihre Schattenseiten sonst nicht ein — nur zu häufig zwar weit und breit ausgespannt, aber weder tief noch fest gegründet, nur zu häufig eine äusserlich zum Schmuck angehängte, nicht innerlich in unser ganzes Wesen eingewachsene ist; da thut's Noth, daran zu erinnern, dass Menschenglück und Mannestugend auch heut zu Tage Niemandem von selbst in den Schooss fallen, sondern von jedem Einzelnen selbst erkannt, selbst erarbeitet und verdient sein wollen, um sie mit Gottes Hülfe wirklich zu erringen und zu geniessen. Und da, meine ich, thut's denn vor Allem Noth, dass wir zuweilen in jene einfachen, in jene harmonischen aus Einem Gusse gebildeten Zeiten zurückgehen, dass wir bei den Hellenen — die wahrlich uns gegenüber ῥεῖα ζώοντες waren, wie ihnen selbst ihre Götter — jene σωφροσύνη lernen, welche im höchsten Glück sich vor der ὕβρις hütet, im höchsten Unglück ruhig zu dulden versteht, dass wir an jener altrömischen *virtus* uns erbauen, die gerade in ihrem letzten Todeskampfe gegen das sittenlose Cäsarenthum, welches Verblendung und Arglist auch unserer Zeit wieder als das neue Heil anpreist, noch auf's Herrlichste, der sinkenden Abendsonne gleich, aufleuchtete! Das wird der Geist sein — um ihn nur nach einer Richtung hin zu bezeichnen —, in welchem der altclassische Unterricht, doch nein, die altclassische Erziehung auf unsern Gymnasien gerade im guten Kampfe mit den allgemeinen und eigenthümlichen Irrthümern und Fehlern unserer Zeit zu ringen hat.

Aber freilich, hochverehrte Vers.! in dieser Beziehung muss die Philologie mehr sein als Wissenschaft: die Philologie eben nur als Wissenschaft zu pflegen ist lediglich demjenigen gestattet, der als Akademiker, als reiner Gelehrter und Forscher es ausschliesslich mit der Wissenschaft als solcher zu thun hat und daher vorzugsweise durch seine Schriften, durch sein gedrucktes Wort lehrt und wirkt. Wir Lehrer, Universitätsprofessoren wie Schulmeister — ich brauche das alte, leider in Verruf gekommene Wort mit vollem Bewusstsein und mit wahrem Stolze —, wir Lehrer haben nicht zu vergessen, dass wir zwar die wissenschaftliche Grundlage uns mit der gleichen Gewissenhaftigkeit zu geben und mit der gleichen Unermüdlichkeit, so weit möglich, auszubauen streben müssen, wie die glücklichen Akademiker, dass wir aber — die Universitätslehrer wie die Schulmeister — dabei zugleich die Pflicht und das Recht haben, die lebendigen Individuen, die lernende Jugend, dennoch als das erste und hauptsächlichste Object unserer Thätigkeit zu betrachten. Und zwar mag der Universitätslehrer sich gleichsam zu theilen versuchen zwischen der reinen und der angewandten Wissenschaft — um mich so auszudrücken —, er mag die eine Hälfte seiner Thätigkeit der Erforschung des wissenschaftlichen Objects, die andere der Bildung des lebenden und strebenden Subjects zuwenden; ja, er mag allenfalls dem Akademiker noch um einen Schritt näher treten und das lebendige Subject eben nur wissenschaftlich anregen und leiten, ihm selbst das Andere überlassend: — der Schulmeister aber, der diesen Ehrennamen verdient, soll und muss das lebendige Subject, seinen Schüler, über das Gedankenobject, die Wissenschaft stellen. Und dennoch soll und darf er die letztere nie und nimmer aus den Augen verlieren, muss er wenigstens für den Kreis der Schulphilologie mit selbständigem Urtheil ihren Fortschritten und selbst zum Theil ihren Irrwegen folgen, hat er aber andererseits oft „der Pflichten schwerste zu erfüllen", die Pflicht der Resignation, wenn die Früchte, die im einsamen Studirzimmer seine unverdrossene Arbeit gebrochen, für das Alter und den Bildungsgrad seiner Schüler ungeniessbar oder der Aufgabe der Schule selbst fremd sind.

Aber gerade hier liegt bei der unendlichen Ausbreitung und Vertiefung unserer Wissenschaft die immerwachsende Schwierigkeit ihrer schulmässigen, wirklich pädagogischen Verwendung. Kommen doch selbst die reinen Männer der Wissenschaft immer mehr in Gefahr, „den Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen;“ ist doch längst — und zwar nicht bloss bei den „Schülern aller Orten“ — vor der mikroskopischen Gründlichkeit einseitiger Detailforschung die frische, freie, fröhliche Massenlectüre der Alten, die Vertrautheit mit ihnen selbst und damit zugleich der lebendige Verkehr mit dem Alterthum im Grossen und Ganzen auf bedenkliche Weise zurückgetreten —, um nicht von der Beschränktheit derjenigen zu reden, welchen — mögen sie es auch nicht eingestehen — thatsächlich doch die ganze Alterthumswissenschaft lediglich in Textrecensionen, im Handschriftenvergleichen, im Emendiren und Conjecturenmachen besteht. Reinen Stubengelehrten, in Gottes Namen auch jenen Akademikern, welche nur durch die Druckerpresse wirken, mag das weder verwehrt noch vorgeworfen werden: sie werden eben dadurch so recht, um ein Wort G. Hermanns anzuwenden, „gleichsam die Füsse, auf denen die Wissenschaft fortschreitet“, und dieses Verdienst soll ihnen nicht geschmälert, vielmehr bestens verdankt werden. Aber wir Lehrer, die wir zunächst die leitenden Häupter der lernenden Jugend sein sollen, haben uns vor diesen Einseitigkeiten zu hüten, wollen wir nicht die altclassische Bildung der Jugend und damit die Welt der altclassischen Bildung, welche jener so Noth thut, gänzlich entfremden!

Man missverstehe mich nicht. Ich will wahrlich jene wissenschaftliche Grundlage des Lehrers nicht im Geringsten antasten, geschweige denn beseitigen: sie lässt sich absolut weder durch rednerische Phrasen, noch durch sogenannte pädagogische Praxis ersetzen; im Gegentheil, sie soll nach wie vor selbst in den Zöglingen unseres Gymnasiums — der Turnschule möglichst allseitiger geistiger Kraftübung —, wie deren Alter und deren Bildungsstufe es erheischt, aufgebaut werden, auf dass dieselben vor Allem mit Lust und Liebe streng und gewissenhaft arbeiten lernen. Und ferner: wir setzen diese wissenschaftliche Grundlage der Gymnasialbildung ganz besonders in eine tüchtige grammatische Bildung, wir machen mit voller Ueberzeugung jenes scharfe Wort Melanchthons zum unsrigen, jenes Wort in der berühmten „kursächsischen Schulordnung“ von 1528, der Stammmutter aller übrigen: „kein grösser schade allen künsten mag zugefüget werden, denn wo die jugent nicht wol geübet wird ynn der Grammatica; denn wo solchs nicht geschicht, ist alles lernen verloren und vergeblich.“ — Aber freilich, Umfang, Methode und Ziel dieser Grammatik ist nicht nach den Forderungen der theoretischen Wissenschaft, sondern nach den Bedürfnissen der lernenden Jugend festzustellen, und auf jener wissenschaftlichen Grundlage überhaupt muss dann die eigentliche classische Erziehung selbst gebaut werden, welche ganz besonders durch die lebendige gegenseitige Wechselwirkung von Lehrer und Schüler in beiden Theilen jenen „*animus antiquus*“ des Livius erzeugt, jenen *animus antiquus* im besten Sinne des Wortes, welchen wir als das höchste Ziel und den edelsten Gewinn unserer Gymnasialbildung betrachten und empfehlen möchten, jenen Geist der Selbsterkenntniss und Selbstbeherrschung, der die Dinge nach ihrem wahren Werthe abschätzt und den Schein vom Wesen zu unterscheiden weiss, jenen Geist mit seiner maassvollen Ruhe und Festigkeit, mit seiner Klarheit des Bewusstseins, dass in diesem ewigen Wechsel und Kreislauf, in diesem ewigen Drängen und Treiben denn doch ein Jeder nur auf sich selbst stehen, ein Jeder sich selbst den Grund seiner äussern Stellung und seines innern Glückes legen muss.

Gerade in dieser Beziehung nun können jene alten Humanisten, deren Einige ich in flüchtigem Umriss Ihnen vorhin zu zeichnen versuchte, uns modernen Philologen als Muster und Vorbild dienen. Ja, die waren ganze Menschen, wie die Alten selbst, welche sie verehrten; die wussten und fühlten sich Eins mit dem Alterthum und ihren darauf gerichteten, zugleich aber frisch ins Leben eingreifenden Studien; in diesen, in der Begeisterung zu lehren und zu bekehren, in dem Bewusstsein und Erstreben eines hohen sittlichen Zieles fühlten sie sich glückselig selbst in der oft schweren Drangsal und Noth der Zeiten: Denken und Handeln, Lehre und Leben war bei ihnen aus Einem Gusse, und dieses Evangelium zu verbreiten, sein Reich zu mehren, das war der Beruf, welcher sie ganz erfüllte ohne Nebenabsicht und Hintergedanken!

So müssen denn auch heut zu Tage gerade wir Lehrer-Philologen in unserer Wissenschaft und deren pädagogischer Anwendung unsere Welt finden: die Philologie, soll sie nicht ihre hohe erzieherische Aufgabe einbüssen, muss wieder Humanismus werden. Wir müssen daher nicht nur an den Kopf, sondern auch an das Herz der Schüler uns wenden, wir müssen nicht nur dem Verstande, wir müssen auch dem Gemüthe, wir müssen selbst der Phantasie unserer Gymnasialjugend das Alterthum und zwar nicht im Allgemeinen, sondern das Alterthum vorzugsweise in seinen ethisch bildenden, in seinen dem jugendlichen Geiste gerade angemessenen Richtungen, in seiner sittlichen Grösse und seiner poetischen Schönheit erschliessen und nahe bringen. Dieses ideale Alterthum muss in den Zöglingen der Gelehrtenschulen aufgehen, in Fleisch und Blut von ihnen aufgenommen werden. Gelingt es uns nicht zu bewirken, dass diese Knaben und Jünglinge wirklich schwärmen für die Götter- und Heldenwelt Homers, dass sie sich mit Rührung versenken in die religiös naive Weltanschauung und den frommen Patriotismus Herodots, dass sie gleichsam selbst theilnehmen an dem Hinaufzuge der kecken hellenischen Landsknechte in die Ebene Babylons, an den Kämpfen und Abenteuern ihrer Heimkehr; gelingt es uns nicht, diese Gymnasialjugend so in das lebendige Verständniss und den wirklichen Genuss einer Sophokleischen Tragödie oder einer Ciceronischen Rede einzuführen, dass sie davon einen Eindruck für's Leben mitnehmen — dann wird es uns auch mit aller Theorie und mit allen schönen Anpreisungen der „Fürtrefflichkeit der alten Classiker", trotz aller bestehenden Gesetze und Verordnungen, nicht gelingen, auf die Dauer die altclassische Bildung als die Grundlage der höheren Menschenbildung überhaupt festzuhalten und zu behaupten. Es wird dann, wie es bereits in manchen Nachbarländern geschehen ist, ein Zurückdrängen dieser Bildung auf längere oder kürzere Zeit stattfinden, — doch gewiss nicht auf immer. Unsere Wissenschaft, welche als solche auch in diesem Falle gleichermaassen im Kreise der Gelehrten sich fortpflanzen würde, wie so manch' andere ihr verwandte, unsere Wissenschaft würde früher oder später auch als Kunst und Praxis der Pädagogik ihre Wiederauferstehung erleben. Doch, dass sie in dieser allgemeinen Wirksamkeit überhaupt einmal aufgehört hätte, würde die Nachwelt — und nicht mit Unrecht — uns Schuld geben, denn „wo immer die Kunst verfällt, ist sie durch die Künstler verfallen!"

Aber, hochverehrte Vers.! das ist nicht zu befürchten. Ueberblicken wir gerade die Geschichte der Philologenversammlungen seit nunmehr einem Vierteljahrhundert, so werden wir sagen müssen: „Hier ist angebahnt jener Uebergang der wissenschaftlichen Philologie in den ethisch-pädagogischen Humanismus," — womit man eben, wie wir sahen, unsere Aufgabe am kürzesten und einfachsten bezeichnen dürfte. Ja gewiss, es wird diese Welt des Alterthums ein ewiger Jungbrunnen bleiben für uns und alle

Zukunft, ein Jungbrunnen, in welchem alternde blasirte Zeiten erfrischt, schwächlich unthätige gekräftigt, romantisch zerfahrene ernüchtert, materiell genusssüchtige gereinigt werden, und es gilt nur Entschluss und Muth, in diesen Jungbrunnen unterzutauchen. Solche Befähigung gerade in den Besten und Höchstgebildeten unseres Volkes zu wecken und zu unterhalten, ist unsere Aufgabe, ist unsere weltgeschichtliche Mission, welcher wir uns nicht ohne schwere Verantwortlichkeit entziehen dürfen, um etwa im einsamen Studirkämmerlein ein beschaulich wissenschaftliches Stillleben zu führen. Diese Aufgabe zu erfüllen, dazu gehört freilich Lust und Kraft, Ausdauer und Geduld, es gehört, um es kurz zu sagen, das ganze, das volle Leben dazu; und auch für uns hat in dieser Beziehung der deutsche Dichter gesungen:

„Und setzet Ihr nicht das Leben ein,
Nie wird Euch das Leben gewonnen sein!"

Und dieses Leben, hochverehrte Vers.! dies gemeinsame Leben der wissenschaftlichen Philologie und des pädagogischen Humanismus ist ganz besonders in unseren Versammlungen gepflegt worden. Es ist dieses Leben noch in den trockenen Blättern der gedruckten Verhandlungen zu verspüren, wenn man sie nach langen Jahren flüchtig durchläuft; ganz anders aber weht und webt es in diesen Versammlungen selbst. Wer immer an einer oder an mehreren derselben persönlich Theil genommen, wird, was er einst mitgebracht, selbst in der schwachen späten Erinnerung nicht entfernt vergleichen wollen mit jenem unbedeutenden Widerhall, den er davon in den gedruckten Verhandlungen gefunden.

In 23 Versammlungen hat dieses Leben der Philologie und des Humanismus immer reicher und frischer sich entfaltet. Möge mit Gottes Hülfe auch unsere 24. Versammlung einen Hauch dieses Lebens in ihrer Mitte entstehen lassen!

Quod felix faustum fortunatumque siet! —

Ich erkläre die 24. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für eröffnet. —

Ich würde nun zunächst Herrn Dr. Knies, Director des Oberschulraths, ersuchen, gefälligst seine Begrüssung vorzunehmen.

Dr. Knies:

Meine Herren! Nach dem Auftrage des Herrn Präsidenten des Ministeriums heisse ich Sie im Namen der grossherzoglichen Regierung herzlich willkommen. Wir bringen den Vertretern der wissenschaftlichen Forschung und des Lehrstandes, wie sie sich in Ihrer Versammlung zusammengefunden haben, eine aufrichtige Hochschätzung dar. Dass Sie zusammengetreten sind gerade in dem jetzigen Zeitpunkt hier zu Lande, hat für uns das besondere Erfreuliche, dass es zusammenfällt mit einer Zeit, in welcher eine Reihe von Maassregeln zur Förderung der altclassischen Studien theils vollendet, theils der Vollendung nahe geführt sind. Sie werden hoffentlich den Beleg dafür bieten, dass auch die gegenwärtige Regierung Badens es sich zu einer ernsten Lebensaufgabe gemacht, die Förderung der humanistischen Studien hier wie an der andern Universität nicht aus dem Auge zu verlieren. Ich füge aus eignem Namen hinzu einen gleichen Glückwunsch des grossherzoglichen Oberschulraths, derjenigen Landesbehörde, welcher die Leitung und Verwaltung des Unterrichts anvertraut ist. Wir fühlen uns im voraus durch die Verhandlungen dieser Versammlung nach jeder Richtung unserer Thätigkeit gefördert, welche vor allen übrigen dazu geeignet ist, eine bewusste Vertreterin einer höheren allgemeinen Bildung zu sein. Mögen Ihre Verhandlungen, meine Herren! für uns, für unser Land und in unserem Volke vor Allem die eine hoch will-

kommene Spur hinterlassen, dass sie die Werthschätzung der altclassischen Studien, der freien akademischen Forschung und des wissenschaftlichen Unterrichts an unseren Mittelschulen und im Volke neu auffrischen und festigen! —

Präsident:

Ich lade den Herrn Bürgermeister Krausmann ein, gefälligst das Wort zu ergreifen.

Krausmann:

Hochverehrte Vers.! Gestatten Sie auch mir die Ehre, Sie im Namen der Stadt und ihrer Bürgerschaft freundlich zu begrüssen und herzlich willkommen zu heissen. Die Stadt Heidelberg fühlt sich sehr geehrt, der ausgewählte Ort zu sein, an dem die 24. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner tagt, an dem so viele Männer der Wissenschaft sich zusammenfinden. Heidelbergs Bürger freuen sich sehr Sie hier zu sehen; denn sie ehren und achten die Wissenschaft, weil sie wissen, dass mit ihrer treuen Hülfe durch Wort und Schrift das deutsche Volk zum Lichte, zur Wahrheit und zur Freiheit geführt wird. Mögen deshalb, hochgeehrte Herren! Ihre Bestrebungen von dem schönsten Erfolge gekrönt sein, möge Ihnen aber auch der Aufenthalt in der freundlichen Neckarstadt und in der Pfalz ein so angenehmer sein, dass Sie an die Stadt und ihre Bürgerschaft eine freundliche Erinnerung bewahren! Mit diesem Wunsche, meine Herren! habe ich noch einmal die Ehre Sie freundlich und herzlich willkommen zu heissen. —

Präsident:

Ich ersuche seine Magnificenz den Prorector Herrn Professor Kirchhoff, gefälligst das Wort zu nehmen.

Prof. Kirchhoff:

Meine Herren! Ich habe die Ehre, im Namen der Heidelberger Universität Sie willkommen zu heissen und ihnen den Dank dafür auszusprechen, dass Sie Heidelberg zum Ort für die diesjährige Versammlung gewählt haben. Zu dieser Wahl mag Sie in erster Linie die reizende Umgebung und die bequeme geographische Lage der Stadt bestimmt haben: aber auch wohl darf die altehrwürdige Universität sich schmeicheln, einige Anziehungskraft auf Sie geübt zu haben. Der Ruperto-Carolina gereicht es zur Ehre und Freude, zur Förderung Ihrer Interessen und Zwecke Ihnen darbieten zu können, was sie vermag. Mögen Sie in jeder Beziehung hier finden, was Sie zu finden hofften! —

Präsident:

Ich lade den Herrn Dr. Oncken ein, das Wort zu ergreifen.

Dr. Oncken:

Hochgeehrte Versamml.! Der historisch-philosophische Verein dieser Stadt hat sich beehrt, Ihnen eine Festschrift zu überreichen und hat mich beauftragt, diese Festschrift Ihrer Nachsicht und ihn, den Verein selbst und seine Sache, Ihrem Wohlwollen zu empfehlen. Der Verein ist noch sehr jung, er zählt seine Lebensdauer nach wenigen Semestern, sein Wollen und sein Vollbringen ist nach aussen hin bisher vollständig unbekannt gewesen. Es fehlt daher dem Namen, den Sie auf der Festschrift sehen, der Klang der von selbst einführt und den nur eine langjährige durch unverdrossene Arbeit fortgepflanzte Ueberlieferung einem wissenschaftlichen Verein zu geben vermag. Darin lag der Grund, weshalb der Verein es für geboten hielt, seine Gabe durch eine kleine Ansprache bei Ihnen einzuführen. Der Verein bittet Sie um Ihre Nachsicht für die Festschrift. Sie ist im eigentlichsten Sinne des Wortes eine Gelegenheitsschrift. Der Gedanke ist rasch erfasst, der Plan rasch entworfen und aus-

geführt worden, und ich zweifle daran nicht, in der Festschrift selbst werden Ihnen Spuren genug diese rasche Entstehungsweise verrathen. Allein die Festschrift läge so nicht vor, wenn nicht Verfasser und Verleger mit Liebe zur Sache, mit Freudigkeit und Ernst zusammengewirkt hätten, wenn mit Einem Worte die Gesinnung nicht in ihnen rege gewesen wäre, welche jedem Geschenk gerade den Werth, den eigentlichen Werth eines Geschenkes und das Anrecht auf freundliche Aufnahme gewährt. Der Verein bittet um Ihr Wohlwollen für sein Streben. Er hofft auf die Gewährung dieser Bitte, weil er sich mit seinem Streben verwandt fühlt dem Streben dieser grossen Philologenversammlung. Wohl ist er zusammengesetzt aus den verschiedensten Elementen, wohl entlehnt er die Gegenstände seiner Verhandlungen aus den verschiedensten Gebieten; soweit aber in dieser Verschiedenheit eine Einheit möglich ist, soweit wird dieselbe durch die gemeinsame Basis der Alterthumswissenschaft, der Alterthumswissenschaft in allen ihren Zweigen, gebildet. Wie weit durch unser Thun die Wissenschaft fachmässig gefördert wird, darüber bestehen in unseren eignen Kreisen verschiedene Ansichten; aber wir glauben das Eine mit vollkommener Klarheit und mit vollkommen einmüthigem Bewusstsein anzustreben, wir glauben mitzuarbeiten bei der grossen Aufgabe, das classische Alterthum zu befestigen in dem modernen Geiste, das classische Alterthum mehr und mehr einzubürgern und heimisch zu machen innerhalb der Atmosphäre der heutigen Bildung. Nehmen Sie in diesem Sinne unsere Gabe, wie sie gegeben wird, freundlich und mit Wohlwollen auf! —

Präsident:

Wir beginnen nunmehr, verehrte Vers.! unsere eigentlichen Geschäfte und haben zunächst zur Bildung des Bureaus zu schreiten.

Das Bureau wird gebildet aus folgenden Mitgliedern:

1. Dr. Oncken, Privatdocent in Heidelberg,
2. Dr. Riese, „ „
3. Dr. Alb. Müller, Lyceallehrer in Hannover,
4. Dr. Bossler, Lyceallehrer in Darmstadt.

Hierauf erfolgt eine Mittheilung des Präsidenten, dass der in Hannover zum zweiten Vicepräsidenten gewählte Herr Director Cadenbach wegen eines langdauernden Halsübels verhindert sei, an der Versammlung Theil zu nehmen und dass auf seinen Antrag der College desselben, Hr. Prof. Löhle, als sein Stellvertreter einberufen worden sei und an den vorbereitenden Arbeiten des Präsidiums regelmässig Theil genommen habe. Von demselben sei auch die Begrüssungsschrift des Lyceums „*de Aristophanis fabula, quae inscribitur Aves*“ abgefasst worden. In der Versammlung selbst werde ein anderer College des Hrn. Directors, Hr. Prof. von Langsdorff, die Stelle eines zweiten Vicepräsidenten vertreten.

Nachdem dann eine Reihe von Eingängen von Hr. Dr. Oncken verlesen sind, spricht auf Antrag des Präsidenten die Versammlung dem in ihrer Mitte weilenden Geheimerath Gerhardt aus Berlin ihre Theilnahme in Bezug auf sein vor wenigen Wochen gefeiertes 50jähriges Doctorjubiläum durch Erheben von den Sitzen aus.

Hr. Prof. Stark ergreift dann das Wort, um der Versammlung im Namen des durch Unwohlsein behinderten Hofraths Gervinus eine die Ausgrabungen in Griechenland betreffende Angelegenheit an's Herz zu legen. Nachdem Redner bedauert, dass diese Ausgrabungen bis jetzt leider immer nur einen sporadischen Charakter gehabt, führt er aus, wie, während das griechische Volk, welches naturgemäss am ersten sich dafür interessiren müsste, jetzt andere

Aufgaben zu verfolgen habe, es im Interesse der ganzen gebildeten Welt liege, dass hier einmal Etwas geschehe. In der letzten Zeit habe sich nun zu Athen ein Comité zu dem Zwecke gebildet, um mit der Eröffnung zusammenhängender grosser Ausgrabungen mit einem bedeutenden Capital und unter Leitung wissenschaftlicher Kräfte vorzugehen. Dieses Comité habe jetzt den Wunsch zu erkennen gegeben, die Versammlung möge sich darüber aussprechen, in wie weit sie die Bestrebungen desselben als förderlich erkenne und vor Allem die Wege bezeichnen, auf welchen ein solches Unternehmen gefördert werden könne.

Redner stellt zum Schluss den Antrag, diese Angelegenheit der archäologischen Section zur Begutachtung und Berichterstattung am nächsten Samstag zu überweisen.

Zugleich macht er darauf aufmerksam, dass dieselbe Gesellschaft zu eben dem Zwecke eine Lotterie veranstaltet habe, in der jedes Loos zu drei Franken angesetzt sei.

Präsident will annehmen, dass, wenn Niemand dagegen das Wort ergreift, die Versammlung mit dem Vorschlage einverstanden sei.

Wäre angenommen.

Auf Ersuchen des Präsidenten beantragt Rector Eckstein dann, die Commission behufs Wahl des nächstjährigen Versammlungsortes in gewohnter Weise zusammenzusetzen. Mitglieder waren die Herren Prof. Dr. Hassler, Wagner, Eckstein, Fleckeisen, Halm, Ahrens und Grotefend.

Wird angenommen.

Präsident:

Ich ersuche nun den Hrn. Prof. Fritzsche aus Leipzig für den ersten von ihm angekündigten Vortrag das Wort zu ergreifen.

Hochansehnliche Versammlung

„Tityre, tu patulae recubans sub tegmine fagi!“ — Wie Mancher von uns, wie Mancher unserer in Gott ruhenden Väter hat so gerufen auf den Höhen der deutschen Universitätsstadt, die uns heute gastlich empfängt!

Aber es ist nicht nur die entzückende Umgebung, welche hier in Heidelberg uns Freunde der Natur in die Idylle selbst hinein versetzt, nein — uns Philologen, uns, die Träger der Humanität, uns, die Vermittler der antiken und modernen Poesie, erinnert es auch heute, hier in „Helios goldenem Licht“ an zwei deutsche Idyllendichter, an zwei Verehrer, Uebersetzer, Jünger des alten Idyllendichters Theokrit, an Johann Heinrich Voss, den Sänger der „Luise“, und an Johann Peter Hebel, den Sänger der „Wiese“, die beide ein und dasselbe Jahr (1826), den Einen, den markigen Sohn des Nordens, am ersten Frühlingstage, hier in Heidelberg, den Andern, den milden Pflegling der Arethusa vom Feldberge, am ersten Tage des Herbstes, dort im benachbarten Schwetzingen, aus den von ihnen in so manchem Liede verherrlichten irdischen Gefilden hinaufrief in die himmlischen Gefilde.

Dem Andenken dieser Beiden möchte ich heute einen Epheukranz weihen, *ἐμπλέξας κaλύκεσσι καὶ εὐόδμοισι σελίνοις*[1]. Und es scheint mir nicht ungeeignet, wenn ich zu Ehren jener deutschen Idyllendichter heute hier Ihre geneigte Aufmerksamkeit für einige Minuten auf den Vorgänger von Beiden, auf Theokrit, zu richten bitte.

Erwarten Sie, meine Herren, nicht eine lange Abhandlung, die über den Gegenstand leicht zu schreiben, heute aber nicht am Platze wäre. Im Gegentheile erfüllt mich die Hoff-

1) Theokr. 3, 23.

nung, dass die geehrten Fachgenossen und Mitarbeiter es nicht als flüchtige Oberflächlichkeit betrachten werden, wenn ich absichtlich den Stoff concentrire, mich mit gewissen Andeutungen begnüge und jeden Schein von Polemik zu vermeiden suche. Denn soll unsere deutsche Wissenschaft gedeihen und diejenige Würde behaupten, die sie bis jetzt so ehrenvoll behauptet hat, so muss auch in ihr wie in den deutschen Landen Engherzigkeit schwinden und kleinlicher Sinn, und vielmehr Eintracht herrschen und herzliches Entgegenkommen.

Gestatten Sie mir darum, dass ich hier öffentlich allen Denen danke, die von der Ostsee bis zu den Alpen in Rede und Gegenrede meine eigenen Studien treulich gefördert haben, und lassen Sie uns nun einmal gleich dem Wanderer, der rastet — es sind ja Ferien — von der bereits erstiegenen Höhe zurückblicken auf die ganze schöne vor uns ausgebreitete Flur.

Fragen wir also: Worauf gründet sich der Ruhm Theokrit's als bukolischer Dichter? Wodurch wurde er der Liebling und das Muster der Nachwelt? Wesshalb konnte Longin (subl. 33, 4) von ihm sagen: „*Θεόκριτος ἐν τοῖς βουκολικοῖς εὐτυχέστατος*,“ jedoch mit dem Zusatze: „*πλὴν ὀλίγων τῶν ἔξωθεν*“?

Um hierüber zur Klarheit zu gelangen, müssen wir nach Ausscheidung der anerkannt unächten Gedichte und der mimischen Pharmaceutriae uns auf die ersten zehn Gedichte beschränken, die Virgil selbst in der Zahl nachgeahmt hat. Denn sonst hätte er nicht, vielleicht in Hinblick auf eine missverstandene Stelle (Theokr. 8, 62)[1]) die zehnte Ekloge mit den Worten begonnen: *Extremum hunc, Arethusa, mihi concede laborem.*

Theokrit, dessen Blüthe sicher um das Jahr 260 v. Chr. fällt, gehört wie seine Zeitgenossen, Callimachus, Apollonius, der ihm innig befreundete Aratus, der alexandrinischen Schule an. Er ist Kunstdichter, nicht Naturdichter, nicht ein harmloser Schäfer am Aetna, wie ein philologischer Dilettant noch jüngst alles Ernstes behauptet hat. Er ist ein Kind seiner Zeit, deren Einflüssen er zwar nicht völlig widerstehen konnte, deren Gutes aber, wo er es fand, er mit Glück (*ἐπιτυχής*) auszubeuten wusste.

Denn zu Ehren kam er nicht als Hofdichter in Syrakus (Id. 16) oder Alexandrien (Id. 17); unsterblich wurde er auch nicht als erotischer Dichter (Id. 12. 29. anecd. Bergk. Hal. 1865) oder als Epiker (Id. 24. 25); wohl aber wurde er Epoche machend durch das bukolische Gedicht, welches er für uns wenigstens in die Litteratur einführte, wenn auch schon seit Stesichorus der reiche Gehalt des poetischen Stoffes erkannt, gewürdigt und theilweise benutzt worden war.

Stellen wir uns Theokrits Lebenszeit lebhaft vor Augen! Mit dem Untergange von Griechenlands politischer Bedeutung waren zwei der grössten Triebfedern aller wahren Poesie aus Hellas verschwunden, die volle Liebe für das Vaterland und die religiöse Begeisterung. Der Mangel oder die Kahlheit des öffentlichen Lebens führt aber hin zur beschaulichen Betrachtung des Stilllebens und seines Friedens. So mehrte sich in der Zeit der Ptolemäer jener Hang zu Schilderungen häuslicher oder innerer Zustände, die wir als Genrebilder bezeichnen können, und die zu dem Schönsten und Lieblichsten gehören, was über-

1) Auch Köchly, de Theocr. carm. in stroph. rest. p. 18, hält den Vers *τὰν πυμάταν* — als ächt fest. Uebrigens vgl. Serv. in Verg. Ecl. p. 96 Lion. *„sane sciendum, septem eclogas (Vergilii) esse meras rusticas, quas Theocritus decem habet.“*

haupt die alexandrinischen Dichter uns hinterlassen haben. Nun aber zog sich wirklich noch eine mächtige Ader von Poesie hin an den Höhen des Aetna, in der *πολύμηλος Σικελία*, und in den gesegneten Fluren Grossgriechenlands. Dort waltete wirklich noch eine *Μοῦσα*, die *Μοῦσα βουκολικά*. Und wie Aristoteles das Wesen der Poesie in die Nachahmung setzt, so machte es sich Theokrit zur Aufgabe, jenes stille Leben der Hirten künstlerisch darzustellen, deren ruhiges, friedliches Treiben gegen den Kriegstumult, der Sicilien und Unteritalien durchtobt hatte, in der That einen Contrast bildete, der mit Bewusstsein sich wenigstens einigemal ausspricht, wenn auch nicht so entschieden wie in Horazens „*beatus ille* —“. Theokrit kennt den Unterschied von „Stadt und Land“ im beliebten Sinne der Neueren[1]). Ja das *dolce far niente*, das Virgil'sche „*tu patulae recubans sub tegmine fagi*“ ist klar ausgesprochen, z. B. in der siebenten Idylle (v. 69): *καὶ πίομαι μαλακῶς* — oder ebendaselbst (v. 88) in den Worten: *τὺ δ' ὑπὸ δρυσὶν ἢ ὑπὸ πεύκαις ἁδὺ μελισδόμενος κατεκέκλισο* (woher Virgil sein „*recubans*“ hat), *θεῖε Κομᾶτα*[2]).

Was also der Dichter giebt, sind *εἰδύλλια*, keineswegs Idyllen im jetzt üblichen, sondern Idyllen im griechischen Sinne des Wortes: in sich abgeschlossene Kleinbilder, bei denen wir hie und da an Werke der plastischen Kunst erinnert werden, wie diess Herr Bücheler[3]) sehr treffend ausgeführt hat.

Verhältnissmässig sind diese Gedichte klein. Denn *μέγα βιβλίον μέγα κακόν*. Je kleiner aber das Ganze, desto bedeutender wird unter der Hand des Künstlers die Wirkung jedes Einzelnen; desto weniger soll und darf die Aufmerksamkeit zerstreut werden.

Halten wir diess fest, so können wir bei einer Prüfung der bukolischen Dichtungen sagen, dass Theokrit nicht gross ist durch die Originalität seines Schöpfergeistes, wie Homer, der den Hellenen ihre Götter schuf; nicht gross durch die Universalität seiner Weltanschauung, wie Aeschylus; nicht gross durch die Idealität seiner Gestalten, wie Pindar, sondern dass er **glücklich ist — ἐπιτυχής — in der Einfachheit, in der Treue, in der Innigkeit, die er seinen Dichtungen eingehaucht hat, und in der richtigen Benutzung der einfachsten von der Natur gegebenen Mittel und Verhältnisse, durch welche er seinen Dichtungen Anmuth verleiht.**

Ins Auge springt uns zuerst die **Form**. Was also das **formelle** Gebiet betrifft, so war schon die Wahl des epischen Hexameters[4]) ein glücklicher Griff. Sprache und Rhythmus treten in ihm, wohlberechnet für den aufmerksamen Hörer oder Leser in ihr volles Recht[5]),

1) Vgl. Id. 7, 2. 7, 24. Das unächte Gedicht 20 (20, 4 und 20, 31) kommt hier nicht *in censum*, eben so wenig Id. 5, 78 nach der von mir ed. II. geschützten Lesart. Bernhardy freilich, dem Mörike und Notter p. 13 folgen, sagt in seiner Litteraturgeschichte: „Theokrit weiss um keinen Unterschied zwischen Stadt und Land.“

2) Vgl. auch Id. 7, 133 — *ἐκλίνθημεν*.

3) Bücheler im Rhein. Mus. XV. p. 454 flg. Vgl. besonders Id. 7, 6.

4) Dass einmal, Id. 8, 33, das elegische Versmaass eingewebt ist, verräth in meinen Augen das Haschen nach Neuem und den Alexandriner. Die Distichen in der Klage der Andromache bei Eurip., Andr. 103 flg., scheinen mir einer anderen Beurtheilung zu unterliegen. Oder schwebten sie dem Theokrit vor, wie so manches Euripideische (vgl. meine erste Ausg. des Theokrit p. 236)? Eben so „alexandrinisch“ ist der Dialog, Id. 22, 54 flg., wo Homer *τὸν δ' ἀπαμειβόμενος* — gesagt hätte.

5) Denn für Hörer oder Leser sind die Idyllen geschrieben, nicht als Mimen zur Aufführung, wie Einige meinten.

und der Natur der Sache gemäss lässt der Dichter die Hirten der dorischen Landschaft auch im dorischen Dialekte reden.

Ἀδύ τι τὸ ψιθύρισμα καὶ ἁ πίτυς αἰπόλε τήνα,
ἁ ποτὶ ταῖς παγαῖσι μελίσδεται —.

Schon der reiche volle Laut dieser Mundart hat etwas Anziehendes. Diess war ein angenehmer Contrast für den in der abgeschwächten διάλεκτος κοινή erzogenen Alexandriner. Noch grösser aber war diese Wirkung jener klangvollen dorischen Formen, wenn wir annehmen — was mir zur Ueberzeugung geworden ist —, dass zu Theokrits Zeit der Itacismus, das Symbol der kriechenden Knechtschaft, schon vielfach herrschend war. Gegenüber dem servilen *tin mitera* klang also das frische dorische τὰν ματέρα doppelt hell.

Aber dieser Dorismus ist nicht durchweg der rohe, breite Dialekt der sicilischen oder unteritalischen Landbewohner[1]), wie etwa der der Lakonen, über den sich der feine Attiker Aristophanes lustig macht, — es ist vielmehr, wie die Prüfung der Handschriften zeigt, ein gelehrter[2]) Dialekt, mit erstaunlichem Geschick behandelt, gehoben und veredelt durch die Einflechtung zierlicher glatter epischer Formen.

Denn wie für die alexandrinischen Epiker insgesammt, so ist auch für Theokrit Homer der lebendige Born, aus dem er schöpft, an dem er sich erquickt. Die gewinnende Einfachheit und Durchsichtigkeit der homerischen Diction überhaupt hat er sich angeeignet. Die schlichtesten Epitheta, wie καλός, ἁδύς, sind die häufigsten bei ihm. Ja selbst die einzelne Form des Wortes weiss er kunstvoll für den bemessenen Raum zu benutzen, und macht so durch den leichten Schwung des beliebten Daktylus den Vers flüchtig und doch markirt, indem das an sich schwere dorische Wort ein Gegengewicht erhält.

Das schwere dorische Wort — sagte ich. Erlauben Sie, meine Herren, mir hier nur eine grammatische Bemerkung. — Die den gebildeten Zeitgenossen Theokrits sattsam bekannte homerische Sprache enthält eine so grosse Anzahl alter, sogenannter dorischer Formen, dass nach Abzug der leicht erkennbaren specifisch dorischen Endungen und Wandlungen — ἐργαξῶ, καθιξῶ, μελίσδομαι, τράφω u. s. w. — die Dorismen des Theokrit dem Homeriker vielfach als alte Bekannte erscheinen mussten[3]), z. B. die Pronominalformen ἐμεῦ, μεῦ, σεῦ für ἐμοῦ, σοῦ — τοί, sogar τεΐν, für σοί — ἀμός und ὑμός für ἡμέτερος, ὑμέτερος, die Contractionen in πονεύμενος, αἱρεύμενος, (ἐργάζευ) — ποτί für πρός — ποτιδέγμενος und so fort, um das jetzt freilich von Imm. Bekker aus Homer constant entfernte μάν für μήν nicht zu erwähnen.

Doch hüten wir uns, in Einzelnheiten zu gerathen! Wie aber nun Theokrit seinen Hexameter formirt mit den gehäuften Cäsuren, namentlich der bukolischen Cäsur, das entspricht sicher dem wirklichen Liede der Hirten. Gleich einem Echo in den Bergen

---

1) Ich kann mich hier nur auf meine Abhandlung *de poet. Gr. buc.* p. 24 und das in der ersten Ausgabe des Theokrit p. 16 Gesagte beziehen. Weiteres im dritten Bande der jetzt erscheinenden grösseren Ausgabe.

2) Gelehrter Dialekt, wie Id. 12 der ionische, Id. 28, 29 und im *anecdot. Bergk.* 1865 der aeolische Dialekt.

3) Deshalb konnten die Grammatiker immerhin die Dorismen Theokrits zum Gegenstande ihrer Erklärungen machen. S. bes. Ahrens, tom. II. p. XXVII flg.

erschallt im vorletzten Fusse des Hexameters dasjenige Wort wieder, mit welchem der Vers angehoben:

Ἄρχετε βουκολικᾶς, Μοῖσαι φίλαι —
ἄρχετ' ἀοιδᾶς.

Endlich ist es ein charakteristischer Zug der Wirklichkeit, auf den uns die kunstvoll gebauten Strophen hinweisen mit dem Gleichklange der Worte, mit dem wiederkehrenden Schaltverse und mit der Symmetrie in Wechselrede und Wechselgesange. Das hat, wie so vieles Andere hier einschlagende, gerade in Betreff der schwierigsten Stellen unser hochverehrter Präsident so kunstverständig und gelehrt dargethan, dass ich darauf verzichte, der geehrten Versammlung darüber noch ein Wort zu sagen.

Weilen wir aber nicht länger bei dem Gewande, in welchem die Bukoliker auftreten. Betrachten wir noch aus einigen Gesichtspunkten die Dichtung in ihrem Kern und Wesen.

Die bukolische Idylle sollte ein kleines Gedicht sein. Je weniger Umfang aber das Ganze hatte, desto mehr musste es in sich abgeschlossen, desto mehr musste jeder Gedanke, jedes Wort bedacht und erwogen sein, so jedoch, dass Niemand die Berechnung ahnte.

So sehen wir bei Theokrit das Unnöthige möglichst vermieden, sehen sehr wenig von dem gelehrten Wesen, was uns z. B. bei Apollonius Rhodius lästig wird; ähnlich wie bei den Römern Tibull im Gegensatz zu dem gelehrten Properz uns vergessen macht, wie er sich gerade in den schönsten Stellen an die Griechen anlehnt.

Durchzublicken scheint mir aber doch der Alexandriner in dem Schlussgesange des verliebten Hirten der dritten Idylle, wo Theokrit bei Aufzählung glücklicher Liebhaber die Mahnung der Corinna vergass, welche jene dem jungen Pindar gab: οὐ χρὴ σπείρειν τῷ θυλάκῳ, ἀλλὰ τῇ χειρί. Den unverkennbaren Alexandriner aber finde ich in der siebenten Idylle, wo der Ausfall auf die Epiker jener Zeit (v. 47 flg.), die mit Homer wetteifern, ungehörig, das dem Dichter Philetas namentlich gespendete Lob aber (v. 40) gesucht ist. Vielleicht sagte desshalb Longin: Θεόκριτος εὐτυχέστατος πλὴν ὀλίγων τῶν ἔξωθεν. Schwerlich sagte er es wegen der längeren Beschreibung des κισσύβιον in der ersten Idylle (v. 29 flg.), die Casaubonus und älteren Interpreten missfiel, während die Idylle in der Idylle (die Trias der Figuren auf dem κισσύβιον) gerade die Schönheit der Darstellung ausmacht.

Aber glücklich — ἐπιτυχής — war Theokrit sicher auch darum, weil er in der Darstellung des Hirtenlebens sich nicht verführen liess, in breite Landschaftsmalereien zu verfallen. Ein Wort des Sprechenden genügt, die Scene zu skizziren. Nicht um die Landschaft — wie der Verfasser des Kosmos richtig hervorhebt —, nein, um den Menschen in der Natur ist es ihm zu thun.

So macht die gewandte Vertheilung des Stoffes und die knappe Haltung des Ganzen, dass wir am Ende der Dichtung sind, ehe wir es vermuthen. Die Einheit der Wirkung ist gesichert, und die Idylle rechtfertigt als vollendetes Kunstwerk ihre Existenz durch sich selbst.

Dabei ist aber Gespräch und Lied das natürlichste Mittel, durch welches uns der theokritische Hirt in seiner Waldeinsamkeit Theil nehmen lässt an seinen Leiden und Freuden, seinem Fürchten und Hoffen.

Sind auch die Situationen, die zur Anschauung gebracht werden, nur einfach, ist auch der Wechsel der Verhältnisse kein starker und eingreifender, so treten doch die Charaktere in ihrer Eigenthümlichkeit scharf hervor; so scharf, dass Frc. Vavassor (Iudic. doctr. p. 122 ed. Lips. 1722) von den handelnden Personen der fünften Idylle schrieb: *mirari se, post tantam amaritiem et inclementiam verborum rem non venire ad manus atque verbera.* Benutzt auch der Dichter den Hintergrund der Sage mit den Hirtenidealen eines Daphnis oder Menalkas, so sind es doch reale Gestalten mit Fleisch und Blut, für welche er unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, nicht Gessner'sche Schäfer, die der Cicade gleich von Rosenthau leben und von Blumenduft. Ja, erscheinen jene Söhne der Berge in ihrer natürlichen Wahrheit für unsere Bildung bisweilen roh, so sind sie doch einer Tiefe der Empfindung, einer Wärme des Gefühles fähig, welche für den modernen Culturmenschen überraschend ist. Sie sind nicht ungelehrig, sind natursinnig, werden von den Nymphen des heiligen Quells begeistert und von den Musen, deren Nähe dem Sänger lieber ist als süsser Schlummer und Frühlingslust, als den Bienen die Blumengefilde.

Und wie hier um den sterbenden Daphnis geklagt und ein Trauergesang angestimmt wird, so haben dort auch die frohen Tage ihr Anrecht. Das Fest der Erndte wird gefeiert, und Demeter lächelt den Glücklichen, rothen Mohn und Büschel goldener Aehren in beiden Händen haltend. Und darein schwirren die Cicaden, und die Sprosser im Gebüsche schlagen — und die Freunde lauschen dem Gesange der Hirten und der Weise der honigduftenden Syrinx. Denn Gesang und Syrinxklang sind so alt als das Geschlecht der Hirten, die schon auf Achilleus' Schilde Hephästos' kundige Hand ausprägte, wie mit der Syrinx sie sich ergötzen.

Doch was wäre das Leben ohne die Liebe, durch die selbst eine Antigone erst ihren vollen wunderbaren Reiz für uns erhält? — Sehen wir ab von der dämonischen Gestalt des liebeglühenden, verlassenen Mädchens im zweiten Gedichte, die in stiller Nacht durch Zaubermittel sich das Herz des Ungetreuen wieder zu eigen machen will und der strahlenden Selene den Hergang ihrer traurigen Liebe erzählt, — werfen wir nur noch einen Blick auf die Liebe der Männer und Jünglinge, wie sie in der eigentlichen bukolischen Idylle erscheint.

Auch diese Liebe tritt auf als ein frisches Naturgewächs, innig in ihren Empfindungen, naiv in ihren Aeusserungen, fern von Sentimentalitäten (λιμηρὸς ἔρως), wie sie unter Andern der sonnverbrannte Schnitter des zehnten Gedichtes bespöttelt[1]. Frisch und unverhohlen spricht sie ihre Freude aus an dem holdseligen, anmuthigen Wesen, welches die Neigung entflammt. *Χαρίεις, χαρίεσσα κόρα, ὦ χαρίεσσ' Ἀμαρυλλί*, so heisst es mit stehendem Epitheton für den geliebten Gegenstand. Die von innen her bestimmte Grazie ist es, welche die Neigung entflammt, indessen Virgil mit ausschliesslichem Betracht der äusseren Form nur sagt: *formosam resonare doces Amaryllida silvas*[2]. Sie, diese Liebe, schämt sich auch nicht der heissen Sehnsucht und bekennt: ἔστι καὶ ἐν κενεοῖσι φιλάμασιν ἁδέα τέρψις. Sie begründet eine starke Sympathie der umgebenden Natur mit der Empfindung des Herzens beim innigen Frohgefühle — beim tiefen Schmerze.

Ringsum ist Frühling, ringsum die Aue frisch, wo der Fuss der schönen Nais weilt; aber verschmachtet stehen Hirt und Heerde, sobald sie enteilt.

Freilich, Daphnis der ersten Idylle unterlag in dem mit Eros versuchten Kampfe; aber

1) Vgl. dazu Id. 11, 10. 11, 69. Id. 14, 3.

2) Weiter s. in meiner Ausg. Theokr. 3, 38 p. 148—149.

keck und dreist hatte er doch den Kampf gewagt. Und als er nun dem Schnee gleich dahinschmolz (*εὖτε χιὼν ὧς τις κατετάκετο*), da erbebte die „Alm" (*ὄρος ἐδονεῖτο*) und die Eichen beweinten ihn und die Thiere des Waldes jammerten (*τῆνον χὼκ δρυμοῖο λέων ἔκλαυσε θανόντα*).

Aber in ihrem Vollbesitze jauchzt auch jene Empfindung und jubelt:

μή μοι γᾶν Πέλοπος, μή μοι Κροίσεια τάλαντα
εἴη ἔχειν, μηδὲ πρόσθε θέειν ἀνέμων!

ἀλλ' ὑπὸ τᾷ πέτρᾳ τᾷδ' ᾄσομαι, ἀγκὰς ἔχων τυ,
σύννομα μᾶλ' ἐσορῶν, τὰν Σικελὰν ἐς ἅλα.

Diese Liebe endlich macht auch die Rohheit lammfromm. Sie lässt den wilden Cyclopen seufzend die weisse Galatea um Gegenliebe anflehen; — die schöne Nereide aber erscheint mit liebenswürdiger Koketterie, dem verliebten Riesen Liebesäpfelchen zuwerfend — ein blendender, reizender Gegensatz.

Eines hätte ich noch hervorzuheben. Ein eigenthümlicher Reiz der idyllischen Dichtung im modernen Sinne liegt darin, dass dieselbe uns in die Abgeschiedenheit versetzt, fern von dem Trachten und Treiben der grossen Welt, fern von den Sorgen, welche die Herren der Erde bewegen, und dabei doch — scheinbar unwillkürlich — bald lauter, bald leiser an die Ereignisse erinnert, welche eben den Erdkreis erschüttern und die Gemüther der Grossen bangen lassen. Gilt diess völlig von der schönsten aller Idyllen, von Goethe's Hermann und Dorothea, finden wir entschieden Gleiches in Hebels allemannischen Liedern und bei Vater Voss, so zeigen sich doch die unverkennbaren Spuren und Anfänge davon bereits in den Dichtungen Theokrits.

Die Allegorie und neben ihr der schalkhafte Zug der eingestreuten Satire, der uns hie und da an Horaz erinnert, wurde eine feine Würze für den verwöhnten Gaumen der Alexandriner, indess Virgil in seiner ausgedehnten Anwendung der Allegorie den ganzen Charakter der Hirtenpoesie verdarb.

Waren vielleicht auch diese Allegorien Dinge von aussen her (*ἔξωθεν*), welche Longin verwarf?

Doch hierüber liegt ein für uns zum Theil undurchdringlicher Schleier, den zu lüften hier nicht meines Amtes ist.

Gern endlich fügte ich dem Gesagten noch eine Parallele von Theokrit und seinen Nachahmern, insbesondere Virgil hinzu, wodurch meine „Andeutungen" erst in das rechte Licht kommen würden. Allein die Hora drängt und dankend für die geschenkte Aufmerksamkeit bitte ich die geehrten Fachgenossen im Interesse der Sache um geneigte Mittheilung ihrer abweichenden Ansichten.

Ich habe gesprochen.

Präsident:

Begehrt Jemand das Wort zu dem angehörten Vortrag? Wenn das nicht der Fall ist, würde ich zunächst Hrn. Prof. Stark bitten, zu seiner vorigen Mittheilung einen kurzen Nachtrag hinzuzufügen.

Prof. Stark zeigt an, dass Hrn. Dr. Albert Müller aus Hannover die Annahme von Geldbeiträgen für die Lotterie übergeben worden ist.

Rector Eckstein bezweifelt, ob es für Manche, namentlich die preussischen Collegen,

wegen der entgegenstehenden Landesverordnungen möglich sei, sich an dieser Lotterie zu betheiligen. (Heiterkeit.)

Prof. Stark weist darauf hin, dass er von vorn herein beide Seiten, die materielle und die wissenschaftliche, auseinander gehalten habe. Jene sei vollständig nebensächlich; aber die wissenschaftliche Seite, die Frage über die Räthlichkeit des Unternehmens gehe die Philologenversammlung wohl an und er habe daher mit seinem vorigen Antrage nur gemeint, allein die rein theoretische Frage einer Commission zur Berichterstattung am nächsten Samstag anheimzugeben.

Eckstein ist überzeugt, dass die Versammlung einen solchen Gedanken mit Freuden begrüsst, aber hiezu bedürfe es keiner Commission. Ueberhaupt sei ja das Unternehmen in den besten Händen und was diese geleistet, hätten die Beispiele, die Prof. Stark angeführt, klar gezeigt. „*Facta loquuntur.*"

Geheimerath Gerhard spricht in bewegten Worten seinen Dank aus für den Ausdruck des Wohlwollens, den die Versammlung ihm in Veranlassung seines neulichen Jubiläums gegeben.

Präsident ersucht zum Schluss die Mitglieder, die sich der einen oder der anderen Section anschliessen wollen, sich in die betreffenden Räume zu begeben, um sich dort vorläufig zu constituiren.

Schluss der Sitzung um 12¾ Uhr.

Der Nachmittag des 27. versammelte die Mitglieder im Marstallhof zur Besichtigung von dreierlei Darstellungen aus dem antiken Kriegswesen, welche nach Entwurf und Anleitung des Präsidenten vorbereitet worden waren. Es waren dies

1) Uebungen aus der griechisch-makedonischen Elementartaktik, ausgeführt von Freiwilligen des hiesigen Lyceums aus allen Altersclassen unter dem Commando des Herrn Prof. v. Langsdorff.

2) Wurfübungen mit dem römischen Pilum, ausgeführt von freiwilligen Turnern unter Commando des Herrn Dr. Wassmannsdorf.

3) Schiessübungen mit einer Katapulte und einer Balliste, welche vom grossh. Kriegsministerium genau nach den Angaben der alten Mechaniker construirt worden waren und unter Leitung des Herrn Hauptmann Deimling, welcher mit einigen Artilleristen zur Bedienung der Geschütze gekommen war, völlig befriedigende Proben ablegten.

Die taktischen Uebungen waren folgende:

1) Die *παράταξις* — Aufstellung nach den Commando's:
ἄγε εἰς τὰ ὅπλα — ins Gewehr!
σίγα καὶ πρόσεχε τῷ παραγγέλματι — Still! Achtung!
διάστηθι, στοίχει, ζύγει — Distanz genommen, Rotten bez. Glieder gerichtet!
ἔχου οὕτως — Halt!

2) Die *μεταχειρίσεις* — Handgriffe:
ἄνω τὰ δόρατα — Gewehr auf!
κάθες τὰ δόρατα — fällt's Gewehr!
θέσθε τὰ ὅπλα — Gewehr bei Fuss — Gewehr ab!

3) Die *κλίσεις* — Wendungen:
ἐπὶ δόρυ κλῖνον — rechts um!

ἐπ' ἀσπίδα κλῖνον — links um!
ἐπὶ δόρυ μεταβαλοῦ — rechts um kehrt!
ἐπ' ἀσπίδα μεταβαλοῦ — links um kehrt!
εἰς ὀρθὸν ἀπόδος — hergestellt!

4) Die *ἀγωγή* — Anmarsch:
πρόαγε — Marsch! *παιανίζων* — mit Päan! oder *δρόμῳ* — im Laufschritt! *ἔχου οὕτως* — Halt! *ἐπὶ φάλαγγος πάραγε* — in Linie aufmarschirt! oder *ἐπὶ κέρως εἰς ἕνα (δύο) πρόαγε* — in Colonne zu 1 (2) Mann hoch sich gesetzt.

5) Die *διπλασιασμοί* — Verdoppelungen (in der modernen Taktik nicht gebräuchlich):
κατὰ τόπον (resp. *κατ' ἀριθμὸν*) *τὸ μῆκος* (resp. *τὸ βάθος*) *διπλασίαζε* — im Raum (in der Zahl) die Länge (die Tiefe) verdoppelt!
ἀποκατάστησον hergestellt!

6) Die *ἐπιστροφαί* — Schwenkungen:
ἐπὶ δόρυ resp. *ἐπ' ἀσπίδα ἐπίστρεφε* (Viertelschwenkung rechts oder links); *περίσπα* (halbe) und *ἐκπερίσπα* — zugeschwenkt!

7) Die *ἐξελιγμοί* — Gegenzüge, Contremärsche: *τὸν Λάκωνα, τὸν Μακεδόνα, τὸν Κρητικὸν* (oder *χόριον*) *κατὰ λόχους* resp. *κατὰ ζυγὰ ἐξέλισσε.*

Ueber Ausführung, Zweck und Werth dieser Uebungen vergl. den Vortrag von Prof. v. Langsdorff in der ersten Sitzung der pädagogischen Section.

Am Abend fand im festlich erleuchteten und geschmückten Banketsaal des alten Schlosses ein von mehr als 500 Personen besuchtes **Festmahl** statt; ernste und heitere Trinksprüche (unter den ersteren heben wir die von Prof. Köchly, Prof. Stark, Oberschulrathsdirector Dr. Knies, unter den letzteren den von Prof. Creizenach aus Frankfurt hervor) folgten sich in reichem Wechsel. Den Glanzpunkt des Abends bildete die prächtige, volle 15 Minuten anhaltende Beleuchtung des innern Otto-Heinrichsbaues durch rothe bengalische Flammen, die mit endlosem Jubel begrüsst wurde.

Im weiteren Verlauf des Festmahls wurde das nachstehende Tischlied mit Solo und Chor abgesungen; wir drucken es auch hier ganz ab, weil dasselbe in einer nur ungenügenden Anzahl von Exemplaren gedruckt worden war und darum sehr vielen Mitgliedern gar nicht zugekommen ist. Der Vorsänger, Pfarrer Schmezer aus Ziegelhausen, stand vor einem grossen von Verhas gemalten Fasse; die unten abgedruckte Declination wurde von einem Mitgliede der Versammlung durch eine Oeffnung am Fusse des Fasses gesprochen.

Das grosse Fass zu Heidelberg

der XXIV. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zum 27. September 1865.
(Von J. V. Scheffel, Verfasser des Trompeters von Säckingen, der Frau Aventiure u. s. w.)

Tischlied beim Festmahl im Banketsaal des Heidelberger Schlosses.

Melodie: Beim grossen Fass zu Heidelberg
Da sitze der Senat u. s. w.

Glükk auf! ein guter Genius
Kommt heut zum Schloss gezogen;
Collegialisch dröhnt mein Gruss
Euch deutschen Philologen:

Denn Ihr durchforscht mit Blikk und Glükk
Die Vorzeit Schicht' um Schichte,
Und Ich, durchmorscht, bin selbst ein Stükk
Cultur und Sprachgeschichte.

Aegypten hat die Mumien gut,
Den Geist schlimm aufgehoben,
Und sog des Palmsafts heil'ge Fluth
Aus dikken Nilkanoben [1]).
Auch dem Assyrer fiel's nicht ein
Getränk zu überwintern,
Verschimmelt stand sein Dattelwein
In Keilschriftthoncylindern.

Der Stoff des weisen Salomo [2])
Kam nie zu feinem Hauche,
Denn sein Bouquet blieb immer roh
Im dunkeln Geishokkschlauche.
Erst als Phöniker Sand zu Glas
Umschmolzen in den Aschen,
Sah Israel . . zwar noch kein Fass,
Doch schon . . pitschirte Flaschen.

Europa, sumpfig, feucht und leer,
Liess wild die Rebe treiben,
Und Salamander drohten sehr
Den Menschen aufzureiben.
Der Erste, der im Urwald kekk
Sich briet den Urstierschlegel,
Trug seinen Meth als Handgepäkk
In einem schmalen Legel.

Der Kelte, der auf Pfählen sass
Und niedrer Bildungsstufe [3]),
Barg ein sehr zweifelhaftes Nass
In zweifelhafter Kufe.
In der Kimmerier Nebelgrau
Bei Völkern rauh und zottig
Kam auch kein grosses Fass zum Bau,
Nur Bütte, Pott und Pottich.

Alt-Hellas fand die Fassform früh,
Doch nicht für Bacchos' Wonnen;
Man pflag statt Weins Philosophie
In leeren hohlen Tonnen.
Das zwekkbewusste Römerthum
Bedurfte starker Labe:
Zum magnum vas vinarium
Schlich Plinius schon als Knabe [4]).

Doch das antike Vasum war
Von Thon und spizz nach unten,
Und auch vom Cadus ist's nicht klar,
Ob Reif er trug und Spunten.
Das aechte Fass zeigt deutschen Schwung,
Es giengen die Germanen
Schon auf die Völkerwanderung
Mit Trinkglas, Fass und Hahnen [5]).

Dietrich von Bern rief oftmals froh
Im Keller seines Schlosses:
„Thata linho fat, thata mikilo!
Du liebes Fass, du grosses!“
Und oft sah ihn der Gothen Heer
Vergnügt dem Reichsschenk winken:
„Schafft eine Maass zu trinken her!
Skapla maziaia drinkan!“ [6])

Des Rothbarts Kaisermacht empfieng
Den Reichstag gern beim Fasse
Und sang, wenn's auf die Neige gieng,
In althochdeutschem Basse:
„Iz riunit nich ein tropho mêr,
Der win ist vortgehupfit . .
Ou wè, min grôzaz vaz stât lêr,
Sie hâ'nt mirz ùz gesupfit!“ . . [7])

Als edler Bildungsdurst die Welt
Erfüllt mit edlem Streben,
Rief mich ein Kurfürst und ein Held
Als Burgfass hier ins Leben.
Noch steh ich fest, wo Alles fiel,
Des Pfälzer Geists ein Funken:
Gross im Gedanken, flott im Styl,
Und gänzlich — leergetrunken.

O wär' ich voll heut, Mann und Glas
Füllt' ich mit Rheinweinmassen! . .
Doch weh und ach! . . dem Hauptwort „Fass“
Fehlt längst sein Zeitwort „fassen“.
„Gelcerter Grösse“ bricht der Muth
Zu bacchischem Gedichte . . .
. . . Ich bitt' nur um die Note „gut“
In „Sprache und Geschichte.“

Anmerkungen des grossen Fasses.

1) Abbildung eines solchen mit Hieroglyphen übersäeten, enghalsigen und dickbauchigen Krugungeheuers, dessen menschlich geformter Kopf eine der altägyptischen grossen Naturgottheiten darstellte, siehe bei Minckwitz, Illustrirtes Taschenwörterbuch der Mythologie, Leipzig 1852, s. v. Canobus. p. 151.

2) „Baalhamoner“. Salomo hatte einen Weinberg zu Baal-Hamon. Hohes Lied 8, 11. Auch der aus den Weingärten zu Engeddi gewonnene Stoff erschien preiswürdig. Hohes Lied 1, 14.

3) Siehe die Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft zu Zürich: „Pfahlbauten.“ Erster Bericht. Band IX. Abth. 2. Heft 3. — Fünfter Bericht. Band XIV. Heft 6.

4) *Vasa Vinaria*, siehe Plinius nat. hist. XIV. c. 21. Erhaltene Exemplare im Museum der helvetischen Römerstadt Aventicum, jetzt Avenches im Waadtland. S. Joh. v. Müllers Geschichte der Schweiz I, 63.

5) Glasbecher aus altdeutschen Gräbern siehe Cochet, Normandie souterraine. Paris 1855. p. 185. — Lindenschmit, das germanische Totenlager bei Selseu in Rheinhessen p. 27. — Hassler, das alemannische Totenfeld bei Ulm in den Verhandlungen des Vereins für Kunst und Alterthum in Oberschwaben. Heft XIII. pag. 28.

Fasshahnen aus altdeutschen Gräbern siehe Hassler l. cit. pag. 23. und die Abbildungen auf Tafel II. Figg. 12 u. 13.

6) Hie neigt sich das grosse Fass hochachtungsvoll vor den versammelten Mitgliedern der germanistischen Section und declinirt sich selbst auf gothisch wie folgt:

Sing.	nom.	das grosse Fass	fat thata mikilô
	gen.	des grossen Fasses	fatis this mikilins
	dat.	dem grossen Fasse	fata thamma mikilin.
	accusativ wie nominativ.		
Plur.	nom.	die grossen Fässer	fata thô mikilôna
	gen.	der grossen Fässer	fatê thizê mikilanê
	dat.	den grossen Fässern	fatam thaim mikilam.
	acc. wie nom. —		

Die Erklärung des gothischen „skapia mazlaia drinkan“ siehe bei Massmann *Gothica minora* in Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum. Band I. pag. 379.

7) Hie neigt sich das grosse Fass vor den anwesenden Germanisten zum andernmal und declinirt sich selbst auf althochdeutsch wie folgt:

Sing.	nom.	das grosse Fass	vaz grôzaz oder vaz daz michila
	gen.	des grossen Fasses	vazzes grôzes oder vazzes des michilin
	dat.	dem grossen Fasse	vazze michilemu oder vazze demo michilin
	acc. wie nom.		

Den Pluralis fügt dasselbe nicht mehr bei, um nicht allzu ausführlich zu werden. Feliciter bibatis!

Zweite allgemeine Sitzung, Donnerstag den 28. September.

Erledigung einiger geschäftlichen Angelegenheiten durch den Präsidenten Prof. Köchly und den ersten Sekretär.

Hierauf beginnt Prof. Fleischer aus Leipzig seinen Vortrag:

Der Morgenländer in Europa.

Im Jahre 1856 ging aus der nordamerikanischen Missionspresse in Beirut ein auf Kosten des noch jetzt lebenden Verfassers gedrucktes arabisches Buch hervor, 132 S. kl. 8⁰, betitelt: Kitâb al-nuzhah al-schahîah fi'l-rihlah al-salîmîah, d. h. das Buch der ergötzlichen selimischen Reisebeschreibung, — selimisch vom Vornamen des Verfassers, Selim Bisteris, eines wohlhabenden Kaufmanns aus der in Beirut ansässigen christlichen Familie Bisteris. Das Buch gilt mit Recht

für eine literarische Merkwürdigkeit, als der erste durch die Presse veröffentlichte Versuch eines Morgenländers unserer Zeit, seinen Landsleuten einen grösseren Theil von Europa aus eigener Anschauung und wenigstens die Hauptpunkte davon ziemlich im Einzelnen zu schildern. Für uns Europäer bringt es natürlich in den Sachen selbst nichts Neues, übt aber einen eigenthümlichen Reiz durch die absonderlichen Gedanken und Gefühle, welche die Betrachtung unserer Länder und Städte, unseres Lebens, unserer Sitten und Gewohnheiten in dem reisenden Orientalen hervorruft und die er an geeigneten Stellen mit Offenheit und Wärme, hier und da sogar — eine kleine Schwäche des guten Mannes — in Versen ausspricht. Dabei ist man ihm das Zeugniss schuldig, dass er im Allgemeinen für Alles in Europa ein offenes, durch kein Vorurtheil getrübtes Auge hat, ruhig beobachtet und fast immer richtig schildert, zu welcher Objectivität gewiss der Umstand wesentlich beigetragen hat, dass er als Christ geboren und gebildet ist, daher von Haus aus für vieles Europäische ein ganz anderes Verständniss mitbringt, als der durch und durch asiatische Muhammedaner; dass er ferner wenigstens für das Italienische und Französische keines Dolmetschers bedurfte.

Sein geistiges Verhältniss zu Europa bezeichnen gleich die ersten Worte der Vorrede: „Während ich mich früher immer bloss mit dem Wunsche getragen hatte, die europäischen Länder und Städte zu bereisen, um jene Gegenden voll hoher Bildung und staatlicher Ordnung durch eigene Anschauung kennen zu lernen, wurde ich später durch einen besondern Umstand genöthigt, diesen Wunsch ungesäumt zu verwirklichen, nämlich durch das Bedürfniss des Luftwechsels zur Befestigung meiner Gesundheit, welche ich, Gott sei Dank, durch die Bemühungen Ibrahim Effendi's, des Oberarztes der osmanischen Truppen in Beirut, wiedererlangt hatte. Und da nun mein lieber Brudersohn, Halîl Ben Dschirdschis Bisteris, auch eine solche Reise zu machen beabsichtigte, so wurde er durch meinen Reiseplan veranlasst, den seinigen ebenfalls eher auszuführen, als es wahrscheinlich sonst geschehen wäre, um in meiner Gesellschaft zu reisen und während unseres Aufenthaltes in der Fremde mir seine Pflege zu widmen. Wir bestiegen demnach zusammen das Dampfschiff am 27. März des Jahres 1855 und fuhren in der dritten Nachtstunde von Beirut ab." — Die Fahrt geht nun längs der syrisch-palästinensischen Küste hinunter, vor dem Karmel vorbei, zunächst nach Jaffa, wo einen Tag gerastet wird. Gegen Anbruch der Nacht schifft man sich wieder ein. Ein heftiger Wind erhebt sich, so dass der Capitän schon glaubt, es sei ein Sturm im Anzuge; der Dampfer schwankt stark hin und her; „ich aber", versichert unser Reisender, „war dabei ganz munter und wohlgemuth, denn ich fühlte mich durch die frische Seeluft merklich gekräftigt und empfand auch nicht die mindeste Anwandlung der Seekrankheit, die doch sonst die meisten Seereisenden befällt."

Am vierten Tage läuft der Dampfer in den Meerbusen von Alexandrien ein, wo die beiden Bisteris von ihrem Freunde, Herrn Fadlallâh Kardâhî, eingeholt und in seinem Hause ausserhalb der Stadt am Nilufer gastfreundlich aufgenommen werden. Während ihres mehrtägigen Aufenthaltes daselbst empfangen und erwiedern sie die Besuche vieler andern Freunde und Bekannten, und besichtigen die Sehenswürdigkeiten von Alexandrien, deren Beschreibung mit der pikanten Bemerkung schliesst: „Alles zusammengenommen müssen wir sagen, dass, wenn diese Stadt durch die Bemühungen des Vicekönigs Saïd Pascha sich so zu erweitern und in jeder Hinsicht zu heben fortfährt, sie in Kurzem unter die schönsten fränkischen (d. h. europäischen) Städte zu rechnen sein wird." Es folgt dann eine Eisenbahnfahrt nach Kairo und die Beschreibung dieser Stadt, mit besonderer Hervorhebung der Bauwerke und

Bildungsanstalten Mehemed Ali's, freilich auch mit Hinweisung darauf, dass von dem schnell Geschaffenen und Begonnenen gar Manches schon wieder verfallen und aufgegeben sei, oder dem Verfalle entgegengehe. So war die vor der Stadt liegende medicinische Schule zur Heranbildung von Armeeärzten zwar noch im Besitze ihres anatomischen Theaters mit Nachbildungen menschlicher Körpertheile aus Wachs und Glas, aber öde und verlassen, ohne Lehrer und Lernende, während sie unter Mehemed Ali's Regierung ein ebenso ausgezeichnetes Lehrerpersonal als zahlreiche Zöglinge gehabt hatte.

Nach einem Besuche der Pyramiden von Gize geht die Fahrt auf dem Nil und dem Mahmudie-Kanal zurück nach dem Hafen von Alexandrien. Der Reisende nimmt nun Abschied vom asiatisch-afrikanischen Boden und tritt in Malta zum ersten Male in eine ganz europäische Atmosphäre ein. An der Hand eines Cicerone besucht er die Merkwürdigkeiten der Stadt, zuerst die Johanniterkirche und das Regierungsgebäude, wo er besonders bemerkt, dass nicht nur ein grosser Audienzsaal da sei, in welchem der englische Statthalter die officiellen Besuche und Vorstellungen annehme, ferner ein anderer Saal zu Berathungen desselben mit den Angesehensten der Insel über wichtige Regierungsangelegenheiten, sondern auch ein gegen orientalische Begriffe von Anständigkeit hart verstossender Tanzsaal für Herren und Damen, und daneben ein grosses Rauchzimmer bloss für Herren, da die fränkischen Damen noch nicht gewöhnt seien, wie die orientalischen, zu rauchen, „wenigstens nicht öffentlich oder in grosser Gesellschaft.“ Dort bekommt er auch den ersten Begriff von der Allgewalt europäischer Mechanik durch Besichtigung der für die englische Besatzung angelegten Dampfmühle und Dampfbrodbäckerei, deren wunderbar ineinandergreifenden und wie von Geisterhand getriebenen einzelnen Theile ebenso eingehend beschrieben werden, wie darauf das Arsenal mit den grossen Werkstätten für alle Arten Kriegsmaterial. „Auch diese Fabrication“, heisst es, „wird mit Dampfmaschinen betrieben, und die Arbeiter darin haben eine solche Geschicklichkeit in der Bearbeitung der Metalle, dass es ist, als wäre Eisen und Erz in ihren Händen nur Wachs, wie der Koran erzählt, dass Gott die härtesten Metalle für den König David zur Verfertigung seiner Panzerhemden in eine weiche Masse verwandelt habe.“

Das Schauspielhaus in Malta, von dessen Grösse die Eingebornen, wie unser Reisender sagt, viel Wesens machen, findet er nicht grösser als das, welches Herr Marun El-Naḳḳâsch in Beirut erbaut habe. Diesem Wohlthäter seiner Vaterstadt, ebenfalls einem Christen, entrichtet er bei dieser Gelegenheit einen auch nach anderweiten Zeugnissen wohlverdienten Dankeszoll mit den Worten: „Wenn der Selige auch dem Körper nach von uns genommen ist, hat er sich doch in unseren Herzen ein unvergängliches Denkmal gestiftet durch seine Verdienste um die höhere Bildung so vieler Menschen in verschiedenen Beziehungen.“

Eine kurze Uebersicht über die Geschichte der Insel von den ältesten Zeiten an schliesst mit den Worten: „Die Engländer haben die schon früher starken Festungswerke der Insel zu so imposanter Grösse erhoben, dass sie jeder menschlichen Macht Trotz bieten, und die Einwohner, deren Zahl sich nicht über 50,000 Seelen beläuft, erfreuen sich unter ihrer gegenwärtigen gerechten Regierung vollkommener Ruhe und eines grossen Wohlstandes, den sie besonders dem Umstande verdanken, dass sie bei einem ausgebreiteten Handelsverkehr nur sehr geringe Eingangs- und Ausgangszölle zu entrichten haben.“

Von Malta geht die Reise nach Messina und von da nach kurzem Aufenthalte, der nur die Hauptkirche, ein Nonnenkloster und einige Alterthümer zu besuchen verstattet, weiter nach Neapel, vor der Insel Stromboli mit ihrem Vulcan vorüber. „Unaufhörlich“, heisst

es da, „steigt der Rauch mit Macht aus dem Gipfel dieses Vulcans auf. Unten am Berge soll ein kleines Oertchen liegen, von welchem man auf schlechtem, holprigem Fusssteige nach dem Gipfel gelangen kann. Wie wunderbar, dass Menschen es gewagt haben, sich gerade unter diesem Höllenberge anzubauen, und auch da auszuhalten!" In der allgemeinen Physiognomie von Neapel fällt ihm nichts so sehr auf, als 1) die Art und Weise, wie die zahlreichen Bettler ihre Gesuche anbringen; „sie bitten", sagt er, „nicht wie die Bettler anderwärts schlechthin um ein Almosen, eine Gottesgabe oder dergleichen, sondern sprechen: 'Mein Herr, schenken Sie mir ein Stück Geld zu einem Glase Wein!' 2) dass auf königlichen Befehl alle Männer, Jung und Alt, auch die Mönche, Lippen- und Kinnbart glatt abgeschoren tragen mussten, wie der König Ferdinand II. selbst, der seiner Gerechtigkeit und Sittenstrenge wegen hochgeachtet, aber in seiner Herrschergewalt ebenso unumschränkt sei wie der türkische Sultan.

Eine neue Welt thut sich dem Reisenden auf in dem San-Carlo-Theater, den vielen Kirchen, dem Kloster San-Martino, den Katakomben, dem königlichen Garten, der königlichen Bibliothek, den königlichen Schlössern auf Capo di Monte und in Caserta, dem Museo Borbonico, dessen Alterthümer und Kunstschätze er ausführlich beschreibt, mit der naiven Bemerkung: „Man sagte mir, der grösste Theil dieser Curiositäten und Kostbarkeiten komme aus einer Stadt Pompeji, die vor 1200 Jahren — ich weiss nicht von wem oder wodurch — zerstört worden sei."

„Aber", schliesst er die Beschreibung aller dieser Herrlichkeiten, „das wunderbarste Schauspiel, welches wir in Neapel hatten, war doch der Schwefel- und Feuerberg, der da heisst Volcano, nicht weit von der Stadt, die er stets bedroht; denn am Tage sieht man gewaltigen Rauch aus seinem Gipfel emporsteigen, der zuweilen vom Winde nach der Stadt hin getrieben wird, so dass man in ihren Strassen selbst die schwefeligen Dünste riecht; des Nachts aber erscheint auf seinem Gipfel eine breite, hochaufsteigende Feuerflamme, aus der grosse glühende Funken und Schlacken in die ganze Umgegend herabfallen, so dass, wenn dieser Feuerregen bisweilen sehr stark wird, Bäume und Saaten davon versengt und verbrannt werden. Diesen Berg zu ersteigen, wie man mir vorschlug, konnte ich mich aus Furcht vor der Hölle in seinem Innern und vor jenem Feuerregen nicht entschliessen. — In summa sahen wir in und bei dieser Stadt so viel herrliche Gebäude, Kunstwerke, Curiositäten aus alter und neuer Zeit, schöne Landschaften, Gärten, Bäume und Blumen, dass es sich nicht beschreiben lässt, und ich muss sagen: diese Stadt gehört zu den schönsten und herrlichsten auf der Welt. Ihre Reize weckten sogar mein schwaches poetisches Talent aus seinem Schlafe und ich widmete ihr folgende zwei Verse:

„Ich habe viele Länder durchstreift, aber eine Stadt wie diese sah ich nirgends; sie gleicht einer Schönen mit geöffnetem Rosenmunde, aus dem reizende Perlenzähne hervorstrahlen. Sie stellt ein irdisches P a r a d i e s dar, aber neben ihr kocht die H ö l l e im Bauche eines Schwefelberges."

Der Beschauung R o m s und seiner Umgebung widmet Herr Bisteris sieben Tage und zählt das jeden Tag Gesehene gewissenhaft auf. Obwohl der o r t h o d o x e n n i c h t - u n i r t e n g r i e c h i s c h e n Kirche zugethan, giebt er doch gläubig alle Apostel-, Märtyrer-, Heiligen- und Reliquien-Legenden wieder, die man ihm erzählt, und spricht vom Papst und seiner Curie äusserst respectvoll. Mächtig ergriffen fühlt er sich von der Peterskirche, die er viele Male besucht, aber sich daran doch nicht satt gesehen zu haben versichert. Die hohe Kuppel habe er zwar zu ersteigen versucht, aber ihre höchste Höhe nicht erreichen können, da die dahin

führende Treppe aus mehr als 200 Stufen bestehe, und das sei ihm doch zu viel gewesen. Für die schönste römische Kirche erklärt er aber die nach dem grossen Brande 1828 neuaufgebaute, damals noch unvollendete Chiesa di San Paolo, drei Viertelstunden von der Stadt entfernt; doch urtheile er so nur nach seinem orientalischen Geschmack; der europäische Geschmack stelle St. Peter höher. Er vergisst nicht zu bemerken, dass mehrere Fürsten dem Papste zum Neubau von San Paolo Geschenke dargebracht hätten: so mehrere italienische Fürsten die 140 rothen Monolithen, welche die Kirche tragen; der Kaiser Nicolaus von Russland den grünen russischen Granit, aus welchem der Hochaltar und zwei andere Altäre neben ihm bestehen; ja sogar der Muhammedaner Mehemed Ali von Egypten die sechs Säulen des Hochaltars aus glänzendem gelben Marmor.

Zuletzt meint er, Rom führe mit Recht bei den Arabern den Beinamen al-ôẓma, d. h. das sehr grosse —, nicht bloss wegen seiner räumlichen Ausdehnung, sondern hauptsächlich wegen der wichtigen Rolle, die es von jeher in der Weltgeschichte gespielt habe, und wegen der Menge und Schönheit seiner alten Denkmäler und Kunstschätze, hinsichtlich deren keine andere Stadt der Welt ihm gleichkomme. Aber Rom zu seinem beständigen Wohnsitze zu machen, dazu würde er sich doch nicht entschliessen können, denn die römische Luft sei schlecht und Hitze und Kälte gleich übermässig; die Sonne brenne da so heiss wie nie in Beirut, obgleich der römische Himmel nur selten so ganz unbewölkt sei, wie der über seiner lieben Vaterstadt. Manches habe er übrigens ungesehen gelassen — Schlösser, Villen, Gärten u. s. w. —, da er in und um Rom selbst schon Grösseres und Schöneres gesehen habe und man am Ende von dem vielen Sehen doch auch müde werde.

Die Weiterreise geht nun über das freundliche Livorno, wo er mit grossem Vergnügen die ersten europäischen theatralischen Vorstellungen sieht, nach Pisa. Hier findet er das, was er hyperbolisch „die wunderbarste von allen Merkwürdigkeiten der Welt" nennt, den bekannten schief stehenden Glockenthurm. „Wer ihn sieht", sagt er, „muss glauben, er werde jeden Augenblick einstürzen; denn er hängt nach der einen Seite hin so weit über, dass ein Stein, den man von seiner Spitze nach dieser Seite hin gerade herabfallen lässt, etwa 3 Ellen weit von seinem Fusse auffällt. Darum wagt es kein Fremder — und auch ich wagte es nicht — auf dieser Seite an ihm vorbeizugehen, während die Einheimischen ganz sorglos darunter hinweggehen." Die zur Erbauung dieses in seiner Art einzigen Thurmes angewandte Kunst verdiene zwar schon an und für sich die höchste Bewunderung, aber noch mehr müsse man doch darüber staunen, dass dieser schon im Jahre 1174 aufgeführte Bau alle Erdbeben und Orkane seither glücklich überstanden habe, ohne auch nur zu wanken.

Auf der Eisenbahn, die er „die Feuerstrasse" nennt, nach Florenz passirt er das erste Mal nicht ohne Grausen einen Tunnel und ist froh, da glücklich durchgekommen zu sein, zumal da er hört, dass der Bergrücken, unter welchem der Tunnel hingeht, mit Gebäuden und grossen Bäumen belastet sei. Am meisten gefällt ihm in Florenz gleich der erste Palast, den er da sieht, il Palazzo Pitti; die sieben Säle im zweiten Stockwerke enthalten, wie er sagt, eine so grosse Menge prächtiger Teppiche, Verzierungen und Prunkgefässe, wie er in keinem der früher und später gesehenen Fürstenschlösser gefunden habe. Die Besichtigung alles in der Stadt Sehenswerthen beschliesst er mit dem Besuche eines Panorama's von Neapel, welches er so beschreibt: „Darin ist das Bild aller einzelnen Theile der Stadt in grossen Kästen mit geschliffenen Gläsern, durch welche man jene Ansichten leibhaftig vor sich hat; da schaut man die Häuser, die Strassen, die öffentlichen Plätze und Märkte, die

Menschen darin und darauf, die Wagen, den reinen Himmel und das ruhige Meer voll verschiedener Schiffe, die hohen Berge und ganz besonders den rauchenden Feuerberg —, in der That ein überraschendes, bewundernswürdiges Schauspiel! Lob Gott dem Schöpfer, der den Menschenkindern geheime Kräfte verliehen hat, seine und ihre eigenen Werke so nachzubilden!" —

Florenz selbst, seine Seidenwebereien, der Charakter seiner Einwohner — alles dies gefällt ihm sehr wohl, auch das Wasser des Arno mundet ihm trefflich; aber mit dem Clima ist der verwöhnte Asiat und Seeanwohner nicht zufrieden; es ist ihm hier schon zu nördlich und zu binnenländisch. Dagegen befindet er sich wieder in seinem Elemente in der Seestadt Genua und ihrer herrlichen Umgebung. Da hat Alles seinen Beifall: Himmel, Luft, Meer, Paläste, Häuser, die feurigen, stolzen Männer und die schönen, graziösen Weiber; — nur Eines missfällt ihm: die engen und unebenen Strassen, auf denen eben so schlecht zu Fuss wie zu Wagen fortzukommen sei.

Eine kurze Seefahrt führt ihn nach Marseille, wo es wieder genug zu beschauen giebt, darunter, was ihn besonders interessirt, Mützenfabriken für das Morgenland. Auch sieht er da die Vorbereitungen zu einem militärischen Spektakelstück in dem grossen öffentlichen Garten, le Château de fleurs genannt. „Es war", erzählt er, „damals gerade Krieg zwischen Frankreich und Russland, und die Franzosen belagerten mit ihren Verbündeten die Stadt Sebastopol und die dazu gehörige Feste Malakov. Da hatte man nun in diesem Garten eine Festung aus Holz und Pappe aufgebaut, die den Malakov vorstellte; und davor waren Flinten aufgestellt für die Leute, welche die Festung stürmen und in Brand schiessen sollten —, dies Alles als gute Vorbedeutung für den Sieg der Franzosen über die Russen und die Eroberung der Stadt."

Echt orientalisch ist, was er von den Gärten in und um Marseille und von den Treibhäusern darin sagt: „In ihren Privatgärten haben sie viel Bäume, Sträucher und verschiedenartige Blumen; aber nur einige davon sind natürlich und von Gott geschaffen, andere werden künstlich erzeugt und stehen in Häusern von Glas; alle aber verkauft man zu Preisen, die uns geradezu närrisch vorkamen."

Eine ganz neue Erscheinung ist für ihn eine angebliche Hellseherin in magnetischem Schlafe. „In dieser Stadt", berichtet er, „ist auch ein Haus, worin man die Kunst versteht, Menschen durch äussere Mittel in Schlaf und während des Schlafes zum Reden zu bringen. In einem Zimmer dieses Hauses fanden wir drei Frauen eben damit beschäftigt, ein kleines Mädchen in Schlaf zu bringen. Nach einer Weile zogen sie sich zurück; wir aber traten hinzu, und siehe da! das Mädchen schlief auf einem Sessel mit offenen Augen und hochgerötheten Wangen; von Minute zu Minute athmete sie schwer auf, als wenn dieser Zustand sie sehr angriffe. Ihre Mutter, die bei ihr war, reichte ihr abwechselnd Orangensaft zu trinken und daran zu riechen, ohne dass sie davon erwachte. Ich setzte mich nun neben sie; da ergriff sie meine Hand und fing sie heftig zu reiben an, während sie immer stärker stöhnte, und zuletzt bewegte sie sich so, als ob sie gar nicht mehr schliefe. Da fragte ich sie: „Reise ich allein, oder habe ich noch einen Gefährten?" „Du hast", antwortete sie, „einen Verwandten als Begleiter bei dir." Ich fragte weiter: „Wie ist er mit mir verwandt?" „Er ist deines Vaters Bruders Sohn." „Ist er älter oder jünger als ich, und ist er der älteste oder der jüngste seiner Brüder?" „Er ist von allen seinen Geschwistern am ältesten; er liebt dich und ist sehr für dich besorgt." „Weisst du, ob ich krank bin?" „Du warst krank, bist es aber nicht mehr." Bis hierher war Alles richtig; nun aber fragte ich: „Willst du wohl sehen,

was die Meinigen in Beirut machen, und mir es sagen?“ „Ja wohl“, antwortete sie, und erzählte mir nach einigem Stillschweigen von ihnen eine Menge Geschichten; das waren aber Alles Lügen. Da indessen Einiges davon, was nach meiner Abreise geschehen sein sollte, beunruhigender Natur war, so konnte ich mich doch nicht ganz der Besorgniss entschlagen, dass sie darin die Wahrheit gesagt haben möchte, bis ich bei meiner Rückkehr erfuhr, dass auch das Alles aus der Luft gegriffen gewesen war.“

Auch hier findet er das Clima nicht nach seinem Geschmack: das Wetter sei zu veränderlich und die kalten Nordwinde zu gewöhnlich. Ebenso in Lyon: die Stadt präsentire sich zwar sehr schön und habe herrliche Seidenfabriken, aber die Luft sei schlecht und voll fauliger Feuchtigkeit von dem durch die Abflüsse der Fabriken und Färbereien verunreinigten Wasser und dem vielen Regen. Dagegen seien die Einwohner äusserst artig, und er habe da das erste Mal seit seiner Ankunft in Frankreich das bestätigt gefunden, was er daheim von den feinen Umgangsformen und dem liebenswürdigen Wesen der Franzosen gehört hätte. —

Aber nun erst Paris und die Pariser! Paris — bekennt er — ist wirklich das irdische Paradies, über dem der Fremde seine Heimat völlig vergessen kann. „Wir blieben dort“, fährt er fort, „ganze 29 Tage, von denen wir die meisten dazu verwendeten, von früh bis Abend, manchmal bis spät in die Nacht hinein, die Stadt und Umgegend zu durchwandern und die unzähligen Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Die Zeit war uns darüber am Ende so rasch vergangen, als wären die 29 Tage bloss 1 Tag gewesen. — Die Pariser sind wohlgesittet, artig, freundlich und gefällig im Umgange, auch behandeln sie den Fremden mit mehr Auszeichnung und sind gastfreundlicher gegen ihn als alle anderen Europäer. Dabei lieben sie Kunst und Wissenschaft, wie sie denn auch die ausgezeichnetsten Werke beider täglich vor Augen haben. Selbst die vornehmsten Leute in Paris sind Muster von Herablassung, Leutseligkeit und Höflichkeit. Die Sprache reicht nicht hin, alle Vorzüge dieser Stadt aufzuzählen, sei es hinsichtlich ihrer Strassen, Plätze, Gebäude, Spaziergänge, Gärten und Vergnügungsorte, sei es hinsichtlich des bequemen und angenehmen Lebens, das man da führen kann. Bewunderungswürdig ist auch die Ordnung, Ruhe und Sicherheit, die — Dank der Polizei — selbst bei'm lebhaftesten Verkehr und im grössten Gedränge auf den Strassen herrscht.“

Doch auf der Welt ist nun einmal nichts vollkommen, und so hat auch dieses glänzende Gemälde einige Schattenseiten, zuerst, wie nach dem Vorhergehenden zu erwarten, eine climatische. „Das Wetter“, heisst es weiterhin, „ist in Paris sehr veränderlich, die Hitze nicht minder stark als die Kälte; des Morgens weht immer ein recht empfindlich kühler Wind und Nebel deckt die ganze weite Gegend; doch schadet das dem Körper gerade nicht, da die Luft wenigstens im Allgemeinen gesund ist. Das Trinkwasser wird aus der Seine bezogen und dann in den Häusern aufbewahrt; da verliert es dann seinen natürlichen Geschmack, so dass es weder angenehm zu trinken, noch der Gesundheit zuträglich ist. Desgleichen sind Garten- und Baumfrüchte in Paris bei weitem nicht so in Ueberfluss und so wohlfeil wie bei uns; namentlich die nicht ganz reifen grünen Wassermelonen, die man den völlig reifen vorzieht, stehen unverhältnissmässig hoch im Preise.“

Von den Erwerbsquellen und der Lebensweise der Pariser entwirft er folgendes, freilich höchst einseitige Genrebild, wonach die ganze Pariser Bevölkerung eine neue Auflage der Phäaken wäre:

„Der Pariser gewinnt die Mittel zu seinem Lebensunterhalt grösstentheils aus dem Ertrage liegender Gründe und Häuser, so wie aus den Actien der Eisenbahnen und anderer ähnlicher Unternehmungen. Im Allgemeinen betreibt er wenig industrielle und Handels-

geschäfte und bringt seine meiste Zeit mit Lustwandeln und Kurzweil aller Art hin. Wenn er des Morgens seine Wohnung verlässt, so beginnt er sein Tagewerk damit, dass er an eine Theatercasse geht und dort ein Eintrittsbillet zur Abendvorstellung löst; dann streift er in den Strassen umher, geht in ein Kaffeehaus und liest die neuesten Tageblätter; hierauf besucht er Gärten, Spaziergänge und andere öffentliche Orte, zuletzt ein Speisehaus, wo er seine Mahlzeit hält; kommt endlich der Abend heran, so geht er in sein Theater und kehrt gewöhnlich erst nach Mitternacht wieder nach Hause."

Nachdem Herr Bisteris auf diese Weise den reichen Pariser Rentier und Flâneur als den Prototyp der ganzen Einwohnerschaft hingestellt hat, bringt er allerdings gleich selbst das nöthige Correctiv nach, indem er sagt: „Da aber die Lebensmittel in dieser paradiesischen Stadt sehr theuer sind, sieht man in ihr auch viele Arme; ja es sollen sich jede Nacht ungefähr 60,000 Pariser niederlegen, ohne einen Bissen Brod gegessen zu haben; — noch mehr: manche ganz Arme, ihres elenden Lebens überdrüssig, legen Hand an sich oder stürzen sich in die Seine. Davon haben wir doch in unserem Lande, trotz der geringen Anzahl wirklich reicher Leute, nie etwas gehört."

Doch lässt er sich durch den Hinblick auf so viel Elend neben so viel Wohlleben den Genuss der Gegenwart nicht verkümmern; im Gegentheil geräth er immer wieder über die Pariser Herrlichkeiten in Entzücken, und berauscht, wie er selbst sagt, von dem süssen Tranke immer neuer Freuden, ergiesst er sich wieder in zwei Verse:

„Paris ist zugleich das reizendste Paradies für die Augen und die reichste Fundgrube aller übrigen Genüsse. Wollte ich es genügend beschreiben, so müsste ich ganz aus Zungen bestehen." (Man sieht, dass Herr Bisteris sich mit der Selbstanklage dichterischer Trunkenheit entschieden Unrecht thut.)

Aus der langen Reihe von Beschreibungen des in Paris Gesehenen und Gehörten hebe ich nur noch einiges zur Charakteristik unseres Reisenden Gehörige hervor.

Von der grossen Industrieausstellung sagt er: „Nachrichten davon waren bis zu uns nach Syrien gedrungen und hatten in uns das Verlangen geweckt, sie zu sehen. Gleich bei'm ersten Eintritt aber fanden wir, dass alle jene Nachrichten weit unter der Wirklichkeit geblieben waren und dass diese Ausstellung ein Schauspiel ist, welches von den Bewohnern der entferntesten Länder besucht zu werden verdient." Aber sein vaterländisches Herz empört sich bei'm Anblicke der wenigen Artikel aus dem türkischen Reiche: „Die Länder der hohen Pforte hatten leider nur ein paar gewebte Stoffe aus Smyrna und dem übrigen Kleinasien, ausser dem einige wenige Fabricate aus Constantinopel und der europäischen Türkei geliefert. Aus unserem Syrien aber war gar nichts da, als ob man nicht gewagt hätte, unsere Gewerb- und Kunsterzeugnisse neben die Europa's zu stellen. Und doch werden in unserem Vaterlande manche ganz artige Sachen verfertigt, wie die Seidengewebe von Damaskus und Deir-el-Kamar, die gestreiften Stoffe von Aleppo, die Wollzeuge von El-Zûk, die Schnitzwerke aus Knochen, Horn und Perlmutter von Jerusalem. Wenn auch diess Alles den europäischen Kunstsachen nicht gleichkommt, so würde man es doch in Europa, bei dem hier allgemeinen Interesse an Dingen aus dem Morgenlande, gewiss mit Vergnügen sehen."

Der elektro-magnetische Telegraph im Ministerium des Auswärtigen — er nennt ihn die Blitzpost, al-bosta al-harkia — ist ihm „ein Wunder aller Wunder, das den Geist in Erstannen setzt und das Herz bezaubert." „O Wunder", ruft er aus, „über diesen Eilboten, durch den man in einer halben Minute die Nachrichten von Paris in London, in anderthalb Minuten in

Marseille und in weniger als zwei Stunden in Petersburg hat, der die ganze Welt mit der ganzen Welt in beständiger Verbindung erhält. Preis Dem, der einem schwachen Menschen, dem Urheber dieser erstaunlichen Erfindung, solch' hohe Weisheit verliehen hat!"

In fast noch höhere Verwunderung setzt ihn aber ein Wachsfiguren-Cabinet in den Champs Élysées mit einem Automaten, der Pianoforte spielt, dabei mit Kopf und Füssen den Takt schlägt, nach dem Spiele eine Prise Tabak nimmt und dem vor ihm Stehenden ebenfalls eine darbietet. Hier wird ihm doch etwas unheimlich zu Muthe und er fragt sich selbst, ob das nicht an Zauberei und schwarze Kunst grenze? Doch beruhigt er sich mit dem Gedanken, Gott, der die Europäer den elektro-magnetischen Telegraphen habe erfinden lassen, könne ihnen wohl auch die Kraft gegeben haben, solche Maschinen zu construiren. Abends auf dem Heimwege, mitten durch die weissen und rothen Gasflammen der Champs Élysées hindurch, verfällt er wieder in poetische „Trunkenheit":

„O schöner Garten, man nennt dich die elysäischen Felder, weil du dem Menschen wirklich schon hienieden die Freuden des Paradieses bietest; aber du hast noch mehr als Elysium: weisse Lichtflammen, die wie die reinsten Perlen, und rothe, die wie Rubinen strahlen."

Die grosse Oper mit dem Ballet beschäftigt nur seine Augen, nicht seine Ohren. „Man machte Tag und Nacht, Meer und trockenes Land, Blitz und Donner, dann die vier Jahreszeiten, vom Winter angefangen, eine nach der andern. Zuletzt führten die Jahreszeiten mit ihrem Gefolge alle zusammen einen wundervollen Tanz auf, zu dessen Ende sie sich nach dem Kaiser Napoleon hin wendeten, sich verneigten und rückwärts tanzend in den Hintergrund verschwanden." Von der Oper selbst sagt er kein Wort; für unsere europäische Musik scheint er, wie die Asiaten in der Regel, keine Empfänglichkeit und kein Verständniss gehabt zu haben.

Desto tiefern Eindruck macht auf ihn in der Comédie française Mlle. Rachel als Monima im Mithridates. Er giebt Inhalt und Gang des Stückes an, kommt aber immer auf das Spiel der Rachel zurück, für dessen Trefflichkeit er nicht Worte genug finden kann. „Um Alles zusammenzufassen", so schliesst er seinen Panegyrikus, „diese Rachel zwingt die Leute, mit ihr zu weinen und zu lachen, sich mit ihr zu betrüben und zu freuen. Wenn sie thut, als wäre sie krank, so muss Jedermann glauben, sie sei schon längst schwindsüchtig oder etwas der Art. Von Geburt und Religion ist sie eine Jüdin, übrigens in mittleren Jahren und von schmächtiger Gestalt. Gerade damals war ein nordamerikanischer Schauspieldirector nach Paris gekommen und hatte einen Vertrag mit ihr geschlossen, wonach sie in demjenigen Theile von Nordamerika, der ihrer Gesundheit am meisten zusagen würde, 200 Vorstellungen geben sollte, wofür ihr Häuser, Dienerschaft, Wagen und Pferde zur Verfügung gestellt und überdies dritthalb Millionen Francs zugesichert wurden. Vor ihrer Abreise hatte sie den Parisern versprochen, sieben Abende unentgeltlich zu spielen, und an dem Abende, wo ich sie sah, gab sie eben eine dieser Abschiedsvorstellungen."

Die Taschenspieler- und Gauklerkünste des Herrn Robert Houdin erregen Anfangs in ihm wieder ernstliche Zweifel, ob hier auch Alles mit rechten Dingen zugehe, oder ob, nach seinem Ausdruck, „teuflisches Zauberwerk" mit unterlaufe. Indessen mässigt sich sein Staunen und beruhigt sich sein Gemüth, als er erfährt, dass gerade die ihm unbegreiflichsten jener Kunststücke durch Chemie und Electricität zu Stande kommen, und man ihn sogar in die Fabrik führt, wo die dazu nöthigen Instrumente und Apparate verfertigt werden.

Die Vorstellungen einer Bereitertruppe in den Champs Élysées, wo er Kinder, Hunde und

Affen Dinge ausführen sieht, die man in Beirut selbst für erwachsene Menschen für unmöglich halten würde, veranlassen ihn zu einer ernsten Betrachtung, die zugleich eine nicht gerade schmeichelhafte Lehre für seine Landsleute und nächsten Leser enthält. „Dies Alles", sagt er, „zeigt uns die Macht des Unterrichts, wodurch sogar kleine Kinder zur Leistungsfähigkeit erwachsener Männer und vernunftlose Thiere zur Kunstfertigkeit von Menschen emporgehoben werden; — hierdurch müssen auch wir Orientalen uns angetrieben fühlen, diejenigen Kenntnisse zu erwerben, durch die wir hoffen können uns nach und nach zur Bildungsstufe der Europäer zu erheben, die uns in Künsten und Wissenschaften so unendlich überlegen sind. Sagt doch einer unserer eigenen Dichter:

„Sprecht nicht: die alten Meister sind dahin und haben ihr Geheimniss mitgenommen! — Wer ihren Weg geht, erreicht dasselbe Ziel wie sie."

In dem grossen Cirkus hinter den elysäischen Feldern, links von der Strasse nach dem Bois de Boulogne, musste er das seit seiner Ankunft in Frankreich schon oft gehabte Schauspiel der Erstürmung des Malakov noch einmal — und diesmal als vollbesetztes Spectakelstück geniessen, mit einem entsetzlichen Aufwande von Menschen, Uniformen, Waffen und verknalltem Pulver.

Auf die früher berührte Nachtseite des Pariser Lebens wird er durch das traurigste aller öffentlichen Gebäude in Paris: die Morgue, zurückgeführt. Neben so viel Glanz und Lust sei doch auch viel Jammer, und es vergehe kein Tag, wo nicht fünf oder mehr Personen, aus Mangel am Nöthigsten, oder aus Melancholie und Lebensüberdruss, oder in einem Anfalle von Wahnsinn, oder aus andern unbekannten Ursachen den Tod in der Seine suchten. Da habe denn nun die vorsorgliche Regierung Leute angestellt, die auf den Ufern des Flusses die Runde machen, jene Unglücklichen herausziehen und sie in ein kleines Haus in der Cité am Pont St. Michel bringen, wo sie, wenn man sie nicht wieder zum Leben bringen könne, ausgestellt bleiben, bis sie entweder von ihren Verwandten oder auf öffentliche Kosten begraben werden.

Nach einem Besuche von St. Cloud und Versailles nimmt er mit seinen gewöhnlichen zwei Versen, aber diesmal ungewöhnlich herzlich, Abschied von Paris:

„Liebes Paris! Wir müssen uns Lebewohl sagen! Könnten wir uns doch eines Tages wiedersehen! — Ist mir dies aber versagt, so werde ich dir wenigstens aus der Ferne mit jedem Reisenden meine Grüsse senden."

Dampf zu Land und zu Wasser führt ihn über Boulogne sur mer nach London. Aber da will es ihm nicht gefallen. „Schon auf dem Wege dahin", klagt er, „fuhren wir meistentheils unter jenem dicken englischen Nebel, der die Aussicht nach allen Seiten hin verschliesst und den Tag in Nacht verwandelt. Bald wurden wir von Regen, bald von Wind, und immer von stechender Kälte belästigt. Daher stellte sich auch die Krankheit wieder ein, von der mich eben meine Reise gründlich heilen sollte, und warf mich fast für die ganze Zeit meines Aufenthalts in London auf das Siechbett. Durch den Telegraph consultirte ich den berühmten Doctor Clot Bey in Marseille, der mich schon auf meiner Durchreise dort behandelt hatte und mir auch jetzt wieder auf demselben Wege etwas verordnete, was mich von diesem Rückfall befreite. Ich musste aber doch acht Tage das Zimmer hüten und sah nur durch das Fenster meiner Miethwohnung überallhin schwärzliche Häusser, über deren gleichfarbigen Dächern ein bleierner Himmel lag, und unendlichen Rauch aus Werkstätten und Fabriken, der die Wände russig färbt und sich selbst auf den Gesichtern der Menschen abzulagern

scheint. An einem Orte, wo der Tag wie die Nacht und der Sommer wie der Winter ist, sieht natürlich Jedermann finster aus. Das Wasser ist schwer, grösstentheils salzig, trübe, unverdaulich, und muss daher erst gereinigt werden, bevor man es trinken kann."

Dieses persönliche Missbehagen an der Stadt verhindert ihn jedoch nicht, die Grossartigkeit ihres weltumspannenden Geschäfts- und Handelsverkehrs und die Tüchtigkeit ihrer Bewohner vollkommen anzuerkennen. Die Londoner sind nach ihm religiöser und in der Betreibung von Kunst und Wissenschaft eifriger und unermüdlicher als alle andern Menschenkinder, und besonders in dieser Hinsicht das gerade Gegentheil der Pariser: von frühem Abbrechen oder völligem Einstellen der Arbeit zur Veranstaltung von Vergnügungspartien und zum Genusse von Lustbarkeiten sei in London gar nicht die Rede.

„Wir verliessen London", heisst es zuletzt, „mit lebhaftem Bedauern, dass uns nicht vergönnt war, länger dort zu bleiben und die Merkwürdigkeiten der Stadt zu besichtigen."

Nach Paris zurückgekehrt, fühlt er sich bald völlig wieder hergestellt und setzt seine Reise nach Brüssel fort. Hier bemerkt er zum ersten Male etwas, was ihm bisher in Europa noch nicht vorgekommen war, nämlich dass er mit seinem Begleiter in den Strassen ein Gegenstand öffentlicher Aufmerksamkeit wird: „Während wir uns die Stadt beschauten, siehe, da wurden wir selbst ein Schauspiel für die Leute; Männer und Frauen stellten sich um uns herum, musterten unsere morgenländische Kleidung wie Wunder was Neues und hatten ihre Freude daran." Er zieht daraus den natürlichen Schluss, dass der Verkehr Italiens, Frankreichs und Englands mit dem Orient bei weitem stärker sein müsse als der Belgiens. Bei'm Abschiede giebt er der Stadt Brüssel das Zeugniss, dass ihr heiterer, lachender Anblick sein Herz mehr erfreut habe, als der irgend einer anderen Stadt; auch die Belgier seien feine, geschickte Leute, die alle Kunsterzeugnisse der Franzosen und Engländer eben so gut und sogar noch besser als diese liefern. Lüttich und Verviers befestigen und vermehren dieses Wohlgefallen an Land und Leuten, das seinen höchsten Ausdruck in den beiden Abschiedsversen findet:

„Fern sei es, o Belgien, dass ich deiner je vergessen sollte; ja ich weiss es: meine Erinnerung an dich wird sich in der Entfernung zur Sehnsucht steigern! — Du bist das schönste Land der Erde, darum hast du recht, auf deine Reize stolz zu sein."

Ueber Aachen geht die Reise zunächst nach Cöln, wo er aber den Dom nicht gesehen haben kann, da die Stadt nach ihm zwar eine schöne Lage am Rhein, aber Merkwürdigkeiten nur wenige und unbedeutende hat. Das Dampfschiff führt ihn von da nach Bonn und die Eisenbahn weiter nach Hannover. In den eigentlichen Rheingau ist unser Araber also gar nicht gekommen, und das muss man wirklich bedauern; denn schon was er zwischen Cöln und Bonn sieht, entzückt ihn. „Von Cöln nach Bonn brachte uns eine kurze Fahrt auf dem Rhein, die wir viel länger gewünscht hätten; denn unser Herz schwoll auf vor Freude über den Anblick des schönen breiten Stromes, der da hinfliesst zwischen weiten Ebenen, bekleidet mit prachtvollem Grün, das kurz vorher von einem Regen erfrischt worden war und in dessen Perlennetz sich eine hellstrahlende Sonne spiegelte. Ja (— nun die beiden Verse —):

„Herrlich ist der Rhein! Wie Harfengetön klingt das Rauschen seiner Gewässer, und so schnellen Laufes schiesst er dahin, als wären seine Wellen Rosse auf der Rennbahn."

In Hannover gewinnt er durch den Besuch des königlichen Schlosses mit seinem Silberreichthum die Ueberzeugung, dass so etwas in keiner andern Königsburg gefunden werden

könne; „aber leider!“ setzt er hinzu, „ist der König, wie man uns sagte, blind, so dass er von allen Herrlichkeiten seines Schlosses selbst nichts sehen kann.“

Ohne sich in Braunschweig aufzuhalten, gelangt er nach Berlin. Die Stadt selbst hat seinen Beifall, aber — wiederum die alte Klage! — „das Wetter ist veränderlich und die Luft nur selten wolken- und regenfrei.“ Jedoch die Einwohner „sind gewerbfleissig und kunstliebend, vor allen Deutschen wohlgesittet und“ (— das hat man ihm wahrscheinlich in Berlin selbst gesagt —) „gottesfürchtig und religiös.“ Die obligaten zwei Verse auf die Stadt lauten:

„Berlin ist ein herrlicher Garten, in dem tausend Schönheitsblumen blühen; aber dieses Lob bleibt weit unter der Wirklichkeit, und meine Zunge kann, während sie reden sollte, nur stammeln.“

Seine Besuche gelten in Berlin dem königlichen Schlosse, dem Palaste des Prinzen von Preussen, dem neuen Museum, wo er am meisten von Kaulbach's grossen Treppengemälden angezogen wird, und endlich noch der Blindenanstalt. Da setzt ihn das Lesen, Schreiben und Orgelspielen dreier kleiner stockblinder Mädchen in Erstaunen; ebenso die Sicherheit, womit dieselben eine für Blinde mit Erhöhungen und Vertiefungen versehene Landkarte von Syrien handhaben. „Der Lehrer sagte einer der drei Mädchen, sie solle uns nach dieser Landkarte eine Beschreibung von Syrien geben. Da zählte uns die Kleine Beirut, Damaskus, Jerusalem und andere Städte her und zeigte uns, wo jede auf der Karte lag, so dass wir zuletzt gestehen mussten, ihr blindes Auge habe unser sehendes erleuchtet. In den Werkstätten derselben Anstalt fanden wir mehr als 200 blinde Knaben und Mädchen, die Hüte, Strohkörbchen, wollene Zeuge, baumwollene Strümpfe, Schuhe u. A. verfertigten. Einige machten auch Vogelkäfige und schnitten das Rohr dazu mit Messern, vor deren haarscharfen Klingen sich sogar Sehende fürchten konnten; sie aber gebrauchten ihre Messer und Andere ihre Nadeln, Pfriemen u. s. w. mit der grössten Gewandtheit und ohne sich zu verletzen, so dass, wer nur auf ihre Hände, aber nicht auf ihre Augen sah, ganz vergessen musste, dass er Blinde vor sich hatte.“

Der Garten von Sanssouci kommt ihm schöner und an Wasser, Bäumen und Blumenschmuck reicher vor, als alle Gärten, die er bisher gesehen hat. Besonders die 40 Ellen hohe Wassersäule des grossen Springbrunnens schlägt, wie er sagt, durch ihr melodisches Rauschen folgende Funken aus dem Feuersteine seines Herzens:

„Das Rauschen der Gewässer dieses Gartens gleicht den verhallenden Tönen einer fernen Musik. Sie steigen auf und fallen nieder mit anmuthigem Geplauder über die Schönheit ihrer Umgebung und ihre eigne.“

Im Schlosse von Sanssouci ergötzen ihn besonders die Bilder, welche Friedrich der Grosse, um Voltaire zu necken, einst in dessen Abwesenheit mit eigner allerhöchster Hand auf die Wand von dessen Bibliothekzimmer zeichnete: ein Storch, ein Affe, ein Uhu und eine Blume, — Symbole von Voltaire's Zugvogelnatur, Hässlichkeit, schnarrender Stimme und Blumenliebhaberei.

Auch die berühmte Windmühle bei Sanssouci mit der darauf bezüglichen Geschichte fehlt nicht; die letztere erzählt er ganz nach der gewöhnlichen Ueberlieferung.

Die Kasernenstadt Potsdam mit ihren Umgebungen gefällt ihm merkwürdiger Weise so ausserordentlich, dass er gesteht, er hätte gewünscht sich da niederlassen zu können; da

dies nun aber nicht wohl möglich war, so widmet er ihr zum Abschiede wenigstens die unvermeidlichen zwei Verse:

„Welch' lieblicher Ort, so schön, als wäre er ein nichtverlorenes Paradies! Verhiesse mir ihn Gott als Wohnsitz in jener Welt: o wie tugendhaft wollte ich in dieser sein, um ihn zu verdienen!"

Auf der Weiterreise nach Wien berührt er Dresden, aber er berührt es auch nur; denn obgleich er die Stadt mit dem Epitheton „die schöne" beehrt, kann er doch höchstens einen Abendspaziergang auf der Brühl'schen Terrasse gemacht haben, den er aber durch einen eigenthümlichen Gedächtnissfehler in die Fortsetzung der Reise hineinzieht: „Wir hielten uns da nur kurze Zeit auf; dann reisten wir weiter am Ufer eines breiten Stromes hin, welcher durch die Stadt fliesst und dessen Brücken alle (— es giebt deren aber bloss zwei —) von Lichtern erglänzten, die sich in dem Wasser abspiegelten, so dass dieses wie funkelndes Krystall anzusehen war."

Noch weniger hat er sich um die Zwischenstationen der Eisenbahn von Dresden nach Wien bekümmert; er lässt sich hier arge Flüchtigkeitsfehler zu Schulden kommen, indem er erzählt: „Nachdem wir mehrere kleine Orte passirt hatten, gelangten wir nach Borenbach (Schreib- oder Druckfehler für Bodenbach, den sächsisch-böhmischen Grenzort), und von da aus fuhren wir auf der österreichischen Eisenbahn nach Prag, dann nach Böhmen (sic!), dann nach Brünn, — alles kleine Städte, von denen keine volle 10,000 Einwohner hat."

Mehr als Wien selbst, wo er nur das Gewöhnliche sieht, ziehen ihn Schönbrunn, Baden und Laxenburg an; zu den „zwei Versen" fühlt er sich aber nur durch Schönbrunn und Baden begeistert. In denen auf Schönbrunn verwebt er mit einer Anspielung auf die dortige Menagerie eine Galanterie für die schönen Wienerinnen, mit denen er da zusammentraf:

„Dieser Garten ist ein irdisches Paradies, auf dessen Bäumen die Blätter vor Wonne tanzen und in dessen Schatten Gazellen lustwandeln. Aber die Schönheit selbst spricht: Hütet euch! Es giebt hier auch Gazellen, deren Auge euer Herz gefangen nimmt!"

Ueber das irdische Paradies kommt seine Phantasie auch in Baden nicht hinaus:

„Liebes Baden, du bist ein Ort, der alle andern an Schönheit übertrifft. Glücklich deine Bewohner! glücklicher als Vater Adam, der aus dem Paradiese vertrieben wurde!"

Die Eisenbahnfahrt über Laibach nach Triest giebt ihm wieder Gelegenheit zu bewundernder Anerkennung des naturbezwingenden europäischen Genius. „Unterwegs fuhren wir unter mehreren durchbrochenen Bergen hinweg, durch deren Inneres hohe und breite Tunnel führen, von denen einer so lang ist, dass wir zur Durchfahrt über eine halbe Stunde brauchten. O Wunder über die europäische Kraft und Kunst, welche diese gewaltigen Berge auf so weite Strecken zu durchbohren vermochte!"

In Triest erfährt er zu seinem Schrecken, dass da die Cholera grassirt. Er hält sich daher in seinem Gasthof eingeschlossen und schifft sich, ohne die Merkwürdigkeiten der Stadt gesehen zu haben, schon am zweiten Tage auf einem Lloyd-Dampfer ein. Zum Abschiede stellt er den österreichischen Ländern folgendes summarische Zeugniss aus:

„Der grösste Theil Oesterreichs erfreut sich eines milden, weder zu heissen noch zu kalten Klima's; die Einwohner haben einen gesunden, kräftigen Körper, die Weiber besonders ein schönes Aussehen und äusserst gefällige Kleidertracht."

Die Seereise über Korfu, Zante, Athen und Syra geht glücklich von Statten; „als wir uns aber“, erzählt er, „am achten Tage schon darauf freuten, in Smyrna wieder einmal auszuruben, verhängte das Geschick einen Unfall über uns. Der Tag war heiter und schön; aber wir erfuhren zu unserem Schaden die Wahrheit des Sprichwortes: ‘Wenn das Schicksal kommt, erblindet das Auge.’ Denn Gott schlug die Augen des dritten Capitäns unseres Dampfers mit Blindheit und liess ihn die nöthige Wachsamkeit vergessen, so dass wir vier Stunden weit von der Hauptstadt der Insel Chios auf ein Vorgebirge aufliefen und da festsassen. Zwar wurde sogleich eine Schaluppe abgeschickt, um Fahrzeuge zu unserer Landung aus der Stadt herbeizuholen; aber diese kamen erst Abends an; bis dahin mussten wir in dem festgefahrenen Dampfer die Kälte des Morgens und die Hitze des Tages aushalten —, von unserer Herzensangst gar nicht zu reden. In der Stadt Chios warteten wir nun, unter verschiedenen Wechselfällen, sechs tödtlich lange Tage auf unsere Erlösung; endlich wurden wir nach Smyrna übergesetzt. Dieser böse Zwischenfall verkümmerte uns die sonst so angenehme Reise und erinnerte uns an das Wort des Dichters:

‘Du willst Grosses und Schönes leichten Kaufs erlangen? Thor! Zum Honigseim führt der Weg nur durch die Stacheln der Bienen.’

Doch trösteten wir uns wieder mit dem Verse eines andern Dichters:

‘Ein Uebel das aufhört ist besser als ein vergängliches Gut’.“

In Constantinopel besucht er als guter Christ vor Allem die Sophienkirche und freut sich, wenigstens noch einige Ueberreste der alten byzantinisch-christlichen Fresco-Malereien zu entdecken. Der Bosporus mit der Pracht seiner landschaftlichen Scenerie, seinen Schlössern und Landhäusern geht ihm am Ende doch über Alles, was er auf seiner Reise Schönes gesehen hat:

„Ja, Bosporus, du bist ein Lustort, dessen Gleichen die ganze Schöpfung keinen zweiten hat! — O schönheitstrahlendes Eden des Ostens: steigt vielleicht aus dir die Morgensonne empor?“

Die sogenannten sieben Prinzeninseln in der Propontis und namentlich zwei von ihnen könnte man, wie er sie beschreibt, „die Inseln der Seligen“ nennen:

„Zwei von diesen reizenden Eilanden dienen den vornehmen und reichen Constantinopolitanern zum Sommeraufenthalt; denn ihr Boden ist ausserordentlich wasserreich und fruchtbar, ihre Luft höchst mild und angenehm. Da kommen sie nun in der schönen Jahreszeit mit ihren Familien hin und beziehen ihre Landhäuser; jeden Tag, wenn ihre Geschäfte es nöthig machen, fahren sie mit den von der türkischen Regierung dazu bestimmten Dampfern in die Stadt, des Abends aber kommen sie zu den Ihrigen zurück und bringen den grössten Theil der Nacht in Vergnügungen hin, sei es daheim, sei es in den mit bunten Lampen erleuchteten Kaffeehäusern, wo beständig lustige Musik ertönt. Auch sind einige dieser Inseln mit Bergen geziert, von deren höchstem wir nach allen Seiten hin eine herrliche Aussicht über Land und Meer genossen.“

Auf der Rückreise von Constantinopel sieht er noch einmal Smyrna; dann im Vorüberfahren Rhodus, Alexandrette, Laodicea und Tripolis. Endlich nach einer Abwesenheit von sechs Monaten und vier Tagen kommt er mit seinem Gefährten am 1. October 1855 glücklich wieder nach Hause. Doch lassen wir ihn dies zu gutem Ende selbst erzählen: „So hatten wir denn unser liebes Beirut wieder vor uns, das uns selbst nach allen gesehenen Herrlichkeiten so schön erschien, dass wir es nun mit keinem der von uns besuchten Orte hätten

vertauschen mögen. Bei'm Einzuge in unsere Vaterstadt fühlten wir, wie wahr der Dichter gesprochen:

'Zurückgekehrt in die theure Heimat vergisst du alles erlittene Ungemach. Lächelt sie dich aber auch freundlich an, so entlockt doch dieses Lächeln dir selbst Thränen.'

Da kamen uns nun aber unsere Lieben zum Willkommen entgegen und geleiteten uns in die trauliche Wohnung zurück, wo wir uns selbst mit den Worten des Dichters Glück wünschten:

'Heil dir, mein Herz! Da ist die Heimat wieder, die du so lange entbehrt! Heute siehst du wachend, was dir noch gestern nur im Traume erschien; darum weine nicht mehr und lächle nun die Heimat so freundlich an, wie sie dich!' —

Der Vortrag rief der Natur des Gegenstandes nach keine Erörterung hervor; da die Zeit nicht mehr erlaubte, zu dem zweiten Vortrage der Tagesordnung überzugehen, wurde derselbe auf die dritte Sitzung verschoben und die Sitzung geschlossen $12^3/_4$ Uhr.

Am Nachmittage führte ein Extrazug einen grossen Theil der Mitglieder mit ihren Damen zur Festvorstellung nach Karlsruhe. Das gewählte Stück, Brutus und Collatinus, von einem jungen Philologen aus Rudolstadt, Dr. Albert Lindner, hatte bei einer meisterhaften Aufführung den rühmlichsten Erfolg. Die Hauptdarsteller wurden wiederholt, der Dichter am Schluss stürmisch gerufen. Die Nachmittagszeit zwischen der Ankunft in Karlsruhe und dem Beginn der Festvorstellung war von den Gästen nach freier Wahl zur Besichtigung der verschiednen Sammlungen benutzt worden, welche die Munificenz S. k. H. des Grossherzogs den Mitgliedern der Versammlung bereitwilligst eröffnet hatte.

Dritte allgemeine Sitzung, den 29. September.

Anfang $10^1/_2$ Uhr.

Präsident: Prof. Köchly.

Hofrath Halm aus München erhält das Wort, um der Versammlung einen Wunsch an's Herz zu legen.

In dem Sitzungsberichte der Berliner Akademie vom 20. Juli 1865 hatte Prof. Mommsen am Schlusse einer grösseren Mittheilung über die handschriftliche Inschriftensammlung des Thomas Gammarus Folgendes ausgesprochen:

„Man sieht, wie manche epigraphisch wichtige Handschrift noch in den kleineren deutschen, besonders süddeutschen Bibliotheken sich verbirgt und wie wünschenswerth es wäre, wenn die Gelehrten, die sich für epigraphische Dinge interessiren, denselben ihre Aufmerksamkeit mehr als bisher geschehen zuwenden wollten. Wir haben in Deutschland zu den Vortheilen auch die Nachtheile der Decentralisation; es giebt keine Verzeichnisse unserer Bibliotheken zweiten und dritten Ranges nach Art des französischen Handschriftenkatalogs der Departements, und es ist dem Zufall überlassen, ob das werthvolle Material, das sie bewahren, zum Vorschein kommt oder nicht. Dagegen fehlt es zum Glück bei uns auch an kleineren Orten nur selten an fähigen und fleissigen Forschern. Möchten diese nach Möglichkeit an die Stelle des Zufalls die planmässige Durchforschung treten lassen.“

Ferner hat Dr. Fröhner im Philologus 1860 S. 719 die Beschreibung einer handschriftlichen Inschriftensammlung (*antiquitates urbis Romae ac ceterorum per orbem terrarum locorum*) mitgetheilt, die noch Ende vorigen Jahrhunderts in Mannheim befindlich, seitdem vergebens gesucht worden ist, und zu deren Wiederaufsuchung aufgefordert.

Redner knüpft hieran eine allgemeinere Bitte. Es werde überhaupt ein grosses Verdienst sein, wenn man in den kleineren Städten Deutschlands, wo überall Gymnasien sich befinden, endlich anfinge, Verzeichnisse der handschriftlichen Schätze anzufertigen, die da und dort zerstreut seien.

Das besste Organ zur Veröffentlichung seien die an den verschiedenen Gymnasien erscheinenden Programme. Er wisse zwar wohl, dass manche Leute vor den Handschriften eine gewisse Furcht hätten, und die Sache sei allerdings nicht gerade eine leichte. Die Hauptschwierigkeit bestehe in der Bestimmung der Jahrhunderte, und wer nicht Gelegenheit gehabt habe, viele Handschriften zu sehen, meine, dass man hier gar zu grosse Verstösse machen könne, und lasse darum am liebsten die Hände davon. Er glaube jedoch darauf aufmerksam machen zu müssen, dass solche Irrungen auch bei Leuten vorgekommen seien, die viele Handschriften gesehen hätten, und es sei eine falsche Prüderie, wenn man, weil möglicherweise ein Missgriff geschehen könne, etwas nicht fördern wolle, was von Wichtigkeit sein könne.

Es bedürfe nicht mehr als einer genauen Bezeichnung des Titels, wenn die Handschrift ihn selbst gebe; sei das nicht der Fall, so brauche der Kenner Nichts als den Anfang und das Ende der Handschrift kennen zu lernen, wobei sich von selbst verstehe, dass wenigstens eine kurze Mittheilung über den Inhalt der Handschrift gegeben werde.

Der Präsident spricht die zuversichtliche Hoffnung aus, dass diejenigen in der Versammlung, welche in der Lage seien, das Ihrige thun würden, um diese hochwichtige Angelegenheit zu fördern.

Hierauf erhält Rector Eckstein das Wort, um mitzutheilen, dass die Commission zur Wahl des nächsten Versammlungsortes sich einstimmig für Halle entschieden habe. Er freue sich darüber, nachdem man seit einer Reihe von Jahren um die preussische Monarchie herumgegangen sei, wie die Katze um den heissen Brei. Er könne versichern, dass das preussische Cultusministerium die Jubiläumsversammlung sehr gern aufnehmen werde. Als erster Präsident wird Herr Prof. Dr. Bernhardy, als Vicepräsidenten die Herren Prof. Dr. Bergk und Director Prof. Dr. Kramer erwählt.

In Halle, schlägt Redner vor, solle eine Revision der Statuten vorgenommen und namentlich erörtert werden, wie viel die Schulmänner davon zu leiden haben, dass auch eine kritisch-exegetische Section sich neben die pädagogische gestellt; die Herren möchten sich die Organisationsfrage recht ernstlich überlegen.

Der Präsident bespricht folgende Eingabe: „Die Unterzeichneten machen den Vorschlag, es möge die deutsche Philologenversammlung für die Zukunft ihr Präsidium ermächtigen und ersuchen, sich mit den Verwaltungsbehörden der Eisenbahnen in Verbindung zu setzen, um für die Mitglieder, die sich an den Versammlungsort begeben, eine Ermässigung der Fahrpreise anzuregen. Ein guter Erfolg wäre wohl zu erwarten, in Anbetracht, dass für die Mitglieder des deutschen Juristentags wie auch der Naturforscherversammlung eine ansehnliche Vergünstigung in dieser Hinsicht bereits erwirkt worden ist." Heidelberg, 27. Sept. 1865. Dr. Weismann, Hoffmann von Fallersleben, A. Mussafia, Dr. A. v. Keller, Felix Liebrecht, Prof. Dr. Dietrich, Dr. A. Lübben, Ignaz Petter aus Leitmeritz, Prof. W. Wattenbach.

Der Präsident bemerkt, diese Frage sei auch im Schoosse des jetzigen Präsidiums zur Sprache gekommen, man habe aber für dieses Mal nach reiflicher Erwägung von einem Versuche der Art Abstand genommen. Der Vorschlag selbst wird einstimmig angenommen.

Schliesslich fordert der Präsident zu recht zahlreicher Unterzeichnung der von der Verlagsbuchhandlung von B. G. Teubner aufgelegten Listen für Bestellungen auf die Ausgabe der Verhandlungen auf.

Hierauf erhält Prof. v. d. Launitz das Wort zu seinem Vortrag über „Die Toga der Römer und die Palla der Römerinnen".

Der Redner bespricht zunächst die römische Toga. Im Eingange bezeichnet der Vortragende die Toga als das charakteristische Kleidungsstück der alten Römer, durch welches sie sich in der auffallendsten Weise von allen übrigen Nationen unterschieden. Dieser Unterschied zeigte sich 1) im Schnitt und 2) in der Art des Umnehmens, und in beiden Hinsichten wurden auch die Griechen, als gens palliata, der gens togata entgegengestellt, indem das Pallium der Griechen, das Himation, ein vestimentum quadratum, und die Toga der Römer ein vestimentum rotundum genannt wurde, weil ihre Grundform in alten Zeiten wohl die einer länglichen Raute war, an der die stumpfen Winkel abgerundet wurden.

Das zweite Unterscheidungszeichen, der Umwurf, der amictus, konnte aber nicht so leicht durch Worte deutlich gemacht werden, wie dies bei dem Schnitte geschehen war, weshalb der Vortragende an einer kleinen Figur die ganze Procedur des amiciri, vor den Augen der Versammlung, mittelst eines feinen Baumwollstoffes nachwies und ausführte, und zwar mit dem Pallium der Griechen begann, weil der Umwurf desselben für den Anfang leichter verständlich ist. — Als die Grundform des Palliums wurde ein längliches Viereck angenommen, das bei den Aermeren einfach in der erwähnten Form gewoben war, bei den Wohlhabenderen aber, durch Umschlagen eines Drittels etwa seiner Breite, aus einem quadraten Tuche zu einem quadrilongen gemacht wurde; ein Umstand, der im Auge zu behalten wäre!

Dieses so erhaltene Oblongum wurde in seiner Länge in etwa drei gleiche Theile getheilt, und die Theile mit 1, 2, 3, die Theilungspunkte aber mit a und b bezeichnet. Beim Umnehmen wurde der Theilungspunkt a auf die linke Schulter gelegt, so dass Theil 1 auf der linken Vorderseite des Mannes herabfiel und sie bedeckte.

3	b	2	a	1

Theil 2 wurde von der linken Schulter schräg über den Rücken auf die rechte Hüfte herabgeführt und von da, sich um die Figur umschlagend, wieder schräg aufwärts, über die Brust nach der linken Schulter zu, auf welcher dann der Theilungspunkt b zu liegen kam und den Punkt a bedeckte. Der dritte Längentheil 3 wurde dabei über diese linke Schulter weg wieder auf den Rücken der Person geworfen, wo er senkrecht von der Achsel herabfiel. — Diese letzte Operation war jedoch nicht constant. Die Griechen liebten es sehr, den dritten Theil nur horizontal über die Vorderansicht des Leibes weg, auf den im rechten Winkel gehaltenen linken Unterarm zu legen, wie dies die Statue des (Philos) Zeno, und viele Figuren des Parthenonfrieses zeigen.

Eine zweite Art des amictus war die, das Tuch von der linken Schulter nicht schräg abwärts, sondern quer über den Nacken, von der linken zur rechten Schulter zu ziehen, von der Höhe dieser rechten Schulter aber das Tuch auf der Vorderseite der Figur, dicht am Halse senkrecht herabfallen zu lassen; dann, mit der rechten Hand gefasst, es um den im rechten Winkel gehaltenen rechten Arm zu schlingen, gleichsam um ihn wie in eine Binde zu legen. Dann fasste die rechte Hand wieder die ganze noch freie Masse des Gewandes

selbst und schlug sie über die linke Schulter, so dass der früher erwähnte Theil 3 auf den Rücken herabfiel. — Diese zweite Art des Umwurfes zeigt die Statue des Aeschines (vulgo Aristides) und unzählige Mantelfiguren der griechischen Vasen.

Wenn gleich die Römer der späteren Zeit ihren amictus verschieden von dieser zweiten Art ausführten, so mochten die ältesten Römer, etwa aus der Zeit der Könige, ihre rundliche Toga wohl in ähnlicher Art umgelegt haben, wie dies an einigen der frühesten römischen Bildwerke zu sehen ist; aber bald änderte sich die Sitte und mithin die ganze Erscheinung, wie Quintilian es in Folgendem bezeugt: „Est aliquid in amictu quod ipsum aliquatenus temporum conditione mutatum est; Nam veteribus nulli sinus“ etc.

Nun entwickelt der Vortragende die interessante Frage des Sinus, und zwar aus dem früher erwähnten Umschlagen des Palliums, in seinem Drittel der Breite, und verdeutlicht das Gesagte durch allmähliche Vergrösserung des Umschlages an grossen ausgeführten Zeichnungen, bis er die vollendete Schönheit der römischen Toga in der ersten Kaiserzeit erreicht, die er an einer trefflichen kleinen Bronzestatue des Tiberius in allen Theilen nachweist.

Den Beweis der Richtigkeit seiner Erklärung führt der Vortragende aber durch die Production einer Toga in wirklichem Wollenstoffe, über eine Gypsfigur von kleiner Lebensgrösse gelegt, deren vollkommenste Uebereinstimmung mit der genannten Bronzestatuette nachgewiesen wurde, woraus Vortragender den Schluss folgerte, dass, wenn die Erscheinung und alle Theile seiner, in wirklichem Stoffe ausgeführten Togastatue den römischen marmornen Togen gleich wären, auch die Procedur des amictus, so wie der Schnitt, den Vortragender anwendet, der ehemaligen Wirklichkeit entsprechen müssten, ein Beweis, dessen Richtigkeit unumstösslich würde, wenn die Worte der alten Autoren damit übereinstimmten. Diese aber citirt Vortragender aus dem Quintilian. „Ipsam togam rotundam esse — bis, super quod ora ex toga duplex aequaliter sedeat.“

Ehe Vortragender sein Werk zerstörte, um den Schnitt nachzuweisen, den er seiner Toga gegeben, verwandelte er seinen einfachen Togatus in wenigen Augenblicken in einen Pontifex maximus durch Ueberziehen des Sinus über den Kopf (capite obvoluto).

Den Schnitt der Toga ohne beigegebene Zeichnungen zu erklären wäre vergebliche Mühe; dagegen wollen wir auf einige der Hauptpunkte aufmerksam machen, auf welche der Vortragende den grössten Werth bei seiner Lösung der Togafrage legte, und deren Richtigkeit er durch mathematische Beweise darthat.

Die Richtigkeit der für die Toga gebrauchten Ausdrücke hemikyklion und rotunda beweise die Halbkreisform der Toga des Vortragenden, wenn der Sinus ein- oder umgeschlagen war, d. h. auf der Toga selbst lag und sie so theilweise verdoppelte; und die kreisähnliche Form, wenn der Sinus aufgeschlagen, d. h. die ganze Toga ausgebreitet auf dem Boden lag. Diese Erklärung gab der Vortragende aber als etwas schon Bekanntes; dagegen legte er den Schwerpunkt der Frage, d. h. der Schwierigkeit einen eleganten Togaumwurf zu bewerkstelligen, bei dem der balteus „nec strangulet, nec fluat“ und die Unterbringung des Ueberflusses an Zeug an der delicatesten Stelle, da wo der umbo sich über den balteus legt, die grösste Schwierigkeit macht, auf die Gestalt der Linie, auf welcher der Sinus sich mit der eigentlichen Toga vereinigt. Diese Linie wurde bisher als eine gerade angenommen, weil sie durch einfaches Umbiegen des Zeuges hervorgebracht wurde und gleichsam die gemeinschaftliche Corde von zwei ungleichen aneinanderstossenden Kreisabschnitten war, nämlich der eigentlichen Toga und des Sinus.

Der Vortragende bewies aber durch den Kegelschnitt, dass diese Linie eine parabolische sein müsse und dass folglich der parabolisch ausgeschnittene Sinus an die eben so parabolisch ausgeschnittene Toga nothwendig habe angenäht werden müssen.

Auf diesen parabolischen Ausschnitt komme es vorzugsweise bei dem eleganten Schluss der Toga im „latus" an; in diesem Ausschnitte läge der Grund der grossen Verschiedenheit einiger antiken Togastatuen mit ungekünsteltem Umwurfe, gegenüber den eleganten Beispielen, die vorgezeigt wurden. — Seckendorf's Lösung der Schwierigkeit wäre grundfalsch.

Zum Schlusse gab der Vortragende noch einige Stellen aus dem Macrobius (Saturn. III. Cap. XIII, 4), um die Sorgfalt der Alten in Betreff des Anlegens der Toga zu beweisen, und aus dem Tertullian (de pallio), woraus ersichtlich ward, dass die Umnahme der Toga manche künstliche Mittel erforderte, und nicht in einem einfachen Umwerfen bestand, wenn der Mann in würdiger Weise in ihr erscheinen wollte.

Den an die Toga sich knüpfenden Vortrag über die Palla der römischen Frauen eröffnete der Redner mit einem Vergleich derselben mit den Festkleidern unserer Frauen, und wies nach, wie dieselbe eigentlich das Putzgewand der Römerinnen gewesen sei, indem für die Haustracht die Stola ausgereicht habe, welcher die Tunica interior allerdings nicht fehlen durfte. Da über diese beiden unentbehrlichen Kleidungsstücke der römischen Weiber nichts Neues zu sagen wäre, so wolle der Redner seinem Publikum wenigstens durch Vorführung einer in wirklichem Stoffe um eine Figur angezogene Stola zeigen, wie wenig dieselbe, trotz ihrer sonstigen künstlerischen Schönheit, geeignet war, einen grossartigen, festlichen, geputzten Eindruck hervorzubringen, zu welchem Zwecke die Palla umgelegt wurde.

Die Form der Palla, deren Verhältniss zur Breite starken Schwankungen ausgesetzt war, müssen wir uns, sagt der Redner, in der Grundform dem Pallium der Griechen ähnlich denken, durchaus aber nicht von der Form der Toga, indem solche Form als weibliche Tracht den ehebrecherischen Frauen als Straftracht vorgeschrieben war. Auch der amictus der Palla, die, wie die Toga, ein Epiblema war, ist der Umnahme des Palliums der griechischen Männer überaus ähnlich (was an grossen Abbildungen römischer Matronenstatuen nachgewiesen wurde). Der Reiz, den diese ziemlich einfache Umlegungsart hervorbringen kann, würde aber sehr geringe gewesen sein, wenn die römischen Damen nicht gewusst hätten, gleichsam in dem letzten Momente oder Tempo ihrer amictus, der ganzen Erscheinung einen eigenthümlichen Reiz zu verleihen durch eine feine Manipulation des äussersten Gewandrandes, etwa auf der zweiten Theilungslinie b, wodurch die schönen Erscheinungen hervorgebracht werden, welche wir an den Herculanensischen Matronen und anderen Werken der Art bewundern. — Die künstlerische Wirkung dieser Manipulation des Gewandsaumes verständlich zu machen ohne Abbildungen zu geben, ist unmöglich, daher begnügen wir uns in diesem Auszuge mit der blossen Angabe der weiblichen Handgriffe, wie der Redner sie schildert, um den erwähnten Reiz im Umwurfe hervorzubringen.

Wenn nämlich das Gewand so weit umgelegt worden, dass der Theil 3 über die Vorderseite des Körpers hinweg, auf den linken Arm gelegt, oder gar über die linke Schulter geworfen worden ist, um den ganzen Anzug zu vollenden, so ergreift die Domina den äussersten Rand des so eben über den linken Arm oder gar über die linke Schulter geworfenen Gewandes, und zieht ihn wieder zurück, d. h. gegen die rechte Brust zu und etwas vom Körper ab, ohne jedoch den ganzen Umwurf dadurch rückgängig zu machen. Dadurch erhält die Dame eine Portion Gewand, das sie, ohne den Hauptgang zu zerstören,

nach Belieben auf der Höhe der Halsgrube oder niedriger hin und herziehen kann und gleichsam damit und mit der dabei zu entwickelnden schönen Handbewegung nach Wunsch zu kokettiren vermag, indem sie, ähnlich wie mit dem Fächer, den Untertheil des Gesichtes sogar verdecken kann. — Wird der erwähnte Gewandsaum noch in grösserer Partie zurückgezogen, so reicht er oft von der, vor der rechten Brust gehaltenen rechten Hand bis zum linken Handgelenke herab und bildet so eine schräge, die Figur in angenehmer Weise durchschneidende geradlinige Gewandpartie. — Diese Motive können jedoch mannigfach, und mit mehr oder weniger Glück variirt werden.

Gewöhnlich, fährt Redner fort, wird dieses Motiv für eine Nachahmung des gleichen bei den Musen angewandten Gewandmotives ausgegeben, und namentlich soll es den Statuen der Mnemosyne nachgebildet sein. Dies bezweifelt Redner, weil dieses Musenmotiv in der griechischen Kunst erst sehr spät vorkommt, und die römischen Frauen ohne allen Zweifel jene kokette Gewandbenutzung schon sehr lange vorher gekannt haben werden. Hier lernte der Künstler von den Damen, was um so weniger auffallen kann, als gerade jene das Untertheil des Gesichts verhüllende Bewegung und Hebung des Gewandes den Ausdruck des Nachdenkens oder des Sinnens giebt, was der Mnemosyne vorzugsweise zukommt und was der Künstler wohl den kokettirenden Damen ablauschte, und nicht umgekehrt. Dem Redner scheint das erwähnte Motiv ein in der letzten Zeit der Republik und zur Kaiserzeit fashionables gewesen zu sein, woher das häufige Vorkommen derselben auch bei anderen als Musen oder Portraitfiguren.

Neben der abgehandelten palliumartigen römischen Palla giebt der Redner noch eine andere, bisher nicht erwähnte Form an, die er durch viele Versuche ermittelt, und deren Anwendung bei den Figuren der Abundantia vorkommt. Diese Form ist ein regelrechter Quadrantalausschnitt aus einem Kreise, dessen Centrumspitze etwa auf der Hälfte des Radius umgebogen wird und so eine Art Sinus bildet, der aber eine Spitze hat, statt wie bei der Toga rund zu sein, wenn das Gewand umgelegt wird. — Mit dieser Angabe schliesst der Redner seinen Vortrag von $1^1/_2$ Stunde.

Nachdem der Redner unter lautem, anhaltendem Beifall geschlossen und Privatdocent Dr. Justi aus Marburg, dessen Vortrag „Mittheilungen aus Winckelmann's handschriftlichem Nachlass" in zweiter Linie auf der Tagesordnung stand, der vorgerückten Zeit wegen auf das Wort verzichtet hatte, wurde die Sitzung etwas vor 1 Uhr geschlossen.

Nachmittags führte ein Extrazug die Mitglieder der Versammlung nebst Damen nach Neckargmünd, von wo bei dem günstigsten Wetter ein Spazlergang nach Neckarsteinach gemacht wurde. Dort empfing die Gäste eine Abordnung der Heidelberger Bürgerschaft, um sie in dem Garten des Gasthauses zur Krone festlich zu bewirthen. Die begrüssende Rede des ersten Bürgermeisters Krausmann, auf welche Rector Eckstein antwortete, sowie die poetische Improvisation Hoffmann's von Fallersleben, wurden mit Begeisterung aufgenommen.

Die Rückfahrt wurde bis Neckargmünd zu Wasser, von da bis Heidelberg auf der Eisenbahn gemacht.

Am Abend fand in den Räumen des Museums die Festreunion statt, zu der sich eine zahlreiche glänzende Gesellschaft von Gästen und Einheimischen zusammenfand.

Vierte allgemeine Sitzung, den 30. September.

Anfang 10 Uhr.

Präsident: Prof. Köchly.

Präsident:

Ich ersuche die verehrte Versammlung Platz zu nehmen.

Der Präsident verliest einen Brief des Herrn Dr. Justi aus Marburg, worin derselbe um gefällige Uebermittelung etwaiger Nachrichten über noch unbekannten handschriftlichen Nachlass Winckelmann's bittet.

Der Präsident knüpft hieran seinerseits die Bitte, dass Herr Dr. Justi den von der Tagesordnung leider zurückgezogenen Vortrag den bei Teubner erscheinenden Verhandlungen der Versammlung einverleiben möge.

Präsident:

In Bezug auf den heutigen nicht mehr officiellen Nachmittag, so handelt es sich um eine Fahrt nach Mannheim.

Professor Fickler von Mannheim erhält das Wort, um der Versammlung, was sie in Mannheim zu sehen und zu erwarten habe, auseinander zu setzen. Er macht sie besonders auf dreierlei, auf die grossherzogliche Gemäldesammlung, auf das grossherzogliche Antiquarium, das unter Anderem einen Inschriftenstein mit dem ältesten Namen Heidelbergs enthält, und drittens auf die durch Schärfe und Klarheit ausgezeichneten Photographien des Herrn Dr. Lorrent von Egypten, Griechenland, der Berberei und Palästina, aufmerksam, empfiehlt den Zug 2. 50. als den bequemsten und schliesst mit der Bemerkung, dass sämmtliche Localitäten sich im Grossherzoglichen Schlosse befinden und geöffnet sein werden.

Der Präsident theilt für die Mitglieder der Versammlung, welche nicht nach Mannheim zu gehen, sondern den Nachmittag in der Neckarstadt zuzubringen gesonnen sind, mit, dass die Verabredung getroffen ist, die heisseren Nachmittagsstunden auf der Schlosswirthschaft zuzubringen, die kühleren zu einem Spaziergange nach der Molkenkur und dem Wolfsbrunnen zu benutzen, bei einbrechender Dunkelheit aber sich in den Räumen des Museums zusammenzufinden.

Dr. Oncken macht einige geschäftliche Mittheilungen über angekommene Briefe.

Präsident:

Ich gebe dem Herrn Hofrath Urlichs zum ersten Vortrage über das römische Forum das Wort.

Hofrath Urlichs:

Das forum romanum.

„Der Elephant ist ein Thier, so gross, dass es, wenn es sich niedergelassen hat, nicht ohne Hilfe aufstehen kann, übrigens dankbar und ungeheuer gescheit, lässt keinen Tyrannen aufsitzen, und der Rüssel ist ein wahres Wunder."

Diese Naturbeschreibung des Elephanten hielt der ostgothische König Theodahat für angemessen, um seine Entscheidung über den unterthänigsten Bericht des Präfecten Honorius zu begründen (Cassiod. X, 31), wonach auf der via sacra, welche das Alterthum mit vielen abergläubischen Ceremonien ausgestattet habe, eherne Elephanten in's Wanken gerathen waren und mit dem Einsturz drohten. Der langen Rede kurzer Sinn war die einfache Verordnung: man befestige sie mit eisernen Klammern und stütze den Bauch der Thiere durch eine Unter-

mauerung, dann wird man von jenen Ungeheuern, da man sie in der Wirklichkeit nicht sehen kann, wenigstens ein Abbild behalten. Wir nehmen an, dass der Präfect tapfer mauerte und einen Anblick zu Wege brachte, wie die Pferde von monte Cavallo bei ihrer Entdeckung aussahen: der Erfolg war ein umgekehrter — wir kennen die Thiere in der Natur, aber jene Abbilder sind verschwunden. Aber — die Untermauerung ist nicht ganz verloren gegangen, denn an der via sacra, wie sie wenigstens im frühen Mittelalter bei Anastasius unzweifelhaft als die nordöstliche Strasse des Forum erkannt wird, lag u. a. die Kirche S. Lorenzo in miranda, und davor hat man Ziegel mit König Theodorich's Namen gefunden (von Theodahat giebt es überhaupt keine), höchst wahrscheinlich Stücke jener Untermauerung. Eben daselbst entdeckte man im J. 1546, als man die Kirche, um Karl's V. Einzug vorzubereiten, abbrach, eine grosse Anzahl marmorner Stufenblöcke, auch einige Carniesstücke und Sculpturen (vom Giebelfelde), welche u. A. einen vor einen Wagen gespannten Elephanten darstellten. Dadurch wird der Gedanke ausgeschlossen, diese Stücke hätten zu einem notorisch in der Gegend gelegenen fornix Fabianus gehört, Caesaris armentum, wie es Juvenal nennt, weist auf einen Kaiser und zwar einen bestimmten Kaiser hin. Wie die von zwei Elephanten gezogene Biga auf dem Triumphbogen des pons Milvius[1]), so bezogen sich auch diese beiden Erzbilder und jenes Relief auf die Rückgabe der römischen Siegesbeute von Seiten der Parther. Huius facti nicae aber, wie sich der Veroneser Scholiast zu Vergil ausdrückt — die Stelle ist von Preller, Canina und zuletzt von Bücheler[2]) herangezogen — h. f. n. repraesentantur in arcu divi Augusti iuxta aedem d. Iulii.

Also dieser Triumphbogen stand bei S. Lorenzo am Eingange des Forums; er war mit Reliefs bedeckt, die jenen Erfolg verherrlichten, etwa dem knieenden Parther der Münzen, gewiss einer Biga mit Elephanten, und daran standen ausser der Quadriga auch jene beiden naturhistorischen Exemplare, welche, als der Bogen gefallen war, d. h. nach der Entstehung der sogen Probusscholien, an der via sacra übrig waren. Dies war der letzte Bogen des Kaisers aus dem Jahre 734 u. c. = 20 v. Chr., der letzte von dreien und das Vorbild eines andern, welcher uns näher interessirt. Im J. 16 n. Chr. errichtete Tiberius, dem verehrten Vorgänger auch hierin nacheifernd, einen Bogen am Clivus Capitolinus, um Germanicus' Siege und die Rettung der Varianischen Spolien zu feiern. Seine Lage ist bekannt, ja man hat vor einigen Jahren entdeckt, dass er als ein einfacher fornix über der Strasse stand, welche bei der bas. Iulia vorbeigeht, der südlichen, wie ich sie in der Kürze nennen will, sub veteribus. Weniger bekannt ist, dass noch jetzt daneben ein Stück der Inschrift liegt, worin die Buchstaben (f)lumin(a) und recip (eratis) von Henzen[3]) richtig auf die Gegend zwischen Rhein und Elbe, und die signa reciperata bezogen worden sind.

Wenn wir also zwei einander entsprechende Triumphbogen als Thore des Forums kennen lernen, so wird die Frage rege: wie stand es mit den andern beiden Seiten? Höchst wahrscheinlich werden wir den grossen Triumphbogen mit seiner Quadriga, welcher den dreifachen Triumph des Jahres 725 verherrlichte und ausdrücklich von Dio auf das Forum gesetzt wird, auf derjenigen Seite zu suchen haben, welche ausser dem Aufgang zum Clivus, den der Bogen des Severus später schmückte, übrig ist, d. h. nicht weit von den julischen Rostra in der

1) Borghesi, opere II, 96 ff.: 363 ff.
2) Rhein. Mus. XVIII, 424.
3) S. u. A. Mommsen, res gestae d. Augusti p. 133.

Nähe des Castortempels, so dass das Forum einen Anblick darbot, dessen Nachbildung in Pompeji offen vorliegt. Der f. Fabianus aber, jenes merkwürdige Monument des Fabius Allobrogicus, von dem Consul und Aedilen Fab. Maximus, auch einem Anhänger Cäsars, hergestellt, welches Mommsen mit bewunderungswürdigem Scharfsinn aus den zerstreuten Nachrichten von Funden des 16. Jahrh. an's Licht heraufbeschworen hat, stand ohne Zweifel nicht auf einer jener beiden langen Strassen, sondern an deren kürzerer Verbindung, intra t. Faustinae ac Vestam, wie die H. Aug. berichtet [1]). Es war gewiss bei der Anlage der Aedes d. Iulii so berücksichtigt worden, dass es der Symmetrie nicht schadete, sondern ihr als Hintergrund diente.

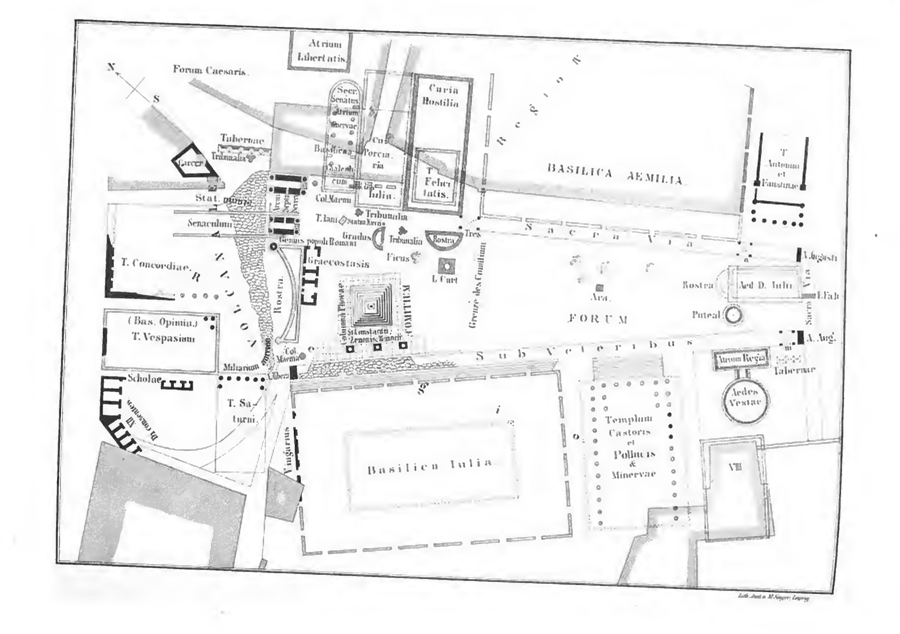
Wir lassen jenen unbekannteren Bogen ausser Acht und halten durch das parthische Triumphthor unsern Einzug in das Forum. Wie heisst die Strasse, deren Pflaster bei S. Lorenzo und in der Mitte früher blossgelegt wurde und unter dem Severusbogen zu Tage liegt? ist dies oder die gegenüberlaufende, welche von der bas. Iulia u. s. w. bis zum vicus iugarius resp. dem clivus sich erstreckt, die Strasse der Triumphatoren, die sacra via? Man sollte eigentlich nicht zweifeln, aber da Männer wie Canina und Detlefsen das Gegentheil, wenigstens für die Zeit vor Sept. Severus behaupten, so lohnt es doch der Mühe, einen festen Grund für die Oekonomie des Platzes zu gewinnen. Sie behaupten, die nördliche Strasse sei wenigstens in der ältesten Zeit nicht vorhanden gewesen, die Triumphzüge aber hätten sich an der südlichen Seite des Forums gegen den Anfang des capitolinischen Steigs hin bewegt. Die sacra via aber war älter als jede Anlage am Forum selbst, älter als der capitolinische Tempel, so alt wie die sabinischen Niederlassungen auf dem Capitol, d. h. dessen nördlicher Spitze Ara Celi, der arx im engeren Sinn, der Weg, welchen die Priester des Volks, die Flamines, der Opferkönig und insbesondere die Augurn zurücklegten, um auf der Spitze der Arx allmonatlich heilige Ceremonien zu verrichten; besonders wenn es sich darum handelte die Götter zu befragen, ob sie den neuerwählten König genehmigten, nahm der Augur neben ihm seinen Platz auf der Arx und führte ihn nach der Weihe von der Burg herunter auf dem nächsten Wege unter die auf dem Comitium harrende Menge. Der Ausgangspunkt einer dieser Processionen ist bekannt, er lag in der Kapelle der Strenia, der Stammmutter der Neujahrswünsche und Geschenke, in der Gegend des Colosseums. Wären sie von dort über das Forum links gegangen, so müssten sie, ohne dass vor der Einrichtung des Comitium ein zwingender Grund vorlag, ihren Zielpunkt im Auge sich links gewandt und erst auf einem Umwege ihm wieder zugewandt haben. 2) Die Curie des Senats lag entschieden auf der nördlichen Seite, nach Detlefsen ohne eine fahrbare Strasse neben sich zu haben. Nun wissen wir aber wenigstens von einem verdienten Manne, dem erblindeten Metellus, bestimmt, dass ihm das Recht zuerkannt wurde, zur Curie zu fahren, und bekannte Etymologien leiten den Namen der curulischen Magistrate von den Wagen her, worin sie zur Curie sich begaben — wie machten sie das ohne fahrbare Strasse? 3) Cäsar liess für seine Gladiatorenspiele den ganzen Raum des Forums und der via sacra bis zum Capitol mit Vorhängen überspannen; das wäre nicht nöthig gewesen, wenn die sacra via auf der südlichen Seite sich hingezogen hätte, denn da fand sich der Schatten von selbst. Endlich haben wir 4) ein Zeugniss über den Gang des Triumphs, welches jeden Einwand ausschliesst. Als Cäsar bei den Bänken der Tribunen vorbeifuhr, standen Alle auf bis auf Einen, welchen der Dictator ärgerlich anfuhr. (Sueton Iul. 78.) — Diese Bänke aber standen neben der Curie, und diese an der Nordseite, folglich muss

1) v. Salonini Gallieni 1.

auch der Triumph an derselben Seite vorbeigegangen sein, denn über die Breite des Forums weg wird Cäsar den Trotzkopf nicht angeschrieen haben.

Wenn wir auf der nunmehr gesicherten sacra via, welcher auf der gegenüberliegenden Seite der Weg unter den alten Buden (sub veteribus) entsprach, unsern Weg fortsetzen, so haben wir einen Platz zur Seite, dessen Grösse uns, wenn wir die darauf entschiedenen Geschicke damit vergleichen, unverhältnissmässig klein erscheint; denn von dem Fusse des capitol. Hügels bis zum Anfang jener Erhebung, die unter dem Titusbogen ihren Gipfel erreicht, der Velia, beträgt er in der Länge 630′; die Breite nimmt von dem obern Ende bis zum westlichen von 190 zu 110′ ab, letzteres ohne ersichtlichen Grund, d. h. ungefähr $\frac{1}{3}$ mehr als der Marktplatz von Pompeji misst. Indessen kommt dazu noch die bedeutende Fläche, welche die Terrasse des capitol. Hügels darbietet, das sogenannte Volcanale — sie zieht sich bis zum Kerker hin — und endlich werden wir den Raum von dem Bogen des Severus bis an das Gefängniss annectiren dürfen, so dass man einen Raum von etwa 300′ Breite und 100′ Länge mehr gewinnt. Schliesslich war das Alterthum von der barbarischen Liebhaberei für grosse schattenlose Plätze weit entfernt; man wusste sich, so lange es ging, zu behelfen, und als das Gedränge unerträglich wurde, schafften 1) seit dem 6. Jahrh. d. St. die grossen jenseit der Strasse angebauten Basiliken Rath, 2) seit Cäsar die kaiserlichen Fora Hülfe. Aber während des letzten Jahrh. der Republik, auf einem Platze, der vielleicht 30,000 Menschen fassen konnte, die ruhig neben einander standen, muss das Gedränge an lebhaften Tagen unerträglich gewesen sein. „Wenn man mich“, meint Cicero, „im Gedränge am f. Fabianus, wie das zu geschehen pflegt, hin und herstösst, so sehe ich mich nach dem Nächsten um.“ Cäsar's Gedanke, das Forum zu erweitern, entsprach also einem wirklichen Bedürfnisse.

Einst aber war dieser Platz in der Hauptstadt eines Volkes, das keine 10,000 Mann Truppen stellte, so gross, dass man nicht daran dachte, ihn für politische Zwecke ganz zu benutzen, vielmehr erst allmählich sich desselben bemächtigte. Dies geschah vom Abhange des Capitols aus, der gemeinschaftlichen Burg der vereinigten Römer und Sabiner, wo die ältesten, zum Theil vorrömischen Heiligthümer, ein Altar des Saturnus, ein Heiligthum des Volcanus lagen, und wo sowohl Raths- als Volksversammlungen der ältesten Zeit zu denken sind. Dieser Platz, das Volcanale, musste vor der Erbauung der Cloaken ein erhöhter und möglichst gesicherter sein. Daher wählte man eben eine Stelle, welche die Natur selbst ausgezeichnet hatte. Später dehnte man die Stelle für die Versammlungen auf die nächste Niederung aus, und T. Hostilius legte das sogenannte Comitium nebst der Curie an, die Stätte für Gerichts- und Rechtsverhandlungen, welche Tarq. Priscus mit Hallen und Buden umgab. Der daranstossende östliche Theil, das Forum im engern Sinne oder der Marktplatz, wurde politisch erst seit der Einrichtung der com. tributa bedeutend; bis dahin und noch später war der Platz der Redner ein von der Natur geschaffener, das Volcanale; der Ort wo die Candidaten sich zeigten, in colle, d. h. auf der erhöhten Terrasse; sie wurde erst im 5. Jahrhundert von der auf dem Comitium erbauten Rednerbühne, den berühmten Rostra, abgelöst. Das Forum wuchs also gleichsam von zwei Seiten, von den Abhängen des Palatin, die ebenfalls älteste Heiligthümer der palatinischen Stadt, den Tempel der Vesta, aber an einem Orte ausserhalb derselben, der auch den Sabinern nicht allzu fern lag, besassen, und der Velia auf einer und dem Abhange des Capitols auf der mehr sabinischen andern Seite. Das Comitium wurde die Seele und das Herz des Staats, an dem die Plebejer zuerst precären Besitz hatten, das Forum daneben den Plebejern für ihre Comitien überlassen und



Forum Caesaris.
Atrium Libertatis.
Curia Hostilia
T. Felicitatis.
BASILICA AEMILIA
Regio
T. Antonini et Faustinae
Tabernae
Tribunalia
Carcer
Stat.
Senaculum
Col. Maenia
T. Iani
Tribunalia
Gradus
Rostra
Tres
Graecostasis
Ficus
L. Curt
Grenze des Comitium
T. Concordiae.
Rostra.
COMITIUM
Columna Phocae
Sacra Via
Ara.
FORUM
Rostra
Aed. D. Iulii
Puteal
(Bas. Opimia.)
T. Vespasiani
Miliarium
Col. Maenia
Sub Veteribus
Atrium Regia
Tabernae
Scholae
T. Saturni.
XII Di consentes
Vicus Iugarius
Basilica Iulia.
Templum Castoris et Pollucis & Minervae
Aedes Vestae
VIII
Lith. Anst. v. M. Singer, Leipzig

erst allmählich die Einigung geschaffen.[1] Der Name Forum aber hatte vor T. Hostilius das Ganze begriffen, er enthielt das Comitium in sich, aber in der Sprache des Gesetzes wurde Comitium davon unterschieden, und recht ausführlich *forum ac comitium*, das Ganze und der Theil, gesagt. Es kann daher in der Litteratur vorkommen, dass man Forum für Comitium sagt, aber nicht Comitium für Forum. Das Comitium wurde also ein fest umgrenzter Platz, dessen westliche Seite durch die Linie vom Tempel des Saturn bis zum Bogen des Severus und weiter bis an den Carcer begrenzt wurde. Die übrigen wollen wir einstweilen unbestimmt lassen; denn wir haben vorher die abweichenden Ansichten zu beleuchten. Die eben vorgetragene rührt von Mommsen her; ich halte sie für das Ei des Columbus. Denn es giebt keine Möglichkeit, auch die unmöglichste nicht, welche nicht vorgebracht wäre. Die ältern Italiener des 16. Jahrh. hielten, wie in der neuern Zeit besonders Bunsen und nach ihm Becker, umgekehrt den östlichen Theil unter der Velia für das Comitium: die spätern legten Forum und Comitium ganz fort zwischen Capitol und Palatin; die neuesten, Canina u. A., das Comitium neben das Forum in seiner Längenrichtung, so dass die *sub veteribus*, d. h. an der südlichen Seite vorhandenen Bauten zwischen beiden die Grenze bildeten. Niebuhr war geneigt, das Comitium für einen Platz neben dem Forum unter dem Palatin zu halten; Detlefsen lässt es aus der Linie des Forum nördlich bis zu der heutigen Linie von Gebäuden hinaustreten. Neuerlich haben bedeutende Männer Bunsen's Meinung neu vertheidigt. Innere Gründe können hier nicht entscheiden, da sie für beide Ansichten mit gleicher Wahrscheinlichkeit angeführt werden; für Mommsen spricht 1) der officielle Sprachgebrauch. Die Tempel des Castor und des Jul. Cäsar liegen nach dem Text von Plebisciten und Gesetzen am Forum (Frontin. §. 129, tab. Bantin.). Das älteste senaculum wird ausdrücklich dahin gesetzt, wo der noch jetzt vorhandene Tempel der Concordia liegt, und das ist eben das Volcanale unter dem Capitol; dies selbst ist eine Anhöhe; nach Bunsen's Ansicht lag es an der nördlichen Seite des Platzes, wo keine Höhe sich findet. Können wir nun sämmtliche Gebäude nach Mommsen's Hypothese so unterbringen, dass kein begründeter Zweifel bleibt, so verwandelt sich die Hypothese in einen sichern Grund des Systems.

Wir müssen zu diesem Ende sehr weit ausholen, um die curia Hostilia, den Angelpunkt des Comitium, näher zu bestimmen, von der man aus einer bekannten Stelle des Plinius nur so viel sagen kann: man konnte von ihren Stufen, d. h. ihrer Fronte den Mittag sehen, also muss sie selbst auf der nördlichen Seite gelegen haben. Denn wie der Geolog aus den jüngern Schichten des Erdreichs auf die älteren, so schliessen wir von den jüngsten Gebäuden des Alterthums auf die älteren zurück, an deren Stelle jene getreten waren.

Die curia Hostilia, jenes ehrwürdige Denkmal der römischen Grösse, war von Sulla, um für die vermehrte Zahl der Senatoren und seine Cornelier Platz zu gewinnen, vergrössert und bis an die Ecke des Comitium vorgeschoben worden, so dass zwei an den Ecken gegen die sacra via und das Forum aufgestellte Statuen verschwanden;[2] diese brannte beim Leichenbegängnisse des Clodius a. 702 ab, und nach vielen Kämpfen zwischen der sullanischen und der demokratischen Partei wurde der mehrmals ausgesetzte und wieder in Angriff genom-

1) Daher auch die comitia tributa auf dem Comitium gehalten werden konnten. Mommsen, röm. Forschungen I. S. 192.

2) Die Bedeutung des sullanischen Baues ist von Mommsen und Detlefsen überschätzt worden: es war eine Vergrösserung, aber kein Umbau. Sulla machte die Curie länger und breiter, verlegte deshalb die sacra via um einige Fuss.

mene Plan sie wieder aufzubauen aufgegeben, die Stelle der durch Sulla's Unternehmen gleichsam gebrandmarkten Curia durch einen Tempel der Felicitas eingenommen, welchen Lepidus während Cäsar's Dictatur als mag. equitum erbaute. Die von Sulla's Sohne Faustus erbaute c. H. hatte nur wenige Jahre bestanden; ihre letzte Erwähnung geschieht in Cicero's Rede für Marcellus, und schon im Frühling 711 weist der Redner mit Emphase auf den glänzenden Bau des Lepidus neben dem Denkmale seines Stiefbruders, der bas. Aemilia, hin (Phil. 13, 4). Dagegen trat August's Curie, beschlossen 712, fertig 725, die curia Iulia, in den Rang des ersten Rathhauses ein und behauptete ihn bis an das Ende der Kaiserzeit. Auch sie lag am Comitium; gelingt es uns also, sie aufzufinden, so wird die ältere wenigstens annähernd sich ergeben. Wir versuchen dies mit einem Nebengebäude.

In der alten Kirche S. Martina, die nicht weit vom Carcer entfernt liegt, hat man Ziegel Theodorichs gefunden; es muss also ein Bau zu seiner Zeit dort aufgeführt worden sein. Nun giebt es ein Rescript des Königs an einen Patricier Albinus, welcher um die Erlaubniss nachgesucht hatte, ein altes Gebäude zu seinem Wohnhause zu benutzen. Albinus folgte dem Beispiel anderer Grossen, die sich neben und in den Resten der alten Herrlichkeit einnisteten. Der Präfect Anicius Glabrio besass ein Haus *ad palmam*, d. h. neben den späteren Rostra, wo sich 438 der Senat versammelte. Eines Anderen Palmatus (praef. u. a. 412) Haus, *domus Palmata*, lag neben jenem von Albinus gewählten Platze. — Dort nun bewilligte Theodorich *licentiam curbae porticus, quae iuxta domum Palmatam posita forum in modum areae decenter includit*, d. h. nicht *curiae porticus*, wie man daraus gemacht hat, sondern fast ohne alle Veränderung *curvae porticus*; dergleichen halbkreisförmige Hallen, man nannte sie wohl *sigmatoeideis*, kannte das spätere Alterthum mehrere, aber am Forum ist keine bekannt. Aber am Markt zu Pompeji giebt es noch jetzt ein stattliches Gebäude, das sogenannte Monument der Eumachia, eine doppelte innere und äussere Halle, die in Nischen endigt und zu beiden Seiten des Eingangs halbkreisförmige Exedren zeigt. Dieses Denkmal gehörte zu der unbekannten Gattung der Chalcidica[1]), d. h. Gebäuden der chalkidischen Colonien, Cumae u. s. w., welche die Römer von Campanien entlehnten und mehrmals an ihren Märkten, in Tibur z. B. gerade an der via sacra anbrachten. Die Glossare erklären den Namen durch *deambulatorium pterum cavaedium*. Ein solches Gebäude stellte August, wie er selbst berichtet, neben seine Curie, *πλησίον*, wie die griechische Uebersetzung den Text des mon. Ancyr. *continens ei chalcidicum* verdeutlicht, d. h. nicht einen Vorbau vor dem Vestibulum der Curie, sondern ein Atrium mit einem halbrunden Säulengange. Diese Anlage nennt Dio *τὸ Ἀθήναιον τὸ καὶ Χαλκιδικὸν ὠνομασμένον*, indem er die damals gebräuchliche Bezeichnung atrium Minervae, welche wahrscheinlich von einem Umbau Domitian's, des Verehrers der Minerva, herrührt, anwendet. Dieses Atrium Minervae nennt das Regionsverzeichniss des Curiosum neben dem Senatus; nichts ist natürlicher, als dass es auch zu amtlichen Zwecken benutzt wurde; eine kaiserliche Verordnung im Jahre 428 soll *in atrio Minervae* angeheftet werden: wahrscheinlich diente es, seit der Senat ganz unter die Direction des P. U. gerathen war, als Archiv des Präfecten. Diese enge Verbindung des Senats mit dem Präfecten liess dem Atrium noch ein eigenes Lokal anfügen. Seitdem nämlich die Gerichtsbarkeit über die Senatoren nicht mehr von der ganzen Curie, sondern von dem sogenannten *iudicium quinquevirale*, einer

1) Urlichs, de curia Iulia et continentibus ei aedificiis (nuove memorie dell' Instituto di corrispondenza archeologica, 1865 p. 77 ff.).

Senats-Commission unter dem Vorsitz des Präfecten, ausgeübt wurde, d. h. seit dem 3. Jahrh., wurde ein eigenes kleineres Gerichtslokal wünschenswerth; ein solches, das *secretarium senatus*, baute der P. U. Flavianus 309; es wurde 412 nach einer verhängnissvollen Feuersbrunst, vielleicht Alarichs Eroberung, neu aufgeführt, dessen Inschrift man auf der Apsis der Kirche S. Martina las; also hinter dem atrium Minervae.

Ich habe dies unerquickliche Bild des heruntergekommenen Roms ausführlicher entwerfen müssen, um auf diesem Umwege zur curia Iulia zu gelangen, und darf es als den gefundenen Eckstein des kaiserlichen Forums bezeichnen. Denn nun wird es leicht, an der Hand des Curiosum die übrigen öffentlichen Bauten dieser nördlichen Seite, und zum Theil noch leichter, die übrigen zu reconstruiren. Neben dem Atrium oder Chalcidicum, also in der Nachbarschaft und theilweise in der Kirche S. Adriano haben wir die c. Iulia selbst zu suchen, theilweise erweitert durch den Tempel der Felicitas, der nach Domitian's Erneuerung verschwindet. Dann, vielleicht nach einigen Tabernen, folgt eine Strasse, die Grenze der 8. und 4. Region, deren Verlängerung wir als die Grenze des Comitium und Forum betrachten; hierauf lag am Forum ausgestreckt die prachtvolle basilica Aemilia, zuletzt auf der Stelle von alten Tabernen der wohlerhaltene T. der Faustina, er stiess ebenfalls an eine Strasse, welche von den Carinen herabkam. Dort an der Ecke scheint bis dahin eine Gruppe von argentariae gestanden zu haben, vor sich eine Halle mit Pfeilern, worunter die berühmte pila Horatia. Hierauf an der schmalen Seite nach dem arcus Augusti der Tempel des Iul. Cäsar mit seinen Rostra, der Bogen des Fabius, wohl quer über der Strasse, wahrscheinlich ein zweiter arcus Augusti. Daneben beginnt an der Ecke des Palatin der Tempel der Vesta mit der Regia, an deren Wand die fasti Capitolini befestigt waren, der Tempel der Castores und Minerva, wie er wohl seit Domitian hiess, die ungeheure bas. Iulia, auch Caii et Lucii, vorübergehend auch von 2 kaiserlichen Frauen bas. Antoniana genannt, deren Grundriss blossgelegt ist — er beweist, dass sie mit der Langseite an das Forum stiess. Der vicus Iugarius macht den Beschluss der Südlinie. Am clivus Capit. endlich erblicken wir noch heute den hoch emporragenden Tempel des Saturn, unter ihm in capite fori das miliarium aureum, und davor den arcus Tiberii, dahinter eine Reihe Büreaus oder scholae und die porticus der XII Di Consentes. Daneben in der Linie des Comitium die spätesten Rostra Capitolina mit einem länglichen Vorbau, der späteren Graecostasis, den Bogen des Severus, hinter beiden den Tempel des Vespasian (3 Säulen), den Tempel der Concordia; daneben in einem stumpfen Winkel und der schmalen Seite gegen Osten die stationes municipiorum[1]), bei Aufgang zum Capitol, die scalae Gemoniae neben dem schauerlichen Carcer.

Wollte ich von der Pracht des kaiserlichen Forums reden, so würde ich mit der curia Iulia den Anfang machen. Ich hätte von dem Tempel des Ianus am Eingange, an dem die Kaiser ihren Regierungsantritt durch Opfer feierten, von den Gemälden zu reden, die August an den äussern Wänden anbrachte, von der Schwelle der Curie mit ihrer Minerva, von dem Schmuck der Cella und ihrem Palladium, der griechischen Victoria in der Mitte auf einem erhöhten Unterbau, von den Statuen der Kaiser an den Langseiten; ich würde Ihnen Augustus zeigen, wie er in dem Chalcidicum sitzt, um den Triumph des Tiberius zu sehen. Da wo der Zug sich links zu wenden im Begriff steht, hält Tiberius den Wagen an, um dem Vater zu huldigen. Ich würde die glänzenden Schöpfungen August's und seiner Freunde betrachten,

1) Auf der Stelle von alten Tabernen (der Gruppe der Novae gehörig); — Salvidienus Orfitus vermiethete sein Haus *civitatibus ad tabernas*.

wie sie die schlichten Werke der Republik in anspruchsvollen Marmor umgewandelt haben. Aber ich würde auch Thrasea's Process nicht übergehen dürfen, den die Senatoren, bewacht von den auf dem Forum Cäsar's aufgestellten Truppen, ungern opfern, von dem traurigen Zug des verurtheilten Helvidius zum Tode und drinnen das grimmige Auge Domitian's, vor welchem die Väter zittern, und damit der Tragödie das Satyrspiel und die Posse nicht fehlen, hätte ich den Jammer des unglücklichen Kahlkopfs Baebius Marcellinus zu erwähnen, welcher über das Forum zum Tode geschleppt wird, weil Sept. Severus meinte, ein Glatzkopf sei der Hochverräther. Die plumpen Basen des Constantius, Zeno, Honorius würde ich nennen und mit dem Denkmal der byzantinischen Devotion, mit des Säule des Phocas, würde ich endigen.

Nein, ich erhebe mein Auge zu erfreulicheren Bildern. Von den Stufen der nun östlich von S. Adriano gefundenen c. Hostilia überschaue ich den Platz des Comitium und die Strasse mit ihren Gebäuden. Vor uns liegt der Platz, gegenüber eine lange Reihe von Buden, den alten argentariae, um welche sich das geschäftige Treiben der Bankiers und der Geldwechslertische drängte. Sie sind festlich geschmückt, an ihren obern Balkons (maeniana) die Gemälde (des Serapion) ausgestellt und von den pergulae schauen die bekränzten Besitzer aus. Hinter ihnen erheben sich die Paläste der Grossen, und über die flachen Dächer der Buden sind jene bis an den Rand des Forums vorgetreten, um den Triumph und die Festesfreude zu schauen. Von den erbeuteten Waffen schimmern die Pfeiler der Hallen, zwischen denen die Buden stecken, und in die geöffneten Tempel wallt das Volk, und die Götterbilder selbst sind auf ausgestellten pulvinaria zum Schmaus geladen. Dem wissbegierigen Publikum erklärt ein Valerius Messala den grossen Sieg, wie er gegen die Punier erfochten worden ist. Schlachten, Belagerungen sind reinlich auf der Mauerder Curie abgemalt, und auf das neue Wunder, der Uhr, stürzt das Volk begierig los. Sie macht den schrillen Ruf des Präco: es ist Mittagszeit, Abend ist da, unnäthig — so hofft man, aber ach die Uhr geht falsch, und die Zeit von Catana ist die römische nicht. Schau, die Aedilen haben neue Bilder ausgestellt, feine griechische Sachen, — soll man sie zu Prätoren wählen? schwatzen die Leute an den Rostra und am Canal — aber das Geschäft geht vor. Droben auf den gradus Aurelii steht der Agent des Clodius und zahlt solid und wen er angiebt, dem klatscht man zu, den zischt man aus. Horch! Cicero redet, aber seine Stimme klingt matt, denn sein Blick haftet an den Wachen des Pompejus, und wenn er seine Kraft zusammennimmt und hinaufruft zu dem T. des Saturnus: Pompejus höre mich, Milo ist unschuldig, er hat die Schlange erschlagen, die meine Worte auszischt mit ihren Helfershelfern von den Gradus und von der Graecostasis, dann greift Pompejus an sein Schwert und Milo — geht nach Massilia. Was ist das für ein Tumult? Von den Rostra reisst man den Redner, die Patrioten machen einen Angriff auf jene Burgen des Clodius. Aber mit Knüppeln und Gladiatoren schlägt er um sich, und mit Schwämmen wischt man das Blut von dem glatten Pflaster.

Siehe dahin drängt sich das ängstliche Volk: der Prätor tritt aus der Curie, besteigt die Rostra und sagt zum Volke: *magna pugna victi sumus.* Da erfüllt Jammer die Stadt, grösserer nach der Schlacht bei Cannae, mit fliegendem Haar eilen die Matronen in die Tempel, aber der Senat beschliesst, dem Consul entgegen zu gehen und zu danken, dass er an der Republik nicht verzweifelt. Nicht lange, und die angsterfüllten Rhodier warten auf der Graecostasis, zur Entschuldigung in die Curie gelassen zu werden, weil sie die Politik der freien Hand getrieben haben; mit seinem morgenländischen Pomp erscheint der König Prusias, zitternd steigt er die Stufen hinan, und wenn er niederfällt auf die Knie und die Väter anbetet, wenden sie voll Ekel sich ab.

Bringen wir Ordnung in die bunten Bilder. Das Comitium, welches zu unsern Füssen liegt, scheint vom eigentlichen Forum durch Cippussteine und vielleicht das Pflaster unterschieden gewesen zu sein. Darauf standen seit 415 die Rostra, eine halbkreisförmige Bogenstellung, an deren Füssen die Schiffschnäbel angebracht waren, von Statuen an dem Geländer umgeben, unter ihnen die 3 Parzen oder tria Fata [1]), hart an der Ecke gegen das Forum so, dass die curul. Magistrate von dort zu der auf dem Comitium versammelten Menge (Patric. u. Pleb.) reden konnten, und ebenso die Tribunen sich gegen das Comitium hin richteten. Wenn sie seit C. Gracchus oder vielmehr seit Licinius Crassus im 7. Jahrhundert sich gegen das Forum wandten, so war dies rationell, demonstrativ und eine besondere Anerkennung der Comitien. Ein Zeichen, dass es mit der Macht des Senats zu Ende ging, denn in den Concionen waren die Plebejer ja auch wie in den Comitien anwesend (gradus Aurelii); charakteristisch war es nur, dass die Redner der Curie den Rücken wandten. Eine Ausbildung der Veränderung liegt in dem Verlassen der Rostra, welche darin ihren Ausdruck fand dass die Magistrate oft die Stufen des Castortempels besetzten, bis Cäsar den Schwerpunkt der Volksversammlungen ganz auf das Forum brachte durch seine neuen Rostra, die dem Capitol zugekehrt waren. Dadurch lag der ganze Platz ungetheilt vor den Füssen des Redners, aber der Zusammenhang mit der Curie war ganz gelöst.

Die übrigen Denkmäler von politischer Bedeutung hingen ebenfalls von der Curie ab. Rechts davon, und das scheint das älteste, blieb die vor Alters schon vorhandene Terrasse, das Senaculum bestehen, eine Art von diplomatischer Tribüne, wenn Volksversammlungen stattfanden oder keine Senatssitzung gehalten wurde; diese ist im Tempel der Concordia aufgegangen; aber der Name Senaculum blieb wahrscheinlich für das enge Gässlein am Fusse des Concordientempels als Ortsbezeichnung übrig. Daneben die bas. Opimia, der heutige Vespasianstempel, und vor ihm der Genius po. Ro., darunter aber die Graecostasis, wo die Gesandten fremder Völker ihren Platz hatten. Daneben die stationes municipiorum, die wir uns dem Carcer möglichst nahe zu denken haben, weil man bei der Anlage des forum Iulium fand, dass die Wurzel eines Baumes vom Volcanale unter ihnen hinein reichte. Auf die **Rechtspflege** bezogen sich die beweglichen Tribunalia: des praetor urbanus, der seinen Stuhl aufschlug, wo er Gericht halten sollte, aber nur im Comitium. Mit der Vervielfältigung der Quaestiones mussten sich die beweglichen Tribunale vermehren; sie lagen aber alle in einer Reihe dicht unter der Curie und von da weiter gegen den Carcer zu. Dies erhellt deutlich aus den Gewaltmassregeln des Tribunen Vatinius, welcher den Consul Bibulus, um das Auxilium seines Collegen zu verhindern, in das Gefängniss abführen lassen wollte: *continuatis tribunalibus* d. h. er liess ein Gehege von Holz von einem Tribunal zum andern bis zum Carcer machen. Die zweite Prätur des praetor inter peregrinos brachte im 6. Jahrh. ein neues Tribunal hervor; beide lagen nicht weit von einem puteal, einer runden Brunnenmündung, einer Umzäunung von eingeschlagenen Blitzen. Das neueste, der Sitz des praetor inter peregrinos stand hart neben dem von Scribonius Libo erbauten Puteal, und dort, nahe beim Tempel der Vesta, wurde ein steinernes erbaut. Es ist aus Horaz bekannt; diesem gegenüber wurde erst 683 auf dem Comitium für den pr. urbanus das Tribunal Aurelii errichtet von dem

[1]) Dahinter an der sacra via scheint der kleine Tempel der Venus Cluacina gestanden zu haben, welcher in der bekannten Stelle des Plautus und auf einer Münze mit den Rostra verbunden wird. Also lag die Cloaca daneben, und es ergiebt sich die Identität der Subrostrani und der Canalicolae. Der Tempel brannte a. 575 ganz ab, wahrscheinlich wurde sein Boden mit zu der bas. Fulvia (576) benutzt, wenn man annehmen darf, dass der Unterschied um 1 Jahr zwischen Livius und Obsequens in einer verschiedenen Aera seinen Grund hat.

aus der Rechtsgeschichte berühmten Aurelius Cotta, wie es scheint weiter rechts nach dem puteal, welches unter dem Namen lacus Curtius bekannter ist. Dies Tribunal erhob sich auf gemauerten Stufen, den theatralisch angeordneten Gradus Aurelii, welche neben der Graecostasis als Sammelplatz der clodianischen Urwähler bekannt sind. „Als ich in der Curie redete", schreibt Cicero, „entstand von der graecostasis und den gradus wüstes Geschrei", nicht den Stufen der Graecostasis sondern den Gradus Aurelii. Die Nähe derselben an der Curie geht aus einer vielfach missverstandenen Stelle des Livius hervor, wonach die Statue des Attus Navius *in gradibus ipsis ad laevam curiae fuit*, d. h. bis die Basis bei dem Leichenbegängniss des Clodius verbrannte: wie denn auch die Nähe des puteal oder l. Curtius bei derselben Statue berichtet wird [1]). Weiter als bis in die halbe Breite höchstens konnten diese Denkmäler, der heil. Feigenbaum u. s. w. sich nicht ausdehnen, weil sonst für die Gladiatorspiele auf dem Comitium kein Raum gewesen wäre. Musste doch Cäsar auch so einen Altar wegnehmen lassen. Nur ein Denkmal stand weiter entfernt, die berühmte Ehrensäule des Maenius, von der Säule eines andern Maenius wohl zu unterscheiden; sie befand sich an der südwestlichen Ecke des Comitiums, denn sonst wäre es unmöglich gewesen, von der Curie aus den Untergang der Sonne nach ihr zu bemessen. Da diese Col. Maenia unverrückt dastand, erhielt sie im 6. Jahrh. ein Pendant in der columna rostrata des C. Duellius, welche beim Severusbogen, d. h. an der nordwestlichen Ecke, errichtet wurde. Hier bei der Maenia gab es ein Schuld- und Polizeigericht, wahrscheinlich der Amtssitz der Aedilen, deren Beamte in den Bureaus am Clivus Platz nahmen. So hatten also die hohen Aemter ihre Stelle, die Quaestoren am Aerarium Saturni, bis auf die Volkstribunen, welche neben der Curie auf dem Platze ihre subsellia aufgestellt hatten. Ihnen half das zweitbedeutendste Gebäude, die berühmte **Basilica Porcia** Cato's im J. 561, und die Bedeutung sowie die Lage der bas. Porcia gewinnt dadurch neues Licht. Cato wollte das Amt der Tribunen als Senatswächter und Bürgerwortbalter ehren, indem er unter lebhaftem Widerspruch der Optimaten ihnen eine geräumige Halle, die Basilica Porcia, baute. Sie begann hart unter der Curia Hostilia und stiess an deren rechte Mauer, worauf jenes Schlachtbild des Valerius gemalt war. Hier ad tabulam Valeriam, d. h. beim Anfang der Subsellien, wurde Bibulus auf dem Wege zum Carcer befreit; ad tabulam Valeriam, d. h. vor den Bänken der Tribunen, nöthigte man Cicero's Gattin Terentia zu erscheinen; ad subsellia conferirte der Prätor mit dem Collegium tribunorum, hier endlich sassen die Tribunen bei Cäsar's Triumph. Die Basilica war auf dem Grund und Boden von vier tabernae argentariae, der neueren, und zwei Atrien von Wohnhäusern erbaut, von denen ein Besitzer Maenius sich das Recht vorbehielt, von seinem (dahintergelegenen) Hause einen Balkon auf eine Säule zu legen. Diese Servitut vertheidigte der jüngere Cato, als sie den Tribunen lästig war, mit grossem Eifer, aber man muss sich hüten, die col. Maenii mit der col. Maenia zu verwechseln. Cäsar machte ihr ein Ende. Durch diesen Bau und die folgenden Basiliken, welche ganz dem Verkehr und der Privatrechtspflege, so wie dem Centumviralgerichte gewidmet waren, wurde allerdings der Raum für die Argentarii verengt; indessen blieben bis auf die Kaiserzeit die drei Iani der via sacra, besonders

[1]) Diese Monumente ordnen sich, wie auf dem Plan. Die St. des Navius in gradibus ad laevam, vor der Curie aber nahe bei derselben die ficus Ruminalis, wenig davon entfernt das puteal oder der lacus Curtii. Im capitolinischen Museum ist ein kleines Relief des Curtius, gefunden im 16. Jahrh. In der Mitte Wegs vom Bogen des Severus zu den 3 Säulen (Castortempel) in der Mitte des Forums. — Die Wölfin rührt nicht daher, denn sie stand im M. A. am Lateran, und die Stellung weicht von der auf den Münzen ab.

der medius, den man im 16. Jahrhundert zwischen S. Adriano und dem Tempel der Faustina gefunden hatte, gewiss die Regionsgrenze zwischen IV. und VIII., ihre Börse, und ihre Buden, welche die älteren Basiliken noch geschont hatte, wanderten seit Cäsar in die grossen Basiliken, die das Forum selbst erreichten. Bis in die Nähe des Carcer also reichte die Basilika; jener Tribun brauchte seinen Stuhl nicht weit wegzutragen, welcher ihn vor die Thür des Carcer stellte. — Dergestalt blieb zwischen der Basilika und dem Carcer nur ein enger Durchgang, durch mehrere Tabernen verengt; es war ein genialer Gedanke Cäsar's, hier durchzubrechen ut forum laxaret und den Platz bis zum Atrium Libertatis, dem Amtslocal der Censoren, auszudehnen. Dieses lag nicht weit hinter der bas. Porcia, von wo ein Stein in die K. S. Adriano gekommen ist. Cäsar hatte diesen Plan schon 699, und Cicero kaufte die Grundstücke hinter der Basilika für ihn auf. Da trug sich jenes für die Republik ominöse Ereigniss zu, das Cäsar gewiss mit heimlicher Freude begrüsst hat. Die Anhänger des Clodius zündeten aus den Tribunalen ein Feuer an, welches die Curie und die mit der einen Seite daranstossende bas. Porcia verzehrte. Rasch legte Cäsar als Dictator Geld zu und das forum Iulium kam zu Stande; es fing unmittelbar hinter dem Ende des Atrium Minervae an. Der Brand der Curie und das Interregnum, wo man sich in verschiedenen andern Gebäuden versammelte, brachte ferner jenen Gedanken in Cäsar zur Reife, den beiden Grundpfeilern der Republik ein Ende zu machen: er baute die neuen Rostra und beschloss die neue Curie. — Natürlich verlor damit auch die Graecostasis ihre Bedeutung; da sie ohnedies den Platz am Clivus verengte, wurde sie tiefer gelegt. Früher war sie supra com., jetzt legte man sie, wahrscheinlich August selbst, in die Tiefe des Comitiums in eine Linie mit dem milliarum aureum; dort können wir sie noch bewundern; es ist eine gewaltige Substruction von Peperinquadern in einer Länge von über 90 Fuss, die jetzt freilich nicht mehr ganz zu Tage liegt. Hier erwähnt sie Plutarch als *Ἑλλήνων ἀγορά*. Ein Rabe flog von einer Bude daran auf die Rostra bei einem Leichenbegängnisse.

Endlich verengte sich der Kreis des Forum: das politische Leben zog sich in die Nähe der Curia Iulia zusammen, das Forum war ein Prachtmuseum von Ehrenstatuen geworden. Ein denkender Fürst, vielleicht Domitian, oder war es erst Aurelian, baute neueste Rostra daran und benutzte die Graecostasis zur Rednerbühne, niedriger unter dem erhöhten Halbkreis der Rostra, auf deren beide Ecken der Genius populi Romani und wahrscheinlich das mil. aureum gestellt wurde. So sehen wir sie noch; so erscheinen sie auf einem Relief des Constantinbogens, wo der ganze Apparat des officiellen Rom zusammengetragen wurde. Der Kaiser steht auf der Tribüne der Graecostasis, zu seinen Seiten erkennt man den Bogen des Severus und des Tiberius, vielleicht die bas. Iulia, und oben in ihren Bureaus lauschen die scribae seinen Worten, um sie zu stenographiren. — Dies ist unsere Ansicht von den Rostra und dem Forum, sie beruht zum Theil nach Bunsens Grundzügen auf Mommsen, Reber's und Detlefsen's Forschungen, aber freilich, so sagt ein neuerer Italiener, und das ist das Beste, was ich in Ravioli's Buche gelesen habe:

Grammatici certant, fuerint ubi rostra forumque:
Parcite, nam res est litigiosa forum.

Präsident:

Begehrt Jemand in Bezug auf den angehörten Vortrag das Wort? — Da das nicht der Fall ist, so gebe ich dem Herrn Rector Eckstein das Wort zu seinem Vortrage über Johannes Sturm.

Rector Professor Eckstein:

Hochansehnliche Versammlung! Von den glänzenden Räumen des römischen Forums folgen Sie mir in die stille Arbeitsstube eines **deutschen** Schulmeisters, von Rom in die alte Metropole der oberrheinischen Provinz, in das deutsche Strassburg. Ich hatte die Absicht in diesem Kreise, in dem ich namentlich auch elsässische Schulmänner in grösserer Zahl zu erwarten berechtigt war, ausführlich von **Johannes Sturm** zu sprechen: nicht etwa darum, weil in diesem Jahre das alte Gymnasium Sturm's in einem neuen glänzenden Gebäude auch zu einem neuen frischen Leben erwacht ist, sondern hauptsächlich darum, weil drei Jahrhunderte verflossen sind seit dem Erscheinen von zwei der bedeutendsten didaktischen Schriften Sturm's, deren Jubiläum wir im Jahre 1865 zu feiern alle Veranlassung haben. Aber die Kürze der mir in der zwölften Stunde zugemessenen Zeit zwingt zu einer Beschränkung meiner Aufgabe; ich will daher nur versuchen den verdienten Mann vor einseitiger Beurtheilung oder vielmehr Verurtheilung zu sichern. Sie werden fragen, wozu ist es nöthig Sturm's Ehre zu retten, und wer sind die Attentäter, die dem Rufe des wackern Mannes geschadet haben? Ich erkenne dankbar an, dass sein Nachfolger **Karl Schmidt** in dem mit wahrhaft deutschen Fleisse gearbeiteten Buche[1] „La vie et les travaux de Jean Sturm" (1855) nach allen Seiten hin sehr Tüchtiges und Ernstes geliefert, beklage aber, dass er gerade den Theil der Sturm'schen Thätigkeit, der uns am meisten interessirt, zurücktreten lässt, weil er den Theologen und Reformator, den eifrigen Verfechter der Aussöhnung zwischen den beiden getrennten protestantischen Confessionen, den Gesandten an die Fürsten und Städte viel bedeutsamer hervorhebt, wie es ja von dem Theologen nicht anders zu erwarten war. Gegen wen will ich Sturm's Ehre retten? Gegen den Mann, dessen Tod wir Schulmänner so schmerzlich zu beklagen haben, dessen frischen Grabhügel noch kein Rasen deckt, gegen den ehrwürdigen Veteranen Karl von Raumer. Je grössere Verehrung ich selbst für den Mann hege, um so peinlicher ist es mir in seiner Behandlung Sturm's den ungerechtfertigten Tadel der Sturm'schen Bestrebungen und die oberflächliche Benutzung des umfangreichen hieher gehörigen Materials rügen zu müssen.

Doch lassen Sie mich erst in wenigen Zügen das Leben des ausgezeichneten Schulmannes an Ihnen vorüberführen. Am 1. October 1507 wurde er zu Schleiden auf der Eifel geboren. Der Name ist ja durch seinen nur um ein Jahr älteren Freund, den grossen Geschichtschreiber Johann Philippson, durch Sleidanus für alle Zeiten verherrlicht. Mit den Söhnen des Grafen Manderscheid, dessen Rentmeister sein Vater war, ist der Knabe erzogen. In seinem vierzehnten Lebensjahre kam er in ein Fraterhaus der Brüder vom gemeinsamen Leben nach Lüttich, 1524 ging er nach Löwen, wo er drei Jahre studirte und wo er bereits 1527 als zwanzigjähriger Jüngling selbst als Lehrer auftrat. Der junge Magister vereinigte sich nach der Sitte jener Zeit mit einem älteren Collegen, dem Professor Rutger Rescius, zur Anlegung einer Buchdruckerei. Griechische Autoren wollten sie drucken. Xenophons Memorabilien (die erste Separatausgabe 1529) sind das einzige Buch, welches mir aus jener Druckerei bekannt ist; denn wenn Raumer und andre von einem Druck des Homer reden, so haben sie das dem harmlosen Strobel nachgesprochen, ohne die Sache näher zu prüfen.

1) Von den Schriften über Sturm sind bei Raumer vergessen: 1) Manes Sturmiani sive Epicedia scripta in obitum summi viri J. St. una cum parentaliis (1590); 2) Fr. Andr. **Hallbaueri** diss. de meritis Joh. Sturmii (Jenae 1734); 3) **Baumeister**, de J. St. meritis in scholas Germanorum (Gorlic. 1756).

Um einen reichlicheren Ertrag dieses buchhändlerischen Unternehmens zu erzielen, ging Sturm nach Paris, und dort trat er 1529 abermals als Lehrer auf und lehrte acht Jahre lang, hauptsächlich Cicero und Dialektik zum Gegenstande seiner Vorträge machend. Peter Ramus war unter seinen Schülern. In Paris heirathete er auch eine Frau, wie sie für ihn geschaffen war, die das Latein mit Leichtigkeit sprach und mit noch grösserer Leichtigkeit verstand, und bald errichtete er ein Alumnat, das sich eines grossen Zulaufs erfreute. Während dieser Zeit lernte ihn der Freiherr Erasmus von Limburg kennen, der in Strassburg ansässig war. Diese Stadt ging damit um aus den eingezogenen Kirchengütern neue Schulen zu begründen und tüchtige Männer dafür zu gewinnen. Der Rath hatte drei Scholarchen aus seiner Mitte gewählt und unter ihnen einen Zögling der alten Rupertina, den wackern Städtemeister Jacob Sturm von Sturmeck, den die Strassburger mit vollem Rechte *heros noster* zu nennen pflegen. Dieser Namensvetter Johannes Sturm's war es, der sein Augenmerk auf den jungen Pariser richtete und Bucer beauftragte ihn nach Strassburg zu berufen. Der Brief mit dieser Berufung kam zur rechten Stunde; denn die reformatorischen Bestrebungen des jungen Mannes fingen bereits an Aufmerksamkeit zu erregen; seine Sicherheit wurde bedroht. Es war gerathener für ihn [1]) Paris zu verlassen, und darum folgte er dem Rufe nach Strassburg. Am 14. Januar 1537 traf er in Strassburg ein. Eifrige Berathungen mit den neuen Amtsgenossen und mit den Scholarchen führten zunächst zur Entwerfung eines Planes für die neue Anstalt. Die Schrift „*de litterarum ludis recte aperiundis*“ ist gleichsam das Programm der Anstalt, die sich bis auf den heutigen Tag einer grossen Blüthe erfreut hat: sie enthält den vollständigen Organisationsplan. Am 22. März (nicht im Mai) 1537 wurde die Schule im Dominicanerkloster eröffnet. Sturm war zum Rector derselben ernannt. Zwar hatte er anfänglich gedacht, von Strassburg, dessen Klima seiner Gesundheit wenig zusagte, nach Paris zurückzukehren, aber *bonitas magistratus*, *amicorum preces* und vor allen Dingen *necessitas religionis* blieben sein ganzes Leben lang die Motive, die ihn in der Stadt zurückhielten, welche für die protestantische Lehre einen so schönen Boden darbot. Er war stets ein Kämpfer für Glaubensfreiheit, aber zugleich hat er auch fortwährend um friedliche Vereinigung der streitenden Gegensätze in der neuen Kirche sich bemüht. Sturm wurde mit einem Gehalte von 40 Gulden angestellt (Heiterkeit), derselbe steigerte sich aber bald bis 100, dann wurden es 140 und weitere 60 wurden ihm in Aussicht gestellt unter der Bedingung, dass er Strassburg nicht so bald verlassen sollte. Zum bleibenden Aufenthalte kam er jedoch erst dadurch, dass er 1540 zum Kanonikus von St. Thomas gewählt und ihm damit der Weg zu der pröpstlichen Würde dieses Stiftes (1555) gebahnt wurde.

Die Geschichte der Strassburger Schule zu verfolgen ist nicht meine Absicht; Strobel's saubere Festschrift von 1838 wird in dieser Beziehung vollständig genügen. Die Anstalt war reich an schweren Wechselfällen jeglicher Art. Pest [2]) und Religionsstreitigkeiten haben an ihrem Bestande wiederholt gerüttelt, und religiöse Streitigkeiten waren es auch, die den alten Rector Sturm nach langjähriger verdienstvoller Wirksamkeit aus seinem Amte trieben. Wir haben in der Eröffnungsrede gehört, wie die unselige *formula concordiae*, die wahrscheinlich ihren Namen erhalten hat auf dieselbe Weise wie *studens a non studendo*, (Gelächter) diese Hochschule

1) Si e Gallia effugi, feci id propter veritatis propugnationem, quae mihi creasset periculum. Eck hatte ihn als fugitivus verhöhnt.

2) Joan. Sturmii et gymnasii Argentoratensis luctus ad Joachimum Camerarium (1542).

in ihrer Existenz bedroht hat, und da eine ziemlich einflussreiche Partei auch in Strassburg zur Annahme der Concordienformel drängte und Sturm, der Freund der Reformirten, sich weigerte sie zu unterzeichnen, so nöthigte man ihn am 7. December 1581 (nicht 1583) seinem Amte zu entsagen. Zuletzt erblindete er und starb lebensmüde und lebenssatt im Jahre 1598. Eine Klage bei Kaiser und Reich wegen seiner Amtsentsetzung hatte damals ebenso wenig einen Erfolg, als heutzutage Disciplinaruntersuchungen gegen Lehrer und Professoren zu einem günstigen Resultate für die Verfolgten führen. (Heiterkeit)

Im Interesse der neuen Lehre wurde das Gymnasium zu Strassburg gegründet. Die Bedürfnisse der Kirche waren es hauptsächlich, welche die Sorge für die Schule zur Nothwendigkeit machten; hatte doch auch Luther seinen Mahnruf ertönen lassen, weil die Unsicherheit des Lebensunterhaltes bei den verloren gegangenen Pfründen viele abschreckte sich dem Lehrerberufe zu widmen. Im nördlichen Deutschland hat Melanchthon's Schulordnung, hauptsächlich der von ihm nur skizzirte Entwurf von 1528[1]) Annahme gefunden, der dann in den verschiedenen von Bugenhagen aufgestellten Kirchenordnungen, namentlich in der Braunschweiger von 1528, seine Erweiterung erhielt. Jene Organisation schloss sich wesentlich an die Ueberlieferung des Mittelalters an. In jener Zeit reformirte man nicht durch Umsturz, sondern knüpfte an das Bestehende weislich und umsichtig an und besserte, was zu bessern war. Die drei Haufen der Schüler repräsentirten das Trivium: Grammatik, Rhetorik und Dialektik. Noch jetzt sind die drei Haufen in den meisten norddeutschen Schulen enthalten, nur, dass man jeden einzelnen in zwei getheilt und so sechs Klassen gebildet hat. Bugenhagen machte schon fünf: in Pommern muss er sich mit vier begnügen, weil es da an Geistern fehlt (Heiterkeit) und nur ausnahmsweise soll dort eine fünfte gestattet werden.

Anders unser Strassburger Schulorganisator. Er behält zwar aus dem Mittelalter den Hort aller Weisheit und Bildung, den Aristoteles, bei, aber nicht den des Scholasticismus, sondern den echten, und stellt daneben als die lauterste Quelle schmuckvoller Darstellung den Cicero. So bildet gewissermassen Sturm das Mittelglied zwischen jenen Schulordnungen Melanchthon's, Bugenhagen's und der Würtembergischen Kirchenordnung von 1559, dem Werke von Johann Brenz, woran sich 1580 die zwei Jahrhunderte hindurch massgebende Sächsische Kirchenordnung angeschlossen. Trotzendorf ist wesentlich geleitet von Sturm's Grundsätzen. Die Humanisten Italiens sind ihm glänzende Vorbilder; er schwärmt für die griechischen und römischen Schriftsteller in wahrhafter Begeisterung. aber er hält daneben auch fest und bekennt es offen, dass wir in Einem weit über ihnen stehen: *divini cultus et coelestis doctrinae intelligentia, sine qua nulla potest esse perfecta prudentia, nedum sapientia.* Trotzdem tritt bei ihm das kirchliche Element in der Einrichtung der Schule weit mehr zurück als bei den norddeutschen Reformatoren, und es zeigt sich darin ein wichtiger Unterschied von der Schulordnung Melanchthon's. Ich will nicht genauer eingehen auf die Quellen[2]), aus denen die Grundsätze des Mannes am besten geschöpft werden, aber daran muss ich erinnern, dass Raumer die Schrift „*de ludis aperiundis*", welche die Grundlage bildet, ziemlich unbeachtet gelassen hat. Ebenso ist zu beachten, dass derselbe die übrigen

1) Die Eisleber (1525) und Nürnberger (1526) sind zwar älter, haben aber nur locale Bedeutung.

2) Raumer führt die seltene Thorner Sammlung an; eine Göttinger Sammlung (1685), welche die classicae und academicae epistolae enthält und die Hallbauer'sche Sammlung J. St. de institutione scholastica opuscula omnia (Jenae 1730) sind nicht erwähnt.

Schriften, welche sich auf die Erziehung der Fürsten,[1] bekanntlich ein Lieblingsthema für die Staatsmänner und selbst für die Schulmeister bis ins vorigen Jahrhundert, ganz ferngehalten, auch die reiche Fülle pädagogischer und didaktischer Weisheit, die Sturm in den Vorreden seiner Ausgaben niederlegt, übersehen, und dass er sich von den zahlreichen Lehrschriften des Mannes, den rhetorischen und dialektischen, von seinen zahlreichen Elementarbüchern einfach mit den Worten dispensirt hat: „Die kenne ich nicht."

Ich will nun auf seine Organisation des Schulwesens ganz kurz eingehen. Sein Hauptgrundsatz war: Einheit in der Erziehung vom ersten Schulalter bis zur Vollendung der akademischen Studien; daher bereits in dem Programm von 1538 die ersten Züge einer Akademie mit neun oder auch mit sieben Lehrern; daher der schöne Plan, in Strassburg eine allgemeine deutsche Hochschule zu errichten, zu der alle protestantischen Stände die Beiträge liefern, aber auch die „Bäpstischen" nicht ausgeschlossen werden sollten, sofern sie dazu durch Kenntnisse und Strebsamkeit geeignet wären. Die Universität ist erst am 1. Mai 1561 eingeweiht worden, hat aber ein kärgliches und ärmliches Leben geführt, bis sie im siebzehnten Jahrhundert endlich zu einer gedeihlichen Wirksamkeit erhoben wurde.

Vom fünften resp. sechsten Jahre an (*sub quintum sextumve annum*) tritt der Knabe in die eine Schule,[2] nachdem er von der Mutter entlassen ist. Sieben Jahre, sagt er an einer andern Stelle, gehören der Mutter, vierzehn Jahre dem Lehrer — damit ist die Bildung vollendet; denn vor dem einundzwanzigsten Jahre, meint er, solle Niemand sie abschliessen. Das Ziel, welches er präcis als die Aufgabe der Schule hinstellt und das in den verschiedensten Formen bei ihm wiederkehrt, ist *pietas et litterae, pietas litterata, sapiens atque eloquens pietas, rerum cognitio et orationis elegantia, pietas ac religio* einerseits und andererseits *sermonis elegantia*. Wenn sich einer von uns die Mühe giebt die paedagogischen Schriften Sturm's zu lesen, so wird er viele von den weisen Gedanken, mit denen Methodenjäger heutzutage gross thun, dort schon vollständig realisirt finden. Aber das ist leider unser grosser Fehler, dass wir die historische Entwicklung auf diesem Gebiete des höheren Unterrichts zu sehr vernachlässigen! Concentration ist nothwendig; wer hat seit Lorinser nicht von Concentration des Unterrichts geredet und wie verschiedenartig hat man sich dieselbe gedacht! Die grossartigste Concentration ist die von Sturm, freilich auch die allereinseitigste. Er will höchstens drei verschiedene Uebungen für den Schüler, in der Regel nur zwei, will die schärfste Durchführung von Jahrescursen (der *solennis quotannis ascensus* sollte am 1. October erfolgen), strenges Festhalten des Systems der Klassenlehrer, denen höchstens vier Stunden täglich aufgebürdet sind, und eine Beschränkung der Unterrichtsgegenstände, über welche ein Mann der modernen Zeit mit ihren zahlreichen Ansprüchen an die Leistungen der Schule die Hände über dem Kopf zusammenschlagen muss. Was aber das Interessanteste ist, Sturm hat seinen Lehrplan aufgebaut auf der Forderung, welche Cicero an die *elocutio* stellt, dass sie sei *pura et dilucida*, ferner *ornata*, endlich *congruens et apta*. Diese Anforderungen bilden den Schwerpunkt; die Sorge für die *pietas* quälte weniger zu einer Zeit, wo die *ecclesia militans* noch im lebendigen Bewusstsein der Gemeinde lebte. Religionsunterricht zu ertheilen ist weder Sturm noch Melanchthon eingefallen; höchstens an Sonnabenden hatten sie *sacrae lectiones*

---

1) De educatione principis 1551. u. Nobilitas litterata 1546.

2) Sturm hat zu verschiedenen Zeiten verschiedene Ansichten über das Jahr des Eintritts in die Schule; auch die Zahl der Klassen ist von 9 später auf 10 gestiegen.

als Vorbereitung für den Sonntag und auch an Sonntagen wurden ausser dem Gottesdienste *sacrae lectiones* in der Schule gehalten. Das Leben des Herrn und der Apostel wurde behandelt und daneben höchstens eine Katechismuslection abgehalten, die vom deutschen zum lateinischen und endlich zum griechischen *catechismus Lutheri* sich hinaufarbeitete. — So bleibt der grösste Theil der Schulstunden für „*sermonis elegantia*"; das ist die Hauptsache.

Darum soll die lateinische Sprache bereits *prima aetatula* eingeübt werden. Sieben Jahre und Klassen sind bestimmt für die *praecepta latinae atque dilucidae orationis* in der Weise, dass die in der Mitte liegende vierte Klasse gewissermassen eine *relaxatio* für die etwas gequälten Knaben wird; zwei Jahre bleiben für die *oratio ornata*, und die dritte Forderung, die *oratio congruens et apta*, wird auf der Universität, in den freien akademischen Vorlesungen fünf Jahre hindurch befriedigt. Und so hat Sturm auf diesen Schematismus lateinischer Rhetorik den Organismus seiner Schule gegründet. Es thut ihm recht herzlich leid, dass unsre Knaben nicht mehr *in cunis ad matrum papillas lallare condocefiunt* — ich darf es wol nicht deutsch wiedergeben — (Heiterkeit), dass wir keine *nutrices* mehr haben, bei denen die Kinder Lateinisch lernen, dass wir keine Komödienhäuser mehr haben, in denen die Jugend die Komödien des Plautus und des Terenz hört, um von frühen Jahren an für das Lateinische empfänglich zu werden. (Gelächter). Das ist in Sturm's Augen ein gewaltiger Uebelstand und deshalb hauptsächlich zu sorgen für *copia vocabulorum*. Alle Collegen, die mit Vocabularien die Märkte und Schulen jüngst überschwemmt haben, würden von Sturm Vieles haben lernen können. Darauf ist zu sehen, *ut copiam sibi pueri atque facultatem comparent vocabulorum rerum earum omnium, quae in quotidiano versantur usu.* Daher die *diaria* und *ephemerides* in den Händen der Schüler zur Anlegung von Wörtersammlungen, daher die Methode des gegenseitigen Austausches der gelernten Vokabeln, eines förmlichen Tauschhandels, daher die Vorreden zu *Doleti phrases*, zu *Golii onomasticon* und dem *lexicon trilingue*, zu *Schori phrases*, zu *Bentzii compendium thesauri latinitatis purae*, vor allem sein Rath an den letzten Humanisten, *Nicodemus Frischlinus*, seinem ausgezeichneten *nomenclator* oder, wie unser Freund Fleckeisen sagen würde „*nomenculator*" (Heiterkeit) eine weitere Ausbildung durch Sammlung der Verba und durch Gespräche zu geben. Wer in Bezug auf die Schreibübungen (Composition sagt man hier zu Lande) sich Raths erholen will, der lese den *liber academicus de exercitationibus rhetoricis* (1575), ein köstliches Schriftchen, das in der Regel unter den paedagogischen Schriften nicht beachtet zu werden pflegt, so verständig und beachtenswerth auch noch heute die Bemerkungen über Retroversionen, Imitationen und Aufgaben zu freien Aufsätzen sind. Also *copia vocabulorum* und *stilus* und lateinisch Sprechen; lateinisch Sprechen auch in der Schule immerfort, sonst giebts *verbera*, (grosse Heiterkeit) die von dem Manne des Wortes in voller Strenge ausgeführt sind. Darum wird *Plautus* und *Terentius* von Schülern aufgeführt, und als es ängstliche Leute gab, welche *propter molles meretricum gesticulationes, parasitorum et lenonum sales spurcos* Anstoss an diesen Aufführungen nahmen, da hat er sich mehr zu *actiones*, zu Reden und Disputationsübungen verstanden. Das Vierte ist endlich die Lectüre, bei der Cicero natürlich der Mittelpunkt ist, ferner Caesar, Sallust, Vergil und Horaz; Nepos fehlt — das ist richtig — auch Tacitus — dieser ist dem Lehrer der Geschichte an der Akademie vorbehalten — und im Griechischen Homer, Demosthenes, Aeschylus, Sophokles und Plato und für die Elemente die *educatio puerilis linguae graecae* mit einigen Aesopischen Fabeln, die sich fast zwei Jahrhunderte hindurch wenigstens in Sachsen als Schulbuch erhalten hat.

Jetzt komme ich auf den Punkt, um den es sich wesentlich handelt: diese Bevorzugung des Latein, um derenwillen der wackere Sturm so vielfach hart getadelt ist, hat ihren guten Grund. Zuerst lag es in seiner persönlichen Neigung; dem Manne, der selbst *Ciceroni addictissimus* ist, durfte wohl *latinissime loqui* und *ornatissime scribere* als Hauptsache erscheinen. Aber es lag auch ferner in den Bedürfnissen jener Zeit. Möchten doch die Männer, welche den Stein auf ihn werfen, bedenken, dass damals für den diplomatischen Verkehr, für die Kanzleien der Fürsten, für die Gerichtshöfe die lateinische Sprache die einzig übliche war, und dass Männer, die dieser Sprache mächtig waren, vorzugsweise zu diesen Geschäften verwendet wurden. Sturm's eignes Leben dient uns als Beispiel: er ist zu vielfachen diplomatischen Geschäften berufen worden, hat mit der Königin von England, dem Könige von Frankreich, dem Könige von Dänemark und dem deutschen Kaiser in Verkehr gestanden, so dass die Leute manchmal sagten: „der Magister schwänzt wegen solcher diplomatischen Geschäfte die Schule viel zu viel.“ (Lachen) Es kommt noch ein Drittes hinzu, was ihn rechtfertigt, die zahlreichen Verirrungen, die sich auf dem Gebiete der Latinität damals geltend machten, und gegen die er nicht eben sehr freundlich sich erhebt. Sturm will nicht die einseitigen Ciceronianer, aber auch nicht die Erasmianer; jene sind *inflati et tumidi*, diese *impuri et inconcinni;* er hat ferner zu kämpfen gegen die Philippisten, gegen die zahlreichen Männer, die das nicht eben elegante Latein Melanchthon's sich zum Muster nahmen, und gegen die Adagiasten, die mit glänzenden Redensarten und glänzenden Sprichwörtern und Sentenzen ihr Latein ausputzten. Sturm ist es nimmermehr eingefallen, eine *civitas* oder *colonia latina* gründen zu wollen, die gerade in seiner Zeit von Vielen als nothwendig betrachtet wurde und die selbst noch einem Morhof als glänzendes Ideal erscheinen konnte. Dazu kommen endlich die Traditionen seiner Zeit: die Latinisirung der Jugend war ihm überliefert vom Mittelalter und das ganze 16. und 17. Jahrhundert hat sich von dieser Latinisirung noch nicht losmachen können.

Darum finde ich es ungerechtfertigt, wenn Raumer den Mann mitten aus seiner Zeit herausreisst und an die Beurtheilung seiner Lehrpläne den Masstab eines Gymnasiums aus der Mitte des 19. Jahrhunderts legt, und wenn er denselben an sich und für alle Zeiten in vieler Hinsicht tadelnswerth findet. „Deutsch ist ja ganz vernachlässigt,“ klagt er wirklich; „er hat es mit Gewalt aus der Schule verdrängt;“ — Kein Mann hat mit grösserer Verehrung von Luther's Verdiensten um die deutsche Sprache geredet als gerade Sturm; er hat gesagt: *Si haec religionis restitutio non esset, si nullae conciones eius extitissent, si nihil scripsisset alind quam ea quae in vetere et novo Testamento translata divulgarit, tamen summa eius et perpetua in hoc labore deberet extare gloria. Si enim huius Germanicae translationi caeterae Graecorum, Latinorum aliorumque comparentur, cedere cogentur perspicuitate, puritate, proprietate, similitudine Hebraicae originis. Credo ut Apellem nemo legitur pictorum superasse, ita ne scriptorum quidem quisquam Lutheri conversionem poterit vincere.* Sind auch noch viele Jahrzehnte vergangen, ehe Luther's Bibel in die Schule gekommen ist: den deutschen Katechismus Luther's haben Sturm's Nonaner, resp. Decimaner doch gehabt und ein anderes Lesebuch hatte damals keine deutsche Schule. Uebrigens wissen wir, dass Sturm auch zu Oelinger's „Underricht der hochteutschen Sprache“ eine sehr empfehlende Vorrede geschrieben hat (1573). Wer die sieben freien Künste kennt, weiss weiter, dass die *Arithmetica* erst in das Quadrivium gehört; er wird Sturm ebenso wenig als Melanchthon einen Vorwurf machen, dass sie in dem elementaren Unterrichte das Rechnen nicht haben. Das gilt

gleichermassen von der Geometrie. Wie es aber manchmal geht, wenn man etwas mit dem Latein brouillirt ist, so ist daraus ein ärgerliches Missverständniss in Betreff der Astronomie entstanden und Sturm der Vorwurf gemacht, er habe die Astrologie unter die Lehrgegenstände aufgenommen. Natürlich der gute Ciceronianer braucht „*astrologia*“ für das erst später aufgekommene *astronomia*. Ebenso ungerechtfertigt ist der Vorwurf, dass Sturm's Methode zu einer rechten Kenntniss der Griechen und Römer nicht geführt, höchstens Fertigkeit im Sprechen und Schreiben des Latein gewährt habe. Das Letztere wäre immer etwas Schätzbares, ja für jene Zeiten Unentbehrliches gewesen. Wenn aber gesagt wird, dies Streben sei vom schädlichsten Einflusse auf seine Weise die Klassiker zu lesen und zu behandeln gewesen, so kann solche Behauptung sich nur durch die völlige Unkenntniss seiner Methode entschuldigen lassen. Wer seinen Hermogenes studirt, seine Analysen des Demosthenes und der Ciceronischen Schriften, namentlich der Reden, nur einmal gesehen hat, der weiss, dass es Sturm auf mehr ankam als auf Phrasensammeln, dass Eindringen in die Gedanken und deren Entwickelung, Klarheit der Auffassung, Verständniss der Form und ihrer Kunst ihm mehr am Herzen liegt als gar manchem Schulmeister unserer Tage, der sich von der beliebten Methode den Schriftsteller nur als Anhalt zu allerlei nöthigen und unnöthigen *observatiunculis* zu gebrauchen noch nicht hat befreien können. Ich glaube, auch wir haben das dringende Bedürfniss auf jene technische Seite der alten Litteratur etwas mehr unsre Aufmerksamkeit zu richten, als es leider geschieht. Der Anfang dazu ist gemacht, und wir finden auch in diesem Kreise mehrere Männer, die in dieser Beziehung für die Schule zu sorgen eifrigst beflissen sind. Sind wir erst aufmerksamer auf diese Technik der Alten (sowol in prosaischer Rede als in Poesie) — dann werden mancherlei Verirrungen subjectiver Kritik, dann werden eine Menge von Verdächtigungen, mit denen man die alten Schriftsteller beglückt, verschwinden und eine wahrhaft methodische, auf die Grundsätze der Alten selbst zurückgeführte Behandlung Platz greifen — und darum lassen Sie uns Sturm's Ehre wahren und das Gute, was der alte Meister gehabt hat, auch für unsere Zeit dankbar benutzen. (Lange anhaltender Beifall.)

Präsident:

Ich gebe nun den Herren Sectionsreferenten das Wort; ich folge dabei der Anciennetät und fordere demnächst den Referenten der pädagogischen Section auf, seinen Bericht zu erstatten.

Herr Professor von Langsdorff:

Verehrte Versammlung! Man hat mich beauftragt, über die Thätigkeit der pädagogischen Section einen kurzen Bericht zu erstatten. Es hat sich die pädagogische Section am Mittwoch constituirt und hat darauf drei Sitzungen gehalten, welche der Verhandlung von vorgeschlagenen Gegenständen gewidmet waren. Die pädagogische Section hat sich einer lebhaften Theilnahme zu erfreuen gehabt. Ich kann Ihnen nicht die Zahl mittheilen, nicht angeben, wie viel Mitglieder an derselben theilgenommen haben, da es wegen der Grösse der Anzahl nicht möglich war, die Listen vollständig zu führen; ich schätze aber, dass gegen 200 während der drei Tage ihr mögen ihre Theilnahme geschenkt haben. Die Zeit nun freilich war dieser Section sehr kurz zugemessen; verschiedene andere Beschäftigungen wurden in diesen Tagen den Mitgliedern der 24. Versammlung geboten; deswegen wurde jeden Tag die Zeit etwas verkürzt und deshalb auch die Thätigkeit dieser Section etwas eingeschränkt. Wenn ich nun

diese eingeschränkte Zeit vergleiche mit den Leistungen, so darf diese Section mit ihren Leistungen zufrieden sein. Es ist meiner Ansicht nach in Bezug auf das Positive sowol als in Bezug auf das Ideale ein nicht unbedeutendes Resultat erzielt worden. Was das Positive betrifft, so ist der Gegenstand der ersten Sitzung am 28. die Berathung über die Aufnahme der Uebungen der griechisch-makedonischen Elementartaktik in den Turnunterricht der Gymnasialanstalten gewesen. Der Bericht wurde erstattet von Professor von Langsdorff; man hat sich dahin schlüssig gemacht, dass ein Versuch zu machen sei und dass in der nächsten 25. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner über die Erfolge Bericht zu erstatten sei; es hat die Versammlung der Sache ihre wohlwollende Theilnahme gezeigt. In der zweiten Versammlung am 29. war der erste Gegenstand der Berathung folgende These: „Es ist der Unterricht in der alten Geschichte zu betrachten als ein wesentlicher Bestandtheil des Geschichtsunterrichts in der Prima resp. in der höchsten Klasse der Gymnasien oder Lyceen.“ Der Bericht wurde erstattet von Herrn Director Peter aus Pforta. Man konnte in Bezug auf diesen Gegenstand sich nicht zu einem bestimmten Resultate vereinigen. Es lag dies meiner Ansicht nach weniger darin, dass die Ansichten der Mitglieder der pädagogischen Section am Ende principiell so weit auseinander gegangen waren, dass eine Einigung unmöglich geworden ist, als darin, dass in lebhaftester Debatte die Verhandlungen abgebrochen werden mussten, weil bereits eine weitere Verhandlung in Verbindung mit der archäologischen Section angesagt war, und dies Weitere betraf die Thesen des Herrn Professor Piper aus Berlin, betreffend die Einführung der monumentalen, besonders der christlich-monumentalen Studien in den Gymnasialunterricht. Es wurde an diesem Tage über diese These eine Debatte eröffnet; sie konnte aber nicht zu Ende geführt werden, weil eben wieder zur bestimmten Zeit weitere Geschäfte sich drängten; es wurde, ehe sie beendigt war, die allgemeine Sitzung eröffnet. Es wurde aber wegen des interessanten Gegenstandes eine Fortsetzung der Debatte auf den folgenden, auf den heutigen Tag beschlossen. Diese ist denn auch heute erfolgt; man wollte freilich auf den ganzen Inhalt sich nicht einlassen, sondern man musste bloss die allgemeine Frage zu einem Beschluss bringen: „Ob die Section es für wünschenswerth halte, dass in den verschiedenen Gegenständen des Schulunterrichts diese monumentalen Studien, wobei die christlich monumentale Seite betont wurde, eine gehörige Berücksichtigung fänden?“ Dies wurde von der Section bejaht. Es sollte dann weiter zur Verhandlung kommen eine These des Herrn Rector Eckstein: „Ueber die Sommerferien der Gymnasiasten.“ Es wurde dieselbe aber einmal wegen der vorgerückten Zeit, zweitens, weil es für die Sache gut schien, dass sie während der Anwesenheit einer grösseren Anzahl von norddeutschen Schulmännern zu beleuchten sei, da diese ein specielleres Interesse an derselben hätten, auf die nächste Versammlung verschoben. Es blieb weiter übrig eine These des Herrn Oberlehrer Dr. Voigt aus Düren, betreffend das Latein an den Realschulen; es wurde diese These auf eine spätere Zeit verschoben, weil wenige Realschullehrer an der Section theilnahmen. Dies ist der kurze Bericht über das Positive, was verhandelt wurde während dieser Sectionssitzungen. Ich glaube, dass auch ein bedeutender idealer Erfolg erzielt wurde: es ist dies meiner Ansicht nach der, dass jedes Mitglied fühlte, dass wackere Männer neben ihm stehen, im Vereine mit ihm nach einem hohen edeln Ziele streben, nämlich die Bildung unsrer Jugend zu fördern mit den besten Hilfsmitteln aller Zeiten, mit den schönsten Früchten des Geistes, die alle Zeiten geliefert haben bis auf den heutigen Tag — und diesen letzteren Erfolg halte ich für den bedeutendsten.

Präsident:

Der Referent der orientalistischen Section, Herr Dr. Mühlau aus Leipzig, hat das Wort.

Dr. Mühlau:

Hochverehrte Versammlung! Es ist gerade zwanzig Jahre her, dass sich die deutsche morgenländische Gesellschaft als orientalistische Section an die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner angeschlossen, und seit jener Zeit sind von Jahr zu Jahr unsre Sectionen immer zahlreicher besucht worden, obgleich gerade in diesem Jahre die Präsenzliste nur die Zahl 31 auswies. Es liegt in dem Charakter unsrer Section, als hauptsächlich bestehend aus Mitgliedern der deutschen morgenländischen Gesellschaft, begründet, dass überwiegend mehr geschäftliche Verhandlungen geführt werden müssen, als in den andern Sectionen, und bin ich nicht Willens, Sie mit diesen zu behelligen; nur das will ich hervorheben, was darunter etwa von weiterem Interesse sein dürfte. Aus dem Geschäftsbericht und dem Bibliotheksbericht der Gesellschaft hebe ich nur die kurze Notiz hervor, dass die Mitgliederzahl — die Mitglieder sind gerechnet von Gründung der Gesellschaft an — 660, in unsrer Bibliothek die Katalognummer 2766 für Bücher und Werke, für Münzen und Handschriften die Katalognummer 312 erreicht ist. Wichtigeres kann ich Ihnen mittheilen aus dem Sectionsberichte unsres Redacteurs Herrn Prof. Brockhaus aus Leipzig, der die Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft zu redigiren hat. Es ist der neunzehnte Band derselben erschienen. Aus seinem reichen Inhalte hebe ich hervor die grössere Abhandlung von Mordtmann in Constantinopel über Münzen mit Pehlewi-Legenden; zweitens eine Abhandlung von Osiander über himjarische Inschriften; leider war es dem Vf. nicht vergönnt, diese Arbeit selbst zum Abschluss zu bringen, Dr. Levy in Breslau hat mit grosser Pietät und Geschick die Inschriften und deren Erklärung bis jetzt zur Hälfte in unsrer Zeitschrift veröffentlicht. Neben dieser Zeitschrift giebt die deutsche morgenländische Gesellschaft eine Reihe von Abhandlungen heraus, die in zwanglosen Heften erscheinen. Aus diesen hebe ich die im letzten Jahre gedruckte Schrift von Prof. Stenzler heraus: „Indische Hausregeln“, im Sanskrit-Text mit deutscher Uebersetzung, die besonders für die comparative Sittengeschichte von grosser Wichtigkeit ist. Endlich fördert die Gesellschaft die Herausgabe einer Anzahl Werke, indem sie entweder den Druck derselben unterstützt oder sie ganz auf eigene Kosten drucken lässt. Gerade jetzt werden auf Kosten der Gesellschaft drei grosse Werke gedruckt: Erstens die bereits vor längerer Zeit begonnene äthiopische Bibelausgabe, die Professor Dillmann besorgt; es sind schon mehrere Lieferungen davon erschienen und Aussicht vorhanden, dass in kurzer Zeit ein neues Heft erscheinen wird. Zweitens ein grosses arabisches Sammelwerk, der Kamil, von Prof. Wright herausgegeben; es ist dies ein Sammelwerk, enthaltend reiche Notizen, die zur arabischen Sprachgeschichte, Grammatik, Lexikographie, Literatur u. s. w. wesentliches Material liefern. Endlich ein grosses arabisches geographisches Wörterbuch, Muǵam al-buldân, das Prof. Wüstenfeld herausgiebt.

Daran reihe ich eine Mittheilung über unsre wissenschaftlichen Jahresberichte, die schon seit längerer Zeit Prof. Gosche in Halle redigirt und die eine Uebersicht geben sollen über das, was in einem Jahre auf dem Gebiete der orientalischen Philologie geleistet worden ist; sie erscheinen ziemlich regelmässig in unsrer Zeitschrift, der letzte lag der Section handschriftlich vor und wurde von Prof. Fleischer im Auszuge mitgetheilt.

Es bleibt mir nun noch übrig, eine kurze Notiz zu geben über die sieben Vorträge, die in unsrer Section während der vier Sitzungen gehalten worden sind. Unser Präsi-

dent eröffnete die erste Sitzung mit einer Rede, worin er über Stand und nächste Aufgaben der orientalistischen Philologie sprach, sich meist auf das linguistische Gebiet beschränkend; auf Grund von indischen, keltischen, turanischen Sprachresten im Semitismus will er eine früheste nichtsemitische Urbevölkerung Vorderasiens, also Palästinas, Syriens, der Euphrat- und Tigrisgegend annehmen. In der zweiten Sitzung wurden drei Vorträge gehalten. Zuerst referirte der Herr Präsident Kirchenrath Hitzig über eine eingegangene Abhandlung von Dr. Blau über die *Benu Hadur* und den jüdischen Propheten Barachja der arabischen Legende; der zweite Vortrag, von Dr. Trumpp, handelte über die indischen Kâfirs und ihren eigenthümlichen, im achten und neunten Jahrhundert gesprochenen Prakrit-Dialekt; der dritte Vortrag wurde von unserm Vicepräsidenten, Herrn Prof. Roth, über gelehrte Tradition im Alterthum gehalten, und wies derselbe nach, wie solche nicht im eigentlichen Sinne den Werth einer Tradition beanspruchen könne, sondern nur als Hilfsmittel, nicht als Autorität, neben andern Hilfsmitteln zu gebrauchen sei. Die dritte Sitzung brachte uns zwei Vorträge: Herr Dr. Euting, der längere Zeit in Paris und London gelebt hat und dort reiche Sammlungen gemacht, legte eine Reihe schöner handschriftlicher Copien mandäischer Texte vor und knüpfte daran einen Vortrag über die Mandäer selbst und ihre Literatur. Die von Dr. Euting abgeschriebenen Texte sollen baldmöglichst zum Druck kommen und es steht in Aussicht, dass die Gesellschaft den Druck unterstützen wird. Den sechsten Vortrag hielt Herr Dr. Ley über Allitteration im Hebräischen; er konnte wegen der Kürze der Zeit nicht ganz vollendet werden. Heute hörten wir noch einen Vortrag unseres Präsidenten über Henoch und Annakos. Zum Schluss gab der Herr Vicepräsident Prof. Roth ein Referat über einen Brief von Professor Oppert in Paris, in welchem Briefe eine Reihe neuer Untersuchungen über die Keilinschriften mitgetheilt waren.

Präsident:

Ich bitte den Referenten der germanistischen Section, das Wort zu ergreifen.

Professor Creizenach aus Frankfurt:

Meine Herren! Für die Arbeiten unsrer verhältnissmässig jungen germanistischen Section darf vielleicht als bezeichnend hervorgehoben werden, dass sie die Tendenz eines Zusammenwirkens der Kräfte haben, die sich schon in der Wahl der Gegenstände, die besprochen werden, zeigt.

Unsre diesjährige Versammlung eröffnete Herr Prof. Wattenbach im Auftrage des durch Krankheit verhinderten Herrn Hofrath Holtzmann. Nachdem derselbe die Versammlung begrüsst hatte, hielt zuerst Herr Dr. Mannhardt aus Berlin einen Vortrag über Anlegung eines Quellenschatzes zur Kenntniss der deutschen Volksüberlieferung. Er machte darauf aufmerksam, dass die verschiedenen Gebräuche, die an deutsches Alterthum anknüpfen, nur durch allseitig fortgesetzte Beobachtungen in Eins gebracht werden könnten; im Anschluss an die Bemühungen unsres Altmeisters Grimm will er nun beginnen mit Sammlungen agrarischer Gebräuche, zuerst derjenigen, welche sich auf die Ernte beziehen; er fordert alle Schulanstalten und alle deutschen Geschichtsvereine auf, in den Gauen und Landschaften, denen sie angehören, zu sammeln und ihn mit Beiträgen zu unterstützen; er will dann den Stoff in geographischer und ethnographischer Ordnung herausgeben und daran Untersuchungen über die Natur der Ueberlieferung selbst anschliessen. Es hat die Versammlung allen Mitgliedern die regste Förderung empfohlen.

Hierauf erstattete Herr Bartsch aus Rostock Bericht über das einer Commission im letzten Jahre übergebene Mandat, nämlich über Vorbereitung der Herausgabe eines niederdeutschen

Wörterbuches. Das Ergebniss war, dass allerdings sehr werthvoller Stoff zusammengebracht sei, dass es aber an einem Bearbeiter fehle; dass, wenn ein solcher gefunden sei, durch Zusammenwirken der Regierungen und einzelner Gelehrten, wie z. B. Professor Scheller, ein schönes Resultat zu erzielen sein möchte. Es schloss sich hieran der Antrag des Professor Pfeiffer, dass diese Arbeit abermals vorzunehmen und im nächsten Jahre darüber zu berichten sei, inwiefern es gelingen könnte, einen zusammenfassenden Bearbeiter zu finden und die Regierungen der Staaten, wo Niederdeutsch die Landessprache sei, dafür zu interessiren, insbesondere die Hansestädte und die Bürgerschaften der grösseren Städte überhaupt.

Herr Professor Dietrich aus Marburg berichtete über neue Runenfunde, sowol über diejenigen, die man in Northumberland gemacht, als über den banatischen Fund und die bekannte burgundische Inschrift. Letztere wies er vor, erläuterte sie und stellte so viel fest, dass das Vorhandensein deutscher Runen wissenschaftlich als ermittelt zu betrachten sei; er bedauerte, dass die deutschen Regierungen noch in keiner Weise im Interesse der deutschen Inschriften sich fördernd erwiesen haben, was doch in andern Ländern in ausgedehntem Masse geschehen sei, und knüpfte die Hoffnung daran, es möchte eine solche Betheiligung für die Zukunft auszuwirken sein. Herr Professor Lindenschmitt legte eine *fibula* mit Runenschrift nach dem Alemannischen im Original vor, welche bei Noldendorf gefunden war und dem sechsten oder siebenten Jahrhundert angehört; von diesem Stücke wurden auch Abbildungen vertheilt.

Es hielt in der nächsten Sitzung Herr Professor Bartsch einen Vortrag über den saturnischen Vers im Vergleich mit altdeutschen Versmassen. Bei diesem Vortrage fanden sich zu unsrer grossen Freude ziemlich viele Mitglieder der Section ein, die sich mit dem classischen Alterthum vorzugsweise beschäftigt; denn wir sämmtliche Mitglieder der germanistischen Section halten fest an der gediegenen Grundlage in den Studien des classischen Alterthums und suchen einzig an diesen den festen Anhaltspunkt in der Methode und dem Formalen. Der Vortragende eröffnete übrigens einen Blick in die älteste Zeit der arischen Sprache und Geschichte und die epischen Versmasse aller diesem Volksstamme angehörigen Völker. Die Herren Dr. Düntzer und Büchler betheiligten sich in erfreulich fördernder Weise an dieser Verhandlung.

Herr Dr. Lübben aus Oldenburg hielt einen Vortrag über territoriale Benennungen, der zu fruchtreichen Discussionen Anlass gab. Herr Professor Pfeiffer aus Wien schloss daran die Ermunterung und den Vorschlag, man möge die territorialen Benennungen untersuchen; namentlich möge erst auf die früheren Sprachformen dabei zurückgegangen werden, da die neuern leicht irre leiteten; er wies darauf hin, wie aus den alten Urbarien Aufschlüsse gewonnen werden könnten auch über die Namen der Strassen und Städte. Professor Adelbert v. Keller bestätigte dies und wies auf die Anfänge hin, die mit Studien ähnlicher Art in Würtemberg gemacht sind. Es wurde auch angeregt, wie sehr die überall in Deutschland wirkenden Alterthumsvereine hier helfend eintreten könnten. Herr Professor Bergmann, Decan der Faculté des lettres in Strassburg, sprach über den alten Namen der Germanen; es freute uns ganz besonders, aus dem überrheinischen Lande ein so lebhaftes Zeichen der Theilnahme zu erhalten.

Das in diesem Jahre eingetretene Jubelfest Dante's, des grössten Dichters der romanischen Nationen, hat die Bemühungen vieler deutschen Forscher, wenn auch nicht angeregt, so doch beeinflusst, so dass man die Ergebnisse mehr als bisher zusammenfasste. Bereits am 14. September fand in Dresden eine Versammlung deutscher Dante-Forscher

statt und zwei unserer Mitglieder, Professor Lemke aus Marburg und Professor Mussafia aus Wien, haben derselben beigewohnt. Der Bericht musste leider aus Mangel an Zeit zurückgestellt werden. In Bezug auf diese Studien hat Herr Dr. Max Rieger den Character der Dante'schen Minnedichtung beleuchtet, ihn namentlich vergleichend mit Guido Guinicelli und mit seinem kraftvollen Zeitgenossen Cavalcanti, ferner Andeutungen gebend über die Ursprünge der conventionellen Liebespoesie. Ihr Berichterstatter hat in einem andern Vortrage sich die Aufgabe gestellt, die Spuren von Dante's Dichten und Denken in unserer Literatur nachzuweisen, die sich aus den älteren Jahrhunderten bis in's siebzehnte in Deutschland finden, und hiermit eine Ergänzung zu geben zu den verdienstvollen Arbeiten Theodor Paur's und des Mitgliedes unserer Versammlung Reinhold Köhler. Hieran schloss sich die Mittheilung der Uebersetzung des fünften Canto des Inferno von Halm, Freiherrn von Münch-Bellinghausen, der sich zuerst die Aufgabe gestellt hat, durchgängig auch den weiblichen Reimen getreu zu bleiben.

Unser Schriftführer, Herr Dr. Barack, der mit Herrn Dr. Weismann aus Frankfurt dieses Amt theilte, machte Mittheilungen über eine alte Nibelungenhandschrift und fesselte das Interesse der Section besonders durch Vorlesung eines Briefes des Altvaters der deutschen Wissenschaft, Freiherrn von Lassberg. In diesem Briefe befand sich ein Stück der Geschichte des in lebhaften Farben dargestellten Ankaufs seiner Nibelungenhandschrift; er versetzte uns in jene Zeit der Anfänge, als die Wissenschaft noch in frischer unbefangener Jugendlichkeit getrieben wurde.

Mancherlei Schriften wurden uns von Mitgliedern übergeben, wobei ich besonders der Freundlichkeit des Herrn Professor Wattenbach zu gedenken habe. Zuletzt beschäftigte sich die Versammlung damit, hinüberzuleiten zu den Arbeiten, die in Halle beginnen sollen, wo wir unser Werk mit demselben Ernst und mit derselben Liebe, hoffentlich aber mit einem erweiterten Umfange von Kräften fortzusetzen gedenken.

Präsident:

Ich rufe den Referenten der archäologischen Section zur Berichterstattung auf.

Professor Stark:

Die archäologische Section hat in drei Sitzungen ihre Thätigkeit in diesen Tagen durchgeführt mit, ich darf wohl sagen, sehr bedeutender und zahlreicher Betheiligung, für die der Raum unseres Sitzungssaales kaum ausreichte. Die Thätigkeit unserer Section darf ich vielleicht nach zwei Richtungen bezeichnen: nach der einen Seite hin sind zwei Vorträge gehalten ausgeführterer Art, nach der andern Seite eine Reihe interessanter Mittheilungen neuer noch nicht bekannter Dinge gemacht worden, an die sich eine ausserordentlich fruchtbare und lebendige Discussion anknüpfte.

Herr Prof. Fickler aus Mannheim hielt seinen versprochenen Vortrag über die römischen Denkmäler in der Nähe von Heidelberg, indem er uns in einem äusserst sorgfältigen Vortrage die ganze Reihe der römischen Beziehungen dieser Gegend nachwies und, anknüpfend an die von ihm vertheilten Blätter, einzelne Inschriften besprach, vor allem eine, in welcher ein Mann, der als Beamter der Stadt Speier erscheint, zugleich als Beamter einer andern, nur mit drei Buchstaben bezeichneten Stadt fungirt, welcher Name als muthmasslicher Name von Heidelberg bezeichnet wurde. Der Berichterstatter sprach einige einleitende Worte über die Anfänge der archäologischen Studien in Heidelberg, speciell an dem kurfürstlichen Hofe des Karl Ludwig, und erneuerte das Andenken an einen geborenen Heidelberger, welcher hier für die ausgezeichnete kurfürstliche Sammlung wirkte, die nachher nach Berlin gewandert ist, Laurentius Beger. Er erörterte sodann die Bedeutung des Stieres als Symbol des Mondes und der von ihm ausgehenden Kraft und suchte auf der andern Seite die Bedeutung

der Schlange festzustellen, welcher Gegenstand ebenfalls zu lebendigen Discussionen führte und als solcher nicht abgeschlossen werden konnte. Was die Mittheilungen über die in Gypsabgüssen, Photographieen und Zeichnungen vorgelegten Denkmäler betrifft, erlauben Sie mir einen geographischen Weg einzuschlagen. Herr Professor Conze aus Halle legte uns interessante Denkmäler von Bildern aus Athen vor, unter andern ein schönes Relief seltenen Stoffes, ein Blei, welches möglicherweise eine Medea mit einem Kinde darzustellen schien. Aus Rom wurden uns zwei Bilderwerke, die Urlichs mitgebracht hatte, die er aber selber vorzulegen leider verhindert war, von Herrn Prof. Conze mitgetheilt, das eine eine höchst interessante Wiederholung eines Theiles der berühmten Gruppe des Pasquino, der die Leiche des Achilles in den Händen hält, und auf der andern Seite ein merkwürdiger Kopf, der an den sterbenden Alexander erinnert und der durch den trefflichen Scharfblick des Herrn von der Launitz als zu einem Sarkophage zugehörig erkannt wurde. Durch Herrn Professor Bursian wurden uns sehr anziehende Mittheilungen aus der Westschweiz gegeben über ein werthvolles Onyxgefäss, welches Märtyrerblut enthaltend in St. Maurice als ein Hauptschatz aufbewahrt wird und auf dem die Darstellung des Opfers einer Jungfrau, vielleicht der Polyxena, gegeben ist. Eben so reichhaltig waren seine Mittheilungen über die Denkmäler von Avenches, dem alten Aventicum, eben so ein Relief mit der Wölfin und Anderem. Wir kommen an den Rhein. Aus unserer unmittelbaren Nähe konnte durch Professor Freudenberg eine vor drei Tagen in der Stadt Mainz gefundene Inschrift in Papierabklatsch vorgelegt und auch entziffert werden. Durch die Güte des Herrn Professor Lindenschmit ist vom Niederrhein eine Photographie eines antiken Glasgefässes, im Besitz des Herrn Disch in Köln befindlich, vorgelegt, welches in grotesker Weise einen eine Syrinx haltenden Affen darstellt. Dies zunächst das Referat über die Arbeiten der archäologischen Section.

Es bleibt mir nun noch übrig, einen Auftrag der Section zu erfüllen und das Gutachten mitzutheilen, welches die Section über die zu Athen angeregte Idee einer grossen Lotterie zum Zwecke zusammenhängender Ausgrabungen aussprechen sollte. Die drei verehrten Herren Bursian, Curtius und Conze haben ein Gutachten abgegeben, welches von der Section sofort zu dem ihrigen gemacht wurde und welches ich mir erlaube Ihnen vorzulegen:

Antrag der archäologischen Section.

In Betreff der von der Gesellschaft der Archäophilen zu Athen angeregten Lotterie zum Besten von Ausgrabungen in Griechenland giebt die archäologische Section ihr Gutachten über dieses in seinen Zwecken höchlichst anzuerkennende Unternehmen dahin ab,

> dass der gewünschte Weg einer Lotteriecollecte, wenn auch zu zufälligem kleinen Erfolge, doch nicht zu sicherem und bedeutendem Gewinne zu führen geeignet ist. Ohne deshalb irgendwie von der Betheiligung Einzelner abzurathen, ist die Section doch der Meinung, dass vielmehr durch verhältnissmässig sehr unbedeutende Geldbewilligungen seitens der europäischen Regierungen die Gesellschaft der Archaeophilen zu wahrhaft bedeutenden Unternehmungen, z. B. einer Freilegung des ganzen Tempelplatzes zu Delphi oder zu Ausgrabungen in Olympia in den Stand gesetzt sein würde. Die Verwendung solcher Gelder würde dann einer Controle der betreffenden Gesandtschaften in Athen unterworfen sein müssen. Die archäologische Section stellt demnach den Antrag an die Philologen-versammlung,

dieselbe wolle

1) der Gesellschaft der Archäophilen zu Athen unter Mittheilung dieses Gutachtens empfehlen, ihrerseits Anträge in dieser Sache an die europäischen Regierungen zu stellen;
2) den Wunsch aussprechen, es mögen zunächst die deutschen Regierungen in dieser Weise dem Unternehmen ihre Unterstützung zuwenden und somit eine gemeinsame Angelegenheit der ganzen gebildeten Welt wirksam fördern;
3) wolle die Versammlung ihre einzelnen durch Stellung und Einfluss dazu vorzugsweise berufenen Mitglieder dringend auffordern, in denjenigen Staaten, denen sie angehören, solche Unterstützung zu erwirken.

Ich trage darauf an, dass die Versammlung sich erkläre, ob sie im allgemeinen sich diesem anschliesst, und ich glaube, dass es um so mehr angemessen sein wird, sich darüber auszusprechen, weil Herr Dr. Sgouta von Paris ein Schreiben an mich gerichtet hat, worin er bittet, eine solche Aeusserung zu erzielen, und sogar bereit ist, noch herzukommen, um persönlich für den Antrag einzutreten.

Präsident:

Dem gehörten Antrage gemäss ersuche ich diejenigen Mitglieder der gehrten Versammlung, welche dem auf ihren Antrag vorgelegten Gutachten der archäologischen Section zustimmen, ihre Hände zu erheben. (Einstimmig angenommen.)

Stark:

Ich bitte diejenigen Herrn, welche sich bereit erklärt, Lotterieloose zu übernehmen, unmittelbar nach dem Schlusse der Versammlung solche bei mir in Empfang zu nehmen.

Präsident:

Ich ersuche den Referenten der jüngsten, der kritisch-exegetischen Section, das Wort zu ergreifen. (Pause. Es erhebt sich Niemand.)

Da derselbe nicht anwesend ist, will ich das auf dem Bureautische niedergelegte Protokoll durch den Secretär verlesen lassen. (Geschieht.)

Präsident Köchly:

Hochverehrte Versammlung! Unsere Uhr ist abgelaufen, unsere Arbeiten und Geschäfte sind vollendet. So bleibt mir denn, als dem ersten Präsidenten, nur noch die schmerzliche Pflicht, Sie mit einem kurzen Abschiedsworte zu entlassen, es wäre denn, dass noch in irgend einer Angelegenheit eines der Mitglieder das Wort begehren sollte.

(Pause. Es begehrt Niemand das Wort.)

Da dies nicht der Fall ist, so gestatten Sie mir zunächst einfach das statistische Resultat dieser Versammlung in Bezug auf die Zahl der Mitglieder zu constatiren. Das gedruckte Verzeichniss weist deren 476 nach; es ist heute, wie ich weiss, noch ein verehrtes Mitglied eingetroffen, so dass die Gesammtzahl der eingeschriebenen Theilnehmer an der 24. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner die Zahl 477 beträgt, die höchste, welche bis jetzt erreicht worden ist.

Gestatten Sie mir ferner, am Schlusse unserer Thätigkeit, was vielleicht von der oder jener Seite am Anfang erwartet worden, über die Grundsätze, welche das in sich und mit seinen wackeren Hilfsarbeitern innig geeinigte Präsidium befolgt hat, über die Grundsätze in Bezug auf die Leitung der Versammlung sowie in Bezug auf die Feststellung des Programms noch einige erläuternde, wenn Sie wollen, rechtfertigende Worte auszusprechen.

Wir wissen recht wohl, dass unsere Geschäftsführung hier und da Anstoss erregt hat und angegriffen worden ist. Private Stimmen sind z. B. gegen mich laut geworden, „ich habe wohl vergessen, das Mitgliederverzeichniss verlesen zu lassen", und die Einreden, welche gegen die Bildung der nicht im voraus genehmigten kritisch-exegetischen Section gemacht worden sind, haben Sie so eben selbst gehört.

Hochverehrte Versammlung! Wer die Ehre eines solchen Amtes hat, muss auch die Verantwortung für dessen Führung auf sich nehmen und zugleich darauf gefasst sein, selbst da Tadel zu finden, wo er gerade nach reiflicher Ueberlegung und mit gutem Bedachte gehandelt zu haben sich bewusst ist. „Allen gefallen ist schwer", sprach schon der attische Gesetzgeber; aber Allen gefallen wollen — es ist das Thörichtste, was man sich denken kann, es ist das sicherste Mittel, es Niemandem Recht zu machen!

Das Präsidium hat in Bezug auf seine Leitung der Versammlung als Grundsatz anerkannt, nach bestem Wissen und Gewissen die Sachen anzuordnen, sich aber dann auch durch private Aeusserungen Einzelner gegen Einzelne nicht stören zu lassen. So haben wir das sonst übliche Verlesen des Mitgliederverzeichnisses keineswegs „vergessen", wie manche der Herren gemeint haben, sondern mit Willen und Absicht unterlassen, einmal, um die edle Zeit zu schonen, welche auch sonst nur zu spärlich uns zugemessen ist, sodann aber auch deshalb, weil manche Erfahrungen an früheren Versammlungen uns gelehrt hatten, dass dieses Verlesen und das damit verbundene Aufstehen und Verbeugen der einzelnen Mitglieder nicht selten eine Wirkung hervorruft, wie sie der Würde dieser Versammlung nicht angemessen ist. Wir haben diess jenen Herren, welche das Verlesen wünschten, offen erklärt und hinzugefügt: wenn sie damit nicht zufrieden seien, so sollten sie einfach in der Versammlung einen darauf bezüglichen Antrag stellen; dem Mehrheitsbeschlusse derselben habe sich selbstverständlich das Präsidium eventuell zu fügen, aber keineswegs den gelegentlichen Wünschen Einzelner seine wohlerwogenen Beschlüsse zu opfern. Um es kurz zu sagen, das Princip unserer Geschäftsleitung ist eine „*dictatura*" gewesen, aber „*cum provocatione ad populum*"!

Was sodann die Feststellung des Programms anlangt, so hat das Präsidium die drei Hauptbestandtheile unserer Versammlungen — die öffentlichen Sitzungen, die Sectionssitzungen und die ausserdem zu bietenden Unterhaltungen — gleichmässig in's Auge gefasst und hat zunächst gleich in seiner ersten Sitzung den Versuch gemacht, über die Grundsätze sich zu einigen, welche nach den mannigfaltigen Erfahrungen, die aus den vorangegangenen dreiundzwanzig Versammlungen diesem Präsidium sich ergaben, die massgebenden zu sein schienen. Es hat auch über diese Grundsätze eine ebenso schnelle als vollkommene Einigung stattgefunden. Ob es uns dagegen gelungen ist, diese Grundsätze auch wirklich so auszuführen, wie wir es uns vorgesetzt hatten, das ist freilich eine andere Frage. Aber die offene Darlegung dieser Grundsätze wird Sie in den Stand setzen, zu beurtheilen, ob das, was Sie etwa zu tadeln finden, an den Grundsätzen selbst oder an deren mangelhafter und unvollkommener Ausführung durch uns gelegen hat.

Wir gingen durchaus von dem Gesichtspunkte aus, dass das eigentliche wissenschaftlich und praktisch bedeutende Leben dieser Versammlung in den Sectionssitzungen ruhe und diesen daher so viel Zeit und Musse als möglich geschafft werden müsse. Wir sind sogar der Meinung, dass in dieser Beziehung nach ferneren Erfahrungen spätere Versammlungen noch weiter gehen werden, als wir diesmal zu gehen wagten; wir sind der Meinung, dass vielleicht der

ganze Vormittag bis 12 Uhr den Sectionssitzungen eingeräumt und dann die öffentliche Sitzung, welche sich ausserdem mit den allgemeinen Geschäften zu befassen hat, nur mit einem einzigen Vortrage ausgestattet werden wird.

Nun zu diesen öffentlichen Versammlungen und den in denselben zu haltenden Vorträgen selbst. Da ist das Präsidium von der Ueberzeugung ausgegangen, dass die öffentliche Versammlung, welche nicht allein von einem zahlreichen Publikum gebildeter Männer und Frauen besucht wird, sondern die auch eine so ausserordentlich grosse Zahl der verschiedenartigsten wissenschaftlichen Richtungen in sich vereinigt, dass diese allgemeine Versammlung zu specielleren Vorträgen oder gar zu speciell wissenschaftlichen Debatten keineswegs geeignet ist. Die Vorträge, welche nach der Meinung Ihres abtretenden Präsidiums in diese Versammlung gehören, dürften nach Inhalt und Form den sogenannten akademischen nahe kommen, wie sie in allen Haupt- und Universitätsstädten Deutschlands seit einer Reihe von Jahren üblich geworden sind. Aufgebaut, wie es sich von selbst versteht, durchweg auf selbstständige gründliche Detailforschung, sollen diese Vorträge aus irgend einer Wissenschaft einen Gegenstand behandeln, der schon an und für sich selbst des allgemeinen und nicht blos des fachwissenschaftlichen Interesses werth ist; sie sollen möglichst Resultate eigner Forschung nicht bloss dem zuhörenden Laienpublikum, sondern namentlich auch den Mitgliedern der Versammlung selbst, die einer andern wissenschaftlichen Richtung angehören, in möglichst ansprechender Form nahe bringen. Es wäre daher nach unserer Meinung das Besste, wenn gerade die verschiedenen Richtungen, welche in unserer Versammlung vereinigt sind, durch einzelne Vorträge in den öffentlichen Sitzungen vertreten würden. Das ist auch von Anfang an unsere Absicht gewesen, und wenn uns dies nicht ganz gelungen ist, so lag das eben an der ausserordentlichen Schwierigkeit unserer Aufgabe, zumal bei dem ersten Versuche.

Was endlich die Unterhaltungen anlangt, so hat allerdings auch das Präsidium geglaubt, dass bei deren Auswahl und Anordnung einerseits auf die Bestrebungen unserer Versammlung selbst nach der oder jener Seite hin soweit thunlich Rücksicht zu nehmen, andererseits die etwa anziehenden Eigenthümlichkeiten des Versammlungsortes möglichst in Rechnung zu ziehen seien.

Das sind, meine Herren, in Kurzem die Grundsätze, nach denen das Präsidium die Geschäfte zu leiten und das Programm festzustellen versucht hat. Wir enthalten uns jedes weiteren empfehlenden Wortes: in dem Bewusstsein, nach besstem Wissen und Gewissen gehandelt zu haben, unterwerfen wir uns getrost Ihrem Urtheil und werden wir selbst den schärfsten Tadel mit vollkommener Seelenruhe zu ertragen wissen. Mag denn nun über uns hereinbrechen, was da will: jedenfalls werden wir der nächsten Jubiläumsversammlung, in welcher eine Revision der Statuten vorgenommen werden soll, wenigstens zu kritisch-polemischen Erörterungen ein „schätzbares Material" geliefert haben. Und das ist ja bekanntlich auch ein Verdienst! Um aber schliesslich in Ein Stichwort unsere Gesammtanschauung von der Eigenthümlichkeit und Aufgabe dieser Versammlungen zusammenzufassen, so lautet dieses also: „Eine **einheitliche** Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner über und mit **frei** gebildeten und **frei** arbeitenden Sectionen!" —

Ich möchte Sie aber, hochverehrte Versammlung, doch nicht mit diesem Stichwort entlassen: ich ahne, ja, ich darf mit Sicherheit annehmen, dass dasselbe keineswegs allgemeine und ungetheilte Beistimmung finden werde; und erst in Halle werden diese Fragen endgiltig entschieden werden. So gestatten Sie mir denn, um Sie mit einem andern Worte zu entlas-

sen, mit einem Worte, welches mit Blitzesschnelle Aller Herzen erhebt und durchbebt, — gestatten Sie mir der Sitte der Alten gemäss jenes Wort von einer „einheitlichen Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, aber über und mit frei wirkenden Sectionen" — gestatten Sie mir jenes Wort als ein *verbum bene ominatum* anzuwenden auf denjenigen Gedanken, der bei Tag und Nacht die Brust jedes Deutschen erfüllt, auch die Brust des deutschen Philologen und Schulmannes, wenn derselbe auch nicht an allen Orten, wo es nicht hingehört, dieses Wort im Munde führt, jenen Gedanken zur Schau trägt — Sie wissen, welchen Gedanken, welches Wort ich meine: „ein einiges aber freies Deutschland!" Verehrte Versammlung! ich bin gewiss, allgemeine Beistimmung zu finden, wenn ich Sie auffordere, Sich von Ihren Sitzen zu erheben und ein Hoch zu bringen dem Banner, welches hier oben, umgeben von unsern badischen Landesfahnen, über unsern Häuptern seine alten Dreifarben entfaltet, ein Hoch zu bringen unserm einigen freien Deutschland! Unser einiges freies Deutschland lebe hoch!

(Die Versammlung erhebt sich und stimmt begeistert ein: Hoch! Hoch! Hoch!)

Die vierundzwanzigte Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner —

Director Ahrens:

Ich bitte um's Wort!

Präsident:

Herr Director Ahrens hat das Wort noch einmal begehrt; ich habe das entscheidende Schlusswort noch nicht ausgesprochen, und es ist daher meine Pflicht, ihm noch das Wort zu geben.

Director Ahrens aus Hannover:

Gerade ehe das entscheidende Wort des Schlusses gesprochen war, habe ich geglaubt, um das Wort bitten zu dürfen, in der Voraussetzung, dass die geehrte Versammlung es mir gestattet, nach dem alten löblichen Gebrauch im Namen der Versammlung den Gefühlen einen Ausdruck zu verleihen, welche, wie ich überzeugt bin, uns alle bewegen. In diesem Augenblicke ist es, glaube ich, zunächst das Gefühl des Schmerzes, dass der Augenblick des Scheidens gekommen ist, des Scheidens von der segensreichen, gemeinsamen, wissenschaftlichen Arbeit, des Scheidens von dem genussreichen persönlichen Verkehr, des Scheidens von dem schönen Heidelberg. Aber noch mehr, glaube ich, erfüllt uns alle das Gefühl des Dankes, den wir im reichsten Masse nach vielen Seiten zu zollen schuldig sind. Wir haben den grössten Grund, den ehrfurchtsvollsten Dank zu hegen und auszusprechen gegen die hohe Regierung dieses Landes, welche nicht allein die Abhaltung dieser Versammlung gestattet, sondern sie auch in der liberalsten Weise nach vielen Seiten gefördert hat. Wir haben nicht weniger aus vollem Herzen Dank zu sagen dem Senate der ruhmvollen Universität Ruperto-Carolina, der uns diese Räume zu unseren Versammlungen bewilligt und auch sonst die freundlichste Theilnahme für unsere Bestrebungen gezeigt hat. Wir haben ferner den gefühltesten Dank auszusprechen dem Rathe und der Bürgerschaft dieser Stadt, welche uns auf das Gastlichste aufgenommen, welche, um das Schönste zu erwähnen, uns den herrlichen Genuss des vorigen Tages bereitet hat, der uns Allen für alle Zeit unvergesslich sein wird. Wir haben nicht weniger zu danken so manchen Vereinen und Privaten dieser Stadt, vor allen Dingen dem Vorstande des Museums, welcher die schönen Räume dort für unsere Zwecke, die Zwecke unserer Vereinigung hergegeben hat, und so vielen Privaten, welche mit der schönsten Gastlichkeit Einzelne von uns aufgenommen haben. Wir haben ferner den grössten Grund zu

danken denjenigen Männern, welche mit unermüdlicher Anstrengung dahin gewirkt haben, uns in der belehrendsten Weise eine Anschauung zu geben von der griechisch-makedonischen Kriegskunst sowohl in taktischer Hinsicht, als auch in Hinsicht der Belagerungs- und Angriffswerkzeuge, wie sie uns hier vorgeführt sind und zwar vorzüglich unter besonderer Unterstützung des hohen Kriegsministeriums. Wir haben endlich zu danken dem Präsidium, welches unsere Verhandlungen in der anerkennenswerthesten Weise geleitet hat; ich habe freilich für mich persönlich hinzuzufügen, dass ich damit nicht vollkommen übereinstimmen will mit den Ansichten des Herrn Präsidenten, welche eben entwickelt sind, dass ich aber auf eine Discussion mich nicht habe einlassen wollen, dass ich aber der Leitung im Ganzen und den Vorbereitungen für die Versammlung den innigsten Dank zolle und nicht weniger dem Büreau, von welchem das Präsidium unterstützt worden ist. Und so glaube ich denn allen diesen Gefühlen den besten Ausdruck zu geben, wenn ich die Versammlung auffordere, dem Präsidium, welches den Mittelpunkt unserer gesammten Versammlung bildet, und zugleich der schönen Stadt Heidelberg ein Lebehoch zu bringen.

Hoch! Abermals hoch! und hoch!

Präsident:

Im Namen des Präsidiums, im Namen Aller, die uns unterstützt, im Namen der Stadt Heidelberg und ihrer Universität unsern wärmsten innigsten Dank für diese Anerkennung. Die vierundzwanzigste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner ist geschlossen.

Schluss der Versammlung: 1 Uhr.

Verhandlungen der pädagogischen Section.

Erste Sitzung, Donnerstag den 28. September.

Präsident: anfangs Prof. von Langsdorff, dann Dir. Behaghel.

Präs. v. Langsdorff:

Meine Herren! Wir wollen in unsere Tagesordnung eintreten. Dieselbe bestimmt, dass zuerst ich meine Thesen begründen soll über die Einführung der griechisch-makedonischen Taktik in den Turnunterricht an den Lyceen und Gymnasien. Da ich selbst zu sprechen habe, kann ich nicht zugleich das Präsidium führen. Wenn die Gesellschaft Nichts dagegen hat, bitte ich Herrn Director Behaghel von Mannheim für mich einzutreten.

(Derselbe leistet dem Ersuchen Folge.)

Prof. v. Langsdorff:

Meine Herren! Zunächst lassen Sie mich über die Idee, über die ich zu sprechen im Begriff stehe, die nicht von Haus aus meine eigene ist, sondern die Idee des Herrn Professor Köchly, der mich gebeten hat, ihre Verwirklichung anzustreben, kurz mich verbreiten. Ich bin mit einigen Bedenken an sie herangetreten, allein ich habe bei dem Versuche der Durchführung sie als brauchbar befunden. Sie haben gestern diesem Versuche einer Ausführung des Gedankens beigewohnt und werden freilich gesehen haben, dass diese Ausführung sehr mangelhafter Natur war. Immerhin glaube ich jedoch, dass Sie gesehen haben werden, dass sich die Sache durchführen lässt. Lassen Sie mich zunächst einige Gründe angeben, auf welchen diese Mangelhaftigkeit der Ausführung basirt ist. Wir sind sehr spät herangetreten an den Versuch, und zwar in einer Zeit, wo uns weder eine Auswahl von Schülern zu Gebote stand, noch auch die Schüler, die wir haben konnten, regelmässig den Uebungen beizuwohnen in der Lage waren. Es war eben beim Beginn der Ferien, wo unsere Schüler meist weg waren. Jeder, der sich gerade meldete, wurde angenommen. Sie haben deshalb gesehen, dass von Schülern der untersten Classen bis hoch in die Mittelclassen hinein Schüler von 11 bis 16 Jahren — in diesem kleinen Häuflein versammelt waren. Das ist freilich eine eigenthümliche Compagnie. Es ist natürlich, dass da Aufmerksamkeit, Befähigung, Geschicklichkeit in der Handhabung der eigenen Glieder sehr ungleich vertheilt waren. Ja es sind eigentlich zu einem solchen Versuche die Kleinsten gar nicht brauchbar; allein man wollte sie nicht zurückweisen, weil sie mit Eifer sich hinzudrängten. Fast noch schlimmer als diese Verschiedenheit des Materials war, dass man über dasselbe nur sehr bedingt verfügen konnte. Man konnte den Schülern nicht zumuthen, dass sie ihre Ferienzeit, wenn sie Gelegenheit hatten einen Ausflug zu

machen oder dieselbe sonst passend zu verwenden, diesen Uebungen, die alle Tage nur eine Stunde dauerten, widmeten. So kam es denn, dass im Anfang Einer 2 Tage da war, dann wieder 14 Tage verschwand. Ja ich habe vorgestern gesehen, dass Einer, der 14 Tage gefehlt hatte und vorher vielleicht nur dreimal an den Uebungen theilgenommen hatte, zuletzt wieder eintrat. Man brauchte ihn eben und liess ihn die Sache mitmachen. Sie sehen, dass die Mangelhaftigkeit in der Ausführung von diesen und andern nicht näher auszuführenden Umständen abhängt. Ich glaube also berechtigt zu sein, Sie zu bitten, dass Sie die Möglichkeit einer tüchtigen Ausführung nicht bloss nach dem gestrigen Versuche beurtheilen.

Mit dieser Möglichkeit einer Ausführung wäre freilich noch lange nicht die Räthlichkeit derselben bewiesen. Es ist freilich nothwendig, dass man bei diesen Versuchen der etwaigen Ausführung solcher Uebungen einen Vortheil nachweisen könnte, einen Vortheil, welcher der Mühe und der Zeit, die dabei aufzuwenden ist, entspräche. Was nun Mühe und Zeit betrifft, so ist diese eben nicht sehr gross. Der Zeitaufwand, der auf jene Uebungen verwandt werden muss, ist jedenfalls keiner, der dem eigentlichen Geschäft der Knaben, dem Schulunterricht, entzogen würde. Die Mühe aber der Einübung werden eben Lehrer, die an gymnastischen Uebungen und an diesem Felde des Lebens der classischen Völker des Alterthums besondere Lust haben, gern übernehmen. Es fragt sich aber, ob ein nennenswerther Vortheil bei der Sache erzielt wird. In erster Reihe steht mir da die Bemerkung, dass die Schüler die Sache mit Lust und Liebe ergriffen haben und sich recht wacker dazu herangedrängt, und zwar Schüler verschiedenen Alters. Man könnte sagen, dass dies der blosse Reiz der Neuheit gewesen ist; allein es ist überhaupt eine Sache, welche dem Knabenalter und angehenden Jünglingsalter anmuthet, die Beschäftigung mit solchen taktischen Uebungen, mit Waffen und überhaupt mit der kriegerischen Seite des Lebens. Es muthet das alle Leute an, die noch wesentlich begriffen sind in der körperlichen Ausbildung, und ich glaube, wir als Pädagogen haben diesen zu natürlichen Zug nicht zurückzuweisen. Auf der andern Seite war es doch mit einiger Mühe verknüpft: die Leute mussten pariren, sie mussten pünktlich erscheinen, sie wurden nicht bloss mit freundlichen Ueberredungen behandelt. Also hatte die Sache nicht bloss ihre lustige Seite, nicht bloss die eigentliche spielhafte Seite, sondern sie hatte auch ihre Anstrengung für Körper und Geist. So glaube ich also wirklich sagen zu können, die Sache muthet dem Knabenalter an. Der Knabe selbst hält sie für eine ihm entsprechende Thätigkeit, und das ist meiner Ansicht nach schon viel. Wenn dieses auch noch nicht Alles ist, so wäre es eigentlich schon genug, um wenigstens unter die Knabenspiele etwas Derartiges einzuführen, wenn man nicht einen wesentlichen Schaden diesem Vortheil gegenüberstellen könnte. Ich glaube aber, dass auch noch andere pädagogische Vortheile mit der Ausführung dieser Uebungen verknüpft sind. Ich glaube doch, dass man sagen darf, dass eine grosse Vertrautheit mit einer sehr bedeutsamen Seite des classischen Alterthums, eine grosse Vertrautheit insbesondere mit dem hellenischen Wesen in einer nicht unbedeutenden Seite desselben, nämlich mit der körperlichen Tüchtigkeit und kriegerischen Fähigkeit, dadurch erzielt wird.

Da muss ich zunächst eine Bemerkung machen für diejenigen Herren, welche sich mit den Studien in der Richtung nicht gerade genauer beschäftigt haben, eine Bemerkung über das Wesen unserer Uebungen in materieller Beziehung, und dann in Bezug auf die Sprache und auf das Commando. Ich muss hier für diese Herren sagen, dass darin nichts Willkürliches ist, wenigstens nicht mehr Willkürliches, als uns fast auf allen Punkten der Reproduction des classischen Alterthums entgegentritt. Mit grosser Gewissenhaftigkeit sind diese παραγγέλματα, diese

Uebungen selbst aus den Quellen zusammengestellt. Ich gehe nicht auf diese Quellen weiter ein; es genügt zu sagen, dass bei Arrian und Aelian diese Sachen sich genau zusammenfinden, wie man das aus dem betreffenden Passus in der Geschichte des hellenischen Kriegswesens von Rüstow und Köchly leicht ersehen kann. Also haben wir hier nichts Willkürliches erfunden und hineingetragen in das classische Alterthum, sondern wir haben, was uns überliefert ist, daraus in die neue Zeit herübergenommen. Es fragt sich nun aber, ob die Vertrautheit gerade mit den Exercitien des classischen Alterthums das ist, was wir der Jugend wünschen, ob das eine wesentliche Seite ist in der Erziehung, der classischen Bildung der Jugend, ob wir es nicht bloss zu thun haben mit dem Lesen der Schriftsteller.

Nun ich glaube allerdings, dass das Letztere die Hauptsache ist; aber doch hat auch dieser Gegenstand, den wir jetzt behandeln, einen selbständigen Werth.

Was zunächst das Materielle in diesen Uebungen betrifft, diese Wendungen, diese Schwenkungen, diese verschiedenen Marschtritte und dergleichen, so ist das allerdings nichts Neues. Alle diese Dinge sind in unserer Zeit auch vorhanden, sie werden heutzutage ausgeführt von unserm Militär und in mannichfaltigerer Weise auf unsern Turnplätzen. Es wird daher materiell nichts gewonnen; aber es wird das gewonnen, dass die Jugend sich eine lebhaftere Vorstellung macht von der Art, wie die Alten marschirt, in den Kampf gegangen und die Schlachten geschlagen haben, vor allem, dass sie nach bestimmten Exercitien und nicht wie fahrende Ritter in den Kampf gezogen sind — und das hat seine ethische Bedeutung. Vor allem wird aber eine viel lebhaftere Erregung der Phantasie der Knaben erzielt; sie verschaffen sich dadurch ein wirkliches Bild von dem, was sie bei den Schriftstellern gelesen, und sie bekommen ein viel lebhafteres Bild von dem, was ihnen im Geschichtsunterrichte mitgetheilt wird. Mir selbst ist es so gegangen. Als ich sie selbst so vor meinen Augen entstehen, sie ausführen sah, so wurden die Bilder in mir lebendiger. Ich habe die Sache weiter verfolgt, ich habe mir sie näher angesehen, und mit der wenigen Mühe, die ich bis jetzt darauf verwandt habe, habe ich Manches, ich könnte sagen Bedeutendes gewonnen. Ich will davon gar nicht sprechen, dass durch sie auch eine gewisse Vertrautheit mit einem Gebiet der griechischen Sprache bezweckt und erzielt wird, die dann auch wieder auf die Vertrautheit mit der griechischen Sprache sonst einen Einfluss übt. Es ist immerhin eine andere Sache, wenn man eine Sprache praktisch anwendet, als wenn man sie bloss in der Schule lernt. Davon will ich aber absehen; doch habe ich bemerkt, dass diese Seite einigen Einfluss übt.

Ich will mich nicht weiter über die Bedeutung dieser Uebungen ausdehnen, sondern nur andeuten, in welcher Weise ich sie ausgeführt denke. Ich denke das so: Auf dem Turnplatze werden diese Schwenkungen, diese Uebungen gemacht. Es ist ein einfaches und zugleich zufälliges und natürliches Zusammentreffen, dass alle diese Uebungen, welche man aus sich selbst heraus bei uns eingeführt, schon bei der Taktik der Alten sich finden. Sie haben auf den Turnplätzen eben auch manövrirt mit den Körpern der jungen Leute. Diese Uebungen werden vorgenommen; es ist dann leicht, das griechische Commando dabei zu verwenden und die Eigenthümlichkeit der griechischen Taktik daran anzuknüpfen. Es wird sich dann auch als leicht herausstellen, dass die Manöver einer einfachen Schlacht, wie der Schlacht bei den Thermopylen oder der bei Cunaxa, ausgeführt werden; solche Ausführungen wird man dann einfügen in das Schlussturnen bei den Lyceen, und es giebt das eine angenehme Vermehrung dieser festlichen Darstellungen. Was das Gebiet der griechischen Taktik selbst betrifft, welches ich vorschlagen würde als das, auf welches man sich zu beschränken haben würde, so

wäre es diejenge Art der Taktik, wie sie nach der Vertreibung der Perser allgemein üblich wurde, wo eine taktische Einheit gebildet wurde von dem λόχος, wo man diesen weiter eintheilte in Pentecostyen und Enomotien, und man würde dann das Commando selbst — ohne ängstliche Rücksicht auf die Zeit —, wie es uns eben von den Militärschriftstellern überliefert ist, acceptiren! Auf die kriegsgeschichtliche Entwickelung, auf die späteren zusammengesetzten makedonischen tactischen Verhältnisse würden wir uns weiter nicht einlassen, sondern auf jene einfachen uns beschränken, wie sie bei solchen kriegerischen Evolutionen immer geblieben sind. Das wäre die Art der Ausführung, wie ich sie Ihnen vorschlagen würde. Wie gesagt, lässt sich dies durchführen mit nicht grossem Aufwand an Zeit und Mühe. Um also das Ergebniss meiner Ausführung zusammenzufassen, so glaube ich einmal, dass diese Uebungen eine dem Jugendalter entsprechende Beschäftigung bieten, dass man der Jugend damit eine Freude machen wird; weiter, dass eine grössere Vertrautheit mit einer wichtigen Seite des classischen Alterthums dadurch erzielt wird; dass endlich auch die Lectüre der Schriftsteller an Farbe, an Frische im Gemüth des Knaben und Lebendigkeit des Eindrucks gewinnen wird. Ich möchte Ihnen daher die Einführung dieser Uebungen beim Turnen in unseren Schulen empfohlen haben.

Präsident: Nachdem Herr Prof. v. Langsdorff seine Thesen nach allen Seiten begründet und seine Vorschläge darüber vorgelegt hat, frage ich, ob Jemand das Wort ergreift, um entweder zu unterstützen oder dagegen zu sprechen.

Dir. Jäger von Cöln: Meine Herren! In unserem Turnwesen in Deutschland sehe ich zwei Strömungen sich auseinander zu setzen im Begriff, ich sehe ein Moment der Freiheit und ein Moment des Zwanges oder, wenn dieser Ausdruck zu hart sein sollte, der Schuldisciplin. In früheren Zeiten beruhte das Turnen, so viel ich sehe, wesentlich auf der freien Lust und Liebe der Schüler; es organisirte sich der Turnplatz und das Leben auf demselben wesentlich durch die Schüler selbst. Jetzt ist das Turnen zum Lehrgegenstand und mehr und mehr zur Lehrstunde geworden mit allen Consequenzen, die sich daran anschliessen. Ich meinerseits glaube allerdings, dass in den letzteren eine bedeutende Gefahr liegt; wir laufen Gefahr, das Turnen — wenn der Ausdruck erlaubt ist — das Turnen zu schulmeistern, so dass die Lust der Schüler und die individuelle Neigung wenig zu ihrem Rechte kommt. Der Vorschlag, der uns so eben in dankenswerther Weise vorgelegt und begründet worden ist, hat, fürchte ich, auch seine zwei Seiten. Er kann einmal das eine dieser Momente, das der Freiheit verstärken, oder das andere, das Moment der Schule und des Schulzwangs. Nun, wenn man diese Uebungen als Spiel betrachtet, das die Schüler unter einem geistvollen und begeisterten Lehrer ausüben, wenn man dies Moment betont, wenn der Gedanke, der uns so eben entwickelt worden ist, nur die Anregung sein soll, dass auch andere Lehrer in derselben Weise sie in die Hand nehmen und auf unsern Turnplätzen einführen, so, glaube ich, wird nichts dagegen zu sagen sein, und es wird dann diese Uebung alles Gute mehr oder weniger mit sich führen, was Herr von Langsdorff uns in Aussicht gestellt hat. Wenn dagegen durch seine Vorschläge das gemeint war, dass man sozusagen officiell bestrebt sein soll, diesen Uebungen einen Platz in dem System und der Methode unseres Turnunterrichts einzuräumen, würde ich nicht damit einverstanden sein können. Was unter der Leitung des Hrn. v. Langsdorff und anderer Lehrer, welche begeistert für die Sache sind, ein höchst anregendes und für die Jugend erfreuliches Spiel ist, das würde, wenn irgend eine solche officielle Einführung stattfände, zur unerträglichen Pedanterie. Vielleicht hat Herr v. L. uns darüber etwas zu sagen, wie diese Idee, wie wir sie gestern

ausgeführt gesehen haben, sich verhält zu den neuesten Turnmethoden, z. B. der des Prof. Jäger in Stuttgart.

v. Langsdorff: Meine Herren! Ich habe gesucht, gerade bei meinem Vortrage dies Moment hervorzuheben, dass ich nicht etwa will die griechische Stunde verlegt wissen auf den Turnplatz; ich habe hervorgehoben, dass ich ein grosses Gewicht darauf lege, dass die Schüler diese Uebungen mit Freuden treiben, dass diese eine ihrer Neigung angemessene Beschäftigung mir zu sein scheinen. Ich verkenne durchaus nicht, sondern ich stimme ganz mit meinem Vorredner darin überein, dass eine grosse Gefahr für das Turnleben darin liegt, wenn man es allzusehr in ein System hineindrängt. Ich habe dann weiter und zwar theilweise aus diesem Gesichtspunkt, wie auch noch aus andern, nicht den Antrag gestellt, man solle diese Dinge officiell in den Schulen einführen, sondern ich habe bloss die Einführung empfohlen den Leuten, die Gefallen daran finden, und habe eben gesucht, dies Gefallen durch meine Ausführung zu erregen oder zu vermehren. Und ich habe dann, glaube ich, in der Art, wie ich die Ausführung skizzirt, gerade das hervorgehoben, dass ich nicht will eine neue Disciplin hineingetragen haben in das Turnwesen, dass ich damit wesentlich meine, eine neue Anregung des Interesses für das Vorhandene zu geben dadurch, dass man der Jugend eine mannichfaltige Anwendung der Turnübungen zeigt, dass man ihnen zeigt, dass die Helden der Alten, dass die Kriegerschaaren, welche Millionen von Feinden getrotzt haben, diese Uebungen auch gemacht haben, dass sich diese Uebungen anwenden lassen auf die Schlachten, die die Alten geschlagen haben. Ich habe gerade absichtlich betont oder wenigstens die Absicht gehabt zu betonen, dass ich das, was Herr Jäger ebenfalls tadelt, nicht will. Auf die zweite Frage kann ich nicht antworten, weil ich der Entwickelung des Turnwesens nicht weiter gefolgt bin.

Präsident: Nach dem, was Herr v. L. gesagt hat, scheint mir die Sache so zu liegen: Es wurde die Frage angeregt — die von uns aber nicht beabsichtigt war —: sollen die Turnübungen facultativ oder obligatorisch sein? Die Frage nun war die: Sollen solche taktische Uebungen mit den Turnübungen verbunden werden? Diese zerlegt sich in die weiteren Fragen: Sollen sie als Gegenstand, der ganz und gar ordnungsmässig betrieben wird, wie die anderen Turnübungen eingeführt werden? oder sollen sie Freiwilligen aus den Turnschülern überlassen werden? Das Letztere scheint mir die Ansicht des Herrn v. L. zu sein und zugleich der Rath, den der Herr Vorredner gegeben hat. In diesem Falle würde ich an die Versammlung die Frage richten, ob sie damit einverstanden sei, dass es wünschenswerth sei, solche freiwillige Uebungen mit den Turnübungen zu verbinden, und da, scheint es mir, wird die Versammlung einverstanden sein, dass es wünschenswerth ist.

Dir. Jäger: Ich wollte bloss sagen: ich gehe von dem Gedanken aus, dass das Turnen obligatorisch sei; aber innerhalb dieser obligatorischen Beschäftigung ist dem Moment der Freiheit ein weiter Spielraum gegönnt. Wenn ich als Lehrer das Turnen in meiner Hand habe, kann ich es doch so einrichten, dass ich nach einer strengen Methode turnen lasse oder nach irgend einem System, dem Spiess'schen oder Jäger'schen, oder so, dass ich in der alten Weise die Schüler, die ich beim Turnen unter mir habe, sich selbst organisiren lasse nach dem Vorturnersystem und so fort. Nun bin ich über den Vorschlag des Hrn. v. L. vollständig beruhigt, ich wollte bloss dies Moment hervorheben: es möchte nicht aus diesem an sich sehr beherzigenswerthen und annehmbaren, schönen Vorschlag eine neue Einführung in unser Turnwesen kommen, während ich der Meinung bin, dass hier schon viel zu

viel von oben herab eingeführt ist, und ich der Ansicht bin, dass man viel zu wenig den Turnplatz sich selber gestalten lässt. Mit dem Sinn, welchen Herr v. L. entwickelt hat, dass diese Uebung von einem begeisterten Lehrer ausgehen müsse, eine Art von Turnspiel, dem freilich wie Spielen überhaupt die ernsten Momente nicht fehlen, und dass sie, wo ein solcher sich findet, eingeführt wird, bin ich vollkommen einverstanden.

Genz (Rector aus München): Ich stimme den ausgesprochenen Ansichten der beiden Vorredner im Wesentlichen durchaus bei. Ich betone vorzüglich das Moment der Freiwilligkeit, dass der Turnlehrer nicht gezwungen werde, gerade das und das zu treiben, dass die Schüler nicht gezwungen werden, gerade das und das zu treiben; sondern dass bloss ihre Lust gereizt wird von dem Lehrer, diese Uebungen zu versuchen. Unter dieser Voraussetzung der Freiheit von beiden Seiten — des Lehrers und des turnenden Körpers — möchte ich noch etwas weiter gehen als Hr. v. L. nach dem Ausspruche der Thesen. Ich möchte es für wünschenswerth halten, dass nicht bloss die griechisch-makedonische Taktik auf diese Weise veranschaulicht werde, sondern dass wo möglich noch etwas weiter gegangen werde, dass auch die römische Taktik, die römische Schlachtordnung dargestellt werde, und wenn die Zeit vorhanden ist, sogar die eine oder die andere durch ihre Entwickelung interessante Schlacht, deren Beschreibung in einem römischen oder griechischen Schriftsteller enthalten ist, dem Schüler vorgeführt wird. Ich weiss nicht, ob der Herr Antragsteller zustimmen wird. Unter der Bedingung der Freiwilligkeit würde diese Uebung jedenfalls ungefährlich sein, wenn sie zu den gewöhnlichen statarischen Uebungen hinzugenommen würde.

Stoy (Prof. aus Jena): Es ist mit Freuden von mir wahrgenommen worden, dass auch in dieser Versammlung die Richtung sich zeigt, die Schule mit dem Leben mehr und mehr in Verbindung zu bringen, eine Erscheinung, welche sonst in den früheren Philologenversammlungen nicht vorgekommen ist. Aber sowie in Meissen über die Schulfeste, Turnfahrten und dergleichen lange und eingehende Verhandlungen gepflogen worden sind, so ist auch diese jetzige recht eigentlich in diesem Sinne von mir willkommen geheissen. Ich möchte darauf hinweisen, erstens, dass diese Art, die Lectüre mit dem Leben in Verbindung zu bringen, auch schon ihre Vorbilder gehabt hat in einer grossen pädagogischen Zeit. Der ehrwürdige Rector von Goldberg, Trotzendorf, von dem Melanchthon sagt: er ist geboren zum Schulmann, wie Scipio Africanus zum Feldherrn, ist schon ein solches Vorbild, wie er antike Verhältnisse in die Lebensverhältnisse seiner Schüler eingeführt hat, was er auch in den Spielen und Unterhaltungen seiner Schüler wiederklingen liess. Es stimmt auch mit dem, was unsere Führer der Armeen thun, — (Heiterkeit) — recht eigentlich zusammen, namentlich das Letztere, welches der Antragsteller vorgeführt hat, das Ausführen von einzelnen Schlachten. So gut wie Napoleon die Schlacht von Jena in den Ebenen von Châlons aufführen lässt und dadurch recht eigentlich neues Interesse der Armee giebt, so würden auch unsere Schüler, indem sie ganz bestimmte Schlachten nachbilden, einen Gewinn haben. Ich möchte daran den Wunsch, respective den Antrag knüpfen: Die Versammlung spricht den Wunsch aus, dass auf der nächsten Philologenversammlung respective der pädagogischen Section diejenigen Herren, welche Interesse daran gefunden, dass die ersucht werden, zum nächsten Mal Bericht zu erstatten, auf dass wir von einer zur andern Versammlung den Faden fortspinnen und an diese Versammlungen, soweit es möglich ist, ein wirkliches Resultat sich knüpfe.

Prof. Rehdantz: An das Gesagte anknüpfend von Verbindung der Schule mit dem Leben, so halte ich das allerdings für einen wichtigen Punkt. Wir sind ja einverstanden, die Forderungen

sind sehr mässig und sehr leicht zu erfüllen, und da wir im Grossen und Ganzen nur Kriegsschriftsteller lesen bis Prima hin, so springt ja in die Augen der Vortheil der unmittelbaren Anschauung. Für die Sprache ist von unbezahlbarem Werthe die Kenntniss technischer Ausdrücke. Denn allein dadurch werden wir in das wirkliche Leben eindringen, und der Punkt, der Vorwurf, der so oft der classischen Bildung gemacht wird, dass wir so ganz ausserhalb des Lebens stehen, wird dann beseitigt werden, wenn die Eltern ihre eigenen Kinder gleichsam in griechischem Pallium oder römischer Toga erscheinen sehen. Es ist gerade nicht viel, eine solche Verbindung, es ist eben eine solche δόξα, und die regiert einmal die Welt. Es werden dann entschieden die Eltern glauben, dass wir auch für das Leben zu wirken im Stande sind. Das war es, was ich noch zu bemerken hatte.

Prof. Kraut aus Heilbronn: Ich bin der Meinung, dass die zwei Wünsche, in welchen die ganze Versammlung einverstanden zu sein scheint, nach meiner festen Ueberzeugung unvereinbar sind. Erstens besteht nämlich, angeregt von Hrn. Dir. Jäger, der Wunsch, dass das Element der Freiheit, welches bisher in unserm Turnen geherrscht haben soll, nicht beschränkt werden soll, und von der andern Seite wird geltend gemacht, dass es schön wäre, wenn unbeschadet der Freiheit, was verlangt wird, eingeführt werde. Dies zu vereinigen ist nach meiner Ueberzeugung unmöglich. Wir werden in der Lage sein, mit unsern vorgerückteren Schülern der humanistischen Anstalten dasjenige zu leisten, was Herr v. L. verlangt hat, nämlich eine Darstellung der Taktik der alten Griechen und Römer, aber nur dann, wenn das Element der Freiheit nicht schief aufgefasst und nicht zu weit getrieben wird, d. h. wenn man sich nicht scheut, mit unsern Jungen vom 11. Jahre an obligatorische Uebungen dieser Art zu betreiben, damit sie vom 14. bis 18. Jahre solche Uebungen machen können. Herr Prof. v. L. hat uns angedeutet, welche grosse Schwierigkeiten es hat, eine gewandte und körperlich tüchtige jugendliche Schaar einzuüben. Nun denke man sich aber: das soll überall durchgeführt werden! Es ist nicht möglich, wenn unsere Schüler nicht von früh an ordentlich in die Grundübungen, in die Ausführung der Stellungen, Schwenkungen u. s. w. eingeführt werden. Wir kommen bei unserer Frage, wenn wir sie gründlich beurtheilen wollen, darauf hinaus, zu fragen, welche Richtung die grosse Bewegung, in welche unser gegenwärtiges Turnwesen in Deutschland überhaupt gerathen ist, nehmen wird. Wir sind nicht in der Lage, die heutige Frage zu lösen, ohne dass wir wissen, ob es Anklang findet in Deutschland, dass das Turnen mehr nach dem Begriff der Disciplin gebildet werde, oder ob es in der Richtung des alten freien Turnens bleiben soll.

Präsident: Es scheint mir, dass wir von der Frage etwas abgekommen sind und dass wir so uns nach links und rechts ins Unendliche bewegen würden. Ich glaube, die Frage liegt einfach so: Soll ein Versuch gemacht werden, in engerer oder weiterer Weise solche Uebungen in das Turnen aufzunehmen, und wenn dies geschieht, sollen bei der nächsten Versammlung Erfahrungen darüber mitgetheilt werden? Das scheint mir überhaupt der richtige Weg, denn in allen solchen Dingen muss man Erfahrungen haben.

Dr. Wassmannsdorf: Gestatten Sie mir einige Worte hinzuzufügen: In Bezug auf den Gegenstand nur eine kurze Empfehlung, in Bezug auf die angeregte Turnfrage vielleicht eine etwas weitere Ausführung. Seit längeren Jahren leite ich den Turnunterricht in Heidelberg, und es scheint mir aus den verschiedenen Aeusserungen, die ich heute gehört, hervorzugehen, dass mehrere Herren eigentlich nicht *au fait* sind über den Stand des Turnwesens in Deutschland, über den Stand, den das Turnwesen errungen und eingenommen hat. Es besteht, was die Herren vorher

wünschten, schon Alles in Deutschland; wir haben den Zwang in rechter Weise und die Freiheit in rechter Weise. Das Turnen, wie es Spiess ins Leben gerufen hat, ist ein solches, wie es dem jugendlichen Leben in allen Stufen in der Schule vollständig entspricht. Da findet sich zur rechten Zeit die feste Gebundenheit des Schülers, da finden sich ebenfalls wieder Stunden, wo der Schüler nach alter Jahn'scher Weise sich mit seinen Genossen frei bewegen und spielen kann, und ich darf annehmen, Sie werden mir Glauben schenken, wenn ich sage: Bei der beschriebenen Weise des Spiess'schen Turnens geht der Jugend ihre Freudigkeit nicht verloren. Ich könnte mich auf das Urtheil der Herren Collegen, welche Schüler gewesen sind, berufen; aber glauben Sie mir, als Ehrenmann, als deutscher Mann spreche ich Ihnen meine Ueberzeugung dahin aus: Unser Turnen, wie es jetzt betrieben wird in ordentlicher Hand, nimmt der Jugend weder ihre Freudigkeit, noch lässt es sie verweichlichen und erschlaffen und macht sie zu lodderigen Leuten, zu Jungen, die sich an keine Ordnung gewöhnen können. Das ist leicht zu erreichen, was unsere Thesis eigentlich andeutet. Der eine der Herren Redner scheint mir das vielleicht etwas missverstanden zu haben. Es ist sehr leicht, mit Schülern, denen diese Uebungen schon aus den ordnungsmässigen Uebungen des Turnplatzes bekannt sind, mit vorgerückteren Schülern diese paar Dinge noch hinzuzulernen. Ich beziehe das Lernen hauptsächlich auf die griechischen Befehle und Commandoworte, die *παραγγέλματα*. Allein es ist nach meiner Ueberzeugung gar nicht mehr die Frage, ob dies möglich ist. Dass dies möglich ist, haben Ihnen gestern schon unsere Kleinen gezeigt. Ich also will meine Worte damit beendigen, dass ich meine vollständige Zustimmung zu der Thesis ausspreche. Es ist sehr leicht, die griechischen Dinge mit dem neueren Turnunterricht zu verbinden, und ich bin auch damit einverstanden, dass man das nur als Wunsch ausspreche.

Präsident: Ich glaube im Interesse der Versammlung zu handeln, wenn ich die Discussion schliesse. (Mehrere Mitglieder verlangen noch das Wort.)

Stimme (Name nicht angegeben): Eine Frage wollte ich mir erlauben. Meine Herren! sind denn aber auch unsere Turnlehrer im Stande, unsere Uebungen in Einklang zu bringen mit den griechischen Uebungen? Ist es nicht nöthig, irgendwie ein Hülfsmittel, ein literarisches Hülfsmittel hinzuzuziehen? Wenn das so ganz und gar leicht ist und sich von selbst macht, so ist meine Frage allerdings erledigt.

v. Langsdorff: Ich will auf die letzte Frage zunächst antworten. Es ist allerdings leicht nach den Vorarbeiten, die man hat. Wir haben Ihnen gestern die beiden Blätter für die *τακτικὰ παραγγέλματα* in die Hand gegeben, von denen auch den Schülern Exemplare gegeben sind, wonach allerdings innerhalb zweier Stunden das ganze Commando gelernt ist, so dass man nachher alles Wünschenswerthe mit den Schülern anfangen kann. Es ist nun freilich das noch nöthig, dass sich der Turnlehrer jedesmal den Schlachtplan für eine grössere Ausführung genau ansieht, aber auch da ist das Hülfsmittel vorhanden. Es sind diese Dinge in der schon erwähnten Geschichte des hellenischen Kriegswesens mit einer Klarheit zusammengestellt, wie sie nur zu Stande gebracht werden konnte durch das Zusammenwirken eines tüchtigen Philologen und eines tüchtigen Taktikers. Es werden also unsere Turnlehrer in der That zu der Sache befähigt sein, wenn sie nur Lust haben, wie ich das an unserm verehrten Turnlehrer hier erfahren. Es war zufällig, dass ich dieses Commando übernommen habe, nicht Er, weil es einmal so von Anfang an bestimmt war; sonst würde es nicht geschehen sein. Dann noch kurz eine Bemerkung, die mich persönlich zu treffen schien. Ich kenne das heutige Turnwesen aus eigener Anschauung,

ich kenne die verschiedenen Richtungen genau, aber nur nicht die Literatur. Im Uebrigen stimmt das, was die Mehrheit der Sprecher gesagt hat, mit meinen Ansichten vollkommen überein. Es hat mich dann gefreut, dass man noch einen Schritt weiter gehen will. Was speciell die römische Taktik betrifft, so hat die ihre besonderen Schwierigkeiten darin, dass sie wegen Mangels an philologischer Erforschung noch sehr im Unklaren ist. Ueberhaupt glaube ich aber, dass man gut thut, einstweilen bescheiden anzufangen.

(Dringende Rufe nach Schluss. Unter grosser Unruhe erhebt sich und spricht)

Dr. Wassmannsdorf: Ich möchte mir noch eine kurze Bemerkung erlauben. Ich hatte nichts Persönliches gegen den Hrn. v. L. sagen wollen, ich wollte nur eben bemerken dem Hrn. Director aus Cöln gegenüber, dass wir das, was an dem Jahn'schen Turnen berechtigt ist, eben auch noch jetzt erhalten haben und festzuhalten fortfahren. Wir haben also eine besondere Stunde, eine volle Zeitstunde in der Woche für das Freiturnen, und wenn die Lehrkräfte grösser sind an einer Anstalt, so wie z. B. in Dresden, so kann man zwei solcher Stunden nehmen, die man der Jugend vollständig zu ihrer Beschäftigung frei giebt. Aber während der Turnstunde verfahren wir gerade wie ein tüchtiger Lehrer beim wissenschaftlichen Unterricht: ohne Zwang, aber mit der nöthigen Ordnung. Dann erlaube ich mir hinzuzufügen, dass ich selbst daran bin, für die Turnlehrer eine kleine Einführung in diese taktischen Uebungen anzufertigen mit Angabe der Quellen unter dem Texte: ein oder anderthalb Bogen wird es nur stark sein.

(Erneute Unruhe in der Versammlung.)

Dir. Jäger: Ich wollte nur sagen, dass es mir nicht einfallen konnte, gegen das Spiess'sche Turnen etwas zu sagen. Ich habe bloss constatiren wollen, dass diese zwei Strömungen in unserm Turnwesen sind, und dann muss ich mich gegen das Missverständniss verwahren, als ginge die Freiheit so weit, dass auf dem Turnplatze selbst irgend ein Schüler sagen könnte: „Da mache ich nicht mit."

Präsident: Nachdem die Versammlung den Schluss beliebt, stelle ich die Frage: Ist die Versammlung damit einverstanden, dass taktische Uebungen und zwar zunächst aus der griechisch-makedonischen Elementartaktik, als weitere freiwillige Uebungen in den Turnunterricht mit aufgenommen werden? und zugleich: Ist es wünschenswerth und soll für die nächste pädagogische Section der Wunsch ausgesprochen werden, dass die in der Zwischenzeit gesammelten Erfahrungen derselben mitgetheilt werden, um die Frage weiter zu discutiren? Also bitte ich die Versammlung, durch Erheben der Hände zu bezeugen, ob sie mit diesem Wunsche, welcher in das Protokoll aufgenommen werden soll, einverstanden ist.

(Geschieht.)

Eine entschiedene Majorität. Somit können wir zur nächsten These übergehen.

Prof. v. Langsdorff übernimmt wieder das Präsidium.

Prof. Köchly (eintretend): Ich komme eben, um der geehrten Versammlung anzuzeigen, dass die Jugendwehr schon auf dem Paradeplatze aufmarschirt ist und sogleich ihre Uebungen beginnen wird, und da wir voraussetzen, dass die Herren Pädagogen sich auch für diesen Theil des Jugendunterrichts interessiren, so nehme ich mir die Freiheit, Sie davon zu benachrichtigen.

Präsident: Ich stelle den Antrag, dass wir für heute unsere Sitzung schliessen und wir werden dann morgen, da für heute doch keine Zeit mehr sein wird, mit der These beginnen, die heute noch übrig geblieben ist. Ist die Versammlung damit einverstanden? (Rufe: Ja! Ja! Schluss!)

Prof. Piper erhebt sich, um wenigstens die Vorlesung seiner Thesen, die noch nicht gedruckt sind, durchzusetzen, steht aber bei dem dringenden Verlangen der Versammlung davon ab und begnügt sich, sie zum Drucken zu übergeben.

Schluss der Sitzung 10¼ Uhr.

Freitag, den 29. September 1865.

Erste Verhandlung.

Präsident: Wir wollen unsere Sitzung beginnen. Die Herren, die ihre Namen noch nicht in die Präsenzliste eingetragen haben, mögen dies thun.

Wir sind heute in unserer Zeit sehr beschränkt; um ¾11 Uhr müssen wir unsere Sitzung schliessen, weil dann die allgemeine Sitzung beginnt. Wir haben noch zwei sehr wichtige Gegenstände auf der heutigen Tagesordnung, nämlich die Frage über das Obligatorische des Unterrichts in der alten Geschichte in der Prima resp. Sexta, das heisst immer: in der obersten Classe, welche Herr Director Peter vertheidigen wird, und dann die bekannte These des Herrn Professor Piper über die Einführung monumentaler Studien in den Gymnasialunterricht. Noch habe ich den Auftrag, diejenigen Herren, welche sich an der Fahrt nach Neckarsteinach betheiligen wollen, darauf aufmerksam zu machen, dass sie ihre Karte im Büreau abholen mögen.

Nun wollen wir in die Tagesordnung eintreten, und ich ersuche Herrn Director Peter, uns seinen Vortrag zu halten.

Dir. Peter: Ich muss mir zunächst erlauben, zu bemerken, hochverehrte Herren, um eingetretenen Erwartungen zu begegnen, dass ich nicht die Absicht habe, einen Vortrag zu halten, wie im Tageblatte steht, sondern nur eine These mit einigen kurzen erläuternden Bemerkungen aufzustellen. Diese lautet einfach: Die alte Geschichte ein Gegenstand des Geschichtsunterrichts in Prima.

Nun muss ich ferner im Voraus bemerken: es ist nicht meine Absicht, die mittlere und neuere Geschichte zu verdrängen oder auch nur herabzusetzen; es ist auch ferner nicht meine Absicht, dass in Prima nur alte Geschichte gelehrt werden soll; weder das Eine noch das Andere, sondern ich will nur das vertheidigen, was die These besagt, dass der Geschichtsunterricht in der alten Geschichte in der Prima nicht ausgeschlossen werden soll. Mir ist gestern gesagt worden, dass diese These wohl wenig Widerspruch erfahren werde; es könnte mir dies in einer Beziehung ausserordentlich angenehm und willkommen sein; indess glaube ich darauf aufmerksam machen zu müssen, dass auf einem grossen, vielleicht dem grössten Theile der deutschen Gymnasien die alte Geschichte in Prima thatsächlich ausgeschlossen ist. Also ganz unzeitgemäss dürfte die These nicht sein. Nun muss ich noch einen allgemeinen Satz vorausschicken, den ich bedarf: ich habe nämlich die seit mehreren Jahrzehnten gehegte Ansicht, die sich bei mir immer mehr befestigt hat, dass es beim Geschichtsunterricht nicht auf ein grösseres oder geringeres Mass von Vollständigkeit, auch nicht auf Gleichmässigkeit der Behandlung ankommt, wohl aber und ganz hauptsächlich darauf, dass das Interesse, die

Liebe für die Geschichte erweckt wird und dass das historische Urtheil, ich möchte sagen, der historische Sinn, der auch wieder ein Sinn für sich ist, ausgebildet wird. Erlauben Sie mir nur zweierlei anzuführen zur Begründung dieser These. Nämlich eben dieser letzterwähnte Zweck, die Begründung historischen Interesses, die Erweckung der Liebe zur Geschichte und die Ausbildung des historischen Sinnes lässt sich nach meiner Ansicht nur bei der alten Geschichte erreichen und nur in der Prima. Erstens deswegen, weil nur die alte Geschichte von der Art ist, dass der Unterricht darin in Beziehung gesetzt werden kann zu den Quellen. Das ist ein sehr wesentlicher Punkt. Es kommt den Schülern schon insofern mittelbar zu Gute, als der Lehrer die Quellen lesen kann und gewiss immer lesen wird, verhältnissmässig vollständig lesen wird, was nicht ohne eine bedeutende Rückwirkung auf die Lebendigkeit und die Wärme des Unterrichts bleiben kann. Aber auch unmittelbar können die Schüler Gewinn ziehen von einer Beziehung auf die Quellen. Es ist schon von Werth für die Schüler, wenn man sagen kann: das und das ist behandelt von Herodot, von Thucydides, von Sallust; von grösserem Werthe ist es aber, dass man ihnen Stellen von tieferem Inhalte, der für die Beurtheilung von Thatsachen von Interesse ist, dass man die ihnen mittheilen kann. Ich sehe aber auch nicht ein, was im Wege stehen sollte, dass man die Schüler veranlasst, einzelne Partien aus den Quellen selbst zu studieren. Warum können sie nicht kleinere Abschnitte aus Herodot lesen, manches haben sie ja schon gelesen, z. B. Sallust, Cäsar. Ich brauche nicht erst auseinanderzusetzen, dass ein eigentliches Urtheil, ein vollständiges Wissen auf dem Gebiete der Geschichte unmöglich ist ohne Studium der Quellen. Erst dadurch schlägt unsere Kenntniss Wurzel und gewinnt Boden, um daraus fruchtbare reiche Nahrung zu ziehen.

Das Zweite, wodurch ich meine Ansicht hauptsächlich begründen möchte, ist dies. Nur die alte Geschichte ist so einfach nach allen Richtungen hin, dass der Schüler in eine eingehende gründliche Kenntniss derselben eingeführt werden kann. Ich sage: in allen Beziehungen ist sie so einfach. Die Kräfte, die in der alten Geschichte wirken, sind von Jedermann zu erkennen, liegen auch nach der Beschaffenheit der alten Geschichte selbst ganz offen und klar vor. Ferner nehmen Sie die Kriegsgeschichte, wir haben aus dem Alterthum eine Reihe von Schlachtbeschreibungen, die sich Jeder, auch der Primaner auf der Schule, vollkommen klar machen kann. Ich frage auf der andern Seite, ob es eine Schlacht aus der neueren Geschichte giebt, ich meine die von Napoleon I. an, die ein Laie sich vollkommen klar machen kann? Ich brauche gar nicht daran zu erinnern, dass auch die inneren Vorgänge bei den Alten hinaustreten in das Leben, die Volksversammlungen, die Senatssitzungen, die Verhandlungen auf dem Forum zu Rom, ebenso verhältnissmässig in Athen. Es kommt aber noch Eins hinzu, zu dessen Bezeichnung ich freilich den beinah in Verruf gekommenen Ausdruck „Idee" gebrauchen möchte, der aber einmal von Humboldt dafür eingeführt ist.

Keine Geschichte bietet den Vortheil, dass sie uns ein Ganzes, ein in sich abgeschlossenes Ganzes vor Augen führt, wie die griechische und römische, also die Geschichte eines Volkes oder Volksstammes, der sich von seinen niederen Anfängen zu einer Höhe, wenn auch sehr verschiedenen Höhe erhebt; weiter auch den Verfall derselben Völker, der — und auch dies ist ein Punkt, der für unsere Jugend von grösster Wichtigkeit ist — der hauptsächlich immer eintritt in Folge der Entsittlichung des Volkes.

Ich werde ausserdem vielleicht Veranlassung bekommen, im Laufe der Debatte dies oder jenes noch nachzutragen; ich möchte nur das Eine zum Schlusse noch hinzufügen: ich glaube nicht, dass wir sagen dürfen, meine verehrten Herren, dass das Gymnasium bis jetzt seine

Schüler hinreichend ausgestattet hat mit dem, was ich will, nämlich mit einem lebendigen Interesse für die Geschichte und Ausbildung des historischen Sinnes und des historischen Urtheils. Vielleicht, dass diese Einrichtung ein kleines Scherflein dazu beitragen könnte, dass dies fernerhin in immer höherem Masse der Fall wäre. Es kommt mir sehr darauf an, zu hören, inwieweit die anwesenden Herren mit diesen Ansichten übereinstimmen.

Präsident: Indem ich dem geehrten Vorredner zunächst im Namen der Versammlung danke für seinen ausgezeichneten Vortrag, eröffne ich über diesen Gegenstand die Debatte.

Gymnasialdirector Piderit: Ich bin zwar im Allgemeinen mit den Grundsätzen, welche der geehrte Herr Vorredner entwickelt hat, einverstanden, muss aber in Bezug auf das Princip etwas bemerken, was gewiss vor diese Versammlung gehört. Der Hauptzweck des Geschichtsunterrichts ist auch für unsere Schüler — meiner Ansicht nach — der, die deutsche Gesinnung zu erwecken, und diese Erweckung deutscher Gesinnung möchte ich neben dem Anderen nicht ausser Acht lassen. Wenn wir uns aber in der Prima vorzugsweise mit der alten Geschichte beschäftigen wollen — „ein Hauptgegenstand" sagt der Antragsteller —, so fragt sich, wie weit man die alte Geschichte ausdehnt, ob z. B. die Germania des Tacitus — — —

Dir. Peter (unterbrechend): Die Germania des Tacitus würde ich gewiss mit zur alten Geschichte rechnen.

Dir. Piderit: Dann hat mir der Antragsteller schon einen Einwand weggenommen, dann will ich mich bloss an das Princip halten. In der Prima fehlt doch unsern Schülern sehr häufig die Fähigkeit, in die alten Schriftsteller so einzudringen, dass sie sie von dem Gesichtspunkte des Quellenstudiums vornehmen können. Sie haben so viel Gegenständen nahe zu treten, sie haben mit der Sprache zu ringen, dass man das Quellenstudium eigentlich der Universität zuweisen muss, dass man höchstens dem einen oder andern begabten Schüler rathen kann, zur Unterstützung des Unterrichts solches zu betreiben. Wir dürfen auf unsern Gymnasien nicht die Schriftsteller so behandeln, dass sie der Wissenschaft allein dienen, sondern so, dass für die Universität die Hauptsache noch übrig bleibt und das Gymnasium nur die Grundlage legt. Da kann man leicht in die Gefahr kommen, dass man die Schüler auf einen Standpunkt leitet, der meiner Ansicht nach zu hoch ist, dass man sie dadurch verführen kann, den Inhalt zurückzusetzen.

Ich bin durch die Einwendung vom Hauptgegenstande abgekommen: meine eigentliche Ansicht war die, daran festzuhalten, dass auch in der Prima der Sinn für deutsche Gesinnung erweckt werde; dies kann geschehen durch die Lectüre von Tacitus' Germania und auch durch die Dinge, welche in andern Disciplinen vorkommen. Es wird auch gewiss für die Schüler von grosser Bedeutung sein, wenn sie bei Gelegenheit der deutschen Literaturgeschichte, z. B. des Mittelalters, wo ihnen die glänzendsten und besten Zeiten unseres Volkes und ihre Producte vorgeführt werden müssen, eine Grundlage haben, auf welcher die deutsche Geschichte sich erhebt; denn wir müssen doch davon absehen, dass wir ihnen auf dem Gymnasium ein vollständiges Quellenstudium eröffnen. Die Schüler sind doch meistens receptiv, und productiv sollen sie eigentlich in der Prima noch nicht sein. Es würde sich dies Beides so vereinigen lassen, dass in der Prima die alte Geschichte in einem Jahrescurse getrieben würde und die neue und mittelalterliche auch, so, dass die Hauptsachen daran angeknüpft würden, namentlich auch neben der mittelalterlichen Geschichte die Stärkung und Kräftigung wahrer deutscher Gesinnung in den Seelen unserer Jugend erweckt und erhalten würde.

Dir. Benecke aus Elbing erhebt sich.

Präsident: Herr Dir. Weber hat schon vorher um das Wort gebeten.

Dir. Weber: An dem Vortrage des Herrn Dir. Peter habe ich zuerst auszusetzen, dass mir das Ganze etwas zu fragmentarisch erscheint. Man darf die alte Geschichte nicht so einzeln behandeln, ohne dass man tiefer in die allgemeine Geschichte eingeht. Wir müssen doch erst wissen, wo die übrigen Theile gelehrt werden sollen, ehe wir da zum Abschlusse kommen.

Das Zweite, was ich auszusetzen habe, wäre das Princip, ob wir beim Geschichtsunterricht zunächst bloss die Methode ins Auge zu fassen haben, oder ob wir auch auf den Inhalt und die übrigen Errungenschaften, die aus der Geschichte unserer Jugend geboten werden, eingehen sollen. Zur Bildung der historischen Methode wird sich diese Behandlung allerdings empfehlen, allein ich glaube, dass wir auch eine Kenntniss des modernen Staatslebens bei der Jugend erzielen sollen. Es ist nicht zu leugnen, dass das Alterthum sich vorzugsweise eignet, für den Geschichtsunterricht eine Basis, eine Grundform zu schaffen, weil es ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet; allein die Verhältnisse sind uns doch auch sehr fern liegend; aus der blossen alten Geschichte wird der junge Mann die Gegenwart nicht verstehen lernen. Ich möchte also erst fragen, wie es in den früheren Classen mit dem Geschichtsunterricht gehalten werden soll, wo die deutsche und die neuere Geschichte ihre Behandlung finden soll, und da meine ich, gerade in der obersten Classe sei die rechte Zeit, um an der Hand der neuen Geschichte die Jugend in das moderne Staatsleben einzuführen, ihr die grossen Ideen und Zeitfragen, welche das öffentliche Leben der Gegenwart bewegen, und denen sich Niemand entziehen kann, zum Verständniss zu bringen.

Dir. Peter: Darf ich vielleicht noch ein Wort einschieben?

Präsident: Ja wohl, versteht sich!

Dir. Peter: Ich halte es nämlich für besser, damit ich verhüte, dass die Discussion auf einen Weg geräth, den ich wenigstens für einen Abweg halte, noch einmal mich ganz deutlich dahin zu erklären: mein Vorschlag soll kein Präjudiz enthalten gegen den übrigen Geschichtsunterricht. Der Vorschlag, den der Herr Director Piderit gemacht hat, ist derselbe, den ich vor einem Dritteljahrhundert habe drucken lassen. Ich bin auch mit dem Herrn Director Weber vollkommen einverstanden in den Hauptpunkten; nämlich mir ist ja auch das Verständniss der Gegenwart ein Hauptzweck bei dem ganzen Geschichtsunterricht; also, dass es mir nicht einfällt, auch nur in Prima die neue Geschichte ausschliessen zu wollen, nun das wird kaum noch der Versicherung bedürfen. Ich möchte besonders gerade das constatiren, was alles auch gesagt ist, aber als wäre es gegen mich gerichtet, während es ganz meines Sinnes ist. Der Geschichtsunterricht soll keineswegs auf dem Gymnasium abgeschlossen werden, und je mehr er dringende Nöthigung oder, ich möchte mit Goethe sagen, „Verzahnungen" enthält für die Fortsetzung des Studiums, desto besser; und da bin ich der Meinung, dass diess am besten zu erreichen ist durch die Behandlung der alten Geschichte und nicht durch die Behandlung der mittleren und neueren, die nicht versäumt werden soll, die aber doch in dem Kopf und dem Sinn der Schüler in gewissem Sinne in der Luft schwebt. Ich glaube mich dadurch mit meinen geehrten Vorrednern auseinandergesetzt zu haben.

Dir. Benecke aus Elbing: Ich bin gleichfalls mit dem Herrn Director Peter ganz einverstanden darin, dass der Unterricht in der alten Geschichte in der Prima nicht ausgeschlossen werden darf, einverstanden auch mit der hervorragenden Bedeutung der alten Geschichte für den

Geschichtsunterricht auf Gymnasien, glaube sogar, dass die Verhältnisse des Alterthums nicht, wie bemerkt wurde, der Jugend so entfernt sind, sondern dass sie dem jugendlichen Alter unendlich näher liegen, als die Verhältnisse des Mittelalters und der neueren Zeit; aber damit kann ich mich nicht einverstanden erklären, dass es ein Hauptgegenstand des Geschichtsunterrichts in der Prima werden soll; besonders wegen der Eigenthümlichkeit der alten Geschichte glaube ich, dass der Unterricht sich ganz besonders für die unteren und mittleren Classen eignet. Ich habe seit 25 Jahren den Geschichtsunterricht zu ordnen gehabt und habe mich durch die verschiedensten Vorschläge nicht davon abzugehen veranlasst gefühlt, dass in den beiden unteren Classen die griechische und römische Sage erzählt werde als Propädeutik für den Geschichtsunterricht. Ich habe erfahren, wie unendlich wirksam dies für die Jugend ist, wie es das Interesse, zunächst freilich nur für einzelne Persönlichkeiten, erregt. Die Knaben folgen diesem Unterricht mit der grössten Aufmerksamkeit und eignen sich den Stoff so an, dass er ihnen in Fleisch und Blut übergeht; sie sind nicht bloss im Stande, einzelne Fragen zu beantworten, sondern im Zusammenhange mündlich und schriftlich wieder zu erzählen. Alsdann glaube ich, dass gleichsam in Herodoteischer Weise fortgefahren werden könnte, in Quarta die griechische Geschichte zu lehren — — —

Präsident: Ich glaube den Redner unterbrechen zu dürfen; bei der Kürze der Zeit kommen wir zu weit von unserem Thema ab. Ich glaube, wir dürfen nicht davon reden, sondern nur, wie es mit der alten Geschichte in der Prima gehalten werden soll.

Dir. Benecke: Ich will nur ganz kurz einen Plan des Geschichtsunterrichts Ihnen vorführen: ich habe es so eingerichtet, dass die griechische Geschichte in Quarta und zwar nach den Quellen erzählt wird, die römische in Tertia in einem zweijährigen Cursus; die mittlere für Secunda und die neuere für Prima drei Stunden die Woche. Für die alte Geschichte habe ich dadurch gesorgt, dass eine Stunde wöchentlich theils zur Repetition und Befestigung des früheren Stoffes, anderntheils zur Erweiterung und Vertiefung desselben verwandt werden soll. So bin ich allerdings der Meinung, dass die alte Geschichte immer noch fortgehen muss, dass aber die Hauptsache für die Prima doch die verwickeltere neuere ist.

Dir. Peter: Ich glaube, Herr College, Ihre Einwendung trifft mich nicht; ich will die alte Geschichte auch schon einmal, ja sogar zweimal haben, und ich würde den Plan des Geschichtsunterrichts für sehr unvollkommen halten, wenn die Schüler mit der alten Geschichte überhaupt erst in der Prima anfangen sollten: das würde ich sehr verwerfen, sehr verwerfen.

Ich habe aber die Discussion dadurch zu beschränken gesucht, dass ich alle Fragen über die ganze Einrichtung des Lehrplanes auszuschliessen versucht habe. Also wenn Sie mir sagen, Sie verwerfen meine Ansicht, weil die griechische und römische Geschichte schon in Quarta und Tertia gelehrt werden soll, so sage ich: ich gebe Ihnen das zu, dass römische und griechische Geschichte in den mittleren, sogar in den unteren Classen gelehrt werden soll; aber ich leugne, dass dies ein Argument gegen meine Ansicht ist.

Dir. Weber: Ich muss wiederholen, was ich vorher gesagt habe, dass die oberen Classen vorzugsweise für die neuere Geschichte der Platz sind und dass wir auch berücksichtigen müssen, dass für die verschiedenen Lebenskreise eine Vorbildung geschaffen werden soll, dass die Geschichte auf der Universität nicht gerade ein Hauptstudium für unsere Abiturienten sein wird. Nach meiner Ansicht ist das Naturgemässe, dass mit der alten Geschichte begonnen werde, dass aber in der oberen Classe, wo man die Kenntniss der alten Geschichte und auch der mittelalterlichen voraussetzen darf, vorzugsweise die Interessen der neueren Zeit berück-

sichtigt werden müssen, damit auch diejenigen Schüler, die sich anderen Lebensberufen widmen und vielleicht nur spärlich Zeit haben zu weiteren Geschichtsstudien, etwas Festes und Brauchbares in's Leben mitbringen. Für die Methodik ist die alte Geschichte vorzüglich, das weiss Jedermann, aber sie reicht nicht hin, und wenn wir die obersten Classen hauptsächlich mit der Methodik beschäftigen und vorzugsweise immer in die alte Welt führen, so stumpfen wir in ihnen das Interesse ab für die neuere Geschichte, für die Entwickelung der Menschheit, vor Allem für die nationale Entwickelung Deutschlands.

Präsident: Meine Herren, es stehen sich hier allerdings zwei Ansichten — meiner Meinung nach — gegenüber, mehr oder weniger schroff; eine solche, welche mehr Gewicht legt auf die Behandlung der alten Geschichte in den oberen Classen, und eine solche, die mehr die neuere Geschichte in den oberen Classen vertreten wissen will. Ich glaube aber, es sind verschiedene Schulen in's Auge gefasst: die Bürgerschulen, wo der Unterricht wesentlich abschliesst mit der Schule, und die Gymnasien oder Lyceen, wo die Behandlung noch weiter fortgetrieben wird.

Ich glaube, dass wir auf diesem sehr allgemeinen Gebiete nicht sehr weit mehr kommen werden; ich möchte daher bitten, dass man sich mehr an die einzelnen Punkte der Begründung hält.

Prof. Rehdantz: Ich will wirklich nur ein Wort sagen: Ich möchte fragen, ob die alte Geschichte repetendo oder selbständig in der oberen Classe gelehrt werden soll?

Ein anderer Redner: Es ist wirklich hier ein ganz bestimmter Gegensatz vorhanden und es frägt sich, auf welcher Seite Einer steht: pro ara et focis kämpfen wir. Wir sagen: Die alte Geschichte ist Gegenstand der Prima und nicht die neuere; denn die alte Geschichte giebt die Vorbilder, die eigentlichen Typen an in Beziehung auf die Methodik zu jeder Behandlung der Geschichte, was weder die mittlere noch die neuere leisten kann; und dann halte ich es gerade vom Standpunkte der Gymnasien aus vom Uebel, dass die Schüler schon so früh in die Gegenwart und in die politischen Gegensätze eingeführt werden sollen. Es ist vielmehr die Aufgabe der Gymnasien, dies zu vermeiden. Wir kommen nur zu leicht in Gefahr, Gymnasiasten zu erziehen, die immer erfüllt sind mit politischem Raisonnement, und das taugt nicht.

Dir. Jäger aus Cöln: Ich wollte fragen, wie sich der Herr Director Peter das eigentlich denkt in Beziehung auf die Zeit; er hat vorher das Zugeständniss gemacht, dass auch für die oberste Classe des Gymnasiums der Unterricht in der mittleren und neueren Geschichte nicht ausgeschlossen werden soll. Wie würde nun das Zeitverhältniss sich gestalten? Drei Stunden wöchentlich im Allgemeinen für die Geschichte angenommen, wie viel Zeit würde da auf den Unterricht in der mittleren und neueren Geschichte fallen?

Dir. Peter: Ich will möglichst kurz diese Frage zu beantworten suchen; ich schliesse mich theilweise an Herrn Dir. Piderit an. Nämlich nach meiner Ansicht muss in den unteren Classen, ich würde sagen, bis Quarta inclusive, ein propädeutischer Unterricht stattfinden. Dahin gehört, was Herr Director Benecke mit sehr lebhaften Farben ausgestattet hat, Sagengeschichte und dergleichen. Zweitens folgt dann ein Cursus für Tertia und Secunda — ich will einmal sagen, das ist der Unterricht ethnographisch behandelt — in der griechischen und römischen, in der mittleren und neueren, die letzten beiden hauptsächlich mit Berücksichtigung der deutschen Geschichte. Dann soll nach meiner Meinung in einem zweijährigen Cursus der Prima die ganze Geschichte vom weltgeschichtlichen Standpunkte aus nicht repetirt

werden, — dagegen muss ich mich ausdrücklich verwahren, — nicht bloss in einer Stunde die Woche der Stoff oberhalb der Schwelle des Bewusstseins erhalten werden, sondern es soll die ganze Geschichte von einem höheren weltgeschichtlichen Standpunkte aus unter Voraussetzung des Unterrichts auf den früheren Stufen durchgegangen werden. Dann wird sich allerdings auch Gelegenheit geben zur Repetition; damit würde der Zweck, den Sie im Auge haben, auch erreicht werden; nur ist es nicht bloss eine vereinzelt stehende Repetition, wodurch häufig bei den Schülern Nichts weiter bewirkt wird, als Ueberdruss am Gegenstande.

Ich möchte mich nur gegen einen Einwand des Hrn. Dir. Weber vertheidigen, den ich allerdings nicht im Princip zugeben kann. Wir auf den Gymnasien dürfen das nicht thun, dürfen unsern Lehrplan nicht modificiren nach dem Bedürfniss derer, die nicht studiren wollen, die eigentlich nicht zu uns gehören. Nimmt man das an, lässt man das Bedürfniss derer gelten, die aus Prima oder Secunda zu andern Lebensberufen abgehen, ja dann lassen sich allerdings sehr eigenthümliche Folgerungen daraus ableiten. Aber das müssen wir vermeiden. Es schliesst das nicht aus, dass man solchen jungen Leuten so viel Theilnahme und Förderung wie möglich erweist; nur den Lehrplan darf man nicht nach ihnen einrichten.

Dir. Jäger: Nur Weniges! Es ist vorhin der Einwand gemacht worden gegen den Unterricht in der mittleren und neueren Geschichte auf oberen Classen, dass die Schüler nicht zu frühzeitig eingeführt werden sollen in das politische Leben und Treiben der Gegenwart. Ich meinerseits bin für das Vorwiegen des Unterrichts in der mittleren und neueren Geschichte in den oberen Classen, und zwar bestimmt aus dem Grunde, damit die Schüler, die doch von dem politischen Leben in jedem Falle im reiferen Jünglingsalter berührt werden, damit sie in diese politisch und kirchlich bewegte Welt eingeführt werden an der Hand eines verständigen Lehrers, an der Hand der Schule, damit nicht der Wind von irgendwoher unreife Ideen ihnen zuführt.

Es handelt sich beim Unterricht nicht um politische Raisonnements, sondern um eine Geschichts-Erzählung, um eine Erzählung derjenigen Ereignisse und eine Schilderung derjenigen Zustände, auf denen das Leben der Gegenwart nun einmal beruht.

Wird eine solche Erzählung in den oberen Classen gegeben von einem verständigen Lehrer, so ist das jedenfalls besser, als wenn die Schüler die nächste beste Parteischrift lesen und in irgend welchem Sinne von einer politischen oder kirchlichen Partei bearbeitet werden.

Dir. Schäfer: Ich habe um das Wort gebeten in der Mitte der pädagogischen Section mit Rücksicht auf längere Lehr-Erfahrung. Ich habe das Glück gehabt, 16 Jahre hindurch an zwei Lehranstalten den ganzen Geschichtsunterricht von der untersten bis zur ersten Classe in der Hand zu haben. Ich habe in diesen Jahren nur dahin meine Ueberzeugung bilden können, dass in der Prima mit der neueren und neuesten Geschichte abzuschliessen sei, ich habe mich verpflichtet gefühlt, gerade den Schülern, die zur Universität abgehen wollten, dies am meisten zu bieten, weil ich meine, in dem Sinne, wie es von Hrn. Dir. Jäger ausgesprochen ist: es darf das Feuer nicht verwahrt werden vor denen, die nachher in die Nähe des Feuers kommen sollen. Sie müssen warm werden, sie müssen fest werden in dem Urtheil über die Ereignisse, die uns unmittelbar bewegen. Dies scheint mir, wenn die ganze Weltgeschichte in Prima noch zusammengefasst werden soll, nicht in vollem Umfange erreicht werden zu können. Andererseits werden die Herren Collegen mir gerade persönlich zutrauen, dass ich mich als Gymnasiallehrer verpflichtet gefühlt habe, der alten Geschichte nicht zu vergessen. Diese Stunden sind meine besondere Freude gewesen, weil ich da meine Schüler

auf die wissenschaftliche Betrachtung der alten Geschichte hinführen konnte, die in Quarta und in den andern Classen in dem Grade nicht geboten wird. Ich glaubte da aber mit wenigen Stunden ausreichen zu können. Es galt eine Repetition, die sich anschloss an die Ergebnisse des Gymnasial-Unterrichts überhaupt, und darin habe ich mich bemüht mit meinen übrigen Collegen zusammenzuwirken. In diesem Geschichtsunterricht kam eine Blüthe der Gymnasial-Erziehung zu Tage, und nun galt es, gewisse Schlaglichter zu geben. Dazu habe ich einer nicht langen Zeit zu bedürfen geglaubt. Meiner Ueberzeugung nach hat es sich immer bewährt, gerade in der Prima vorzugsweise die neuere Geschichte gründlich durchzunehmen. Ich habe darin meine höchste, meine heiligste Aufgabe gesehen, dass ich meine Schüler zu patriotisch gesinnten Leuten erziehen möchte, dass sie nicht gerade von jedem Winde angeweht und hin und her bewegt würden, wenn sie nach der Universität gehen; deswegen habe ich gerade das bis auf die letzte Schwelle des Gymnasial-Unterrichts gelegt. Ich schliesse mich daher den Herren an, welche die Ansicht vertreten, dass in der Prima gerade auf die neuere Geschichte das Hauptgewicht gelegt werden soll.

Weber: Nach dem, was der Herr Vorredner gesprochen, würde ich auf das Wort verzichten; nur möchte ich mich gegen eine Aeusserung des Hrn. Director Peter verwahren: „Ich habe hier als Director einer höheren Bürgerschule gesprochen." Auch in meinen geschichtlichen Lehrbüchern habe ich nicht einen Standpunkt vertreten, der sich denen der anwesenden Herren hier entgegenstellte; nicht auf Solche habe ich mich beziehen wollen, die unmittelbar in das praktische Leben eingehen, das ist eine Sache für sich, sondern ich habe gesagt, dass später sich sehr viele Abiturienten solchen Lebensberufen zuwenden, bei denen das Studium der Geschichte zu kurz kommt: so die Mediciner, so viele Andere, die in die philosophische Facultät eintreten; die Juristen selbst haben nicht Zeit, sich eingehender mit Geschichte zu beschäftigen. Das Zweite, was ich im Auge hatte, war, dass ich die Behandlung, wie ich sie vorgeschlagen habe, für naturgemässer halte. Es versteht sich gleichsam von selbst, dass mit der alten Geschichte begonnen und mit der neueren abgeschlossen werde, und was einmal der Natur der Sache gemäss ist, hat eine grosse Berechtigung. Die Geschichte wird zweimal behandelt werden müssen, aber in verschiedener Weise, einmal in einer mehr äusserlichen, erzählenden Weise, so dass die Weltbegebenheiten und die handelnden Persönlichkeiten in grossen allgemeinen Zügen dem Schüler vorgeführt werden und dabei der Hauptnachdruck auf Erweckung des Interesses, auf Belebung der Phantasie, auf Erzeugung eines historischen Sinnes zu legen sein dürfte, und dann in den oberen Classen in einer mehr pragmatischen, eingehenderen Weise zur Bildung des Verstandes und des Urtheils; aber in den beiden Abtheilungen muss die gesammte Weltgeschichte in 7 bis 8 Jahrescursen zweimal vollständig gelehrt, zweimal als ein abgeschlossenes Ganzes behandelt werden; nur bei solchem Verfahren wird der aus der Anstalt entlassene Jüngling mit genügenden historischen Kenntnissen ausgerüstet sein, um auch ohne tiefere Geschichtsstudien das öffentliche Leben der Gegenwart zu verstehen und sich dann an demselben und durch dasselbe zu einem Manne von Urtheil und Gesinnung heranzubilden. Dass dabei der Lehrer auf die Bildung der Ansichten seiner Zöglinge oft einen wesentlichen Einfluss übt, dass somit in der Schule gewisse Lebensanschauungen zum Voraus erzeugt, die Ansichten und Grundsätze der Jugend in eine bestimmte Richtung gelenkt werden, ist wohl kaum zu vermeiden; allein solche Einwirkungen kommen auch in andern Lebensverhältnissen vor, und welcher Einfluss schliesslich den Ausschlag giebt, häng' von Umständen und Persönlichkeiten ab.

Präsident: Es versteht sich, dass wir durchaus nothwendig haben und absolut nicht entbehren können eine bedeutende Berücksichtigung des Unterrichts in der alten Geschichte in einer der obersten Classen, weil sonst unser Unterricht in der alten Geschichte durchaus ohne Abschluss ist. Wir können beim Unterricht in den untern Classen die alte Geschichte eben bloss äusserlich nehmen. Sollen wir ihr irgendwie einen eigentlichen Geist einhauchen, so müssen wir sie auch in den obersten Classen wieder vornehmen.

Dir. Mommsen: Darf ich ein kurzes Wort sagen? Ich habe die Verhandlungen nicht ganz mit angehört und fürchte also, etwas Gesagtes zu wiederholen. Aber ich wollte ganz kurz meine Meinung sagen. Sie können Ihre Schüler vom politischen Treiben nicht ganz frei halten; die jungen Leute, die Ihnen gegenüber stehen, sind ebenso wenig im Stande, sich von demselben fern zu halten. Wenn also ein Thema gewählt wird, wo man dies möglichst wenig berührt, so ist die Gefahr nahe, dass sich der Schüler eine auf seine Hand zurecht gebaute Ansicht entwickelt, und es ist dann zehnmal mehr werth, dass der Stoff von einem Lehrer in irgend einer Weise auseinandergesetzt wird. Es ist also meine Meinung, dass ein gewisser politischer Kern durchaus im Unterricht sein muss, also auch im Verkehr mit den Schülern. Mir ist ferner die Hauptsache der Unterricht in der Prima nicht insofern, als der Unterricht in dieser Classe abgeschlossen wird, sondern vorzugsweise, weil hier die Vertiefung in irgend eine Sphäre des Unterrichts, sei es das Mittelalter, die neuere Zeit, das Alterthum, das deutsche Wesen, erfolgt. Die Hauptsache ist, einen geschichtlichen Geist, einen Sinn für das geschichtliche Studium in den letzten Jahren zu bilden; und nun scheint es mir ganz entsetzlich gleichgültig, in welches von diesen Gebieten wir uns eigentlich vertiefen; nur dass wir uns überhaupt vertiefen, und dass wir unsere Schüler auch dahin bringen, sie auch einzuführen in die Ideen-Welt. Sonst scheint mir die ganze Streitfrage, wenn Sie mir das Wort erlauben wollen, eine müssige.

Dir. Peter: Ich möchte zunächst mein Bedauern ausdrücken, dass ich Veranlassung gegeben habe zu dem Missverständnisse mit dem Herrn Director Weber. Ich habe wirklich nicht daran gedacht, dass Sie Realschul-Director sind, das kann ich Sie versichern; ich habe nicht im Entferntesten daran gedacht, muss aber auch hinzufügen, dass ein Realschul-Director mir gerade so viel gilt, als ein Gymnasial-Director. Ihre Worte habe ich allerdings so aufgefasst, als meinten Sie, dass man auf die Rücksicht nehmen müsse, die einen andern Beruf ergreifen würden und nicht studiren. Ich muss aber doch bemerken gegen Ihre Worte, dass Sie diess falsch aufgefasst. Ich bin nicht der Meinung, dass ein Jurist, dass ein Philosoph später die Geschichte an den Nagel hängen soll, und das ist eben dasjenige, was ich, wenn es stattfindet, zu verbessern wünsche, wogegen die Gymnasien ankämpfen. Nun bemerke ich in Bezug auf Hrn. Dir. Mommsen, dass Sie sogar, ohne dass Sie es beabsichtigen, theilweise wörtlich mit mir übereinstimmen. Aber vielleicht, wenn wir die Ehre gehabt hätten, Sie bei der Einleitung hier zu sehen, so würden Sie nicht gesagt haben, dass die Frage eine müssige sei. Es ist mir nämlich sehr darauf angekommen, dass für diese Vertiefung, wie Sie das sehr passend nennen, kein Theil der Geschichte so geeignet ist, wie die alte Geschichte. Nun möchte ich aber namentlich etwas noch sagen über das, was ich wiederholt gehört: nämlich im Allgemeinen bin ich gewiss vollkommen damit einverstanden, dass der Lehrer auch auf die Ausbildung des politischen Bewusstseins einzuwirken hat. Er kann es nicht vermeiden, wollte er es auch! Er muss nothwendig einen so wichtigen Theil der Ausbildung der Jugend, er darf ihn nicht sich selbst überlassen. Nun frage ich aber, meine Herren, wenn die alte

Geschichte, namentlich die griechische und römische so behandelt würden, wie ich es mir denke, wird denn dadurch nicht auch das politische Urtheil und der Sinn der Jugend auch für die Gegenwart ausgebildet? Und wird nicht vielleicht eben des Umstandes wegen, den ich schon hervorgehoben, die alte Geschichte vorzugsweise zu diesem Zwecke geeignet sein? Aber ich sage nochmals: meine Meinung ist nicht die, dass nicht auch in Prima mittlere und neuere Geschichte gelehrt werden soll, und es wäre zu wünschen, dass wir in der neueren Geschichte recht weit herab, bis in die Gegenwart herab kommen könnten. Mit dem, was Herr Dir. Schäfer bemerkt, kann ich mich vollkommen einverstanden erklären, und ich muss doch auch constatiren, dass Sie nach dem, was Sie die Güte gehabt haben mitzutheilen, selbst alte Geschichte in Prima gelehrt haben, und das ist mir schon eine Sache von wesentlicher Wichtigkeit. Ich habe auch Geschichte gelehrt, und zwar einige dreissig Jahre, und da habe ich den Plan, den ich vorher skizzirt, ausgeführt und ausführbar gefunden.

Präsident: Es ist mancher Gegensatz in dieser Sache hervorgetreten; man hat aber auch in Vielem übereingestimmt, vor Allem in dem Interesse, das an dem geschichtlichen Unterrichte zu nehmen, in der Ueberzeugung, dass der geschichtliche Unterricht ein wesentliches Unterrichtsmittel ist, und dass er mit aller Lebhaftigkeit, mit aller Kraft des Geistes betrieben werden muss. In den übrigen Beziehungen werden wir uns hoffentlich an einem andern Platze, wo wir uns wiedersehen, verständigen können.

Rehdantz: Soll keine Frage gestellt werden?

Ahrens: Es ist in früheren Zeiten allerdings wohl in unseren Versammlungen Sitte gewesen, sowohl in den allgemeinen, als in denen der pädagogischen Section, besondere Fragen zu stellen und dann auf Ja oder Nein entscheiden zu lassen. Aber seit geraumer Zeit habe ich gefunden, dass man diess nicht mehr zweckmässig gefunden hat. Es sind diese Fragen, die durch Majoritäten entschieden werden sollen, — zumal unsere Majorität eine stets wechselnde ist, da die Versammlungen bald in Nord- bald in Süd-Deutschland, bald unter diesen, bald unter jenen Verhältnissen zusammenkommen — meist solche, dass bei ihrer Beantwortung nur herauskommen kann, dass in jedem Jahre eine verschiedene Entscheidung fällt. Man hat deshalb im letzten Jahrzehnt angefangen, nur zu discutiren und dann mit der Discussion abzuschliessen

(Widerspruch von verschiedenen Seiten.)

Präsident: Ich glaube, es ist ein Unterschied, ob man abstimmt über bestimmte Dinge, die vorgenommen werden sollen, oder ob man probirt, zu welcher Ansicht sich die grössere Anzahl hinneigt. Ich halte es aber heute in der That nicht für gelegen, eine solche Abstimmung hervorzurufen. Ich will aber kurz eine Frage stellen, nämlich: ob die Versammlung wünscht, dass eine Entscheidung vorgenommen wird. Ich stelle also die Frage:

„Wünscht die Versammlung, dass eine Abstimmung in der Art vorgenommen wird, dass sich die Herren dadurch erklären, welcher Meinung sie sich zuneigen?"

Wer dies wünscht, mag seine Hand erheben. (Es ist die Minorität.)

Köchly: Hochverehrte Versammlung! Ich richte durch den Mund des Herrn Präsidenten an Sie die Anfrage, ob Sie mir ausserordentlicher Weise zu einem kurzen Worte beziehentlich 6—7 Minuten Zeit geben wollen. Ich wünschte auf Ihren gestrigen Beschluss, betreffend die Uebungen der griechisch-makedonischen Elementartaktik zurückzukommen und Ihnen in kürzester Form ein dreifaches Wort des Dankes, der Rechenschaft und endlich der Bitte an's Herz zu legen. Ich verspreche ausdrücklich, die Zeit nicht zu überschreiten. Ich würde diese Anfrage nicht wagen, wenn ich gestern aus Nachlässigkeit

MKOLL

oder Vergesslichkeit diese, für mich so höchst wichtige, Debatte versäumt hätte. Meine Herren! Sie können mir glauben: es war für mich wegen der Präsidial-Geschäfte eine absolute Unmöglichkeit, in Ihrer Mitte zu erscheinen!

Auf die Anfrage des Präsidenten wird dem Sprecher das Wort gestattet, welcher dann also fortfährt:

Mein erstes Wort, verehrte Herren, ist ein Wort des Dankes. Sie haben durch Ihren Beschluss, „dass es wünschenswerth sei, diese Uebungen versuchsweise in die Turnübungen unserer Gymnasien aufzunehmen," und dadurch, dass Einige der verehrten Herren, wie namentlich unser verehrter Rector Rehdantz — ein Sachverständiger, wie Wenige —, sich bereit erklärt haben, diess selbst zu thun und der pädagogischen Section der nächsten Versammlung Bericht zu erstatten, — Sie haben durch diesen Beschluss und dieses Versprechen den Versuch der Männer glänzend gerechtfertigt, welche in den letzten Wochen während ihrer Ferien die wahrlich schwierige und dazu unnützer Weise zum Theil noch mehr erschwerte Aufgabe in die Hand genommen haben, diese Uebungen Ihnen praktisch vorzuführen. Gestatten Sie mir darum, diejenige Ansicht kurz zu entwickeln, welche Sie dadurch zu der Ihrigen gemacht haben.

Diese Uebungen waren kein Schauspiel für die Herren Philologen und Schulmänner, wie wohl Manche sich eingebildet haben; sie waren durchaus nur ein praktischer Beleg zu der gestrigen Debatte. Wir sind davon ausgegangen, dass die Einführung dieser Uebungen eben so vom Standpunkte des Gymnasial-Turnwesens, als des altclassischen Unterrichts aus sich empfehle. Es ist Ihnen gestern gesagt worden, dass der bei Weitem grösste Theil dieser Uebungen — doch wohl eben deswegen, weil sie in der Natur, in der Nothwendigkeit selbst begründet sind, — von dem grossen Turnmeister Spiess, ohne dass derselbe eine Ahnung von einer griechischen Elementartaktik hatte, selbständig von Neuem erfunden worden sind. Beweis: die Knaben, welche Sie gestern exerciren sahen, diese Buben, die theilweise keinen Buchstaben Griechisch konnten, sind in der kurzen Frist von vier Wochen, selbstverständlich nicht alle Tage, ja sogar noch mit einer fast vierzehntägigen Unterbrechung wegen Krankheit unseres Herrn Exercirmeisters, eingeübt worden!

Ich weiss wohl, dass sie nicht im Stande sind, mit der Präcision zu exerciren, wie unsere treffliche Jugendwehr, die Ihnen gestern das Resultat eines anderthalbjährigen Unterrichts vorgeführt hat. Warum ging's aber denn doch ganz leidlich? Weil die Knaben schon die meisten dieser Uebungen praktisch kannten, so dass es nur noch nöthig war, ihnen die griechischen Commando-Worte und ihre Bedeutung einzuprägen.

Es handelte sich nicht um eine Spielerei, wie von manchem Unkundigen geäussert worden, es handelte sich um einen praktischen Versuch. Sie, meine Herren, haben ihn zu dem Ihrigen gemacht. Wir danken Ihnen in unserem Namen, im Namen der Sache dafür. Es ist hier sicherlich wiederum ein Schritt geschehen, um einen Theil unseres altclassischen Unterrichts anschaulich und populär zu machen, um ihn so recht in Fleisch und Blut unserer Gymnasialjugend übergehen zu lassen. Die Bedeutung dieser Uebungen als schulmässiger Vorbereitung für die specifisch militärischen Exercirübungen übergehe ich hier mit Willen. — Diess das Wort des Dankes!

Nun ein kurzes Wort der Rechenschaft. Diese Uebungen heissen Uebungen in der griechisch-makedonischen Elementartaktik deswegen, weil die eigentliche Grundlage, das Wesentliche dieser Uebungen Jahrhunderte lang von den alten Spartiaten des Tyrtäos

an bis zu den Phalangiten der letzten Diadochen sich fortgepflanzt und erhalten hat. Darum haben wir auch in der Ausrüstung unserer Burschen eine gewisse Mischung — Contamination, wenn Sie wollen, — eintreten lassen, über welche ich Ihnen eben eine erläuternde Rechenschaft schuldig bin.

Drei Hauptstufen lassen sich in der Trutz- und Schutzbewaffnung der alten Hopliten je nach Beschaffenheit und Führung von Spiess und Schild unterscheiden: die *homerisch-spartiatische*, die *hellenische* und die *makedonische*. Zuerst also die *homerisch-spartiatische* Bewaffnung mit dem riesigen, den ganzen Mann von der Schulter bis zum Knöchel deckenden Ovalschilde, welcher am Telamon, dem über die linke Schulter laufenden Wehrgehenke oder Tragriemen, befestigt bei'm Stillstehen einfach auf den Boden aufgesetzt, bei'm Gehen mit der linken in eine Handhabe eingreifenden Hand zugleich getragen wird, so dass der etwa 6—8 Fuss lange Spiess lediglich mit der rechten Hand und zwar nicht nur zum Stoss, sondern auch zum Wurf — doch nur in nächster Nähe — geführt wird; er wird dabei etwa in der Mitte des Schaftes dolchartig, d. h. mit dem kleinen Finger nach der Spitze, mit dem Daumen nach dem Schaftende zu angefasst und neben oder über dem Haupte zu Stoss oder Wurf geradeaus oder von oben nach unten erhoben. So zeigen uns die homerischen Schilderungen und Tausende von Vasenbildern in genauester Uebereinstimmung die Heroen im *Einzelkampfe*. So haben aber auch noch in *flacher Schlachtlinie*, vielleicht oft nur von 1 oder 2 Schilden Höhe, die mit Stein oder Wurfspeer ausgerüsteten Schildknappen hinter sich, die alten *Spartiaten* gekämpft, wie aus *Tyrtäos* erhellt: das ist das *δόρυ πάλλοντες* unsers Embaterion, wofür es in einer Elegie *τινασσέτω ἔγχος* heisst. Nur wird hier, wo der Einzelne zwar noch für sich aber doch schon in Reih und Glied kämpfte, der Wurf immer mehr abgekommen und der Spiess sehr bald nur als *Stoss*waffe benutzt worden sein. Bei dieser Kampfweise wurde also der Spiess *so* geführt:

(Sprecher erhebt in der beschriebenen Weise die zur Faust geballte Hand.)

Ganz anders auf der *zweiten* Stufe, welche wir die *hellenische* genannt haben, weil sie — obwohl sicherlich ebenfalls von den Lakedämoniern ausgegangen — doch für die Bürgersoldaten aller hellenischen Staaten die gewöhnliche geworden und geblieben ist. Sie hängt genau mit der Ausbildung der ausschliesslich auf sich beschränkten Hoplitenphalanx zusammen, welche in ihrer Front wie in ihrer allmählich bis zur Normalstärke von 8 Mann gesteigerten Tiefe fest aneinander geschlossen als *Ganzes* durch den gleichmässigen Stoss des Einbruches zu wirken bestimmt ist. Jetzt wird der in seinen Dimensionen mehr oder minder verringerte Schild nicht mehr am Telamon getragen, sondern mittelst Armring und Handhabe (*ὄχανα*) lediglich vom linken Arme geführt, der freilich dadurch noch immer *ganz* in Anspruch genommen wird, so dass der — vielleicht bereits bis etwa 9 Fuss verlängerte Spiess — auch jetzt noch nur mit der rechten Hand geführt, natürlich aber niemals zum Wurfe, sondern ausschliesslich zum Stosse benutzt wird, wobei man schon jetzt sich darauf einübt, durch festen Aufschluss der Hinter- auf die Vordermänner bei jedem der letzteren mehrere Speereisen im Augenblicke des Anpralls dem Feinde auf den Leib zu bringen. Dabei wird aber der Spiess jetzt nicht mehr wie früher, sondern *so* geführt —:

(Die entsprechende Handbewegung)

er wird etwas weiter nach unten, nach dem Schaftende zu angefasst, mit dem Daumen nach vorn und dem kleinen Finger nach hinten, er wird auch nicht mehr gehoben, sondern gesenkt oder gefällt und fest an die rechte Hüfte angedrückt — genau wie auf dem Alexanderbilde

der berühmten Mosaik von Herculanum zu sehen ist —: dabei dienen die halbrunden Ausschnitte an den Schilden, welche man auf vielen Vasenbildern findet, zum Lager für den gefällten Spiess, damit derselbe eine festere Lage habe.

Das wäre die correcte Ausrüstung gewesen, wenn wir unsere Knaben ganz als lakedämonische oder hellenische Hopliten Ihnen hätten vorführen wollen. Es wäre das aber unpraktisch gewesen. Wir konnten insbesondere den kleineren Burschen weder das Tragen eines zu grossen und schweren Schildes noch die Führung des Spiesses mit Einer Hand zumuthen; darum haben wir, wie gesagt, eine Mischung oder Contamination eintreten lassen: wir haben ihnen den gewöhnlichen Hoplitenspiess von mässiger Länge belassen — während nach Iphikrates' Vorgang, der den Spiess seiner Söldnerhopliten auf 12 Fuss Länge brachte, die makedonischen Phalangiten, die ihre Schlachtlinie mit einer Normaltiefe von 16 Mann bildeten, Spiesse von 16 Fuss (nicht Ellen!) Länge, die berühmten Sarisen führten —; wir haben ihnen aber zu dessen bequemerer Führung auch die linke Hand frei gemacht, indem wir ihnen die Pelta oder den kleinen makedonischen Rundschild gegeben haben, der lediglich an zwei Armringen, unmittelbar unter dem Ellenbogen und oberhalb des Handgelenks, getragen wird; wir haben ihn aber mit dem lakedämonischen *Λ* bezeichnet: dieses *Λ* bedeutet uns nicht blos „Lakedämonier", sondern auch „Lyceist." (Heiterkeit.)

Meine Herren! Ich habe jetzt 6 Minuten gesprochen, gestatten Sie noch zwei. (Kleine Pause, der Sprecher fährt fort.) Es scheint, dass Sie mir diese kleine Frist noch bewilligen, und wem es zu lange dauert, der kann sich ja entfernen: es spricht sich ja auch ganz gut mit „fortlaufendem Beifall!"

Wir haben ferner unseren Leuten mit gutem Bedacht nur Spiess und Schild gegeben, sonst Nichts: keinen Helm, keinen Brustharnisch, keine Beinschienen — wie es thörichter Weise auch verlangt worden ist —; sondern nur die einfachen Turnkleider, welche sie auch sonst auf dem Turnplatze tragen; Spiess und Schild brauchen sie, um die Uebungen auszuführen, aber sie sollten keine Maskerade aufführen.

Endlich noch ein Wort über das Marschlied: auch darüber habe ich mancherlei gutgemeinte aber recht unverständige Aeusserungen gehört. Hat mir doch einer meiner verehrten Freunde — beiläufig gesagt, weder ein Philolog noch ein Schulmann — gesagt: „Warum ich die Worte nach einer neuen, nicht nach einer alten Melodie hätte singen lassen?" Ich habe ihm geantwortet: „Mein Bester! wer mir eine alte griechische Melodie herstellen kann, *erit mihi magnus Apollo*, oder vielmehr *maximus Apollo et Musagetes!*" (Heiterkeit.)

Nun aber vom Scherz zum Ernst. Bei unseren modernen Militärübungen haben wir die Trommel. Die alten Spartiaten sind unter dem Klange ihrer kriegerischen Blasinstrumente — welche man sehr uneigentlich „Flöten" zu nennen pflegt, worunter wir uns etwas ganz Anderes denken — in den Kampf gezogen. Nun, diese antiken Flöten können wir natürlich nicht herstellen, und Instrumentalmusik gehört überhaupt nicht auf den Turnplatz. Sollten wir nun unsere Jungen ohne Sang und Klang ihre Evolutionen machen lassen, während doch sonst schon gemeinsamer Gesang die Gemein- und Massenübungen zu begleiten pflegt? Gewiss nicht! Jene Uebungen, wenn ganz stumm ausgeführt, würden ihnen um ein gut Theil trockener, schwerer, langweiliger geworden sein; ja ich zweifle sogar, ob wir ohne jenes moderner Melodie angepasste Embaterion des Tyrtäos, welches die alten Spartiaten anstimmten, wenn sie gegen den Feind anmarschirten, ich zweifle, ob wir ohne diesen „wackern Sang", der uns

hier die letzten Wochen umsummt hat, wie etwa einst das Marlborough-Liedchen unsere Voreltern, ich zweifle, ob wir ohne das *ἄγετ' ὦ Σπάρτας πολιῆται* nach Mozart'scher Melodie unsere jungen Freiwilligen bis ans Ende zusammengehalten hätten. Das ist für den Pädagogen die beste Rechtfertigung dieses Wagnisses! Aber der strenge Gelehrte, der Mann der Wissenschaft? Einer Mozart'schen Opernmelodie die Originalworte des Tyrtäischen Päan unterzulegen, ist das nicht ein Frevel? Er wäre es, wenn dabei die antiken Rhythmen verloren gingen, wie z. B. in jener berühmten von Laien und Gelehrten gleich bewunderten Antigone-Composition Mendelssohn-Bartholdy's, welche freilich mit den Versmassen des Originals absolut Nichts gemein hat. Umgekehrt ist's mit unserer Melodie, welche den anapästischen Marschrhythmen und wahrlich auch den frischen, fröhlichen Kampfesworten des alten Päan so genau entspricht, als wenn sie eigends dazu componirt worden wäre. Warum sollten wir sie also nicht annehmen, da alle griechische Melodie uns spur- und ahnungslos untergegangen ist? Warum sollten wir nicht das alte Embaterion mit und mittelst der neuen Melodie unsern jungen Hopliten einprägen?

(Die erste Strophe des Embaterion wird recitirt.)

Ja, ich gehe noch viel weiter, ich behaupte — was ich freilich hier nicht weiter beweisen oder ausführen kann —, dass man bekannte und beliebte Melodieen der Gegenwart, soweit es angeht, geradezu aufsuchen und benutzen müsse, um den Schülern überhaupt die antiken Rhythmen und Metren so recht in Ohr und Gefühl zu richtiger und ausdrucksvoller Wiedergabe übergehen zu lassen. Man wird damit viel weiter kommen, als mit den gedruckten oder angeschriebenen Versschematen und dem Auswendiglernen unverstandener Versbenennungen. Doch zurück zu unserem Marschliede; es hat für uns „seine Schuldigkeit gethan", ich denke, man wird es deshalb „nicht gehen lassen", wenn man Ihrem Beschlusse gemäss diese Uebungen überhaupt aufnimmt. Und ich meine, wenn der alte Schulmeister von Aphidnä, wie er heisst, aus seinem Grabe erstanden unsere Burschen nach seinem Embaterion hätte marschiren sehen, er würde uns nicht gezürnt haben, trotz der neuen Melodie!

Dass ich, abgesehen von kleineren Aenderungen und der Wiederholung der beiden ersten Verse zur Bildung zweier Strophen, im Schlussverse *οὐ γάρ* mit *ὧς γάρ πάτριον Σπάρτᾳ* vertauscht habe, das habe ich nicht hier, sondern nöthigenfalls vor der kritisch-exegetischen Section und sonst zu vertheidigen. Als Curiosum will ich nur noch erwähnen, dass sich durch Verbindung dieses Embaterion mit dem bekannten Anfangsverse eines andern

ἄγετ', ὦ Σπάρτας ἔνοπλοι κοῦροι, ποτὶ τὰν Ἄρεος κίνασιν,

sehr leicht eine Strophe bilden lässt, welche genau dem Schiller'schen Reiterliede entspricht und nach dessen Melodie gesungen werden kann.[1]) *Variatio delectat.* Soweit die **Rechtfertigung**!

Nun noch zum Schlusse ganz kurz die **Bitte**. Ich ersuche alle die geehrten Herren, welche versuchsweise die Einführung dieser Uebungen bei ihren resp. Anstalten in die Hand zu nehmen gedenken, uns gefälligst im Laufe des Jahres, sobald es Ihnen zweck-

---

1) Dass auch in dieser Beziehung jene alten Humanisten ihre Leute ganz anders zu packen wussten, geht aus einer Notiz über Glareanus' Vorlesungen in unserm Freiburg vom October 1551 hervor, welche wir in der Selbstbiographie des Josua Maaler von Zürich („Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst, herausgegeben von J. G. Müller. Winterthur 1810." Bd. 6, S. 187 ff.) finden: „Der alt Glareanus hatt vast die meersten *Auditores: profitieret* den *Horatium*, und sang die *Odas* oder *Carmina*."

mässig erscheint, Mittheilung zu machen, und erkläre ausdrücklich, dass wir sehr gern bereit sind, mit Ihnen unsere Erfahrungen auszutauschen.

Ich bin zu Ende und danke nur noch bestens für das mir gestattete Wort, sowie für die mir geschenkte Aufmerksamkeit. Eine Debatte wollte ich nicht hervorrufen: der von Ihnen gefasste Beschluss ist genug, wenn er ausgeführt wird — und er wird ausgeführt werden, denn wir wollen es; er wird ausgeführt werden, denn es gilt eine allerseits von uns anerkannte Wahrheit, dass ebenso vom Standpunkte des Turnwesens als des altclassischen Unterrichts aus die Einführung jener Uebungen bei unserer Gymnasialjugend sich empfiehlt. Ich schliesse also mit der Bitte an die Herren, die mit uns gleicher Meinung sind und die Uebungen einführen wollen, sich mit uns gefälligst in Einvernehmen zu setzen. Ich bin zu Ende!

Freitag, den 29. September 1865.

Zweite Verhandlung,

für welche die archäologische Section sich mit der pädagogischen vereinigt hatte.

Präsident: Meine Herren! Wir gehen zum zweiten Gegenstande unserer heutigen Verhandlung über, nämlich zu den Thesen [1]) des Herrn Professor Piper, betreffend die

---

1) Thesen von Prof. Piper, betreffend die Einführung der monumentalen, insbesondere der christlich-monumentalen Studien in den Gymnasialunterricht.

1. Die Aufnahme dieser Studien in den Gymnasialunterricht wird erfordert als Voraussetzung für den Unterricht auf der Universität in dem ganzen Kunstgebiet, insbesondere in der classischen wie in der christlichen Kunstarchäologie.

2. Sie ist nothwendig für den Zweck der Gymnasialbildung selbst: erstens nach der formalen Seite, um gegenüber der Ausbildung des Verstandes das Anschauungsvermögen zu entwickeln und den Sinn für die Sprache der Kunst zu üben.

3. Sodann dem Inhalte nach, um durch die Urbilder aus der Blüthezeit der classischen wie der christlichen Kunst auf die Bildung des Charakters in der ethischen und in der religiösen Richtung zu wirken.

4. Drittens, um mit der allgemeinen Bildung und deren Ansprüchen die Leistungen der Schule in Einklang zu setzen.

5. Nach dem Mass dieser Leistungen, das von der Schule zu fordern ist, bildet der Unterschied in der Begabung der Schüler kein Hinderniss der allgemeinen Einführung.

Die Werke der Kunst sind geeignet, auf allen Stufen des Unterrichts als Bildungsmittel zu dienen.

6. Das Studium der Kunst auf Gymnasien erfordert nicht die Einrichtung besonderer Lehrstunden, sondern die Berücksichtigung in verwandten Disciplinen. Es stellt sich dar nicht als Belastung mit neuem Stoff, sondern als Ergänzung und Erleichterung der Methode.

7. Der Ort dafür ist erstens die Lesung der Schriftsteller, vornehmlich der alten Dichter (Homer, Virgil, die Tragiker): und hier dient es sowohl für das Verständniss ihrer selbst, nach der Wechselwirkung, in welcher die Literatur mit den Kunstdenkmälern gestanden, als mit ihnen für die Erkenntniss des ganzen Alterthums, für welches beiderlei Quellen gleiche Berechtigung haben.

Demnächst die Lesung der deutschen Classiker, zumal Lessing's und Goethe's, nach der Einwirkung, welche sie theils auf das Studium der Kunstwerke geübt, theils selbst daher empfangen haben.

8. Der Ort dafür ist zweitens der Geschichtsunterricht.

Einführung der monumentalen, insbesondere der christlich-monumentalen Studien in den Gymnasialunterricht. Ich gebe zur Begründung dieser Thesen dem Herrn Professor Piper das Wort. Ich habe das Präsidium einem Würdigeren, dem Herrn Professor Stark übergeben wollen, aber dieser hat es zurückgewiesen, um sich selbst an den Verhandlungen betheiligen zu können.

Professor Piper aus Berlin: Ich erlaube mir ein Wort vorauszuschicken über die Entstehung dieser Thesen, welche aus dem Vortrag abgeleitet sind, den ich in der vorjährigen Philologen-Versammlung zu Hannover über denselben Gegenstand gehalten habe.[1]) Da die Zeit nicht ausreichte, um eine Debatte daran anzuschliessen, wurde der Beschluss gefasst, es sei wünschenswerth, diesen Gegenstand auf Grundlage bestimmter Thesen in einer der nächsten Versammlungen vor allem im Bereich der pädagogischen Section debattiren zu lassen. Dieser Beschluss war durch Herrn Professor Stark hervorgerufen; deshalb wartete ich, ob nicht derselbe sich bewogen fände, seinerseits die Thesen für die gegenwärtige Versammlung zu stellen. Als aber das Ausschreiben mit der Einladung nach Heidelberg in dem Verzeichniss der angemeldeten Vorträge solche nicht brachte, hielt ich mich für verpflichtet, diese Thesen vorzulegen.

Zuvörderst bemerke ich in Betreff des Themas eine kleine Differenz des Ausdrucks, indem vorangestellt sind die „monumentalen" Studien, weiterhin von der „Kunst", der classischen und der christlichen, die Rede ist. Damit soll angedeutet werden, auf welche Seite ich mich stelle hinsichtlich des Begriffs der Archäologie. Ich meine, dass hier das Monumentale zu Grunde gelegt werden muss, nicht zunächst die Kunst: es ist abgesehen in dieser Disciplin auf alle körperlichen Reste des antiken und mittelalterlichen Lebens. Dies entspricht der Auffassung von Friedrich August Wolf, Preller u. a. Der Gegensatz scheint mir jedoch nicht so bedeutend, sofern die verschiedenen Ansichten schliesslich nahe übereinkommen.

Für die Thesen nun kann ich den Vortrag, an den sie sich anschliessen, weder als bekannt in diesem Kreise voraussetzen noch wiederholen. Aber einige Rechenschaft wird in der Kürze

---

9. Drittens der Religionsunterricht, vor allem in seinen geschichtlichen Theilen: sowohl der biblischen als der Kirchengeschichte.

Auch die Einführung in die Glaubenslehren wird gefördert durch Benutzung der christlichen Kunstwerke.

10. Den meisten Gymnasien fehlen die nothwendigen Lehrmittel für das Studium der classischen und noch mehr der christlichen Kunst.

Die Benutzung fremder Sammlungen ist eine Aushülfe, welche den eigenen Besitz einer planmässigen Sammlung von Nachbildungen nicht ersetzen kann.

Aber der letztere macht die Führung oder Excursion zu einzelnen grossen Originalwerken der Kunst nicht überflüssig.

11. Die Anlegung von Kunstsammlungen, sowohl classischen als christlichen, bei den Gymnasien ist, analog dem Besitz von Bibliotheken, ein unabweisliches Bedürfniss des Unterrichts, dessen Erfüllung durch den Kostenpunkt nicht gehindert werden darf.

Gegenüber der Ausstattung, welche besonders für naturwissenschaftliche Zwecke gewährt wird, ist es eine Forderung der Gerechtigkeit, dass in der Verwendung der Einkünfte die kunstwissenschaftlichen Zwecke nicht versäumt werden.

12. Es erscheint vor allem als Aufgabe der Schule, mit den erforderlichen Lehrkräften, wo sie fehlen, sich zu versehen.

---

1) Verhandl. der XXIII. Philologen-Versammlung S. 85—102.

sich geben lassen. Sie zerfallen in drei Gruppen, deren Gegenstand ist: einmal das Erforderniss jener Studien im Gymnasialunterricht (No. 1—5); zweitens der Ort im Lehrplan, wo sie ihre Stelle finden müssen (No. 6—9); und endlich die Ausführung und Ausführbarkeit (No. 10—12).

1. In ersterer Hinsicht gehen die Thesen aus von der Universität und den Ansprüchen, welche diese an das Gymnasium zu machen hat (Thes. 1). Die 10jährige Leitung eines christlich-archäologischen Seminars weist mich darauf hin, dass es offenbar zu spät ist, wenn erst auf der Universität der Sinn für das archäologische Studium geweckt werden soll. Nicht, als ob es um materielle Vorkenntnisse zu thun wäre. Aber eine Voraussetzung für den Universitätsunterricht ist, dass auf den Gymnasien der Jugend eine Ahnung gegeben sei von den Werken wie von dem Wesen der bildenden Künste. Was würde man sagen, wenn die Jünglinge, welche das Gymnasium mit dem Zeugniss der Reife verlassen, in dem geographischen Unterricht niemals erfahren hätten, dass ein vierter und fünfter Erdtheil entdeckt sei? Es scheint mir ebenso erstaunlich, wenn dieselben erst auf der Universität entdecken müssen, dass es eine Welt des Kunstgeistes giebt; oder auch nicht sie entdecken und an den edlen Werken ungerührt vorübergehen.

Darauf leitet aber auch der Zweck der Gymnasialbildung selbst, zuerst dass gegenüber der Ausbildung des Verstandes das Anschauungsvermögen entwickelt und der Sinn für die Sprache der Kunst geübt werde (Thes. 2). Diese Sprache ist ja verschieden von der articulirten, hat andere Formen und Gesetze und eben darin ein eigenthümliches Bildungselement. Aber solches bedarf frühzeitiger und nachhaltiger Pflege, um wirksam angeeignet zu werden; und nicht anders, als wie man es mit der Dichtkunst hält Nicht durch Beschreibung sucht man den Schülern von Poesie einen Begriff zu geben; sondern man führt sie in die Dichterwerke selbst ein, giebt diese zu lesen auf allen Stufen des Unterrichts. Dem entspricht es, dass auch die Werke der bildenden Künste ihnen vorgehalten und sie geübt werden, daraus den Sinn herauszulesen und die Gedanken zusammenzuschauen.

Dieser Inhalt aber, nächst jener formalen Seite, hat für sich eine weitergehende Berechtigung (Thes. 3). Da man aus einem ungeheuern Vorrath die Wahl hat, so wird man für den Unterricht solche Werke entnehmen, die durch Ideengehalt und charakteristisches Gepräge dem jugendlichen Geiste Nahrung zuführen. Eine erfreuende Analogie bietet, was wir in diesen Tagen hier gesehen und gehört haben: die Uebungen in der griechisch-makedonischen Elementartaktik und dabei die griechischen Gesänge. Das wirkte wie ein Stück antiken Volkslebens. Da sind auch die Zuschauer fortgerissen durch den Schwung der Sache und lebendig versetzt in die Zeit, als diese Taktik erfunden und zu ernstem Zweck geübt worden. Wie viel mehr muss den Knaben und Jünglingen, die solches Kampfspiel aufführen, jene Vergangenheit zur Gegenwart werden. Und wir hören, mit welchem Eifer sie zu den Vorübungen gekommen sind. Die Debatte des gestrigen Tages in dieser Section aber hat gezeigt, wie sehr das Schauspiel in pädagogischem Sinne angesprochen hat, und welche Frucht von der Einführung solcher Uebungen auf den Gymnasien man erwartet. Derselbe Gesichtspunkt leitet zu den monumentalen Studien: nämlich durch die Werke der Kunst, welche an der gesammten Culturentwickelung Theil haben und beredte Zeugnisse ihrer verschiedenen Stadien sind, die Jugend in die Welt des Alterthums einzuführen und die Urbilder aus der Blüthezeit der classischen wie der christlichen Kunst auf die Bildung des Charakters wirken zu lassen.

Es erhebt sich wohl das Bedenken (welches Thes. 5 berührt ist), dass, um solche Eindrücke aufzunehmen, es besonderer Begabung bedürfe, — dass also, wegen Mangels der-

Krippe liegend, allein nur Ochs und Esel stehen an der Krippe.[1]) Diese Thiere dienen zwar zur Schilderung des Stalles; aber die Vorstellung hat einen weiten Hintergrund. Sie knüpft an die Stelle des Propheten (Jesaias 1, 3): „ein Ochse kennt seinen Herrn, und ein Esel die Krippe seines Herrn; aber Israel kennt es nicht, und mein Volk vernimmt es nicht.“ So liegt in der engen Scene etwas Ungeheures: die Einsamkeit des Sohnes Gottes, der in die Welt gekommen, von seinem Volk nicht gekannt und bald verleugnet. Darin aber, dass auch die Mutter fehlt, liegt ein schlagender Beweis, dass zur Zeit der Anfertigung dieser Sculpturen, etwa im 4. Jahrhundert, eine Marienverehrung noch nicht bestand, wie sie erst im 5. Jahrhundert zur Entscheidung gekommen ist. Doch ich will die Herren aus der Section für classische Archäologie mit solchen Beispielen nicht aufhalten.

3. Ich schliesse mit der Bemerkung über die Ausführung, wenn in den Thesen gesagt ist, dass den meisten Gymnasien die nothwendigen Lehrmittel für das Studium der classischen und noch mehr der christlichen Kunst fehlen (Thes. 10). Es sind darunter Kunstsammlungen verstanden (hauptsächlich von Gypsabgüssen, aber auch von andern Nachbildungen), von denen es weiter heisst: dass ihre Anlegung ein unabweisliches Bedürfniss des Unterrichts ist, dessen Erfüllung durch den Kostenpunkt nicht gehindert werden darf (Thes. 11).

Das Erste ist die Nothwendigkeit solcher Lehrmittel, die in der Natur der Sache selbst liegt. Dafür möge, statt alles andern, ein Wort von Goethe aufkommen, der angesichts der Wunderwerke des Alterthums in seiner italienischen Reise sich also ausspricht: „Die Kunst ist deshalb da, dass man sie sehe, nicht davon spreche, als höchstens in ihrer Gegenwart. Wie schäme ich mich alles Kunstgeschwätzes, in das ich ehemals einstimmte.“

Das Andere ist eine Thatsache, die ich nach vielfacher Erkundigung zu constatiren gewagt habe: dass es meistens daran fehlt. Aber es wäre gar erwünscht, von recht vielen Ausnahmen zu hören, und gerade diese Versammlung der günstige Ort, Mittheilungen über die Ausrüstung mit solchen Lehrmitteln auszutauschen.

Danach bleibt eine Hauptfrage der Kostenpunkt. Doch kann dieser keine Sorge machen, besonders wenn man vergleicht, wie bedeutende Mittel überall an den Lehranstalten zur Verfügung gestellt werden für die naturwissenschaftlichen Sammlungen, die doch kein Privilegium haben. Ich glaube, dass man bei solchem Zweck eine von den Kosten hergenommene Einwendung niemals an sich herantreten lassen darf. Wenn man die Mittel will, so sind sie sicher da, im Ueberfluss sogar; dessen bin ich überzeugt.

In den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts glaubte man auch in den Naturwissenschaften des anschaulichen Unterrichts entbehren zu können. Ich selbst habe auf der Schule von Pflanzen und Thieren keine Abbildung zu Gesicht bekommen, noch weniger die Originale; und ich spüre davon noch den Nachtheil. Jetzt zweifelt wohl Niemand, dass man in diesen Dingen gesehen haben müsse, um zu wissen. Ebenso glaube ich, wird auf der geschichtlichen Seite die Ueberzeugung durchdringen, dass man das Alterthum nicht ohne seine Monumente, die Monumente nicht ohne Anschauung erkennt. Nur nicht, dass man noch 30 Jahre zu warten hat; sondern es muss in kurzem zu allgemeiner Anerkennung kommen. Wenn nun diese hochverehrte Versammlung in diesem Sinne ihr Votum abgibt, so zweifle ich nicht, dass es ein wichtiger Impuls sein wird, um diesem Bedürfniss Befriedigung zu verschaffen.

---

1) Vgl. Piper, Christi Geburt, Tod und Auferstehung nach den ältesten christl. Kunstdenkmälern, im Evang. Kalender für 1857. S. 37 ff. mit Abbild.

Es scheint mir in der Sache selbst eine treibende Kraft zu liegen, dass es unmöglich ist, zu hindern oder auch nur aufzuhalten. Ich hoffe aber, dass die Pflege dieser Studien eine Frucht dieser Verhandlung sein wird.

Präsident: Ich eröffne die Debatte über diesen so interessanten und so wichtigen Gegenstand, der uns so eben in so beredter und warmer Weise empfohlen worden ist, und zwar glaube ich, dass wir gut thun werden, wenn wir die Debatte zunächst in zwei Punkte theilen, in die allgemeine und in die besondere, dass wir zuerst die Debatte über die Frage eröffnen, ob es überhaupt wünschenswerth sei, in diesen Kunststudien das Anempfohlene in den Gymnasial- resp. Lycealunterricht aufzunehmen, und dann auf die einzelnen Punkte, wie sie durch die Thesen selbst vorgezeichnet sind, übergehen.

Stimme: Eine thatsächliche Bemerkung: es existiren schon in sehr vielen Schulen solche Einrichtungen.

Andere Stimme (Mommsen): Ich erlaube mir eine Frage, die nicht zur Sache gehört: ich meine, der öffentliche Vortrag des Herrn v. d. Launitz beginnt jetzt.

Präsident: Es ist gerade halb, wir haben noch eine Viertelstunde Zeit.

Oberstudienrath Hassler aus Ulm: So wenig es bei der kurz zugemessenen Zeit gestattet sein kann, Ihre Geduld zu missbrauchen, ebenso wenig ist es natürlich meine Absicht, dem Antrage im Ganzen, für welchen ich auch bei anderer Gelegenheit öffentlich mich erklärt habe, den Consequenzen, die aus den Thesen zuletzt gezogen sind, entgegenzutreten; vielmehr möchte ich ihn auf das allerdringendste empfehlen, und zwar mit einem Motive, welches einem Gebiete entlehnt ist, das wahrscheinlich den Meisten unter Ihnen ferne liegt, aber gerade meiner Lebens-, meiner Berufsaufgabe angehört. Ich habe in dem ganz speciellen Vaterlande, dem ich angehöre, alle Kirchen beider Confessionen zu besuchen. Ich habe deshalb in Beziehung auf die dort vorhandenen Kunstwerke vorher Fragen an die Geistlichkeit zu richten; ich habe aber gefunden, dass diese Geistlichkeit beider Confessionen — versteht sich mit Ausnahme, aber immer nur Weniger — in Betreff der fraglichen Gegenstände unter die Kategorie derjenigen gehört, welche Luther seiner Zeit als einfältige Pfarrherren bezeichnete. Meine Herren! — So wenig wissen die allermeisten Geistlichen von dem, was in ihren Kirchen vorhanden ist, und was ihre Kirchen rücksichtlich des Baustyls u. s. f. selbst sind. Die Zeit drängt zu sehr, als dass ich Sie mit Aufzählung von Beispielen aufhalten wollte, die so lächerlich als wahr sind. Gott bewahre mich, dass ich damit dieser Geistlichkeit irgend einen Vorwurf machen möchte. Das ist die natürliche Folge, dass man sie früher Nichts der Art gelehrt hat. Weiss ich doch recht gut, zu meiner Zeit, da ich studirte, da war keine Gelegenheit; kaum hat man hier und da über griechische und römische Archäologie auch nur Etwas gehört; von christlicher Archäologie war gar keine Spur. Ich glaube, es war nicht einmal ein Lehrer vorhanden, der sie verstand. Wie wenig ich gemeint bin, der Geistlichkeit damit einen Vorwurf zu machen, kann ich dadurch nachweisen, dass ich Ihnen nur ganz kurz eine Scene mittheile, die sich zutrug, als siebzehn deutsche Conservatoren in Berlin bei einander waren. Ich darf keine weiteren Namen nennen. Es machte einer im Scherz den Vorschlag, es möge jeder derselben ehrlich erzählen, wie er zu seiner conservatorischen Weisheit gekommen. — Ich nenne keine Namen, denn es ist leicht zu rathen. — Der erste sagte: „Ich bin eigentlich Mediciner gewesen. Sehen Sie, meine Herren, ich habe bald gesehen, dass das eine traurige Kunst ist. Es hilft schliesslich Alles nichts; die Leute sterben doch. Da habe ich mich einer andern Kunst zugewandt, der Diplo-

matie. Da war ich eine Zeit hindurch bei der Gesandtschaft. Aber ich habe gesehen, dass das eine noch schlechtere Kunst ist; die verdirbt die Menschen. Und so bin ich durch die Gnade meines Königs zuletzt zu dieser Weisheit gekommen." Der nächste war ein Theologe, ein anderer Maler von Hause aus; wieder ein anderer von Hause aus sogar ein Jurist; und endlich kam der grosse Haufe von Philologen, meist Gymnasiallehrern. Aber auch diese mussten alle gestehen, dass sie anfangs nur durch eine Art von Dilettantismus zu der Sache gekommen seien, dann Freude daran gefunden und endlich auch ernsthaft wissenschaftlich die Sache betrieben haben. Das ist ein praktischer Beleg, der für die Sache spricht, und an der Ausführbarkeit der Sache zweifle ich nicht im mindesten! Es geht alles in der Welt, was man treibt, und geht, wie man's treibt!

Professor Stark: Meine Herren! Erlauben Sie mir noch einige Worte. Mich betrifft diese Angelegenheit persönlich. In meinem 23. Jahre habe ich eine kleine Schrift: „Kunst und Schule" mitten in dem Bewegungsjahre 1848 geschrieben, in welchem ich meinen Gedanken über diese Angelegenheit Ausdruck gegeben habe. Ich muss gestehen, ich erkläre von vornherein in allen wesentlichen Punkten meine volle Uebereinstimmung mit den einführenden Worten des geehrten Vorredners, und ich freue mich, dass sie aus dem Munde eines protestantischen Geistlichen, von einem Professor der Theologie gekommen, gerade da ich persönlich sehr bemerkenswerthe Erfahrungen gemacht habe, wie gerade unter der Fülle unserer jungen Theologen, die als Seelsorger stets unter der Mitte des Volkes verkehren in allen und den verschiedensten Verhältnissen, unendlich geringe Empfänglichkeit für diese Seite gefunden wird, die zusammenhängt mit dem Grund und Boden des Volkslebens, die so wichtig ist für Volksbildung, und wo ausserordentlich viel geleistet werden kann. Ich möchte daher, um nur ein paar Punkte hervorzuheben, was die Fassung der Thesen betrifft, jedenfalls darauf hinwirken, dass die Versammlung sich ausspreche, wie sie die monumentale Anregung und die Verwendung monumentaler Mittel in dem Bereiche des Schulunterrichts als ein durchaus zu forderndes Ziel betrachte, dass sie dieses Ziel auffasse zunächst überhaupt als ein Ziel der Gymnasialbildung, da die Vertreter der höheren Bildung der Nationen in dem Bereich des Gymnasiums erzogen werden, und da es eben ein Widerspruch ist, wenn die höhere Bildung bis zum 18ten, 19ten Jahre zu allem Andern Anregung giebt und zu dieser, einer der edelsten Geistesfrüchte und Richtungen, keine Anregung; dann aber, dass die bestimmte Beziehung zu dem anschauenden Element hierdurch eine wichtige Förderung erhält, und endlich, dass das Zusammenwirken mit den anderen literarischen Studien ein ausserordentlich naheliegendes und fördersames ist. Weiter muss man sich darüber verständigen, dass in derselben Weise, wie in dem Sprachunterricht die classischen Studien den eigentlichen Mittelpunkt des Jugendunterrichts bilden, auch diejenigen Kunstdenkmäler vor allem zur Anschauung gebracht werden, die dem am analogsten sind. Ich habe damit nicht ausgesagt, dass classische Archäologie abgesondert getrieben werden soll. Es sollen nicht Archäologen, es sollen Menschen gebildet und classische Archäologie nur so weit getrieben werden, als in der That in der antiken Kunst der einfachste und allgemeinste Ausdruck der Ideenwelt des classischen Alterthums liegt. Aber es ist gewiss eine Hauptsache, dass, wie in der Sprache die grammatische Sprache vor allen Dingen gelehrt werden soll, so auch in der Kunst eine auf festen Regeln basirte Grundanschauung gebildet werden muss. Desshalb darf man die Schüler nicht in die oft sehr merkwürdigen Irrgänge mittelalterlicher Theologie und jener phantastischen Zeit überhaupt hineinführen, sondern auf die Punkte, wo edle, grosse, um-

fassende Ideen zur Erscheinung gebracht sind. Dies ist geschehen einmal in der antiken Kunst und dann auch in der alt-christlichen. Denn jeder, der einmal im Bereich der alt-christlichen Denkmäler gelebt, weiss, wie darin in merkwürdiger Weise Classisch-antikes und Christliches sich vereinigt, und dass hier ausserordentlich einfache Elemente gegeben sind. Auf der andern Seite wird nothwendig die Gelegenheit sich darbieten, die höchste Blüthe des Mittelalters, welche sich in der Architektur zeigt, zur Anschauung zu bringen und die Zeit zur Betrachtung der Kunstwerke zu verwenden, wo modernes Leben und classische Studien sich vereint haben, die Zeit des Uebergangs aus dem Mittelalter in die neuere Zeit. Ich möchte diese Punkte, wie gesagt, besonders was das Object selbst betrifft, empfehlen, auf der einen Seite, dass die Versammlung anerkenne, dass die Anregung zu monumentalen Studien und die Benutzung monumentaler Hülfsmittel für den Gymnasialunterricht als etwas zu Forderndes erscheint, dass diese Anregung fusse auf der Benutzung der antiken Kunstwerke und derjenigen der folgenden Zeiten, in denen ein möglichst reiner klarer Ausdruck gegeben ist, in denen vor allem also das christliche, das mittelalterliche Element mit dem antiken sich innigst geeinigt hat. Ich möchte dann aber, was die Ausführbarkeit betrifft, auch vollständig übereinstimmen mit Hrn. Oberstudienrath Hassler: „Wenn man will, wenn man etwas erkannt hat, so geht es." — Wir haben eine grosse Anzahl von Schulanstalten, in denen Sammlungen sich befinden; so in Schul-Pforta. Auch unsere Gymnasien liegen in Städten, wo solche Sammlungen sich befinden, wenn sie nur benutzt werden. Fragen Sie aber nun die Schüler aus Karlsruhe oder Mannheim, inwieweit ihnen Anregung gegeben ist in Benutzung ihrer Sammlungen! Vor Allem muss deshalb bei der Bildung der Lehrer diese Seite beachtet werden, nämlich der Sinn für das Ideale, das Musterhafte darin. Um so mehr wird es dann in der Schule von selbst kommen. Ich glaube dabei allerdings, dass die Versammlung sich dahin ausspreche, dass, wenn auch nur ein Minimum von Lehrapparat für die Schule gegeben werde; wenn nicht in der Stadt selbst Gelegenheit geboten sei, vor Allem aber gewünscht werde, dass dieser Apparat benutzt werde und nicht, wie so häufig physikalische Apparate, verstaube; dass wirklich und zwar in der vielen freien Zeit, die von den Schülern so nebenbei oft verlottert wird, ein Lehrer hingehe mit seinen Schülern, die Kunstwerke zu betrachten, und wenn es freie Arbeiten giebt, dass er sie an solche anknüpfe.

Präsident: Ich glaube, wir können auf die Sache nicht weiter eingehen.

Stark: Jede derartige Anregung muss in der Schule mit einem gewissen Ganzen in Zusammenhang gebracht werden. Wir haben ja den Zeichenunterricht. Streben wir vor Allem danach, dass unser Zeichenunterricht nicht ein Unterricht im Machen kleiner netter Bilder ist, sondern in dieses Zeichnen ein höherer Sinn und vor allem ein klarer Gedanke hineinkommt.

Nachdem die Versammlung beschlossen, morgen die Discussion über diesen Gegenstand fortzusetzen, schliesst der Präsident die heutige Sitzung.

---

3. Sitzung. Sonnabend, den 30. September 1865.

1. Theil.

Präsident: Meine Herren! Ich eröffne unsere vierte Sitzung. Ich habe Weniges vorauszuschicken. Ich hätte die heutige Sitzung gern auf acht Uhr angesetzt, um Zeit zu gewinnen; allein es war nicht möglich, weil nur wenige Mitglieder hier waren und kein Mittel der An-

kündigung am Nachmittag sich findet — das Tageblatt erscheint ja erst an demselben Morgen. Als ich nun die Tagesordnung für heute entwarf, wusste ich noch nicht, dass wir schon um 10 Uhr in die allgemeine Sitzung gehen würden; wir werden Einiges weglassen können. Ich habe in die erste Linie gesetzt den Vortrag des Hrn. Prof. Eckstein: „Ueber die Sommerferien der Gymnasien". Da Herr Prof. Eckstein aber noch nicht hier ist, so wollen wir zunächst den zweiten Punkt der Tagesordnung vornehmen, nämlich die Fortsetzung der Verhandlung über die Thesen des Hrn. Prof. Piper in Betreff der Einführung der monumentalen, respective der christlich-monumentalen Studien in den Gymnasialunterricht. Wir haben hierüber gestern den ausführlichen Vortrag des Herrn Antragstellers gehört; es wird der grösste Theil der Anwesenden zugegen gewesen sein, ich will mich desshalb enthalten, ihn in seinen Hauptpunkten hier zu recapituliren. Ich eröffne daher sogleich die Debatte und gebe zunächst Hrn. Prof. Stoy das Wort.

Prof. Stoy: Ich erlaube mir, Ihnen drei Punkte kurz vorzutragen: erstens ein Bekenntniss, zweitens eine Ergänzung und drittens einen Antrag. Ein Bekenntniss, dass ich mit der Hauptthesis vollständig einverstanden bin und von Herzensgrund die Behauptung unterstütze: „die Einführung dieser Studien ist nothwendig." Zweitens die Ergänzung. Es ist von § 6 an bis § 9 angegeben die Antwort auf die hochwichtige Frage: „Welche Stellung sollen diese Studien einnehmen zu dem übrigen Lehrplan des Gymnasiums?" — Es wird Sie gewiss alle gefreut haben, meine Herren, dass Sie hier wieder das, was das Dogma gleichsam der neueren Pädagogik ist, haben aussprechen hören: „die Zahl der Lehrgegenstände darf nicht vermehrt werden." Darum sind die Vorschläge von § 6 an höchst wichtig für die ganze Angelegenheit, die drei Vorschläge, wie ohne Vermehrung der zahlreichen Lehrgegenstände diese Studien eingeführt werden können. Die Richtigkeit dieser Vorschläge erkenne ich sämmtlich an; aber ich glaube auch noch auf ein Viertes hinweisen zu müssen, und das ist die Ergänzung, wie diesen Studien trotz der beschränkten Zeit allerdings noch Raum geschafft werden könnte. Meine Herren! Das ist der Zeichenunterricht, der auf allen Gymnasien freilich wohl nicht obligatorisch ist, aber doch im Allgemeinen einer sehr grossen Theilnahme der Schüler sich erfreut. Wenn in diesen Unterricht die Betrachtung, die Analyse, die Abbildung solcher Monumente aufgenommen wird, dann gewinnen wir noch mehr, als wenn wir bei der Lectüre, in der Geschichte und beim Religionsunterricht darauf hinweisen, darum, weil im Zeichenunterricht recht eigentlich das analytische Element vorwiegt. Hier ist also der Punkt, wo das von meinem verehrten Freunde Hrn. Prof. Stark erwähnte Büchlein grosse Dienste leisten wird. Das anspruchslose Buch, „Kunst und Schule" betitelt, giebt solche Vorschläge gerade auch für den Zeichenunterricht, wie in bestimmter Stufenfolge vom Leichteren zum Schwereren, vom Einfacheren zum Zusammengesetzteren und zugleich in einer gewissen Vereinigung mit der historischen Entwickelung derartige Monumente zur Analyse und Nachbildung dargeboten werden können. Das wäre die Ergänzung. Drittens der Antrag. Es ist bei dieser Angelegenheit nicht bloss der genannte zweite Punkt von grosser Wichtigkeit, sondern auch der in den letzten Thesen behandelte: die Lehrmittel. Wir haben zu unserer Freude gehört, dass an mehreren Anstalten schon solche Sammlungen bestehen. Wir unterstützen gewiss auch den von dem Hrn. Antragsteller und dem Herrn aus Ulm ausgesprochenen Satz: „Wenn man will, wird's gehen!" Aber der Wille lockt's nicht allein herbei. Wenn man nur das Beste z. B. wollte, würde man in Gefahr sein, das Gute darüber zu verlieren und Nichts zu erreichen. Wie man in dem physikalischen Unterricht beim besten

Willen sehr fehlgreifen würde, wenn man, wie das freilich wohl geschehen ist, kostbare Apparate anschaffte, in deren Anschauen die Schüler dann versunken sind und so am Aeusserlichen haften bleiben, so käme es auch hier darauf an, vor allen Dingen das am leichtesten Zugängliche anzuschaffen, das Billigere zu finden. Hier wäre der Ort, von solchen Sammlungen Mittheilungen zu machen. Dazu haben wir heute aber keine Zeit, und darum möchte ich den nämlichen Antrag ihnen empfehlen, der letzthin bei der Verhandlung über die griechisch-makedonischen Uebungen gestellt worden ist. Wir wollen hier aussprechen und im Protokoll niederlegen, damit es den jetzt Abwesenden und schon Abgereisten bekannt werde, dass diejenigen, welche sich dafür interessiren, im Laufe dieses Jahres, dieses pädagogischen Sections-Jahres, an den Hrn. Prof. Piper Mittheilungen gelangen lassen, was sie bereits haben, welche Auswahl sie treffen, welche zweckmässigen Hülfsmittel sie empfehlen möchten, respective inwieweit ihnen auch in der Handhabung der Sache selbst ein guter Erfolg erschienen ist.

Dir. Piderit: Ich erlaube mir ein kurzes Wort der Ergänzung vorzutragen. In der diesjährigen Versammlung mittelrheinischer Gymnasial-Lehrer zu Frankfurt ist der Gegenstand auch berührt von demselben Herrn, welcher uns in der allgemeinen Versammlung die Freude gemacht hat, die Toga der Römer uns anschaulich machen, Hrn. Prof. von der Launitz. Er sagte, dass ähnliche Figuren, wie er sie gezeichnet hat, mit wenigen Mitteln vielleicht durch einzelne begabte und befähigte Schüler selbst in dem Zeichenunterricht hergestellt werden könnten, und dies wäre allerdings ein bedeutender Vortheil. Herr v. d. Launitz könnte uns darüber specielle Angaben machen, und so lässt sich mit wenigen Mitteln auf diesem Felde schon Bedeutendes leisten. Im Allgemeinen bemerke ich, dass man sich in dieser Beziehung doch zunächst sehr auf das Wesentliche beschränken müsste, und dadurch würde es dann leichter sein, sich das Hauptsächliche und Nothwendige anzuschaffen.

Mommsen: Ich würde etwas Aehnliches gesagt haben, wie der geehrte Vorredner, der vorletzte Redner, Herr Prof. Stoy gesagt hat, und würde ich dem Vortrage, der uns gewiss alle ausserordentlich erfreute, sowohl durch das Ziel, als durch die grosse Wärme, in welcher er vorgetragen wurde, statt der Ergänzung gar eine kleine Beschränkung angedeihen lassen, und ich glaube auch, dass Herr Schulrath Stoy das gemeint hat, dass die Ergänzung zugleich eine Beschränkung sei.

In der von Hrn. Dir. Piderit erwähnten Versammlung der mittelrheinischen Gymnasial-Lehrer ist derselbe Gegenstand bereits zur Sprache gekommen und hat man sich dahin geeinigt, dass das Betreiben der monumentalen Studien in den Schulen hauptsächlich an den Zeichenunterricht angeknüpft werden müsse, und dass darum in den bereits genannten andern Fächern und Gebieten, namentlich der Interpretation, ein Hereinholen von fremden Hülfsmitteln im Ganzen fernzuhalten sei, soweit es nicht der Individualität eines einzelnen Lehrers angemessen sei. Es gehört diese ganze Frage überhaupt in das Gebiet der Lehrmethode und hierüber lässt sich nichts Allgemeines hinstellen. Die Methode ist rein individuell und wenn man im Allgemeinen solche Forderungen, dass monumentale Studien eingeführt werden sollen bei der Interpretation der Schriftsteller, stellt, so stellt man zugleich die Forderung an die Lehrer, dass sie selbst diese Studien gemacht haben sollen. Wenn ihnen aber selber die Anschauung fehlt, so ist es schwer, dass die künstlerische Seite beim Unterricht ein rechtes Leben gewinnt. Ich habe das Glück gehabt, längere Zeit mich in Italien aufzuhalten, und es wird natürlich sein, wenn man an eine Stelle irgend eines Schriftstellers kommt, welche in dieser Beziehung sich verwerthen lässt, dass man da die künstlerische Anschauung dem Schüler mittheilt, falls

man selbst den dort beschriebenen Gegenstand an Ort und Stelle gesehen. Aber ich möchte nicht glauben, dass anderen Lehrern, die sich bloss durch Lesen von Beschreibungen hier hineinarbeiten, diese Welt eine so kräftige und lebendige sei, dass sie auch wieder einen lebendigen Geist ausstreuen können; eben deshalb, weil uns das Vielerlei in unserm Geschäfte ganz gewaltig abhalten dürfte, unser Ziel einfach und klar zu bestimmen, und wir müssen sehen, dass dies Eine nicht so vielfach sei.

Was der Herr aus Schwaben angeführt hat, von der entschiedenen Unkenntniss, welche bei manchen Pfarrern vorgekommen sei, das ist gewiss vollkommen anzuerkennen; aber ich glaube kaum, dass wir die Aufhebung dieser Schattenseiten auf den Schulen suchen müssen. Es ist eigentlich die Universität der Platz, wo man Kunststudien machen soll, und die Schulen sind nicht geeignet, Kunstsinn zu fördern. Ich muss also im Ganzen mich für die Beschränkung aussprechen, über welche wir uns in Frankfurt geeinigt.

Beneke: Ich wollte mir nur eine thatsächliche Bemerkung über die Ausführbarkeit des Antrags erlauben. Das General-Directorium der Königlichen Museen in Preussen liefert für sehr billige Preise Gypsabgüsse für Schulen von einzelnen Kunstwerken, und ist dazu sogar ein ausführlicher Katalog ausgegeben über die einzelnen Stücke nebst beigefügter Beschreibung und mit Angabe der Preise, die zum Theil sehr billig gestellt sind für die Schule, so dass von oben schon Bedacht genommen ist, durch die Stellung sehr billiger Bedingungen die Ausführbarkeit der monumentalen Kunststudien zu erleichtern.

Präsident: Für weitere Beschränkung des Lehrstoffes bin ich auf allen Gebieten, doch möchte ich die Berücksichtigung des Monumentalen und überhaupt auch der künstlerischen Form beim Unterricht nicht bloss auf den Zeichenunterricht beschränken. Ich glaube, wo es überhaupt thunlich ist, diese Mittel anzuwenden, z. B. auch bei der Lectüre, dass man da diese Mittel lieber ergreifen, als bei Seite schieben muss, so auch bei jedem andern Unterricht, z. B. auch beim Schreibunterricht.

Ich halte es für durchaus nothwendig, dass man, wo es irgend möglich, z. B. in der Geschichte des Mittelalters, eingeht auf die Grundunterschiede der Kirchenbauten und dabei die Hauptkirchenstyle und Grundformen angiebt. Es ist ein Jammer, wie es in dieser Beziehung mit den Compendien der Geschichte steht, wie da z. B. der gothische Baustyl behandelt wird und wie wenig derselbe zur Anschauung gebracht wird, geschweige denn zu einigermassen eingehender Verdeutlichung kommt. Und so verhält es sich auch auf verschiedenen anderen Gebieten. Ich bin der Meinung, dass, wo man überhaupt an diese Dinge hinstreift, man sie nicht bloss mit dem Namen nennen, nicht beim leeren Namen stehen bleiben darf, sondern in die Sache eingehen muss. Mittel giebt es allerdings hiezu sehr viele, und es bieten sich dieselben, so weit die Aufgabe der Schule reicht, überall dar. — Wenn freilich von Kunststudien die Rede ist, möchte ich glauben, dass dies nicht der richtige Ausdruck ist für die Schule. Man treibt auf der Schule nicht Studien im höhern Sinne des Wortes; es ist eine Anregung, Einleitung, vorbereitende Anschauung von den Dingen. Doch ich will noch die Mittel andeuten, die es da giebt. Am besten ist es, wenn der Lehrer zeichnen kann. Bilder giebt es alle möglichen, und man kann sie überall finden. Dann will ich noch besonders aufmerksam machen auf die Bedeutung, die für diese Sache die Photographie gewinnen muss. Wir haben ein Beispiel an den Photographien, die da drüben aufgestellt sind, diese sind allerdings jetzt noch etwas theuer. Wenn sich aber die Pädagogik ihrer erst annehmen wird, so wird dies durch den Massenabsatz, der dadurch hervorgerufen werden muss, sich gewiss bald

ändern. Ausserordentliches könnte man dann leisten, man könnte den Schüler hinführen auf alle Schauplätze des Lebens, auf denen sich die Männer, die Gestalten, die Thatsachen der Vergangenheit bewegt haben. Ich muss sagen, wenn ich hieran denke, verschönert sich mir das Bild des Schulhaltens, der Schule und der Schulthätigkeit gewaltig. Ich glaube, es könnte dadurch ein grosser Fortschritt erzielt werden.

Piper: Ich habe vor Allem den verehrten Herren zu danken, sowohl denen, die zugestimmt haben, als denen, die Ergänzungen und Einwendungen gebracht haben; insbesondere dem hochgeehrten Herrn Präsidenten, der einen Punkt schon durchgeführt hat, den ich zu beantworten beabsichtigte. Nämlich die Ergänzung durch den Zeichenunterricht ist eine Frage; die Beschränkung darauf eine zweite und freilich eine ganz andere. Ich habe diesen Punkt nicht besprochen, weil ich ihn verneine. Der Zeichenunterricht scheint mir nicht der Ort dafür zu sein. Es ist ja eine ganz andere Sache, einzuführen in die Kunstwerke des Mittelalters oder in die Welt des Alterthums — und in die Technik des Zeichnens, soweit dies auf dem Gymnasium erreicht wird. Man wird in der Regel den Zeichenlehrern nicht reiche archäologische Kenntnisse zumuthen können; und umgekehrt diejenigen, welche classische Bildung zu leiten haben, werden selten zum Zeichenunterricht befähigt oder geneigt sein; es fehlt also da, was Dir. Mommsen schon ausgesprochen hat, an Kräften. Es findet sich gerade bei den grössten Künstlern, dass sie keine Kunstkritiker sind und auch nicht Archäologen. So gehen diese Dinge ziemlich weit auseinander. Im übrigen möchte ich mich beziehen auf Prof. Springer, der in einem besonderen Aufsatz (in den Recensionen und Mittheilungen über bildende Kunst, III. Jahrg. Wien 1864. Nr. 22) sich hierüber auslässt. Demnächst, was Hr. Mommsen weiter bemerkt, sowohl über ein Hereinziehen fremder Hülfsmittel, welches von den andern Fächern, namentlich der Erklärung der Schriftsteller, fernzuhalten sei, als über das Individuelle der Lehrmethode und den Mangel an Lehrern, die in diesem Gebiete bewandert seien, so habe ich auf das Erste zu erwidern, dass die Monumente kein fremdes Hülfsmittel sind. Denn der Unterricht begnügt sich doch nicht mit einer Abstraction des Alterthums. Man erwartet zumal, dass in der Auslegung eines Dichterwerks die Anschauungen, auf denen es ruht, lebendig werden. Wenn aber die Schüler in diese, ja in das volle Leben der Alten eingeführt werden sollen, so dürfen der Schule die Hülfsmittel nicht fehlen. Die Alten hatten im alltäglichen Leben wie im Theater ihre Göttertempel und Götterbilder vor Augen. Auf diese, wie auf deren Urbilder und den Sagenkreis beziehen sich die Dichter, während sie hin und wieder im Kreise der Plastik und Malerei nachgewirkt und Gestaltungen hervorgerufen haben. Nun ist es eine anerkannte Forderung an die Interpretation, dass sie die jetzigen Leser auf den Standpunkt versetzt, den die ersten Leser und Hörer eingenommen. Dem wird sie nur genügen, wenn sie für das Verständniss der Dichtung die Werke der Architektur und Sculptur, welche in deren Bereich liegen, zu Hülfe nimmt. — Was das Andere betrifft, den Anspruch an die Lehrer, so mag es mehrfach noch an solchen fehlen, die aus eigener Anschauung von den Denkmälern des Alterthums lebendiges Zeugniss geben können. Und ein blosses Sichhineinarbeiten wird freilich das Ziel schwerlich erreichen. Wenn aber der Anspruch an die Lehrmethode nur erst allgemein anerkannt ist, werden sich auch die Lehrer wohl finden; die Gymnasien werden sie fordern von den Universitäten, und die Universitäten werden sie senden. Das ist ja gerade die schöne Wechselwirkung und der Kreislauf der Dinge.

Handelt es sich endlich um die Ausführung, so glaube ich, dass man sich auf das Nothwendigste zu beschränken hat. Doch lässt sich mit Wenigem viel leisten. Mit geringen Kosten

sind Abgüsse von classischen und christlichen Bildwerken zu erlangen, und auch, was die letztern betrifft, in solcher Folge, dass in alle Epochen von Anbeginn der christlichen Kunst der Einblick gewährt wird. In dieser Absicht ist bei der Universität zu Berlin das christlich-archäologische Museum angelegt, auf dessen Beschreibung im Evangelischen Kalender für 1857 ich Bezug nehmen darf. Ich habe daran einen Aufsatz gereiht: „Ueber die Errichtung christlicher Museen für die Schule und die Gemeinde" (gerade eine Frage, die hier vorliegt, nur in weiterer Ausdehnung); daselbst sind, nächst Motivirung der Sache, Vorschläge gemacht zu Erwerbungen von einzelnen Stücken, mit Angabe der Bezugsquellen und der Preise. — Es bleibt mir noch übrig, Herrn Schulrath Stoy zu danken für seinen Antrag und Jedem, der geneigt ist, an seiner Verwirklichung zu helfen; ich bin gern bereit, mich mit denen, welche mir Kunde geben wollen, in Verbindung zu setzen. Dass an manchen Anstalten etwas der Art besteht, ist mit Dank anzuerkennen. Es wurde im vorigen Jahre zu Hannover sogar behauptet, dass die Sache allgemein schon durchgeführt sei. Dies ist sicher nicht der Fall. Aber das Verlangen danach ist verbreitet und die Durchführung wird nicht schwierig sein, wenn man ernstlich will.

Präsident: Meine Herren! Ich glaube, wir müssen bei dem Stande der Zeit von allem Speciellen absehen. Ich sage dies besonders in Bezug auf eine der letzten Thesen (Thes. 9) des Herrn Antragstellers, namentlich in Bezug auf das Hervorheben gerade des Christlich-monumentalen. Wenn wir uns auf diese Specialitäten einlassen würden, glaube ich, dass wir uns dann heute nur verwirren würden. Ich z. B. hätte dafür zunächst noch gar keine Orientirung, ich glaube deshalb, dass es gut sein wird, wenn wir uns zunächst nur beim Allgemeinen halten und auch nachher bei der Abstimmung die Frage so stellen, dass sie viel allgemeiner als in den Thesen gefasst ist.

Piper: Ich kann nicht anders als das Zutreffende der Bemerkung des Herrn Präsidenten anerkennen. Nur möchte ich anheimgeben, ob etwa einer oder der andere der Herren noch geneigt wäre, uns hier Erfahrungen aus diesem Gebiet mitzutheilen; das würde ja sehr anregend sein.

Präsident: Ich frage die Versammlung, ob einer der Herren gewillt ist, in der angedeuteten Weise Mittheilungen zu machen?

Wünscht einer der Herren noch das Wort über diesen Gegenstand?

Da dies nicht der Fall ist, so schreite ich zur Abstimmung, und zwar will ich die Fragstellung so formuliren, nach diesen zwei Seiten hin:

1) Im Allgemeinen: „hält es die Versammlung für zweckmässig, dass auf das Monumentale in den Lehrstunden der Unterrichtsanstalten eine bedeutsame Rücksicht genommen wird?" (Angenommen mit bedeutender Majorität.)

So bringe ich dann 2) den Antrag des Herrn Professor Stoy zur Abstimmung: ..... oder ich glaube vielmehr, wir können ihn bloss als Wunsch aussprechen. (Zustimmung.) Es ist also der Wunsch ausgesprochen, dass die Herren, welche Gelegenheit haben, Erfahrungen in dieser Richtung zu machen, dieselben dem Antragsteller mittheilen.

Sonnabend, den 30. September 1865.

II. Theil.

Köchly: Ich erbitte mir nur zu einer kurzen geschäftlichen Mittheilung für eine halbe Minute das Wort.

Meine Herren von der pädagogischen Section! ich wollte mir nur erlauben, Sie daran zu erinnern, dass auf unserer heutigen Tagesordnung für die allgemeine Sitzung auch etwaige Berichte der Sectionsreferenten stehen, und wie ich so eben bereits die übrigen Sectionen aufgefordert, so nehme ich mir die Freiheit, auch Sie eben so freundlich als dringend einzuladen, ein Mitglied unter Ihnen zum Referenten über die Verhandlungen zu bestimmen. Selbstverständlich kann dies Referat nur ein sehr kurzes sein, und ich bin gezwungen, um nicht in der allgemeinen Sitzung die Rolle der antiken Wasseruhr zu übernehmen, daran zu erinnern, dass bei der karg zugemessenen Zeit etwa fünf Minuten und kaum mehr für dies kurze Referat gegeben werden können. Es ist aber gewiss sehr wünschenswerth, dass überhaupt ein solches Referat erstattet wird, damit die Herren der übrigen Sectionen wissen, was im Schoosse der pädagogischen Section, dieser ältesten, zahlreichsten und — ein drittes Wort darf ich nicht hinzusetzen, weil ich selbst meistens dazu gehöre — ich denke also, es wird den Herren der übrigen Sectionen interessant und angenehm sein, zu erfahren, was im Schoosse der pädagogischen Section verhandelt worden ist.

Präsident: Ich stelle sofort die Frage an die Versammlung, ob sie für wünschenswerth erachtet, dass ein solches Referat erstattet wird? Nun wollen wir dazu übergehen, sogleich den Referenten zu ernennen.

Rector Eckstein: Was zunächst die jetzt zur Entscheidung vorgelegte Frage betrifft, so möchte ich den Antrag stellen, dass der geehrte Herr Präsident selbst die Freundlichkeit hätte, den kurzen Bericht zu übernehmen. Sie sind dem Gange der Verhandlungen am genausten gefolgt, Sie sind mit den Ergebnissen derselben vertraut und Sie werden sich auch am ersten der strengen Zeitforderung fügen.

Aber ich wollte zugleich die Gelegenheit benutzen, mich zu entschuldigen. Es müsste ja eine wahre Unverschämtheit von mir sein, wenn ich, da ein Vortrag von mir auf der heutigen Tagesordnung steht, nicht zur rechten Zeit in Ihrer Mitte erschienen wäre; aber erst in diesem Moment erfahre ich, dass Etwas von mir auf der Tagesordnung steht. Da gestern die Debatte über die Piper'schen Thesen noch nicht zum Abschluss gekommen, glaubte ich, dass die Verhandlungen darüber heute fortgesetzt würden, und konnte um so weniger meinen, dass man noch in der zwölften Stunde auf diese Sache eingehen wollte. Legen Sie mir das also nicht als Rücksichtslosigkeit aus, von der ich ganz fern bin, sondern entschuldigen Sie meine Unkenntniss.

Präsident: Ich glaube, ich darf Sie im Namen der Versammlung von dem Vorwurfe lossprechen.

Rector Eckstein: Dann bin ich sehr froh.

Präsident: Um keine Weiterungen zu machen, so bin ich, wenn Jemand nicht noch einen weitern Vorschlag macht, bereit, das Referat zu übernehmen, und wir gehen nun über zu dem Vortrage des Herrn Professor Eckstein über die Sommerferien der Gymnasien.

Rector Eckstein: Sie wollen also noch jetzt über eine solche Frage die Discussion

eröffnen? Das scheint mir sehr bedenklich. (Nach einigem Zögern vortretend:) Ich will nur ein paar Worte darüber sagen und auch gar keine Discussion veranlassen. Es ist nachgerade doch eine brennende Frage, wie man heute zu sagen pflegt, die Anordnung der Schulferien, und es wird darauf ankommen, über eine Reihe von Grundsätzen sich zu einigen, nach denen dann die Entscheidung über die Dauer und die Zeit der Ferien gerichtet werden kann. Wir richten uns in unsern Schulferien hauptsächlich nach dem kirchlichen Jahre; es sind nur die nördlichen Länder, zum Theil auch England davon abgegangen. Nun aber liegt in einem Theile Deutschlands die Sache so, dass mitten in's Sommersemester eine drei- bis vierwöchentliche Ferienzeit fällt, zu welcher noch auf manchen Schulen acht, ja sogar vierzehn Tage Pfingstferien kommen, so dass also drei Zeiträume von je sechs Wochen das Sommersemester bilden. Da nun aber diese Frage für die südlichen Collegen keine rechte Bedeutung, meiner Ansicht nach, hat — denn sie haben zum Herbst Ferien, und diese fangen Ende August oder Anfang September oder auch früher an und gehen dann bis in die erste Woche des October hinein, und so ist es den Rhein hinunter und theilweise in Westfalen —, so habe ich mir gedacht, dass die These hier eigentlich nicht recht am Platze wäre, und ich wollte mir einen Vorschlag erlauben, dass wir vielleicht für das nächste Jahr, wo, weil ja im mittlern und nördlichen Deutschland diese *feriae caniculares* meist noch festgehalten werden, die Frage eher am Platze sein dürfte, uns dahin einigten, eine Anzahl von Thesen festzusetzen und dann eine eingehende Discussion daran zu knüpfen. Z. B. die Ferien liegen mehr im Interesse der Lehrer als der Schüler. Der Schüler braucht keine Ferien; aber weil denn doch für den Lehrer die Nothwendigkeit dazu vorhanden ist, kommt es darauf an, die Zeit ausfindig zu machen, die für den Schüler die am wenigsten nachtheilige ist; und es wird sich nach diesen Grundsätzen fragen: wollen wir ganz abstrahiren von dem Kirchenjahr und ein Schuljahr einrichten, das vom October bis in den Juli geht, oder aber, weil wir im Interesse der kleinen Knaben nicht wünschen können, dass diese zwei Monate Ferien hinter einander haben: Wie wird es am zweckmässigsten sein, die Ferien einzurichten? Sollen sie in den Herbst gelegt werden und da die Dauer von vier Wochen nicht überschreiten? Ich für meine Person, das will ich gleich voraus erklären — ich habe ja selber Sommer- oder Hundstagsferien, und zwar vierwöchentliche gehabt — ich bin ein entschiedener Gegner derselben und wünsche, dass wir die Ferien in den Herbst verlegen.

Auch möchte ich noch aus einem andern Grunde heute keine Debatte darüber hervorrufen: wir haben diesmal wirklich Hundstagsferien gehabt, es ist seit langer Zeit einmal wieder ein heisser Sommer gewesen, und das möchte für das Resultat der Discussion und Erörterung sehr nachtheilig sein. Die meisten Collegen würden sagen: Wie hätte man in diesen vier Wochen Schule halten können! Aber von solchen einzelnen Erscheinungen muss man absehen.

Köchly: Ich werde auch nicht auf eine Discussion dieser Frage eingehen; dagegen wollte ich einen damit genau verbundenen Gesichtspunkt denjenigen Herren empfehlen, welche auf der nächsten Philologen-Versammlung die Debatte aufzunehmen bereit sind; ja es fragt sich, ob nicht gerade in der Zwischenzeit der geehrte Antragsteller, mein alter Freund Eckstein, die Initiative ergreifen und eine Art von Expertise anstellen will. Meine Herren! Trotz der überaus zahlreichen Betheiligung an dieser Philologen-Versammlung zeigt ein Blick auf die Mitgliederliste, dass verhältnissmässig wenige Collegen aus Norddeutschland erschienen sind, und daran, so wird von vielen Seiten uns geschrieben, sei einzig und allein der unglückliche Umstand Schuld, dass sie zu dieser Zeit keine Ferien haben, daher der einzelne Lehrer —

und mehr können von einem Collegium nicht gut abkommen — erst eines umständlichen und nicht selten auch peinlichen Urlaubsgesuches bedürfe. Es ist daher schon von den verschiedensten Seiten der Antrag gestellt worden, es als eine brennende Frage zu betrachten, ob die Tage, die für die allgemeine Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner festgesetzt sind, die letzten Tage des September, ob diese nicht am Ende zu modificiren seien. Es kann mir selbstverständlich nicht einfallen, auch das zur Discussion zu bringen, ich wollte es nur Ihnen allen und namentlich meinem lieben Freunde Eckstein ans Herz legen, bei Ihren Verhandlungen über die Ferien diese ungemein wichtige Frage hineinziehen zu wollen.

Rector Eckstein: In Bezug auf den eben gehörten Antrag, der mir ganz aus der Seele gesprochen ist, will ich nur bemerken, dass eine Erörterung darüber gar nicht nöthig ist, weil sie von selbst nothwendig auf der nächsten Versammlung vorkommen muss, da wir ja einen neuen Statutenentwurf beabsichtigen.

Professor Rehdantz: Es wird zu den beiden angeregten noch eine dritte Frage hinzukommen müssen. Radical werden wir die Frage nur lösen können, wenn wir darüber einig sind, ob wir ein fortlaufendes Schuljahr, das nicht in zwei Semester mit wiederholter Versetzung zerfällt, haben wollen, und wenn auch die Universitäten auf einmalige Reception und einmalige Entlassung eingehen werden, also ebenfalls, um einen Gymnasialausdruck zu gebrauchen, auf einen Jahrescursus reflectiren. Dann wird es das einzig Normale sein, die nordeuropäische Ferienordnung, wie sie in Dänemark, Schweden und Russland besteht und wie sie mir als die beste, weil naturgemässeste, erscheint, wo die Ferien vom Juli in den August greifen, an die Stelle zu setzen. Es würde, glaube ich, alle unsere Discussion vergeblich sein, wenn wir nicht von dem Cardinalpunkte anfangen: wollen wir einen Jahrescursus oder zwei Semester haben? Haben wir zwei Semester, so sind die Ferien gegeben durch die Abschnitte; haben wir aber ein Jahr, so haben wir volle Freiheit, die Zeit zu wählen, und können allen Umständen Rechnung tragen und alle Rücksichten vereinbaren.

Präsident: Ich bitte ums Wort (Heiterkeit), oder vielmehr, ich wollte die Versammlung darauf aufmerksam machen, dass wir vor weiterer Erörterung zunächst die Frage entscheiden wollen, ob der Gegenstand discutirt werden soll oder nach dem eigenen Wunsche des Antragstellers verschoben werden soll. Ich will also die Frage stellen: Stimmt die Versammlung dem Wunsche des Antragstellers auf Verschiebung bei? (Wird mit Einstimmigkeit angenommen.) Meine Herren! damit wäre, wenn nicht Jemand noch eine besondere Mittheilung zu machen hat, unsere Tagesordnung erschöpft. Wir sind am Ende unserer diesjährigen Berathung angekommen, und ich danke der Versammlung herzlich dafür, dass sie es mir so leicht gemacht hat durch die Art der Discussion, dem mir gegebenen Auftrag nachzukommen. Ich hätte gern noch ein Wort des Rückblicks gesagt, aber ich sehe, man drängt nach der allgemeinen Sitzung, ich schliesse somit in der Hoffnung auf Wiedersehen.

Rector Eckstein: Ich bitte ums Wort! Meine Herren! wir sind nie auseinander gegangen, ohne dem Manne zu danken, der die schwere Last, unsere Discussionen zu leiten, übernommen hat; zu doppeltem Danke aber sind wir Ihnen verpflichtet, verehrter Präsident, weil Sie mit solchem rastlosen Eifer an die Sache gegangen sind, die wir Ihnen förmlich aufgedrungen und octroyirt haben. Ich bitte die Collegen freundlich, sich zu erheben und dadurch unserm Präsidenten unsere Dankbarkeit zu beweisen. (Geschieht.)

Schluss der Sitzung 10 Uhr.

Verhandlungen der germanistisch-romanistischen Section.

Als Mitglieder hatten sich eingezeichnet:

1. Hoffmann von Fallersleben, Schloss Corvey.
2. Lemcke, Prof. der abendländ. Literatur an der Universität Marburg.
3. Th. Becker, Hofrath u. Gymnasiallehrer zu Darmstadt.
4. A. v. Keller, Prof. in Tübingen.
5. Karl Bartsch, Prof. in Rostock.
6. Adolf Mussafia, Prof. in Wien.
7. Felix Liebrecht, Prof. in Lüttich.
8. Dr. H. R. Hildebrand aus Leipzig.
9. Dr. Th. Creizenach, Prof. in Frankfurt a. M.
10. Dr. W. Mannhardt, Privatdocent der Berliner Universität, d. Z. in Danzig.
11. Dr. Franz Roth, Stadtarchiv-Secretär zu Frankfurt a. M.
12. Dr. Prof. Bergmann, Dekan der literarischen Facultät in Strassburg.
13. Dr. O. Gerhard, Gymn.-Oberlehrer in Wetzlar.
14. Dr. Pabst, Prof. der deutschen Literatur zu Bern.
15. Prof. Dr. Franz Pfeiffer aus Wien.
16. Dr. H. Ulrich, Frankfurt a. M.
17. Gymnasiallehrer W. Dithmar aus Marburg.
18. Dr. J. Scheffel von Karlsruhe.
19. Prof. Werner, Braunschweig.
20. Ernst Wülcker, Frankfurt.
21. Dr. Barack, Hofbibliothekar, Donaueschingen.
22. Dr. Heinrich Weismann, Frankfurt.
23. Dr. Rudolf Menzel, Dresden.
24. Dr. jur. et phil. Joh. Scherrer, Heidelberg.
25. Reinhold Köhler, Bibliothekar, aus Weimar.
26. Ludwig Sieber, von Basel.
27. Dr. Aug. Lübben, Oldenburg.
28. Prof. Dietrich, von Marburg.
29. Dr. M. Rieger von Darmstadt.
30. Privatdocent Dr. Hugo Wislicenus aus Zürich.
31. Prof. Dr. Düntzer, Oberbibliothekar aus Köln.
32. Gymnasiallehrer J. Petters aus Leitmeritz.
33. Neff, Lehramtspraktikant von Heidelberg.
34. Dr. Steinthal, Prof. an der Universität Berlin.
35. Dr. Schnitzer, Prof. aus Ellwangen.
36. Dr. W. Müller, Prof. aus Göttingen.
37. Studienlehrer d'Alleux aus Hof.
38. A. Emmert, Studienlehrer in Speier.
39. A. Nusch, Studienlehrer in Dürkheim.
40. Dr. W. L. Holland, Prof. in Tübingen.
41. Dr. Crecelius, Oberlehrer in Elberfeld.
42. K. Simrock, Prof. in Bonn.
43. Dr. Ruth, Privatdocent in Heidelberg.

Erste, vorbereitende Sitzung, Mittwoch den 27. September.

Herr Professor Wattenbach begrüsst als Stellvertreter des durch Krankheit verhinderten Präsidenten, Hofrath Holtzmann, die Versammlung und übergiebt Hrn. Dr. Max Rieger aus Darmstadt, als dem in Hannover erwählten Vicepräsidenten, die Leitung der Verhandlungen.

Derselbe verliest die Satzungen, während die anwesenden Mitglieder der Section ihre Namen in das Gedenkbuch eintragen und einen Beitrag von 18 Kr. zur Deckung der Kosten entrichten; hierauf schlägt er zum Vicepräsidenten Herrn Prof. Creizenach aus Frankfurt, zu Schriftführern die Herren Hofbibliothekar Dr. Barack aus Donaueschingen und Dr. H. Weismann aus Frankfurt vor; die Vorschläge werden von der Versammlung angenommen. Die Sitzungen sollen Morgens 8 Uhr beginnen.

Folgende Vorträge waren vorher angemeldet:

Prof. Bartsch aus Rostock: Ueber den saturnischen und altdeutschen Vers; Bericht über die Thätigkeit der Commission für Herausgabe des niederdeutschen Wörterbuchs.

Prof. Bergmann aus Strassburg: Ueber die Bedeutung der Namen Germani, Deutsche, und Hexampaîos.

Prof. Dietrich aus Marburg: Ueber die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der deutschen Inschriftenkunde.

Für den kaum zu befürchtenden Fall, dass es an Stoff fehlen sollte, hatte sich der Präsident, Prof. Adolf Holtzmann, erboten, einen Vortrag zu halten über Theorie der epischen Poesie und folgende Thesen zu vertheidigen:

1) Die gothische Sprache hat das lange a;
2) Im Gothischen gilt der Satz: *vocalis ante vocalem corripitur;*
3) In der altsächsischen und angelsächsischen Declination müssen für die *Masculina balgs* die kurzsilbigen von den langsilbigen geschieden werden.

Andere Vorträge wurden noch vor der vorbereitenden Sectionssitzung angemeldet.

Auf die Tagesordnung der ersten Sitzung werden vom Präsidium folgende Vorträge gesetzt:

1) Dr. Mannhardt aus Berlin: Mittheilung über Gründung eines Quellenschatzes der germanischen Volksüberlieferung.
2) Prof. Bartsch aus Rostock: Bericht über die Thätigkeit der Commission für Herausgabe des niederdeutschen Wörterbuchs.
3) Derselbe: Ueber den saturnischen und altdeutschen Vers.
4) Prof. Creizenach aus Frankfurt a. M.: Ueber die ältesten Spuren Dante's in der deutschen Literatur.
5) Conservator Dr. Lindenschmit aus Mainz: Ueber eine neuentdeckte Inschrift in deutschen Runen aus einer alemannischen Silberfibula.
6) Dr. Rieger aus Darmstadt: Ueber Dante's Lyrik im Verhältniss zu Vorgängern und Zeitgenossen.

Nach Verlesung der eingeschriebenen Namen wird die vorbereitende Sitzung geschlossen.

Zweite Sitzung, Donnerstag den 28. September, Vormittags 8 Uhr.

Der Vicepräsident eröffnet die Sitzung, indem er zu weiterer Einzeichnung in das Denkbuch auffordert.

Dr. Mannhardt entwickelt seinen Antrag auf Gründung eines Quellenschatzes der germanischen Volksüberlieferung. Er betont vor Allem, dass dies Aufgabe unserer Zeit sei, gegenüber dem zweifelhaften Werthe der bisherigen Arbeiten, denen gar häufig die Kritik mangele. Besonders sei die Geschichte der Volksüberlieferungen zu berücksichtigen. Mangel an Kritik des ganzen Gebietes und Systemlosigkeit in den Sammlungen habe bedeutende Lücken ergeben, so dass für ganze Ueberlieferungskreise die Mittelglieder fehlten und eine grosse Anzahl von Fragen unbeantwortet blieben. Eine positiv wissenschaftliche Grundlage soll gelegt und ein einheitlicher methodischer Gang für den ganzen Quellenschatz angestrebt werden. Das Werk soll sich als: *monumenta Germaniae mythica* ergänzend an die *monumenta Germaniae historica* anschliessen. Die königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin hat den bis ins Einzelne ihr vorgelegten Plan gebilligt und sich für die Nützlichkeit, ja Nothwendigkeit des Unternehmens ausgesprochen. Die im Aussterben begriffene germanische Volkssitte in all' ihren Beziehungen dem Gedächtniss der Nachwelt zu erhalten ist also das Ziel dieses Quellenschatzes, welcher nur dann, wenn er möglichst vollständig ist, in Stand setzen kann, das Bild des einst Gewesenen aus den Bruchstücken zusammenzusetzen, mit Sicherheit seine Bedeutung zu entziffern und mit Hülfe sprachlicher und historischer Studien jedes einzelne Glied in den richtigen Zusammenhang zu bringen. Mit den agrarischen Verhältnissen, insbesondere den Erntesitten hat der Sammler probeweise den Anfang gemacht. Diese nächste Arbeit zerfällt, wie jeder Abschnitt des Quellenschatzes, in zwei Abtheilungen: 1) in die Sammlung selbst; 2) in die Kritik und Zusammenfassung derselben. Der Stoff wird in ethnographisch-geographischer Ordnung gegeben und jede Ueberlieferung von Gau zu Gau, wo möglich von Ort zu Ort, bis auf die letzte Grenze ihrer geographischen Verbreitung verfolgt. Der zweite Theil ist die Ergänzung des ersten: er stellt die Natur der Ueberlieferungen dar und bemüht sich, dieselben in engsten Zusammenhang zu bringen. An einzelnen Beispielen, wie „der Eber geht im Korn", wenn der Wind im Korne Wellen schlägt etc., erläutert der Redner seine Verfahrungsweise. Um das Ziel zu erreichen, sollen landwirthschaftliche Vereine, Schulanstalten, Lehrer und Schüler etc. zur Mitthätigkeit gebracht werden, in der Weise, dass ihnen bestimmte Fragen zur Beantwortung vorgelegt werden. Der Redner hat schon an 70,000 solcher Fragen versendet und bereits 10,000 Antworten erhalten. Ein tüchtiger Anfang ist also bereits gemacht, wie die vertheilte Monographie des Verfassers beweist: „Roggenwolf und Roggenhund; Beitrag zur Germanischen Sittenkunde, Danzig 1865."

Der Redner bittet schliesslich um allseitige Unterstützung und Verbreitung seines Unternehmens und spricht den Wunsch aus, die Section möge in der Plenarversammlung selbst das Werk empfehlen.

Der Vicepräsident dankt dem Redner und legt der Versammlung die möglichste Förderung des verdienstvollen Unternehmens ans Herz. — Die Versammlung begrüsst freudig und theilnehmend die Aufforderung.

Prof. Bartsch aus Rostock berichtet sodann über die Thätigkeit der Commission für Herausgabe des niederdeutschen Wörterbuchs (s. d. Verhandlungen der 23. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Hannover, S. 191 f.). Das Kose-

garten'sche Material, wenn auch sehr reich, bedürfe doch der Sichtung und Vervollständigung in einem Masse, dass es nur in den Händen eines Gelehrten, der sich vorzugsweise dieser Jahre hinnehmenden Arbeit widme, unter der Beihülfe Vieler und namentlich auch der Unterstützung der norddeutschen Regierungen zu einem, diese empfindliche Lücke in unserer Sprachwissenschaft würdig ausfüllenden Werke gestaltet werden könne. Dass ein solcher reichliche Unterstützung finden werde, z. B. bei der mecklenburgischen und hannoverischen Regierung, sowie bei einzelnen auf diesem Felde arbeitenden Gelehrten (z. B. Dr. Schiller), könne er versichern; aber der Mann sei noch nicht gefunden. Er gebe daher das Mandat der Commission in die Hände der Versammlung zurück.

Durch Abänderung der Tagesordnung erhält hierauf Prof. Lindenschmit aus Mainz das Wort und giebt die angekündigte Mittheilung über eine Runenschrift. Die deutsche Inschrift befindet sich auf einer Silberfibula, die neuerdings auf dem alemannischen Todtenfeld bei Nordendorf in der Nähe von Augsburg aufgefunden und dem Augsburger Museum einverleibt worden ist. Er zeigt das Original der Fibula vor und vertheilt Abbildungen derselben. Das Stück gehört in das 6. oder 7. Jahrhundert.

Prof. Dietrich aus Marburg knüpft daran seinen Vortrag über die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der deutschen Inschriftenkunde. Nachdem er bevorwortet, dass er unter eigenthümlich deutscher Schrift die Runen verstehe und zu den Denkmälern deutscher (altsächsischer) Schrift und Sprache auch die der Sachsen jenseit des Canals und der Anglier nördlich vom Humber rechne, begann er, um vom Norden zum Süden fortzuschreiten, mit Northumbrien. Er berichtet von dem kürzlich gewonnenen Verständniss der grossen Inschrift des Kreuzes von Ruthwell am Solway-Busen, welche das Bruchstück eines angelsächsischen Gedichts enthält, wodurch sie dem 8. Jahrhundert zugewiesen werde, ferner von den Kreuzen von Bewcastle und Lancaster, von den beiden goldnen Ringen Northumbriens, auf denen beiden sich eine und dieselbe Zauberformel in Runen befinde, endlich von den Grabsteinen mit Runennamen, deren einer dem Norden, der andere dem Süden, der Stadt Dover angehört.

Hierauf werden die in Schleswig gefundenen mit deutschen, nicht angelsächsischen, Runen beschriebenen metallenen Gebrauchsgegenstände vorgeführt, nämlich nächst dem schon länger bekannten goldenen Horn, das goldene Diadem von Strarup, und die 1863 bekannter gewordenen Runensachen von Taschberg, der bronceue Schildbuckel mit einem deutschen Namen und die broncene Zwinge mit einem alliterirenden Sprichwort, sämmtliche Inschriften zugleich mit denen der 5 schleswigschen Goldbracteaten — einer, 1863 bei Skodsborg gefunden, umfasst 37 Runen — seien entziffert in einem Aufsatz des nächsten Hefts der „Germania" (X, 298—302). Eine umfassende Abhandlung über 55 Inschriften meist nördlicher gefundener Goldbracteaten aus dem 4.—7. Jahrhundert sei unter der Presse für Haupt's Zeitschrift (XIII, 1—80 ff.). Auch hier überall deutsche Runen und nordsächsische Sprache.

Ebenso auf den Denkmälern des alten Sachsenlandes, wofür die bei Dannenberg im Königreich Hannover 1859 gefundenen 4 Runenbracteaten sprechen, die mecklenburger, neben dem Ring von Cöslin, und ein im Museum zu Braunschweig befindliches Reliquienkästchen mit Runen und Sprache altsächsischer Art.

Besonders wichtig ist es, dass nunmehr auch den hochdeutschen Stämmen sichre und klare Runendenkmäler zugewiesen werden können. So die 1860 durch Baudot bekannt gemachte Spange von Charnay in Burgund mit dem grössten Theil eines deutschen Futhark,

einem Spruch, und dem Namen des Runenschreibers; sodann aber die so eben von Dr. Lindenschmit vorgelegten Runenspangen, eine aus einem alemannischen Grabe von Nordendorf bei Augsburg, von welcher die Grundgestalt des 34 Runen umfassenden Satzes alsbald erkannt wurde, und eine fränkische von Westhofen bei Worms, deren 16 erhaltene Runen durch Lücken unterbrochen sind.

Endlich wird auch auf die nördlich von der Donau gefundenen und 1859 von Arneth veröffentlichten Runeninschriften der Goldgefässe des Banater Fundes hingewiesen und auf einen bereits der „Germania" übergebenen Aufsatz, worin Prof. D. nachzuweisen versucht, dass in den eigenthümlichen Runengruppen gothische Eigennamen und Sätze enthalten sind.

Der Vortragende knüpft daran literarische Anfragen, wovon die nach den angeblichen Runen von Robenhausen im Canton Zürich (Nürnberger Anz. f. K. d. d. V. 1865 S. 255) von einem anwesenden Gelehrten, Dr. Scheffel, sogleich dahin beantwortet werden konnte, dass der Bericht von den Robenhauser Runen auf Basaltkegeln eine leere Erfindung sei. Schliesslich spricht der Redner den Wunsch aus, dass an der Entzifferung deutscher Runenschriften, über deren Inhalt man sich bisher meist nach Kopenhagen gewendet habe, doch noch mehr deutsche Gelehrte sich betheiligen möchten, da die gründlichere Erforschung jener goldenen, silbernen und broncenen Denkmäler der vorkarolingischen Zeit nicht unbedeutende Ergebnisse für Sprache, Geschichte und Alterthümer verspreche. Er bedauert, dass noch keine deutsche Regierung sich der Inschriften angenommen habe, wie dies doch von anderen europäischen Regierungen geschehen, und hofft, dass bald durch ein deutsches Inschriftenwerk der noch jüngst von dem Auslande erhobene Tadel zunichte gemacht werde: die deutschen gelehrten Akademieen erklärten und edirten Inschriften in allen Sprachen mit Ausnahme ihrer eigenen. Für die dunkle Geschichte der Runen ergebe sich schon jetzt ein weit höheres Alter dieser Schrift und ihres Gebrauchs, als man bisher anzunehmen geneigt gewesen, sowie, dass wir unsere Runen nicht von den Angelsachsen, sondern diese von uns die ihrigen empfangen haben, und dass noch die bezweifelten Runen des Hrabanus, zufolge ihrer Einheit mit den burgundischen, als deutsche Ueberlieferung gerechtfertigt werden.

Der Vicepräsident theilt mit, dass Prof. Bergmann von Strassburg zwei seiner Schriften übergeben habe:

1) l'unité de l'espèce humaine et la pluralité des langues primitives par F. G. Bergmann, Doyen de la faculté des lettres de Strasbourg, 1864.
2) de l'unité de composition grammaticale et syntactique dans les differentes familles de langues par F. G. Bergmann etc.

Der Vicepräsident kommt nochmals auf den Vortrag des Herrn Dr. Mannhardt zurück und fordert die Mitglieder auf, jetzt schon zusammenzutreten und ihm, der schon heute abreisen müsse, ihre Mitwirkung zu versprechen. Er zeigt an einem Beispiel (das scowring play in England), wie vereinzelte Beobachtungen nur dadurch Werth erhalten, dass sie in dem rechten Mittelpunkte vereinigt werden. Auch der Präsident Dr. Rieger spricht seine lebhafte Theilnahme für die Arbeit aus, bittet aber, von einer Aufforderung in der Plenarversammlung abzustehen, da sie nach den gemachten Erfahrungen kaum fruchten werde. Prof. Bartsch und der Vicepräsident stimmen dieser Ansicht bei; es genüge die wärmste Empfehlung von Seiten der Section in den Protokollen; die Versammlung ist hiermit einverstanden. Der Vicepräsident richtet sodann noch den Wunsch an die Herren, die bei dem Dantetag in

Dresden am 14. September zugegen gewesen, es möge einer derselben in der nächsten Sitzung Bericht erstatten.

Schliesslich wird die nächste Tagesordnung folgendermassen festgestellt:

1) Prof. Bartsch über den saturnischen und altdeutschen Vers.
2) Prof. Creizenach über die ältesten Spuren Dante's in der deutschen Literatur.
3) Mittheilungen einer neuen Uebersetzung des 5. Gesanges des Inferno von Halm durch Prof. Mussafia.
4) Prof. Bergmann über die Namen Deutsche und Germanen.

Dritte Sitzung, Freitag den 29. September, Vormittags 8 Uhr.

Prof. Bartsch aus Rostock beginnt die Sitzung mit seinem Vortrag über den saturnischen und altdeutschen Vers. Niebuhr, O. Müller etc. haben die Aehnlichkeit der beiden Verse schon gezeigt; er wolle es vom germanistischen Standpunkte aus thun. Der Vortragende hob die schon von andern bemerkte Aehnlichkeit im Bau des altrömischen und altdeutschen epischen Verses hervor, machte auf die Verschiedenheit des Princips aufmerksam, indem im altrömischen Verse bei allem Streben nach Vereinigung von Wortaccent und Versaccent doch die Quantität über die Wortbetonung den Sieg davontrage, während im deutschen die Wortbetonung herrsche und die Quantität nur untergeordnete Bedeutung habe. Die Fälle, in welchen im Saturnius Verletzung der Wortbetonung eintritt, werden einzeln zergliedert. Dann betrachtete der Redner die Senkungen und ihren Gebrauch im Deutschen und Lateinischen, die Reinheit derselben in Bezug auf Quantität und Zahl der Silben, ferner die Cäsur und die Zerreisung von Worten in ihr, die Auslassung der Senkungen, die Behandlung des Auftaktes und die dafür geltenden Gesetze, die Auflösung der Hebung in zwei kurze Silben, den weiblichen Ausgang beider Hälften des saturnischen Verses und die etwa vorkommenden Ausnahmen von dieser Regel. Schliesslich stellte der Vortragende den saturnischen Vers mit verschiedenen bei den Griechen vorkommenden Variationen, mit dem indischen Sloka, dem griechischen und lateinischen Hexameter, sowie mit altromanischen Versbildungen zusammen und suchte in einigen Zügen die Entwickelung dieser verschiedenen Formen aus einer und derselben Grundform, einem indogermanischen epischen Versmass, anschaulich zu machen.

Prof. Düntzer aus Cöln tritt ihm in allzu erregt-lebhafter Weise entgegen. Diese Ansicht über den Saturnier sei ein ganz unberechtigtes Axiom. Die lateinischen Grammatiker wüssten nichts von einer Auslassung der Senkungen. Aber auch in den erhaltenen Resten finde sich Nichts der Art. Der saturnische Vers sei nur eine Verdoppelung des Verses im Lied der arvalischen Brüder. Auch in der Inschrift des Naevius finde man nichts für diese Ansicht, da seien sechsfüssige Verse. Diese beiden Gedichte, fährt er fort, welche die Grundlage für den saturnischen Vers bilden, haben freilich die Neueren ganz weggeworfen. Man will aus Inschriften beweisen; aber wer kann denn behaupten, dass dieselben Verse seien? Die Punkte, die man für Verszeichen erklärt, finden sich auch auf andern Inschriften, in denen Niemand Verse sehen will. Die Punkte sind nichts anders, als starke Interpunktionen. Wohl weiss ich, schliesst Redner, dass ich in diesem Kampfe ziemlich allein stehe, aber doch nicht

ganz, denn auch der Altmeister Boeckh will nichts von einem Ausfall der Senkungen wissen, den er nur für einen „Einfall" erklärt. Ich thue daher Einspruch gegen die Behauptung, dass der Saturnier aus demselben Versmass entstanden sei, wie der altdeutsche Vers; der Saturnier ist das nationale epische Versmass der Römer, wie der Hexameter das der Griechen.

Prof. Bücheler aus Freiburg bemerkt, er wolle zwar nicht in diesen Streit eintreten, da er eigentlich nicht in der germanistischen Section ausgekämpft werden könne; jedoch müsse er wenigstens erklären, dass er mit dem Vorredner in allen Stücken nicht einverstanden sei. Wenn man in den Grabschriften der Scipionen keine Verse erkennen wolle, sondern höchstens einen Anflug, und wenn man sie auch nur für einen andern, als den saturnischen Vers halten könne, so höre nach seiner Ueberzeugung jede Discussion überhaupt auf. Er sei ganz der Ansicht des Herrn Prof. Bartsch und verweise auf seine Recension der Monumenta etc. von Ritschl und Mommsen.

Wegen vorgerückter Zeit verzichtet Prof. Creizenach für heute auf seinen Vortrag und das Wort erhält Prof. Bergmann aus Strassburg zu seinem Vortrag über die Bedeutung der Namen: Deutsche und Germanen. Die Thesen, in die er seine langjährigen Forschungen zusammenfasst, sind folgende, zunächst über das Wort „Germanen". Dass *Germani* ein latinisirtes deutsches Wort sei, nimmt Niemand jetzt noch an. Aber es ist auch nicht keltisch, es müsste sich ja doch, da es relativ spät entstanden ist, noch als Spur in einer keltischen Sprache finden oder doch bestimmt aus keltischen Mitteln leicht erklären lassen; aber weder Form noch Bedeutung können mit Bestimmtheit weder in der Geschichte noch in dem Idiom der Kelten nachgewiesen werden. Die einfachste Erklärung ist von den meisten Sprachkennern zurückgewiesen worden, und doch dünkt mich, dass in dieser Sache, wie bei vielen andern Fragen, der Stein, welchen die Bauleute verworfen, als der wahre Grundstein betrachtet werden muss. Das Wort ist nichts anders, als das zum Volksnamen gewordene lateinische *germanus*, Stammgenosse. Deswegen übersetzten viele Griechen richtig *germani* durch *ἀδελφοί*. Wollte man die philologische Competenz der Griechen in dieser Frage verdächtigen oder abweisen, so wäre dies doch nimmermehr erlaubt hinsichtlich des römischen Geschichtscheibers Tacitus. Tacitus sieht auch in dem Volksnamen nichts Anderes. Der Beweis hiervon liegt deutlich in seinen Worten, wenn man sie auf die geschichtliche Sachlage bezieht, sowie sich dieselbe auf dem linken Rheinufer gestaltet hatte. Nach ihm hatten etwa 90 v. Chr. die germanischen Trevirer, Nervier u. s. w. sich auf dem linken Rheinufer niedergelassen; sie waren ächt deutsche Stämme, aber stark mit keltischen Elementen vermischt; die Gallier und Römer sahen diese Ansiedelung mit Missgunst. Als sich nun auch die Tungrer zu ihnen von dem rechten auf's linke Ufer gesellen wollten, gaben diese sich (*ob metum*) den Namen *germani*, Stammverwandte der Trevirer u. s. w., um leichtere Aufnahme in das römische Gebiet zu finden. Die Gallier gestatteten ihnen hierauf die Niederlassung und nun kamen immer mehr, der Name war, wie Tacitus sagt, ein *„recens et nuper additum"* im Vergleich zu denen der Marser u. s. w., welche sowohl alt als einheimisch waren (*vera et antiqua nomina*).

Das Wort „Deutsche" leitet Redner von dem skythischen *taviti*, Herd, sanscr. *dhavitâ*, getisch *theuth*, *thiuth*, ab. Das Wort wurde dann vom „Herd" auf die Göttin des Feuers auf dem Herde, des Hauses, der Heimat, der Nation übertragen und dann auf die Nation selbst. Die getischen Völker nannten sich deshalb *thiuthidai*, Söhne der *Thiuth*, d. h. der Nation, indem sie die getische Patronymendung *ida* (griech. *ἰδης*) an den Namen *thiuth* anfügten. Die getischen Hellenen sprachen dies Wort ζιουθιδες (Hesychius I. 1585 γνησιοι). Bei den

späteren Gothen behielt dies Wort *thiuth* die abstracte Bedeutung Volk, und ebenso das altdeutsche *diot*, *deut;* sie nannten sich *thiuthiskai*, *diotiske*, d. h. die Nationalen (*—isk*, das werdende, kleine). Das Wort deutsch bezeichnet also ursprünglich das Nationale im Gegensatz zu dem *Walahisken*, Fremden. Die germanischen Studien müssen, so folgert der Redner daraus, der Zeit nach weiter hinaufgerückt werden; Tacitus und Herodot sind Fundgruben für diese Studien. Was beweist, fragt er, dass die alten von Herodot geschilderten Skythen Vorfahren der Gothen waren? Alle Sprachüberreste der Skythen lassen sich aus germanischen und slawischen Worten erklären. Zum Schluss sucht er dies an dem gräcisirten skythischen Worte *Hexampaïos* nachzuweisen. Es ist zusammengesetzt aus skyth. *vecus*, Weg, goth. *vigs*, *samô*, Begegnung, und skyth. *vaihus*, goth. *veihs*, heilig, und bedeutet nach Herodot bei den Skythen den heiligen Kreuzweg, den Bezirk, in dem er sich vorfand, und den heiligen Quell, welcher dort hervorsprang.

Der Präsident dankt dem Redner für die eingehende Arbeit und erkennt freudig an, dass derselbe aus dem uns fremd gewordenen Lande herübergekommen sei und die deutsche Forschung über die Grenze Deutschlands hinaus pflege. Für eine Discussion aber werde keine Zeit sein.

Prof. Creizenach aus Frankfurt a. M. macht den Schluss der heutigen Sitzung mit seinem Vortrage: Ueber die ältesten Spuren Dante's in der deutschen Literatur. Derselbe beginnt mit der Bemerkung, dass eine directe Kenntnissnahme von Dante als Dichter im Laufe des Mittelalters für Deutschland nicht nachzuweisen sei, während in England bereits Gower und Chaucer auf ihn Bezug nehmen. Wohl aber seien die Vorstellungen, die Dante dichterisch formulirt, auch bei seinen deutschen Zeitgenossen lebendig. Beispielsweise vergleicht er die Invectiven gegen die Schenkung Constantin's, die bei Dante vorkommen, mit ähnlichen bei Ottokar von Horneck, Frauenlob und anderen. Er entwickelt die Möglichkeit, Karl's V. Wahlspruch „*plus ultra*" an die Geschichte des Ulysses im Inferno anzuknüpfen. (Auch die Schrift *de vulgari eloquentia* gibt zu einer solchen Parallele Anlass, indem die von Dante streng deducirte Ansicht, das Hebräische sei die Mutter der Sprachen, gelegentlich bei Hugo von Trimberg vorkommt.) Waren aber auch Dante's Dichtungen den Deutschen schwerlich bekannt, so war er doch als Verfechter des göttlichen Ursprungs und Rechtes der kaiserlichen Monarchie auch in Kämpfen von Einfluss, die sich auf deutschem Boden bewegten. Seine Schrift *de monarchia* wurde im Interesse Ludwig's des Baiern verwandt, und dessen eifrigster Verfechter, Occam, gest. 1341 in München, lehnt sich unverkennbar an Dante an. Der Vortragende erinnert an den von unserem Dichter in der „Monarchie" so sehr betonten Bibelspruch: „*Omne regnum in se divisum desolabitur*" im Eingang der goldenen Bulle. Hier liegt auch der Faden, an welchem die Kenntniss Dante's im 16. Jahrhundert sich neu anschliesst. Die Bekämpfer des päpstlichen Rechtes, ein Flacius Illyricus und noch mehr Wolfius (in den *Lectiones memorabiles*) von der einen, die Vertheidiger des römischen Stuhls von der andern Seite beziehen sich sehr häufig auf die „Monarchie" und die „göttliche Komödie"; Wolfius vor Allen citirt sehr ausgedehnte Stellen, namentlich aus der „Komödie", in der Urschrift und in lateinischer Uebersetzung. Der Erste, der in deutscher Sprache Dante's Namen nennt, ist der Chronist Aventinus. Von da bis auf Goethe's Zeit weist der Vortragende weitere Erwähnungen nach, indem er hierdurch die Ermittelungen Köhler's (in „Der fünfte Gesang der Hölle", Weimar 1865) und Theodor Paur's (in „Dante in Deutschland", Zeitschrift „Unsere Zeit", Leipzig 1865, Maiheft) zu ergänzen sucht. Als auffallend hebt er hervor, dass Albrecht von Eyb, Steinhöwel und Niclas von Wyle, bei ihrer Kenntniss Petrarca's

und Boccaccio's, auf Dante keinen Bezug nehmen. Zinkgreff in den „*Apophthegmata*“ hat eine Anekdote aus des Dichters Leben ohne Angabe des Namens; während Hans Sachs dieselbe Anekdote ausdrücklich dem Dante nacherzählt, und zwar mit lobenden Epitheten. Eine etwas genauere und correctere Ansicht von Dante's Leben und Dichten beginnt seit dem Erscheinen von Bayle's *Dictionnaire philosophique* oder vielmehr seit der durch Gottsched veranstalteten Uebersetzung desselben Werkes (1741—44). Auch in dieses vielgeschmähten Schriftstellers „Wörterbuch der schönen Wissenschaften“ und in seiner „Lobrede auf Opitz“ wird Dante's rühmend gedacht. Zur Zeit, wo Gerstenberg's „Ugolino“ erschien, war, wie durch Stellen aus Bürger, Lessing u. a. zu belegen ist, die Kenntniss der göttlichen Komödie, mindestens der Hölle, in Deutschland nicht mehr auf wenige Literaturfreunde beschränkt. Schliesslich erörtert der Redner noch die Meinung, Dante sei persönlich in Deutschland gewesen, und gedenkt bei dieser Gelegenheit der Inschrift in der Paulinerkirche zu Leipzig. Auch bemerkt er, dass die Frage, ob aus Dante's Schriften Beweisgründe für die Reformation zu schöpfen seien, noch in neuerer Zeit in Italien nicht ohne Leidenschaft behandelt worden sei. Namentlich habe eine Bemerkung Graul's in der Vorrede zu „Der erste Gesang der göttlichen Komödie“ den Pater Giambattista Giuliani veranlasst, in einer besondern Abhandlung Dante als einen rechtgläubigen Katholiken darzustellen; diese Abhandlung, in sehr starken Ausdrücken abgefasst, sei im Mai 1844 in der Accademia Tiberina zu Rom vorgetragen worden. Uebrigens enthalte die göttliche Komödie einige Stellen, die sehr nahe an kühne und freie Gedanken der Neuzeit streifen.

Der Vortrag wird mit allseitigem Beifall aufgenommen.

Zum Schluss verkündet der Präsident, dass Prof. Wattenbach drei Schriften in mehreren Exemplaren ihm eingehändigt habe:

Die morgige Tagesordnung ist:

1) Mittheilung einer Uebersetzung des 5. Gesanges des „Inferno“ von Halm.
2) Dr. Barack aus Donaueschingen zur Geschichte der Nibelungenhandschrift C. Mittheilungen von Fragmenten eines unbekannten altdeutschen Reimwerkes.
3) Prof. Lübben aus Oldenburg über agrarische u. territoriale Benennungen.
4) Dr. Hildebrand aus Leipzig über einen ostmitteldeutschen Dativ des *pronom. person. III.*
5) Dr. Rieger aus Darmstadt über Dante's Minnesang im Verhältniss zu Vorgängern und Zeitgenossen.

Vierte Sitzung, Samstag den 30. September, Vormittags 8 Uhr.

Prof. Bartsch aus Rostock trägt die Uebersetzung des 5. Gesanges von Dante's „Inferno“ von Fr. Halm vor; sie wird als sehr fliessend, treu und wohlgelungen anerkannt.

Dr. Barack, Bibliothekar aus Donaueschingen, berichtet sodann über die wunderbaren Schicksale der Nibelungenhandschrift C, die aus dem Nachlass des Freiherrn von Lassberg in die fürstliche Bibliothek zu Donaueschingen gewandert ist. Der Bericht ist um so spannender, da er die eignen Aufzeichnungen des edeln Freiherrn wiedergibt und als schönes Denkmal seines unablässigen Strebens erscheint. Er lautet:

Zur Geschichte der Nibelungenhandschrift C.

Was man über das Schicksal der beiden Nibelungenhandschriften A und C, die einst Jahrhunderte lang mit einander verbunden waren, und besonders über die Wege, auf denen sie von ihrem ehemaligen Aufbewahrungsorte Hohenems, jene in den Besitz der Münchener Hof- und Staatsbibliothek, diese in das Eigenthum der fürstlichen Hofbibliothek zu Donaueschingen übergingen, weiss, ist theils unrichtig, theils unvollständig. Es dürfte daher von Interesse und im Hinblick auf die Berühmtheit der fraglichen Handschrift hier erwünscht sein, den richtigen und ausführlichen Sachverhalt hierüber aus den hinterlassenen Papieren des verstorbenen Freiherrn Joseph von Lassberg zu erfahren. Er ergibt sich zunächst aus einem Schreiben Lassberg's an den damaligen badischen Legationsrath von Büchler zu Frankfurt, de dato „Heiligenberg, 3. April 1819", und dann aus einer berichtigenden Beilage Lassberg's zu Albert Schott's Geschichte des Nibelungenliedes. Büchler, zugleich Geschäftsführer der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde und Mitherausgeber des Archivs der Gesellschaft, hatte sich erkundigt, was wohl im Laufe der Zeiten aus den im Schlosse zu Hohenems aufbewahrten, noch vom St. Blasianischen Abt Gerbert in seinen Reiseaufzeichnungen erwähnten deutschen Handschriften geworden sei. Lassberg erwidert nun auf seine Anfrage (s. Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 1, S. 65):

„Ich befinde mich im Stande, Euer Hochwohlgeboren über die die Hohenemser Sammlung betreffenden Anfragen sogleich umständliche, aber leider nicht sehr erfreuliche Auskunft zu geben.

Des Namens und Stammes des edeln und einst durch Sänger und Helden so berühmten Hauses von Ems lebt Niemand mehr. Vor wenig Jahren starb die letzte Erbtochter, welche an einen Grafen Harrach in Mähren verheirathet war und ebenfalls eine einzige Tochter hinterliess, die als Wittwe des Grafen Clemens von Waldburg (Zeiler Linie) gegenwärtig auf ihren Gütern in Mähren lebt, wo sie sich damit unterhält, in einem selbstgestifteten Philanthropin arme Mädchen zu erziehen. Noch bei Lebzeiten der Mutter, einer herrlichen, hohen Frau, enthielt der sogenannte Palas zu Hohenems einen grossen Reichthum von kostbarem, altem Geräthe, Waffen, Jagdgezeuge, Gemälden und eine wohlgefüllte Bücherkammer und besonders ein Vestiarium, mit Trachten des 14. bis ins 17. Jahrhundert angefüllt, welche Sammlung in Deutschland schwerlich ihres gleichen hatte. Die Tochter (*heroum filiae noxae!*) entschloss sich plötzlich, die alten Emser Besitzungen zu verlassen und Alles, was einigen Geldwerth hatte, hinwegführen zu lassen. Das Uebrige wurde *sub hasta* verkauft und leider nur in der nächsten Umgebung von Ems die Versteigerung bekannt gemacht. So geschah es, dass jetzt der grosse runde Tisch von schwarzem Marmor, an dem der alten Ritter und Sänger Becherklang und Gesang so oft ertönte, in den Garten des Juden Lazarus Levi zu Hohenems wanderte, und dass die Juden des Ortes in der darauf folgenden Fastnacht in den Kleidern der alten Grafen und Gräfinnen von Ems die Strassen durchzogen. Von den durch die Gräfin in 10 Kisten hinweggeführten Handschriften und Büchern kamen seitdem drei Stücke wieder zum Vorschein. Um den Ruhm vollends zu begründen: *quod in patrios cineres minxit*, schenkte sie dieselben (1807) in Prag ihrem Advocaten, dem Dr. jur. Schuster. Es waren

1) ein Pergamentcodex des Nibelungenliedes, aus dem Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts, also weitaus der älteste unter den bisher aufgefundenen;

2) eine weitere Pergamenthandschrift desselben Gedichtes aus dem 13.—14. Jahrhunderte, und

3) eine Handschrift des Barlaam und Josaphat, gedichtet von ihrem Ahnen Rudolf von Ems, nun gleichfalls in Donaueschingen.

Wie zu vermuthen, waren auch Handschriften lateinischer Classiker darunter, denn nach Wilken's Aussage besitzt die Berliner Bibliothek einen Sallust des 12. Jahrhunderts aus der Hohenemsischen Bibliothek. Dr. Schuster sandte die beiden Nibelungenhandschriften nach München. Die Münchener zogen, weil die ältere beträchtliche *hiatus* habe, die jüngere vor und gaben Herrn Schuster Incunabeln dafür. No. 1 und 3 verkaufte Schuster an einen Herrn Frikart in Wien, der sie während des Congresses für einen hohen Preis überall herum feilbot. Einstmals wurde über Tisch bei Kaiser Franz vom Liede der Nibelungen gesprochen. Die Kaiserin Marie Louise nahm sich desselben lebhaft an, und da Jemand äusserte, dass sich die älteste, schönste und reichste Handschrift dieses Gedichts in Privathänden zu Wien befinde, auch die k. k. Büchersammlung keine Handschrift dieses Nationalepos besitze, liess der Kaiser den Frikart auf den folgenden Tag mit seiner Handschrift zu sich bescheiden. Der Kaiser fragte ihn nach dem Preise derselben, und Frikart nannte die Summe von 1000 Stück Ducaten. Nun so gehen Sie zum Ossolinsky (Praeses der k. k. Bibliothek), sagte der Kaiser, und lassen Sie sich eine Anweisung an die Hofkammer geben. Als Frikart das Buch zu dem Grafen Ossolinsky brachte, machte ihm dieser heftige Vorwürfe über den hohen Preis und stellte sich an, als ob er noch etwas heruntermarkten wollte, worauf Frikart erwiderte, dass das Buch ja von dem Kaiser selbst gekauft und folglich nicht mehr die Rede vom Handeln sein könne. Ossolinsky wollte ihm hierauf eine Anweisung auf 4500 in W. W. Währung, in Papier geben, nach welcher der Verkäufer dem damaligen Curse nach über die Hälfte hätte verlieren müssen. Dies nahm Frikart nicht an und berief sich darauf, dass er mit dem Kaiser auf Ducaten und nicht auf Papier gehandelt habe. Ossolinsky erwiderte, dass, solange die Bibliothek bestehe, noch nie ein Buch für solchen Preis gekauft worden sei, und wenn er es für die angebotene Summe nicht ablassen wolle, so könne er es wieder mit fortnehmen, was er auch that.

Während des Congresses 1814 und 1815 traf ich, fährt Lassberg weiter fort, diese Handschrift überall an, bei dem Fürsten von Lippe-Schaumburg, bei der Fürstin von Isenburg, bei Lord Castlereagh, bei Lord Cathcart. Ich vernahm, dass Friedrich Schlegel für seinen Bruder darum unterhandle (auch von der Hagen wollte sie durch Kopitar kaufen), und endlich durch einen Herrn Eggstein, ersten Commis in der Schaumburg'schen Buchhandlung, dass er durch den englischen Lord Spencer Marlborough, bekannten Bibliomanen, beauftragt sei, die Handschrift für denselben zu erwerben. Dies war ein Donnerschlag für mich. In einen englischen Büchersaal, über dessen Thüre geschrieben stehet, was Dante von der Thüre der Hölle berichtet, sollte der Codex kommen! einem britischen Knochenvergraber sollte er zu Theil werden und für Deutschland, für unser Schwabenland auf ewig verloren sein! Nein, dachte ich, ehe ich dies zugebe, verkaufe ich mein letztes Hemd. Ich stellte Herrn Eggstein Himmel und Hölle vor und war so glücklich, sein Herz weich zu machen. Er versprach mir bei meiner Abreise (20. Juni 1815), wenn der Handel zu Stande komme, mir den Vorzug zu geben, und wenn ich ihm binnen drei Wochen den ausgehandelten Preis sende, mir die Handschrift zu übermachen. Es war Ende der Fastenzeit, als Eggstein mir schrieb: Der Handel ist richtig, und wenn Sie mir binnen drei Wochen 250 Speciesducaten übermachen, so ist die Handschrift Ihr Eigenthum. Das war nun gut! Aber die 250 Ducaten hatte ich

nicht, und das war nicht gut, denn die Zeit war kurz und der Weg nach Wien ziemlich weit. Indessen steckte ich meinen Brief ein und ging hinab zur trefflichsten der Fürstinnen (Elise zu Fürstenberg), denn es war Frühstückens Zeit. Nach einer Weile hub die beste aller Frauen an und sagte: „Sie haben etwas, das Sie bekümmert, was mag das sein?"

Wie bekannt, wurde der Erwerb durch die Munificenz der Fürstin ermöglicht und die Handschrift für Deutschland gerettet. Von Lassberg kam die Handschrift mit der ganzen Lassberg'schen Bibliothek in Folge Kaufvertrags vom 2. November 1853, nachdem ihm die Benutzung der Sammlung bis zu seinem Lebensende gestattet worden war, nach dessen Tode im Jahre 1855 in die fürstliche Hofbibliothek zu Donaueschingen.

Nach ihm erhält

Dr. A. Lübben aus Oldenburg das Wort für seine Mittheilung über die agrarischen und territorialen Benennungen. Er richtet die Aufmerksamkeit der Fachgenossen auf einen Punkt, der ihm, namentlich in Niederdeutschland, bisher zu wenig beachtet erscheine, nämlich auf die noch jetzt im Volke üblichen und lebendigen Benennungen aller agrarischen und territorialen Verhältnisse (Flurnamen). Nachdem er angegeben hat, wie er zu Untersuchungen hierüber gekommen sei und wie er die Namen sammele (Anzeigen in den öffentlichen Blättern, Specialkarten), besprach er die Schwierigkeit der Deutung dieser Namen. Diese liege einmal in der Unwissenheit der Landleute, die die von Alters her überkommenen Namen nicht zu erklären wüssten und desshalb auch oft corrumpirten, theils in der Veränderung der Oberfläche des Landes, indem das, was vor hundert Jahren noch Wald gewesen, jetzt Wiese oder Ackerland geworden sei, theils endlich in der Umgestaltung der Besitzverhältnisse und der Agrarverfassung.

Um zu zeigen, dass hier noch Manches aufzuklären sei, gibt er die Flurnamen an, die er bis jetzt in seinem engeren Heimatlande unter den Buchstaben *h* und *k* gesammelt habe. Sodann weist er an einigen Worten nach, wie er sie sich zu deuten versucht habe. Er wählt dazu zwei Benennungen, die aus der örtlichen Lage und Gestalt (aus der mathematischen Bestimmtheit), ferner zwei, die aus der physikalischen Beschaffenheit, und endlich zwei, die aus historischen Verhältnissen entstanden seien. Diese Wörter waren: 1) *„helle"*; dieses sei nichts anderes, als das hochdeutsche *halde*, *helde*. 2) *„Lieth"* (*Hohe Lieth*), das mhd. *lite*. 3) *„Riede"*, Wasserlauf und bewässertes Land. Bezüglich des Wortes macht Lübben auf die Gewohnheit der Niederdeutschen aufmerksam, das *de* abzuwerfen (was Unkundige schon irre geführt habe) und dafür im Fall des Zusammenstossens zweier Vocale ein *h* oder *g* einzuschieben, so dass das Wort *riede* z. B. in folgenden Formen erscheine: *riede*, *riee*, *riehe*, *riege*. 4) *„stroth"*; das ahd. *struot*, Busch, Wald. 5) *„Hammerich"*; dieses sei nur in den friesischen Theilen Oldenburgs üblich und bedeute: Heimmark, Dorfmark, und da in Friesland das Gemeindeeigenthum vorzugsweise aus Grasländereien bestanden habe, so bedeute es speciell „Gemeindewiese"; da aber schon längst alles Gemeindeland in Friesland getheilt sei, so sei schon sehr früh von Lexikographen angegeben, dass *hammerich* nichts weiter sei als Wiese. 6) *„want"*; dieses *want* sei vielleicht, da die Niederdeutschen an auslautende Liquiden, namentlich an *n* gern ein *t* anhängten, nichts Anderes als das oberdeutsche *(ge)wanne*, eine Ackerabtheilung von verschiedenartiger Gestalt und schwankender Grösse.

Zum Schluss, als Beweis, dass man bei Erklärung dieser Wörter oft keinen Griff zu thun wage, führte er *regente* (auch in den Formen *regen*, *rengte*, vielleicht auch *rehen* erscheinend) an, dessen Deutung ihm bis jetzt nicht geglückt sei.

An seine Mittheilung knüpften die Professoren Liebrecht aus Lüttich, Dietrich, Pfeiffer beistimmende oder ergänzende Bemerkungen; letzterer besonders fordert die Genossen auf zu vereinigten Forschungen nach dieser Richtung, namentlich durch Benutzung der Urbarien oder Lagerbücher. So heisse z. B. in Salzburg eine Gasse *Kaygasse*, in den Urbarien aber stehe richtig *Ghaygasse*. Aber nicht nur aus Büchern solle man schöpfen, sondern aus Land und Flur und seiner Lage, die man durchforschen müsse. Und so möge Jeder in seiner Gegend thätig sein, dann würden die dadurch gewonnenen Sammlungen sich ergänzen und berichtigen.

Auch Prof. v. Keller aus Tübingen empfiehlt, nach kurzer Unterbrechung, in welcher der eingetretene Präsident der Plenarversammlung das Wort ergriffen und der Section anheimgestellt hat, ob sie in der heutigen letzten Plenarsitzung Bericht erstatten wolle über ihre Verhandlungen, denselben Gegenstand sorgfältiger Beachtung; er selbst habe für sein schwäbisches Wörterbuch viele Lagerbücher und Flurkarten durchmustert und in ihnen reiche Ausbeute gefunden.

Die Aufforderung des Präsidenten der Plenarversammlung wird angenommen und der Vicepräsident, Prof. Creizenach, beauftragt, den Bericht in der Hauptversammlung zu erstatten. Der Vicepräsident eröffnet hierauf der Versammlung, dass Halle zum Sitz der 25sten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner auserkoren worden sei; nach kurzer Besprechung wird auf Vorschlag des Präsidiums Prof. Leo zum Präsidenten, Prof. Zacher zum Vicepräsidenten der germanistischen Section für die nächste Jahresversammlung erwählt.

Dr. Rieger aus Darmstadt hält hierauf seinen Vortrag über Dante's Minnesang im Verhältniss zu seinen Vorgängern und Zeitgenossen.

Er charakterisirt die veränderte Richtung, welche Guido Guinizelli dem italienischen Minnesange gab, und zeigt seine Einwirkung auf die gleichzeitigen Trovatoren in einigen Beispielen. Während jedoch bei diesen solche Beispiele vereinzelt bleiben und die Auffassung der Minne im Princip nicht ändern, nehmen Guido Cavalcanti, Dante Alighieri und Lapo Gianni, jeder in seiner besondern Weise, mit dem poetischen Apparate Guinizelli's eine durchgeführte platonistische Richtung in ihren Minnesang auf und theilen sich in das Verdienst einer Reformation der erotischen Poesie, zu welcher der Antrieb aus der in Italien damals neubelebten Philosophie des Aristoteles gekommen war. Der poetische Charakter jener beiden Freunde Dante's wird geschildert und die mit Dante's *Vita nuova* übereinstimmende Auffassung der Minne bei beiden nachgewiesen.

Der Vicepräsident dankt unter lebhafter Zustimmung der Versammlung dem Redner für diesen an feinen Bemerkungen auf einem fast unbekannten Gebiete so reichen Vortrag.

Prof. Franz Pfeiffer stellt hierauf, zurückkommend auf den Bericht der Commission für das niederdeutsche Wörterbuch, den Antrag: die Commission möge sich nicht auflösen, sondern von der Versammlung beauftragt werden, ihre Bemühungen fortzusetzen und insbesondere einen tüchtigen Herausgeber ausfindig zu machen, der der Ausführung des so wichtigen Werkes seine volle Kraft widmen könne. Der Antrag wird angenommen und den Herren Proff. W. Müller in Göttingen, Bartsch in Rostock und Höfer in Greifswalde das Mandat erneuert und der specielle Auftrag gegeben: 1) einen geeigneten Herausgeber zu suchen; 2) tüchtige Mitarbeiter ausfindig zu machen, und 3) die Theilnahme der betreffenden Regierungen herbeizuführen; im nächsten Jahre aber einen bestimmten Antrag,

hierüber zu stellen. Prof. Bartsch erbietet sich, den abwesenden Commissionsmitgliedern Prof. Müller (der bereits abgereist war) und Prof. Höfer Mittheilung von dem Beschluss der Versammlung zu machen und die weitere Wirksamkeit der Commission einzuleiten. Die auf der heutigen Tagesordnung noch weiter verzeichneten Vorträge müssen wegen vorgerückter Zeit aufgegeben werden.

Zum Schluss gedenkt der Vicepräsident des eigentlichen Präsidenten, Prof. Holtzmann, der zu seinem grossen Schmerze und zum lebhaften Bedauern der Versammlung durch Krankheit abgehalten gewesen sei von der Theilnahme an den Sitzungen, die er mit solchem unermüdlichen Eifer vorbereitet habe; die Versammlung bezeigt ihre Theilnahme und ihren Dank durch Aufstehen von den Sitzen.

Auf Aufforderung Prof. Pfeiffer's wird auch dem Präsidenten und Vicepräsidenten der diesjährigen Sitzungen, und auf Aufforderung Prof. v. Keller's den beiden Protokollführern in gleicher Weise ihre Mühewaltung verdankt; hiermit werden die Sitzungen der germanistischen Section für dieses Jahr mit dem Wunsche auf fröhliches Wiedersehen in Halle geschlossen.

Dr. H. Weismann.

Verhandlungen der archäologischen Section.

Die archäologische Section begann ihre Thätigkeit Donnerstag den 28. September, nachdem sie sich am vorhergehenden Tage unter Vorsitz des Herrn Prof. Stark in dem Locale der archäologischen Sammlung der Universität constituirt hatte. Das Schriftführeramt übernahm auf Vorschlag des Präsidenten Herr Dr. Thorbecke, Lehrer am Heidelberger Lyceum. Als Mitglieder haben sich folgende Herren eingezeichnet:

1. Eduard Gerhard, Professor aus Berlin.
2. Petersen, Professor aus Hamburg.
3. Klein, Professor aus Mainz.
4. Urlichs, Professor aus Würzburg.
5. Prien, Professor aus Lübeck.
6. L. Lavrentiev aus Moskau.
7. Dr. Veit Valentin aus Frankfurt a. M.
8. F. Bender aus Darmstadt.
9. Bursian, Professor aus Zürich.
10. Dr. Thorbecke aus Heidelberg.
11. Dr. J. J. Bernouilli aus Basel.
12. Fickler, Professor aus Mannheim.
13. Dr. A. Behaghel aus Mannheim.
14. Dr. Preuner aus Tübingen.
15. Dr. Uhrig aus Darmstadt.
16. Fiedler, Professor aus Wesel.
17. Conze, Professor aus Halle.
18. Dr. Dörgens aus Heidelberg.
19. Eduard von der Launitz aus Frankfurt a. M.
20. W. Wattenbach, Professor aus Heidelberg.
21. J. v. Cohausen, K. Preuss. Hauptmann aus Frankfurt a. M.
22. Dr. Hasenmüller aus Trier.
23. Rheinhard, Professor aus Stuttgart.
24. Fecht, Professor aus Durlach.
25. Dr. C. Deimling, Professor aus Mannheim.
26. Leopold Schmidt, Professor aus Marburg.
27. Dr. Becker, Professor aus Frankfurt a. M.
28. H. Wedewer, Professor aus Frankfurt a. M.
29. Dr. Scherer, Oberlehrer aus Rheine.
30. Dr. Jos. Kirschbaum aus Frankfurt a. M.
31. C. Waag, Professor aus Mannheim.
32. Dr. H. Meier aus Zürich.
33. J. Friedländer, Professor aus Königsberg.
34. Caesar, Professor aus Marburg.
35. Dr. C. Justi aus Marburg.
36. Leber, Professor aus Karlsruhe.
37. Bissinger, Professor aus Karlsruhe.
38. Dr. Claasen aus Mannheim.
39. G. Bilfinger aus Stuttgart.
40. H. Georgii aus Tübingen.
41. Dr. Freudenberg, Professor aus Bonn.
42. Arnold Schaefer, Professor aus Bonn.
43. Dr. Riese aus Heidelberg.
44. Dr. Friederich aus Reutlingen.
45. Dr. Gass, Professor aus Giessen.
46. Dr. J. J. Merian aus Basel.
47. P. Heinrich Rickenbach, Professor aus Einsiedeln.
48. G. Klaiber, Professor aus Stuttgart.
49. J. Fischer, Rector aus Speier.
50. Dr. Savelsberg, Oberlehrer aus Aachen.
51. Ernst Curtius, Professor aus Göttingen.
52. Vömel, Director a. D. aus Frankfurt a. M.

Erste Sitzung, Donnerstag den 28. September, 8—10 Uhr Vormittags.

Der **Vorsitzende** begrüsst die Versammlung und spricht seine Freude über den zahlreichen Besuch der Section und die Hoffnung erfolgreicher, gemeinsamer Arbeit aus. Auf seinen Vorschlag wird eine Commission, bestehend aus den Herren Prof. **Curtius**, **Bursian** und **Conze** ernannt, um den in der Hauptversammlung gemachten Vorschlag, die Unterstützung der Zwecke der hellenischen Archaeophilen betreffend, zu prüfen und in der letzten Versammlung einen genau formulirten Vorschlag dafür einzubringen.

Anknüpfend an die Anschauung der die Versammlung umgebenden Gypsabgüsse und Denkmäler der archäologischen Sammlung, warf der Redner einen Blick rückwärts auf die **Geschichte der Heidelberger Sammlungen.**

Schon Ende des 15. Jahrhunderts unter Kurfürst Philipp dem Aufrichtigen (1476—1508), dem Schützer und Freund eines v. Dalberg, Conrad Celtes, Agricola, Reuchlin sind die Anfänge einer Münz- und Anticagliensammlung mit der Bildung der Bibliothek auf dem kurfürstlichen Schlosse anzusetzen. Unter dem kunstsinnigen Otto Heinrich (1556—1559), unter dem der herrliche Renaissancebau mit der Verbindung antiker und christlicher plastischer Gestalten und den römischen Münzen nachgebildeten Medaillons römischer Kaiser an der Ostseite des Schlosshofes sich erhob, wurden Münzen und geschnittene Steine neben den trefflichsten Handschriften eifrig gesucht. Die auf die einheimischen römischen Ueberreste sich richtenden Interessen eines Jacob Wimpheling und Beatus Rhenanus am Anfang des Jahrhunderts fanden am Schlusse unter Friedrich IV. in Marquardt Freher lebhafte Pflege, und Antiken wurden zur Ausschmückung des Schlosshofes verwendet. Janus Gruter, in Heidelberg seit 1602 Bibliothekar, hat sein grosses Inschriftenwerk hier zuerst veröffentlicht. Die Glanzzeit archäologischer Sammlungen und Studien fällt für Heidelberg aber erst nach den verheerenden, auch die Schätze des Schlosses entführenden Stürmen des Dreissigjährigen Krieges. Kurfürst Karl Ludwig (1649—1680), der kluge und energische Wiederhersteller des Wohlstandes der Pfalz, hatte in seinem Gesandten und früheren Erzieher des Prinzen, Ezechiel Spanheim (geb. 1629, seit 1666 Gesandter), und in dem gebornen Heidelberger Lorenz Beger (geb. 1653, seit 1675 Bibliothekar und kurfürstl. Antiquarius) ebenso eifrige als gelehrte Ausführer seiner Wünsche und Bestrebungen. Das kurpfälzische Cabinet von Münzen und geschnittenen Steinen nahm damals wohl die erste Stelle in Deutschland ein. 1686 kam aber in Folge der Erbtheilung des pfälzischen Hauserbes die Gemmensammlung nach Paris in den Besitz des Herzogs von Orleans, des Gemahls der Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte, und mit der Münzsammlung wurden die brandenburgischen Ansprüche befriedigt. Lorenz Beger wanderte mit nach Berlin und gelangte dort zu hohen Ehren; sein 1685 erschienenes Werk, der *Thesaurus Palatinus*, ward nun erweitert zu einem *Thesaurus Palatino-Brandenburgicus* (1696). Damit schliesst aber auch Heidelbergs ältere Bedeutung für antiquarische Sammlungen. Was im 18. Jahrhundert nicht Unerhebliches in dem Studium der einheimischen römischen Ueberreste wie in dem Erwerb von Antiken aus Italien am kurpfälzischen Hofe geschah, das fällt durchaus der neuen Residenz Mannheim zu. Friedrich Creuzer war es, der zuerst in diesem Jahrhundert die Archäologie in den Kreis der akademischen Vorträge in Heidelberg einführte und sie an seine eigene kleine aber nicht uninteressante Sammlung anknüpfte, von welcher die Münzsammlung, von einem wissenschaftlichen Katalog des frühern Director Brummer begleitet, der Universitätssammlung einverleibt ist, die

übrigen Theile nach Karlsruhe in die Kunsthalle gekommen sind. Die erste Bildung der Universitätssammlung wird dem Vorgänger des Redners, Geh. Hofrath Zell, verdankt, sie ist seitdem unter spärlichen öffentlichen Mitteln, aber mit mehrfachen werthvollen Geschenken, besonders aus der Sammlung Thiersch bereichert und fortgebildet worden.

Diese Bemerkungen gaben dem Redner Anlass, überhaupt auf die Bedeutung der Geschichte der archäologischen Studien in Deutschland hinzuweisen und dringend zur Veröffentlichung darauf bezüglicher Thatsachen aufzufordern.

Da der zunächst für diese Sitzung in Aussicht gestellte Vortrag des Herrn Prof. Fickler wegen verspäteter Ankunft desselben aus Mannheim nicht unmittelbar folgen konnte, so ging der Vorsitzende zu den von ihm angemeldeten Bemerkungen über die von ihm herausgegebenen Mithrasbilder über. Es war zu diesem Zwecke überhaupt während dieser Tage das seltene Werk von Lajard „Recherches sur le Mithra" (Paris 1847), sowie eine Reihe monographischer Arbeiten mit Abbildungen ausgelegt. Aus der Fülle der einer weitern Auseinandersetzung, als sie in dem Festprogramm gegeben werden konnte, bedürftigen und zur Discussion sich eignenden Fragen konnten zwei Punkte überhaupt nur, einer etwas ausführlicher, zur Sprache gebracht werden. Der eine betraf die Ausdeutung der so vielfach vereint auf den Mithrastafeln erscheinenden Symbole eines Wassergefässes mit herankriechender Schlange, gegenübertretendem Löwen und dem von oben schräg wie gierig herabschauenden Raben. Es konnte dies zunächst nur astronomisch gefasst werden in Bezug auf die Zeit des Spätsommers und beginnenden Frühherbstes, wo gerade das Sternbild der Wasserschlange mit Gefäss und Raben unter dem Ende des Löwen und der Mitte des Krebses vollsichtbar wird, [1]) wo Schlange und Becher von der vollen Nilschwelle wie überhaupt der beginnenden wasserreichern Zeit gegenüber der Sonnengluth des Hochsommers im Alterthum selbst, aber auch von dem ersten im Becher gereichten Rebensaft der Weinernte in specifisch griechischer Sage verstanden wird. Der bisher gäng und gäben Auffassung gegenüber musste vor allem betont werden, dass der persische Monat des Mihr (Mithra) unserem September entspricht und in die Mitte dieses Monats das notorisch uralte Mithrafest (Mihrjan) fällt, an diesem Feste auch Trunkenheit dem Könige geradezu wohlanständig ist, wir daher bei den Mithradarstellungen wenigstens ebenso sehr an die Zeit der Herbstnachtgleiche, als die des Frühlings, ja in erster Linie an jene zu denken veranlasst sind. Der zweite zur Sprache kommende Punkt war der Cardinalpunkt der Ausdeutung des Mittelbildes, die Stierbändigung resp. Stiertödtung. In die irdische, sublunare Welt, die im Gegensatz zur reinen Fixsternwelt notorisch in der Höhle dargestellt ist, tritt der Held der Sonnenkraft, die, um hier zu erscheinen und zu wirken, unter die schräge Bahn der Ekliptik gebeugt wird, alljährlich ein, um immer von Neuem als Sieger sich zu bewähren, indem er die im Stier repräsentirte, allen Samen der irdischen Pflanzen und Geschöpfe, auch des Menschen, enthaltende, diese unter dem Mondwechsel reifende Mondkraft bändigt und im Wechsel ersterben lässt; ein Bild des Sonnenjahres selbst mit seinen eingefügten untergeordneten Mondmonaten, aber nicht das Bild einer abstracten, kalendarischen Ordnung, sondern einer solchen, in welcher das Gesetz des irdischen Lebens, Werdens und Vergehens für die irdische Schöpfung und speciell für den Menschen ausgesprochen wird. In Betracht kommen, abgesehen von dem Gesammtcharakter des ganzen spätern mithrischen, durch die babylonische Astrologie wesentlich bedingten Bilderkreises, theils bestimmte Zeugnisse

1) Ovid Fast II. 243 ff.; Arat. Phaenom. 443—450; Hygin. Poet. Astronom. II. 40.

des Alterthums selbst,[1]) theils die thatsächliche Verbindung des Stiers mit der Mondsichel in mithrischen und verwandten Bildwerken, ja die volle Vertauschung des Stiersymboles mit dem Bilde der Mondgöttin.[2]) Auch die männliche Natur des Stieres kann nicht dagegen zeugen, indem in den semitischen Religionen und auch nach davon beeinflusster griechischer Auffassung der Mond androgyn ist, dagegen in vielen arischen Religionen, speciell vor allem dem dem Persischen so nahe stehenden phrygischen Glaubenskreis der Mond (*Μήν*) ganz männlich ist.

An der über diese Auffassung des Stieres sich entspinnenden Debatte betheiligten sich die Herren Bursian, Curtius, Preuner, Vömel, indem besonders die beiden Erstgenannten die Bedeutung des Stiers als Symbol der Erde festhielten. Eine Einigung erfolgte nicht, indem es auch an Zeit gebrach, die einschlägigen Bildwerke einzeln zur Anschauung zu bringen.

Es legte sodann Prof. Conze folgende Zeichnungen unedirter Bildwerke aus Athen vor, die er der Vermittelung des Münzconservators Postolakkas zu Athen verdankte: 1) Sarkophag mit Reliefdarstellung eines bacchischen Opfers, welches von Kindern dargebracht wird (beschrieben von Bursian im Archäol. Anzeiger 1854. S. 476 f.) 2) Grosse Reliefplatte, deren Darstellung der Vorlegende zu den von Stephani im „ausruhenden Herakles“ und sonst mehrfach[3]) behandelten Todtenmahlen rechnete. Auf einer langen Kline ruht einerseits Herakles mit dem Becher in der Hand auf dem Löwenfelle, neben ihm ein Mann, wahrscheinlich der Verstorbene, ihm folgen acht (das Relief ist aber an diesem Ende abgebrochen) Frauen, zum Theil mit Musikinstrumenten in den Händen. Vor der Kline stehen Tische mit Speisen und am Boden Mischgefässe. Eroten bedienen die Liegenden vorn an den Tischen, andere Eroten schweben über ihnen in der Luft zwischen den die ganze Scene überragenden Bäumen. 3) Knieendes Bronzefigürchen mit geschlossenen am Körper herabgestreckten Armen, nackt, männlich. 4) Bleiplättchen mit der Reliefdarstellung einer Frau, die einen Knaben zum Tode fortschleift (das Original jetzt im Museum zu Basel). Ungelöste Zweifel blieben bei allen diesen Vorlagen. Dagegen erklärte 5) ein thönernes Kohlenbecken (*ἐσχάρα*) mit hochstehenden, daher der Erhitzung weniger ausgesetzten Griffen, an denen nach innen gerichtet Silensköpfe mit langen Bärten als Träger auf das Kohlenfeuer zu setzender Gefässe vorspringen, tektonisch zunächst sich selbst, dann aber auch eine Menge solcher Griffe mit Silensmasken, die

1) Porphyr. de antro nymph. c. 18 — *σελήνην — οὖσαν γενέσεως προστάτιδα — ἐπεὶ ταῦρον μὲν ἐποχεῖται ἡ σελήνη καὶ ὕψωμα σελήνης ὁ ταῦρος — καὶ ψυχαὶ δ' εἰς γένεσιν ἰοῦσαι βουγενεῖς.* c. 18: *ἐποχεῖται δὲ ταύρῳ Ἀφροδίτης ὡς καὶ ὁ ταῦρος, δημιουργὸς ὢν ὁ Μίθρας.* Lactant. ad Stat. Thebaid. I, 715 ff.: Persae in spelaeis coli Solem primi invenisse dicuntur et hic Sol proprio nomine vocatur Mithra quique eclipsin patitur ideoque inter antrum colitur. Est enim in spelaeo Persico habitu, Leonis vultu cum tiara utrisque manibus bovis cornua comprimens, quae interpretatio ad Lunam dicitur. Nam indignata sequi fratrem — occurrit illi et lunam sublexit. Sol enim lunam minorem patientia sua et humiliorem docens taurum invidens cornibus torquet, quibus dictis Lunam bicornem intelligi voluit.

2) Stier mit Sonnenscheibe am Kopf und Mondscheibe am Leib, Arch. Zeit. 1850. S. 174*. Stier aus Mondsichel hervorragend über dem Tempel des Steinbockes, Lajard pl. 96, 1. 2. Mondgöttin auf Stierwagen. Stierwagen mit Mondsichel, Laj. pl. 67, 1. 8. 9. 10. Auf Stierköpfen steht Phosphoros und Hesperos, Lajard pl. 85, 86. Stier an der Stelle der Luna dem Sol gegenüber auf dem Felsrelief von Shwarzerd im Elsass, Lajard pl. 85, 86. Stier mit Aehren aus dem Maul, Mond und sieben Sterne, Lajard pl. 102, 5. Stier stehend vor Mondscheibe und sieben Kugeln, Lajard pl. 54 A, 10. 7. Stier mit einem in einer Mondscheibe endenden Schweif, Lajard pl. 101, 2. Artemis mit Stierkopf zu Füssen, Statue im britischen Museum, Clarac pl. 566, nr. 1207.

3) Vergl. jetzt auch Hollnemler de anaglyphis sepulcralibus graecis etc. Diss. Berol. 1865.

aus Athen in den verschiedensten Sammlungen verbreitet vorkommen.[1]) Statt der Silensmaske zeigt ein Exemplar eines solchen Griffes im „archäologischen Attribute“ der Universität Würzburg (ein wesentlich gleiches auch in der Sammlung zu Karlsruhe und zahlreiche in der Sammlung der archäologischen Gesellschaft zu Athen) einen bärtigen Kopf mit der spitzen Mütze des Hephästos und seiner Feuerarbeiter.[2]) Der Silensmaske wollte der Vorlegende die ursprüngliche Bedeutung eines schützenden Apotropaion mit Vergleichung eines Münchener Vasenbildes (s. Otto Jahn in Ber. d. sächs. Ges. der W. 1854, Taf. I, i. S. 45 ff.) zuschreiben. Die Herren **Bursian** und **Curtius** widersprachen dem jedoch, indem der erstere überhaupt keine Symbolik im zufälligen Zierrathe gelten lassen wollte, der zweite sich vielmehr den Silen im Sinne des Wasserdämons an dem wahrscheinlich zum Wasserkochen bestimmten Geräthe angebracht dachte.

Zweite Sitzung, Freitag den 29. September, Vormittags von 8—10 Uhr.

Die Sitzung eröffnete der Vortrag des Professor **Fickler** aus Mannheim über

die römische Vorzeit der Umgegend von Heidelberg

mit Bezugnahme auf eine kleine, der Versammlung gewidmete und in der Section zur Vertheilung gekommene Schrift: „Römische Alterthümer aus der Umgegend von Heidelberg und Mannheim von C. B. A. Fickler. Mannheim 1865.“

Die römische Vorzeit von Heidelberg und Umgegend.

Die Römerherrschaft auf dem rechten Rheinufer beruhte nicht auf Trümmern, sondern auf dem festen Grundbaue eines schon lange bestehenden gallo-germanischen Staatswesens. Die Ordnung des letztern war, dass die keltischen Helvetier, von den germanischen Sueven unterworfen, diesen als Bundesgenossen Heerfolge leisteten. Nach der Niederlage Ariovists, der noch durch diese Unterthanenlande seine Flucht nahm, und nach dem Abzuge der vom linken Rheinufer, vom Schwarzwalde und dem Niederrhein zugleich bedrohten Markomannen erhielt keltisches Wesen das Uebergewicht vom Bodensee bis zum Main. Der von den Römern übernommene und in den Formen Lupodunum, Lobodun-gau und -burg, Lobdenburg, Lautenburg durch das ganze Mittelalter durchgeführte Name von Ladenburg, die Ausgrabungen der Todtenfelder und Grabhügel namentlich zu Wallstatt (Walhenstade), welche von der keltischen Erzperiode bis zur Frankenzeit in ununterbrochener Fortsetzung reichen, sind dessen ein Beweis.

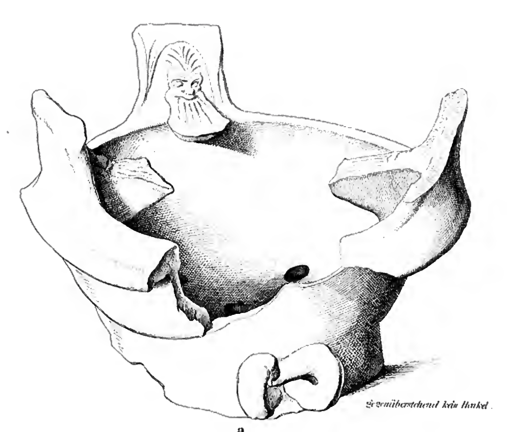
Die Romanisirung in Rhätien und in der Rhein- und Neckarebene geschah hier allmählich, dort rasch nach Tiberius' Seeschlacht auf dem Bodensee, in beiden Fällen aber friedlich. Zwei Widmungssteine von Iuliern, von denen der eine ausdrücklich als Freigelassener eines Kaisers bezeichnet wird, zu Heidelberg und Mannheim, (Fickler, Röm. Alterthümer aus der Umgegend von Heidelberg und Mannheim, S. 8 u. 14).

Das rechte Rheinufer war wohl schon unter Augustus eine Dependenz von Germania prima, letztere aber keine Provinz, sondern ein militärischer Grenzbezirk der Provinz Gallia

---

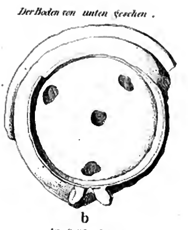
1) Das Kohlenbecken selbst oder vielmehr der allein erhaltene innere Einsatz eines solchen auf Taf. I a und b, zwei Beispiele der abgebrochen erhaltenen Griffe auf Taf. II; 1[a] und [b] das Würzburger, 2[a] und [b] ein Exemplar in Conze'schem Besitze.

2) Man vergleiche die kleine gnomenhafte Gestalt in der Werkstätte des Hephästos, den ein unnützer Satyrbube hinterrücks von oben an der Mütze fasst, auf dem vormals Berliner, jetzt Pariser Relief (Müller-Wieseler D. a. K. II, 18, 194; O. Jahn in Ber. d. sächs. Ges. d. W. 1861. tom. IX. 8, S. 311 ff.



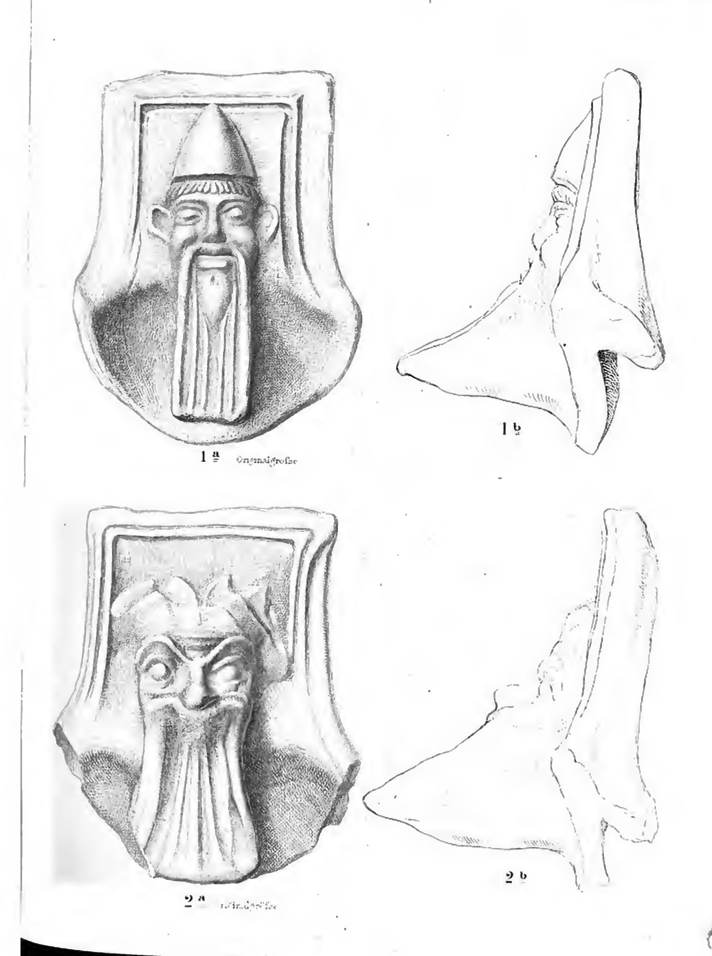
a

1/2 Grösse d. Orig.



b

1/3 Grösse d. Orig.



1 a Originalgrösse

1 b

2 a [illegible]

2 b

Digitized by Google

Belgica, dessen Verwaltung vom Hauptcommando zu Mainz geleitet wurde, für kleinere Bezirke aber wahrscheinlich von den Garnisonscommandanten zu Worms — Borbetomagus — Speier — civitas Nemetum — und Strassburg — Argentoratum. Der Waltbezirk dieser Commandanten dürfte mit Sicherheit mit den Grenzen der nachmaligen Bisthümer Speier, Worms u. s. f. bezeichnet werden. Denn wie die kirchliche Einrichtung unter Constantin der staatlichen und militärischen analog sich gestaltete, so blieb sie mit grosser Zähigkeit bis in die neuere Zeit fortbestehen. Diese Zähigkeit war es, nicht der gute Wein, der im Vertrage von Verdun die Naturgrenzen verschob und zu Ludwig des Deutschen Reich die linksrheinischen Bischofstädte schob, weil eben gerade der Sprengel der Bischöfe grösstentheils auf dem rechten Rheinufer lag. So dürfen wir annehmen, dass Heidelberg zum Militärbezirke der civitas Nemetum, Mannheim und Ladenburg zu demjenigen von Borbetomagus oder civitas Vangionum gehört habe.

Nach diesen Vorbemerkungen geben wir die Nachrichten der römischen Schriftsteller, die, so Weniges sie namentlich bezeichnen, doch immerhin die äussere Geschichte unserer Gegend klar erkennen lassen.

Sie lassen sich in folgende Gruppen eintheilen:

Nach Tacitus sind unsere Gegenden bis über das rechtsrheinische Gebirge hinaus von einer Mischlingsbevölkerung germanischer Einheimischer oder Einwanderer aus Germania prima und politischer Abenteurer bevölkert. Nördlich am Taunus und Main sind die Stämme der Chatten, die wie die Markomannen zum suevischen Volksstamme zu rechnen sind. Gegen diese kämpft der Legat Pomponius schon 51 n. Chr. und zwar mit Beihülfe der Vangionen und Nemeter, also evident zum Schutze der Neckargegend.

Die Kämpfe gegen das gleiche Volk werden von Domitian wiederholt und sind wohl durch Frontin's Zeugniss gesichert, wenn gleich nicht so bedeutend, wie Schmeichelei sie angab. Auf den Rheinübergang bei Mainz oder Speier dürften die Bilder eines über einen Flussgott hinwegspringenden Reiters in den Antiquarien zu Mannheim und Speier zu beziehen sein, wie ja der Kaiser selbst eine ähnliche Darstellung auf Münzen prägte. Bedeutungsvoll ist der Feldzug Domitian's durch die Anfänge jener Verschanzungen, die unter dem Namen „Teufelsmauer", „Pfahlhag" etc. vom Taunus bis zur Donau bei Regensburg sich verfolgen lassen, also offenbar zum Schutze unserer Gegend aufgeworfen sind.

Unter Trajan, der für Nerva am Niederrhein glücklich gekämpft hatte, erfolgte die Wiederherstellung mehrerer rechtsrheinischer Städte. Dass in unserm Gebiete Ladenburg dazu gehörte, möchte aus dem Umstande zu schliessen sein, dass der Name Lupodunum in civitas Ulpia geändert wurde. Beide Rheinufer werden von Martial ausdrücklich als römisch, wenigstens im Wunsche, begrüsst.

Das Schweigen der Schriftsteller über die Zustände Germaniens zur Zeit Hadrian's und der Antonine ersetzen Inschriften, die den Popilius Carus Pedo, den Dasumius Tullius Tuscus und Aufidius Victorinus als Legaten, den Bassäus Rufus als Procurator aufführen und den Nachweis liefern, dass Germania superior bald mit inferior, bald mit Pannonia superior, bald mit Gallia Belgica und Lugdunensis zusammen, bald allein verwaltet wurde und dass auch Rhätia zu jener gemeinsamen Verwaltung gezogen war.

Von dem allgemeinen Völkersturme, der gegen das römische Reich sich unter der Regierung Marc Aurel's erhob, wurden unsere Gegenden zweifelsohne auch getroffen, da nach Capitolinus und Aelius Spartianus der oben genannte Aufidius Victorinus gegen die Chatten

glücklich kämpfte, die in Germanien und Rhätien, d. i. den Landstrich zwischen Main und Lech eingefallen waren, und Didius Julianus Sieger über das gleiche Volk ist.

Unter Commodus werden glückliche Kämpfe gegen die Germanen erwähnt, aber ohne nähere Beziehung zu unserer Gegend, während der Umstand, dass Ladenburg, civitas Ulpia, dem Septimius Severus einen Denkstein setzt, ja vielleicht sogar seinen Namen dem des Trajan hinzufügt und sich Ulpia Septimia oder Severiana nennt (Fickler, S. 11) für die Thätigkeit dieses Kaisers hier bedeutsam ist.

Unter Caracalla treten an die Stelle der Chatten, die von jetzt ab zum geographischen Begriffe werden, der gleichfalls suevische Bund der Alemannen, und zwar plündern diese wahrscheinlich unsere Gegend, denn am Main werden sie geschlagen oder durch römisches Gold gewonnen. Dieser zweifelhafte Sieg bringt dem Kaiser nicht nur den Namen Alemannicus, sondern auch im untern Neckargebiete einen Weihestein; das Gold erhält einen Zustand des Friedens, dessen Segnungen durch Steine, Bauten, Strassen der nach ihm benannten civitas Aurelia aquensis (Baden-Baden) bezeugt sind.

Auch unter Elagabal wurden Heerstrassen von diesem Orte weiter geführt und sind durch Meilensteine bezeugt.

Den zwanzigjährigen Friedensstand brachen um 233 die Germanen auch in unserer Gegend, denn in der Nähe von Mainz wird Alexander Severus während der Friedensunterhandlungen ermordet.

Sein Nachfolger Maximin sucht nach einem Rheinübergang bei Mainz die Germanen im eigenen Lande auf und zerstört auf einer Strecke von 60—80 deutschen (!) Meilen alle Dörfer. Dieser Ueberfall betraf allerdings zunächst die Maingegenden; es berechtigt indessen die grosse Ausdehnung des Verheerungszuges zur Annahme, dass auch unsere Gegenden von demselben betroffen wurden.

Die Beinamen Germanicus Maximus, welchen Gordian III., die beiden Philippi, Valerian und selbst der elende Gallien sich beilegen, bezeugen wenigstens, dass die Einfälle der Deutschen in römisches Gebiet von jetzt ab permanent werden, und die Siege bezeichnen wenigstens unter Gallienus nur die Sicherung der Rheinübergänge und die Zurückweisung der in Gallien eingedrungenen Schaaren. Von diesen müssen die vom Alemannenkönige Chrokus über den Rhein und bis nach Langres und Arles geführten ihren Zug durch unsere Gegend genommen haben.

Unter solchen Umständen wurde der Präses von Gallien, Postumus, der spätere Gegenkaiser, auch zum Dux limitis transrhenani ernannt und kämpfte eine Zeit lang glücklich gegen das wilde Volk.

Aber die von ihm im „Barbarenland" angelegten Castelle werden nach seinem Tode zerstört und erst durch Lollianus wiederhergestellt, ja unter Aurelian dringen die alemannischen Schaaren bis nach Italien (270) und erschlagen nach seinem Tode auf neuem Plünderungszug 40,000 Gallier.

Erst Probus weist 284 sie über den Rhein zurück, verfolgt sie nach blutigem Kampfe über den Neckar und die Alba (die rauhe Alp oder nicht vielmehr der Grenzfluss der civitas aquensis?) zurück und schreibt rühmend dem Senate: weithin besiegt ist Germanien, wohin es sich auch erstreckt. Aber das Letztere gilt denn doch nur davon, dass er ihnen als Söldnern und Bundesgenossen das Land bis zum Rhein überlässt, ein Verfahren, welches er auch in andern Theilen des Reichs beobachtete. So sind ungeachtet der Preise auf die Köpfe der Barbaren, der gemeldeten Unterwerfung von neun Königen, der Geiseln und Lieferungen, der auf bar-

barischem Boden angelegten Castelle die Landstrecken am rechten Rheinufer und Neckar nur dem Namen nach römisch, der Wirklichkeit nach barbarisch, nur dass, was früher Krieg hiess, jetzt Treubruch und Meuterei genannt wurde, meist unter dem Vorwande der Verkürzung des Soldes.

Dieser Zustand dauerte ungeachtet der Meldungen von germanischen Siegen der Kaiser und Cäsarn Maximian, Constantius Chlorus, Constantin I. und Crispus auch unter den illyrischen Kaisern fort, und selbst die Panegyriker bezeichnen den Neckar als einen barbarischen Fluss und den Rhein als des Reiches Grenze.

Der Ausdruck Mamertin's aber: „Was ich über dem Rhein erblicke, ist römisch", bedeutet nicht mehr, als dass die in der Rheinebene bis zum Gebirge wohnenden Alemannen gerade damals die römische Herrschaft anzuerkennen für gut fanden.

Die Kämpfe des Magnentius und Constantius II. lieferten Süd- und Ostgallien in die Hände der Alemannen zuerst als Söldner, dann als Plünderer.

Von Julian's Kriegen säuberte der erste Gallien, der zweite (358) unsere Gegenden, indem die Könige Suomar und Hortar Worms und Speier gegenüber besiegt wurden, der dritte führte Julian's Heer bis gegen Speier und der Ueberfall der Alemannenkönige bes. Hortar fand höchst wahrscheinlich zu Ladenburg statt, nachdem die Römer bei Mannheim, Altripp und Speier über den Rhein gegangen waren.

Der Friede brachte den Römern das Land bis zum Gebirge, deshalb beanspruchten die Alemannen später die Feste auf dem Pirus (Heiligenberg bei Heidelberg) als ihnen zustehend. Vielleicht rührt die Riesensäule auf dem Felsenmeer von dem an die Alemannen gerichteten Befehl zum Wiederaufbau der zerstörten Städte her. Nach seinem Tode mussten die Alemannen wieder durch Gold beschwichtigt werden, denn als sie 366 den gefrornen Rhein (also wohl in unserer Gegend) überschritten, war der Vorwand die Verkürzung ihres Soldes.

Die Züge Valentinian's I. führten diesen Kaiser von Trier gerade in unsere Gegend, wo er 368 den Feind über den Neckar und Ladenburg hinaustrieb und nach einem Treffen am obern Neckar bis zu den Donauquellen verfolgte, die dem Dichter Ausonius schon völlig im Barbarenlande liegen.

369 sichert er nach dem letzten Triumphe der Römer über Germanien die Uebergänge über den Fluss durch rechtsrheinische Festungen und Warten. Dazu gehört der mons Pirus, 400 Jahre später Aprinisberg, Abrinsberg, später mit mönchischer Anspielung Abrahamsberg genannt, der jetzige Heiligenberg bei Heidelberg. Pirus ist das keltische *bior*, Spitze, oder *bioran*, kleine Spitze, und auch die Gipfelstation des Karsts am Birnbaumwald in Krain hiess den Römern *ad pirum*. Dazu gehört die Anlage einer Festung, zu deren Sicherung vor dem Neckar er diesen abdämmte und ihm einen andern Lauf gab. Man hat dieses Werk bei Ladenburg vermuthet, wo doch der Fluss einen seit Jahrhunderten bekannten und sicher auch geregelten Lauf hatte. Es war dieselbe sicher bei Altripp, wo der Kaiser jenes Jahr zwei Verordnungen erliess, wo der Name *alta ripa* auf Flussbauten deutet, wo das Neckargeschiebe über den jetzigen Rheinlauf hinaus reicht und jenen Damm bildet, der vom alten Neckarufer in rechtwinkliger Abzweigung zum jetzigen Rheinlaufe zieht, wo endlich mitten im jetzigen Rheinlaufe die Stadtmauer, ein Mantelbau mit Füllung von römischem Gussmörtel und Bruchsteinen — jener Mantel aus Sandsteinen vom Neckarthal, diese meist von Neckargeschiebe — in jüngster Zeit wieder zu Tage trat.

Vom alten Rhein, dessen Spur westlich vom heutigen Dorfe Altripp klar vorliegt, bis zum jetzigen Rheine reichen Anticaglien, aber meist so roher Art, dass sie ihren Ursprung

nur in so später Zeit haben können. Auch der bei Speier angelegte Hafen deutet auf die Absicht des Kaisers, die linksrheinische Ebene zu behaupten.

370 hetzte der Kaiser die Burgunder auf die Alemannen und jene keilten sich, bis zum Rhein vordringend, zwischen die nördlichen Gaue der letztern, die Bucinobanten (bei Wiessbaden), welche 371 von Valentinian bekriegt und 374 zu dauerndem Frieden gebracht wurden, und zwischen die südlichen ein, gegen welche noch 378 Gratian die Waffen kehrte. Die Erwartungen der Burgunder — wahrscheinlich auf Abtretung von Germania prima an sie als Grenzwache — gingen vollständig erst 412 in Erfüllung, aber schon jetzt behielten sie wahrscheinlich die früher von Mainz, Worms, Speier abhängigen rechtsrheinischen Landstrecken im festen Besitze.

Diese Nachrichten der Schriftsteller werden durch die Funde und Entdeckungen in unseren Gegenden hinlänglich unterstützt. Auf der Strecke von Wiesloch bis Weinheim sind, Altripp eingeschlossen, in nicht weniger als 17 Orten römische Alterthümer gefunden worden. (Ihre Aufzählung bei Fickler.)

Unter diesen 5 Garnisonsorte, Wiesloch, St. Leon, Heidelberg-Neuenheim, Ladenburg, Weinheim, zwei Städte, deren eine sich ausdrücklich civitas nennt, die andere durch die zweimalige Erwähnung von Decurionen sich kennzeichnet (Ladenburg, Heidelberg). An Strassen hatte der Bezirk ausser der von Wiesloch über den Kraichgau und an dem Bergrand der rechtsrheinischen Ebene zwei von Speier und Altripp, die sich nach Flurbenennungen und Dämmen nach Heidelberg und Ladenburg verfolgen lassen. Rheinübergänge haben sich bis heute 3 erhalten, auf welche von der Hauptbergstrasse kleinere Römerstrassen münden, die bei Speier, Altripp, Mannheim ihren Endpunkt haben.

Von römischen Befestigungen sind Kisslau, Altwiesloch, der Eichelberg nachgewiesen, Eichholzheim (abgeg. bei Mannheim) zweifelhaft. Wiesloch kennzeichnet sich auch durch alten Bergbau, Hockenheim durch seine Fundstücke als feinen wohlhabenden Ort.

Von Gottverehrung bezeugen Steine und Kapellen die des

Juppiter zu Heidelberg und Neuenheim (Fickler No. 7. e und f);

Minerva und Hercules St. Leon (No. 5); Victoria, Fortuna, Vulcan zu Heidelberg (7. e.), Mercur zu Bahnbrücken (1), Rohrbach-Kirchheim (6), Heidelberg (7. c.), Mercur mit Rosmerta Heidelberg (7. b.), mit den besonderen Bezeichnungen Visucius Hockenheim (3. a.), Alaunus Mannheim (16. b.), Visucius Heidelberg (7. d.).

Dieses häufige Vorkommen der Widmungen an Mercur kennzeichnet nicht nur lebhaften Handel, sondern wohl auch die Verehrung des mit Mercur identificirten Odin, dessen Wald, Odenwald, an die Markung von Heidelberg grenzt.

Die Heilgöttin Sirona zu Hockenheim (3. c.), Mithras zu Heidelberg (7. g.), Mannheim-Ladenburg (16. a.).

Die Manen auf den Grabsteinen zu Heidelberg (7. a.) und Ladenburg (12. a.).

Das vergötterte Kaiserhaus (domus divina) zu Mainz-Ladenburg? (10. c.) und Heidelberg (7. b.).

Von Truppen, Officieren und Kriegsbeamten sind:

Legio XXII primigenia pia fidelis zu Wiesloch (2. a. b. c.), zu Weinheim (11), Ladenburg (10), Heidelberg (7). Coh. XXIV volunt. civ. Roman. zu St. Leon (5). Coh. II

Aug. Circn. equit. zu Heidelberg (7. h.). Ein Kriegszahlmeister (Eutychas und sein Amtsverweser Paris) zu Ladenburg (12. a.).

Von Priestern die Sevlri Augustales aus dem Geschlechte der Doccier [1]) Aprissus und Acceptus zu Heidelberg (7. h.).

Decurionen von Speier und Heidelberg (7. c. d.).

Kaiserlicher Freigelassener (Steuererheber?), Mannheim (16. b.).

Die Kaiser Septimius Severus, Ladenburg (12. b.), Diocletian und Maximian, (Mainz?), Ladenburg (12. c.).

Kaufleute zu Heidelberg (7. a. c.).

Dass von christlichem Culte keine Spur ist (die Aushöhlung des Steins (No. 7. e.) vom Heiligenberge in einen Weihbrunnstein gehört doch wohl dem Mittelalter an), rührt wohl von dem Umstande her, dass zur Zeit, da das Christenthum dem ganzen römischen Reiche durch Edicte aufgedrungen wurde, das rechte Rheinufer, gleichviel in welcher Weise, im Besitze eines Volksstammes war, der nach kaiserlichen Edicten nicht viel fragte.

Die Töpfernamen barbarischen Klangs Joccius, Firull, Vacu, Ritu zeugen von Ausübung dieses halbkünstlerischen Gewerks durch Einheimische; Florentinus, Albinus, Victorinus mögen Römer gewesen sein.

Die Arbeiten der Steinmetzen, namentlich des Mithreums von Neuenheim, des kleinen Mithrasreliefs von eben da und das Flachbild der Minerva (No. 7. g. h.) sind nicht ohne künstlerische Geschicklichkeit ausgeführt.

Den Handel und Flösserei oder Schifffahrt auf dem Neckar bezeugen ausser den Mercursteinen ein Widmungsstein von Marbach am gleichen Flusse an den „Genius nautarum" gerichtet, so dass neben der militärischen Verwaltung eine behäbige bürgerliche Entwicklung nicht zu verkennen ist. —

Eine Frage liegt zum Schlusse, im Hinblick auf die fragmentarischen Nachrichten über diese Gegend noch vor. Wie war es möglich, dass nach so vielen Zerstörungen und Verwüstungen, denen sie preisgegeben war, sie immer sich wieder erholte, so dass auch aus späten Tagen Anticaglien in die unsrigen sich herüber gerettet haben und zahlreiche Münzfunde selbst der Constantine immer wieder auf blühenden Verkehr schliessen lassen?

Die Auflösung des Räthsels giebt wohl das XVII. Jahrhundert, wo die nämliche Gegend viermal viel grausamerer Zerstörung preisgegeben war und jedesmal nach kaum 10 Jahren einer bessern Zeit sich in eine verhältnissmässig ganz glückliche Lage wieder erhob.

Von den Steinschriften sei erlaubt, eine von Heidelberg (7. d.) der Prüfung der Kenner zu empfehlen.

Bisher war ihre Lesung [2]): Visucio || aedem cum sign || C. Candidius Calpurnianu || D. CCSN et MDC || C Neme. || Fec. d. i. Decurio civium collegii Seniorum et medicus civitatis Nemetensis etc. Nun aber bietet der Stein deutlich die Ligatur: item DC. Da nachher die Lesung Decurio civium civitatis Nemetensis sicher ist, so muss doch wohl das vorhergehende DCC einen Decurio civium civitatis bedeuten und in den Buchstaben SN der Name der Stadt, also Heidelbergs, liegen. Ich möchte vorschlagen: civitatis Septimiae oder Severianae Nemetum (Nemetensis),

---

1) Nach Grotefend's Lesung des Steins.

2) Vg. Gräff. Antiquar. I.

und annehmen, dass die städtische Gründung von Speier aus geschah und der angesehene Candidier dort und hier Rathsmann gewesen sei.

An der Discussion über den auch nach der vom Vortragenden gegebenen Inschriftdeutung noch immer sehr unsicher bleibenden römischen Namen Heidelbergs betheiligten sich namentlich die Herren Klein, Grotefend und Stark.

Die noch übrige Zeit dieser Sitzung füllte Professor Bursian durch Vorlegung römischer Alterthümer aus der Schweiz in Abbildungen und Abgüssen und Besprechung derselben aus. Drei photographische Ansichten zeigten den aus einem Sardonyx von zwei Lagen gearbeiteten antiken Becher im Kirchenschatze der Abbaye zu St. Maurice in Wallis.[1] Die Arbeit wurde dem ersten oder zweiten Jahrhundert n. Chr. zugeschrieben, die Goldfassung oben auch, die untere ist modern. Im Ganzen sind die Figuren aus der braunen Onyxlage und nur die nackten Körpertheile (Gesichter, Hände, Füsse) aus der blassblauen Lage gearbeitet, doch auch das Obergewand der stehenden Frau mit dem Schwerte derselben. Links zunächst dem zerbrochenen Henkel langbekleidete Frau mit Schleier auf dem Hinterhaupte, auf einem Sessel nach links hin sitzend, Kopf nach rechts gewandt. Vor ihr steht ihr zugewandt eine etwas gebückte ältere Frau mit langem Gewand und Schleier auf dem Hinterhaupte, in der Linken eine Urne haltend. Weiter rechts sitzt auf einem Felsblock ein bärtiger alter Mann, den Unterkörper nach links, Gesicht und Oberkörper nach rechts gewandt, langbekleidet, den Hinterkopf verhüllt, mit beiden Händen einen langen Stab haltend. Rechts von ihm sitzt am Boden eine ganz ins Gewand gehüllte weibliche Figur, das Gesicht etwas nach links wendend; sie stützt den linken Arm auf den Boden und hält die rechte Hand ans Kinn. Rechts von ihr steht nach links gewandt eine Frau, bekleidet mit dunklem Untergewand und kurzem hellen Obergewand, das bis unter die Hüften herabgerutscht ist: sie hält mit beiden Händen (unten und oben) ein in der Scheide befindliches kurzes Schwert. Hinter ihr, zum Theil von ihr verdeckt, ein grosser runder Schild, nur in seiner rechten Hälfte sichtbar, hinter welchem das untere Ende einer Schwertscheide und oben ein Helm zum Vorschein kommen, ferner ein von zwei Pferden gezogener Wagen. Eine sichere Deutung wurde nicht gewagt, an die Opferung der Polyxena etwa gedacht.

Prof. Bursian legte ferner zwei Zeichnungen, eine davon grösser und farbig, eines grossen 1862 bei Orbe im Canton Waadt entdeckten Mosaikfussbodens vor; die erste stark verletzte Darstellung unter den Einzelfeldern, welche der frühere Beschreiber Klügmann im Bull. dell Instit. 1863, p. 193 sq. unerklärt lässt, glaubt der Vorlegende auf Narkissos deuten zu dürfen. Im Abguss und in Photographie wurde ferner das von Bachofen in Gerhard's Denkm. u. Forsch. 1864 zu Tafel CXC besprochene Erzgefäss aus Avenches vorgezeigt; die dargestellten Scenen des Priapuscultus wurden abweichend von den Ansichten des frühern Herausgebers erklärt.

---

1) Abgebildet bei Blavignac Histoire de l'architecture sacrée du IV au X siècle dans les anciens évêchés de Genève Lausanne et Sion. Paris 1853. tom. XIV. Text p. 151 ff., aber ohne genügende Darstellung des antiken Theiles davon. (Ausführlich danach besprochen von B. Stark im Archäol. Anz. 1859. S. 79*. 80*. Anm. d. Red.)

Dritte Sitzung, Sonnabend den 30. September, Vormittags 8—10 Uhr.

Die in der ersten Sitzung gebildete Commission, bestehend aus den Herren Curtius, Conze und Bursian, legte der Section den von ihr formulirten Antrag, die von der Gesellschaft der Archaeophilen von Athen unternommene Lotterie zum Zwecke umfassender Ausgrabungen und deren gewünschte Empfehlung betreffend, vor, der unverändert als Ansicht der Section zum Vortrag in der Hauptversammlung angenommen ward.

Herr Prof. Bursian setzte hierauf seine Mittheilungen fort. In Photographien wurden vorgelegt zwei Bronzestatuetten aus Avenches, einen Schauspieler und einen Gladiator (Samniten) darstellend (s. Anzeiger f. schweiz. Gesch. und Alterthumskunde 1865. Nr. 1.). Professor Friedländer bemerkte die Besonderheit einer Schiene am Unterheine in der Tracht des Gladiators. Ein ebenfalls zu Avenches gefundener Reliefstein von Juramarmor mit der die Kinder säugenden Wölfin in einer Grotte, regte durch die die Grotte umgebenden Bäume, in denen Vögel nisten (eine Eule?), und um der auf der andern Seitenfläche des Steines abgebildeten Gans willen einige Mitglieder der Section (Preuner, Merian, Stark) zu Versuchen symbolischer Deutung dieser Beigabe an, während Prof. Bursian dabei blieb, nur die einsame, wasserreiche Gegend darin charakterisirt zu sehen. Endlich kam noch die Photographie einer schon im 16. Jahrhundert bei Solothurn gefundenen und jetzt im Museum dieser Stadt befindlichen Marmorstatuette (1′ 9″ hoch) einer unbekleideten Venus zur Vorlage; die einzige Publication derselben bei de Schmidt „Recueil d'antiquités de la Suisse" (Frankf. 1771) pl. IX. n. 6. wurde als ganz ungenau bezeichnet.

Diesen reichen, durch die Kürze der Zeit nur zu gedrängten Mittheilungen folgte der Vortrag des Herrn Professor Freudenberg in Bonn über unedirte Mainzer Inschriften und über römische Waffen der Sammlung des Prof. Lindenschmit.

Prof. Freudenberg:

Als ich vor einigen Tagen bei einem kurzen Aufenthalt in Mainz in Begleitung des kön. preuss. Ingenieurmajors a. D. Herrn von Motz, Secretär des Mainzer Alterthumsvereins, die Schätze des römisch-germanischen Museums, welches unter der Leitung des so eifrigen und umsichtigen Conservators Hrn. Dr. Lindenschmit in den letzten Jahren durch vielfache Bereicherungen und treffliche Anordnung zu einer wahren Mustersammlung von allen Gattungen römischer wie germanischer Alterthumsgegenstände in Originalen wie in trefflichen Abformungen erwachsen ist, mit grosser Befriedigung besichtigt hatte, gab mir Hr. Lindenschmit den hier vorliegenden Papierabdruck einer eben in Mainz gefundenen römischen Inschrift als Gastgeschenk mit nach Heidelberg. Wenn ich mir erlaube, der geehrten Versammlung diese neue Inschrift mit einigen erläuternden Bemerkungen vorzulegen, so möchte dieses dadurch gerechtfertigt erscheinen, dass die Deutung in Folge ihrer theilweisen Zerstörung, so wie auch wegen mehrfacher sprachlicher Besonderheiten das Interesse des Epigraphikers in Anspruch zu nehmen geeignet ist. Der fragmentirte Votivstein, ungefähr 20″ hoch, 17″ breit, ist im Monat September in der Gräbergasse zu Mainz ausgegraben und nach dem dort bestehenden löblichen Gebrauche von dem Eigenthümer sofort dem Vereine geschenkt worden.

Die Inschrift lautet nach dem gelungenen Abklatsch folgender Massen:

////////// O//////////
ᗰESSORIAPIA..
ↃAPROSALVTE
.VGVSTALINIO
.VM·INPETRAT
..AVGVSTINAE
...IORVM·SVOR
..M·V·S·L·L·M

d. h.

Messoria Pla[cid]a pro salute
[A]ugustalinio[r]um Inpetrat(i) [et]
Augustinae [fil]iorum suor[um]
v(otum) s(olvit) l(ubens) l(aeta) m(erito).

In Bezug auf die hier gegebene und gleich näher zu begründende Lesung der Inschrift bekenne ich offen und mit dem Ausdruck des lebhaften Dankes, dass zur Lösung einzelner Schwierigkeiten die Herren Professor Becker und Archivrath Grotefend durch freundschaftlichen Austausch ihrer Ansichten das Ihrige beigetragen haben. (Eine Stimme in der Versammlung: „Da waren die rechten Leute zusammen".)

Gehen wir nun zur Erklärung des Einzelnen über.

In Zeile 1 erweist sich der erste Buchstabe durch die Spuren des einen Verbindungsstriches als M; der zweite Buchstabe in dem folgenden Worte muss als L gedeutet werden, wodurch sich dann unschwer durch Ergänzung der am Ende der Zeile zerstörten zwei Buchstaben CI der Name PLACIDA ergibt. Der Name *Messoria* begegnet uns, meines Wissens, hier zuerst auf rheinischen Inschriften. Zeile 3 und 4 sind die leicht zu ergänzenden Anfangsbuchstaben des Namens *A*ugustalinio*r*um ausgefallen. Dieser Name ist in Bezug auf die Wortbildung bemerkenswerth; er ist offenbar von dem *Adjectivum* Augustalis gebildet nach der Analogie von Vitalinius (von Vitalis), welches mehrfach auf römischen Inschriften uns begegnet.[1])

Es ist interessant, dass wir einen Augustinius Afer und eine Augustinia Afra auch auf einer von Kleinwinternheim in der Nähe von Mainz herstammenden Inschrift[2]) antreffen. Den Hauptanstoss erregt das folgende INPETRAT, welches man versucht ist mit Ergänzung von A für *impetrata* zu erklären und mit PRO SALVTE zu verbinden; jedoch ist diese Annahme schon deshalb abzuweisen, weil sie der Sprache der Inschriften widersprechen würde, welche bei Gelübden für das künftige Wohlergehen nur die einfache Formel PRO SALVTE kennt, während bei einem für Erfüllung der Bitte gelösten Gelübde es heissen müsste *ob inpetratam* [*conservatam*] *salutem.*[3]) Vergleichen wir das in der 5. Zeile im Genitiv stehende Wort AVGVSTINAE, so müssen wir auch hier ein *Nomen proprium* im gleichen Casus, also IMPETRATI annehmen, und irre ich nicht sehr, so lassen sich in dem Papierabdruck noch die schwachen Spuren des mit T durch Verlängerung des Verticalstriches ligirten I erkennen.

1) Stein. Cod. Insc. 239. 374. 588. 1136. 1260.
2) Stein. Cod. Insc. 1688.
3) Vgl. C. Zeller Handb. der römischen Epigraphik. 2. Th. S. 146.

Der Name INPETRATVS, wobei die Vernachlässigung der Assimilation zu bemerken, ist nach der Analogie von ACCEPTVS, DESIDERATVS, OPTATVS gebildet und findet sich auch sonst, wenn gleich seltener, auf Inschriften.[1]) Zu Anfang von Zeile 5 ist Platz für zwei Buchstaben, welche durch ET passend ausgefüllt werden. Wir haben demnach hier ein Beispiel des ächt römischen Gebrauches, bei Angabe zweier zu einer *gens* gehörigen Personen das gemeinschaftliche *nomen* (*gentile*) im *Pluralis* den beiden *Cognomina* vorauszuschicken oder nachfolgen zu lassen, statt dasselbe zu jedem hinzuzusetzen; also hier *Augustaliniorum Inp. et Augustinae* für *Inpetrati Augustalinii et Augustinae Augustaliniae.*[2]) Zeile 6 zu Anfang sind drei Buchstaben FIL(iorum), endlich Zeile 7 VM ausgefallen. Wegen des Gebrauches des *Masculinum filiorum* für 'Sohn und Tochter' genügt es, auf das Livianische *reges* statt *rex* und *regina*, auf *fratres* für Bruder und Schwester, auf das *soceri* = Schwäher und Schwieger, endlich auf das inschriftliche *patres* statt *parentes*, Vater und Mutter zugleich, zu verweisen.

Es bleibt uns nun noch übrig, die Frage zu beantworten, welcher Gottheit, deren Name ohne Zweifel zu Anfang des Votivsteines gestanden hat, die Messoria Placida das Gelübde dargebracht hat. Wenn mich mein Blick nicht trügt, so sind auf dem Papierabdruck über den Buchstaben I A, also ungefähr in der Mitte der ersten Zeile die Züge des Buchstabens O erhalten, woraus der Schluss gerechtfertigt erscheint, dass der Altar dem I(upiter) O(ptimus) M(aximus) gewidmet war.

Einer der anwesenden Archäologen bemerkte hierauf, dass man vielleicht auch auf APOLLINI schliessen könne. Der Vortragende gab die Möglichkeit zu, glaubte jedoch bei seiner Annahme sich beruhigen zu dürfen.

An die ausführlichere Besprechung dieser Inschrift reihte der Vortragende im Auftrage des Herrn Prof. **Becker** aus Frankfurt, der bereits am Morgen abgereist war, eine kurze Bemerkung über eine zweite, ebenfalls unlängst in Mainz gefundene und noch nicht edirte Inschrift an. Sie lautet:

MINERVAE
= L · SEXTIN
STR · LEG
V · S · L · L · M

Die in der dritten Zeile befindliche STR kommt nach Becker hier auf rheinischen Inschriften zum erstenmale vor und ist nicht durch STR(ator) sondern als S(ecutor) TR(ibuni) zu erklären, wie Kellermann *Vigilum Rom. Laterculi duo Caelimont.* S. 19 ausführlich diese Abbreviatur erklärt hat. STR(ator) hat wohl immer COS(consularis) hinter sich, nicht aber LEG.[3])

---

1) Stein. 2192. 2575 und 2600.

2) Ueber diesen Gebrauch handelt J. Becker in den Jahrbb. von Alterthumsfreunden im Rheinlande Hft. XV, S. 97 f., wo auch die vom Prof. Fickler (Röm. Alterth. aus der Umgebung von Heidelberg und Mannheim, Festschrift zur 24. Philologenvers. 1865, S. 6) in der Mannheimer Inschrift (Graeff No. 15) angezweifelte Lesung DOCCI APRISSVS ET ACCEPTVS = die Brüder Aprissus und Acceptus Doccius, schon die richtige Erklärung gefunden hat. Vgl. Lersch Centralmus. I, S. 55. No. 56 und C. F. Hermann in Gött. gel. Anz. 1848. S. 602. Dass dieser Gebrauch sich bei Livius z. B. I, 42, VI, 22 und bei Sueton. Caes. 80 findet, hat schon Zumpt, lat. Gramm. §. 785 bemerkt.

3) Vgl. dazu Orelli 2571 und Vol. II, p. 20. — Henzen 6791. — Becker-Marquardt, Handb. d. röm. Alterth. Th. III, 1. Abth., S. 421.

Schliesslich erlaube ich mir noch die Geduld der verehrten Versammlung auf ein paar Augenblicke in Anspruch zu nehmen für eine kleine Mittheilung, welche die in einem Saale der Universität aufgestellte Sammlung von ausgewählten antiken Waffen theils in Originalen, theils in gelungenen Abformungen betrifft, da Herr Dr. Lindenschmit, welcher dieselbe am verflossenen Mittwoch vorzulegen und zu erklären übernommen hatte, durch Veränderung der im ersten Programm anberaumten Stunde und ein hieraus entstandenes Missverständniss an der Ausführung seiner Absicht verhindert wurde. Ich möchte daher diejenigen Herren, welche sich besonders für die Kriegsalterthümer interessiren, ausser anderen kostbaren Stücken, z. B. dem trefflich erhaltenen etrurischen Helm von Erz, namentlich auf die dort ausgelegten authentischen Muster der furchtbaren römischen Nationalwaffe, womit dieses Volk sich hauptsächlich den Erdkreis unterworfen hat, des *pilum* aufmerksam machen. Das Verdienst, die Form dieser sowohl als Wurfgeschoss wie als Pike zum Stossen gebrauchten Waffe, von welcher die Archäologen bis vor Kurzem beglaubigte Beispiele weder auf Kunstdenkmälern noch bei Ausgrabungen in natura hatten auffinden können, entdeckt zu haben, gebührt neben unserem in diesem Gebiete so vorzüglich bewanderten Präsidenten, Hrn. Prof. Köchly,[1] dem Scharfblicke des Hrn. Dr. Lindenschmit. Nachdem er schon bei merovingischen Lanzenspitzen[2] eine starke Aehnlichkeit mit dem römischen Pilum, wie es Polybius für die Zeit der punischen Kriege beschreibt, wahrgenommen, erkannte er bald darauf das pilum auf einer Reliefdarstellung eines rheinischen Grabsteins in der Hand eines Soldaten der Leg. XV. primigenia,[3] und endlich wurden etwa vor zwei Jahren beim Baggern im Rheinbett bei Mainz zwei wohlerhaltene, von Lindenschmit gleich erkannte Exemplare der so lange gesuchten Waffe ans Licht gebracht.[4]

Die pila, mit welchen wir vor einigen Tagen die wackere Heidelberger Jugend unterder Leitung der Herrn Wassmannsdorff und v. Langsdorff Uebungen anstellen sahen, sind diesen Mustern mit Benutzung der bei alten Schriftstellern gegebenen Notizen treu nachgebildet und ganz geeignet, die grosse Wurfkraft dieser Waffe zu erproben. Diesem neuen und glänzenden Resultate ist denn auch bereits in Frankreich, wo diese Studien an dem genialen Imperator einen hochherzigen Beschützer finden, mit geringer Ausnahme die gebührende Anerkennung zu Theil geworden.[5]

Auch von der zweiten Waffe, welche für die römische Kriegsführung von grosser Bedeutung war, dem *gladius*, sind zwei Originale von seltener Conservation ausgestellt, ein unlängst aus einem der Schweizerseen hervorgezogenes Schwert, welches noch in der Scheide steckt, jetzt im Besitze des römisch-germanischen Museums; sodann eine vor etwa 9 Jahren

---

1) Vgl. dessen belehrenden Vortrag über das röm. *pilum* in den Verhandl. der 21. Vers. deutscher Philol. u. Schulm. in Augsburg 1863, S. 139 ff., von welchem sich in Aufl. 2 von dem „Leben der Griechen und Römer von E. Guhl nud V. Koner" S. 710 f. ein zweckmässiger Auszug findet.

2) „Die vaterländ. Alterthümer der fürstlich Hohenzoller'schen Sammlungen" S. 22 f.

3) Lersch Centralmus. II, No. 41; die Alterth. unserer heidnischen Vorzeit. Herausgeg. v. L. Lindenschmit. Mainz 1858 ff. Hft. VIII, Taf. 6.

4) Ebendas. Hft. XI, Taf. 5.

5) Vgl. Verchère de Reffye's Artikel: Les armes d'Alise. Revue archéol., nouv. ser. Cinquième année p. 337 ff. und die Gegenschrift von J. Quicherat, Examen des armes trouvées à Alise-Sainte-Reine. Extrait de la Rev. archéol. Paris 1865, p. 1—11. Die allerdings scharfsinnigen, aber fast nur auf Nebensächliches sich beziehenden Einwürfe Q.'s gegen die von Köchly u. Lindenschmit gewonnenen Resultate über die im Laufe der Zeit in Bezug auf Form vielfach veränderte Waffe widerlegt der Letztere in einer Replik: Le Pilum. Lettre à M. J. Quicherat. Revue archéol. 1866.

aus dem Strombett des Rheins bei Erbreiterung des Rheinwerftes von Bonn zu Tage gekommene römische Schwertklinge, welche von mir erworben worden ist. Dieselbe ist in den Jahrbüchern der Alterthumsfreunde im Rheinlande (Hft. XXV, 110 ff.) genau beschrieben und abgebildet und später von Herrn Lindenschmit im 8. Hefte Tafel 6 der Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit gleichfalls abgebildet und mit Sachkenntniss besprochen; auch hat derselbe sie für das röm.-germ. Museum besonders abformen lassen.

Dieser *gladius* ist besonders dadurch merkwürdig, dass er noch an der Angel des Griffes deutlich den Namen seines Verfertigers in dem eingeschlagenen Stempel mit der Inschrift SABINI trägt. Hr. Lindenschmit macht darauf aufmerksam, dass diese zweischneidige Klinge, deren Ende in eine vierkantig verstärkte Spitze ausläuft, hierdurch für die Durchbohrung sehr fester Gegenstände eine wesentlich erhöhte Wirkung erhält.

Doch die schon vorgerückte Zeit mahnt mich, diese gelegentlichen Bemerkungen abzubrechen; zum Schluss aber möchte ich noch denjenigen geehrten Herren, welche auf ihrer Heimreise Mainz berühren werden, den freundlichen Rath geben, der Besichtigung des römisch-germanischen Museums um so mehr ein paar Stündchen zu widmen, da, wie ich fürchte, die hier zur Ansicht ausgelegt gewesenen kostbaren Kriegsalterthümer bereits wieder nach Mainz fortgeschafft worden sind und Sie dort an Hrn. Lindenschmit einen eben so freundlichen als kundigen Führer und Erklärer der in ihrer Art einzigen Sammlung der römischen und germanischen Alterthümer finden werden.

Prof. Fiedler aus Wesel zeigte hierauf ein antikes Glasgefäss aus dem Besitze des Herrn Disch in Cöln, auf dessen an antiken Gläsern überaus reiche Sammlung aufmerksam gemacht wurde, in Gestalt einer hockenden Figur mit Affengesicht vor. Wegen der Aehnlichkeit dieses Gesichtes und der Form des Mantels der Figur mit ägyptischer Kunstweise, die auch Professor von der Launitz anerkannte, wurde an die Möglichkeit einer Verfertigung in Alexandrien erinnert.

Hofrath Urlichs, leider durch Unwohlsein am persönlichen Erscheinen in den Sectionssitzungen verhindert, liess einen kleinen Torso der Würzburger Sammlung, eine Wiederholung des 'Pasquino', [1] sowie den Gypsabguss eines Marmorköpfchens aus Neapel, jetzt im Privatbesitz, vorzeigen. Das Köpfchen wurde durch Prof. von der Launitz sofort als zu einem Hochrelief gehörig, und zwar als der Kopf eines Apollo von einem Sarkophagrelief, wahrscheinlich Apollo und Musen darstellend, erkannt.

Ueber das in der ersten Sitzung von Prof. Conze vorgelegte athenische Bleiplättchen äusserte sich endlich Prof. Friedländer noch dahin, dass der bei der Vorlegung hingeworfene Gedanke an eine Medeadarstellung, da nur Ein Kind dargestellt sei, zu verwerfen sei, aber die bekannte häufige Verwendung von Bleiplatten zu Zaubereien im Allgemeinen zur Annahme einer Beziehung des Bildes zu dergleichen führen könne.

Nachdem der Präsident noch den Eingang eines Manuscripts von Prof. Wieseler über die Alterthümer auf Schloss Friedenstein bei Gotha angezeigt hatte und nachdem für die Sectionssitzungen der nächstjährigen Versammlung zu Halle Professor Conze zum Vorsitzenden gewählt war, wurde die letzte Sitzung der Section geschlossen.

---

1) S. jetzt Urlichs, Verzeichniss der Antikensammlung der Universität Würzburg. Hft. I. Würzburg 1865. S. 5, N. 29.

Verhandlungen der kritisch-exegetischen Section.

Nachdem sich die kritisch-exegetische Section unter der Leitung des Herrn Prof. Köchly constituirt hatte, wurde die erste Sitzung Donnerstag den 28. October unter dem Präsidium des Herrn Hofrath von Leutsch aus Göttingen und unter Anwesenheit von sechzig Mitgliedern eröffnet, deren Zahl jedoch in den nächstfolgenden Sitzungen noch stets im Zunehmen begriffen war. Die zweite Sitzung unter dem Präsidium des Hrn. Prof. Teuffel aus Tübingen fand Freitag den 29. statt, die dritte und letzte Samstag den 30. unter dem gleichen Präsidium. In der ersten Sitzung sprach Hr. Hofrath Platz aus Karlsruhe über die Stelle Hor. Sat. I, 4, 80—85. In der zweiten 1) Herr Dr. Hagen aus Bern über verschiedene Lesarten eines Berner Codex zu Servius, 2) Dr. Riese aus Heidelberg über die Stelle Hor. Sat. I, 10, 36—39. In der dritten endlich Hr. Prof. Teuffel über Juvenal IX, 118—123, während ein für dieselbe Sitzung angekündigter Vortrag des Hrn. Prof. Fritzsche aus Leipzig über die drei ersten Verse von Sophokles Antigone in Folge der durch ein Missverständniss herbeigeführten Abwesenheit des genannten Herrn unterblieb. Das Secretariat hatten die Herrn Dr. Wölfflin aus Winterthur und Dr. Zeller aus Heidelberg übernommen.

Erste Sitzung, Donnerstag den 28. October, 8 Uhr Morgens.

Vortrag des Herrn Prof. Platz von Karlsruhe über Horat. Sat. I. 4, 80—85.

Die genannte Satire enthält, wie bekannt, eine Vertheidigung des Dichters gegen zwei Ausstellungen, welche seine Gegner theils an ihm als Dichter, theils an ihm als Menschen zu machen pflegten. In ersterer Hinsicht machten sie den Satiren den Anspruch, als Poesie zu gelten, streitig, in der zweiten beschuldigten sie den Dichter selbst, dass er seine Freude daran habe, Andern wehe zu thun, sie persönlich dem Spott und der Verachtung preiszugeben. Den Vorwurf, dass seine Satiren gar nicht als Poesie gelten könnten, nimmt er auf sich, indem er selbst Vers 39 ff. zugibt, dass die metrische Form für sich allein noch nicht das Wesen der Poesie ausmache. *Ingenium cui sit, cui mens divinior atque os Magna sonaturum, des nominis hujus honorem.* Um so nachdrücklicher aber erhebt er sich gegen den Vorwurf, der ihn eines bösartigen Charakters bezüchtigt. In seiner dramatisch lebendigen Weise führt er einen solchen Ankläger redend ein und stellt ihn sich persönlich gegenüber, indem er ihm

die Worte in den Mund legt: *laedere gaudes et hoc studio pravus facis.* Dieser Behauptung stellt der Dichter die Frage entgegen: *unde petitum Hoc in me jacis? est auctor quis denique eorum, Vixi cum quibus?* An diese Fragen schliessen sich dann die Worte an

— — — absentem qui rodit amicum,
Qui non defendit alio culpante, solutos
Qui captat risus hominum famamque dicacis,
Fingere qui non visa potest, commissa tacere
Qui nequit, hic niger est, hunc tu, Romane, caveto.

Diese Worte sind früher immer dem Dichter in den Mund gelegt worden, bis Keck in Plön in einer Anzeige von Fröhlich's Uebersetzung der Satiren und Episteln, die bei Uebertragung dieser Stelle gleichfalls der alten Ueberlieferung folgt, die Ansicht geltend machte, sie dürften nicht dem Dichter in den Mund gelegt werden, sondern gehörten in den des Anklägers als Antwort auf des Dichters Fragen. Zwei um den Horaz hochverdiente Männer, Krüger und der verstorbene Döderlein, haben sich Keck's Ansicht angeeignet, und ich habe mich in Folge dessen veranlasst gesehen, die Gründe, welche Keck für sich anführt, einer nähern Prüfung zu unterwerfen. Sie finden sich in Mützell's Zeitschrift, Jahrgang 1856, S. 860 ff. und haben mich von der Richtigkeit der Keck'schen Ansicht nicht zu überzeugen vermocht. Ich bin im Gegentheil in der Ansicht bestärkt worden, dass kein Anlass da sei, die Verse 81—85 einem Andern als dem Dichter in den Mund zu legen. Indessen habe ich, in Betracht, dass so gewichtige Autoritäten wie Krüger und Döderlein sich für Keck's Anordnung ausgesprochen haben, es für angemessen erachtet, die Sache in dieser Versammlung zur Sprache zu bringen, damit sie einer nochmaligen Prüfung unterworfen und wo möglich einer Entscheidung zugeführt werde. Dies möge mich entschuldigen, dass ich Ihre Geduld und Nachsicht für die Darlegung der Ergebnisse meiner Prüfung in Anspruch nehme.

Ich führe die Argumente, welche Keck für seine Ansicht geltend macht, wörtlich an:

„Betrachten wir die Stelle in dem Zusammenhange, den alle Ausleger ihr anweisen. Der Gegner sagt: 'Du bist hämisch und schadenfroh, und aus purer Schlechtigkeit verletzest du.' Worauf Horaz mit Unwillen erwidert: 'Woher nimmst du diesen Vorwurf gegen mich? Kannst du dich dafür auf einen meiner Freunde berufen? (Ja!) Wer einen Abwesenden durchhechelt etc. (Aber solcher Fehler kann mich doch Niemand zeihen)' — und hierauf geht er über zu der Betrachtung, wie man gegen andere nachsichtig sei, ihn aber wegen seines Spottes unbillig beurtheile. In der That! Das ist ein Gedankengang, über dessen burleske Sprünge wohl nur die Vorliebe für den scheinbaren sittlichen Unwillen der Phrase *absentem etc.* hat täuschen können. Denn zunächst würde doch Horaz gar nicht umhin gekonnt haben, den von mir in Klammern ergänzten Gedanken: 'Aber solcher Fehler kann mich doch Niemand zeihen' mit auszudrücken, wie er das in einem ähnlichen Zusammenhange V. 101 thut. Sodann welche komische Wirkung des ihm gemachten Vorwurfes hämischen Wesens würde es sein, wenn er dagegen riefe: 'Wer einen Abwesenden durchhechelt — der ist schwarz', und wie durchaus unvermittelt würde sich dann V. 86 anschliessen."

In diesen Worten ist das erste Argument enthalten, welches Keck gegen die bisher üblich gewesene Vertheilung des Textes aufstellt. Ich erlaube mir, ihm folgende Auffassung entgegenzustellen.

Ich kann nicht finden, dass in der bisherigen Abtheilung der Verse kein logischer Zu-

sammenhang zu finden sei. Man wird allerdings nicht umhin können, sich denselben dadurch klar zu machen, dass man sich vermittelnde Uebergänge in Gedanken ergänzen muss, eine Nothwendigkeit, die nicht bloss in dieser Satire und dieser Stelle derselben, sondern in vielen andern Satiren sich uns aufdrängt. Wie man von Sprüngen in der Lyrik spricht, so ist auch in den Satiren und Episteln der innere Zusammenhang nicht immer an äussere Anhaltspunkte geknüpft, sondern muss in Gedanken durch ergänzende Glieder hergestellt werden. Man vergleiche nur in Döderlein's Bearbeitung der Satiren und Episteln die Inhaltsanzeigen, und man wird finden, wie reichlichen und wohlbegründeten Gebrauch er von der Einschiebung verbindender Mittelglieder gemacht hat. Keck selbst kann sich dieses Erklärungsmittels nicht entschlagen; er handhaht es nur in anderer Weise. Mir stellt sich der innere Zusammenhang unserer Stelle in folgender Weise dar. Der Dichter führt einen Gegner redend ein: *laedere gaudes*, lässt er ihn sagen, *et hoc studio pravus facis*. Dieser Behauptung stellt der Dichter die Frage entgegen, worauf die Behauptung sich stütze: *unde petitum Hoc in me jacis? Est auctor quis denique eorum Vixi cum quibus?* Hier liegt nun allerdings der Gedanke nahe, dass der Dichter vorerst eine Antwort auf seine Fragen erwarte, und dass in den zunächst auf die Fragen folgenden Worten dieselbe zu suchen sei, der Dichter erst wieder mit Vers 86 eintrete. Dem entgegen ist zu bemerken, dass der rhetorische Gebrauch der Frage durchaus nicht einschliesst, dass der Fragende auch eine Antwort darauf erwarte. Die Frage ist eben in solchen Fällen nur eine Figur, die zur Verlebendigung der Darstellung dient und bei den Rednern unzähligemal vorkommt. Unsere Stelle trägt diese rhetorische Färbung offenbar an sich. Der Dichter, statt dass er der Behauptung des Gegners einfach die Verneinung derselben entgegensetzt, richtet die Frage an ihn, woher er die Beweise für seine Behauptung entnehme, und ohne eine Antwort abzuwarten auf seine Frage, die nach seiner Ueberzeugung der Gegner gar nicht beantworten kann, fährt er in seiner Vertheidigung damit fort, dass er den Begriff wahrer Bosheit aufstellt, von der er sich frei weiss. Dieser rhetorischen Figur der Frage bedient sich Demosthenes besonders häufig. Man vergleiche die Bemerkungen von Rehdantz zur ersten Philippischen Rede § 10 und an andern Stellen. Wenn aber der Dichter überhaupt eine Antwort dem Gegner hätte in den Mund legen wollen, so war es sicher nicht die in den fraglichen Versen angeblich enthaltene, die auf die Fragen, wie sie gestellt sind, passt, wie die Faust aufs Auge. Horaz fragt nach den Thatsachen, wodurch der ihm gemachte Vorwurf bewiesen werde. Er fragt nach einer Person, *est auctor quis denique etc.*, welche solches von ihm aussagen könne. Auf solche Frage sind die Verse 81—85 offenbar nicht die geeignete Antwort, denn sie geben statt eines Gewährsmannes für des Gegners Behauptung eine Schilderung der Art von Leuten, vor denen man sich in Acht nehmen solle. Einer solchen Belehrung bedurfte Horaz nicht. Krüger zu dieser Stelle sagt: „Anstatt einen bestimmten Gewährsmann zu nennen, hält der Gegner dem Horaz ein Bild entgegen, in welchem dieser sich selbst erkennen und woraus er die Richtigkeit der gegen ihn erhobenen Beschuldigung folgern soll.“

Durch diese Deutung wird das Unpassende der Verse, wenn sie als Antwort auf des Dichters Frage gelten sollen, nicht beseitigt. Wenn einer dem andern einen Vorwurf macht, er habe sich dieses oder jenes zu Schulden kommen lassen, und dieser verlangt den Beweis, so wird er diesen nicht darin finden, dass der andere ihm das Laster definirt, das er ihm andichtet, mit der Zumuthung, er solle in diesem Spiegel sich selbst erkennen. Das hiesse doch dem Verleumder sein Handwerk sehr erleichtern, wenn er den Beweis für seine Behaup-

tungen in dieser Weise liefern dürfte. Herr Keck hat wohl selbst gefühlt, dass die Verse 81—85 in keinem rechten Zusammenhang mit der Frage stehen, wenn sie dem Ankläger in den Mund gelegt werden. Er ergänzt sich daher als Antwort ein „Ja" und lässt dann die Verse folgen. Aber ein blosses: „Ja, ich kann Gewährsmänner nennen," ist keine befriedigende Antwort, wenn sie nicht mit Namen einen Gewährsmann bezeichnet, denn nur das hat Beweiskraft. So wenig ein Richter sich befriedigt fühlt, wenn ein Dieb oder Mörder auf die Frage, ob er die That gethan, mit Nein antwortet, wenn nicht der Beweis der Unschuld geliefert wird, so wenig genügt ein blosses Ja an unserer Stelle als Antwort auf die Frage, ob der Gegner Zeugen stellen könne, wenn er sie nicht namhaft macht. Wie wenig logischer Zusammenhang zwischen dem Gedachten „Ja" und den Versen 81—85 sei, ist klar.

Wie ganz anders gestaltet sich aber die Sache, wenn man die Verse 81—85 nach der alten Ueberlieferung dem Dichter zutheilt! Der Zusammenhang mit dem ihnen Vorangegangenen, wie der mit der Fortsetzung Vers 86 ff. ist dann ein in sich klarer und logisch gerechtfertigter. Allerdings erfolgt dann auf die Frage des Dichters keine Antwort; der Gegner kommt nicht mehr zum Wort; er verschwindet, wie er unvorbereitet auf der Scene erschienen war. Hieran ist durchaus kein Anstoss zu nehmen. Dem Dichter war es nicht darum zu thun, ein Verhör mit dem Gegner anzustellen. Dem Vorwurf desselben setzt er die unwillige Frage entgegen nach seinem Gewährsmann. Die Frage ist aber nur die lebendigere Protestation gegen den Vorwurf, der sofort seine Widerlegung erhält durch die Aufstellung des wahren Begriffs boshaften Uebelwollens, die im Mund des Dichters eben so passend und wohl motivirt ist, als in dem des Gegners ungeeignet und unlogisch. Der Vorwurf beruhte auf einer Begriffsverwirrung, welche wahre und scheinbare Bösartigkeit nicht zu unterscheiden weiss, ja sogar in den Fehler verfällt, die wirkliche oft für etwas Unverfängliches, Erlaubtes, zu halten und harmlosen Scherz oder begründeten Tadel als Zeichen herzloser oder gewissenloser Bosheit zu brandmarken. Herr Keck kommt aber auch mit sich selbst in Widerspruch, wenn er die Verse 81—85 im Mund des Horaz für einen „edel klingenden Gemeinplatz" erklärt, der also keinen Werth habe. Verändert sich etwa der Charakter der genannten Verse, wenn sie dem Gegner in den Mund gelegt werden? Herr Keck betrachtet sie ja selbst als Schilderung der Charaktere, vor denen man sich hüten soll; sie müssen also mehr als leere Phrase, edel klingender Gemeinplatz sein. Und in der That enthalten sie Wahrheiten, gegen die sich nichts einwenden lässt; sie gehören nur nicht als Antwort auf die Frage des Dichters in den Mund des Gegners; Horaz selbst gibt dann Vers 86 ff. Beispiele wahrer Bosheit und stellt ihnen die Harmlosigkeit seiner lachenden Satire gegenüber. Wo daher das burlesk Sprunghafte, das Keck der überlieferten Abtheilung zum Vorwurf macht, liegen soll, ist nicht abzusehen. „Du freuest dich, zu verletzen, absichtlich wehzuthun, und handelst so moralisch verwerflich." Gibt es etwas Natürlicheres, logisch Zusammenhängenderes, als wenn Horaz diesem Vorwurf die Erklärung entgegensetzt: „Das wirst du mir durch keinen Gewährsmann aus der Zahl derer, die mich kennen, beweisen können, und durch keine Thatsache. Die wahre Bosheit besteht darin, dass etc. Vor solchen hüte dich. Freilich gilt wahre Bosheit gar oft für erlaubt und kann selbst den Schein theilnehmender Gutherzigkeit annehmen. Dass dergleichen meinen Dichtungen ebenso fremd bleiben wird als meinem Herzen, kann ich, wenn irgend etwas verbürgen." Hierin liegt ein so klarer Zusammenhang, dass er auch den strengsten Logiker befriedigen muss. *Liberius si Dixero quid, si forte jocosius, hoc mihi juris Cum venia dabis*, fährt dann V. 103 ff. Horaz fort und erzählt, wie sein Vater ihn vor

Lastern und Thorheiten zu bewahren gesucht habe dadurch, dass er auf lebendige Beispiele des Bösen und Guten hingewiesen habe, und knüpft so wieder an den Anfang der Satire an, wo er in Betreff der persönlichen Angriffe der Satire auf die alte Komödie in Athen und seinen Vorgänger Lucilius hinwies.

Diese letzten Ausführungen des Dichters über den Geist seiner Satiren sind nun auch das schlagendste Argument gegen die Behauptung Keck's, dass „auch der Inhalt des edel klingenden Gemeinplatzes 81—85 so wenig in den Mund des Horaz passe, dass er ihm vielmehr das (den) Stempel der Schamlosigkeit aufdrücken würde.“ Um diesen harten Vorwurf begründen zu können, sieht sich Keck genöthigt, den oben genannten Versen 81—85 eine Beziehung zu Horaz zu geben, die mit den Charakterzügen, die aus den Werken des Dichters entnommen zu werden pflegen, nicht im Einklang steht. Jene Verse sollen deswegen nicht in seinen Mund passen, weil ja eben auf ihn selbst die Schilderung passe, die von denen entworfen werde, vor denen der Römer sich hüten solle. Allerdings erklärt Keck dann wieder, dass die Anklagen, „weit übertrieben“ seien, allein wer wolle leugnen, „dass zu jeder einzelnen derselben Horaz in seinen Schriften irgend welche Veranlassung gegeben habe?“ Ich bekenne, dass ich zu denen gehöre, welche jene Anwendbarkeit des in V. 81—85 entworfenen Bildes auf Horaz mit aller Entschiedenheit in Abrede stellen müssen und die Art und Weise, wie Keck seine Ansicht im Einzelnen begründet, für verfehlt halten. Ganz unzulässig ist es, den schweren Vorwurf des *absentem qui rodit* auf die Worte des Horaz: *Pastillos Rufillus olet, Gargonius hircum* anzuwenden. Das *rodere absentem* bezieht sich offenbar auf bösartiges Verlästern eines Abwesenden, indem man seinen sittlichen Charakter antastet. Was Horaz aber von Rufillus und Gargonius aussagt, tastet ihren Charakter nicht an. Es kann einer ein Geck, ein eitler Stutzer sein, ein anderer nach Schweiss riechen; darum sagt man ihm nichts Ehrenrühriges nach, was bei dem *rodere absentem* gemeint ist. Ebensowenig überzeugend ist es, wenn gesagt wird: „nachdem Horaz einen guten Theil der Epoden und die zweite Satire geschrieben hatte, durfte er dann, ohne zu erröthen, sich brüsten: *solutos qui captat risus hominum famamque dicacis, hic niger est?*“ Warum nicht? Das *risus captare famamque dicacis* ist dem eigen, der ohne alle Rücksicht darauf, ob sein Spott eine thatsächliche Berechtigung habe, andere zur Zielscheibe desselben macht. War etwa Horaz ein solcher *scurra*, wie er Vers 86—89 geschildert wird? War er der Mann, dem gut und böse, Ehrenhaftigkeit und Verächtlichkeit ganz gleichgültige Dinge waren, wenn es darauf ankam, eine gemeine, wenn auch vornehme Gesellschaft in Lachen zu versetzen? Sicher nicht. Die Epoden und die zweite Satire können nicht als Beweis gelten, man müsste denn den Kampf gegen notorische Gemeinheit und Zügellosigkeit für unberechtigt halten. Ist es ferner dasselbe, wenn einer zu bösen Zwecken der Verleumdung *non visa fingere potest*, und ein Dichter sich der poetischen Fiction zur Einkleidung seiner Gedanken bedient? Ist Plato ein Lügner, weil er Gespräche fingirt, die in der Weise nie gehalten wurden? Wenn Keck ferner sagt: „Wie oft hat er, Horaz, nicht Anvertrautes ausgeplaudert?“ so liefern dessen Werke wenigstens keinen Beweis dafür, und schwerlich wäre er mit Männern wie Mäcenas bis zum Tod in so innigem Freundschaftsverhältniss gestanden, wenn er ihr Vertrauen als Schwätzer oder Schalksknecht je missbraucht hätte. Das angezogene Beispiel der 9. Satire, wo er das Privatgespräch mit dem Zudringlichen, also *commissa* ausgeplaudert haben soll, kann gleichfalls nicht als beweiskräftig gelten. Zu bemerken ist zunächst, dass Horaz in jener Satire nicht den Namen des Zudringlichen nennt, sondern in dem Ungenannten eine Menschen-

classe schildert, deren innere Seelengemeinheit in so drastischen Zügen uns vor Augen geführt zu haben, ihm uns nur zu Dank verpflichten kann!

Es bleibt noch der letzte Grund, auf welchen Keck seine Ansicht gründet, zu beleuchten übrig, der, dem er selbst eine fast mathematische Beweiskraft beilegt. Seh'n wir zu, ob sie sich bewährt. Es ist der Vers 91, dem sie innewohnen soll. In Verbindung mit V. 90 lautet er: *Hic tibi comis et urbanus liberque videtur Infesto nigris.* Diese Worte spricht der Dichter, und das Wort *nigris* soll auf die Worte *hic niger est* in Vers 85 sich beziehen, wie nicht zu bestreiten ist. Nach der Keck'schen Auffassung aber wäre „der Ausdruck *infesto nigris*, dir dem Hasser der Schwarzen, unmotivirt und deshalb als singulärer Ausdruck ungereimt, wenn nicht der Gegner vorher den Dichter als *niger* denuncirt hätte. Auch V. 100 *hic nigrae sucus loliginis, haec est Aerugo mera* enthalte eine Replik auf des Gegners Stichwort: *hic niger est.*" Zugegeben, dass diese Bemerkung mehr ins Gewicht fällt, als die andern Argumente, so steht ihr doch das entgegen, was im Bisherigen gegen die Zulässigkeit, die Verse 81—85 dem Gegner des Horaz als Antwort auf dessen Fragen in den Mund zu legen, geltend gemacht worden ist, falls man nicht dem Dichter die Absicht oder den unerlaubten Kunstgriff unterstellen wollte, er habe seinem Gegner eine recht unpassende Antwort in den Mund gelegt, um ihn desto besser widerlegen zu können. Es ist kein hinlänglicher Grund vorhanden, zu dieser Annahme seine Zuflucht zu nehmen, da gar nicht abzusehen ist, warum dem Dichter nicht erlaubt sein soll, des Ausdrucks *niger*, dessen er sich in V. 85 bediente, sich auch später zu bedienen, wo er zwei weitere Beispiele der *nigritia* anführt. Ist es unpassend, wenn derselbe zu seinen Worten: *solutos qui captat risus hominum famamque dicacis* das Beispiel des *scurra* anführt, der weder Abwesende noch Anwesende verschont und aus dieser Gewohnheit ein Handwerk macht, das ihn nährt? Das *infesto nigris* kann sich ebensogut auf das *laedere gaudes* beziehen, in Verbindung mit V. 33 sqq.: *Omnes hi metuunt versus, odere poetas. Foenum habet in cornu etc.* Ist es „unmotivirt", wenn Horaz, nachdem er den wahren Begriff schadenfroher Bosheit festgestellt, in den folgenden Versen zeigt, wie oft der herzlose Witzbold für fein, geistreich, freimüthig gehalten wird, oder wie beim Vertheidiger des Petillius Capitolinus die Tücke in ein scheinheiliges Gewand sich hüllt? Soll der Dichter da nicht auch des Wortes *niger* sich bedienen dürfen, dessen er sich vorher bedient hat? Oder warum soll der Ausdruck *infesto nigris* als „singulärer Ausdruck" erscheinen, wenn er nicht dem Gegner in den Mund gelegt wird? Der Sinn desselben ist ja klar und verständlich, wem er auch in den Mund gelegt werde.

Das sind die Gründe, welche für mich in der Vertheidigung der bisherigen Textesgestaltung massgebend gewesen sind. Die Vertheidigung des alten Textes ist aber zugleich die Vertheidigung des Dichters gegen Angriffe auf seinen Charakter, gegen welche gerade diese 4. Satire die glänzendste Abwehr ist, und ich sehe keinen Grund, in das *laedere gaudes* einzustimmen, das den Kernpunkt jener Angriffe bildet.

Bei der an diesen Vortrag sich anschliesenden lebhaften Debatte trat für die von Platz vertretene ältere Erklärungsweise zuerst Herr Prof. Teuffel aus Tübingen auf, der dabei Gelegenheit nimmt, ohne die Berechtigung zu Neuerungen überhaupt in Abrede zu stellen, doch die Art und Weise, wie Horaz in neuerer Zeit kritisch behandelt worden, als eine subjective Kritik zu missbilligen. Prof. Kratz aus Stuttgart erklärt sich ebenfalls für die frühere Erklärungsweise, obwohl er in Folge einer andern Interpunction den Zusammenhang in einer etwas abweichenden Weise fasst; ebenso Hr. Dr. Müller aus Hannover, desgleichen Hr. Dir.

von Jan aus Erlangen, der, nachdem er zuerst auf eine persönliche Aeusserung Döderlein's aufmerksam gemacht, welcher zufolge dieser auf die Festhaltung der Keck'schen Ansicht keinen Werth legte und auch der alten Erklärungsweise ihre Berechtigung zuerkannte, — dann selbst die alte Ansicht dadurch zu stützen sucht, dass er die Worte V. 90 *„hic tibi comis“*, welche von Horaz gesprochen werden, in Beziehung zu dem *„hunc tu“* V. 85 setzt, so dass, wenn das erstere dem Horaz in den Mund gelegt werde, der Gegensatz zwischen diesem und dem *„hunc tu“* nöthige, auch das letztere dem Horaz zuzuweisen.

Nachdem alle bisherigen Redner gegen die Keck'sche Ansicht aufgetreten waren, erklärt sich zuerst der Herr Präsident Hofrath von Leutsch aus Göttingen für dieselbe, indem er darauf aufmerksam macht, dass die Stelle im Munde des Gegners viel dramatischer sei, und auf die neueren Untersuchungen über Lucilius hinweist, aus welchen die grosse Verwandtschaft zwischen Horaz und Lucilius klar hervorgehe. Dann sei die Ergänzung eines parenthetischen „Ja“ nicht einmal nothwendig, sondern es lasse sich recht gut denken, dass der Gegner des Horaz die directe Beantwortung der Frage des Dichters *„est autor — quibus?“* durch die Worte *„absentem“* ff. zu umgehen suche, indem er damit gleichsam den Horaz des Stadtgesprächs zeihe und durch Berufung auf die allgemein getheilte Anschauung die geforderte Nennung eines einzelnen Gewährsmannes als überflüssig ablehne. — An diese Bemerkung des Hrn. Präsidenten anknüpfend macht Hr. Oberlehrer Lieven aus Riga im Interesse der Keck'schen Ansicht geltend, dass Horaz auf indirectem Wege seinem Gegner gegenübertrete; einer ausführlichen Widerlegung jener Vorwürfe habe sich Horaz um so eher entschlagen können, als er in der früher verfassten 3. Satire energisch und eingehend genug sein Glaubensbekenntniss über die Art und Weise auseinandergesetzt habe, wie man sich den Fehlern seiner Freunde gegenüber zu verhalten habe. Nachdem nun ferner noch Herr Oberlehrer Lieven, anknüpfend an die Aeusserung des Hrn. Prof. Teuffel, dass er neue Deutungen bei einem Schriftsteller, der so gründlich behandelt worden sei wie Horaz, immer mit Misstrauen aufzunehmen geneigt sei, — einen Vorschlag einer neuen, jedoch nicht von ihm selbst herrührenden Verseintheilung der oben citirten 3. Satire gemacht, diesen Gegenstand aber, als nicht zur Debatte gehörig, zu verlassen, von dem Präsidenten veranlasst worden war, — ergreift Prof. Plank aus Heilbronn ebenfalls zu Gunsten der Keck'schen Ansicht das Wort, indem er die Frage aufwirft, ob nicht die meisten, welche die fraglichen Worte lesen, den Eindruck bekämen, dass in ihnen ein sittlicher Ernst enthalten sei, welcher mit der sonstigen Ausdrucksweise des Horaz schlecht harmonire, weshalb es wahrscheinlicher sei, dass nicht Horaz hier eine sittliche Gnome ausspreche, sondern dass der Gegner ihm diese Worte entgegenwerfe. Prof. Teuffel glaubt dieses Argument durch den Umstand widerlegt, dass dem Horaz eben volle Veranlassung zu Ernst gegeben war und dass das Pathos seinen natürlichen Grund eben darin finde, dass er sich seiner Haut zu wehren hatte, wie dies aus seiner dichterischen Laufbahn genugsam bekannt sei. Gegen Prof. Plank, der dagegen hervorgehoben, der Fehler der Tadelsucht habe eben einmal bei Horaz vorgelegen, was allerdings in der grossen Zahl seiner Feinde seinen Grund haben möge, und dass er deshalb mit gutem Gewissen die fraglichen Worte nicht habe sagen können, macht Hr. Hofrath Platz, indem er auf den Unterschied der Aristophanischen Komödie und der Horazischen Satiren hinweist, geltend, dass Horaz immer nur Verschwender, Geizhälse oder sonst berüchtigte Individuen, nie verdienstvolle Männer angreife. — Hierauf stellt der Präsident das Resultat der Debatte dahin fest, dass die Gegner der Keck'schen Ansicht in der Versammlung bedeutender vertreten seien und dass auch das

Gewicht der Gründe mehr für dieselben spreche. Man habe also bei der alten Ansicht zu bleiben. — Der Vortrag von Hrn. Dr. **Riese** wird auf die folgende Sitzung verschoben.

Zweite Sitzung, Freitag den 29. September, 8 Uhr Morgens.

Vorsitzender Herr Prof. **Teuffel**.

Mittheilungen des Hrn. Privatdocenten Dr. **Hermann Hagen** aus Bern über mehrere Stellen des Servius nach einem Berner Codex:

In Bern befindet sich ein Codex des Servius (cod. Bern. 172, bei Ribbeck a) aus dem 10. Jahrhundert, neben dem Texte des Vergil zu beiden Seiten den Commentar enthaltend zu Bukolika, Georgika und Aen. III—V, sehr schön geschrieben, der an mehreren Stellen, deren Heilung wegen mangelhafter Beschaffenheit der benutzten Handschriften bisher nicht gelingen konnte, Lesarten bietet, nach denen sich Servius nicht nur sicher emendiren, sondern auch hier und da bereichern lässt. So steht z. B. zu Verg. Aen. III. v. 520 „Pandimus alas", wo die Ausgaben des Servius nur die Erklärung 'contos intendimus' bieten, im cod. Bern. noch Folgendes: 'unde mare ueliuolum. *sallustius et paruis modo uelorum alis remissis*', wo für paruis nach Sall. Jug. cap. 60, 3 'ubi hostes *paulum modo* pugnam *remiserant*' wohl zu lesen *paulum*. Das Fragment konnte der Beschreibung des Seesturms entnommen sein, der dem von Annius überraschten Sertorius zustiess, Plutarch, Sert. cap. VII. [1]) Von der nicht geringen Anzahl schlagender Verbesserungen, welche dem Servius aus dem Berner Codex erwachsen, wurden beispielsweise folgende mitgetheilt:

I. Verg. Aen. III, 217. Virginei uolucrum uultus foedissima uentris
Proluuies.

Seruius: Et quidam uolunt proluuies cum stercus uentris significet, a Virgilio hoc loco figuram uentris significatam. Ergo quasi *annosum* et panticosum uentrem. Statt des sinnlosen annosum bietet cod. B. *sannosum*, d. h. *saniosum*.

II. ibid. v. 317. Heu! quis te casus deiectam coniuge tanto
Excipit? aut quae digna satis fortuna reuisit?
Hectoris Andromache Pyrrhin conubia seruas?

Seruius: „Deiectam coniuge tanto." *Dapnas* per comparationem uirorum factum. (Dan.; Lion *daphnas*). Cod. B. schreibt *paphas*, d. h. *pathos*.

III. ibid. v. 410. Ast ubi digressum Siculae te admoverit orae
Ventus et angusti rarescent claustra Pelori.

Seruius: „Angusti rarescent claustra Pelori" ideo quia a continenti idest a *Columna* usque ad Pharon tribus millibus distat. Was das *columna* bedeuten soll, ist schwer zu sagen. Es wäre wohl möglich, dass dem Pharos gegenüber eine Säule gestanden, die nun κατ' ἐξοχήν Columna geheissen hätte: doch fehlen uns darüber Nachrichten. In der Berner Handschrift steht *calumna*, was in Hinblick auf das vorangehende Scholion *digressum: a littore Calabriae* wohl in *Calabria* zu ändern.

IV. Aen. IV, v. 75. Sidoniasque ostentat opes urbemque paratam.

Seruius: Et omnia ei ostendit Dido quibus possit *inducere* et „paratam" ideo ut sit *impendium* quaerentibus sedes. Anstatt des in diesem absoluten Gebrauch auffälligen *inducere* hat der Cod.

---

1) unde „mare ueliuolum" ist Citat. Aen. I, 225.

incucere = inicere und statt des hier unverständlichen *impendium compendium*, in der Bedeutung „Vorsprung", „Gewinn" gut in den Zusammenhang passend.

V. ibid. v. 215. Et nunc ille Paris.
Seruius: „Paris" similis Paridi et iniuria a *persona*. *Probrosis* enim *non lenibus* ueteres conuicia dicebant. Nach *lenibus* hat man (Kritz Sall. Hist. fragm. incert. n. 52 p. 383, Dietsch Hist. I, 42 p. 14, der Cod. tyrannum *et ciuitam*) *uerbis* eingeschaltet, ungenügend, weil unlogisch und unlateinisch. Der Berner Codex hat *non lenibus*, d. h. *nominibus*.

VI. ibid. v. 216. Maeonia mentum mitra crinemque madentem.
Seruius: Sane quibus effeminatio crimini dabatur, etiam mitra eis adscribebatur; multa enim lectio mitras proprie meretricum esse docet. Ergo ex habitus qualitate mutuatur inuidiam; eum enim non iam effeminatum uelut meretricem appellat quod est inimici non mulieris tantum sed etiam meretricem uocat. Hier schreibt der Codex von inuidiam an: nam eum non iam effeminatum *sed* uelut meretricem appellat quod est inimici non mulier . . tantum sed etiam meretricem uocare; zu lesen: nam eum non iam effeminatum sed uelut meretricem appellat quod est *conuicium maius*, non mulier*em* tantum sed etiam meretricem uocare.

VII. ibid. v. 404. It nigrum campis agmen.
Seruius: Hemistichium Ennii de elephantis dictum quo ante Accius est usus *de Indis*. Es ist nicht abzusehen, wie Accius mit dieser Formel die Inder habe bezeichnen können, während die beiden andern Dichter die gleiche Formel bei der Charakteristik von Thieren, Ennius von Elephanten, Vergil von Ameisen angewandt haben.[1]) Ausserdem scheint Gleichheit der Formel zunächst auch Gleichheit des Inhalts zu fordern. Erwägen wir nun, dass Servius zum vorhergehenden Vers, wo er von den Ameisen spricht, ganz unerwartet, ohne dass ihm der Text dazu Veranlassung bot, von der Verwandlung der Myrmidonen in Ameisen handelt, erinnern wir uns, dass uns von Accius eine Reihe von Fragmenten einer Tragödie Myrmidones erhalten sind, in welcher Accius wohl auch die Sage von der Verwandlung berührt haben wird, und fügen wir schliesslich hinzu, dass im guten Berner Codex nicht de Indis, sondern *de inde nos* steht, so wird sich die Hypothese, dass obige Formel sich in Accius' „Myrmidonen" befand, wohl rechtfertigen lassen, so dass bei Servius *de Myrmidonibus* zu lesen wäre.

VIII. ibid. v. 598. Quem secum patrios aiunt portare Penates,
Quem subiisse humeris confectum aetate parentem.
Seruius: Sane hic „subiisse" iuxta praesentem *uersum* accusatiuo iunxit, cum alibi *antique* datiuo usus sit. Der Gegensatz *antique* zeigt, dass iuxta praesentem *uersum*, was völlig unlateinisch, in iuxta praesentem *usum* zu verbessern ist, was denn auch der Cod. B. bietet.

IX. Aen. V, v. 30. Dardanium Acesten.
Seruius: Hippotes filiam suam Segestam ne ad cetos religaretur, superposuit nauiculae et misit quo sors tulisset. Quae delata ad Siciliam Crimisus fluuius concubuit cum ea conuersus in canem unde Acestes natus est. Huius rei ut esset indicium † effigiem canis percussum Siculi habuerunt. Anstatt des falschen quae — cum ea steht im Cod. B. *cum qua*. Nach Indicium ergänzte man gewöhnlich „nummum" und schrieb „effigie." Cod. B. schreibt: *es cum effugiem* canis percussum, wo zu lesen: *aes in* effigiem canis percussum. Der ähnliche Beginn des Wortes effigiem hat in den übrigen Handschriften den Ausfall des *aes* veranlasst.

X. ibid. v. 40. Veterum non immemor ille parentum
Gratatur reduces.
Seruius: Quidam „gratatur" non „gratulatur" sed „laetatur" accipiunt ut quod ad Troianorum uotum pertinet *iuerit* ad Siciliam reuer*sus* quod ad suum animum gaudeat. Der Cod. B. hat statt *iuerit merit* und statt reuersus reuer*sos*. Der Gegensatz in *gaudeat* zeigt, dass *maereat* zu schreiben ist.

XI. ibid. v. 117. Genus a quo nomine Memmi.
Seruius: „Memmii" pro „Memmiorum" genetiuus singularis pro plurali uel a quo nomine genus Ital. . . . † Memmi . . . . † a quo nomine genus Memmii genetiuus singularis nominatiuus pluralis. Der Codex hat hier: uel a quo nomine genus *italic* memmi*u* a quo nomine genus memmii

1) Warum soll Accius dieses Hemistichium nicht von den „*nigri* Indi" (s. z. B. Ovid. ars am. I, 53) haben sagen können? KOECHLY.

utsi memmii genetiuus singularis nominatiuus pluralis; — zu lesen — denn das *uel* zeigt an, dass hier zwei Erklärungen gegeben sind, wonach, nachdem die erste Memmii als genetiuus singularis gefasst hat, die zweite den nur allein noch möglichen Fall, dass Memmi nominatiuus pluralis sei, berücksichtigen muss —: uel a quo nomine *gens* Ita*la* Mem*mia* [a quo nomine genus Memmii Dittographie] ut *sit* Memmii *non* genetiuus singularis *sed* nominatiuus pluralis.

XII. ibid. v. 408. Magnanimusque Anchisiades et pondus et ipsa
Huc illuc uinclorum inmersa uolumina uersat.

Seruius: „Versat" considerat ut Sallustius: „Exercitum maiorum more uertere" hoc est considerare. In der Handschrift steht statt uertere etc. uerter*et* id est considerar*et*. Vertere, was Kritz Sall. Hist. fragm. incert. 17 p. 374 und Dietsch Hist. fragm. incert. 51 p. 132 nicht verstehen wollen, hat hier ungezwungen nach seinem Grundbegriff die Bedeutung: „Revue passiren, defiliren lassen" angenommen. Ueber den ungewöhnlichen Fall, dass die Bedeutung des im Text stehenden uersare durch ein Beispiel mit *uertere*, nicht ebenfalls mit uersare, erhärtet wird, gibt uns schliesslich eine kleine im cod. Bern. l. l. befindliche Glosse Aufschluss: uertit uirtus, d. h. *uertit: cestus*, wornach der Verfasser dieses Scholions wenigstens im Texte uertit gelesen haben muss.

Die Debatte über die einzelnen Stellen schloss sich an dieselben selbst im Einzelnen an und wurde von dem im Vorstehenden Vorgetragenen nur Weniges bestritten oder beanstandet. So schlägt Privatdocent Dr. Alexander Riese aus Heidelberg anstatt des bei dem Sallustfragment für „paruis" vom Redner conjicirten *paulum paulisper* vor, aus welchem letzteren leichter paruis habe entstehen können; ferner machen zu Stelle III Hr. Dr. Weidner aus Köln und Prof. Blank aus Heilbronn auf eine Stelle in Cicero pro Sestio[1]) aufmerksam, ohne sie aber bestimmter citiren zu können, wo wirklich von einer Säule dem Pharus gegenüber die Rede sei. Zu Stelle IV wird wohl das vom Codex gebotene *com*pendium, nicht aber das zugleich vom Redner conjicirte inlicere (cod. B. inducere) anstatt der Vulgata inducere für nothwendig erkannt. Zu Stelle V schlägt Hr. Prof. Eckstein aus Leipzig vor: hominibus oder hominum nominibus. Zu Stelle VII glaubt Hr. Dir. von Jan aus Erlangen *Indicis*, sc. formicis, lesen zu müssen, während in IX Prof. Eckstein einfach *qua delata — cum ea* vorschlägt. Ausserdem beanstandet Dir. von Jan den Ausdruck in effigiem canis percussum und möchte lieber *cum effigie* lesen. Bei Stelle XI greift Hr. Dr. Riese die vom Redner vorgeschlagene und paläographisch nicht beanstandete Aenderung des Italic in Ital*a* deswegen an, weil die Memmier eine römische gens gewesen seien, wird aber vom Redner mit Berufung auf den Vergil'schen Text V, 117:

Mox *Italus* Mnestheus genus a quo nomine Memmi

widerlegt. Am Ende seines Vortrags wird dem Redner vom Präsidenten der Versammlung für seine interessanten Mittheilungen der lebhafteste Dank ausgesprochen.

Hierauf forderte der Präsident Hrn. Privatdocent Dr. Riese von Heidelberg auf, seinen angekündigten Vortrag über das collegium poetarum und die fragliche Stelle Horat. Sat. I, 10 v. 36—39 zu halten.

Dr. A. Riese aus Heidelberg:

Ueber das Collegium poetarum zu Rom.

Gestatten Sie, hochverehrte Versammlung, dass ich meinen Vortrag mit der Erinnerung an eine interessante Debatte eröffne, welche auf der vorjährigen Philologenversammlung zu

1) Die Stelle findet sich VIII, 18 und bestätigt zugleich mit zwei Stellen des Strabo (III, 5, p. 170 sq. und VI, 1, 5, p. 275) vollkommen die Richtigkeit der handschriftlichen Lesart *Columna*. KOECHLY.

Hannover durch Herrn Prof. Hertz angeregt wurde, und dass ich auch zur Lösung der dort aufgeworfenen Frage meinen Beitrag gebe, indem ich den Gegenstand derselben erweitere. Es handelte sich damals darum, ob das Wort *scriba*, welches Horaz an einer Stelle der Satiren (II, 6, 36) von sich selbst gebraucht, ihn als *scriba quaestorius* bezeichnet, eine Stellung, die er bekanntlich nach Sueton's Biographie inne hatte, oder ob wir ihn hiernach, wie Prof. Hertz vorschlug, als Mitglied des alten *collegium scribarum*, der römischen Dichterzunft, aufzufassen haben, dessen Existenz, und zwar unter diesem Namen, zuerst O. Jahn[1]) aus einer Stelle des Festus mit voller Sicherheit nachgewiesen hat. Indem ich aber die Bedeutung des Wortes an dieser Stelle des Horaz vorläufig dahingestellt sein lasse, halte ich mich nur an eine Behauptung, welche nach Andern auch Hertz aufgenommen und die ihm damals von seinen Gegnern stillschweigend und, wie mir scheint, ein wenig zu seiner eigenen Verwunderung zugegeben wurde: die Behauptung, dass zu Horaz' Zeit in diesem Collegium nicht die moderne Richtung des augusteischen Zeitalters gepflegt wurde, sondern vielmehr die Anhänger einer veralteten, reactionären Tendenz, ein Tigellius und Fannius, Bavius und Mävius und ähnliche dort ihren Vereinigungspunkt fanden. Dass diese Dichter, wie man meist annimmt, Anhänger der gelehrten und verkünstelten alexandrinischen Richtung waren, wie sie in Rom vorher geherrscht hatte, ist durch nichts erwiesen, vielmehr sind sie uns allgemein nur als schlechte, vielverspottete Dichterlinge bekannt.

Doch ich sehe von diesen Persönlichkeiten ab. Meine Frage ist vielmehr: was war denn überhaupt das Wesen, das Fundament jenes Collegiums? Ist es wirklich als Clique, als Vereinigungspunkt von Dichtern Einer Richtung und Schule zu betrachten, welche diese auch gewesen sein möge? Dafür hätte es sich in der That eines langen Lebens erfreut. Denn gestiftet wurde es während des zweiten punischen Krieges (207 v. Chr. vgl. Liv. XXVII, 37. Fest. a. a. O.) und bestand (um nur das Allersicherste herauszuheben) noch nach 90 v. Chr. Denn in diesem Jahre war der Tragiker Julius Cäsar Strabo Aedil, und nachher muss also geschehen sein, was Valerius Maximus (III, 7, 11) tadelt, dass ihm „*in collegium poetarum venienti*", wie es heisst, der Dichter Attius „*nunquam assurexit*", ihm nie die Ehre des curulischen Magistrats erwies. Aber ein zweiter Grund steht noch viel bestimmter jener Annahme entgegen, die schon erwähnte Stelle des Festus selbst. Sie lautet nämlich (p. 333 M.): „*Scribas* proprio nomine antiqui et librarios et *poetas* vocabant .... Itaque cum *Livius Andronicus* bello Punico secundo scripsisset carmen, quod a virginibus est cantatum: quia prosperius res publica populi Romani geri coepta est, *publice* adtributa est ei *in Aventino aedis Minervae*, in qua liceret *scribis histrionibusque* consistere ac dona ponere, in honorem Livi, quia is et scribebat fabulaset agebat."

Aus dieser Stelle ergibt sich zunächst, dass dieses Collegium, unter der Autorität des Staates gestiftet, den officiellen Zweck hatte „*in aede Minervae in Aventino consistere et dona ponere*", sich dort zu versammeln im Tempel und Weihgeschenke niederzulegen. Durch letztere Handlung religiöser Art tritt das Colleg denn in die Reihe der übrigen Gesellschaften gleichen Namens in Rom ein, welche alle ihre Thätigkeit um eine Cultushandlung gruppiren, aber zu einer geregelten Verfolgung praktischer Zwecke gestiftet sind. Letztere sind bei dem Collegium der Dichter also natürlich auch zu präsumiren: praktisch in irgend welcher Art müssen die Zwecke gewesen sein, für die ihnen der Senat die Versammlungen im Minervatempel gewährte. An eine Zusammenkunft aller Dichter Roms, die da wollten, ledig-

1) Berichte d. sächs. Gesellsch. d. Wissensch. 1856, S. 294 ff.

lich zu freiem persönlichem und literarischem Verkehr wird also nicht zu denken sein. Aber auch was O. Jahn als diesen Zweck zu betrachten scheint, die Hebung ihrer bürgerlichen Stellung und ihrer Achtung beim Volk, kann nicht gemeint sein: denn sonst würde doch der Tragiker Cäsar Strabo, ein Mann aus einer der ersten Familien Roms, nicht Mitglied geworden sein. Welches war nun der Zweck? Eine genaue Betrachtung der Worte des Festus muss und wird auf die richtige Spur leiten. Wir finden nämlich bei ihm, dass nicht nur die *scribae*, die Dichter, sondern mit ihnen auch die *histriones*, die Schauspieler, diesem Collegium angehörten; und diese Zusammensetzung wird dadurch erklärt *„quia Livius et scribebat fabulas et agebat"*: weil Livius, der Stifter des Collegs, Schauspieldichter und Schauspieler zugleich war. Es ist wohl zu beachten, dass das *scribebat fabulas* hervorgehoben und von seinem damals so wichtigen und für die Jugend so nützlichen Epos, der Odyssia, ja selbst von seinen Cultusliedern, die hier scheinbar am allernächsten lagen, gar keine Erwähnung gethan wird. Die Erklärung des Festus, wie wohl geschah, als falsch und erfunden anzusehen, kann ich keinen Grund finden; nur ist sie natürlich nicht so aufzufassen, als habe bloss die persönliche Doppelthätigkeit des Livius den Ausschlag bei dieser Zusammensetzung aus *scribae* und *histriones* gegeben; denn dass den Senat zu dieser ein sachlicher Grund bewogen haben muss, wird wohl Niemand bestreiten: es muss eben überhaupt zwischen diesen *scribae* und *histriones* eine engere Verbindung bestanden haben, die ein gemeinsames Collegium rechtfertigte, und die denn in der Person des Livius nur ihren Ausdruck fand. Ich glaube, es ergibt sich aus der Stelle des Festus von selbst, dass wir bei den *scribae* — später nach dem Zeugniss des Valerius Maximus *poetae* genannt — wegen ihrer Verbindung mit den *histriones* und wegen der an Livius hier hervorgehobenen und verschwiegenen Thätigkeiten nicht an Dichter überhaupt, sondern an dramatische Dichter zu denken haben. Dies waren auch Alle, deren Mitgliedschaft uns bestimmt bekannt ist: Livius, Attius und Cäsar Strabo. Dass u. A. Lyriker nicht Mitglieder der Gesellschaft waren, darf man vielleicht mit einer gewissen Berechtigung auch daraus folgern, dass Catull dieselbe niemals erwähnt, der doch, wenn er Mitglied gewesen wäre, bei dem ganzen Charakter seiner Poesie, die in seinen persönlichen Erlebnissen wurzelt, sowie er befreundete und feindliche Dichter nicht selten nennt, uns auch seine Mitgliedschaft und auch pikante Vorkommnisse darin nicht verschwiegen hätte.

Der Zweck des Collegiums muss, wie es nun vor uns tritt, der gewesen sein, die öffentliche Thätigkeit der dramatischen Kunst zu fördern und zu erleichtern. Für die Art, wie dies geschah, ist nun eine Stelle von der grössten Wichtigkeit, die man bisher in ihrem Zusammenhange nur wenig beachtet hat. Sie steht bei *Hor.* sat. I, 10, 36 ff., der von sich sagt:

> Turgidus Alpinus iugulat dum Memnona dumque
> Defingit Rheni luteum caput, haec ego ludo,
> Quae neque in aede sonent certantia iudice Tarpa,
> Nec redeant iterum atque iterum spectanda theatris.

Schon die Scholiasten haben diese Stelle nicht recht verstanden: das verworrene Durcheinander ihrer Notizen zu derselben bezeugt dies. Die *aedes* ist nach ihnen der Tempel Apoll's auf dem Palatin; aber das ist falsch, denn die Satire ist Anfangs oder Mitte der dreissiger Jahre gedichtet, der Tempel des Apollo aber nach Dio Cassius 53, 1 erst 28 v. Chr. vollendet: andere Nachrichten denken sogar an das Athenäum, das erst Hadrian erbauen liess! Es ist uns vielmehr keine Annahme eines andern Tempels möglich, als eben des Tempels der Minerva in Aventino.

Noch unsicherer und divergirender werden die Nachrichten über *sonent certantia iudice Tarpa.* Es heisst: *qui scenae scribebant, ad Tarpam velut emendatorem eas adferebant;* wer Bühnenstücke schrieb, liess sie sich von Tarpa verbessern: natürlich falsch, da so von *aedes* und *certare* keine Rede sein könnte; andere ebenso unpassende Deutungen will ich übergehen (sogar zum *ludi magister* wird Tarpa gemacht) und nur noch eine Erklärung des sogenannten Acro anführen: *„quod Tarpa probare consuevisset, quae ad scenam deferenda essent“*, die, wie sich zeigen wird, das Richtige trifft, freilich es so vage ausdrückt, dass man der Güte der Quelle auch für diese Stelle nicht ganz sicher wird.

Für Horaz gibt der Zusammenhang, der uns wichtiger ist als die Scholiasten, folgende Erklärung mit Nothwendigkeit: Während Andere ernsthafte lange Dichtungen verfassen, schreibe ich nichts so Grossartiges; meine Poesie tändelt nur, ich *ludo.* Das Nicht-Grossartige wird definirt: *„Quae neque in aede sonent certantia iudice Tarpa Nec redeant iterum atque iterum spectanda theatris.“* Im zweiten Verse sind also Dramen angedeutet; beim ersten könnte man dann mit Nipperdey[1]) an Hymnen und überhaupt Cultusgesänge denken, also ernste Dichtungen, das Gegentheil auch von jenen Tändeleien. Diese fanden natürlich *in aede*, im Tempel, den geeignetsten Ort; nur ist dann das *certare iudice Tarpa* nicht klar, wenn gleich das einfache *certare* schon in dem Gegengesange zweier Halbchöre seine Erklärung finden könnte. — Oder der Wettstreit epischer Gedichte? Aber von solchem ist uns gar nichts bekannt; vielmehr wird der Name des Tarpa — Maetius Tarpa, wie ihn Porphyrio hier nennt — uns nöthigen, daran zu denken, dass schon im Jahre 55 ein Maetius von Cicero[2]) als Leiter der Schauspiele bezeichnet wird, der jedenfalls derselbe ist wie der an unsrer Stelle, wenn man *Maeti iudicis aures* in der A. P. v. 387 damit vergleicht. Auch hier also, wie in der Stelle des Festus, werden wir auf dramatische Poesie geführt, die in einem Tempel ihren Sitz aufgeschlagen hatte, und sehen also, dass die Worte *neque — neque* bei Horaz nicht zur Scheidung zweier Gegenstände, sondern zweier Aeusserungen über denselben Gegenstand dienen; zugleich aber erfahren wir hier etwas Näheres über die Thätigkeit des *collegium poetarum.* Denn dass dieses auch bei Horaz zu verstehen sei, wird eben durch das *certare in aede*, im Tempel, zur Evidenz gebracht, da Dichtungen, die im Tempel ertönten, abgesehen von den als hier unmöglich nachgewiesenen Cultusliedern, eben mit Ausnahme des von Festus in einen solchen verlegten Collegiums ebenso unbekannt als unglaublich sind.

Tarpa also, so weit sind wir jetzt, urtheilte dort im *collegium poetarum* über Dichtungen, und zwar über Dramen. In den Scholien des Cruquius heisst es, dass er nur einer von fünf Männern war, die das zu thun hatten; wie weit das richtig ist, lässt sich nicht mehr ausmachen. Dass mit diesem „Urtheil des Tarpa“ jedenfalls nicht seine private Ansicht gemeint ist, sondern dass es einer bestimmten festen Autorität genoss, zeigen nicht nur die Worte des Horaz, die ihm in dieser Sache sehr grosse Wichtigkeit beilegen, sondern noch mehr die erwähnte Stelle Cicero's. Wenn ich mir nun eine Ansicht über die Stellung des Tarpa und damit zugleich über die Bestimmung des ganzen Collegiums auszusprechen erlaube,

---

1) De locis quibusd. Horat. part. post. p. 17. Jena 1858.

2) Cic. ad fam. VII, 1, 1 „... quominus ad ludos venires ... communes mimos .... Nobis erant ea perpetienda, quae Sp. Maetius probavisset.“

so glaube ich sie durch das bisher Ausgeführte hinlänglich mit innern Gründen gestützt, um die äusseren Zeugnisse, die ich freilich nicht nachweisen kann, einigermassen durch sie vertreten sein lassen zu dürfen.

Wir haben aus Festus ersehen, dass das Collegium officielle Geltung besass und aus dramatischen Dichtern und Schauspielern bestand; Horaz zeigte uns, dass dort *certamina* vorkamen, in welchen damals Tarpa Richter war; diesen Mann lehrte uns Cicero als den obersten Leiter der Schauspiele kennen. Meine Ansicht ist nun diese: Tarpa (und eventuell seine vier Collegen) war von den Aedilen (und Prätoren), die theatralische Aufführungen veranstalteten, mit der Auswahl der zu gebenden Stücke beauftragt. Der officielle Zweck jenes Collegiums war nun dieser, ihm (wie seinen Vorgängern)[1]) diese Auswahl zu erleichtern, in der Weise, dass die neuen Dramen dort die Lese- und wohl auch die Spielprobe zu bestehen hatten, worauf jene Beauftragten der Aedilen, wohl mit Berücksichtigung der Meinung des Collegiums, ihre Wahl entschieden und die erkorenen Stücke von den Dichtern erkauften.[2]) Die bekannte Erzählung, dass der junge Terenz mit seiner Erstlingskomödie, der „Andria", von den Aedilen zu dem damals berühmten Cäcilius geschickt wurde, damit dieser sein Urtheil über sie abgebe, (*Donat. vit. Ter.* p. 28 Reiff.), steht mit dieser Auffassung nicht im Widerspruch: Cäcilius sollte eben wohl nur bestimmen, ob sie zur Aufführung eben in dem *collegium poetarum*, zum Eintreten in den Wettkampf zugelassen werden sollte. — Natürlich meine ich nicht, dass sich an diese officielle Thätigkeit keine Nebenbeschäftigung mehr privater Art angeschlossen haben könne, was vielmehr sehr natürlich ist.

Ist aber das Wesen des Collegiums hiermit richtig bestimmt, so kann Horaz selbst als Nicht-Dramatiker natürlich nicht zu demselben gehört haben und die ohnehin bedenkliche Erklärung des *scriba* in der sechsten Satire des zweiten Buches als Mitglied des Dichtercollegiums fällt damit hinweg. Ebenso wenig können die meisten andern Dichter der augusteischen Zeit dazu gehört haben und die Freundschaftsbündnisse ganz privater Natur, wie sie bekanntlich so vielfach unter ihnen bestanden, sind ebenso wie auch die von einzelnen Dichtern unternommenen öffentlichen Recitationen, welche zuerst Asinius Polio einführte, viel schärfer, als man meist zu thun pflegt, von diesem Dichtercolleg zu unterscheiden[3]): sie sind

---

1) Zu Terenz' Zeit war dies L. Ambivius Turpio (vgl. Donat zu Hecyr. prol. II. 49), aber nicht wie Ritschl Parerga S. 327 ff. annimmt in seiner Eigenschaft als *dominus gregis*, sondern vielmehr als bewährter Kenner, dem die Aedilen Vertrauen schenkten. Die Thätigkeit des *Collegium poetarum* berührt Ritschl noch nicht.

2) Terent. Eunuch. prol. v. 19 ff. bezieht sich nicht auf eine solche Sitzung, sondern auf eine dem Ankauf der Stücke erst nachfolgende, in der die Aedilen selbst sich nun auch einmal die gekauften Stücke vorspielen liessen, jedenfalls aber wohl auch auf das *collegium poetarum*. Die Stelle lautet:

> Quam nunc acturi sumus
> Menandri Eunuchum, postquam aediles emerunt,
> Perfecit (der Neider des Dichters), sibi ut inspiciundi esset copia.
> Magistratus quom ibi adesset, occeptast agi.
> Exclamat, furem, non poetam fabulam
> Dedisse et nil dedisse verborum tamen [?] sqq.

Dieser Neider wird das Stück wohl vorher schon im Collegium gehört haben; aber 'inspiciundi copiam' verschaffte er sich, um es Wort für Wort genau kennen zu lernen und es dann in Gegenwart des Aedilen begeifern zu können.

3) Die in der Kaiserzeit mehrmals erwähnte *schola poetarum* war nur ein geselliger Vereinigungspunkt der damaligen Dichter und Schöngeister aller Art; vgl. z. B. Martial III, 20. IV, 61.

verschiedenen Charakters ebenso wohl wie sie an verschiedenen Orten ihren Sitz haben. Es wird auch wohl nicht ohne Grund sein, dass die einzigen Dramatiker, deren Wohnungen wir wissen, Ennius und Cäcilius, auf dem aventinischen Berge ansässig waren, eben in der Nähe ihres Centralpunktes, während jene andern Dichter wohl alle, so viel wir wissen, den esquilinischen Berg bewohnten: denn auch sie fanden sich dort um den Mittelpunkt ihres Lebens geschaart, um den der Poesie so gastfreundlichen Palast des Mäcenas.

Nachdem der Redner seinen Vortrag beendet, erkennt der Vorsitzende die Sorgfalt an, womit der Redner die Belege für seine Ansicht zusammengebracht, sowie das Anregende seiner ganzen Auseinandersetzung, meint aber, dass gegen die einzelnen Argumente wie gegen das schliessliche Ergebniss sich mancherlei Bedenken werden erheben lassen. So sei in der Darstellung der Schein nicht vermieden gewesen, als ob in dem *collegium poetarum* die Anhänger der neuen Richtung ausgeschlossen gewesen wären, während sie nur freiwillig der Theilnahme sich enthielten, weil sie wenig Neigung hatten, mit den thatsächlich darin überwiegenden Vertretern des Alten zusammen zu sein. Ferner mache der Anlass, aus welchem die Stiftung des Collegiums erfolgt sei, — ein Hymnus von Andronicus — nicht eben wahrscheinlich, dass dasselbe ausschliesslich für dramatische Dichter bestimmt gewesen sei. Dass der Zweck jener Stiftung war, den Stand der *poetae* in der öffentlichen Achtung zu heben, werde gleichfalls durch den angegebenen Anlass glaublich, und der Fall des Aedilen Strabo beweise nur, dass in dessen Zeit jener Zweck bereits einigermassen erreicht gewesen sei. Zu den Dramatikern gehören auch die Dichter der verschiedenen Arten der Komödie, und mit deren Aufnahme werde die Gesellschaft in dem *collegium poetarum* schon bunt genug, um auch noch für den kleinen Rest anderer Dichter Raum zu lassen. Ennius habe nicht als dramatischer Dichter auf dem Aventin gewohnt, sondern als Plebejer und armer Mann. Die Hauptstelle (Sat. I, 10, 38) handle nur von öffentlichen Recitationen. Auch das Beispiel von Catull und Tarpa's Thätigkeit im Jahre 55 v. Chr. beweisen nicht das Geringste.

Nachdem hierauf noch mehrere andere Stimmen gegen die obige Erklärungsweise der Stelle des Horaz sich ausgesprochen (Prof. Eckstein aus Leipzig, Hofrath Platz aus Karlsruhe), weist der Redner nochmals nachdrücklich darauf hin, wie er schon hervorgehoben habe, dass aus der Stelle des Horaz allein allerdings noch nicht zu entnehmen sei, dass das besagte Collegium nur dramatische Dichter enthalten, dass Letzteres aber klar hervorgehe, wenn man die Stelle mit der andern oben citirten Stelle des Festus in Verbindung bringe. An der Debatte nahmen hierauf noch Theil Herr Prof. Teuffel, Prof. Franke, Hofrath Platz, Herr Steinmeyer.

Dritte Sitzung, Samstag den 30. September.

Professor Teuffel aus Tübingen eröffnet die Sitzung, tritt aber den Vorsitz ab an den Director von Jan aus Erlangen, um selbst einen Vortrag zu halten über Juvenal IX, 118—123.

Der Redner beginnt mit einer Verwahrung. Da er von der Bildung einer kritisch-exegetischen Section vorher keine Kenntniss gehabt, so sei ihm ursprünglich Nichts ferner

gelegen, als die Absicht einen Vortrag zu halten. Indessen habe er in der letzten Zeit sich mit der fraglichen Stelle eingehend beschäftigt und einen kleinen Aufsatz darüber entworfen. [1]) Sie auch an diesem Orte zu besprechen, dazu veranlasse ihn der Umstand, dass eine Aeusserung von ihm in der vorletzten Sitzung dem Missverständniss und dem Missbrauch ausgesetzt sein könnte. Nichts sei weniger seine Absicht, als gegen das Neue als solches ein Misstrauen zu hegen, oder die Berechtigung der Kritik zu bestreiten. Aber eine tiefe Abneigung habe er immer empfunden gegen diejenige Sorte der Kritik, welche, statt in die Intentionen eines Schriftstellers sich liebend zu versenken und dessen Gedanken nachzudenken, ihr individuelles Meinen und Belieben zum Mittelpunkte setze, von welchem aus sie den Schriftsteller fortwährend schulmeistert, auf Fehler Jagd macht, um die vermeintlichen Verbesserungen anzubringen oder ganze Partieen für unecht zu erklären. Diese Art von Kritik treibe namentlich in Juvenal neuestens ihr Wesen, und um nun seine Stellung zu derselben an einem besondern Beispiel zu zeichnen, wolle er die angegebenen Verse einer nähern Beleuchtung unterwerfen. Nachdem der Redner den Inhalt der ganzen Satire und den Zusammenhang der Stelle kurz besprochen, auch den Text derselben sicher gestellt, hebt er die Unvereinbarkeit der Worte: „*ut possis linguam contemnere servi*“ und „*cave sis ut linguas mancipiorum contemnas*“ hervor, theilt danach die 6 Verse in zwei Hälften (deren erstere aus den zwei ersten, und die zweite aus den vier letzten Versen besteht), welche beide Hälften an sich gute, des Satirikers würdige Gedanken enthalten, nur aber nicht neben einander bestehen können und auch in ungleichem Masse gut seien. Untadelig sei die erste Hälfte, die zweite dagegen habe mancherlei Mängel, wie an „*praecipue*“, „*nam*“, „*deterior*“, „*liber illis*“, „*animas custodit*“ näher nachgewiesen wird. Wenn demnach die erstere Hälfte die bessere sei, so sei sie ohne Zweifel die vom Dichter zur schliesslichen Aufnahme bestimmte, um so gewisser, als an sie und nur an sie auch Vers 124 sich passend anschliesse. Die vier Verse 120—123 aber seien eine ältere, wegen ihrer Mängel vom Dichter selbst zum Wegfallen bestimmte Fassung, welche gegen seinen Willen in die nach seinem Tode veranstaltete Redaction seiner Satiren mit aufgenommen worden sei. Diese Annahme sei um so wahrscheinlicher, weil sie sich auch an einer Reihe anderer Stellen des Juvenal bewähre.

In der hierauf eröffneten Debatte ergreift zuerst Herr Dr. Weidner aus Köln das Wort. Obgleich er die Möglichkeit eines Nebeneinanderbestehens von Recensionen überhaupt nicht in Abrede stellen will, denn auch bei Aristophanes sowie in den Eklogen Virgil's liessen sich solche nachweisen (Ribbeck), so lasse sich gleichwohl für die ersten vier Verse ein Gedankengang auffinden, indem der allgemeine Gedanke der beiden ersten Verse in den zwei folgenden in speciellerer Form gegeben werde, und etwa so zu fassen: Wenn man sich auch bemühen müsse, unabhängig zu werden, so sei es doch sehr gefährlich auf das Urtheil unserer Nebenmenschen, besonders der zunächst stehenden, kein Gewicht zu legen; dagegen ist die weitere Verbindung mit „*nam*“ unverständlich, denn entweder sei *nam* richtig, dann könne er das gegebene Gedankenverhältniss freilich nicht festhalten, oder es sei nicht richtig, dann könne die Variante nicht richtig sein. Die grösste Schwierigkeit liege aber in dem *deterior*.

Nachdem Professor Teuffel gegen den oben angedeuteten Gedankenzusammenhang geltend gemacht, dass Vorredner bei Feststellung desselben sich nicht an die Worte gehalten; indem, wie aus *possis* und *cave sis* hervorgehe, die zwei ersten Verse die beiden fol-

1) Derselbe ist abgedruckt im Rheinischen Museum XX, Heft 4.

genden vollständig ausschlössen, erhält Herr Hofrath **Platz** aus Karlsruhe das Wort. Obgleich auch er die mancherlei Bedenken, zu denen diese Stelle Anlass gebe, nicht verkenne, so wage er dennoch, die doppelte *lingua* so zu erklären: der Mensch, welcher sich über das Urtheil der Bösen hinwegsetzt, kann es nur mit Erfolg, wenn er recht lebt. Wenn er aber nicht recht lebt, so hat er kein Recht, sich über das Urtheil wegzusetzen, „hüte dich in diesem Falle, denn du gibst in diesem Falle den Sklaven einen Grund, schlecht über dich zu urtheilen". Das *deterior* wäre dann in seiner ursprünglichen Bedeutung festzuhalten, wornach es eine moralische Fehlerhaftigkeit bezeichnet, und diese sei folgende: „die Zunge ist der schlechteste Theil der Sklaven: der schlechteste ist der, dass er nicht frei ist, der Freie ist innerlich schlechter, wenn er dem Sklaven Blössen gibt."

Gegen den von **Platz** aufgestellten Gedankenzusammenhang erinnert Prof. **Teuffel**, dass die Darstellung nicht in dieser Allgemeinheit gehalten sei, wie sie nach dessen Darstellung den Anschein habe. Vielmehr seien die Worte gegen eine bestimmte Person, den Naevolus, gerichtet. Ferner erkenne ja Platz die stylistischen Mängel (*linguam — contemnere — deterior*) selbst an. Diese Mängel seien zwar nicht so absolut, dass Juvenal jene Worte nicht geschrieben haben könnte: aber gerade durch diese bloss relativen Mängel werde eine doppelte Fassung wahrscheinlich.

Der hierauf geäusserten Vermuthung des Herrn Dr. **Weidner** gegenüber, dass in *praecipue* wohl *praeceptum est* liegen könnte wie etwa in Tac. Agricola, macht Herr Prof. **Teuffel** geltend, dass dies keine Verbesserung wäre; wenn es bei *vivendum est* stände, könne man es sich vielleicht gefallen lassen, bei dieser **bestimmten** Aeusserung jedoch sei es unzulässig.

Die Frage des **Präsidenten**, der die Mängel der Stelle anerkennt: ob es nicht vielleicht angehe, hier eine dialogische Fassung anzunehmen, indem der eine bis *servi* spreche, der andere von *praecipue* an darauf antworte, verneint Herr Prof. **Teuffel**, weil dies mit der Stellung des andern *interlocutor* zu Naevolus unvereinbar sei. Gegen Herrn Hofrath **Platz**, der im Allgemeinen den Gründen des Herrn Prof. **Teuffel** beistimmt, aber es für möglich hält, dass die vier letzten Verse einen Zusatz von einem Andern enthielten, gemacht zu dem Zwecke, die zwei ersten Verse zu erklären, hebt Letzterer hervor, dass in diesem Falle die Erklärung eine äusserst ungeschickte gewesen wäre. Es werden noch mehrere Vorschläge gemacht, so schlägt Herr **Bilfinger** aus Stuttgart anstatt *servi vulgi* vor, was aber Prof. **Teuffel** zurückweist, indem über die Meinung des *volgus* der *dives* sich wohl wegsetzen würde. Nicht dieses, sondern die Sklaven könnten ihm schaden.

Nachdem dieser Vortrag und die Debatte darüber über eine Stunde in Anspruch genommen und Niemand mehr das Wort verlangte, sollte zum zweiten Gegenstand der Tagesordnung übergegangen werden, zu dem Vortrag von Prof. Dr. G. **Fritzsche** aus Leipzig über Soph. Antigone 1—3.[1]) Da aber in Folge eines Missverständnisses Prof. **Fritzsche** sich noch nicht eingefunden hatte, so wurde die Sitzung aufgehoben und damit die Sitzungen der Section überhaupt geschlossen.

---

1) Die von Hrn. Prof. **Fritzsche** aufgestellte These lautete: „Soph. Antig. 1 ff. ist zu lesen: *ὦ κοινὸν αὐτάδελφον Ἰσμήνης κάρα, ἆρ' οἶσθ' ὅ τι Ζεὺς νῷν ἔτι ζώσαιν τελεῖ.* — Die Worte *τῶν ἀπ' Οἰδίπου κακῶν ὁποῖον οὐχί* sind zu streichen."

Beilagen.

I. Ursprüngliche und revidirte Statuten
des Vereins deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

A. Nach der Göttinger Fassung vom 20. September 1837.

§ 1. Die Unterzeichneten vereinigen sich zu einer philologischen Gesellschaft, welche zum Zwecke hat:

a) das Studium der Philologie in der Art zu befördern, dass es die Sprachen (Grammatik, Kritik, Metrik) und die Sachen (den in den schriftlichen und artistischen Denkmälern niedergelegten Inhalt) mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst;

b) die Methode des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu machen, sowie den doctrinellen Widerstreit der Systeme und Richtungen auf den verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichts nach Möglichkeit auszugleichen;

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, sowie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) grössere philologische Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer grösseren Anzahl in Anspruch nehmen, zu befördern.

§ 2. Zu diesem Zwecke achten sie für nöthig:

a) sich gegenseitig durch Rath und Mittheilung nach Möglichkeit zu unterstützen;

b) in einem schon bestehenden oder neuzubegründenden philologischen Journale Anzeigen und Beurtheilungen neu erschienener Schriften und Abhandlungen in dem oben bezeichneten Sinne niederzulegen;

c) in ihren umfassenderen Arbeiten nach denselben Grundsätzen zu verfahren und sie unter ihren Freunden nach Möglichkeit zu verbreiten,

d) sich an bestimmten Orten und in noch zu bestimmenden ein- oder zweijährigen Zeiträumen zu gegenseitigen Besprechungen und Mittheilungen zu vereinigen.

§ 3. In jenen Versammlungen finden statt:

a) Mittheilungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung,

c) conversatorische Behandlung schwieriger Punkte im Gebiete der Philologie und der Methodik des Unterrichts,

d) zusammenhängende Vorträge, jedoch nur über Gegenstände, über welche die Gesellschaft die Ansicht eines ihrer Mitglieder zu hören im Voraus beschlossen, oder welche der jeweilige Vorstand genehmigt hat,

e) Berathungen über den Ort, die Zeit und den Vorstand der nächsten Vereinigung und über die Punkte, welche in ihr etwa zur besondern Berathung gebracht werden sollen.

§ 4. Ein jeder Philolog kann der Gesellschaft als Mitglied beitreten, welcher dem Staate, dem er angehört, die nöthige Gewähr seiner Kenntnisse und Gesinnungen dadurch gibt, dass er an Gymnasien oder Universitäten lehrt, oder gelehrt hat, oder in einem andern öffentlichen Amte steht.

Auch Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höhern öffentlichen Unterrichts, als Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie besorgen, sind eingeladen, an den Versammlungen Theil zu nehmen. Sie vertreten dort die von ihnen gelehrten Gegenstände.

Die Mitglieder des Vereins der Schulmänner des nördlichen Deutschland sind eingeladen, sich auch dieser Vereinigung anzuschliessen.

§ 5. Kein dem Vereine Beigetretener ist zu irgend einer Dauer seines Beitritts noch zu irgend einer Leistung für die Gesellschaft verpflichtet. Jede Theilnahme ist eine freiwillige.

§ 6. Dem für den nächsten Zusammentritt bestimmten Vorstande liegt jedes Mal ob, für diesen Zusammentritt die Genehmigung derjenigen deutschen Regierung zu suchen, in deren Gebiete die Versammlung stattfinden soll.

§ 7. Für die erste Zusammenkunft wird Nürnberg und der Michaelistag des Jahres 1838 bestimmt.[1])

---

1) Unterzeichnet waren diese Statuten von folgenden Männern, die also recht eigentlich als die Gründer des Vereins anzusehen sind: Dr. Fr. Thiersch, Mitglied des obersten Schul- und Kirchenraths des Königreichs Bayern (†) — F. Kohlrausch, Kön. Hannoverscher Ober-Schulrath — K. O. Müller, Hofrath und Professor in Göttingen (†) — K. Lachmann, ord. Professor der Philologie in Berlin (†) — Jacob Grimm, Hofrath und ord. Professor der Philologie in Göttingen (†) — M. H. E. Meier, ord. Professor der Philologie in Halle (†) — Ernst von Leutsch, ausserordentlicher Professor in Göttingen — Aug. Fr. Pott, ausserord. Professor zu Halle — Theodor Bergk zu Halle — Prof. Emperius zu Braunschweig (†) — F. Ranke, Gymnasial-Director zu Göttingen — F. G. Welcker, Professor in Bonn — F. W. Schneidewin, Professor in Göttingen (†) — Dr. Julius Cäsar, Privatdocent zu Marburg — Dr. Ahrens zu Ilfeld — Conrector Dr. Geffers zu Göttingen (†) — Dr. Aug. Bernh. Krische, Privatdocent in Göttingen (†) — Dr. Karl Grotefend zu Hannover — Dr. Theodor Benfey, Privatdocent zu Göttingen — Dr. Bode, Privatdocent zu Göttingen (†) — F. C. Dahlmann in Göttingen (†) — Wilhelm Grimm in Göttingen (†) — H. Ewald in Göttingen — Professor Dr. Ritschl zu Breslau — Hofrath Göttling zu Jena — Professor Dr. Rost zu Gotha (†) — Director Dr. Grotefend zu Hannover (†). — Also von 27 Männern nach Verlauf von etwas mehr als einem Vierteljahrhundert vierzehn gestorben. Möge es den überlebenden dreizehn beschieden sein, noch recht lange im Sinne der am 20. September 1837 von ihnen unterschriebenen Statuten zu wirken!

B. Nach der Berliner Fassung vom 3. October 1850.

§ 1. Der Verein der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten hat den Zweck:

a) das Studium der Philologie in der Art zu fördern, dass es alle Theile derselben mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst;

b) die Methode des höheren Unterrichts mehr und mehr bildend zu machen;

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) grössere philologische Unternehmungen, welche vereinigte Kräfte in Anspruch nehmen, zu befördern.

§ 2. Zu diesem Zwecke versammelt sich derselbe jährlich einmal auf die Dauer von vier Tagen an einem vorher zu bestimmenden Orte.

§ 3. In diesen Versammlungen finden statt:

a) Mittheilungen und Besprechungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) zusammenhängende Vorträge und Besprechungen theils über den Inhalt dieser Vorträge, theils über ausgewählte Fragen und Aufgaben, welche einige Monate vor der Versammlung durch das erwählte Präsidium derselben bekannt gemacht werden;

d) Bestimmung des Ortes und des Vorstandes der nächsten Versammlung.

§ 4. Jeder Philologe und Schulmann, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt oder durch litterarische Leistungen dem Vereine die nöthige Gewähr gibt, ist zur Mitgliedschaft berechtigt.

§ 5. Der Verein hält dreierlei Versammlungen: 1) allgemeine philologische und 2) Sectionsversammlungen *a*) für die Behandlung pädagogisch-didaktischer Gegenstände und *b*) Sectionsversammlungen der Orientalisten.

§ 6. Dem Vereine steht ein Präsident und ein Vicepräsident vor (§ 3). Den Sectionsversammlungen bleibt die Wahl ihrer Vorstände überlassen.

§ 7. Dem für die nächstjährige Versammlung bestimmten Vorstande liegt es ob, für diese Versammlung die Genehmigung derjenigen Regierung nachzusuchen, in deren Gebiete die Versammlung stattfinden soll.

§ 8. Zur Bestreitung der Büreaukosten wird von den jedesmaligen Theilnehmern an einer Versammlung ein entsprechender Beitrag erhoben.[1])

---

1) Dieser § 8 ist in der fünfzehnten Versammlung zu Hamburg 1855 hinzugefügt worden.

II. Bekanntmachungen.

1. (Ward in nachfolgende Zeitungen eingerückt:
Augsburger allgemeine Zeitung; Kölnische Zeitung; Nationalzeitung; Frankfurter Journal; Carlsruher Zeitung.)

Bekanntmachung.

Dem voriges Jahr in Hannover gefassten Beschlusse gemäss wird die vier und zwanzigste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner mit Allerhöchster Genehmigung vom 27.—30. September d. J. in Heidelberg abgehalten werden. Das unterzeichnete Präsidium beehrt sich, unter Hinweisung auf § 4 der Statuten, alle Fach- und Berufsgenossen zu einem recht zahlreichen Besuche dieser Versammlung ergebenst einzuladen. Die geehrten Theilnehmer werden zugleich freundlichst aufgefordert, in ihrem eigenen Interesse so zeitig als möglich wegen Beschaffung eines geeigneten Quartiers ihre gefälligen Anmeldungen zu machen. Ebenso wird es zweckmässig sein, dass etwaige Thesen für die verschiedenen Sectionen — ausser den schon bestehenden wird noch eine für altclassische Kritik und Exegese hinzukommen — recht bald eingesendet werden. Indem wir schliesslich wegen alles Näheren auf die gleichzeitig in den Fachjournalen erscheinenden Bekanntmachungen und auf die später zu versendenden Specialeinladungen verweisen, erklären wir uns gern bereit, auf sonstige Anfragen Bescheid zu geben.

Heidelberg, den 30. Juni 1865.

Das Präsidium:
H. Köchly. B. Stark. Cadenbach.

---

2. (Ward in nachstehenden Zeitschriften abgedruckt:
Fleckeisen, Jahrbücher für Philologie und Pädagogik; Philologus; Schweizer Museum; Eos; Mutzell, Zeitschrift für das Gymnasialwesen; Zeitschrift für das östreichische Gymnasialwesen; Zeitschrift der morgenländischen Gesellschaft.)

Bekanntmachung,
die vier und zwanzigste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner betreffend.

Die drei und zwanzigste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Hannover hat am 29. September v. J. beschlossen, dieses Jahr in Heidelberg zu tagen, und zugleich dem unterzeichneten Präsidium den ehrenvollen Auftrag ertheilt, dazu die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Nachdem nun dasselbe die Genehmigung der hohen grossherzoglichen Regierung erlangt hat, beehrt es sich, alle Fach- und Berufsgenossen von nah und fern zu einem recht zahlreichen Besuche dieser Versammlung so freundlich als dringend

einzuladen, indem es unter Hinweisung auf § 4 der Statuten noch ausdrücklich daran erinnert, dass auch wissenschaftlich gebildete Reallehrer zur Theilnahme berechtigt sind. Wir glauben schon jetzt mit pflichtschuldigem Danke hervorheben zu müssen, dass wir sowohl bei den hohen Staats- als bei den städtischen Behörden der erfreulichsten Bereitwilligkeit begegnet sind, ihrerseits, soweit thunlich, unsere Versammlung zu unterstützen. Insbesondere hoffen wir auch in den Stand gesetzt zu werden, den Theilnehmern bei rechtzeitiger Meldung nach Wunsch zweckmässige und billige Quartiere zu verschaffen.

Für die Versammlung selbst hat das Präsidium, unter Berücksichtigung der bisherigen Erfahrungen, vorläufig folgende Anordnungen getroffen:

1. Die eigentliche Versammlung wird vom 27.—30. September gehalten. Die Begrüssung der Gäste findet den 26. September statt.

2. Die allgemeinen Sitzungen — mit Ausnahme der Eröffnungssitzung, welche den 27. September Vormittags 9 Uhr beginnt — finden von 11—1 Uhr statt, und werden in denselben im Ganzen sechs öffentliche Vorträge gehalten: je einer in der Eröffnungs- und in der Schlusssitzung, je zwei in der zweiten und dritten Sitzung. Das Präsidium freut sich aussprechen zu dürfen, dass es bereits für diese Vorträge die geeigneten Persönlichkeiten gewonnen hat.

3. Den Sectionen, welche sich am 27. September unmittelbar nach der Eröffnungssitzung constituiren, steht für ihre Sitzungen an den drei folgenden Tagen der ganze Vormittag bis 11 Uhr zu Gebote, in der Meinung, dass es von jeder Section abhängt, wie früh sie ihre Sitzungen beginnen will.

4. Vielseitigen Wünschen nachzukommen, soll ausser den bestehenden Sectionen noch eine für altclassische Kritik und Exegese gebildet werden.

5. Für die einzelnen Sectionen übernehmen es nachfolgende — zum Theil von denselben selbst schon zu Präsidenten ernannte — Herren, die eingehenden Thesen, Vortragsankündigungen und anderweitigen Mittheilungen anzunehmen, zu ordnen und — so weit es zweckmässig erscheint — als eventuelles Programm für die Sectionssitzungen zum Druck zu befördern, nämlich:

a) für die pädagogische Section Hr. Director Cadenbach;
b) für die orientalistische Section Hr. Kirchenrath Prof. Hitzig;
c) für die germanistische Section Hr. Hofrath Prof. Holtzmann;
d) für die archäologische Section Hr. Professor Stark;
e) eventuell für die mathematisch-pädagogische Section Hr. Director Dr. Weber;
f) für die kritisch-exegetische Section Hr. Professor Köchly.

6. Gesellige Unterhaltungen sind vorläufig folgende bestimmt:

den 27. September Abends 5 Uhr: gemeinschaftliches Festmahl im Heidelberger Schlosse;
den 28. September Nachmittags und Abends: gemeinschaftliche Fahrt nach Carlsruhe und Festvorstellung im grossherzoglichen Hoftheater;
den 29. September Nachmittags und Abends: gemeinschaftliche Landpartie in die Umgebung;
den 30. September nach der Schlusssitzung: Spaziergänge in die Umgegend oder Fahrt nach Mannheim zur Besichtigung der dortigen Sammlungen.

Wenn Alles festgestellt ist, so wird, spätestens bis zum 1. September, noch eine besondere Bekanntmachung mit der detaillirten Tagesordnung versendet.

Es werden nun alle Theilnehmer, welche es nicht etwa vorziehen, selbst für ihr Quartier zu sorgen, höflichst und freundlichst eingeladen, in ihrem eigenen Interesse so bald als möglich ihre Anmeldungen und die auf ihre Wohnung bezüglichen Wünsche an den Vorsitzenden des bereits gebildeten Wohnungscomités, Herrn Privatdocent Dr. Oncken dahier, gelangen zu lassen.

Ebenso werden diejenigen Theilnehmer, welche in irgend einer Section Thesen aufzustellen oder einen Vortrag zu halten wünschen, ergebenst ersucht, ihre bezüglichen Mittheilungen so bald als möglich, je nach der betreffenden Section, an einen der oben namhaft gemachten Herren einzusenden.

Im Uebrigen ist das Präsidium gern bereit, auf sonstige anderweitige Anfragen und Erkundigungen Bescheid zu geben.

Heidelberg, den 30. Juni 1865.

Das Präsidium:
H. Köchly. B. Stark. Cadenbach.

---

3. (Wurde Anfangs August an eine grosse Anzahl von Philologen und Schulmännern in Deutschland und der Schweiz versendet.)

Heidelberg, den August 1865.

Hochgeehrtester Herr!

Unsere, theils in Zeitungen (wie z. B. in der Beilage zur allgemeinen Augsburger Nr. 194), theils in den Fachjournalen (wie z. B. in den Fleckeisen'schen Jahrbüchern) erlassene Bekanntmachungen werden Sie hoffentlich gelesen haben. Unter Bezugnahme auf dieselben haben wir nunmehr die Ehre, Sie sowie Ihre etwaigen Herren Collegen und Fachgenossen zu der bevorstehenden

XXIV. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner,

welche vom 27. bis 30. September hier stattfindet, freundlichst und ergebenst hierdurch einzuladen.

Indem wir Ihnen umstehend die vorläufig festgestellte Tagesordnung nebst Bemerkungen mittheilen, ersuchen wir Sie nochmals dringend, im Falle Ihres Kommens, wenn Sie es nicht vorziehen, selbst für Ihr Quartier zu sorgen, Ihre Wünsche in dieser Beziehung schleunigst an den Vorsitzenden des Wohnungscomités, Herrn Privatdocent Dr. Oncken dahier, gelangen zu lassen. Dann, aber auch nur dann hoffen wir im Falle zu sein, Ihnen ein bequemes und billiges Quartier besorgen zu können. Die Durchschnittspreise würden je nach den Ansprüchen in einer Abstufung von 42 kr., 1 fl. und 1 fl. 12 kr. per Tag — eingeschlossen Frühstück und Bedienung — sich stellen.

Hochachtungsvollst und ergebenst
das Präsidium:
H. Köchly. B. Stark. Cadenbach.

Tagesordnung.

Dienstag, den 26. September:

Ausgabe der Mitgliederkarten nebst Zubehör von Vormittags 10 Uhr an im Lyceumsgebäude.[1])

Gegenseitige Begrüssung und gesellige Zusammenkunft von 3 Uhr Nachmittags an in der Schlosswirthschaft,

von 8 Uhr Abends an in den Räumen des Museums.

Mittwoch, den 27. September:

Vormittags 9 Uhr erste allgemeine Sitzung: Eröffnungsrede des Präsidenten, geschäftliche Mittheilungen und Beschlüsse, erster öffentlicher Vortrag; hierauf Bildung der Sectionen.

Nachmittags 2 Uhr:

Vorlegung und Bestimmung antiker Waffen in Original und Nachbildung durch Herrn Museumsdirector Dr. Lindenschmit in Mainz;

Uebungen aus der griechischen Elementartaktik, ausgeführt von Freiwilligen des Heidelberger Lyceums unter dem Commando des Herrn Professor v. Langsdorff;

Wurfübungen mit dem römischen Pilum, ausgeführt von freiwilligen Turnern unter Leitung des Herrn Dr. Wassmannsdorff.

Schiessproben mit den auf Befehl des h. grossherzoglichen Kriegsministeriums nach der Angabe der alten Mechaniker angefertigten beiden Normalgeschützen des Alterthums — Katapulte und Balliste —, angestellt von Herrn Artilleriehauptmann Deimling.

Abends 6 Uhr: gemeinschaftliches Festmahl im Banketsaal des Heidelberger Schlosses.

Donnerstag, den 28. September:

Vormittags bis 11 Uhr: Sectionssitzungen. 11—1 Uhr zweite allgemeine Sitzung: 2 oder 3 öffentliche Vorträge.

Nachmittags 2½ Uhr: Gemeinschaftliche Eisenbahnfahrt nach Carlsruhe; Besichtigung der dortigen Sammlungen; Festvorstellung im grossh. Hoftheater; Rückfahrt.

Freitag, den 29. September:

Vormittags bis 11 Uhr: Sectionssitzungen. 11—1 Uhr dritte allgemeine Sitzung: 2 oder 3 öffentliche Vorträge.

Nachmittags von 2 Uhr an behalten sich die städtischen Behörden vor, der Versammlung eine angemessene Unterhaltung darzubieten.[2])

Abends 8 Uhr: Festball im Museum.

Samstag, den 30. September:

Vormittags bis 11 Uhr: Sectionssitzungen. 11—1 Uhr vierte allgemeine und Schlusssitzung: letzter öffentlicher Vortrag; Berichterstattung der Sectionsreferenten; geschäftliche Mittheilungen und Beschlüsse; Schlusswort des Präsidenten.

---

1) Ward später also umgeändert: „von Vormittags 8 Uhr an im Einweisungsbureau".

2) Dafür hiess es nach definitiver Feststellung der Tagesordnung: „Nachmittags 2 Uhr Spazierfahrt nach Neckargemünd und Neckarsteinach auf Einladung der städtischen Behörden".

Nachmittags nach Belieben Fahrt nach Mannheim zur Besichtigung der dortigen Sammlungen oder Spaziergänge in die Umgegend von Heidelberg.

Für die allgemeinen Sitzungen sind nachstehende Vorträge entweder bestimmt zugesagt oder eventuell in Aussicht gestellt worden:

von Herrn Rector Professor Eckstein in Leipzig: über Johannes Sturm.
„ „ Professor Dr. Fritzsche in Leipzig: wodurch begründete Theokrit seinen Ruhm als bukolischer Dichter?
„ „ „ Dr. Fleischer in Leipzig.
„ „ „ Dr. Gosche in Halle: griechische Philosophen in volksthümlicher Sage.[1]
„ „ Privatdocent Dr. Justi in Marburg: Mittheilungen aus dem handschriftlichen Nachlasse Winckelmann's, vornehmlich seine Studien in Deutschland.
„ „ Professor von der Launitz in Frankfurt a. M.: über die Toga und Palla der Römer und ihre Verwendung, mit plastischen Illustrationen.
„ „ Privatdocent Dr. Riese in Heidelberg: über das Collegium poëtarum in Rom.

Für die pädagogische Section:

von Herrn Professor v. Langsdorff dahier: über die Aufnahme der Uebungen der griechisch-makedonischen Elementartaktik in den Turnunterricht der Gymnasien.
„ „ Oberlehrer Dr. Voigt in Dühren bei Cöln: über das Latein an Realschulen.

Für die archäologische Section:

von Herrn Professor Dr. Fickler in Mannheim: über die römische Vorzeit der Umgegend von Heidelberg.

Bemerkungen:

Die sämmtlichen Versammlungen werden im Universitätsgebäude gehalten, die allgemeinen in der Aula, die Sectionssitzungen in einzelnen besonders bezeichneten Auditorien.

Für Restauration in den Pausen und sonst sind die Räume des gegenüberliegenden Museums jederzeit geöffnet.

Das Empfangsbureau sitzt Dienstag den 26. September von 10 Uhr Vormittags bis 8 Uhr Abends und Mittwoch den 27. September von 8 Uhr Vormittags bis 5 Uhr Nachmittags im Lyceumsgebäude; an den übrigen Tagen in einem besonders bezeichneten Auditorium der Universität von Vormittags 9 bis 1 Uhr. Mit der Mitgliedskarte wird den 26. und 27. September zugleich die Speisekarte für das Festmahl zusammen für 4 fl. ausgegeben. Vom 28. September an werden nur einfache Mitgliedskarten für 2 fl. ausgegeben.

Diejenigen, welche an der Extrafahrt nach Carlsruhe theilzunehmen wünschen, erhalten ebendaselbst für sich und ihre etwaigen Angehörigen die nöthigen Billets für hin und zurück zu ermässigtem Preise.

Die Universitätsbibliothek wird täglich von 9 bis 12 und von 2 bis 5 Uhr den Mitgliedern geöffnet sein, und ist die nöthige Veranstaltung getroffen, um den verschiedenen Interessen besonders in Bezug auf die handschriftlichen Schätze möglichst zu genügen.

Diejenigen Herren, welche in irgend einer Section Thesen aufzustellen oder einen Vortrag zu halten wünschen, werden nochmals ersucht, ihre bezüglichen Mittheilungen sobald als

1) Herr Prof. Gosche wurde leider durch Krankheit verhindert, zur Versammlung zu kommen.

möglich und spätestens bis zum 20. September an einen der nachstehenden Herren gelangen zu lassen; nämlich an

Herrn Director Cadenbach für die pädagogische Section;
„ Kirchenrath Professor Hitzig für die orientalistische Section;
„ Hofrath Professor Holtzmann für die germanistische Section;
„ Professor Stark für die archäologische Section;
„ Director Dr. Weber eventuell für die mathematisch-pädagogische Section;
„ Professor Köchly für die kritisch-exegetische Section.

Die genannten Herren werden aus diesen Ankündigungen ein Jeder für seine Section ein Programm zusammenstellen, welches bei der Bildung derselben den einzelnen Mitgliedern eingehändigt wird, so dass dann jede Section Thema und Reihenfolge ihrer Verhandlung gleich zu Anfang auf das Bequemste bestimmen kann.

Es wird dafür gesorgt, dass jede Section ihre Verhandlungen so früh sie will beginnen kann, damit sie nicht genöthigt ist, sie in die Zeit der öffentlichen Versammlungen auszudehnen.

III. Zuschriften.

1.

Nr. 3160. Der Gemeinderath der Stadt Heidelberg
an das
Verehrliche Präsidium der 24. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner,
zu Handen des Herrn Professor Dr. Köchly hier.

Mit Ihrer werthen Zuschrift vom 30. v. M. zeigen Sie uns an, dass unsere Stadt als Versammlungsort zur Abhaltung der 24. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner gewählt wurde.

Indem wir Ihnen über diese Wahl und die damit der Stadt zu Theil gewordene Ehre unsere Freude ausdrücken, erklären wir uns gern bereit, zur würdigen Durchführung der damit verbundenen Aufgabe so viel als möglich mitzuwirken.

Wir haben dafür sowohl, als wie zu den nöthigen Vorbereitungen, welche durch diese Versammlung veranlasst werden, bereits eine Commission, bestehend aus

den Gemeinderäthen Spitzer und Thiele und
den Ausschussmitgliedern Mays und Mohr

ernannt, welche von uns ermächtigt sind, sobald es nothwendig wird, mit Ihnen in Berathung zu treten, und wir zweifeln nicht, dass es einer vereinigten Commission gewiss gelingen wird, die Sache so durchzuführen, wie es die Ehre der Stadt verlangt.

Wir beehren uns, Sie hiervon sogleich in Kenntniss zu setzen, und bitten, eine etwaige Einladung der genannten Commissionsmitglieder an das I. Bürgermeisteramt gefällig richten zu wollen.

Mit aller Hochachtung

Krausmann, I. Bgrmstr. Sachs.

Heidelberg, den 3. April 1865.

2.

Der Präsident
des Grossh. Badischen Kriegs-Ministeriums
an
Seine Hochwohlgeboren Herrn Professor Dr. Köchly zu Heidelberg.

Euer Hochwohlgeboren
beehre ich mich auf das an Seine Excellenz den Herrn Kriegspräsidenten gerichtete Schreiben vom 19. d. M. in dessen Abwesenheit und Auftrag ergebenst mitzutheilen, dass Hauptmann Deimling vom Feldartillerie-Regiment die Ermächtigung erhalten hat, sich auf den 27. September mit 1 Unterofficier und 2 Canonieren nach Heidelberg zu begeben, um daselbst der stattfindenden Versammlung die unter seiner Leitung gefertigten antiken Waffen und Maschinen vorzuführen.

Hauptmann Deimling wird sich wegen der weiteren Anordnungen direct mit Euer Hochwohlgeboren in's Benehmen setzen.

Die Aufnahme der Vorführung der genannten Maschinen in die Tagesordnung der Versammlung unterliegt von Seiten des diesseitigen Kriegsministeriums keinem Anstande.

Carlsruhe, den 25. August 1865.

I. A. d. Pr.
Götz.

3.

Ministerium des Innern.

Carlsruhe, den 13. Septbr. 1865.

Nr. 12,495. Die 24. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner betr.

An Herrn Professor Köchly in Heidelberg als Präsidenten der 24. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner:

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog haben mit Höchster Entschliessung vom 11. d. M. gnädigst zu genehmigen geruht, dass dem Präsidium der zu Ende d. M. in Heidelberg stattfindenden Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner ein Staatszuschuss von

Eintausend Gulden

zur Verfügung gestellt werde.

Gleichzeitig wurde von Seiner Königlichen Hoheit dem Grossherzog gnädigst genehmigt, dass am 28. d. M. zur Feier der Anwesenheit der Mitglieder dieser Versammlung in dem Grossh. Hoftheater bei festlich beleuchtetem Hause das Trauerspiel Brutus und Collatinus von Albert Lindner zur Aufführung gelange, wobei den Mitgliedern der Versammlung gegen Vorzeigung ihrer von dem Präsidenten der Versammlung ausgestellten Aufnahmskarten freier Eintritt zu den ersten Plätzen des Hauses eingeräumt ist.

Ausserdem werden die übrigen Grossh. Kunstanstalten (Kunsthalle und Kupfersichkabinet) sowie die Hofbibliothek, das Naturalienkabinet und der botanische Garten zum Besuche der Mitglieder und zwar Vormittags von 9—12 und Nachmittags von 2—5 Uhr geöffnet sein.

Hievon setzen wir Sie zur geeigneten Verständigung der Versammlung hiermit in Kenntniss.

I. A. d. Pr.
L. Cron.

IV. Verzeichniss der Mitglieder nach ihrer Heimath geordnet.

(Angefertigt von Herrn Dr. Gottfried Kinkel aus London.)

1. Professor Dr. H. A. Th. Köchly, Präsident der Versammlung.
2. Professor Dr. K. B. Stark, Vicepräsident.

Stadt Heidelberg.

Heidelberg: 3. Cand. phil. theol. Adler.
4. Verlagsbuchhändler Bassermann.
5. Cand. phil. Baumeister.
6. Hofrath Dr. Beck.
7. Th. Beggrow.
8. Professor Dr. Behaghel.
9. Cand. phil. Bitz.
10. Dr. Blanck.
11. Cand. phil. Blaum.
12. Staatsrath K. Blum.
13. Dr. jur. W. Blum.
14. Geh. Rath Professor Dr. Bluntschli.
15. v. Bötticher.
16. Bruno Brückmann.
17. Geh. Rath Professor Dr. Bunsen.
18. Professor Dr. Cantor.
19. Dr. Dörgens.
20. PrivatdocentDr. Du-Bois Reymond.
21. Professor Dr. v. Dusch.
22. Professor Dr. Erlenmeyer.
23. Wagenfabrikant Fuchs.
24. Cand. phil. Gädeke.
25. Altbürgermeister W. Gätschenberger.
26. Cand. Geldmann.
27. Professor Dr. Goldschmidt.
28. Cand. phil. G. Haag.
29. Cand. theol. O. Haass.
30. Dr. Hartwig.
31. Hofrath Professor Dr. Häusser.
32. Cand. phil. Hefner.
33. Hofrath Professor Dr. Helmholtz.
34. Professor Dr. Hesse.
35. Kirchenrath Professor Dr. Hitzig.
36. Dr. Hermann Hitzig.
37. Professor Dr. Hofmann.
38. Professor Dr. Hofmeister.

Heidelberg: 39. H. v. Holst.
40. Hofrath Professor Dr. Holtzmann.
41. Professor Dr. Holtzmann.
42. Professor Dr. Holzherr.
43. Dr. Karl Huber.
44. Geh. Kirchenrath Prof. Dr. Hundeshagen.
45. Dr. Ihne.
46. J. C. Jung.
47. L. Kabisch.
48. Professor Dr. Kayser.
49. Professor Dr. Kirchhoff.
50. Professor Dr. Kopp.
51. Geh. Hofrath Professor Dr. Lange.
52. Professor v. Langsdorff.
53. Privatdocent Dr. le Beau.
54. Kreisschulrath Leutz.
55. Professor Löhle.
56. Rechtsanwalt Mays.
57. Buch- und Kunsthändler L. Meder.
58. Meiners-Eggers.
59. Dr. med. Mittermaier.
60. G. Mohr.
61. Lehramtspraktikant Neff.
62. Privatdocent Dr. Oncken.
63. Professor Dr. Oppenheimer.
64. Professor jur. Dr. Pagenstecher.
65. Dr. Pagenstecher.
66. Professor Pfaff.
67. Dr. Ploos van Amstel.
68. Dr. Posselt.
69. Privatdocent Dr. Puchelt.
70. Geh. Rath Professor Dr. Rau.
71. Dr. Rauchfuss.
72. Dr. Reckendorf.
73. Dr. K. Freiherr v. Reichlin-Meldegg.
74. Hofrath Professor Dr. Renaud.

Heidelberg: 75. Oberamtmann Renck.
76. Privatdocent Dr. Riese.
77. Geh. Kirchenrath Professor Dr. Rothe.
78. Privatdocent Dr. Ruth.
79. Cand. phil. J. A. Rüttinger.
80. Professor Sulzer.
81. Stadtpfarrer Schellenberg.
82. Kirchenrath Professor Dr. Schenkel.
83. Dr. Scherrer.
84. Verwaltungsk. Schlenning.
85. Oberlieutn. a. D. Sedemann.
86. Privatdocent Dr. Sonntag.
87. A. Steinbrenner.
88. Privatdocent Dr. Steiner.
89. Stutzmann.
90. Cand. jur. Vaillant.
91. Geh. Rath Professor Dr. v. Vangerow.
92. Dr. Waltz.
93. Dr. K. Wassmannsdorff.
94. Professor Dr. Wattenbach.
95. Director Dr. Weber.
96. Dr. H. Weber.
97. Cand. ph. F. P. Weber.
98. Professor Dr. Weil.
99. Geh. Rath Welcker.
100. Buchhändler C. Winter.
101. Dr. Wittstock.
102. Professor Dr. Wundt.
103. Professor Dr. Zeller.
104. Dr. Zöller.

Baden.

Baden: 105. Professor Stösser.
Bretten: 106. Schulvorstand Pfarrer Abegg.
107. Cand. phil. Rüttinger.
Bretzingen: 108. Lehramtspraktikant Heffner.
Bruchsal: 109. Professor Gehr.
110. Lehrer Oster.
111. Professor Rivola.
112. Professor Scherm.
113. Professor Wolf.
Carlsruhe: 114. Professor Bissinger.
115. Bissinger II.
116. Professor Dr. Böhringer.
117. Artilleriehauptmann Deimling.
118. Oberschulrath Dr. Deimling.
119. Professor Eppelin.
120. Oberschulrath Frick.
121. Director Dr. Gockel.
122. Professor Dr. Lamey.
123. Professor Leber.
124. Professor Löhlein.
Carlsruhe: 125. Professor A. Mayer.
126. Director Mayer.
127. Hofrath Platz.
Constanz: 128. Dr. Hesslöhl.
129. Professor Kappes.
Donaueschingen: 130. Hofbibliothekar Dr. Barack.
131. Professor Duffner.
132. Professor Winnefeld.
Durlach: 133. Professor Dietz.
134. Professor Fecht.
Freiburg: 135. Professor Ammann.
136. Professor Bauer.
137. Professor Dr. Bücheler.
138. Professor Dr. Rauch.
Gernsbach: 139. Diacon Frommel.
Handschuchsheim: 140. Pfarrer Dr. Neumaier.
Ladenburg: 141. Professor K. Schmezer.
Lahr: 142. Director Fesenbeckh.
143. Lehramtspraktikant Holtzmann.
Löffingen: 144. Pfarrer Ulmann.
Lörrach: 145. Professor Becker.
146. Pädagog.-Lehrer Erhardt.
Mannheim: 147. Professor Baumann.
148. Dr. Aug. Behaghel.
149. Hofrath Behaghel.
150. Dr. Claasen.
151. Professor Dr. Deimling.
152. Director Devrient.
153. Wilhelm Dyckerhoff.
154. Professor Ebner.
155. Professor Dr. Fiekler.
156. Professor Laubert.
157. O. Mühlhäusser.
158. Professor A. Schmidt.
159. Profes. Schmitt-Blanck.
160. Director Schröder.
161. Dr. Thorbecke.
162. E. Waag.
Mosbach: 163. Reallehrer Schönlein.
Offenburg: 164. Director Intlekofer.
165. Lehramtspraktikant Lang.
166. Kreisschulrath Lehmann.
Pforzheim: 167. Professor Damm.
168. Professor Schumacher.
Rastatt: 169. Professor Donsbach.
170. Professor Eisinger.
171. Lehramtspraktikant Holder.
172. Professor Kremp.
173. Professor Schlegel.
Tauberbischofsheim: 174. Professor Reinhard.
Ueberlingen: 175. Professor Eytenbenz.
Weinheim: 176. Professor Bender.

Weinheim: 177. W. Bruno.
178. Dr. Gericke.
179. Oberamtsrichter Müller.
180. J. Radeck.
181. C. Schwarze.

Wertheim: 182. Professor Föhlisch.
183. Lehramtspraktikant Garrecht.
184. Director Hertlein.
185. Cand. phil. Rettinger.
186. Professor Schiller.

Bayern.

Augsburg: 187. Professor Ziereis.

Dürkheim: 188. A. Busch.

Erlangen: 189. Dr. Autenrieth.
190. Dr. v. Jan.
191. Professor Dr. Iwan Müller.
192. Studienlehrer Sörgel.

Grünstadt: 193. Studienlehrer Dittmar.

Hof: 194. Studienlehrer d'Allenx.
195. G. Laubmann.

Landau: 196. Subrector Geutsch.

München: 197. Professor Dr. Christ.
198. Professor Dr. Halm.
199. Dr. Steub.

Nürnberg: 200. Professor Herold.

Schweinfurt: 201. Studienlehrer Dr. Simon.

Speyer: 202. Studienlehrer Emmert.
203. Rector Fischer.
204. Professor König.
205. W. Meyer.

Würzburg: 206. Hofrath Urlichs.

Braunschweig.

Braunschweig: 207. Professor Werner.

Wolfenbüttel: 208. Collaborator Steinmeyer II.

Frankfurt.

Frankfurt: 209. Professor Dr. J. Becker.
210. Oberstlieutenant v. Cohausen.
211. Professor Dr. Creizenach.
212. A. Fester.
213. Emer. Schuldirector Dr. Ginsberg.
214. Cand. theol. Hilliger.
215. Dr. Kirschbaum.
216. Professor v. d. Launitz.
217. Dr. Lorey.
218. Director Tycho Mommsen.
219. Director Dr. Paldamus.
220. F. Roth.
221. Dr. W. H. Schmidt.
222. Dr. theol. Stelz.
223. Dr. Ulbrich.

Frankfurt: 224. Dr. Veit Valentin.
225. Dr. Vömel.
226. Professor Wedewer.
227. Dr. Weissmann.
228. E. Wülcker.
229. R. Wülcker.

Hamburg.

Hamburg: 230. Stadtbibliothekssecretär Dr. Isler.
231. Dr. Lüders.
232. Professor Dr. Petersen.
233. Dr. Reinstorff.

Hannover.

Clausthal: 234. Conrector Pertz.
235. Collaborator Sebald.

Emden: 236. Dr. Prestel.

Göttingen: 237. Dr. Abel.
238. Professor Dr. Curtius.
239. Dr. Hentze.
240. Dr. Kaufmann.
241. Hofrath v. Leutsch.
242. Professor W. Müller.
243. Collaborator Schübeler.

Hannover: 244. Director Dr. Ahrens.
245. Archivrath Dr. Grotefend.
246. Dr. A. Müller.
247. Dr. Wiedasch.

Harburg: 248. Collaborator Bruno.

Hildesheim: 249. Dr. Regel.

Ilfeld: 250. Dr. Müller.
251. W. Schorkopf.

Osnabrück: 252. Rector Dr. Meyer.

Hessen-Cassel.

Cassel: 253. Dr. Casselmann.
254. Gymnasiallehrer Dr. Flügel.
255. Gymnasiallehrer Dr. Gross.
256. Dr. Ostermann.
257. Dr. Schimmelpfeng.
258. Major a. D. v. Schmid.
259. Cand. theol. Vogt.

Fulda: 260. Gymnasiallehrer Dr. Welsmann.

Hanau: 261. Dr. Hartwig.
262. Dr. Krause.
263. Director Dr. Piderit.
264. Lehrer Spangenberg.

Marburg: 265. Dr. Buchenau.
266. Professor Dr. Cäsar.
267. Professor Dietrich.
268. Gymnasiallehrer Pfarrer Dithmar.
269. Professor Henke.
270. Privatdocent Dr. Justi.

Marburg: 271. Gymnasiallehrer Krause.
272. Professor Dr. Lemcke.
273. Director Dr. Münscher.
274. Gymnasiallehrer Dr. Schimmelpfeng.
275. Professor Dr. L. Schmidt.
276. Professor Dr. E. Vilmar.

Hessen-Darmstadt.

Darmstadt: 277. Hofrath Becker.
278. Cand. phil. Bender.
279. Professor Dr. Bender.
280. Director Dr. Bossler.
281. Dr. Bossler.
282. Obersteuerrath L. Ewald.
283. Accessist Henning.
284. Dr. Lips.
285. Dr. Rieger.
286. Dr. Uhrig.
Giessen: 287. Professor Dr. Gnss.
288. Professor Dr. Ihering.
289. Professor Dr. Lange.
Mainz: 290. Professor Klein.
291. Dr. Lindenschmit.
292. Schödler.
Worms: 293. Dr. Lange.
294. Director Dr. Wiegand.

Lippe-Detmold.

Detmold: 295. Gymnasiallehrer G. Rentsch.

Lübeck.

Lübeck: 296. Professor Dr. Prien.

Mecklenburg-Schwerin.

Rostock: 297. K. Bartsch.
Schwerin: 298. Gymnasiallehrer Dr. Meier.
Wismar: 299. Dr. Schröring.

Nassau.

Weilburg: 300. Professor Francke.
301. Conrector Hillebrand.
302. Oberschulrath Dr. Schmitt.
303. Professor Stoll.
Wiesbaden: 304. Professor Bernhardt.
305. Dr. Büsgen.

Oesterreich.

Innsbruck: 306. Professor Dr. Jülg.
Leitmeritz: 307. Gymnasiallehrer Petters.
Salzburg: 308. Gymnasiallehrer Dr. Schell.
Wien: 309. Dr. A. Müller.
310. Professor Dr. Mussafia.
311. Professor Dr. Pfeiffer.

Oldenburg.

Oldenburg: 312. Director Dr. Bartelmann.
313. Dr. Lübben.

Preussen.

Aachen: 314. Oberlehrer Dr. Savelsberg.
Barmen: 315. Gymnasiallehrer Dr. Gaquoin.
Berlin: 316. Commerzrath Abegg.
317. Rud. Busse.
318. Dr. Dilthey.
319. Geh. Reg.-Rath Gerhard.
320. Privatdocent Dr. Mannhard.
321. Privatdocent Dr. J. B. Meyer.
322. Dr. R. Nicolai.
323. Professor Dr. Piper.
324. Buchhändler H. Reimer.
325. Professor Dr. Steinthal.
Bonn: 326. Professor Dr. Freudenberg.
327. Professor Dr. Gildemeister.
328. Cand. phil. Oeri.
329. Professor Dr. Schäfer.
Brandenburg: 330. Director Dr. Bergmann.
Breslau: 331. Universitätsbuchhändler Hirt.
Coblenz: 332. Dr. Schlüter.
Cöln: 333. Director Bigge.
334. Professor Dr. Düntzer.
335. Dr. Fulda.
336. Director Jäger.
337. Collaborator Regel.
338. Gymnasiallehrer Dr. Weidner.
Schloss Corvey: 339. Hoffmann v. Fallersleben.
Danzig: 340. J. A. v. Kampen.
Dortmund: 341. Dr. Ladrasch.
Düren: 342. Dr. Voigt.
Elberfeld: 343. Oberlehrer Dr. Crecelius.
344. Gewerbschullehrer Prasser.
Elbing: 345. Director Dr. Benecke.
346. Oberlehrer Schilling.
Greifswalde: 347. Professor Dr. Usener.
Hagen: 348. Prorector Gruhl.
Halle: 349. Professor Dr. Arnold.
350. Professor Dr. Conze.
Hamm: 351. Gymnasiallehrer Dr. Lupus.
Königsberg: 352. Professor Dr. Friedländer.
Magdeburg: 353. Professor Dr. Rehdantz.
Minden: 354. Oberlehrer H. Schütz.
Mörs: 355. Rector Rhode.
Münster: 356. Director Dr. Schultz.
Neuwied: 357. Rector Götz.
Posen: 358. Director Dr. Brennecke.
359. Oberlehrer Dr. Tiesler.
Rheine: 360. Oberlehrer Dr. Scherer.
Ruhrort: 361. Oberlehrer Dr. Lorberg.

Saarbrücken: 362. Gymnasiallehrer Dr. Krohn.
363. Dr. Ley.
364. Gymnasiallehrer Petry.
365. Gewerbschullehrer Pfeiffer.
St. Wendel: 366. Dr. F. Schmidt.
Schulpforta: 367. Rector Dr. Peter.
Tilsit: 368. Director Fabian.
Trier: 369. Gymnasiallehrer Dr. Hasenmüller.
Wesel: 370. Dr. Braun.
371. Professor Fiedler.
Wetzlar: 372. Dr. O. Gerhard.
373. Dr. Glaser.
374. Gymnasiallehrer Dr. Hänisch.

Sachsen (Königr.).

Dresden: 375. Professor Dr. Fleckeisen.
376. Oberlehrer Dr. Janeovius.
377. Oberlehrer Dr. Liesske.
378. Dr. R. Menzel.
379. Rector Dr. Rüdiger.
380. C. J. Sperber.
Grimma: 381. Professor Dr. Dinter.
Leipzig: 382. Professor Dr. Brockhaus.
383. Rector Dr. Eckstein.
384. Professor Dr. Fleischer.
385. Professor Dr. Fritzsche.
386. Dr. H. R. Hildebrand.
387. Professor Dr. Lipsius.
388. Mayer.
389. Dr. Mühlau.
390. Cand. ph. Prym.
391. Buchhändler A. Schmitt, Procurist von B. G. Teubner.

Sachsen-Altenburg.

Altenburg: 392. Dr. Rud. Schulze.

Sachsen-Weimar.

Jena: 393. Professor Dr. Stoy.
Magdala: 394. Dr. Fr. Weber.
Weimar: 395. Dr. Köhler.

Schleswig-Holstein.

Altona: 396. Gymnasiallehrer Dr. Siefert.

Waldeck.

Corbach: 397. Conrector Diemer.
398. Director Dr. Vogt.

Württemberg.

Besigheim: 399. Cand. phil. C. Häusser.
Blaubeuren: 400. Ephorus Bohnenberger.
401. Professor Gaupp.
Blaubeuren: 402. Präceptor Rösch.
403. Professor Widmann.
Ellwangen: 404. Professor Schnitzer.
Heilbronn: 405. Rector Hauber.
406. Professor Kraut.
407. Professor Planck.
408. Professor Rieckher.
409. Professor Roller.
410. Präceptor Schmoller.
Kornthal: 411. Professor Pfleiderer.
Krailsheim: 412. Präceptor Strölin.
Leonberg: 413. Dr. Ruthard.
Ludwigsburg: 414. Repetent Grill.
Maulbronn: 415. Professor Krafft.
Pfullingen: 416. Diaconus Dr. Trumpp.
Ravensburg: 417. Rector Finckh.
Reutlingen: 418. Lyceallehrer Dr. Friedorich.
Rottweil: 419. Stadtpfarrer Dr. Wolff.
Schönthal: 420. Ephorus Dr. Eyth.
Schwäbisch-Hall: 421. Oberpräceptor Megnin.
Stuttgart: 422. Hülfslehrer Bilfinger.
423. Dr. Euting.
424. Professor Dr. Klaiber.
425. Professor Kratz.
426. Professor Rheinhard.
Tübingen: 427. Gymnasialprofessor Dr. Baur.
428. Dr. Georgii.
429. Professor Dr. Holland.
430. Professor v. Keller.
431. Cand. phil. J. Maier.
432. Privatdocent Dr. Preuner.
433. Professor Dr. Roth.
434. Professor Dr. Teuffel.
Ulm: 435. Oberstudienrath Dr. Hassler.
Urach: 436. Professor Adam.

Amerika.

Nord-Amerika: 437. E. Burt.
Cincinnati: 438. David N. Guy.
439. W. E. Guy.

Belgien.

Lüttich: 440. Professor Liebrecht.

Frankreich.

Paris: 441. Compoint.
Strassburg: 442. Professor Dr. Bergmann.
443. Professor Cottler.
444. Professor Heitz.
445. Professor Reuss.
446. Rud. Reuss.

Griechenland.

Athen: 447. Cand. jur. Lely.
448. Cand. jur. Makkas.

Grossbritannien.

Aberdeen: 449. Assistant-Professor John Watt.
London: 450. Dr. phil. Mitchell.

Italien.

Italien: 451. Dr. Carlo Cantoni.

Niederlande:

Haag: 452. Dr. K. Wittich.

Russland.

Moskau: 453. L. Lavrentiev.
Petersburg: 454. Hofrath Dr. Abramson.
Riga: 455. Oberlehrer Dr. Lieven.

Schweiz.

Basel: 456. Dr. J. J. Bernoulli.
457. Dr. Hagenbach.
458. Professor Dr. Kiessling.
Basel: 459. Dr. J. J. Merian.
„ 460. Gymnasiallehrer Sieber.
461. Professor Dr. Stähelin.
Bern: 462. Privatdocent Dr. Hagen.
463. Rector Dr. Pabst.
Einsiedeln: 464. Professor P. Rickenbach.
Frauenfeld: 465. Professor Dr. Böckel.
466. Dr. L. Hirzel.
467. Professor Rebstein.
Schaffhausen: 468. Professor Dr. Theod. Hug.
Winterthur: 469. Prorector Dr. Arnold Hug.
470. Dr. Wölfflin.
Zürich: 471. Professor Dr. Bursian.
472. Dr. H. Meier.
473. Privatdocent Dr. Hugo Wislicenus.

Türkei.

Césarée: 474. J. Anastasiades.

---

475. Isenhorst.
476. Carl Schütz.

V. Verzeichniss der an die Versammlung eingesendeten Druckschriften.

Sämmtlichen Mitgliedern wurden zugleich mit der Mitgliedskarte nachstehende Festschriften eingehändigt:

1. *Philologos paedagogosque Germanos diebus — Heidelbergae annuum conventum habentes rite reverenter amice consalutant Arminius Koechly Bernardus Stark Carolus Cadenbach triumviri conventui moderando.* Heidelberg. gr. 4. — Inhalt: 1) *de Musaei grammatici codice Palatino scripsit variarum lectionum lancem saturam adjecit Arminius Koechly Turicensis.* XXVII pagg. (nach der Abhandlung über den *Codex Palatinus* 43. werden Stellen aus Musaeos, die homerischen Hymnen auf Apollo und Aristophanes' Frösche V. 1420—1466 kritisch behandelt). 2) Zwei Mithraeen der grossherzoglichen Alterthümersammlung in Karlsruhe veröffentlicht von Dr. K. B. Stark, Professor an der Universität zu Heidelberg. Mit zwei lithographischen Tafeln. 44 Seiten.
2. *De Aristophanis fabula quae inscribitur Aves. Scripsit S. Löhle, Professor. Philologorum Germanicorum exeunte mense Septembri a. MDCCCLXV Heidelbergae congregatorum conventui huncce libellum consalutandi causa D. D. D. atque suae observantiae voluntatis pietatis testem esse voluerunt Lycei Heidelbergensis Collegae.* 8. 88 Seiten.

3. Festschrift zur Begrüssung der vierundzwanzigsten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner veröffentlicht von dem historisch-philosophischen Vereine zu Heidelberg. Leipzig, Engelmann. 8. XVI und 147 Seiten. Inhalt: Vorwort, Chronik des Vereins, Uebersicht der Vorträge von dem Schriftführer Dr. W. Oncken. Seite VII bis XVI. — Wissenschaftliche Beiträge: 1) W. Oncken: Die Wiederbelebung der aristotelischen Politik in der abendländischen Lesewelt, Seite 1—18. 2) W. Ihne: Ueber die *Patres conscripti*, Seite 19—32. 3) E. Zeller: Eine Arbeitseinstellung in Rom. Seite 33—49. 4) A. Riese: Ueber das Geschichtswerk des L. Cornelius Sisenna, Seite 51—64. 5) G. Asher: Die *bina jugera* der römischen Bürger, Seite 65—78. 6) H. Dörgens: Ueber die Mitregentschaft unter Augustus, Seite 79—88. 7) I. Scherrer: *Ad vocem Druides*, Seite 89—95. 8) W. Wattenbach: *Benedictus de Pileo*, Seite 97—131. 9) L. Kayser: Heidelberger Philologen im sechzehnten Jahrhundert, Seite 133—147.
4. Das vaterländische Element in der deutschen Schule. Vier Schulreden von Dr. Georg Weber, Professor und Schuldirector in Heidelberg. Leipzig, Engelmann. 8. VIII und 47 Seiten. Inhalt: I) alte und neue Erziehungswege, Seite 1—13; II) Erweckung und Stärkung der Vaterlandsliebe; 1) der Geographieunterricht, Seite 14—24; 2) die Geschichte in der deutschen Schule, Seite 25—35; 3) vaterländische Sprache und Literatur als Unterrichtszweige, Seite 36—47.
5. Römische Alterthümer aus der Umgegend von Heidelberg und Mannheim. Der 24. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner dargebracht von C. B. A. Fickler, Professor und Director des Antiquariums in Mannheim. 14 Seiten octav. (Unten unter XII. mit Nachträgen und Verbesserungen von K. Christ wiederholt.)

Ferner waren in einer hinlänglichen Anzahl von Exemplaren, um an alle Mitglieder vertheilt zu werden, eingegangen:

6. Vom grossherz. Oberschulrath: Statut für die philologischen Seminarien zu Heidelberg und Freiburg. Heidelberg, 1865. 8 Seiten octav. (Unten unter V. abgedruckt.)
7. Von Herrn Professor Forchhammer in Kiel: En schreben Breef an min lewe Fründ Ed. v. d. Launitz, von wegen Polyklet sin Nägeln. 4 Seiten quart. (Unten unter VI. wiederholt.)
8. Aufruf zur Gründung einer Bopp-Stiftung. (Unten unter VII. wiederholt.)

In sechs Exemplaren waren eingegangen:

9. Von Professor Forchhammer in Kiel: Rede zur Feier des Geburtstages Seiner Hoheit des Herzogs Friedrich VIII. am 6. Juli 1865. 17 Seiten quart.
10. Dr. Deinhardt, Director des Königl. Gymnasiums zu Bromberg: Ueber den Inhalt und Zusammenhang von Platons Symposion. 35 Seiten quart.

Endlich waren in je einem Exemplare eingesendet worden:

a) Von den Verfassern;

11. Ueber den Bilderkreis von Eleusis, 3 Abhandlungen von Geh. Regierungsrath Gerhard. Berlin, 1863.
12. Orpheus und Herakles in der Unterwelt von Dr. Veit Valentin. Berlin, 1865.
13. *Demosthenis orationes pro Megalopolitis et pro Rhodiorum libertate illustravit Ruediger. Lipsiae*, 1865.
14. Bücheler über Philodemos περὶ εὐσεβείας aus dem 8. Heft der Fleckeisen'schen Jahrbücher 1865.

b) Von den verehrlichen Verlagshandlungen:

15. Encyklopädie der Pädagogik im Grundriss von Albert Wittstock. Heidelberg, Bassermann, 1865.
16. Geschichte der neueren Philosophie von Kuno Fischer. I. Band, I. und II. Theil, 2. völlig umgearbeitete Auflage. Heidelberg, Bassermann, 1865.
17. Geschichte der griechischen Litteratur von Dr. Rudolph Nicolai. Magdeburg, Heinrichshofen, 1865.
18. Untersuchung über die Sprache der homerischen Gedichte von Albert Fulda. Duisburg, 1865.

Die Schriften von 11 bis 18, sowie je ein Exemplar der unter 1 bis 10 angeführten Schriften sind der Uebung gemäss der Universitätsbibliothek zu Heidelberg übergeben worden.

VI. Statut für die philologischen Seminarien zu Heidelberg und Freiburg.

I. Zweck.

§. 1. Das philologische Seminar hat den Zweck, sowohl im Allgemeinen die altclassische Bildung unter den Studirenden zu unterstützen und zu heben, als insbesondere Studirende der Philologie, namentlich solche, welche sich dem Lehrfache widmen wollen,

1) zu selbständigen wissenschaftlichen Studien in der Philologie anzuleiten;
2) in der schulmässigen Behandlung griechischer und lateinischer Schulautoren zu üben.

§. 2. Es werden in das Seminar sowohl Mitglieder als Theilnehmer aufgenommen.

II. Eintheilung.

§. 3. Das Seminar zerfällt in zwei Abtheilungen, ein Unter- und ein Ober-Seminar. In jede der beiden Abtheilungen braucht das Directorium nicht mehr als höchstens 12 Mitglieder aufzunehmen, so lange nicht die Zahl der inländischen Philologie-Studirenden, welche im Falle ihrer Tauglichkeit ein Recht der Aufnahme haben, eine grössere ist.

Die Zahl der Theilnehmer ist unbeschränkt, hängt aber vom Ermessen des Directoriums ab.

III. Uebungen.

§. 4. Am Unter-Seminar werden folgende Uebungen angestellt:

1) lateinische Styl- und Sprechübungen;
2) griechische Schreibübungen;
3) cursorische Leseübungen.

§. 5. Am Ober-Seminar werden folgende Uebungen angestellt:

1) lateinische Interpretationsübungen;
2) schulmässige Erklärungsübungen;
3) philologisch-kritische Uebungen.

IV. Mitglieder.

A. Allgemeine Bestimmungen.

§. 6. Diejenigen, welche als Mitglieder in das Seminar aufgenommen zu werden wünschen, haben bis zu der von dem Directorium bekannt zu machenden Frist bei demselben persönlich sich anzumelden und dabei die nöthigen Zeugnisse über ihre bisherige Vorbildung einzureichen. Aufnahmen nach Beginn des Semesters finden nur ausnahmsweise nach dem Erachten des Directoriums statt.

§. 7. Alle Mitglieder haben die Verpflichtung, an den sämmtlichen Uebungen ihrer Abtheilung regelmässig und selbstthätig sich zu betheiligen.

§. 8. Der ordnungsmässige Austritt der Mitglieder aus dem Seminar findet nur mit dem Schlusse des Semesters unter den von dem Directorium zu bestimmenden Formen statt.

§. 9. Nur die auf ordnungsmässige Weise Austretenden erhalten auf ihr Verlangen von dem Directorium ein besonderes, auf ihre ganze Seminarzeit sich beziehendes Seminarzeugniss.

§. 10. Mitglieder, welche trotz wiederholter Mahnung des Directoriums ihren Pflichten nicht nachkommen, können von demselben, und zwar auch im Laufe des Semesters, ausgeschlossen werden.

B. Besondere Bestimmungen.

1. Unter-Seminar.

§. 11. In das Unter-Seminar können Studirende als Mitglieder aufgenommen werden, welche an einem badischen Lyceum oder an einer diesem gleichstehenden Anstalt eine genügende Maturitätsprüfung bestanden haben. Im Zweifelfalle kann das Directorium mit dem Aspiranten eine Aufnahmsprüfung vornehmen.

§. 12. Die Mitglieder des Unter-Seminars haben insbesondere die Verpflichtung:

1) die Aufgaben für die Schreib- und Stylübungen ordentlich zu bearbeiten und regelmässig einzugeben;
2) sich zu den cursorischen Leseübungen, wo es verlangt wird, gehörig vorzubereiten.

§. 13. Die Mitglieder des Unter-Seminars können den Uebungen des Ober-Seminars als Zuhörer unentgeltlich beiwohnen.

2. Ober-Seminar.

§. 14. In das Ober-Seminar können nur solche Studirende aufgenommen werden, welche

1) über einen beliebigen Gegenstand einen freien lateinischen Aufsatz zu fertigen vermögen, welcher nicht nur von grammatischen Fehlern aller Art, sondern auch von groben Germanismen frei ist und wenigstens einen Anflug lateinischen Styles zeigt;
2) einige Fertigkeit im Lateinisch-Sprechen erlangt haben;
3) sowohl bei'm Niederschreiben griechischer Dictate, als bei der Uebertragung deutscher Texte die griechische Formenlehre — insbesondere auch in Bezug auf Orthographie und Accentuation — sowie die Hauptregeln der gewöhnlichen Syntax mit voller Sicherheit handhaben;

4) die gewöhnlichen griechischen und lateinischen Schulschriftsteller ohne Präparation sowohl richtig und ausdrucksvoll vorzulesen, als auch rasch und richtig in's Deutsche zu übersetzen, endlich über das Gelesene in geläufigem deutschen Vortrage zu referiren im Stande sind.

§. 15. Wenn die Aspiranten nicht nach Beschluss des Directoriums unmittelbar aus dem Unter-Seminar in das Ober-Seminar herübergenommen werden, oder nicht sonst für ihre ausreichende Vorbildung dem Directorium die nöthige Garantie bieten, so haben sie eine Aufnahmsprüfung zu bestehen. Diejenigen, welche nicht aus dem Unter-Seminar übertreten, haben jedenfalls einen freien lateinischen Aufsatz einzugeben, welcher den § 14. 1. gestellten Anforderungen entspricht.

§. 16. Die Mitglieder des Ober-Seminars haben insbesondere die Verpflichtung, einerseits in den Interpretations- und Erklärungsübungen den Vortrag zu halten, so oft die Reihe an sie kommt, andererseits für die philologischen Uebungen in jedem Semester wenigstens eine Arbeit zu liefern, und ebenso mindestens einmal die specielle Beurtheilung der Arbeit eines anderen Mitgliedes zu übernehmen.

§. 17. Die Mitglieder des Ober-Seminars können sich an den einzelnen Uebungen des Unter-Seminars betheiligen.

Sie sind aber dann in diesen Uebungen denselben Verpflichtungen wie die Mitglieder des Unter-Seminars unterworfen.

V. Stipendien.

§. 18. Nach dem Schlusse des Semesters erhalten diejenigen Mitglieder des Seminars, welche allen ihren Verpflichtungen am vollständigsten und erfolgreichsten nachgekommen sind, ein Stipendium von 25 fl.

Solcher Stipendien können im Ganzen 10 vergeben werden, und zwar — sofern nicht besondere Gründe eine ungleiche Vertheilung empfehlen oder aufnöthigen — 5 in dem Unter- und 5 in dem Ober-Seminar. Bei gleichen Leistungen entscheidet in erster Linie die Anciennität im Seminar, in zweiter die Dürftigkeit der concurrirenden Mitglieder.

§. 19. Die Seminarstipendien können neben jedem andern Stipendium, jedoch in der Regel nicht länger als 3 Jahre lang, bezogen werden.

VI. Theilnehmer.

§. 20. Zu den einzelnen Uebungen des Seminars können auch solche Studirende als Theilnehmer zugelassen werden, welche aus triftigen Gründen nicht im Falle sind, als Mitglieder in das Seminar einzutreten.

§. 21. Die Aspiranten haben bis zu der vom Directorium zu bestimmenden Frist persönlich ihr Gesuch dem die betreffenden Uebungen leitenden Professor vorzutragen, welcher von sich aus über ihre Aufnahme entscheidet.

§. 22. Die Theilnehmer übernehmen für diejenige Art der Uebungen, zu denen sie zugelassen werden, dieselben Verpflichtungen wie die Mitglieder. Wenn sie diesen nicht nachkommen, können sie von dem die betreffenden Uebungen leitenden Professor ohne Weiteres ausgeschlossen werden.

§. 23. Die Theilnehmer erhalten kein Seminarzeugniss, sondern nur das gewöhnliche Collegienzeugniss von dem betreffenden Professor.

VII. Zuhörer.

§. 24. Dem die einzelnen Uebungen leitenden Professor steht es frei, zu denselben nach seinem Ermessen auch andere Zuhörer zuzulassen.

VII.[1])

Afschrift vœr de Matschapei von de Sprakkünligers
to Heidelberg 1865 September.

En schreben Breef

an min lewe Fründ

Ed. v. d. Launitz,

von wegen Polyklet sin Nägeln.

Πολύκλειτος ὁ πλάστης εἶπε χαλεπώτατον εἶναι τὸ ἔργον, ὅταν ἐν ὄνυχι ὁ πηλὸς γένηται.

Min lewe Fründ!

Tom Eersten mutt ik Se vertelln, warum dat ik Eer „Untersuchung" œwer Polyklet sin Nägeln von't achterste Enn lesen heff. Dat güng so to. As ik von en Reis' trüg keem, funn ik min Disch un min Sopha un denn noch en Disch vull von Böker ut de Bokladen. Dat weer rein, as weern wi al dicht vœr den literarischen Winter un Pütt un Pöl müssten all vull sin. De Bokladers sünd so fründlich, Een alle Novitäten, later nie Warheiten, to schicken. Nu kamen up Stunns so vel Novitäten, dat man sik nich bargen kann. Towilen awers ward de Bokladers ivrig, wenn man nix trüg schickt, un doch nich allns beholn deit. Denn laden se Een dat Hus vull von Böker, damit et to arg ward, un man mal reine Kant makt. Se nennen dat en Vometiv. Unner soke Zeitumständen mutt man, wenn et knipt, de Böker von't achterste Enn lesen. Nu gung mi dat just so mit Eere Beleuchtung von de künstlerischen Nägels, un da seeg ik denn ja glik, wo dat Laken scharn weer, un wo de Meenung henut wull. „Damit kumt he nig dœr," dach ik, „so gegen Rasmus von Rotterdam un Bentlichen an to gan in de grote Fühlologen-Kumpanie, dat is nich anners, as wenn en de Pulvertunn to'n Lüchter makt." Frilich Bentlichen is man en Engelsman, un de sünd nich sunnerlich von Dag', un Rasmus is blot en Holländer, de et jümmers gegen Dütschland holn. Awers de Wetenschop mutt doch mit allen un jeden maneerlich umgan, ok, wenn so een Een vœrdwas kummt.

Ik dach also bi mi, de in Hannover wüllen em wol kleen krigen. Prost de Maltid! He kreeg se kleen. So segg mi Een, de dahi weer. De ganse Matschapei in Hannover leet eere

1) S. Verhandlungen der 23. Versammlung deutscher Philol. u. Schulm. in Hannover; Seite 180—182.

beröhmte Geister sitten, un da was nich Een, den't prickeln de, den Eerenpries der broncenen Kylikos to gewinnen, likes it noch gar nich wis is, dat min Fründ mit sine Kyliki nich en Vocativus was, un, as he ok sülfst seggt, de Kylika blot tom Spas maken de, un hernacher seggn ward, as de Candidat, da he nich wider kunn, *jocum est jocum.* Un doch harrn Se de Sak, as ik herna seeg, gans geleert behandelt.

All dat kunn nu wol en eerligen Minschen verhistern un ohsternatsch maken. Denn, wenn min Fründ recht hett, denn mœten alle Verklaringen to Horaz un annere Poeten ummakt warrn, de ganse Kunsthistori krigt en anner Utseen, un wer jiggens mal in Rom wesen is, de mutt wedder hen un sik de Nägels von de Steenpoppen anseen; 't is man de Deuster, dat dat Schicksal meist mit de Fingers davongan is. Dat helpt nu nich, dach ik, dat Een still sitt un verdreetlich utsüt, as en Putt vull Müs. Beter, de Mund in de Pünt setten un versöken, wat man dat Stück blasen kann.

Also um de Sak glik klar to maken: Se, min olle Fründ, meenen oder hebbn sik, as wenn Se meenen, dat uns grote Steenhauer Polyklet seggn wull: de Arbeid ward am swarsten, wenn man bi't Lehmmodel an de Fardigung von de Nägels kummt. Ik dagegen meen, un, as ik den Engelsman un den Holländer verstah, meenten de ok umtrent, de Marmorarjus wull seggn, de Arbeid ward am swarsten, wenn dat Lehmmodel so wit fardig is, dat it an't Pröven mit de Nägel kummt.

So vel heff ik wol markt, Se don, as wenn Se anners keen Nagelprov kennt, as dat *Supernaculum* von de Windrinkers. Awers darin sünd Se scheef. Sin Se nu man mal recht uprichtig: Sünd Se nich mannig mal spät Abens dœr dat „rode Dor" gan, un harr dar nich unnerwilen dat unbandige Takeltüg von Jungens en Steen midden in'n Weg leggt, un sünd Se dar nich ok mal mit de grote Täh an so'n groten Steen stött, un schregen lut up un sän: dat de hellisch weh, as Se to hus humpelten? Na, dat weer ok en Nagelprov. Wovon keem dat? Dat keem von de Nervens, de unner de Nägel all tosam gat. Un so is dat nu ok mit de Nerven von de Arm un de Hand un de Fingern, de all unner de Finger-Nägeln tosamenlopen, un dar eern Schutz söken un finnen, as de Kükens unner de Hön. Nu sett ik den Fall, dat Se gewend sünd, de Minschen-Haar, de Se in't Gesicht hebbn, sülfst wegtoraseern. Good. Se raseeren Sik. Awers unverseens schrapt dat Mess. Nu seen Se Sik de scharpe Kant an, wat man de Sneid nömt, ob dar ok wat fehlt. Awers seen don Se nix. Darna föhln Se to mit de Fingerspiz. Awers föhln don Se nix. Nu neem'n Se dat Mess un fahren mit de Sneid dwas œwer den Rand von de Nägel. Glik hebbn Se 't weg, wonem de Schart in't Mess is. Möglich, dat düsse Wetenschop en Geheemniss von de Balbeers wordn is, sit dat Parlament de naturwüchsigen Barten upbrocht hett. Harrn Se Sik in de vœrparlamentische oder vœrvœrparlamentische Tiden trügversett, weern Se nich bi de Fingerspizen stan blewen, wo, as Se seggn, dat finste Geföhl is, sunnern Se harrn wis hentosett, dat dat allerfinste Geföhl in de Nägeln liggt, wil de œwer alle Finger-Nerven kommandeert. De Fingerspizen riben Se Sik mit Bimsteen af, as Se seggn, nich damit de Hand glatt, sunnern damit de Nerven frie un finföhlig ward. Se seggn: „es würde keinem unserer heutigen Marmorarbeiter einfallen, die Vollendung (?) seines Werks mittelst der Nagelprobe zu beweisen." Wenn Se dat verstan von't *Supernaculum*, denn lat ik et gan, as de Jung sä, da he 't Kalv dregen sull. Awers bewiesen wull Polyklet œwerall nix mit sin Nägeln, sunnern unnersöken wull he, wonem in sin Lehmmodel noch een kleene unsichbare Unebenheit sin mogt, un darto brukt he sin egen finföhlige Nägel, just as de Balbeer, wenn he unnersöken will, wonem dat Mess

en Grat hett. Dat de Nägel to so'n Pröv am besten is, seggt ok Herr Schlemm, wat uns' Universitätsbalbeer is. Un jeder Fühlolog kann sik von de Finföhligkeit von de Nägeln œwertügen, wenn he œwer en gans glatten Disch eerst mit Fingerspizen un denn mit de Nägelkant henfahrn deit. Davon is natürlich keen Red nich, dat de olle Plastiker „den letzten Grad der Vollendung ihres Thonmodels mit dem Nagel ausführten“ oder dat Polyklet von de „Beschmutzung der Nägel durch den Thon“ oder davon spreken deit, „dass der Thon sich unter die Nägel setzt“ — wat Se (S. 6) mit Recht lögnen. Awers dat se damals so good as vondag' mit de Nägelrand de geringste Unebenheit am besten utfündig maken kunnen, is gewis, un dat se 't dan hebbn, bewist Polyklet sin Red.

Denn wenn Plutarch in de Schrift von de Strev in de Dögt davon sprickt, dat de degelik Mann ümmer beter warrn mutt na't Mat von de Vernunft (*ἀπὸ στάθμης τοῦ λόγου*) un denn hentofögt: *ὑπὲρ οὗ τὸν Πολύκλειτον οἰόμεθα λέγειν, ὡς ἔστι χαλεπώτατον αὐτῶν τὸ ἔργον, οἷς ἂν εἰς ὄνυχα ὁ πηλὸς ἀφίκηται*, so is doch wul gans klar, dat he dat Meten mit de Vernunft und dat Meten oder Pröven mit de Nägeln enanner entgegensett. Na Eere Verklaring müsst de ganse Spruch ummakt warrn un so heten: *χαλεπώτατον τὸ ἔργον, ὅταν* (sc. *τὸ ἔργον*) *εἰς τοὺς ὄνυχας ἀφίκηται.* Un in dat anner Bok von de Smuserien (2, 3, 2) müsst schreben warrn: de Arbeid is am swarsten, wenn se an de Nägels kummt. In beide Oer müssen de Nägels in de Meertall un mit den Artikel sett warrn, un dat Word Lehm (*πηλός*) weer allgans wegtolaten, denn de hett mit de Sak egentlich nix to don. Sölln wi un Eere antibalbeermessmässige Verklaring to gefallen den ollen Plutarch sin Schriwerie versliunnbetern? Da lur up! Dat do wi nich, wil de olle Grieche denn in den enen Fall de vullkamen Dögt un in den annern dat Leben un de Seel mit de Nägeln vergleken harr, un dat weer doch gar to snurrig un to eenfältig. Un de Eenfältigkeit sall man nich misbruken, seggt de Berliner.

Awers nu passen Se up! Nu kummt de Artillerie mit de gezogene Kanonen. Nu sölln Se seen, dat de ollen Griechen de Red von den Steenhauer gar nich anners verstan hebbt, as wi. Dar is tom eersten Aristophanes, de de schöne Comedien schreben un to de sülwe Tid levt hett, as Polyklet. De brukt al dat Wort „nägeln“ *ὀνυχίζειν* in de sülwe Bedüding von genau unnersöken, wat man sünst sä *ἀκριβολογεῖσθαι, ἀκριβῶς ἐξετάζειν.* Un de geleerte un stramme Sprakkündiger Phrynichos, von de keen Minsch seggn kann, dat he up 'n Stevelknecht floiten deit, hett en langen Artikel schreben œwer de Wör' *ὀνυχίζειν* un *ἐξονυχίζειν*, un de seggt, dat beide Wör' in de rechte Sprak bedüden „genau unnersöken“ *ἀκριβῶς ἐξετάζειν, ἀκριβῶς ἐρευνᾶν*, just as uns Balbeer, wenn he unnersöken will, wo dat Grat in't Mess is. Von de Steenhauers leerten ok anner Minschenkinner dat Word, un so deen se 't von jede genaue Unnersöking bruken. Darum seggt Kynulkos to Keitukeitos (Athen 3, 52) *ἐξονυχίζεις πάντα τὰ προςπίπτοντα τοῖς συνδιαλεγομένοις*, wil Keitukeitos en Kleenkrämer weer un bi jedes Wort ängstlich unnersökt, ob et annerswo brukt weer.

Clemens Alexandrinus (Strom. 3, 5) seggt, he will en Sak, von de he sprikt, nich up dat Genauste unnersöken: *μὴ ἐπὶ πλεῖον ὀνυχίζοντες τὸν τόπον.* — Wenn jemand mit Eten un Drinken gar to ängstlich is un all to stramm na vermeentliche Gesundheitsregeln levt, denn heet dat en *ἀκριβὴς σφόδρα καὶ δι' ὄνυχος λεγομένη δίαιτα.* (*Plut. d. sanit. tuend. p. 387 Hutt.*) Grad so brukt Plutarch de Wör' *ἡ ἀκριβὴς καὶ δι' ὄνυχος λεγομένη συζήτησις*, un *δι' ὄνυχος ἀκριβοῦν.* Tom letzten föhr ik Dionysius von Halikarnas sin richtige Verklaring von Polyklet sin Spruch an. He seggt Demosthenes hett in sin Red œwer Halonneses de

Sprakwies von Lysias akkrat namakt: *ὅλος ἐστὶν ἀκριβὴς καὶ λεπτὸς καὶ τὸν Λυσιακὸν χαρακτῆρα ἐκμέμακται εἰς ὄνυχα.*

Wat seggt Se nu? — Nadem wi uns mit dat Griechische afmarackt hebbn, kunn wi uns wul en beten verpusten. Awers da kamen Se glik mit de Römers, un meen'n, de weern so dumm un dœsig wesen, dat se den Griechischen Spruch gar nich verstan harrn. Dat sull doch snaksch wesen, dat son geleerte Lüd as Horaz un Virgil, de doch perfect Griechisch verstunn, Polyklet sin Wort von de Nägeln sulln missverstan hebbn. Se weern egens na Athen reist un in de hellenische Burschenschaft intreden; un in Rom weer to eere Tid en Barg von Griechische Gelehrte un Künstlers. Ne, min lew Fründ, Se könt doch nich seggn, Horaz weer so dumm wesen, as dat Achtervirtel von en Schap, un doch wedder en rechten Klokerjan, dat he eerst den Polyklet sin Griechisch nich verstan de, un denn doch so 'n kloken Sinn heninleggt. Un dat Sülwe geldt von alle Römers, de ik nich eerst antoföhrn bruk. Ik meen, ik heff nu nog dan. Darum Adjis. De Tiden sünd swar. Up Stunns gifft et to vele eerliche Lüd, an de de Nägels to gierige Krallen utwassen, un bi de man de Dögt nich mit de finföhlige Nägeln unnersöken mutt, wenn man sik nich hellisch verfehrn will.

Also nochmals Adjis up betere Tiden. Un gode Fründschup.

Kiel. Eer true Fründ

Dr. P. W. Forchhammer.

VIII.

Aufruf

zur Gründung einer **Bopp**-Stiftung.

Vom 16. Mai 1816 datirt die Vorrede zu **F. Bopp's** „Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache", von diesem Buche aber eine neue Epoche der Sprachwissenschaft, die Begründung der vergleichenden Sprachforschung, eine der grössten und glücklichsten Erwerbungen der Wissenschaft unsers Jahrhunderts, die über den Zusammenhang der Völker unseres Stammes, ja der Menschheit, und die verborgenste Seite ihrer Geschichte ein helles bis dahin kaum geahntes Licht verbreitet hat.

Es ist anzunehmen, dass Alle, die sich unmittelbar oder mittelbar als Bopp's Schüler wissen und bekennen, die funfzigste Wiederkehr dieses Tages nicht vorüber gehen lassen wollen, ohne dem Lehrer und Meister ein Zeichen ihrer Verehrung und Dankbarkeit darzubringen, und dass Viele, die auch nur den Gewinn der durch ihn ins Leben gerufenen Studien oder überhaupt den Ruhm und Erfolg wissenschaftlicher Arbeit hochhalten, sich ihnen gern hierbei anschliessen werden.

In dieser Ueberzeugung sind die Unterzeichneten hier in Berlin, dem Wohnsitze Bopp's, zusammengetreten, um in weiteren Kreisen eine gemeinsame Anerkennung und Ehrenbezeugung zum 16. Mai 1866 hervorzurufen. Sie erlauben sich folgenden Vorschlag zu machen.

Als würdigste Feier des Tages erscheint eine Stiftung, welche, zur Förderung der von Bopp begründeten Wissenschaft bestimmt, zugleich das Ehrengedächtniss des hochverdienten Begründers wach erhält und jährlich erneuert. Die Würde des Mannes, der Werth seiner Leistungen, die Ausdehnung der von ihm begonnenen und angeregten Forschung, die Mannichfaltigkeit ihrer Aufgaben, lassen den umfassendsten Zweck für eine solche Stiftung wünschenswerth erscheinen. Wir beschränken uns aber für jetzt darauf, zunächst nur im Allgemeinen die Gründung einer

„Bopp-Stiftung"

in dem angegebenen Sinne vorzuschlagen und stellen alles Weitere dem Erfolge dieser Einladung anheim.

Die durch gemeinschaftliche Beiträge beschaffte Summe würde dem Jubilar am 19. Mai 1866 übergeben werden und ihm die Entscheidung und nähere Bestimmung über die Verwendung des Ertrages, so wie die Vereinbarung über die zu entwerfenden Statuten überlassen bleiben.

Wir bitten, die Beiträge an einen der Unterzeichneten, oder, was sich besonders während der Ferien-Monate August bis October empfehlen möchte, an Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) hierselbst, Wilhelmsstrasse 86, die sich zur Kassenführung bereitwilligst erboten hat, einzusenden.

Die Rechnungsablage, so wie die Mittheilung der Statuten der Stiftung, wird ihrer Zeit in geeigneter Weise erfolgen.

Berlin, den 16. Mai 1865.

Das Comité der Bopp-Stiftung.

Böckh, Linksstrasse 40.	Ad. Kirchhoff, Heiligegeiststrasse 5.	A. Kuhn, Michaeliskirchplatz 2.
R. Lepsius, Bendlerstrasse 18.	K. Müllenhoff, Schellingsstrasse 8.	H. Petermann, Luisenstrasse 41.
E. Rödiger, Grabenstrasse 34.	H. Steinthal, Seegershof 9.	Trendelenburg, Charlottenstrasse 9.
	A. Weber, Schriftführer, Oranienstrasse 129.	

Dem obigen allgemeinen Aufruf erlauben wir uns an Sie, geehrter Herr, wie an andere Schüler oder Fachgenossen Bopp's, deren örtliche Verhältnisse uns dazu geeignet erscheinen, noch die besondere Bitte hinzuzufügen, in Ihrem nächsten Kreise die Theilnahme für unsern Zweck weiter anregen und der Annahme von Beiträgen, zur Weiterbeförderung an uns, sich gefälligst unterziehen zu wollen.

Das Comité.

IX.

Eröffnungsrede

des Präsidenten der Orientalisten-Section,

Kirchenrath **Dr. Hitzig,**

am 27. Sept. 1865.

Hochgeehrteste Herren!

Seit Gründung unserer Gesellschaft vor zwanzig Jahren hat der Umfang des orientalischen Wissens in einem Grade zugenommen, dass auch der mächtigste Kopf nicht mehr, wie es vordem möglich gewesen, das Ganze morgenländischer Wissenschaft encyclopädisch umfassen kann. Die Zweige haben sich weiter verzweigt, sind innerlich erstarkend Aeste geworden, und der Ast Baum: die einzelnen Gebiete haben sich selbständig gestellt, wenn sie auch bald in engerem bald in weiterem Bundesverhältnisse zu einander stehen, so dass z. B. die Kunde des Zend ohne Sanskrit nicht gedeiht, und der Hebraist ohne Arabisch es nicht weit bringen würde. Gleichwie man das Ganze einer Schlacht nicht übersehen kann, so schaut Jeder von uns vollkommen nur einen Ausschnitt der Geisterschlacht auf diesem Felde und schneidet von allem Uebrigen bloss eine Kante. Wenn Sie demgemäss nicht erwarten dürfen, dass ich über den gesammten Orientalismus hier einleitend mich verbreite: so fürchten Sie andererseits nicht, dass man Sie lediglich da festhalten werde, wo der Sprecher zu Hause ist. Vielmehr, nachdem Ihr ehrendes Vertrauen mich zum Präsidium dieser Versammlung berufen hat, erlaube ich mir, vom Alten Testament, das einst zu den orientalischen Studien den ersten Anstoss gegeben hat, auszugehen und, nachdem ich hier Standpunkt genommen und Ihrer Theilnahme geklagt, wo mich der Schuh drücke, zu berichten, wie von da aus mir die Dinge erscheinen; wie meinem Auge der übrige Orient, soweit er ihm nicht verschlossen blieb, sich gestaltete. Der Standort ist ein günstiger, denn z. B. der Arabist kann des Hebräischen zur Noth entrathen; wogegen um die älteste der semitischen Literaturen aufzuhellen wir der Hülfe aller spätern bedürftig sind, und nicht bloss für Sitte, Cultus, Dogma der Hebräer Kenntniss der andern orientalischen Völker unerlässlich ist, sondern auch für das Verständniss ihrer Sprache. Sie sind ja vielfach mit Nichtsemiten in Berührung gekommen, erzählen von Geschichte und Sage Solcher; und nach meiner Meinung ist es nicht an dem, dass von Anfang an in Syrien der Semitismus sass, welcher vielmehr nachgehends eindrang und arische, auch scythische Volksgenossen aufsog oder verdrängte. Da aber die Kenntniss der Sprache allem andern Wissen um diese Völker vorausgehen muss, Grundlage und wenigstens Bedingung desselben bildet, — und auch um nicht Ihre Geduld zu lange in Anspruch zu nehmen — werde ich mich in der Hauptsache auf das linguistische Gebiet beschränken, nothwendig eklektisch verfahrend, indem ich suche es so einzurichten, dass jeder Theilnehmer an diesem Vereine doch etwas ihm Dienliches vorfinde. Eingedenk des Zweckes unserer Zusammenkunft, und da ohnehin ein wissenschaftlicher Jahresbericht vorgelegt werden wird, blicke ich nicht zurück wohlgefällig auf unsere Errungenschaften, sondern vorwärts auf Alles, was noch vermisst wird: auf die Lücken und Mängel, denen die Zeit, welche wir machen, Abhülfe schaffen soll.

Anlangend die hebräische Sprache, so da lehte, wie sie im Alten Testamente fast allein uns erhalten ist, so sehe ich ab davon, dass das grammatische Studium, namentlich dasjenige der Syntax, eines neuen Aufschwunges bedarf, und dass der Ueberzeugung, die Vocalzeichen seien nicht textuell, praktisch mehr Folge gegeben werden sollte, sowie auch von bekannten Mängeln des Lexikons. Es scheinen mir zwei Hauptaufgaben für die Folgezeit am nächsten zu liegen: Erstens, dass wir die hebräische Urschrift der nur in Uebersetzung erhaltenen Bücher möglichst — und es ist da Vieles zu ermöglichen — wiederum herstellen. In unzähligen Fällen lassen sich z. B. Sirachs *ipsissima verba* mit Sicherheit wiedererkennen; und ohne Zurückgehen auf den Grundtext erhalten wir häufig nicht einmal den richtigen übersetzten, den Sinn noch weniger. Vom Gewinne für den Wörterschatz gar nicht zu reden! Zweitens ist es nunmehr an der Zeit, eine kritische Ausgabe des Alten Testaments zu unternehmen. Während die Classiker, nicht nur griechische und römische, kritisch herausgegeben sind oder werden, selbst beim Neuen Testament in diplomatischer Kritik grosse Leistung vorliegt: besitzen wir das Alte Testament nur in der *recepta*; und es ist übler mit ihm bestellt, als mit dem Elzevir des Neuen. Nun hat die Exegese, unbeirrt durch Einsprachen der Ignoranz, in vielen Büchern die Punktation und den Text selber bereits verbessert; aber die Aufgabe ist, über alle Bücher die kritische Praxis zu erstrecken, auf dem Grunde der Erklärung durch Conjectur einen berichtigten Text aufzustellen und einen solchen auch herauszugeben, der neben dem überlieferten einhergehe und vervielfältigt werde. Vor Jahren wurde schon gemahnt, den Text der Targume einer Revision zu unterziehen: man möge das Eine thun, das Andere nicht lassen; und den zweiten Schritt thue man nicht vor dem ersten.

Bei den Targumim wird die Hauptsache sein, dass die Punktation gereinigt werde; dieser Pflicht zu genügen, scheint Wiederaufnahme und Fortführung der grammatischen Studien des Aramaismus unumgänglich. Das Aramäische ist bis anher zurückgesetztes Stiefkind. Ich unterdrücke den Seufzer nach Vollendung des *Bernstein*'schen Lexikons; aber möchte einmal eine umfassende aramäische Grammatik geschrieben werden, welche das Syrische der Zeiten nach Christus und dasjenige der Bibel (wie des spätern Judaismus) nicht als beigeordnet auseinanderhielte, sondern historisch verfahrend jenes aus diesem, seiner ältern Gestalt, entwickelte!

Betreffend das Arabische, zumal das Nordarabische, wird mir zu schweigen leicht; doch mag ich einen Wunsch nicht zurückhalten, der das Wörterbuch angeht. Ich meine nicht die Auseinanderfolge der Bedeutungen oder die Herstellung des Zusammenhanges mit den übrigen semitischen Sprachen, sondern dass, was in dem reichen Wörterschatze nicht ursprünglich semitisch und etwa allgemein semitisch ist, sondern früh eingebürgert anderwelte, zum Theil indogermanische Abkunft bekennt, herausgelesen und angemerkt werde. Ich bin nicht gemeint, den Ueberschuss, welchen gegen die andern „Dialekte" das Arabische aufweist, geradezu für fremd zu erklären, verkenne auch nicht, wie dass kraft des symbolischen Charakters der Sprache Ein Begriff an den entlegensten Orten unabhängig durch dasselbe Wort oder ähnlich lautend ausgedrückt werden konnte, ohne dass geschichtlicher Zusammenhang besteht; ich möchte nicht, wie auch einmal geschah, z. B. ردّ mit *reddo* in Verbindung setzen. Aber wenn im Hebräischen schon neben andern Wörter, die den Landbau angehen, nicht von den nomadischen Vorfahren des Volkes geprägt worden sind, so wissen wir ja, dass im Süden und Südosten Arabiens allenthalben Inder sassen: eine Menge Eigennamen besonders von Städten bürgt dafür; und Spuren der Einwirkung auf das gangbare Arabisch zeigt in grosser Zahl der

Sprachschatz. كُمَّثْرَى *Birne* z. B. ist ganz sanskritisch formirt: عُطَارِدُ *Hermes* war ein uttarada = *der Bescheid ertheilt;* und فَجْر scheint mit wagra skrt. *Blitz* identisch. Hat قَلْعة *Burg* eher mit קֶלַע *Schleuder* etwas zu schaffen, als mit חֵלָה? und wird nicht قَصْر am ehesten mit castrum zusammengebracht? Deuten ja سَرِم und جآء auf skrt. çarira *Leib* und *gâ*=gam zurück, so erinnert زوج an ζεῦγος, شرب bedeutet ungefähr was *sorbeo*, und درس ist unser *dreschen.* — Parallele Fragen stellt an uns das Aethiopische. Wörter wie dengel *Jungfrau,* wareżá *Jüngling*, totân *Schuhriemen* sehen nicht eben semitisch aus; und wenn eska *usque* bedeutet, so scheint chocht θύρα vom kopt. schuscht θυρίς herzustammen.

Wir überschreiten die semitische Grenze, und zwar schliesslich nach Aegypten hinüber. Beim Koptischen als solchem halten wir uns so wenig auf wie beim neupersischen oder dem neuarabischen Idiom. Der Theologe befasse mit Jenem sich der koptischen Uebersetzungen halber: uns bietet es in sofern ein Interesse, als eine frühere Gestalt der Sprache aus den Büchern christlicher Aera noch durchscheint. Den Streit der Hieroglyphen-Entzifferer aufzunehmen, scheint mir nicht am Orte; doch werden die Kämpfer erinnert werden dürfen: dass jeder Gedanke an eine ursprüngliche Verwandtschaft des Aegyptischen mit semitischer Sprache, z. B. der hebräischen, durch die Grammatik widerlegt wird; zweitens, dass alle Hieroglyphenerklärung in dem Maasse, wie sie sich vom Koptischen entfernt, neue Wörter aufstellend, Eigennamen, die auch durch Inschriften und Schriftsteller, classische oder semitische, nicht bezeugt sind, einem gerechten Misstrauen begegnet. Verwundern muss es, wenn der Landesname Aegypten selber wie derjenige des Stromes Nil, welche längst aus dem Sanskrit erklärt sind[1]), neuerlich für räthselhaft ausgegeben werden[2]). Die Erwägung des dualistischen Charakters dortiger Religion, des Gegensatzes Typhon und Osiris; der Gedanke, dass „Jahve" nur das armenische Astuats[3]) wiederholt, wird auch der Sprachforschung neue Wege weisen. Und wie seltsam, dass im Koptischen nicht nur arabische, sondern auch deutsche Wörter vereinzelt sich vorfinden! Vielleicht auch ist von vorne herein coordinirt, was man, wie griechische Dinge aus Aegypten[4]), eines vom andern ableiten wollte.

Für alles so zu sagen Internationales Verhältniss alter Sprachen muss festgehalten und weiter ausgebildet werden der Gegensatz zu den Zeiten Bocharts, als man Namen der classischen Mythologie und noch viel Anderes aus dem Phönicischen d. i. Hebräischen erklären wollte; wir müssen uns mit der Ueberzeugung durchdringen, dass der Boden des Semitismus wesentlich nicht erzeugt, sondern empfängt; dass die Wurzeln altsemitischer Wörter, Eigennamen, Mythen einem grossen Theile nach anderwärts zu suchen sind. Man wird durch die Griechen beirrt, wenn sie von Phöniken sprechen. Das Alphabet zwar stammt von einem semitischen Volke her, — von auswärts sollicitirt; und ein Halbdutzend Wörter ist aus dem Phönicischen nach Hellas eingewandert: Das ist aber auch Alles. Im Uebrigen bezeichnet der Name Phönicien die Landesgegend, nicht Nationalität, wie er sollte, und Idiom. Der Phönike Agenor

1) S. v. Bohlen, Alt. Ind. II, 456., Jones in den Asiatic Res. I, 271.

2) Brugsch, die Geographie des alten Aegyptens S. 73. 77.

3) Astuads nach Lautverschiebung, = *astvat* zend. *der Seiende* s. Gosche, de Ariana linguae gentisque Armeniceae indole p. 7.

4) Z. B. das Schatzhaus des Agamedes (Paus. IX, 37, 5) von dem des Rhampsinit (Herod. 2, 121).

ist offenbar kein Semite; kraft ihrer Königsnamen waren diess auch die Hyksos nicht, und am wenigsten die Philistäer, welche sogar, wofern nicht Dagon blosse Uebersetzung von Minos ist, Hebräer sein müssten, d. h. mit ihrem schneidendsten Gegensatze identisch. Allerdings aber verräth sich auch רְחֹבֹת עִיר (*Strassburg*) als übersetzt; *'Αξίερος* gräcisirt den Kabir Jaǵata, und ebenso wird *Σαλάμβω* das Selbe, was Derketo, bedeuten.

Ich stelle den Satz auf, dass vor der Ausbreitung der Semiten von Süden her zwischen Tigris und Mittelmeer Urbevölkerungen sassen, die zum Theil vom Kaukasus in die Ebene herabgestiegen sind: was von den *Λευκόσυροι* wahr sein wird, das wurde dann auch auf die rothen Syrer übergetragen.

Diese Ureinwohner sind theilweise in Syrien stecken geblieben und untergegangen, so dass nur noch einzelne Wörter ihrer Sprache, die nicht anders heimgewiesen werden können, ihrer Zeugen sind. שְׁבַרְבִירִין hat wie אֲכַשְׁתִּר, בְּרֹם u. s. w. seine arische Etymologie; aber was war das für ein Volk, welches *hathĕshush*, *eresa*, *ikrum*, *gushpanqa*[1]) sagte? Sodann haben auf ihrem Zuge nach Westen die Kelten manches Wort hier abgelagert, um von Sitten und Gebräuchen wie Katzenrecht und Gottesurtheil zu schweigen. Wir denken an *Τούρμεδα='Αμφίπολις*, an tarmadh ir. *Wohnort* (تيمد), Grendel *kleiner Bach* (vgl. Wady Gharendel), bual *Wasser*, mertz *feuchter Boden:* letzteres Wort auch armenisch, wohin der Name Jordan gehört. Derjenigen scythischen Wörter, welche im Türkischen Analogie aufweisen oder daselbst nachweisbar sind, finden sich nicht wenige. Formen wie מְתָא *Stadt*, באלא *Wald*, דְּשָׁא *Thür* u. s. w. erinnern an اغا, پلشا, und gehn wie das lateinische lama, wie der Stadtname *Vagu* auf eine Ursprache zurück. נזיק: *Schade* ist يارق; שַׁמָּשׁ hat mit شمّاس *Diakonus* nichts zu schaffen, sondern ist mit شمشير pers. *Schwert* und شمّشك türk. *Blitz* gleicher Herkunft: זְדָן ist das türk أيدن selber: die בְּנֵי־זָדָן sind *Söhne des Lichtes* (1 Thess. 5, 5) und der iranischen Lichtreligion. — Billig verwundern wir uns hierüber nicht stärker, als wenn hebräische Wörter, welche den Cultus angehn, persische Etymologie bekennen.

Von diesen Sprachen lässt sich theils Verwandtschaft mit dem Sanskrit nachweisen oder annehmen; andererseits tritt das Sanskrit selbst neben ihnen auf: neben Nimrod ein Ninus, *Νινύας* d. i. Minavas; und hier öffnet sich für die Thätigkeit der Indianisten noch ein weites Feld, das sich über Griechenland in den Westen hinein erstreckt. Ich führe einige Beispiele an. Wenn membrum dem skrt. *marman* entspricht, dann ist auch *Μεμβλίαρος* (Herod. 4, 147) soviel wie *marmivara*, d. i. ein *parapurusha* oder *'Αγήνωρ* etc.; die Artemis *Κόκκωκα* Paus. V, 15, 4 scheint eine çaçâńka, eine Mondgöttin, zu sein; und wissen wir seit *Prinsep*, dass *σατράπης* mit x'atrapa übereintrifft, so wird auch *Κέκροψ* (vgl. *ἔποψ* neben upupa) ein ćakrapa, ein ćakravartin sein. *Var* Ahd. ist skrt. ćar, *Ἴχνος* ćihna: zu vermuthen wenigstens ist erlaubt, die Vandalen seien eigentlich ćandâlâs. Jedoch ist es mir nicht gerade um diese Parallelen zu thun; aber — wie die Königsnamen zu Ninive und Babylon nicht semitisch sind, so auch nicht die Urbevölkerung. Schon die Namen dieser beiden Städte wird Niemand mehr semitisch erklären wollen und kein Besonnener glauben, dass so wundervolle Bauwerke, solche Mauern, Paläste und Tempel, von arabischen Schafhirten und Hungerleidern

---

1) *Strieme; Gift; Russ; Ring*, Siegel-, nicht Ohrring.

geschaffen worden sind. Die Erbauer gingen kraft der Bibel von Süden nordwärts, waren kraft Berosus zu Schiffe gekommen; ich sage: sie kamen aus Kalingadeça, wie dem Hamza zufolge (p. 32) auch der ältere Name Babylons gelautet hat. Sisuthros[1]), der babylonische Noah, ist Çiçutra = Çiçupâla[1]), das leibhaftige Gegentheil des Çiçumâra; im „grossen Strome“ Phrat kehrt uns der Mahânada wieder; und ein Σιπφάρα, Σιππάρα bietet Ptolemäus hier wie dort. Das babylonische Sippara wird als Sonnenstadt[2]) bezeichnet; und nun bedeutet ja wirklich svar, pers. spar *Sonne*, svaru *Sonnenschein*. Jener Mythus vom Vergraben der Bücher[2]) (ספרים), welcher die hebr. Namensform (z. B. Jes. 36, 19) nicht erklärt, ist relativ jung; und, da er ein semitischer, kommen die Semiten hinterdrein.. — Nunmehr sind wir vorbereitet, zu fragen: welches ist die Sprache der assyrischen und babylonischen Keilinschriften? In Babylon wurde zur Zeit des Cyrus aramäisch (συριστί) gesprochen. Ob aber nur syrisch an diesem Sammelorte aller Völker? und was denn jenseits vom Tigris? Dem Hebräer ist Assur ein Stammler-, ein welsches Volk (Jes. 28, 12. 33, 19), wie die Aegypter (Ps. 114, 1) und die Emoriter (z. B. Jer. 49, 4); und das Herrschervolk der beiden assyrischen Königsstädte ist jedenfalls kein semitisches. Nicht Ein Königsname in Ninive und Babylon lässt sich semitisch erklären; und doch sind unsere Inschriften der Hauptsache nach königliche Denkmäler. Zweitens: das Alphabet war längst erfunden und über semitisches Sprachgebiet und noch weiter ausgedehnt: von der Buchstabenschrift Rückkehr zur Sylbenschrift wäre der verkehrte Gang, und letztere für Semitismus, der den Vocal nicht coordinirt, ganz ungeeignet. Drittens: vom Babylonischen besitzen wir den Wörterschatz noch in dem Lexikon der Sprache Balaibalan, von dessen Existenz in einer Privatbibliothek zu Bagdad der Generalconsul Rousseau vor 60 Jahren Kenntniss erhielt und weitergab. Auf der kaiserlichen Bibliothek zu Paris fand sich eine Handschrift des Werkes vor (N. 188. der pers. Manuscripte); und auf Grund derselben hat Silvestre de Sacy ausführlichen Bericht erstattet[3]). Dieser Lexikograph selbst schon erklärt den Namen der Sprache Balaibalan aus ihren eigenen Mitteln als = *Sprache des Belebenden;* er hält für möglich, dass neue Wörter in sie hineinerfunden werden können; und Silv. de Sacy sieht in ihr ein mystisches *idiome factice.* Allein jene Namendeutung klingt nicht sehr wahrscheinlich; wenn طُلَيْطُلَة auch nicht Tudela, sondern Toledo meint, so bleibt doch Analogie genug, um in Balaibalan ein Derivat von בָּבֶל Βαβυλών zu erkennen; und dass wir es hier nicht mit einer gemachten Willkürsprache zu thun haben, dürfte leicht zu beweisen sein. Schlimmsten Falles würden ihre Elemente einer bezüglichen Landessprache entnommen sein, deren Bezirk nicht bloss durch den Fundort jenes Buches bestimmt wird. Es bedeutet in diesem Idiom z. B. شبا *Wasser*, dann auch den *éclat onduleux* auf Degenklingen; und mit שִׁבָא zusammen erscheint sehr gewöhnlich דדן: nun aber heisst ددن eine Art Schwert; und die Söhne des nördlichen Dedân (Ἔδδανα) sind 1 Mos. 25, 3 *Sägenfeiler, Schwertfeger, Metalllöther.* Die Erklärer der Keilinschriften haben ja auch richtig herausgebracht, *Gott* heisse An auf babylonisch: so lautet sein Name wirklich im Balaibalan! Es ist mir ein Anliegen und ganz eigentlich meine Absicht, mit dem über assyrisch-babylonische

1) Beros. bei Richter p. 55—57. — Lassen, Ind. Alterthumskunde I, 674.
2) Beros. bei Richter p. 56.
3) Not. et Extr. IX, 365—96.

Sprache Gesagten der Forschung einen Wink zu geben, der sie vor dem weitern Fortschritt auf verhängnissvollem Irrwege bewahren mag.

Werfen wir schliesslich noch einen Blick überhaupt auf die Inschriftenerklärung und auf die phönicische insonderheit. In graphischer Hinsicht, was die Bestimmung der Zeichen anlangt, scheint mir viel Rühmliches geleistet zu sein; die Erklärung aber ist dahinter zurückgeblieben. Da wird oft ein Sinn herausgebracht und sich damit begnügt, dass wir Andern uns verwundert fragen, wie doch nur solcher Unsinn in Stein gehauen werden mochte; und man muthet uns zu, die unwahrscheinlichsten Dinge zu glauben. Wie z. B., dass numidischen Inschriften zufolge die Leute 15, 25, 45, 75 Jahre alt geworden seien; während ועשת am Ende nur *et extinctus est* bedeutet, gleichwie auch וַיָּמֹת 1 Mos. 5, 5 ff. noch längerem Leben ausdrücklich den Riegel schiebt. Die schwere Aufgabe wird dadurch nicht leicht, dass man sich einredet, das Phönicische sei etwas Apartes. Von kleinen dialektischen Verschiedenheiten abgesehen, ist Phönicisch und Hebräisch einerlei und in dem Maasse eine Erklärung wahrscheinlich, wie sie sich an den bekannten Hebraismus anschliesst. Sie darf der ordinären Redeweise, darf dem Sprachgebrauche nicht zuwiderlaufen; und — warum erklärt man den Aeskulap Mĕrĕăch der dreisprachigen Inschrift von Sardinien nicht aus מרח Jes. 38, 21? Das Zucken nach falschem Sinne hat übrigens manchmal auch falsche Bestimmung der Buchstaben im Gefolge gehabt. Die Legende einer bekannten Gemme[1]) ist מהרי zu lesen: *„eile“*, gesiegelter Brief! eine andere[1]) לְהִבָּרֵךְ סֵפֶר.

Bei diesem letzten Geschäfte eines Briefstellers halte ich inne. Als Brief soll, was ich hier mündlich sprach, auch zu den abwesenden Fachgenossen gelangen.

X. Zu den Uebungen aus der griechisch-makedonischen Elementartaktik.

(Vgl. oben S. 30 f., 82—90, 100—105.)

Nur Weniges mag hier noch nachträglich zu der Angabe der Commando's und den gründlichen Verhandlungen der pädagogischen Section im Allgemeinen hinzugefügt werden. Was zunächst die Quellen anlangt, so genügt es, auf den zweiten Theil der von mir und Rüstow herausgegebenen „Griechischen Kriegsschriftsteller“, welcher „Die Taktiker“ enthält (Leipzig, Engelmann, 1855. 2 Abtheilungen), ein für allemal zu verweisen. Das Wesentliche daraus ist bereits in unsere „Geschichte des griechischen Kriegswesens“ (Aarau, 1852) S. 105—128 aufgenommen.

Unterdessen ist Herr Dr. Wassmannsdorf, welcher auch über unsere Uebungen in den „Neuen Jahrbüchern für die Turnkunst“ von Kloss, Bd. XI, Heft 5, S. 247—249 kurz referirt hat, daran gegangen, sein der pädagogischen Section gegebenes Versprechen zu erfüllen: er hat ein kurzes handliches Lehrbüchlein für Turnlehrer zur Einführung dieser Uebungen in den Unterricht der Gymnasien geschrieben, welches dieser Tage erscheinen wird Wir zweifeln um so weniger, dass damit der Aufnahme derselben rasch und sicher Bahn ge-

1) Levy, Phönic. Studien II, 40. 37.

brochen werden dürfte, als bereits in ähnlicher Weise, wie vorigen Herbst in Heidelberg, im März d. J. zu Breslau ein ebenfalls gelungener Versuch der Art gemacht worden ist: s. den Vortrag des Dr. Bach in „Bericht über die 5. Versammlung von Turnlehrern u. s. w. zu Breslau den 2. und 3. April. Breslau 1866." S. 5 ff. Wenn Sachverständige, wie in Heidelberg Herr Director Rehdantz und in Breslau Herr Professor Haase, für die Einführung dieser Uebungen aus der griechisch-makedonischen Elementartaktik — oder besser gesagt, für die Anwendung der bereits auf unseren Turnplätzen bestehenden Gemeinübungen auf jene Taktik — an den Gymnasien sich so entschieden erklären, so ist damit die Sache eigentlich schon entschieden, und es erscheint daher ganz unnütz, noch ein Wort zu ihrer Empfehlung hier anzubringen oder jene höchst einfachen Elementarübungen selbst, welche hoffentlich in nicht zu ferner Zeit jedem Gymnasiasten und — Gymnasiallehrer geläufig sein werden, noch weiter zu erläutern. Statt dessen dürfte es vielleicht nicht ohne Interesse sein, hier die Dispositionen folgen zu lassen, nach denen in Heidelberg die Kämpfe bei Thermopylae und die Schlacht bei Kunaxa aufgeführt wurden, indem wir die einschlagenden Texteswerte aus Herodot und Xenophon, wie sie an die Anwesenden auf gedruckten Blättern zur Controle vertheilt wurden, mit den Commando's zusammenstellen, welche zur Ausführung der beschriebenen Manoeuvres nothwendig sind.

ΤΑ ΕΝ ΠΥΛΑΙΣ.

ΗΡΟΔΟΤΟΣ. *Λακεδαιμόνιοι δὲ ἐμάχοντο ἀξίως λόγου, ἄλλα τε ἀποδεικνύμενοι ἐν οὐκ ἐπισταμένοισι μάχεσθαι ἐξεπιστάμενοι καί, ὅκως ἐντρέψειαν τὰ νῶτα, ἁλέες φεύγεσκον*[1]) *δῆθεν, οἱ δὲ βάρβαροι ὁρέοντες φεύγοντας βοῇ τε καὶ πατάγῳ ἐπήισαν, οἱ δ' ἂν καταλαμβανόμενοι ὑπέστρεφον ἀντίοι εἶναι τοῖσι βαρβάροισι, μεταστρεφόμενοι*[2]) *δὲ κατέβαλλον πλήθεϊ ἀναριθμήτους τῶν Περσέων.*

1. Disposition zum Manoeuvre der Lakedämonier in den Thermopylen.

Zur Einleitung lässt man den Lochos, um den Engpass zu markiren, mit 4 Mann Front und 16 Mann Tiefe nach folgenden Commando's Stellung nehmen:

ἄγε εἰς τὰ ὅπλα!
ἐπὶ κέρως εἰς τέτταρας πρόαγε!
ἔχου οὕτως!
διάστηθι — στοίχει — ζύγει!
θέσθε τὰ ὅπλα!

1) Die verstellte Flucht wird nach folgenden Commando's ausgeführt:

ἄνω τὰ δόρατα!
ἐπὶ δόρυ μεταβαλοῦ!
δρόμῳ πρόαγε!

2) Die Wendung und der auf dieselbe folgende Angriff erfolgt nach folgenden Commandos:

ἔχου οὕτως!
εἰς ὀρθὸν ἀπόδος!
διάστηθι — στοίχει — ζύγει!
κάθες τὰ δόρατα!
δρόμῳ πρόαγε! (Geschieht diesmal mit „*ἀλαλά!*" oder „*ἐλελεῦ!*")

Endlich wird Stillstand commandirt:

ἔχου οὕτως!
θέσθε τὰ ὅπλα.

Dies Manoeuvre wird mehrmals wiederholt, sein Ende mit *παύσασθε!* angezeigt.

Η ΕΝ ΚΟΥΝΑΞΟΙΣ ΜΑΧΗ.

ΞΕΝΟΦΩΝΤΟΣ ΚΥΡΟΥ ΑΝΑΒΑΣΙΣ. *Α.* (VIII, 1.) *Καὶ ἤδη ἦν ἀμφὶ ἀγορὰν πλήθουσαν —, ἡνίκα ἀνὴρ Πέρσης προφαίνεται ἐλαύνων ἱδροῦντι τῷ ἵππῳ καὶ εὐθὺς πᾶσιν ἐβόα, ὅτι βασιλεὺς σὺν στρατεύματι πολλῷ προσέρχεται ὡς εἰς μάχην παρεσκευασμένος.* (2.) *ἔνθα δὴ πολὺς τάραχος ἐγένετο·* — (3.) *Κῦρός τε — πᾶσι παρήγγελλεν ἐξοπλίζεσθαι καὶ καθίστασθαι εἰς τὴν ἑαυτοῦ τάξιν ἕκαστον.*[1]) *ἔνθα δὴ σὺν πολλῇ σπουδῇ καθίσταντο.* — (14.) *Καὶ ἐν τούτῳ τῷ καιρῷ τὸ μὲν βαρβαρικὸν στράτευμα ὁμαλῶς προῄει, τὸ δὲ Ἑλληνικὸν ἔτι ἐν τῷ αὐτῷ μένον συνετάττετο ἐκ τῶν ἔτι προσιόντων.* — (17.) *Καὶ οὐκέτι τρία ἢ τέτταρα στάδια διειχέτην τὼ φάλαγγε ἀπ' ἀλλήλων, ἡνίκα ἐπαιάνιζόν τε οἱ Ἕλληνες καὶ προήρχοντο ἀντίοι ἰέναι τοῖς πολεμίοις.*[2]) (18.) *ὡς δὲ πορευομένων ἐξεκύμαινέ τι τῆς φάλαγγος, τὸ ὑπολειπόμενον ἤρξατο δρόμῳ θεῖν· καὶ ἅμα ἐφθέγξαντο πάντες οἷον τῷ Ἐνυαλίῳ ἐλελίζουσι, καὶ πάντες δὲ ἔθεον.* — [3]) (19.) *πρὶν δὲ τόξευμα ἐξικνεῖσθαι ἐκκλίνουσιν οἱ βάρβαροι καὶ φεύγουσι. καὶ ἐνταῦθα δὴ ἐδίωκον μὲν κατὰ κράτος οἱ Ἕλληνες, ἐβόων δὲ ἀλλήλοις μὴ θεῖν δρόμῳ, ἀλλ' ἐν τάξει ἕπεσθαι.* — (X, 1.) *Βασιλεὺς δὲ καὶ οἱ σὺν αὐτῷ διώκοντες εἰσπίπτουσιν εἰς τὸ Κύρειον στρατόπεδον· καὶ οἱ μὲν μετὰ Ἀριαίου οὐκέτι ἵστανται, ἀλλὰ φεύγουσι διὰ τοῦ αὑτῶν στρατοπέδου εἰς τὸν σταθμόν, ἔνθεν ὥρμηντο·* — *βασιλεὺς δὲ καὶ οἱ σὺν αὐτῷ — πάντα διαρπάζουσι.*

(5.) *Ἐπεὶ δ' ᾔσθοντο οἱ μὲν Ἕλληνες, ὅτι βασιλεὺς σὺν τῷ στρατεύματι ἐν τοῖς σκευοφόροις εἴη, βασιλεὺς δ' αὖ ἤκουσε Τισσαφέρνους, ὅτι οἱ Ἕλληνες νικῷεν τὸ καθ' αὑτοὺς καὶ εἰς τὸ πρόσθεν οἴχονται δι-*

2. Disposition zur Schlacht bei Kunaxa.

Zur Einleitung lässt man den Lochos *κατὰ κέρας*, etwa 2—3 M. neben einander, aber ungeordnet und in losen Distanzen, zum Theil auch ohne Spiess und Schild, heranmarschiren.

Auf die Nachricht von dem Anrücken des Feindes erfolgt

1) der Aufmarsch nach folgenden Commando's:

ἄγε εἰς τὰ ὅπλα!
ἐπ' ἀσπίδα εἰς φάλαγγα πάραγε!
(Auf dieses Commando nimmt der Lochos seine Normalstellung im Quadrat mit 8 M. Front und 8 M. Tiefe ein.)
τὸ μῆκος κατὰ τόπον διπλασίαζε!
τὸ μῆκος κατ' ἀριθμὸν διπλασίαζε!
(Nach diesen zwei Commando's bildet der Lochos eine Schlachtlinie von 16 M. Front und 4 M. Tiefe.)
διάστηθι — στοίχει — ζύγει!

2) der Vormarsch unter Gesang des Paean nach folgenden Commando's:

ἄνω τὰ δόρατα!
παιανίζων πρόαγε!

3) An diesen schliesst sich der erste Angriff nach folgenden Commando's:

ἔχου οὕτως!
κάθες τὰ δόρατα!
δρόμῳ πρόαγε!

Der Lochos geht mit gefälltem Spiesse unter dem Rufe *ἀλαλά* oder *ἐλελεῦ* in raschem Sturmschritt vor, bis das folgende Commando Halt gebietet:

ἔχου οὕτως!

ῴκοντες, ἐνταῦθα δὴ βασιλεὺς μὲν ἀθροίζει τε τοὺς ἑαυτοῦ καὶ συντάττεται, ὁ δὲ Κλέαρχος ἐβουλεύετο Πρόξενον καλέσας,[4]) εἰ πέμποιέν τινας ἢ πάντες ἴοιεν ἐπὶ τὸ στρατόπεδον ἀρήξοντες. (6.) ἐν τούτῳ καὶ βασιλεὺς δῆλος ἦν προσιὼν ὡς ἐδόκει ὄπισθεν. καὶ οἱ μὲν Ἕλληνες στραφέντες παρεσκευάζοντο ὡς ταύτῃ προσιόντος καὶ δεξόμενοι,[5]) ὁ δὲ βασιλεὺς ταύτῃ μὲν οὐκ ἦγεν, ᾗ δὲ παρῆλθεν ἔξω τοῦ εὐωνύμου κέρατος, ταύτῃ καὶ ἀπήγεν.[6]) — (9.) ἐπεὶ δ' ἦσαν κατὰ τὸ εὐώνυμον τῶν Ἑλλήνων κέρας, ἔδεισαν οἱ Ἕλληνες, μὴ προσάγοιεν πρὸς τὸ κέρας καὶ περιπτύξαντες ἀμφοτέρωθεν αὐτοὺς κατακόψειαν· καὶ ἐδόκει αὐτοῖς ἀναπτύσσειν τὸ κέρας καὶ ποιήσασθαι ὄπισθεν τὸν ποταμόν.[6]) (10.) ἐν ᾧ δὲ ταῦτα ἐβουλεύοντο καὶ δὴ βασιλεὺς παραμειψάμενος εἰς τὸ αὐτὸ σχῆμα κατέστησεν ἀντίαν τὴν φάλαγγα, ὥσπερ τὸ πρῶτον μαχούμενος συνῄει.[7]) ὡς δὲ εἶδον οἱ Ἕλληνες ἐγγύς τε

4) Die längere Pause wird durch nachstehende Commando's angeordnet:

ἄνω τὰ δόρατα!
θέσθε τὰ ὅπλα!
ἀναπαύσασθε!

Auf das letzte Commando tritt der Lochos in lose Distanzen auseinander, bleibt aber doch mit den Waffen in seiner bisherigen Frontstellung.

5) Als die Meldung kommt, der Feind erscheine im Rücken, so wird die vollständige Frontveränderung (zweite Stellung) des Lochos nach folgenden Commando's vollzogen:

σῖγα καὶ πρόσεχε τῷ παραγγέλματι!
ἄνω τὰ δόρατα!
διάστηθι — στοίχει — ζύγει!
τὸν Λάκωνα κατὰ στίχους ἐξέλισσε!
διάστηθι — στοίχει — ζύγει!
τὸν Κρητικὸν (oder τὸν χόριον) κατὰ ζυγὰ ἐξέλισσε!
διάστηθι — στοίχει — ζύγει!
πρόαγε!
ἔχου οὕτως!
θέσθε τὰ ὅπλα!

6) Da aber der Feind seine bisherige Marschlinie aufgiebt, nach Links ausbiegt und dergestalt die rechte Flanke des Lochos zu bedrohen scheint, so wird nach folgenden Commando's die dritte Stellung, mit dem Rücken nach dem Flusse zu, eingenommen:

ἄνω τὰ δόρατα!
ἐπὶ δόρυ ἐπίστρεφε!
διάστηθι — στοίχει — ζύγει!

7) Da jedoch der Feind in einem Bogen um die Schlachtlinie des Lochos herum in seine erste Frontstellung zurückmarschirt, so muss auch der Lochos als vierte Stellung seine ursprüngliche Aufstellung, den rechten Flügel an den Fluss gelehnt, wieder einnehmen. Dies geschieht auf folgende Commando's:

ἐπὶ δόρυ ἐπίστρεφε!
ἐπὶ δόρυ κλῖνον!
πρόαγε!

(Auf dieses Commando marschirt der Lochos im Flankenmarsch bis zu der Linie, welche als Fluss markirt ist.)

ἔχου οὕτως!
εἰς ὀρθὸν ἀπόδος!
διάστηθι — στοίχει — ζύγει!

ὄντας καὶ παρατεταγμένους, αὖθις παιανίσαντες ἐπῇσαν πολὺ ἔτι προθυμότερον ἢ τὸ πρόσθεν.[8]) (11.) *οἱ δ' αὖ βάρβαροι οὐκ ἐδέχοντο, ἀλλ' ἐκ πλείονος ἢ τὸ πρόσθεν ἔφευγον· οἱ δ' ἐπεδίωκον μέχρι κώμης τινός· ἐνταῦθα δ' ἔστησαν οἱ Ἕλληνες* — (16.) *καὶ θέμενοι τα ὅπλα ἀνεπαύοντο.*[9])

8) Da unterdessen der Feind gegenüber in seine erste Stellung, den linken Flügel an den Fluss gelehnt, wieder eingerückt ist, so erfolgt jetzt ganz in derselben Weise, wie nach 2) und 3) das erste Mal, der zweite Angriff:

παιανίζων πρόαγε!
ἔχου οὕτως!
κάθες τὰ δόρατα!
δρόμῳ πρόαγε!

9) Nachdem dieser Angriff nach Belieben auf eine längere oder kürzere Strecke ausgeführt worden ist, wird auf gleiche Weise wie oben mit nachstehenden Commando's die zweite Pause angeordnet:

ἔχου οὕτως!
ἄνω τὰ δόρατα!
θέσθε τὰ ὅπλα!
ἀναπαύσασθε!

Auf das letzte Commando tritt der Lochos aus einander und stellt die Waffen zusammen.

Zum Schluss kann man dann noch den Rückmarsch nach dem supponirten Lager in Colonne mittelst nachstehender Commandos anordnen:

ἄγε εἰς τὰ ὅπλα!

(Auf dieses Commando bewaffnet sich der Lochos und nimmt seine Normalstellung im Quadrat mit 8 M. Front und 8 M. Tiefe ein.)

σῖγα καὶ πρόσεχε τῷ παραγγέλματι!
ἄνω τὰ δόρατα!
διάστηθι! στοίχει! ζύγει!

Dann ist, je nach der Richtung, in welcher der Abmarsch geschehen soll, eventuell eine Schwenkung (*ἐπιστροφή*) oder ein Contremarsch (*ἐξελιγμός*) zu commandiren, hierauf aber aus der Normalstellung in die Marschordnung mit folgendem Commando überzugehen:

ἐπὶ κέρως εἰς δύο πρόαγε!

(Auf dieses Commando marschirt die rechte Flügelrotte, 2 M. hoch, ab. Sobald die beiden letzten Nummern 7 und 8 derselben die Front passirt haben, schliesst sich, ebenfalls 2 M. hoch, die 2., an diese die 3. Rotte an u. s. w. Dieser Anschluss kann noch bei jeder auf die 1. folgenden Rotte mit nachstehendem Commando notirt werden:

ἐπὶ κέρως εἰς δύο ἕπου!)

Anmerkung: In zwei Punkten bin ich bei dieser Disposition von dem wirklichen Hergange der Schlacht abgewichen, und zwar einfach aus dem praktischen Grunde, um so viele und so verschiedenartige Commando's als möglich in Anwendung zu bringen. Erstens hat das griechische Heer bei seiner Frontveränderung — s. unter 5) — nur den Contremarsch nach Rotten (*ἐξελιγμὸς κατὰ στίχους*) gemacht, so dass es nach dessen Ausführung mit seinen Flügeln in der Inversion stand, was mit Sicherheit der Ausdruck *ἔξω τοῦ εὐωνύμου κέρατος* §. 6 und *κατὰ τὸ εὐώνυμον κέρας* §. 9 beweist. Zweitens hat das Heer die unter 6) und 7) angeführten Evolutionen gar nicht wirklich ausgeführt, wie aus den Worten Xenophon's unwiderleglich hervorgeht. Als der König Anstalt zu treffen schien, den in der Inversion stehenden linken — d. h.

jetzt factisch rechten — Flügel zu bedrohen, so beschliessen sie nur — *ἐδόκει αὐτοῖς* —, *ἀναπτύσσειν τὸ κέρας καὶ ποιήσασθαι ὄπισθεν τὸν ποταμόν*, vollzogen aber dieses Manoeuvre nicht, denn während sie noch darüber berathschlngten (*ἐν ᾧ δὲ ταῦτα ἐβουλεύοντο*), zog sich schon der König im Bogen um sie herum und nahm seine ursprüngliche Schlachtordnung wieder ein. Darauf sind denn auch die Griechen lediglich durch denselben Contremarsch nach Rotten wieder in ihre erste Stellung zurückgekehrt.

Statt dieser Wiederholung desselben Manoeuvres habe ich es vorgezogen, auch den Contremarsch nach Gliedern (*ἐξελιγμὸς κατὰ ζυγά*) und sodann Schwenkungen (*ἐπιστροφαί*) und den Reihenmarsch (*παραγωγή*) ausführen zu lassen. —

Als Zugabe zu S. 103 f. lasse ich noch das Embaterion des Tyrtaeos folgen, zunächst, wie es für unsere jungen Leute der bekannten Mozart'schen Melodie angepasst worden war:

Ἄγετ', ὦ Σπάρτας πολιῆται,
κοῦροι πατέρων εὐάνδρων,
λαιᾷ μὲν ἴτυν προβαλέσθαι,
δόρυ δ' εὐτόλμως πάλλειν.

Ἄγετ', ὦ Σπάρτας πολιῆται,
ποτὶ τὰν Ἄρεος κίνασιν
μὴ φειδόμενοι τᾶς ζωᾶς·
ὣς γὰρ πάτριον Σπάρτᾳ.

Sodann aber, wie es für die Melodie des Schiller'schen Reiterliedes eingerichtet werden kann:

Ἄγετ', ὦ Σπάρτας ἔνοπλοι κοῦροι,
ποτὶ τὰν Ἄρεος κίνασιν,
λαιᾷ μὲν ἴτυν περιβαλλόμενοι,
δόρυ δ' εὐτόλμως πάλλοντες,
μὴ φειδόμενοι γλυκερᾶς ζωᾶς·
οὕτω γὰρ ἀεὶ πάτριον Σπάρτᾳ.

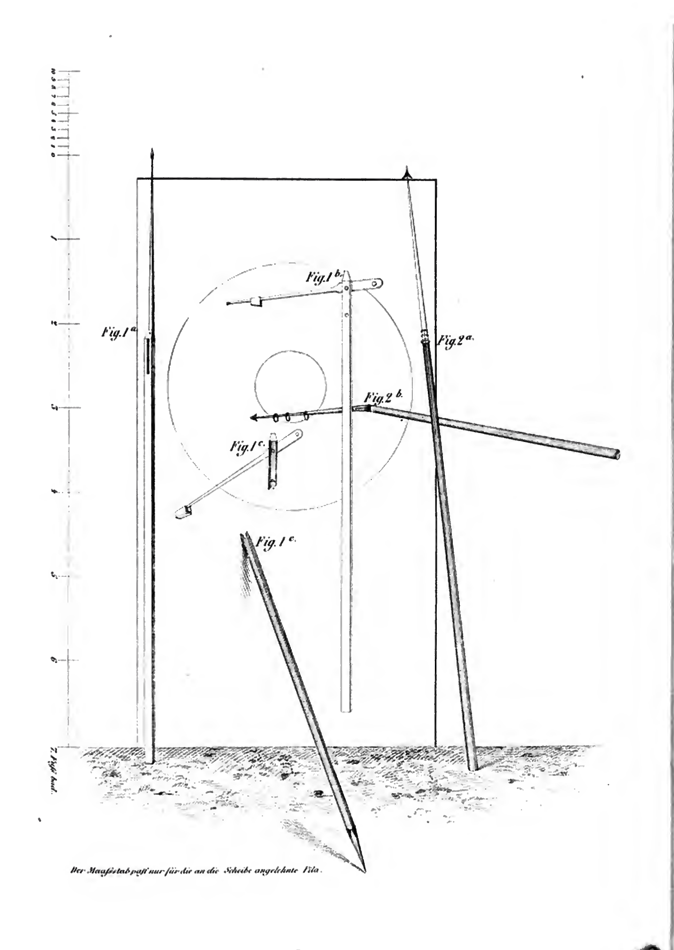
Es ist mir eine gemüthliche Reminiscenz, dass an jenem heissen Nachmittage während einer der Pausen in der Aufführung der Schlacht bei Kunaxa diese Variation mir, so zu sagen, von selbst kam, als ich gerade mit Herrn Director Rehdantz, welcher überhaupt mit ebenso viel Sachkenntniss als Interesse auf diese Uebungen einging, die Einzelheiten der Disposition durchsprach. Natürlich versäumte ich nicht, demselben sofort die neue Improvisation zu beiderseitiger Heiterkeit „vorzubrummen.“ Möge auch er sich noch dieses Augenblicks mit freundlicher Theilnahme erinnern!

KOECHLY.

XI. Zu den Wurfübungen mit dem römischen Pilum und der hasta amentata.

(S. oben Seite 30 und 150.)

Seitdem der Unterzeichnete in der pädagogischen Section der Augsburger Philologenversammlung seinen Vortrag über das römische Pilum gehalten hat (s. Verhandlungen S. 139—152), sind, wie damals vorausgesagt wurde (s. S. 142), an verschiedenen Orten noch weitere Exemplare dieser weltgeschichtlichen Nationalwaffe gefunden worden. Die interessantesten Funde dieser Art sind diejenigen, welche durch die auf Befehl des Kaisers Napoleon zu Alise St. Reine — dem alten Alesia — angestellten Ausgrabungen entdeckt worden sind: über sie giebt die Schrift „Les armes d'Alise. Notice avec photographies et


Fig.1 a
Fig.1 b.
Fig.1 c.
Fig.1 c.
Fig.2 a.
Fig.2 b.
7 Fuß bad.
Der Maaßstab paßt nur für die an die Scheibe angelehnte Pila.

gravures sur bois par M. Verchère de Reffye. Paris 1864." S. 5—12 die nöthige durch Abbildungen veranschaulichte Auskunft. Danach stellt sich immer mehr heraus, was ich ebenfalls bereits bei jener Gelegenheit hervorhob (s. ebenda), dass man bei der Construction des Pilum zwar das Wesentliche (s. ebenda S. 147 f.) überall beibehalten, dagegen in unwesentlichen Dingen — den Länge- und Stärke-Dimensionen von Eisen und Schaft, der Gestalt und Beschaffenheit der Spitze, der Verbindung zwischen Eisen und Schaft — die verschiedenartigsten Variationen theils aus Zufall oder Laune zugelassen, theils aber gewiss auch mit Berechnung vorgenommen hat. In letzterer Beziehung will ich hier nur auf die beiden Hauptsysteme in der Verbindung zwischen Eisen und Schaft aufmerksam machen, welche ebenso bestimmt aus den Beschreibungen der alten Schriftsteller sich ergeben, als sie deutlich in den aufgefundenen Exemplaren sich nachweisen lassen.

Bekanntlich hebt Polybios in der bekannten Schilderung seiner zwei Pila, des schweren und des leichten (VI, 23, 10; vgl. Verhandlungen S. 143) als gemeinsame Eigenthümlichkeit hervor, dass das drei Ellen lange Eisen bis zur Hälfte in den Schaft eingelassen und durch eine Menge von Haften so fest mit dem Holze verbunden werde, dass eher das Eisen breche, als diese Verbindung sich löse. Eine derartige Verbindung, wenn auch nicht auf eine Länge von $1\frac{1}{2}$ Ellen ausgedehnt, finden wir nun wirklich bei den Pilen, welche Verchère de Reffye S. 7 f. beschrieben und durch Fig. 6 und 7 erläutert hat: das Eisen läuft am untern Ende in eine 15 Centimètres lange Angel aus, welche in die Mitte des Schaftes eingelassen und einerseits durch einen durchgehenden Pflock, andrerseits durch mehrere um den Schaft herumgelegte Ringe befestigt wurde. Letztere, bald rund bald viereckig, je nach der Gestalt des Schaftes, haben einen innern Durchmesser von 27—32 Millimètres. Es versteht sich übrigens von selbst, dass eine solche möglichst feste Vereinigung von Eisen und Schaft auch auf andere Weise vermittelt werden kann. (Vgl. Verhandlungen S. 144 f.) Jedenfalls aber haben dieser Classe von Pilen die Cäsarischen Pila angehört, deren, mit Ausnahme der Spitze, weich geschmiedete Eisen, in die Schilde der Feinde eingedrungen, sich regelmässig umzubiegen pflegten, so dass sie von den letztern nicht leicht herausgezogen, noch weniger aber sofort zu einem zweiten Wurfe gebraucht werden konnten (Caes. b. G. I, 25. Vgl. Verhandlungen S. 146 f.).

Den eben angegebenen Zweck, dass das Pilum wo möglich im feindlichen Schilde hängen bleibe, jedenfalls aber nicht zu einem neuen Wurfe diene, suchte nun das andere System, welchem das Marianische Pilum angehört, auf entgegengesetztem Wege zu erreichen. (S. ebenda S. 145 f.) Hier wurde nämlich umgekehrt die Verbindung zwischen Eisen und Schaft nur durch einen eisernen Nagel (oben) und durch einen hölzernen Pflock (weiter unten) vermittelt; letzterer zerbrach regelmässig bei'm Wurfe, und das Eisen, nur noch von dem eisernen Nagel festgehalten, schnappte aus dem Einschnitte des Schaftes heraus und bildete mit dem letzteren einen beweglichen Winkel, wodurch jeder unmittelbare Gebrauch der Waffe unmöglich wurde. In dieser Weise sind die Pila mit viereckiger Tülle construirt gewesen, welche ich a. O. S. 142 nach der Uebereinstimmung der Funde (s. ebenda S. 141. Fig. 2 und Verchère de Reffye p. 7. Fig. 8) mit den Reliefs auf 2 Grabmonumenten römischer Soldaten zu Mainz als die ordonnanzmässige Form der Pila in der Kaiserzeit bezeichnet habe. Es ergab sich nämlich bei genauer Untersuchung der Funde und den praktischen Versuchen mit den darnach construirten Modellen als unzweifelhafte Thatsache, dass jene viereckige Tülle nicht mit dem Eisen zusammenhing, sondern nur auf dem viereckig abgeschrägten obern Theile

des Schaftes so weit fest aufsass, um bei'm Tragen des Pilum die Verbindung von Eisen und Schaft zu sichern; bei jedem ordentlichen Wurfe dagegen, der in die Scheibe eindrang, allemal durch die Erschütterung losging und an dem Eisen nach vorwärts flog, während die breite Zunge des letzteren, wenn sie mit der schmalen Kante nach oben zu liegen kam, ebenso regelmässig den Holznagel durchbrach und aus dem Einschnitte des Schaftes herausschlug. S. Tafel I, Figur 1 *a b c*.

Ein Uebelstand freilich, auf welchen Hr. Dr. Wassmannsdorff mich aufmerksam gemacht hat, bei diesen Pila besteht darin, dass die Zunge bei'm Einschlagen der Spitze in die Scheibe keineswegs immer mit ihrer schmalen Kante, sondern ebenso oft mit ihrer breiten Seite nach oben zu liegen kommt, in welchem Falle dann die Verbindung zwischen Eisen und Schaft intact bleibt. Dieser Uebelstand aber konnte leicht dadurch neutralisirt werden, dass man auch diesen Pila weichgeschmiedete Eisen gab, so dass sie nach einem Kernwurfe in jedem Falle unbrauchbar wurden, entweder indem das Eisen selbst sich umbog, oder indem die Verbindung zwischen Eisen und Schaft sich löste.

Ausschliesslich aber auf dieses letztere System sind die Pila berechnet, deren Eisen in eine runde geschlitzte Tülle ausläuft, welche so kurz ist, dass nur ein ganz kleines Stück des oberen Schaftendes hineingeschoben werden kann und daher die Verbindung zwischen Schaft und Eisen eine ausnehmend lockere ist (s. Verhandlungen S. 141. Fig. 1 und Verchère de Reffye p. 6, Fig. 5): um diese bis zum entscheidenden Momente zu sichern, werden um jene runde Tülle und den in sie eingelassenen oberen Theil des Schaftes 2 oder 3 Ringe ohne sonstige Befestigung aufgedrückt, welche dann bei'm Wurfe ebenso wie jene viereckige Tülle sich ablösen und nach vorn fliegen, worauf dann ebenfalls der Schaft herausbricht. S. ebenda Figur 2 *a b*.

Es ist also klar, dass wir überhaupt zwei Systeme zu unterscheiden haben, welche dasselbe Ziel — das Herausziehen des abgeworfenen Pilum aus dem feindlichen Schilde zu erschweren und den sofortigen Wiedergebrauch desselben unmöglich zu machen — auf verschiedene Weise zu erreichen suchten, das eine durch die Construction des Eisens, das andere durch die lockere Verbindung zwischen Eisen und Schaft.

Ueber die auf unserm Turnplatze angewendeten Pila lasse ich nun den Meister, Herrn Dr. Wassmannsdorff, selbst sprechen,*) und bemerke nur, dass es diesem auch gelungen ist, das Geheimniss des *amentum*, welches uns einst (s. Gesch. d. griech. Kriegswesens S. 130 f.) so viele vergebliche Mühe gemacht hat, vollständig wieder zu entdecken. Es ist natürlich ganz unwesentlich, dass Hr. Wassmannsdorff in Ermangelung eines andern Wurfspeeres zu seinen Versuchen mit dem Wurfriemen sich ein Pilum hergerichtet hat. Der Erfolg aber ist ganz unzweifelhaft: ich selbst, der doch in allen solchen Dingen ziemlich ungeschickt ist, habe unter Hrn. Wassmannsdorff's Leitung sofort die höchst einfache Manipulation begriffen und nach kurzer Uebung mit dem geriemten Pilum sicherer und kräftiger geworfen, als mit dem gewöhnlichen. Gewiss aber ist, dass bei leichteren Wurfspeeren das *amentum* erst recht seine Wirksamkeit, namentlich für den Fernwurf, geltend macht.

KOECHLY.

*) Vgl. desselben höchst beachtenswerthen Aufsatz in „Kloss: Neue Jahrbücher für die Turnkunst", Bd. XI, Heft 5, S. 240—247, welcher zuletzt zu dem Schlusse kommt, dass in dem reconstruirten Pilum das allerschönste, unterhaltendste Wurfgeräth auch für das neuere Schulturnen gefunden sei!

Nachbildungen antiker Pila hatten wir für unsere Wurfversuche mit dieser Waffe des Alterthums aus Carlsruhe und aus Mainz erhalten; ihr Hauptunterschied bestand darin, dass die ersteren einen vierkantigen Schaft ohne sog. Schuh, die letzteren einen runden Schaft mit eisernem Schuh hatten. Da bei unseren praktischen Versuchen es sich bald herausstellte, dass die Köpfe der Pila-Eisen, selbst die ohne Widerhaken, nur mit Zuhilfenahme eines Stemmeisens aus unserer Holzscheibe sich herausnehmen liessen, so feilten wir an einigen Uebungs-Pilen die Köpfe ab und spitzten einfach das Eisen nur zu —: bei kräftigen Würfen bedurfte es selbst bei dieser Abänderung der Pilen-Spitzen oft mehrfacher Hin- und Herdrehungen der Pila, bis diese endlich sich aus der Scheibe gewissermaassen herausschraubten.



Die Carlsruher wie die Mainzer Pila waren von nicht ganz übereinstimmenden Maassen; da die Abweichungen an Grösse, Dicke und Schwere jedoch unbedeutend zu nennen sind, so genügt wohl eine Angabe der Dimensionen je eines Exemplares, um die Verschiedenheit der in Rede stehenden Pila zu kennzeichnen.

Bei einer Länge im Ganzen von 2 m. 1 cm. hatte eines der Carlsruher Pila eine Schaftlänge von 1 m. 36 cm.; jede Seite des quadratischen Schaftes ist 3 cm. breit. Das Pilumeisen ist im Ganzen $79^1/_2$ cm. lang; $14^1/_2$ cm. davon stecken in dem Schafte. Unterhalb des $3^1/_2$ cm. langen Kopfes ist jede Seite des viereckigen Pilumeisens 6 mm., an der auf dem zugeschrägten Schaftende haftenden, beweglichen Zwinge dagegen 1 cm. dick; die konisch zulaufende Zwinge, deren obere Oeffnung genau der Dicke des Pilumeisens entspricht, hat eine Länge von 3 cm. Das in eine Nute des Schaftes eingelassene Pilumeisen ist flach geschmiedet worden, zu einer sog. Zunge, die aber nicht breiter ist als das Pilumeisen selbst; die in den Schaft eingestemmte Nute schliesst ein eingeleimter Holzspahn; 3 Drahtstifte dienen zur Befestigung der Zunge mit dem Holze. Die ganze Waffe wiegt 1 *℔.* $28^1/_2$ Loth.

Eines der Mainzer Pila mit sog. Schuh ist genau 2 m. lang; das Pilumeisen, fast $86^1/_2$ cm. lang, hat einen $6^1/_2$ cm. langen Kopf und ist auf eine Länge von $18^1/_2$ cm. an dem unteren Ende zu einer schaftbreiten „Zunge" ausgeschmiedet, die in einem Einschnitt des Schaftes steckt und mit drei Nieten im Holze befestigt ist: die Zunge ist 3 cm. breit, was auch das Maass des Durchmessers für den Obertheil des Schaftes ist, der sich auf einen Durchmesser von $2^1/_2$ cm. am Obertheile des „Schuhes" verjüngt. Unterhalb des Kopfes ist das runde Pilumeisen 7 mm. dick, gegen die Zwinge hin wird es vierkantig und oberhalb der (fast $4^1/_2$ cm. langen) Zwinge ist jede Seite des vierkantigen Pilumeisens 6 mm. breit. Dieses Pilum wiegt fast 2 *℔.*

Ein Uebungspilum ohne Kopf, bei dem die bewegliche, bei einem Treffwurfe jedesmal nach vorn auf das Pilumeisen vorgleitende Zwinge fehlt, wo dieses Eisen vielmehr in eine konisch zulaufende, hohle Eisentülle eingelöthet ist und der zugespitzte Schaft einfach (selbst

ohne Niet) in den hohlen Raum der Tülle gesteckt wird, gestaltete ich auf folgende Weise zu einem „*Pilum amentatum*“ um. In einiger Entfernung von dem Schwerpuncte und zwar gegen das Schaftende hin durchbohrte ich den Schaft und befestigte mittelst einer dünnen Mutterschraube eine (9½ cm. lange) Riemenschleife, die vollkommen angespannt ist, wenn bei richtiger Wurfhaltung die Spitze des Zeigefingers, das oberste Glied dieses Fingers, in den Riemen greift; dieses *Pilum amentatum* ist im Ganzen 1 m. 79½ cm. lang, das gesammte Eisen hat eine Länge von etwas über 72½ cm. (etwas über 12½ cm. kommen auf die konische Eisentülle); die Eisenspitze ist oben 4 mm., unten 6 mm. dick, der Schaft hat einen Durchmesser von 3 cm.

Dieses *Pilum amentatum*, das 1½ *℔.* schwer ist, kann unbeschadet der Treffsicherheit auch ohne Benutzung des Riemens geworfen werden; auch die Spitze des Mittelfingers kann man zu dem Wurfe verwenden und selbst, zumal bei etwas längerem Riemen, die Spitzen beider Finger in die Riemenschlinge stecken. Bei geschicktem Drucke mit der in dem Riemen steckenden Fingerspitze lässt sich dem Wurfe eine merklich grössere Kraft geben und selbst grössere Sicherheit, ist man etwas darauf eingeübt, das fortfliegende Pilum mit der fortschiebenden Fingerspitze gewissermaassen zu lenken; als Erfahrungssatz in Folge vielfältiger Uebung mit dem Riemenpilum darf ausgesprochen werden: ohne Mehranstrengung lässt sich mit einem *Pilum amentatum* weiter werfen, als mit dem gewöhnlichen Pilum, und von demselben Male aus dringt bei gleichem Kraftaufwande das Riemenpilum tiefer in die Scheibe ein, als das Pilum ohne Riemen.

Unsere Scheibe, einen tragbaren kleinen Bretterzaun von etwa 2 m. Breite und fast gleicher Höhe, überkleideten wir mit einem 1 mm. dicken Eisenbleche; auf dieses hefteten wir, gewissermaassen zur Darstellung einer kleineren Scheibe, ein zweites, etwas dickeres Eisenblech, das unten aufgebogen war und als „Centrum“ für die besten Werfer ein etwa 1½ cm. dickes Brettstück von Eichenholz trug: kräftigen Würfen gelang es oft, das Pilum bis in die unterste Holzschicht unserer Scheibe zu treiben.

WASSMANNSDORFF.

XII.

TABULA CENATORIA.

Philologis

doctoribus epulantibus potoribus

uti

edànt:

1. *Rectum animi serva(s) cursum*	. . . .	Hor. Serm. II, 3, 201.
2. *velut escam vitasses*	. . . .	Ibid. 7, 30. 31.
3. *metuens alterius viri corpus radere,* auctor extat;	. . . .	Od. III, 24, 22.
4. *ne hostes metueret, concilio tirones adhibens*	. . . . . .	Tacit. Hist. 1, 71.
5. çak'udra Yaunâ Çakâ takabarâ, פלני אלמני	. . . .	Naqschi Rustam L. 28. 29.
6. אשר מראהו בעץ עשר extitit suasor,	. . . .	2 Sam. 23, 21.
7. *τοῦ μηδὲν ἀναίνεσθαι* *ἐν ταῖς θλίψεσι ταύταις,*	. . . .	1 Thess. 3, 3.
8. *τῷ κλήρῳ δουλεύοντας* *ἀναζωπυρουμένους*	. . . .	Rom. 12, 11.
9. بنسيمة	. . . .	Antar. Moall. v. 14.

(Dieser scherzhafte Speisezeddel ernst gemeinter Conjecturen ward bei dem oben S. 31 erwähnten **Festmahle** den philologischen Theilnehmern von Herrn Kirchenrath **Hitzig** dargeboten.)

XIII. Die Stellen der alten Schriftsteller zu dem Vortrage des Herrn Prof. von der Launitz.

S. 49—51.

Quintilian. Inst. Orator. lib. XI, 3. 137.

„Est aliquid in amictu, quod ipsum aliquatenus temporum conditione mutatum est. Nam veteribus nulli sinus: perquam breves post illos fuerunt. Itaque etiam gestu necesse est usos esse in principiis eos allo, quorum brachium, sicut Graecorum, veste continebatur. Sed nos de praesentibus loquimur.“

Quintilian. ibid. 139—141.

„Ipsam togam rotundam esse et apte caesam velim. Aliter enim multis modis fiet enormis. Pars ejus prior mediis cruribus optime terminatur, posterior eadem portione altius qua cinctura. Sinus decentissimus, si aliquanto supra imam togam fuerit; nunquam certe sit inferior. Ille, qui sub humero dextro ad sinistrum oblique ducitur velut balteus, nec strangulet nec fluat. Pars togae, quae postea imponitur, sit inferior: nam ita et sedet melius et continetur. Subducenda etiam pars aliqua tunicae, ne ad lacertum in actu redeat: tum sinus injiciendus humero, cujus extremam oram rejecisse non dedecet. Operiri autem humerum cum toto jugulo non oportet, alioquin amictus fiet angustus et dignitatem, quae est in latitudine pectoris, perdet. Sinistrum brachium eo usque allevandum est, ut quasi normalem illum angulum faciat. Super quod ora ex toga duplex aequaliter sedeat.“

Macrobius. Saturnal. lib. III. cap, XIII. 4.

„Fuit enim (Hortensius) vestitu ad munditiem curioso et, ut bene amictus iret, faciem in speculo quaerebat, ubi se intuens togam corpori sic applicabat, ut rugas non forte, sed industria locatas artifex nodus astringeret, et sinus ex composito defluens modum lateris ambiret. Is quondam cum incederet elaboratus ad speciem, collegae de iniuriis diem dixit, quod sibi in angustiis obvius offensu fortuito structuram togae destruxerat, et capitale putavit, quod in humero suo locum ruga mutasset.“

Tertullian. de pallio 5.

„Prius etiam ad simplicem captatelam eius nullo taedio constat: adeo nec artificem necesse est, qui pridie rugas ab exordio formet et inde deducat in tilias, totumque contracti umbonis figmentum custodibus forcipibus assignet, dehinc diluculo tunica prius cingulo correpta, quam praestabat moderatiorem texuisse, recognito rursus umbone, et si quid exorbitavit, reformato, partem quidem de laevo promittat, ambitum vero eius, ex quo sinus nascitur iam deficientibus tabulis retrahat a scapulis, et exclusa dextera, in laevam adhuc congerat cum alio pari tabulato in terga devoto, atque ita hominem sarcina vestiat.

XIV. Römische Alterthümer aus der Umgegend von Heidelberg und Mannheim.

Der 24. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner dargebracht von Dr. C. B. A. Fickler, Grossh. Prof. und Director des Antiquariums in Mannheim. 2. Aufl. revidirt und erweitert von Karl Christ.

(Zu dem Vortrage des Hrn. Prof. Fickler in der archaeologischen Section. S. 142—145.)

Die einzelnen Funde sind in der Richtung von Süden nach Norden aufgezählt, also mit Beibehaltung der bisherigen Eintheilung. — Die Inschriften sind hier dagegen sämmtlich nach autoptischer Besichtigung derselben mitgetheilt. —

1. Bahnbrücken, Amtsbezirk Bretten.
   a) Arula mit Krönung (grauer Sandstein), gef. 1853 inmitten zahlreicher röm. Substructionen. MERCV || RIO || CESSO || RIN.S || V·S·L·L·M Zeile 4 ist zwischen dem N und S ein Zwischenraum von der Grösse eines Buchstabens; das hineingehörige V ist nicht mehr zu sehen, sodass dasselbe entweder verwittert ist, oder aber ganz vergessen wurde.
   b) Unterer Theil einer weiblichen Figur mit fliegendem Chiton. (*Diana Abnoba?*), gefunden 1854. — Beide Nummern im Antiquarium zu Carlsruhe. — (Fröhner, die Grossh. Sammlung vaterl. Alterthümer zu Carlsruhe. I. Nr. 38[b]; Nr. 51.)

2. Wiesloch, Berghöhe Hessel: Bergmannswerkzeuge. Salbengefässe. Scherben aus *terra sigillata*. Ziegelplatten im Besitze Bronner's aus Wiesloch mit den Inschriften:

   LEG XXII PRPF; sodann AUG XXII PRI; und Rundstempel mit dem Zeichen des Steinbocks; Umschrift LEG. XXII dMdd. Wahrscheinlich die ganze Substruction der Burg bei Altwiesloch, Gebäudetrümmer. (Wilhelmi, Sinsheimer Jahresbericht I, S. 46—47.)

3. Hockenheim, Amts Schwetzingen; Rheinübergang nach Speier. (Rappenegger in den Bonner Jahrbüchern X, S. 3 ff. und in den Schriften des bad. Alterth.-Vereins II, S. 291 f.)
   a) Arula aus graugelbem Sandstein. Inschrift: VISVCIO || MERCVRIO || SENILIS || MAS S E || V·S·L·L·M. *Masse* ist wohl Name, was wahrscheinlicher ist als wenn man etwa *Massius ex voto* etc. erklärt. In dem Grossh. Antiq. zu Carlsruhe. (Fröhner, Nr. 53 mit theilweise unrichtiger Lesung). — Gefunden 1846 mit den folgenden *b*, *c* und *d* auf einem Wiesengrunde gegen Speier zu.
   b) Oberer Theil einer Ara aus demselben Material: ... || DOMITA || FACVND || IN·PRO || ... Jetzt im Grossh. Antiquar. zu Mannheim, Nr. 89 = ... *Domitia Facundinia pro* ...
   c) Metallene Votivtafel in der Kunsthalle zu Carlsruhe: DEAE || SIRONAE || CL·MAR IANVS || V. S. L. L. M. — *Sirona* (Dr. J. Becker im Arch. für Frankfurts Geschichte u. Kunst N. F. III. 1865 S. 13. 19) zweifellos eine gallische Heilquellgöttin, daher dürfte angenommen werden, dass unser *Marianus* für seine in den Schwefelquellen des nahen Langenbrücken oder in den Thermen der *Civitas Aurelia aquensis* (Baden) gefundene Genesung diese Gelübdetafel widmete.

d) Ein aus Sandstein gehauener Löwe, die Broncestatuette eines Amor, Münzen von Augustus, Trajan, Constantin I., Licinius, Magnentius, u. A.

e) Ebenfalls zwischen Hockenheim und Speier, und zwar auf dem Insultheimer Hofe (von *insula!*) wurde neuerdings ein Bruchstück eines Täfelchens von schwarzem Marmor mit Inschrift gefunden; in der Carlsruher Kunsthalle aufbewahrt: ...Σ || ...IANTIS || ...TFILIVS; Mone, der diese Inschrift in seiner Zeitschrift f. Gesch. d. Ober-Rh. XVI, S. 70 veröffentlicht, schlägt vor zu lesen: . . . E (oder L) || *nostri a* MANTIS || *simae* T. FILIVS.

4. Eichelberg, Burgtrümmer zwischen Odenheim und Hilsbach: Gussboden, Münzen, Scherben der feinsten s. g. samischen Erde. Kopf einer Statuette aus Stein; Steinaltar, auf den 4 Seiten Reliefbilder von Mercur, Hercules, Minerva und Juno — dieser früher nach Hilsbach, dann nach Neckarelz verbracht, wo er noch — und zwar im Kellereigarten — steht. (Vgl. Wilhelmi's Jahresber. I, S. 48.)

5. St. Leon, Amts Wiesloch.

Weihestein aus gelbem Sandstein, bekannt seit 1811. Früher in den Fundamenten der alten Kirche, jetzt in Carlsruhe befindlich. (Fröhner Nr. 55.) Inschrift: MINERVE || ET || HERCVLI || L ANTONIVS || MATERNVS > || COH XXIIII V CR — d. h. *Centurio cohortis vicesimae quartae voluntariorum civium romanorum.* Sowohl der Name des Widmers, als die 24. Cohorte freiwilliger römischer Bürger, welcher er angehörte, scheinen auf die früheste Zeit der Römerherrschaft in diesen Gegenden zu deuten. — Sonst fanden sich hier noch Münzen von M. Aurel, Verus u. A.

6. Zwischen Rohrbach und Kirchheim bei Heidelberg, — Gewann 'Steinäcker'. Gelübdestein mit architektonischer Krönung und Basis (Fussgestell einer Säule?) aus rothem Sandstein, schon vor 1600 entdeckt; seit 1763 in Mannheim (Gräff D. Grossh. Antiquar. in M. I. Nr. 13). Inschrift: MERCVRO || TIMONIA || VLETVO; — die letzte Zeile: = *vovit libens et voluntaria*, oder *vovit leta* (= *laeta*) *voluntaria.* An derselben Stelle sind noch römische Substructionen, Ziegeltrümmer und Gefässcherben, — Münzen von ebenda (durch den Finder) in der Sammlung des Alterthums-Vereins in Mannheim.

7. Heidelberg und nächste Umgebung:

a) Südöstlich von der Gasfabrik 1822 in der 'Seelengewann' ausgegraben ein Grabstein aus rothem Sandstein mit 3 Feldern auf der obern Seite; im obersten ein Römer mit Winkelmaass in der Rechten, einen Stab in der Linken haltend; im untersten Felde sein geflügelter, sitzender und die Inschrift im Mittelfelde tragender Genius; dieselbe lautet: DIS·M || VOLCIO MER || CATORI · AN · XXXX || LVTEIA · (?) CARANTI || CON · PIEN · POS· — die letzen zwei Zeilen = *Luteia Carantii (filia), conjux pientissima* (oder aber *conjugi pientissimo*) *posuit.* Statt dem verwitterten LVTEIA kann auch L·VFEIA gelesen werden. — In der Heidelberger Universitätsbibliothek aufbewahrt.

b) Fussgestell aus gelbem Sandstein (wohl vom linken Rheinufer stammend) und in der Mitte zerbrochen, so dass je ein Buchstabe der Zeilen ganz, oder theilweise zerstört ist. Jetzt zu Mannheim (Gräff Nr. 15) IN · (H) · D · D · DEO · || MER(C)VRIO ET · Ro || SME(R)TE DOCCI || APR(I)SSVS ET · AC || CEP(T)VSIIIIIVI || RIA(V)GVSTAL || V · (S) · L · M · = *In honorem domus divinae Mercurio et Rosmerte(ae) Docci(i) Aprissus et Acceptus, Seviri Augustales etc.* (Die richtige Lesung der 3. Zeile auch in Steiner

Nr. 921 aus Chassot de Florencourt und Lersch.) Die gallische Gottheit Rosmerta ist nicht selten dem Mercur beigesellt. — Fundstelle unbekannt; irgend ein kurpfälzischer Ort, aus welchem der Stein nach Heidelberg und von da nach Mannheim kam (1763).

c) Fussgestell von rothem Sandstein (aus dem Neckarthal), kam vom Heiligenberg im 16. Jahrhundert nach Handschuchsheim (in die Rathhausmauer), von da 1764 nach Mannheim. (Gräff Nr. 14.) Inschrift: MERCVRIO . . . . ‖ BASEM·CVM (signo) ‖ L·CANDIDIVs (mer) ‖ CATOR·DC . . . ‖ V·S·L·L·M. Die vorletzte Zeile enthält die Worte *Decurio civitatis*, oder *civium*, leider ohne den Namen der Stadt, wo Candidius Rathsherr war; es war wahrscheinlich derjenige der römischen Niederlassung bei Heidelberg, oder aber der *civitas Nemetum.*

d) Weihetafel von feinkörnigem gelben Sandstein (auf dem linken Rheinufer brechend). Seit 1764 in Mannheim; (Gräff Nr. 19.) Inschrift: VISVCIO ‖ AEDEMCMSIGN . ‖ C·CANDIDIVS ‖ CALPVRNNV. ‖ D·C·C·S·N·E·ME ‖ C NENEFEC. Gefunden auf dem Heiligenberge 1730; kam von da ebenfalls nach Handschuchsheim (in die Mauer des Pfarrhauses). Da die Ligatur '*et item*' bisher unbeachtet blieb, wurden die Lesungen vorgeschlagen, . . . *Candidius Calpurnianus septingentis sestertiis nummis et mille ducentis* (oder *sexcentis*) *civitas Nemetensis fecit*, oder . . . . *Decurio civium collegii Seniorum et medicus civitatis Nemetum.*

Jetzt lautet die Lesung: *Visucio aedem cum signo C. Candidius Calpurnianus Decurio civium civitatis S. N. et item Decurio civium civitatis Nemetum fecit.* In den Buchstaben *S. N.* läge der Name des römischen Heidelberg. Wie sind sie zu deuten? Ich vermuthe *Septimia* oder *Severiana Nemetensis* und nehme an, dass wohl mit Benutzung schon bestehender Landgüter der Nemeter hier von den Bewohnern des alten Speier eine städtische Niederlassung gegründet oder zu Ehren des Kaisers Septimius benannt worden sei mit Hinzufügung des Namens der Gemeinde, von welcher sie gleichsam Tochterstadt war.

So konnte denn auch der an beiden Orten begüterte Stifter an beiden Orten Stadtverordneter sein. (Dass Visucius nicht den Flussgott Weschnitz bedeute, geht aus andern Widmungen an entfernten Plätzen — Köngen am obern Neckar und Hockenheim, s. o. Nr. 3 — hervor.) Der Cult des *Visucius* stammt wahrscheinlich aus *Visontio* (*Besançon*).

e) Vierseitiger Altar aus rothem Sandstein, oben zu Libationen ausgehöhlt, im Mittelalter an der Fundstätte auf dem Heiligenberg als Weihbrunnkessel gebraucht, kam im 16. Jahrhundert von da auf das Heidelberger Schloss und 1763 nach Mannheim. (Gräff Nr. 87.) Auf den vier Seiten die Reliefbilder Vulkans, Victoria's und Fortuna's, endlich ein Adler unter einem Eichenkranze; in diesem die Inschrift: I·O·M ‖ IVLSECW ‖ DVS·ET·IVLIV ‖ IANVARVS ‖ FRATES ‖ V.S.L.L.M = *Iovi optimo maximo Iul(ius) Secundus et Iuliu(s) Ianuarius* etc. — Der Stein dürfte sowohl nach der ziemlich sorgfältigen Arbeit, als nach dem Namen der Widmenden (Freigelassenen des Julischen Hauses) und nach dem angerufenen Gotte der frühesten Zeit der Römerherrschaft in unsern Gegenden angehören.

f) Arula aus rothem Sandstein, gefunden zu Neuenheim im Mithräum, jetzt in Carlsruhe (Fröhner Nr. 45). Inschrift: IOM ‖ SACRVM ‖ CANDDVS ‖ QVARTVS ‖ VSLLM = *Jovi optimo maximo sacrum, Candidius Quartus votum solvit libens laetus merito.*

In der Schlussformel gewahrt man zwischen dem S und folgenden L misslungene M-Striche, was aber offenbar nichts als ein Versehen des Steinmetzen ist.

g) Ausser der Arula bei *f*) fand sich in dem Mithräum auch das Bruchstück einer Inschrifts-Arula aus buntem Sandstein = . . . L·SEXT̂ || ONVS·ER || T̂NVSL·L·M = ... *L(ucius) Sextionius Tertinus laetus lubens merito* (Fröhner Nr. 59 liest den letzten Namen unrichtig). — Jetzt in Carlsruhe; ebenso:

Das Mithräum (aus rothem Sandstein) selbst, zuerst beschrieben von Creuzer in besonderer Schrift, dann von Fröhner (S. 5 ff.), schliesslich nach photographischer Aufnahme abgebildet und erklärt von Stark in der Begrüssungsschrift zur 24. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner (Zwei Mithräen der Grossh. Alterthümersammlung in Carlsruhe, veröffentlicht von Dr. K. B. Stark, Prof. an d. Univ. Heidelberg, mit 2 lithogr. Tafeln, S. 3 und S. 8 ff.). Ein ganz in der Nähe, bei Bildhauer Frei in Neuenheim, gefundenes Flachbild ist durch den Zufall späterer Entdeckung den Sammlungen der Universität Heidelberg verblieben, nämlich die Darstellung des Gottes, wie er neben einem von der Schlange begleiteten Löwen dahinsprengt (Stark S. 4. S. 27).

Die zum Mithräum gehörigen Architekturstücke, Säulenschäfte, von Bändern durchkreuzt, mit Verzierung von Trauben und Vögeln, ein spätrömisches Capitäl mit weiblichen Büsten über den Acanthusblättern u. s. f. s. Stark S. 26 ff. und Fröhner Nr. 17—22. Ausserdem fanden sich an Nebenfunden in dem Mithräum: Lampen von Erz und Thon, deren eine den viergeflügelten löwenköpfigen Gott zeigt, eine Grosserzmünze von M. Aurel (Trib. pot. XXIII. Cos III), eine Silbermünze der jüngern Faustina u. A. (Schon einige Jahre vor Entdeckung dieser Trümmer einer Mithraskapelle wurde beim Landstrassenbau bei diesem Platz ein Silberdenar des Trajan gefunden.) — Ferner wurden Gefässe mit den Töpfernamen SADIO, (welches auch *Sadi officina* bedeuten kann) und ebenso MEE, CVSIVS; SATTO FECIT mit dem Mithräum ausgegraben, das mit allen seinen Nebenfunden anno 1838 in Neuenheim bei Errichtung eines Hauses im Winkel der Bergstrasse gefunden wurde.

h) Gegenüber der Bergheimer Mühle im Neuenheimer Felde in der Nähe des alten römischen Neckarübergangs wurde 1834 ein Inschriftstein ausgegraben, der mit dem Mithräum in die Heidelberger Bibliothek, und von da nach Carlsruhe kam, dort aber verschollen ist, weswegen namentlich das Ende der Inschrift nicht mehr geprüft werden kann; sie lautet nach Steiner — der Creuzers Lesung für unrichtig erklärt (*cod. inscript.* Nr. 925) — . . . . COH. II AVG. || CIREN. EQ. || TVR. ACVT. ET. RES || TITVT. VAL. P. P. CT —. Die beiden letzten Zeilen bedeuten hiernach: *turma Acuti et restituta valetudine pecunia (sua) ponendum curavit.* — Diese Reiterei aus Cyrenaica — auch durch die Cohortenbezeichnung auffallend — ist sonst in unserer Gegend unbekannt, ebenso die Zeit, in welcher eine Abtheilung derselben am untern Neckar Quartiere hatte.

i) Unterhalb der Bergheimer Mühle, dem einzigen Ueberrest des im Mittelalter eingegangenen Dorfes Bergheim, ist in einem Gemäuer, das der Kirchhof dieses Dorfes gewesen sein soll, ein Bruchstück eines römischen Grabsteines eingemauert mit der Inschrift: LDIOM · · · · || O ANNORVM || LXPATERNVS FILIVS || PONENDVM CVRA · · · = (*Dis manibus*) L. DIOM . . . O (?) *Annorum* LX, *Paternus filius ponendum curavit.* (Diese Inschrift wurde bisher noch nicht veröffentlicht.)

k) Kleines Flachbild der Minerva in einer Nische stehend, nicht ohne gewisse Zierlichkeit. In der archäologischen Sammlung der Universität, ohne Angabe des Fundorts.

An sonstigen kleineren Anticaglien hat Heidelbergs Umgegend nicht den Ueberfluss, auf den sich aus den Inschriftsteinen schliessen liesse. Aufkäufe von Nichteinheimischen, vielleicht auch der Verlust einheimischer Sammlungen in den Zerstörungen des 17. Jahrhunderts mögen das Ihrige dazu beigetragen haben. Vieles, namentlich Münzen sind in Heidelberger Sammlungen zerstreut. — Münzen von Hadrian und als Geschenk des Finders eine ganze Reihe Münzen von Antoninus Pius bis auf Constantinus sind im Besitze des Alterthums-Vereins zu Mannheim; dieselben stammen aus Neuenheim, einem der ergiebigsten Fundorte.

Im Neuenheimer Felde nämlich ziehen sich die Fundamente der römischen Niederlassung weit auf dem rechten Neckarufer hinunter unter der Oberfläche fort, parallel mit denen des alten römischen Bergheim, das längs des linken Ufers lag. Grosse Mengen Scherben von Töpfereien aller Art aus *terra sigillata* wie aus gewöhnlicherem Stoffe liegen auf den Feldern zerstreut. Auch andere Alterthümer, wie Gräber mit Lampen und andern Zubehör, werden fortwährend daselbst gefunden; so besonders Massen von Münzen, die leider meist wieder verschleudert werden; eine Goldmünze von daher erwähnt schon Zeiller-Merian, *topogr. Palat. Rheni* (1645) S. 47; eine andere Goldmünze des Domitian, die in den Gärten über der Heidelberger Brücke gefunden wurde, ist in der Münzsammlung der Heidelberger Universität.

Eine Erzmünze des Claudius mit griechischer Schrift wurde 1786 bei Erbauung der Heidelberger Brücke gefunden (S. Wilhelmi's Sinsheimer Berichte VIII, S. 86). — Viele Münzen des Constantin u. a. fand Herr Wagner, der Besitzer der Molkenkur, bei Nachgrabungen an diesem Platze, wo, auf dem sog. kleinen Geisberge, das ältere Heidelberger Schloss auf den Trümmern einer römischen Befestigung stand. Hierdurch sowie durch das Castell auf dem gegenüberliegenden 'heiligen Berge' war das Neckarthal abgeschlossen.

Dass auf letzterem Berge ebenfalls römische Befestigungen waren, bezeugen die auf seinem hintern, höhern Gipfel in der ehemaligen Stephanskirche gefundenen drei Inschriftsteine (Nr. 7, *c*, *d*, *e*). (Doch war auch der vordere, gegen Heidelberg zu gelegene Gipfel des Heiligenberges von den Römern besetzt, was schon aus dem noch bestehenden Namen der daselbst befindlichen Ruine 'Michelskirche' hervorgehen dürfte, bei welcher eine alte Cisterne das 'Heidenloch' genannt wird. Michelskirchen wurden aber im Mittelalter in der Regel an Stellen von Mercurtempeln errichtet, und auf einen solchen weisen ja zwei der erwähnten Inschriften hin.) — In den Weinbergen am Fusse des genannten Heiligenberges zu Neuenheim wurden um 1600 verschiedene römische Denksteine und Altäre mit und ohne Inschrift und darunter auch ein Standbild des Mercur gefunden, das aufs Heidelberger Schloss verbracht wurde — s. Freber in der zweiten Auflage seiner orig. Palat. von 1613, Cap. VII. (ebenso in den folgenden Auflagen). Dieses Standbild kam nach Mannheim und kann kein anderes sein als das im dortigen Antiquarium sub Nr. 12 (S. Gräff) stehende, wo Mercur aus rothem Sandstein mit Stab und Beutel erscheint. Weiter kam ein Glasgeschirr 1783 aus Neuenheim ins Mannheimer Antiquarium (Gräff II, S. 44), und zugleich ein Teller mit dem Töpfernamen '*Ioccinus*' (Gräff II, S. 42), der aber jetzt im Besitze des Mannheimer Alterthums-Vereins ist. Andere Töpfernamen von daher wurden schon oben beim Mithräum erwähnt. Ausserdem fanden sich in den Neuenheimer Feldern auf Gefässen verschiedene andere Stempel, wie LVTEVSF und die undeutlicheren OFVII (?) und OFIИC, wobei bloss das *of* = *officina* erklärbar sein dürfte, sowie mehrere ganz unleserliche. Dieselben befinden sich im Besitze des Finders zu Heidelberg (Christ), sowie auch die folgenden Fundstücke, die sich in den Fundamenten eines mit *hypocaustum* und gemalten Wänden versehenen römischen Gebäudes

vorfanden, das der Bergheimer Mühle gegenüber, in der Nähe des Fundorts des oben, unter 7, *h* erwähnten Cohortensteins der Circenser ausgegraben ward. Es sind diess ausser einer steineren abgeschlagenen Hand, einem broncenen Opferlöffel, einer in den Fussboden des Gebäudes eingekneteten Kupfermünze Vespasians (wodurch also die Gründung dieses Gebäudes mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit in das erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung fällt) und ähnlichem, besonders Massen von Ziegelplatten mit folgenden Stempeln: LEGXIIII; LEGXXIR (= *legio XXI rapax*); LEGXXIIPPF (= *primigenia*, *pia*, *fidelis*), sodann in zwei Zeilen: LECXXIIP·P·F || VALPRIMVSF (=*Valerius Primus fecit*) und LEGXXPRPF || CAESECVNb (=*Caesius? Secundus*) — hier ist also der Töpfername gleich beigefügt. — [Zum Vergleich und zur gegenseitigen Ergänzung mögen einige Odenwälder Ziegelschriften dienen: Fast derselbe Stempel wie der letztere befindet sich nämlich im Grossh. Antiq. zu Karlsruhe, er lautet: LEGXXIIPPF || CA·SECVNF, bei welchem das Ende des ersten Namens der zweiten Zeile ebenfalls undeutlich ist, wesshalb es zweifelhaft ist, ob bei einem andern, dessen zweite Zeile CCSECVNF lautet, derselbe Vorname gemeint ist. Noch einige an demselben Orte aufbewahrte Stempel zeigen in zweiter Reihe undeutlich CAVVF (?) und L·CA.SEVF. Wahrscheinlich ist bei diesem letzteren ein E zu ergänzen und etwa *Lucius* CAESEV(s) *Fecit* zu lesen (nicht aber an einen Beinamen *Severiana* zu denken). Ganz derselbe Ziegelstempel wie der eben erwähnte (also LEG·XXIIP·P·F || L·CA.SEVF, bei welchem Exemplare wieder derselbe Buchstabe zerstört ist), befindet sich nebst andern, bloss die erste Zeile enthaltenden im Alterthums-Verein zu Mannheim. Diese, sowie die erwähnten Carlsruher Stempel sind Geschenke des Alterthums-Vereins zu Buchen und stammen aus Schlossau und Osterburken. Das Vorkommen desselben Stempels an verschiedenen entlegenen Orten dürfte auf eine gemeinsame Töpferfabrik schliessen lassen. — (Mone in seiner Zeitschrift XVII, S. 386, wo er die in Carlsruhe befindlichen Schlossauer Stempel erwähnt, erklärt die zweite Zeile: *cohors secunda fecit*; aus dem Obigen dürfte indess sicher hervorgehen, dass dieselbe bloss Töpfernamen enthält, gerade wie die erwähnten Neuenheimer Ziegelschriften.)]

Weiter waren zu dem genannten Gebäude Ziegelplatten und zwar in grosser Anzahl verwandt, worauf der Stempel COHXXIIII. Es ist dies eine Cohorte der Freiwilligen, die wir schon bei St. Leon (Nr. 5) hatten (bis jetzt sind 32 solcher Cohorten römischer Bürger bekannt). Endlich fanden sich an genannter Stelle bei Neuenheim auch viele undeutliche Stempel anderer Art; Alles im erwähnten Besitze.

Schliesslich bleibt noch eine zwischen Wieblingen und dem Gränshofe (urkundlicher Ort Graninesheim) gefundene Goldmünze des Nero zu erwähnen, die im Besitze von Herrn Anwalt Mays zu Heidelberg ist.

8. Handschuchsheim: Zierliches Salbengefäss aus Thon, im Mannheimer Alterthums-Verein — als bis jetzt einzig bekannte und mittelbare Erwerbung von daher zweifelhaft.
9. Dossenheim. Eine Urne mit Palmettenverzierung; Münzen von Antoninus Pius und mehrere Constantins in gleichem Besitz. Eine in einem Brunnen gefundene Brunnenlarve befindet sich in der Sammlung des Herrn Fabrikanten Metz in Heidelberg.
10. Schriesheim. In 84′ langem und 60′ breitem, 2′ dickem Mauerwerk ein vollständig erhaltenes Columbarium, 1766 im Felde mit den dazu gehörigen Aschenkrügen, Fussboden aus Gussmörtel, Münzen aus der Zeit der Antonine, Beil, Säule zu einem Tische u. A. ausgegraben. Der Fund ist zerstreut, die Urnen theilweise im Antiquarium zu Mannheim; die Grundmauern liess Karl Theodor von der Pfalz wieder mit Erde bedecken und mit einer noch vorhandenen Denksäule versehen. (Vergl. Schöpflin in *Act. Acad. Pal.* II. S. 107 ff.)

11. **Rosenhof bei Ladenburg**: Grundmauern eines römischen Landhauses mit Heizboden, gemauerten Canälen für Luft- und Wasserleitung, die zur Vermuthung eines römischen Bades führten, in welchem man selbst das trockene Schwitzbad, das Dampfbad und das warme Wasserbad genau erkennen wollte. Dabei Töpferscherben, Ziegel u. A. (Vgl. Häffelin in Act. Palat. III, S. 213.) Gleichfalls 1766 ausgegraben und von Karl Theodor mit einem Ueberbau versehen. In den Kriegen um 1800 wurde aber alles wieder von Grund aus zerstört.

12. **Ladenburg und nächste Umgebung**, bes. der Feldbezirk, 'Lustgarten' (bisch. Wormsische Gartenanlagen): Starke Grundmauern von behauenen Quadern; der ganze Bezirk, „Rom" genannt, soll römischer Bebauung den Namen verdanken, die zahlreichen Ziegelscherben daselbst werden einer römischen Ziegelei zugeschrieben. Münzen von Domitian, Nerva, Trajan, Hadrian, M. Aurel, Verus, Claudius Magnentius, 56 von Rappenegger beschriebene Stücke (Schriften des bad. Alterthums-Vereins II, S. 293 ff.), in der Grossh. Münzsammlung in Carlsruhe; eine grosse Anzahl von ihm selbst gesammelter Kupfermünzen in der Alterthümer-Sammlung ebenda. Dr. Alt besitzt eine vollständige Münzreihe aller römischer Kaiser seit Caesar, in Ladenburg von ihm gesammelt. Terracotten in grosser Menge von *terra sigillata* mit Darstellungen aus dem Gebiete der Jagd, scenischer und gymnischer Spiele, der Gottesverehrung u. A., theils im Besitze dortiger Sammler, theils in den Mannheimer und Carlsruher Sammlungen, theils zerstreut. Töpfernamen *Florentinus*, *Bitnnus* und *Priscus*. Kleine Götterbilder aus Bronce und Thon, Ringstein, Amor und Psyche vorstellend u. a. — Beim Umbau der Galluskirche 1865 Agraffen, Armbänder, Bronce- und Eisengeräthe — zu Carlsruhe.

An grösseren Bildwerken (zumeist aus rothem Sandstein) ohne Schrift: [Ein Mithrasbild von da stammt wahrscheinlich aus Mannheim (Vergl. 20, *a*).] — Ein Hochbild Mercur's, jetzt in Carlsruhe (Fröhner Nr. 36[b]). Ein über einen Flussgott setzender Reiter (aus bräunlichem Sandstein), gef. 1866, jetzt in der Sammlung des Alterthums-Vereins in Mannheim. (Ebenda auch ein Säulenstück mit Laubgewinde.) — Ein Altar mit den Standbildern von Mercur, Minerva, Hercules und Juno, gefunden 1830, aufbewahrt in der Heidelberger Bibliothek.

An Inschriftsteinen:

a) Arula des *Quintius Ursus*, mit der Inschrift I·O·M ‖ QVN̄TIVS ‖ VRSVS ‖ V·S·L·M: ebenfalls in der Heidelberger Bibliothek; und zu gleicher Zeit mit dem vorigen gefunden

b) Sepulcralstein, weissgrauer Sandstein, gef. 1845 gegenüber von Ladenburg, bei Neckarhausen. (Fröhner Nr. 68.) = DM ‖ PARIDI VIK ‖ EVTYCHAS ‖ DISP BENE ‖ MERENTI ‖ FC = *dis manibus*, *Paridi vicario*, *Eutychas dispensator*, *bene merenti* [*i. e. Paridi*] *faciendum curavit*. — Der Endbuchstabe der zweiten Zeile ist ganz deutlich = k und kann nur ein K sein, was als griechischer Buchstabe nicht auffallend ist, da die Inschrift ja auch ein griechisches Y, und griechische Namen enthält. — Richtig werden sowohl der Kriegszahlmeister (Dispensator) Eutychas, als sein Amtsgehilfe (Vicarius) Paris als Sclaven oder Freigelassene erkannt.

c) Widmungsstein aus gelblichem Sandstein, gef. 1848, nach Carlsruhe gebracht 1858 (Fröhner Nr. 60[b]): . . P·CA . . ‖ L· SEPTI . . . ‖ SEVER . ‖ PERTI . . . . ‖ AVC . . . ‖ CIVIT . . ‖ VLP · S . . = *Imperatori Caesari Lucio Septimio Severo Pertinaci Augusto civitas Ulpia sacravit;* oder *Ulpia sua*. Der Stein zeigt an, dass die römische Nieder-

lassung zur Zeit Trajans den Namen *Ulpia* angenommen hatte. Zur Zeit des Ausonius hat sie wieder den celtischen Namen *Lupodunum* (vorausgesetzt, dass nicht Lupfen beim obern Neckar damit von Ausonius gemeint ist). — Die letzte Zeile kann nicht als Formel erklärt werden, weil bloss nach dem P ein Punkt steht.

d) Kleine sitzende Figur aus rothem Sandstein, 1859 in derselben Gegend wie *c*) nämlich im Bezirk 'Lustgarten' gefunden. Die bis jetzt noch nicht veröffentlichte unleserliche Inschrift dürfte lauten: GN — ƎVS ‖ ME — Ɒ ‖ SECVNDINVS . . . ‖ oRVS . . = *Gneus Medo Secundinus . . . orus* (?). Die beiden ersten Zeilen stehen zu beiden Seiten der Figur wie angedeutet. — Im Carlsruher Antiq. aufbewahrt.

e) Der Widmungsstein aus Bergsträsser Granit mit der Inschrift: IN . . . ‖ IVNONI·R . . . ‖ MINERVAE . . . ‖ BVSQVE IMM . . . ‖ SALVTE ET IN . . . ‖ DD · NOSTRO . . . ‖ MAXIMIAN . . . ‖ AVGVSTORV . . . ‖ ET MAXIMIA . . . ‖ CIVITAS·MOC . . . ‖ . . CVR·ELI CLAV . . . ‖ . . . C·S·IAL· . . . Dies Bruchstück dürfte etwa so zu ergänzen sein: IN *honorem domus divinae*, *Iovi o. m. et* IVNONI R*eginae*, MINERVAE, *dis dea*BVS QVE IMM*ortalibus, pro* SALVTE ET IN*columitate* DD· (= *dominorum*) NOSTRO*rum Diocletiani et* MAXIMIAN*i invictorum* AVGVSTORV*m*, *Constantii* ET MAXIMIA*ni caesarum* CIVITAS MOG*ontiacensis* CVR*a* ELI*i* CLAV*dii* (?) — Schon die vorletzte Zeile ist arg zerstört, und so überall missdeutet; — aus den wenigen noch vorhandenen Buchstabenresten der letzten ist aber gar kein Sinn heraus zu bringen; für ein O (sodass man eine Consulatsangabe vermuthen könnte) kann der noch vorhandene obere C-Bogen nicht genommen werden. Der Stein ist zwar von Ladenburg 1763 in die Sammlung von Mannheim gekommen (Gräff Nr. 86), ist aber nicht jener Stadt, oder gar einer Neckarstadt Mocum = Mannheim (!!) zuzuschreiben, sondern bezieht sich offenbar auf Mainz, woher er höchst wahrscheinlich durch den Wormser Bischof Johann von Dalberg (1482—1503), einen gelehrten Sammler, in seine Residenz Ladenburg kam. Der Annahme, dass das Stadtgebiet von Mainz sich so weit nach Süden erstreckt habe, steht schon die mittelalterliche Bisthums-Eintheilung entgegen, die sicher auf der Grundlage römischer Bezirkseintheilung beruhte. (Vergl. hierüber auch Steiner Nr. 384 und Commentar über *civitates*.)

13. Weinheim, die Nordgrenze unseres Bezirks, zeigte ausser 10 Fuss unter dem Torfboden liegenden eisernen Ackergeräthen, vielleicht vorrömischen Zeitalters, römische Gebäudetrümmer, die Grundmauern eines mit Heizvorrichtungen versehenen Wohngebäudes, darin Ziegel der XXII Legion, Münzen, Töpfergeschirr mit den Namen *Firullus*, *Albinus*, *Vacu F* und *Ritu F*, Bruchstücke von Schalen mit Bildwerken, Geräthe, Waffen von Eisen und Erz. Der Aufbewahrungsort der Fundstücke ist nicht angegeben. (Wilhelmi, Sinsh. Berichte VI, S. 34 ff.)

14. Wallstadt (Walahastat im achten Jahrh.), reicher Fundort vorromanischer, römischer und germanischer Anticaglien, zahlreicher Gräberfunde. Aus römischer Zeit Münzen, u. A.: Octavian Augustus in Gr. Bronce, Silbermünzen der Julia Domna, Goldmünze des Magnentius. In celtoromanischen Gräbern Schnallen und Spangen von zierlicher Arbeit, Töpferwaaren aus *terra sigillata* (Stempel VIDVCVS), u. A. ein Schüsselchen, in welches der Besitzer in zierlicher Schrift seinen Namen VIINIIRIA = *Veneria* eingeritzt hatte; Urnen, Hausrath, Haarnadeln, Ringe, Würfel u. s. w. — Die meisten Fundstücke sind in der Samm-

lung des Alterthums-Vereins in Mannheim. (Vergl. übrigens über diesen, sowie die vier folgenden Orte Wilhelmi VII, S. 24—29.)

15. Strassenheimer Hof bei Wallstadt (der Name von der uralten Heerstrasse zwischen Lupodunum und Borbetomagus, *civitas Vangionum*): in celtoromanischem Grabe ein Schwert und Messer von Stahl, letzteres in einem Thongefässe römischer Form.
16. Ilvesheim im Ackerfelde: Münzen, zierliche broncene Armringe celtoromanischer Arbeit, letztere seit 1856 in der Alterthümer-Sammlung zu Carlsruhe.

Wenden wir uns schliesslich noch einmal südwestlich gegen den Rhein, so bietet

17. Walldorf: ausser celtoromanischen und celtischen Gräbern auch Trümmer von Grundmauern, römisches Töpfergeschirr, u. A. mit dem Töpfernamen *Victorinus.* Die Fundstücke theils in der Wilhelmi'schen Sammlung, jetzt in Carlsruhe, theils in der Sammlung des Alterthums-Vereins in Mannheim. (Vergl. Creuzer, Altröm. Cultur S. 58.)
18. Schwetzingen: römische Münzen und Geschirre; in Reihengräbern römische Münzen und Waffen. Von den Fundstücken, die bei Anlegung des Schwetzinger Schlossgartens zu Tage kamen, kam nur Weniges ohne genauere Bezeichnung in das Grossherzogl. Antiquarium zu Mannheim. (Vergl. u. A. Creuzer S. 52 f.)
19. Bei Neckarau in dem abgegangenen Hermsheim (Herimundesheim): Urne aus Thon, Eisengeräthe, zwei Särge ohne nähere Kennzeichen, zwei Grabsteine ohne Schrift, der eine stellt einen mit Tunica und Mantel bekleideten Römer, der andere eine Liberalitas oder Abundantia dar. Beide sind zu Neckarau eingemauert, einer der Särge zum Brunnentroge verwendet. (Rappenegger in d. Schriften d. bad. Alterth.-Vereins II, S. 288 f. mit Abbildungen.)
20. Mannheim. — Eine Mauer aus sorgfältig behauenen Quadern am Rhein an der Stätte der alten Zollburg Eicholzheim ist fraglich, dagegen sicher:
    a) ein Flachbild des Mithras auf dem Stiere, schon um 1600 am Rathhausbrunnen des alten Dorfes Mannheim (urkundlich Mannenheim) aufgestellt (nach Freher in der zweiten Auflage seiner origin. Palat. von 1613, am Ende von cap. IV). Das Bild ging wohl in den Zerstörungen des XVII. Jahrhunderts verloren. Wahrscheinlich kam es nach Ladenburg und ist es also das aus jener Stadt 1763 in das hiesige Antiquarium gekommene Mithrasbild (Gräff Nr. 6).
    b) Ein 1844 am Heerde eines hiesigen Hauses eingemauert gefundener Votivstein. Der obere Theil eine schiefe Fläche, auf welcher die Ueberreste zweier Füsse mit Bekleidung sind. Der Beiname des Mercurius, wohl nach Alauna in Gallia Lugdunensis, oder Alaunium in G. Narbonensis gebildet, steht bis jetzt einzig da. Dass aber auch dieser Stein im alten Dorfe Mannheim sich befand, oder beim Baue der neuen Stadt aufgefunden wurde, unterliegt nach der Baugeschichte der Stadt keinem Zweifel. Nr. 88 des Gr. Antiq. das. Die von Rappenegger theilweise unrichtig gelesene Inschrift lautet vielmehr .ENIO·MERCvR· ‖ ALAVNI·IVL·AC.. ‖ NIVS·A'CVSTNvS ‖ EX·V·S·L·L·M· = *genio Mercurii Alauni Julius Acquinius* (oder *Acciuius*, *Aconius*, *Acaenius?*) *Augustinus ex voto etc.*
    c) Bruchstück einer Reiterstatue. Ein nackter Reiter sprengt auf einem gesattelten Pferde über einen Flussgott, dessen Arme fisch- oder schlangenartig gewunden sind. (Die gleiche Darstellung, nur dass der Reiter einen Leibrock und Stiefeln trägt, s. o. bei Ladenburg Nr. 12.) Vgl. Gräff Nr. 59. Da der Fundort nicht

genannt ist, so dürfte dasselbe aus der Umgebung in die Mannheimer Sammlung gekommen sein.

d) An Münzen 2 Augusti, davon eine mit dem Namen des Münzmeisters Plotius, 1 Domitian mit dem Münzmeister Q. Metaurus, 1 Faustina d. j., Silber, 5 Constantini, 1 Magnentius und 3 von undeutlichem Gepräge, 1 Constans, alle in der Sammlung des Alterthums-Vereins in Mannheim; 1 Magnentius mit dem christlichen Monogramm und ein Constantius II. in Privatbesitz. —

Die Richtung der Römerstrasse von Heidelberg nach der an Anticaglien so reichen Militärniederlassung bei Osterburken hat nähere und fernere Spuren römischer Niederlassungen. So

21. zu Neckargemünd ein Sepulcralstein aus rothem Sandstein: DM || PHTOATICIALXXX || ITMHDDIKII | CONIVCIAKX || K ORTIO IILIVS || K C = *Diis Manibus Petoatici annorum LXXX et Meddilae conjugi annorum LX Fortio Elius* (?) *fieri curavit.* (II statt E kommt auf Inschriften sehr häufig vor, wie hier durchaus, bei überhaupt fremden Zügen; mit dem IILIVS könnte auch FILIVS gemeint, und die Auszeichnung des F (resp. K) vergessen sein.) — Gefunden und nach Mannheim verbracht anno 1770 (Gräff Nr. 85 wo der Druckfehler 1740). — Sodann:
22. Lobenfeld mit zwei Votivaltären des Mithras, die um 1814 daselbst gefunden (vergl. Leichtlen's Forschungen I, S. 93) und in der Bibliothek zu Heidelberg aufbewahrt sind; die Inschriften derselben lauten: *a)* DEO·SOL || VITAIIVS || SEVERVS || V·S·L·L·M — *b)* DEO INVc || TOLVITVR || QINTVS || VSLLM = *deo invicto L. Viturius Quintus votum solvit etc.* (Vergl. Stark a. a. O. S. 28). — Hierher gehört auch:
23. Eine 1844 bei dem Biddersbacher Hofe (Gemarkung Lobenfeld) ausgegrabene Arula aus grauem Sandstein, jetzt in der Alterthümer-Sammlung in Carlsruhe. (Fröhner Nr. 49): GENIO || APOLLINIS || EXORATVS || ET SECVNDA || VSLLM. Auf dem Biddersbacher Hofe ist ferner ein römisches Götterbild eingemauert. Weiter ab liegen schon:
24. Neidenstein, woselbst noch ein Inschrift-Altar in der katholischen Kirche zu einem Weihwasserbehältniss verwandt wird; seine Inschrift lautet: MATRONIS || ALHIAHEN || ABVS || IVL·VERANI || VS·SVPER·PR || O·SE·ET·SV || IS·V·S·L· = *Matronis Alhiahenabus* [bis jetzt einzig!] *Iulius Veranius Super pro se et suis votum solvit lubens.* (Der Umstand, dass das L in dieser Inschrift in der Form L erscheint, verleitete Wilhelmi und nach ihm die übrigen Editoren derselben zu einer verkehrten Lesung.) — Endlich
25. Kälbertshausen, von wo sich im Carlsruher Antiquarium ein Altar aus rothem Sandstein befindet, dessen Inschrift lautet: IN H·D·D || DÆ VIRODDI || AVITA·MAXM || NI·V·S·L·L·M = *In honorem* etc., *Deae Viroddi Avita Maximini* (*filia*) *votum* etc. (Vgl. Wilhelmi Sinsh. Ber. I, S. 51 f., und Mone's Zeitschrift XVI, S. 71).
26. Wir schliessen mit Obrigheim, dem röm. Uebergangspunkt über den Neckar; ein daselbst im 16. Jahrh. gefundener Weihestein ist seit 1764 im Antiq. zu Mannheim (Gräff Nr. 10); seine Inschrift lautet: IN·H·D·D· || MERCVRIO || AED·SIGN·AGR· || ꟾIIII·L·BELLONIVS || MARCV S·A·MER || IVSSVS·FECT ET CONSA || CRAVIT = *in honorem domus divinae; Mercurio aedem, signum, agrum unciarum* (?) *IV Lucius Bellonius Marcus a Mer(curio)* (?) *jussus fecit et consacravit.* Anzunehmen, dass das Zeichen ꟾ ein *jugerum* (=28.800 röm. □ Fuss) bedeute, gäbe, da es deren vier sind, einen viel zu grossen Umfang, weshalb wahrscheinlicher eine *uncia*, d. h. der zwölfte Theil eines *jugerum*, darunter verstanden werden muss; vier solche *unciae* würden also ein Drittel *jugerum* ergeben als geweihtes Gelände *(ager)* um das Denkmal.

(Vgl. Steiner, cod. inscr. Nr. 914, wo aber die Schlussformel wie bei allen andern Mittheilern falsch gelesen ist.) — Die römischen Alterthümer aus Neckarmühlbach (Fröhner Nr. 15), sodann die Michelskapelle bei Böttingen (woselbst noch ein römischer Inschriftstein steht), Wimpfen u. s. w. gehören nicht mehr in das Gebiet dieser Untersuchungen; ebenso der Odenwald und das Bauland mit Neckarburken, Waldmühlbach, Schlossau, Steinbach, Osterburken, Walddüren u. s. w.

27. Wohl aber haben wir hier einen Fund nachzutragen, der zu Stettfeld (bei Langenbrücken) erst vor Kurzem gemacht wurde und eigentlich zwischen Nr. 4 und 5 stehen sollte, nämlich einen Votivaltar aus grauem Sandstein mit der Inschrift: IN H D D || DEABVS QV || ADRV || BIS ARSINVS || COCCEI || ET CASSI || CONIVNX VRSI || NIA GAIANI || EX VOTO || POSVERVNT = *deabus Quadrubis* (den Kreutzweg-Göttinnen) *Ursinus Coccei* (*filius*) *et Ursinia Cassi conjunx, Gaiani* (*filia*). —

Ausserdem fanden sich zu Stettfeld an demselben Orte mit dem Altar, der neben der Landstrasse am südlichen Ende des Dorfes dieses Jahr (1866) ausgegraben wurde, Münzen von Domitian bis Septimius Severus; und in der Nähe zwei kleine Matronenbilder, wovon das eine eine sitzende Figur mit Fruchtkorb vorstellt. Sodann ein römisches Gebäude. —

Die Funde sind im Besitze des Herrn Dekan Stratthaus von Stettfeld, dem wir sie überhaupt zu verdanken haben, und durch welchen sie nach Carlsruhe kommen werden.

Schliesslich verweisen wir wegen Beschreibungen einzelner Theile des hier behandelten Gebietes in Hinsicht auf die darin vorkommenden römischen Alterthümer auf Mone's Zeitschr. f. Gesch. d. Ober-Rh., und zwar B. X, S. 195 u. 385 ff.: Beiträge zur alten Geschichte des Ober-Rheins; — XIV, S. 45 ff. u. bes. S. 257 ff.; ebenso XVI, S. 52 und XVII, S. 385 ff.: Römische Ueberbleibsel. Mone stellt dabei auch überall die an den einzelnen Orten gefundenen römischen Münzen zusammen. Es ergiebt sich daraus, dass im Dekumatenlande ununterbrochene Münzreihen vom Ende der Republik bis zu Arcadius sich nachweisen lassen (ebenda B. XVI, S. 67). Sodann ist in Bezug auf Münzen hervorzuheben die 'Zusammenstellung der römischen Münzen des Sinsheimer Antiquariums' in Wilhelmi's Cataloge: 'Das Sinsheimer Antiq. zu Carlsruhe, ib. 1851', das auch in Bezug auf andere römische und nichtrömische Alterthümer eine Zusammenstellung der in Wilhelmi's Sinsheimer Berichten zerstreuten Funde giebt. In Beziehung auf die bairische Rheinpfalz giebt das namenlose Schriftchen 'Die bair. Pfalz unter den Römern' (Kaiserslautern 1865) eine Uebersicht.

Speciell wegen der römischen Inschriften ist vor allem Andern auf das in Kurzem erscheinende '*corpus inscriptionum Rhenanarum*' von Brambach zu verweisen, worin die hier kurz aufgeführten Inschriften im genausten Facsimile enthalten sind und ebenso die über sie bestehende Litteratur auf's Eingehendste verzeichnet steht. —

XV.

Trinkspruch

von

Hoffmann von Fallersleben.

Neckarsteinach 29. Sept. 1865.

(Vgl. oben S. 52.)

Wer in allen Sachen nach Maass sucht,
Wer allem Lachen und Spass flucht,
Sich an keinem Witz freut,
Sich vor jedem Blitz scheut,
Vor jedem Wölkchen weit flieht,
Ueberall Herzeleid sieht,
Und Alles schüchtern treibt,
Und immer nüchtern bleibt,
Gleichgültig in die Welt sieht,
Wenn was Grosses ins Feld zieht,
Und sich fühlt unaussprechlich gebrechlich,
Alltäglich unsäglich kläglich,
Und lieber beginnt zu verzagen,
Eh' er beginnt was zu wagen,
Und keinen frischen Genuss liebt,
Der Fröhlichkeit nie einen Kuss giebt,
Und wo man Wein ihm einschenkt,
Nur stets allein an Pein denkt —
Will der sich des Dichtens unterwinden,
So soll man ihn auf den Pegasus binden,
Und hinter ihm blasen Hüons Horn,
Dass er lustig werde von hinten und vorn,
Bis er merkt auf seinem Pegasus,
Wie einem Dichter zu Muth sein muss!
Drum sei freudig der Stadt gedacht
Und ihr ein donnernd Hoch gebracht,
Die uns zu Poeten hat angefacht,
Ja, uns zu Poeten hat gemacht!
Hoch lebe mit Herz und Mund
Der neue Freundschaftsbund!
Heidelberg hoch!
Es bleib' uns heut' und immer gewogen,
Uns, den deutschen Philologen!

XVI. Die Geschütze der alten Griechen.

Wie die Geschütze der Neuzeit, zerfallen auch die schweren Geschütze der Alten in zwei Hauptgattungen, von welchen die eine das Geschoss in einer mehr oder weniger flachen, einer geraden sich nähernden Flugbahn fortschleudert, die andere in einer erhöhten bogenförmigen*).

Sie theilen sich also in Horizontal- und in Wurfgeschütze. Aus den ersteren schoss man (mit geringen Elevationen) ausschliesslich Pfeile, aus letzteren warf man (mit hohen Elevationen) in der Regel unter 45 Graden Steinkugeln, balkenähnliche Pfeile und dergl.

Man nennt die Horizontalgeschütze desshalb auch Pfeilgeschütze (*ὀξυβελεῖς, καταπέλται, catapultae*), die Wurfgeschütze aber Steingeschütze (*λιθοβόλοι, πετροβόλοι, ballistae*).

Dass die Construction dieser beiden Geschützgattungen zunächst dem Zwecke ihres Gebrauchs nach verschieden sein musste, leuchtet ein; doch gründet sie sich auf ein und dasselbe Princip. Die Geschütze der alten Griechen sind nämlich nichts Anderes, als grosse Armbrüste mit besonderen Spannvorrichtungen. Die Schleuderkraft ist die Elasticität, welche durch Torsion an sich selbst elastischer Körper erreicht wurde, und eben nur in der verschiedenartigen Anordnung dieser Kraft und der daraus entspringenden Nothwendigkeit einiger Aenderungen im Gestellbau liegt der Hauptunterschied beider Constructionen.

Bei der ersten Hauptgattung der alten Geschütze, den Katapulten, muss selbstverständlich die Schleuderkraft mehr in horizontaler Richtung, bei der zweiten Hauptgattung, den Ballisten, dagegen in erhöhter und schräger Richtung wirken. Man theilt die Geschütze der Alten hiernach in solche mit gerader Spannung (*εὐθύτονα ὄργανα*) und in Geschütze mit Winkelspannung (*παλίντονα*) ein.

Allerdings bedingte ausser der verschiedenartigen Anordnung der Schleuderkräfte auch die Verschiedenartigkeit der angewendeten Geschossarten einige, jedoch an sich unwesentliche Aenderungen des Gestells.

Auch hat es bei den Hellenen, wie diess zu allen Zeiten der Fall war, verschiedene Geschützconstructionen gegeben; allein eine tritt als die gewöhnliche hervor, von welcher die übrigen nur Modificationen oder Abarten waren.

Diese Normalconstruction nun wurde sowohl in Modellen als auch in Originalen der verehrlichen Philologenversammlung im Jahre 1865 zu Heidelberg vorgeführt. Tafel I zeigt die Abbildung der in der Versammlung ausgestellt gewesenen Modelle von Katapulten verschiedener Kaliber, Tafel II Fig. 1*a* und *b* dasjenige der Balliste. In Fig. 2 und 3 Tafel II sind diese Geschütze, wie sie im Originale vorgeführt wurden, abgebildet.

Auch die Alten bauten je nach dem Zweck, den sie mit einer Geschützart erreichen wollten, Geschütze von verschiedenen Kalibern, die sich nur in ihren Dimensionen von einander unterschieden. Letztere standen nämlich je nach der Grösse bezw. Schwere des Geschosses in ganz bestimmten Verhältnissen, und es ist von dem grössten Interesse, zu sehen, mit welcher Pünktlichkeit und mathematischer Genauigkeit die Alten schon in der Mitte des

---

*) Ueber alle Einzelheiten des folgenden kurzen Berichts wird ein für allemal verwiesen auf „Griechische Kriegsschriftsteller von Köchly und Rüstow. Leipzig 1853." Theil I, S. 185 ff. (Heron und Philon vom Geschützbau u. s. w.), und „Geschichte des Griechischen Kriegswesens von Rüstow und Köchly. Aarau 1852." S. 378—405.

dritten Jahrhunderts v. Ch. bei der Construction ihrer Geschütze zu Werke gingen, deren jeder einzelner Theil aus dem Kaliber, d. i. aus der Pfeillänge resp. dem Steingewicht nach festgesetzten Normen berechnet wurde*).

Das kleinste Kaliber der gebräuchlichsten Horizontalgeschütze, die dreispithamige Katapulte schoss einen Pfeil von 36 rh. Zollen Länge und $^3/_4''$ im Durchmesser; die grösste, die dreiellige, einen solchen von $45,_{34}$ rh. Zollen in der Länge und $1^1/_2$ rh. Zollen im Durchmesser. Die Balliste kleinsten Kalibers warf eine Kugel von 9 Pfd. Gewicht und $8,_{14}$ rh. Zollen Durchmesser. Das Geschoss der Balliste grössten Kalibers wog ohngefähr 162 Pfd. und sein Durchmesser ist $21,_{21}$ rh. Zolle. — Das Kaliber des kleinsten Wurfgeschützes ist also beinahe dreimal so gross, als jenes des grössten Horizontalgeschützes.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen beginnen wir mit der Erklärung und näheren Beschreibung der auf den beigefügten Tafeln abgebildeten beiden Normalgeschütze.

Die Abbildungen zeigen in Fig. 1*a* und *b* Tafel I eine dreispithamige, in Fig. 2*a* und *b* eine fünfspithamige (mittlere) Katapulte.

Sowohl das Modell Taf. II Fig. 1*a* und *b* als auch das Original der Balliste Taf. II Fig. 3 sind solche kleinsten Kalibers. Die im Original vorgeführte Katapulte Tafel II Fig. 2 ist eine zweiellige und steht bezüglich ihres Kalibers zwischen der drei- und der fünfspithamigen.

I. Die Katapulte.

Die Haupttheile der Katapulte sind:

1. Das Obergestell, welches den Mechanismus zum Fortschleudern der Geschosse enthält.
2. Das Untergestell, welches nur das Schiessgerüst ist und dem ersten Theile zur Unterlage beim Gebrauche dient.

Das Obergestell zerfällt wiederum in zwei Haupttheile (siehe Tafel I) nämlich in:

a) den Spannkasten oder die Kammer *A A* (*πλινθίον*), die Schleuderkräfte enthaltend,

b) die Pfeilbahn *B B* (*σύριγξ*) mit der Spannvorrichtung.

Der Spannkasten von hartem Holz, an den Verbindungsfugen mit Beschlägen versehen, besteht im Wesentlichen aus zwei horizontalen Bohlen, den Kaliberträgern *a* und *b* (*περίτρητα*), den vier verticalen Ständern *c*, *d*, *e* und *f*, von welchen die beiden äusseren *c* und *f* Aussenständer (*παραστάται*), die beiden mittleren *d* und *e* Mittelständer (*μεσοστάται*) heissen, ferner den Spannnerven *g g* (*τόνοι*) mit den beiden Bogenarmen *h h* (*ἀγκῶνες*) und der Bogensehne *i* (*τοξῖτις*).

Die Kaliberträger *a* und *b* sind mit je zwei Oeffnungen, den Kaliberlöchern (*τρήματα*), versehen, deren Durchmesser sich nach der Länge des zu schiessenden Pfeils richtet. Auf die Kaliberlöcher sind die Spannköpfe oder Buchsen (*χοινικίδες*) von Holz oder von Metall *k k* mit den quer in sie eingelegten Spannholzen (*ἐπιζυγίδες*) aufgesetzt, über welch' letztere die Spannnerven in so vielen Windungen, als es der Durchmesser des Kaliberlochs zulässt, straff eingezogen sind.

Die Spannnerven *g g* erhalten durch Drehung der Spannköpfe *k k* ihre volle Elasticität, welche auf die zwischen sie eingesteckten Bogenarme *h h* bei richtiger Drehung das Bestreben äussert, sie mit einer ungeheuren Kraft nach auswärts zu schleudern, sobald sie mittelst

*) Siehe Heron § 31 ff. Philon § 5—7 und dazu Rüstow S. 323 ff., 336 f. Vgl. Gesch. des griech. Kriegswesens S. 393.

irgend einer Vorrichtung aus ihrer Lage von den Aussenständern hinweg bewegt und momentan losgelassen werden.

Am Ende der Bogenarme befindet sich die Bogensehne *i*, auf welche die Schleuderkraft der ersteren übertragen wird, und welche unmittelbar auf das fortzuschleudernde Geschoss zu wirken hat.

Die vier Ständer *c, d, e, f* tragen die Kaliberträger, sichern deren Auseinanderstellung und haben dem Zug der Schleuderkräfte in verticaler, dem Anschlag der Bogenarme in horizontaler Richtung zu widerstehen. Die eigenthümliche Form, die aus den Figuren der Tafeln I und II ersehen werden kann, ist ihnen gegeben, um den grösstmöglichsten Anschlagwinkel für die Bogenarme zu erreichen, wodurch es ermöglicht wird, dass die Bogensehne beinahe auf die ganze Länge der Pfeilbahn wirkt. Die rückwärtige Ausbauchung der Aussenständer, welche am meisten durch den Anschlag der Bogenarme in Anspruch genommen sind, soll die durch den auf der entgegengesetzten Seite angebrachten Ausschnitt hervorgerufene Schwächung aufheben. Die Ständer und Kaliberträger sind mittelst der heutigen Tags noch üblichen Holzverbindungen in einander eingefügt und an den schwächsten Stellen durch Beschläge verstärkt.

In den zwischen den beiden Mittelständern *d* und *e* gebildeten Zwischenraum wird der zweite Haupttheil des Obergestells — die sogenannte Pfeilbahn — eingelegt.

Diese selbst besteht aus der Läuferbahn oder Pfeife *l* (der eigentlichen *σύριγξ*) mit Welle und dem Läufer (*δίωστρα*) *m* mit Schloss (*χελώνιον*) *o*. Die Pfeife *l* von hartem Holz hat an ihrer oberen Fläche eine schwalbenschwanzförmig ausgehöhlte Rinne, in welcher die entsprechend gestaltete untere Fläche des Läufers beim Hin- und Herschieben des letzteren sicher geführt wird. Am hinteren Ende der Pfeife ist auf zwei Riegeln eine Welle mit Kurbel oder ein Kreuzhaspel (*ὄνισκος*) *n* angebracht, der zum Spannen der Bogensehne dient.

Die obere Fläche des Läufers *m*, der, wie oben erwähnt, in der Pfeife hin- und hergeschoben werden kann, hat zur Aufnahme des Pfeils auf seine ganze Länge eine runde Aushöhlung und am hinteren Ende die Vorrichtung zum Abdrücken der gespannten Bogensehne — das Schloss *o*.

Dieses besteht aus dem um einen Bolzen drehbaren Drücker (*χείρ*), dessen vorderes gabelförmiges und gekrümmtes Ende die Bogensehne beim Spannen, wie zwischen zwei Fingern (Klauen) fasst, während dessen hinterer Theil nicht gespalten, gerade geformt und dabei schwerer ist, als der vordere gekrümmte.

Da nun das grössere Gewicht des hinteren Theils hinter dem Drehbolzen ist, so liegt dieser auf der Pfeife auf, wenn diess nicht durch Unterschieben des gleichfalls drehbaren Abzughebels (*σχαστηρία*) *p* verhindert wird, während der vordere leichtere Theil gehoben ist. Damit nun der Drücker die Bogensehne beim Spannen sicher halte, bedarf es nur der Drehung des Abzugs unter den hinteren Theil des ersteren, wodurch die Aufwärtsbewegung des vorderen Theils eingestellt und von diesem die zwischen seine Klauen eingelegte Bogensehne gefasst wird. Das Abdrücken des Schlosses geschieht ebenso einfach durch Entfernung des unter den Drücker geschobenen Abzugs *p*, wodurch der schwerere Theil, seiner Unterstützung entbehrend, niederfällt, der leichtere aber sich hebt, und so die vorher gehaltene Bogensehne frei wird.

Das Untergestell (*βάσις*) der Katapulten besteht entweder aus nur einem Untersatz (*ὀρθοστάτης*) *C* für die leichteren Geschütze oder aus deren zwei für die schwereren *D* und *E*.

Ein solcher Untersatz ist gebildet aus einer Säule *q*, welche durch verschiedene Streben *r* mit einem Fusse *s* zu einem Ganzen fest verbunden ist. Die eine Säule *q* der kleineren Katapulte Fig. 1*a* und *b*, beziehungsweise die hintere der grösseren Fig. 2*a* und *b* ist oben mit einem senkrechten Zapfen *u* versehen, um welchen ein Tragkissen (χαλκήσιον) *t* leicht gedreht werden kann. Dieses Tragkissen *t* besteht aus zwei verticalen und zwei horizontalen Wänden, welch' letztere durchbohrt sind zur Aufnahme des Zapfens *u*.

Bei den leichteren Geschützen mit Einem Untersatz Fig. 1*a* und *b* liegt in einem Lager der verticalen Wände des Tragkissens der, wenig vom Spannkasten entfernt, an der Pfeife fest angebrachte Drehbolzen, vermittelst dessen eine jede Elevation gegeben werden kann, die innerhalb der durch die Construction überhaupt gegebenen Grenze liegt. Unterstützt wird hierbei das hintere Ende der Pfeife durch eine Stütze *v* (ἀναπαυστηρία), welche mittelst eines beweglichen Beschlägs auf der Strebe (ἀντερειδίς) *w* auf und nieder bewegt werden kann und in den coulissenförmig auf der unteren Fläche der Pfeife eingeschnittenen Vertiefungen feste Unterstützungspunkte findet, während die Strebe *w* selbst, durch einen losen Ring mit der Säule *q* verbunden, mit Leichtigkeit nach horizontalen Richtungen hin und her bewegt werden kann. Bei einer Seitwärtsbewegung der Strebe *w* wird also durch Vermittelung der Stütze *v* die Pfeife selbst mitgenommen. Es kann somit nicht nur die Höhen-, sondern auch die Seitenrichtung mit grosser Schnelligkeit genommen werden.

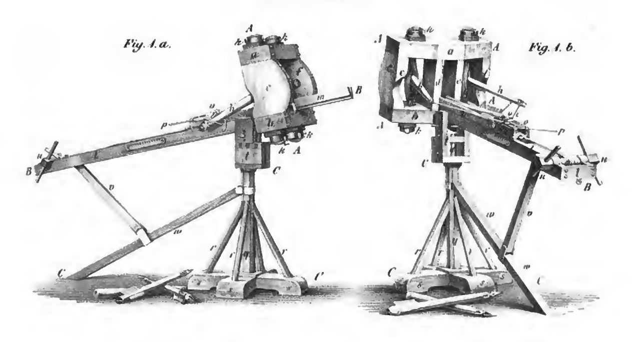
Bei den schweren Geschützen Fig. 2*a* und *b* dagegen trägt die vordere Säule *D D* den Spannkasten und die hintere *E E* das Ende der Pfeife. Man sieht sogleich, dass bei dieser Einrichtung des Richtapparats die Manipulation des Richtens viel schwieriger als bei der ersteren geschieht, und dass die Höhenrichtung selbst bedeutend beschränkt ist. Dennoch entsprach die Einrichtung vollständig ihrem Zwecke, indem sie nur bei den grösseren Kalibern Anwendung fand und derartige Geschütze ausschliesslich gegen feste und unbewegliche Ziele gebraucht wurden, deren Entfernung zum Voraus bekannt war, so dass man mit der einmal gewählten Elevation und Seitenrichtung ständig fortschiessen konnte. Wir erblicken in dieser Gattung Geschütze sofort die Positionsgeschütze, in der ersteren dagegen die eigentlichen Feldgeschütze der alten Griechen.

Um zu schiessen, schieht man, nachdem die Richtung über die Rinne des Läufers *m* genommen ist, letzteren so viel vorwärts, bis das Schloss *o* an der Bogensehne *i* ansteht, legt diese unter die Klaue des Drückers und schiebt unter dessen hinteres Ende den Abzug unter. Sodann setzt man den Haspel *n* in Bewegung und zieht den Läufer, an dessen Ende die über den Haspel laufende Schnur befestigt ist, zurück, wodurch selbstverständlich die Bogensehne angezogen und die Bogenarme von den Trägern entfernt werden. Zur Vermeidung einer freiwilligen Vorwärtsbewegung des Läufers sind an den Seiten der Pfeife Zahnstangen angeschraubt, in deren Zähne die Sperrklinke des Läufers einschnappt. Siehe Tafel I u. Tafel II Fig. 2. Nun setzt man den Pfeil fest an die Sehne zwischen die Klauen des Drückers, drückt den Abzug unter dem Drücker weg, wodurch die freiwerdende Bogensehne, von den Bogenarmen mit grosser Kraft und Schnelligkeit vorwärts gestossen, den Pfeil fortschleudert. Die der Sehne mitgetheilte Schleuderkraft wirkt dabei so lange, bis die Bogenarme an den Trägern wieder anstehen.

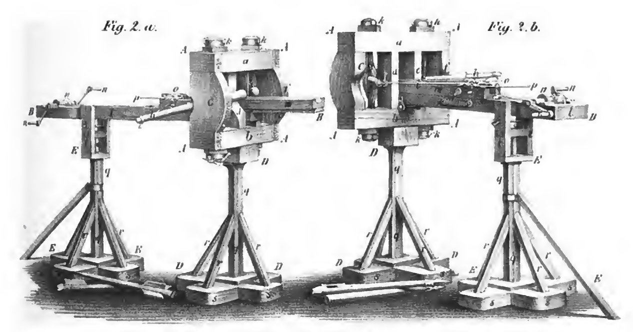
Fig. 1*a* und 2*a* zeigt die Katapulte in nicht gespanntem, Fig. 1*b* und 2*b* in gespanntem Zustande.

Modell der Katapulten

1) der kleineren



2) der grösseren.



Druck v. M. Singer, in Leipzig

Modell der Balliste.

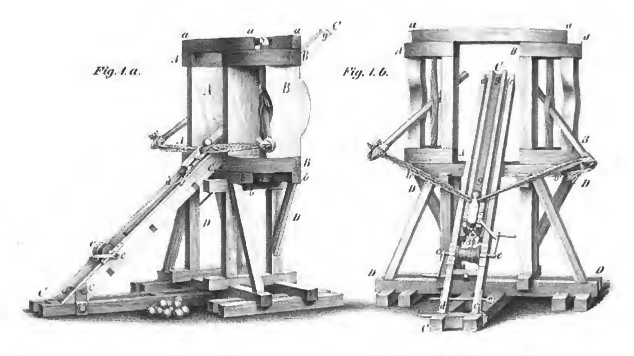
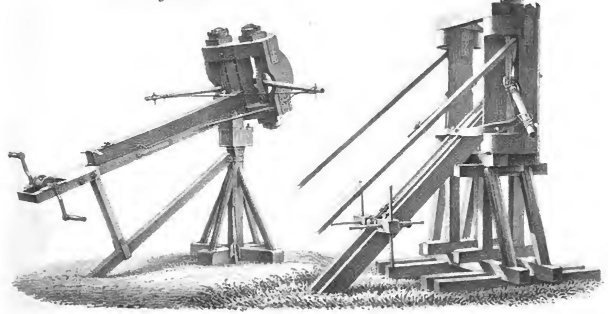


Fig. 2.
Abbildung der Katapulte
im Original.

Fig. 3.
Abbildung der Balliste
im Original.



Druck v. M. Singer, i. Leipzig

II. Die Balliste.

Die Ballisten, welche sich, wie schon erwähnt, von den Katapulten wesentlich nur in der anderweitigen Anordnung der Schleuderkräfte unterscheiden, bestehen aus vier Haupttheilen, Tafel II Fig. 1*a* u. *b*, nämlich:

1. aus den beiden Spannkästen, welche hier nicht fest zu einem Ganzen, wie bei den Katapulten, verbunden sind *A A* und *B B*;
2. der Läuferbahn mit dem Läufer, die sogenannte Leiter (*κλιμακίς*) *C C* und
3. dem Untergestell *D D*.

Bei den Ballisten hat jeder der beiden Spannnerven einen besondern Spannkasten, Einspann (*ἑνατόνιον*) oder Halbspann (*ἡμιτόνιον*) genannt, welcher bei der Aufstellung des Geschützes zum Gebrauch durch 4 Riegel (*κανόνες*), 2 obere *a a**) und 2 untere *b b*, mit einander verbunden werden und zwar so, dass zwischen ihnen der Raum für die Läuferbahn freibleibt.

Alle Ausmaasse sind selbstverständlich viel stärker, als bei den leichte Geschosse schiessenden, Katapulten; ja die kleinste Balliste ist schon ein ansehnliches Gebäude von etwa 16—20 Fuss Höhe und 8—10 Fuss Breite.

Ausser dem vorerwähnten Unterschiede der Spannkästen ist auch die Form von deren einzelnen Theilen etwas verschieden, die aber leicht aus der Zeichnung ersichtlich ist und einer näheren Beschreibung nicht bedarf.

Sonst finden wir an den Spannkästen der Balliste dieselben Theile, wie bei jenen der Katapulte; nur ist die Bogensehne, um die Kugel besser zu umfassen und sicherer zu führen, zu einem breiten Gürtel geflochten, und sind die Bogenarme zur Erzielung einer schrägen Kraftrichtung unter einem Winkel in die Spannnerven eingesteckt, Tafel II Fig. 1*a* und *b* und Fig. 3.

Die Läuferbahn *C C* Fig. 1*a* und *b* hat die Gestalt einer Leiter und wird desshalb auch so genannt. Sie besteht aus den zwei Leiterbäumen (*σκέλη*) *c c* und *d d* und einer Anzahl Sprossen (*διαπήγματα*), welche keinen andern Zweck haben, als die ersteren Theile mit einander zu verbinden. In ihr sind die sogenannten Federchen (*πτερύγια*) (in Fig. 1*b* sichtbar) *f f* aufgenagelt, um, was bei der Katapulte durch die schwalbenschwanzförmige Aushöhlung erreicht ist, eine Nuthe zur Führung des Läufers zu bilden. Am Ende der Leiter befindet sich wiederum der Kreuzhaspel *e e*.

Der Läufer *g g* Fig. 1*b*, hier wegen seines nicht unbeträchtlichen Gewichts durch einen

*) Nach den Abbildungen von der Trajanssäule, welche uns jetzt in der zuverlässigen Wiedergabe von Froehner (*la colonne Trajane.* Paris, 1865) Nr. 32 p. 104 f. und Nr. 52 p. 114 vorliegen und unzweifelhaft Ballisten, nicht Katapulten darstellen, wölben sich die beiden obern Riegel, statt in horizontaler Linie von einem Halbspann zum andern zu laufen, in einem förmlichen Bogen über denselben, während diese, von einer runden Verkleidung eingeschlossen und oben, wo sich die Spannköpfe und Spannbolzen befinden, von einem spitz zulaufenden Deckel überkleidet, wie ein Paar kleine Thürme aussehen, welche von den horizontal liegenden untern Riegeln als von einer sie verbindenden Basis sich erheben. Diese Construction giebt nicht allein dem Geschütz ein gefälliges Aussehen, sondern lässt auch der Flugbahn der abgeworfenen Steinkugel einen freieren Spielraum, da diese sonst leicht an die oberen Riegel anschlagen und so auf die Bedienungsmannschaft zurückprallen könnte. Ausserdem erkennt man auf jenen Abbildungen noch deutlich den Läufer mit dem aufgelegten Geschoss, sowie das Untergestell. Von den Bogenarmen dagegen, welche Froehner zu sehen glaubt, und der Bogensehne ist Nichts zu entdecken. Koechly.

Flaschenzug hin- und herzubewegen, enthält eine dem Kugeldurchmesser entsprechende Rinne auf seiner oberen Fläche. Das Schloss ist wie bei der Katapulte construirt, mit der Ausnahme, dass der Drücker kein gabelförmiges Ende mit 2 Klauen, sondern nur eine einzige solche hat, in welcher der in die Sehne eingeflochtene Ring eingehängt wird.

Das Untergestell *D D* ist eine Zusammensetzung von Schwellen und Ständern mit Riegeln und Streben zu ihrer Unterstützung.

In das Untergestell sind die zwei unteren Riegel *b b* eingezapft, wodurch gleichzeitig eine feste Verbindung mit den Einspannen erreicht wird. Zwischen diesen Riegeln befinden sich Querriegel (*ἐπιπήγματα*), welche mit einem Brettergetäfel versehen sind (*σανίς*). Ausser der Verzapfung der Riegel mit den Einspannen wurden zur festen Stütze öfters noch Streben angewendet, wie sie in Figur 3 angedeutet und im Original ausgeführt worden sind.

An das Untergestell wird die an der betreffenden Stelle mit Ausschnitten versehene Leiter angestellt und einem seitlichen Ausweichen an ihrem Stützpunkte auf dem Boden durch vorgeschlagene Pfähle Fig. 3 oder durch Einlassen in die verlängerten unteren Schwellen des Gestells Fig. 1*a* und *b* vorgebeugt.

Der Winkel, den die Leiter mit dem Horizont macht, betrug in der Regel 45°.

Die übrigen hier nicht speciell genannten Theile, sowie das Nähere der Spanneinrichtung, die im Ganzen wie bei den Katapulten beschaffen ist, kann aus der Zeichnung leicht erkannt werden und bedarf daher keiner weiteren Beschreibung.

Fig. 1*a* und Fig. 3 zeigt die Balliste in nicht gespanntem, Fig. 1*b* in gespanntem Zustande. —

Gleich vom Anfang an hatten natürlicher Weise diese Geschütze nicht die Construction und Form, wie sie so eben auseinandergesetzt wurde; sie wurden erst nach und nach zu diesem Grade der Vollkommenheit gebracht, und man wird nicht viel fehlen, wenn man hierfür den Anfang des dritten Jahrhunderts v. Ch. annimmt.

Um die Mitte desselben Jahrhunderts wurden wenigstens schon die Maasse, die bis daher nur auf empirischem Wege gefunden worden waren, wissenschaftlich festgestellt.

Um die gleiche Zeit erkannte man auch die Mängel der bisherigen Geschützconstructionen, die insbesondere in den hygrometrischen Eigenschaften der Spannnerven ihren Grund hatten, wodurch natürlich bei verschiedener Witterung auch die Wirkung verschieden ausfiel.

Man war stets vor dem Gebrauch der Geschütze genöthigt, in der Spannung der Spannnerven durch Drehung der Spannköpfe ab- und zuzugehen oder gar erstere ganz frisch einzuziehen, was viel Zeit und Mühe kostete.

Man richtete zur Beseitigung der misslichen Spannnerven das Augenmerk auf die Federkraft der Metalle, ja man suchte sogar die durch comprimirte Luft entstehende Kraft bei den Geschützen zu verwerthen.

Ueber alle diese verschiedene Geschützconstructionen der damaligen Zeit überliefern uns die alexandrinischen Schriftsteller ziemlich ausführliche Mittheilungen.

Weniger genau, als mit der Beschreibung der Construction der Geschütze, nahmen sie es mit den Geschossen. Hier erfahren wir nur Weniges. Gewöhnlich beschränken sich die Angaben auf die Ausmaasse bezw. die Gewichte, was für die Steinkugeln der Ballisten zwar genügt, nicht aber für die Pfeile und pfeilähnlichen Körper, denn hier kommt es ausser auf

die Ausmaasse auch auf die Construction der Pfeilspitze, der Flügel und insbesondere auf die Schwerpunktlage an, welche zudem von beiden ersteren abhängig ist. Bei den mit dem Original der **Katapulte** vorgenommenen Versuchen bot dieser Umstand auch nicht unbedeutende Schwierigkeiten. Es zeigte sich dort, wie zu erwarten war, die Schwerpunktlage vom grössten Einfluss sowohl auf Percussion und Schussweite, als auch auf Trefffähigkeit. Die grösste Schussweite und gleichzeitig beste Trefffähigkeit wurde erreicht bei der Lage des Schwerpunktes hinter der Mitte des Pfeils. Leider konnten durch die Versuche über die Wirkungsfähigkeit der Geschosse keine ganz sicheren Anhaltspunkte gewonnen werden, weil, abgesehen vom Mangel näherer Angaben über das Gewicht der Pfeile, die Construction der Flügel und der Spitze etc., bei der im Original ausgeführten Maschine aus ökonomischen Rücksichten zu Spannnerven keine Stränge von thierischen Sehnen oder Haaren und dgl. genommen werden konnten, sondern unelastische Hanftaue dazu gewählt werden mussten. Ferner wurden diese Taue, bei der grossen Schwierigkeit, dieselben einzuziehen, nur in wenigen Strängen und keineswegs bis zur vollständigen Ausfüllung des ganzen Spannkastens eingezogen. Dass nun selbst bei der grössten Torsion der Taue nicht diejenige Kraft erreicht werden konnte, welche nach der Kaliberberechnung für das zugehörige Geschoss hätte hervorgebracht werden müssen, leuchtet ein. Es mussten desshalb vorweg die Pfeile leichter als der normale gemacht werden, was durch Verkürzung und Verdünnung des Schafts erreicht wurde. Bei einem Gewicht des Geschosses von $1^1/_2$ Pfund schleudert die Katapulte mit genügender Sicherheit und Percussion unter der grössten Elevation das Geschoss auf etwa 200 Schritte. Auf 60 Schritte durchbohrt der Pfeil noch ein $1^1/_2$ zölliges Brett.

Bei der **Balliste** kommt ausser den oben erwähnten Mängeln noch der weitere missliche Umstand hinzu, dass der Gürtel, welcher von Sehnen geflochten sein sollte, in Ermanglung dieser Stoffe aus Leder gefertigt wurde, wodurch noch mehr an Kraft verloren ging. Doch wurde eine 9 Pfund schwere Steinkugel mit dieser Maschine auf etliche 40 Schritt geschleudert, und jedenfalls kann auch diese Entfernung durch weitere Versuche, die vor der Ausstellung der Balliste auf der Heidelberger Versammlung auf das Aeusserste beschränkt bleiben mussten, noch auf weitere Strecken ausgedehnt werden.

Erwägt man aber die bei der Anwendung von wenig elastischen Tauen hervorgebrachten Schleuderkräfte und Wirkungen, so wird man sich über die durch die alten Griechen mit ihren Geschützen erzielten Resultate nicht mehr wundern, die, wie man in den alten Kriegsschriftstellern liest, mit den Katapulten Schussweiten von 600 Schritten und mit Ballisten Wurfweiten bis zu 1000 Schritten erreicht haben.

DEIMLING.

VERHANDLUNGEN

DER

FÜNFUNDZWANZIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

HALLE

VOM 1. BIS 4. OCTOBER 1867.

MIT 2 LITHOGRAPHIERTEN TAFELN UND 1 HOLZSCHNITT.

LEIPZIG.
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1868.



Inhalt.

Erste allgemeine Sitzung,

Dienstag, den 1. October 1867. Anfang 9½ Uhr.

Rede des Präsidenten zur Eröffnung der XXV. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner.

Hochansehnliche Versammlung!

Die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner welche vor zwei Jahren in Heidelberg tagte, hatte zum Ort der nächsten Zusammenkunft diese Stadt erwählt. Niemand ahnte wol damals welche Bewegung das vorige Jahr schon in seinem Beginnen ergreifen würde, niemand drang in die brennenden Fragen der Gegenwart tief genug, um zu muthmassen dass die meisten deutschen Staaten nach kurzer Windstille veranlasst sein könnten, geheim oder öffentlich, im Frühling zu rüsten. Als nun aber die Vorzeichen eines deutschen Krieges sich mehrten, als Preussen in den entscheidenden Kampf um Sein oder Nichtsein mit gesammelter Kraft eintrat und jedes Interesse der Wissenschaft in einem so kritischen Augenblick vor der Politik zurückwich: da glaubten wir im Mai die beabsichtigte Versammlung unter Erwartung eines günstigeren Zeitpunktes vertagen zu müssen. Kaum war aber die Gefahr des Vaterlandes, schneller als man hoffen durfte, vorüber gegangen, so folgte die Noth einer verheerenden Krankheit und hielt diese schwer geprüfte Stadt bis zum Spätherbst in bangen Sorgen. Das vergangene Jahr war daher wenig geeignet um hier in heiterer Stimmung gesellig zusammenzukommen und für einen solchen Zweck einzuladen. Jetzt da die Luft still geworden, hegen wir eine gute Zuversicht, und wir heissen die Vertreter der philologischen Wissenschaft und des Schulfachs, welche unserer diesjährigen Einladung vom 25 Juni so zahlreich gefolgt sind, von Herzen willkommen, hoffen auch dass nichts störend in den Weg trete, sondern alles sich gut fügen werde, um die unter uns verlebten Stunden in angenehmer Erinnerung rein zu bewahren. Mit gebührendem Danke rühmen wir zuvörderst die Geneigtheit und das bereitwillige Entgegenkommen, das von vielen Seiten her unsere Zwecke gefördert hat: vor allen die Liberalität des hohen Kult-Ministeriums, nachdem des Königs Majestät die Genehmigung für die in dieser Stadt beabsichtigte Versammlung allerhöchst ertheilt hatte, dann die freundlichen Bemühungen der städtischen Behörden und hiesiger Bürger, welche durch Aufnahme und gastlichen Empfang ihrer Besucher darthun, wie hoch sie die ihrer Stadt erwiesene Ehre, namentlich aber die Anwesenheit der erfahrensten Schulmänner in einem Zeitpunkt schätzen, wo sie neben vielen dringenden praktischen Aufgaben mit der würdigen Vollendung eines in grossartigem Stil angelegten städtischen Gymnasiums beschäftigt sind. Nicht minder wünschen wir, die durch ehrenvolle Wahl in Heidelberg zum Präsidium

berufen und fast überzählig[1]) als Präsident, erster und zweiter Vice-Präsident bestellt worden, dem uns geschenkten Vertrauen nach Kräften zu entsprechen; sollten wir dennoch hinter der Erwartung zurückbleiben, so wird man uns billige Nachsicht umsoweniger versagen, als jene Wahl uns Abwesende traf und wir weder zugesagt haben noch ablehnen konnten.

Doch wenden wir von diesen Zufälligkeiten den Blick auf unsere Stadt, in der deutsche Philologen und Schulmänner ein kleines Jubileum, ihre 25. Zusammenkunft, zu begehen denken. Sie haben im Lauf von dreissig Jahren viele namhafte Städte Deutschlands bis an seine fernesten Grenzen besucht, eine Reihe glänzender Residenzen mit Schätzen für Wissenschaft und Kunst bewundert, aber auch an Universitätstädten sich ergetzt und sogar in grossartigen Sammelplätzen alter und neuer Zeit für Technik, Gewerbefleiss, Handel, in Nürnberg, Augsburg, Hamburg verweilt. Diese Wanderungen durch Städte so verschiedener Art und Güte wurden ein vielfältiger Anlass Schönes zu sehen und zu lernen, auch traf es sich wol dass mancher verborgene Besitz gleichsam entdeckt wurde: so hatte eine reichhaltige Kunstsammlung, von der ins Ausland selten eine Kunde drang, in einem Versteck des wenig bereisten Altenburg die Bewunderung selbst des verewigten Gerhard in dem Grade erregt, dass er den Einheimischen öffentlich jenes Lindenau'sche Museum zu besserer Anordnung und Nutzung empfahl. Wer nun den ersten Cyklus philologischer Erinnerungen mit einer solchen Blütenlese aus Wissenschaft, Kunst und schöner Natur abschliesst, welchen gleichartigen Genuss kann diesem Halle bieten? Freilich nichts was durch Glanz überrascht, weniges was durch Naturreiz und anmuthige Form erfreut; wenn aber nach den Genüssen früherer Jahrgänge vielleicht auszuruhen erwünscht ist, um für weiteres sich zu sammeln, so mag kein zweiter Platz mittleren Ranges dafür besser zusagen. Schon der Charakter der Stadt und der Umgegend verdient die Aufmerksamkeit der fremden Besucher, welche hier nur vorübergehend oder niemals verweilten; wieviel mehr muss er die erhebliche Zahl derer beschäftigen, die in früheren Jahren als Studirende der Salana, vorübergehend als Lehrer den hiesigen Schulen angehörten und in einer wenig verwöhnten Zeit, als der Ort in einer nicht zu freundlichen Gestalt blos bescheidenen Ansprüchen entgegen kam, glückliche Stunden verlebten. Die meisten werden überrascht sein durch die veränderte Physiognomie der Stadt und ihrer Natur, vermuthlich auch manches nicht wiederfinden oder erkennen. Zwar mögen ihnen einige Grundzüge derselben als alte Bekannte sich merklich machen, die Luft, die wol anderwärts reiner, milder und durchsichtiger, aber doch besser als ihr Ruf ist, die Unebenheiten des Bodens, die Krümmungen ihrer der Schönheitslinie zugewandten Strassen; aber in höherem Grade müssen sie die Mischung des alterthümlichen Bestandes mit modernen Elementen wahrnehmen, das Heraustreten aus dem düsteren Tone und der mittelalterlichen Dürftigkeit in die Architektur der Neuzeit, den Zuwachs an ausgedehnten, mit Geschmack dem heutigen Bedarf angepassten Quartieren, die noch keinen Abschluss gefunden haben. Immerhin wird mancher auch jetzt geneigt sein mit dem Dichter auszurufen: *et adhuc vestigia ruris*; dennoch erscheint der Fortschritt, in Betracht so kurzer Zeit, gross genug um grösseres in befriedigender Harmonie zu hoffen. Wer nun aber die Saalufer, den Schmuck der Hallischen Flur betritt, die früher ein Bild primitiver Landschaft vor Laien und Geognosten entfalteten, und ihre Reize bewundert, mag wol über den Wechsel

[1]) Dieser Ausdruck entspricht der Wirklichkeit genauer als damals sich annehmen liess. Der erste Vice-Präsident lehnte den Wechsel im Präsidium ab: aus welchem Motiv, das besagt der Vortrag des Herrn Prof. Bergk im Eingang; aber auch der zweite Vice-Präsident lehnte weiterhin ab. Mir ist daher die Mühewaltung des Präsidiums bis zum Schluss verblieben.

jener originalen Formen erstaunen, die vor modernen Kunstbauten und Anlagen gewichen sind und die Natur mit den Anforderungen von Praxis und Lebensgenuss in Einklang gesetzt haben. Soweit darf die Betrachtung der eigenthümlichen Oertlichkeit ein vielfaches Interesse gewähren; noch etwas näher geht uns aber die Bedeutung der Stadt für die Wissenschaft an. Den Philologen, den Schulmännern und Pädagogen ist Halle klassischer Boden und es füllt mit seinen Leistungen, deren Nachwirkung weit über Deutschlands Grenzen hinausreicht, manches volle Blatt in den Geschichten der Alterthumsforschung, des Schulwesens und der Erziehung. Ein bekannter Ausspruch nennt Preussen das Land der Kasernen und der Schulen; er meint den auf Unterricht und Bildung gegründeten Militärstaat, dessen sittliche Kraft die Wunder des vorigen Jahres in ein helles Licht gestellt haben: an den zweiten Theil jenes Ausspruchs wird man nirgend lebhafter erinnert als in unserer Stadt, die gleichsam einen Auszug des Ganzen enthält. Nur wenige Jahrzehnte liegen hinter uns, seitdem Halle durch den Verkehr der Eisenbahnen aus der früheren Nüchternheit in einen weiten Kreis praktischer Interessen gezogen, mit Handel, Fabrikwesen und materiellem Betrieb vertraut geworden ist; bis dahin galten und genügten hauptsächlich zwei Lichtpunkte, denen Stadt und Landschaft den besten Theil ihrer geistigen Nahrung verdankten, Universität und Franckens Stiftungen. Wir müssten das gebotene Zeitmass überschreiten, wollten wir das Verdienst der Stiftungen nach Gebühr besprechen; uns mag die Thatsache hinreichen, dass diesen unvergänglichen Denkmälern christlicher Liebe, die das organisatorische Talent ihres grossartigen Gründers aus kleinen Anfängen zum Verein glänzender Lehranstalten und Institute ausbaute, Deutschland nichts ähnliches in Umfang und Wirksamkeit an die Seite setzen kann. Sie haben zum ersten Mal einen vollen Schulstaat ausgebildet, indem sie einen ausgedehnten Kreis des Unterrichts, Knaben-, Töchter-, Bürgerschule bis zu den Gelehrtenschulen, in jeder Abstufung umfassten und mit der höheren Realschule schlossen; den meisten jüngeren Unternehmungen (wie den Anstalten des Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Berlin) ein Vorbild gegeben, Unterricht mit Erziehung verbunden, selbst das Haus oder das Familienleben nach Möglichkeit darin aufgenommen; sie haben endlich auch den Geist und die Methoden des Unterrichts verbessert. Nicht wenig kam ihnen zu statten dass sie mit der Universität im Verband und in steter Wechselwirkung blieben, dass sie von ihr stets frische Lehrkraft empfingen und ihrerseits praktisch geübte Lehrer an deutsche Schulen reichlich abgaben.

Wenn nun ehemals alle Welt vom Hallischen Waisenhaus oder von der lateinischen Schule zu Halle sprach, was sollen wir über den Ruf und Einfluss der alten Fridericiana sagen, der an Rang ersten preussischen Universität, der entfernte Landschaften treue Generationen Studirender zuführten? Nicht der kleinste Titel ihres Ruhms waren die Thaten der Philologen, und man darf behaupten dass diese Studien, nachdem ein schöpferischer Genius ihnen eine Stätte bereitet hatte, nicht mehr vom Hallischen Boden gewichen sind. Niemand in unserer Versammlung ist unbekannt mit den Erfolgen von Friedr. Aug. Wolf. Er hat die Bahn gebrochen, indem er aus dem Nichts eine grosse, rasch anwachsende Wissenschaft hervorrief, dieses sein Eigenthum aber an der Universität, was etwas bedeutet, als der einzige wirklich gehörte Lehrer 23 Jahre lang vertreten. Nachdem er nun ein neues Gebiet allgemeiner Bildung in die moderne Kultur und in den Lehrkreis eingeführt hatte, sah er noch eine praktische Nachwirkung seiner akademischen Thätigkeit, nach erfolgter Trennung des geistlichen Standes vom Lehrberuf, in der durch Preussen organisirten Gelehrtenschule, wo den philologischen Lehrern der Beruf ertheilt ist den Kern der Gymnasialbildung zu bewahren. Kürzere Zeit

haben an der unter dem Namen Halle-Wittenberg verjüngten Universität Seidler und Reisig gewirkt. Diese Männer des unähnlichsten Naturels konnten einander trefflich ergänzen und legten dadurch einen neuen Grund, dass sie die durch Hermann in Leipzig kräftig geförderten Methoden der formalen Philologie, der Grammatik, der Kritik und der Latein-Studien nach Halle verpflanzten. Die Jugend welche seiner Autorität begeistert folgte, leitete Reisig mit ungewöhnlicher Energie zur Präzision und Strenge der bis ins Detail abgerundeten Arbeit; und die Frucht seiner Wirksamkeit ging nicht verloren, als[1] er in der Blüte der Jahre schied. Noch bis in unsere Tage hat der Erbe seiner Kunst Fr. Ritschl, was er hier begann, auf einem anderen Schauplatz der Vollendung nahe gebracht und einen Wetteifer vieler jugendlicher Kräfte für den gleichen Zweck geweckt; das Publikum verdankt dieser methodischen Kritik eine lange Reihe von Forschungen und berichtigten Texten. Was endlich in Halle für die Studien der orientalischen Sprachen und Denkmäler durch Gesenius und seine Nachfolger geleistet worden, das zu rühmen bleibt den Fachgenossen vorbehalten.

Lassen Sie mich lieber nach dem Masse der vergönnten Zeit ein wenig bei Wolf dem akademischen Lehrer verweilen. Der Name des Gründers der Alterthumswissenschaft ist in weite Fernen gedrungen und von einem verklärenden Glanz umgeben bis in die Gegenwart gross geblieben, dann durch Vorstellungen derer, welche sein Bild nur aus den Schriften, aus Traditionen und Zeugnissen der mitlebenden zusammensetzten, noch vergrössert worden, man darf sagen mythisch angewachsen. Der Geist der aus allem leuchtete was er schrieb und sprach, hatte die Neigung für ihn angeregt und machte der Hyperbel geneigt: daneben heftete sich ein Schatz von Anekdoten, ein Schwarm halbwahrer Sagen und kränkender Nachreden an seine Fersen oder an den sterblichen Theil dieser hervorragenden Persönlichkeit.[1] Aber von dem Lehrer und seinem Verkehr mit der Jugend, seiner eigenthümlichen Art auf die Hörer einzuwirken, findet sich in solchen Schilderungen fast nichts. Selbst der jüngste Biograph, der mit einer seltenen aktenmässigen Genauigkeit das Leben Wolfs und seine Bedeutung für Schulwesen und Pädagogik dargestellt hat, weiss von Persönlichkeit und Charakter, von der Weise seines Vortrags, von seiner Stellung zu früheren und späteren Mitgliedern der beiden Universitäten und den daran geknüpften Antipathien nichts; man vermisst sogar ein Wort über das Aeussere dieses ungewöhnlichen Mannes: und er konnte doch manches dafür aus der Schrift von Körte dem Schwiegersohn Wolfs entnehmen. Dies ist die Lücke, welche gegenwärtig mit einigen Strichen zu füllen lohnt; eine vollere Zeichnung, die doch nicht überflüssig wäre, gestattet weder Ort noch Zeit; allein in kurzem werden sehr wenige zu finden sein, die jenen in der Nähe gesehen oder gehört haben. Wir beginnen sogleich mit dem Satz, dass Wolf nichts anderes als Lehrer sein wollte, mit einem Satze, den er in Berlin wiederholt und öffentlich aussprach.[2] Zwar haben ihm wenige vollen Glauben geschenkt, die meisten hingegen und namentlich übelwollende darin nur einen Vorwand oder Versteck für seine sogenannte Faulheit gesehen; sie konnten mit einigem Schein auf die grosse Zahl der von ihm besorgten Ausgaben und seiner über zahlreiche Themen sich verbreitenden Druck-

---

[1]) Ein schöner Nachruf von Niebuhr, mit dem er seinen Aufsatz über die Sikeler (Kl. hist. u. philol. Schriften II, 227) glänzend schliesst, verdient hier einen Platz: „Möge Wolfs Andenken von historischer und Anekdotenbestimmtheit befreit, und er dann, nach dem Bild seiner Meisterwerke, als Heros und Eponymus für das Geschlecht deutscher Philologen, von der Nachwelt gefeiert werden."

[2]) Analekten I, p. VII. — „für jemand, der wie ich niemals Schriftsteller, sondern nur Lehrer sein wollte".

schriften hinweisen. Indessen ist der letzteren Umfang fast klein, die Mehrzahl der Ausgaben nur propädeutischen Zwecken bestimmt oder der Einführung in die früher geringe, damals sehr erschwerte griechische Lektüre, vollendet und abgerundet war nichts ausser der klassischen Arbeit über die Leptinea und dem mit Geschmack ausgestatteten Text Homers; zum kritischen Commentar für den Dichter, dem er den besten Theil seines Lebens und einen nicht geringen Platz in seinen Sammlungen geweiht hatte, mangelten ihm Resignation und Ausdauer. Bei der Leichtigkeit mit der er eine Menge von Entwürfen ergriff und fallen liess, wird man weniger verwundert sein zu hören, dass er einen kleinen Abriss zur Geschichte der griechischen Litteratur beim zweiten Bogen abbrach, oder dass er im übernommenen Neudruck des Ernestischen Tacitus seine feinen Bemerkungen gerade bis zu A. II, 24 führte.[1]) Wenn ihm aber bei langwieriger Schriftstellerei die Geduld verliess, so lag ein erheblicher Grund in der niemals völlig zu befriedigenden Sorgfalt und Strenge, mit der er die Form zu beurtheilen pflegte. Wolf schrieb Lateinisch oder Deutsch gleich gewählt und körnig, aber langsam, mit aristokratischer Färbung und Schärfe des Worts, aus der eine weltmännische Persönlichkeit sprach; was er vorlängst hatte drucken lassen, wurde von ihm bei jeder Wiederholung unerbittlich gefeilt und mit Rücksicht auf Präzision oder Korrektheit einer genauen Revision unterzogen, ohne dass der Leser über solche Mühen nur ein Wörtchen erfährt. Belege belehrender Art wird man demnächst in einer Sammlung seiner kleinen Schriften finden, wie in der Reproduktion der Prooemia zu den Hallischen Lectionen oder seiner Homerischen Vorreden, vollends seiner frühesten deutschen Aufsätze, solche Nacharbeit überall zu Tage tritt. Diese Mühen der Form und Politur hätten ihn schon auf die Dauer gehindert dem Rath hochgestellter Männer zu folgen und die Mittheilung durch den Druck zum Ersatz für sein ehemaliges Auditorium zu wählen; seine Neigung wurde nur im Verkehr mit einer empfänglichen Jugend befriedigt, und alle Vorzüge des Drucks galten wenig — wenn wir seine so bezeichnenden Worte vernehmen — „für jemand, der sich seit langer Zeit an den zarten Reiz gewöhnt hat, welcher in der augenblicklichen Entwickelung unserer Gedanken vor gespannten Zuhörern liegt und in deren von dem Lehrer leise empfundenen lebendigen Gegenwirkung, wodurch in seiner Seele auf Stunden und Tage eine geistvolle Stimmung geweckt wird.“ Wieviele deutsche Lehrer dürften ein solches Bekenntniss machen? Kein Wunder: die Natur selber hatte ihn nicht nur in seiner leiblichen Erscheinung ausgezeichnet, sondern auch wie wenige zum Lehrer bestimmt und ausgerüstet. Eine stattliche Figur, ein schön geformtes Antlitz mit geistreichem Mienenspiel, woran die Tiecksche Büste hier lebhaft erinnert, ein fester auf hohes Lebensalter berechneter Körperbau, der frühen und späten Anfechtungen des auf seine Gesundheit einstürmenden trotzen konnte, daneben ein anmuthiges Organ mit wohlklingendem thüringer Ton: alles zusammengefasst erhöhte den Eindruck der vornehmen Persönlichkeit und des originellen Vortrags. Wer vermöchte nun aber den Zauber dieses Vortrags erschöpfend zu schildern, der auf deutschen Universitäten schwerlich seines gleichen gehabt? Wolf hatte den Trieb zu reden und konnte nicht blos die Jugend sondern auch eine gemischte Gesellschaft fesseln: er besass einen Grad gemüthlicher Wohlredenheit, der einen seiner Zuhörer aus jüngerer Zeit, Wilhelm Müller (den von ihm scherzhaft benannten

[1]) Man erfährt sogar aus dem Vorwort von Faesi, dass er im J. 1808 Vol. II von Mureti Variae Lectiones (nach seiner Versicherung im J. 1791 sollte dieser Band *proximis nundinis* folgen) in Angriff nahm, aber den Druck bei Bogen 6 abbrach und durch keine Bitten des Verlegers sich umstimmen liess.

minneliederlichen) an den Homerischen Ausspruch über Nestor erinnerte. Wir wissen eine Zahl gefeierter akademischer Lehrer, welche durch systematischen regelrechten ebenmässigen Vortrag glänzten, andere haben mit und trotz einer mühsamen und nicht geglätteten Weise zu reden gewirkt, andere trefflich und klingend, aber ohne jede bleibende Nachwirkung gesprochen. Den Eindruck des Wolfischen Vortrags schildert unbefangen Goethe (Jahreshefte W. 31. 203), der ihm verborgen lauschte: „Eine aus der Fülle der Kenntniss hervortretende freie Ueberlieferung, aus gründlichstem Wissen mit Freiheit, Geist und Geschmack sich über die Zuhörer verbreitende Mittheilung.“ [1]) Dieser Vortrag war ein geistiges Spiel, für welches eine reiche Kenntniss des Alterthums und der gebildeten Welt zwanglos mit heiterem Witz und scharfen Sarkasmen sich verband, mit der Absicht zu belehren und zu selbständiger Thätigkeit anzuregen. Er machte seinen Wahlspruch wahr: „Habe Geist und wecke Geist“. Niemand sprach weniger als Wolf in der Art eines Buchs: dies erweist schon der Stand seiner im Druck herausgegebenen Vorlesungen und die Bemühung einiger Herausgeber, die Lücken und öden Räume mit mancherlei Zuthat auszufüllen. Was er aber gab, stand damals in den wenigsten Büchern und selten in der rechten Fassung; auch war der Stand des grammatischen Wissens, namentlich der griechischen Grammatik, noch so zweifelhaft, dass er viel elementares lehren durfte, was späterhin jeder in den Schulen empfing, und sein Homerisches Collegium, worin Mitglieder aller Fakultäten sich sammelten, galt als Vorschule für alle philologische Bildung. Immer lag der Reiz und die Stärke seines Vortrags weniger im gelehrten Theile des Unterrichts, den die Feder ergreift, als in den Bildern und Thatsachen einer Geist und Geschmack erweiternden idealen Welt, in den Anregungen eigener Kraft, um das Alterthum der Griechen und Römer mit Lust zu geniessen und seinen Nachlass methodisch zu studiren, in zahllosen, oft mit raschen Sprüngen oder Abschweifungen hingeworfenen Aphorismen und Beobachtungen, welche der Hörer aufnahm und in sich bewahrte, dem Papier höchstens fragmentarisch anvertraute. Abschweifungen der Art, die keinem heutigen Docenten gestattet sein möchten, wenn auch reich an Wissen und durch gute Laune gewürzt, glichen einem behaglichen Spaziergang in antiker und moderner Litteratur. Auch unterliess er nicht — denn er bewährte das alte Wort, *qui miscuit utile dulci* — aus seiner bibliographischen Erfahrung praktische Notizen über Bücher, ihre Werthe und Benutzung einzumischen; nicht leicht vergass man solche durch Humor gehobene Weisungen, und Wolf erwarb sich ein Verdienst, indem er das Andenken an verschollene Werke von Belang erneuerte, beiläufig auch unter uns wenig gekannte Schriften empfahl und in Umlauf setzte: wir erinnern hier nur an *Perizonii Animadversiones*

[1]) Hören wir zur Ergänzung auch Fr. Thiersch, der fast gleichzeitig (1804) von Leipzig her in Halle hospitirte. Thiersch's Leben I, 31. „Ich habe auch Wolfen gehört. Er liest vor einem Auditorio von ziemlich hundert Zuhörern — den Meno des Plato. Sie kennen wohl seinen schönen und so anspruchlosen Vortrag; als ob es in leichter Unterhaltung geschähe, wirft er die herrlichsten Bemerkungen wie im Vorübergehen hin, er sitzt gebückt auf seinem Stuhle im Katheder und verschwindet geräuschlos durch das Pförtchen hinter demselben“ u. s. w. Und weiterhin: „Dagegen sticht nun sein Homer gewaltig ab. Vorzüglich gefällt mir die Leichtigkeit, mit der er ihn, ungeachtet der grössten Gründlichkeit seiner Interpretation, zu behandeln weiss, dass man ihn tagelang hören möchte, immer unterhalten von seiner Laune und den überraschenden Resultaten seiner Untersuchungen, die ihm jede einzeln vielleicht monatlangen Fleiss gekostet haben und sich nun wie Schneeflocken, von seinem Witz getrieben, vorüber jagen.“ Kaum würde man ein Ende finden, sollten die begeisterten Worte der gleichzeitigen Hörer, eines Varnhagen, C. v. Raumer u. a. verzeichnet werden. Doch wollen wir den Vorbericht von Föhlisch zu den Consilia Scholastica im Wertheimer Progr. 1829 nicht vergessen.

historicae oder den Hermes von Harris. Alles gesagte deutet auf ein natürliches Lehrtalent: und nicht leicht hat ein Autodidakt zum Lehrer eines angeregten, gut gestimmten Auditoriums besser getaugt. Wolf vereinte das Geschick eines feinen Schulmannes und Kenners der Jugend mit dem Beruf und der Vielseitigkeit eines hervorragenden Pflegers der Wissenschaft, der zugleich ein gewandter akademischer Lehrer war. Mit welchem Takt er, fast noch ein Jüngling, das Rectorat von Osterode antrat und den Gehorsam einer verwilderten Anstalt erzwang, dies bezeugen ergetzliche Geschichten der Zeitgenossen; sie finden ein Seitenstück an den Erzählungen, die seine Thätigkeit als Visitator am Joachimsthalschen Gymnasium zeichnen; mit welcher Aufmerksamkeit er den Stufengang der Erziehung und des Unterrichts bis in Kleinigkeiten wahrnahm, das erhellt aus seinen anziehenden *Consilia scholastica*, dem Ueberrest einer zweimaligen Vorlesung. Nun war die Bildung künftiger Schulmänner ein vorzüglicher Augenmerk seines Seminars, in dem er mit gefürchteter Strenge waltete; der Preussische Staat zog daraus ehemals ebenso wie Baden und die Schweiz viele treffliche Lehrer; zuletzt beschäftigten ihn die Verfassungen und Lehrpläne der Gymnasien weit über das gewohnte Mass, wie man aus der urkundlichen Sammlung in der zweiten Hälfte von Arnoldts Biographie reichlich ersieht. Vermöge so gründlicher Einsicht in den Bedarf und die Fassungskraft der Jugend fand er das rechte Mass und den geeigneten Ton des Vortrags, der in geschicktem Wechsel den propädeutischen, für die Mehrzahl passenden Stoff mit dem zünftigen Detail verband. Sein Ansehn war zuletzt gross genug, um in der Universität einen unabhängigen Staat (wie Gleim sagte, eine fünfte Fakultät), zugleich ein Asyl für die vielen, welche vom theologischen Studium sich abwandten, zu behaupten.[1]) Bei der Katastrophe von Halle 1806 schloss Wolf seinen ausgedehnten Cursus der Alterthumswissenschaft, den bisher kein philologischer Docent überboten hat, glänzend ab: er umfasste die sämmtlichen formalen und realen Fächer, eine grosse Zahl exegetischer Vorlesungen nebst der Didaktik, die Geschichte der alten Völker (Bredow nutzte diesen Theil für sein vielgebrauchtes Handbuch), zuletzt kam sogar die Lehre von der alten Plastik oder das archäologische Studium hinzu, worauf er in den letzten Jahren, von Goethe veranlasst, wenn auch mit unzureichenden Mitteln besonderen Fleiss verwandt hatte.

Diese summarische Charakteristik fordert noch einen kurzen Nachtrag, seine Wirksamkeit in Berlin betreffend. Zwar ist der Bericht über den letzten Abschnitt seines Lebens wenig dankbar, ihm fehlt der verklärende Glanz der früheren Jahre, denn er bildet nicht einmal eine Fortsetzung derselben in zusammenhängender akademischer Thätigkeit, sondern nur eine Folge von Vorlesungen an der neuen Universität, und die Sage klingt ungünstig oder übel, dass die Hauptstadt den Hallischen Wolf aufgezehrt habe. Noch mehr, wir vernehmen dass von denen, welche dort ihre Studien machten, einige (wie K. O. Müller und Lappenberg) wenig ehrenvoll über ihn dachten, während andere (darunter W. Müller und der Philosoph Schopenhauer) an seinen Lippen hingen. Soviel ist aber gewiss: den hohen Erwartungen, mit denen die Gelehrten[2]) und die Jugend ihm als einem Manne des ersten Rangs entgegen kamen,

[1]) Darüber hat er in einem Brief an J. von Müller (Suppl. von Müller's Werken, herausg. von Maurer-Constant IV. p. 381) sich offen ausgesprochen: „mich anbieten oder, was eigentlich geschehen müsste, mich verauctioniren kann ich doch nicht; und wie wenige gibt es die wissen, was ich für Halle that, wo ich vor 160—200 Zuhörern über Alterthum lesend die einzige deutsche Universität bei Geschmack an jenen nicht brotgebenden Studien erhielt."

[2]) Stimmen gelehrter und hochgestellter Männer aus der früheren Berliner Zeit hier vorzuführen liegt unseren Zwecken fern; und doch, gestehen wir, ist der Wortführer einer neuen Wissenschaft selten in dem Grade gefeiert und nach der menschlichen Seite hin geschont worden wie Wolf, der seines

entsprach er immer weniger, in die Studien jüngerer Philologen griff er nicht mehr bestimmend ein, die gewohnte Lust an akademischen Vorlesungen erkaltete fortdauernd in dem Grade, dass er sie fragmentarisch und ohne gleichmässige Vor- oder Nacharbeit hielt, mehrmals auch abbrach und im Sande verrinnen liess. Dennoch fand er wenige Zuhörer, die nicht diesen Kaltsinn bedauert hätten, und obgleich sie von anderen mehr zu lernen hofften, doch vom Geist und Witz des Wolfischen Vortrags gefesselt und erfrischt wurden. Man könnte fragen warum er, der nach der Hallischen Katastrophe „jene jahrelangen abscheulichen Ferien" schwer gebüsst, dem durch königliche Huld „freiere Musse zu ruhigem genussreichem Studiren und freigewählten Beschäftigungen" ohne jede Last eines Amtes zutheil geworden, keine Neigung mehr für ein empfängliches und fortdauernd wachsendes Auditorium zu fassen vermochte, nachdem er den „unselbsüchtigen Entschluss" verwunden hatte, „vor einer zuweilen sechsmal geringern Zahl von Zuhörern zu lesen, als er ehemals vor sich zu sehen gewohnt war." Ohnehin gewährte Berlin noch längere Zeit einen jungfräulichen Boden für schöpferische Philologie und hätte dem Meister gelohnt, der die Kräfte der zuströmenden Jugend mit etwas mehr als propädeutischer Kost zu nähren suchte. Der Grund so vieler Räthsel lag darin dass Wolf, als er in die Berliner Strömung gerieth, ein anderer geworden war und auf keinem festen Boden stand. Der Fall der Universität Halle war auch der Schluss seiner akademischen Wirksamkeit: er hatte nach einer ruhelosen Arbeitsamkeit das dringende Verlangen, auf der Höhe des Mannesalters auszuruhen und den Studien seiner Wahl nachzugehen, er begehrte ferner, nachdem er in Halle zuletzt isolirt gelebt und eine keineswegs erfreuliche Sonderstellung eingenommen hatte, kein akademisches Amt wieder anzunehmen;[1]) überdies gestattete sein Naturel in Sachen weder der Praxis noch der Litteratur mit anderen sich zu verbinden und gemeinschaftlich zu wirken. Mit solchen Wünschen und Eigenschaften trat er kurz vor und um

Werthes sich allezeit bewusst blieb. Man darf Wilhelm v. Humboldt obenan stellen: der Briefwechsel im 5. Band seiner Werke bezeugt den grossartigen Geist jenes Staatsmannes, der durch die Schwächen seines verwöhnten Freundes sich nicht irren liess. Aber nicht geringer wollen wir das schöne Zeugniss anschlagen, welches Niebuhr in einem Schreiben an den Minister von Stein 1808 (Pertz II. 87.) mit williger Anerkennung eines seltenen Talentes aussprach: — „Schade ist es aber immer sehr, wenn wir den einzigen grundgelehrten Philologen verlieren, der jetzt in Deutschland lebt: seine Abhandlung über die Alterthumswissenschaft empfehle ich Ew. Excellenz als das interessanteste friedlicher Litteratur, welches seit langer Zeit erschienen ist. Ich glaube dass man seine Flecken, wenn sie auch noch so schwarz, sich selbst verhüllen muss, um nicht minder zu wünschen dass er erhalten werden könne. Für einen den er moralisch verderben mag, durch Umgang und Aeusserungen, erhebt er doch gewiss viele auf den Weg zum höheren Leben, der nur durch das Alterthum führt. Möchte das beherzigt werden und dass wir ihn schlechterdings nicht ersetzen können" u. s. w. Als Seitenstück mag hier zum Schluss das Wort stehen, welches sein grobkörniger Freund Zelter dem Heimgegangenen (Sept. 1824 an Goethe III. 450) nachsendet: „Seine eigentliche Krankheit schien mir immer eine Art von Unzufriedenheit mit sich selber, da ich ihn sonst als einen ganzen Mann von gesundem Korne erfunden habe." Zelter ahnte wol etwas von dem zehrenden Missbehagen Wolfs, dass er in Berlin seine Bestimmung verfehlt hätte.

[1]) Wolf an Beyme 1807 bei Köpke, die Gründung der K. Universität zu Berlin p. 167. „Wenn man an 22 Jahre sich Verdienste um die Universität zu erwerben gesucht hat, so hat man die Bitterkeiten einer neidischen Collegenschaft zur Genüge genossen, und die Neigung, ganz in das alte Verhältniss zu treten, rein verloren, besonders wenn man sieht, dass man auf eine andere Weise besser auf innere Verbesserung der Sachen selbst wirken kann." Seine Rücksichtslosigkeit (Härte würde man mit Schleiermacher sagen) hatte, wie Köpke p. 40 bemerkt, ihm keine Freunde gemacht, er fühlte sich in Halle vereinsamt. Letzteres beklagte schon W. v. Humboldt, s. Arnoldt Biogr. p. 133.

Stiftung der neuen Universität an die Neubildung des Preussischen Staats und die patriotischen Bemühungen zur Erhebung Deutschlands heran; seine Stimmung passte gar wenig zur Hingebung einer patriotischen Zeit, zu den unfertigen Zuständen, in denen er Ruhe für sich erstrebte; seine Gedanken über Reorganisation des höhern Unterrichts prallten von harten Gegensätzen ab, er wurde des Egoismus und der Herrschsucht beschuldigt, konnte trotz der feinsten Schonung, die W. von Humboldt ihm bewies, in die gegebenen Ordnungen sich nicht fügen und flüchtete zuletzt in zeitraubende Studien, die seinen Geist nicht füllten, in die von ihm benannten Uebersetzungsspässe und metrischen Spiele, biographische Sammelschriften und kritische Beiwerke, denen er in seiner letzten Unternehmung, den Analekten, einen Platz gab. Aber ein wissenschaftliches Werk hat er während so langer Jahre nicht mehr begonnen. Kein Wunder dass er dem Unmuth und den Gefühlen eines unbefriedigten Ehrgeizes häufiger einen herben Ausdruck lieh, sogar in einem Anschlag den Rückgang der Studien — *litterarum studiis in dies magis languescentibus* — öffentlich rügte; dass er halb als Einsiedler von der gelehrten Gesellschaft sich zurückzog und von den Genüssen der Hauptstadt umgeben an einer Lebensweise Gefallen fand, die seine Gesundheit frühzeitig untergrub. Endlich war sein Verkehr mit der Jugend ganz zufällig und an die Vorlesungen lose geknüpft, die er, ohne der Universität oder der Akademie der Wissenschaften näher anzugehören, beliebig und ausser allem Zusammenhange hielt; es blieb ihm unbekannt, wie sehr die Zeit in kurzem gereift und über den elementaren Bedarf hinaus gerückt war, der ihm in den Erinnerungen an seine frühere Thätigkeit vorschwebte. Man musste so starke Täuschungen beklagen, aber wenige haben eine thatenvolle Laufbahn gleich ihm mit Nachfolgern wie Böckh und Bekker abgeschlossen.

Diese Namen erinnern uns an den staunenswerthen Fortgang unserer Studien im Lauf eines halben Jahrhunderts. Früher ein Aggregat von lückenhaften Fächern und Schulen, die bisweilen um den Vorrang stritten, sind sie durch den kräftigen Verein von Meistern und Gesellen zum Organismus einer wohlgegliederten Alterthumswissenschaft gelangt und mancher Neubau moderner Philologie hat ihnen sich angeschlossen, der wie die Sprachenvergleichung auch den Arbeiten im altklassischen Gebiet heilsam geworden ist. Gleichzeitig haben diese mit historischem Sinn und in höherem Stil betriebenen Studien auch in der gebildeten Welt an Achtung gewonnen und allmälich die Vorurtheile namentlich des realistisch gesinnten Publikums gegen die gelehrten, auf philologische Propädeutik gegründeten Schulen besiegt. Nicht weniger ist mit den höheren Zielen und dem erweiterten Gesichtskreise das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den Fachgenossen gewachsen, und sie sind mit dem Aufhören kleinlicher Polemik einträchtig geworden. Wir dürfen den Versammlungen der Philologen und Schulmänner nachrühmen, dass sie hierzu reichlich beigetragen und das Ziel erreicht haben, das ihnen bei der Stiftung dieser Vereine vor 30 Jahren zunächst vorgezeichnet war. Niemand bezweifelt ihren irenischen Einfluss, wo Männer aus fast allen Landschaften Deutschlands im Norden oder Süden gastlich vereint den natürlichen Anlass haben einander näher zu treten; seltner ist aber auf diesem neutralen Boden der Wissenschaft gemeinsam ein zeitgemässes Werk unternommen und durch Kenner aus ihrer Mitte gefördert worden. Was hier vermisst werden konnte, das hat die Bildung von Sectionen nach Möglichkeit eingebracht. Die Sonderung in Gruppen erschien als eine Nothwendigkeit, wenn die Mitglieder einer allzu gemischten Versammlung in die wechselnden Fragen der Wissenschaft und des praktischen Berufs selbthätig eingehen und mit den neuen Forschungen nicht ganz flüchtig sich befassen sollten. Auch

hätte schon die Theilung der Arbeit, welche mit dem rastlosen Fortgang aller fruchtbaren Wissenschaft gleichen Schritt hält, eine Gruppirung der Fachgenossen innerhalb der einheitlichen Gesellschaft erfordert, wie bei Naturforschern und Aerzten längst geschieht; und viele welche durch Amt und Wohnort auf ein mässiges Gebiet sich angewiesen sehen, erfreuen sich der willkommenen Gelegenheit, den Anbau manches fern liegenden und doch nicht fremden Feldes aus Vorträgen und Gesprächen namhafter Gelehrter unmittelbar kennen zu lernen und angefangene Studien neu zu beleben. So haben neben einander die Sectionen der Pädagogen, Archäologen, Germanisten ihre Kreise gezogen und unter wachsender Theilnahme, wie die gedruckten Verhandlungen darthun, Zeitfragen oder Themen der engeren Disciplin besprochen, ferner Orientalisten und zuletzt Mathematiker sich angeschlossen. Ein weiterer Zuwachs aber möchte nicht förderlich sein, sondern zur Zersplitterung des Ganzen, mindestens zur Abschwächung der allgemeinen Interessen führen.[1])

Ehe wir nun zu den Aufgaben der diesjährigen Versammlung übergehen, ziemt es sich einer Pflicht der Pietät zu genügen und der hervorstechenden deutschen Philologen und Schulmänner zu gedenken, welche der Tod in den beiden letzten Jahren abgerufen hat: *τὸ γὰρ γέρας ἐστὶ θανόντων.* Unter den Vertretern des Schulfachs sind zu erwähnen die rüstigen Würtemberger Bäumlein, bekannt als guter Grammatiker und Exeget des neuen Testaments († 1865), und der Geschichtforscher C. Pfaff († 1867), die Veteranen Poppo (1866) und Kohlrausch; noch in diesen Tagen (26. Sept.) hat Erfurt einen unserer emsigsten Schriftsteller Hartung verloren. Aus dem Kreise der akademischen Lehrer und Alterthumsforscher schieden aber im Laufe des Jahres hochbetagt Brandis, der unermüdliche Geschichtschreiber der Griechischen Philosophie, Ed. Gerhard und das Haupt der deutschen Philologie Aug. Böckh. Die Verdienste dieser beiden Zierden der Universität Berlin sind bereits mehrfach von kundiger Hand geschildert worden, man darf aber noch in nächster Zeit voll-

[1]) Ueber ein zweckmässiges Verhältniss der Sectionen zur Versammlung und zu den Aufgaben der allgemeinen Sitzungen wird man wol künftig gründlicher und wiederholt sich verständigen müssen. Letztere laufen sonst Gefahr, da die Themen der öffentlichen Vorträge nicht immer gut gewählt sind und diese den Ohren der Mehrzahl selten sich anpassen, von den Sectionen aufgezehrt zu werden, wo das Interesse der Fachgenossen am nächsten befriedigt wird und ein reicher Stoff für Belehrung wie für lebhafte Besprechung immer von neuem zuströmt. Wir begreifen daher das Wort von C. Fr. Hermann, welches er als Widersacher der eben beginnenden Sectionen aussprach: „Die Philologenversammlung haben Sie gesprengt." Unser Köchly, an den dieses Wort gerichtet war, berichtet zwar (Verhandl. der Heidelberger Vers. p. 14), das Vaticinium Hermann's sei nicht in Erfüllung gegangen; wenn er aber weiterhin ausführlich von den Fortschritten der Philologie, dann von ihrem pädagogischen Beruf redet und fordert, dass sie wieder Humanismus werden soll, zuletzt mit dem Resultat schliesst, dass durch die Philologenversammlungen seit einem Vierteljahrhundert ein Uebergang der wissenschaftlichen Philologie in den ethisch-pädagogischen Humanismus angebahnt sei, so haben wir uns an seiner aus vollem Herzen strömenden Beredsamkeit höchlich erfreut, können indessen nicht begreifen, in welcher Beziehung diese Gedanken zur Stellung der Sectionen stehen. Fassen übrigens jene Versammlungen ihren Werth so würdig als möglich, so werden die wenigen Stunden ihrer Dauer noch zu keiner wissenschaftlichen That ausreichen; sie mögen Zeugnisse des Humanismus und Vertreter einer höheren allgemeinen Bildung sein. Zuletzt hier die Bemerkung, dass wir von der neulich versuchten kritisch-exegetischen Section Abstand genommen haben. Eine solche mag im engeren gewählten Kreise gut vorbereiteter Genossen vortrefflich und fruchtbar sein; doch werden ihre reichsten Erwägungen und Resultate besser gelesen als gehört, und ihre rechte Stelle mag in einer philologischen Zeitschrift sein.

ständige Lebensbilder erwarten, die zugleich als wesentliche Beiträge zur Geschichte der von jenen vertretenen Fächer gelten mögen; uns gestattet das Zeitmass nur einen flüchtigen Rückblick auf ihre grossartige Laufbahn zu werfen. Was Ausdauer allen physischen Hindernissen zum Trotz und gewandtes Zusammenfassen der Kräfte vermag, das hat Gerhard bis in seine letzten Tage († 12. Mai) gezeigt. Als eine vermittelnde Natur war er glücklich bemüht auf einem Felde, das spielender Dilettantismus und Unkritik zerstückelten und unsicher machten, bleibende, durch Methode geregelte Sammelplätze zu stiften, wie wir nunmehr im archäologischen Institut zu Rom und seinen dreifachen Publicationen, in einer deutschen Zeitschrift für Denkmäler und Forschungen über alte Plastik, ferner in der archäologischen Gesellschaft zu Berlin besitzen; er beföderte die seitdem in reicher Fülle gegründeten öffentlichen und akademischen Museen für alte Kunst, er vermehrte den Schatz des archäologischen Wissens, besonders die Kunde der Griechischen Vasen und der Etruskischen Technik, mit unermüdetem Fleiss in Prachtwerken und monographischen Untersuchungen; wir wollen endlich ihm nachrühmen, dass er sich angelegen sein liess die philologischen Studien der alten Schule mit der von ihm benannten monumentalen Philologie in Wechselwirkung zu bringen und namentlich das Interesse der Lehrer an der letzteren zu wecken. Ueber Böckh, den Nestor deutscher Philologen, genügen vor dieser Versammlung wenige Worte; jeder ausgedehnte Bericht mag überflüssig scheinen. In einem langen glücklichen, durch Anerkennung Europas ausgezeichneten Leben hat er mit gleichem Erfolg als Gelehrter und Meister der historischen Philologie, als Schriftsteller und akademischer Lehrer gewirkt, und indem eine grosse Zahl von Talenten und mitstrebenden jüngeren Männern ihm sich anschloss, zum Ausbau der Alterthumswissenschaft vor anderen beigetragen. Werke wie sein Pindar, die Staatshaushaltung der Athener, die Sammlung der Griechischen Inschriften hatten neue Bahnen eröffnet und Nachfolge gefunden; ohne sein *Corpus Inscriptionum Graecarum* wäre wol kein *Corpus Inscriptionum Latinarum* möglich gewesen. Mass und Takt haben den Verfasser der metrologischen Untersuchungen wie in seinen gelehrten Arbeiten, so im Lauf des praktischen Lebens, dem er niemals fern stand, unwandelbar geleitet; seine Wirksamkeit schloss, glücklicher als die des Hallischen Meisters, ohne Mission und, was wenigen zu theil geworden, das Vertrauen und die Liebe der zahlreichen Zuhörer blieb ihm bis ins hohe Greisenalter. Wir aber eignen uns an so grossen Titeln des Ruhms einen bescheidenen Antheil zu. Böckh war unser, und was er Wolfen verdankte, hat er in der Zueignung seiner durch Reife hervorstechenden Erstlingsschrift über Minos und die vorderen Bücher der Platonischen Leges ausgesprochen; anderwärts auch den wohlthätigen Einfluss von Schleiermacher anerkannt, durch den sein philologischer Gesichtskreis gereinigt und erweitert wurde. Den unsrigen nennen wir endlich Fr. Haase, der diesen Studien und der Universität Breslau durch frühzeitigen Tod vor kurzem (16. Aug.) entrissen ist. Wir beklagen den Verlust eines durch Charakter und tüchtiges Wissen so bewährten Mannes, von dem wir manches lange verheissene Werk umsonst erwartet haben.

Soweit unser Vorwort: es ist Zeit den Zwecken dieses Tages näher zu treten und unter der guten Vorbedeutung des Namens Böckh zu beginnen. Ich erkläre demnach die 25. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für eröffnet.

Zuerst sei mir gestattet das ehrende Schreiben seiner Excellenz des Herrn Kult-Ministers Dr. von Mühler vorzutragen, der durch gleichzeitige Geschäfte verhindert ist der an ihn gelangten Einladung zu folgen:

Berlin, den 26 September 1867.

Ew. Hochw. sage ich für die gefällige Mittheilung des mir unter dem 19 d. Mts. übersandten Programms der bevorstehenden 25. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner meinen Dank. Persönlich bei den Verhandlungen anwesend zu sein ist mir nicht möglich; ich nehme aber gerne Gelegenheit dem Präsidium meine lebhafte Theilnahme an diesen Vereinigungen mit dem Wunsche auszudrücken, dass sie ferner dem Interesse deutscher Wissenschaft und deutscher Pädagogik zu wahr hafter Förderung gereichen mögen.

v. Mühler.

Zum geschäftlichen Theil übergehend erwähne ich dass zu den Festschriften, welche jedes Mitglied der Versammlung erhalten hat, nemlich dem Programm des Pädagogiums und dem der Lateinischen Hauptschule in den Franckeschen Stiftungen, sowie dem kurzen Blick auf die Geschichte von Halle, ferner zu den (fünf) Monographien, welche die Sectionen der Germanisten, Orientalisten und Archäologen an ihre Theilnehmer in beschränkter Zahl vertheilen, als Geschenke der Verfasser, welche früher der *Fridericiana* angehörten, noch zwei Druckschriften, die erste in mehr als zweihundert, die andere in wenigen Exemplaren, hinzutreten.

vom Director Dr. Volkmann in Jauer, *Commentatio de Consolatione ad Apollonium Pseudoplutarchea, Jauraviae;*[*])

vom Bibliothekar Prof. Dr. Bindseil, *Concordantiarum Homericarum specimen cum Prolegomenis etc. Halis 1867*, später vollständig herausgegeben.

Wir wenden uns zur Bildung der Bureaus. Als Schriftführer werden empfohlen die Herren:

Dr. Volkmann, aus Pforta,
Dr. Hagen, Privatdocent in Bern,
Dr. G. Thilo und
Dr. G. Richter, beide Gymnasiallehrer aus Halle.

Nachdem dieselben genehmigt worden, nehmen sie Platz an dem für die Schriftführer bestimmten Tisch.

Hierauf erhielt Herr Prof. Gosche das Wort für eine geschäftliche Mittheilung. Er erwähnt, dass etwa 650 Einladungen nach allen Gegenden Deutschlands versandt worden, zugleich mit der Bitte, wer die Versammlung zu besuchen wünsche, möge bis zum 25 September davon dem Präsidium Anzeige machen, damit für Wohnungen sowohl als auch für das Festdiner die nöthigen Anordnungen getroffen werden könnten. Dieser Bitte seien aber nur 256 nachgekommen, während die Zahl der Theilnehmer schon jetzt 400 weit übersteige. Die Folge davon sei, dass beim Festmahl im Gasthof zum Kronprinzen nicht alle Gäste Platz finden würden. Die Inhaber der Karten von 401 an müsse er daher ersuchen, sich zum Diner in das Hotel zur Stadt Hamburg zu begeben.

Der Oberbürgermeister Herr von Voss hatte um das Wort gebeten, um im Namen der städtischen Behörden die Versammlung zu begrüssen. Derselbe sprach folgendermassen:

*) Diese interessante Forschung wird der Aufmerksamkeit der Philologen empfohlen. Der Gedanke des Bibliothekars Bindseil, einen zeit- und zweckmässigen Seber zum Homer zu redigiren, mag sich ohne weiteres empfehlen.

Meine Herren! Ich habe um die Gunst gebeten auf einen Augenblick als Laie Ihre Verhandlungen unterbrechen zu dürfen, um im Auftrag der Stadt Halle ehrerbietigen Gruss und Dank Ihnen auszusprechen, dass Sie es nicht verschmäht haben als das Ziel Ihrer 25ten Wanderung die alte Stadt Halle auszuwählen. Das alte Halle! meine Herren, sage ich. Es ist bereits bemerkt worden, dass mancher, der in Halle schon früher gewesen ist, den Eindruck empfangen haben würde, als habe es sich hier gewaltig verändert und als sei die Stadt im Begriff in reicher Entwickelung in die Reihe der grösseren Städte zu treten; indess bei Lichte besehen — und meine Herren, es ist ein bedenkliches Licht bereits von dem hohen Sitze der Beredsamkeit gefallen — näher betrachtet, da wird Ihnen doch nicht entgehen, dass wir es bisher doch nur zu Anläufen, wenn auch zu versprechenden und viel sagenden Anläufen gebracht haben, und dass wir zur Zeit uns so recht eigentlich im Zwitterzustand zwischen Alt und Neu, Klein und Gross befinden, in jener Periode des Wachsthums, wo der Rock alle Augenblicke zu kurz wird. Die Orientirungspläne haben zumeist auf Erinnerungen aus früherer Zeit und auf Institute hinweisen können, die dem alten Halle angehören, und so wäre es denn ein entschiedener Anachronismus gewesen, wenn wir, um unsere Freude zu bethätigen, wenn wir Ihnen da mit Ueberraschungen und Festivitäten hätten entgegentreten wollen, zumeist nur geeignet dem Selbstgefühl einer grossen Stadt zu genügen, die wir dem Sinne von Männern nicht bieten zu können glaubten, die doch nur geistige Befriedigung auf ihren Wanderungen suchen und das Gefühl der Zusammengehörigkeit deutscher Gelehrten und Schulmänner nähren wollen — ein Gefühl, das in den rückwärts liegenden 25 Jahren nach aussen und in staatlicher Ordnung freilich keinerlei Befriedigung finden konnte, das aber heute bei dieser Versammlung, gleichviel an welchem Orte sie sein mag, immer mit Hoffnungen in die Zukunft blicken lässt. So, meine Herren, haben wir denn gemeint in Ihrem Sinne den engen Raum, den überhaupt dieses Programm gewährt, in dem Wunsche, gastliche Empfindung zu bethätigen, nicht besser auszufüllen, als wenn wir in den Räumen, die recht eigentlich ein Stück vom alten Halle sind, die zu allen Zeiten sich staatlichen und wissenschaftlichen Zwecken geöffnet haben, Ihnen da Gelegenheit zu geben, nach des Tages Arbeit in zwanglosester Weise der erneuten und neu angeknüpften Bekanntschaft unter einander sich erfreuen zu können. Indem ich Sie im Auftrage der Stadt denn nochmals auf das ehrerbietigste willkommen heisse, bitte ich Sie am Abende des folgenden Tages nach dem luftigen Spaziergange am Saalufer, wenn anders *Jupiter pluvius* uns gnädig sein wird oder sonst nach einer Musikaufführung im Saal des Volksschulgebäudes, wo Ihnen klassische Musik in Aussicht gestellt wird, sich dann im Stadtschiessgraben in geselliger Vereinigung möglichst zahlreich und freundlichst versammeln zu wollen

Präsident:

Ich ersuche nunmehr Herrn Rector Eckstein seinen uns zugesagten Vortrag über die Geschichte dieser Versammlungen zu halten.

Herr Rector Dr. Eckstein:

Auditores utriusque sexus et omnium ordinum ornatissimi! Der verehrte erste Präsident dieser fünfundzwanzigsten Versammlung hat mich aufgefordert einen Vortrag über die Geschichte unserer Versammlungen zu übernehmen. Ich bin auf seinen Wunsch gern eingegangen, weil ich dadurch eine willkommene Gelegenheit erhalte meinen Dank zu bethätigen an einer Vereinigung, der ich seit 1844 unausgesetzte Theilnahme bewiesen habe, die mir, wie gewiss

noch manchen unter Ihnen, eine grosse Lebensfreude, ja ein wahres Lebensbedürfniss geworden ist. Dreissig Jahre sind seit der Gründung unseres Vereins vergangen. Vierundzwanzig Versammlungen geben wohl einen Abschluss, bei dem es sich geziemt den Blick zurückzuwenden auf die Vergangenheit, wie andererseits der Scheidepunkt unserer Geschichte den Blick vorwärts lenkt auf die Zukunft unserer Versammlungen. Zunächst wird es sich nur, um einen Ausdruck officiöser Pamphletisten aus der Reactionszeit zu gebrauchen, um retrospective Studien handeln. Wenn ich dergleichen versuche nach der schönen Eröffnungsrede von Ahrens in Hannover[1]) und nach dem gehaltvollen Aufsatze des Geheimenrathes Firnhaber[2]), so wird sich das dadurch entschuldigen lassen, dass von diesen wahren Freunden unserer Versammlungen jener nur einen Theil meines Stoffes behandelt und dieser die Nothwendigkeit einer Neugestaltung ins Auge fasst, eine festere und strammere Organisation anstrebt, aus der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner einen streng gegliederten Verein schaffen will, wie derselbe ursprünglich bezeichnet war. Meine Mittheilungen sollen in harmloserer Weise das Erlebte zusammenfassen und damit Ihnen nach der ernsten Eröffnungsrede eine Erholung gewähren.

Vergegenwärtigen wir uns zuerst die Entstehung dieser Versammlungen. Der erste Gedanke zur Gründung einer solchen Vereinigung ist von Rost auf der Naturforscher-Versammlung in Jena 1836 gefasst, der einzigen damals in Deutschland bestehenden Wander-Versammlung. Thiersch, Goettling und Ritschl trafen im Herbst 1837 in Rost's gastlichem Hause zu Gotha zusammen, um gemeinsam die Fahrt zu der Jubelfeier der *Georgia Augusta* zu machen. Auf der Reise dorthin im Extrapostwagen wurde der Gedanke weiter besprochen und während Goettling und Ritschl sofort die Zweckmässigkeit, ja Nothwendigkeit solcher Vereinigungen erkannten und Rost freudig zustimmten, hatte Thiersch noch mancherlei Bedenken und entschloss sich schwer die Sache zu versuchen und zu befürworten. Da nun in Göttingen v. Leutsch und Schneidewin einen gemeinsamen Sammelplatz der zur Festfeier gekommenen Philologen weislich vorgesehen hatten, auch die verschiedensten Richtungen und Bestrebungen der Philologie sich dort einigten, fand die von Thiersch vorgetragene Idee allgemeinen Anklang. Eingehende Besprechungen fanden statt und am 20 September 1837, am Tage nach dem Jubelfest (es war ein Mittwoch Vormittags), wurden in Gegenwart des deutschen Aristoteles, Alexanders von Humboldt, in O. Müllers Hause (nicht Ranke's, wie Firnhaber durch Storch[3]) verführt, angiebt), die Statuten angenommen und von 27 Anwesenden unterzeichnet.

Nach einem Menschenalter sind von diesen Gründern unseres Vereines fünfzehn verstorben, Thiersch, Kohlrausch, K. O. Müller, K. Lachmann, Jakob und Wilhelm Grimm, unser Meier, Emperius, Schneidewin, Geffers, Krische und Bode in Göttingen, Dahlmann, Rost und Grotefend der Vater. Noch lebt Welcker in Bonn, noch erfreuen sich einer segensreichen Wirksamkeit Goettling, Ewald, Ranke, Ritschl und die damals noch jüngeren v. Leutsch, Ahrens,

[1]) Verhandlungen der XXIII. Versammlung S. 15 fgg.

[2]) Schmid's Encyclop. des Erziehungs- u. Unterrichtswesens Bd. IV, S. 260.

[3]) Storch hat 1840 eine kleine Schrift „Der Philologenverein in Gotha" herausgegeben und dort jene Erzählung gegeben. Sie ist ganz richtig, wie mir Ranke jetzt ausdrücklich bestätigt. Mein Irrthum ist durch eine Stelle in einem Briefe von Thiersch (Bd. II, S. 463) veranlasst „Ich war Mittwoch bei Herrn Hofrath O. Müller in einer zahlreichen und heitern Gesellschaft zu Mittag gewesen, nachdem wir den Morgen unter uns Philologen die allgemeine philologische Gesellschaft in Gegenwart des Herrn von Humboldt constituirt hatten." In Ranke's Amtswohnung sind die Statuten unterzeichnet; nachher hat man bei O. Müller gespeist.

Caesar, Benfey, Karl Grotefend und zwei der Präsidenten unserer jetzigen Versammlung, Pott und Bergk. So hat sich doch zum dritten Male erfüllt, was Ahrens 1865 kaum wieder für möglich gehalten hat, dass sich in dem Präsidium einer Versammlung zwei von den Stiftern derselben befinden. Den Gründern, die sich heute hier zusammengefunden haben und sich über ihr wohlgelungenes Werk mit Recht freuen, gebührt unser wärmster Dank.

Was sollte der Zweck dieses Vereins deutscher Philologen und Schulmänner sein? Die Göttinger Statuten stellen ihm eine sehr hohe Aufgabe, denn die neugebildete „philologische Gesellschaft" wollte das Studium der Philologie in der Art befördern, dass es die Sprachen und die Sachen mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasste, wollte die Methode des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend machen, wollte die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen ziehen und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung sowie gegenseitige Achtung der Fachgenossen wahren, wollte endlich grössere philologische Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer grössern Anzahl in Anspruch nehmen, unterstützen.

Was hier in der gedrängten Form der Satzung gegeben ist, werden wir leicht auf die wahren Motive der Vereinigung zurückführen können, nachdem bereits Ahrens einige Enthüllungen gegeben, die dem Theilnehmer hinter den Coulissen (wie er sich bescheiden nennt) nicht schwer waren, und Bestimmtes jetzt in dem wichtigen Briefe von Thiersch an G. Hermann[1]) vorliegt.

Zuerst und hauptsächlich handelte es sich um die Ausgleichung eines wissenschaftlichen Gegensatzes, der damals in der Betreibung der philologischen Studien scharf hervortrat, des Gegensatzes zwischen historischer und sprachlicher, realer und formaler Philologie[2]). Von F. A. Wolf angeregt hatte Böckh in der Philologie (ich sollte genauer wohl Alterthumswissenschaft sagen) die geschichtlich wissenschaftliche Erkenntniss des gesammten Lebens und Wirkens der antiken Culturvölker, die Philologie als die Wissenschaft von dem Leben der alten Völker erkannt und seine Thätigkeit besonders der politischen Seite des hellenischen Alterthums zugewendet und viele ausgezeichnete Schüler gebildet, die den von dem Meister gezeigten Weg eifrig verfolgten und von Berlin aus an andere Universitäten versetzt die neue Auffassung tüchtig vertraten. Dieser realen Philologie stand feindlich gegenüber die sprachliche Philologie. An ihrer Spitze war der eminente Kritiker und unvergleichliche Sprachkenner G. Hermann, dem Böckh selbst 1808 seine Erstlingsschrift mit tiefem Respect gewidmet hatte, der aber sich veranlasst fand, die ihm ferner liegenden Arbeiten des Berliner Heroen, auch seiner Schüler scharfer Kritik zu unterwerfen. Der Streit der Führer wirkte weiter zwischen ihren Schulen, zumal gar manche Schüler des grossen *grammaticus Lipsiensis* das Beispiel des Meisters carikirten und *et odisse et amare iubebantur*. Die Principien waren nicht unversöhnbar; das Wort der Vermittelung war leicht gefunden, und in Thiersch gewiss der geeignetste Vermittler gegeben. Jener wissenschaftliche Gegensatz ist längst ausgeglichen; entgegenstehende Richtungen in

---

[1]) Thiersch Leben Bd. II. S. 460.

[2]) „Die vorzüglichste Absicht ist, schreibt Thiersch, die Philologen der verschiedenen Sparten und Schulen in möglichster Zahl an einander zu bringen und die Hoffnung, welche daran sich knüpft, ist, dass der mündliche und persönliche Verkehr vieles ausgleichen werde, was sich widerstrebt, vieles fördern, was durch gemeinsamen Rath besser gedeihen wird." Das tritt auch klar in Ranke's Aufforderung zum Beitritte hervor, aus welcher Fr. Jacobs in den Personalien S. 287 Einiges mitgetheilt hat.

jener Abgeschlossenheit unserer jungen Jahre gibt es nicht mehr. Dazu hat der persönliche und mündliche Verkehr der Fachgenossen vieles ausgeglichen, was sich widerstrebte; gehässige Polemik ist seltener geworden, wenn auch leider noch nicht ganz geschwunden.

Wenn aber der Verein bei seiner Gründung die Philologie im weitesten Sinne des Wortes genommen, und, wie die Namen der Stifter zeigen, auch orientalische und germanische Philologie [1]), selbst die exegetisch-historische Theologie (Anfänge dazu sind einmal in Dresden gemacht) nicht ausgeschlossen hat, so sollten doch noch Jahre vergehen, ehe es zu einer Realisirung dieses Planes in seinem ganzen Umfange gekommen ist.

Der andere Zweck, der bei der Stiftung massgebend gewesen ist, tritt in den Satzungen weniger klar hervor und doch ist dieser praktische ebenso bestimmend wie jener theoretische gewesen. Es galt den Kampf gegen die Gegner, welche den Humanismus in den höhern Schulen verdrängen wollten, die alten Sprachen als unnütz verwarfen und die neuen Realschulen als allein auf der Höhe der Zeit stehend betrachteten. Manches hatten die Gymnasiallehrer selbst verschuldet; den älteren fehlte es an Verständniss für die neuen Anforderungen, die jüngeren griffen in Anwendung des Errungenen noch vielfach fehl, die Behörden schwankten. Es kam darauf an, das was Jahrhunderte hindurch sich bewährt hatte, zu sichern und diesen Punct fest ins Auge zu fassen. Thiersch und Rost waren die geeignetsten Männer, die beide in der Theorie übereinkamen, von denen jener auch bereits den Kampf scharf aufgenommen hatte und dieser durch das Treiben in unmittelbarer Nähe vielfach geärgert wurde. Auf diesem Gebiete gab es keinen Gegensatz zwischen den Vertretern der beiden philologischen Schulen; Hermann's Rede [2]) bei der Feier der Leipziger Kirchenreformation gibt seinen Gedanken darüber den beredtesten Ausdruck. So hat sich auch der Verein während der ersten Jahre seines Bestehens abwehrend und vertheidigend verhalten gegen die wider unsere höheren Schulen erhobenen Angriffe, gegen die masslos andrängenden materiellen Interessen, gegen das ungründliche Zuviellernen u. dergl. Der Beschluss von Basel, in einer gemeinsamen Schrift alle Angriffe gegen die Humanitätsstudien zurückzuweisen, ist unter den politischen Stürmen des Jahres 1848 nicht zur Ausführung gekommen; wir danken ihm nur eine treffliche Schrift unseres unvergesslichen Bäumlein. Als gar der Dresdener Verein oder vielmehr die Seele desselben, Köchly, die philologische Seite der Gymnasialstudien mehr in den Hintergrund zu drängen suchte und im Schosse der Gymnasien selbst die Anschauungen mehr auseinander gingen, da sollte solchen Bestrebungen auch in unserm Vereine durch die Theilnahme der Reallehrer eine Stütze geschaffen werden. Es ist leidenschaftlich darüber gekämpft. Die Reallehrer hatten sich aber selbst separirt und eigene Versammlungen veranstaltet, die bald wieder ihr Ende gefunden haben. Wir durften dies nur beklagen, diese Entfremdung, weil nach dem Ausspruche eines Reallehrers die Trockenheit der Philologie oder der Philologen (die letztere Lesart erscheint als die passendere) durch die wissenschaftliche Lebendigkeit der Reallehrer wesentlich gemildert worden wäre.

Nun, auch diese Kämpfe zwischen Humanismus und Realismus und ihren beiderseitigen Vertretern schweigen bei uns in Deutschland, während sie in Frankreich und England erst jetzt beginnen. Die Realschulen sind von Staatswegen organisirt, haben sich mehr und mehr humanisirt und dadurch den Gymnasien parallelisirt, und ihre Lehrer haben seit einer Reihe

---

[1]) Vgl. Thiersch II. S. 466.
[2]) Opuscul. VII. p. 421.

von Jahren an unsern Verhandlungen ungehindert theilgenommen. Die ausdrückliche Einladung an die wissenschaftlich gebildeten Reallehrer, deren Theilnahme in Darmstadt beschlossen, aber nie ausgeführt ist, hat erst Köchly 1865 ausgeführt, ohne dass ein Bedürfniss dazu vorlag. Eingeschlossen in die Fassung der Göttinger Statuten sollten sie nicht sein, die Reallehrer, darüber darf kein Zweifel sein — die dort genannten Vertreter der Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie sollten sich auf die Gymnasien beschränken; aber sie waren auch nicht ausgeschlossen; denn deutsche Schulmänner sind sie sicherlich.

Bei Bestimmung der Versammlungszeit sind die Schulferien massgebend gewesen; der Michaelistag 1838 war für den Beginn der ersten Versammlung angesetzt. Ueber diese Zeit sind die meisten Klagen eingelaufen, weil die Verschiedenheit der Ferienordnungen in den einzelnen Vaterländern die Wahl eines für alle Schulmänner gleich bequemen Termins unmöglich macht. Der Süden und Westen beginnt mit dem 1. October das neue Schuljahr, der Norden bis an die österreichische Grenze lässt die Herbstferien vom 1. October erst beginnen. Daher das Schwanken zwischen der letzten September- und der ersten Octoberwoche, daher die diesjährige Bestimmung mit Rücksicht auf die östlichen Provinzen Preussens (von denen sich jüngst Schlesien emancipirt hat), und vielleicht auch auf Sachsen und Thüringen, während jenseits der Mainlinie der Verdacht laut wird, nur um die Süddeutschen auszuschliessen habe man die Versammlung in einer preussischen Stadt in eine Zeit gelegt, die es allen Lehrern der Gymnasien unmöglich mache die Versammlung zu besuchen. Ungerechtfertigtes Misstrauen — aber erklärlich und entschuldigungswerth in dieser Zeit der Zerrissenheit der Gemüther.

Vier Tage sind für die Dauer der Zusammenkunft stets festgehalten, hier werden es ohne erkennbaren Grund zum erstenmal drei.

Bei der Wahl der Orte ist man auf einen Wechsel zwischen Nord und Süd ziemlich bedacht gewesen, wobei es denn an geographischen Fictionen nicht gefehlt hat, denn Altenburg gehörte zu Süd-, Frankfurt a. M. zu Nord-Deutschland, ohne dass damit ein *malum omen* für die jüngste politische Gestaltung gegeben werden konnte. Seit 1838, der ersten Versammlung in Nürnberg, ist der Verein zusammengekommen 1839 in Mannheim[1]), 1840 Gotha, 1841 Bonn, 1842 Ulm, 1843 Kassel, 1844 Dresden, 1845 Darmstadt, 1846 Jena, 1847 Basel, denn in der Wissenschaft gehören Basel, Bern und Zürich zu Deutschland und schicken uns alljährlich ihre treuen Mitglieder. Die Unruhen der Jahre 1848 und 1849 nöthigten die Versammlung auszusetzen, erst 1850 folgte die Berliner Versammlung, 1851 Erlangen, 1852 Göttingen, 1854 Altenburg (1853 war wegen der Landestrauer in jenem Herzogthum die Berufung nicht thunlich), 1855 Hamburg, 1856 Stuttgart, 1857 Breslau, 1858 — durch die Bemühungen des von Preussen jüngst wieder annectirten Bonitz — Wien, 1860 Braunschweig (bei der politischen Constellation des Jahres 1859 war es nicht räthlich erschienen zusammenzurufen), 1861 Frankfurt, 1862 Augsburg, 1863 Meissen, 1864 Hannover, 1865 Heidelberg, 1866 musste natürlich ausfallen, weil es uns Deutschen ging wie den Achäern vor Ilios, von denen der Dichter sagt „ὁμοῦ πόλεμός τε δαμᾷ καὶ λοιμὸς Ἀχαιούς“. Heute ist es zum viertenmale seit der Zeit des Bestehens eine preussische Universitätstadt. Man sieht daraus dass der Verein in dem alten Deutschland weder viele Atticisten noch viel weniger Lakonisten zählte, dass er vielmehr die Mittel- und Kleinstaaten, ja die Republiken gern aufgesucht und

[1]) Fr. Jacobs Personalien S. 289.

sich dort auch wohl gefühlt hat. Wir haben Deutschland nach allen Richtungen durchwandert und nur einmal den Fuss auf Schweizer Boden gesetzt und auch da in eine alte deutsche Stadt.

Die grössere oder geringere Frequenz der Versammlungen ist durch vielerlei Aeusserlichkeiten bedingt. Anfangs hinderte die Schwierigkeit des Reisens an zahlreicher Betheiligung. Nachdem die Eisenbahnen immer weiter ihre eisernen Bande ausgebreitet hatten, war es der Glanz der grössern Residenzen oder die schöne Lage der Universitäten am Rhein und Neckar, die die Zahl der Theilnehmer besonders wachsen liess. Es war kein Wunder, dass sich in Nürnberg (wo damals die erste Eisenbahn nur nach Fürth führte) nur 81 zusammenfanden, in Ulm 154, Mannheim 158, Erlangen 180, Göttingen 186, bis zwischen 200—300 in Gotha 210 (was damals als das non plus ultra galt), 226 Darmstadt, 236 Basel, 262 Bonn, 267 Augsburg, 270 Hamburg, 275 Meissen, 293 Altenburg, über 300 in Braunschweig 323, Stuttgart 330, Breslau 335, Frankfurt 344, Berlin 353, Wien 356, Jena 361 (die magische Anziehungskraft der freundlichen Athenae Salanae ging also über die Kaiserstadt an der Donau trotz der wohlfeilen Fahrpreise für die Schlesier); endlich über 400 Dresden 412 und in dieser Zahl ist der Eine Dresdener nicht, der sich damals grollend zurückzog [1]), nachher aber dem Vereine (so oft es ihm möglich war) die lebendigste Theilnahme geschenkt hat, 440 Hannover, endlich 477 Heidelberg, die höchste bis jetzt erreichte Zahl, die in sehr erfreulicher Weise durch die hiesige Versammlung noch übertroffen wird.

Dass das Land, wohin die Versammlung kommt, die Mehrzahl der Theilnehmer liefert, ist natürlich; das bedingt auch die Verschiedenheit der Physiognomie derselben. Unsere Versammlungen können sich nicht gleichen wie ein Ei dem andern, sondern repräsentiren mehr oder minder die Landschaft, in der sie abgehalten werden: Stuttgart und Ulm, Erlangen und Augsburg boten einen ganz anderen Anblick als Berlin und Hamburg, Breslau und Wien, wo zum erstenmale auch die geistlichen Orden in grösserer Zahl ihre Vertretung fanden. Das heitere jenaische Leben könnte sich hier in der andern Saalstadt wiederholen, wenn nicht die wachsende Blüte der Salzstadt in industrieller und mercantiler Beziehung die Universität (wie die Schulen) bereits in die Vorstädte verdrängt hätte. Eine preussische Stadt ist es; ob sich Ono Klopp's geistreiche Erfindung der Identität des Fridericianismus mit dem Antichrist in derselben bewähren werde, ich weiss es nicht. Des Teufels sein können wir, des Teufels werden wollen wir nicht. In keiner der verschiedenen Bedeutungen, die Hildebrand oder Weigand nach unserm Tode einmal in dem deutschen Wörterbuche verzeichnen werden.

Die Leitung führte anfangs ein Vorsitzender, von 1841 (Bonn) an zwei (statt der Monas die Dyas) aus erklärlichen Gründen, und das ist die Norm geblieben, wenn nicht lokale Verhältnisse einem Präsidenten die Cooptation seiner Collegen zu überlassen nöthigten, oder zur Wahl von drei Veranlassung gaben, wie hier (die Trias-Idee).

Getagt haben wir in den verschiedensten Lokalen; die Universitätsstädte haben uns freundlich die Benutzung ihrer aulae gestattet, die alten ehrwürdigen Reichsstädte Nürnberg, Frankfurt und Augsburg ihre Rathhäuser geöffnet, die Residenzen Stuttgart und Braunschweig die Säle ihrer Landstände, Gotha das Orangeriehaus, Dresden den Doublettensaal auf der Terrasse; die Gymnasien ihre stattlichen Versammlungssäle, von denen der Altenburger zugleich die Sitzungsräume für die Landesvertreter darbietet.

---

[1]) Die Bestimmung des Vice-Präsidenten hatte das Lehrercollegium der Kreuzschule veranlasst sich an dem Vereine als solchem nicht zu betheiligen. Köchly allein hielt den Protest aufrecht.

Misstrauen der Staatsbehörden hat sich vielleicht nur vor der ersten Versammlung bei dem Abelschen Ministerium in Bayern gezeigt, denn Thiersch war für alle Ausschreitungen verantwortlich gemacht und hob deshalb nachdrücklich hervor, dass in unseren Versammlungen nichts als Friedsames und Wissenschaftliches verhandelt und erstrebt werde, was jedem Staate, welches auch die Formen seiner Verwaltung seien, sich heilsam erweise. Es sollte kein Wort über Politik gesprochen werden, und als eines Abends die Unterhaltung gar zu lebhaft wurde und auf das verpönte Gebiet überzugehen schien, hat der Präsident höchst eigenmündig alle Lichter ausgeblasen und dadurch dem Minister in der Hauptstadt Ruhe geschaffen.[1]) Einmal hat ein Vortrag bei den Staatsbehörden oder vielmehr an allerhöchster Stelle Anstoss gegeben und weitere Nachfragen veranlasst; das war im Jahre 1850 in Berlin, als Jakob Grimm von vielen veranlasst wurde das Wort zu nehmen in der Angelegenheit Schleswig-Holsteins und in ergreifender Ansprache den Antrag stellte, dass diese Versammlung deutscher Philologen mit franken und freien Worten öffentlich erkläre, „die Sache Schleswigs ist eine gerechte, heilige, unverbrüchliche des ganzen Deutschland." Entstellende Berichte über diesen Vortrag, infolge dessen nicht einmal die vorgeschlagene Resolution wirklich gefasst, sondern dem Antragsteller nur Dank und Anerkennung durch Erheben von den Plätzen ausgedrückt wurde, mussten damals in massgebenden Kreisen Missfallen erregen, zumal auch ein Seitenblick auf das Verfahren hartherziger Theologen in derselben Angelegenheit geworfen war. Der Versammlung entging deshalb die Gnade und Huld des nun heimgegangenen Königs; weitere Folgen als einige Berichte des Präsidenten und des damaligen Secretärs hatte die Angelegenheit nicht.[2]) Sonst hat sich der Verein fern gehalten von dem politischen Bramarbasiren, ist überhaupt der Politik aus dem Wege gegangen ohne grosse Aengstlichkeit, wenn er auch gern mit einem Hochrufe für das deutsche Vaterland, die gemeinsame Mutter, sich getrennt hat und diesen sogar bald zu dem einigen und freien Deutschland gesteigert hat, oder zu dem freien und einigen, um den Unterschied zwischen Nord und Süd zu documentiren. Im Gegentheil haben Staats- und Stadtbehörden überall für wirthliche Aufnahme und gesellige Unterhaltung auf die zuvorkommendste Weise Sorge getragen, und in der Regel mehr gewährt als die Versammlung beansprucht, als Dach und Fach. Auch die Mitglieder der Fürstenhäuser haben sich unseren Berathungen nicht entzogen. Insbesondere ist hier der Wettiner zu gedenken in ihren verschiedensten Abzweigungen der Ernestiner und Albertiner, deren Wohlwollen in Gotha, Dresden, Altenburg und Meissen sich glänzend gezeigt hat.

Die Göttinger Satzungen haben gegolten bis zur Berliner Versammlung und haben wesentlich dazu beigetragen die Einheit der Versammlungen zu wahren. Aber bereits in Darmstadt 1854 haben wir (so kann ich sagen, denn ich stand mit Peter, Köchly, Curtmann, Klumpp und andern Betheiligten) den in Ulm bereits vergeblich angebahnten Versuch gemacht, eine pädagogische Section abzuzweigen, die in früher Stunde zusammentretend niemals auf die allgemeinen Verhandlungen störend eingewirkt hat. Sie hat sich ihren Platz mühevoll erkämpft und siegreich behauptet, in Basel aber, wo sie todtgeschwiegen werden sollte, sich selbst geholfen; Brüggemann war unter den rührigsten Helfern. Die gesetzliche Anerkennung hat sie erst durch die Berliner Statuten erhalten. — Die Orientalisten, auf Fleischers Anregung zuerst

[1]) Vgl. Thiersch's Leben II S. 503.

[2]) Ein interessanter Bericht A. Böckh's an den damaligen Minister von Ladenberg ist in meinen Händen; mein Bericht ist mir verloren gegangen.

1844 in Dresden vereinigt, haben gleichfalls in Darmstadt die deutsche morgenländische Gesellschaft gegründet, die in ihrer Selbständigkeit neben und mit uns besteht und seit Meissen aus dem Namen des Vereins geschwunden ist, weil ihre Mitglieder jedenfalls deutsche Philologen sind. Die Germanisten sind in dem Kaisersaale des Römers 1861 zu uns getreten und haben 1863 in Meissen auch die Vertreter der romanischen Philologie zu sich aufgenommen. Mehr Mühe hat die Begründung einer besondern archäologischen Section gemacht; in früheren Jahren haben wir dahin gehende Vorträge in den allgemeinen Versammlungen mit Vergnügen gehört und werden sie auch ferner gern hören. Seit Berlin erst ist an mehreren Orten eine besondere Section gebildet und dadurch leider vielen Schulmännern Anregung und Förderung auf diesem Gebiete entzogen. Eine besondere Section für Mythologie hat Forchhammer wiederholt beantragt, einmal sogar eine für Aristoteles. Die Mathematiker haben in Hannover (1864) höchst interessante Verhandlungen gepflogen, aber schon in Heidelberg ward es ihnen unmöglich sich wieder zu einer besondern Section zu constituiren. Heidelberg hat in der Sectionenbildung das höchste (das ist wenigstens meine Ansicht) erreicht, denn als Dictator konnte Köchly dort schalten und walten. „Die frei gebildeten und frei arbeitenden Sectionen neben der einheitlichen Versammlung" wuchsen noch um eine kritisch-exegetische Section. Es ist an der Zeit diese Zersplitterung einer ernsten Prüfung zu unterwerfen, wozu die Statutenberathung Gelegenheit geben wird. Während das Streben nach Einigung und sogar nach Einheit die Nation erfüllt, dürfen wir uns nicht noch mehr zerreissen und mit der Vielfachheit der Gestaltung die Einheit endlich verlieren.

Was haben unsere Versammlungen gewirkt? Welches war zunächst ihr wissenschaftlicher Ertrag? Wir haben oft gehört, die wissenschaftlichen Abhandlungen, die vielen nützlichen und bedeutenden Arbeiten, die hier zum Vortrage gekommen sind, lesen sich viel besser in den gedruckten Verhandlungen: als wenn das lebendige Wort, die Art und Weise, in welcher ein Meister der Wissenschaft selbst einen geringfügig erscheinenden Gegenstand behandelt, seine ganze Procedur gering anzuschlagen wäre. Wenn Böckh eine kleine griechische Inschrift behandelt und die Verbesserung an der Tafel entstehen lässt, oder wenn Döderlein die Stelle eines Schriftstellers vornimmt oder gar das Steckenpferd der Etymologie besteigt, wenn Thiersch seinem Munde die Worte *melle dulciora* entströmen lässt, oder der liebenswürdige Hyperboreer Gerhard ein Vasenbild erklärt oder K. Fr. Hermann die allseitige Fülle seines gründlichen Wissens entwickelt — gewährt das nicht ein ganz anderes Interesse als wenn man auf stiller Studirstube eine Abhandlung der Meister liest? Dieser Gewinn ist überhaupt nicht greifbar: *crescit occulto velut arbor aevo.* Und doch gibt es auch sichtbare Früchte und Ergebnisse.

Denn welchen Gewinn hat nicht die epideiktische Beredsamkeit der Deutschen gehabt allein durch die Eröffnungsreden der Präsidenten! Wenn in den früheren Jahren dieselben sich mehr den zeitweiligen Verhältnissen unserer Studien und Bestrebungen zuwendeten und oftmals apologetisch auftraten (ich erinnere an Thiersch, Jacobs, Welcker, Böckh, Döderlein, Foss, während Krüger das Schulamt in Vergleich stellte zu dem akademischen Lehramte und Ahrens zeigte, dass unser Verein seine Aufgabe, eine innige Gemeinschaft zwischen der Philologie und der Schule zu erhalten glücklich gelöst hat), haben andere uns in die Vergangenheit geführt, und bald die Wirksamkeit einzelner Länder und Städte für unsere Wissenschaft vorgeführt, wie Schulze über Sachsen, Gerlach die philologischen Studien Basels bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts oder Mezger die grossen Humanisten Augsburgs, endlich Köchly Heidelbergs Humanisten und Philologen; bald Lebensbilder einzelner Männer gegeben, wie

G. Hermann das seines Lehrers Reiz oder Classen in classischer Weise über Goethe's Verhältniss zur classischen Philologie und Alterthumswissenschaft, Dietsch über Lessing, endlich Roth über seinen Bruder, der auch als praktischer Staatsmann der Philologie treu blieb und seinem württembergischen Schulsack auf diesem Gebiete alle Ehre gemacht hat. Aber auch die Zukunft unserer Wissenschaft ist ins Auge gefasst von K. Fr. Hermann, Miclosich (über das Verhältniss der classischen Philologie zu der modernen) und vor allen von dem uns unvergesslichen Haase, der den sprachlichen Studien ihre neue Aufgabe vorgezeichnet hat.

Und unter den Vertretern unserer Wissenschaft auf den deutschen Universitäten haben nur wenige ihre Theilnahme, ich meine ihre thätige Theilnahme unsern Versammlungen versagt; noch wenigere haben sich geflissentlich fern gehalten. Von den Verstorbenen haben Fr. Thiersch, K. Fr. Hermann, Döderlein, Walz die meisten Vorträge gehalten, aber auch Schneidewin, Nägelsbach, Zumpt, Preller, Gerhard und Böckh dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Unter den Lebenden verdient mit Auszeichnung genannt zu werden Gerlach von Basel, den wir in dem Jahre seines Jubiläums schmerzlich in unserer Mitte vermissen, weil er nur wenige Versammlungen versäumt und fast bei jeder einen Vortrag gehalten hat bis zu dem letzten über Tacitus Germania in Hannover, sodann Forchhammer, der unermüdliche Kämpfer für die mündlichen Discussionen, Urlichs, Köchly, Stark, Petersen, Linker, Lange, Bursian, Steinthal, Overbeck, Bippart, Thomas; andere hätten wir gern noch öfter gehört, wie Halm, Sauppe, Vischer, die beiden Curtius, L. Schmidt, Oncken, Conze, Schwabe, Vahlen, Schenkl. Wollte ich auch der Schulmänner gedenken (ich nenne die verstorbenen Bäumlein, W. Rein, den rüstigen, die beiden Gothaner Rost und Wüstemann) und etwa von dem Vortrage unseres Ahrens über die gemischten Dialekte der Lyriker, der reich war an den feinsten grammatischen Beobachtungen und voll der ergiebigsten Resultate, beginnen und herabgehen bis zu den phonologischen Experimenten Wochers, den phonischen Figuren Kirchhofs und anderen Verirrungen, ich würde das von Ihnen gewiss sehnlichst erwartete Ende nicht finden. Wohin ich Hassler setzen soll, weiss ich nicht, er hat sich immer zu dem Orient gehalten und doch die allgemeine Versammlung erfreut mit seinen Vorträgen, und das haben zu unserer grossen Freude auch andere Mitglieder derselben Section gethan, wie Brugsch, Fleischer, Gosche u. s. w. Düntzer rechne ich natürlich zu den Philologen. Hoffentlich wird jetzt ein Generalregister über die 25 Bände angefertigt und damit die Uebersicht des in den gedruckten Verhandlungen vergrabenen reichen Schatzes erleichtert: denn was Bergk in Kassel begonnen hat, ist seitdem unterblieben.

Lateinische Vorträge gehören zu den Seltenheiten. Nägelsbach in Nürnberg, Schilling in Mannheim haben so geredet; eigentliche Vorträge in dieser Sprache haben nur drei gehalten Beyer (jetzt wohl in Hof) über die sogenannte Ino-Leukothea der Münchener Glyptothek, Fickert in Breslau über eine Vereinfachung der Lehrgegenstände im Interesse der Sprachstudien, etwa nach dem Massstabe der Jesuitischen *ratio*, Schenkl in Wien über das Christenthum des Boetius; nur an die beiden letzteren hat sich eine lateinisch geführte Discussion geknüpft. Französisch ist nur einmal geredet von dem Baron de Roisin in Bonn über das Zusammenwirken deutscher und französischer Philologen.

Ich komme zu den pädagogischen Verhandlungen, nicht zu den ältern, die in's Grosse gehen wollten, wie die Beschlüsse über einen allgemeinen Lehrplan der Gymnasien, über Parallelgrammatiken, über Militärerziehung, über succesiven Unterricht in den alten Sprachen und mancherlei andere interessante Vorträge, z. B. Spiess vom Turnen, Schödler von der

Chemie, Roth über Prinzip und Methode des classischen Unterrichts (zum grossen Aerger eines deutschen Gelehrten, der solche Dinge in Basel nicht hören wollte), ohne zu einem Ergebniss zu führen. Ich meine vielmehr die Verhandlungen der pädagogischen Section, denen Firnhaber, gewiss ein berufener Richter, das Zeugniss gibt, dass sie zu den lebendigsten und interessantesten, auch fruchtbringendsten gehören, dass manche derselben nicht ohne dauernden Einfluss auf massgebende Kreise geblieben sind (das haben wir nie gesucht), dass sie ein beredtes Zeugniss für den unter den deutschen Schulmännern wirkenden Geist abgelegt haben. Wir haben nie auf die Behörden einwirken wollen, obschon es ganz im Sinne von Thiersch gewesen wäre, gegen die Weisheit von oben hier eine Waffe zu schmieden.

Allgemeine Organisationsfragen sind nur in Berlin verhandelt; wie hätte ohne dies Mützell Ruhe gehabt vor den gefährlichen Beschlüssen der sogenannten Schulconferenz von 1849? Fast kein Unterrichtsgegenstand ist unberührt geblieben; das wichtigste waren die Verhandlungen über die beiden alten Sprachen und über die Muttersprache. Rudhardt's und Hamiltons Methode für Latein, der freie lateinische Aufsatz, die Versification, das Lateinsprechen, die Vocabularien sind behandelt, auch die Reform der Orthographie anerkannt, was Freund Fleckeisen ins Gedächtniss zu rufen nichts schaden kann; die Verpflichtung zur Theilnahme am griechischen Unterricht (Basel), die Nothwendigkeit der Compositionen in dieser Sprache, die Anordnung der Lectüre (Göttingen und Ahrens), die Lectüre Plato's (Bonitz in Wien) bis zur Reform unserer sogenannten Erasmischen Aussprache des Griechischen; eingehend über das Deutsche in Berlin, Hamburg, Breslau, Frankfurt, über Geschichte in Braunschweig und Meissen. Das Turnen ist in Braunschweig behandelt und soll nach den Heidelberger Anträgen eine classische Erweiterung erhalten. Die Programmenfrage hat in Stuttgart, wo auch die Privatstudien die regste Theilnahme fanden, noch keinen Abschluss erhalten. Was der christliche Charakter der Gymnasien sein soll gegenüber den κατ' ἐξοχὴν sich so nennenden Schulen ist mit allem Ernste in Erlangen festgestellt und dort sind auch Thesen über Lehrerprüfungen besprochen. Das war der rechte Ort für solche Fragen; an manchem anderen würden wir sie zurückgehalten haben. Auf diesem Gebiete der Praxis kann der Stoff nie ausgehen, weil immer neue Prüfung und Sichtung erforderlich wird, die Theorie aber nur durch die Weisheit der Erfahrung normirt werden kann. Ist uns dafür nur kurze Zeit zugemessen, diesmal weniger als je, so wollen wir doch Forchhammers Mahnung, dass wir überhaupt fleissiger werden müssten, auf uns speciell beziehen und uns immer und immer wieder stärken für den Beruf, der deutschen Jugend die edelsten Bildungsmittel zu erhalten, die nicht von gestern und heute sind; *τὸ γὰρ ἄπραγμον οὐ σώζεται.*

Eines was unsere Statuten als Zweck des Vereins hinstellen, ist am wenigsten erreicht, nämlich das Befördern grösserer philologischer Unternehmungen, welche vereinigte Kräfte in Anspruch nehmen. So hat gleich in der ersten Versammlung Gutenäcker zu einer Bearbeitung der griechischen Mathematiker die Mitwirkung in Anspruch genommen, und Hauber ist in Mannheim darauf zurückgekommen — seitdem *altum silentium.* In Mannheim veranlasste unser Haase die Bildung eines Vereines, welcher durch jährliche Beiträge von etwa 5 Thlr. eine Besoldung für zwei jüngere Philologen zusammenbringen sollte, um diese zur Ausbeutung ausländischer Bibliotheken reisen zu lassen; die Sache ist in der nächsten Versammlung meines Wissens nicht zur Berathung gekommen. Ritschl's Vorschlag, die Lithographie für einen Codex palaeographicus zu benutzen und ganze Codices zu facsimiliren, ist in seinem zweiten Theile nicht ausgeführt, in seinem ersten erst jetzt durch Wattenbach's dankenswerthe Be-

mühung für griechische und lateinische Paläographie. Mehr Anklang scheinen lexikographische Anträge gefunden zu haben, nicht ein Kärcherscher, wohl aber der klar durchdachte Plan von Halm einen *thesaurus ling. lat.* zu bearbeiten, natürlich *unitis viribus* (er wurde in Wien unter den Auspicien des jetzt regierenden Kaisers vorgetragen). Der frühe Tod eines edlen, für die Wissenschaft in liberalster Weise sorgenden Fürsten hat die Ausführung des grossartigen Unternehmens bis jetzt, leider vielleicht für immer gehindert. Auch andere Anregungen zur Vollendung von G. Hermanns (Ritschl) und Müllers *Opuscula* (Curtius) haben bis jetzt noch keinen Erfolg gehabt.

Glücklicher sind wir in anderen Unternehmungen gewesen, bei denen es galt die grossen Meister unserer Wissenschaft zu ehren. An eine Mittheilung über Wolf's Nachlass von Ranke knüpfte Thiersch den Antrag, sich zur Subscription für eine in Halle aufzustellende Statue des grossen Mannes zu vereinigen (wobei freilich ein Missionar verlangte, lieber junge Leute für das Geld in die Heidenwelt zu schicken). Nun eine Statue ist nicht errichtet, auch die öfter angeregte Sorge für die Grabstätte in Marseille hat die Familie selbst übernommen, wohl aber ist diese Büste, der ich heute einen Lorbeerkranz gewünscht hätte, eine Stiftung unseres Vereins. Auch Medaillen auf Wolf, Niebuhr, O. Müller, Jacobs sind auf Veranlassung des Vereins (die auf Reiz verdanken wir der Fürsorge seines grossen Schülers Hermann) geprägt und schriftliche Ehren in classischen Diplomen und Adressen sind fast an alle Grössen unserer Wissenschaft erlassen, auch an solche, welche dem Vereine selbst fern standen, wie der 93jährige Mitscherlich und Lobeck, unter den noch lebenden I. Bekker, der letzte Repräsentant von Wolf's für uns epochemachender Hallescher Wirksamkeit.

So haben wir in den *λόγοι ἐπιτάφιοι* der Präsidenten und einzelner Mitglieder die *pietas* selbst geübt, die in der Jugend zu pflegen eine unserer heiligsten Pflichten ist.[1])

Unter den wirklich greifbaren Früchten wollen wir auch der zahlreichen Begrüssungsschriften nicht vergessen, unter denen die Arbeiten der nachstrebenden Epigonen neben den Gaben der Meister gleichen Dank beanspruchen.

Die Bedeutung unserer Versammlung liegt vorzugsweise in dem mannigfachen Verkehr, zu welchem sie Gelegenheit bietet; aber dieser Gewinn lässt sich nicht controliren. Dass zahlreiche Männer, welche demselben Berufe angehören, sich in grösserer Zahl von Angesicht zu Angesicht sehen, jüngere und ältere, höher oder tiefer gestellte, dass sie sich an einander erfreuen und stärken, dass sie neue Anregungen mit sich nehmen und mancher Keim gepflanzt wird, das ist ein reicher, unberechenbarer Segen. Das Wiedersehen der Jugendfreunde weckt die Erinnerung an geliebte Lehrer und der Austausch ernster und tiefer Lebenserfahrung gibt dem alten Bunde eine neue Weihe. Neue Verhältnisse werden geknüpft, der Jünger naht dem Meister hier leichter und selbst der Gestrenge tritt dem Untergebenen hier gemüthlich und menschlich näher. Die kleineren *conventicula*, selbst die heiteren Kneipereien haben der Wissenschaft und der Schule oft mehr Gewinn getragen als die gelehrtesten Vorträge, die

---

[1]) Bei der Bedeutung, welche Fr. Thiersch für den Verein hat, hätte man erwarten sollen, dass sein Biograph (Bd. II S. 503) genauer berichtet hätte. Bei der am 29 Sept. 1838 in Nürnberg eröffneten Versammlung war Böckh nicht zugegen. Die Darstellung der Gothaischen Verhandlungen über den Religionsunterricht ist ungenau (vergl. die Verhandlungen S. 84), ebenso die über die Begründung der deutschen morgenländischen Gesellschaft bereits in Dresden und die Anwesenheit des Königs Karl Anton (einen solchen hat Sachsen nicht gehabt) bei den Versammlungen. Seine Verdienste um die ganze Sache und den Werth seiner Betheiligung habe ich in Braunschweig dankbar hervorgehoben.

Digitized by Google

eingehendste Discussion. Darum hat auch die Geselligkeit ihre Berechtigung. Sie bedarf keines grossen Apparats von Zurüstungen und keines Kostenaufwands, weil wir uns während dieser Tage wieder in Studenten verwandeln und als solche leben. Und doch darf ich nicht verschweigen, was uns grösseres an vielen Orten geboten ist. Zunächst gedenke ich der theatralischen Genüsse. Seitdem die altgriechische Tragödie in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit auf die deutsche Bühne gebracht war, mussten natürlich Philologen da, wo es möglich war, Sophokles hören, und so ist Antigone in Dresden und Berlin, Oedipus auf Kolonos abermals in Dresden für uns aufgeführt. Wo dies nicht möglich war, hat unser Gravenhorst seine Uebersetzungen griechischer Dramen zum Vortrage gebracht, in Altenburg, Hamburg und Braunschweig, und durch edle Popularisirung die Laien wie durch neue Auffassungen die Kenner in gleichem Masse gefesselt. Darmstadt brachte die Adelphen des Terenz, natürlich in der Einsiedelschen Verstümmelung. Antike Stoffe in neuen Bearbeitungen boten Wien in Halms Iphigenie in Delphi und Karlsruhe in dem Preisstück Brutus und Collatinus. Lessings Emilia Galotti Braunschweig; L. Schatz, aber daneben auch die Geschwister und Wallensteins Lager Breslau; das Ende der Hohenstaufen Augsburg, das Werk eines eingebornen Dichters. Nicht immer wurde der Cothurn bestiegen; der alte Bürgerkapitän in Frankfurt, die Schachmaschine von Beck (die längst vergessen schien) in Erlangen hat auch interessirt und in Göttingen hat man sich bis zur Mordgrundbruck bei Dresden verstiegen und dadurch die Lachlust nicht wenig befriedigt. Musikalische Genüsse in seltener Vollendung haben Berlin und Stuttgart geboten, jene Saul, diese den Messias von Händel, in dessen Vaterstadt wir jetzt weilen; Hannover eine glänzende Oper; aber auch kleinere Orte wie Altenburg, Jena, Basel haben hier tüchtiges geboten. An Bällen hat es nicht gefehlt; den Rosenball in Jena, den in Altenburg, an welchem auch die fürstliche Familie Theil nahm, in Darmstadt, Stuttgart, Heidelberg werden jüngere Mitglieder nicht vergessen; ältere haben dieselben zu einem Studium der lokalen Flora benutzt und die philologischen Töchter gemustert. Soll ich noch zum Schlusse der köstlichen Spazierfahrten gedenken, die erst recht die Mitglieder an einander schlossen, wenn sie in den Sälen kalt und fremd an einander vorüber gegangen waren: der Fahrten nach Reinhardsbrunn, der Ludwigshöhe bei Darmstadt (wo wir Ehrenmitglieder des Vereines zum Schutze der Singvögel geworden sind), nach Arlesheim bei Basel, durch die königlichen Gärten bei Potsdam, nach Schloss Hardenberg bei Göttingen, nach Altwasser, Salzbrunn und Fürstenstein von Breslau aus, nach der Harzburg und den sie umgebenden Thälern, nach Aschaffenburg, dessen römisches Haus uns vorher W. Rein erklärt hatte, nach Herrenhausen und nach der Eulenriede bei Hannover, der Dampfschifffahrt nach Cuxhaven bis zur rothen Toune (Θάλαττα!) und der Sonntagsfahrt auf den Semmering, bis es in Heidelberg gelungen ist Land- und Seefahrt in der unvergesslichen Partie nach Neckarsteinach zu vereinigen. Solche Ergetzlichkeiten haben uns erfrischt und gekräftigt und die Erinnerung an frohe Stunden hat uns auch nachher erheitert unter den drückenden Mühen des Amtes: und das ist auch ein Gewinn, den diese Versammlungen bringen, gebracht haben und, so hoffe ich, ferner bringen werden.

Welches wird die Zukunft unseres Vereines sein? Kann die Trennung der Gemüther, welche jetzt durch Deutschland geht, schlimmer fast als in den ersten Jahrzehnten des Reformationszeitalters oder während des deutschen Kriegs im 17. Jahrhundert, unserem Vereine schaden? kann die Einigung auch für uns eine Mutter der Zwietracht werden? Nein und nimmermehr nein! Deutsche Sprache und Wissenschaft, deutscher Geist und deutsche Jugend

kennen keine Mainlinie, keine Deutsch-Oesterreicher, wir sind eben Deutsche soweit die deutsche Zunge klingt und halten fest an dem, was Jahrhunderte überdauert hat, fest und unverrückt trotz alles Wechsels und Wandels staatlicher Formen und Gestaltungen. Ich bedaure es, wenn einzelne durch politische Missstimmung sich veranlasst finden sollten draussen zu bleiben. Wir treiben hier keine Politik, politischer Hader tritt darum nicht in diese Räume. Je mehr uns der Gedanke deutscher Einheit auf allen Gebieten geistigen Schaffens und Wirkens belebt (die materiellen Interessen überlassen wir füglich anderen Vereinen), um so mehr sollten wir den Drang fühlen mit vereinten Kräften jeder Zertrennung, ja Zerklüftung der Gemüther entgegenzuarbeiten. Das gilt uns Aelteren ebenso gut wie den Jüngeren, denn wir insgesamt haben die Jugend durch diese Uebergangsperiode hindurch zu führen in die neuen Verhältnisse, von denen wir alle das Beste wünschen. Für die Jüngeren habe ich noch eine besondere Mahnung. Ein Menschenalter hat der Verein bestanden. Die Generation die ihn bisher gehegt und gepflegt hat, wird bald abtreten. Treten Sie unsere Erbschaft an, werden Sie statt der empfangenden die gebenden zur Ehre des Vaterlandes, zur Förderung deutscher Wissenschaft und tüchtiger humanistischer Jugendbildung. Das kann ich versichern von mir und vielen Freunden: wir sind stets gekräftigt, gehoben auch getröstet aus einander gegangen. Die lebendige Beziehung zu einer grossen Gemeinschaft hat gewirkt wie die Berührung der Mutter Erde im Mythos. Lassen Sie sich und Ihren Nachkommen diesen Segen deutscher Philologen-Versammlungen niemals entgehen. (Beifall.)

Präsident:

Herr Rector Eckstein hat uns durch die sinnig zusammengefassten Bilder und Erinnerungen aus der Vergangenheit der Philologen-Versammlungen ebenso sehr erfreut als angeregt. Wir sind ihm, dem treuen wohlmeinenden Genossen unseres Vereins für diesen reichhaltigen, mit guter Laune gewürzten Vortrag dankbar, ich vor anderen, dessen Wunsch er in gewohnter Liebenswürdigkeit erfüllt hat.

Hierauf wurden die Mitglieder der Versammlung aufgefordert, ihre Sectionen zu constituiren, in der Weise, dass die Pädagogen im Auditorium 7 des Universitätsgebäudes, die Orientalisten im Sprechzimmer desselben, die Germanisten im Gerichtszimmer, die Archäologen im Senatszimmer, die Mathematiker im Auditorium 5 sich versammeln möchten.

Nach einer längeren Pause wird die allgemeine Sitzung wieder eröffnet, und die Versammlung ersucht, dem angekündigten Vortrag des Herrn Prof. Bergk über den Dreifuss des Gelon und die Münzen der Damarete ihre Aufmerksamkeit zu schenken.

Herr Prof. Dr. Bergk.

Zunächst habe ich der hochansehnlichen Versammlung eine persönliche Angelegenheit mit zwei Worten vorzutragen. Die vorjährige Versammlung in Heidelberg hat für dieses Jahr Halle zum Versammlungsort erwählt und mich zum ersten Vicepräsidenten ernannt. Ich bin für diese Auszeichnung so dankbar, wie man nur irgend sein kann; allein da ich schon vor 24 Jahren einmal diese Functionen versehen habe, so erlaube ich mir die wohl berechtigte Bitte auszusprechen, mich als Veteran zu betrachten und von diesen Geschäften dispensiren zu wollen. Meine Thätigkeit in dieser Richtung wird um so weniger nothwendig sein, da unser Präsident, mein rüstiger Herr College, wie er bisher gern und bereitwillig die Leitung der Geschäfte auf sich genommen hat, dieselben auch zu gutem Ende führen wird. Daher mögen Sie gestatten, dass ich als privatus diesen Verhandlungen beiwohne, und unter dieser

stillschweigenden Voraussetzung habe ich mir erlaubt einen Vortrag anzumelden, zu dem ich mich sofort wende. Ich konnte zwar eine der sogenannten brennenden Fragen, die mir mehr am Herzen liegen, wählen; aber brennende Fragen sind solche, wo man jeden der nicht zur Majorität gehört, jeden der den Muth hat eine eigene Meinung zu haben, am liebsten auf den Scheiterhaufen bringen möchte. Unsere Versammlung aber ist, wie Sie eben gehört haben, zu friedlichen Zwecken gestiftet, und so habe ich denn im Interesse des Friedens vorgezogen, auf ein neutrales Gebiet mich zurückzuziehen. Mancher könnte vielleicht glauben dass das Thema, was ich angekündigt habe, eher für die Verhandlungen der archäologischen Section sich eigene; allein Sie werden sehen, der Stoff ist gar vielseitiger Natur, und daher wohl nicht ungeeignet in einer allgemeinen Sitzung erörtert zu werden.

Als der Perser-König Xerxes mit seinem zahllosen Heere aufbrach, um Griechenland zu unterjochen, bedurfte es möglichst einträchtigen Handelns, um der drohenden Gefahr zu begegnen. Die Griechen wandten sich daher auch an die Tyrannen von Sicilien, mit dem Gesuch um Hilfe. Gelon, der Herr von Syrakus, damals unbestritten der mächtigsten und volkreichsten Stadt Griechenlands, war auch bereit Zuzug zu leisten, jedoch nur unter der Bedingung dass ihm der Oberbefehl über die gesammten griechischen Streitkräfte oder wenigstens über die Flotte anvertraut würde. Natürlich waren weder die Spartaner noch die Athener gesonnen, auf eine solche Forderung einzugehen, die dem hochfahrenden und anspruchsvollen Wesen des sicilischen Fürsten ganz ähnlich sieht. Allein Gelon handelte eigentlich sehr verständig, indem er die eigene, damals von auswärts stark bedrohte Lage berücksichtigte. Die Karthager entweder angereizt durch die Perser, deren Diplomatie alle Zeit weit besser war als ihre Kriegsführung, oder auch selbst erkennend, wie günstig die allgemeine Weltlage für ein solches Unternehmen war, rüsteten ein gewaltiges und zahlreiches Heer, um mit einem Schlag die griechischen Colonien in Sicilien, die ihnen vielfach hinderlich waren, zu vernichten. Allein auch die sicilischen Fürsten, namentlich Gelon und seine Brüder waren nicht unthätig. Vor allem bedurfte man für diese Rüstungen bedeutender Gelder. Da gab Damarete, die Gemahlin des Gelon, eine Tochter des edlen Theron von Agrigent, ihren sämmtlichen reichen Schmuck hin; dem Beispiel der aufopfernden, patriotischen Fürstin folgten alsbald die anderen syrakusanischen Frauen. Man benutzte diesen Goldschmuck und prägte daraus für Kriegszwecke eine Münze, die zum Gedächtnisse jener Fürstin den Namen *νόμισμα Δαμαρέτειον* erhielt. Kaum waren die Karthager gelandet, so trat ihnen auch Gelon mit seinem Heer entgegen und brachte ihnen am Flusse Himeras eine entschiedene Niederlage bei. Nach der Darstellung des Diodor wurde diese Schlacht an dem gleichen Tage geliefert, wo Leonidas mit seinen Spartanern in den Thermopylen fiel; nach Herodots Bericht war sie gleichzeitig mit dem Sieg der Athener bei Salamis. Herodots Zeugniss wird durch eine gewichtige Autorität bestätigt, durch Aristoteles, der gerade in chronologischen Dingen sehr exakt und verlässig zu sein pflegt. Aristoteles spricht in der Poetik (im 23 Cap.) von der Gleichzeitigkeit der Handlung in der Poesie, im Gegensatz zu der Geschichte und historischen Wirklichkeit, und sagt dass im Leben nicht selten zwei Handlungen in dieselbe Zeit fallen *κατὰ τοὺς αὐτοὺς χρόνους*, ohne dass ein inneres Verhältniss zwischen denselben stattfinde, und zwar führt er als Beleg dafür an, dass die Schlacht am Flusse Himeras und die *ναυμαχία* von Salamis an demselben Tage vorgefallen wären. Er sagt zwar nicht ausdrücklich *κατὰ τὴν αὐτὴν ἡμέραν*, sondern *κατὰ τοὺς αὐτοὺς χρόνους*, aber dieser allgemeine Ausdruck schliesst jenes in sich. An dieser Gleichzeitigkeit

haben die neueren Historiker Anstoss genommen; man hat behauptet, es sei lediglich eine Fiction der Griechen, die bemüht gewesen wären jene Begebenheiten auszuschmücken, ihnen den Reiz des Grossartigen und Wunderbaren zu verleihen. Dies ist möglich; aber gleichwohl schwebt die ganze Vermuthung in der Luft, wenn es nicht gelingt ein anderes chronologisches Datum für diese Begebenheit mit Sicherheit nachzuweisen. Die neuere Kritik ist immer nur zu geneigt eine jede auch noch so gut beglaubigte Nachricht aus dem Alterthum in Zweifel zu ziehen, während sie mit grösster Leichtigkeit eine jede moderne Hypothese adoptirt. Am weitesten geht hierin Niebuhr, der geradezu behauptet, ohne auch nur den Schatten eines Beweises beizubringen, dass die Schlacht am Himeras von der bei Salamis durch den Zeitraum mehrerer Jahre getrennt sei. Wenn auch Aristoteles nicht ausdrücklich sagt *κατὰ τὴν αὐτὴν ἡμέραν*, so schliesst doch der allgemeine Ausdruck *κατὰ τοὺς αὐτοὺς χρόνους* keineswegs das vollständige Zusammentreffen aus; jedenfalls aber steht die Schlacht am Himeras dem salaminischen Treffen der Zeit nach näher als dem bei den Thermopylen. Mir scheint gar kein triftiger Gruud vorzuliegen, um jene Gleichzeitigkeit anzuzweifeln: es kann ja jeder täglich an sich und anderen wahrnehmen, wieviel Wunderbares sich zuträgt; wenn die Griechen auf zwei verschiedenen Kampfplätzen den Völkern des Orients gegenübertraten, um ihre jugendlich aufstrebende Kultur der alternden des Orients gegenüber zu vertheidigen, und wenn nun zufälliger Weise an demselben Tage zwei verschiedene Schlachten an verschiedenen Orten geliefert werden, so kann ich darin gar nichts so ungewöhnliches oder unglaubliches finden, zumal wenn man sich erinnert, dass im Alterthum sich die Kriegsführung in ziemlich eng umschriebenen Grenzen bewegte. Wenn übrigens Aristoteles behauptet, diese Begebenheiten ständen in keinem inneren Zusammenhang mit einander, kann man ihm nicht beipflichten. Wie es sich mit der Gleichzeitigkeit auch verhalten mag, jedenfalls haben auch die Sikelioten ihren ruhmvollen Antheil genommen an dem grossen Freiheitskampfe der Hellenen gegen den Orient. Aristoteles' Behauptung wird vollständig widerlegt durch Zeugnisse unmittelbarer Zeitgenossen. Simonides sagt in einem Epigramm, was ich nachher noch benutzen werde, ausdrücklich von dieser Schlacht, die Söhne des Deinomenes hätten über Barbaren gesiegt:

βάρβαρα νικήσαντας ἔθνη· πολλὴν δὲ παρασχεῖν
σύμμαχον Ἕλλησιν χεῖρ' ἐς ἐλευθερίην,

und eben durch diesen Sieg hilfreiche Hand den Hellenen dargeboten, um ihre Unabhängigkeit zu behaupten. Denn nicht blos die griechischen Ansiedler in Grossgriechenland und Sicilien sind es, auf die hier Bezug genommen wird, sondern Simonides meint die gesammte Nation; er will den Gelon rechtfertigen gegen den Vorwurf, den man ihm in Griechenland machte, als habe er besonders durch jene anmassende Forderung die griechische Freiheit und Selbständigkeit im Stiche gelassen. Die Behauptung des Simonides ist aber wohl begründet, denn Diodor berichtet ausdrücklich dass, als die Nachricht vom Siege des Gelon nach Griechenland unmittelbar vor der Schlacht bei Plataeae gelangte, der Muth der den Barbaren gegenüber am glücklichen Ausgange verzagenden Griechen entschieden gehoben wurde. Man wird vielleicht einwenden, Simonides sei ein höfischer Dichter. Diesen Einwand würde ich nur gelten lassen, wenn die Aeusserung in einem Epinikion oder ähnlichen Gelegenheitsgedichte stände, aber diese Inschrift befand sich auf einem Monument, welches in dem berühmtesten Tempel vor den Augen ganz Griechenlands in Delphi aufgestellt war. Da konnte man nicht wagen der Wahrheit untreu zu werden oder dieselbe zu fälschen, ohne das Volksbewusstsein ganz entschieden zu verletzen. Ferner Pindar, ein Mann von völlig unabhängigem Charakter, der seine

Selbständigkeit auch Fürsten wie Hieron gegenüber überall zu wahren weiss, bezeichnet in der 1. pythischen Ode den Hiero als den Befreier Griechenlands, *Ἑλλάδ' ἐξέλκων βαρείας δουλίας*, und führt als die drei wichtigsten und gleich ehrenvollen Schlachten des Freiheitskrieges die Kämpfe von Salamis, von Plataeae und Himera an; er sagt, bin ich in Athen dann preise ich den Sieg von Salamis; wäre ich in Sparta, würde ich den Ruhm der Kämpfe bei Plataeae verherrlichen; in Syrakus schickt es sich der Thaten der Söhne des Deinomenes am Himera zu gedenken.

Die Karthager waren nach jener Niederlage völlig ausser Stand, den Kampf fortzuführen, denn ihr Heer war zerstreut und grösstentheils in Gefangenschaft gerathen, der beste Theil ihrer Flotte war vernichtet. Ihnen blieb nichts anderes übrig als Gesandte nach Sicilien abzuordnen und wegen des Friedens zu unterhandeln, der ihnen unter günstigen Bedingungen gewährt wurde; gegen 2000 Talente mussten sie als Kriegssteuer entrichten. Gelon und seine Brüder errichteten als Erinnerung an jenen glorreichen Sieg ein Weihgeschenk in Delphi, einen goldnen Dreifuss von 50 Talenten. Offenbar hatten sie gleich im Beginne des Krieges, wie es üblich war, ein solches Gelübde gethan, und werden sich daher nach beendetem Kriege beeilt haben dieser Verpflichtung nachzukommen. Auf diesem Dreifuss oder wahrscheinlich auf seiner Basis stand folgende Inschrift:

Φημὶ Γέλων', Ἱέρωνα, Πολύζηλον, Θρασύβουλον,
παῖδας Δεινομένευς, τὸν τρίποδ' ἀνθέμεναι,
ἓξ ἑκατὸν λιτρῶν καὶ πεντήκοντα ταλάντων
Δαμαρετίου χρυσοῦ[1], *τᾶς δεκάτας δεκάταν,*
βάρβαρα νικήσαντας ἔθνη· πολλὴν δὲ παρασχεῖν
σύμμαχον Ἕλλησιν χεῖρ' ἐς ἐλευθερίην.

Man hat freilich auch hier das Anrecht des Simonides auf dieses Epigramm bestritten, aber ohne jeden Grund. Das Epigramm erscheint mir wenigstens des Simonides durchaus würdig. Derselbe war damals der anerkannteste Dichter von ganz Griechenland und er galt nicht mit Unrecht als Meister dieses speciellen Faches der Poesie. Ausserdem wissen wir dass er mit den sicilischen Fürsten eng befreundet war. Nichts lag näher als sich gerade an Simonides zu wenden, da Gelon und seinen Brüdern daran liegen musste, jenen kostbaren und grossartigen Schmuck auch in dieser Beziehung aufs beste auszustatten. Abweichungen der Lesarten in der Anthologie und beim Scholiasten des Pindar kommen nur vor im 2. Verse, wo der Scholiast des Pindar statt des Singulars *τὸν τρίποδα* den Plural *τοὺς τρίποδας* hat. Es könnte jemand vermuthen, der Plural verdiene den Vorzug wegen der kolossalen Grösse des Weihgeschenks, allein alle anderen Gewährsmänner sprechen übereinstimmend von einem einzigen Dreifuss; wir haben es hier offenbar nur mit einem Schreibfehler, wie dergleichen in den Scholien des Pindar so häufig sind, zu thun. Dann im Anfang des 3. Verses ist allerdings die handschriftliche Ueberlieferung *ἐξ ἑκατὸν λιτρῶν καὶ πεντήκοντα ταλάντων*; aber ich glaube Böckh hat mit gutem Recht für die Präposition *ἐξ* das Zahlwort *ἓξ* gesetzt, denn wenn das Gewicht eines Kunstwerkes bestimmt wird, gebraucht man sonst entweder den blossen Genitiv oder die Präposition *ἀπό*, aber nirgends *ἐξ*. Hultsch sucht diese Lesart in seiner Abhandlung über die Münze der Damarete zu vertheidigen, es ist dies eine ebenso gelehrte als scharfsinnige Arbeit, gleichwol sehe ich mich genöthigt in allen wesentlichen Punkten den Ansichten von Hultsch mit Entschiedenheit entgegenzutreten. Für meinen Zweck kommt übrigens nicht viel darauf an, ob man *ἐξ* oder *ἓξ* liest.

[1]) Man vergl. Poetae lyr. p. 1167 ed. 3.

In der Erzählung über dieses Weihgeschenk stimmen die verschiedenen Gewährsmänner überein, aber in einem oder dem anderen Punkte finden sich nicht unerhebliche Differenzen. Den aufopfernden Patriotismus der Damarete bezeugen namentlich Pollux und Hesychios; dieser wird aus derselben Quelle geschöpft haben wie Pollux. Beide sprechen davon, wo sie das *νόμισμα Δαμαρέτειον* erwähnen; und zwar muss ich gleich bemerken, dass Pollux in den Abschnitten seines Werkes, wo er über die Münzen der alten Griechen handelt, mit besonderer Sorgfalt gearbeitet hat; es finden sich hier weniger Irrthümer als sonst, und diese betreffen nicht eigentlich historische Fragen. Ganz anders lautet dagegen die Erzählung des Diodor, die Hultsch gerade seiner Untersuchung zu Grunde gelegt hat. Diodor nämlich der von jenen freiwillig dargebrachten Gaben der syrakusanischen Frauen nichts weiss, berichtet dass jene damaretische Münze nicht gleich am Anfang des Krieges zu Kriegszwecken geprägt wurde, sondern erst nachdem der Krieg beendigt war, nach dem Schluss des Friedens. Diodor erzählt, die karthagischen Gesandten hätten die Damarete für sich zu gewinnen gewusst, indem sie ihr einen goldnen Kranz anboten, wenn sie ihnen unter günstigen Bedingungen den Frieden vermitteln wollte. Dies sei geschehen, und darauf hätten der Staat und das Volk von Karthago einen goldnen Kranz von 100 Talenten derselben verehrt. Diodor wird von vielen als einer der allerschlechtesten Historiker betrachtet; ich will die Vertheidigung desselben nicht übernehmen, muss aber doch bemerken, dass gerade diejenigen Abschnitte seines Werkes, die Sicilien und Unteritalien betreffen, sich vortheilhaft vor den anderen auszeichnen; es ist dies leicht erklärlich, da Diodor der Geschichte seiner Heimat ein besonderes Interesse gewidmet hat. Man könnte also glauben, dass der vorliegende Bericht, wo es sich eben um sicilische Verhältnisse handelt, Glauben verdiene; allein überall, wo Diodor etwas ganz allein oder abweichend von andern glaubwürdigen Quellen berichtet, bedarf es der sorgfältigsten, gewissenhaftesten Prüfung.

Die Erzählung des Diodor vom goldenen Kranz, den die Karthager der Königin Damarete verehrten, sieht einer Bestechung so ähnlich wie möglich. Die patriotische Fürstin mag auch ihre schwachen Seiten gehabt haben, und es ist recht wohl denkbar, dass die karthagischen Gesandten, die gewiss geschickte Geschäftsmänner waren, die Fürstin für sich zu gewinnen suchten, um durch ihren Einfluss den Frieden zu vermitteln; aber jedenfalls würden sie die Sache nicht in so plumper Weise versucht haben. Doch sehen wir von jenen Versuchen ganz ab und nehmen an, dass die Karthager nach dem Friedensschluss aus Dankbarkeit der Damarete einen goldenen Kranz verehrten, so bleibt es immer sehr auffallend, dass eine Frau auf diese ganz ungewohnte Weise ausgezeichnet wurde. Vor allem aber ist das kolossale Gewicht des Kranzes befremdend. Der Kranz, der zunächst für den Schmuck des menschlichen Hauptes bestimmt ist, muss leicht und elegant geformt sein. Ein Kranz, der 100 Talente, d. h. etwa 50 Centner wog, musste so kolossal ausfallen, dass er einem Kranz ganz unähnlich wurde. Denn mit dem goldenen Kranze, den Athen. V 202 erwähnt, hat es eine andere Bewandniss; er war bestimmt für das Portal des *Βερενικεῖον*, daher ist es nicht auffallend, wenn diese Guirlande 80 Ellen lang war. Kaufleute, und noch dazu semitischer Abkunft, werden bei dieser Gelegenheit nicht gekargt haben, aber man sollte doch den Karthagern, die der hellenischen Civilisation keineswegs fremd waren, wenigstens einen minder barbarischen Geschmack zutrauen. Hultsch sucht den Anstoss, den die 100 Talente erregen, dadurch zu entfernen, dass er annimmt, Diodor habe das Talent nicht im gewöhnlichen Sinne genommen, sondern nach kleinen Goldtalenten zu 6 Drachmen gerechnet: so würde das Gewicht dieses Kranzes

reducirt werden auf 600 Drachmen Goldes, das ist, wenn wir das Verhältniss des Goldes zum Silber wie 1 : 12 annehmen, gleich 7200 Drachmen; also der Werth des Ganzen würde nach unserem Gelde noch nicht einmal 2000 Thaler betragen. Mit einer solchen Summe besticht man aber keine Fürstin. Es ist überhaupt immer eine missliche Sache, Anekdoten die in der Regel ihren verdächtigen Ursprung in einer oder der andern Weise durch innere Unwahrscheinlichkeit verrathen, durch künstliche Erklärungen rechtfertigen und als historische Thatsachen vertheidigen zu wollen. Ich kann das Ganze nur für eine schlechterfundene Anekdote halten. Der Ursprung jenes Gerüchts lässt sich leicht erkennen. Gelon konnte damals, soweit wir im Stande sind die allgemeinen politischen Verhältnisse zu übersehen, wenn er gewollt hätte, mit einem Schlage der karthagischen Macht ein Ende machen. Er that es nicht und wird wol gute Gründe gehabt haben; denn der Zwiespalt der griechischen Staaten und Landschaften, die cantonale Eifersucht war stets der beste Bundesgenosse des Auslandes. Es ist möglich dass Damarete den Hiero in dieser Richtung unterstützte, daher entstand jene Sage, als sei sie durch den goldenen Kranz für die karthagischen Interessen gewonnen. Hätte Damarete den üblen Schein und Verdacht von sich abwenden wollen, so musste sie, wie es in solchen Fällen üblich war und wie es das Gesetz in Athen vorschrieb, den goldenen Kranz als Weihgeschenk in einem Tempel aufhängen; aber Damarete schickte ihn, wie Diodor erzählt, in die Münze. Dies hätte noch Sinn gehabt, wenn der Kranz 100 Talente wog, wie Diodor berichtet, d. h. wirkliche Talente; wenn wir aber den Kranz auf kleine Goldtalente zu 6 Drachmen reduciren, erscheint es als der allerschmutzigste Geiz, den wir der Damarete nicht zutrauen dürfen. Kurz der Bericht erscheint in jeder Hinsicht als eine übel erfundene Anekdote

Diodors Darstellung steht auch in einem andern Punkte in Widerspruch nicht etwa mit spätern Berichterstattern, wie Hesychios und Pollux, sondern mit einem gleichzeitigen Monument, einer echten Urkunde, dem Epigramm des Simonides. Hier wird das Gewicht des Dreifusses auf 50 Talente angegeben, während Diodor nur von 16 Talenten redet. Man hat versucht auch diese Differenz auszugleichen; schon Böckh in seinen metrologischen Untersuchungen hat sich mit der Frage beschäftigt; aber die Lösung, die er vorgeschlagen hat, ist nicht zulässig. Es hängt dies zusammen mit andern metrologischen Hypothesen von Böckh, die hier zu besprechen zu weit führen würde; ich übergehe Böckh's Ansicht ganz, auch scheint Böckh selbst später nach einer Aeusserung in der Staatshaushaltung seine Erklärung aufgegeben zu haben. Einen andern Versuch der Lösung machte Hultsch. Er nimmt an, Diodor habe auch hier wieder, wo er das Gewicht des Dreifusses angiebt, nach kleinen Goldtalenten zu 6 Drachmen gerechnet; sonach würden aus den 16 Talenten 96 Drachmen. Simonides dagegen, nimmt Hultsch weiter an, rechnet nach einem noch kleinern, speciell auf Sicilien üblichen Goldtalent von 2 Drachmen, sodass also die 50 Talente des Epigramms sich reduciren würden auf 100, oder wenn wir die Litren mit in Anschlag bringen, $101^2/_3$ Drachmen; allerdings bleibt so immer eine gewisse Differenz zwischen den 96 Drachmen nach Diodor und den $101^2/_3$ des Epigramms. Indess dieser Unterschied ist nicht sehr erheblich. Diese höchst scharfsinnige Combination von Hultsch ist auch, so viel ich mich erinnere, von andern bereits gebilligt worden; ich kann mich aber von ihrer Richtigkeit nicht überzeugen. Einmal muss ich bemerken, dass ein kleines Goldtalent von 2 Drachmen nirgends bezeugt ist, es beruht dies blos auf einer Combination, um die vorliegende Schwierigkeit zu lösen. Schon das kleine Goldtalent von 6 Drachmen ist verhältnissmässig jung und vor der Ptolemäer Zeit nicht nachweislich; es ist wahrscheinlich erst in Aegypten aufgekommen. Einige alte Grammatiker

wollten allerdings das homerische Goldtalent ansetzen gleich 2 Drachmen. Dies ist jedoch eine Hypothese, von der wir gar nicht wissen, wie sie begründet war, man kann sich also nicht auf diese Ueberlieferung berufen, um dadurch Hultsch's Annahme zu unterstützen; denn dann würde man eine Hypothese zur Unterstützung der andern geltend machen. Gesetzt aber, der goldene Dreifuss des Gelon habe blos 96 bis 102 Drachmen gewogen, so erscheint das Gewicht dieses Weihgeschenkes unglaublich niedrig und geringfügig; ein Denkmal für einen grossartigen Sieg, von dem die Söhne des Deinomenes, die Fürsten des reichen Syrakus nicht ohne Stolz behaupteten, dass er würdig sei den Schlachten von Salamis und Plataeae an die Seite gestellt zu werden, musste der Bedeutung der Kriegsthat entsprechen. Vor allem darf man nicht vergessen, wie tief bei den Sikelioten und Italioten die Neigung zum Kolossalen, zum Prunkvollen haftet. Ich erinnere nur an die grossartigen kolossalen Bauten, die gerade in derselben Zeit zu Agrigent aufgeführt wurden. Wenn man nun aber auf einen goldenen Dreifuss, der 96 oder höchstens 102 Drachmen wog, also nach unserem Gewicht etwa 26 Loth, den also ein Jeder bequem unter dem Mantel forttragen konnte, wenn man auf dieses Weihgeschenk schreibt: „Dieser Dreifuss wiegt 50 Talente", so musste dies nothwendig Spott und Hohn herausfordern. Es ist durchaus ungewöhnlich dass auf einem solchen Weihgeschenk das Gewicht angegeben wurde, und schon dies deutet darauf hin, dass wir es hier mit einem ausserordentlich grossartigen und kostbaren Kunstwerke zu thun haben. Dies ist aber auch durch ausdrückliche Ueberlieferung des Alterthums bezeugt, was merkwürdiger Weise sowohl Hultsch als auch andere nicht beachtet haben, obgleich dieselbe bei Athenaeus VI 231 an einer sehr zugänglichen Stelle sich findet. Er spricht dort von den reichen Weihgeschenken des delphischen Tempels und sagt, der Goldreichthum dieses Heiligthums datiere von den lydischen Königen Gyges und Kroisos, ferner aber bezeichnet er als die hauptsächlichsten Wohlthäter des Tempels die sicilischen Fürsten Gelon und Hieron, und erwähnt insbesondere dass Gelon einen goldenen Dreifuss und eine goldene Nike weihte, die in enger Verbindung mit diesem Dreifuss stehen mag; wie der Dreifuss ein öffentliches Weihgeschenk war, so war wohl die Victoria aus eigenen Mitteln von den Söhnen des Deinomenes dem Apollo geweiht. Dann fügt er hinzu, in gleicher Weise finde sich auch von Hiero ein goldener Dreifuss und eine goldene Siegesgöttin. Wahrscheinlich hatte Hiero, der in jeglicher Weise es seinen ältern Brüdern gleich thun wollte, diese Kunstwerke nach seinem Siege über die Karthager bei Kymae aufgestellt.

Allerdings sind 50 Talente eine sehr bedeutende Summe, das Gewicht des Dreifusses betrug dann 25 bis 26 Centner. Unter den goldenen Weihgeschenken des Gyges und Kroisos befand sich keins, welches in dieser Beziehung mit dem Dreifuss des Gelon verglichen werden kann; allein die Gaben der lydischen Könige waren weit zahlreicher, zum Beispiel die Weihgeschenke des Kroisos, deren Gewicht wir noch jetzt nachrechnen können, betrugen allein über 271 Talente, dazu kam noch eine Anzahl Anathemata von Kroisos, wo das Gewicht nicht angegeben ist; wir können also mit Sicherheit annehmen, dass dieser König allein mindestens 300 Talente Goldes dem delphischen Tempel geschenkt habe. Wenn nun also mit diesen überaus reichen Gaben der lydischen Könige die Anathemata der sicilischen Fürsten zusammengestellt werden, und zwar nur zwei Dreifüsse und zwei Siegesgöttinnen erwähnt werden, so können wir sicher voraussetzen, dass diese Kunstwerke ganz besonders grossartig und werthvoll waren. Ich muss noch bemerken dass Athenaeus sich beruft auf den Bericht des Phanias und des Theopomp, und zwar führt er die betreffende Stelle von Theopomp wörtlich an, so dass uns

ein Urtheil darüber zusteht. Phanias mag aus Theopomp geschöpft haben, so dass die beiden Quellen, wenn man will, nur auf eine sich zurückführen lassen. Allein gerade Theopomp hat mit grosser Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit die Schätze des delphischen Heiligthums beschrieben. Der delphische Tempel hatte damals durch die Plünderung der Phoker bedeutende Einbusse erlitten, auch dieser goldene Dreifuss war wie die reichen Gaben der Lyder eingeschmolzen und vernichtet, und Theopomp sucht wenigstens das Andenken an die untergegangene Herrlichkeit der Nachwelt zu überliefern. Theopomp hat möglicher Weise in seiner Jugend Delphi besucht und die Weihgeschenke mit eigenen Augen gesehen, jedenfalls konnte er die Berichte unmittelbarer Zeitgenossen benutzen. Es ist nicht denkbar, dass Theopomp hier etwas erdichtetes berichtet habe, da, als er sein Werk verfasste, noch viel Tausende lebten, die den Tempel in seinem ursprünglichen Zustande aus eigener Anschauung kannten.

Fünfzig Talente, wenn wir das Verhältniss zwischen Gold und Silber wie 1 : 12 annehmen (und dies Verhältniss wird für die Zeit der Perserkriege wohl das richtige sein), ergeben die Summe von 600 Talenten Silbers, d. h. nach unserem Gelde betrug der Werth dieses Weihgeschenkes nahezu 1 Million Thaler, sein Gewicht 25 bis 26 Centner. Dass dies Anstoss erregte ist begreiflich. Allein der goldene Schmuck an der Parthenos in Athen betrug 40, nach andern Nachrichten sogar 44 Talente, kommt also dem Gewicht des Dreifusses ziemlich nahe. Hier ist noch niemand eingefallen, jene 40 oder 44 Talente, die Thukydides ausdrücklich mit zu den Hilfsquellen des attischen Schatzes rechnet, auf kleine Talente zu 6 oder gar 2 Drachmen reduciren zu wollen. Ferner, um ein näheres Beispiel anzuführen, das Grabmal des heiligen Nepomuk in Prag hat ein Gewicht von 30 Centnern, allerdings nicht Gold, sondern Silber. Man kann vielleicht von Seiten der Archäologen einwenden, ein Dreifuss verlange schlanke elegante Formen. Allerdings; aber nichts hinderte den Künstler, einen Dreifuss auch in kolossalen Verhältnissen auszuführen; und dann waren sicherlich die einzelnen Theile des Dreifusses nicht etwa hohl, sondern massiv gearbeitet. Ferner bedurfte ein solcher Dreifuss nothwendig eines Untersatzes, einer Basis. Athenaeus erläutert dies aufs beste; ausführlich berichtet er von einem Festzug in Alexandria unter dem zweiten Ptolemaeus. Dort wird eine ganze Anzahl goldener Dreifüsse erwähnt, von verschiedener Grösse, darunter erreichte einer (Athenaeus V 202) die Höhe von 30 Ellen, auf welchem sich goldene Figuren von 5 Ellen Höhe befanden. Wir sehen also dass dergleichen kolossale Weihgeschenke nicht ungewöhnlich waren. Ferner sagt derselbe Athenaeus V 197 *Δελφικοὶ χρυσοῖ τρίποδες ὑποστήματα ἔχοντες*, goldene Dreifüsse die einen Untersatz hatten. Freilich gibt er über das Material nichts Näheres an, aber p. 200 erwähnt er *χρυσοῖ τρίποδες ἐπ' ἀργυρῶν διέδρων*, goldene Dreifüsse, die auf einem silbernen Untersatz stehen. Hier nun war der Künstler keinen Augenblick in Verlegenheit, wie er die Masse des reichen Materials bewältigen sollte; er brauchte blos den Untersatz auch massiv zu arbeiten, da konnte er einen grossen Theil des Goldes passend verwenden. Auf dem Hypostema war wohl auch eben jenes Epigramm von Simonides angebracht. Ich kann das Epigramm noch nicht verlassen, denn es bleibt noch eine höchst auffallende Schwierigkeit. Simonides, nachdem er das Gewicht angegeben hat und den Stoff aus dem das Weihgeschenk gefertigt war, fügt hinzu *τᾶς δεκάτας δεκάταν*, also zehnmal zehn. Die Worte scheinen, wenn wir sie zuerst betrachten, nichts anderes bedeuten zu können als den hundertsten Theil. Diese Erklärung kann ich aber aus zwei Gründen nicht für zulässig erachten. Einmal war es alter Gebrauch, den Göttern bei feierlichen Anlässen, namentlich bei grossen Siegen den zehnten Theil der gesammten Beute

zu weihen. Es ist kaum denkbar, dass man in diesem Falle davon abgewichen sei und den Göttern ihren Antheil so bedeutend verkürzt hätte, indem man den zehnten auf den hundertsten Theil reducirte. Ferner aber, wenn jene 50 Talente Goldes den hundertsten Theil betragen hätten, würde der Gesammtbetrag der Beute jenes Krieges bis ins Unglaubliche steigen. Hultsch sucht sich hier damit zu helfen, dass er annimmt, jenes Denkmal sei eigentlich nicht von dem Zehnten der Beute errichtet worden, sondern vielmehr Gelon und seine Brüder hätten von dem Antheil der Beute, der ihnen persönlich überwiesen wurde, den hundertsten Theil dem delphischen Apollo dargebracht. Allein dies ist durchaus nicht durch die Quellen bezeugt. Einen andern Weg schlägt Duncker ein in seiner Geschichte des Alterthums: er meint 5000 Talente sei der Antheil an der Beute, den die Syrakusaner erhielten, davon hätten dieselben den zehnten Theil, 500 Talente, theils zur Errichtung mehrer prachtvoller Tempel verwendet, das übrige aber, den zehnten Theil, also 50 Talente, benutzt, um das Weihgeschenk dem Apollo aufzurichten. Nämlich Duncker nimmt allerdings nach dem Vorgange Böckh's an, der Ausdruck *τάλαντον χρυσοῦ* werde gebraucht, um eine Quantität Goldes zu bezeichnen, die an Werth einem Talent Silbers gleich sei. Also würde das Epigramm nach dieser Erklärung aussagen, der Werth beträgt 50 Talente Silbers, nicht aber er wiegt 50 Talente Goldes. Dann würde der wirkliche Werth, je nachdem man das Verhältniss beider Metalle zu einander berechnet, 4 bis 5 Talente betragen, allerdings immer ein ziemlich ansehnliches Geschenk, was aber in keiner Weise mit den reichen Gaben der Lyder-Könige Gyges und Kroisos verglichen werden konnte. Um anderes zu übergehen, was gegen diese Auffassung sich geltend machen lässt, will ich nur eins hervorheben: nirgends wird bei einem klassischen Schriftsteller *χρυσοῦ τάλαντον* gebraucht um eine Quantität Goldes, die an Werth einem Talent Silbers gleich ist, auszudrücken; auch Hultsch ist, soviel ich mich erinnere, in seinen metrologischen Untersuchungen derselben Ansicht.

Diese 5000 Talente (denn diese Summe deutet Simonides mit den Worten *δεκάτα τᾶς δεκάτας* an) oder nach genauer Rechnung 5088 Talente 40 Litren sind offenbar die gesammte Kriegsbeute, nicht der Antheil, der den Syrakusanern zukam, sonst müssten wir die Gesammtsumme bis ins Unglaubliche steigern und sie auf mindestens 10 bis 12 tausend Talente berechnen; denn Diodor sagt ausdrücklich, die einzelnen Staaten hätten nach dem Maasse ihres Contingents ihren Antheil an der Beute erhalten, wie dies überhaupt das gewöhnliche Verfahren war; die Agrigentiner aber hatten ein bedeutendes Contingent gestellt, ausserdem hatten auch andere Städte Zuzug geleistet. Nun aber war es alter Brauch, dass man ehe man zur Vertheilung der Beute schritt, zuerst was den Göttern gebührte, absonderte. Folglich belief sich der Betrag der gesammten Beute auf 5000 Talente, und wahrscheinlich sind hier mit inbegriffen die 2000 Talente, welche die Karthager als Ersatz an Kriegskosten zahlten, so dass auf die Beute selbst nur 3000 Talente kommen wird. Diese Summe erscheint keineswegs zu hoch gegriffen, sondern im Vergleich mit anderen Fällen mässig. Von diesen 5000 Talenten beträgt der zehnte, den Göttern gebührende Theil 500. Indem Gelon beschlossen hatte ein goldenes Weihgeschenk anzufertigen, war das nächste, dass er das Silber gegen Gold umtauschte, und zwar sind wir berechtigt hier das im sacralen Recht giltige Verhältniss wie 1 : 10 vorauszusetzen. Das Verhältniss zwischen Gold und Silber war im Alterthum ebenso schwankend wie noch heutzutage, aber das Sacralrecht erforderte nothwendig eine feste, den Schwankungen entrückte Norm, und dass hier jenes Verhältniss galt, habe ich zu zeigen versucht in meiner Abhandlung über den Archonten-Eid, worin gelobt wird, einen

ἰσοστάσιος χρυσοῦς ἀνδριάς in Delphi zu weihen, weil im attischen Recht für Bestechung eine zehnfache Busse festgesetzt war. Also wenn Gelon nach diesem Verhältniss das Silber in Gold umwandelte, konnte Simonides mit Recht sagen, die Söhne des Deinomenes bringen dar *τᾶς δεκάτας δεκάταν*. Allerdings ist der Ausdruck doppelsinnig, aber vom Dichter absichtlich gebraucht, so dass es dem Unkundigen scheinen konnte, als sei der Betrag der Beute höher gewesen. Dem Gewicht nach war allerdings der Dreifuss blos der hundertste Theil der ganzen Beute, dem Werthe nach aber wirklich der zehnte, wie es sich gebührte, oder eigentlich noch mehr; denn das Gold stand zur Zeit des Gelon offenbar höher im Preise; wir können wohl als das damals giltige Verhältniss 1 : 12 annehmen. Die Söhne des Deinomenes werden aus eigenen Mitteln das Fehlende zugeschossen haben.

Die Söhne des Deinomenes, wie jenes Epigramm des Simonides bezeugt, weihen in ihrem Namen jenen goldenen Dreifuss, der aus dem Zehnten der gesammten Beute angefertigt worden ist. Ich glaube nicht dass es in dieser Beziehung eine bestimmte Norm oder ein festes Herkommen bei den Griechen gab. Hieron setzte nach dem Siege von Kyme auf den Helm, den er dem olympischen Zeus weihte, einen Helm, der noch heute im britischen Museum erhalten ist, die kurze Inschrift: *Ἰάρων ὁ Δεινομένεος καὶ τοὶ Συρακόσιοι τῷ Δὶ Τύραν' ἀπὸ Κύμας*. Hieron, der überhaupt in solchen untergeordneten Dingen immer Rücksicht auf die öffentliche Meinung nahm, zog es offenbar vor bei diesem Weihgeschenk nicht blos seinen Namen, sondern auch den des Volkes der Syrakusier zu nennen. Xenophon dagegen, als er von seinem Feldzuge heimkehrte und seinen Beuteantheil, wie gelobt war, der Artemis und dem Apollo weihte, setzte seinen und seines Freundes Proxenos Namen darauf. Dann erinnere ich an das bekannte Weihgeschenk, an den goldenen Dreifuss, den die Hellenen nach dem Sieg von Plataeae dem delphischen Apollo weihten, wo Pausanias gleichfalls das stolze Epigramm des Simonides darauf schreiben liess: *Ἑλλάνων ἀρχαγός, ἐπεὶ στρατὸν ὤλεσε Μήδων, Παυσανίας Φοίβῳ μνᾶμ' ἀνέθηκε τόδε.* Es ist aber bekannt, welchen Unwillen damals dieses Verfahren des Pausanias hervorrief, so dass die Amphiktyonen beschlossen das Epigramm zu tilgen. Die Aufschrift wurde gelöscht, indem man die Namen sämmtlicher Völkerschaften, die ihr Contingent zu dem Freiheitskampfe gestellt hatten, darauf verzeichnete, wie die Inschrift, die noch jetzt auf der Schlangensäule in Constantinopel erhalten ist, zeigt. Dies Ereigniss erregte damals in Griechenland allgemeines Aufsehen, und ich glaube, es steht die Weihung des Weihgeschenkes des Gelon und seiner Brüder damit noch in näherem Zusammenhange; ich möchte vermuthen dass Gelon und seine Brüder ihren goldenen Dreifuss erst später als Pausanias den seinen dem delphischen Apollo weihten; sie wollten eben zeigen, was einem stolzen spartanischen König nicht vergönnt ist, das können wir syrakusanische Fürsten thun: das entspricht ganz und gar der Gesinnung der Sikelioten, wie denn auch der Werth und das Gewicht des Dreifusses des Gelon den des Pausanias offenbar weit übertraf.

Chronologisch steht dieser Annahme, soviel ich weiss, nichts entgegen. Die Schlacht bei Salamis gehört in Ol. 75, 1. Nach Frick's Untersuchung, die im allgemeinen gewiss richtig ist, wäre der platäische Dreifuss noch vor Ablauf von Ol. 75, 2 in Delphi aufgestellt worden. Gelon stirbt erst im nächsten Jahre, also Ol. 75, 3, wo sein Bruder Hieron zur Regierung kam. Indess wäre es immer möglich dass die Verhandlungen über das platäische Weihgeschenk sich in die Länge zogen, dass die Vollendung und vollständige Weihung des sicilischen Anathems erst nach dem Tode des Gelon erfolgte, Ol. 75, 3. Die Inschrift des Epigramms von Simonides ist dieser Vermuthung keineswegs hinderlich. Gelon, wenn er auch bereits

gestorben war, musste als der ehemalige Fürst von Syrakus, als der Oberbefehlshaber in der Schlacht bei Himera nothwendig genannt werden. Dass der Name eines Todten auf einem solchen Weihgeschenke erscheint, kann kein Bedenken erregen; schon das angeführte Beispiel des Xenophon, wo Xenophon seinem Namen den seines Freundes Proxenos zusetzte, thut dies zur Genüge dar.

Ich kehre nun zum Diodor mit seinen 16 Talenten zurück. Die Angabe kann, auch wenn sie falsch ist, nicht rein aus der Luft gegriffen sein. Ich glaube, dies beruht auf der Berechnung eines buchgelehrten aber nicht gut unterrichteten Historikers, dem Diodor gefolgt ist; denn Diodor schreibt auch hier nur einen andern aus. Jener ältere Historiker kannte jenes Epigramm des Simonides gar nicht; dies ist nicht zu verwundern: der Dreifuss selbst war eingeschmolzen und in Gold verwandelt. Jener Historiker fand auch in seinen Quellen keine Angabe über den Gesammtbetrag der Beute nach dem Siege über die Karthager; er wusste nur, es war ein goldener Dreifuss dem Apollo geweiht. Da fielen ihm die 2000 Talente ein, die die Karthager als Ersatz für die Kriegskosten bezahlen mussten, 200 Talente sind der zehnte Theil davon. Rechnen wir das Verhältniss des Goldes zum Silber, wie es in der alexandrinischen Zeit ganz gewöhnlich war, wie $1:12^1/_2$, alsdann ergibt die Umwandlung jener 200 Talente Silbers in Gold accurat 16 Talente.

Freilich, wer jener Historiker war, dem Diodor gefolgt ist, wage ich nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Vielleicht ist es Timaeus, der in seinem Geschichtwerk auf die Beschreibung der Kunstwerke und Sehenswürdigkeiten sein besonderes Augenmerk gerichtet hatte, aber auch hier seine bekannte Flüchtigkeit offenbarte, was man schon daraus schliessen kann, dass der Perieget Polemon ein eigenes umfangreiches Werk *πρὸς Τίμαιον* schrieb, um die Irrthümer jenes Historikers zu berichtigen. Und dass Timaeus in seinem Geschichtswerk die Damarete, das *νόμισμα Δαμαρέτειον* erwähnt hat, steht aus wiederholten Zeugnissen der pindarischen Scholien fest. Aus dem Timaeus mag nun Diodor auch die anekdotenhafte Erzählung von dem goldenen Kranze geschöpft haben; denn solche gut oder schlecht erfundene Anekdoten waren eine Hauptzierde seines Geschichtswerkes, daher auch sein Spottname *γραοσυλλέκτρια*.

Nur noch einen Punkt muss ich, um Ihre Geduld nicht länger in Anspruch zu nehmen, meiner Aufgabe gemäss berühren. Wir fragen, was ist das *νόμισμα Δαμαρέτειον* für eine Münze? Die Ansichten der Neuern sind darüber getheilt. Scaliger, Böckh und andere erklären dasselbe für ein Goldstück: nach dem Engländer Leake und Mommsen, dem auch Hultsch beigetreten ist, sowie dem Herzog von Luynes soll es eine Silbermünze sein, und zwar ein Dekadrachmenstück, ein Vorläufer der wunderschönen Dekadrachmen von Syrakus, die sich noch in vielen Exemplaren erhalten haben. Man sieht mit Autoritäten lässt sich die Frage nicht entscheiden. Allein wenn man unbefangen prüft, ist die Sache nicht so schwierig. Alles was über den Anlass des *νόμισμα Δαμαρέτειον* überliefert wird, führt nothwendig auf die Annahme einer Goldmünze. Am meisten spricht dafür das Epigramm des Simonides, das älteste Zeugniss, wo das Gold, woraus der Dreifuss gefertigt war, als *χρυσὸς Δαμαρέτιος* bezeichnet wird. Auch Diodor stimmt eigentlich damit überein, denn wenn er schreibt 11, 26 *στεφανωθεῖσα ὑπ' αὐτῶν ἑκατὸν ταλάντοις χρυσίου Δαμαρέτη νόμισμα ἐξέκοψε τὸ κληθὲν ἀπ' ἐκείνης Δαμαρέτειον*, so kann man den Ausdruck *ἐξέκοψε* nicht anders deuten als, aus dem Golde des Kranzes liess sie eine Goldmünze prägen; hätte sie Silber-Dekadrachmen prägen lassen, so würde stehen *ἔκοψε*. Hultsch meint freilich, die beiden Ausdrücke seien synonym, aber dieser Gebrauch ist nicht zu belegen, und man muss an dem Grundsatz fest-

halten, dass zwar ein Simplex statt eines Compositums, aber nicht umgekehrt ein Compositum statt eines Simplex gesetzt werden kann. Hultsch legt ferner hauptsächlich darauf Gewicht, dass dann Diodor fortfährt: *τοῦτο δ' εἶχεν Ἀττικὰς δραχμὰς δέκα.* Sonst wird *ἔχειν* überall vom Gewicht gebraucht; war nun aber das *νόμ. Δαμ.* eine Goldmünze, so konnte sein Gewicht nicht 10 attischen Drachmen gleich sein. Allerdings könnte man vermuthen, dass blos ein Versehen der Abschreiber vorläge, was sich durch eine leichte Correctur beseitigen liesse, wenn man statt *εἶχεν* *ἴσχυεν* setzte, das ebenso wie *δύνασθαι* gebraucht wird, um den Werth einer Münze zu bezeichnen. Allein ich glaube, dies hiesse den Diodor, nicht seinen Abschreiber verbessern; denn Diodor war ein unwissender, oberflächlicher Compilator; er hatte richtige Angaben gefunden in seinen Quellen über das Verhältniss des Damareteions zu andern Münzen, sowohl zum Silber als auch zu der in Sicilien seit Alters her gebräuchlichen Kupferwährung, hat sie aber missverstanden, was gleich sein nächster Zusatz *ἐκλήθη δὲ παρὰ τοῖς Σικελιώταις ἀπὸ τοῦ σταθμοῦ πεντηκοντάλιτρον* beweist. Allerdings wurde die Münze *πεντηκοντάλιτρον* genannt, aber nicht wegen ihres Gewichtes, sondern blos mit Rücksicht auf ihren Werth. Also sehen wir, wie Diodor gedankenlos zweimal das Gewicht angibt und zwar auf ganz verschiedene Weise. Ich trete also Scaliger und Böckh darin bei, dass unter dem *νόμ. Δαμ.* eine Goldmünze zu verstehen sei; ich kann ihnen aber nicht weiter folgen, wenn sie meinen, die Goldmünze habe das Gewicht einer Drachme gehabt. Dann wäre, da diese Münze 10 attischen Drachmen parallel gesetzt wird, das Verhältniss des Goldes zum Silber wie 1 : 10. Dies Verhältniss ist freilich zu Grunde zu legen bei der Berechnung des Goldes am Dreifuss, wo das sacrale Recht galt: aber es wäre höchst unpraktisch gewesen, nach diesem Massstabe die Münze schlagen zu wollen, da das Gold höher im Werthe stand. Ich glaube vielmehr, das *νόμ. Δαμ.* wog nur 5 Obolen; da es gleichsteht 10 attischen Drachmen, so ergibt sich das Verhältniss wie 1 : 12, was auch aus andern Gründen für diese Periode das wahrscheinlichste ist.

Diese Münze hatte den Werth von 10 attischen Drachmen. Die Sikelioten nannten ein Zweidrachmenstück von Silber, das namentlich in Syrakus häufig cursirte, einen *στατὴρ δεκάλιτρος*, weil 2 Silberdrachmen im Werth gleich 10 Litren Kupfers waren, folglich ist eine Goldmünze, die 5 Obolen wiegt, gleich 5 solchen *στατῆρες δεκάλιτροι*, mit gutem Recht konnten daher die Sikelioten eine solche Münze als *πεντηκοντάλιτρον* bezeichnen. Man sieht übrigens, wie geeignet gerade diese Münze für den Verkehr war, um die verschiedenen Währungen zu vermitteln und auszugleichen. Dazu kommt noch ein anderer Umstand. Auch später haben die Sikelioten fortgefahren goldene Pentobolen zu schlagen. Die jüngern sind allerdings nicht aus reinem Golde gemünzt, ein bedeutendes Quantum Silber und vielleicht auch anderer Metalle wurde beigemischt, daher sie Mommsen mit Rücksicht auf den wirklichen Werth für Tetrobolen erklärt. Ich kann dem nicht beipflichten; diese jüngern Pentobolen gehören in die Periode der Münzverschlechterung, wo man eben die Münzen geringhaltiger ausprägte und denselben Zwangscurs gab, wie besonders unter dem Regiment der Dionysier. Noch jetzt ist eine Anzahl solcher Pentobolen erhalten.

Ich will hier nur noch auf den eigenthümlichen Typus dieser Münze aufmerksam machen. Auf der einen Seite zeigt sie den Kopf des Apollo, auf der andern einen Dreifuss. Dieser Typus ist gewiss nicht zufällig, sondern damit wird hingedeutet auf das goldene Weihgeschenk, auf den Dreifuss im Tempel des pythischen Apollo, und zwar zunächst wird man an den berühmten Dreifuss des Gelon denken, möglicher Weise an eine ähnliche Gabe des Hieron.

Dagegen ist uns kein wirkliches *νόμισμα Δαμαρέτειον* erhalten. Ich glaube, dies lässt sich aus zwei Gründen erklären. Einmal, als Gelon zu der Ausführung seines Werkes schritt, galt es rasch die nöthige Quantität des Goldes herbeizuschaffen. Das allerbequemste Verfahren war dies, dass man die eben geprägten Goldmünzen, die in grossen Massen cursiren mochten, zum grossen Theil wieder einzog und daraus den Dreifuss fertigte. Darum heisst es in dem Epigramm des Simonides, er sei gearbeitet aus Damaretischem Golde; das ist nichts weiter als lauteres, reines Gold, wie es zu Schmucksachen immer vorzugsweise verwendet wurde. Den zweiten Grund finde ich darin, dass später, wo Syrakus sich in Finanz-Verlegenheiten befand, das gewöhnliche Verfahren dies war, dass man die ältern vollwichtigen Münzen einzog, dagegen geringhaltige ausgab, denen man Zwangscurs gab. Dadurch sind frühzeitig die *νομίσματα Δαμαρέτεια* aus dem Verkehr verschwunden. — Doch ich habe schon allzulange Ihre Geduld in Anspruch genommen und schliesse meinen Vortrag, indem ich zugleich bitte, dass, wenn einer der Herren Erinnerungen, Berichtigungen oder Verbesserungen meiner Auffassung mitzutheilen hat, er dieselben mir nicht vorenthalten möge.

Hierauf trat Herr Prof. Friedrich Hultsch aus Dresden auf, um einige Gegenbemerkungen daran zu knüpfen[1]). Dieselben konnten nur ganz kurz sein, weil er, wie er äusserte, von dem Gegenstande des Bergk'schen Vortrages erst am Abend vorher bei seiner Ankunft in Halle Kenntniss erhalten und somit nicht einmal Gelegenheit gehabt hatte, seine eigene vor längerer Zeit erschienene Schrift *de Damareteo*, welche dieselben Fragen behandelt, nochmals durchzulesen oder beim Anhören des Vortrags zur Hand zu haben. Es seien aber die hier zu entscheidenden Fragen so spinöser Natur, dass man, selbst wenn man früher einmal darin gearbeitet habe, unmöglich ganz ohne Vorbereitung darauf zurückkommen könne. Zu weiterer Verständigung lieferte derselbe später Folgendes schriftlich ein:

Durch die Güte des Präsidenten der Philologenversammlung, Herrn Geh. Regierungsrath Bernhardy, erhielt ich den stenographischen Bericht über die Rede des Herrn Prof. Bergk unter Ausdruck des Wunsches zugesendet, ich möchte zu nachträglicher Orientirung der damals Anwesenden meine Auffassung der Frage und die Probabilität derselben, soweit sie sich begründen lasse, nochmals kurz und bündig darstellen. Dieser Aufforderung entschloss ich mich gern insoweit Folge zu leisten, als es zweckdienlich erschien in der Form eines kurzen Referates noch einigen ergänzenden Bemerkungen die rechte Stelle anzuweisen, und soweit es vermieden werden konnte lediglich das zu wiederholen, was bereits im Programm der Kreuzschule zu Dresden vom Jahre 1862 gedruckt zu lesen ist. Ausserdem schien mir dadurch auch der Weg vorgezeichnet, auf dem ich jeder Art von Polemik ausweichen könnte. Denn zunächst lag es für mich klar auf der Hand, dass ich, hätte ich überhaupt polemisiren wollen, sofort vor der Versammlung es hätte thun müssen. Doch selbst zugegeben, es wäre unanstössig jetzt nachträglich vom Schreibtische aus das nachzuholen, worauf ich damals auf der Rednerbühne verzichtet habe, so müsste mich doch von der Eröffnung eines wissenschaftlichen Streites der weitere gewichtige Grund fernhalten, dass, wie mich dünkt, die Voraussetzungen des Herrn Professor Bergk allzuverschieden sind von den meinigen. Ich hatte bisher geglaubt und glaube es noch, dass man, wenn es sich um sicilische Talente

---

[1]) Nach denselben schloss Hr. Prof. Bergk mit den Worten: Ich wollte nur noch ein Wort bemerken. Nach meiner Berechnung würde der Gesammtbetrag der Beute nicht 200 Millionen sondern noch nicht ganz 8 Mill. Thaler (5000 Talente) betragen.

handelt, ausgehen müsse von den Untersuchungen Theodor Mommsens. Mir schien es undenkbar in einer auf sicilischem Boden fussenden Angabe über so und so viele Talente und Litren edlen Metalles attische Gewichtstalente und Litren vom Betrage einer halben Mine zu suchen. Denn weder die sicilischen Talente zur Gewichtsbestimmung schwerer Steine, auf welche Böckh M. U. 349 hinweist, noch die τετταρακοντάλιτροι πέδαι bei Pollux 4, 174 können mit Fug und Recht zum Vergleiche herbeigezogen werden. Was würden wir wohl dazu sagen, wenn jemand eine aus englischer Quelle stammende Angabe, wo der Werth eines Geschenkes nach Pfunden bestimmt wäre, auf Gewichtspfunde deuten wollte? Ich nehme also meine Position so. Nicht ich habe nachzuweisen, dass in dem Epigramme des Simonides kleinere, aus einer Werthgleichung zwischen Kupfer und Silber entstandene Talente zu verstehen sind, sondern ich warte ab, bis mir jemand den Beweis führt, dass überhaupt nicht kleinere Talente, und insbesondere dass attische Talente von dem Dichter gemeint sind. Desshalb, denke ich auch, ist es vor der Hand noch nicht nöthig auf die historische Unmöglichkeit hinzuweisen, dass Gelon, der doch vor allem in Syrakus glänzende Denkmale seines Sieges stiftete, trotzdem nicht anders vor dem Ueberfluss an Siegesbeute sich zu helfen wusste, als dass er 26½ Centner puren Goldes zu einem kolossalen Dreifuss verarbeiten liess und dieses Prachtstück im Werthe von etwa 1 Million Thaler aus Syrakus weg nach Delphi schickte.

Eine ganz andere Frage aber ist die, welche Art kleiner sicilischer Talente unter den verschiedenen möglichen zur Erklärung des Simonideischen Epigrammes anzunehmen sei, und hierbei will ich, indem ich meine früher aufgestellte Hypothese kurz wiederhole, nicht unterlassen ein wenig gegen mich selbst zu polemisiren, oder mindestens auf die Punkte hinzuweisen, wo der Angriff, wie es scheint, am leichtesten geschehen kann.

Bei meiner Untersuchung über das Damareteion, welche ich, durch äusseren Anlass gedrängt, in kürzester Frist zu Ende führen musste, konnte ich den Gelonischen Dreifuss nur beiläufig behandeln. Ueber das Gewicht desselben liegen zwei Angaben vor. Nach dem unter Simonides Namen überlieferten Epigramme hielt er 50 Talente und 100 (oder 106) Litren, nach Diodor 16 Talente. Nun musste nach den Regeln methodischer Kritik doch zunächst versucht werden, ob vielleicht die beiden, offenbar aus verschiedenen Quellen stammenden und vermuthlich nach verschiedenen Gewichtssystemen ausgedrückten Angaben zu vereinigen seien. Schon Böckh M. U. 304 hatte einen solchen Versuch gemacht, über welchen des weiteren zu sprechen hier nicht der Ort ist. Mein Vereinigungsvorschlag ging nun dahin, dass zu dem alten sicilischen Talente von 120 Silberlitren = 12 στατῆρες δεκάλιτροι (oder Didrachmen attischer Währung) sich ein Werthäquivalent in Gold denken lasse, welches wiederum als Gewicht den sehr geringen Betrag von 2 Drachmen attischer Währung darstellen würde. Dass ein solches Goldgewicht, oder als Münze ein Didrachmon, als Talent gegolten habe, ist durchaus nicht unglaublich. Es heisst dies nichts anderes als für Sicilien dasselbe voraussetzen, was in Aegypten aus gleichen Ursachen sich ausgebildet hat (Mommsen G. R. M. 41—43). Denn nach der Münzordnung der Ptolemäer waren nicht blos Silber und Kupfer in ein ganz bestimmtes Werthverhältniss gesetzt, sondern auch zu beiden das Gold als das oberste Werthmetall; und zwar war ein Goldstater gleich 100 Silberdrachmen oder 6000 Kupferdrachmen, er konnte also für ein Talent gelten und wurde auch wirklich so benannt. Die gleiche Münzordnung und denselben Sprachgebrauch trugen dann die Römer auf ihren *aureus* über, den sie in Aegypten an die Stelle des ptolemäischen Goldstater treten liessen. Daher kam der

anonyme alexandrinische Metrolog, ein höchst schätzenswerther Gewährsmann (*Metrol. script.* I. S. 158 f.) darauf das apokryphe Homerische Talent gleich einem Dareikos zu setzen (ebend. S. 301, 6). Er wusste nämlich aus Aristoteles und anderen, dass es ein sehr kleines Gewicht gewesen sein müsse; nun bot sich ihm ganz von selbst ein kleinstes zu seiner Zeit übliches Goldtalent, der *aureus*, dar; dieser war der Absicht nach gleich dem Goldstater des grossen Alexander, welcher wiederum entstanden war aus dem persischen Dareikos. Er schloss also, das Homerische kleine Goldtalent sei das Prototyp für die folgenden hauptsächlichsten Goldmünzen bis zum Aureus herab und schrieb in diesem Sinne *τὸ παρ' Ὁμήρῳ τάλαντον ἴσον ἐδύνατο τῷ μετὰ ταῦτα Δαρεικῷ.* Diese Geltung der Goldmünze als Talent ging zuletzt noch über auf den Solidus der nachconstantinischen Zeit (*Metrol. script. index τάλαντον* 21).

Mit Rücksicht auf solche Analogien musste es unbedenklich erscheinen für Sicilien ausser einer Werthgleichung zwischen Silber und Kupfer auch eine solche zwischen Gold und Silber vorauszusetzen, oder mit anderen Worten dem Silbertalent von 24 attischen Drachmen ein Goldtalent von 2 Drachmen nach der Norm des zwölffachen Werthes zuzugesellen (*de Damareteo* S. 18 f.). Hiernach kamen als Gewicht des Gelonischen Dreifusses $101^2/_3$ Drachmen heraus; nach Diodor aber betrug derselbe, wenn man seine Talente als das jüngere, allgemein griechische Goldgewicht von 6 Drachmen fasste[1]), 96 Drachmen, welche beide Zahlen als genügend übereinstimmend zu betrachten waren.

Hiergegen blieb ein Hauptbedenken, nämlich das überaus niedrige Gewicht und entsprechend der geringe Werth des Dreifusses. Ich habe das natürlich keinen Augenblick verkannt; durfte mich aber doch nicht dadurch abhalten lassen meine Hypothese aufzustellen. Denn wenn wir einmal nach dem Gewichte jenes Dreifusses fragen und zwei Quellen darüber finden, deren jede mehrdeutig, jede vielleicht von anzuzweifelnder Autorität ist, so braucht selbst ein etwas auffallendes Resultat das Licht nicht zu scheuen, vorausgesetzt nur, dass es die divergirenden Angaben auf dem einfachsten Wege, dem der Interpretation, vereinigt.

Will man aber doch bei diesem Ergebniss sich nicht beruhigen und kann die Vereinigung auch nicht auf einem anderen Wege gefunden werden, so bleibt nichts übrig als die Glaubwürdigkeit entweder nur einer Quelle oder beider zusammen in Zweifel zu ziehen. In diesem Sinne wird, so vermuthe ich fast, die Frage später einmal behandelt werden. Nehmen wir zunächst an, Diodors Notiz beruhe auf einem Missverständnisse, welches bei der Umrechnung aus der einen in die andere Ausdrucksweise leicht möglich war, so liegt eine sehr plausible Erklärung des Simonideischen Epigramms unmittelbar vor, eine Erklärung, die bereits früher gefunden worden (Böckh M. U. 304) und die implicite auch in meiner Schrift enthalten ist. Dann sind nämlich die 50 Talente und 100 (oder 106) Litren des Simonides nichts als die Silbergewichte auf Gold übertragen. Wie man in Rom mit Denaren wog, so hat man vielleicht auch in Syrakus mit Litren oder Zehnlitrenstücken, oder, was dasselbe ist, mit den entsprechenden Gewichten Gold abgewogen. Hiernach erhält der Dreifuss das sehr annehmbare Gewicht von $10^1/_2$ Pfund Goldes oder unter Voraussetzung der zwölffachen Schätzung des Goldes gegen Silber den Werth von etwa 3840 Thlrn unseres Geldes.

Aber ich gestehe offen, dass ich, wenn Diodors Zeugniss als Stütze fallen soll, für die Aechtheit des Epigrammes nicht mehr mit rechtem Muthe einzutreten vermag. Seit dem

[1]) Böckh Staatshaush. S. 39 f., Hultsch Metrologie S. 109 f., dazu Polyb. 22, 11 (13), 10; dagegen bedürfen die Angaben 22, 15 [17], 4 und 28, 18, 3 noch besonderer Untersuchung.

ersten Male und dann wieder, so oft ich es überblickt habe, hat es auf mich den Eindruck einer absichtlichen Zusammenstellung runder Zahlenverhältnisse gemacht. Das Zehntel des Zehntels von der Beute ist der Betrag, welchen Gelon und seine Brüder zur Herstellung des Dreifusses verwandt haben. Fünfzig Talente wiegt er und dazu hundert Litren. Mit den 106 Litren = 1 vollen Talente von 120 Litren weniger 14 Litren kann ich mich nun einmal nicht vertraut machen. Auch ist das *ἐξ* im Sinne des aus einer Summirung sich ergebenden Betrages (wie das lateinische *fieri, effici ex*) durchaus nicht ohne Belege aus dem Bereiche des technisch-mathematischen Sprachgebrauchs. Bei Photios heisst es: *Ἵππειος ὁ ἐκ τεσσάρων σταδίων δρόμος* und in den Heronischen Stereometrica II 28 p. 179, 13 *ἕκαστος μόδιος ἐκ ξεστῶν Ἰταλικῶν ἀριθμῷ ιϛ'*. Behalten wir nun die runden Zahlen und den technischen Ausdruck mit *ἐξ*, so hat offenbar derjenige einen leichteren Stand, welcher die Aechtheit des Epigrammes anzweifelt, als der welcher für dieselbe eintritt. Dagegen kann wieder der Vertheidiger der Aechtheit ein anderes nicht gering anzuschlagendes Argument für sich anführen, welches auf der schönen Emendation Meinekes beruht. Nicht *Δαμαρετίου χρυσοῦ* mit Synizese zu Anfang des zweiten Fusses ist zu lesen, wie die Vulgata lautet, sondern nach Meinekes im J. 1863 zum Oedipus Col. S. 316 veröffentlichten Verbesserung *Δαρετίου χρυσοῦ* (anstatt des überlieferten *Δαρετίου χρ.*). Aber wie konnte wohl auf eine solche seltene dorische Form ein jüngerer Pseudo-Simonides kommen?

Noch manches Argument für und wider liesse sich geltend machen; doch denke ich, es werden schon diese Andeutungen genugsam zeigen, dass in der schwierigen Frage noch lange nicht das letzte Wort gesprochen ist. Nun wäre es eigentlich noch meine Aufgabe, auch über das Damareteion ein kurzes Referat hinzuzufügen. Indess kann ich hierauf nicht eingehen, weil ich lediglich früher geschriebenes wiederholen müsste. Ich brauche wohl kaum zu versichern, dass ich die Sache nochmals nach allen Seiten hin erwogen habe. Dabei habe ich aber keinen hinreichenden Grund gefunden von meinem früheren Resultate abzugehen. Dass dasselbe nicht zu einer jeden Zweifel ausschliessenden Gewissheit erhoben werden kann, ist nicht meine Schuld, sondern die der mangelhaften Ueberlieferung. Aber noch heute scheinen mir die Gründe viel gewichtiger zu sein, welche gegen die andere Ansicht, das Damareteion sei eine Goldmünze gewesen, sprechen, als alles was gegen die Annahme einer Silbermünze eingewendet werden kann. Entscheiden wir uns doch zuerst, welcher von den verschiedenen Berichten den höheren Grad von Wahrscheinlichkeit für sich hat. Doch gewiss derjenige, welcher bei dieser technisch-numismatischen Frage auch auf einer technisch sachverständigen Quelle beruht. Und das ist bei dem Berichte Diodors unzweifelhaft der Fall. Die Worte *τοῦτο δ' εἶχεν Ἀττικὰς δραχμὰς δέκα, ἐκλήθη δὲ παρὰ τοῖς Σικελιώταις ἀπὸ τοῦ σταθμοῦ πεντηκοντάλιτρον* könnten unverändert mit vollem Rechte in jeder guten metrologischen Tafel stehen, die über Münzverhältnisse handelt; und ferner vermag ich wenigstens, zumal mit Herbeiziehung des *στρατὴρ δεκάλιτρος*, diese Worte nicht anders als vom Silbergewicht zu erklären. Dass die bei Diodor vorhergehenden Worte *καὶ στεφανωθεῖσα ὑπ' αὐτῶν ἑκατὸν ταλάντοις χρυσίου νόμισμα ἐξέκοψε τὸ κληθὲν ἀπ' ἐκείνης Δαμαρέτειον* an und für sich betrachtet auf eine Goldmünze deuten, habe ich genugsam zugestanden; aber wer mit mir die bei demselben folgende technische Erklärung als den einzigen sicheren Anhalt betrachtet, der wird weiter daran denken müssen, wie Diodor seine Quellen oft erstaunlich kürzte und durch solche Kürzungen zu Undeutlichkeiten, vielleicht auch Widersprüchen kommen konnte, die er selbst beim Schreiben nicht merkte. Und

zu allerletzt, meine Deutung von *νόμισμα ἐξέκοψε* „sie liess Münzen schlagen", ohne Beziehung auf die vorher erwähnten *τάλαντα χρυσίου*, ist zwar nicht die nächste, die beim Durchlesen der Stelle aufsteigt, aber sie ist doch eine mögliche, begründet auf einer Eigenthümlichkeit des Sprachgebrauches der *κοινή*, welche im allgemeinen ganz sicher steht und gewiss nur wegen der Seltenheit der Stellen, wo vom „Ausprägen" die Rede ist, gerade für *ἐκκόπτειν* (soviel als das einfache *κόπτειν*) sich nicht belegen lässt.

Hiernächst blieb keine Zeit um einen der angemeldeten Vorträge zu hören. Die erste allgemeine Sitzung wurde daher um 1 Uhr geschlossen.

Das Festmahl begann um 2 Uhr in den beiden oben genannten Gasthöfen. Um 6½ Uhr folgte eine Festvorstellung im städtischen Theater, eröffnet durch die Ouverture zu den Hebriden von F. Mendelssohn-Bartholdy und einen Prolog, als dessen Dichter Hr. Prof. Gosche bezeichnet wurde. Das Festspiel war: Vor hundert Jahren, Lustspiel von E. Raupach. Ausserdem erfreute sich das Publikum an Liedern und Musikstücken, welche vom städtischen Orchester in angemessenen Zwischenräumen geläufig vorgetragen wurden. Die dichterischen Zugaben dieses Tages s. in den Beilagen.

Zweite allgemeine Sitzung,

Mittwoch den 2. October. Anfang 9½ Uhr.

Präsident:

Verehrte Herren! Wir beginnen mit einigen geschäftlichen Mittheilungen. Erstlich hat Herr Prof. Fritzsche aus Rostock zwei seiner akademischen Programme, *Emendationum Lysiacarum p. I.* und *Adnotatio ad Luciani Convivium* in einer Anzahl von Exemplaren nachträglich zur Vertheilung übergeben. Eine zweite Mittheilung betrifft den Ort, den wir für die nächste Versammlung der Philologen und Schulmänner Ihnen empfehlen. Herrn Rector Dr. Eckstein ersuche ich, den Bericht der Commission zu erstatten.

Rector Prof. Eckstein berichtet, dass die Commission sowohl aus geographischen als persönlichen Gründen sich dahin geeinigt habe, Würzburg zum nächsten Versammlungsorte vorzuschlagen; dass sie ferner den Hofrath Prof. Urlichs zum Präsidenten, den dortigen Studienrector Weigand zum Vicepräsidenten, Prof. Dr. Spiegel in Erlangen zum Vorsitzenden für die orientalische Section empfohlen. Zugleich bittet er den Hofrath Urlichs, die Revision der Statuten für die nächste Versammlung vorzubereiten.

Diese Vorschläge werden ohne Widerspruch von der Versammlung genehmigt. Herr Hofrath Urlichs hält sich zu der Annahme berechtigt, dass die städtischen Behörden Würzburgs die auf ihre Stadt gefallene Wahl gern sehen würden, und nimmt für sich die Wahl zum Präsidenten mit Dank an.

Präsident:

Wir gehen zu unseren Vorträgen über in der Erwartung, dass die Herren, welche zwar interessante aber zum Theil ausgedehnte Vorträge übernommen haben, sich möglichst nach dem Zeitmass richten werden. In dieser Hinsicht dürfte die Geduld der Hörer nicht

erschöpft werden. Den Anfang wünscht Herr Geheimer Hofrath Professor Dr. Tischendorf mit einem Vortrag über griechische Paläographie zu machen, und ich ersuche ihn das Wort zu nehmen.

Professor Tischendorf:

Verehrte Herren, Collegen und Freunde! Ueber griechische Paläographie habe ich mir erlaubt einige Worte an Sie anzukündigen. Ich darf in diesem Kreise als bekannt voraussetzen, dass diese Specialität der philologischen Wissenschaft nicht eben zu den gepflegtesten, zu den geübtesten Studien gehört. Sollte ich den Mangel an diesen Studien mit einigen Beispielen belegen, so ist es vielleicht bedenklich an die berühmten Leipzig-Berliner Palimpsesthändel zu erinnern; doch enthalten sie gerade den stärksten unwidersprechlichsten Beweis. Ein Nachspiel dieser Händel entwickelte sich bekanntlich mit dem possierlichen Einfall des Palimpsest-Künstlers, er in eigenster Person habe den Codex Sinaiticus geschrieben. Hätte man nur einige gesunde Begriffe von Paläographie gehabt (freilich genügte hier schon eine mässige Portion Kritik), so konnte der Simonideische Einfall, als ihn englische Blätter nach Deutschland trugen, für nichts anderes als leidiger Humbug gehalten werden. Dagegen geschah es, dass die Leipziger Grenzboten im Nebel ängstlicher Gedanken die Ehre der deutschen Wissenschaft in Gefahr erklärten. Uebrigens hat nicht leicht, um dies beiläufig zu bemerken, ein gelehrter Schwindel glücklicher geendet als der des Simonides. Nachdem er nämlich nach dem Uranius auf englischem Grund und Boden noch eine andere Entdeckung an einem Matthäus-Evangelium aus dem ersten Jahrhundert, geschmückt sogar mit dem Portrait des Evangelisten, gemacht hatte, fand sich eine fromme Lady, die dem Entdecker ihre Hand, reich mit Pfunden gefüllt, darreichte.

Ein anderes Beispiel von paläographischer Unwissenheit bieten die Massmann'schen Wachstafeln. Es kommt mir ganz unbegreiflich vor, dass jemand hat denken können, die griechische Schrift dieser Tafeln sei etwas anderes als eine moderne Spielerei. Noch ein anderes könnt' ich nennen: es ist das neuerdings aus Berlin gekommene griechische Alphabet von der Decker'schen Hofbuchdruckerei. Man hat damit die löbliche Absicht gehabt eine neue Schrift in die griechischen Druckwerke einzuführen. Der Versuch konnte aber schwerlich unglücklicher ausfallen, er ist nur aus einer völligen Unkenntniss der paläographischen Verhältnisse erklärbar. Zum Nachweis dieser Unkenntniss bedarf es nur der Anführung dessen, was der neuen Schrift als eine Empfehlung mit auf den Weg gegeben wurde. Darnach sollte sie nämlich zugleich den schönsten alten Inschriften, den Papyrusrollen und der Unzialschrift unserer ältesten Pergamente entsprechen. Das heisst mit andern Worten, es sollten die disparatesten Elemente zu einer wissenschaftlich unmöglichen Einheit verwendet werden.

In der Hauptsache, ich meine für die grosse Mehrzahl derer, die sich um griechische Paläographie bekümmern, ist offenbar bis heute das Montfaucon'sche Werk vom Jahre 1708 massgebend geblieben. Ich habe mich davon zu überzeugen vortreffliche Gelegenheit gehabt. Als ich 1856 die aus inneren Widersprüchen ersichtliche Unrichtigkeit der Schrift des Simonideischen Palimpsests behauptete, wurde mir entgegnet, man könne ja doch für jede darin gebrauchte Schriftform Belege nachweisen. Ich hatte dies keinen Augenblick bezweifelt, wohl aber die Zusammengehörigkeit der neben einander gebrauchten Schriftformen. Unglücklicher Weise hat Montfaucon auf einer und derselben Seite solche verschiedenartige Formen zusammen dargestellt. Eben diese Seite mag sowohl dem Palimpsest-Künstler zum Muster als seinen gütigen Kritikern zum Beleg gedient haben. Dass die einen Formen aus einer Papyrusrolle,

die anderen aus Pergamenten stammten, war freilich von beiden Seiten unberücksichtigt geblieben.

Was seit Montfaucon an Werken über griechische Paläographie erschienen, ist sehr wenig. Ich deute es flüchtig an. Gewiss ist manchem der geehrten Herren die zu Paris herausgegebene *Paléographie universelle* von *Silvestre* bekannt geworden. Das ist ein prächtiges Bilderbuch und als solches hat es sein Verdienst; aber gerade die griechischen Facsimiles darin sind theils durch eigenmächtige Verschönerungen entstellt, theils zeichnen sie sich durch die gröbsten Fehler aus. Von dergleichen strotzt z. B. das Facsimile aus dem berühmten Vaticanischen Bibelcodex, wo alle ähnlichen Buchstaben, C Є O Θ mit einander verwechselt werden. Der Verfasser war Maler und Künstler, aber kein Gelehrter; er verstand nicht einmal das Griechische zu lesen.

Noch bekannter wird meinen philologischen Herren Collegen die vortreffliche *commentatio palaeographica* von *Bast* sein, welche Schäfer seinem Gregorius Corinthius 1811 angefügt. Daraus hat z. B. Cobet zu Leiden sehr viel gelernt für seine Handschriften-Studien.

Neuerdings kam uns ein Beitrag zur griechischen Paläographie von einer Seite her, von der es am wenigsten zu erwarten stand, von einem russischen Bischof zu Moskau, Namens Sabas. Seine *Specimina palaeographica* sind grössern Theils mit Geschick gemacht und haben mit wenig Ausnahmen den Vorzug, dass sie datirten Handschriften der Moskauer Synodalbibliothek entlehnt sind. Wo das Datum fehlt, das heisst bei den Unzialproben, geht freilich das Urtheil regelmässig fehl.

Gestern ist auch eines Buches von Wattenbach rühmend gedacht worden, das den Titel einer Anleitung zur griechischen Paläographie trägt. Auch ich muss es als eine dankenswerthe Gabe anerkennen, wenn auch weit mehr für studentische als für gelehrte Studien. Die Facsimile-Beigaben sind sehr ungenügend; es hätte von den gepriesenen Unzialfacsimiles meiner eigenen documentlichen Werke wenigstens etwas copirt werden sollen, was ich selbstverständlich sehr gern verstattet hätte.

Für die wissenschaftliche Förderung der griechischen Paläographie kommen dagegen noch zwei andere grössere Werke in Betracht: das Berliner Inschriftenwerk und die Pariser *Papyrus Grecs* von Letronne, Brunet de Presle und Egger. In den beiden ersten Theilen des Böckh'schen Corpus tritt freilich der eigentlich paläographische Gesichtspunkt allzusehr zurück; nur der 4. Theil zeichnet sich durch lehrreiche Facsimile-Tafeln aus. Die Pariser Publikation aber verdient die grösste Anerkennung; sie lässt nach der speciellen Seite, der sie angehört, die paläographische Wissenschaft einen wahren Fortschritt thun.

Nach dieser flüchtigen Umschau auf dem Gebiete der griechisch-paläographischen Literatur fragen wir uns nun: Was gilt es zu thun, um eine solche neue griechische Paläographie herzustellen, die nach allen Seiten den Bedürfnissen der Wissenschaft entspricht? Denn dass etwas Aehnliches noch nicht vorhanden, bedarf keiner weitern Ausführung.

Ich meine, zu einem solchen Werke gehöre es vor allem für den Urheber selbst, dass er möglichst viele der in der Welt vorhandenen wenn auch in weiten Fernen zerstreuten griechischen Schriftdenkmäler mit eigenen Augen sehe und studire. Von der umfänglichsten Autopsie aus hat er dann eine möglichst grosse Anzahl dieser Denkmäler zur sorgfältigsten Facsimilirung zu benutzen. Wie er aus seiner Vertrautheit mit den Originalen sich selbst ein System zu bilden hat, soweit es eben wissenschaftlich möglich und berechtigt ist, ein System, wonach er die Eigenthümlichkeiten eines jeden Jahrhunderts erkennt und feststellt, und zwar nicht ohne Berücksichtigung der Verschiedenheit einer griechischen, einer koptischen,

Digitized by Google

einer syrischen, einer lateinischen Hand, so hat er durch seine Facsimiles auch in anderen den paläographischen Blick zu bilden und damit eine zuverlässige Unterlage für das paläographische Urtheil, für die Anwendung des Systems zu geben.

Nach diesem Gesichtspunkte, dem der möglichst umfänglichen Quellenforschung, schätze ich es als ein besonderes Glück, dass ich seit dem Jahre 1840 einen Zeitraum von 8 Jahren darauf verwenden konnte, die wichtigsten Länder Europas nebst denjenigen Strichen von Asien und Afrika, wo es an Handschriften reiche Klöster gibt zu wiederholten Malen, zum Theil drei und viermal zu bereisen, und neben meinen anderen, namentlich auf die Textbearbeitung der ältesten Urkunden des Neuen und Alten Testaments, sowie auf die christlich apokryphische und die patristische Literatur gerichteten Forschungen auch die ausgedehntesten paläographischen Studien zu verfolgen, insonderheit ein grosses Werk über griechische Paläographie vorzubereiten. Bekanntlich bilden die Manuscripte in griechischer Unzialschrift, die bis zum Anfange des 10. Jahrhunderts herrschend war, dasjenige paläographische Gebiet, wo es am meisten an festen Zeitbestimmungen mangelt, weil diese Handschriften bis auf sehr wenig Ausnahmen ohne Datum geblieben sind, während wir unter den Minuskelhandschriften sehr viel datirte, selbst von den Anfängen dieser Schriftgattung an — Ende des 9. Jahrhunderts — im glücklichen Besitze haben. Eben deshalb hatte ich meine Forschungen vorzugsweise allenthalben auf dasjenige gerichtet, was uns noch an tausendjährigen Unzialhandschriften übrig ist. Soll ich andeuten, was mir in dieser Beziehung zu erreichen vergönnt war, nachdem Montfaucon kaum 25 Unzialhandschriften in Anwendung bringen konnte? Ueber dreihundert derselben auf Pergament, abgesehen von den vielen auf Papyrus, von denen Montfaucon seiner Zeit nur eine einzige kannte, habe ich für meine Zwecke genützt; darunter waren gegen 150 noch von keinem Gelehrten vor mir auch nur gesehen worden. Eine beträchtliche Anzahl derselben, um von allen übrigen zu schweigen, nämlich zwischen 50 und 60, war ich so glücklich aus den orientalischen Klosterwinkeln unter das wirthliche Dach europäischer Bibliotheken — Leipzig, Petersburg, Oxford, London — zu versetzen, was gleichfalls von mehr als 30 Palimpsesten gilt.

Von diesem reichen Material ist denn auch schon manches auf dem Steine fixirt, um in meiner Paläographie seinen Platz zu finden. Das Centrum dieses Werkes sollen eben die Pergamenthandschriften bilden, wozu vor allem alles in Unzialen geschriebene gehört. Doch halt' ichs für angemessen weiter auszuschreiten und an die Spitze des Werks eine Sammlung des Interessanten auf Steinen, mit Einschluss dessen auf Münzen, Scherben, Holz, Wachs zu stellen. Denn obgleich das Inschriftengebiet seine paläographische Selbständigkeit hat, und derjenige feld geht, der die dort heimischen Schriftformen ohne weiteres mit der Pergamentschrift zusammen betrachtet, so ergeben sich doch aus den Inschriften manche Analogien mit der Pergamentschrift und auch Vorbereitungen derselben.

Von den Inschriften werde ich zu den Papyrusrollen fortschreiten. Auch sie nehmen zwar wieder ein eigenes Gebiet ein, sie haben aber noch nähere Beziehungen, als die Schriften auf Stein, zu den Pergament-Denkmälern. Sie wissen, meine hochgeehrten Herren, dass das Material, das der griechischen Paläographie die Papyrus bieten, in den letzten Jahrzehnten in ausserordentlicher Weise gewachsen ist. Vor wenigen Jahren gelang es sogar in einem glücklichen Winkel des Orients Fragmente der Paulinischen Briefe auf Papyrus aufzufinden. Dieser dem russischen Bischof Porfiri zugefallene Fund, einzig in seiner Art, ist um so interessanter, als die grösste Wahrscheinlichkeit dafür vorliegt, dass die Paulinischen Originale

selbst auf diesem Materiale verfasst waren. Ein höheres Alter jedoch als etwa das Ende des 4. Jahrhunderts können die aufgefundenen Reste, die ich soweit es thunlich war kopirte, nicht beanspruchen. Aber ich darf die Gelegenheit nicht versäumen, diesem auserlesenen Auditorium einen Papyrus-Schatz zu verrathen, der Ihnen noch wichtiger erscheinen wird als ein paar Blätter mit Text aus den Paulinischen Briefen. Bei meiner letzten Anwesenheit in Aegypten nämlich sah ich Papyrusreste von Homers Iliade, deren Umfang sich auf mehrere ganze Bücher erstreckt. Sie befinden sich in den Händen eines reichen und auch sehr unterrichteten Engländers in Alexandrien. Als ich bei ihm Schritte that zur Erwerbung dieses Schatzes, und zwar meiner damaligen Mission gemäss für die russische Krone, wies mich derselbe darauf hin, dass er die Verfügung darüber sowie über ähnliche Schätze seines Hauses in die Hände seiner beiden Töchter legen wolle. Das sind zwei Damen, von denen die eine nicht ganz weiss, aber auch nicht ganz schwarz ist; ihr Teint verräth rückhaltlos, dass sie in der berühmten Heimat der Papyrusstaude selbst geboren worden. Ich glaube annehmen zu müssen, dass gerade sie an den uralten Homerfragmenten eine Mitgift besitzen wird. Bei aller Speculationslust befand ich mich hier doch am Ende meines Lateins. Aber für meine Pflicht halt' ichs, der jüngern thatenfreudigen Generation in diesem gelehrten Kreise *(grosse Heiterkeit)* eine für die philologische Wissenschaft so viel versprechende Perspektive zu eröffnen. Dem Muthigen hilft Gott. Ich habs selbst erfahren.

Doch ich ziehe mich auf trockenes Land zurück. Vielleicht fragen Sie, warum ich mit der Publikation meiner Paläographie bis heute gezögert habe? Es war mir die Lust angekommen eine solche Vollständigkeit für die älteren Unzialdenkmäler anzustreben, dass nichts in der Welt davon übrig bleiben sollte. Die wachsenden Schatten — *maioresque cadunt* — mahnen mich zur Beschränkung, zur Bescheidenheit, und so habe ich mich jetzt erst entschlossen, sobald als möglich mit dem Druck vorzugehen, wenn auch da und dort eine Zeile übrig bleiben sollte. Immerhin werden an 300 Facsimiles von Unzialschrift in dem Werke gegeben werden.

Hierbei muss ich andeuten, welches Verhältniss zwischen den klassischen und den biblischen Handschriften in Unzialschrift stattfindet; dass ich nämlich die ersteren gleichmässig mit den letzteren in den Kreis meiner paläographischen Studien gezogen, habe ich nicht erst zu versichern. Dies Verhältniss nun ist ein überaus frappantes. Die gesammte griechische klassische Literatur kommt mit der Zahl ihrer noch vorhandenen Unzialhandschriften nich nur nicht der Bibel gleich, nein, sie besitzt noch nicht den zehnten Theil von denen, die allein das Neue Testament aufzuweisen hat. Liegt dafür auch eine Erklärung darin, dass die Mönche des 4. 5. und der folgenden Jahrhunderte mehr Geschmack und mehr Bedürfniss hatten, biblische Schriften zu vervielfältigen als klassische, so bleibt doch immer die Thatsache merkwürdig genug. Denn was wir noch heute an klassischen Minuskelabschriften besitzen, das muss doch aus älteren, aus Unzialhandschriften hergeflossen sein. Dass ich auch von diesen letztern einiges, zum Theil erst aufgefunden, zu einer strengen diplomatischen Publikation vorbereitet habe, das schätze ich mich glücklich der hochgeehrten Versammlung mittheilen zu können. Zuerst nenne ich Fragmente von Menander, einige vierzig Verse über das alte Thema: Weiber und Wein. Sie wurden auf einem Pergamentfetzen gefunden, dessen Alter an dasjenige des Codex Sinaiticus hinanreichen mag. Das zweite Stück sind jene Fragmente aus dem verloren gegangenen Phaëthon des Euripides, palimpsestisch dem Codex Claromontanus der Paulinischen Briefe zu Paris eingefügt. Es sind gegen 150 Verse um den Anfang des 5. Jahrh. geschrieben. Der sel.

Gottfried Hermann hatte so mangelhafte Copien davon vor sich, dass er, der geniale Kritiker, daraus alles mögliche machen konnte. Das dritte Stück bildet der römische Dio Cassius, 14 Folioblätter in je drei Columnen geschrieben. Diese Blätter wurden lange, z. B. noch von Carl Benedikt Hase zu Paris, für die älteste aller griechischen Handschriften gehalten; sie ist gewiss nicht jünger als aus dem 5. Jahrhundert. Daran werde ich viertens grammatische, ihrem Inhalte nach wahrscheinlich noch unbekannte Fragmente anschliessen, die ich 1844 in einem griechisch-arabischen Palimpseste des 7. Jahrh. nach Leipzig gebracht habe. Von noch anderen klassischen Palimpsestresten desselben siebenten Jahrhunderts, die ich im Kreuzkloster bei Jerusalem 1859 in einer georgianischen Handschrift aufgefunden, habe ich leider in der Eile nur eine Zeile entziffern können.

Während ich allem nachspürte, was sich, wenngleich vereinzelt und von geringem Umfange, an Unzialhandschriften erhalten hat, richtete ich auch ein besonderes Augenmerk darauf, in anderen als griechischen Handschriften, namentlich in tausendjährigen lateinischen und syrischen, griechische Noten oder Beischriften zu finden. Da Handschriften in diesen Sprachen theils ein Datum tragen, theils auch ohne Datum leichter ihrem Alter nach bestimmt werden können, so gewinnen wir dadurch sehr willkommene Anhaltspunkte für die griechische Paläographie. Freilich ist dabei zu berücksichtigen dass eine lateinische Hand nicht ohne weiteres mit einer rein griechischen parallelisirt werden darf, noch weniger eine syrische oder arabische. Ich erlaube mir hierauf, meine Herren, nicht nur Ihre Aufmerksamkeit zu lenken, sondern auch darum zu bitten, von solchen Handschriften, besonders lateinischen, deren jedenfalls noch mehr vorhanden sind als ich schon benutzt habe, wenn dergleichen zu Ihrer Kenntniss gekommen sind oder noch später kommen sollten, mir freundlich Mittheilung machen zu wollen.

Etwas anderes, woran noch wenig gedacht worden ist, ist die Unterscheidung der Kalligraphenschrift von derjenigen der Gelehrten. Unser unklassisches Wort, *Docti male pingunt,* ist jedenfalls schon aufs klassische und aufs spätere, das christliche Alterthum anwendbar. Die Gelehrten haben also auch im 4. und 5. Jahrhundert keineswegs so geschrieben, wie wirs in den schönen Unzialhandschriften dieser Periode bewundernd vorfinden. In den papiernen Rollen hat man denn auch schon herausgefunden, dass in gar früher Zeit neben der Unzialschrift eine Art Minuskel einherging. Es liegen uns dafür in den privaten oder familiären Aufzeichnungen, die aus ägyptischen Gräbern hervorgezogen worden sind, der Beweise viele vor. Aber auch aus der Zeit der pergamentnen Unzialhandschriften lassen sich Schriftzüge von gelehrter Hand nachweisen, die unsere Behauptung bestätigen. Zu meiner grossen Genugthuung fand ich dergleichen in den Noten des Origenischen Octateuchs (zu Leiden, Paris, Petersburg) vom Ausgange des 4. Jahrhunderts sowie im Codex Sinaiticus. Sollte jemand in diesem Kreise auf Aehnliches gestossen sein, so wär' ich gleichfalls für eine gütige Mittheilung darüber sehr dankbar.

Bei der Schwierigkeit, den griechischen Unzialhandschriften das rechte Alter anzuweisen, sind diejenigen Handschriften von grosser Wichtigkeit, die durch andere Eigenthümlichkeiten als die allgemein oder specifisch paläographischen einen mehr oder weniger sichern Anhalt für die Zeitbestimmung geben. Auch darauf lenke ich Ihre besondere Aufmerksamkeit. Meines Wissens steht hierin am bedeutungsvollsten der Codex Sinaiticus da. Während sein Schriftcharakter ebenso gut aufs 3. wie aufs 4. Jahrhundert passen würde, führt uns anderes bestimmter auf die Mitte des 4. Jahrhunderts, und diese Altersbestimmung ist so entscheidend,

dass kein anderer Codex, auch nicht der berühmte Vaticanische, in dasselbe Jahrhundert gesetzt werden könnte, wenn der Codex Sinaiticus jünger wäre.

Dass eine besondere Abhandlung den Palimpsesten gewidmet sein wird, an denen mir ein so reiches Erntefeld beschert gewesen, versteht sich bei der Wichtigkeit der Sache von selbst.

Hierauf beschränke ich meine Mittheilungen. Sie enthalten nach der einen Seite die Ankündigung des Werkes, das ich seit so langer Zeit unternommen habe, eine Ankündigung, die mich selbst zwingen soll, in den nächsten Jahren damit druckweise vorzugehen. Eine grössere Anzahl Tafeln, wie schon bemerkt worden, ist bereits auf dem Steine. Ich benutzte auch die Photographie, wo es thunlich war, und überhaupt, ohne die Kosten zu scheuen, alle Mittel die zur genauesten Reproduction führen. Ich habe mir erlaubt einige Specimina auf dem Tische auszulegen, zwei Photographien Oxforder Handschriften aus dem neunten Jahrhundert mit Plato und Euklid und andere lithographirte Facsimiles aus meinen biblisch-documentlichen Publikationen.

Ich könnte vielleicht, es ist wenigstens verführerisch, mit dieser Ankündigung daran anknüpfen, was gestern mein verehrter College, Rector Eckstein gesagt hat, dass nämlich die Versammlung ihrerseits dergleichen Unternehmungen auch materiell unterstützen, sie auf ihr eigenes Conto setzen sollte. Eine solche Rechnung träfe sicherer zu als der Muth davon abzusehen und auf die gute Sache selbst zu vertrauen. Dennoch wage ich das letztere; die Erfolge während dreier Jahrzehnte geben mir diesen Muth und lassen mich hoffen, dass auch dieses Unternehmen gelingen werde. Nur versäum' ich nicht es auszusprechen, dass ich hierbei auch auf die Herren Bibliothekare in Deutschland rechne, die zu meinen alten Gönnern zählen. Mögen sie also in ihrem wohlwollenden Eifer für meine Publikationen nicht müde werden. An die Ankündigung erlaube ich mir aber noch die ausdrückliche Bitte zu wissenschaftlicher Beihilfe zu knüpfen. Was mir dabei besonders anliegt, hab' ich schon angedeutet. Nur weniges füge ich noch bei. Wäre dem einen oder dem andern meiner gelehrten Herren Collegen der Nachweis von alten datierten Handschriften und Documenten, etwa von solchen aus dem 8. und 9. Jahrhundert möglich, so wäre ich dafür sehr verbunden. Speciellere Studien als meine bisherigen sind auch noch der Geschichte der Schreibmaterialien zu widmen, also Studien über Papyrus, über das Pergament und die verschiedenen neueren Papierarten, über die alten Tinten und Aehnliches: hätte jemand von Ihnen darauf ein eingehenderes Studium verwandt, so wäre er mir ein willkommener Mitarbeiter.

Präsident bittet den Redner etwas über den Preis und den Umfang des Werkes anzugeben. [1])

[1]) Die Frage war anders gemeint als sie beantwortet wurde. Ein *Codex diplomaticus* für Studien der griechischen Paläographie lässt sich nach verschiedenen Maassen anlegen; diese werden durch Verschiedenheit der Zwecke bestimmt, daran hängt der Umfang und die Kostbarkeit. Uns kommt es aber nicht auf ein reiches Bilderbuch von Facsimiles jeder Art an, sondern auf ein praktisches Lehr- und Handbuch, das dem Philologen nicht nur einen sichern Ueberblick aller Jahrhunderte gewährt, sondern ihn auch mit den wichtigsten, aus dem philologischen Studium hervorgegangenen Observationen der griechischen Diplomatik für die mannichfaltigsten Gänge der *emendatio* oder für diplomatische Kritik versieht und mit einer reichen Beispielsammlung in jedem Detail ausstattet. Der *codex palaeographiae Graecae* würde hiefür die Grundlage bilden, aber nur als prooemium in mässigen Gränzen gelten.

Zu dieser Bemerkung merkt seinerseits der Redner an, dass er als selbstverständlich voraussezt, dass auch die Erledigung der hier genannten Desiderien der Hauptsache nach in seiner *Palaeographia Graeca* beabsichtigt sei. Die Kosten der Publikation sind aber vor allem von den kostspieligen Tafeln abhängig.

Prof. Tischendorf:

Das ist freilich zu viel verlangt, den Preis schon jetzt zu fixiren und auch den Umfang zu bestimmen. Ich habe die Absicht ein Doppeltes zu bringen: das eine soll ein grosses documentliches Werk werden, das an Facsimiles auf 50 bis 100 Folio-Tafeln berechnet ist. In diesen Tafeln allein liegt schon ein bedeutendes Kapital, vielleicht eine Summe von 5000 Thlrn. *(Sensation.)* Möge sich niemand hierdurch erschrecken lassen. *(Heiterkeit.)* Wenigstens ich, dem die Kosten zunächst zufallen, lasse mich nicht abschrecken. Aus dem grösseren Werke soll aber ein anderes herfliessen, bestimmt und eingerichtet für den Bedarf jedes einzelnen Gelehrten. Jedenfalls werd' ich aber auch bei dem Hauptwerke es darauf absehen, dass es nicht in den Verschluss sondern in den wirklichen Gebrauch der Bibliotheken gelange.

Präsident:

Hat noch jemand eine Bemerkung zu machen, die an diesen Vortrag anknüpft? (Geschieht nicht.) Ich ertheile somit dem Herrn Professor Teichmüller das Wort.

Professor Teichmüller:

Ich erlaube mir Sie über ein ganz specielles Thema zu unterhalten, und glaube *dadurch* entschuldigt zu sein, dass die Untersuchungen über Aristoteles' Poetik seit Lessing's dramaturgischen Arbeiten allgemein bekannt und interessant geworden sind. Es ist eine interessante Frage, wie sich Epos und Tragödie zu einander verhalten. Die Frage ist auch für unsre Aesthetiker noch nicht entschieden; es soll mir aber nicht darauf ankommen, die Aristotelische Ansicht nach ihrem Werth zu prüfen, sondern einfach zu erklären, da die Erklärung ziemlichen Schwierigkeiten unterworfen ist.

Zählen wir zuerst die gemeinsamen Bestimmungen auf. Tragödie und Epos haben erstlich denselben Gegenstand, nämlich das menschliche Leben abzuspiegeln auf seinen Höhepunkten, wie es im höchsten Glück oder in Unseligkeit erscheint und einem gerechten Schicksal unterworfen ist. Dies ist die Aristotelische Fassung. Zweitens stimmen beide darin überein, dass sie dieselbe tragische Wirkung zu erreichen suchen; sie suchen in dem tragischen Effect beim Anblick dieses Schicksals auf gleiche Weise zu erschüttern. Drittens brauchen sie dieselben hauptsächlichsten poetischen Mittel, die *ἀναγνώρισις* und *περιπέτεια*, die Erkennung und den Schicksalswechsel. Danach ist ebenfalls die Gleichheit in den Arten zu constatiren; beide haben dieselben vier Arten, die einfache, die verwickelte, die Charakterstücke und die pathetische Form. Und endlich ist beiden gemeinsam Einheit der Handlung, indem sie beide nur eine geschlossene Handlung darstellen. Das ist das Gemeinsame zwischen beiden.

Das aber, worauf ich in diesem Vortrage aufmerksam machen will, betrifft den Unterschied. Aristoteles gibt drei Differenzen an. Die ersten beiden sind nicht strittig; nämlich dass das Epos erzählt, die Tragödie aber die Handlung selbst darstellt, und zweitens das Metrum, indem das Epos in Hexametern, der Dialog in Iamben geschrieben ist. Das Strittige und Besondere ist aber der dritte Unterschied nach der Länge, *μῆκος*. Aristoteles sagt im 5. Kapitel: Tragödie und Epos unterscheiden sich durch die Länge; denn die Tragödie versucht unter *einen* Umlauf der Sonne zu fallen oder wenig davon abzuweichen, das Epos aber ist der Zeit nach unbestimmt. Daraus haben sämmtliche Erklärer und vor Allen die Franzosen ihre berühmte Theorie von der Einheit der Zeit aufgestellt; und die Erklärung, dass dieser Unterschied der Länge (des *μῆκος*) sich durchaus nur auf das Innere der Handlung,

auf die Dichtung, auf die erdichtete Zeit bezöge, diese Erklärung ist bis jetzt die einzige geblieben. Es ist doch aber an und für sich schon räthlich, erst immer die gewöhnliche Bedeutung der Wörter zu versuchen. Nun bedeutet μῆκος gewöhnlich den äussern Umfang, und hier ist zu untersuchen, welche von diesen beiden Auffassungen wohl die meiste Wahrscheinlichkeit hat.

Ausgehen muss man von dem Princip, dass dunkle Stellen und kurze am besten durch klare und ausführliche bewiesen werden. Der Versuch, dieses Princip hierbei anzuwenden, ist noch nicht gemacht. Wir müssen deswegen zunächst nach der Bedeutung von μῆκος fragen. Sehen wir nun die ausführlichen Stellen an, so finden wir, dass Aristoteles nirgends einen Unterschied in Bezug auf die erdichtete Zeit in seiner ganzen Ausführung macht, sondern er verlangt durchaus Einheit des Gegenstandes für das Epos sowohl wie für die Tragödie und beide stimmen darin absolut überein. Und das geht soweit, dass Aristoteles für die Tragödie als Norm Beispiele von Epen citirt, geradezu in Bezug auf diese Einheit der Handlung. Dadurch ist also die vollständigste Identität der Regeln für beide ausgemacht. Zweitens aber muss man genau auf seine Definition von μῆκος eingehen; er gibt sie ausführlich im 7. Kapitel der Poetik. Jedem, der Aristoteles genauer kennt, ist es ausserdem bekannt, wie er Regeln giebt die Rede zu verlängern oder zu verkürzen, man denke an μηκύνειν, und wie er den Begriff von μῆκος mit μέγεθος abwechselnd braucht. Μῆκος ist ihm nichts anderes als der äussere Umfang des Gedichts, wie er durch die grössere Fülle der Darstellung erreicht wird, der sich also zuletzt zurückführen lässt auf die Zahl der Verse; und das ist nicht eine blosse Möglichkeit, sondern Aristoteles geht hier bis zum Rechenexempel, indem er das Verhältniss von Tragödie und Epos in einer solchen Proportion sucht, dass das Epos so lang sein dürfe wie die Summe der Tragödien, die an einem Tage zur Aufführung kommen können. Es kann nach diesen deutlichen und ausführlichen eignen Bestimmungen des Aristoteles von μῆκος gar nicht mehr zweifelhaft sein, dass im Kapitel 5 dieselbe Definition Kraft habe. Es ist damit also die Theorie von der Einheit der Zeit gefallen und die Annahme, dass überhaupt Aristoteles das Epos von der Tragödie durch die Länge der erdichteten Handlung unterscheidet, indem das Epos eine beliebige Reihe von Monden und Jahren darstellen dürfe, die Tragödie nicht. Und es ist dies ein interessantes Schauspiel, welches aber in der Geschichte der Wissenschaften häufig vorkommt, dass wenn ein Irrthum einmal entstanden ist, er sich oft Jahrhunderte fortpflanzt, so dass, wenn nun das Richtige getroffen wird, man nur schwer begreift, wie sich die erste Deutung so lange erhalten konnte.

Die zweite Stelle wird nun hiernach auch zu erledigen sein; denn er sagt, dass die Tragödie unter einen Umlauf der Sonne fällt oder denselben möglichst auszufüllen sucht, dass das Epos aber der Zeit nach unbestimmt ist. Es ist aus dem Vorigen klar, dass die ideelle Zeit gar keinen Massstab für das Volumen des Gedichts abgeben kann. Also ein solcher Massstab wäre durchaus unangebracht; ausserdem haben wir die deutlichsten Erklärungen, dass Aristoteles Einheit der Handlung für beide verlangt und keinen Unterschied in dieser Beziehung statuirt. Die Physiker würden ganz von selbst wissen und gar nicht anders erwarten, als dass eine reale Grösse durch ein reales Mass gemessen werden muss, dass die Zeit nichts anderes sein kann als die wirkliche Zeit, der wirkliche Gang der Sonne. Dass dies auch durch Aristoteles ins Auge gefasst worden, ist durch seine späteren und grösseren Ausführungen zu erweisen. Aristoteles geht nämlich an einer Stelle auf die Wasseruhr zurück; er sagt, dass, in Bezug auf die äussere Grösse, man die Tragödien auch nach der Wasseruhr abspielen lassen könne; er verwirft zwar diesen

Gesichtspunkt als einen nicht rein ästhetischen, behauptet aber trotzdem, dass in Bezug auf die äussere Grösse diejenige Tragödie die schönere sei, welche einen grösseren Umfang habe, vorausgesetzt dass sie übersichtlich bleibe. Er hat also diesen Gesichtspunkt in Bezug auf die zu messende Grösse in klarer und ausführlicher Darstellung als seine Lehre ausgesprochen. Ausserdem hat man in den späteren Kapiteln noch ein paar Worte von ihm, welche die erste Stelle über die äussere Grösse der Tragödie gut aufnehmen und erklären. Unter einem Umlauf der Sonne scheint er mir im fünften Kapitel dasselbe zu verstehen, was er im 24. Kapitel in den Worten *τὸ πλῆθος τῶν τραγῳδιῶν τῶν εἰς μίαν ἀκρόασιν τιθεμένων* mit dem Ausdruck *μία ἀκρόασις* wiedergibt, so dass man also diese seine Bestimmung als eine rein zeitliche in Bezug auf die äussere Aufführung der Tragödien ansehen kann.

Es ist nun klar dass wenn von äussern Aufführungen die Rede ist, nicht eine einzelne Tragödie gemeint sein kann, da sie nicht einen ganzen Tag zur Aufführung braucht; mithin würde nothwendig der Begriff der Tragödie anders zu fassen sein, und da hat Böckh schon in Bezug auf die Parische Marmorchronik und Sauppe in einer Stelle des Symposion des Plato mit Schöll nachgewiesen, dass *τραγῳδία* nicht bloss eine einzelne Tragödie, sondern das ganze tragische Spiel ebenfalls ausdrückt. Es würde diese Stelle des Aristoteles also bedeuten, dass die Tragödie, nämlich das tragische Spiel, soviel als möglich einen ganzen Tag in Anspruch nehmen will. Die Dichter werden sich beeifern, auch durch die Grösse ihrer Tragödien, wie er an einer andern Stelle sagt, ihre Concurrenten zu übertreffen. Durch diese Deutung nun hat die Stelle einen andern Werth bekommen. Früher bezog sie sich blos auf die Komposition, wenn man nämlich an die ideelle Einheit der Zeit denkt. Jetzt wenn man sieht, dass Aristoteles nur an die äussere Aufführung gedacht hat, ist die Stelle für die Archäologen interressant geworden. Denn die Meinung, dass nach der Aufführung der Tragödie, also noch des Nachmittags eine Komödie gespielt worden sei, hat bisher nur auf einer einzigen Stelle in Aristophanes Vögeln beruht, und diese Stelle ist, wie ich in meiner letzten Schrift ausgeführt habe, der Auslegung nach nicht bloss durch eine andre Lesart, die man dafür gefunden, sondern auch in Bezug auf den Witz, der in der Stelle liegen soll, zweifelhaft. Und es ist deshalb wichtig, dass wir im Aristoteles noch eine andere Stelle finden, die voraussetzt, dass das tragische Spiel allein ohne eine folgende Komödie den Tag eines Festspiels in Anspruch genommen habe. Ich schliesse hiermit diese Bemerkungen, indem ich den Archäologen empfehle auf die Frage, ob Komödien nach den Tragödien aufgeführt wurden oder die Tragödie für sich allein und ebenso die Komödie für sich allein zur Darstellung kam, in neue Erwägung zu ziehen.

Prof. Sauppe: Nur ein Paar Worte, zu denen ich veranlasst bin, weil mein hochgeehrter Herr Vorredner in der Vorrede zu seinem Buche über Aristoteles Poetik sich dahin ausgesprochen hat, dass er in vielen Fragen sich mit mir verständigt habe. Es könnte also scheinen, als hätte ich mich auch über diese von ihm selbst als die wichtigste bezeichnete mit ihm verständigt, und wäre demnach von der früher von mir ausgesprochenen Ansicht über die Aufeinanderfolge der tragischen und komischen Aufführungen abgegangen. Es gehört aber gerade diese Frage zu denjenigen, über welche wir nicht zur Uebereinstimmung gelangt sind. Ich bin jetzt noch der vollen Ueberzeugung, dass die bisherige Erklärung der Aristotelischen Stelle über die Dauer eines Tages die richtige gewesen sei und dass die von meinem Herrn Collegen aufgestellte nicht gebilligt werden könne. Es ist freilich eine Controverse, die in jedem Fall hier nicht zu Ende geführt werden kann, weil nach allen Seiten

immer wieder Bedenken vorkommen, immer wieder auf das Einzelnste in der Erklärung der Aristotelischen Stelle eingegangen werden muss, weil eine Menge von Eigenthümlichkeiten des griechischen Lebens, der religiösen und staatlichen Einrichtungen Athens dabei in Betracht gezogen werden müssen. Daher beschränke ich mich auf zwei Punkte. Erstlich möchte ich darauf aufmerksam machen, dass in der Darstellung von Prof. Teichmüller eine Vermischung zweier Begriffe vorkommt. Er nimmt an dass in der Aristolischen Stelle, wo es heisst, die Tragödie bemüht sich, soviel als möglich sich innerhalb eines Umlaufs der Sonne zu halten, *ἢ μικρὸν ἐξαλλάττειν*, oder nur wenig davon abzuweichen — in dieser Stelle nimmt er den Begriff der Tragödie als die Bezeichnung der tragischen Trilogie, höchst wahrscheinlich auch noch mit Hinzunahme des Satyrspiels, also im Sinne von Tetralogie. Also *τραγῳδία* bedeutet hier nach Teichmüller die tragische Tetralogie und es wird von ihr gesagt, sie suche sich so einzurichten, dass die Abspielung auf dem Theater innerhalb des Laufes eines Tages erfolgen könne. Es wird also vorausgesetzt, dass man in aller Frühe ins Theater gehe, dann bis Sonnenuntergang sitzen bleibe und auf diese Weise die vier Stücke gehört habe. In der anderen Stelle aber, wo es heisst, dass das Epos nicht gar zu lang sein dürfe, sondern dass es nicht über das Mass von denjenigen Tragödien hinausgehen dürfe, die in einer Darstellung dem Publikum vorgeführt werden, wird Tragödie doch wohl in der Bedeutung genommen, dass es das einzelne Stück bedeutet. Herr Prof. Teichmüller hat ohne Zweifel nicht gedacht, dass, wenn es heisst, das Epos solle die Länge nicht überschreiten, welche diejenigen Tragödien einnehmen, die auf einmal zur Darstellung gebracht werden, dann die drei tragischen Aufführungen in eins zusammen gefasst werden sollen, die binnen mehreren Tagen auf einander folgen, sondern er meint so viel ich verstanden habe, diejenigen Tragödien, die an einem Tage auf einander folgen. Es würde also anzunehmen sein, dass hier das Wort *τραγῳδία* von Aristoteles in ganz verschiedenem Sinne als in der ersten Stelle gebraucht sei. Und allerdings bedeutet es überall, so oft es sonst in der Aristotelischen Poetik vorkommt, nichts als das einzelne Stück, das eine *πρᾶξις τελεία ἱκανὸν ἔχουσα μῆκος* in sich fasst, welches eine in sich abgeschlossene bis auf einen gewissen Grad von Länge sich ausdehnende Handlung darstellt. An diesen Begriff müssen wir auch in der ersten Stelle uns halten, und dürfen nirgends *τραγῳδία* für etwas anderes als das einzelne Stück, die einzelne Tragödie nehmen. Aristoteles nimmt darauf, dass mehrere Stücke zu einem grösseren Ganzen zusammengestellt werden, auf die Trilogien der grossen Tragiker gar keine Rücksicht, sondern wenn er von den Gesetzen, nach denen sich die Tragödie richtet, spricht, hat er stets ein einzelnes in sich abschliessendes Stück, die taurische Iphigenia, oder was er sonst für eines erwähnt, im Gedanken. Das ist das eine, was ich von der sprachlichen Seite anführen möchte. Das andere von der archäologischen Seite: es ist eine reine Unmöglichkeit anzunehmen, dass etwa auf einem Theater die Tragödien aufgeführt seien und in einem anderen Theater an demselben Tag nach dem Frühstück, dem *dejeuner à la fourchette*, die Komödie, dass also je nach Belieben die Athener in die Tragödie oder die Komödie hätten gehen können. Wäre das der Fall, so würden wir irgendwo einmal eine Anspielung darauf bei den Komikern finden. Davon findet sich aber keine Spur. Auch davon nicht, dass irgendwo in Athen ein zweites Theater vorhanden war. Wenn von einem Theater die Rede ist, so hat man stets das eine unterhalb der Burg, das neuerdings in so glänzender Weise wieder aufgedeckt worden ist, zu verstehen. Wir dürfen also auch nur an Vorstellungen, die in diesem gegeben worden sind, denken. Es würde sich noch Mancherlei hinzufügen lassen, aber ich glaube nicht, dass die Sachen hier disputabel sind.

weil man zu sehr auf Einzelnes eingehen müsste. Uebel nehmen wird mir Herr Professor Teichmüller meine Entgegnung nicht, da er meine Ansicht über seine Auffassung schon kennt.

Prof. Teichmüller: Ich möchte hierauf in der Kürze nur erwiedern, dass ich die Schwierigkeit zugeben kann, dass *τραγῳδία* an zwei verschiedenen Stellen verschiedene Bedeutung haben soll, dass es einmal in der laxeren das tragische Spiel im Ganzen und dann in einer engeren die einzelne Tragödie bedeutet. Aristoteles erwähnt aber an zwei Stellen die Zusammenfügung mehrerer Tragödien zu einem Ganzen der Aufführung; also ist diese Auffassung auch nicht ganz durch ihn ausgeschlossen. Was die Epopöe betrifft, so sagt er, dass sie der Zeit nach unbestimmt sei, d. h. dass sie nicht für öffentliche Aufführungen in ihrer Ganzheit dargestellt zu werden brauche, *τῷ χρόνῳ ἀόριστον*. Was das übrige betrifft, das Archäologische, so beziehe ich mich auf die Aeusserung des Herrn Hofrath Sauppe, dass dieser Gegenstand an dieser Stelle nicht vollständig erörtert werden kann.

Prof. Ueberweg: Ich habe nur einige Worte zu bemerken. In der Hauptsache stimme ich vollständig dem Herrn Hofrath Sauppe bei, dass nämlich die Deutung *ἡ τραγῳδία* sei ein Complex von Tragödien, mir dem feststehenden Aristotelischen Wortgebrauch zu widerstreben scheint. Aristoteles erwähnt zwar mitunter die Zusammenfassung mehrer Tragödien zu einer Gesammtdarstellung, die Zusammenfassung zu einer Darstellung an einem und demselben Tage. Indessen niemals nennt er dann den Complex von Tragödien, welche zusammengefasst werden, eine *τραγῳδία*. Wenn er von der Einheit der Handlung redet, so hat er dabei bekanntlich immer die einzelnen Tragödien im Auge und stellt niemals eine Forderung auf, als ob eine gewisse Einheitlichkeit irgendwie statt haben sollte in dem Complex mehrerer Tragödien. Dazu kommt, dass, wenn Aristoteles meinte, die Tragödie sei an einen Tag gebunden, der von Prof. Teichmüller vertretene Sinn „hinsichtlich der Aufführung ist der Complex einiger Tragödien an einen Tag gebunden, das Epos aber unterliegt keiner zeitlichen Beschränkung" — dass, sage ich, wenn dies in dem Teichmüller'schen Sinne zu verstehen wäre, es nothwendig eines erläuternden Zusatzes bedurfte. Aristoteles sagt ausdrücklich, dass die Tragödie ihre Natur bewahre und ihre wesentlichen Wirkungen auch übe, wenn sie gelesen würde. Freilich wenn die Tragödie ihre Wirkung im vollen Masse üben soll, bedarf sie der Aufführung; wollte also Aristoteles aus einem Umstande argumentiren, der an die Aufführung geknüpft ist, so bedurfte dieses der ausdrücklichen Erwähnung. „Die Ausführung des Dramas muss in einem Zug geschehen; rhapsodische Vorträge durch Recitation können auf mehrere Tage vertheilt werden." Das wäre der Gedanke und ich vermisse dafür den bestimmten Ausdruck. Ich übergehe hier andere Gründe, die gegen seine Auffassung selbst aufgestellt werden könnten, namentlich gedenke ich nicht auf die archäologische Seite einzugehen. Wenn schon auf das Einzelne hier nicht eingegangen werden kann, denn dazu müsste der Text vorliegen, so darf ich doch wohl eines anführen, was den Kern seiner Argumentation betreffen wird, wie ich hoffe. Die Argumentation ging davon aus, wenn ich richtig verstanden habe, dass die Forderung der einheitlichen Handlung gleichmässig für Tragödie und Epos gelte und in dieser Beziehung kein Unterschied sei. Aristoteles führt allerdings einen Unterschied in dieser Beziehung an, nämlich den, dass zwar beide Dichtungsarten eine Einheit haben müssen, keineswegs aber für beide mit gleicher Strenge diese Forderung gilt. Die Einheit des Epos ist die losere und daran knüpft sich auf der anderen Seite, dass dagegen der Umfang des Epos, nämlich der Umfang hinsichtlich dessen, was dargestellt wird, ein weiterer sein kann, indem mehrere einzelne Begebenheiten zu einer losen Einheit des Epos sich mit poetischem Rechte vereinigen

lassen, nicht aber zu einer strengeren Einheit des Dramas. Nun ist aber selbstverständlich, dass, wenn auch die Darstellung jeder einzelnen Begebenheit gedehnt oder gekürzt werden kann, doch immerhin hiefür ein ästhetisches Mass gilt und dass im allgemeinen wohl gesagt werden kann, wenn mehrere Begebenheiten dargestellt werden, so wird auch dadurch der äussere Umfang grösser. Daher verstehe ich die Aristotelische Forderung und Aristoteles Vergleichung so, dass sie allerdings auf die Dinge gehen, welchen die Einheit der Dichtung zukommt, hinsichtlich der vielen einzelnen Begebenheiten, die zu einer Einheit, der loseren oder strengeren Einheit einer Handlung verknüpft werden, und darauf beziehe ich nun auch die Forderung die auf die Zeit geht. Ich beziehe diese ganz nach der alt hergebrachten Deutung auf die Zeit des Dargestellten. Allerdings ist es ja wahr, dass die Tragödie, die griechische Tragödie sich bemüht, so sehr wie möglich nicht den Hörer zu nöthigen, wie Aristoteles sich ausdrückt, während ihres Verlaufs den Wechsel von Tag und Nacht sich vorstellen zu müssen; denn diese Vorstellung, an die Phantasie gestellt, hätte zu wenig natürliches und wäre darum nicht ästhetisch berechtigt. So verstehe ich die Stelle: Keineswegs braucht sich die Zeit der Darstellung und die Zeit des Dargestellten unbedingt zu decken, sondern in diesem Betracht kann der Phantasie etwas zugemuthet werden, z. B. dass es Tag, Nacht, früher Morgen sei, während thatsächlich heller Tag ist; allein es wollen in diesem Betracht gewisse Grenzen eingehalten werden und auf diese weist Aristoteles hin; unbedingt und ausnahmlos soll die Forderung nicht gelten, weil sie eine secundäre und nicht primäre ist; aber so weit wie möglich soll der Dichter sich bemühen, der Phantasie nichts Unnatürliches zuzumuthen.

Prof. Teichmüller: Ich habe mir hierauf nur noch eine kurze Bemerkung zu erlauben. Die Erklärungen des Herrn Prof. Ueberweg sind sehr interessant, in Bezug auf das was die ästhetische Theorie an und für sich betrifft, aber ich vermisse die Aristotelische Begründung. Was dunkel ausgedrückt ist, wäre durch klare Stellen, was kurz ist, durch ausführliche Stellen zu belegen; das ist mein Princip, an das ich appellire. Die Stelle, an welcher hier Aristoteles von *μῆκος* spricht, enthält nur ein Paar dunkle Worte *„ἔτι δὲ (διαφέρει ἡ τραγῳδία) τῷ μήκει"*, dagegen wird in keiner der übrigen klaren und ausführlichen Stellen auch nur mit einer Silbe von der Länge der erdichteten Begebenheit gesprochen, sondern *μῆκος* wird in allen späteren Stellen, und darüber ist die Meinung gar nicht im Zwiespalt, nur auf den äusseren Umfang bezogen. Und nach dem Princip, das ich vorher aufgestellt habe, glaube ich daher, dass keine Möglichkeit übrig bleibt, als diese Definition auch für das 5. Kapitel in Anwendung zu bringen.

Prof. Ueberweg: Ich bemerke dass ich schon in dem, was ich auf die Worte des Herrn Prof. Teichmüller geantwortet habe, mich *implicite* gegen den Vorwurf verwahrte, indem ich hinzufügte, dass wenn Aristoteles von der Fülle der Begebenheiten redet, was er öfters thut, daraus mit Nothwendigkeit auch eine gewisse äussere Länge folgt und dass somit immerhin *μῆκος* an dieser Stelle auf die aus dem Masse der Begebenheiten folgende Länge bezogen werden kann, ohne dass wir dadurch genöthigt sind auch die Forderung der Zeit auf die Länge der Darstellung, statt auf die Länge des Dargestellten zu übertragen.

Präsident: Ich dächte, wir verliessen das Feld einer anziehenden, jetzt aber schwer abzuschliessenden Erörterung; wofern nicht einer der Herren etwas hinzufügen will, was mit der Frage genau zusammenhängt. —

Ich ertheile nunmehr Herrn Professor Steinhart das Wort. Sein Vortrag wird auf Aphorismen über den gegenwärtigen Stand der Platonischen Forschungen sich beschränken.

Digitized by Google

Professor Dr. Steinhart:

Hochverehrte Versammlung! Es ist gewiss für unsere, angeblich der Philosophie und einer idealen Betrachtung göttlicher und menschlicher Dinge abgewandte Zeit ein bedeutungsvolles und hoffnungsreiches Zeichen, dass jene beiden Sterne, die nur selten der Menschheit mit vereintem Glanze geleuchtet haben, jetzt zugleich an dem Himmel unserer Wissenschaft stehen, Plato und Aristoteles. Es dürfte wol kaum bezweifelt werden, dass die an Umfang und Tiefe immer zunehmende Betrachtung und Würdigung dieser beiden Geistesheroen, die das stolze Hochgebirge der griechischen Philosophie so majestätisch abschliessen, auf die ganze Alterthumswissenschaft belebend und befruchtend eingewirkt hat und in immer steigendem Masse einwirken wird, da ja die ganze alte Kunst und Wissenschaft viel mehr, als man früher anzunehmen pflegte, von jenen philosophischen Ideen durchdrungen ist, die längst vor dem Auftreten der drei grossen Milesier in der Form des Mythus und des Symbols in Sage, Gesang und Bild das höhere Leben eines grossen Theils des griechischen Volkes beherrscht haben. Den meisten Gewinn freilich wird, wie das schon früher in ähnlichen Uebergangsperioden geschehen ist, die Philosophie selbst aus dem verjüngenden Genuss jener reichen Lebensquelle mit um so grösserem Rechte ziehen, da wir gerade ihr und ihrem kühnen Aufschwunge im Beginne unseres Jahrhunderts am meisten die Wiederbelebung und Förderung der platonischen und aristotelischen Studien zu einer seit Jahrhunderten nicht gesehenen Blüte verdanken. Denn so freudig wir alle das Verdienst Schleiermacher's, des grössten aller Schüler Plato's, als des Mannes anerkennen, der uns das Bild des alten Meisters in seiner ursprünglichen Schönheit und Herrlichkeit hergestellt hat, so wenig darf verkannt werden, dass ganz besonders Hegel durch den anregenden Einfluss seiner Vorträge den Anstoss zu jener tieferen, dem Aristoteles zugewandten Forschung gegeben hat, die jetzt die ihr vorangegangene platonische raschen Schritts einzuholen sich beeifert. Nun könnte es freilich scheinen, als ob unsere Gegenwart mit ihrer kühleren, mehr auf die gelehrten Kreise beschränkten Betrachtung der beiden grossen Philosophen noch weit zurückstände hinter dem mächtigen Enthusiasmus jener herrlichen Zeit des Wiedererstehens der klassischen Studien, wo ein von der platonischen Akademie der grossen Mediceer ausgehender schwärmerischer Platocultus strebende und reichbegabte Männer und Frauen aller Lebenskreise wie mit einer korybantischen Begeisterung erfüllte und zu den geistvollen Vorträgen eines Melanthon, Muretus, Camerarius und vieler Anderer über Plato und Aristoteles sich Hunderte von Zuhörern aller Stände und Lebensalter drängten, während jetzt, um von den beiden praktischen Facultäten zu schweigen, nicht nur die grosse Masse der jungen Theologen mit bequemer Selbstverläugnung sich fernhält von jenen Vorläufern der christlichen Theologie, sondern selbst die Philologen oft genug lieber flüchtig von ihrer Weisheit kosten, als sich ganz mit ihr durchdringen mögen. Aber wir werden doch auch nicht verkennen dürfen, dass gerade die objectivere Ruhe und Kühle einer weitumschauenden, dabei aber die Wärme der Begeisterung keineswegs ausschliessenden Betrachtung, zu welcher unsere Zeit herangereift ist, eine richtigere Würdigung der grossen Vergangenheit möglich macht, als jene unbedingte Hingabe, mit welcher man sich damals an das wiedererstandene Alterthum als ein noch immer gegenwärtiges und in der Gegenwart fortlebendes verlor, etwa wie Faust die aus dem Schattenreich zurückgezauberte Helena als eine nicht blos dem Geiste nach, sondern auch leiblich mitlebende Genossin zu besitzen wähnte. Und gewiss, je stolzer unser Jahrhundert sich des reichen Schatzes selbsterrungener Güter auf allen Gebieten des Lebens, der Kunst und Wissenschaft, besonders auch einer weit über den Gesichtskreis der alten Welt hinaus auf neuen Wegen zu neuen Zielen strebenden Philosophie rühmen

darf, desto reiner wird unsere Anerkennung des Dauernden und unsterblich Lebenden jener wunderbaren Geistesschöpfungen sein, an denen ja selbst das Vergängliche, durch Zeit und Raum Bedingte in Wort und Gedanken uns als ein wesentliches Glied eines grossartigen, von der höchsten Schönheit durchdrungenen Organismus mit unwiderstehlicher Gewalt zu immer neuer, liebevoller Forschung anregt. Da dürfte es nun für unsere Jahresversammlungen nicht unangemessen sein, von Zeit zu Zeit auf dieser rastlos dem höchsten, noch in weiter Ferne vor uns liegenden Ziele entgegenstrebenden Wanderung von geeigneten Ruhepunkten aus beides, die Windungen und Mühen des bereits durchwanderten und die Weite und Richtung des noch zu durchmessenden, an neuer Arbeit reichen Weges zu überschauen. Indem ich es nun unternommen habe Ihnen, geehrte Herren, heute in dieser Weise über den gegenwärtigen Stand der platonischen Forschungen zu berichten, bin ich mir einer doppelten, Ihre besondere Nachsicht fordernden Schwierigkeit meiner Aufgabe wohl bewusst. Ich soll in karg zugemessener Frist mit fast athemloser Hast ein weites und reiches Feld mit Ihnen mehr durchlaufen als durchwandern, wobei doch nur der springende Gang unvermittelter Aphorismen und Thesen übrig bleibt; sodann legt mir gerade die Freude, womit ich so manche mitstrebende, zum Theil sehr verschiedenen Standpunkten angehörende Genossen in Ihren Reihen sehe, die strenge Verpflichtung auf, meinem Widerspruch wie meiner Zustimmung auch nicht den leisesten Ton eines verletzenden Tadels oder eines nicht minder verletzenden Lobes beizumischen.

Ein vollständiger Bericht über den von mir erwählten Gegenstand würde fünf Gebiete umfassen müssen, zuerst den Zustand der Textkritik, sodann die jetzt wieder so drängend in den Vordergrund getretene Frage nach der Echtheit der unter Plato's Namen überlieferten Werke, ferner die mit unermüdlichem Eifer immer von neuem aufgenommenen Untersuchungen über die Zeitfolge derselben, viertens die durch die Erledigung dieser Vorfragen wesentlich bedingte und wieder sie selbst bedingende Interpretation, endlich die immer höher ansteigenden, auf jenen Grundlagen sich aufbauenden Darstellungen des gesammten Platonismus. Sie werden mir aber wol gern gestatten, im Hinblick auf die drängende Zeit, mich auf den zweiten und dritten der eben angedeuteten Punkte zu beschränken und auf die übrigen nur einen flüchtig streifenden Blick zu werfen.

Ihnen allen ist bekannt, dass F. A. Wolf, dessen Geist uns hier an der Stätte seiner vieljährigen, grossartigen Wirksamkeit besonders nahe tritt, schon früh den Plan zu einer Ausgabe des Plato gefasst hatte, auf den er im höheren Alter zurückkam, wie er selbst in den 1816 geschriebenen Worten bezeugt[1]), „möglich, dass einmal noch ich selbst oder ein künftiger ungestörter Ausführer meiner Plane Ursache finden wird, den betriebsamen Vorarbeitern zu danken, dass sie durch Zusammentragen des reichlichen Stoffes die Bahn zu einer Ausgabe ebneten, in welcher Platons Schriften dereinst als schöne Kunstwerke der Weisheit aufzustellen sind, rein und befreit von allem gröberen Bau- und Besserungsschutt, vor dessen Anfahrung die Musen mein Alter bewahren wollen."

Man mag sich vielleicht wundern, dass der grosse Mann sich in dieser Weise von den Arbeiten für Plato wie von einem völligen Neubruch ausdrückt zu einer Zeit, wo bereits Schleiermacher diese Studien in jene vollere und freiere Bahn gerufen hatte, die eben zu der Anschauung der platonischen Schriften als schöner Kunstwerke der Weisheit hinführen sollte,

[1]) F. A. Wolf, literarische Analekten, I. Band, Berlin 1817, Einl. S. X—XVI.

und wo der rastlose Immanuel Bekker eben mit dem ersten Bande seiner kritischen, damals noch nichts von dem in mühsamster Arbeit aufgeworfenen Bau- und Besserungsstoff mitschleppenden Ausgabe hervortrat, die freilich mehr durch die glatte Gleichmässigkeit eines lesbaren Textes mit seinem strenge durchgeführten Atticismus blendete, als auf festen kritischen Principien ruhte. Man mag auch die verletzende Härte bedauern, mit welcher Wolf über die vielversprechenden Anfänge des damals schon unheilbar erkrankten, allzufrüh der Alterthumswissenschaft entrissenen Heindorf aburtheilt; immer aber wird man ihm zugestehen müssen, dass er auch hier, wie auf verschiedenen anderen Gebieten des Alterthums, ein hohes, damals noch unerreichbares, eben deshalb aber den Wetteifer der besten Kräfte hervorrufendes Ideal aufstellte, an dessen Verwirklichung in der ihm vorschwebenden Reinheit und Vollkommenheit noch manche Generation wird zu ringen haben.

Am frühsten wurde der Grund zu einer befriedigenden, Bekker vielfach berichtigenden Textgestaltung gelegt, zuerst schon von Stallbaum, dann viel consequenter durch energischen Anschluss theils an den trefflichen Parisinus A, theils durch den nicht minder massgebenden Oxforder Clarkianus, dessen Varianten erst 1820 durch Gaisford veröffentlicht wurden, von Schneider, den Züricher Herausgebern und K. F. Hermann; gewiss aber würde Wolf, wenn er die Ausgabe der Republik des trefflichen Schneider erlebt hätte, in ihr wenigstens in der Textkritik sein Ideal einigermassen erreicht gefunden haben.

Ueber die Echtheit der unter Platos Namen gehenden Schriften glaubte man noch vor kurzem nach früheren Kämpfen endlich insoweit zum ruhigen Abschluss gekommen zu sein, als sich der Streit nur noch um einige geringere Dialoge leidenschaftlos bewegte, deren Annahme oder Verwerfung dem Bilde Plato's weder wesentliche Züge rauben noch entstellende beimischen konnte. Nun aber ist in der neuesten Zeit dies Behagen eines ruhigen Besitzes empfindlich gestört und ein neuer heisser Kampf herausgefordert, seitdem Ueberweg[1]) und noch kühner vordringend Schaarschmidt[2]) gerade jene Dialoge angefochten haben, die wir früher als die Grundlagen der platonischen Dialektik anzusehen und wegen ihrer ausserordentlichen Schärfe und Feinheit zu bewundern gewohnt waren. Nun steht es ja mir und gewiss auch den meisten unter Ihnen fest, dass der kaum begonnene Vertheidigungskampf um das bedrohte platonische Gut zu einem siegreichen Ende geführt werden wird; da es mir aber nicht geziemen

[1]) Ueberweg Untersuchungen über die Echtheit und Zeitfolge platonischer Schriften und über die Hauptmomente aus Plato's Leben, gekrönte Preisschrift, Wien 1861. — Ueberweg bestreitet dort nur die Echtheit des Parmenides, hat aber später, zuerst in dem Anhange seines Grundrisses der platonischen Philosophie, Berlin 1864, S. 97, sodann wiederholt in der zweiten Auflage seines Grundrisses der Geschichte der Philosophie des Alterthums, Berlin 1865, S. 101 seine Zweifel mit Schaarschmidt auch über den Sophisten und Politicus ausgedehnt, die er einem Schüler Plato's zuschreibt. — Vergl. meine Recension der Ueberweg'schen Schrift in der Zeitschrift für Phil. und phil. Kritik von Fichte und Ulrici, Band 51, Heft 2, S. 224—266.

[2]) C. Schaarschmidt, die Sammlung der platonischen Schriften, zur Scheidung der echten von den unechten untersucht, Bonn 1866. — In dieser Schrift wird das Ergebniss früherer Untersuchungen des Verf. über die Echtheit des Sophisten, Politicus und Kratylos (rhein. Mus. n. F. 18, S. 1—28. 19, S. 63—96. 20, S. 321—356. 1862—65), zusammengefasst und ergänzt durch die Verwerfung des Philebus, Euthydemos und Menon. Die beiden dialektischen Dialoge unternahmen zu vertheidigen Hayduk über die Echtheit des Soph. und Pol., Greifswald 1861 und Alberti, im Philolog. 3. Suppl. Band, 1. Heft Göttingen 1864, S. 107—132 und im rhein. Museum 1866, Heft 2, S. 180 u. f.

wurde, an diesem Orte vor Ihnen selbst in den Kampf einzutreten, so begnüge ich mich Ihrer Prüfung einige Sätze vorzulegen, in denen ich die Grundsätze, von denen die Beurtheilung der Echtheit der platonischen Schriften ausgehen muss, zusammengefasst und zugleich die Abwege bezeichnet habe, auf welche die Verkennung jener Grundsätze nothwendig führen muss.

Bei jeder Kritik müssen zwei Seiten der Betrachtung zusammenwirken, die juristisch-diplomatische, die durch Zeugnisse und andere Beweismittel den Thatbestand zu ermitteln sucht, und die frei combinirende. Keine der beiden kann der anderen entbehren; jene ohne diese erhebt sich nicht vom Boden zu freierer Umschau, diese ohne jene schwebt in der Luft und stürzt nach kurzem Fluge mit icarischem Fall. Blicken wir nun zunächst auf die Zeugnisse, die unser Urtheil über jene Frage bestimmen dürfen, so finden wir auf der einen Seite die schon von der alten Kritik einstimmig ausgesprochene, entschiedene Verwerfung von zehn angeblich platonischen Schriften, von denen fünf noch vorhanden sind und noch immer in den Ausgaben des Plato als Apokrypha fortgeführt werden[1]), auf der anderen das vollwichtige Zeugniss des Aristoteles für eine Reihe von Dialogen, des einzigen der überhaupt hier als Zeuge gelten kann, da die übrigen Zeitgenossen des Plato, deren Werke wir noch haben, seiner nie gedenken, von seinen anderen Schülern aber nichts Schriftliches auf uns gekommen ist. Hier liegt nun, insofern man diese Zeugnisse allein oder doch überwiegend berücksichtigt, die Gefahr einer doppelten Einseitigkeit nahe. Entweder wird alles, was nicht schon von den Alten verworfen und desshalb in die Trilogien des Aristophanes und in die Tetralogien des Thrasyllos aufgenommen war, trotz einzelner bereits im Alterthume auftauchender Zweifel unbedenklich als platonisches Gut angenommen und den Nachkommen vererbt; auf diesem Wege wandelten gemächlich jene Geschlechter, die auch auf anderen Gebieten gläubig an dem Phantom einer altbegründeten, unerschütterlichen Tradition hingen, und nicht einmal das skeptische achtzehnte Jahrhundert wagte an dem festen Bestande des platonischen Kanon zu rütteln, so dass sogar Richard Bentley[2]), nachdem er bereits den Trug vielfacher epistolographischer Fälschungen enthüllt hatte, noch mit grossem Eifer die Echtheit der platonischen Briefe vertheidigte, und F. A. Wolf[3]), der allerdings den Zweifel des Aelian am Hipparch sich aneignete[4]), die werthlosen, bereits von Thrasyllos angezweifelten Erasten angehenden Lesern des Plato dringend als eine vortreffliche propädeutische Schrift empfahl. Erst am Beginne unseres Jahrhunderts führten Schleiermacher und der jugendliche Böckh[5]), dessen Name für alle Zeiten neben dem Schleiermachers als eines Wiederbelebers der platonischen Studien glänzen wird, die ersten vernichtenden Schläge auf jenen Kanon, dessen morsche Zusammenfügung nun plötzlich der erstaunten Welt klar wurde. Oder zweitens, alle von Aristoteles gar nicht oder ungenügend beglaubigten Dialoge werden von vorn herein als verdächtig angesehen, und, wenn sie nicht eine andere genügende Legitimation mit sich

[1]) Eryxias, Axiochos, Demodokos, Sisyphos; der fünfte, Alkyon, den Phavorinus dem Leon zuschrieb (D. L. 3, 37), ist in Lucian's Schriften übergesiedelt.

[2]) R. Bentley opuscula, p. 39 und in den remarks upon a late discourse of free-thinking. II. p. 38.

[3]) F. A. Wolf Einl. zum Gastmahl, S. 88.

[4]) Prolegg. ad Hom. p. 154. — Vgl. Ael. var. hist. 8, 2.

[5]) Zuerst in seiner Erstlingsschrift: in Platonis qui vulgo fertur Minoem eiusdemque libros priores de legibus, Hal. 1806.

führen, schonungslos ausgewiesen. Diesen Weg haben Ueberweg und Schaarschmidt mit scharfer Einseitigkeit eingeschlagen, wobei sie allerdings eine auf der Analogie der echten platonischen Schriften beruhende Combination nicht ausschlossen, wo aber doch, da wieder die Echtheit in erster Linie eben durch jene Zeugnisse bedingt wurde, eine gewisse Bewegung im Kreise unvermeidlich war. Es ist Zellers[1]) und Ueberwegs[2]) Verdienst, das nach der verschiedenen Weise der Anführung des Platonischen verschieden abgestufte und verschiedene Wahrscheinlichkeitsgrade bedingende Gewicht der aristotelischen Zeugnisse einer eingehenden Prüfung unterworfen zu haben, wobei freilich eine erneute Betrachtung noch manches wird ergänzen oder umgestalten müssen. Am besten bezeugt sind die Republik, die Gesetze und der Timäos, da sie von Aristoteles wiederholt mit dem Namen sowol der Dialoge als des Plato angeführt und als platonische Werke bekämpft werden. Hiernach können wol, da über die beiden anderen sich nie ein Streit erhoben hat, endlich auch die Acten über die Echtheit der Gesetze als geschlossen betrachtet werden; denn wenn irgend einer, so musste Aristoteles, der achtzehn Jahre lang ein Schüler des alternden Meisters war, wissen, dass dieser damals an jenem grossartigen Werke arbeitete, und eine plumpe Nachfälschung desselben konnte gerade ihm am wenigsten entgehen. Desshalb hat auch Zeller seine frühere[3]), mit grossem Scharfsinn durchgeführte Verwerfung der Gesetze später[4]) ausdrücklich zurückgenommen, und selbst Schaarschmidt hat, aus Ehrfurcht vor einem solchen Zeugen, mit seinem revolutionären Angriff vor jenem scheinbar doch viel Unplatonisches enthaltenden Dialoge Halt gemacht. Wenn daher Ribbing[5]) jenen Einspruch nochmals erneuert hat, so werden wir doch wol lieber geneigt sein, einzelne Veränderungen in Plato's Tonart und Lehre uns gefallen zu lassen, als einen Zeugen, wie Aristoteles, zu verwerfen. Weniger schlagend ist der Beweis, wo der Stagirit entweder nur den Namen irgend eines Unterredners, wie des Sokrates, Kallikles, Gorgias, Phädros, Phädon nennt, ohne den Dialog ausdrücklich zu bezeichnen, oder den Dialog ohne Plato's Namen anführt, oder Plato nennt, ohne den Dialog anzugeben; denn im ersten Falle könnte er ja, namentlich bei Sokrates, auch an mündliche, noch in der Tradition fortlebende Aeusserungen desselben gedacht haben; im zweiten bleibt die Möglichkeit, dass der Dialog auch von Aristoteles nicht entschieden für platonisch gehalten wurde, so dass sein Zeugniss wol das Alter, aber nicht die legitime Herkunft desselben bezeugt; in diesem Falle sind namentlich der kleinere Hippias und der Menexenos; der letztere endlich schliesst nicht aus, dass der Zeuge mehr an mündliche Vorträge Plato's, auf die er ja auch sonst als auf *ἄγραφα δόγματα* sich beruft, als an seine Schriften gedacht habe. Wo indessen der Anführung eines Dialogs an anderen Stellen entweder die Angabe eines Gesprächsgenossen oder der Name Plato's ergänzend zur Seite tritt, da hat doch dies vereinte Zeugniss ein unverächtliches Gewicht, wie bei dem Phädon, Phädros, Gorgias, Menon, wo namentlich der letztere, vielfach angefochtene Dialog durch dasselbe in einer wenigstens die höchste Wahrscheinlichkeit begründenden Weise getragen wird. Dagegen müssen der Protagoras und die

---

[1]) E. Zeller plat. Studien, Tübingen 1839, S. 201—203.

[2]) Unters. S. 132—184.

[3]) Platon-Studien, S. 3—135.

[4]) Phil. der Griechen, 1. Aufl. Band 2, 1846, S. 317 f. 2. Aufl., 2. Band, 1859. S. 618 f.

[5]) Sig. Ribbing genet. Darstellung der plat. Ideenlehre, Leipzig 1863—64, Band 2, S. 150—190.

Apologie als unbezeugt gelten, da die aus ihnen mitgetheilten Aeusserungen auch auf des Sokrates eigene Rede zurückgeführt werden können; nicht minder bedenklich sind die vermeintlichen Zeugnisse für den Theätet, Sophisten, Philebos, die nur von platonischen Sätzen zeugen, aber unbestimmt lassen, ob sie der mündlichen Rede oder den Schriften entnommen sind. Dagegen sind nun besonders noch jene Stellen als in höherem Grade beweisende zu beherzigen, in denen Aristoteles auf platonische Gedankenreihen bestätigend, ergänzend, bestreitend eingeht, ohne den Philosophen zu nennen. So wird gewiss das Symposion durch jene Stelle der Politik[1]), wo der bekannte Mythos des Aristophanes im Auszuge mitgetheilt wird, zur Genüge beglaubigt, obwol es durch ἐρωτικοὶ λόγοι bezeichnet wird; gleiches gilt vom Lysis, Laches und Philebos, aus welchen, besonders aus dem ersten, grössere Gedankenreihen in gleichem Zusammenhange und mehrfach an Plato's Worte anklingend in die Ethik übergegangen sind[2]). In der Metaphysik wird vielfach an den Theätet angeknüpft, hier und da sind auch allerdings nicht ganz sichere Anklänge an den Euthydemos und Kratylos bemerkt worden. Als völlig unbezeugt bleiben also, ausser verschiedenen geringeren, von der neueren Kritik fast einstimmig aufgegebenen Dialogen übrig der Protagoras, Parmenides, Sophist, Staatsmann, Euthyphron, Kriton und Kritias, vielleicht auch Euthydemos und Kratylos. In der That sind es nun gerade die drei Dialoge Parmenides, Sophist und Staatsmann, zu deren Verwerfung sich Ueberweg und Schaarschmidt am meisten durch das Schweigen des Aristoteles bestimmen liessen, ein Schweigen, das allerdings bei dem Parmenides doppelt bedenklich erscheinen könnte, weil, wie es scheint, bei der sich durch alle aristotelischen Werke hindurchziehenden Polemik gegen die platonische Ideenlehre der Parmenides um so weniger übergangen werden durfte, da das bekannte Argument vom τρίτος ἄνθρωπος hier schon von Plato selbst gegen sich ins Feld gestellt und dem Eleaten in den Mund gelegt war[3]). Aber sofort tritt hier doch auch die Gefahr einer Ueberschätzung dieser Zeugnisse hervor, da, sofern man das Schweigen des Zeugen ohne weiteres einem Verwerfungsurtheile gleichstellt, dasselbe, könnte es in dieser Weise begründet werden, dann ja auch den noch unangefochtenen Protagoras mit gleichem Gewichte treffen würde, wie jene übrigen. Vielmehr müssen wir einerseits zugestehen, dass das ganze Verfahren doch ein unvollständiges bleibt, da uns ja viele aristotelische Schriften, unter ihnen auch das wichtige Buch über die Ideen, verloren sind; andererseits dürfen wir auch nicht übersehen, dass manche platonische Dialoge dem Aristoteles weder zur Beistimmung noch zum Widerspruch einen Anlass bieten mochten, wie nicht nur der Euthyphron, Kriton und Kritias wegen ihres geringeren philosophischen Gehaltes und der Protagoras, in dem doch immer noch das Sokratische vorherrscht, sondern auch der Staatsmann, auf welchen Aristoteles bei seiner politischen Polemik um so weniger zurückzugehen brauchte, da Plato denselben Gegenstand später viel reicher und umfassender in der Republik und den Gesetzen behandelt hatte.

Eine einseitige Combination kann auch ihrerseits einen doppelten Weg einschlagen, indem sie entweder an dem Unvollkommenen das Vollkommnere oder an dem Vollkommensten das Unvollkommene abmisst und das eine für platonisch, das andere für unplatonisch erklärt.

[1]) Pol. 2, 4.

[2]) Lysis, im achten und neunten Buche der nikomachischen Ethik, besonders 8, 2—5. Laches B. 3, 9—10. Philebos B. 10, 2—5.

[3]) Parmenides S. 132, a—e.

So ging man denn einerseits von den schon im Alterthum verworfenen Dialogen aus und verdammte mit diesen alle jene, die Platos Art und Kunst eben so entschieden verleugneten, die übrigen aber, die noch einige Spuren des echten Plato an sich trugen und für die sich in dem Organismus der platonischen Philosophie irgend noch ein Ort darzubieten schien, wollte man nicht geradehin verstossen; andererseits legte man die nach Inhalt und Form wichtigsten und vollkommensten zu Grunde und sprach dann frischweg über alle, welche diese Vollkommenheit nicht zu erreichen schienen, das Anathema aus. Nun sollte man glauben, dass doch jener aufsteigende und dieser absteigende Weg sich in der Mitte hätten vereinigen und zu demselben Ergebniss führen müssen, da doch immer das Unvollkommene nur an dem Vollkommeren und dieses an jenem erkannt wird; in der That aber waren die, welche von dem Vollkommenen ausgingen, schärfer und absoluter in ihren Forderungen, als die anderen, die sich auch gegen das minder Vollkommene immer noch tolerant genug erwiesen, weil es doch einige Stufen über dem Unvollkommensten stand. Dass bei beiden Betrachtungsweisen, wenn nicht objective Momente mitwirkend hinzugenommen wurden, die Kritik sich auf dem schlüpfrigen und schwankenden Boden eines subjectiven, bald mehr ästhetisch angeregten, bald mehr durch gewisse philosophische Richtungen bestimmten Gefühls bewegen und alles festen Halts entbehren musste, liegt am Tage. Diesen Charakter hatte sie besonders bei Ast, den sein Grundsatz, nur das Vollkommenste als platonisch anzunehmen, nicht nur zur Verwerfung jener kleineren, aber doch von platonischem Geiste zur Genüge durchdrungenen Dialoge, wie Lysis, Laches, Charmides, Apologie, Kriton, sondern auch des Euthydemos, des Menon und selbst, jenem entschiedenen Zeugnisse des Aristoteles gegenüber, der Gesetze verleitete. Wie wenig aber doch auf diesem rein subjectiven Wege die Wahrheit gefördert wird, zeigte sich bald darauf an einem anderen Beispiele; denn während Socher, ein Mann von gesundem Verstande und klarem Urtheil, mit Recht jenes seltsame Vorurtheil verspottete, das den Plato, gleich einem unsterblichen Gotte, über die Schranken und Entwickelungsgesetze der Menschheit zu erheben schien und ihm das Recht absprach, das wir allen grossen Künstlern willig zugestehen, von der höchsten ätherischen Höhe seiner Kunst vorübergehend in ein tiefer liegendes Gebiet hinabzusteigen, seine Tonart nach dem Gegenstande zu ändern oder auch wol einmal wirklich unter den Stimmungen des vielfach wechselnden Lebens hinter sich zurückzubleiben, verfiel er doch selbst einer ganz ähnlichen Subjectivität des Urtheils, indem er den Parmenides, Sophisten und Staatsmann verwarf, weil er in ihnen ein fremdartiges, unplatonisches Gepräge fand, wofür er dann wieder so dürftige Erzeugnisse, wie Theages und Kleitophon, sich als Jugendarbeiten, ja sogar die rohen Compilationen, die den Titel vom Gerechten und von der Tugend führen, als Skizzen und Vorstudien Plato's gefallen liess. Jener andere, und so zu sagen, mildere und duldsamere Weg wurde, seitdem einmal überhaupt eine platonische Kritik erwacht war, von keinem mit gleicher Subjectivität und Einseitigkeit verfolgt, obgleich er im Grunde für K. F. Hermann und dessen Nachfolger, ja sogar für Schleiermacher selbst den Ausgangspunkt bildete; denn immer mehr trat nun nach dem Vorgange dieses grossen Kritikers eine allseitige, in das Einzelne dringende, aber nicht engherzig bei diesem allein verweilende Erwägung aller jener Momente ein, die zu einer möglichst genauen Scheidung des Platonischen vom Unplatonischen führen konnten. Dabei wurde Schleiermachers im Anfange noch zögernd von der Tradition sich abwendendes und, wie er selbst sagt, alles gern zum Besten kehrendes Urtheil im Fortgange seines Werkes und besonders in der zweiten Auflage sicherer und einschneidender, so dass neben den beiden Alci-

Digitized by Google

biades, dem Kleitophon, den Erasten, dem Minos und Hipparch, auch der Ion und der grössere Hippias dem Unplatonischen angereiht, aber auch der kleinere Hippias nebst dem Menexenos nicht ohne Bedenken aufgenommen wurden. Ueber die Briefe erstreckte sich seine Kritik nicht. Mit einer viel weiter auf die Tradition zurückgehenden Milde liess K. F. Hermann willig den ersten Alcibiades und den grösseren Hippias nebst dem Ion wieder zu, weil er doch in ihnen mehr Platonisches fand als in den unvollkommensten Dialogen, stellte auch die anderen beiden vorher genannten gar nicht mehr in Frage und fand selbst in einigen Briefen noch eigene, durch unmittelbare Schüler veröffentlichte Worte des Meisters. Ich selbst bekenne allzu duldsam auf diesem Wege gefolgt zu sein, und getäuscht durch den in der That nicht geringen platonischen Schein z. B. den grossen Hippias anerkannt zu haben, während der Menexenos mit seinem völlig unphilosophischen Gehalt von mir schon damals entschieden verworfen wurde; gegenwärtig steht mir die Unechtheit beider, wie auch des ersten Alcibiades, ausser Zweifel, wogegen die Frage über den Ion, den kleineren Hippias und den neuerdings vielfach angefochtenen Euthyphron mir eine offene bleibt. Im ganzen ist dies auch die Ansicht meines Freundes Susemihl, und selbst Zeller, der in seinen vielfach eine neue Bahn brechenden platonischen Studien vor fast 30 Jahren die von Schleiermacher begründete Kritik mit eben so einschneidender Schärfe als gleichmässiger Würdigung des Philologischen und Philosophischen wieder aufnahm und dabei auch im Lysis, Charmides und Laches, besonders aber in den Gesetzen Plato's Geist und Form vermisste, ist später, ohne irgend etwas von der Entschiedenheit seiner Kritik aufzugeben, zu dieser mittleren, dem Plato gern eine theilweise Aenderung seiner Ansichten und jugendliche, noch der vollen Mannesreife entbehrende Anfänge gestattenden Betrachtungsweise zurückgekehrt, die im ganzen als die noch jetzt herrschende angesehen werden kann. Um so mehr musste das vorher erwähnte Verdammungsurtheil überraschen, das Ueberweg zuerst über den Parmenides, sodann im Einklange mit Schaarschmidt über den Sophisten und Staatsmann, der letztere endlich, vorläufig noch allein stehend, nicht nur über jene drei von Zeller wieder aufgenommenen kleineren ethischen Dialoge, sondern auch über den Menon, Euthydemos, Kratylos und sogar über den Philebos aussprach und so uns den Glauben an das Wunder einer nicht geringen Anzahl von Fälschungen zumuthete, die an Geist und Kunst doch nur um ein Geringes hinter dem grossen Meister zurückstehen würden. Offenbar ist hier, wenn auch mit grösserer Gründlichkeit und tieferem Eindringen in Sprache, Stil und Philosophie, das Ast'sche, alles, was Plato's Namen trägt, einseitig nur nach dem Vollkommensten messende Prinzip wieder aufgenommen und zugleich, wie wir sahen, ein übergrosses Gewicht auf das fehlende Zeugniss des Aristoteles gelegt. Wer zu möglichst sicheren Ergebnissen über diesen wichtigen Punkt gelangen will, wird eine doppelte Erwägung nicht ausser Acht lassen dürfen. Er wird einerseits allerdings von dem entschieden Platonischen ausgehend und sich ganz in Platos Geist versenkend mit gleich gewogenem Urtheil die Momente der Sprache, der Kunstform, der Tendenz, des Lehrinhalts erwägen und nur durch das vereinte Gewicht derselben sich zu einem entscheidenden Urtheil bestimmen lassen, ohne von dem Vorurtheil auszugehen, dass ein Plato, ohne zu werden und zu wachsen, immer auf gleicher Höhe müsse gestanden haben. Nicht, als ob nicht oft genug schon ein einziges jener Momente hinreichte, ein Verwerfungsurtheil zu begründen; nur dass man dabei sich fern halten muss von aller vorgefassten Meinung. Wenn z. B. aus dem vereinzelten Vorkommen aristotelischer Ausdrücke in gewissen Dialogen, wie ἑνάς im Philebos, auf eine nacharistotelische Entstehung desselben geschlossen wird, so ist dies offenbar ein

Fehlschluss, da ja nahe genug liegt, dass umgekehrt Aristoteles das Wort von Plato aufgenommen habe; oder wollte man auch den Theätet verwerfen, weil dort das ebenfalls von Aristoteles gern entlehnte *ποιότης* zuerst vorkommt? Wenn uns aber in den Briefen *πρᾶγμα* die Philosophie, *φύσις* die Physik, *ἐπιχείρησις* die philosophische Erörterung bezeichnet, wenn Gluth und Feuer als Bild der Leidenschaft gebraucht wird, was der älteren griechischen Prosa eben so fremd ist, wie der römischen und deutschen geläufig, wenn *πορεύεσθαι* mit einem eben so der Prosa fremden Bilde den Lebenswandel bezeichnet, und um ein kleinstes zu nennen, wenn *μή τι δή* ohne vorangehende Negation vorkommt, so ist sogleich der Genosse der Alexandrinerzeit entlarvt[1]). Eben aber auch die Briefe sind reich an unausgeführten, sich in einander verlaufenden Perioden und breit umschreibenden Wendungen, während im Sophisten und Staatsmann das Zurücktreten der stilistischen Kunst sowol durch den Zweck jener Dialoge als durch das eigene gährende Ringen des Denkers mit dem Ausdruck des Gedankens, die bequeme Lässigkeit, die theilweise Dunkelheit des Ausdrucks und das poetisch gefärbte Pathos im Philebos und am meisten in den Gesetzen wiederum theils durch den Zweck, theils durch das gern allerlei hineingeheimnissende und in bald pathetischer, bald bequemer Breite sich ergehende Alter des Philosophen erklärt wird. Die antiplatonische Tendenz tritt in den Erasten und dem Kleitophon, die unplatonische in der Epinomis, dem Theages und den Briefen sofort zu Tage, während Parmenides, Sophist, Staatsmann, Philebos fast unentbehrliche Glieder in dem stufenweise sich entwickelnden System Plato's sind und einzelne scheinbare Widersprüche mit anderen Dialogen bei näherer Betrachtung theils verschwinden, theils aber durch den Fortschritt des Denkers erklärt werden. Die unplatonische, ja sogar unsokratische Ansicht von der Tugend, mit welcher der Menon abschliesst, ist doch nur ein Schein und wird durch den Hinblick auf Plato's oft verkannte Ironie und durch einige klar auf die wirkliche Absicht hindeutende Stellen völlig zerstreut[2]). Der Euthydemos und Kratylos ergeben sich bei näherer Betrachtung bald genug als integrirende Theile der platonischen, im Theätet zum Abschluss gekommenen Lehre vom Wissen. Wenn man im Parmenides, Sophisten, Philebos Aristotelisches gefunden hat, so ist dies theils nur scheinbar, theils, wo es wirklich vorhanden ist, wird es doch gewiss durch die Aufnahme platonischer Gedanken durch Aristoteles genügend erklärt; oder wo bliebe da wol der Theätet, dem doch verschiedene der wichtigsten logischen und psychologischen Sätze des Aristoteles, ja selbst die Elemente der Kategorieen angehören? Der Mangel alles philosophischen Gehaltes und die dürftige Leere des einrahmenden, bäurische Spässe an die Stelle attischer Feinheit setzenden Dialogs verdammt den Menexenos, die falsche Stellung des Sokrates zum Alcibiades, im Verein mit der stümperhaften Dialektik, den grösseren Dialog dieses Namens, die bei mancher täuschenden Nachahmung plump und bis zum Uebermass karikirende Darstellung den grösseren Hippias, die geistlose, von absoluter Ignoranz zeugende Compilation die Gespräche vom Gerechten und der Tugend, während Lysis, Charmides, Laches hinter dem jugendlichen Ueberschwellen der Form über den Gedanken doch dem scharfen Beobachter eine Fülle echt sokratisch-platonischer Weisheit zeigen. Zweitens aber darf die Kritik nicht bei der Negation stehen bleiben, sondern muss sie durch die Position ergänzen. Hier ist das grosse Vorbild der Baur'schen Kritik der neutestamentlichen Schriften, mag man nun ihre Ergebnisse annehmen

[1]) Vergl. meine Einl. zu den Briefen, Band 8 der Werke Plato's., S. 291, 294, 390.
[2]) Vergl. meine Einl. zum Menon, Band 2 S. 116.

Digitized by Google

oder verwerfen, noch lange nicht genug befolgt worden; denn während dort an die Stelle des zerstörten Organismus sofort ein neuer gesetzt wurde, hat man sich bei der Verwerfung platonischer Schriften leichthin mit den dürftigen Kategorieen einer entweder spielenden Nachbildung oder trügerischen Fälschung aus Gewinnsucht begnügt, während es doch der Kritik gar nicht erlassen werden kann, ihre Combination auch über den Verfasser, die Abfassungszeit, die Tendenz und den Geist der angeblich untergeschobenen Schrift auszudehnen. Man würde dann bald finden, dass Werke, wie Parmenides, Sophist und Staatsmann, oder auch Kratylos und Philebos, Meister der platonischen Kunst und Lehre voraussetzen würden, wie die Geschichte sie nirgends nennt; denn man wird doch wol weder an Speusippos oder Xenokrates, von deren Schriften wir genaue Verzeichnisse haben, noch mit Ueberweg an ein Glied der sogenannten neueren Akademie denken wollen, deren Schüler wol dem bequemen Vorbilde ihrer Meister Karneades und Arkesilaos nicht bloss in ihrem Skepticismus, sondern auch in dem Verzicht auf alle Schriftstellerei gefolgt sein werden; am allerwenigsten wird man doch jene Werke einem Aristoteliker oder gar einem Stoiker zuschreiben wollen, da beide Schulen sofort ihren Jünger, wenn er wirklich, man weiss nicht recht wozu, den nachbessernden Platoniker spielen wollte, an deutlichen Spuren verrathen haben würden. Vielleicht wird folgende kurze Zusammenstellung der wirklich unechten Dialoge nach Zeit und Tendenz ihrer Zustimmung nicht ganz entbehren. Der Menexenos ist das Werk eines dem Plato nahestehenden Sokratikers, vielleicht seines sehr zur Betheiligung an öffentlichen Dingen hinneigenden Bruders Glaukon, wie Ueberweg ansprechend annimmt, und konnte deshalb leicht durch Irrthum in Plato's Werke kommen; gleiches würde von dem kleineren Hippias gelten, wenn wir ihn nicht lieber als eine Jugendschrift dulden wollen. Der erste Alcibiades und der grössere Hippias sind vielleicht schon zu Plato's Zeit entstandene, mehr oder weniger gelungene Nachbildungen seiner Darstellungsweise und Werke von Platonikern, der zweite Alcibiades und die Erasten von Cynikern, welcher letztere Dialog nebst dem Kleitophon zugleich eine polemische Tendenz gegen Plato klar hervortreten lässt. Die Epinomis ist, wie schon im Alterthum angenommen wurde, eine Schrift des Philippos von Opus, der dadurch die scheinbar unvollendeten, von ihm herausgegebenen Gesetze ergänzen wollte. Späteren Jahrhunderten gehören der wundersüchtige Theages, der halb sokratische halb stoische Eryxias und der von stoisirender Rhetorik durchdrungene und zugleich alexandrinischer Gelehrsamkeit den höchsten Preis der Weisheit zuerkennende Axiochos an. Verschiedene Briefe verrathen deutlich das Bestreben, dem Plato eine schon an Neuplatonismus anklingende Geheimlehre zuzuschreiben. Besonders aber tritt bei einer Reihe solcher Fälschungen, wie sie der Grieche ja zu allen Zeiten geliebt hat, die Tendenz hervor, zu der Zeit der macedonischen und Diadochenkönige den Plato als einen Vorkämpfer des monarchischen Prinzips erscheinen zu lassen; so der Hipparch und Minos, Sisyphos und Demodokos und wieder, wenn auch nicht alle in gleichem Sinne, die acht ersten Briefe, während der dreizehnte den Cyclus wie ein lustiges Satyrspiel abschliesst.

Ueber die **Zeitfolge** der platonischen Schriften besteht noch immer ein prinzipieller und deshalb schwer auszugleichender Gegensatz der Ansichten. Man hat vielfach gefragt, ob genauere Bestimmungen über diesen Punkt überhaupt nöthig und ob sie möglich seien; denn Ueberflüssiges oder Vergebliches wird man doch nicht unternehmen dürfen. In Beziehung auf die erste Frage hat man gemeint, dass die platonische Philosophie, wenn auch an sich selbst wohlgegliedert, doch, wie jede echte Philosophie nicht durch Zeit und Raum bedingt sei. Wer aber gibt uns doch das Recht, den Philosophen so ganz aus den allgemeinen

Bedingungen herauszustellen, an denen alles menschliche Leben und Wirken hängt, auch das reinste und vollkommenste? und wenn man freudig Forschungen über das Leben grosser Dichter und Künstler begrüsst und gern ein jedes ihrer Erzeugnisse nach Zeit, Ort und Gelegenheit genau bestimmt wissen möchte, wenn man oft genug gesagt hat, der wahre Dichter dichte sein Leben und lebe seine Werke, so wird man wol auch einer so gewaltigen Dichternatur, wie Plato, gern durch alle Entwickelungen seines Lebens bis zur höchsten Stufe seiner Wissenschaft und Kunst folgen wollen. Aber können wir dies thun, ohne in leere Phantasien und subjective Combinationsspiele zu verfallen? Allerdings fehlen uns hier zwei höchst wesentliche Momente, die eigene Aussage des Schriftstellers und vollwichtige Zeugnisse der Zeitgenossen. Denn bekanntlich lässt Plato nie sich, sondern fast immer den Sokrates und dessen Genossen oder Gegner reden, so dass die Zeit der fingirten Unterredung und der Abfassung oft weit genug auseinander fällt, und nur jene seltenen Anachronismen, die hier und da ihm in der Uebereilung entschlüpfen, wie jener bekannte im Symposion[1]), geben uns spärliche, immer noch ziemlich ungenügende Anknüpfungspunkte. Von Zeugnissen aber liegt eigentlich nur das des Aristoteles vor[2]), dass die Gesetze nach der Republik geschrieben seien; denn die unverbürgten Anekdoten über die Zeit des Lysis[3]) und Gorgias[4]) oder gar die haltlose Conjectur, dass der Phädros des Philosophen erstes Werk gewesen sei[5]), wird doch Niemand als Zeugnisse annehmen. Dennoch wird uns auch hier die zusammenwirkende Betrachtung des genauern, zweimal sogar offenbar trilogischen Zusammenhangs der Dialoge, ihres vielfachen Ineinandergreifens und ihrer Wechselbeziehungen, ihrer verwandten oder verschiedenen Kunstform, des Wachsens und Wandelns der philosophischen Gedanken nach und nach zu Ergebnissen gelangen lassen, die nicht allzu sehr hinter der Wahrheit zurückbleiben. Nur über die Art, wie, und den letzten Zweck, zu welchem die Combination diese Momente zu verwenden habe, gehen die Ansichten nach zwei entgegengesetzten Richtungen auseinander; man nimmt den Plato entweder schon im Anfange seiner schriftstellerischen Laufbahn als einen im wesentlichen fertigen Denker und erblickt in der Folge seiner Schriften einen früh entworfenen methodischen Plan, ohne dabei eine gewisse Fortentwickelung der Form von jugendlich überströmender dichterischer Fülle zu männlich reifer Klarheit und Harmonie auszuschliessen, oder man lässt den Philosophen sich nach und nach von rein sokratischen Anfängen durch den Einfluss bildender Reisen und geistesverwandter Freunde und allmälige Aneignung und Assimilation früherer philosophischer Richtungen zu der Höhe seines ihm eigenthümlichen Standpunktes heranbilden und in seinen Schriften diese Entwickelungsstufen gewissermassen als Selbstbekenntnisse niederlegen. Das erste Prinzip, das wir das methodische nennen mögen, wurde mit grossem Scharfsinn von Schleiermacher durchgeführt, der aber doch, weil nicht alle Schriften sich in den von ihm angenommenen Plan einfügen wollten, gerade einige der bedeutendsten Dialoge, wie Gorgias, Symposion, Gesetze, als Nebenschriften von der methodischen Folge auszuschliessen sich genöthigt sah. Die Grundlage dieser Ansicht war die unbegründete Voraussetzung, dass Plato schon als etwa zwanzigjähriger Jüngling seine ganze Weltansicht, etwa wie der jugendliche Schelling, ahnungsvoll voraussehend die Reihe seiner Schriften begonnen habe. Während nun Männer wie Böckh, Brandis, Ritter mit einzelnen Modificationen denselben Weg verfolgten, machten zuerst Socher und Stallbaum die mit dem

[1]) Die Anspielung auf die im Jahr 385 über Mantineia verhängte Massregel des διοικισμός p. 193 a. [2]) Polit. II, 3. [3]) Diog. Laert. 3, 35. [4]) Athen. 11, p. 505. [5]) D. L. 3, 38.

methodischen Princip völlig unvereinbare Thatsache geltend, dass in einer Anzahl von Dialogen die Ideenlehre noch nicht vorhanden sei und dass eine allmälige Entwickelung der Philosophie in der Folge der Dialoge klar hervortrete; sie wurden dadurch Vorläufer des zweiten Prinzips, des genetischen, das Hermann durch die ganze Reihe der platonischen Schriften, die ihm ein Bild seiner Lebensschicksale waren, durchzuführen suchte. Dabei ist merkwürdig, dass gerade Schleiermacher, der Freund und Geistesverwandte von Niebuhr und Savigny, hier den construirenden, Hermann, der doch von den Einflüssen der Hegel'schen Philosophie nicht unberührt geblieben war, den genetisch entwickelnden Weg der historischen Schule für den richtigen hielt. Einen ganz selbständigen Weg, der aber doch ein Abweg war, wandelte Munk [1], indem er in der Folge der Schriften nur die Absicht erkannte, ein Lebensbild des Sokrates von seinem ersten Jünglingsstreben bis zum Tode darzustellen. Wesentlich im Einklange mit Susemihl bin ich selbst mit manchen Modificationen dem genetischen Wege gefolgt [2], habe mich dabei aber, hierin von Hermann abweichend, bemüht, auch in den frühesten Dialogen schon die Anfänge des eigenthümlich Platonischen, in allen aber einen in sich zusammenhängenden Organismus und einen sich stetig fortentwickelnden Lehrgehalt nachzuweisen. Andrerseits hat Zeller, ursprünglich mit selbständigem Urtheil von Schleiermacher ausgehend, sich mehr und mehr dem genetischen Prinzip genähert. Ueberweg endlich suchte eine mittlere Stellung zwischen beiden zu gewinnen, wurde aber doch bald mehr zu der genetischen Anschauung herübergezogen. Eine wirkliche Vermittelung kann doch allein aus dem innersten Kern des Platonismus, aus der treuesten Auffassung der gediegenen Einheit des platonischen Geistes gewonnen werden, der sich einerseits, wie kaum je ein anderer, in stetiger Folge fortentwickelt hat, andererseits auf seinen verschiedenen Entwickelungsstufen die gewonnenen Wahrheiten in grösseren, bald eng zusammengeschlossenen, bald loser aneinander gereihten Gruppen von Dialogen darzustellen suchte. Seine sämmtlichen Schriften sind, wie er selbst im Phädros den Zweck der Schriftstellerei bestimmt, *ὑπομνήματα* [3]), Erinnerungen, nicht blos für die Wissenden an das bereits lernend Aufgenommene, sondern auch für den Schriftsteller selbst als Denkzeichen und Zeugnisse seiner eigenen Geistesentwicklung, etwa wie Kuno Fischer Schiller's philosophische Schriften Selbstbekenntnisse genannt hat. Stellen wir uns nun in den Mittelpunkt des Platonismus, in die Ideenlehre, so finden wir hier bereits vom Aristoteles [4] eine Genesis derselben angedeutet in den Worten, dass Plato in seiner Jugend zuerst durch Kratylos vertraut geworden sei mit der Heraklitischen Ansicht, dass alles Wahrnehmbare im ewigen Flusse und daher von demselben kein Wissen möglich sei; später habe er dann von Sokrates gelernt, zunächst für ethische Dinge allgemeine Begriffe zu bilden und Definitionen zu finden, und so erkannt, dass nicht die Sinnenwelt, das immer Wandelnde und Wechselnde, der Gegenstand des Wissens sein könne, sondern alle Wahrheit habe er nur in jene allgemeine Begriffe verlegt und diese **Ideen** genannt und gelehrt, dass alles Wahrnehmbare nur Wahrheit habe durch Theilnahme an diesen Ideen. Nehmen wir nun aus andern aristotelischen Stellen und aus Plato's eigenen Darstellungen hinzu, dass die Ideen ihm eben nicht blos allgemeine Begriffe blieben, sondern objektive, substantielle, von der Sinnenwelt ganz gesonderte, doch aber diese ganz allein begründende und zu einem wenn auch nur

---

[1]) **Munk**, die natürliche Ordnung der platonischen Schriften, Berlin 1857. [2]) **Susemihl**, genetische Entwicklung der platonischen Philosophie, Leipzig, 1855—1860. [3]) Phädros p. 276, d. [4]) Metaphys. I, 6.

scheinbaren und vorübergehenden Bestande bringende Realitäten waren, so haben wir hier die Grundzüge jener grossartigen Entwickelung zugleich des platonischen Geistes und seiner Philosophie, deren Denksteine für uns seine von unsterblichem Leben erfüllte Schriften sind. Schwegler hat die drei Hauptperioden in Plato's Leben nicht übel als seine Lehr-, Wander- und Meisterjahre bezeichnet. So finden wir ihn denn nun in den Lehrjahren noch ganz in den Lehren des Sokratismus, indem sich die Ideen noch nicht aus den allgemeinen Begriffen als gesonderte, höhere Existenzen herausgeschält haben, doch aber bereits alles zu dieser Entwickelung hindrängt. Wenn wir von dem ganz vereinzelten und vielleicht nicht einmal platonischen kleineren Hippias absehen, so begegnet uns hier aus den Jahren, die zunächst dem Tode des Sokrates voransgingen, zunächst eine jugendlich lebensvolle, von gleichem Geiste erfüllte und in ganz ähnlichen Kunstformen ausgeführte, wenn auch nicht streng äschyleisch verbundene Trilogie von Dialogen über ethische Probleme, Lysis, Charmides, Laches, in denen doch bald hier bald dort schon ein Hinausgehen über Sokrates hervorbricht. Der Protagoras fasst dann als Centralwerk der ersten Periode die sokratische Tugendlehre als eins mit dem Wissen überhaupt, ebenfalls schon mehrfach der Ideenlehre zustrebend, zusammen, aber noch ist weder das eigentliche Wesen der Ideen gefunden, noch das Wort. Darauf führen ihn nach dem Tode des geliebten, grossen Meisters die Wanderjahre zuerst nach Megara, dann nach Kyrene und Aegypten, endlich nach Grossgriechenland und Sicilien; doch lagen zwischen den einzelnen Reisen Ruhepunkte mühsam ringender Arbeit und kunstvoller Darstellung der gewonnenen Erkenntnisse. Unmittelbar nach jenem erschütternden Ereigniss fasst er noch einmal zuerst plastisch in der Apologie und dem Kriton, dann theoretisch im Euthyphron und Gorgias das Bild des frommen, weisen, gerechten Mannes zusammen; im Euthyphron taucht ihm zuerst die Idee als das wahre Selbst der Dinge auf, im Gorgias scheiden sich ihm für immer die Wege des Wissens und der Meinung, der Wahrheit und des sinnlichen Scheins. In Megara sich in die grossartige eleatische Philosophie versenkend, später in Grossgriechenland mit hochsinnigen und hochstrebenden Pythagoreern sich befreundend, findet er nun die lange gesuchte Wahrheit aller Dinge in den Ideen. Drei vorbereitende Dialoge bringen uns dieser Erkenntniss näher und näher, Euthydemos, Menon und Kratylos, eine gleich jener früheren nicht eng geschlossene, aber doch sichtbar verbundene Trilogie. Das Wissen wird im ersten dieser Dialoge als ein von sophistischer Trugweisheit streng zu scheidendes, im zweiten als ein schon in der Präexistenz der Seele begründetes, also dem Menschen der Anlage nach angeborenes, im letzten als ein selbst über die doch mehr dem Sinnenschein folgende Sprache erhabenes nachgewiesen. Im Kratylos wird uns auch zuerst das Wesen der Ideen als die allein alle Wahrheit enthaltende Welt des Seins klar ausgesprochen[1]). Hier greift sofort eine von Plato selbst bezeichnete, fest zusammengefugte Trilogie ein, die eigentlich eine Tetralogie werden sollte, aber, wie mir scheint, durch ein nicht streng zu ihr gehörendes Zwischenglied unterbrochen wird. Es gilt zuerst den ewigen Fluss des Heraklitismus aus der Geisterwelt zu verbannen und in die Sinnenwelt zu verweisen, sodann aber auch die starre unbewegliche Einheit der Eleaten in Fluss zu bringen. Das erste geschieht im Theätet, jenem Elementarbuche aller wahren Philosophie, das durch den Nachweis, dass das Wissen weder Wahrnehmung noch Vorstellung noch blosse Verstandesreflexion sei, für immer den unerschütterlichen Grund einer wahren Erkenntnisslehre gelegt hat. Das

[1]) Kratylos p. 439. 440.

zweite und dritte Glied dieser Trilogie sind Sophist und Staatsmann. Ehe Plato aber diesen Bau vollendet, dringt er im Parmenides in die feste Burg des Eleatismus ein, zeigt, wie die Einheit als Idee gedacht nothwendig die Vielheit begründen und ebensowenig ohne diese zu denken sei als diese ohne jene und sucht die nun in voller Klarheit vor ihm stehende Ideenlehre gegen Einwürfe seiner megarischen Freunde zu sichern. Später, vielleicht erst nach der Heimkehr, vollendet er die Trilogie; der Sophist stellt für alle Zeiten den Unterschied der Philosophie von der Sophistik fest und ergänzt den Parmenides durch die Darstellung, wie in den Ideen Einheit und zugleich Vielheit sei, indem er ihre vielfachen Verknüpfungen durch die fünf Stammbegriffe Sein, Identität, Differenz, Ruhe, Bewegung nachweist und aus diesen höchsten Prinzipien Parmenides mit Heraklit vermittelt. Aber noch sind ihm die Ideen wirkliche, vernünftige, sich selbst und alles Andere bewegende Lebensmächte, schöpferische Gottesgedanken. Im Staatsmann erscheint denn auch der wahre Staat im Gegensatz sophistischer Staatskünstelei als ein von den höchsten Ideen durchdrungenes Werk des Wissens. Das vierte Glied war bestimmt, den Philosophen selbst in seiner Reinheit darzustellen, ist aber von Plato nie geschrieben worden. Nun endlich beginnt er in den Gärten der Akademie seine grossartige, fast vierzigjährige Lehrthätigkeit. Das erste Jahrzehnt derselben wird durch eine vierte, wieder loser verbundene, aber doch bestimmt angedeutete Trilogie ausgefüllt, in der unvergleichlichen Schönheit und Reinheit ihrer Form die herrlichste unter allen, Phädros, Symposion, Phädon. Hier sind nun die Ideen nicht mehr das bewegt Bewegende; um sie ganz sicher zu stellen gegen den Fluss des Daseins werden sie als unwandelbare, unbewegte, überweltliche Realitäten dargestellt, aber die von ihnen durchdrungene Trägerin und Begründerin alles Lebens ist die Seele, die ewig bewegte und bewegende, ewig schöpferische Vermittlerin der Ideen- und Sinnenwelt. Wie die Menschenseele in dem seligen Leben vor der Geburt die ewigen Ideen schaute und dann von ihrer Höhe gesunken durch Liebe und Begeisterung wieder zum Ewigen emporringt, lehrend aber und lernend durch die Kraft der wahren Dialektik jenes Ewige in sich befestigt zu dauernden Gestalten, zeigt der Phädros; das Symposion, wie das gegenwärtige Leben des Menschen eben durch jene ideale Liebe und durch das Erfülltsein der Seele mit den höchsten Ideen Glanz, Würde und Bedeutung gewinnt und nach allen Seiten hin ihr unsterbliches Leben sichert; der Phädon endlich, wie die unzertrennliche Verbindung der Seele mit der Idee des Lebens ihrem höhern und reinern Theil, der hier schärfer als im Phädros von dem niederen, der Sinnenwelt zugeneigten geschieden wird, ein ewiges Fortleben verbürgt, das in demselben Grade ein reineres und seligeres sein wird, in welchem schon hier die Seele sich ganz den Ideen und ihrer das Wissen wie das Handeln reinigenden und verklärenden Kraft hingegeben und der fliessenden Sinnenwelt wie mitten im Leben sterbend abgesagt hat. In das nächste Jahrzehnt, der regsten nur zweimal durch vergebliche Reisen an den Tyrannenhof von Syrakus unterbrochenen Lehrthätigkeit, fällt die fünfte, wieder ausdrücklich angekündigte und daher fest in sich verknüpfte Trilogie; auch sie war ursprünglich zu einer Tetralogie bestimmt und sollte die reinsten Erkenntnisse in einem Zusammenhange erschliessen, wie er dem Denker auf dem Höhepunkte seiner Forschung sich über die ganze Fülle des Daseins Licht verbreitend darstellte. In der Republik wird nebst dem Bilde eines ganz nach der Idee der Tugend construirten und von Wissenden, die durchaus in der Welt der Ideen leben, regierten Staates zugleich die unendliche Vielheit der alles Dasein beherrschenden Ideen zurückgeführt auf die allumfassende Einheit einer über allem sinnlichen Dasein nicht nur, sondern auch über der gesammten Geisteswelt stehenden höchsten

Idee, auf die des Guten, die als Sonne der Geisterwelt sowol alle Ideen zum Lichte der Erkennbarkeit erhebt, als auch mit ewig schaffender Kraft sie selbst und durch sie, weil alle Wahrheit des Einzelnen nur in ihnen ist, alle Dinge hervorbringt: gewiss nichts anderes als die Idee Gottes selbst. Die Dialektik ist hier die Königin aller Wissenschaften, aber zwischen ihr und der Wahrnehmung liegt das Gebiet der *διάνοια*, der den Geist zu den höchsten Bekenntnissen reinigend vorbereitenden mathematischen Wissenschaften. Wie sich nun diese Idee in der Welt, dem seligen Gotteskinde, schaffend bewährt, Alles nach sich selbst, also nach dem Guten zweckerfüllend gestaltet, wie die Seele in ihrer Doppelbewegung das leiblich geistige Dasein des Menschen mit seinen Tugenden und Mängeln bewirkt, wie das Auseinandertreten der Einzeldinge durch den unendlichen, immer mit neuen Formen sich erfüllenden, an sich völlig nichtigen Raum, diese Bastardidee, bedingt wird, stellt der Timäos in einem grossartigen Mythos dar, da dieser geheimnissvolle Uebergang der Ideen in die Erscheinung sich der dialektischen Betrachtung entzieht. So baut sich ein grosser, alles Dasein umfassender, von der Idee des Guten getragener, göttlicher Weltstaat auf. Das dritte, nur als Bruchstück vorhandene Glied der Trilogie, der Kritias, sollte dann das wirkliche, in der Urzeit schon dagewesene Kunstwerk des vollkommenen Staates in einer ebenfalls mehr mythischen als geschichtlichen Darstellung schildern. Das vierte Glied, der Hermokrates, der das Bild eines schon in der Gegenwart zu realisirenden, dem vollkommensten möglichst nahekommenden Staates entwerfen wollte, ist unausgeführt geblieben, aber der Gedanke im letzten Jahrzehnt des greisen Denkers in den Gesetzen in der bedeutendsten Weise durchgeführt. Zugleich aber trat nun auch durch pythagoreische Einflüsse eine letzte, wenn auch ihr Wesentlichstes nicht berührende Wandlung der Ideenlehre ein. Das Element der unbegrenzten Vielheit, das bisher dem Aussereinander des Raumes oder, wenn man will, einer freilich ganz abstrakten Materie angehörte, wird in die Ideen selbst verlegt, die ja von vorn herein schon in mündlicher Menge gedacht werden mussten, aber die Vielheit wird überall, wie bei der Zahl, durch die Einheit zusammengehalten und von einer höchsten allumfassenden Monas getragen; so wird die Zahl Symbol der Idee und diese selbst wol ideale Zahl genannt. Von dieser letzten Wandlung legt der Philebos, den wir durch aristotelische Mittheilungen über Plato's mündliche Vorträge ergänzen dürfen, Zeugniss ab. Die Gesetze aber, das immer noch an Geistesblitzen überreiche, aber in bequemer und fast nachlässiger Breite sich ergehende Werk des Greisenalters, führen uns von dem höchsten Standpunkt des auf Ideen gegründeten Staates herunter zu einem in der Wirklichkeit sofort zu realisirenden, von dem Gesetze als dem Ausdruck der höchsten Vernunft beherrschten; zugleich nehmen die höchsten Erkenntnisse hier vom beschaulichen Alter eine entschieden religiöse Färbung an, und wie Goethe sagt, dass auf der Greise Haupt sich gern selige Dämonen niederlassen, so entwirft Plato's ahnungsvoller Geist hier die, nur vorübergehend einmal durch den Dualismus der Weltseele getrübten Grundzüge einer gereinigten und auf festen sittlichen Grund gebauten Religionslehre.

Für die Interpretation des Plato ist Vieles geleistet, das Grössere bleibt noch zu leisten; denn selbst die sprachliche Erklärung hat sich noch zu wenig über die rhetorische Kunst der in den einzelnen Dialogencyklen immer wieder anders gestalteten Periodik und über die unerschöpfliche Fülle neuer Worte und Wortbedeutungen verbreitet, viel aber wird noch die gewöhnlich sogenannte ästhetische und noch mehr die philosophische Erklärung nachzuholen haben.

Eine reiche Segensfülle von Darstellungen aber hat sich über den Platonismus selbst in seinem Zusammenhange ergossen. Auch hier trennt sich der systematische Weg von dem genetischen. Auf dem erstern bemerken wir mit Freude ein immer höheres Aufsteigen von einer subjektiven, mehr reflectirenden Auffassungsweise, wie sie bei dem Kantianer Tennemann und noch, wenn auch in gemindertem Grade, bei Ritter vorherrscht, zu der trefflichen, in objektivster Ruhe gehaltenen Darstellung des unvergesslichen, ebenfalls in diesem opferreichen Jahre zu seiner Ruhe eingegangenen Brandis und der noch erschöpfenderen in Zellers völlig umgearbeitetem grossem Werke, das uns zugleich den Beweis gibt, dass ein festes Beharren auf einem entschiedenen philosophischen Standpunkte zuletzt doch, wenn die rechte Methode hinzutritt, die reine Auffassung des Geschichtlichen mehr fördert als hemmt. Den genetischen Weg schlug am entschiedensten Susemihl ein, welchem zum Theil, doch das Genetische mit dem Systematischen zu vermitteln strebend, Michelis[1]) und Heinrich v. Stein[2]) in seinem noch unvollendeten, grossartig angelegten Werke folgten, wobei freilich zu bedauern ist, dass jenem nicht selten der Standpunkt einer strengen katholischen, diesem aber einer nicht minder strengen protestantischen Orthodoxie die reine Anschauung des Platonischen und überhaupt der alten Philosophie verdunkelt. Ribbing endlich in seiner genetischen Darstellung der platonischen Ideenlehre lenkt im Grunde von dem genetischen Wege, den er gehen zu wollen scheint, ganz in den methodischen zurück.

Noch immer, meine Herren, kann und muss Plato's Geist, wenn wir von dem Zeitlichen und Vergänglichen absehen, das auch an die höchsten Betrachtungen sich überall anheftet, lebenskräftig und zu neuem, begeisterten Streben anregend unter uns fortwirken, indem er dem herrschenden Materialismus gegenüber die Herrschaft idealer, nach den vernünftigsten Zwecken wirkender Lebensmächte geltend macht, dem trostlosen Pessimismus einer bekannten Philosophie die Idee des höchsten Guten entgegensetzt, aus welcher im Gesammtleben der Natur und des Geistes nur Gutes hervorgehen kann, eine andere noch mehr verbreitete Philosophie von der Zersplitterung der philosophischen Wissenschaft zur ungetheilten Totalität des Wissens zurückführt, indem er auch an den Staat die immer dringendere Forderung der höchsten Vernünftigkeit stellt und nach Schleiermachers Vorbilde die Philosophie in die ihr allein gemässe Form einer wenn auch nicht dialogisch gehaltenen, aber doch den lebendigen Process der Gedankenbildung darstellenden Dialektik kleidet. Plato verhält sich, um mit Goethe's herrlichen Worten[3]) zu schliessen, zu der Welt wie ein seliger Geist, dem es beliebt einige Zeit auf ihr zu herbergen. Er bewegt sich nach der Höhe, mit Sehnsucht, seines Ursprungs wieder theilhaftig zu werden. Alles was er äussert, bezieht sich auf ein ewig Ganzes, Gutes, Wahres, Schönes, dessen Förderung er in jedem Busen aufzuregen strebt.

Dieser interessante Vortrag hatte, wiewohl er auf Aphorismen sich beschränkte, die der zweiten öffentlichen Sitzung zugemessene Zeit fast erschöpft. Der Präsident bemerkte daher dass jener zwar einen reichen Stoff für Discussionen biete; wenn man aber erwägen

---

[1]) Michelis die Philosophie Platons in ihrer innern Beziehung zur geoffenbarten Wahrheit, Münster 1859—60.

[2]) v. Stein Vorgeschichte und System des Platonismus, Göttingen 1862—64.

[3]) Farbenlehre, Werke, Band 53, S. 84.

wolle, wie bestritten viele der darin berührten Punkte seien, und welchen Zuwachs an abweichenden Ansichten uns die in neuester Zeit zuströmenden Schriften über Themen, die bald den Namen der Platonischen Frage verdienen könnten, bereits zugeführt haben, so dürften selbst kurze Besprechungen einiger ausgewählter Controversen ein erhebliches Zeitmass fordern. Nun aber sei die Mittagstunde herangerückt und das Verlangen nach Ruhe nicht abzuweisen. Das Bedürfniss einer Pause wurde von der Versammlung anerkannt. Hiermit schloss die zweite öffentliche Sitzung um 1 Uhr.

Der Nachmittag wurde bei günstigem Wetter von einheimischen und auswärtigen Theilnehmern zu lohnenden Ausflügen am Saalufer benutzt. Weiterhin bot den Musikfreunden einen seltenen Genuss die sorgfältig geleitete Aufführung des Gluckschen Tonwerks Orpheus und Eurydice. Der Abend vereinigte zahlreiche Festgenossen in den weiten Räumen des Stadt-Schiessgrabens auf Einladung der städtischen Behörden. Dort erfreuten sie sich der geschmackvollen und gefälligen Bewirthung, zum Theil bis in die Frühstunden des nächsten Tages, in behaglicher Stimmung: viele werden gewiss der daselbst verlebten angenehmen Stunden noch lange sich gern erinnern.

Dritte allgemeine Sitzung,

Donnerstag, den 3. October 1867. Anfang 10¼ Uhr.

Zuerst erhielt Herr Hofrath Prof. Urlichs, der einen Vortrag über den Tempel des Zeus in Olympia angekündigt hatte, das Wort.

Ueber den Tempel des Zeus in Olympia.

Zu einem ausführlichen Vortrage über den Tempel des Zeus in Olympia, meine hochverehrten Herren, wäre es ja wohl an der Zeit, und es würde auch dazu das Material sehr ausreichend sich darbieten, Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Es wäre an der Zeit, wenn eben die Zeit da wäre. Ich würde Sie ermüden, wenn ich die Gestalt des Baues, seinen bilderreichen Schmuck, seine Statuen Ihnen von neuem beschreiben wollte; dies liegt nicht in meiner Absicht, sondern ich werde mich, indem ich alles das, was die neueste Forschung ins Klare gebracht hat, als bekannt voraussetze, nur auf einen einzelnen Punkt in diesen meinen Mittheilungen beschränken, von dem ich glaube, dass er sich sehr kurz abmachen lässt, dass er evident ausgeführt werden soll, dass die Folgen, die sich daraus ergeben, ausserordentlich wichtig sind.

Nämlich man ist bis jetzt, und das sind die Folgen der Irrthümer bedeutender Männer, die oft ebenso nachhaltig fortwirken, wie ihre wahren Entdeckungen, entweder ohne weiteres auf die von O. Müller in seiner berühmten Abhandlung *de Phidiae vita* ausgesprochene Ansicht eingegangen, dass der Bau des Tempels des Zeus in Olympia eine Folge des Sieges gewesen sei, welchen die Eleer Ol. 52 gegen die unter Anführung des Königs Damophon von

Sparta gegen sie ins Feld getretenen Pisaten davon getragen hatten; oder man ist, wenn man dieser Meinung nicht unmittelbar beitrat, mit einer gewissen Scheu daran vorüber gegangen. Ich nehme einzelne Historiker aus. Aber von den Archäologen, wenigstens von den neuesten, glaube ich mit ziemlicher Sicherheit zu wissen, so von Bursian[1]) und Brunn,[2]) dass sie der O. Müllerschen Ansicht im wesentlichen beipflichten. Diese Ansicht geht dahin: Nachdem die Eleer die unter Anführung des Damophon ihnen gefährlich entgegengetretenen Pisaten besiegt hatten, verwandten sie die Beute dieses Krieges, um daraus den Tempel des Olympischen Zeus zu erbauen. Sie verwandten, oder mit andern Worten, sie liessen sie liegen, denn so sagt O. Müller p. 25: *Eleos illam pecuniam quodammodo sacram habuisse et ad sacros usus deposuisse.* Sie haben 150 Jahre wenigstens die aus dieser Beute sich ergebenden Summen unbenutzt liegen lassen und endlich, man weiss nicht aus welchen Gründen, zu welcher Zeit, in welcher Absicht, sie aus diesem Verwahrsam herausgenommen und daraus den Tempel des Zeus gebaut. Und andere (wie Bursian) sind der Meinung gewesen, man habe den Bau des Tempels alsbald nach jenem Siege angefangen, dann wäre er aber mit einer exemplarischen Langsamkeit betrieben, so dass man erst nahezu 140 Jahre später, um die 86. Ol. damit fertig gewesen ist. Dies ist etwas Unerhörtes in der griechischen Baukunst, dass man einen Bau, wenn man ihn angefangen hatte, so lange Zeit liegen liess. Freilich wo politische Gründe einwirkten, mochte es wol vorkommen, dass ausnahmsweise an einem Tempel nicht weiter gebaut wurde. Aber selbst der weit grössere Tempel in Ephesos wurde doch wenigstens in 120 Jahren fertig, und zwar unter erschwerenden Umständen äusserer und innerer Streitigkeiten; wir kennen die Namen der verschiedenen dabei betheiligten Architekten. Aber in Elis herrschte tiefer Friede und von dem Tempel des Olympischen Zeus, dem berühmten nationalen Heiligthume wissen wir nichts, als dass ihn ein einheimischer Künstler, der Eleer Libon gebaut hat (Paus. V, 10, 3), und dass er gebaut worden ist, wie Pausanias V, 10, 1 ausdrücklich berichtet: *ἐποιήθη δὲ ὁ ναὸς καὶ τὸ ἄγαλμα τῷ Διὶ ἀπὸ λαφύρων, ἡνίκα Πῖσαν οἱ Ἠλεῖοι καὶ ὅσον τῶν περιοίκων ἄλλο συναπέστη Πισαίοις πολέμῳ καθεῖλον,* der Tempel u n d die Statue wurden dem Zeus errichtet von der Beute, als die Eleer Pisa und die übrigen Periöken, welche mit den Pisaten abgefallen waren, im Kriege unterwarfen.

Diese beiden Zeugnisse des Pausanias, dass Libon der Architekt des Tempels gewesen sei, und die Zeitangabe desselben Schriftstellers sind die Substrate von O. Müller's Ansicht. Es ist ein hohles, ganz unmögliches Substrat; denn *ἡνίκα* heisst doch wol nicht 140—50 Jahre nachher, sondern zu der Zeit, als die Pisaten von den Eleern besiegt wurden, und ebenfalls brauche ich nicht zu beweisen, dass man es nicht mit *ἀπὸ λαφύρων* verbinden darf, sondern dass es einfach heisst, der Tempel wurde gebaut, als die Pisaten besiegt wurden. Also mit jenen 140 Jahren ist es nichts. Die Eleer haben die Beute nicht jenem alten, sondern einem anderen, spätern Kriege entnehmen müssen, der mit der Aufstellung der Bildsäule durch Phidias möglichst gleichzeitig war. Diese einfache Wahrnehmung hat O. Müller nicht gemacht, es sind diejenigen, welche später gefolgt sind, wenigstens nicht eindringend genug darauf eingegangen; ja es hat sogar, und dies veranlasst mich hauptsächlich zu der heutigen Mit-

---

[1]) Allg. Encyklopädie 82 S. 400.

[2]) Gesch. d. griech. Künstler 2 S. 326. So auch wie es scheint, Duncker Gesch. d. Alterth. II, 597. Dagegen im wesentlichen richtig ältere, z. B. Siebenkees, T. zu Olympia S. 8.

theilung oder Frage an Sie, Brunn in der trefflichen Abhandlung „über das Alter der Aeginetischen Bildwerke" S. 4 den Schluss ziehen wollen, wenn der Bau des berühmten Tempels in Olympia so langsam vor sich gegangen ist, dass man den Tempel aus der Beute eines Ol. 52 erfochtenen Sieges erbaute, den Giebelschmuck aber während der Anwesenheit des Phidias um Ol. 86 ausführte, was wollen wir dann an den 12 Olympiaden in Aegina so grossen Anstoss nehmen; was kann es bei dergleichen Dingen auf 12 Olympiaden mehr oder weniger ankommen? Es ist aber immer gerathener, die historisch äusserlich fixirbaren Punkte zum Ausgangspunkte einer Untersuchung zu wählen, welche dann vor- und rückwärts ihre Resultate verspricht, selbst auf die Gefahr eines Irrthums hin, der freilich bei dem Versuch vereinzelte Notizen zu verknüpfen nicht ausbleiben kann. Hier ist sie nicht zu fürchten. Wir haben nämlich — denn die Negation oder Widerlegung der Müllerschen Ansicht ist gleich im Vorlesen der Stelle des Pausanias gegeben — die verwickeltere Frage nach dem positiven Gehalt der Notiz zu beantworten, die Frage, was ist das für ein Sieg, wann haben die Eleer die Pisaten und alle, mit denen sie abgefallen waren, im Krieg sich unterworfen? Liest man die Stelle bei Herodot IV, 148, so ist die Frage leicht beantwortet, nur muss man das Wort Pisa durch andere Worte erklären. Herodot spricht in jener Stelle von der Einwanderung des Theras und der Minyer überhaupt in Elis und sagt, sie hätten sich gewandt ἐς *Παρωρεήτας καὶ Καύκωνας*, hätten sie aus dem Lande vertrieben, also aus dem südlichen Theile von Elis, sich selbst und ihr Gebiet in 6 Theile gegliedert und hätten folgende Städte gebaut: Lepreon, Makiston, (Phrixa oder) Phrixae, ich bitte Sie, blos den letztern Namen behalten zu wollen, Pyrgon, Epion und Nudion; und nun fährt der Geschichtschreiber fort: *τούτων δὲ τὰς πλεῦνας ἐπ' ἐμέο Ἠλεῖοι ἐπόρθησαν*, von diesen genannten Städten sind die meisten von den Eleern zu meinen Lebzeiten *ἐπ' ἐμέο* zerstört worden. Bringen wir die Lebzeiten des Herodot mit dem Bau des olympischen Tempels, mit dem Künstler Phidias und andern, die daran betheiligt waren, zusammen, so sehen wir, dass sie gleichzeitig sind.

Es fragt sich nun, was ist *ἐπ' ἐμέο*? Es kann ein Zeitraum sein, der sich über 60 bis 70 Jahre erstreckt. Wenn wir vom Jahre 484, dem muthmasslichen Geburtsjahre Herodot's heruntergehen zunächst auf die Perserkriege, und wenn wir versuchen hier zu entscheiden, ob nicht innerhalb dieser Zeit oder bald nach den Perserkriegen wirklich ein solcher Krieg in Elis geführt worden ist, der eine bedeutende Erhebung von Seiten der Eleer und eine bedeutende Bereicherung derselben durch Kriegsbeute zu Stande gebracht hat, so ist die Frage wieder eine sehr leichte, aber nur auf einem Umwege zu beantworten. Sie erinnern sich sämmtlich des verheerenden Krieges, der Ol. 95, 3 von Sparta aus im Interesse der Triphylier, Lepreaten und andrer Städte gegen die eigentlichen Herren in Elis, gegen die Eleer oder die nördlichen Bewohner der Landschaft geführt worden ist. Sie wissen, dass nach fruchtlosem Widerstande die Eleer genöthigt wurden, die von den harten Siegern ihnen auferlegten Bedingungen anzunehmen, das heisst, sie mussten mehrere Städte als unabhängig erklären, Städte, die theils in Triphylien gelegen waren, theils nicht in Triphylien, sondern nördlich davon; und unter diesen letztern, welche sich entweder unmittelbar südlich vom Alpheios oder nördlich und nordwestlich befanden, sehen wir insbesondere dieses Phrixae, das ich Ihrer Aufmerksamkeit eben empfohlen hatte, liegen. Hierfür zeugt natürlich nicht die Stelle des Herodot, sondern das Zeugniss Xenophons tritt erweiternd und bestätigend hinzu. Wir finden darin einige Namen von Städten mehr. Xenophon sagt Hellen. III, 2, 30, dass die Spartaner unabhängig machten erstlich den östlichen Grenzstrich des Landes Lasion und die Akroreier, zweitens

die triphylischen Städte Phrixae (so auch bei Polyb. IV, 77) und die nördlich vom Alpheios und südlich davon gelegenen Orte Epitalion, Letrinoi, Marganeis und wie sie weiter heissen, wurden sämmtlich unabhängig, und es wurde dergestalt Elis, das Land der eigentlichen Eleer, zurückgeführt auf seinen alten Bestand, das heisst auf das Land der Eleer, mit einer einzigen Ausnahme, mit der Vorstandschaft über den Tempel in Olympia. Die Eleer erklärten vergeblich, sie hätten längst diesen Landstrich durch das Recht der Eroberung erworben (*ἐπιληίδας γὰρ ἔχοιεν τὰς πόλεις* Xen. Hell. III, 2, 23), es seien Beutegegenstände. Es half ihnen dieser Einwurf nichts; nur die Oertlichkeit von Olympia wurde ausgenommen, und die Hauptstadt Elis durch einen schmalen Landstrich mit diesem Olympia weiter verbunden; deswegen, wie Xenophon sagt, weil die Spartaner glaubten, dass diejenigen, welche auf die Vorstandschaft in Olympia Anspruch machten, blosse Bauern seien (*νομίζοντες τοὺς ἀντιποιουμένους χωρίτας εἶναι καὶ οὐχ ἱκανοὺς προεστάναι*). Also Ol. 95, 3 war die Eroberung im frischen Andenken; die Eleer bewahrten ihren Anspruch, die Bauern waren ausgeschlossen, blos aus dem Umstande, weil sie Bauern waren, von der Vorstandschaft des olympischen Tempels, und so wurde sie jenen reservirt. Combinirt man diese Berichte, so sieht man, dass die Stellen bei Herodot und Xenophon sich aufs wünschenswertheste ergänzen. Die Eleer haben erobert erstlich die Pisatis Ol. 50, zweitens Triphylien, nicht ganz, denn wir wissen, dass Lepreon, wenn es auch tributpflichtig war, doch eine halbe Unabhängigkeit bewahrte, die später zu dem verderblichen Kriege führen sollte. An der Schlacht von Plataeae nahm es noch selbständig Theil und erhielt auch später seine Ansprüche aufrecht. Doch ist wahrscheinlich die Auferlegung einer jährlichen Abgabe von 1 Talent, welche die Eleer für ihre gegen die Arkader geleistete Hilfe von den Lepreaten erhoben (cf. Thuc. V, 51) eine Folge des Krieges, wenn sie nicht in unmittelbarem Zusammenhange damit stand. Es war also derselbe Prozess in Elis vor sich gegangen wie in Argolis. Wie die Argeier Mykene und Tiryuth zerstörten, annektirten die Eleer, nachdem sie ihre Hauptstadt (Herodot. VII, 72) gegründet hatten, den Süden ihres Landes; aber Triphylien nicht allein; denn von den von Herodot genannten Städten und Orten lag Phrixae undzweifelhaft in der Pisatis.[1]) Nun hatten auch früher schon mit den Pisaten zusammen die Makistier und nördlich vom Alpheios die Dyspontier gegen Elis gekämpft (Paus. 6, 23), und dass später Ol. 95, 3 die nordwestlich vom Alpheios liegenden Gegenden mit den Pisaten feindlich gegen die Eleer auftraten, hat uns Xenophon gelehrt. Es haben also mehrere Aufstandsversuche stattgefunden, von denen der letzte bald nach den Perserkriegen zu Lebzeiten Herodots mit der Unterwerfung der Pisaten, das sind jene *χωρῖται* oder Bauern, geendigt hat. Es lässt sich daher kein Unterschied finden zwischen der Stelle des Pausanias V, 10 und der des Herodot. und der Krieg bei Pausanias und Herodot ist also identisch. Nur dass sich bei Pausanias die Abweichung findet, dass bei ihm Pisa und die Periöken von Pisa ausdrücklich genannt werden. Aber der Unterschied ist unwichtig, denn der Ort war keineswegs verschwunden. Wenn man von älteren Gewährsmännern absieht, wenn man den Pindar nicht erwähnen, den Herodot nicht anführen will, der II, 27 die Entfernung nicht von Athen nach Olympia, sondern von Athen nach Pisa misst, so mache ich nur auf die allerletzte Entdeckung aufmerksam, auf die Inschrift des Dionysos-Theaters in Athen, wo noch in der hadrianischen Zeit der *φαιδυντὴς* der Priester des

[1]) Pausan. VI, 21. 5. Bei Polyb. IV, 77 wird es zu Triphylien gerechnet, weil der Pisatis überhaupt keine Erwähnung geschieht.

Zeus nicht der olympische, sondern der ἐκ Πίσης genannt wird und also wol auch seinen Platz in Pisa gehabt haben wird. So war für die Oertlichkeit Pisa der eigentlich klassische Name und mit seiner bekannten Gelehrsamkeit hat Pausanias Pisa genannt, anstatt die Bauern zu nennen, die auf der Stelle von Pisa wohnten. Drehen wir die Sache um, so ist die Congruenz und Identität wieder vollkommen erwiesen. Also Xenophon nennt Phrixa unter den von den Eleern eroberten Orten; diese Eroberung fand zu Herodots Lebzeiten statt; Phrixa gehörte zur Pisatis, und die Pisaeer machten, auch als sie Bauern waren, ihre alten Ansprüche geltend. Wenn also alle Periöken von Pisa abfielen und unterworfen wurden, so geschah dies zu derselben Zeit, als nach Herodots Zeugniss Phrixa zerstört wurde.

Ich nehme also als sicher an, zur Zeit des Herodot, zu seinen Lebzeiten wurde jener Krieg geführt, dessen Erfolg die Gründung des Tempels in Olympia ist. Ich muss nun aber die weitere Frage beantworten, wann zur Zeit des Herodot, wann zu seinen Lebzeiten?

Sie ist sicher zu beantworten, wenn man von bestimmt datirbaren Weihgeschenken im Tempel zu Olympia ausgeht. Wir haben unmittelbar nach der Schlacht bei Plataeae aufgestellte Weihgeschenke in Olympia, die ich nicht aufzählen will, welche im Freien standen, das heisst in jenem heiligen Bezirk des Zeus, der durch den Altar die alte Ehrfurcht bezeichnete. Aber nach den Perserkriegen haben wir sehr bald ein ganz bestimmtes Datum, welches in meinen Augen die Vollendung des Tempels dokumentirt. Als die Lakedämonier die Schlacht bei Tanagra Ol. 80, 3 gewonnen hatten, setzten sie, als Zehent der Beute, ein künstliches Weihgeschenk, bestehend aus zwei vergoldeten Kesseln aus einem Schilde und darüber einer Nike, wie Pausanias V, 10, 4 sich ausdrückt, auf die Dachenden und in die Mitte an dem Giebel d. h. die Nike in die Mitte zwischen die Akroterien. Auf die Akroterien konnten sie aber blos ein Weihgeschenk setzen, wenn der Tempel bis zu dieser Höhe gediehen war. Also mit vollkommener Sicherheit lässt sich annehmen, dass bald nach der Schlacht bei Tanagra Ol. 80, 4 oder Ol. 81, 1 der Tempel fertig war, wenn wir auch den Schmuck des Giebelfeldes abrechnen.

Bedenken wir auf der andern Seite, dass unmittelbar nach der Schlacht bei Plataeae noch kein Werk im Innern des Heiligthums aufgestellt war und Herodot ausdrücklich in seine Lebzeiten jenen Krieg fallen lässt, dessen Frucht der Tempel war, so ergibt sich daraus, dass gegen das Ende der Perserkriege oder rund von Ol. 75 bis 80 der Tempel gebaut sein muss. Wir dürfen aber nicht annehmen, dass unmittelbar nach Ol. 75, 2 oder 3 der Tempel gebaut werden konnte, denn (das ist das einzige, was ich muthmasslich aussprechen muss) es ist diese Frucht, der Tempelbau, und ebenso der Sieg, welcher vorhergegangen ist, nicht ausser Zusammenhang zu lassen mit der Concentration, welche sich in Elis selbst dokumentirt durch den Synökismus der Eleer. Das erste, was sie thaten, war, weil ihre Führer in der Schlacht bei Plataeae zu spät angekommen waren, die Vernichtung der aristokratischen Häuser, also die Demokratisirung des Landes, nicht blos auf ihre eigne Macht sich dabei verlassend, sondern auch gestützt auf das freundschaftliche Verhältniss mit Sparta, welches erfüllt war von Eifersucht gegen die Arkader. Der Krieg gegen die Arkader scheint beide Mächte, Sparta und die Eleer zusammengeführt zu haben. Die Lepreaten ergaben sich freiwillig in die tributpflichtige Abhängigkeit von Elis, um gegen die Arkader von diesen Hilfe zu erlangen. Die Schlacht aber, in der die Lakedämonier über Tegea siegten, muss zwischen Ol. 75, 2 und 78, 2 gefallen sein, weil Simonides, der in dem letztern Jahre starb, ein Epigramm auf die

gefallenen Tegeaten machte[1], der Sieg bei Dipaia im mainalischen Felde wahrscheinlich ins folgende Jahr. Die Demokratisirung des Landes scheint aber vollständig vollzogen worden zu sein in der 77. Ol., vielleicht 77, 2. Die Concentration in Elis hatte jedoch eine starke Reaction der unfreiwillig gehorchenden Elemente hervorgebracht, und der Krieg, der vor Ol. 80 vollendet ist, hängt unmittelbar zusammen mit der Demokratisirung, er hängt auch wahrscheinlich zusammen (doch dies kann ich ebenfalls nicht mit voller Sicherheit annehmen) mit den Waffenerhebungen in Arkadien. Da die Arkader vor Ol. 78, 2 besiegt wurden und die Pisaten und andere Staaten überhaupt sich gern an Arkadien anlehnten, so dürfen wir wol vermuthen, dass eben jener Synökismus die Periöken zur Unzufriedenheit und gestützt auf die Freundschaft der Arkader zum Abfall veranlasste, was zum guten Theil mit zu den Schlachten bei Tegea und Dipaia geführt haben mag. Wir wissen ja auch aus Thucydides, wie schon bemerkt, dass die Lepreaten ein Talent jährlicher Abgabe zahlen mussten, weil sie von den Eleern gegen die Arkader geschützt waren, und dass die Arkader, die sich auf die sich auflehnenden Staaten in Elis stützten, temporär die Vorstandschaft des Tempels in ihre Hand bekamen.

Was ich nun glaube behaupten zu dürfen, ist: der Bau des Tempels ist Ol. 77, 3—4 angefangen, als Frucht eines Ol. 77, 2 oder etwas später erfochtenen Sieges, und er ist im wesentlichen Ol. 80, 3—4, mit derselben bewundernswürdigen Energie und Raschheit concipirt, fortgeführt und vollendet worden, womit gleich darauf der Parthenon und später die Propyläen gefördert wurden, und Libon der Eleer tritt ebenbürtig dem Iktinos nicht allein in der Construktion, sondern auch in der Durchführung seines Planes zur Seite. Ja wenn man den Plan des um wenige Jahre ältern Tempels in Olympia mit dem des jüngern in Athen vergleicht, wird man die grössere Originalität, den Preis der Erfindung dem Tempel in Olympia beimessen. Wir wissen ferner, dass der Künstler nicht blos einheimisches Material zum Bau verwendet hat, sondern auch ausländisches; so bezeugen die Dachziegel aus pentelischem Marmor, der aus der Gegend von Attika zugeführt war, den Verkehr mit Athen. Wenn wir nun also diesen Umstand als vorläufiges Resultat uns merken wollen, dass der Tempel in Olympia Ol. 80, 3 fertig geworden ist, so werden wir zweitens eine Bestätigung dieses Resultats aus einer kurzen Musterung der im Vorhofe des Tempels aufgestellten Weihgeschenke entnehmen können, wie sie Pausanias V, 12, 8 aufführt. Es gibt deren gar nicht viele. Die ehernen Pferde unter Lebensgrösse der Kyniska sind offenbar eine Wiederholung der grösseren im Freien aufgestellten Wagengruppe (Paus. V, 12, 5 vgl. mit VI, 1, 8). Die ausserordentliche Auszeichnung, dass sie noch einmal und zwar im Pronaos des Tempels geweiht werden durften, erklärt sich durch das Ansehen des Bruders der Siegerin, Agesilaos, welcher Ol. 95, 3 König wurde. Aelter war ohne Zweifel das Weihgeschenk eines Barbaren, das deswegen kein uraltes zu sein brauchte, wozu es u. A. Mommsen röm. Gesch. I 142 zu machen scheint, das von dem etruskischen Könige Arimnos[1]) in den Tempel geschickt worden war, ein

---

[1]) Nr. 103 und 104 Bergk. Nach O. Müller Dor. I 188 dem Simonides namentlich das erste Epigramm abzusprechen, sehe ich keinen Grund, und auf das Treffen bei Laodikion (Thucyd. IV, 134) passt der von Bergk beanstandete Schluss des zweiten auch nicht recht.

[1]) Die Variante Arimnestos ist aus einer Verwechselung mit einem griechischen Namen entstanden. Die Endung entspricht dem Lar Tolumnius in Veji, dessen Namen man leider ebensowenig hier vermuthen darf wie den scherzweise von mir genannten Consul Herminius in Rom.

Thron, ohne Zweifel von Erz. Bedenkt man nun, dass die etruskischen Erzarbeiten, Trompeten, Schalen und alles mögliche Hausgeräth gerade im 5. Jahrhundert v. Chr. in Griechenland ebenso geschätzt und beliebt (Soph. Aiax 17, Kritias fr. 1, 7—8) waren, wie die griechischen bemalten Thongefässe in Etrurien, z. B. in dem 396 v. Chr. zerstörten Veji, so wird man dies undatirte Kunstwerk füglich der Zeit zuschreiben dürfen, welche in dieser Kunstgattung sich auszeichnete. Ueber welche Stadt der etruskische König herrschte, welche sich beeilte dem neuen Tempel die erste Gabe darzubringen, ist natürlich auch nicht vermuthungsweise zu bestimmen, aber die Thatsache, dass die Kunde des Neubaues früh nach Etrurien gelangte, ist durch die Lebhaftigkeit des Handelsverkehrs sehr erklärlich. Das dritte Stück, der Dreifuss für die Siegerkränze[1], beweist nichts: er wurde bis zur Verfertigung des prachtvollern Tisches, also bis zur Anwesenheit des Kolotes, gebraucht. So viel ist also sicher: unter diesen Weihgeschenken kommt nichts vor, was über die Mitte des 5. Jahrhunderts hinausreicht. — Ich glaube also, dass man von Ol. 80, 3 wirklich die Vollendung des Tempels datiren kann.

Ich gehe zur letzten Frage über, wie verhält sich der vollendete Tempel zu seinem plastischen Schmuck? Es ist ein wichtiges, auffälliges Zeugniss, dass derjenige Künstler, welcher die Giebelgruppe der Vorderseite des Tempels gearbeitet hat, Paionios aus Mende war, einer Stadt auf der macedonischen Halbinsel Pallene; es ist der Name eines in der athenischen Kunstgeschichte nicht weiter vorkommenden Meisters. Denn was man gewöhnlich sagt, er war ein Schüler des Phidias, das sagt man nur so. Man weiss weiter nichts von ihm, als dass er aus Mende gebürtig war, höchst wahrscheinlich in Athen gebildet, denn Mende gehörte zu der athenischen Symmachie; aber eine nähere Verbindung zwischen ihm und Phidias wird nirgends hervorgehoben. Wenn Phidias seine Schüler zur Verherrlichung der einzelnen Theile des Tempels benutzte, so ist es unbegreiflich, dass er bei Alkamenes sollte vorbeigegangen sein. Dass die Vorderseite eines Tempels mehr gilt als die Rückseite, springt in die Augen. Wenn Phidias beide Seiten zu vertheilen hatte, warum gab er die Skulpturen des vorderen Giebels nicht dem Alkamenes, den er doch schon wegen seines Sieges über den Agorakritos als seinen besten Schüler kennen gelernt haben musste? Dass er ihm die ehrenvollere Stellung würde haben einnehmen lassen, liegt in der Natur der Sache. Nehmen wir nun aber an, Paionios hänge gar nicht mit der Künstlerschule des Phidias zusammen, so können wir die Arbeiten für die Skulpturen an dem Tempel, die unmittelbar nach der Vollendung des Tempelbaues gemacht wurden, mit ihm ungezwungen in Beziehung bringen. Nämlich durch ein ausdrückliches Zeugniss ist uns überliefert, dass dieser Künstler noch vor der Ankunft des Phidias in Olympia beschäftigt war. Nach Pausanias V, 26, 1 verfertigte er daselbst eine Nike, welche die Messenier von Naupaktos dedicirten wegen eines Sieges, den sie über die Akarnanen und Oeniaden davon trugen: *ἀπὸ ἀνδρῶν πολεμίων, ὅτε Ἀκαρνᾶσι καὶ Οἰνιάδαις, ἐμοὶ δοκεῖν, ἐπολέμησαν.* Den Sieg kennen wir, wenn er auch von Sillig und Brunn falsch datirt und mit dem Kriege der Peloponnesier gegen die Akarnanen (Ol. 87, 4. Thucyd. II, 80) verwechselt ist. Es ist vielmehr der Sieg, welchen das tapfere Volk der Messenier in der 81 Ol. erfocht, als es sich ausbreitend von Naupaktos hinüberging, Oeniadae mit stürmender Hand nahm, hartnäckig vertheidigte und erst nach anderthalb Jahren unter blutigen Kämpfen unbesiegt verliess (Paus. IV, 25. von Ol. 81, 3—82, 1). Die

[1] Bei Paus. V, 12, 5 ist wol *ἐπίχρυσος* statt *ἐπίχαλκος* zu lesen.

Einnahme von Oeniadae war eine wirkliche Kriegsthat der Messenier, nicht die Eroberung von Sphakteria, die nur in sehr geringem Grade ein Werk der Messenier war, und weil in diesem Kriege die Akarnanen auf Seiten der Athener und Messenier standen, gegen sie also die Messenier keinen Sieg erfechten konnten (cf. Thuc. II, 80). Der wohlverdiente Siegesruhm wurde durch jenes Werk des Paionios verherrlicht, es musste also vor der Räumung von Oeniadae verfertigt sein, das heisst Ol. 81, 3 oder 4. Wenn also Paionios schon Ol. 81, 3 für Olympia thätig war, vielleicht auch das Anathem seiner Vaterstadt verfertigt hatte Paus. V, 27, 12), so liegt es am nächsten, dass er zuerst mit den nöthigsten Bildhauerarbeiten für den Tempel beauftragt wurde. Dies wird eben der vordere Giebel gewesen sein. Sehen wir daher von einer Verbindung zwischen ihm und Phidias ab, so haben wir kein Räthsel mehr zu lösen. Warum soll nun derselbe Künstler, der die Vorderseite des Tempels geschmückt hat, nicht auch die Metopen gearbeitet haben? Ich meine die Metopen mit den Arbeiten des Herakles, welche zu beiden Seiten über den Thüren der Cella angebracht waren (Paus. V, 10, 9), die wir glücklicherweise noch grossentheils besitzen. Die beiden Schmalseiten der Cella sind ohne Zweifel Werke eines Meisters, da die Arbeiten des Herakles in gleicher Zahl auf beide vertheilt waren. So sehr sie auch durch ihre Schönheit hervorragen, so weit entfernen sie sich doch von den Werken des Parthenon. Ganz richtig bemerkt Müller[1]), dass diese Skulpturen schon fertig gewesen sein müssen, als um Ol. 86 Phidias mit seinen Schülern für denselben Tempel arbeitete. Es ist aber nicht nothwendig mit Bursian an einen peloponnesischen Künstler zu denken, sondern am einfachsten einen jener athenischen Meister zu vermuthen, die, wie wir wissen, von den Eleern beschäftigt wurden. Alkamenes wird es freilich nicht sein, da dieser gewiss den Stil des Phidias repräsentirte. Es wird Ihnen an den Skulpturen der Metopen die gänzliche Vernachlässigung des Haares an dem Kopfe des Herakles, die geringere Ausführung an der Nymphe aufgefallen sein: das einfache kunstlose, nur angedeutete Haar war aber dem Phidias und seiner Schule fremd. Auch die gedrungenen derben Formen, das Geistlose des Ausdrucks der Nymphe lassen eher auf einen andern Lehrer schliessen, der sich sowohl durch seine Stiere und Kühe wie durch seine Heraklesstatuen berühmt machte und in Olympia wie sein Sohn Lykios vielfältig beschäftigt war, auf Myron. Die herrliche Gruppe des Stierbändigers hat etwas ganz Myronisches an sich. Es konnte ja auch die Schule des Myron in Olympia ebensogut beschäftigt werden, wie die Schule des Kalamis in Delphi. Wir gewinnen also in dieser Beziehung an den Skulpturen von Olympia eine interessante Zwischenstufe zwischen den Skulpturen von Aegina und dem Parthenon.

Endlich ist noch die Frage zu beantworten (wir haben eben festgestellt, dass Paionios Ol. 83 und 84 für Olympia thätig gewesen ist): wann hat Phidias gearbeitet? Das unterliegt keinem Zweifel, wenn die Eleer aus dem vollen Schatz schöpften, den sie erworben hatten, werden sie an das bedeutendste Werk nicht am letzten gedacht haben, und sehr bald wird von ihnen die Frage aufgeworfen sein, wer soll die Hauptzierde, die Statue des olympischen Zeus anfertigen? Ich bezweifle nicht, dass sie dem Phidias den Auftrag früh gegeben hatten, sobald sie der Vollendung des Tempels entgegen sehen konnten, meinetwegen Ol. 83 oder selbst 82. Dass Phidias den Auftrag nicht früher ausgeführt hat, lag in dem unvorhergesehenen Ereigniss dass, nachdem um Ol. 81, 4 = 454 der Schatz nach Athen geschafft war, sich auf einmal für den eifrigen Patrioten eine Aussicht auf ruhmreiche Thätigkeit eröffnete und

[1]) Hall. Litt.-Zeit. 1835 S. 233.

ihm Ol. 83, 2 (nach einem von Sauppe richtig fixirten Beschluss des Perikles) eine Reihe von Arbeiten übertragen wurde, die den Zeus in Olympia mehrere Jahre hindurch zurücktreten liessen. Wie Thorwaldsen hat Phidias alle Bestellungen angenommen, aber er hat sie ausgeführt, wenn es ihm passte und die Besteller warten lassen. Dass er sich aber schon in Athen mit dem Modell des Zeus für Olympia beschäftigt und es vielleicht schon früher fertig gemacht hat, ehe er an die Arbeit des grossen Elfenbein-Kolosses in Olympia ging, beweist ganz evident das Beispiel seines Schülers Theokosmos, dessen Zeusstatue für Megara vor dem peloponnesischen Kriege im Modell und theilweise in kostbarem Material in Gold und Elfenbein unter der persönlichen Betheiligung des Phidias ausgeführt war, die aber nicht fertig wurde, weil der peloponnesische Krieg anfing. So wird auch der Zeus für Olympia schon im Modell angefertigt gewesen sein, ehe Phidias die letzte Reise nach Olympia antrat; und wie oft und wie lange die Eleer nach Phidias ausgeschaut und auf ihn gewartet haben mögen, bis er endlich das ersehnte Werk in der staunenswerthen Grösse ausführen sollte, können wir leicht bemessen. Endlich kam er, vielleicht nach Paionios Tode in Folge jener Ereignisse, die seine Reise nach Elis hinausschoben, um Ol. 85, 3 in Begleitung seiner Schüler Alkamenes, Kolotes und anderer, und nun begann die zweite Periode der Kunstthätigkeit in Olympia, die von der ersten durch eine kurze Frist von Jahren geschieden ist. Die Ausführung des Modells in Gold und Elfenbein ging nun rasch und glänzend von Statten. Phidias aber kam als Flüchtling, und zwar (auch dies hat uns Sauppe[1]) gelehrt), um nicht wieder nach Athen zurückzukehren.

Die Vermuthungen des Hrn. Hofrath Urlichs über Zeit und Dauer des Baues riefen folgende Entgegnung des Herrn Professor Curtius aus Göttingen hervor.

Professor Curtius:

Ich kann hier nicht auf die scharfsinnigen Vermuthungen des verehrten Vorredners eingehen. Nur wollte ich mir erlauben darauf hinzuweisen, dass die Vollendung eines Tempelbaues durch zwei, drei Menschenalter hindurch an und für sich keine solche unwahrscheinliche ist wie sie eben von meinem Herrn Vorredner hervorgehoben ist, der darauf seine ganze Combination gebaut hat. Wir werden, wenn wir die griechische Baugeschichte betrachten, ähnlich wie bei den Dombauten des Mittelalters Tempel finden, an denen Menschenalter hindurch gebaut ist, wie wir es in Delphi, in Ephesos, in Samos nachweisen können, und dass eine solche Energie, wie sie in Athen aufgeboten wurde, um den Parthenon und die Propyläen herzustellen, etwas ganz aussergewöhnliches ist, was höchst selten in der griechischen Baugeschichte stattfand. Was ferner die ausgeführten Verhältnisse betrifft, so glaube ich, dass die Eleer, als sie Ol. 50 nach der Zerstörung von Pisa die Vorstandschaft des Heiligthums übernahmen, auch verpflichtet waren nach der Sage, gleich ein neues grossartiges Heiligthum zu gründen und gleich damals den Beschluss dazu fassten. Den Ausdruck, dass aus der Beute von Pisa der Tempel gegründet wurde, können wir kaum auf etwas anderes beziehen als auf diese Beute, welche aus der ersten Unterwerfung von Pisa und aus der gründlichen Aufhebung von Pisa als Stadt hergenommen war. Ich glaube hiermit nur das Bedenken, was mich jetzt nach Anhörung des Vortrags erfüllt, anzudeuten, dass wir von dem Punkte, von welchem der Redner ausgegangen ist, nicht gerade gezwungen sind eine ganz neue historische Fixirung des Tempelbaues zu Olympia anzunehmen.

---

[1]) Nachr. der K. Gesellsch. d. Wissensch. zu Göttingen 1867 No. 10.

Prof. Urlichs:

Sie erlauben mir hierauf zwei Worte zu erwidern. Ich bekämpfe die Richtigkeit der Einwendung natürlicherweise, und will nur darauf aufmerksam machen, dass der Unterschied zwischen den Dombauten des Mittelalters und den griechischen Tempeln hauptsächlich darin bestanden hat, dass die Dombauten höher hinaus wollten, aber nicht fertig wurden, weil das Geld ausblieb, und so lange Zwischenräume der Unthätigkeit, jahrelanges Liegenlassen des Baues eintrat. Mir ist aber in der griechischen Baugeschichte kein Beispiel bekannt, abgesehen vom Olympieion in Athen, wo particuläre Verhältnisse obgewaltet haben, und von Delphi, wo man kein Geld gehabt zu haben scheint, dass irgend welche andre Umstände, als Kriege, Streitigkeiten oder Geldmangel, die alle in Elis nicht hinderten, einen angefangenen Bau längere Zeit unterbrechen liessen. Nur dass in Ephesos am Tempel 120 Jahre gebaut wurde, habe ich bereits bemerkt. Im Gegentheil die Bauthätigkeit durch ganz Griechenland — ich brauche Sie nur auf die ausgedehnten Bauten in Agrigent zu verweisen — war so lebhaft und anhaltend, dass die Bauten mit einer ausserordentlichen Schnelligkeit gleichsam aus der Erde heraussprangen. Was aber die Eleer genöthigt haben soll Ol. 50, als sie Pisa unterwarfen, neben der Vorstandschaft des Tempels auch die Baupflicht zu übernehmen, das sehe ich nicht wol ein, denn wenn sich der olympische Zeus 50 Olympiaden mit seinem hohen Altar, den Aschenopfern u. s. w. begnügt hatte, so konnte er das möglicher Weise auch noch längere Zeit. Der olympische Tempel des Zeus war keine Erfüllung irgend einer frommen Pflicht, sondern etwas Ausserordentliches, Schönes, Luxuriöses. Der Tempel der Hera in Olympia ist der eigentliche Tempel der Eleer, der des Zeus ein Schau- und Prachtstück fast modernen Glanzes. Gerade darin sehe ich den Hauptunterschied des Tempels des Zeus und des der Hera. Indessen darüber lässt sich streiten. Dass aber *ἡνίκα* nichts anders heissen kann als „zu der Zeit, als" und dass demnach die Annahme von 150 Jahren als Irrthum zurückgewiesen werden muss, daran halte ich fest.

Hiermit war die Besprechung des Themas erledigt, und der Präsident ertheilte Herrn Hofrath Prof. Sauppe das Wort für einen kurzen Vortrag.

Prof. Dr. Sauppe:

Meine Herren! Dass Herr Rector Eckstein ein ausgezeichneter Pädagoge sei, ist Ihnen allen bekannt. Der Wirksamkeit seines Wortes verdanken Sie es, dass ich jetzt Ihre Aufmerksamkeit für kurze Zeit in Anspruch nehme. Sie erinnern sich, dass er mich in der ersten Sitzung admonirte, und ich will sofort den Willen der Besserung zeigen: ich will Ihnen einen kurzen Vortrag halten. Wenn Sie ihn nicht beachtenswerth finden, so werden Sie wenigstens als Schulmänner den Willen der Besserung anerkennen. Eins hat mein Vortrag für sich: er enthält etwas ganz Neues. Wenn also die Philologen dem Beispiele der Attiker folgen und wie diese gern fragen: *τί νεώτερον*, so wird dies von dem, was mein Vortrag bietet, mit vollem Rechte gesagt werden können. Ich habe hier erst durch die Güte des Herrn Professor Conze vorgestern von der Zeitschrift *Ἐφημερὶς τῶν Φιλομαθῶν*, die in Athen erscheint, das Blatt 641 vom 14. August d. J. in die Hände bekommen, in welchem eine kleine Inschrift mitgetheilt ist, die einen ausserordentlich interessanten Beitrag zu der viel behandelten Frage über die Urkunden in den attischen Rednern gibt. Es ist Ihnen bekannt, welche Schicksale und Wandelungen diese Frage durchgemacht hat. Böckh fand die Namen der Archonten, die namentlich in der Rede *περὶ στεφάνου* in den Aktenstücken vorkommen, nicht übereinstim-

mend mit den sonst überlieferten. Er stellte daher eine ausserordentlich scharfsinnige, sehr künstliche Hypothese auf, dass diese Namen nicht Namen der Archonten, sondern der Prytanienschreiber sein möchten, welche in dem Archiv zu Athen über den Fächern standen, in welche die Acten der einzelnen Prytanien jedes Jahres eingereiht wurden. Spengel hat nachher diese Aufschriften der *ψηφίσματα* als durchaus unrichtig verworfen. Winiewsky machte den Versuch, wieder die Hypothese von Böckh zu vertheidigen. Indessen durch die Abhandlung von Droysen in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft vom J. 1839 wurde die Frage durchaus in neue Wege geleitet. Droysen leugnete zuerst die Echtheit aller *ψηφίσματα* und sonstigen Urkunden, die in der Rede *de corona* vorkommen, und nach ihm haben Friedrich Franke und Anton Westermann die Untersuchung weiter ausgedehnt und für die einzelnen Urkunden oder doch für Theile derselben die Unmöglichkeit, dass sie echt seien, nachgewiesen. „Echt“ ist aber genauer zu definiren. Wenn man im allgemeinen sagt, diese Urkunden sind unecht, so kann man damit Verschiedenes meinen. Man kann zunächst nur meinen, der Redner hat sie nicht in seine Rede selbst bei der Herausgabe eingeschoben, sondern sie sind später von Grammatikern, von Rhetoren hinzugesetzt worden. Gibt man das zu, so ist ein Irrthum möglich, und es können von diesen Grammatikern oder Rhetoren Urkunden, die wirklich einmal existirt haben, nur an eine falsche Stelle gebracht sein. Sie sind also in so fern unecht, als sie nicht an die Stelle gehören, wo sie jetzt stehen, aber nicht in so fern, als sie wirklich einmal von dem Volke von Athen oder wo sonst beschlossen worden sind. Es kommen später, z. B. von Krateros, Sammlungen von Psephismata vor, und aus einer solchen konnten die Rhetoren, die frühzeitig die Hauptwerke der griechischen Redner in ihren Schulen erläuterten, leicht jene Documente entnehmen. Es hat freilich in neuerer Zeit ein ausserordentlich überraschender Fund gezeigt, dass diese Sammlung des Krateros nicht ganz zuverlässig war, dass Krateros nicht überall den ganzen Wortlaut der Psephismata in seine Sammlung aufgenommen hat. Nämlich ausdrücklich aus der Sammlung des Krateros wird ein *ψήφισμα* zu Ehren des bekannten Redners Lykurg angeführt, und aus diesem selben *ψήφισμα* haben sich vor etwa acht oder neun Jahren in Athen zwei Bruchstücke aufgefunden. Man hat sie erkannt, weil sie in vielen ihrer Theile genau dieselben Worte geben, wie sie in dem *ψήφισμα* über Lykurg sich finden. Aber — und das ist das Wichtige — was auf dem Stein in Athen erhalten ist, stimmt in mehreren Zeilen mit der Abschrift des Krateros gar nicht überein. Es scheint vielmehr, als habe Krateros entweder nur excerpirt, oder als habe er irgend eine andere Fassung des Decrets bei der Aufnahme in seine Sammlung zu Grunde gelegt. Zuletzt hat Böhnecke in seinen Forschungen zur Geschichte der attischen Redner sämmtliche Urkunden der Rede *περὶ στεφάνου* zu vertheidigen gesucht. Aber als das Ergebniss meiner sorgfältigsten Prüfung und Untersuchung kann ich nur aussprechen, dass die Beweisführung von Böhnecke eine durchaus unzureichende ist. Diese *ψηφίσματα* können unmöglich echt sein. Dafür haben wir wenigstens in einer Beziehung neuerlich eine ausserordentlich hübsche Bestätigung bekommen. Es werden in § 154 zwei Decrete der Amphiktyonen angeführt. Man hat an diesen Decreten, andere Gründe nicht zu erwähnen, auch deshalb Anstoss genommen, weil sie decretirt sind *ἐπὶ ἱερέως Κλειναγόρου*. Denn die Urkunden derselben, die wir in ziemlicher Anzahl besitzen, die mein theurer College Curtius zusammengestellt und die später Wescher herausgegeben hat, nennen immer zur Bestimmung der Zeit der Abfassung einen Archon, nicht einen Priester. Indessen gehören alle diese Delphischen Inschriften späterer Zeit an; man

hätte also sagen können, dass die Datirung der beiden Decrete, die Demosthenes anführt, doch richtig sei, dass man aber in der früheren Zeit, in welche diese Decrete fallen, anders datirt habe, nach einem *ἱερεύς*. Nun hat sich aber vor etwa zwei oder drei Jahren eine Inschrift in Athen aufgefunden, die zuerst in der Zeitschrift *Χρυσαλλίς* in Athen mitgetheilt wurde, dann von Freund Leutsch im vorigen (24.) Bande des Philologus abgedruckt ist. Es sind zwei Delphische Ehrendecrete für die Genossenschaft der *τεχνῖται Διονύσου* zu Athen. Das ältere gehört in die Zeit des Demosthenes, und dies hat ebenfalls die Datirung: *ἐπὶ ἄρχοντος*, sodass die Datirung *ἐπὶ ἱερέως Κλειναγόρου* in jedem Falle falsch ist. Auch dadurch also erweisen sich diese Decrete der Amphiktyonen als die Fälschung irgend eines Rhetors, der beispielsweise ein solches *ψήφισμα* fabricirte. Ferner ist voriges Jahr in Athen eine Inschrift zwar nicht zuerst aufgefunden, aber doch, kann man sagen, zuerst wahrhaft entdeckt worden. Der Ihnen allen bekannte Dr. Ulrich Köhler hat einen Stein, der längst bekannt war, zuerst genauer untersucht und mit ausserordentlichem Geschick und bewundernswerthem Scharfsinn, unter Vergleichung einer Stelle in der Rede *πρὸς Μακάρτατον*, die Inschrift zum guten Theil ergänzt. Wir sehen jetzt, dass sie sich auf die neue Aufschreibung der drakonischen Gesetze zu Athen bezieht und genau dasselbe wie jene Urkunde bietet, die in die Rede gegen Makartatos eingeschoben ist. Mein Freund Köhler macht deswegen die Bemerkung, es dürfe diese Entdeckung wohl dazu beitragen, die Frage über die Echtheit der Urkunden in ein neues Licht zu stellen. Indessen es ist zu beachten, dass allerdings die Worte, die bei Demosthenes stehen, in der Urkunde auf dem Steine wiederkehren — aber die Paragraphen des Gesetzes auf dem Stein in anderer Ordnung stehen, als in der Urkunde, die in die Rede eingeschoben ist. Die Inschrift ist von Köhler im Hermes, dem ersten Heft des zweiten Bandes, mitgetheilt. Wir erkennen also: der Rhetor oder Grammatiker, der zur Erläuterung der Rede gegen Makartatos diesen *νόμος* des Drako zurechtmachte, hatte Quellen vor sich, aus denen er den Inhalt desselben schöpfte. Aber er schrieb das Gesetz nicht vollständig, wie es überliefert war, ab, sondern er componirte es frei, indem er das ursprüngliche Gesetz in andere Ordnung brachte, den Paragraphen desselben eine im Zusammenhang der Rede nach seiner Ansicht besser entsprechende Form gab. Also auch die von Köhler aufgefundene Urkunde beweist nicht, dass die Urkunden, die bei Demosthenes sich finden, wirklich ursprünglich vorhanden gewesen seien. Aber die ganze Frage, meine Herren, würde auf einmal entschieden sein, wenn die kleine Inschrift, die ich vorgestern kennen lernte, wirklich echt wäre. Ich habe früher einmal darauf aufmerksam gemacht, dass wir ein sehr unscheinbares Kriterium haben, um beweisen zu können, dass die Urkunden, die in der Rede *περὶ στεφάνου* stehen, in derjenigen Handschrift, die sich in der Bibliothek zu Alexandria befand, nicht enthalten waren. Und auf dieses Exemplar in der Bibliothek in Alexandria gehen wahrscheinlich alle unsere Handschriften des Demosthenes als auf ihre erste Quelle zurück. Es ist Ihnen bekannt, dass in mehreren derselben unter jeder Rede die Zahl der Zeilen angegeben ist, welche sie in irgend einer Handschrift enthielt. Diese Zahlen sind in den altattischen Zahlzeichen angegeben, und der Grammatiker Herodian sagt ausdrücklich, dass diese altattischen Zahlzeichen durchaus nicht mehr gebraucht würden und nur noch vorkämen in den Zeilenangaben der alten Handschriften. Es sind diese Zahlzeichen zum Theil in wunderbar entstellter Gestalt erhalten, sodass die Abschreiber offenbar selbst gar nicht wussten, was sie nachmalten. Sie finden sich in dem Codex Σ in Paris, dem Venetus F, dem Bavaricus und einigen anderen. Stellen wir diese Zahlzeichen zusammen, so erhalten

wir folgendes gewiss interessante Resultat. Wenn wir irgend eine Ausgabe des Demosthenes nehmen, die den blossen Text bietet, z. B. die Tauchnitzer, und wir zählen die Seiten, welche die Rede *περὶ στεφάνου* enthält, und ebenso die der Rede *περὶ παραπρεσβείας*, so trifft die Gleichung nicht zu: Seitenzahl bei Tauchnitz *περὶ στεφάνου* und Seitenzahl *περὶ πρεσβείας* verhalten sich nicht wie die Zahl unter *περὶ στεφάνου* zu der Zahl unter *περὶ πρεσβείας*. Erst dann wird die Gleichung richtig, wenn man die Urkunden der Rede *περὶ στεφάνου* ihrem Zeilengehalte nach in der Tauchnitzer Ausgabe abzieht. Thut man dies und vergleicht nun die Seiten- und Zeilenzahl beider Reden in der Tauchnitzer Ausgabe mit einander, so entsprechen sie genau dem Verhältniss der beiden in den alten Handschriften vorkommenden Zeilenzahlen. Ich wenigstens bin also überzeugt, dass in der alten Handschrift in Alexandria diese Urkunden nicht da waren. Wie steht es nun mit der kleinen Inschrift? In der Rede *περὶ στεφάνου* erzählt Demosthenes, welche Ereignisse dem Frieden des Philokrates gefolgt seien, welche Ereignisse endlich dazu geführt, dass die Athener den Frieden für gebrochen erklärten und den Krieg von neuem gegen Philippos begannen. Er zählt eine Reihe von Ereignissen auf und schliesst diese ganze Erzählung damit, dass er sagt: Bei allen diesen Ereignissen, durch welche Philippos den Frieden verletzt zu haben schien, habe ich die Psephismata nicht verfasst, sondern es sind Andere, die sie beantragt haben. Ich bin also nicht Schuld daran, dass der Krieg gegen Philippos wieder ausgebrochen ist. Er schliesst die Darstellung mit den auffallenden Worten: „Ihr Männer von Athen! die Stadt hat nicht den Frieden gebrochen, sondern Philippos, der die Schiffe weggenommen hat". Damit bricht die Auseinandersetzung ab, und Demosthenes lässt den Schreiber die *ψηφίσματα* verlesen. Das sind also die *ψηφίσματα* derjenigen Staatsmänner Athens, die im Laufe der Ereignisse bis zum Ausbruch des Krieges solche Beschlüsse des Volks in Athen beantragt hatten. Vergleichen wir nun eine zweite Stelle, die § 139 vorkommt, so sehen wir, dass jene Wegnahme von Getreideschiffen, durch welche Philippos flagrant den Frieden gebrochen zu haben schien, der Besetzung des Chersoneses und der Belagerung von Byzanz vorausging.

In der ersten Stelle, § 73, fordert also Demosthenes den Schreiber auf, verschiedene *ψηφίσματα* zu verlesen. Wir erwarten eine ganze Reihe von Psephismata. Indessen es folgt ein einziges, in dem von einer Gesandtschaft die Rede ist, welche die Athener an Philippos wegen der Wegnahme der Getreideschiffe schickten. Dem muss eine Anzahl von andern vorausgegangen und also vorher verlesen worden sein. Denn nach jenem einen *ψήφισμα*, das jetzt dasteht, heisst es bei Demosthenes weiter: „Das Psephisma hat Eubulos beantragt, nicht ich, das folgende Aristophon, das folgende Hegesippos, das folgende dann wieder Aristophon, dann Philokrates, dann Kephisophon und dann alle möglichen Anderen. Ich habe nichts über diese Dinge beantragt". Wir sehen also, dass erst ein *ψήφισμα* verlesen worden ist, und zwar das erste nach der Reihenfolge der Ereignisse. Dies früheste kann sich aber nicht auf die Wegnahme der Schiffe bezogen haben. Denn in der Aufzählung der vorausgegangenen Ereignisse wird dasjenige zuerst erwähnt, was auf Euböa vorkam; also das *ψήφισμα*, das einst von Eubulos beantragt worden war und das jetzt zuerst gelesen ist, muss sich auf die Angelegenheiten auf Euböa bezogen haben. Nachdem Demosthenes diese Bemerkung eingeschoben hat, dass alle möglichen Staatsmänner, nur nicht er, etwas beantragt haben, fährt er fort: *Λέγε τὸ ψήφισμα*, und es folgt dann ein allerdings abenteuerliches *ψήφισμα*. Indessen die Worte *λέγε τὸ ψήφισμα* stehen nicht in dem besten Codex *Σ*, sondern nach ihm hat der Redner nur gesagt: *λέγε*, also nur: „lies die weiteren *ψηφίσματα*". Aber anstatt

Digitized by Google

dass nun noch andere ψηφίσματα folgen, die sich auf die folgenden Ereignisse beziehen, kommt jenes, wie ich sagte, ganz abenteuerliche ψήφισμα. Obwohl ψήφισμα darüber steht, heisst es: „Unter dem Archonten Neokles (oder Nikokles), am letzten des Boëdromion, nach der Meinung des Rathes, verhandelten die Prytanen und Feldherren, indem sie das, was in der Versammlung vorgekommen war, vorlasen, dass es dem Volke gefallen habe, Gesandte an Philippos zu schicken über die Aufbringung der Getreideschiffe und ihnen Aufträge zu geben nach den Beschlüssen der Versammlung". (Ich kann Ihnen nichts Besseres übersetzen, als im Griechischen dasteht.) „Und sie wählten folgende: Kephisophon, des Kleon Sohn, aus Anaphlystos, Demokritos, des Demophon Sohn, aus Anagyrus, Polykritos, des Apemantos Sohn, aus Kothokidae. Unter der Prytanie der hippothontischen Phyle beantragte dies Aristophon aus Kollytos, der Vorsitzende".

Das ist ja — bedarf das der Erinnerung? — kein ψήφισμα, sondern wenn wir es irgend rubriciren sollen, eine protokollarische Vormerkung. Und diese protokollarische Vormerkung hat sich nun in Athen auf einem Steine gefunden. Wie der kenntnissreiche und thätige Professor Rhusopulos die Inschrift mittheilt, lautet sie ganz dem Texte gleich, den ich Ihnen eben nach Bekker's Ausgabe des Demosthenes mitgetheilt habe. Nur steht statt Neokles oder Nikokles (das sind Namen, die sich in den Fasti Attici nicht finden) der Name Nikomachos: *ἐπὶ Νικομάχου ἄρχοντος*. Und dies ist in der That ein Name, der zu den Ereignissen passt. Die Wegnahme der Schiffe fällt in das Jahr 341 und in diesem Jahre trat, in der Mitte des Jahres, der Archon Nikomachos sein Amt in Athen an. Das ist die eine Abweichung. Für sie müssen wir also nur dankbar sein. Eine zweite ist, dass der Antragsteller Aristophon nicht von Kollytos, sondern aus Azenia ist. Auch das ist ohne Zweifel Vielen sehr willkommen, denn Sie wissen aus dem Buche meines Freundes Arnold Schäfer, dass es höchst wahrscheinlich einen Staatsmann Aristophon von Kollytos gar nicht gegeben hat, wohl aber von Azenia, der eine sehr lange Reihe von Jahren eine bedeutende Rolle in Athen spielte. Auch das wäre mit vielem Danke anzunehmen. Die einzige Abweichung, die nun noch vorkommt, ist ziemlich gleichgültig. Sie besteht in dem Namen des Demos für Polykritos: ΔΗΜ⁝, wofür Rhusopulos ΔΙΟΜ(ειεύς) oder ähnlich ändern will. Aber, meine Herren, immer bleibt, dass das nur eine protokollarische Eintragung ist. Und eine solche sollte jemals auf Stein eingegraben sein? Sie sollte in solcher Form eingegraben sein, dass ganz am Schluss derselben angegeben wird: „Unter der Prytanie der Hippothontischen Phyle. Aristophon von Azenia als Vorsitzender beantragte dies"?: das ist ganz unmöglich. Was hat er denn beantragt? Drei Männer zu wählen, die in der attischen Geschichte gar nicht vorkommen, sondern die willkürlich zusammengesucht sind. Es existirt, soviel mir bekannt ist, weder in den Inschriften noch bei den Schriftstellern ein Beispiel, dass der Antragsteller bei einem solchen Vorschlag genannt werde, in Folge dessen irgend welche Gesandtschaft gewählt und abgeschickt worden ist. Schon das ist unglaublich, dass das Volk von Athen die Wahl nicht selbst vorgenommen, sondern dem Rathe Vollmacht dazu gegeben habe. Aber wir würden doch trotz all dieser Bedenken nichts machen können, sondern uns zurecht zu finden haben, wenn diese Inschrift wirklich vorhanden wäre. Indess da ist nun höchst merkwürdig, dass Rhusopulos sagt: „Gesehen habe ich die Inschrift nicht. Ich habe auch keinen Abklatsch davon nehmen können. Mir hat ein Bekannter, ein ἀγαθὸς ἀνήρ, die Abschrift gegeben und versichert, dass er die Inschrift gesehen habe". (*Heiterkeit.*) Ich will keinen weiteren Schluss ziehen. Ich habe die Sache vorgelegt, wie sie ist,

und ich bitte Sie mit mir abzuwarten, ob die Inschrift sich als wirklich vorhanden erweist[1]. Bis dahin bitte ich dabei zu bleiben, dass die Actenstücke in der Rede *de corona* sämmtlich unecht seien, und zum grössten Glück für die schwierige Geschichte jener Zeiten in neuerer Zeit vollständig bei Seite geschoben sind. Sie haben unendliche Verwirrung hervorgebracht, und erst in Folge davon, dass man sich endlich entschlossen sie nicht zu berücksichtigen, ist Licht in jene Zeit gekommen, die dem schicksalsschweren Ereigniss, der Schlacht bei Chäronea, unmittelbar vorausgeht.

Zum Schluss wird Herr Professor Lincker aufgefordert den von ihm angekündigten Vortrag über eine besondere Art von Interpolationen in den lyrischen Gedichten des Horaz zu halten.

Prof. Dr. Lincker:

Hochgeehrte Versammlung!

Die in der Ankündigung des Vortrags bezeichnete Frage nach den historischen Interpolationen in den lyrischen Stücken des Horaz ist bekanntlich eine, die in neuerer Zeit von rechts und links her auf die eifrigste Weise erörtert worden ist. In keiner Weise haben aber die litterarischen Abhandlungen und Aufsätze, die in Zeitschriften erschienen, bis jetzt die Sache zum Abschluss geführt. Wir sehen wie manche sich bemühen, stets von neuem den Stein zu rollen, und zwar mit vereinten Kräften, damit nicht das Wort wahr werde „Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor“, wie es dem Einzelnen so leicht begegnen mag; bis jetzt aber sehen wir, mögen wir conservative oder revolutionäre, wenn ich es so nennen darf, Ansichten mustern, grösstentheils den Standpunkt bei Berücksichtigung dieser Frage hervorgehoben, den Hermann vor allen zu dem seinigen gemacht hat, den Standpunkt der ästhetischen Kritik und Beurtheilung, über welchen natürlich die Ansichten mehr oder minder variiren können, je nachdem ein ästhetischer Wagen besser construirt ist als der andere. Ich wollte mir jetzt erlauben, nachdem ich selbst früher in dieser Beziehung manches pro und contra versucht, was ich wohl jetzt nicht mehr alles dem Buchstaben nach vertheidigen möchte — ich möchte mir jetzt erlauben einen andern Gesichtspunkt hervorzuheben, von dem aus sich wenigstens die Frage über das Vorhandensein von Interpolationen oder nicht vielleicht einigermassen zur Gewissheit bringen liesse, nämlich die Frage nach der historischen Interpolation der Horazischen Gedichte und vor allem die Berücksichtigung politischer Anspielungen auf damalige Zeitereignisse oder politische Strömungen, welche noch immer die Gesellschaft unter August und in der nächsten Zeit bewegten; genug die Frage „ob nicht einzelne Strophen förmlich das Abbild des politischen Glaubensbekenntnisses des Dichters oder der Dichter gewesen sein mögen, denen wir die in den vorliegenden vier Büchern enthaltene Sammlung zuzuschreiben haben“. Richten wir den Blick auf diesen Punkt, so stellt sich, um hier nur kurz das Hauptresultat zu bezeichnen, meiner Meinung nach wenigstens, heraus, dass wir auf der einen Seite von dem sonst so sehr das richtige Mass auch *in politicis* haltenden Dichter geradezu Angriffe auf denjenigen Mann finden, dessen Name allein dem neuentstehenden Kaiserhaus den Lorber des Ruhmes darbot, Angriffe auf den echten Cäsar, dessen Name so oft dazu dienen musste, den erkünstelten Schimmer seiner spätern Epigonen mit wirklichem Goldglanz zu umkleiden; aber nicht nur Angriffe auf Cäsar,

[1] [Die vermeinte Inschrift hat seitdem C. Curtius mitgetheilt und besprochen im Philologus XXVI p. 190—193].

sondern auch directes Lob des Mannes, dessen Name allein schon unter Augustus Regierung und später gleichsam unzertrennlich verbunden war mit der Idee der früheren Republik, ich meine directes Lob des Marcus Porcius Cato:, während auf der andern Seite sich daneben in unserm Horaz Stücke finden, die im Anklang förmlich byzantinischer Hofpoesie den schlimmsten Leistungen des Vergil oder gar des Ovid in diesem Fache kaum etwas nachstehen. Was sollen wir aber dazu sagen, wenn gar in einem und demselben Gedichte diese beiden Richtungen, um es kurz zu sagen, die monarchische und republikanische, hervortreten? Gewöhnlich ist es dabei so der Fall, dass zunächst irgend eine auffällige revolutionäre oder republikanisch-oppositionelle Aeusserung erfolgt und darauf gegen den Schluss des Gedichts oder überhaupt im folgenden gleichsam als Gegengift eine ebenso direct monarchische Aeusserung oder geradezu die grösste Schmeichelei auf August angefügt wird, ja oft sogar unter dem bekannten Bilde, dass Augustus als der Besieger der Giganten hervorgehoben wird — unter dem Bilde der Gigantenkämpfe, welches wir freilich aus Vergil schon kennen als Darstellung zunächst des der Regierung des Augustus vorhergegangenen Bürgerkrieges, unter einem Bilde, welches später sogar officielle Geltung erhielt; in dem Jahre 20 vor Christo, wenn ich nicht irre, ist der Tempel des Mars Ultor auf dem Forum des Augustus aufgeführt, auf dem diese Kämpfe ihre Darstellung fanden.

Hier bei der Kürze des uns zugemessenen Zeitraums wollte ich mir bloss erlauben kurz auf zwei Stellen und dann zum Beschluss auf die dritte entscheidende Hauptstelle in dieser Beziehung hinzuweisen, indem ich die verehrten Herren, die zum Theil ja schon ein Menschenalter länger als ich dem Dichter ihre Sorgfalt gewidmet haben, auffordern wollte, vielleicht uns aus der Fülle ihrer Erfahrungen weitere Beobachtungen über diesen Punkt mitzutheilen oder vielleicht in weiterer Ferne die Frage in Betracht zu ziehen.

Sehen wir zunächst die bekannte herrliche Ode an, mit der Horaz dem Vergil ein Lebewohl zuruft I, 3, so finden wir hier eine Verherrlichung des Menschengeistes, ähnlich dem bekannten Sophokleischen Chorliede „πολλὰ τὰ δεινὰ κοὐδὲν ἀνθρώπου δεινότερον πέλει“ u. s. w. In diesen herrlichen Strophen finden wir plötzlich eine directe Anklage des Menschengeistes, welcher weder die *infames scopulos Acroceraunia* noch auch fürchtet den Ocean zu überschreiten „*impiae non tangenda rates transiliunt vada*“; also die Klage, dass *impiae rates* selbst den *dissociabilis oceanus*, den scheidenden Ocean zu überschreiten gewagt. Kann Horaz zu seiner Zeit, diese Frage tritt, glaube ich, entschieden an uns heran — kann Horaz hiermit ein anderes Ereigniss bezeichnet haben oder — lassen wir Horaz bei Seite — konnte ein Leser einer solchen Strophe zu jener Zeit, wenn er die Worte las, an ein anderes Ereigniss denken, als an die einzige damals bekannte Ueberbrückung oder Ueberschreitung des Oceans durch Cäsar bei seinen britannischen Expeditionen? Es ist bekannt dass die Lobredner des Cäsar bei Catull schon die beiden, die doppelten beiden Züge über den Rhein und ebenso über den Ocean nach Britannien, wie einmal die schmeichlerischen Stichworte lauteten, vor allen als eine früher unerhörte Heldenthat hinzustellen pflegten. Zur Zeit unseres Dichters hätte ein Leser und vor allen ein Leser bei Hofe diese Ode nicht mit sehr angenehmen Empfindungen überblicken können, namentlich da neben dem Ocean auch noch die eben vorangehenden *Acroceraunia* wieder auf Cäsar hinweisen, auf die bekannte gefährliche Expedition über das Meer bei Dyrrachium und die sich daran knüpfenden Kämpfe in der Gegend der ceraunischen Felsen; aber unmittelbar nach diesen Angriffen auf Cäsar, dessen Schiffe geradezu als *impiae* bezeichnet werden, das ständige Wort, was in den Bürgerkriegen

jede Partei zur Bezeichnung der andern brauchte, selbst nach diesen Angriffen finden wir, dass die Ode schliesst in monarchischer Tendenz mit der Klage:

„neque
Per nostrum patimur scelus
Iracunda Iovem ponere fulmina“;

„Selbst das wahnsinnige Rom hört demnach nicht in der Opposition gegen August auf und deswegen mag der irdische Vertreter des Jupiter sich noch nicht geneigt fühlen den Blitz aus der Hand zu legen“. Also wieder Augustus gleichsam im Kampf mit den Giganten.

Noch entschiedener oder wenigstens eben so klar tritt uns ein solcher politischer Zwiespalt entgegen in der Ode I, 12, in der merkwürdigen Cumulation von Göttern, Heroen und Menschenkindern:

Quem virum aut heroa u. s. w.

Hier schwankt der Dichter in einer sonst formell sehr prosaischen Strophe, ob er Romulus besingen solle oder die ruhige Herrschaft des Pompilius oder etwa den Gegensatz zwischen den *superbi fasces Tarquini* und dem *Catonis nobile letum*. Konnte wiederum, drängt sich hier die Frage auf, ein zeitgenössischer Leser bei einem Gegensatze zwischen den *superbi fasces* des Terquinius und dem *nobile letum* des Cato an etwas anderes denken als an den Gegensatz des Cato zu dem Manne, den Cicero vor allen in *Officiis* und sonst eben als den Typus, als die Verkörperung einer jeden Tyrannis hinstellt und direct mit dem Namen des *Tarquinius Superbus* so besonders gern schmäht, konnte jemand dieser Auslegung entrinnen, da im Gegensatz zu den *superbi fasces Tarquini* gerade bei Cato das *nobile letum* eben als derjenige Punkt hervorgehoben wird, der auf Seiten der spätern republikanischen und besonders stoischen Opposition stets das Stichwort zur Verherrlichung ihres Heros bildete, das *nobile letum*, soviel als *nobilitatum*, der durch die Litteratur schon verherrlichte Tod. Der Dichter fragt sich gleichsam: „Soll ich nochmals von neuem auch in den Ton einstimmen, der schon in so vielen Tonarten erklungen ist seit den *laudes Catonis* und den *Anticatones* und der Zusammenstellung des Sallust?“ Dennoch aber finden wir auch in dieser Ode den Schluss wiederum in der Art der vollendetsten Hofpoesie auslaufend, wir finden hier jene Verherrlichung der Marceller, des *Iulium sidus*, das da glänzt wie Luna unter den kleineren Gestirnen, endlich jenes Gebet an den Jupiter, den Cäsar zu erhalten, nur Cäsar allein solle Jupiter nachstehen „*tu secundo Caesare regnes*“. Wie lassen sich hier die Gegensätze in einem und demselben Carmen vereinigen?

Noch schroffer aber tritt uns diese politische Bedeutung einzelner Strophen bei Horaz entgegen, um eben nur noch ein Beispiel zu berühren, aber, ich glaube, das wichtigste, in der merkwürdigen Zusammenstellung der sechs ersten Oden des dritten Buchs, die man so oft als den eigentlichen Kern der Horazischen Lyrik, als die Römeroden κατ' ἐξοχήν bezeichnet hat, während der Sache nach es schwierig werden möchte, die Disposition auch nur einer einzigen Ode zu entwerfen. Die berühmteste Stelle unter diesen sechs zusammengehörigen Oden ist wohl eben jener Anfang der dritten Ode, das „*Iustum et tenacem propositi virum*“. Betrachten wir hier die zunächst allein zusammengehörigen zwei ersten Strophen des Gedichts:

Iustum et tenacem propositi virum
Non civium ardor prava iubentium,
Non vultus instantis tyranni

Mente quatit solida, neque Auster
Dux inquieti turbidus Adriae,
Nec fulminantis magna Iovis manus:
Si fractus illabatur orbis
Impavidum ferient ruinae:

betrachten wir dann weiter zwei in dem vorigen Gedichte eben vorausgehende Strophen, die beide mit „*virtus*" beginnen,

Virtus repulsae nescia sordidae,
Intaminatis fulget honoribus

und wieder

Virtus, recludens immeritis mori
Coelum, negata tentat iter via:

so finden wir, denke ich, eine *laus Catonis* aus dem Alterthum erhalten, wie wir sie vielleicht nach dem Verlust von Cäsar's Schriften nicht wieder zu entdecken geglaubt hätten. Wir finden eben ein Gedicht, das, um es kurz hier in eigner Uebersetzung mitzutheilen, ungefähr so lauten würde:

Den rechten Mann, der klar sich des Ziels bewusst,
Schreckt nicht der Menge thörichter Unverstand,
In seines Strebens Bahn zu wandeln
Noch des ergrimmten Tyrannen Drohblick.
Vergebens dräut auf wogender See der Sturm,
Vergebens schreckt aus Jupiter's Hand der Blitz,
Und bricht die Welt in Trümmern, blickt er
Ohne zu zagen dem Tod in's Auge.
Der Tugend magst du weigern den Ehrenpreis,
Sie strahlt nicht minder leuchtend im eignen Werth,
Und nimmer hebt und senkt ihr Glanz sich
Je nach dem wechselnden Hauch der Volksgunst.
Zum Himmel selbst führt sie den verdienten Mann
Und überfliegt die Schranken der Endlichkeit;
Aus niederm Weh und Erdentrübsal
Schwingt er beflügelt sich auf zum Aether.

Freilich sind es gerade diese Strophen, die man bekanntlich ebenso vom ethischen wie ästhetischen Standpunkte aus förmlich zu einem internationalen Ausstellungsstück gemacht hat, eben die Strophen, in denen und wegen deren man unsern Dichter Horaz der Jugend empfehlen zu können und zu müssen glaubte. Bei einer solchen Interpretation ist eben die nationale und historische Bedeutung der Stelle verwischt, man hat eben auch hier bis jetzt wohl nicht beachtet, welchen Eindruck sie auf den zeitgenössischen Leser haben konnte und desshalb auch auf die Majorität, auf die politisch gebildete Majorität haben musste. Wir finden hier nicht blos die eigentlichen Stichworte zur Verherrlichung des Cato wieder, *iustitia* und *integritas*, nicht blos die Opposition des Cato gegen den *instans tyrannus*, eben gegen den Cäsar, weiter nicht blos das Bild mit dem *fractus orbis*, das so bekannte Bild, um die drohende Gefahr Roms beim Sturze der Republik zu bezeichnen, sondern, was uns so ganz

nothwendig auf den Mann hinführt, wir finden besonders die *repulsa Catonis* unmittelbar nach der *virtus* hervorgehoben, als deren Ideal ja Cato unter den Stoikern stets gegolten hat.

Virtus, repulsae nescia sordidae,
Intaminatis fulget honoribus.

Zweimal hat Cato bekanntlich eine solche *repulsa* erlitten, er hat es deshalb nicht bis zum Consulate selbst gebracht; er musste einem Manne wie Vatinius zuletzt nachstehen; wohl aber dieser Punkt ist es, den wir nicht blos bei seinen stoischen Verehrern, wie vor allen bei Seneca stets wiederkehrend hervorgehoben finden, sondern selbst bei rein zufälligen Erwähnungen, wie in der Vorrede zu Plinius' Naturgeschichte, wo gerade zum Lob des Cato blos das eine Verfahren, die eine unbeugsame Haltung desselben gegenüber jenen schimpflichen *repulsae* hervorgehoben wird. Die Massen haben ihn voll Staunen umstanden, wie ein solcher Mann einen solchen Schimpf, der in Rom für den grössten galt, ungebeugt, weder rechts noch links schauend, in seiner Art unbeirrt, zu tragen vermochte.

Dazu kommt freilich an unsrer Stelle der Umstand, dass die angegebenen vier Strophen, in denen ich die *laus Catonis* zu erblicken glaubte, nicht unmittelbar zusammenhängen, dass sogar die zwei ersten Strophen hinter den zwei letzten der Reihenfolge nach stehen, dass sie sogar in verschiedene Gedichte zertheilt sind. Aber sollten wir vielleicht in der bekannten Notiz des Porphyrion, dass das zweite und dritte Gedicht ursprünglich ein Ganzes bildete, darin einen Anklang eben von Zusammenhang unserer Strophen zu erkennen haben; es wäre das wenigstens wohl der einzig erklärliche Zusammenhang beider Gedichte, während im übrigen es schwer genug sein würde, wenn wir beides vereinigen, eine wirkliche Einheit nachzuweisen und nicht eine Einheit, welche wieder nach bekannten modernen Beispielen rasch in Dualismus oder gar Föderalismus zu zerfallen droht.

Beschränken wir uns einstweilen auf die angegebenen drei Oden, so ist endlich wohl ein Punkt nicht zu übersehen: sowohl das dritte und zwölfte Gedicht des ersten Buchs, wie bekanntlich das dritte Gedicht des dritten Buchs, eben jenes „*Justum et tenacem propositi virum*“ gehören zu den längsten Carmina des Horaz. Gerade aber von der Horazischen Poesie lässt sich nicht behaupten, was ein späterer Lobredner des Cicero meint, es sei immer dasjenige Stück des Cicero das *optimum*, welches zugleich das *maximum* sei, während bei Horaz ziemlich das umgekehrte gilt, nämlich für seine Lyrik. Freilich ist das eine relative Angabe von Länge und Kürze. Im allgemeinen lässt sich festhalten, dass ein jedes Gedicht des Horaz, welches die Zahl von sechs bis sieben Strophen überschreitet, immer der Art ist, dass es nach Form und Inhalt eine Menge Anstösse erregt, eben solche Anstösse, wie die sind, von denen ich eine Probe zu geben gesucht habe. Die folgende Ode, die vierte, gehört nicht blos zu den längsten, sondern wiederum den auffälligsten des Dichters, indem wir hier sogar das Thema der Gigantenkämpfe nicht blos im Vorübergehen benutzt finden, wie in den früheren Beispielen, sondern eigentlich als Kern des ganzen Gedichts; ja der Dichter geht sogar so weit, von den Kriegen zu sprechen, *vires omne nefas animo moventes*, und eben den Ausdruck zu gebrauchen, den nur einmal der Schmeichler Ovid in einer seiner schlimmsten Stellen vom Brutus und Cassius zu gebrauchen gewagt hat, wo er sie als *nefas ausi*, die gegen den Himmel anstürmen, zu bezeichnen wagt. Und das sollten wir demselben Dichter zuschreiben, der vorher in der zwölften Ode des zweiten Buchs es geradezu von sich ablehnt, gerade solche Stoffe, wie die Gigantenkämpfe, d. h. die Bürgerkriege zu besingen, der es ebenso ablehnt auch nur die Thaten des Agrippa zu preisen, I, 6, die Thaten eben des Mannes,


Digitized by Google

der vor allen den frühern Feldherrn des Horaz Brutus gestürzt. Bis jetzt sind dies allerdings nur blosse Facta, wie ich sie hingestellt habe; natürlich drängt sich dabei die Frage auf: lassen sich solche Strophen, wie die drei hier angeführten Beispiele, vorausgesetzt dass die angegebene Interpretation die richtige ist, einem und demselben Dichter zuschreiben, und zwar einem Dichter, wie Horaz, der Zeitlebens auf der einen Seite ein aufrichtiger Freund der neuen Ordnung der Dinge seit Augustus gewesen war, der die neue *Pax concordia* zu Rom aus vollem Herzen preist, aber auf der andern Seite sich eine solche Unabhängigkeit zu wahren sucht, dass er den von Augustus angebotenen Hofdienst verschmähte, bei welchem Anlass Sueton die berühmten Worte aufbewahrt hat *„an vereris, ne apud posteros tibi infame sit, quod .... videaris esse“*. Eben diese Worte aber zeigen uns, wie stark damals noch die Gegensätze zu Rom sich gegenüber standen und wie leicht ein denkender Leser zeitgenössischer Poesie bei solchen Stellen, wie wir sie eben betrachtet haben, auf Sympathie und Antipathie den Hofkreisen gegenüber rechnen durfte.

Damit glaube ich einstweilen hier eine Probe dieser, so zu sagen, politischen Interpolationen gegeben zu haben, wie sie sich auch sonst mehrfach in allen lyrischen Gedichten des Horaz aufdrängen. Es sollte mich vor allem freuen, wenn andere und bessere Kenner des Horaz sich dazu veranlasst sehen sollten, ihre Ansichten mitzutheilen, vor allen der Mann, der nie gefehlt hat, wo es galt eine Horazische Stelle oder Horazische Frage im Kreise dieser Versammlung zu behandeln, ich meine den verehrten Rector Eckstein.

Präsident:

Dieser Vortrag betrifft einen Dichter, welcher das Gemeingut der ganzen gebildeten Welt ist; seine lyrischen Gedichte gehören in einen Kreis nicht blos vorübergehender, sondern bleibender Studien, aus denen sich jeder eine Ansicht gebildet hat oder zu bilden pflegt. Es kann daher nicht fehlen, dass auch Ansichten sehr eigenthümlicher Art vorgetragen werden, gegen die sich ein Widerspruch hörbar machen darf. Wollten wir aber hier in Masse auf den Kampfplatz treten, so dürfte weder Zeit noch Lust ausreichen; man wird die Controversen über die Lyrik des Horaz nicht so leicht erschöpfen. Ich ersuche daher die Herren, deren Ansichten wir sonst gern vernehmen möchten, wenn sie sprechen wollen, sich auf ein knappes Zeitmass zu beschränken, schon weil wir nicht viel Zeit übrig haben; denn wir müssen, wenn auch in äusserster Kürze, der Ordnung gemäss die Berichte der Sectionen vernehmen. Vor andern aber möchten wir unsern Freund Eckstein hören, um so mehr, als er sich immer einer löblichen Kürze befleissigt.

Rector Eckstein:

Ich glaube, die Mahnung des Herrn Präsidenten erledigt sich ganz von selbst. Ich habe manchmal mit Freund Lincker über diese Frage gestritten, weil mich die masslose Willkür rein subjectiver Annahmen bei diesem Aufspüren von Interpolationen abstiess. Darum begrüsse ich es mit Freuden als einen Fortschritt, dass nicht mehr Gründe wie z. B. das Vorkommen von *Appulus* und dergleichen gegen die Echtheit geltend gemacht, sondern dass heute wirkich ein neuer Weg eingeschlagen, ein bestimmtes Princip aufgestellt wird, das ist die politische Interpretation; aber politische Interpolation — das ist noch nicht klar geworden, was da herauskommen wird, zumal die einzelnen Strophen, welche in den verschiedenen Gedichten interpolirt sein sollen, nicht bezeichnet werden. Ich habe den Interpolationen seit langer Zeit eine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet, bin aber hier Reactionär vom

reinsten Wasser geworden, sodass ich namentlich mit Freund Lincker (mancher Andern mag ich gar nicht gedenken) in den meisten Stücken nicht übereinstimmen kann. Den Horaz hat man ja dahin gebracht, dass er in Zukunft auf einem oder einigen Octavblättern vollständig Platz findet; es ist, soweit ich berechnet habe, nur eine einzige Ode, an die sich noch niemand gewagt hat „*Donec gratus eram tibi*". Aber das, was unser verehrter Freund heute hervorgehoben hat, die politische Seite, ist allerdings bisher von unsern Horazianern vernachlässigt worden. Die Franzosen haben vor zwei Jahren darauf aufmerksam gemacht, dass eine Reihe von Vorahnungen von politischen Plänen und Absichten des Augustus in den Gedichten des Horaz gleichsam vorspukend liegt, und dies weiter auszuführen, wäre wirklich eine vortreffliche Aufgabe. Sie haben uns heute mit einer *laus Catonis* in zwei verschiedenen Oden des Horaz beglückt und mit einer ganz neuen Interpretation über die *impiae rates* sogar überrascht — ein paar Fragen, die weiter entwickelt zu werden verdienen. Ich muss mich aber, wie schon gesagt, reactionär dagegen verhalten, und dass ich heute nicht mit Ihnen weiter streite, liegt in der Erbschaft unseres seligen Haase, die ich heute antrete, der Heiserkeit. (*Heiterkeit.*)

Professor Wolff:

Ich habe nur eine kurze Bemerkung eines Hauptpunktes, nämlich die *laus Catonis;* ich möchte für diese eine exceptionelle Stellung im Alterthum beanspruchen. Wir lesen dass Augustus selbst ihn gelobt hat; es gibt aber keinen Schriftsteller, der ihn zu tadeln gewagt hätte. Ich erinnere an Lucan, Seneca, der ihn als Ideal hinstellt; auch die andere Stelle des Horaz selbst, welche *atrox* hinzufügt, lobt den Cato auf besondere Weise. Ich möchte also glauben dass man daraus nichts gegen August oder Cäsar lediglich herleiten kann, wenn man nur dem Horaz gestattet dass er auch hier seine alte Ansicht durchleuchten lasse, die ja, wie gesagt, gegen die des August nicht aufgetreten ist, der sie vielmehr theilte.

Prof. Lincker:

Gegen Herrn Professor Wolff möchte ich mir erlauben zu erinnern, dass allerdings eine Zusammenstellung wie des Cato und Tarquinius, gerade die Herabsetzung, gerade der Angriff des Cäsar gegenüber dem Cato doch etwas ganz anderes ist als ein blosses Lob des Gegners von Cäsar. Dann aber sehen wir ja bei andern Schriftstellern, wie keineswegs das Lob des Cato in Hofkreisen als etwas ungefährliches und sich von selbst verstehendes durchzugehen pflegte. Betrachten wir Velleius, so finden wir allerdings bei der ersten Erwähnung des Cato ein Lob des Mannes, wie es sonst seit Sallust gewöhnlich war; aber das *nobile letum Catonis* finden wir wohlweislich ganz unberührt gelassen. Das ist eben der Unterschied zwischen der angeführten Stelle des Horaz von denen eines Velleius, der theilweise Hofmann war.

Hierauf folgt die Berichterstattung über die Verhandlungen der Sektionen. Herr Direktor Dr. Kramer berichtet über die pädagogische, dann über die mathematische, deren Vertreter nicht anwesend war; Hr. Prof. Conze über die archäologische; Hr. Dr. Mühlau über die der Orientalisten; Hr. Prof. Zacher über die der Germanisten.

Nachdem hierauf die Tagesordnung erschöpft war, sprach das Schlusswort der

Präsident:

Wir haben die vorgelegten Aufgaben erschöpft und stehen jetzt am Ziel. Indem wir nunmehr zurückschauen und die Eindrücke dieser gemeinsam verlebten Tage sammeln, ge-

winnen wir ein heiteres ungetrübtes Bild. Alte Genossen und Freunde haben, zum Theil nach längerer Zeit, sich wieder gesehen und mit einander ausgesprochen, neue Gesichter sind herzu getreten, manches neue Band ist geknüpft worden, geselligen und wissenschaftlichen Interessen blieb mitten unter den Festlichkeiten immer ein willkommener Raum vergönnt. Auch ist der Himmel uns günstig gewesen und die Menschen haben sich um uns verdient gemacht, wie der gestrige Abend in freundlichen Räumen noch zuletzt bewies. Die Bürger Halles wollten nichts versäumen um den zahlreichen Gästen anspruchlos aber gemüthlich entgegen zu kommen .Wir sind den städtischen Behörden und so vielen Einwohnern der Stadt, die für Empfang und Aufnahme ihrer Besucher thätig gewesen, zu besonderem Dank verpflichtet und werden ihn billig auch in einigen Zeilen aussprechen. Noch bleibt uns übrig manche Worte des Dankes darzubringen: wir wollen nicht wiederholen was diese Versammlung der Liberalität und Geneigtheit des Hohen Kult-Ministeriums schuldig geworden; wir gedenken demnächst der guten Dienste, welche viele Männer aus unserer Mitte mit Aufopferung schätzbarer Zeit aber mit praktischem Geschick und wie gesagt werden darf zur Befriedigung der grossen Mehrzahl in Comités und Bureaus, in Schrift und That geleistet haben, dann der Aufmerksamkeit die von kundigen Männern durch Widmung belehrender Druckschriften erwiesen ist; zuletzt danken wir den verehrten Mitgliedern, welche durch ansprechende Vorträge in öffentlichen Sitzungen und in Sektionen angeregt und erfreut haben. Die in einer noch nicht gesehenen Anzahl (484) hier zusammengetretene Versammlung wird hoffentlich nicht bereuen aus den fernsten Landschaften nach Halle gewandert zu sein; wir wünschen und vertrauen, dass die guten Erinnerungen an die hier verlebten Stunden Ihnen noch lange frisch und lieb bleiben mögen. In dem Augenblick wo die verehrten Theilnehmer von uns scheiden und in ihre Heimat zurückkehren, rufen wir, die Einheimischen, Ihnen ein herzliches Lebewohl zu. Die 25. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner ist hiermit geschlossen.

Hierauf sprach Rector Eckstein:

Verehrte Herren! Wir sind niemals auseinander gegangen ohne Worte des Dankes der Staatsregierung, der Stadt und dem Präsidium zu widmen, unter dessen Leitung wir zusammengetreten sind. Da ich einer von denen bin, die es zu verantworten haben, dass wir in dieser Stadt unsere Versammlung gehalten haben, da ferner die Berufenen alle schweigen, so gestatten Sie mir einige Worte zum Schlusse. Alles was hier gefehlt sein sollte, will ich gern auf meine Schultern nehmen und will das verehrte Präsidium von jeglicher Verantwortlichkeit frei machen. Halle ist seit 1852 oder auch, glaube ich, noch früher immer in Frage gekommen bei der Wahl des Versammlungsorts, aber es ist erst jetzt, gerade für diese bedeutungsvolle Versammlung, nicht ohne Absicht gewählt worden. Hier in dieser alten ehrwürdigen Stadt, mit ihren krummen Strassen und ihrem unverdienten übeln Rufe, mit den Resten des Alterthums und den Neubauten einer rüstig vorwärts schreitenden Bürgerschaft, an diesem Sitze einer hochberühmten Universität, an der unsere Wissenschaft von Cellarius ab stets im Dienste der Schule wirksam gewesen ist und wo an Wolf, an Reisig und andere Namen sich glänzende Erinnerungen knüpfen, in dieser Schulstadt, wo der Francke'sche Pietismus der höhern Schule ebenso wie der Volksschule neue segenbringende Bahnen angewiesen hat, hier waren wir so recht an einer Stätte, welche die Wissenschaft und die Praxis, die Universität und die Schule, die beiden Angelpunkte einer grossen Vergangenheit und die Garantien einer

grossen Zukunft, in gleicher Weise pflegt; wenn ich auch nicht unseres Oberbürgermeisters grosses Wort unterschreiben möchte, dass Halle einmal der geistige Centralpunkt sein werde.

Meine Herren! Göttling hat einmal gesagt, der Philologe habe eine trockne Seele, die von Rührung nichts wisse: ich kann nicht ohne Rührung von meiner theuern Vaterstadt scheiden; knüpfen Sie auch nicht so innige Bande an diesen Ort, so werden Sie sich gewiss gern dem Danke anschliessen, den ich, meine Herren, gegen das Präsidium und die Secretäre, gegen Universität und Stadt, insbesondere gegen die Regierung des Staates ausspreche, der nach langer Unterbrechung uns wieder einmal freundlich aufgenommen hat. Gedenken wir schliesslich auch des Vaterlandes, das in deutscher Wissenschaft für alle Zeiten uns einigt; darum, meine Herren, wollen wir uns noch einmal erheben, dem Vaterlande unser jubelndes Hoch zu bringen.

Hoch! Hoch! Hoch!

Digitized by Google

Verhandlungen der pädagogischen Section.

Erste Sitzung, Dienstag den 1. October.

Herr Director Kramer begrüsst als Mitglied des Präsidiums die zahlreich Versammelten mit einigen Worten und fordert dieselben zunächst auf, sich durch die Wahl eines Vorsitzenden als pädagogische Section zu constituiren, worauf er durch Acclamation dazu gewählt wird. Er ersucht alsdann die Herren Oberlehrer Drr. Thilo und Weicker die Functionen der Secretäre zu übernehmen, wozu sich dieselben bereit erklären. Hierauf erklärt er, dass, da die Zeit bereits zu weit vorgerückt sei, um noch in die Verhandlung über die in dem gedruckten Programm auf die Tagesordnung der ersten Sitzung gesetzten Thesen des Herrn Rector Dr. Eckstein und Professor Dr. Baltzer über die Ferienordnung einzutreten, dieselben auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung zu setzen sein möchten. Er berichtet ferner, dass noch zwei Gegenstände zur Verhandlung vorbereitet seien, die Erörterung der Frage „wie weit die Resultate der vergleichenden Sprachforschung für die Schule zu verwerthen seien", und „die Regelung der deutschen Rechtschreibung". Was den ersten Gegenstand betreffe, so sei allerdings der Herr Professor G. Curtius, der es übernommen gehabt habe, Thesen darüber aufzustellen und die Discussion derselben einzuleiten, leider durch plötzlich eingetretene Erkrankung daran verhindert worden, indessen habe sich Herr Dir. Haacke aus Torgau freundlich bereit erklärt, in seine Stelle einzutreten. Ebenso sei Herr Prof. Zacher bereit, die ursprünglich von ihm für die germanistische Section vorbereiteten Thesen über die deutsche Orthographie in einer combinirten Sitzung beider Sectionen, der germanistischen und der pädagogischen, zu behandeln. Herr Dr. Eckstein erinnert ausserdem an eine von ihm eingereichte These, die man schon früher habe berathen wollen, über die gleiche Berechtigung der Prüfungszeugnisse in den verschiedenen deutschen Staaten. Bei einer Abstimmung über die drei zuletzt genannten Gegenstände entscheidet sich die Majorität dafür, dass von ihnen zuerst die an erster Stelle gesetzte Frage behandelt werden solle. Herr Rector Dr. Peter aus Pforta, der uns Wort bittet, fragt hierauf, ob man denn wirklich die Ferienfrage als Tagesordnung für die nächste Sitzung festhalten wolle. Es werde schwer halten bei der Menge localer Verhältnisse, die von Einfluss wären, darin zu einem Resultate zu kommen. Ihm scheine es viel erspriesslicher, die Verhandlung über die Verwerthung der Resultate der vergleichenden Sprachwissenschaft für die Schule gleich morgen zu beginnen. Herr Schulrath Dr. Gottschick schliesst sich dem an, auch Herr Director Dietrich aus Hirschberg. Herr Dr. Eckstein empfiehlt dagegen seine These durch einige Worte, indessen entscheidet sich die Versammlung für den Antrag des Herrn Dr. Peter. Hierauf erhält noch Herr Geh. Ober-

Regierungsrath Dr. Wiese das Wort zu einer Mittheilung. Diese bezieht sich auf die These des Hrn. Dr. Eckstein über die Gleichberechtigung der Prüfungszeugnisse. Er erkärt, dass es in Aussicht genommen sei, zunächst unter den verschiedenen Regierungen des norddeutsche; Bundes eine derartige Uebereinstimmung in den Anforderungen sowohl an die Candidaten des Schulamts, als an die Schüler herzustellen, dass einer Gleichberechtigung der Zeugnisse in allen diesen Staaten nichts mehr im Wege stehe. Hr. Dr. Eckstein begrüsst diese Erklärung mit Freuden.

Hiermit wird die Sitzung geschlossen.

Zweite Sitzung, Mittwoch den 2. October.

Vorsitzender Director Kramer:

Wir beginnen also heute mit der gestern beschlossenen Verhandlung über die Frage: „In wie weit sind die Resultate der vergleichenden Sprachwissenschaft für die Schule zu verwerthen?" Der Herr Director Haacke aus Torgau wird die Güte haben, durch einige Worte die Verhandlung einzuleiten und die Thesen, die er in Vorschlag zu bringen hat, Ihnen dann zu verlesen. Ich bitte den Herrn Director das Wort zu nehmen.

Dir. Haacke:

Eine Stunde nach meinem Eintreffen in Halle wurde ich gefragt, ob ich nicht geneigt wäre, an Stelle des erkrankten Prof. Dr. Curtius einzutreten und einige Thesen über die heute zur Discussion gestellte Frage in Vorschlag zu bringen. Ich erklärte mich dazu bereit, indem ich auf die Nachsicht rechnete, die ich als ein unvorbereitet zur Sache Kommender wohl beanspruchen durfte. Die Nachsicht, auf welche ich rechnete, als ich in die erledigte Stelle einzutreten versprach, erlaube ich mir jetzt ausdrücklich in Anspruch zu nehmen. Es empfiehlt sich, wenn man etwas auseinandersetzen will, besonders wenn es streitiger Art ist, und wenn man dafür gewinnen will, die Prämissen, die gebraucht werden, vorausgehen zu lassen, damit die Schlüsse, die der Sprechende macht, den Hörern nicht aufgedrungen werden, sondern gewissermassen als Ergebniss ihres eigenen Nachdenkens auftreten. So erlaube ich mir denn, eine kurze Auseinandersetzung vorausgehen zu lassen, die ich damit zu beschliessen gedenke, dass ich die einzelnen Thesen verlese. Die Sprache gehört zu den vielen Dingen in der Welt, die ihre zwei Seiten haben. Eine Seite ist diejenige, welche für die Periode der Sprachbildung vorausgesetzt werden muss, die andere diejenige, die jeder aus eigener Erfahrung, aus täglichem Gebrauche der Sprache selbst kennt. Für die Periode der Sprachbildung ist ein solches Verhältniss vorauszusetzen, dass die Sprache eine Begriffswelt enthielt, die der Mensch zwischen sich und die Dinge stellt, zu dem Zwecke, die Dinge, die ausser ihm vorhanden sind, und die er nicht anders, als durch Begriffe in sich aufnehmen kann, durch Unterordnung unter die Begriffe sich anzueignen. Selbstverständlich gilt dabei die Annahme, dass die in den Worten versinnlichten Begriffe jedem lebendig gewesen sind.

Anders verhält es sich in der historischen Zeit. Da ist die Sprache nur ein Mittel seine Gedanken zu äussern. Von den meisten Wörtern ist uns gegenwärtig nichts mehr zu-

gänglich, als die Anwendung auf die Dinge. Die Begriffe, welche ursprünglich die Vermittlung für die Dinge gebildet haben, sind uns entschwunden und können nur durch etymologische Zergliederung der Wörter wieder zugänglich gemacht werden. Es folgt daraus nicht, wie Steinthal annimmt, dass drei Elemente der Sprache vorhanden seien; in Wahrheit handelt es sich blos um zwei, um den Laut und den (sprachlichen) Begriff, der den Laut ursprünglich hervorgebracht hat. Hierzu kommt die Sache, auf welche der Begriff angewendet wird, die aber stets ausserhalb der Sprache bleibt. In der historischen Zeit tritt an Stelle des ursprünglichen sprachlichen Begriffes der Sachbegriff, durch den jeder, der die Sprache erlernt, sich die Worte verdeutlicht, der einfach auf dem Wege der Abstraction gefunden wird, indem man das Gemeinsame der unter dem bestimmten Worte zu denkenden Dinge heraus- und zusammenzieht. Der sprachliche Begriff des Wortes ist stets einer und bleibt, so lange das Wort in seinen lautlichen Elementen unverändert bleibt, derselbe, der Sachbegriff kann sich verschieden gestalten bei demselben Worte, weil dasselbe verschiedene Anwendungen zulässt. Auf diesen Unterschied im Gebrauch des Wortes Begriff bitte ich genau zu achten. Nach diesen beiden Seiten der Sprache ergiebt sich eine doppelte Behandlungsweise derselben: die eine, wobei es auf das Verstehen, die andere, wobei es auf das Können ankommt. Wer eine Sprache verstehen will, ist auf etymologische Zergliederung angewiesen, denn nur auf diese Weise ist der ursprüngliche Sinn der Wörter zu ermitteln. Um eine Sprache zu können, d. h. um sie schreiben und sprechen zu können, muss man vor allem die Anwendung der Wörter auf die Dinge kennen. Ob ich dabei die ursprünglichen sprachlichen Begriffe kenne oder nicht, thut nichts zur Sache. Im Gegentheil, es ist zu sagen, dass wenn jemand bei jedem Worte, das er spricht, sich den sprachlichen Begriff desselben verdeutlichen wollte, er in ähnliche Lage kommen würde, wie ein Seiltänzer, der sich während des Tanzens die Gesetze des Gleichgewichtes, oder wie ein Barbier, der während er das Messer ansetzt, sich den Winkel, unter welchem er es anzusetzen hat, abgesondert verdeutlichen wollte.

Die Sprachforschung selbst theilt sich nach diesen beiden Richtungen. Die Linguistik hat es mit Ermittelung der ursprünglichen sprachlichen Begriffe und demgemäss mit etymologischer Zergliederung zu thun, die philologische Beschäftigung mit der Anwendung der Worte auf die Dinge. Der Philolog kann keinen Schritt thun, wenn er den Sprachgebrauch nicht inne hat. Mehr als Luxusartikel und Liebhaberei erscheint ihm die etymologische Zergliederung der Worte. Dies konnte man den Philologen namentlich früher nicht verdenken, wo die etymologische Forschung nicht viel mehr als ein Spiel der Willkühr war. Jetzt freilich steht die Sache anders. Nachdem die etymologische Zergliederung auf bestimmte Gesetze zurückgeführt und man zu der Einsicht gekommen ist, dass die Mehrzahl der Worte etymologisch erkannt werden kann, seitdem ist das auf etymologische Zergliederung gegründete Verständniss der Sprache bedeutend in den Vordergrund getreten. Halten wir die Sache, wie sie jetzt wirklich steht, dem Bedürfniss der Schule gegenüber, so kann, denke ich, kein Zweifel sein, dass, was die Schule in sprachlichen Dingen zu leisten hat, vornehmlich und zuerst auf das Können gerichtet sein muss, d. h. darauf, dass die Schüler die Schriftsteller lesen und die Sprache schreiben, auch, wenn es sein kann, sprechen können, was heute leider nicht mehr in dem Masse, wie früher cultivirt wird. Das Können ist das Erste. Dazu kommt, wo es sein kann, die Rücksicht auf das Verständniss, schon um das sprachliche Interesse zu wecken. Ich für meinen Theil habe mich nach beiden Seiten hin mit der Sprache viel beschäftigt. Schon vor siebzehn Jahren habe ich eine Darstellung der Flexion des grie-

chischen Verbums nach den Resultaten der Sprachvergleichung gegeben, soviel ich weiss, der erste Versuch eines Philologen, der neuerdings aber in Vergessenheit gerathen zu sein scheint. Dagegen dient dem Können der Sprache das in diesem Sommer von mir herausgegebene Buch zur lateinischen Stilistik. Ich bin immer der Meinung gewesen, dass ein Gymnasiallehrer beide Seiten zu vereinigen habe, dass er beide Seiten verstehen müsse. Der Unterricht im Lateinischen und Griechischen auf den Gymnasien stellt sich indess verschieden, weil der lateinische Unterricht mit kleinen Jungen, der griechische mit grösseren Schülern begonnen wird. Bei dem griechischen Elementarunterrichte können ganz andere Anforderungen an den Schüler gemacht werden als beim lateinischen. Dazu kommt, dass die Resultate der Sprachvergleichung für das Lateinische weniger Bedeutung haben als für das Griechische. Es findet sich im Lateinischen viel undurchsichtiges Material. Vieles ist noch dunkel und räthselhaft, selbst Sachen, wie die Declination und die gewöhnlichsten Formen der Conjugation scheinen mir noch nicht hinreichend aufgehellt. Das Beste in dieser Art hat Corssen geleistet, was ich nicht unterlassen will zu erwähnen. Da die Resultate der Sprachvergleichung für das Latein noch wenig festgestellt sind, auch keinen grossen Umfang haben, der lateinische Unterricht aber mit Kindern von zehn Jahren, wo man die Reflexion nicht voraussetzen kann, begonnen wird, so bin ich der Meinung, dass für das Latein die Resultate der Sprachvergleichung von vorn herein auszuschliessen sind, dass man sich darauf beschränken wird, in den oberen Classen gelegentlich auf dies und das aufmerksam zu machen, nicht blos um das Interesse der Schüler für das Lateinische zu wecken, sondern auch um sie für später anzustellende eigene Untersuchungen über die Sprache zu befähigen. Was das Griechische betrifft, so liegt die Sache anders. Erstens hat man nie daran gedacht, an die Schüler im Griechischen dieselben Anforderungen zu machen, die im Lateinischen gestellt werden, dass sie die Sprache selbstständig für das Schreiben und Sprechen handhaben sollen, sondern die Hauptrücksicht ist immer gewesen, dass die Schüler in den Stand gesetzt werden, die bedeutendsten Autoren selbstständig zu lesen. Andrerseits wird mit dem Griechischen etliche Jahre später, etwa im zwölften Jahre, begonnen, wo die Schüler schon einigermassen sprachlich rutinirt sind. Ferner sind die Resultate der Sprachvergleichung für die griechische Sprache für einen Jeden, der sie kennt, ausserordentlich einleuchtend. Es kommt in eine Menge Erscheinungen, die bisher keinen Sinn hatten, Sinn und Verstand und Zusammenhang. Nun bin ich stets der Meinung gewesen, dass ein Lehrer die Verpflichtung habe, eine Sache, die er lehrt, so gut zu lehren, als er sie versteht. Hat er einmal gewisse Erklärungen zu geben, so verdient es gewiss den Vorzug richtige Erklärungen zu geben, nach menschlichem Wissen, als handgreiflich falsche, oder solche, die eigentlich keine sind. Denn eine Menge der gangbaren Erklärungen sind von der Art, dass sie in Wahrheit nicht als Erklärungen gelten können, sondern im günstigsten Falle als Beschreibungen dessen, was da passirt. Da die Resultate der Sprachvergleichung für das Griechische, namentlich für das Verbum, so ziemlich feststehen, da die Schüler in den Jahren stehen, wo sie dergleichen Dinge aufzufassen im Stande sind, da endlich — das ist vielleicht subjective Ansicht von mir — der griechische Unterricht hauptsächlich dazu verwendet werden kann, sprachliche Erscheinungen überhaupt den Schülern zu verdeutlichen und sie für eingehende Beschäftigung mit der Sprache zu befähigen, aus diesen drei Gesichtspunkten bin ich der Meinung, dass man als Lehrer die Verpflichtung habe, die Schüler mit den Resultaten der Sprachvergleichung, so weit sie in die bisher unklare und dunkle Masse Licht und Verständniss bringen, bekannt zu machen.

Digitized by Google

Nun fragt sich's wie? Oft bin ich, wenn im Privatverkehr davon die Rede gewesen ist, gefragt worden: „Sie wollen also nach Curtius unterrichtet haben?" Ich habe dann wohl geantwortet, dass es mir auf das Lehrbuch nicht gerade ankomme. Auch heute möchte ich nicht die Discussion auf diejenigen Bücher bringen, die einander jetzt auf diesem Gebiete Concurrenz machen. Nach meinen Erfahrungen reicht es zunächst aus, wenn vor allen Dingen der Lehrer der Sache gewachsen ist, wenn er sie nicht blos aus Compendien kennt, sondern aus grösseren Werken, die man darüber zur Hand hat, studirt und durch eigenes Nachdenken die Sache fördert. Die Sache ist von der Art, dass jeder, welcher sich damit beschäftigt, etwas Neues zur Vervollständigung beibringen kann. Dass die Schüler in den oberen Classen an der Arbeit des Lehrers wesentlich Theil nehmen und infolge dessen an Interesse für die Sache gewinnen, das ist auch mit in Anschlag zu bringen. Für den Augenblick würde ich also als Erforderniss für eine Verwendung der Resultate der Sprachvergleichung im Griechischen das hinstellen, dass die Lehrer sich dieses Studiums annehmen, namentlich mache ich Sie darauf aufmerksam, die jüngeren Lehrer, die sich diesmal in grösserer Zahl eingefunden haben. Doch muss ich dringend vor Zersplitterung warnen. Es kann leicht vorkommen, dass ein junger Mensch allerhand schwierige Formen erklären kann, dass er aber in Verlegenheit kommt, wenn er einige Seiten gut Latein schreiben soll. Man muss aber darauf bestehen, erst können, dann verstehen. Es ist gewiss eine schöne Sache Beides zu vereinigen; hat man aber nur die Wahl zwischen dem Können und dem Verstehen, so würde ich immer dem Können den Vorzug geben. Denn das Können ist ja etwas, womit der Mensch etwas machen kann. Darauf müssen wir also das meiste Gewicht legen.

Dem Bedürfnisse der Schüler wird zunächst genügt, wenn sie die Paradigmata in den Händen haben, welche ja jede Grammatik bietet, das Weitere aber aus dem Munde des Lehrers erhalten. Es ist überhaupt schlimm, dass heutzutage die Schüler so wenig in den Unterrichtsstunden zu lernen geneigt sind und dass sie vielfach auf Bücher verwiesen werden. Das Meiste sollte doch in den Stunden selbst gelernt werden. Beim Unterrichte selbst empfiehlt es sich indessen, die vorauszusetzenden Zwischenformen, die der Gebrauch nicht kennt, nur auszusprechen, nicht an die Tafel zu schreiben. Auch ist vor der Weise zu warnen, bei Formen, die häufig falsch gebildet werden, ausser der richtigen nachträglich auch die falsche angeben zu lassen, weil sich immer einige Unglückliche finden, welche blos die letztere behalten, nicht die erstere.

Es entsteht weiter die Frage: Wie soll es mit der Syntax gehalten werden? Es hat in meinen Augen wenig Sinn, wenn man in der Formenlehre der Sprache so auf den Leib geht, dass man alle die Analogieen, nach denen sie ihre Formen bildet, ausmittelt, nachher aber in der Syntax die Wörter als unbekannte Grössen hinnimmt, die man einfach mit den unter ihnen gedachten Sachen oder mit den entsprechenden deutschen Wörtern identificirt. So sagt man z. B.: In den Worten *ἀπεχώρησαν ἡμέρας* bezeichnet der Genetiv die Zeit, in der etwas vorgeht, in dem homerischen *ἀτύζεσθαι πεδίοιο* den Ort, wo etwas vorgeht. Wie jedes Wort seinen bestimmten Sinn hat, der trotz der verschiedenen Anwendungen immer derselbe bleibt, so ist dasselbe vorauszusetzen für sämmtliche einzelne Flexionsformen. Wo der Genetiv steht, muss sprachlich ja dieselbe Auffassung sein, woraus für die wirkliche sachliche Beschaffenheit nichts folgt. Es soll einmal (was jedoch nicht unbestritten hingestellt werden kann) der Genetiv das bezeichnen, was Grund und Bedingung des Werdens für etwas Anderes ist. Ich stimme nämlich nicht der Erklärung bei, wonach der Genetiv der casus

generalis ist, d. h. der allgemeine, der die übrigen Casus mit umfasst. Es ist mir dies nicht wahrscheinlich, weil, wenn man so etwas hätte annehmen wollen, man wahrscheinlich dazu den Accusativ gewählt hätte. Lassen wir das einmal gelten und denken wir den Genetiv als das, was er aussagt, so handelt es sich in den genannten Fällen sprachlich um ein Weggehen das durch den Tag, um ein Dahineilen, das durch die Ebene zu Stande kommt. Dass sachlich der Tag zum Weggehen ein ganz anderes Verhältniss hat als die Ebene zum Dahineilen kommt für die Sprache nicht in Betracht. Es ist aber, weil die Sprache hier den Genetiv setzt, nicht daraus zu folgern, er müsse da und da angewendet werden. Dieser Schluss geht irre. Es wäre ein vergeblicher Versuch, wenn man einen sachlichen Zusammenhang unter den verschiedenen Dingen herstellen wollte, da was dieselben einigt nur die subjective Auffassung der Sprache ist, welche ebensogut eine andere sein könnte. Danach würde es eine Syntax zur Aufgabe haben, nachdem gezeigt worden ist, der Genetiv wird so gebildet, der Conjunctiv so, der Optativ so, wenn überhaupt die Mittel dargelegt sind, welche die Sprache verwendet, festzustellen, was der jedesmalige Sinn dieses Mittels ist und auf welche Sachverhältnisse es angewendet wird. Wenn man z. B. sagt: Der Nominativ ist der Casus des Subjects, so kommt ein Schüler damit für den Gebrauch der Sprache vollkommen aus. Jetzt erfahren wir: Der Nominativ wird gebildet mit ς, und Bopp hat mit Erfolg nachgewiesen, dass dies ursprünglich das τ des Demonstrativums ist. Wie kommt nun das pronomen demonstrativum dazu, die Selbständigkeit (Persönlichkeit, Geschlechtlichkeit) zu bezeichnen? Es bezeichnet das Selbständige, Persönliche als etwas, auf das sich hinweisen lässt. Es ist vielleicht eine geringfügige Eigenschaft des selbständig Existirenden, dass sich auf dasselbe hindeuten lässt, indess in der Sprache ist alles nur subjectiv. Sie ist eben eine Begriffswelt, oder, wenn wir die Begriffe an den Dingen messen, nach Wilhelm v. Humboldt's Ausdruck eine Weltansicht, die ihrer Natur nicht anders als subjectiv sein kann; objectiv ist nur die Anschauung. Ob ein Neger oder ein Europäer den Tisch da sieht, beide sehen ihn auf dieselbe Weise. Aber sobald sie ihn in ihrer Sprache bezeichnen, denkt ihn ein Jeder in einem anderen Begriffe. Ob der Sprechende davon ein Bewusstsein hat oder nicht (die meisten Menschen haben es nicht und können es nicht haben), darauf kommt es nicht an. Wenn wir z. B. bei dem Worte „Elend" jetzt etwas Anderes denken, als es eigentlich besagt (Ausland), so folgt daraus nicht, dass der Sinn des Wortes geändert worden sei. Der Sinn ist noch derselbe, die Anwendung hat sich geändert, und diese ändert sich fortwährend, schon innerhalb zehn bis zwanzig Jahren. Am auffallendsten bemerken wir das am Französischen. Man sehe nur, wie sich die Anwendung der französischen Wörter seit der französischen Revolution geändert hat.

Eine Frage betrifft noch den Homer. Da bin ich ganz und gar der Meinung, dass auf der zweiten Stufe des griechischen Unterrichts die homerischen Formen auf die Analogieen der gewöhnlichen Sprache zurückgeführt und als Weiter- oder Umbildungen derselben nachgewiesen werden. Die wirklichen Unregelmässigkeiten, so weit ich sie übersehe, reduciren sich doch hauptsächlich auf Uebertragung falscher Analogie, wie es ja auch im Deutschen der Fall ist. Weiter empfiehlt es sich, dass in Prima oder auch schon in Secunda bei schwierigen homerischen Wörtern, welche die Alten selbst zum Theil nicht mehr verstanden haben, auf die Resultate der Sprachvergleichung, soweit sie einigermassen sicher stehen, zu recurriren. Es bleibt freilich der eigenen Forschung hier noch sehr viel überlassen.

Ich glaube genug gesprochen zu haben, zumal die Zeit drängt, für Motivirung folgender fünf Thesen, die ich jetzt vorzulesen mir erlaube.

1. Die Schule ist verpflichtet, von den Resultaten der vergleichenden Sprachforschung beim griechischen Unterrichte in der Art Gebrauch zu machen, dass sogleich beim ersten Unterrichte die Formenlehre denselben gemäss gestaltet und eingeübt wird.

Die zweite These betrifft das Lateinische. Ich hätte sie nicht aufgenommen, wenn ich nicht gesehen hätte, dass bereits eine Anzahl Elementarbücher für den ersten lateinischen Unterricht von wenig gesicherten Resultaten der Sprachvergleichung Gebrauch gemacht hat.

2. Der Unterricht in der lateinischen Formenlehre ist wie bisher zu geben: die Resultate der Sprachvergleichung sind nur gelegentlich in den oberen Klassen mitzutheilen.

3. Der Unterricht in der homerischen Formenlehre auf der zweiten Stufe des griechischen Unterrichts hat sich durchaus an die elementare Formenlehre anzulehnen, so dass die homerischen Formen als Fortwirkungen und Umbildungen der in der gewöhnlichen Sprache ausgeprägten Analogieen erkannt werden. Auch ist bei Erklärung schwieriger und dunkler homerischer Wörter in den beiden oberen Klassen von den Resultaten der Sprachvergleichung Gebrauch zu machen.

4. Der Unterricht in der griechischen Syntax (sollte heissen Syntaktik, denn die *σύνταξις* ist lediglich Sache des Sprechenden, welcher wie Buchstaben zu Wörtern, so Wörter zu Sätzen und Sätze zu Satzfügungen verbindet) ist der durch die Formenlehre gewonnenen Einsicht gemäss zu gestalten, indem zunächst der Sinn der jedesmaligen Sprachformen festgestellt und dann in seinen verschiedenen Anwendungen verfolgt wird.

5. Das Haupterforderniss für den griechischen Unterricht in der bezeichneten Weise liegt zunächst nicht in Schul-Grammatiken, in welchen die Resultate der Sprachvergleichung vorgetragen werden, sondern darin, dass die betheiligten Lehrer sich aus grösseren Werken nur durch eignes Nachdenken mit der Sache bekannt zu machen suchen. Für die Schüler genügen dabei zunächst Paradigmen.

Vors. Kramer:

Meine Herren! Wir werden nun zur Discussion übergehen, und es wird zunächst also mit der ersten These zu beginnen sein. Ich ersuche den Herrn Secretär Dr. Weicker, sie nochmals zu verlesen, und würde dann diejenigen Herren, die ums Wort bitten, ersuchen, mit Nennung des Namens sich zu melden.

Dr. Lattmann:

Ich muss mir doch erlauben, von den Thesen zuerst über die fünfte ein Wort zu sagen, weil ich gerade in diesem Punkte mit dem Herrn Antragsteller vollständig übereinstimme. Die Einführung dieser sogenannten neuen Methode ist nicht zu machen mittels eines Buches, sondern es muss durch die Persönlichkeit des Lehrers geschehen. Ich habe selbst mit meinen Collegen in Göttingen zehn Jahre lang nach Rost's griechischer Grammatik unterrichtet. Wir haben uns aber wenig um das Buch bekümmert, sondern wir haben ganz nach unserer Weise den Unterricht ertheilt.

Vors. Kramer:

Ich möchte aber doch bitten, bei der ersten These zu bleiben, sonst kommen wir nicht weiter.

Dr. Lattmann:

Die Thesen stehen in einem inneren Zusammenhange zu einander. Es ist wohl schwer das Eine vom Anderen abzureissen. Ich will nicht viel darüber sagen, sondern blos diesen

Punkt feststellen, dass die Einführung eines Buches nicht nothwendig ist für die Einführung der Methode. Es lag mir daran, dieses eben nur vorher festzustellen, weil ich in einigen anderen Punkten dem Herrn Antragsteller widersprechen werde. Mit der ersten These bin ich selbstverständlich vollständig einverstanden. Aber das Verhältniss des Griechischen zum Lateinischen kann ich nicht billigen. Allerdings ist für das Latein durch die Sprachwissenschaft vielleicht noch nicht so viel Licht geschaffen, als für das Griechische. Das Griechische ist durchsichtiger, leichter zu verstehen! Aber so viel scheint im Lateinischen doch auch gewonnen zu sein, dass es eine Möglichkeit ist, auch hier schon in dem elementaren Unterricht von den Resultaten der vergleichenden Sprachforschung Gebrauch zu machen. Ich habe es ja selbst versucht, deshalb glaube ich auch dass es geht, und nicht blos literarisch versucht, sondern ich habe den Unterricht von Sexta an bis nach Tertia in der Weise in jeder Klasse ein volles Jahr geführt, um mich praktisch davon zu überführen.

Vors. Kramer:

Ich erlaube mir die Bemerkung, dass dies die zweite Thesis ist. Vielleicht kommen wir rasch zur zweiten Thesis, wenn wir über die erste, wogegen sich schwerlich viel Widerspruch erheben wird, vielleicht zu einer Art Abstimmung kommen könnten. Ich glaube, die erste These, meine Herren! ist wenig disputabel. Wenn irgend jemand also hiergegen, dass die Schule verpflichtet sei, beim griechischen Unterricht gleich von Anfang an die Resultate der Sprachvergleichung zu berücksichtigen, geneigt ist zu sprechen, so bitte ich ihn, das Wort zu nehmen.

Rector Peter aus Pforta:

Ich möchte mir erlauben, eine Bitte auszusprechen. Nämlich die Frage ist doch von sehr grosser Wichtigkeit, was von dieser neuen Methode aufgenommen werden, wie weit man in der Aufnahme der Resultate der Sprachvergleichung gehen soll. Soll man also z. B. wenn in der griechischen Formenlehre das Paradigma *εἰμί* gelernt wird, ausgehen, wie man es doch eigentlich muss, von der Sanskrit-Wurzel *as*? Soll man dann den kleinen Knaben sagen: Nach den Regeln der Lautverschiebung wird aus dem a im Sanskrit im Griechischen ε? Soll man ihnen dann weiter sagen: Das *μι* ist das pronomen personale, das damit zusammengesetzt ist? Soll man durch die mancherlei Stufen, die auch hier nöthig sind, hindurchgehen, um zunächst zu der Form *ἐσμί* zu kommen und endlich zu *εἰμί* übergehen? Ich glaube es ist von Werth, dass wir es uns an einem Beispiel vollkommen klar machen, und ich möchte den Herrn Thesensteller ersuchen, uns darüber zu belehren, wie weit man in dieser Hinsicht zu gehen habe.

Dir. Haacke:

Was zunächst die Einmischung des Sanskrit betrifft, so meine ich, dasselbe bleibt vollständig ausgeschlossen. Die Wurzel des verbum substantivum ist für das griechische *ἐς*. Dass das Sanskrit a hat und dass der indische A-Laut sich im Griechischen zu *α ε ο* gestaltet, dürfen wir dem Tertianer nicht sagen. Für ihn gilt eben nur das griechische *ἐς*. Was die Conjugation betrifft, so bin ich der Meinung, da die Schüler frühzeitig in den Fall kommen müssen, zusammenhängende Sätze zu lesen und zu übersetzen, dass das verbum substantivum zunächst einfach mechanisch auswendig gelernt werde. Erst später würde ich den Schülern begreiflich machen, wie *μι, σι, τι* u. s. w. die Personal-Suffixe sind, wie man damit die Pronomina, also *μοῦ, μοί* etc. mit *μι*, *σοῦ, σοί* mit *σι* und *τοῦ, τῷ, τόν* mit *τι* zusammenbringen kann, wie aus *τ* in *τι σ* wird, und wie durch den Uebergang von *τ* in *σ* überhaupt erst die Unterscheidung zwischen der zweiten und dritten Person zu Stande gekommen ist.

Denn es hat wohl eine Zeit gegeben, wo dieser Unterschied nicht bestand, wie noch aus dem Dual hervorgeht, wo der Unterschied noch nicht ganz durchgeführt ist. Wenn das Verbum εἰμί sicher eingeübt ist (denn das Können bleibt immer die Hauptsache), dann lässt sich bei den übrigen Verben der durch die Sprachvergleichung gewonnenen Einsicht gemäss verfahren. Nur wird man nicht gerade zwischen Verben auf ω und Verben auf μι unterscheiden, da τύπτοιμι nicht nach der Conjug. auf μι und ἐτύπην nicht nach der Conjug. auf ω flektirt wird

Vors. Kramer:

Ich glaube, man könnte, um die Bemerkung des Herrn Rector Peter in ihrem Werthe auch hier gleich geltend zu machen, der ersten These das hinzufügen: „Wobei jedoch auf Lautverschiebungen, die ausserhalb des Griechischen liegen, keine Rücksicht zu nehmen ist." Dann würden die Schwierigkeiten wegfallen.

Dir. Wentrup:

Ich möchte constatiren, dass nach meiner Meinung dies die hauptsächlichste praktische Frage ist für uns, wie weit man gehen muss. Eigentlich ist ohne die Lautverschiebung nichts zu machen; denn es ist ja bekannt, dass diese Lautverschiebung sich, wenn ich mich so ausdrücken darf, in manchen Fällen unwirksam erwiesen hat, dass gegen die eigentliche Norm der Sanskrit-Vocal sich erhalten hat. Also kommt man auf diese Art, wenn man sich auf die beiden Sprachen beschränkt, nicht auf den Grund, nicht auf den eigentlichen, letzten, tiefsten Grund, und deswegen scheint es mir eine besondere Aufgabe zu sein, uns die Frage zu stellen, und wir haben uns klar zu machen, wie weit zu gehen ist. Ich glaube so im allgemeinen ein Princip aufzustellen, genügt nicht.

Vors. Kramer:

Ich glaube aber nicht, dass wir das heute in einzelnen Fällen würden feststellen können. Es ist eine Einzelausführung schwer, und wir würden uns doch nur, wie die Thesen allgemein gestellt sind, auf Allgemeinheiten beschränken müssen.

Dir. Wentrup:

Ich bin Ihnen schon sehr dankbar dafür, dass Sie diese Norm aufgestellt haben, also nicht Sanskrit, nicht Lautverschiebung. Damit ist die Sache aber nicht erschöpft.

Dir. Haacke:

Ich habe im Jahre 1850 das griechische Verbum dargestellt (ich denke nicht, dass sei dieser Zeit bedeutende Fortschritte gemacht sind) und bin dabei überall durchgekommen ohne Einmischung des Sanskrit.

Dir. Wentrup:

Das μι als Personalpronomen ist im Griechischen und Lateinischen nicht vorhanden.

Dir. Haacke:

Das ι in μι ist blos ein anderer Vokal neben μου, μοι, με: das Wesentliche ist das μ.

Schulrath Schrader:

Dem, was der verehrte Herr Vorsitzende gesagt hat, dass die erste These wenig disputabel sei, weil wohl Niemand etwas dagegen einwenden würde, kann ich mich in dieser Allgemeinheit nicht anschliessen. Mag man auch der Ansicht sein, dass von den Resultaten der Sprachvergleichung gleich beim ersten Unterrichte für die Formenlehre Gebrauch gemacht werden müsse, so kommt es doch, worin ich dem Herrn Rector Peter beistimme, ganz wesentlich darauf an, nach welcher Weise und in welchem Umfange von diesen Dingen Anwendung gemacht werden soll. Nehme ich das Wort auf, welches der Herr Referent im

Anfange und im Verlaufe seines Vortrages wiederholt betont hat, so kommt es doch darauf an, die Schüler in den Besitz eines bestimmten Materials zu setzen, mit welchem sie arbeiten können, und das Verständniss, so weit es das Gefüge und die innere Genesis der Sprache selbst anbetrifft, für spätere Zeit, mindestens für diejenigen Stufen aufzusparen, auf denen ein solches Verständniss überhaupt nicht blos vorausgesetzt werden kann, sondern wiederum bei diesem Verständniss auch ein praktischer Gebrauch möglich ist. Sind diese Sätze — und ich glaube hierin mit dem Herrn Referenten übereinzustimmen — richtig, so ist für die erste These die allerwesentlichste Frage: Wie weit soll von dieser Sprachvergleichung Anwendung gemacht werden? Ich glaube nicht, dass wir damit auskommen, was der Herr Vorsitzende gesagt hat, dass die Lautverschiebung auszuschliessen sei. Auch wird es nicht genügen, meiner Ansicht nach, wenn man sagt: Es soll vom Sanskrit nicht die Rede sein. Ich würde Sanskrit nicht blos vom Elementarunterricht, sondern von der Schule überhaupt ausschliessen. Andrerseits bin ich mit dem Herrn Vorsitzenden einverstanden, dass wir hier nicht bestimmt feststellen können: was ist anzuwenden, was ist auszuschliessen? wohl aber kann ein allgemeiner Grundsatz festgestellt werden, der uns über die Schwierigkeit weghilft und zu einem allgemeinen Verständniss verhilft. Ich möchte vorschlagen, vorbehaltlich einer besseren Formulirung, die mir nicht gleich gegenwärtig ist, als Zusatz zu sagen: „Unter der selbstverständlichen Beschränkung, welche die Bewältigung des Sprachmaterials erfordert," oder: „Mit der Rücksicht und derjenigen Beschränkung, welche durch die nothwendige Bewältigung des Sprachmaterials geboten ist."

Vors. Kramer:

Ich erlaube mir nur die kurze Bemerkung, dass ich mit dem Schluss, den ich aus der Bemerkung des Herrn Rector Peter gezogen hatte, keineswegs die einzige Beschränkung angeben wollte, die festzuhalten sei, sondern da die Lautverschiebung als eine Schwierigkeit hervorgehoben war, so wollte ich hervorheben, dass sie jedenfalls auszuschliessen sei. Uebrigens wollte ich nicht sagen, dass damit die Sache erschöpft sei.

Schulr. Schrader:

Anstatt „nothwendige Bewältigung" setzen wir vielleicht besser: „feste Erlernung des Sprachmaterials". Das ist ja wohl klarer (Ruf: Ja wohl, das ist klarer!).

Vors. Kramer:

Also setzen wir: „die feste Erlernung des Sprachmaterials" dafür. Wünscht jemand über diese These noch das Wort zu nehmen?

Dr. Pfitzner aus Parchim:

Meine Herren! Diese These, wie sie hier gestellt ist, setzt voraus, dass jeder Lehrer verpflichtet ist, fortan, was von der Mehrzahl für wesentlich nothwendig gehalten wird, sich dem auch zu fügen. Ich sehe aber noch mehrere Bedenken da. Wir fangen in unserem Lande, wie es auch in Preussen ist, bei den meisten Schulen das Griechische in Quarta an; der Cursus der Classe ist einjährig, aber die Schüler bleiben meistens zwei Jahre in derselben, weil sie namentlich das Griechische nicht behalten können. Sie haben schon zu thun, die Formen auswendig zu lernen. — Der Herr Referent legt grosses Gewicht darauf, dass das Können namentlich zu betonen sei. Wenn nun das Können schon an sich so schwer sich herausstellt, dass sie zwei volle Jahre damit zu thun haben, und nun kommt noch etwas Anderes hinzu, die Sprachvergleichung, so möchte dies schon ein praktischer Grund sein, dass sie nicht hineingezogen wird. Dann zweitens. Ich kann auch darin nicht mit dem Herrn Referenten übereinstimmen, dass

es irgend etwas Erspriessliches haben sollte für diese Quartaner, die den Unterricht im Griechischen erst beginnen. Ich kann dem wohl hinzufügen, dass ich einverstanden bin, wenn die Sprachvergleichung in den oberen Klassen als nothwendig bezeichnet ist. Doch wenn darauf hingewiesen wird, dass dann auch dafür in den unteren Klassen ein Grund gelegt werden muss, so entsteht ein Bedenken. Wenn jeder Lehrer etwas Neues hinzufügt oder hinzufügen kann, so wird auch vieles, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, Ungehörige in den Unterricht hineinkommen. Wie sollen nun die Schüler, die die Schulen wechseln, die von einer zur anderen gehen, die verschiedene Lehrer haben, sich durchfinden. Der Eine sagt das, der Andere das. Ich mache darauf aufmerksam, dass dies doch immer zu beschränken sei.

Dr. Lattmann:

Ich wollte mir erlauben auf das Amendement, das der Herr Schulrath Schrader gestellt hat, etwas zu erwidern. Es setzt voraus, dass neben dem praktischen Erlernen der Formenlehre in Quarta nun noch nebenher eine rationale Erklärung geht, so dass zu der Aufgabe der Klasse ein Plus hinzukommt. Das ist die sehr gewöhnliche Meinung und sehr verbreitete Ansicht von der Sache. Allein Diejenigen, die den Unterricht schon länger danach gegeben haben, vielleicht nach der Curtius'schen Grammatik, die werden der Meinung sein, dass gerade das Betreiben in dieser Weise durch Einführung der neuen Methode darauf abzielt, ein tüchtiges, schnelles, festes Erlernen zu erreichen. Es ist nicht ein Neues, das hinzukommt, sondern ein Mittel, um das Ziel, das einmal gesteckt ist, schneller und besser zu erreichen.

Dir. Wentrup:

Ich wollte eigentlich dasselbe sagen, was der Herr Vorredner gesagt hat. Es ist eben falsch, wenn man glaubt, die Schüler hätten dadurch etwas Grösseres zu lernen. Im Gegentheil. Die Einführurg der neuen Methode erleichtert das Verständniss. Zweitens möchte ich noch bemerken, dass vorläufig wohl nicht die Rede sein kann, dass einzelne Lehrer gezwungen werden, nach dieser Methode zu unterrichten, sie dazu zu verpflichten. Es ist dies eine Frage, die später erst entschieden werden kann. Zunächst haben wir nur allgemeine Grundsätze aufzustellen. Wie dies dagegen in jedem einzelnen Falle durchzuführen sein wird, das wird wesentlich davon abhängen, wie die Lehrer in Bezug auf das Griechische ihre Vorkenntnisse haben, und wie sie überhaupt zu dieser Frage stehen. Die Praxis ... (wird unterbrochen).

Vors. Kramer:

Ich wollte nur bemerken, es heisst in der These: „Die Schule ist verpflichtet." Ob diese Verpflichtung gleich überall ins Leben, in die Ausführung tritt, meine Herren, das ist eine andere Frage. Ueberhaupt haben wir ja hier kein Gesetz zu machen. Es ist diese Verpflichtung hier nur als ein Wunsch nachdrücklich auszusprechen.

Schulr. Schrader:

Die Bedenken des Herrn Pfitzner sind wohl erledigt. Im übrigen möchte ich in Beziehung auf das, was Hr. Lattmann und Hr. Wentrup (Meine Herren! Sie erlassen mir wohl die Titel) gesagt haben, bemerken, dass ich die Sache ebenso verstehe, wie Sie, dass man nicht erst lernen und ausserdem noch etwas Neues hinzunehmen müsse; aber dass ich meine, das Bedenken ist darin, dass bestimmte Wege, welche in dieser neuen Methode eingeschlagen sind, noch nicht fest genug sind, um der alten substituirt zu werden. Ich will mich auf ein Beispiel beziehen. Die Einwirkung des ι, z. B. auf die Gestaltung des Comparativs, erkenne ich als berechtigtes Moment im Unterrichte an. Aber von anderen Sachen kann ich nach meiner Ueberzeugung nicht annehmen, dass sie geeignet sind, das feste Gefüge der Sprache

zur Anschauung zu bringen, wie bisher. In allen diesen Fällen bin ich der Ansicht, dass, wo die Sprachforschung vorläufig nicht überall feststeht, wir davon keinen Gebrauch machen sondern versuchen, auf diesem Wege zu bleiben, auf dem Wege, der die möglichst sichere, übersichtliche und rasche Erlernung des Sprachmaterials verspricht.

Vors. Kramer:

Ich möchte mir erlauben, eine kurze didaktische Bemerkung hier einzuschieben. Es ist meiner Ueberzeugung nach nicht gut, wenn man zu früh damit anfängt, beim Erlernen der Sprachen die Reflexion zu wecken, sondern vor allen Dingen kommt es darauf an, das Gedächtniss fest und sicher mit den Grundlagen der Sprache zu erfüllen. Das ist ja Dasjenige, was der Herr Referent mit vollem Rechte hervorgehoben hat, die Grundlage des Könnens, worauf es beim Schüler besonders ankommt. Führen wir die Knaben zu sehr auf das Reflectiren in der Formenlehre und der Syntax, so sind wir sicher, dass von ihnen auf diesem Wege das Können weniger gut gewonnen wird. Wünscht jemand noch das Wort?

Dr. Lattmann:

Ich möchte mir erlauben, hier noch etwas zu bemerken. Die Kenntniss der Lautgesetze und die danach auszuführende Bildung der Formen muss den Schülern auch gedächtnissmässig so vollständig geläufig werden, dass er nicht immer von neuem zu reflectiren hat. Die einzelnen Lautgesetze müssen ihm mechanisch fest eingeprägt werden.

Rector Peter:

Ich möchte bitten, eilen wir doch nicht so sehr über diese These hinweg. Ich halte gerade die erste These für das Wichtigste. Ich halte es auch nicht für gleichgiltig, wenn wir, 2—300 Philologen, hier aussprechen: „Die Schule ist verpflichtet, von den Resultaten der Sprachvergleichung Anwendung zu machen.“ Das ist in meinen Augen etwas sehr Wichtiges, und ich glaube, wir dürfen diesen Beschluss nicht übereilen. Was der Herr Vorsitzende eben bemerkt hat, ist mir etwas sehr Wesentliches, nämlich, ob nicht überhaupt der Sicherheit der Einprägung Eintrag geschieht durch das Reflectiren. Aber wichtiger ist mir die Frage, ob diese Anreizung zur Reflexion auch bei Knaben in einem so zarten Alter pädagogisch ganz unbedenklich ist. Also ich möchte das eine noch hinzufügen. Mir ist es etwas Wesentliches, das nicht zur Erklärung von etwas Dunklem etwas gezogen wird, was selber dunkel ist. Also mit $\mu\iota$ ist nichts zu machen. Das heisst eine unbekannte Grösse durch eine andere besimmen zu wollen. Für die Schüler ist das nichts.

Vors. Kramer:

Ich würde bitten, statt des Wortes „verpflichtet“ vielleicht ein anderes in Vorschlag zu bringen.

Rector Peter:

Dann möchte ich vorschlagen, statt „verpflichtet“ etwa zu sagen: „Die Schule mag immerhin einen Versuch machen“ (Heiterkeit).

Vors. Kramer:

Ich glaube, es ist wohl besser, diese Fassung nicht weiter zur Erörterung zu bringen. Die Abstimmung ist bereits erfolgt (Ruf: Nein!)

Dir. Haacke:

Ich möchte noch einige Worte erwiedern auf das vom Herrn Rector Peter gesagte. Das $\mu\iota$ ist allerdings unklar. Deswegen hat Pott schon das ι als den Blitzbuchstaben bezeichnet, dem sich schwer beikommen lässt. In dem μ, das dem ι vorausgeht, erkennt Pott

eine symbolische Bezeichnung: Verschluss der Lippen soll die Rückbeziehung auf die sprechende Person gleichsam malen. Dergleichen beruht freilich auf subjectiven Ansichten, denen man so weit traut, als man Lust hat.

Dir. Wentrup:

Ich wollte mir die Bemerkung erlauben. Ich glaube, die Schule hat allerdings die Verpflichtung, die Resultate jeder Wissenschaft aufzunehmen. Das kann gar keine Frage sein. Sonst würde die Schule eben selbst nicht mehr wissenschaftlich sein. Die Frage ist freilich eine ganz andere, wie diese Resultate verwendet werden sollen. Wir können also ganz unbedenklich die erste These annehmen. Darüber ist ja gar kein Zweifel.

Prof. Schmalfeld aus Eisleben:

Meine Herren! Es lehrt wohl eine allgemeine Erfahrung, dass nicht jede Methode für jeden Lehrer und nicht jeder Lehrer für jede Methode passt, dass also der Fall vorkommen kann, dass jemand, der der Sprachvergleichung sehr mächtig ist, diese Resultate in einer solchen Weise vielleicht nicht einem Quartaner, aber einem Schüler in einer höheren Klasse mittheilen kann, ohne dass das Können dabei irgendwie beeinträchtigt wird. Denn das Können ist denn doch die Hauptsache. Weil dieses aber die Hauptsache ist, und wir für jetzt wohl noch damit zufrieden sein müssen, wenn die Schüler bei ihrem Abgange nach der Universität einige Autoren, z. B. den Homer, ohne grosse Mühe und Anstoss zu übersetzen und zu erklären verstehen, wenn sie auch die sprachlichen Formen, die darin vorkommen, dem Gedächtniss eingeprägt haben, wenn sie, dass ich mich kurz fasse, diese und jene grammatische Kenntniss haben. Also möchte für jetzt das Urtheil so zu fassen sein, dass diejenigen Lehrer, die im Stande sind, von der sprachvergleichenden Wissenschaft eine solche Anwendung zu machen, dass nicht nur die nothwendig zu fordernden Resultate des Könnens in Bezug auf das Verständniss und die sonstigen Leistungen im Griechischen, sondern auch noch eine ganz desondere geistige Förderung der Schüler entsteht, — dass den Lehrern also, die diese Methode, diese wissenschaftliche Vervollkommnung besitzen, freisteht, Anwendung davon zu machen, dass es dagegen denen, die nicht diese sprachvergleichende Wissenschaft in der Weise haben, nicht gerade zur Pflicht gemacht wird.

Schulr. Schrader:

Ich habe eben versucht, mich mit dem Herrn Rector Peter telephonisch über eine Fassung zu verständigen. Er hat sich bereit erklärt, anstatt „Die Schule mag den Versuch machen" setzen zu lassen: „Es ist der Schule gestattet". Ich gestehe allerdings, dass ich damit nicht meine eigene Ansicht vertrete. Ich bin bei der These, vorbehaltlich des Zusatzes, den ich vorgeschlagen habe, stehen geblieben. Aber ich glaube für Herrn Rector Peter das Andere in Vorschlag bringen zu müssen.

Vors. Kramer;

Ich erlaube mir eine Bemerkung. Natürlicher Weise ist ja diese These von dem Herrn Referenten aufgestellt in der Ueberzeugung, dass durch Verwendung der Resultate der Sprachvergleichung in den angemessenen Grenzen das Können, das Aneignen des Könnens der Sprache erleichtert und gefördert werde. Diese Ansicht wird von den Einen getheilt, Andere haben Bedenken dagegen. Da wird sich also die Trennung gut machen. Die Einen werden sicher der Ansicht sein, die Schule sei verpflichtet, die Andern werden vorziehen zu sagen: „Es möge der Schule gestattet sein." Das scheint mir der trennende Punkt zu sein. Es ist noch ein anderes Amendement gestellt von Herrn Dir. Eckstein.

Dir. Eckstein:

Ich bin für die Berechtigung und für die Verpflichtung.

Vors. Kramer:

Dann brauchen wir keine Berechtigung. Die Verpflichtung geht weiter. Wünscht noch Jemand das Wort über diese These, den bitte ich sich zu melden.

Dir. Haacke:

Meine Herren! Gestatten Sie mir für die ganze Sache noch auf die Analogie, welche die Geschichte bietet, aufmerksam zu machen. Der Hr. Rector Peter hat mit vielem Erfolge seit Jahren dahin gearbeitet, dass die Schüler nicht blos Geschichte wissen, sich nicht blos gedächtnissmässig ein Register von Namen und Zahlen einprägen, sondern möglichst eingeführt werden in das Wesen historischer Processe selbst, dass die Gesammtheit des historischen Materials möglichst aufhört eine undurchsichtige Masse zu sein. Er hat sich dadurch in meinen Augen ein ausserordentliches Verdienst erworben. Wenn man dort darauf besteht, dass nicht blos gelernt, sondern auch verstanden wird, so muss man der Analogie gemäss auch in den Sprachstudien das Verständniss ebenso fördern. Der mit anwesende Prof. Dietsch hat sich schon im Jahre 1850 dahin geäussert, dass es kein besseres Mittel gebe, den Schülern Sicherheit in den griechischen Formen zu verschaffen, als wenn man ihnen eine gehörige Einsicht, wie die Formen entstanden sind, gewähre. Dann würden sie sie schon besser behalten.

Vors. Kramer:

Es liegen also zwei Fassungen der ersten These vor. Sie unterscheiden sich blos im Anfang, indem ich das von Herrn Dr. Schrader gestellte Amendement als angenommen betrachte. Ich habe wohl nicht nöthig die ganze These noch einmal vorzulesen. Es handelt sich darum, ob wir sagen: „Die Schule ist verpflichtet“ oder „Der Schule ist es gestattet.“ Ich würde — um doch endlich zum Abschluss zu kommen — diejenigen Herren, die für die ursprüngliche Fassung: „Die Schule ist verpflichtet“ sind, bitten die Hand zu erheben.

Dir. Eckstein (zur Fragestellung):

Ich bitte doch dringend, nicht eine Abstimmung vorzunehmen. Es ist ja eine wissenschaftliche Frage.

Vors. Kramer:

Aber wir müssen doch zu einem Abschluss kommen. Auf die Majorität kommt ja an sich gar nichts an. Das ist meine Ueberzeugung. Wir kommen dadurch nur zu einem Abschluss für uns, nicht für die Welt noch für die Wissenschaft. Denn es giebt ja freilich wohl Stimmen, von denen Eine mehr wiegt als hundert von uns, die wir hier vereinigt sind. Aber für unsere Discussion ist es wichtig durch Abstimmung zu einer Erledigung der Sache zu kommen. Ich bitte also diejenigen Herren, die für die Fassung sind: „Die Schule ist verpflichtet“, die Hand in die Höhe zu heben. — Es ist die Majorität. — Nun bitte ich diejenigen Herren, die für die Fassung: „Der Schule ist es gestattet“ sind, die Hand in die Höhe zu heben. — Das ist die Minorität meiner Ansicht nach. Die These heisst also nunmehr nach der angenommenen Fassung: „Die Schule ist verpflichtet, für den griechischen Unterricht von den Resultaten der vergleichenden Sprachforschung in der Art Gebrauch zu machen, dass mit derjenigen Vorsicht und Beschränkung, welche die feste Erlernung des Sprachmaterials verlangt, gleich bei dem ersten Unterricht die Formenlehre denselben entsprechend gestaltet und eingeübt wird.“

Gehen wir nun zur zweiten These über (zu Dr. Weicker): Wollen Sie so gütig sein dieselbe zu verlesen.

Dr. Weicker:

„Der Unterricht in der lateinischen Formenlehre ist wie bisher zu geben. Die Resultate der sprachvergleichenden Forschung sind nur gelegentlich in den oberen Classen mitzutheilen".

Vors. Kramer (zu Hrn. Dr. Lattmann):

Sie hatten vorher schon darüber gesprochen; es würde jetzt vielleicht am Orte sein, dasselbe nochmals hervorzuheben.

Dr. Lattmann:

Es ist blos eine factische Mittheilung, dass wir in Göttingen anders verfahren sind. Wir haben es versucht, die lateinische Formenlehre von Sexta ab in dieser Weise zu behandein, und ich glaube, dass der Versuch gezeigt hat, dass es wohl geht. Und nun ist es von grosser Wichtigkeit für das Griechische, dass diese Vorbereitung vorhergeht. Was man im Lateinischen gebraucht von der wissenschaftlichen Begründung, ist im Vergleich zum Griechischen sehr einfach. Es sind eine geringe Zahl von Lautregeln, damit kann man das für den Schüler nothwendige zu Stande bringen, und die Aufgabe ist wohl so einfach, dass sie auch in Sexta überwunden werden kann; und geht diese Vorbereitung vorher, so ist die Behandlung des Griechischen in Quarta ausserordentlich erleichtert.

Dir. Haacke:

Ich habe mit gutem Grunde die These so gestellt und zwar deswegen, weil ich glaube, dass die gefundenen Resultate für das Latein wenig umfangreich und wenig gesichert sind. Ich wenigstens habe mich bei einer ganzen Reihe von Fällen nicht beruhigen können. So ist mir z. B. die Ableitung des Passivs aus dem Activ, wie sie jetzt meist angenommen wird, höchst unwahrscheinlich. Das Lateinische ist eben sehr undurchsichtig, und ein Sextaner ist in der That nicht der Mann dazu, solche Sachen zu capiren. Ich bin also ganz und gar dagegen, einem Sextaner dergleichen begreiflich machen zu wollen.

Dr. Lattmann (?):

Es kommt nicht darauf an, jeden Punkt dem Sextaner begreiflich zu machen. In sehr vielen Fällen muss man sich darauf beschränken, nur das Factische, nur den Thatbestand darzulegen. Weiter kann man da nicht gehen. Man kann im Latein nicht so weit in den Gründen zurückgehen, wie in Quarta im Griechischen. Aber gewisse Grundsätze lassen sich auch hier zur Erleichterung und Förderung des Unterrichts benutzen.

Dir. Wentrup:

Ich wollte den Herrn Dr. Lattmann ersuchen, uns an einem Beispiel zu zeigen, was im Latein vielleicht anzuwenden sein würde.

Rector Peter:

Z. B: Ob der Locativus eingeführt werden soll, ob derselbe gleich von vornherein erklärt werden müsse..

Dir. Wentrup:

Und vom Verbum in der Reduplication.

Dr. Lattmann:

Beim lateinischen Verbum muss man sich verhältnissmässig wenig einlassen auf die Sprachvergleichung und sich nur auf das Thatsächliche beschränken, der Behandlung der frü-

heren Schulweise nachgehen. Aber die Declinationen lassen sich vollständig auf ein entsprechendes Schema wie die drei Declinationen im Griechischen zurückführen. Z. B. das Gesetz über die Bildung des Nominativs in der dritten Declination mit s ist wichtig bei der Bildung von Wörtern wie *nox*, *vox*, *plebs* u. s. w.

Vors. Kramer:

Ich möchte mir hier nur erlauben, ganz entschieden auf den vom Referenten Herrn Haacke geltend gemachten Grundsatz hinzuweisen, dass allerdings in der Sexta die Rücksicht auf die Aneignung des Könnens noch unendlich viel wichtiger ist, als in der Quarta; ich möchte daher die Sextaner mit diesen Erklärungen verschonen und mich auf das ganz einfache Einprägen der Paradigmata beschränken. Das ist meine Ueberzeugung.

Rector Peter:

Ich muss darauf zurückkommen: mir scheint es vor allen Dingen darauf anzukommen, was gemeint wird: nämlich ob gemeint wird, dass unsere jetzige lateinische Grammatik durchcorrigirt und verbessert werden soll auf Grund der durch die Sprachvergleichung gewonnenen Resultate. Und wenn das mit durchgängiger Rücksicht auf das praktische Bedürfniss geschehen soll, so glaube ich, kann kein Mensch etwas dagegen einwenden. Im Gegentheil, es muss geschehen. Aber ich möchte mir erlauben meine Frage zu wiederholen. Soll z. B. der Locativus eingeführt werden, sollen ferner die fünf Declinationen im Lateinischen cassirt werden?

Dir. Haacke:

Nein!

Rector Peter:

Dann haben wir eben keine Sprachvergleichung und wir haben keine Anwendung derselben auf die Schule.

Dir. Eckstein:

Die Frage hat ja ihre grossen Schwierigkeiten und die Schwierigkeit liegt hauptsächlich darin, dass es uns bis jetzt noch an einer Grammatik fehlt im Lateinischen, die auf die vergleichende Sprachforschung gegründet, das ganze Gebäude durchgeht. Es ist von Hrn. Dr. Lattmann ein Versuch gemacht in dieser Art, und er hat es auch für den Elementarunterricht ganz geschickt und praktisch angewendet. Warten wir doch ab, bis etwa Schwabe in Dorpat oder Schweizer-Sidler in Zürich ihre lateinischen Grammatiken fertig haben, die jetzt damit beschäftigt sind, das ganze Gebiet einmal durchzuarbeiten. Ich glaube, dass wenn die Herren, die jetzt noch gegen den Locativ und gegen die drei Declinationen sprechen, diese Grammatiken erst einmal gesehen haben werden, sie vielleicht etwas gnädiger über diese Dinge reden können. Mir scheint die Sache eigentlich etwas verfrüht.

Vors. Kramer:

Sie würden also etwa für die Hinzufügung der Wörtchen „für jetzt" stimmen?

Dir. Eckstein:

Ja, mit dem grössten Vergnügen.

Schulr. Gravenhorst:

Ich bin der Meinung, dass diese Thesis insofern überflüssig ist, wenn in der ersten Thesis schon der Zusatz beliebt ist, dass soweit diese neue Methode nicht der festen Einprägung Eintrag thut. Dann versteht sich ganz von selbst, dass natürlich auch die lateinische Sprache nur in so weit von der wissenschaftlichen Begründung Notiz nehmen kann, da in der lateinischen Sprache aus andern praktischen Gründen nicht so viel davon Gebrauch ge-



macht werden kann. So würden wir die zweite These in die erste mit hinübernehmen. Denn ich halte es nicht für ganz indicirt, dass wir die beiden Sprachen so trennen, da sie nur in den Grenzen der Anwendbarkeit der neuen wissenschaftlichen Resultate unterschieden sind, wir im Princip aber keinen Unterschied statuiren dürfen. Im Princip wird sowohl die lateinische wie die griechische Sprache von dem Einfluss der neuen Richtung berührt werden müssen, und der Lehrer ist nur verpflichtet, von den Fortschritten der Wissenschaft Notiz zu nehmen und so viel davon für den Unterricht zu verwerthen als möglich, wird auch verpflichtet sein, in der lateinischen Sprache davon Notiz zu nehmen. Deshalb glaube ich, dass es nicht richtig ist, die lateinische Sprache durch eine besondere Thesis hiervon auszunehmen, obgleich ich gern einräume, dass der Unterricht in der lateinischen Formenlehre nicht ganz so viel davon afficirt wird. Aber Einiges ist (das können wir nicht leugnen) nach der bisherigen Methode so unpraktisch, dass ich glaube, es hat auch da ein intelligenter Lehrer etwas Notiz davon zu nehmen. Bei den Hauptformen, bei den vier sogenannten *a verbo*, wird in jeder Elementarclasse gesagt: so und so sind sie abgeleitet. Ist da etwas Anderes, als dass es zwei Systeme sind, wie im griechischen Verbum, das eine aus dem Perfect, das andere aus dem Präsens. Also praktisch hat man davon schon Notiz genommen. Wie weit man darauf eingeht, dass man zufällig das Präsens vorn setzt, das Perfect dahinter stellt, das Futurum, das in das erste System gehört, zuletzt setzt, kann ein praktischer Lehrer gut beseitigen, ohne dadurch den Schülern irgend etwas schwerer zu machen. Und so muss ich sagen, dass die syntaktischen Regeln von den Städtenamen ohne den Begriff des Locativus durchaus so confus, verworren und geradezu unbegreiflich sind für einen Schüler, der von Natur einigen Verstand hat: dass die erste Declination anders behandelt wird, als die andern; und gerade diese Unbegreiflichkeit macht die Schwierigkeit, dass eine solche kleine Regel, die so leicht erklärt werden kann durch den Locativ, so lange getrieben werden muss. Wenn man einfach gerade den verschrieenen Ausdruck des Locativ an die Stelle setzt und sagt: Derselbe sieht in der ersten so aus, in der zweiten so, so ist die ganze Geschichte fertig, und alle Schüler haben durch dieses grosse Geheimniss der Sprachforschung eine vollkommene Klarheit gewonnen. Also bin ich der Meinung, dass man diese These mit hineinzöge in die erste und das Latein wieder in sein volles Recht, neben dem Griechischen, einsetzt.

Dir. Haacke:

Ich habe ganz absichtlich die Trennung gemacht und ich denke sie auch begründet zu haben. Die Aufgabe, die der lateinische Unterricht hat, ist eine wesentlich andere, als beim griechischen Unterrichte. Die Schüler sollen nicht blos Schriftsteller verstehen, sondern auch lateinisch schreiben und, wenn's sein kann, sprechen lernen. Dazu gehört grosse Sicherheit in der Handhabung der Sprachformen, so dass ich glaube, wenn wir anfangen die Resultate der Sprachvergleichung in den Elementarunterricht einzumischen, wird es noch viel schlechter werden, als es schon so ist. Jeder, der sich die Mühe nehmen will, die Programme von jungen Philologen durchzulesen (und ich habe sie mir zuweilen genommen), wird mit Schrecken wahrnehmen, wie das Geschick, lateinisch zu schreiben, mehr und mehr abnimmt. Schon vor Jahren sagte Schopenhauer, der Philosoph: Dem Himmel sei es geklagt, dass die Kenntniss der neueren Sprachen nicht in dem Masse zugenommen, wie die der alten abgenommen hat. Weil die Sicherheit in Handhabung des Lateinischen mit jedem Jahre abnimmt, deshalb habe ich verlangt, das Können nicht zu vernachlässigen. Ich glaube, mischen wir die Sprachvergleichung ein, so thun wir uns für unser Latein den grössten Schaden.

Nochmals komme ich auf den Unterschied zurück, der durch die Resultate der Sprachvergleichung für das Lateinische gegeben ist. Ich kann mich nicht davon überzeugen, dass eine erhebliche Anzahl von Resultaten von der Sprachvergleichung für das Latein erreicht wäre, wie es beim Griechischen der Fall ist. Nehmen wir z. B. Corssen's Beiträge zur lateinischen Formenlehre. Manches ist dort überzeugend, Anderes lässt der Verfasser selbst in Zweifel. Kurz die Sprachvergleichung ist in Betreff des Lateinischen noch nicht so weit, dass ihre Resultate beim ersten Unterrichte Anwendung finden könnten.

Vors. Dr. Kramer:

Wünscht noch Jemand in der Sache das Wort?

Dr. Dinter aus Grimma:

Ich muss vor allen Dingen dem widersprechen, dass der Zweck der Erlernung der lateinischen und griechischen Sprache ein wesentlich verschiedener sein soll. Es ist ganz klar, dass man das Latein eben so wie das Griechische erlernt, um die lateinischen Schriftsteller zu lesen. Dass das Latein ausserdem noch seit langer Zeit Buchgelehrtensprache κατ' ἐξοχήν gewesen ist, bringt noch etwas Neues hinzu; dadurch wird der Zweck nicht wesentlich, sondern durch etwas Unwesentliches einigermassen modificirt, d. h., man muss in Folge dessen noch darauf halten, dass Lateinisch und Griechisch gesprochen und geschrieben wird und zwar Latein mehr als das Griechische. Ich wollte blos constatiren, dass wesentlich kein Unterschied zwischen dem Zweck der Erlernung des Lateinischen und des Griechischen ist. Und von diesem falschen Grundsatze ausgehend hat der Herr Referent, der Antragsteller auch einen Unterschied zwischen der Anwendung der Sprachvergleichung auf das Lateinische und das Griechische gemacht. Aber das Lateinische muss eben so wie das Griechische mit Anwendung der Sprachvergleichung von Anfang an getrieben werden, weil der Zweck ganz derselbe ist, und der Zweck auch durch dieses Einmischen der Sprachvergleichung gar nicht wesentlich alterirt wird.

Vors. Kramer:

Ich glaube, meine Herren, wir werden dahin getrieben werden, den praktischen Gesichtspunkt vor allen Dingen ins Auge zu fassen, wie er schon vielfach hervorgehoben wurde, das zu thun was für die Förderung der festen Aneignung auf den unteren Stufen nützlich und förderlich ist. In der Sexta schon und in der Quinta die Resultate der Sprachvergleichung, soweit sie sich überhaupt empfehlen, zu berücksichtigen, das scheint mir unwesentlich zu sein, meine Herren.

Schulr. Gravenhorst:

Ich würde sagen, dass ganz dasselbe von der lateinischen Sprache gilt, wie von der griechischen; nur mit der nöthigen Unterscheidung, welche in der praktischen Anwendbarkeit gegeben ist.

Vors. Kramer:

Das ist ja schon hervorgehoben.

Schulr. Gravenhorst:

Ich möchte mir noch ein kleines Wort erlauben über das, was der Herr Referent berichtet hat, über die Abnahme der Fertigkeit im Gebrauch der lateinischen Sprache. Dieselbe kann natürlich nicht geleugnet werden. Der Grund davon ist aber ganz entschieden darin zu suchen, dass das Reich der Ideen und das Interesse für die in der Alterthumswissenschaft herrschenden Ideen bei weitem prävalirt hat. Die Bemerkung ist schon gemacht

in den Zeiten, als die reale Schule im Gegensatz zu der formalen sich dadurch auszeichnete, dass sie weniger Buchlatein sprach und weniger gewandt war, und alle Lehrer, welche vorzugsweise Interesse hatten an Mythologie und den übrigen Realien, weniger Werth legten auf die schnelle Beherrschung der Sprache. Wir sind in derselben Gefahr, dass unsere jungen Philologen sich abzweigen in die beiden, die eigentlichen Philologen und die sprachvergleichenden Philologen; und es ist die Gefahr sehr gross, dass diejenigen jungen Philologen, die von einem Interesse für dieses neue Feld erglühen, zuletzt dahin kommen könnten, den Aeschylus nicht höher zu achten, als eine Sammlung von griechischen Inschriften, weil natürlich die Sprache an sich hier sich zeigt, und da tritt natürlich der Schriftsteller zurück. Das würde aber eine falsche Anwendung sein, vor welcher die Jugend zu warnen ist. Aber die Schule kann natürlich nicht annehmen, dass die Lehrer eine falsche Anwendung davon machen. Wir müssen die Sprachvergleichung heranziehen, aber so, dass wir die Hauptsache nicht aus dem Auge verlieren; und die jungen Philologen, wenn dieselben Schulmänner werden wollen, werden die Sprachvergleichung natürlich benutzen als Mittel. Wenn sie sie zugleich als Zweck nehmen, ist es natürlich, dass sie aufhören in dem Sinne Philologen zu sein, wie die Schule sie braucht.

Dir. Wentrup:

Ich möchte vorschlagen, dass wir die zweite Thesis vorläufig ganz fallen lassen. Darüber kann ja kein Zweifel herrschen, wie ich glaube, dass die Resultate der Sprachvergleichung auch für die lateinische Grammatik wissenschaftlich werden verwerthet werden, dass also eine lateinische Grammatik geschrieben werden wird, die wie schon bemerkt ist, vielleicht auch nächstens erscheint, und welche die Resultate der Sprachvergleichung verwerthen wird. Wie die Sachen jetzt liegen, sind wir noch nicht so weit. Es ist noch eine Frage der Praxis. Ich glaube im Interesse der Praxis die Sache zu vertagen, weil die Sache noch nicht spruchreif ist und das Latein für jetzt noch auszuschliessen.

Vors. Kramer:

Das Amendement „für jetzt“ ist bereits gestellt. Wenn Niemand mehr das Wort zur These nimmt, so liegt dieselbe in zwei Fassungen vor. Die eine ist: „Der Unterricht in der lateinischen Formenlehre ist für jetzt wie bisher u. s. w. zu ertheilen“. Eine andere Fassung würde sein: „Dasselbe wie in der ersten These gilt für den lateinischen Sprachunterricht“. Es wird am angemessensten sein, die zweite Fassung zuerst zur Abstimmung zu bringen. Ich wiederhole dabei noch einmal, dass es sich dabei zunächst nicht um irgend welchen weiteren Erfolg handelt. Wir wollen dadurch blos für uns zum Schluss kommen.

Ich bitte die Herren, welche der Ansicht sind, dass die zweite These in der Fassung, dass dasselbe wie in der ersten These auch für das Latein gelte, angenommen werde, die Hände in die Höhe zu heben. — Es ist die Minorität. Kann ich nun annehmen, dass (Ruf: Nein!). So bitte ich für die andere Fassung der These, nämlich: „Der Unterricht in der lateinischen Formenlehre ist für jetzt wie bisher zu ertheilen“, die Herren, die dafür sind, die Hand zu erheben. — Es sind viel mehr.

Nun würden wir zur dritten These kommen. Sie lautet: „Der Unterricht in der Homerischen Formenlehre, auf der zweiten Stufe des griechischen Unterrichtes, hat sich durchaus an die elementare Formenlehre anzulehnen, so dass die Homerischen Formen nur als Fortbildung und Umbildung der in der gewöhnlichen Sprache ausgeprägten Analogieen erkannt werden“.

„Auch ist bei Erklärung schwieriger und dunkler Homerischer Wörter in den beiden oberen Classen von den Resultaten der Sprachvergleichung Gebrauch zu machen“.

Meine Herren! Wenn Ich mir eine Bemerkung erlaube, so scheint mir der zweite Theil der interessantere und wichtigere zu sein. Ich weiss nicht, ob die Herren der Ansicht sind. Ich gestehe, in diesem Punkte sind in neuerer Zeit, wie mir vorgekommen ist, vielfach Missgriffe und Schwierigkeiten entstanden. Es sind so viele neue Erklärungen schwieriger Homerischer Wörter der sogenannten Glossen entstanden, dass die Schüler allmählich anfangen ziemlich confus zu werden. Der Eine übersetzt so, der Andere so. Es scheint eine Gefahr zu sein, die aus der sprachvergleichenden Wissenschaft in die Schule einzubrechen droht. Jedesfalls sind in der Thesis zwei Theile, der eben genannte und dann der andere „Der Unterricht in der Homerischen Formenlehre hat sich anzuschliessen als eine Erweiterung an die elementaren, früher gelernten Formen“.

Dir. Haacke:

Ich habe nicht ohne Grund das betont, dass der Unterricht in der Homerischen Formenlehre angelehnt werden soll an die an der Hand der Sprachvergleichung zu gehende elementare Formenlehre. Ich habe es gethan mit Rücksicht auf das Buch von Ahrens: „Die Homerische Formenlehre“. Es ist an sich ein ausgezeichnetes Buch. Wenn aber Ahrens die Homerische Sprache als Ausgangspunkt annimmt und die attische als Abweichung folgen lässt, bin ich umgekehrt der Meinung, dass die durchgreifende Analogie, die die gewöhnliche Sprache zeigt, als Ausgangspunkt zu nehmen ist und darauf die mannigfaltigen Bildungen der Homerischen Sprache zurückgeführt werden müssen, nicht umgekehrt. Was die dunklen Homerischen Wörter anbetrifft, so ist die Dunkelheit nicht von heute, sondern die Alten waren vielen Wörtern gegenüber eben so unklar und zweifelhaft, wie wir noch heute sind. Die Sprachvergleichung hat hier nicht allzuviel geleistet, wie sich jeder überzeugen kann, der bei einiger etymologischer Kenntniss sich an die Sache macht. Aber verschlechtert ist die Sache durch die Sprachvergleichung nicht: vielmehr ist Manches in überzeugender Weise aufgeklärt worden, wie ich wenigstens annehme.

Vors. Kramer:

Jedesfalls sind die zwei Theile zu trennen.

Dr. Lattmann:

Ich wollte auch nur eine factische Bemerkung machen. Die frühere Weise der Behandlung der Grammatik war die, dass der attische Dialekt allein vorherrschte und in einer besonderen Stufe der Homerische Dialekt sich daran anschloss. Denselben Gang hat auch Curtius beibehalten. Ahrens kehrt die Sache um, fängt mit dem Homerischen Dialekt an und es soll sich später der attische daran anschliessen, wobei er jedesfalls die historische Entwickelung zur massgebenden Grundlage hätte nehmen sollen. Dagegen haben Müller und ich versucht, in unserer Grammatik beides zu vereinigen. Nach unserer Weise wird der attische und Homerische Dialekt zugleich gelernt. Es ergibt sich in den meisten Fällen daraus, dass die Entwickelung der Formen Beides zeigt, z. B. bei der zweiten Person Singularis λύῃ. Wenn der Schüler darauf eingeübt ist, sich zu vergegenwärtigen, dass sie entstanden ist aus λύεαι, so hat er Beides. Aus diesem Grunde haben wir im Unterrichtsgange in Tertia Beides. Wir lesen Xenophon und Homer nebeneinander, lesen zwei Stunden Xenophon und zwei Stunden Homer, so dass sich in dieser Beziehung unsere Auffassung der Sache von der geläufigen sehr wesentlich unterscheidet.

Dr. Müller (aus Hameln):

Ich wollte mir zu bemerken erlauben, dass in Hannover seit einer geraumen Reihe von Jahren nach dem Ahrens'schen Elementarbuch mit dem Homerischen Dialekt der Unterricht in Unter-Tertia begonnen wird und daraus sehr gute Erfolge erzielt sind.

Director Dietsch:

Ich möchte mir erlauben vorzuschlagen, dass wir hier aus dieser Thesis weglassen, was mir weniger wesentlich scheint, und die Wissenschaft ihren Forschern überlassen. Es scheint mir besonders wichtig, dass wir einen Ausspruch der Erfahrungen der praktischen Schulmänner erfahren darüber, welches denn der Weg sei, der einzuschlagen ist. Soll man mit dem attischen Dialekte beginnen und daran die Homerische Formenlehre sich anschliessen lassen, wie der geehrte Herr Referent beantragt, oder sollen wir den zuerst von Thiersch vorgeschlagenen und dann noch einmal, so viel ich weiss, in der Schule in Hannover ausgeführten Ahrens'schen Weg gehen. Ich bin überzeugt, dass Ahrens in Hannover treffliche Resultate erzielt hat, allein ich bin noch nicht überzeugt, dass ich dasselbe könnte, und bin auch noch nicht überzeugt, dass es im allgemeinen in die Schulen eingeführt zu werden räthlich sei. Ich möchte deshalb, dass wir uns darauf beschränken in dieser Thesis, dass die Homerische Formenlehre an die attische Formenlehre sich anzuschliessen hat, und nach dem, was die Sprachvergleichung für die attische Formenlehre gewonnen hat, sich auch natürlicher Weise die Homerische richten muss.

Vors. Kramer:

Das ist allerdings wohl richtig. Es ist nur eine kürzere Fassung des ersten Theiles der These. Meine Herren! Der Herr Dr. Lattmann hat uns vorgetragen, wie beide Rücksichten sich gewissermassen vereinigen lassen und wie der Versuch dazu von ihm gemacht worden ist Ich habe in Bezug auf die Möglichkeit der Ausführung keine Erfahrung — und bei diesen Dingen ist ja die Erfahrung eine höchst wichtige Sache — so dass ich mir darüber kein entscheidendes Urtheil erlauben möchte. Aber ich leugne nicht, dass dieses doppelte Gesicht, so zu sagen, von Anfang an nach der attischen und Homerischen Seite hin mir bedenklich erscheint. Ich glaube, vor allen Dingen müssen die Schüler von vorn herein in die Sprache in einer Fassung klar und fest eingeführt werden. Danach stellt sich meiner Ansicht nach die Frage so: Sollen wir ausgehen von dem Homerischen oder von dem attischen Dialekt? Das ist jedenfalls die wesentlichste Frage.

Dir. Dietsch:

Ich glaube wir sind in vollständigem Einverständniss, weil ich es als zum grossen Theil anerkannt ansehe, dass der attische Dialekt, als der einfachste, als der Ausgangspunkt vorangenommen werde, und erst dann die Einführung in den Homerischen Dialekt erfolgen soll.

Vors. Kramer:

Wünscht jemand noch in dieser Sache das Wort?

Dir. Wentrup:

Ich möchte wünschen, dass die Fassung der These eine andere würde. Ich nehme Anstoss an dem Ausdruck: „Fortentwickelung". Es scheint mir nicht zutreffend zu sein. Vielleicht wie Herr Director Dietsch vorgeschlagen, die Fassung so zu stellen: „Der Ausgangspunkt ist die attische Formenlehre, und an diese hat sich die Homerische anzuschliessen".

Dir. Haacke:

Ich weiss nicht, ob ich den Ausdruck „Fortentwickelung" gebraucht habe. Jenenfalls habe ich ihn nicht so verstanden, als ob es sich um eine Fortentwickelung in der Zeit handelte, sondern es soll heissen, dass die abweichenden Erscheinungen sich auf die gewöhnlichen Analogieen zurückführen lassen, die vielfach durch gewisse lautliche Vorgänge unkenntlich geworden sind. Es vertragen sich eben manche Laute nicht untereinander und kommen nun dergleichen zusammen, so entstehen allerhand Veränderungen, die der Sache ein anderes Aussehen geben.

Vors. Kramer:

Der Ausdruck ist aber sehr missverständlich und deshalb ist er besser zu vermeiden.

Dr. Haacke aus Burg:

Ich glaube, wir haben durch Annahme der ersten These uns eigentlich schon die Hände für die dritte gebunden, insofern nämlich dadurch, dass die Sprachvergleichung zu Grunde gelegt werden soll beim Unterricht, und auch mit eingeübt werden sollen die Resultate der Sprachvergleichung, nothwendig herbeigeführt wird, dass die Homerische und attische Formenlehre nach Müller-Lattmann's Art gleichzeitig gelernt werden. Wenn wir z. B. den Genetiv der zweiten Declination auf oo lernen lassen (wobei zugleich der Genetiv auf *ου* miteingeübt werden soll), so entwickelt sich daraus für das Attische *ου*, für das Homerische *οιο*. Es wird also Beides zugleich gelernt. Ferner wenn wir für die Conjugation von *εἰμί* die zweite Person *ἐσσί* als das Ursprüngliche haben, so haben wir für das attische *εἶ* noch besonders zu lernen, haben aber das Homerische schon mitgelernt; und ich sehe nicht ein, wie wir da es anders machen können, als dass wir Homerische und attische Formenlehre zugleich treiben.

Vors. Kramer:

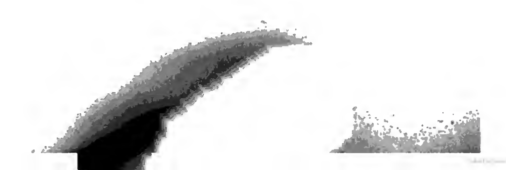
Ich glaube doch nicht, um bei dem Beispiel stehen zu bleiben, dass wenn der Genetiv *ου* gelernt wird, man nöthig hat noch *οιο* zu nehmen; und ich würde es bedauern, wenn späterhin (und das ist die Fortentwickelung, wie der Herr Referent Haacke meint), darauf hinzuweisen sein würde: Ihr habt den Genetiv oo gelernt, das ist im Homer *οιο* und im Attischen *ου*, das ist die Fortentwickelung. Dass aber gleich von Anfang zwei Formen gelernt werden, das scheint mir ein Beweis zu sein von dem, was ich vorher sagte, es sei nicht gut, wenn die Schüler gleichsam ein doppeltes Gesicht gleich von Anfang haben.

Dir. Haacke:

Was die Form oo betrifft, so ist sie gar keine überlieferte, sondern eine lediglich theoretisch vorausgesetzte und erst neuerdings zur Aufnahme in den Homerischen Text empfohlen.

Dir. Lothholz:

Ich wollte mir nur, meine Herren Collegen! erlauben, Sie hinzuweisen auf die ganz ausgezeichneten Verhandlungen der Directoren-Versammlung vom Jahre 1865 in Königsberg. In diesen Verhandlungen ist die Frage, über die wir jetzt hier disputiren, nach allen Seiten hin wesentlich entwickelt, und diejenigen, die sich besonders für diese Dinge interessiren, finden einen sehr reichen Stoff. Ebenso in der Directoren-Conferenz der Provinz Pommern, auf die ich Sie auch verweisen möchte. Auch hier ist diese Frage erörtert, sodass, wenn man sich mit dem hier vorliegenden Material vertraut gemacht hat, man über die Frage wesentlich aufgeklärt wäre. Auf diese beiden Verhandlungen wollte ich mir Ihre Aufmerksamkeit zu lenken erlauben.



Dir. Wentrup:

Ich wollte eine Bitte anschliessen. Es liegt gewiss im Interesse meiner Herren Collegen, dass diese Protocoll-Verhandlungen so weit wie möglich verbreitet werden. Bis jetzt aber ist es nicht möglich, dass den einzelnen Lehrern die Musse gestattet wird, auch nur einen flüchtigen Einblick davon zu gewinnen, sodass die Verhandlungen für die grösste Mehrzahl derselben ganz verloren gehen.

Vors. Kramer:

Es ist vortrefflich, auf diese Verhandlungen hinzuweisen, aber dieselben sind nicht immer zugänglich. Wenn sie auch acht Tage circuliren, so ist diese Zeit doch zu kurz. Der Director, der sie empfängt, hat auch nicht immer Zeit, sich gleich hinzusetzen und das ziemlich starke Volumen durchzulesen. Es ist auch nicht blos ein einziger Gegenstand darin behandelt, sondern mehrere, und um eine Frucht daraus zu haben, muss man sich bedenken, muss überlegen können. Und nun um im Lehrer-Collegium zu circuliren, was sind da acht Tage!

Dir. Wentrup:

Ich muss bemerken, Herr Präsident, dass ich mir die Verhandlungen nochmals habe schicken lassen und sie Wochen lang gehabt habe und dafür gesorgt, dass jeder von den einzelnen Lehrern sie erhielt und mit mir darüber discutirte.

Geh. Ober-Reg.-Rath Wiese:

Ich wollte mir zu bemerken erlauben, dass dies Desiderium seine Erledigung finden wird. Es ist allerdings in diesen Verhandlungen der Directoren-Conferenzen sehr viel enthalten, was für die Schulmänner der betreffenden Provinz nicht blos ein grosses Interesse hat, sondern auch für die Allgemeinheit. So bin ich einverstanden mit dem Hrn. Lothholz, dass die Verhandlungen in Königsberg von 1865 und auch die diesjährigen in Stettin diese Frage sehr eingehend und belehrend behandeln. Es wird dafür Sorge getragen werden, dass dieselben künftig in viel grösserer Zahl vertheilt werden oder in einer andern Weise publicirt werden, so dass sie nicht blos der einzelnen Provinz oder einem kleineren Kreise zugänglich sind, sondern der Allgemeinheit. Aber ich sehe nicht ein, welches Interesse es für unsere Verhandlungen hat, was dort in Königsberg und hier in Stettin gesprochen ist, das können wir uns nicht ohne weiteres aneignen. Es handelt sich um allgemeine Grundsätze, und über die sollen wir uns verständigen.

Vors. Kramer:

Meine Herren! *hora ruit.* Es wird also nöthig sein, dass wir zur Abstimmung schreiten. Es kommt darauf an, über die dritte Thesis in der Fassung, wie sie der Herr Director Dietsch aufgestellt hat, abzustimmen: „Der Unterricht in der Homerischen Formenlehre hat sich durchaus an die elementare attische Formenlehre anzuschliessen und alles, was dort durch Aufnahme der Resultate der Sprachvergleichung gewonnen, ist in analoger Weise auch hier zu verwenden und zu verwerthen“. Diejenigen Herren, die für diese Fassung sind, bitte ich die Hand zu erheben. Es ist die Majorität.

Ich erlaube mir noch für die morgende Tagesordnung eine kurze Bemerkung. Es war gestern beschlossen, heute den eben behandelten Gegenstand anstatt der Verhandlungen über die Orthographie, die eigentlich für heute ins Auge gefasst waren, vorzunehmen. Es ist diese Sache nicht ohne einige Mühe auch mit der germanistischen Section in Ordnung gebracht und diese Verhandlung auf die morgende Sitzung verschoben. Es bleiben uns allerdings noch

zwei der von Hrn. Dir. Haacke aufgestellten Thesen übrig, und namentlich die fünfte würde wohl noch weiter zu erörtern sein. Aber ich glaube um des erwähnten Verhältnisses zur germanistischen Section willen ist es nöthig, dass wir mit der orthographischen Frage morgen anfangen. So habe ich es mit den Herrn Germanisten besprochen. Ich habe hier eine Anzahl Exemplare der von Herrn Professor Zacher aufgestellten „Thatsachen und Grundsätze für Regelung der deutschen Rechtschreibung“ hingelegt, von denen Jeder zur Kenntnissnahme nach Belieben nehmen kann.

Dritte Sitzung, Donnerstag den 3. October.

Vorsitzender Kramer:

Meine verehrten Herren! Ehe wir zur Tagesordnung übergehen, möchte ich mir nur einige kurze Bemerkungen erlauben. Ich habe hier eine neu erschienene Karte von Palästina, photolithographisch dargestellt von C. Raaz, auf die Bitte der Verleger ausgehängt. Es interessirt wohl den Einen oder Andern von Ihnen, sie näher anzusehen. Es sind mir zu gleicher Zeit eine Anzahl darauf bezüglicher Programme, worin das Nähere darüber, namentlich auch der Preis, angegeben ist, überlassen; die liegen hier zur beliebigen Benutzung. Ausserdem hat der Herr Kunsthändler Eichler aus Berlin, wie Sie vor Augen sehen, einige bekannte Statuen, namentlich die beiden Halle'schen von A. H. Francke und Händel, in verkleinertem Massstabe ausgestellt, was ja auch den Einen oder den Andern von Ihnen interessiren könnte. Dieselben sind käuflich bei ihm in Berlin zu haben.

Das wollte ich nur vorausschicken. Wir gehen nun zu der für heute bestimmten Tagesordnung, der Verhandlung über die Thatsachen und Grundsätze für Regelung der deutschen Rechtschreibung über und der Herr Professor Zacher wird die Güte haben, darüber das Referat zu übernehmen.

Prof. Zacher:

Zunächst möchte ich fragen, ob der Herr Dr. Bocksberger anwesend ist (Ruf: Hr. Dr. Bocksberger!). Oder Hr. Dr. Lucä (Ruf: Nein!). Dann würde ich bitten, dass einer der Herren Schriftführer die Güte habe, für die germanistische Section das Protocoll zu übernehmen.

Dr. Weicker:

Ich werde es ausarbeiten, so gut es geht, und es Ihnen zukommen lassen.

Prof. Zacher[1]):

Meine hochverehrten Herren! So ehrenvoll für mich die Aufforderung gewesen ist, diese Thesen in Gemeinschaft mit der pädagogischen Section zur Verhandlung zu bringen, so unerwartet und so schwer kam mir diese Aufgabe. Hätte ich die Thesen lediglich zur Ver-

---

[1]) Um den Leser nicht unnützer Weise mit allen Mängeln der Form zu behelligen, welche der nachsichtige Hörer dieses extemporierten Vortrages dem Drange des Augenblickes zu Gute halten durfte, habe ich mir eine den Inhalt unberührt lassende, lediglich formal nachbessernde Revision der stenographischen Niederschrift erlaubt. — Die Thesen sammt der Consonantentabelle, welche dem Vortrage zur Grundlage gedient haben, sind ihm hier als Beilage angefügt. J. Zacher.



handlung gebracht in der germanistischen Section, so dürfte ich ein bestimmtes Mass von technischen und Fachkenntnissen voraussetzen, auch in Beziehung auf die allerneuste dahin gehörige Literatur, wodurch manches eine wesentlich andere Gestalt gewonnen hat. In dieser Versammlung dagegen kann ich nicht wissen, wie weit die einzelnen Herren sich auf derlei Gegenstände überhaupt eingelassen haben und wie weit die verschiedenen, in Betracht kommenden Einzelheiten Ihnen bekannt und geläufig sein mögen, so dass ich also in dieser Beziehung einen unsicheren Boden unter den Füssen habe. Zweitens bin ich durchaus nicht in der Lage gewesen, mich irgendwie darauf vorzubereiten, am allerwenigsten schriftlich, so dass ich völlig extemporiren muss; und ich bitte daher um Ihre Nachsicht, wenn nicht alles in einer strengen Ordnung kommt, sondern manches ziemlich desultorisch erscheinen mag.

Wenn wir uns nun zum Gegenstand selbst wenden, so werden, glaube ich, einige vorauszuschickende Bemerkungen wohl am Platze sein. Was das deutsche Schreiben überhaupt angeht, so ist es erst in Uebung gekommen seit der Einführung des Christenthums, denn vorher hatte man nicht erhebliche Veranlassungen zum Schreiben. Eine Schrift freilich besass man allerdings schon früher: die Runen. Sie sind zum Schriftgebrauche vollkommen anwendbar, und sind auch nach meiner vollen Ueberzeugung bereits vor Tacitus zum wirklichen Schreiben verwendet worden, wenn gleich allerdings nur in sehr beschränktem Masse. Wo die Runenschrift herstammt und wann sie zu den Deutschen gekommen ist, auf diese Frage gibt es mehr als éine Antwort; aber wirklich gelöst ist sie noch nicht. So viel aber ist wenigstens klar, dass das Runenalphabet in mehreren Zeichen genau übereinstimmt mit dem unteritalischen, den griechischen und weiterhin mit den phönicischen, ja selbst mit den iberischen, so dass éin Grundalphabet durch ganz Europa gewandert sein muss, in einer Zeit, deren Beginn wir nicht kennen. Mit dem Christenthum also stellt sich in Deutschland das Bedürfniss des Schreibens und folglich auch das Bedürfniss eines für umfänglicheren und häufigeren Schriftgebrauch geeigneten Alphabetes ein. Die griechische Kirche verlangte von keinem der bekehrten Völker, dass es seine nationale Sprache und Schrift aufgebe. Daher schuf sich Ulfilas ein eigenes Alphabet aus einheimischen Runen und aus griechischen Buchstaben, und auch der Einfluss lateinischer Schrift ist dabei bemerkbar. Die katholische Kirche dagegen verlangte, dass bei den von Rom aus bekehrten Völkern die lateinische Sprache Kirchensprache würde, und führte gleichzeitig auch ihr lateinisches Alphabet bei ihnen ein. Und so ist es gekommen, dass das lateinische Alphabet zu den Germanen übergegangen ist. Das war aber von vorn herein ein Uebelstand; denn das lateinische Alphabet war ja nicht einmal geschaffen für die lateinische Sprache, sondern erst übertragen worden aus dem phönicischen; und noch weniger war es geschaffen für die deutsche. Man musste also mit den entlehnten Zeichen für die vorhandenen Laute zurechtzukommen suchen, wie es eben gehen wollte. Die Angelsachsen haben sich, wie Sie wissen, die meiste Selbständigkeit bewahrt im gottesdienstlichen Gebrauche, und so haben sie auch einige ihrer alten Zeichen aus dem einheimischen Runenalphabete in ihr neues lateinisches Alphabet aufgenommen, weil diese denjenigen Lauten entsprachen, für welche das lateinische Alphabet durchaus keine Zeichen darbot. In Deutschland half man sich so gut als man eben konnte. Die erste gründliche Schreibschule hat Hrabanus Maurus im Kloster Fulda eingerichtet. Dieser liess so peinlich genau schreiben, dass er in der damaligen lebenden Sprache sogar die Accente anwenden liess, wie im Griechischen. Das kommt uns heute für die Sprachforschung sehr zu statten, damals aber war es freilich eine schreckliche Pedanterie. Die Schreiber, die ihre Bildung von Fulda aus erhalten hatten,

schrieben im wesentlichen sehr correct. Andere Schreiber dagegen entfernten sich von dieser Genauigkeit bis zu dem Grade der vollkommenen Unfertigkeit. So z. B. der Schreiber des Leiches auf den heiligen Georg, der nicht viel besser geschrieben hat als etwa ein Kind der untersten Elementarklasse, welches nicht selten über die richtige Wahl und Folge der Zeichen für die einzelnen Laute eines Wortes in Zweifel und Verwirrung geräth. Im allgemeinen jedoch suchte man in althochdeutscher Zeit die Laute durch die Zeichen genau wiederzugeben; und ebenso verfuhr man noch in der guten mittelhochdeutschen Zeit. Aber gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts begann eine völlige Umwandlung der Literatur, welche zusammenhängt mit der Wandlung in den damaligen wirthschaftlichen Verhältnissen. Wie das zugegangen ist, darauf können wir uns hier des Näheren nicht einlassen. Die Literatur steigt nun hinab in die bürgerlichen, und selbst in die untersten Kreise; und damit hängt dann ferner zusammen die Verwilderung der Sprache und gleichzeitig auch die Verwilderung der Schrift, und diese wird im 15. und 16. Jahrhundert so gross, dass Alles aus Rand und Band geht. Sehen Sie die ersten Wittenbergischen Drucke Lutherischer Schriften an, so finden Sie darin ein grosses Schwanken in Beziehung auf Vocale, und in Beziehung auf Consonanten einen unglaublichen Ueberfluss. Luther besass aber ein ausserordentliches Sprachgenie, ein sehr feines Ohr und war musikalisch hochgebildet. Sein Bestreben geht nun zunächst darauf, die Schreibung durch Beseitigung des Ueberflüssigen zu vereinfachen und auch gleichmässiger zu machen. Von Jahr zu Jahr werden infolge dessen die Wittenberger Drucke Lutherischer Schriften in der Orthographie einfacher und regelmässiger, während die an anderen Orten erschienenen Nachdrucke noch lange allerlei alte Untugenden festhalten.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts baute sich durch Johann Clajus auf den Luther'schen Schriften eine deutsche Grammatik auf, und ziemlich gleichzeitig auch eine Orthographie, die ebenfalls auf den Luther'schen Schriften fusste. Aber eine durchgreifende Regelung der Orthographie war noch nicht vorhanden. Es war noch keineswegs so weit dass ganz Deutschland sich denselben orthographischen Vorschriften vollständig gefügt hätte. Die erste durchgreifende Regelung der Orthographie fällt in das Jahr — ich weiss es nicht ganz sicher aus dem Kopfe anzugeben, es wird aber wol 1645 sein — und geht aus von der fruchtbringenden Gesellschaft. Die fruchtbringende Gesellschaft war gestiftet nach dem Muster der Accademia della Crusca, einer italienischen Gesellschaft, deren Aufgabe war, die italienische Sprache nach der toskanischen Mundart ganz rein zu erhalten. Durch die Bestrebungen ihres Stifters, des Fürsten Ludwig von Anhalt, veranlasst, bethätigte sich die fruchtbringende Gesellschaft auch an der Regelung der deutschen Grammatik; und sie that das namentlich durch zwei Grammatiker von Fach, durch den gelehrten Schottel und durch den mehr für das Bedürfniss der Schule und des grösseren Publikums schreibenden Hallischen Rector Gueinzius. Dieser Gueinzius verfasste auch eine Anweisung zur Orthographie, und durch das grosse Ansehen der fruchtbringenden Gesellschaft wurden seine orthographischen Regeln von allen damaligen angesehenen Schriftstellern sofort angenommen, worüber wir u. A. ein ausdrückliches Zeugniss von Gryphius besitzen. In der Vorrede zu einem seiner Trauerspiele sagt Gryphius: Der Leser möge ihn entschuldigen, er habe sich sehr gemüht, genau nach der Anweisung der fruchtbringenden Gesellschaft zu schreiben, aber der Setzer habe ihm das immer wieder verpfuscht. Die von der fruchtbringenden Gesellschaft begründete und befestigte Schreibweise vererbte sich ins 18. Jahrhundert, wo Gottsched, Adelung und Andere sich wiederum der Orthographie annahmen. Aber auch sie blieben im wesentlichen stehen

bei der Regelung, die Gueinzius schon gegeben hatte, und änderten nur Einzelheiten. Denn irgend etwas Selbständiges, etwas Wissenschaftliches neu aufzustellen, dazu waren sie gänzlich ausser Stande, schon deshalb, weil damals noch die Meinung ging, der Grammaticus sei der Gebieter der Sprache und habe das Recht sie zu meistern und zu verbessern. Deshalb wurden z. B. die Verben eingetheilt, nicht etwa, wie heutiges Tages, in starke und schwache, was man ja damals auch noch nicht hätte verlangen können, aber auch nicht in reguläre und irreguläre, sondern in richtige und unrichtige. Und die vermeinten unrichtigen (diejenigen, welche wir jetzt die starken nennen) sollten sich natürlich nach der Forderung jener Grammatiker in richtige umgestalten; und sie haben das theilweise auch wirklich gethan, indem starke Formen, wie buk, gerochen u. dgl. durch schwache Formen, wie backte, gerächt u. dgl. verdrängt worden sind. In ähnlicher Weise meinte man auch die Orthographie „richtig“ zu machen, während man sie doch meistens nur durch Aufstellung willkürlicher und grundloser Regeln etwas mehr uniformirte. Diese Adelung'schen und Gottsched-schen Regeln gehen dann über ins 19. Jahrhundert. Heyse feilt sie nur etwas weiter aus, lässt aber im wesentlichen den alten Grundbestand unverändert; und die Heyse'schen Regeln endlich sind es, welche sich gegenwärtig noch des grössten Ansehens und der allgemeinsten Geltung erfreuen. Die vermeinte rationelle Grundlage unserer noch jetzt geltenden orthographischen Regeln stammt also aus dem 17. Jahrhunderte, aus einer Zeit, wo man zwar den besten Willen zur Lösung einer solchen Aufgabe hatte, wo aber die zu einer wirklichen Regelung der Orthographie erforderlichen wissenschaftlichen Kenntnisse vollkommen gebrachen.

Dass die gegenwärtige deutsche Orthographie sehr im Argen liegt, ist eine alte Klage, und es ist verschiedentlich versucht worden dem Uebel abzuhelfen. Es giebt darüber eine ganze Fluth von Literatur, eine Unmasse von Broschüren und einzelner in verschiedenen Zeitschriften verstreuter Aufsätze. Ich habe mir einige der wichtigsten, welche so ziemlich die ganze Streitfrage charakterisiren, in einem mässigen Bande zusammenbinden lassen, und will Ihnen die Titel derselben mittheilen.

Zuerst eine der ältesten unter diesen Schriften, die Abhandlung von Karl Weinhold „über deutsche Rechtschreibung“, Wien 1852. Diese Abhandlung verlangt überwiegend eine etymologische Reform, und knüpft die neuhochdeutsche Orthographie unmittelbar an die mittelhochdeutsche. Dies sind ihre beiden charakteristischen Eigenschaften. Sie ist aber das Werk eines gediegenen und feinen Kenners, der aus den Quellen geschöpft hat.

Dazu kommt zweitens: „Rudolph v. Raumer, Ueber deutsche Rechtschreibung. Wien 1855“, nebst einem Nachtrage, Wien 1857. Beide, wie auch die Weinholdsche Schrift, besonders abgedruckt aus der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien. — Rudolph v. Raumer verlangt überwiegend phonetische Reform, und hat namentlich das Verdienst, gute geschichtliche Untersuchungen gemacht zu haben, indem er zeigt, dass die neuhochdeutsche Sprache sich keineswegs unmittelbar an das Mittelhochdeutsche anlehnt, sondern hervorgegangen ist aus einem Compromisse, aus dem Compromisse derjenigen deutschen Mundarten, die sich durch das mittlere Deutschland ziehen von Ostpreussen (über Mohrungen, wo hochdeutsch gesprochen wird) durch Schlesien, Thüringen, bis in die Gegend, wo der Main in den Rhein fliesst. Die Mundarten in Schlesien, Thüringen, Sachsen, Hessen, die sogenannten mitteldeutschen, sind in ihrem Bau hochdeutsch, tragen aber niederdeutsche Elemente in sich. — Das zweite Element welches in diesem Compromisse mitgewirkt hat, wie sich nach Raumers Forschungen

klar herausstellt, ist der Einfluss der Kanzleien, und zwar zu allererst der kaiserlichen Kanzlei in Böhmen, dann weiter der österreichischen Kanzlei, der Nürnberger u. s. f., sodass Luther mit vollem Rechte sagen konnte, er schreibe nach der Weise der Kanzleien, das will sagen, er habe die heimische mitteldeutsche Mundart, in der er geboren und aufgewachsen war, gesucht zu veredeln nach dem Stile der Kanzleien. Aber die wesentlichste Veredlung hat er freilich selbst mit seinem feinen Sprachgenie hinzugethan.

Diese beiden Schriften repräsentiren zwei entgegengesetze Principien: das etymologische Princip, vertreten durch Weinhold, und das phonetische, vertreten durch Raumer. Beide Gelehrte sind gute Forscher, die aus erster Hand schöpfen. Es ist ferner noch besonders zu bemerken, dass Raumer auch ausserdem noch sehr gute phonetische Untersuchungen gemacht hat.

Da diese beiden Ansichten nun so entschieden auseinandergehen, haben sich Andere bewogen gefunden, eine Vermittlung zu versuchen, und als ein beachtenswerther Versuch dieser Art ist hervorzuheben die Schrift von Ludwig Ruprecht: „Die deutsche Rechtschreibung vom Standpunkte der historischen Grammatik." Zweite Auflage. Göttingen 1857. Was Ruprecht hier bietet, kann man im ganzen unterschreiben. Er hat nur den Nachtheil, dass er meist aus zweiter und dritter Hand, nicht als Forscher unmittelbar aus erster Quelle schöpft. Und deshalb ist seine Begründung, auch dessen was er ganz richtig aufstellt, nicht selten mangelhaft. — Endlich hat die hannöversche Regierung sich bewogen gefunden, ein Büchlein herauszugeben unter dem Titel: „Regeln und Wörterverzeichniss für die deutsche Rechtschreibung. Gedruckt auf Veranstaltung des königlichen Oberschulcollegiums zu Hannover. Clausthal 1855." Dieses Büchlein ist ausgearbeitet durch eine Commission. Das Meiste und Beste darin fällt aber unzweifelhaft auf Rechnung des Directors Hoffmann in Lüneburg. Director Hoffmann ist ein Mann, der die Sache aus dem Grunde versteht, und man erkennt seinen Einfluss auf jeder Seite. Das Buch enthält auf Seite 18 und 19 ein so merkwürdiges Curiosum, dass wir einen Augenblick dabei verweilen müssen. Die Commission hat sich nämlich nicht einigen können über diejenige Regel, welche bisher auch unter Fachleuten noch den meisten Hader verursacht: Wo soll man nämlich schreiben ss, sz und s? Die Sache ist in den Grund hinein verpfuscht durch die üblich gewordene Heyse'sche Regel, und wer nicht genau und sicher weiss, auf was alles es hierbei ankommt, der kann sich aus diesem Wirrsal gar nicht mehr herausfinden. Es ist nun in dem hannöverschen officiellen Büchlein auf Seite 19 die willkürliche Heyse'sche Regel gegeben, und gegenüber auf Seite 18 steht die eigentlich sprachlich richtige, nach welcher wahrscheinlich wohl Hoffmann die Schreibung gestaltet haben will; und obgleich das Buch nun dienen soll als Norm für die Schulen, ist den Lehrern anheimgegeben, ob sie wollen nach Seite 18 oder nach Seite 19 schreiben lassen. Das ist insofern sehr vernünftig, als das Ober-Schulcollegium in einer „Vorbemerkung" auf Seite 17 deutlich genug ausspricht, es sei nicht gewillt sich einzumengen und über eine rein wissenschaftliche Controverse reglementirend abzusprechen, sondern wolle es der Wissenschaft und der Schule überlassen diese Dinge zum Austrage zu bringen. Den bis Seite 21 reichenden Regeln ist ein Verzeichniss derjenigen Wörter angehängt, deren Schreibung einige Schwierigkeit machen könnte. Dieses Büchlein ist vielleicht das beste von allen, die als praktische Leitfaden erschienen sind. Hiermit haben Sie eigentlich beinahe schon Alles, was an berechtigten Ansichten und wesentlichen Belehrungen vorhanden ist, und können fast alle übrigen Broschüren und Abhandlungen ohne wesentlichen Nachtheil ungelesen lassen. Manche derselben sind so beschaffen, dass sie



allerlei brauchbare Einzelheiten darbieten, aber manche andere gehen weit über die Grenze alles Erlaubten hinaus. Ein grosser Theil nimmt eine Art von Mittelstellung ein mit verschiedenen Modificationen; aber manche gehen theils nach rechts, theils nach links bis zu den äussersten, weder wissenschaftlich noch praktisch zu rechtfertigenden Ungeheuerlichkeiten.

Wir hätten also bereits kennen gelernt: erstens das etymologische Princip, nach welchem sich die Orthographie ausschliesslich oder doch überwiegend richten solle, zweitens das phonetische, mit derselben Forderung, und drittens eine Vermittlung, welche an der herkömmlichen Schreibweise so viel als möglich festhalten will. Ausserdem sind aber einige Leute noch dadurch in schwere Sorgen gestürzt worden, dass sie sich an die Schreibung Jacob Grimms halten wollten. Das ist ihnen leider nicht gelungen und konnte ihnen auch gar nicht gelingen. Denn für alle diese technischen Dinge, für alle diejenigen, die nach einer strengen Methode und mit einer gewissen Pedanterie gemacht werden müssen, dafür hatte Jacob Grimm von Hause aus keinen Sinn. Darum schrieb er auch in seinen verschiedenen Büchern zu verschiedenen Zeiten verschieden. Wer sich also hierin an ihn halten will, der ist verloren. Nun ist es aber doch höchst wünschenswerth, dass in der deutschen Orthographie endlich einmal Ordnung geschafft werde, und zwar sowohl im allgemeinen Interesse, als auch in dem besonderen der Schulen. Für die Gymnasien kann man hierin ein ziemlich weitläufiges Gewissen haben. In den unteren Klassen lasse man passiren, was nicht überhaupt falsch ist, halte aber darauf, dass nicht wirklich Falsches durchgehe. In den oberen Klassen stellt sich das volle Verständniss der Orthographie von selber ein, falls am Gymnasium Lehrer wirken, die eine tüchtige wissenschaftliche Kenntniss der deutschen Sprache besitzen. Gebricht aber den Lehrern eine solche Kenntniss, dann nützen dem Gymnasium auch die besten orthographischen Regeln nicht viel, weil sie kein wissenschaftliches Leben gewinnen und wecken können. Auf den Realschulen und namentlich in den Bürgerschulen steht die Sache etwas anders. Diese Anstalten müssen eine feste, eine consequente Orthographie haben. Zumal den Schülern der Bürgerschule muss man durchaus das fertige Resultat in die Hand geben. Denn das wissenschaftliche Verständniss der Orthographie lässt sich mit den Mitteln der Bürgerschule durchaus nicht, mit denen der Realschule kaum erreichen.

Die orthographische Frage ist in Versammlungen von Elementar- und Real-Lehrern wiederholt, aber ohne durchgreifenden Erfolg verhandelt worden. Die Germanisten von Fach haben sich bis jetzt nur schriftlich über sie ausgesprochen und sind deshalb auch noch nicht zu principieller Einigung und endgiltigem Ergebnisse gediehen. Gleichwohl liegt die Sache gegenwärtig so, dass es möglich erscheint, unter Männern von Fach eine genügende Einigung herbeizuführen. Und dies ist der Grund, weshalb ich mich noch in der letzten Stunde, hart vor dem Beginn der Philologenversammlung entschlossen habe, Thatsachen und Thesen aufzustellen, welche nach meinem Dafürhalten alles für eine endgiltige Regelung unserer Orthographie principiell nothwendige enthalten, damit die Sache durch eine Discussion versammelter Fachmänner in Fluss gebracht und einem befriedigenden Abschlusse näher geführt werden sollte. Ich habe meinen Thesen eine tabellarische Uebersicht der deutschen Consonanten nach ihrer physiologischen Eintheilung angehängt und auf diese werden wir jetzt zuvor mit einigen Worten eingehen müssen, weil dann die Thesen leichter und völliger verständlich werden. Denn wenn man nicht zuvor über diese Eintheilung ins Klare gekommen ist, so

bleibt man an verschiedenen Schwierigkeiten haften. Wenn ich dazu auch etwas weiter ausholen muss, so will ich mich doch möglichst kurz zu fassen suchen und will wünschen, dass es mir gelinge, in den Einzelheiten vollkommen verständlich zu werden. Sollte etwas unklar bleiben, so bitte ich, mich darauf aufmerksam zu machen.

Sie wissen, dass es augenblicklich eine vielfach besprochene Frage ist, ob der Mensch vom Affen abstamme oder nicht. Es hat das nicht blos für den Naturforscher, sondern auch für den Laien ein interesse und Manchem möchte es vielleicht sogar lieb sein, wenn sichs beweisen liesse. Ob es sich beweisen lassen werde oder nicht, weiss ich nicht. Was sich aber nie wird beweisen lassen, das ist die Aufstellung, dass der menschliche Geist und der thierische Geist identisch seien. Ob der Materialismus jemals dazu kommen werde, zu beweisen, dass der Geist aus der Materie resultire, das bezweifle ich sehr stark. Denn beide sind wesenhaft verschieden und die Brücke zwischen beiden wird weder das Secirmesser, noch der Physiker, noch irgendwer sonst jemals blosslegen und nachweisen können. Nach meiner Ansicht ist der Geist das *prius*, der sich die Materie nach seiner Eigenthümlichkeit aneignet und dem sie ihre besondere Gestaltung verdankt, schon von der allerersten Entwicklungsstufe an, und durch diese bedingen sich ja alle ferneren. Wie unterscheidet sich nun aber der Geist des Menschen von dem des Thieres? Denken thun sie beide. Manche Thiere haben sogar ein ziemlich entwickeltes Denken. Aber eins legt eine unübersteigliche Kluft zwischen beide. Der Geist des Menschen denkt articulirt bis in das Allerkleinste hinein. Und ebenso bildet er sich den Ausdruck seiner Gedanken articulirt, und dieser Ausdruck ist die Sprache. Die Sprache besteht ihrerseits wieder aus zwei Theilen, aus Seele und Leib. Die Seele der Sprache ist der Gedanke, ihr Leib ist der Laut. Und wie der Gedanke articulirt ist bis in die kleinsten Kleinigkeiten, so auch der Laut. Und das ist der Unterschied der menschlichen Sprache von jeder andern. Der Leib der Sprache wird gebildet durch das Element der Luft; sie strömt aus aus den Organen in der Brusthöhle und der Weg, den die Luft von da an nimmt, der bedingt die Unterschiede zwischen den einzelnen Lauten. Wie diese nun beschaffen sind, darüber belehren uns weder die griechischen noch die römischen Grammatiker. Die Sanskrit-Grammatiker haben darüber merkwürdig viel gewusst; sie haben Dinge gewusst, die wir heutigen Tages erst mit Hilfe des Kehlspiegels erfahren haben. Woher sie ihre Kenntniss geschöpft haben, weiss ich nicht. Ihre Grammatik ist überhaupt so fein durchgearbeitet, wie kein anderes Volk seine Grammatik ausgebildet hat. Wir sind über die Bildung der Sprachlaute erst aufgeklärt worden durch die Untersuchungen von Brücke, Helmholtz, Czermak und einiger anderer Forscher. Darnach unterscheiden sich die Laute der Sprache in Vocale und Consonanten. Dass es diese zwei Lautgattungen giebt, lernten wir auch schon aus der griechischen und lateinischen Grammatik. Aber worin liegt denn der Unterschied zwischen Vocal und Consonant, und wodurch unterscheiden sich ferner die Consonanten unter sich? Wenn die Luft ausgestossen wird, passirt sie die Luftröhre. In der Luftröhre trifft sie ein Hemmniss, im Kehlkopfe. Da befinden sich die beiden Stimmbänder, mit der Eigenthümlichkeit, dass sie sich öffnen, sich verengen oder sich auch genau aneinander schliessen können. Wenn sie ganz genau schliessen, liegen sie gespannt haarscharf fest aneinander. Oberhalb der Stimmbänder kommt dann weiter die Kehle, die Mundhöhle und die Nasenhöhle. Die Tonbildung geschieht durch die Stimmbänder. Was nun über diesen liegt, müssen wir ansehen wie das Rohr, welches unterhalb der Zunge einer Clarinette liegt, oder wie das Rohr, welches die Verlängerung einer Trompete oder eines Hornes bildet.

Wenn man von unten her die Hand in die Höhlung eines Waldhornes steckt, oder an einer Flöte eine offene Klappe schliesst, so wird der in das Instrument geblasene Ton geändert. Ebenso entstehen alle Aenderungen des Sprachlautes, wenn er über die Stimmritze hinausgelangt ist, durch die verschiedenen Gestaltungen, welche das Ausgangsrohr annehmen kann. Nun sind alle unsere Sprachorgane im höchsten Grade beweglich und daraus erklärt sich die Erscheinung, dass die Menge der möglichen Sprachlaute sich gar nicht zählen lässt; es sind eben so viele Sprachlaute möglich, als Combinationen aller einzelnen Sprachorgane in ihren verschiedenen Gestaltungen und Stellungen möglich sind, das heisst unendlich viele. Unendlich viele Schriftzeichen giebt es aber nicht und daraus folgt, dass keine Schrift der Mannigfaltigkeit der Sprachlaute erschöpfend nachkommen kann. Worin liegt nun aber der Unterschied zwischen Vocalen und Consonanten? Das können Sie sich am bequemsten veranschaulichen an einer Zieh-Harmonika, deren kleine Lamellen durch die strömende Luft in Bewegung gesetzt werden. Jeder Körper, der in ganz regelmässige, sehr rasche Schwingungen versetzt wird, lässt einen musikalischen Ton erklingen. Wenn die Stimmbänder fest geschlossen sind und durch die durchströmende Luft in solche Schwingungen versetzt werden, geben also auch sie einen musikalischen Ton. Wenn die Stimmbänder dagegen halb oder ganz offen sind, können sie keinen musikalischen Ton geben, sondern dann hört man nur ein Geräusch, das Geräusch der durch den Kehlkopf und die Mundhöhle ausströmenden Luft. Dieses Geräusch ergibt den Consonanten; jener (musikalische) Ton dagegen ergibt den Vocal. Dies ist der Unterschied beider Lautarten. Also: durch vollkommenen Verschluss der Stimmritze erhalten wir den Vocal, bei halb oder ganz offener den Consonanten. Wie so nun die Vocale wiederum unter sich verschieden sind, die Vocale *u o a e i* (dies ist ihre natürliche Reihenfolge), das hängt ab von den Gestaltungen und Stellungen, welche die Sprachorgane oberhalb des Kehlkopfes an- und einnehmen. Wenn Sie sich an ein Clavier setzen, heben den Dämpfer auf und schlagen irgend einen beliebigen Ton an, so werden Sie hören, dass ausser diesem Ton noch andere Töne mitklingen, und Sie werden zugleich sehen, dass Papierschnitzel, welche auf die Saiten gelegt worden sind, auf einigen tanzen und auf anderen still liegen bleiben. Die mitklingenden Töne, welche bei dem Claviere auch jene Saiten mitklingen machen, auf denen die Papierschnitzel tanzen, nennt man die Obertöne. Jeder musikalische Ton (mit Ausnahme des durch die Schwingungen des Pendels und der Stimmgabel entstandenen) hat solche Obertöne, und so auch der durch die gespannten und geschlossenen Stimmbänder des Kehlkopfes erzeugte Sprachton. Von den zu einem und demselben Grundtone gehörenden Obertönen können nun einige verstärkt werden durch das Ausgangsrohr, durch welches sie zugleich mit dem Grundtone hindurchgehen, und die Art der Verstärkung hängt mit ab von der Gestaltung des Ausgangsrohrs und ändert sich mit dieser. Diejenige Verstärkung der Obertöne des menschlichen Sprachtones, welche durch die Gestaltung der Sprachorgane oberhalb der Stimmritze bewirkt wird, ergibt die Vocale. Also: die Verstärkung gewisser Obertöne durch eine bestimmte Organstellung ergibt ein *u*, die Verstärkung anderer durch eine andere bestimmte Organstellung ergibt ein *e*, wieder anderer durch eine dritte bestimmte Organstellung ergibt ein *i* u. s. w. Das lässt sich hier im einzelnen nicht ausführen und es ist auch nicht eben ganz leicht zu verstehen. Eine ganz genaue Ausführung und Begründung finden Sie in dem Buche von Helmholtz „die Lehre von den Tonempfindungen" (Braunschweig 1863, und seitdem in neuer Auflage erschienen). Helmholtz hat die Richtigkeit dieser Aufstellung durch Experimente bewiesen. Er ist im Stande, die Vocale

u o a und zur Noth noch *e* durch Stimmgabeln künstlich hervorzubringen; für das *i* liegen die Obertöne so hoch, dass die Stimmgabeln dazu nicht mehr ausreichen.

Nun sind die drei Grundvocale, *u* der tiefste mit den tiefsten Obertönen, *a* der mittlere und *i* der oberste, gegeben durch die drei Normalstellungen der Sprachorgane in der Mundhöhle. Die Normalstellung für das *u* gleicht einer runden Flasche mit einem kurzen Halse und gibt den tiefsten Ton, ähnlich demjenigen, welcher entsteht, wenn man eine solche Flasche wie eine Flöte anbläst. Der Eigenton eines Körpers ist derjenige, den er von selber giebt, wie z. B. ein leeres Bierglas mitklingt, wenn auf einem Claviere der Ton angeschlagen wird, der diesem Glase eigenthümlich gehört. Wenn nun der Eigenton der Mundhöhle zusammentrifft mit gewissen Obertönen eines Sprachtones, so werden diese Obertöne derart verstärkt, dass daraus die Vocale entstehen; die Organstellung der Mundhöhle bei der Aussprache des *u* verstärkt die tiefsten Obertöne. Die Organstellung der Mundhöhle bei der Aussprache des *i* zeigt die entgegengesetzte Gestalt einer lang gezogenen Flasche mit engem Halse, und endlich die Organstellung bei der Aussprache des *a* zeigt die weiteste, vollständig freie Oeffnung, durch welche die Luft sehr leicht ausströmen kann. Demnach geben die Vocale *u a i* die unverrückbaren Grenzen, zwischen denen sich alle übrigen Vocale einordnen; und so lässt sich auch historisch nachweisen, dass die drei kurzen Vocale *u a i* in der Sprache die ältesten sind, aus denen sich dann die übrigen Vocale entwickelt haben. Noch in der gothischen Sprache sind von kurzen Vocalen nur jene drei, *a i u*, vorhanden. Somit können wir von den Vocalen nun wohl absehen und wollen nur noch bemerken, dass im Hochdeutschen die Vocale rein gehalten werden, und zwar in Folge dessen, dass wir gewohnt sind viel zu lesen und von Jugend auf dahin dressirt werden, so zu sprechen, wie wir lesen. Deshalb hört man zwar oft genug voater und andere dergleichen unreine Laute, jedoch nur in den Dialekten; im Hochdeutschen, in der Aussprache der Gebildeten, sind solche unreine Vocale durchaus verpönt.

Bei den Consonanten liegt die Sache etwas anders. Hier gehen zunächst zwei Scheidungen vor sich, welche auf der Tabelle die eine wagerecht und die andere senkrecht veranschaulicht sind. Wir wollen zuerst die senkrechte Eintheilung in Betracht ziehen. Sie gliedert sich in zwei Abtheilungen, überschrieben *continuae* und *prohibitivae sive explosivae.* Wenn sich die Zunge oder die untere Lippe vollständig erhebt bis an die obere Wölbung der Mundhöhle, so wird dem aus der Brusthöhle aufsteigenden Luftstrome der Ausgang vollständig verschlossen; es kann dann nichts, gar nichts von dem Luftstrome durch die Mundöffnung heraus. Es geschieht dies bei den sogenannten *prohibitivae*. So z. B. schliesse ich bei dem Worte „hat“, bei der Aussprache des *t* durch das feste Anlehnen der Zungenspitze an die Zähne, den Mundcanal so vollständig, dass kein Luftstrom hindurchgehen kann. Wenn sich dagegen die Organe der unteren Mundhälfte denen der oberen nur nähern, so entsteht kein vollständiger Verschluss und der Luftstrom kann noch zwischendurchstreichen. Diese Organstellung ergibt die *continuae* oder die Dauerlaute. So z. B. bei der Aussprache des *sz* in dem Worte „hass“ nähert sich die Zungenspitze nur den Zähnen und die Luft kann durch die dazwischen bleibende enge Oeffnung noch hindurchstreichen. Demnach zerfallen die Consonanten in zweierlei: in solche, die nur einen Augenblick dauern, das sind die *prohibitivae*, und in solche, die so lange fortdauern können, als der Athem durch die enge Oeffnung streicht, das sind die *continuae*. Zu den *continuae* kommen weiter noch die Zitterlaute *r* und *l*, welche hervorgebracht werden durch ein Zittern der Zunge und dabei findet die Merkwürdigkeit statt,

dass die Zunge zittern kann entweder mehr nach hinten zu, oder mehr nach der Mitte hin oder mehr nach vorn, und je nach dieser verschiedenen Hauptstelle des Erzitterns erhält dann das *r* wie das *l* einen verschiedenen Klang. Jeder Einzelne und so auch jedes Volk ist gewöhnt sein *r* und sein *l* an bestimmte Stellen der Zunge zu legen, der Franzose legt es ganz vorn hin, der Engländer meist ganz hinten hin. Das deutsche *r* und *l* liegt in der Dentalreihe, das Polnische ł dagegen ganz wo anders.

Wenn man etwas genauer aufmerkt bei der Aussprache eines Wortes wie „tappen", so wird man bald gewahr, dass die beiden *p* verschieden sind; das erste ist das Geräusch, welches entsteht beim Verschluss des Mundcanals in ta*p*-, das zweite ist das Geräusch beim Oeffnen des Mundcanals -*p*en. Stehen also zwei solche *prohibitivae* hinter einander, so ist es eine wirkliche Verdoppelung, und wir sind so eingewöhnt von Kindesbeinen an, dass wir nach kurzem Vocale fast gar nicht anders sprechen können. Im Lateinischen und Griechischen finden sich auch kurze Vocale mit darauf folgendem einfachen Consonanten, hier aber den einfachen Consonant anders auszusprechen, als man einen doppelten aussprechen würde, ist einem Deutschen so gut wie unmöglich. Wollten wir versuchen, die Aussprache der doppelten *prohibitiva* graphisch zu bezeichnen, so würden wir das etwa folgendermassen thun können: , d. h. für den Verschluss des Mundcanales bei der Aussprache des ersten *p* (im Worte tappen), und für die Oeffnung des Mundcanales bei der Aussprache des zweiten *p*. Nehmen wir dagegen mit Consonanten aus derselben Organreihe das Wort „Affe", so gestaltet sich die Sache anders. So wie die Aussprache des *f* begonnen hat, können wir seinen Laut aushalten, so lange als der Athem es erlaubt. Falls hier eine Consonantenverdoppelung vorhanden ist, worüber sich gar nicht so kurzweg absprechen lässt, so ist sie wesentlich anders beschaffen als die Verdoppelung der *prohibitiva*. Die graphische Bezeichnung dafür wäre etwa , d. h. zwischen dem Anfange und dem Ende dieses consonantischen (Doppel)lautes findet keine Unterbrechung, sondern im Gegentheile ein Fortdauern des Luftstromes statt. Das sind also zwei von Hause aus verschiedene Dinge, die Verdoppelung der Explosivlaute und die der *continuae*. Ja man kann sogar darüber zweifeln und streiten, ob bei der *continua* eine wirkliche Verdoppelung, oder nur eine verlängerte Dauer des Lautes stattfinde.

Nun wollen wir die Consonanten im einzelnen durchgehen. Da finden wir zunächst wieder einen Unterschied zwischen harten und weichen. Den kennen wir schon aus der griechischen und lateinischen Grammatik, jedoch nur bei den sogenannten Mutis unter der Benennung *tenues* und *mediae*. Aber was sind denn *tenues* und *mediae*, harte und weiche Laute, ihrem Wesen nach? Die indischen Grammatiker haben das bereits gewusst, uns hat es erst der Kehlspiegel offenbart. Die *tenuis* wird ausgesprochen mit offener, die *media* dagegen mit halb offener Stimmritze. Ueber die *tenuis* können wir Deutsche sehr gut Auskunft geben, denn die *tenuis* ist unser Lieblingslaut; über die *media* dagegen kommen wir durch unsere deutsche Aussprache nicht leicht zu einem lebendigen Bewusstsein. Um so mehr fällt sie uns auf, wenn wir englisch sprechen lernen. Wenn man uns fragt: wie heisst auf englisch der Hund? und wir antworten: *the dog* (nicht wie wir in deutscher Aussprache gewohnt sind: *the dok*), so müssen wir bei der Aussprache des *g* ein wenig innehalten. Dem Engländer ist es geläufig, am Ende des Wortes eine *media* mit halboffener Stimmritze auszusprechen, wir dagegen bei unserer deutschen Aussprache sind gar nicht daran gewöhnt und müssen es erst lernen. Jetzt erst gewahren wir, aber freilich auch nur dann, wenn wir ganz genau hören

können, dass mit der Aussprache der *media* ein leises Tönen verbunden ist und dieser leise Ton kommt her von der verengten Stimmritze. Weil die Stimmbänder nicht vollständig gespannt und geschlossen sind, können sie auch nicht vollständig schwingen, aber sie schwingen doch etwas und diese unvollkommene Schwingung erzeugt eben jenes leise Tönen. Ferner sind die consonantischen Laute verschieden nach dem Orte, wo durch die gegenseitige Stellung der Organe die Verengung oder der Verschluss des Ausgangsrohres stattfindet. Der am tiefsten zurückliegende Verschluss kann stattfinden im Kehlkopfe. Doch ist noch vorauszuschicken der reine consonantische Laut ohne jeden Verschluss des Ausgangsrohres. Ein völlig freies Ausströmen der Luft bei offener Stimmritze gibt ein reines *h*, den *spiritus asper*, und bei etwas verengter Stimmritze den *spiritus lenis*. Letzterer ist im Deutschen eben so gut vorhanden wie im Griechischen und Lateinischen; nur wird er bei uns nicht geschrieben und nicht auf ihn geachtet; aber beim Hiatus, z. B. „da an", wenn man genau aufpasst, hört man ihn mit feinem Ohre, nur ist freilich nicht jedes Ohr dafür geschickt und geschult. So hört der gebildete Musiker die Obertöne bis zum 6. und 7. hinauf, während ein unmusikalisches und ungeübtes Ohr kaum einen einzigen oder auch gar keinen vernimmt.

Die am tiefsten liegende Verengung oder Verschluss des Ausgangsrohres findet also statt im Kehlkopfe. Die europäischen Völker kennen diesen Laut gar nicht (denn was wir Gutturalen zu nennen pflegen, sind keine echten Gutturalen), wohl aber die Orientalen, die semitischen Völker, namentlich die Araber. Wie es um die echten arabischen Gutturalen beschaffen ist, das hat Czermak in einem Sitzungsberichte der Wiener Akademie dargethan[1], auf Grund einer von ihm mit dem Kehlspiegel ausgeführten Untersuchung eines Arabers.

Unsere deutschen Consonanten werden erst innerhalb der Mundhöhle gebildet. Und zwar wenn die Zungenwurzel sich gegen den weichen Gaumen legt und der Verschluss vollständig vor sich geht, erhalten wir ein *k*, und bei einer blossen Annäherung der beiden Organe jenes tief hinten liegende *ch*, welches wir nach den dunkeln, vollen Vocalen sprechen, z. B. Joch, Aachen. Diese beiden Consonanten, *k* und *ch*, werden mit vollkommen offener Stimmritze gesprochen. Sobald sich aber die Stimmritze verengt, erhalten wir bei Verschluss des Mundcanales die gewöhnliche hochdeutsche Media *g*, bei blosser Verengung des Mundcanales jenen provinciellen Laut *g*, welchen man in Obersachsen z. B. bei der Aussprache von „Tage, Vogel" vernimmt, und welchen das reine Hochdeutsch nicht kennt.

In derselben eben besprochenen Zeile der Gutturalen treffen wir zugleich auf die erste orthographische Crux. Es steht in dieser Zeile ein *ch*; was bedeutet dies *ch*? Die Römer fanden im griechischen Alphabete einen Buchstaben für einen consonantischen Laut, den sie selber nicht hatten (das χ), und sie halfen sich in der Wiedergabe dieses griechischen Lautes durch römische Schriftzeichen so gut sie konnten. Sie nahmen ihr *c* — ein einfaches Zeichen für einen einfachen Laut — dann ihr *h* — ebenfalls ein einfaches Zeichen für einen einfachen Laut — und die beiden zusammen — *ch* — sollten den einfachen Laut χ bezeichnen. Also: die erste Unbequemlichkeit bei dem Gebrauche des *ch* ist die, dass wir in ihm ein zusammengesetztes Zeichen haben für einen einfachen Laut; denn *ch* ist ein einfacher Gutturallaut. Mit diesem Uebelstande plagten sich schon die ältesten deutschen Schreiber im 8. und 9. Jahrhunderte. Sie schrieben grösstentheils in Oberdeutschland, in alemannischer

[1] Sitzungsberichte der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Classe der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Bd. XXIX S. 576 ff.

Gegend, und wer von Ihnen in der Schweiz gewesen ist, kennt die schweizerischen ch, welche viel gröber lauten als die unsrigen. Und dazu kam zweitens noch zuweilen eine Verbindung der gutturalen *prohibitiva* mit einer gutturalen Aspiration, so dass man wirklich eine doppelte Gutturalis hörte. Die althochdeutschen Schreiber haben sich die verschiedenste Mühe gegeben, diese für sie schwierigen Laute mit den unzulänglichen lateinischen Buchstaben auszudrücken; sie haben an die 12 verschiedene Bezeichnungsweisen versucht, *ch*, *hh*, *chc*, *hch* u. s. w. Sie geriethen hauptsächlich deshalb in solche Verwirrung, weil sie mit jenem schon von Hause aus zusammengesetzten Zeichen nich zurecht kommen konnten.

Wir kommen nun zur nächsten Zeile. Da finden wir diejenigen Consonanten, die in der Mundhöhle um ein klein wenig weiter nach vorn vorrücken, bei deren Aussprache also die Zungenwurzel dem harten Gaumen genähert oder ihm vollkommen angedrückt wird. Es sind die *palatales* im engeren Sinne Von diesen besitzen wir im Deutschen nur zwei. Der erste derselben ist unser zweites *ch*, was nach dünnen Vocalen gebraucht wird, z. B. ich, Mamachen (chen ist eine selbständige Silbe und deshalb hat auch hier das ch den andern, den palatalen Laut). Vergleichen Sie die beiden Wörter: Aachen und Mamachen, so wird Ihnen der Unterschied beider ch recht deutlich ins Auge, oder richtiger ins Ohr fallen. Es sind zwei verschiedene Laute, wenn wir dafür auch nur ein Zeichen haben. Der dazu gehörige weiche palatale Laut ist das *j*. Die dazu gehörigen *mutae* oder *prohibitivae* haben wir im Deutschen nicht, wohl aber sind sie im Englischen vorhanden, wie die beigefügten englischen Beispiele (*nature*, *soldier*, *journal*) zeigen.

Noch etwas weiter nach vorn in der Mundhöhle, und so, dass die Zunge sich nach oben hin biegt, liegen die Consonanten, welche in der Sanskrit-Grammatik *mûrdhanya* heissen, oder die sogenannten *cerebrales*, was aber freilich eine ziemlich verkehrte Uebersetzung des sanskritischen Namens ist, gemeint sind diejenigen Consonanten, bei deren Aussprache die Zunge sich gegen den Hohldeckel des harten Gaumens aufrichtet. In dieser Reihe besitzt das Hochdeutsche nur das eine *sch*. Das *sch* ist in der hochdeutschen Sprache ein junger Laut, der im Althochdeutschen nur vereinzelt vorkommt und erst seit dem Mittelhochdeutschen, seit dem 12. Jahrhunderte, überhand nimmt. Für diesen neu aufkommenden Laut musste man nun auch ein Zeichen haben. Der Laut trat zunächst da ein, wo früher ein *sc* gestanden hatte, welches sich allmählich verdichtete, und so geschah es, dass man dem *sc* ein Zeichen zugab. Daraus entsprang aber der grosse Uebelstand, dass wir nun drei einfache Zeichen, *s*, *c* und *h* haben, von denen jedes für sich einen einfachen Laut bezeichnet, während sie alle drei zusammen wiederum einen einfachen Laut bezeichnen sollen. Wenn nun jemand meinte, in Wörtern wie „waschen, Flaschen“ einen verdoppelten consonantischen Laut zu hören, und wenn er folgerichtig auch das verdoppelte consonantische Lautzeichen schreiben wollte, also: waschschen Flaschschen, so ergäbe das ein orthographisches Ungeheuer. Das geht von vornherein nicht an, und es ist auch gar nicht erst versucht worden, das doppelte sch zu schreiben, weil man immer vor den vielen Consonantzeichen zurückschreckte.

In der nächsten Reihe kommen die Dentalen, diejenigen Consonanten, bei deren Aussprache sich die Zungenspitze gegen die Zähne wendet. Es ist die Reihe, welche am allermeisten Schwierigkeiten macht; nicht physiologisch, denn physiologisch ist im Hochdeutschen die Sache ziemlich einfach, sondrn orthographisch, und zwar deswegen, weil in Folge mangelhafter Schriftzeichen eine grosse Confusion eingerissen ist. Wir fangen die Betrachtung dieser Reihe von rückwärts an. Da finden wir als *media* das d; darüber ist nichts zu

bemerken. Die wirkliche *media* finden wir wiederum auch im Auslaute ausgesprochen im Englischen: *I did*. Auch die Tennis *t* versteht sich von selber. Die hochdeutschen *r*, *l* und *n* liegen gewöhnlich in dieser Reihe. Ein zweites, blos vor Gutturalen erscheinendes deutsches *n* ist ein Paar Reihen höher in die Gutturalreihe zu rücken. Die Zitterlaute *r* und *l* sind bereits besprochen.

Nun aber kommen wir zu den Dauerlauten, die auch Reibelaute genannt werden, weil sie entstehen durch die Reibung der Luft, wenn diese durch das verengte Mundrohr streicht. Wir unterschieden bisher immer zwischen je zwei einfachen Lauten, einem harten und einem weichen; dasselbe ist auch hier der Fall. Bei den Dauerlauten geht nämlich dasselbe Gesetz durch, welches wir schon bei den Verschlusslauten kennen gelernt haben. So wie wir im Hochdeutschen kein *g*, kein *d*, kein b am Ende der Wörter sprechen, nicht aussprechen das Gra*b*, sondern das Gra*p*, so brauchen wir auch keinen weichen Reibelaut am Wortende, sondern machen ihn sofort hart; wir sprechen im reinen Hochdeutsch z. B. niemals aus *ij*, sondern stets *ich*. Und dasselbe ist auch der Fall bei den *s*-Lauten. Der verkürzte Imperativ wird also aus gesprochen: „Weis mir den Weg". Weil wir aber von Jugend auf dressirt werden auf die Regel: „Sprich wie du schreibst", so geben sich freilich manche Leute Mühe, den weichen Dauerlaut *s* am Wortende zu sprechen; aber das kommt uns geziert vor. Es mag vielleicht hier und da einen Landstrich in Deutschland geben, wo der weiche Dauerlaut *s* am Wortende gesprochen wird, gerade wie im Englischen (z. B. in *yes*), aber gemein-hochdeutsch ist diese Aussprache nicht.

Der in der ersten Columne unserer Tabelle neben dem weichen *s* stehende harte Dauerlaut ist ebenfalls ein einfacher Laut, und ist auch in älterer Zeit, im Alt- und im Mittelhochdeutschen, durch ein einfaches Schriftzeichen ausgedrückt worden. Es knüpft sich aber an ihn mehr als eine orthographische Schwierigkeit; und um diese vollkommen zu verstehen, müssen wir noch eine kurze Erörterung vorausschicken.

Jede, selbst die allergeringste und unbedeutendste Veränderung der Organstellung, eine kaum wahrnehmbare Verschiebung der Zungenspitze z. B., stuft sogleich den consonantischen Laut ab und giebt ihm eine andere Färbung. Grade aber in der Dentalreihe bieten sich, sowohl in den verschiedenen Sprachen überhaupt, als auch in der deutschen Sprache, die meisten derartigen Veränderungen der Organstellung, und folglich auch die meisten Abstufungen der betreffenden Consonanten dar, welche theils chronologisch in verschiedenen Zeiträumen nacheinander, theils auch gleichzeitig nebeneinander auftreten. Manche Sprachen haben eine besondere Vorliebe für die in dieser Mundpartie liegenden consonantischen Laute, so zum Beispiel die slawischen Sprachen, welche deshalb eine ganze Menge von *s*-Lauten darbieten, deren Unterschiede durch geringe Abweichungen der Organstellungen bedingt werden. Welche Wirkung solche geringfügige Unterschiede der Organgestaltung und Organstellung üben, das können wir recht deutlich aus der Wahrnehmung ersehen, dass verschiedene Personen, welche genau dieselbe Sprache sprechen, sich doch in der Aussprache von einander unterscheiden. Wäre dies nicht der Fall, so könnten wir ja Niemanden, den wir nicht sehen, der von uns etwa durch eine Thüre getrennt ist, an der Aussprache erkennen.

Der harte deutsche *s*-Laut nun, der im 12. und 13. Jahrhunderte an dieser Stelle gestanden hat, ist von unserem jetzigen hochdeutschen ein klein wenig verschieden gewesen. Wie er genau beschaffen gewesen ist, das wissen wir nicht, denn wir haben seine Aussprache nicht gehört; aber dass er ein wenig anders war, ersehen wir aus den Reimen der guten



Gedichte des 13. Jahrhunderts, welche diesen Laut nicht mit dem nächstverwandten *s*-Laute binden. Im 14. Jahrhunderte hört diese Unterscheidung auf und die Reime gehen jetzt durcheinander, woraus zu schliessen ist, dass in dieser Zeit die jetzt allgemein herrschende hochdeutsche Aussprache des harten *s* durchgedrungen sei. Ich weiss nicht, ob irgend einer von Ihnen, wenn ich ihn ersuchte auszusprechen „Tasse" und „lassen", einen Unterschied in der Aussprache dieser beiden *s*-Laute machen würde. Von Hause aus ist ein solcher allerdings dagewesen, aber für unsere heutige hochdeutsche Aussprache besteht er nicht mehr.

Für diesen harten *s*-Laut haben sich nun in der hochdeutschen Schreibung drei Zeichen herausgebildet. Das erste ist das *sz*, welches erst mit dem 15. Jahrhunderte anfängt aufzukommen und welches wir deshalb noch jetzt haben, weil es in die Typen des im 15. Jahrhunderte erfundenen Buchdruckes übergegangen ist. Das zweite ist das doppelte *ss*, und das dritte ist das Schluss-*s*. Dieses Schluss-*s* ist in der deutschen Schreibung eine Abnormität. Im Hebräischen haben wir wohl ein Schluss-Mem und verschiedene andere besonders gestaltete Schlussbuchstaben; im Deutschen aber schreiben wir die Schlussbuchstaben genau ebenso wie im An- und Inlaute des Wortes; nur allein beim *s* machen wir eine Ausnahme, sofern am Wortende ausschliesslich das kurze *s* gebraucht werden soll. Wir haben also jetzt in den Drucktypen wie in der Schreibschrift die drei Zeichen *sz*, *ss* und *s*. Physiologisch betrachtet aber sind es nur drei verschiedene Zeichen eines und desselben Lautes, und sprachgeschichtlich sind sie ebenfalls identisch geworden, fallen also in beiden Beziehungen jetzt zusammen. Sprachgeschichtlich sind die nun im Hochdeutschen vorkommenden *sz* hervorgegangen aus einer älteren dentalen *muta*, aus einem *t*; darum findet sich im Niederdeutschen noch heutzutage „*dat water*" an Stelle des hochdeutschen „das Wasser".

Die Confusion in Beziehung auf die Schreibung dieses harten *s*-Lautes ist auf den Gipfel getrieben worden durch eine ganz grundlose und widersinnige Regel. Man hat nämlich die Quantität, die im Vocale liegt, und deren Bezeichnung, wenn man sie überhaupt machen will, auch an dem oder durch das Vocalzeichen geschehen muss, auf den Consonanten geschoben, und dem Consonantzeichen den Auftrag gegeben, für das Auge die Quantität des Vocals anzuzeigen. Man hat also befohlen: nach einem langen Vocale schreibe man ß, nach einem kurzen Vocale schreibe man ſſ. Das heisst also: zwei Zeichen für consonantische Laute, die von Hause aus einfach sind, und die gegenwärtig sowohl physiologisch wie sprachgeschichtlich vollkommen zusammengefallen und identisch geworden sind, so dass sie sich in der Aussprache nicht mehr unterscheiden, denen hat man willkürlich den Posten angewiesen, dass der eine nach einem langen, der andere nach einem kurzen Vocale stehen soll. Sehen Sie nun einmal zu, was daraus für Folgen entspringen. Sie nehmen das Wort m ä s s e n mit langem Vocale und schreiben es jener Regel gemäss mit ß, also maßen. Gut! Jetzt lassen Sie den Vocal der Flexionsendung schwinden und das Wort einsilbig werden. Sie schreiben es wiederum mit ß, also maßt. Schön! Daran wird niemand Anstoss nehmen, denn es ist ja derselben Regel gemäss. Nun nehmen Sie aber ein Wort mit kurzem Vocale: f a s s e n. Das müssen Sie jener Regel gemäss mit ſſ schreiben, also faſſen. Jetzt lassen Sie wiederum den Vocal der Flexionsendung schwinden und das Wort einsilbig werden. Wie schreiben Sie nun? Natürlicher und consequenter Weise schreiben Sie doch faſſt, denn es ist ja nur der Flexionsvocal ausgefallen und alles übrige, auch die Quantität des Wurzelvocales, unverändert geblieben. Ei Gott bewahre! ruft man Ihnen zu, das geht ja nicht! Und warum

gehts denn nicht? Ei da stünden ja die beiden storchbeinigen ſ hintereinander in der Druck- wie in der Schreibschrift. Das geht ja unmöglich, das läuft ja wider das ästhetische Gefühl! Wie soll man's denn aber anders machen? Sie finden kuriose Lösungen. Man hat sich eben geholfen so gut man konnte. Eine unserer ersten Autoritäten ist so weit gegangen, dass sie sagte: man schreibe faſt mit kurzem *s*. Dieses Auskunftsmittel ist physiologisch allerdings richtig, denn es ist wirklich das s, was nothwendig hierher gehört; nur freilich verstösst es gegen unsern Usus. Wir sind gewöhnt das s ausschliesslich am Wortende und nie an anderer Wortstelle zu sehen, aber es gibt in der That den einfachen harten *s*-Laut durch ein einfaches Schriftzeichen wieder. Hätten wir für den einfachen harten *s*-Laut in unserem Alphabete von Alters her ein einziges einfaches, an allen Wortstellen übliches Zeichen besessen und behalten, so würde jene arge Confusion vielleicht gar nicht erst eingerissen sein. Sehen Sie in die Handschriften des 12. und 13. Jahrhunderts, oder in noch ältere, wie ist man denn da verfahren? Da schrieb man einfach *mâȝen*, *mâȝet*, *mâȝt* (die Quantitätsbezeichnung der Vocale findet sich in der Regel nicht in den Handschriften, wir pflegen sie aber aus wissenschaftlichen Gründen in den Ausgaben anzuwenden) und *faȝôn*, *faȝȝôn; vaȝȝen*, *vaȝȝet*, *vaȝt* oder auch *vaȝȝt*. In dieser altdeutschen Schreibung finden wir also ein einfaches Zeichen ȝ für den aus *t* entstandenen hochdeutschen harten *s*-Laut, und sehen, dass die Schreiber, wenn sie die Doppelung dieses Lautes bezeichnen wollten, schon von den ältesten Zeiten ab ein doppeltes ȝ gesetzt haben. Mit der Bezeichnung des doppelten gutturalen oder palatalen harten Dauerlautes (des doppelten *ch*) waren sie nicht zurechtgekommen, weil das zusammengesetzte Zeichen *c-h* sie störte; bei dem ȝ dagegen hat Niemand einen Anstoss genommen, so lange das Zeichen ȝ in dieser Bedeutung üblich war. An der Doppelung des ſ nimmt noch heute Niemand einen Anstoss; hätten wir aber statt des ſ ebenfalls ein zusammengesetztes Zeichen (etwa *p-h*), so wäre auch hier die Crux da. Beiläufig möge bemerkt werden, dass die Handschriften die beiden Arten von *z* nicht unterscheiden, sondern die zwei Formen ȝ und *z* promiscue gebrauchen. Die Verwendung der beiden von den Handschriften dargebotenen Formen ist von den Germanisten aus wissenschaftlichen Gründen so geregelt worden, dass das eine, das *z*, für die dentale *prohibitiva* gebraucht wird, also unserem neuhochdeutschen *z* entspricht, das andere dagegen, das ȝ, für die dentale *continua* gebraucht wird, also unserem neuhochdeutschen ß entspricht.

Der übrige Inhalt der Tabelle bedarf wohl keiner Erläuterung, bis auf eine einzige Columne. Ich habe nämlich unter die *prohibitivae* auch *tenues-aspiratae* gestellt. Darauf muss ich wohl noch mit einigen Worten eingehen.

Die Aspiraten sind eins der schwierigsten Capitel der Lautlehre. Die indische Sprache hat Aspiraten gehabt und hat sie noch. Auch die griechische hat Aspiraten gehabt, hat sie aber verhältnissmässig früh verloren. Schon in der Zeit der alexandrinischen Grammatiker, damals als die griechiche Grammatik entstand, waren die echten griechischen Aspiraten bereits untergegangen. Wenn wir die Angaben der griechischen Grammatiker über die Aussprache der betreffenden Laute lesen, sehen wir, dass es keine Aspiraten mehr sind, sondern dass sie sich bereits in Reibelaute gewandelt haben. Wie die echten griechischen Aspiraten ausgesprochen worden sind, wissen wir nicht, und wie die Sanskrit-Aspiraten der älteren Zeit ausgesprochen worden sind, wissen wir ebenfalls nicht. Zwar geben die Sanskrit-Grammatiker darüber ganz genaue Beschreibungen, aber dieselben stimmen untereinander nicht überein, wie der grösste Kenner dieser Dinge, unser Landsmann Max Müller in Oxford,

nachgewiesen hat in seinem Buche: „*Lectures on the science of language*“ (übersetzt von Böttger). Es ist dies ein Werk, was in keiner Schulbibliothek fehlen sollte, ein populäres Werk im edelsten Sinne des Worts, welches die trefflichsten Aufschlüsse gibt über die wichtigsten sprachlichen Dinge. Im zweiten Bande hat Müller die Berichte der indischen Grammatiker über die Aspiraten des Sanskrit mitgetheilt und besprochen. In der deutschen Sprache, soweit unsere Kenntniss derselben hinaufreicht, hat es nie echte Aspiraten gegeben, sondern blosse Reibelaute nehmen ihre Stelle ein. Dafür gibts aber im Hochdeutschen noch eine andere Classe von Consonanten, bestehend aus drei Lauten, welche in den Grammatiken gewöhnlich als Doppellaute an verlorenen Plätzen herumvagiren. Diese sind gleichsam die Ersetzer unserer Aspiraten. Was ist denn eine Aspirate? Sie ist ein Prohibitivlaut, also eine Mute, hinter welcher sofort eine Oeffnung des Verschlusses eintritt zugleich mit einem Hauche. Also z. B. die Aussprache von *p* gibt einen Verschluss; wenn nun dieser Verschluss sofort sich öffnet zugleich mit einem Hauche und das *p* und der ihm nachfolgende Hauch in eine Einheit zusammenschmelzen, haben wir eine Aspirate. Vormachen kann ich Ihnen die Aussprache einer solchen echten Aspirate nicht, und wie sich die Organstellungen dabei gestalten, weiss ich auch nicht. Denn man kann bestimmte Laute ja überhaupt nur dann aussprechen, wenn man die Sprachorgane darauf hin geübt hat. Ich bin zu Hause in Schlesien auf dem rechten Oderufer. Dort haben wir mehrere undeutsche, polnische Laute. So z. B. heisst von Hund das Diminutivum *a hundel.* Versuchen Sie, es mir nachzusprechen, und es wird Ihnen beim ersten Male gewiss nicht gelingen. An die echten Aspiraten ist das deutsche Sprachorgan eben auch nicht gewöhnt; wir brauchen statt ihrer entweder eine Verweichlichung, die Reibelaute, oder eine Vergröberung, die in der sechsten Columne der Tabelle stehenden Laute. Bei diesen letzteren lassen wir auf die Tenuis den Reibelaut desselben Organs folgen; das heisst also, anstatt hinter der Tenuis den Hauch frei ausströmen zu lassen, lassen wir ihn durch diejenige Organverengerung ausströmen, welche dem Organverschlusse bei der Aussprache der vorangehenden Tenuis analog ist. Wir kehren also vom Organverschlusse zurück in diejenige Mundstellung, welche nur eine geringe Oeffnung im Mundrohre frei lässt, und lassen durch diese den Hauch durchströmen. Das thun wir aber nur bei den harten Mutis, also nur mit vollständig geöffneten Stimmbändern. Verfahren wir so bei der Dentalis *t*, so erhalten wir den harten Laut *z*, wie in dem Worte „reizen“; verfahren wir so bei der Labialis *p*, so erhalten wir den harten Laut *pf*, wie in dem Worte „Pfand“. In Beziehung auf die Gutturalis *k* liegt die Sache nicht so einfach, und ich müsste Sie tief in die Geschichte der deutschen Sprache einführen, wenn ich Ihnen das schwierige und verwickelte Capitel klar machen sollte. Vorhanden ist die Gutturalis *k* mit nachfolgendem gleichartigem Reibelaute, also ein *kch*, im Deutschen allerdings gewesen und mundartlich auch noch jetzt üblich. In grösserer Ausdehnung haben diesen Laut in Oberdeutschland die Alemannen besessen. Sowie aber die Franken nach Oberdeutschland hinaufrücken, tritt auch der mildernde Einfluss des Fränkischen in Wirksamkeit. Die zahlreichen oberdeutschen *kch* und *ch* werden zurückgedrängt und gerathen ins Schwanken, und diese Verwirrung spiegelt sich auch in der Schrift ab, so dass in den Handschriften des 9. und 10. Jahrhunderts die Gutturalbezeichnungen ziemlich bunt durcheinander laufen, bis sich zuletzt der hochdeutsche Sprachstand und damit auch die Schreibung abklärt und festigt. Eine grosse Anzahl von hochdeutschen Wörtern haben schliesslich *k* statt ihres ehemaligen *ch* bekommen, nur wenige haben das alte *ch* behalten; welche? darüber hat sich ebenso wenig eine feste Regel gestaltet, als wir zwei Strömen,

wenn sie zusammenlaufen, vorschreiben können, welche Wellen an jeder Stelle die Oberhand behalten sollen. Das oberdeutsche *kch* ist aber bei dieser Umwandlung aus der Literatursprache und den Literaturdenkmälern gänzlich verschwunden. Vereinzelt kommt es noch vor bis ins 13. Jahrhundert. Ein Beispiel davon hat sich erhalten in der Sanct Galler Parzival-Handschrift, in der auf der Tabelle angegebenen Stelle; und auch Hartmann von Aue, der Verfasser des Iwein, der sehr accurat schrieb und sprach, hat mehrere solcher Stellen, an denen Lachmann nachweist, dass der Vers fehlerhaft zu sein scheint, aber sofort richtig wird, sobald man das alemannische *cch* herstellt.

Die übrigen Consonanten der Tabelle kann ich unbesprochen lassen, weil sie selbstverständlich sind und deshalb keiner Erklärung bedürfen. *f* und *v* sind zwei alte Zeichen, die von den ältesten Zeiten her als identisch neben einander hergehen und sich auch als identisch bis jetzt erhalten haben. Wir unterscheiden und verwenden sie aber mitunter in der allerthörichtsten Weise. Eine alte Präposition z. B. lautete mit gleicher Bedeutung *vura* und *vuri*. Durch ein *a* oder *i* der nachfolgenden Silbe erhalten die Vocale der vorangehenden Wurzelsilbe eine andere Färbung, rücken dem *a* oder *i* um die Hälfte näher. Diese etwa seit dem 7. Jahrhunderte eingetretene Wirkung des *i* nannte man Umlaut, die noch ältere Wirkung des *a* nennt man Brechung. Nachfolgendes *a* wandelt vorangehendes *u* durch Brechung in *o*; das auslautende *a* selbst aber verliert sich allmählich; es bleibt also statt des älteren *vura* übrig *vor*. Wenn aber ein *i* folgt, so wird aus vorhergehendem *u* durch Umlaut ein *ü*, und auch das auslautende *i* verliert sich ebenfalls allmählich, es bleibt also statt des älteren *vuri* übrig *vür*. In der Bedeutung laufen die beiden jüngeren Formen *vor* und *vür* noch im 13. Jahrhunderte in ähnlicher Weise durcheinander, wie in althochdeutscher Zeit die älteren und volleren Formen *vura* und *vuri*. Erst im Neuhochdeutschen hat sich eine bestimmte Unterscheidung der Bedeutungen zwischen den beiden Formen festgesetzt. In der Form *vor* haben wir nun das *v* beibehalten; in der Form *für* dagegen haben wir ohne triftigen Grund dasselbige *v* aufgegeben und dafür *f* eintreten lassen.

Aus dieser ganzen Erörterung lässt sich schon erkennen, dass derjenige Lehrer des Deutschen auf gelehrten Schulen, der seine Wissenschaft wirklich versteht und beherrscht, um die Orthographie nicht ängstlich zu sorgen braucht; denn seine Schüler werden aus seinem Unterrichte allmählich nicht bloss die Kenntniss, sondern auch das Verständniss des Richtigen gewinnen. Derjenige Lehrer dagegen, der diese Wissenschaft nicht gründlich versteht und beherrscht, der muss sich freilich an die einmal aufgestellten orthographischen Regeln halten und sie seinen Schülern fest einzuprägen suchen.

Nachdem ich dies soweit vorausgeschickt habe, möchte ich Sie bitten, mir zu sagen, ob Ihnen irgendwo noch etwas übrig geblieben ist, worüber Sie Aufklärung verlangen, ehe wir zu den Thesen übergehen.

Vors. Kramer:

Es scheint Niemand nach Aufklärungen zu verlangen.

Refer. Prof. Zacher:

Demnach würde die erste These: „So lange die deutsche Sprache geschrieben wird (abgesehen von der Runenschrift und dem Gothischen), hat sie sich mit einem fremden, dem lateinischen, Alphabete beholfen, welches von vornherein sogar nicht für alle ihre wesent-



lichen Laute ausreichte", denke ich, sich von selber erledigen; denn das ist eine Thatsache, die durch die vorangegangene Erörterung bereits vollständig klar gestellt worden ist. Die Thatsache musste ich aber deswegen vorausschicken, weil sich aus ihr ergibt, dass manche Mängel in dem Umstande ihren Grund haben, dass das überkommene Material an Schriftzeichen für das wirkliche Bedürfniss nicht ausreichend war. Wenn ein Schneider einen Rock machen soll und das Material will nicht ausreichen, so muss er sich helfen wie er kann und muss Flicken an- und einsetzen.

2) „Die gegenwärtige deutsche Schreibung ist durch drei Factoren bedingt: durch das phonetische Prinzip, das etymologische Prinzip und den Usus". Das ist auch eine Thatsache. Das phonetische Prinzip hat von vornherein in der deutschen Schreibung gewaltet. Das etymologische Prinzip ist mit Absicht auf sie angewendet worden seit dem 17. Jahrhunderte. Und der Usus hat bald für das eine, bald für das andere Prinzip, bald auch gar prinziplos entschieden. Wir sprechen jetzt „des Tages, dem Tage", sprechen also in der Mitte des Wortes vor dem Vocale die Media *g* deutlich und vernehmlich aus. Wenn wir aber den Nominativ desselben Wortes haben, so dass die Media in den Auslaut tritt, wird diese Media in unserer Aussprache, wenn wir nicht in Obersachsen zu Hause sind, zur Tenuis *k*; folglich müssten wir, wenn wir durchgängig phonetisch schrieben, in der Form des Nominativs ein *k* setzen, also *tak* schreiben. Da haben denn die Etymologen des 17. Jahrhunderts gesagt: der casus obliquus wirkt in der Schreibung auf den casus rectus zurück. Ob diese Regel richtig ist oder nicht, untersuchen wir hier nicht weiter, sie ist eben durchgesetzt worden. Sie gehört also zum Usus unserer heutigen Orthographie.

3) „Rein und allein wird das phonetische Prinzip zur Anwendung kommen, wenn für eine bis dahin ungeschriebene Sprache der erste Versuch schriftlicher Aufzeichnung gemacht wird". — Jetzt kommt es darauf an, die verschiedenen Prinzipe, das phonetische, das etymologische und den Usus in ihrer Berechtigung gegen einander abzugrenzen. Erst wenn man sich über die Berechtigung dieser drei Gewalten verständigt hat, kann man sagen, was in jedem einzelnen Falle zu thun möglich und zweckmässig ist. Kommt ein Missionar zu irgend einem Volke, dessen Sprache er durch Uebung lernt, und bemüht er sich dann, etwas in dieser Sprache aufzuzeichnen, so muss er dabei seinen Ohren vertrauen. Je feiner er hört, desto besser wird er im Stande sein, mit den Schriftzeichen, die er bereits kennt, oder auch mit neu geschaffenen die Sprache aufzuzeichnen. „Vollkommen aber kann, will und soll das phonetische Prinzip für den Gebrauch des praktischen Lebens nicht verwirklicht werden, da kein Alphabet für die schrankenlose Mannigfaltigkeit des Lautes ausreicht". Wer von Ihnen sich von der Richtigkeit dieser Behauptung überzeugen will, versuche nur eine einzige Zeile im Dialekt seines Heimatsdorfes oder seiner Vaterstadt ganz genau aufzuzeichnen. Er wird es nicht fertig bringen, es geht eben nicht. Versuchen Sie nur einmal die drei oder vier verschiedenen *e*, die Sie da hören, in der Schrift bestimmt zu unterscheiden; Sie bringen es nicht fertig. Nehmen wir z. B. ein ganz geläufiges hochdeutsches Wort wie „edel", so haben wir in ihm gleich zwei verschiedene *e*. Dergleichen feinere Lautunterschiede nimmt man allerdings nur dann mit voller und scharf unterscheidender Bestimmtheit wahr, wenn man sehr aufmerksam und genau hört. Eine Wiedergabe sämmtlicher verschiedener Sprachlaute durch eben so viele verschiedene Schriftzeichen ist also an sich nicht möglich; jeder darauf abzielende Versuch muss mehr oder minder unvollkommen bleiben. Wenn eine Sprache durch Gelehrte grammatisch genau durchgearbeitet und wenn ihre Literatur im wesentlichen

auf gelehrtem Wege überliefert worden ist, wie das Sanskrit, dann hat man wohl ihr Alphabet verhältnissmässig reich gestaltet, hat ihm besondere Zeichen gegeben für kurze und für lange Vocale und für mehrfache Abstufungen consonantischer Laute, so dass man in ihm das bewusste Streben nach einer gewissen systematischen Vollständigkeit erkennt. Wo aber ein Alphabet einer lebenden Literatur gedient hat, da ist es stets für die Wiedergabe der betreffenden Sprachlaute unvollständig geblieben. So hat z. B. das Griechische nur ein Paar besondere Zeichen für lange Vocale, das Latein gar keine, ist also in dieser Beziehung besonders unvollständig, und so lange eine Sprache lebendig ist, so lange ist auch die ganz getreue Bezeichnung ihrer Laute durch das Alphabet nicht nothwendig.

4) „Die Buchstabenschrift bringt die Artikulation, welche das charakteristische Merkmal der menschlichen Sprache ist, zur Anschauung und zum Bewusstsein, daher beruht wesentlich auf ihr das Verständniss der Sprache. Ferner wirkt bei einem überwiegend lesenden Volke die Buchstabenschrift wesentlich sowohl auf den Leib, wie auf den Geist der Sprache zurück und hemmt die Abschwächung des Sprachbewusstseins“.

Diese Sätze brauche ich nicht des Breiteren auszuführen. Sie finden die Ausführung und Begründung in einer trefflichen Abhandlung von Wilhelm von Humboldt, die ich zu meiner Verwunderung in dem ganzen Streite über Orthographie nirgend erwähnt gefunden habe, „Ueber die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau“ in den Abhandlungen der Berliner Akademie vom Jahre 1824, und wieder abgedruckt im 6. Bande seiner gesammelten Werke. Das Ohr nämlich vernimmt in der gesprochenen Rede nur Lautganze, Sätze, Worte, Silben. Will ich aber ein Wort zerlegen in die einzelnen Silben und die Silben weiter in die einzelnen Laute, so muss ich mir das Wort wiederholt ganz langsam vorsprechen und dabei die einzelnen Bestandtheile desselben zu erfassen versuchen. Die Buchstabenschrift fixirt nun diese einzelnen Bestandtheile, die Lautelemente, für das Auge. Und jetzt erst wird die bis in ihre einfachsten Elemente gegliederte Sprache Gegenstand meiner Betrachtung, meiner denkenden Betrachtung, und daraus entwickelt sich erst ein Verständniss, ein Begreifen der Sprache. Wie die Buchstabenschrift auf das Sprachbewusstsein wirkt, können Sie noch in der deutschen Literatur des 13. Jahrhunderts ganz deutlich sehen; Sie können da sehr wohl einen Dichter, der lesen konnte, von einem solchen unterscheiden, der nicht lesen konnte, besonders in seinen syntaktischen Constructionen. Der Dichter, welcher lesen konnte, denkt, wie wir zu denken gewöhnt sind, das heisst er denkt sogar interpungirt; der aber nicht lesen konnte, denkt nicht interpungirt, und deshalb finden sich bei ihm zuweilen die wunderlichsten Constructionen, von denen unsere heutige Syntax nichts mehr weiss, wie z. B. wenn ein und dasselbe Wort zugleich vorwärts und rückwärts, auf die nachfolgende und zugleich auch auf die vorangehende Satzhälfte bezogen werden muss. Insofern also wirkt die Buchstabenschrift auf die innere Form des Gedankens, auf den Geist der Sprache zurück; dann aber auch wieder auf den Leib, und letzteres um so mehr, je mehr uns eingeprägt wird: Sprich ja, wie du gelesen hast, damit du eine reine Sprache redest[1].

In diesem Jahre hat in der französischen Schweiz eine Gesellschaft von Gelehrten den Versuch gemacht, rein phonetisch zu schreiben, um dadurch den Unterricht in den Elementarschulen zu erleichtern. Eine Recension sagt darüber sehr gut: Wir erkaufen damit einen

---

[1]) Am Französischen lässt sich die Wirkung des beim Gebrauch der Buchstabenschrift eingehaltenen Verfahrens recht deutlich nachweisen.



Gewinn durch einen theuren Verlust; denn für die Leute, die nur phonetisch lesen lernen, erstirbt dadurch ein Theil des Sprachbewusstseins, für die höher Gebildeten dagegen erwächst die Nothwendigkeit, noch ein zweites, das bisher übliche orthographische Verfahren zu lernen. So würde man z. B. statt *on peut*, *on a*, *peut-on*, *a-t-on* phonetisch schreiben *on pö*, *on a*, *pöton*, *aton*. Hiermit aber würde für das Sprachbewusstsein dessen, der nicht wissenschaftlich geschult ist, der grammatische Unterschied zwischen den beiden *t* absterben. Grade desshalb, weil die englische Sprache so sehr abgeschliffen ist, wird in England, selbst in den niederen Schulen, so viel Latein gelernt, nicht sowohl um die lateinische Sprache zu lernen, sondern um dadurch das Sprachbewusstsein für die eigene Sprache lebendiger zu erhalten. Ein solches ausländisches Hilfsmittel haben wir Deutschen freilich nicht gerade nöthig; aber wir, die wir ein wissenschaftliches Verständniss von der Sache haben, sollen doch mit unserm guten Wissen und Willen niemals dazu beitragen, dass das Sprachbewusstsein durch schlechte Orthographie verdunkelt und verderbt werde, und deshalb habe ich gesagt: „Wenn wir aber hauptsächlich der Buchstabenschrift verdanken, was wir von Etymologie und Sprachbau wissen, und wenn sie fortwährend eine so bedeutende Rückwirkung auf Sprache und Sprachbewusstsein ausübt: dann verlangt es das Interesse des Sprachverständnisses und der Sprache selbst, dass wir das etymologische Prinzip nach Möglichkeit aufrecht erhalten".

Das ist der wissenschaftliche Grund dafür, dass das etymologische Prinzip nicht preisgegeben werden darf, weshalb die Absicht derer, welche rein phonetisch schreiben und das phonetische Prinzip zur Alleinherrschaft bringen wollen, grundsätzlich zu verwerfen ist.

Nun sind noch die Prinzipien näher gegen einander abzugrenzen und dieser Abgrenzung gilt der folgende Paragraph.

5) „Das phonetische Princip ist in der deutschen Schreibung von jeher das herrschende gewesen und soll es auch bleiben. Sein oberster Grundsatz lautet: Schreib wie du sprichst. Es gibt eine mustergiltige neuhochdeutsche Aussprache". Der letzte Satz dieses Paragraphen ist ein sehr bestrittener. Ich mache mich aber anheischig, einen Beweis davon zu liefern, wenn auch nur einen negativen. Wenn Sie sich in eine Gesellschaft begeben von etwa 12 oder 15 Leuten, die aus verschiedenen Theilen von Deutschland her sind, und Sie hören aufmerksam dem Gespräche zu, so werden Sie bald sagen können: „Sie sind aus Schwaben, Sie aus Schlesien, Sie aus Ostpreussen. Aber woher sind Sie denn?" „Warum?" „Das kann ich gar nicht heraushören, woher Sie sind". Dieser Letzte hat die mustergiltige neuhochdeutsche Aussprache, denn sonst würde sich aus seiner Aussprache seine Heimat herauskennen lassen. Das Neuhochdeutsche ist eben eine über allen Dialekten stehende Schriftsprache, und desshalb ist es so nothwendig, auf die Forderung zu dringen: Schreib wie du sprichst und sprich wie du schreibst. Sie ist vollkommen richtig und berechtigt.

6) „Das etymologische Prinzip ist überall da in Anwendung zu bringen, wo es weder dem phonetischen Prinzip, noch dem festen Usus widerstreitet". Mit diesem Satze ist eine feste Grenze gegeben. Mein Freund Weinhold hatte in seiner vorhin genannten Schrift prinzipiell Unrecht; aber er steht heute nicht mehr auf dem Standpunkt, auf dem er damals, im Jahre 1852 gestanden hat. Ich habe ihn erst gestern gefragt, ob er mit meinen Thesen einverstanden sei, und er antwortete: „Vollständig". Durch eine Reise abgehalten, ist er heute nicht unter uns anwesend.

Das etymologische Prinzip ist also da aufrecht zu erhalten, wo es dem phonetischen Prinzipe und auch dem Usus keinen Eintrag thut; wo es in die Orthographie bereits aufge-

nommen ist und wo sein Hinauswerfen uns wirklichen Schaden bringen würde. Und der Usus? Ja den könnten wir allerdings ändern, wir Fachleute, denn wir sehen Alle sehr wohl ein, wie unendlich mangelhaft die ganze Orthographie ist. Wir könnten decretiren: So soll geschrieben werden! Aber der alte Lichtenberg, der doch ein sehr scharfer Denker war, sagte: „Wenn ich ein Buch lese und es ist nicht in der gewöhnlichen Orthographie geschrieben, so stört mich das der Art, dass ich dem Inhalte nicht gehörig folge; dann lenken sich meine Gedanken ab auf die wunderliche Orthographie mit ihren vielen Abweichungen vom Gewohnten; und dann geht mir die beste Wirkung des Buches verloren.“ Denken Sie sich eine solche neue, von den Gewohnheiten stark abweichende Orthographie angewendet auf Bibel und Gesangbuch, dann ist die Andacht in der Kirche weg, denn sie wird dadurch allzusehr gestört. Wir können also schon aus praktischen Gründen die Orthographie nicht von Grund aus ändern; und ausserdem haben wir ja auch nicht die Macht dazu. In Frankreich, bei jenem romanischen Volke, das ohne Polizei nicht leben kann und Alles reglementirt haben will, muss decretirt werden; man verlangt dort, dass die Akademie decretire: „So wird geschrieben“, und so schreibt man denn. In Italien haben die angesehensten Schriftsteller das *vocabulario degli accademici della Crusca* neben sich liegen und meinen sich verpflichtet, genau so zu schreiben, wie in diesem Wörterbuche steht. Verlangen Sie so etwas aber in Deutschland, so bekommen Sie zur Antwort: „Kennen Sie denn nicht die Heine'sche Erzählung, dass Jacob Grimm nicht nach München gegangen sei, weil er sich durchaus nicht habe dazu entschliessen können, Baiern nach der offiziellen Schreibart mit *y* zu schreiben?“ Wenn Sie ein solches Gebot in Deutschland ausgehen lassen, meinetwegen auch von den grössten wissenschaftlichen Autoritäten, oder von der Regierung, oder von der Akademie, so werden Sie es vielleicht durchsetzen, dass in der offiziellen Kanzleischrift solches eingeführt wird. Jeder Andere wird sagen: „Fällt mir nicht ein! nun erst grade nicht!“ Das ist echt deutsch.

Dies wären die vorbereitenden sieben Sätze. Ich bitte nun, wenn Jemand etwas gegen diese Fundamentalsätze einzuwenden hat, mich zu interpelliren.

Vors. Kramer:

Wünscht Jemand über die eben besprochenen sieben Sätze das Wort zu nehmen, so bitte ich ihn sich zu melden, wobei ich noch bemerken will, dass es gleich Dreiviertel auf zehn schlagen wird, es also wünschenswerth ist, dass der Herr Referent Prof. Zacher gleich fortfährt. (Es meldet sich Niemand.)

Referent Prof. Zacher:

Ich glaube, die folgenden Sätze werden auch keine grosse Beanstandung finden. Der achte Satz betrifft die Quantität. Er lautet: „Das lateinische Alphabet entbehrt der Quantitätsbezeichnung. Die lebende deutsche Sprache bedarf ihrer auch so wenig, als die lebende lateinische ihrer bedurfte. Alle in der deutschen Schreibung dafür üblich gewordenen Surrogate sind theoretisch verwerflich; am verwerflichsten aber ist der Widersinn, die Quantitätsbezeichnung, welche dem Vocal gebühren würde, durch Consonanten auszudrücken. Daher sind diese Surrogate nach Möglichkeit zu beschränken, und überall, wo ihr Gebrauch bereits schwankend geworden ist, zu beseitigen“. Die Noth um die Quantität lernt man am besten in Tertia kennen, wo die Knaben anfangen lateinische Dichter zu lesen. Da geht die Quälerei mit dem Erlernen der Quantität der lateinischen Wörter an. Da wir aber nur Vocalzeichen ohne Quantitätsbezeichnung mit dem lateinischen Alphabete überkommen haben, können wir

die Quantität mit diesen Vocalzeichen nicht ausdrücken. Es ist ja aber doch die erste Frage: Muss denn die Quantität durch die Buchstabenschrift bezeichnet werden? Nothwendig ist das jedenfalls nicht. Es gibt noch manche andere Erscheinungen in der Sprache, welche die Buchstabenschrift gar nicht bezeichnet und von denen auch in unsern Grammatiken gar kein Wort steht; so z. B. der Sprachgesang, der Tonfall, das Steigen und Sinken der Töne. Und gleichwohl ist dies eine ausserordentlich wichtige Sache. In China z. B. können Sie erfahren, dass dieselbe Silbe, je nachdem sie mit diesem oder jenem Tone des Sprachgesanges ausgesprochen wird, eine ganz andere Bedeutung haben kann. Eine Quantitätsbezeichnung durch die Buchstabenschrift ist also wenigstens nicht nothwendig. Dass man sie aber zu besitzen gewünscht hat, ist sehr begreiflich. Man hat auch den Versuch dazu schon im 8. Jahrhunderte auf die verschiedenste Weise gemacht. Man hat den Vocal doppelt geschrieben, oder man hat ein *h* hinzugefügt; aber ein durchgreifendes Mittel für die Quantitätsbezeichnung hat es in der deutschen Schreibung nie gegeben. Im Mittelhochdeutschen schrieb man ohne alle Quantitätsbezeichnung. Je mehr aber gegen Ende der mittelhochdeutschen Zeit, zugleich mit der Verwilderung der Sprache und der Literatur, ungeübte und ungebildete Schreiber sich einstellten, desto mehr machte sich auch das Bestreben nach einer Quantitätsbezeichnung geltend und kam auf die allerverschiedenste Weise zur Ausführung. Das *h*, an Stellen, wo es stumm geworden war, ward so aufgefasst, als sollte es die Verlängerung des vorangehenden Vocales bezeichnen. Nehmen Sie z. B. das Wort „Schuh", so ist das *h* darin ein stumm gewordenes, wie aus den Casusformen des Schuhes, die Schuhe hervorgeht, in welchen das *h* noch deutlich hörbar ist. Aehnlich verhält es sich mit dem *e*, welches in den mitteldeutschen Landstrichen nicht ausgesprochen wird, während es in Schwaben und Baiern noch heutzutage hörbar ist, z. B. in „nie, hier". Dies *e* wurde ebenfalls für eine Bezeichnung der Vocallänge angesehen. Das ergab nun schon zwei verschiedene Bezeichnungen der Vocallänge, einmal durch *h*, das andere Mal durch *e*. Doch damit war es noch nicht genug. Wo sollte denn nun das *h* seinen Platz finden? Sehen Sie die Bücher aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts an, so werden Sie z. B. finden „kham". Man setzte also das *h* willkürlich bald vor, bald hinter den Vocal, dessen Länge es bezeichnen sollte, und diese Verwirrung bestand durch das ganze 16. Jahrhundert. Ausserdem aber kam noch ein Zweites hinzu. Ich habe schon darauf hingewiesen, dass wir nicht gut im Stande sind, eine einfache Muta nach einem kurzen Vocale auszusprechen, sondern unsere Organe daran gewöhnt haben, die Muta in solchem Falle zu verdoppeln. Wie nun die Sprachorgane sich an die Aussprache doppelter Muta nach kurzem Vocale gewöhnt hatten, so hat man eine solche Verdoppelung auch in der Schrift einreissen lassen. Man schreibt also nach kurzem Vocale doppelten Consonanten, und umgekehrt spricht man vor doppeltem Consonanten kurzen Vocal, so dass sich also die Sache im Kreise dreht. Das ist eine Erscheinung, welche der etymologischen Begründung entbehrt, die aber in der Gewöhnung der Sprachorgane ihre Ursache, nicht ihren eigentlichen Grund hat. Diese verschiedenen Surrogate der Quantitätsbezeichnung sind nun in der allerconfusesten Weise in die Orthographie eingedrungen und machen in den Elementarklassen die allergrösste Noth. Wie zeitraubend, mühselig und oft sogar wirklich schwierig ist es, zu lehren und zu lernen, wo ein *h* und wo ein *e* geschrieben oder nicht geschrieben werden soll? Aus alledem folgt, dass diese Surrogate im allgemeinen nach Möglichkeit zu beschränken sind. Wo sie bereits ins Schwanken gerathen sind, so dass der Eine sie schreibt, der Andere sie weglässt, da hat der Sachkundige sie herauszuwerfen. Wo aber alle Welt sie noch schreibt, da

muss man sie freilich noch stehen lassen. Unbedenklich sind sie überall da zu entfernen, wo sie in landläufigen Schriften des täglichen Gebrauches, z. B. in Zeitungen und in der Unterhaltungsliteratur, ins Schwanken gerathen sind.

9) „Weil *ie* im Gebrauche noch feststeht, ist seine Anwendung so weit irgend möglich etymologisch zu regeln. Namentlich sind mit *ie* zu schreiben sämmtliche reduplicierte Präterita und sämmtliche Verba mit romanisch geformten Infinitiven". Was das *ie* anlangt, so steht es im Gebrauche noch so fest, dass wir es nicht verbannen können. Wenn man z. B. „hir" ohne *e* schreiben wollte, so würde das Jedem Anstoss geben. Uebrigens ist das *ie* gerade in dem Worte „hier" richtig; es gehört etymologisch hinein. Aber eben weil das *ie* noch allgemein im Gebrauch ist, soll man es auch da erhalten, wo es wirklich etymologisch hingehört. Es gebührt allen reduplicierten Präteritis, z. B. „fiel, lief, schlief". Die ehemals reduplicierenden Verba lassen sich im Neuhochdeutschen leicht daran erkennen, dass ihr Präsens und ihr Participium gleichen Vocal haben, z. B. „falle, fiel, gefallen; laufe, lief, gelaufen". Wer mit der historischen deutschen Grammatik bekannt ist, weiss, dass dies *ie* ein ehemals diphthongischer, durch die Zusammenziehung der Reduplications- und der Wurzelsilbe entstandener Laut ist. In der überwiegenden Mehrzahl der reduplicierten Präterita wird dies *ie* noch jetzt allgemein geschrieben, und zwar überall da, wo wir den Vocal noch allgemein lang aussprechen, nämlich vor einem einfachen Consonanten, z. B. in „schliefen, hiessen" u. s. w. Vor zwei Consonanten dagegen hat unsere, in Mitteldeutschland herrschende Gewöhnung vor doppeltem Consonanten den Vocal kurz zu sprechen, auch in diesem Falle den Vocal meist verkürzt. Wir sprechen und schreiben also: „hingen, fingen, gingen", aber doch noch „hielten". Aber auch diese Formen sind von Rechtswegen gleichfalls mit *ie* zu schreiben, denn sie werden in einem Theile Deutschlands noch so gesprochen, und mit der richtigen Schreibung würde sich auch die mustergiltige hochdeutsche Aussprache wiederum in Einklang setzen. — Die romanischen Infinitive, welche schon in mittelhochdeutscher Zeit ins Deutsche herübergenommen worden sind, finden Sie verzeichnet hinter einer akademischen Abhandlung von Jacob Grimm „Ueber das Pedantische in der deutschen Sprache". Berlin 1847. Es ist deren eine ziemliche Anzahl, z. B. „regieren, studieren, spazieren" und viele andre. Die französischen Infinitive jener Zeit hatten mehrere Endungen; die Endung *ier* war aber eine der häufiger vorkommenden, und gerade mit dieser Endung pflegten die romanischen Verba ins Deutsche überzugehen. Demgemäss sind auch die erst später nach romanischem Muster gebildeten deutschen Verba im Infinitive mit *ie* zu schreiben, und dies *ie* ist dann durch alle Formen des Verbums hindurch festzuhalten.

10) „Alle überflüssigen, etymologisch nicht zu rechtfertigenden, in der Zeit der Sprach- und Schriftverwilderung eingedrungenen Consonanten sind, wo ein schwankend gewordener Brauch es irgend zulässt, zu beseitigen". Solcher Consonanten ist Legion; aber man muss mit ihnen säuftiglich und mit Takt verfahren, muss ihrer nicht, wie manche ungeduldige Leute thun wollen, zu viele auf einmal hinauswerfen. Die Vorschriften, die man der Elementarschule hierüber zu geben hätte, müssten von einer Commission sachkundiger und geschickter Männer ausgearbeitet werden. Denn es lässt sich nicht so allgemeinhin decretiren: Alle überflüssigen Consonanten sollen ausgemerzt werden.

Und endlich 11) „Wie unser jetzt übliches Alphabet zuweilen nur ein Zeichen gewährt für verschiedene Laute (z. B. nur ein *e*, nur ein *ch*), so gewährt es umgekehrt auch mehrere Zeichen (z. B. *f* und *v*) für einen und denselben Laut. Eine solche Mehrheit von



Lautzeichen ist nicht durch Machtspruch zu vermindern, sondern nach Möglichkeit etymologisch zu verwenden". Ich habe schon vorhin auf diesen Mangel unseres Alphabetes hingewiesen, dass es zuweilen nur ein Zeichen darbietet für mehrere Laute, und umgekehrt auch wieder mehrere Zeichen, z. B. *f* und *v*, für einen und denselben Laut. Bei einer solchen Mehrheit von Zeichen soll man aber nicht einfach sagen: das eine wird cassirt! Die alten Völker warfen ihre Buchstaben nicht weg, selbst wenn dieselben nicht mehr als Lautzeichen gebraucht wurden. So behielten die Griechen ihr Koppa und Sampi, auch als sie deren im Alphabete als Lautzeichen nicht mehr bedurften, doch noch als Zahl- und Brandstempelzeichen in Verwendung. Und so wollen auch wir Lautzeichen, welche phonetisch überschüssig geworden sind, ebenfalls nicht sofort verwerfen, wenn wir sie noch irgendwo gebrauchen können; und wir können sie etymologisch sehr wohl verwenden. Uebrigens haben wir schon ein solches Zeichen weggeworfen, nämlich das ß bei der Anwendung der lateinischen runden Lettern für den Druck deutscher Werke. Aber wann und wodurch sind wir denn dazu gekommen? Sehen Sie die Schriften von Goethe, Voss, Wieland und Anderen an, welche in den Decennien von etwa 1790 bis 1810 und vielleicht noch etwas darüber hinaus mit runden lateinischen Lettern gedruckt worden sind, so finden Sie das entschiedene Bestreben, eine bestimmte Unterscheidung durchgreifend und folgerichtig festzuhalten. Sie finden beispielsweise gedruckt „faſsen" und „passen"; Sie finden also die unverkennbare Absicht, das echte deutsche ß durch *ſs*, dagegen das doppelte *s* durch *ss* auszudrücken. Als sich aber etwa in den zwanziger Jahren der Tadel häufiger und lauter erhob, dass unsere deutschen Verleger in der Ausstattung ihrer Bücher so weit hinter dem Auslande zurückstünden, suchten sie ihren ausländischen Collegen mehr nachzueifern, besorgten sich besseres Papier und bezogen auch aus dem Auslande bessere Lettern. Wenn sie aber von den ausländischen, den englischen und französischen Officinen auch lange *ſ* verlangten, antwortete man ihnen: Die haben wir nicht, die gibt's bei uns nicht mehr. Um nun diese langen *ſ* nicht neu schneiden und giessen zu lassen, machten unsere Buchdrucker aus der Noth eine Tugend, sparten Geld und Zeit, liessen die langen *ſ* aus ihrem lateinischen Alphabete gänzlich weg und setzten bei dem Drucke deutscher Werke statt des bisher üblich gewesenen ſs für unser deutsches ß fortan ebenfalls frischweg *ss*. Und es hat über diese Neuerung kein Hahn gekräht; ein handgreiflicher Beweis dafür, dass die zuvor durch die zwei Bezeichnungen *ſs* und *ss* ausgedrückten Laute identisch sind. Denn wären sie nicht identisch, so hätte wohl irgend Jemand gegen diese willkürliche typographische Neuerung lauten Widerspruch erhoben.

Der letzte Paragraph 12) lautet: „In der Reihe der Dentalen, und zwar unter den Dauerlauten haben wir ein weiches *ſ* (gesprochen mit verengter Stimmritze) und ein hartes (gesprochen mit offener Stimmritze); das weiche *ſ* geht nach durchgreifendem Lautgesetz in ein hartes *s* über im Auslaute und vor Consonant. Für dieses harte *s* brauchen wir die drei Zeichen: *ß*, *ſſ* und ß (und vor Consonanten auch *ſ*). In lateinischer Druckschrift ist seit etwa vier Decennien das *sz* verschwunden, während man früher *ſs* dafür druckte. Das im Gebrauch feststehende *s* ist beizubehalten, die Verwendung von *sz* und *ss* aber ist nach der Etymologie zu regeln". Wir kommen hiermit zu einem der bestrittensten Punkte, zu der Frage über die orthographische Geltung und Verwendung von *sz* und *ss*. Das Wesen der Sache ist durch das bisher Gesagte bereits hinreichend erläutert. Es handelt sich für uns nur noch um den richtigen Gebrauch der Zeichen. Die Regel, welche auf allen Schulen den Kindern von frühester Jugend auf eingebläut wird: Nach langem Vocale schreib *sz*, nach

18*

kurzem *ss*, hat gar keinen etymologischen, phonetischen oder sprachgeschichtlichen Grund und ist wol kaum älter, als etwa 110 Jahre. Sie hält sich eigentlich nur durch die Gewöhnung. Denn was man sein Lebelang geglaubt und geübt hat, das hält man schliesslich auch für richtig, steift sich darauf und sträubt sich hartnäckig dagegen, es aufzugeben. Uebrigens gehen sogar die Ansichten und Vorschriften der Fachmänner über das *sz* und *ss* noch mannigfach und zuweilen ziemlich stark auseinander, je nachdem sie diese oder jene der hierbei in Betracht kommenden Elemente geltend machen. Befriedigend gelöst kann die Frage aber nur dann werden, wenn alle dabei in Betracht kommenden Elemente gebührend berücksichtigt werden. Wer z. B. die physiologischen Elemente unberücksichtigt lässt, kommt aus der Schwierigkeit nicht heraus. Ein solches physiologisches Element ist die Thatsache, dass das weiche *s* in der Aussprache hart wird, sobald es in den Auslaut oder vor Consonanten tritt. Unter den auf der Tabelle angeführten Beispielen finden Sie „reissen" mit hartem, „reisen" mit weichem *s*, aber in der 3. Person Singularis lauten die *s* in beiden Wörtern hart; „reisst" lautet in der Aussprache eben so wie „reist". „Gosse" zeigt zwischen zwei Vocalen ein hartes *s*, welches aus älterem *t* entstanden ist, wie sein Stammverbum „giessen", goth. „giutan" beweist; „Rosse" dagegen bietet ein uraltes doppeltes *s*. In unserer gegenwärtigen hochdeutschen Aussprache sind die inlautenden Consonanten beider Wörter vollkommen gleich. Dass in unserer hochdeutschen Aussprache jedes *s* vor einem Consonanten hart lautet, davon können Sie sich recht handgreiflich überzeugen. Sagen Sie z. B. zu einem Schulkinde: „Schreib einmal ist!" so wird es sofort fragen: „Welches ist? das mit dem *s*, oder das mit dem *sz*?" denn es kann in diesen beiden Formen die beiden in diesen beiden Wörtern etymologisch verschiedenen *s*-Laute durch das Gehör durchaus nicht unterscheiden, eben weil beide Laute in diesen beiden Formen unserem jetzigen Hochdeutsch völlig identisch sind. Wir besitzen aber dafür zwei unterscheidende Schriftzeichen und wir behalten diese bei, weil die beiden Laute, wenn sie auch in jenen beiden Formen jetzt phonetisch zusammenfallen, doch etymologisch verschieden sind. Diese unterscheidende Schreibung, welche auf etymologischem Grunde ruht, erhält das Sprachbewustsein lebendig, und das ist ausserordentlich wichtig und werthvoll. In den beiden Wörtern „das" und „dass" sind die beiden unterscheidenden Schreibungen jungen Ursprungs. Diese Unterscheidung verdankt ihre Entstehung lediglich dem Wunsche, verschiedene Wortbedeutungen auch durch die Schrift zu unterscheiden. Dieser Wunsch sieht sehr natürlich aus und hat etwas Verlockendes. Aber genauere Erwägung lehrt, dass es um seine Berechtigung doch mislich steht. Wenn der Laut sowohl physiologisch wie etymologisch derselbe ist, dann bedarf er auch in der Schrift nur eines einzigen Zeichens. Denn die Buchstabenschrift ist ihrem Wesen nach nur eine Bezeichnung der Lautelemente, um diese für das Auge zu fixieren. Mithin soll die Orthographie nur dasjenige zur Anschauung bringen wollen, was der Laut ist oder war. Aber aus Rücksicht auf eine von dem Laute unabhängige Wortbedeutung soll man nichts in die Orthographie rein willkürlich einschwärzen, was im Laute weder enthalten ist noch je enthalten war. So z. B. ist die beliebte Unterscheidung von „wider" und „wieder" eine Absurdität, eine reine Willkür, die sich weder etymologisch noch sonst irgendwie begründen lässt. Wer die deutsche Sprache wissenschaftlich versteht, wirft das *e* aus „wieder" als einen weder sprachwissenschaftlich noch logisch berechtigten Eindringling ohne weiteres hinaus.

Hiermit wäre ich mit meiner Erörterung ans Ende gediehen. Ob nun zu einer Debatte noch Zeit übrig ist, oder ob sie irgend Jemand wünscht, muss ich dem Herrn Präsidenten anheimgeben

Vors. Kramer:

Es möchte wohl kaum dazu noch Zeit sein, es ist gleich 10, und ich glaube in Bezug auf den Gegenstand nur noch eins aussprechen zu müssen — ich glaube es im Sinne der ganzen geehrten Versammlung zu thun — indem ich dem Herrn Referenten den allerherzlichsten Dank für seine so belehrende und lichtvolle Darlegung dieser gesammten Verhältnisse sage. Ehe sich die Versammlung trennt, wünscht der Herr Schulrath Schrader noch eine kurze Mittheilung zu machen.

Schulr. Schrader:

Ich bitte um die Erlaubniss, wenn ich mich, wie ich glaube, mit Ihnen in Uebereinstimmung befinde, für die Leitung unserer Versammlung dem verehrten Herrn Präsidenten und den Schriftführern, die ihn dabei unterstützt haben, unsern aufrichtigsten und ergebensten Dank auszusprechen. Wir haben heute einen sehr lehrreichen und für mich höchst anregenden Vortrag von Herrn Professor Zacher gehört, wir haben dies zum Theil unserem Präsidium zu danken, das den Herrn Referenten dazu veranlasst hat. Meine Herren, wir sind zu Conclusionen gekommen in Angelegenheiten, die für unsere Schulen, theilweise auch für die Philologie von Bedeutung sind. Die Beschlüsse, die wir gestern gefasst haben, machen allerdings, wie schon früher gesagt ist, durchaus nicht Anspruch, streitige Sachen entscheiden zu wollen; sie haben aber für uns Alle, gewiss für mich, den hohen Werth zu zeigen, welcher Ansicht die Mehrzahl der hier versammelten Berufsgenossen zu folgen entschlossen ist, und welche Bahnen deshalb in den bestimmten Angelegenheiten einzuschlagen angewiesen sind: dass wir zu diesen Beschlüssen gediehen sind, verdanken wir ebenfalls der Energie und Einsicht unseres Präsidenten. Ich bitte also zum Schlusse dem Herrn Präsidenten und denen, die ihn unterstützt haben, unsern aufrichtigen Dank auszusprechen und ersuche die geehrte Versammlung, dies darzuthun durch Erhebung von Ihren Sitzen. (Geschieht.)

Prof. Zacher:

Die Herren Germanisten möchte ich ersuchen, nach dem Schlusse dieser Versammlung, nach einer kleinen Pause, im Gerichtszimmer sich zu versammeln, damit wir unsere wissenschaftliche Partie noch erledigen.

Vors. Kramer:

Die Versammlung ist hiermit geschlossen.

Thatsachen und Grundsätze für Regelung der deutschen Schreibung.

1. So lange die deutsche Sprache geschrieben wird (abgesehen von der Runenschrift und dem Gothischen), hat sie sich mit einem fremden, dem lateinischen, Alphabete beholfen, welches von vornherein sogar nicht für alle ihr wesentlichen Laute ausreichte.

2. Die gegenwärtige deutsche Schreibung ist durch drei Faktoren bedingt: durch das phonetische Prinzip, das etymologische Prinzip und den Usus.

3. Rein und allein wird das phonetische Princip zur Anwendung kommen, wenn für eine bis dahin ungeschriebene Sprache der erste Versucch schriftlicher Aufzeichnung gemacht wird.

Vollkommen aber kann, will und soll das phonetische Prinzip für den Gebrauch des praktischen Lebens nicht verwirklicht werden, da kein Alphabet für die schrankenlose Mannigfaltigkeit des Lautes ausreicht.

4. Die Buchstabenschrift bringt die Artikulation, welche das charakteristische Merkmal der menschlichen Sprache ist, zur Anschauung und zum Bewusstsein; daher beruht wesentlich auf ihr das Verständniss der Sprache. Ferner wirkt bei einem überwiegend lesenden Volke die Buchstabenschrift wesentlich sowohl auf den Leib wie auf den Geist der Sprache zurück und hemmt die Abschwächung des Sprachbewustseins. Wenn wir aber hauptsächlich der Buchstabenschrift verdanken, was wir von Etymologie und Sprachbau wissen, und wenn sie fortwährend eine so bedeutende Rückwirkung auf Sprache und Sprachbewustsein ausübt: dann verlangt es das Interesse des Sprachverständnisses und der Sprache selbst, dass wir das etymologische Prinzip nach Möglichkeit aufrecht erhalten.

5. Das phonetische Prinzip ist in der deutschen Schreibung von jeher das herrschende gewesen und soll es auch bleiben. Sein oberster Grundsatz lautet: Schreib wie du sprichst. Es gibt eine mustergiltige neuhochdeutsche Aussprache.

6. Das etymologische Prinzip ist überall da in Anwendung zu bringen, wo es weder dem phonetischen Prinzip, noch dem festen Usus widerstreitet.

7. Aus praktischen Gründen fällt nicht der feste, allgemein giltige, sondern nur der schwankend gewordene Usus in den Bereich der orthographischen Reform.

8. Das lateinische Alphabet entbehrt der Quantitätsbezeichnung. Die lebende deutsche Sprache bedarf ihrer auch so wenig als die lebende lateinische ihrer bedurfte. Alle in der deutschen Schreibung dafür üblich gewordenen Surrogate sind theoretisch verwerflich; am verwerflichsten aber ist der Widersinn, die Quantitätsbezeichnung, welche dem Vokale gebühren würde, durch Konsonanten auszudrücken. Daher sind diese Surrogate nach Möglichkeit zu beschränken, und überall, wo ihr Gebrauch bereits schwankend geworden ist, zu beseitigen.

9. Weil *ie* im Gebrauche noch feststeht, ist seine Anwendung soweit irgend möglich etymologisch zu regeln. Namentlich sind mit *ie* zu schreiben sämmtliche reduplicierte Präterita und sämmtliche Verba mit romanisch geformten Infinitiven.

10. Alle überflüssigen, etymologisch nicht zu rechtfertigenden, in der Zeit der Sprach- und Schriftverwilderung eingedrungenen Konsonanten sind, wo ein schwankend gewordener Brauch es irgend zulässt, zu beseitigen.

11. Wie unser jetzt übliches Alphabet zuweilen nur ein Zeichen gewährt für verschiedene Laute (z. B. nur ein *e*, nur ein *ch*), so gewährt es umgekehrt auch mehrere Zeichen (z. B. *f* und *v*) für einen und denselben Laut. Eine solche Mehrheit von Lautzeichen ist nicht durch Machtspruch zu vermindern, sondern nach Möglichkeit etymologisch zu verwenden.

12. In der Reihe der Dentalen, und zwar unter den Dauerlauten, haben wir ein weiches *s* (gesprochen mit verengter Stimmritze) und ein hartes (gesprochen mit offener Stimmritze); das weiche *s* geht nach durchgreifendem Lautgesetz in hartes *s* über im Auslaute und vor Konsonant. Für dieses harte *s* brauchen wir die drei Zeichen: ß, ſſ und s (und vor Konsonanten auch ſ). In lateinischer Druckschrift ist seit etwa vier Decennien das *sz* verschwunden, während man früher ſs dafür druckte. Das im Gebrauch feststehende s ist beizubehalten, die Verwendung von ß und ſſ aber ist nach der Etymologie zu regeln.

Halle, den 1. October 1867. **J. Zacher.**

Eintheilung der deutschen Consonanten

			Continuae				Prohibitivae (sive Explosivae)			
			Reibelaute		Zitterlaute	Nasenlaute	Verschlusslaute			
			harte (tenues) mit offener Stimmritze	weiche (mediae) mit verengter Stimmritze			harte (tenues) mit offener Stimmritze	harte (tenues-aspiratae) mit offener Stimmritze	weiche (mediae) mit verengter Stimmritze	weiche (mediae-aspiratae) mit verengter Stimmritze
			h (*spiritus asper*) halt	(*spiritus lenis*) ('alt)						
	[*faucales s. gutturales verae*]	[Kehlkopf]	[*arabisch* hha]	[*arabisch* ain]						
Palatales	gutturales	Zungenwurzel und weicher Gaumen	ch Joch, Nachen	(obersächs. g) (Tage, Vogel)		n(g) n(k) jung, Trunk	k	(cch) (z. Iw. 4098. z. Kl. 941 Parz. 459, 19 D. rokch.)	g	
Palatales	palatales	Zungenwurzel und harter Gaumen	ch ich, Mamachen	j ja		(*spanisch* ñ) (*franz.* Champagne)	(tsch) (*englisch* nature)		(dsch) (*englisch* soldier journal)	
	cerebrales sive linguales (mûrdhanya)	zurückgebogene Zunge und Gaumen	sch ſcharf	(*französ.* j) (*engl.* pleasure) (*franz.* jamais)						
Dentales	dentales	Zungenspitze und Zähne	ß ſſ s (z) reißen goſſen, Roſſe ißt, iſt daß, das	ſ reiſen	r l	n	t	z (z) reizen	d	
Dentales	(interdentales)	Zunge und Schneide der Zähne	(þ) (*engl.* breath)	(ð) (*englisch* to breathe)						
Labiales	dentilabiales	Unterlippe und Oberzähne	f v fiel, viel	w will						
Labiales	labiales	Unter- und Oberlippe		w Quelle		m	p	pf Pfand	b	
Labiales	labiales	(Unter- und Oberl. gerund.)	(w) (*engl.* which)	(w) (*engl.* with)						



Verhandlungen der germanistisch-romanistischen Section.

Als Mitglieder der germanistischen Section hatten sich eingezeichnet:

1. K. Schiller, Dr., Oberlehrer in Schwerin.
2. Oscar Schade, Dr., Professor in Königsberg.
3. K. Bartsch, Dr., Professor in Rostock
4. K. Weinhold, Professor in Kiel.
5. Aug. Anschütz, Professor in Halle.
6. Hugo Weber, Professor in Weimar.
7. Schulz, Dr. (San-Marte), Regierungsrath in Magdeburg.
8. Karl Paulsiek, Oberlehrer in Magdeburg.
9. Eduard Böhmer, Professor in Halle.
10. Reinhold Köhler, Dr., Bibliothekar in Weimar.
11. Förstemann, Dr., Oberbibliothekar in Dresden.
12. Moritz Heyne, Privatdocent in Halle.
13. Alfred Pernice, Dr., Privatdocent in Halle.
14. B. Delbrück, Dr., Privatdocent in Halle.
15. F. Urtel, cand. phil. aus Gibichenstein b. Halle.
16. Th. Möbius, Dr., Professor in Kiel.
17. Ernst Dümmler, Dr., Professor in Halle.
18. Koch, Dr., Professor in Eisenach.
19. H. R. Hildebrand, Dr., in Leipzig.
20. K. Weigand, Dr., Professor in Giessen.
21. Leist, Dr., in Stendal.
22. H. Dungen, Dr., in Dresden.
23. Felix Flügel, Dr., in Leipzig.
24. R. Hügel, st. phil., in Leipzig.
25. J. O. Opel, Rector in Halle.
26. E. Wülcker, c. phil., in Frankfurt a. M.
27. Fr. Lippold, st. phil., in Altenburg.
28. Brentano, Dr., in Nordhausen.
29. Sanneg, Dr., in Halle.
30. Ernst Köhler, Cand.d.höh.Schulamts in Leipzig.
31. Grein, Dr., Archivar in Cassel.
32. Robert Boxberger, Dr., Realschullehrer in Erfurt.
33. Wilh. Treitz, Privatdocent in Bonn.
34. Theod. Gelbe, Dr., Oberlehrer in Chemnitz.
35. G. Weicker, Dr., Oberlehrer in Berlin.
36. M. Weicker, Lehrer am Pädagogium in Halle.
37. E. Jungmann, st. phil. in Leipzig.
38. H. Zschau, st. phil. in Halle.
39. Voigt, Dr., Gymnasiallehrer in Berlin.
40. Paul Sanneg, Dr., Reallehrer in Nordhausen
41. Krämer, Dr., in Gera.
42. Hirzel, Dr., in Aarau.
43. Ebel, Dr., in Schneidemühl.
44. H. Grunicke, Realschullehrer in Gera.
45. Johannes Schmidt, Dr., in Jena.
46. Lucae, Dr., in Halle.
47. Feodor Bech, Dr., in Zeitz.
48. Bolze, Dr., Oberlehrer in Berlin.
49. Borsdorf, Lehramtscandidat in Jauer.
50. Leisering, Gymnasiallehrer in Berlin.
51. Hachtmann, Dr., Gymnasiallehrer in Halle.
52. Weidenkaff. Dr., Gymnasiallehrer in Erfurt.
53. Ernst Martin, Dr., Privatdocent in Heidelberg.
54. Opitz, Dr., Gymnasiallehrer in Naumburg.
55. Meusel, Gymnasiallehrer in Halle.
56. W. Wilmans, Dr., in Berlin.
57. Lilie, Dr., in Magdeburg.
58. Fr. Goldmann, Dr., in Halle.
59. Voretzsch, Dr., in Posen.
60. Schwarz, Dr., in Weimar.
61. Rud. Menge, Dr., in Weimar.
62. J. Förtemann, Dr., in Leipzig.
63. P. Wessel, Gymnasiallehrer in Merseburg.
64. Suphan, Dr., in Halle.
65. J. A. Rud. Männel, st. ph., in Halle.
66. E. Schatzmayr, Dr., in Elberfeld.
67. Garlipp, Dr., in Magdeburg.
68. J. Zacher, Professor in Halle.

Erste vorbereitende Sitzung, Dienstag den 1. October, Vormittags 11 Uhr.

Der Präsident, Professor Dr. Julius Zacher, eröffnete die Versammlung mit folgender Ansprache:

Zum fünfundzwanzigsten Male ist die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zusammengetreten. Sie feiert damit das erste Jubiläum, eines viertelhundertjährigen Bestehens. Zum fünftenmale haben sich die Germanisten — und ihnen sich anschliessend die Romanisten und Slavisten — als besondere Section jener grossen Philologenversammlung geschaart. Freilich erst zum fünften Male; aber dass es bereits viermal geschehen konnte in einer Anzahl von dreissig bis fünfzig Fachgenossen aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes, das ist wahrlich aller Ehren werth. Denn wie alt ist denn überhaupt die deutsche Philologie, die älteste unter den genannten drei Geschwistern? Als wirkliche Wissenschaft ist sie genau so alt, dass auch sie ein Jubiläum feiern kann, ein halbhundertjähriges Jubiläum ihres Bestehens. Zwei Männer sind es, denen hauptsächlich das Verdienst und der Ruhm zukommt, die deutsche Philologie zu dem Charakter und Range einer Wissenschaft veredelt und erhoben zu haben; und zwei Bücher sind es, welche als Marksteine den Beginn der eigentlich wissenschaftlichen Wirksamkeit beider Männer auf diesem Gebiete bezeichnen: die Schrift über die ursprüngliche Gestalt des Gedichtes von der Nibelungen Noth aus dem Jahre 1816, und der erste Band der deutschen Grammatik, aus dem Jahre 1819. Wie haben diese beiden Männer es angefangen, dass sie einen so kühnen und gewaltigen Bau von vornherein so richtig und solid anlegen, dass sie, unbeirrt vorwärts strebend, ihn so mächtig fördern konnten, dass er nunmehr, nach nicht länger als einem halben Jahrhunderte, dasteht als ein fester, organisch gegliederter, und keines wesentlichen Theiles ermangelnder, wundersamer Prachtbau? Diese Frage ist wohl der ernstesten Erwägung würdig.

Lassen Sie uns aber zuvor einen raschen Blick werfen auf einen anderen mächtigen deutschen Bau, der sich vor unseren Augen rasch und glücklich erhoben hat, an dem die Werkleute noch rüstig arbeiten, und an dem wir ebenfalls, ein Jeder an seinem Theile, mitwirken sollen.

Als ich vor Jahren in die Facultät eingeführt wurde, begrüsste mich ihr damaliger, nun längst verstorbener Decan, ein geborener Friese, mit einer kurzen Anrede. Er sagte unter Anderem: „In meiner Heimat ist es Sitte, den glimmenden Funken über Nacht zu bedecken, damit sich an ihm mit dem kommenden Morgen das Feuer für den angebrochenen Tag wiederum entzünde. Sie haben die hohe Aufgabe, die deutsche Sprache und Literatur, den glimmenden Funken, der von der deutschen Einheit uns geblieben ist, hüten und pflegen zu helfen, bis der Morgen hereinbricht, an welchem aus dem Funken wiederum die Flamme auflebt, welche neues Lebenslicht und Lebenswärme ausstrahlen soll über das ganze deutsche Volk.“ Seitdem ist manches Jahr ins Land gegangen und mancherlei zur Herbeiführung der deutschen Einheit versucht worden. Diplomaten haben verhandelt, Schützen, Turner und Sänger haben gesungen, getoastet und geredet, auch heftigere Erschütterungen sind mit untergelaufen, aber die ersehnte Einheit Deutschlands wollte nicht kommen. Da brachte das verflossene Jahr eine Lösung. Freilich war es ein hartes, sorgenvolles Jahr, zumal dem Kriege sich noch anderes schweres Ungemach gesellte; und die Lösung geschah in anderer Weise als mancher erwartet und gewünscht hatte, und vermochte noch nicht alles auf einmal zu erreichen. Aber es ist

doch Grosses bereits erreicht, und es ist sehr rasch und im wesentlichen doch auch mit mässigen Opfern erreicht worden. Zwar ist erst der Norden Deutschlands zu einer wirklichen politischen Einheit zusammengeschlossen, aber schon jetzt ahnt mit sicherem Instincte Jedermann in Europa und darüber hinaus, was das staatlich geeinigte Deutschland zu besagen hat. Und da der nunmehr gebildete Kern bereits eine so bedeutende thatsächliche Macht besitzt, muss der Anschluss der übrigen Glieder, die vollkommene Einigung, schon nach der blossen Nothwendigkeit des physikalischen Gesetzes der Attraction erfolgen, nach einer naturgesetzlichen Nothwendigkeit, vor welcher jede Empfindlichkeit und jedes Gelüste wird weichen und sich beugen müssen.

Wodurch aber ist dieser grosse und rasche Erfolg erreicht worden? Die wahre Ursache ist keine andere, als die consequente straffe preussische Zucht, das wohlüberlegte methodische, aber nicht pedantische, sondern energische Handeln.

Straffe Zucht, richtige, energisch gehandhabte Methode, das also ist das Geheimniss, durch welches Preussen die Begründung der Einheit Deutschlands bewirkt hat; und dasselbe ist es, durch welches Grimm und Lachmann die Begründung der Wissenschaft der deutschen Philologie erreicht haben.

Jacob Grimm, mit inniger Pietät alle vaterländische Ueberlieferung ehrend, mit mächtiger Combinationsgabe alles Detail verknüpfend und alle Gebiete der deutschen Philologie umfassend, hat für alle nicht nur den Grund meisterhaft gelegt, sondern auch den Aufbau selbst schon für die meisten weit gefördert und grossartige Werke als Muster der Nacheiferung für alle künftigen und als Anregung zu weiterem Ausbau hinterlassen. Karl Lachmann, sich fast nur auf das philologische Gebiet im engeren Sinne beschränkend, begabt mit wunderbarem Scharfsinne, hat mit der festesten Consequenz, der peinlichsten Gewissenhaftigkeit und der vollendetsten Sauberkeit und Genauigkeit eine Reihe von schweren und kaum erreichbaren Mustern philologischer Werke hingestellt. Namentlich ist es sein bleibendes Verdienst, die Methode der philologischen Kritik mit sicherer Hand geschaffen und endgiltig festgestellt zu haben. Ohne Kritik aber ist der Philologe wie ein Schiffer ohne Compass. Und diese beiden grossen Männer halfen und förderten einander gegenseitig neidlos. Der Grimmschen Grammatik ist diese kritische Hilfe nicht wenig zu Nutzen gediehen, wie Grimm selbst in seinen Vorreden es anerkennend und dankend ausspricht. Wie mühselig aber die grundlegende Arbeit dieser beiden Männer gewesen ist, davon haben wir, die wir auf den von ihnen gebahnten und geebneten Wegen wandeln, kaum eine Vorstellung; aber wir können eine Ahnung davon gewinnen, wenn wir die Incunabeln der wissenschaftlichen deutschen Philologie aufschlagen und achtsamen Blickes durchmustern wollen.

Was aber hauptsächlich ihren Bestrebungen einen so durchschlagenden und bleibenden Erfolg gab, der innere Grund und Kern derselben, das war der Geist, der all ihr Streben und Arbeiten durchdrang, trug und hob. Sie hatten kein anderes Ziel als der Wissenschaft zu dienen und die Wahrheit zu erforschen. Niemals haben sie um die Gunst der Menge gebuhlt, niemals den Schwächen des Lesers geschmeichelt, niemals haben sie sich gar zu der Absurdität hinreissen lassen, die grosse Menge zum Richter in Dingen der strengen Wissenschaft und der Technik machen zu wollen. Sie wirkten und schufen für die Forschung und für Forscher; sie strebten und wollten Mitstrebende; sie arbeiteten und wollten Mitarbeitende. Und sie fanden ihre Genugthuung in dem Bewusstsein ihre Pflicht redlich erfüllt und gediegene Leistungen geschaffen zu haben. Daraus ergab sich eine gewisse Abgeschlossenheit und Vornehmheit, die allerdings zuweilen etwas Unbequemes hat. Aber wer ihnen daraus einen Fehler

und Vorwurf gemacht hat, der hat doch nicht reiflich genug bedacht, wie nöthig und wie weise es gewesen ist, gerade von dem jungen aufwachsenden Bäumchen der werdenden Wissenschaft mit schützender Hand störende und verderbliche Einflüsse abzuwehren, und wie wesentlich diese also reservirte Haltung eines nicht zahlreichen aber durch das gleiche ernste und selbstlose Streben eng verbundenen Forscherkreises dazu beigetragen hat, dass unsere Wissenschaft so rasch und solide gediehen ist.

Seitdem hat sich nun der Kreis derer, welche sich zu den Kennern und Liebhabern der deutschen Philologie zählen, ansehnlich erweitert, und es sind denn auch die Folgen nicht ausgeblieben, welche mit einer solchen Erweiterung einzutreten pflegen. Dass Lachmanns scharfblickender Geist einen Theil dieser Folgen vorausgesehen hat, ist nicht zu verwundern. Er schrieb in der Vorrede des Iwein: „Die Nachwelt, die unser mühselig Gewonnenes schon fertig überliefert empfängt, wird, weil sie unsere Dürftigkeit nicht begreift, unseren Fleiss und unsere geistige Anstrengung nicht genug ehren: dafür haben wir die herzliche Lust des ersten Erwerbes vorausgehabt." Aber ebenso wenig ist zu verwundern, wenn er nicht vorausgesehen hat, dass der Präsident der vierten Germanistenversammlung bei Uebersendung der Acten an den Präsident der fünften, den ausdrücklichen schriftlichen Wunsch hinzufügen würde (d. d. Heidelberg 15. März 1866): „dass die Germanistenversammlung in Halle dazu beitrage, den gestörten Frieden und einen anständigen modus vivendi wiederherzustellen." Aehnliche Klagen und Wünsche sind mir auch noch von Anderen schriftlich zugegangen, nicht von Männern die einer Partei zugerechnet werden, sondern von solchen, die zu den ältesten und geachtetsten Koryphäen unserer Wissenschaft zählen und vollkommen unabhängig dastehen. Um so mehr habe ich es für meine Pflicht gehalten, jenen Wunsch des verdienten Präsidenten der vierten Versammlung, mit dem auch mein eigener Wunsch auf das vollkommenste übereinstimmt, der diesmaligen Versammlung mitzutheilen und ans Herz zu legen.

Als ich vor langen Jahren nach Holland kam, da machte es auf mich einen tiefen Eindruck, überall den niederländischen Löwen zu erblicken mit dem Bündel Pfeile und der Beischrift „eendragt maakt magt." Und wahrlich, nur die Eintracht hat diesem kleinen auf ungünstigem Boden zusammengedrängten Volke die Macht gegeben, von der damals so gewaltigen auf der Höhe ihres Ruhmes und ihrer Kraft stehenden spanischen Monarchie in langem Heldenkampfe sich die Freiheit zu ertrotzen. Wir sind hier versammelt als deutsche Philologen der deutschen Philologie aus Ost und West und Nord und Süd, aus allen Ecken und Enden des weiten Vaterlandes, und tagen diesmal so recht in seiner Mitte, in seinem Herzen. Wir sind zum ersten Male versammelt in einem Vaterlande, welches bereits den schwierigsten Theil seiner Einheit und Einigkeit verwirklicht hat, und in dem vollen Streben begriffen ist, auch den noch mangelnden Rest bald in die vollständige Einigung einzufügen. Lassen Sie das auch für uns den Beginn unserer neuen Einheit und Einigkeit sein! Auseinandergehende, ja widerstrebende Ansichten und Meinungen werden freilich bleiben, und sie müssen und sollen bleiben, denn in ihnen bewegt sich das frische pulsierende Leben. Mögen die Geister auf einander platzen, möge auch die Polemik immerhin eine scharfe werden, nur mögen und wollen wir die Würde der Wissenschaft und der Person nie darüber vergessen, und wollen im Gegentheil uns immer eins und einig fühlen, wissen, zeigen und bewähren in der höheren Einheit des gleichen ernsten, gewissenhaften und selbstlosen Strebens im Dienste der Wissenschaft für die Wahrheit und Wahrhaftigkeit und wider den Schein.

Wir sind endlich versammelt als eine Vereinigung deutscher Philologen und Schulmänner, und diess soll uns gemahnen, dass wir eine lange Versäumniss endlich nachzuholen und gut zu machen haben. Wir sollen streben und arbeiten nicht bloss für die mit uns fortgeschrittenen Forscher, sondern auch für das nachwachsende Geschlecht. Wir sollen nicht blos wirken und arbeiten für Akademie und Universität, sondern auch für die Schule. Und da es schliesslich von allem Lernen gilt: *non scholae sed vitae discendum*, sollen wir auch wirken für das gesammte nationale Leben überhaupt.

Die grossen Gründer unserer Wissenschaft hatten dazu unmöglich Zeit. Sie hatten mit der reinen Forschung und dem Aufbau der Wissenschaft übervoll zu thun. Gegenwärtig aber ist der Kreis der Kundigen hinreichend erweitert, und der befähigten Kräfte sind genug vorhanden, dass mit Ernst und Erfolg auch an die Lösung dieser Aufgabe gegangen werden kann.

Populär zu schreiben und zu lehren für das Bedürfniss und den Standpunkt des grossen Publikums ist eine der verdienstlichsten und dankenswerthesten, aber auch der misslichsten und schwierigsten Aufgaben, die ein ganz besonderes Talent erfordert, und nur wenigen und nur selten gelingt. Auch entziehen sich ganze Gruppen und grosse Strecken der Wissenschaft, und darunter zum Theil die wichtigsten Partien, der Popularisirung beinahe gänzlich. Doch haben wir auch hierin schon verschiedene rühmliche und trefflich gelungene Arbeiten aufzuweisen. Wer dieses seltene Talent besitzt, der möge uns gediegene Leistungen dieser Art vorführen, und die Anerkennung der Männer der strengen Wissenschaft wird ihm so wenig fehlen als der Beifall des grossen Publikums.

Aber für die Zwecke der Schule kann ein jeder beisteuern und mitwirken, der mit ausreichenden Kenntnissen nur einigermassen praktisches Geschick verbindet. Es ist aber die unmittelbare Mitwirkung für Zwecke der Schule nachgerade eine fast unabweisliche Forderung an die Fachmänner unserer Wissenschaft geworden, seit neuerdings die deutsche Philologie unter die Forderungen des preussischen Oberlehrerexamens, und damit officiell in den Lehrbereich von mehr als zweihundert deutschen Gymnasien aufgenommen worden ist, ungerechnet die Realschulen und anderen höheren Lehranstalten. Die Schule heisst zwar *ludus* auf lateinisch, aber in die Spielschule pflegen in Deutschland nur kleine Kinder zu geben, die das schulpflichtige Alter noch nicht erreicht haben. Die deutsche Schule ist eine Lernschule, und lernen ist arbeiten, wissenschaftlich arbeiten, denkend arbeiten. Für diese Zwecke, und selbst für Universitätslehrzwecke ist in unserer Wissenschaft erst gar wenig gutes an gedruckten wissenschaftlichen Lehr- und Hilfsmitteln geleistet worden. Dass aber hierfür etwas durchgreifendes geschehe, dass die Vertreter der deutschen Philologie rüstig und freudig daran mitarbeiten, ist um so nothwendiger, als es noch lange Jahre und ein Zusammenwirken vieler kenntnissreicher und praktisch geschickter und erfahrener Männer bedürfen wird, ehe sich ein abgeklärtes und allgemein giltiges Urtheil herausbilden wird über das, was die Schule von deutscher Philologie bedarf, und über die für die Schule angemessenste Form, Gliederung und Methode des deutsch-philologischen Lehrstoffes.

So lassen Sie uns denn in Gottes Namen und in einträchtigem Herzen und Sinne an unser Werk gehen, mit dem Vorsatze, so weit es uns diesmal verstattet sein wird, unser redlich Theil zur Förderung unserer Wissenschaft beizutragen.

Hierauf wurden gewählt zum Vicepräsidenten Professor Dr. E. Böhmer aus Halle, zu Schriftführern Realschullehrer Dr. Boxberger aus Erfurt und die beiden Privatdocenten Dr. Heyne und Dr. Lucae aus Halle. Dann kamen die von den hiesigen germanistischen

und romanistischen Universitätslehrern verfassten Festschriften zur Vertheilung nebst einigen von auswärts her eingesandten:

Julii Valerii Epitome. Zum erstenmal herausgegeben von Julius Zacher. Zur Begrüssung der germanistischen Section der XXV. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Halle den 1. Oct. MDCCCLXVII. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1867.

Ueber Dante's Schrift *de vulgari eloquentia.* Nebst einer Untersuchung des Baues der Danteschen Canzonen. Von Eduard Böhmer. Zur Begrüssung der romanistischen Philologen und der Mitglieder der Deutschen Dantegesellschaft im October 1867 in Halle. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1867.

Leben und Dichten Walters von der Vogelweide in seinen Grundzügen geschildert von Karl Lucae. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1867.

Altniederdeutsche Eigennamen aus dem neunten bis elften Jahrhundert. Zusammengestellt von Dr. Moritz Heyne. Als Gruss an die germanistische Section der 25. deutschen Philologen-Versammlung. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1867.

Die Fürwörter und ire nächste Ferwendung im deutschen und ferwanten Sprachen. Vom Gymnaslall. Schulze. (Programm des Königlichen Gymnasiums zu Quedlinburg für das Schuljahr von Ostern 1864 bis Ostern 1865.) Quedlinburg, Druck von Gottfr. Basse. 1865.

Conrad Hofmann, Zum altromanischen Leiden Christi und zum Leodegar. — Zur Gudrun. (Aus den Sitzungsberichten der Kgl. bairischen Akademie, 1867, II. 2.)

Mit einer übersichtlichen Angabe dessen, was die germanistische Section in den nächsten beiden Sitzungen zu verhandeln habe, und mit der Bezeichnung der Tagesordnung für den nächsten Tag schloss der Präsident die vorbereitende Sitzung.

Inzwischen hatte das Denkbuch der Section zur Einzeichnung der Theilnehmer offen gelegen, und hatten 61 Theilnehmer ihre Namen eingetragen.

Zweite Sitzung, Mittwoch den 2. October. Vormittags 8 Uhr.

Der Präsident eröffnete die Sitzung mit einigen geschäftlichen Mittheilungen. Dann übergab Herr Dr. Schiller aus Schwerin einige Exemplare seiner Schrift:

> Beiträge zu einem Mittelniederdeutschen Glossar von Dr. Karl Schiller, Oberlehrer am Gymnasium Fridericianum zu Schwerin. Schwerin 1867. Gedruckt in der Hofbuchdruckerei von Dr. F. W. Bärensprung.

zur Vertheilung, als eine vorläufige Probe eines von ihm beabsichtigten mittelniederdeutschen Wörterbuches, und knüpfte daran den Wunsch, dass ihm Quellen, Nachweisungen, Mittheilungen und Beiträge zu diesem Wörterbuche recht reichlich zugehen möchten.

Darauf ersuchte der Präsident den Herrn Dr. Delbrück, Bericht zu erstatten über eine von Herrn Dr. Wilhelm Mannhardt in Danzig eingesandte handschriftliche Abhandlung unter dem Titel „Die Korndämonen". In eingehender und anerkennender Weise berichtete Herr Dr. Delbrück, dass in dieser Abhandlung auf 97 Seiten gründlich und ausführlich gehandelt sei von dem durch ganz Deutschland verbreiteten Volksglauben, dass im Getreidefelde dämonische Wesen hausen, welche einen bedingenden Einfluss auf sein Gedeihen oder dessen Gegentheil üben, und entweder in verschiedenen Thiergestalten oder auch weiter entwickelt in Menschengestalt gedacht werden, und dass der Verfasser sich mit Erfolg bemüht habe,

den mythologischen Charakter dieser Wesen nachzuweisen und zu erörtern. Auch wurde der Section mitgetheilt, dass Herr Dr. Mannhardt schriftlich gegen den Präsidenten den Wunsch ausgesprochen habe, dass die germanistische Section mehr als bisher geschehen für seine mythologischen Bestrebungen und Arbeiten sich interessiren möge. Demgemäss knüpfte Herr Dr. Delbrück an seinen Bericht noch eine kurze Charakteristik der Thätigkeit des Herrn Dr. Mannhardt auf dem Gebiete der deutschen Mythologie, wobei er nachwies, wie bedeutenden wissenschaftlichen Werth diese Bestrebungen des Herrn Dr. Mannhardt haben, und wie sie von ihm mit der bewundernswerthesten Ausdauer und den grössten persönlichen Opfern gepflegt und gefördert werden. Schliesslich beantragte Herr Dr. Delbrück folgende Resolution:

> „Die germanistische Section erklärt die mythologischen Bestrebungen und Arbeiten des Herrn Dr. Mannhardt für ebenso nothwendig als nützlich und spricht den Wunsch aus, dass Regierungen, Behörden und Private ihn in jeder Weise förderlichst unterstützen mögen."

Es folgte eine kurze Discussion, an welcher sich namentlich Herr Oberbibliothekar Dr. Förstemann aus Dresden, Herr Oberlehrer Dr. Schiller aus Schwerin und der Präsident betheiligten. Sie alle kamen darin überein, dass Herr Dr. Mannhardt mit eindringender Kenntniss, unermüdlicher Beharrlichkeit, und mit hingebendster persönlicher Aufopferung eine sehr umfassende mythologische Aufgabe unternommen und in mehrjähriger angestrengter Arbeit schon ziemlich weit gefördert habe, welche für die Wissenschaft wirklich ein dringendes Bedürfniss, ja eine füglich nicht länger aufzuschiebende Nothwendigkeit sei; dass aber zu einer gedeihlichen Förderung und Erledigung dieser Aufgabe ein Mitwirken Vieler, und auch eine kräftige und nachhaltige Unterstützung mit materiellen Hilfsmitteln erforderlich, namentlich aber auch zu wünschen sei, dass Herr Dr. Mannhardt im mittleren Deutschland eine Stellung erhalte, welche seinen Lebensbedarf decke, und ihm zugleich die erforderliche Musse zur weiteren Verfolgung und Vollendung seiner Aufgabe gewähre.

Darauf ward die von Herrn Dr. Delbrück beantragte Resolution von der germanistischen Section einstimmig angenommen.[1])

Den zweiten Gegenstand der Tagesordnung bildete eine von dem Präsidenten angeregte Verhandlung über das deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm. Der Präsident leitete dieselbe ein durch einen kurzen Vortrag über die Geschichte und den gegenwärtigen Stand des Werkes. Als die Brüder Grimm vor nunmehr bereits dreissig Jahren auf Anregung der Weidmannschen Buchhandlung in Leipzig sich zur Ausarbeitung des Deutschen Wörterbuches entschlossen, konnten weder sie selbst noch der Verleger den ganzen Umfang und die ganze Schwierigkeit des Werkes übersehen. Fast fünfzehn Jahre verstrichen über den Vorarbeiten, über der Sammlung des ersten grundlegenden aus den neuhochdeutschen Schriftwerken ausgezogenen und auf Hunderttausenden von einzelnen Zetteln verzeichneten Materiales, an welcher Arbeit sich über achtzig mitforschende Freunde und Genossen betheiligten. Im Jahre 1852 erschien das erste Heft im Drucke. Alle ihre übrigen Arbeiten mehr und mehr zurückstellend, verwandten von da ab die Brüder Grimm fast ihre gesammte Zeit und Kraft auf die Förderung dieser letzten grossen Aufgabe ihres Lebens. Durch die Studien ihres ganzen langen rastlos thätigen Lebens waren sie dazu vorbereitet wie kein anderer; eine vor-

---

[1]) Ich habe die Resolution nebst ihrer Motivierung schriftlich ausgefertigt und dem Herrn Dr. Mannhardt zugesandt. J. Zacher.

treffliche in Decennien angesammelte Bibliothek stand ihnen in jedem Augenblick zur freien Verfügung; und durch die Munificenz Sr. Majestät des hochseligen Königs Friedrich Wilhelms IV. von Preussen genossen sie eine Besoldung welche das Bedürfniss ihrer bescheidenen anspruchslosen Existenz deckte und ihnen nur die Verpflichtung eines Akademikers auflegte. Wilhelm Grimm hatte sich den Buchstaben D zur Ausarbeitung erwählt. Eben hatte er ihn vollendet, als ihn der Tod abrief, den 16. December 1859. Jacob Grimm war von A bis zum Worte Frucht gediehen, als auch ihm die Feder entsank, den 20. September 1863. Nach dem Tode der beiden Brüder blieb ihr unvollendet hinterlassenes Werk lediglich auf Privatmittel angewiesen. Der Verleger desselben, Herr Dr. Hirzel in Leipzig, einer unserer ehrenwerthesten Buchhändler, dessen Verdienste um die deutsche Literatur auch von der Leipziger Universität durch Verleihung der Doctorwürde anerkannt worden sind, hat dafür gethan was er irgend vermag. Aber von dem Buchhändlerhonorar allein lässt sich ein solches Werk nicht herstellen. Und die beiden von Grimm selbst designirten Fortsetzer waren durch Schulämter in ihrer Thätigkeit für das Wörterbuch schwer behindert. Auf das durch Herrn Professor Pfeiffer in Wien angeregte Ersuchen einer Anzahl namhafter Germanisten hat zwar der Magistrat von Leipzig den einen der Fortsetzer, den Herrn Dr. Hildebrand für einige Jahre des grössten Theils seiner schulamtlichen Obliegenheiten entbunden, und ebenso ist von der grossherzoglich hessischen Regierung dem anderen Fortsetzer, dem Herrn Professor Dr. Weigand, die Beförderung in eine ordentliche Professur in Aussicht gestellt worden[1]): allein so dankenswerth diese Unterstützung auch ist, so volle Anerkennung namentlich die hochherzige Entschliessung des Leipziger Magistrates verdient, so reicht diese Hilfe dennoch nicht aus, und zumal darf man einer städtischen Behörde nicht füglich zumuthen, dass sie einem Nationalwerke, welches den gegründetsten Anspruch auf nationale Unterstützung hat, ein so grosses Opfer dauernd aus dem Stadtsäckel darbringe. Abgesehen von der fast funfzehnjährigen Vorbereitung, hat die Ausarbeitung und der Druck des Werkes nun bereits fünfzehn Jahre erfordert, und doch ist kaum erst ein Drittel desselben bewältigt, reichliche zwei Drittel barren noch der Erledigung. Sollte nun die Fortsetzung in der bisherigen Weise fortschreiten, so würden zur Vollendung mindestens noch dreissig Jahre erfordert werden. In einer so langen Frist aber würden die ursprünglichen Abnehmer des Werkes wol grössentheils fortsterben, und andererseits würde der Eintritt neuer Abnehmer sich dadurch immer mehr erschweren, dass der neu Hinzutretende, um das Werk überhaupt brauchen zu können, dessen bereits erschienenes mit jedem Jahre wachsendes und theurer werdendes Vorderstück auf einmal kaufen müsste. Sinkt aber die Zahl der Abnehmer bis unter eine gewisse Grenze, dann kann der Verleger nicht mehr auf seine Kosten kommen, und dann würde er sich möglicherweise genöthigt sehen, das Werk als eine Ruine unvollendet liegen zu lassen.

Soll diese drohende Gefahr abgewendet, soll die Fortsetzung des Wörterbuches beschleunigt und gefördert, soll seine Vollendung gesichert und in absehbarer Zeit erreicht werden, so muss nothwendig eine durchgreifende und nachhaltige Hilfe eintreten, und die germanistische Section hat vor allen anderen eben so sehr das Recht wie die Pflicht, sich dieser Angelegenheit ernstlicher anzunehmen und auf die Herbeiführung einer solchen Hilfe hinzuarbeiten. Das Grimmsche Wörterbuch ist ein Nationalwerk ersten Ranges, die Brüder

[1]) Diese Beförderung unter gleichzeitiger Enthebung von seinem Schulamte ist seitdem wirklich erfolgt.

Grimm haben seine würdige Fortsetzung und Vollendung den deutschen Gelehrten und dem deutschen Volke als eine Pietätspflicht hinterlassen, in ihm ist gleichsam die Ehre der vaterländischen Wissenschaft und des deutschen Namens verpfändet, durch seine Anregung sind ringsum bei den Nachbarvölkern, in Holland, England, Frankreich, Italien ähnliche ihm nacheifernde Werke entstanden oder noch in der Ausführung begriffen, es ist eine Zusammenfassung der ganzen gewaltigen deutschen Sprachmacht, jener Macht, welche die Hauptgrundlage der hohen geistigen Entwicklung Deutschlands bildet, welche hauptsächlich die nationale Einheit Deutschlands erhalten und die politische Einheit vorbereitet hat. Folglich ist es nur gerecht und billig, dass ihm zu seiner Förderung und Vollendung eine ausreichende nationale Unterstützung aus Staatsmitteln zu theil werde. Deshalb schlägt der Präsident der Versammlung folgende Resolution vor:

> Die germanistische Section erklärt, dass das Grimmsche deutsche Wörterbuch eine Unterstützung und Förderung aus Staatsmitteln eben so sehr verdiene als bedürfe, und beauftragt ihren Präsidenten, eine solche bei dem hohen Präsidium des Norddeutschen Bundes zu erbitten und zwar in folgender Weise:
>
> 1) Dass jedem neu eintretenden Mitarbeiter am Grimm'schen Wörterbuche — über dessen Aufnahme unter die Mitarbeiter nur die bereits daran thätigen Fortsetzer nebst dem Verleger zu entscheiden haben sollen — eine Staatsunterstützung von mindestens 300 Thalern zur Anschaffung des nöthigsten literarischen Apparates gewährt werde;
> 2) dass die Mitarbeiter am Wörterbuche Stellungen erhalten (als Professoren, Bibliothekare u. dgl.), die ihre nothwendigen Bedürfnisse decken, und ihnen Musse genug zum fortgesetzten ruhigen Arbeiten an dem Werke übrig lassen;
> 3) dass zu dem Buchhändlerhonorare noch ein Zuschuss von 300 Thalern aus Staatsmitteln für jedes Heft dem Verfasser desselben gewährt werde.

An diesen Vortrag und Vorschlag des Präsidenten knüpft sich eine längere Discussion.

Herr Professor Weigand spricht sich gegen den Vorschlag aus, die Bitte um Unterstützung an das Präsidium des Norddeutschen Bundes zu richten. Er betont, dass seine Regierung bereits ihn, als den einen Fortsetzer des Wörterbuches, in der anerkennenswerthesten Weise zu unterstützen gewillt sei. In Betreff der anderen Mitarbeiter empfiehlt er vielmehr, sich an die königlich Preussische Regierung zu wenden.

Herr Buchhändler Bertram von hier erklärt sich gegen den dritten Punct der beantragten Resolution. Er wünscht vielmehr, dass von Seiten der Regierung dem Verleger die nöthigen Mittel zur Verfügung gestellt werden mögen, damit dieser den Mitarbeitern ein erhöhtes Honorar zahlen könne.

Dagegen wendet Professor Zacher ein, dass dieser Vorschlag kaum die Billigung des Verlegers, und sicher nicht die Genehmigung der Preussischen Regierung finden werde.

Herr Rector Opel aus Halle schlägt folgende Fassung des Hauptsatzes der Resolution vor:

> Den Herrn Bundeskanzler zu ersuchen, dahin zu wirken, dass der Norddeutsche Bund im Vereine mit den übrigen hohen deutschen Regierungen das Unternehmen kräftig unterstützen möge.

Herr Professor Weigand bemängelt das Weitaussehende dieses Verfahrens und bleibt bei seinem früheren Vorschlage stehen.

Herr Doctor Delbrück vertheidigt den Opel'schen Antrag.



Die Versammlung erklärt sich darauf einstimmig für denselben.

Herr Buchhändler Bertram hält seinen Vorschlag aufrecht, die Bewilligung einer Generalsumme von der Regierung zu erbitten. Die Verwendung dieser Summe will er einer Commmission anheimgestellt wissen, bestehend aus den Mitarbeitern am Wörterbuche oder ihrem Delegirten, aus dem Verleger desselben und aus dem Präsidenten der germanistischen Section oder dessen Vertreter.

Herr Professor Schade aus Königsberg erinnert, dass auch die Regierung in dieser Commission vertreten sein müsse.

Herr Regierungsrath Dr. Schulz (San-Marte) aus Magdeburg hält es nach seiner im Geschäftsleben gewonnenen Erfahrung für das Zweckmässigste, dass die Fortsetzer des Wörterbuchs ein Exposé über die von der Regierung gewünschte Unterstützung ausarbeiten und einreichen möchten, auf Grund dessen dann die Regierung ihre Entschliessung treffen könne.

Herr Rector Opel spricht gegen Herrn Bertrams Vorschlag und vertheidigt die von dem Präsidenten vorgeschlagene Fassung der Resolution.

Hierauf schlägt Herr Bertram folgende veränderte Fassung seines Antrages vor:

> Ueber die Höhe der zu gewährenden Geldunterstützung, so wie über die Art und Weise von deren Verwendung möge das Bundespräsidium eine Commission von Fachmännern hören, zu deren Mitgliedern die germanistische Section ihren gegenwärtigen Präsidenten, einen Ausschuss der Redaction des Wörterbuches und den Verleger desselben Herrn Buchhändler Dr. Hirzel in Leipzig vorschlägt.

In dieser Fassung wird der Antrag von der Section mit allen gegen zwei Stimmen angenommen.

Hierauf bemerkt der Präsident, dass er nicht umhin können werde, der Regierung gegenüber eine bestimmte Ansicht aufzustellen und nach Möglichkeit geltend zu machen. Er wünscht sich also zu vergewissern, ob er die drei Puncte der von ihm ursprünglich vorgeschlagenen Resolution der Regierung gegenüber nur als seine Privatansicht festhalten und vertheidigen solle, oder ob die Versammlung ihn ermächtige, dass er im Namen der germanistischen Section jene drei Puncte aufstelle und vertrete, und demgemäss ersuche er die Versammlung, über jeden einzelnen der drei Puncte abzustimmen.

Bei der darauf vorgenommenen Abstimmung entscheidet sich die Versammlung dafür, dass der Präsident jene drei Puncte im Namen der germanistischen Section vertrete; und zwar erfolgt diese Entscheidung für Punct eins und drei einstimmig, für Punct zwei mit allen gegen eine Stimme[1]).

Die sämmtlichen gegenwärtigen Fortsetzer des Grimm'schen Wörterbuches waren als Mitglieder der germanistischen Section bei der Berathung anwesend und nahmen zwar Theil an der Berathung selbst und gaben namentlich jede gewünschte authentische sachliche Auskunft, enthielten sich aber durchaus der Theilnahme an den Abstimmungen.

---

[1]) In Folge dessen habe ich an Seine Excellenz den Herrn Bundeskanzler des Norddeutschen Bundes im Namen und Auftrage der germanistischen Section eine kurze, dem Beschlusse der Section genau entsprechende Bittschrift eingereicht, und derselben, um dem hohen Bundespräsidium die unentbehrliche Information an die Hand zu geben, eine Denkschrift beigefügt, in welcher die Geschichte und der gegenwärtige Zustand des Grimm'schen Wörterbuchs dargelegt und der wesentliche Inhalt der von der germanistischen Section gepflogenen Berathung in seinen Hauptergebnissen mitgetheilt ist.

J. Zacher.

Nachdem so die Angelegenheit des Grimm'schen Wörterbuches, soweit sie diesmal zur Berathung kommen sollte und konnte, erledigt und die für heut zur Verfügung stehende Zeit erschöpft war, ward die Sitzung durch den Präsidenten geschlossen.

Das Denkbuch der Section, welches inzwischen wiederum zur Einzeichnung offen gelegen hatte, wies 68 eingezeichnete Mitglieder auf.

Dritte Sitzung, Donnerstag den 3. October Vormittags 8 Uhr.

Prof. Zacher hatte unter dem Titel „Thatsachen und Grundsätze für Regelung der deutschen Schreibung" 12 orthographische Thesen nebst einer angehängten, die physiologische Eintheilung der Consonanten veranschaulichenden Tabelle drucken lassen und unter die Mitglieder der Section vertheilt, in der Absicht, die versammelten Fachgenossen zu einer Discussion über die wesentlichsten, bei einer Reform unserer hochdeutschen Orthographie in Betracht kommenden Grundsätze zu veranlassen. Auf Ersuchen des Herrn Präsidenten der pädagogischen Section ward jedoch dieser Plan dahin geändert, dass die germanistische Section den ersten Theil ihrer dritten Sitzung in Gemeinschaft mit der pädagogischen Section und im Locale der letzteren abhielt. In Folge dessen hielt Prof. Zacher, von seinem ursprünglichen Vorhaben absehend, vor diesen zwei vereinigten Sectionen einen extemporirten, fast zweistündigen Vortrag, in welchem er einen Abriss der Geschichte der deutschen Schreibung, eine gedrängte, an die Consonantentabelle sich anlehnende Erörterung der Sprachlaute, und eine Erläuterung und Rechtfertigung der von ihm aufgestellten Thesen gab[1]).

Nach Beendigung dieses Vortrages begann der zweite Theil der dritten Sitzung der germanistischen Section, widerum in ihrem besonderen Locale, mit Vertheilung einer von Herrn Professor Dr. Bergmann in Strassburg eingesandten Schrift: „*De l'influence exercée par les Slaves sur les Scandinaves dans l'antiquité*". Colmar 1867.

Demnächst legte der Präsident der Section ans Herz, in ihrer nächsten dafür geeigneten Jahresversammlung dahin zu wirken, dass endlich eine allen Anforderungen der Wissenschaft entsprechende kritische Ausgabe von Luthers Werken zur Ausführung komme, und machte ferner darauf aufmerksam, wie wünschenswerth, ja wie nothwendig es sei, dass Seitens der Germanisten mit allen geeigneten Mitteln eine wissenschaftliche Controle geübt werde über die nach dem Wegfall der Verlagsprivilegien bevorstehende Fluth von Ausgaben deutscher Classiker.

Darnach schritt die Section zur Wahl ihres Präsidenten für die nächste, in Würzburg beabsichtigte Philologenversammlung. Es ward Herr Prof. Hermann Müller zum Präsidenten, Herr Prof. Wegele zum Vicepräsidenten erwählt.

Nachdem dies erledigt war, hielt Herr Dr. Martin aus Heidelberg einen längeren Vortrag, in welchem er Wesen und Verlauf der mittelniederländischen Dichtung bei gründlicher Erörterung übersichtlich darlegte und auf ihre Beziehungen zur mittelhoch-

---

[1]) Dieser Vortrag ist nach der stenographischen, von dem Vortragenden revidirten Niederschrift oben unter den Verhandlungen der pädagogischen Section abgedruckt.



deutschen hinwies. Ausgehend von dem Satze, dass eine sprachliche Scheidung des Mittelniederländischen und des Mittelniederdeutschen kaum möglich sei, bezeichnete er die Literatur als das eigentlich hier Trennende. Nachdem der Redner sodann im allgemeinen an die reiche Fülle der mittelniederländischen Literatur erinnert, den sehr sichtbaren Einfluss der französischen auf ihre Entwicklung betont, dagegen geltend gemacht hatte, dass eine Einwirkung der mittelhochdeutschen auf die mittelniederländische Literatur fast gar nicht stattgefunden habe, und dass die Entwicklung beider eine selbständige sei, berührte er Mones, Hoffmanns, sodann der Niederländer, wie Willems und Anderer, namentlich aber Jonckbloets und de Vries, über den Dilettantismus der übrigen Holländer sich erhebende Verdienste um die mittelniederländische Dichtung, wenngleich erst gegenwärtig, und nicht zum mindesten durch Anregung und Mitarbeit deutscher Forscher, diese Literatur ausreichend aufgedeckt sei, um eine Geschichtschreibung derselben zu ermöglichen, während noch Jonckbloets Geschiedenis der Middennederlandsche Dichtkunst, Amsterdam 1851—1855, vielfach der Correctur bedürfe. Hiernach ging der Redner näher auf sein Thema ein und bemerkte zunächst, dass es politische Gründe und Verhältnisse gewesen seien, aus denen die eigentümliche Literatur der Niederlande hervorgegangen sei; und zwar bezeichnete er Flandern, das unter französicher Oberhoheit und dadurch französischen Einflüssen aller Art offen gestanden habe, als den Ausgangspunkt der niederländischen Literaturentwicklung. Auf Flandern, das seit den Kreuzzügen und besonders in seinem Städtewesen blühte, folgte, wie in der bildenden Kunst, so auch in der Literatur, erst Brabant und schliesslich Holland, nachdem sich beide mehr und mehr von Deutschland frei gemacht hatten.

Innerhalb dieser geographisch-politischen Grenzen der mittelniederländischen Literatur lassen sich nun chronologisch vier Perioden bestimmt unterscheiden; allen gemeinsam aber ist der der mittelniederländischen Literatur eigentümliche, wesentlich bürgerliche Charakter. Die Dichter sind entweder bürgerlichen Standes, oder, wenn sie dem Adel angehören, so sind sie doch bürgerfreundlich.

I. Periode. 1200—1270. Mit Unrecht hat man den Beginn der ersten Periode der mittelniederländischen Literatur früher angesetzt, und einige Werke, besonders den Reinaert, für älter gehalten, während doch seine Entstehung erst in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts fällt. Hinsichtlich der Stoffe ist in dieser Periode die romantische Erzählung vorherrschend, derartig dass die bürgerlichen Dichter die bei dem Adel beliebten französischen Romane übersetzten. Im einzelnen aber wurden vorzüglich folgende Stoffe behandelt. Keine Behandlung zunächst fand die deutsche Heldensage, wenngleich eine Blüte des Volksepos noch im 11. Jahrhunderte stattgefunden haben muss. Aber weder von der Kudrun, noch von anderen Zweigen der Heldensage haben sich Spuren erhalten. Ihr Erloschensein bereits im 13. Jahrhunderte erklärt denn auch, dass die Nibelungen wörtlich ins Mittelniederländische übersetzt werden konnten. Ein Rest deutscher Heldensage ist erhalten durch Anlehnung an die Karlssage in dem Bruchstücke vom Bären Wisselau. Dagegen fand die Karlssage vielfache Behandlung, z. B. in Caerl ende Elegast und in anderen Dichtungen. Eine höfischere Haltung als diese zeigen die dem Artussagenkreise zufallenden Gedichte, in denen der Sage freilich nicht jene höhere Auffassung zu Theil ward, wie bei den mittelhochdeutschen Dichtern. Hierher gehört z. B. der märchenhafte Walewein, der zum Ritter sich aufschwingende Bauernsohn Ferguut u. a. Dass die romantische Erzählung sich endlich auch klassischer Stoffe bemächtigte lehrt der Trojanerkrieg und die Alexandreis des Jacob van Maerlant. — Neben

den Romanen fanden aber auch andere Gattungen der Poesie schon in dieser Periode Pflege. Ausser dem Reinaert wurden andere Thierfabeln bearbeitet; didaktische Gedichte liegen im Esopet und in dem dietscen Catoen vor, während die geistliche Erzählung z. B. durch die Legende von S. Brandan und die von St. Beatrys vertreten ist.

II. Periode. 1271—1365. Jacobs van Maerlant Gedichte späterer Zeit eröffnen eine ganz neue Epoche bürgerlicher Dichtung. Im Gegensatz zur Phantastik der ersten Periode wurden jetzt vor allem Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit vom Dichter gefordert, Stoffe aus der Wirklichkeit, der Geschichte, der Naturkunde, der Sittenlehre vorzugsweise behandelt, und nicht französische, sondern lateinische Quellen benutzt. — Jacob van Maerlant (dessen Heimat Maerlant vermutlich der bei Brügge gelegene Ort ist) war Rathsschreiber in Damme und starb über der Ausarbeitung seines noch unvollendeten Spieghel Historiael. Der Redner besprach Maerlants Hauptwerke: die Reimbibel, deren Vollendung 1271 fällt, das Lehrgedicht Bestiaris, den Spieghel Historiael, der, nachdem Maerlant (wie die Untersuchung von de Vries dargethan hat) von 1283 bis 1290 daran gedichtet hatte, durch Lodewyk van Velthem vollendet ward, und endlich Maerlants strophisches dialogisches Lehrgedicht: Wapene Martyn.

Maerlants Beispiel fand in Holland und Brabant alsbald die regste Nachfolge. Seine Schule ist besonders durch folgende Dichter vertreten. In Holland zunächst ward Melis Stoke durch Maerlant zu seiner die Geschichte von Holland bis zum Jahre 1305 befassenden Reimchronik angeregt. In Brabant verherrlichte Jan van Heelu in seiner Reimchronik das Leben und die Thaten des als Minnedichter bekannten Herzogs Jan I. (1260—1291), besonders dessen Sieg bei Woeringen. In Brabant ward der sagenhafte Grimberg'sche Oorlog verfasst, und begegnet uns in Jan de Clerc, mit seinem volleren Namen Jan Boendale aus Tervueren, Clerc von Antwerpen († 1365), Maerlants eifrigster Nachahmer. Er schrieb Brabantische Geesten und nahm Maerlants didaktische Richtung in seinem rückhaltslos demokratisch gehaltenen Zwiegespräche Jans Teesteye, und dem gemässigten, zwischen 1315 und 1325 verfassten Lekenspieghel wieder auf.

Neben dieser Lehrdichtung, die gegen das Ende dieser Periode noch in Jan de Weert einen Pfleger fand, verschwanden die früheren Romandichtungen jedoch nicht völlig. Als Nachzügler der Romantiker wurde beispielsweise angeführt Hein van Aken (oder van Brussel), der Verfasser des Romanes van den Kinderen van Limborch. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts fand auch der Reinaert seine Fortsetzung; der Ort ihrer Abfassung lässt sich jedoch nicht nachweisen. Als Legendendichter endlich ist Martin van Torout nicht ohne Bedeutung.

III. Periode. 1363—1430. Manche früher gepflegte Gattungen, z. B. die Legendendichtung, setzten sich in dieser Periode fort. Ihr eigentümlich aber ist die Blüte der Sproken, deren Dichter fahrende Sänger, Sprekers, besonders am holländischen Hofe waren, unter denen Willem van Hillegaersberch (um 1400) und Jan Cuibbe van Brussel (um 1380) die bedeutendsten sind. Aber schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts finden sich bezahlte und angestellte Dichter dieser Gattung, bei welcher hochdeutsche Einwirkung, durch die bairischen Herzöge veranlasst, sich geltend macht, und allegorische Einkleidung besonders beliebt war. Während uns ferner, z. B. in Dirk Potters Minnen loop, verfasst um 1417, Nachzügler der früheren Zeit begegnen, treten zugleich Vorläufer der folgenden, das Volkslied und das Schauspiel (Abele spelen ende Sotternien) auf.

IV. Periode. 1430—1567. Unter der burgundisch-spanischen Herrschaft lag die Pflege der Literatur vornehmlich in den Händen der Rederykers, die in genossenschaftlichem



Eifer für Dichtung und Aufführung von Schauspielen ernsten und heiteren Inhalts Nachahmer und Fortsetzer gleicher Bestrebungen in Frankreich waren, also z. B. den französischen Mysterien entsprechend ihre Spelen van Sinne u. dgl. zur Aufführung brachten, in ihren poetischen Wettkämpfen aber und in der künstlich mechanischen Richtung mit unseren Meistersängern zu vergleichen sind. — Eine erfreulichere Erscheinung ist im 15. und 16. Jahrhunderte die reiche Blüte des Volksliedes, das, in offenbarem Zusammenhange mit der deutschen Volksliederdichtung, auch in seiner politischen und religiösen Gattung angebaut ward. — Gegen Ende der Periode aber wurden die Lieder, und ebenso die alten Romane, vielfach in Prosa umgesetzt, welche Erneuerungen beweisen, dass die Sprache verändert und dass eine ganz neue Zeit der niederländischen Literatur im Anzuge war.

An diesen reichhaltigen Vortrag, für welchen der Vorsitzende den Dank der Versammlung aussprach, knüpten sich einige Bemerkungen der Proff. Bartsch und Zacher über Caerl ende Elegast, Maerlants Spieghel Historiael u. s. w., worauf die Versammlung dem nun folgenden, durch allzu reichliches sprachliches Detail für den Zuhörer schwierigen Vortrag des Herrn Dr. Treitz aus Bonn ihre Aufmerksamkeit zuwendete. Herr Dr. Treitz verbreitete sich über einige gothische und angelsächsische Etymologien, und besprach 1) goth. *skôhsl*, 2) ags. *mætan*, 3) goth. *undaúrni*, 4) engl. *lady*. Eine Debatte über die vom Redner aufgestellten Erklärungen ward wegen Mangel an Zeit nicht beliebt.

Hierauf machte Herr Dr. Hildebrand aus Leipzig die überraschende Mittheilung, dass eine den Dativen Sing. des ungeschlechtigen Pronomens erster und zweiter Person, mir und dir, entsprechende Dativform sir, statt der in der hochdeutschen Schrift- und Umgangssprache allein üblichen Form sich, in einem grossen Striche Mitteldeutschlands (namentlich in Dörfern des Osterlandes) dialektisch gebräuchlich sei. Leider verbot auch hier die vorgerückte Zeit eine Debatte darüber, ob dieses dialektische sir lediglich der Analogisirung sein Dasein verdanke, oder ob es, als neues Beispiel des uralten Wandels von *s* in *r*, auf goth. *sis* zurückzuführen sei, wie ja auch die Formen mir und dir in gothischem *mis* und *þus* ihre Ahnen haben.

Hierauf musste der Präsident die Sitzung auf kurze Zeit unterbrechen, um in der Plenarsitzung über die diesmaligen Verhandlungen der germanistischen Section Bericht zu erstatten. Nachdem dies geschehen war, schloss er die wieder aufgenommene Sitzung mit einer kurzen Ansprache, auf welche Herr Doctor Hildebrand antwortete, indem er dem Präsidenten für die Leitung der Verhandlungen den Dank der Versammlung aussprach.

Verhandlungen der archäologischen Section.

Die Bildung der Section fand unter Vorsitz des Herrn Prof. Conze am. 1. October statt. Die Morgenstunden von 8—10 Uhr wurden für die Sitzungen festgesetzt; das Schriftführeramt übernahm Herr Prof. Michaelis aus Tübingen, unterstützt durch Herrn Stud. Engelmann von Halle. In das Album der Mitglieder zeichneten sich im Ganzen 98 Herren ein. Wir glauben bei dieser grossen Anzahl für einen sonst üblich gewesenen Abdruck sämmtlicher Namen an dieser Stelle den Platz nicht in Anspruch nehmen zu dürfen. Vertheilt wurde an alle Theilnehmer die vom Vorsitzenden verfasste Begrüssungsschrift: „Die Familie des Augustus, ein Relief in S. Vitale zu Ravenna. Mit 2 photographischen Abbildungen. Halle 1867. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 2 Bogen. 4.“[1]) Zur passenden Ausschmückung des Sitzungszimmers hatten Herr Kunsthändler Eichler aus Berlin Gipsabgüsse und Herr Bildhauer Prof. von der Launitz aus Frankfurt am Main eine Reihe von Abbildungen und namentlich sein neues Modell der Akropolis von Athen zur Verfügung gestellt. Von Herrn Hofrath Urlichs aus Würzburg ward überreicht ein Exemplar seiner Schrift: „Die Glyptothek Seiner Majestät des Königs Ludwig I. von Bayern nach ihrer Geschichte und ihrem Bestande. München, Theodor Ackermann, 1867.“ Folgende Vorträge waren für die Section vorher angemeldet:

Herr Professor Piper aus Berlin: die klassisch-epigraphischen Studien und Mittheilungen bei den Kirchenvätern und im Mittelalter.

Herr Professor von der Launitz aus Frankfurt a. M. beabsichtigt ein von ihm angefertigtes Modell der Akropolis von Athen vorzuzeigen.

Herr Professor Michaelis aus Tübingen: über die kritische Behandlung der Parthenonsculpturen, mit Vorlegung von Proben einer Gesammtausgabe des Parthenon.

Derselbe: über die Zeit der äginetischen Giebelgruppen.

Professor Conze von hier: über St.-Petersburger Antiken.

Die zwei letzten dieser Vorträge unterblieben aus Mangel an Zeit.

---

[1]) Ich muss hier auch meinerseits bestätigen, dass, wie J. Friedländer in Gerhards Denkm. u. Forsch. 1867, S. 110 ff. erinnert, der Stern über der Stirn der von mir für Tiberius gehaltenen Gestalt trotz meiner entschiedenen Leugnung allerdings doch unzweifelhaft vorhanden ist. Damit wäre man wieder auf C. Julius Caesar hingewiesen, dem die Gesichtszüge freilich gänzlich fremd sind. Vergl. Göttinger gel. Anz. 1868, Stück 21, S. 812. [A. C.]

Erste Sitzung, Mittwoch den 2. October.

Der Vorsitzende begrüsste die Versammlung und sah in der zahlreichen Betheiligung, so wie in dem reichhaltig vorliegenden Stoffe zu Besprechungen ein gutes Zeichen dafür, dass, wie eine jetzt zum dritten Male in regelmässiger Folge zusammentretende archäologische Section bei der Philologenversammlung sich lebensfähig erweise, so die sog. klassische Archäologie überhaupt ihre feste Stellung im Ganzen der philologischen Studien immer mehr einnehme. Bei der letzten Sectionseröffnung in Heidelberg war der Wunsch ausgesprochen, bei gleicher Gelegenheit solle künftig jedesmal ein Rückblick auf die Geschichte archäologischer Studien am Orte der Versammlung geworfen werden. Dem konnte hier in Halle nur mit einer Hinweisung auf vereinzelte und immer wieder unterbrochene Anfänge genügt werden. Besonders wurde des Professors J. H. Schulze gedacht, zu dessen Zeit Winckelmann seinen Namen als Student der Theologie in das Album der Immatrikulirten einzeichnete. Schulze's Münzsammlung bildet den Grundstock der jetzigen Münzsammlung eines in der Bildung begriffenen archäologischen Museums, auch einige kleinere, an sich unbedeutende, sogar meist gar nicht antike Stein- und Bronzearbeiten kamen aus Schulze's Besitze in den der Universität. Die Besprechung dieser Stücke von Seiten weiland Hofrath Klotz's in den wöchentlichen hallischen Anzeigen vom J. 1768 zeigt schlagender als Etwas den niedrigen Stand archäologischer Kritik an der Universität zu Halle in jener Zeit. Wenn später hier durch Fr. Aug. Wolf die archäologischen Fächer wenigstens theoretisch ihren Platz im Gesammtbereiche der Philologie angewiesen erhielten, so kann man mit der Art, wie es geschah, sich jetzt auch keineswegs mehr einverstanden erklären. Wirklicher Ernst mit der Vertretung der Archäologie an der Universität wurde nun zwar in den vierziger Jahren unter dem Ministerium Eichhorn gemacht und durch die Vorgänge in Griechenland wurde es möglich, in der Person Ludwig Ross' einen reich begabten und aus der Fülle der Anschauungen kommenden Vertreter des Faches zu gewinnen. Zur Gründung des unerlässlichen Apparates an Gipsabgüssen geschahen durch ihn die ersten nennenswerthen Schritte, der Ankauf seiner besonders für griechische Numismatik bedeutenden Münzsammlung war seit der Erwerbung des Schulze'schen Kabinets der erste erhebliche Fortschritt auch nach dieser Seite hin. Krankheit und bald der Tod hemmten und endeten Ross' Lehrthätigkeit. Nun folgte wieder eine Pause und so stehen wir nach ihrem Ablaufe wieder bei Anfängen. Nach etwa solchen Einleitungsworten kam die versammelte Section der Aufforderung des Vorsitzenden nach, sich vor Beginn der Verhandlungen zum ehrenden Andenken des seit der letzten Versammlung hingeschiedenen Altmeisters Gerhard von ihren Sitzen zu erheben.

Es ergriff sodann das Wort Herr Professor Michaelis aus Tübingen und legte eine Anzahl von Probeblättern einer von ihm vorbereiteten Gesammtausgabe des Parthenons vor, in sechs mehrstreifigen Blättern den Fries des Tempels umfassend. Er knüpfte daran ungefähr folgende Bemerkungen.

Schon öfter ist auf den Philologenversammlungen das Verhälniss von Philologie und Archäologie zu einander zur Sprache gekommen und namentlich hat Bursian in Augsburg auf die Gleichheit der beiderseitigen Methode hingewiesen. Ein besonders schlagendes Beispiel dafür, dass die Grundsätze der philologischen Kritik unmittelbare Anwendung auch in der Archäologie finden, bietet der Parthenon. Während man in unserer Zeit auf dem Gebiete der klassischen Philologie mit Vorliebe bemüht ist, die Fragmente der Schriftsteller zu sam-

meln und den kritischen Apparat genau und übersichtlich zusammenzubringen, um ihn dann methodisch zu verwerthen, ist für den eigentlichen Mittel- und Glanzpunkt kunsthistorischer Forschung, Phidias Meisterwerk auf der athenischen Akropolis, die gleiche Vorarbeit noch nicht ausgeführt worden. Der Archäolog ist vielmehr gezungen, sich die einzelnen Stücke jenes Werkes in verschiedenen Kupferwerken zusammenzusuchen, zu gutem Theile aber seine Kenntniss derselben gar nur aus mangelhaften Beschreibungen zu schöpfen. Diese seltsame Erscheinung (man denke sich dass z. B. vom Sophokles keine Gesammtausgabe der vollständigen Stücke und der Fragmente existierte!) findet ihre Erklärung theils in der ausserordentlichen Zerstreutheit der erhaltenen Originalreste, von denen freilich die Hauptmassen in Athen und London, einzelne Stücke aber in Paris, Kopenhagen, Wien, Karlsruhe u. s. w. sich befinden, theils darin, dass bis auf die allerneueste Zeit die Ausgrabungen auf der Akropolis noch immer neue Fragmente der Parthenonskulpturen zu Tage gefördert haben. Daher konnte erst jetzt der Plan einer wirklich vollständigen Gesammtausgabe gefasst werden, bei dessen Ausführung eine Reihe von Gelehrten auf das dankenswertheste und uneigennützigste ihre Unterstützung geliehen hat; nur so ist es möglich geworden, zunächst die noch erhaltenen Originalreste vollständig und in zuverlässigen Abbildungen zusammenzubringen. Namentlich Athen hat eine Menge noch nicht abgebildeter Stücke von grösserem und kleinerem Umfang beigesteuert, aber auch die längst publicierten Stücke sind sämmtlich aufs Neue mit dem Original genau verglichen worden. Die neue Ausgabe durfte sich jedoch nicht mit denjenigen Resten begnügen, die noch im Original oder wenigstens in zuverlässigen Gipsabgüssen erhalten sind, sie musste auch die anderweitigen Hilfsmittel hinzunehmen, welche in älteren Handzeichnungen und Publicationen vorhanden sind.

Den ersten Versuch einer Abbildung der Herrlichkeit des Parthenons verdanken wir dem unermüdlichen Ciriaco von Ancona, nach dessen allerdings äusserst kindlichen Zeichnungen (aus dem Jahre 1446) San Gallo eine Copie in einer vielbesprochenen Handschrift der barberinischen Bibliothek zu Rom gefertigt hat. Tragen diese Zeichnungen nur den Charakter einer kunsthistorischen Curiosität, so ist die wichtigste Quelle für die Kenntniss der Parthenonsbildwerke in den Zeichnungen enthalten, welche nach mehr als zweihundert Jahren (1674) Jaques Carrey im Laufe weniger Wochen und unter den erschwerendsten Verhältnissen für den Marquis de Nointel anfertigte. Letzterer beschäftigte in gleicher Weise auch noch einen andern Künstler, dessen Aufnahme des Westgiebels erst jetzt zum Vorschein gekommen ist. Während die bekannten Reisenden Spon und Wheler (1676) durch ihre Beschreibung des Tempels in seinem damaligen Zustande sich ein grosses Verdienst erworben haben, sind von französischen Architekten im Jahre 1686 wiederum flüchtige Aufnahmen des Westgiebels und einiger Metopen gemacht worden, die bisher nur zum kleinsten Theile benutzbar gewesen sind. Im folgenden Jahre (1687) flog ein beträchtlicher Theil des Tempels in die Luft, fast die Hälfte der Skulpturen ward zerstört oder schwer beschädigt, Alles in wilder Unordnung durcheinander gestreut. In diesem Zustande fanden in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Stuart und Revett, etwas später Pars den Parthenon vor. Längerer Aufenthalt und die Benutzung weit bequemerer Hilfsmittel (Gerüste u. s. w.) setzten diese Männer in den Stand, die verhältnismässig wenigen Theile der Skulpturen, welche sie zeichneten, aus grösserer Nähe abzunehmen und das Detail daher viel genauer wiederzugeben. Endlich sind noch die Arbeiten der von Lord Elgin in den ersten Jahren unsres Jahrhunderts angestellten Zeichner. Lusieri und Feodor zu erwähnen.

Es entsteht nun die Frage, in welcher Weise eine kritische Behandlung diese verschiedenen Quellen zu benutzen hat. Zunächst ist es klar, dass die noch erhaltenen Originale die allein ganz zuverlässige Quelle sind. Da dieselben jedoch vielfach im Laufe der Zeit entstellt und lückenhaft geworden sind, so ist selbst für diejenigen Stücke, welche noch im Original erhalten sind, eine Zuziehung jener aus früheren Zeiten stammenden Zeichnungen unvermeidlich. Hierbei hängt natürlich Alles davon ab, welche Auctorität jeder einzelnen Quelle zuerkannt werden muss, oder enger begrenzt (da die übrigen Zeichnungen an Umfang und Bedeutung weit zurückstehen), wie sich Carreys- und Stuarts Zeichnungen zum Originale verhalten. In einem Punkte ist die Wichtigkeit der ersteren unbestritten, insofern die Gesammtcomposition der Giebelgruppen, die Reihenfolge der Metopen wenigstens an der einen südlichen Seite und der Zusammenhang bedeutender Stücke des Cellafrieses ausschliesslich oder fast nur durch sie festgestellt und dadurch ein Eindringen in den Sinn des Ganzen möglich gemacht wird. Wegen der Darstellung des Einzelnen dagegen ist Carrey auf das Ungünstigste beurtheilt worden. Indessen so wenig es sich leugnen lässt, dass für die Beurtheilung des Stilistischen Carrey werthlos ist und dass er weiter manche arge Versehen sich hat zu Schulden kommen lassen, so ist doch auf der andern Seite bestimmt hervorzuheben, dass er niemals mit Absicht interpolirt hat, sondern dass seine Fehler eben einfach Sehfehler sind, veranlasst durch die ungünstigen Bedingungen, unter denen er zeichnete, ohne Gerüst und aus geringer Entfernung gegen die in bedeutender Höhe angebrachten Skulpturen emporschauend. Mehrfache Beispiele, welche das deulich beweisen, lassen sich anführen (z. B. auf dem Ostfries die neunte Figur von rechts, wo Carrey den Gewandbausch für eine geriefte Schale versehen hat). Ganz anders ist das Verhältniss bei Stuarts Zeichnungen. Diese sind in bedeutendem Umfange absichtlich ergänzt worden, bisweilen so, dass die Ergänzung als solche bezeichnet worden ist, häufig aber auch ohne diese Vorsicht. Dass z. B. Stuart die wohlerhaltenen Köpfe der Jungfrauen, welche am weitesten rechts auf dem Ostfries erscheinen, nicht mehr im Original gesehen, sondern aus der Phantasie hinzugefügt hat, ergibt sich mit Sicherheit daraus, dass Carrey dieselben ungefähr 80 Jahre früher bereits ganz verstümmelt vorgefunden hat. Ebenso lässt sich unwiderleglich beweisen, dass auf demselben Ostfries die Kappen auf den Köpfen der sog. Anakes, der bärtige Kopf der dritten sitzenden Figur von links, das obere Ende des von derselben im linken Arm getragenen Geräthes und Anderes mehr lediglich auf Interpolation Stuarts beruhen und daher mit Unrecht noch heutzutage als echte Ueberlieferung angesehen und gedeutet werden. In allen diesen Fällen findet Carreys abweichende Zeichnung vollständige Bestätigung durch die noch heute erhaltenen Originale.

Das hier kurz angedeutete und mit nur wenigen Beispielen belegte Ergebniss einer weitläuftigen, alle Einzelheiten berücksichtigenden Untersuchung ist bei der kritischen Behandlung der Skulpturen, namentlich des Frieses und der Metopen, zu Grunde gelegt worden. Zugleich aber erscheint die neue Ausgabe nach Analogie der kritischen Ausgaben von Schriftstellern mit demjenigen Variantenapparat ausgestattet, welcher jedem Benutzer für jeden einzelnen Fall den kritischen Bestand vorlegt und ein selbständiges Urtheil gestattet. Ein „Textstreifen" gibt wo möglich das Original in seinem jetzigen Zustande, ohne jede Zuthat aus den übrigen Quellen; wo letztere vollständiger sind als das Original, bisweilen auch wo sie charakteristische Abweichungen zeigen, sind die betreffenden Stücke in halber Grösse des Textstreifens als „Varianten" darunter gesetzt. Erst wo das Original ganz fehlt, ist zu den Zeichnungen gegriffen und diesen ein Platz im Textstreifen eingeräumt worden, jedoch so,

dass die ganze Art der Zeichnung (entsprechend etwa einer Anwendung der Cursivschrift im Druck) sofort die verschiedene Quelle anschaulich macht, die überdies jedesmal durch eine kurze Bezeichnung angegeben ist. Dadurch ist freilich im Aussehen eine bisweilen störende Buntscheckigkeit und Stilverschiedenheit entstanden, diese hätte sich aber nur durch eine völlige stilistische Umänderung der carreyschen Zeichnungen, d. h. durch eine umfassende Interpolation, vermeiden lassen. Wo nur Carrey oder nur Stuart vorhanden ist, war das Verfahren einfach; wo beide Zeichnungen nebeneinander vorliegen, ist freilich der stuartschen als der stilistisch genaueren der Platz im Text eingeräumt, jedoch unter steter Vergleichung der carreyschen Zeichnung, so dass alles das, was sich durch diese als Interpolation Stuarts erweist, im Texte weggelassen ist. Varianten geben auch hier die genaueren Belege und Nachweise.

Die Analogie dieser Behandlung mit der bei der Herausgabe klassischer Schriftsteller befolgten ist evident, sie wird vollends klar, wenn wir die „Textgeschichte" der Parthenonssculpturen einmal in die Sprache philologischer Technik übersetzen. Die Urhandschrift aus dem fünften Jahrhundert vor Christo, das Original des Verfassers selbst hat sich über 2000 Jahre ohne bedeutende Einbusse an Blättern erhalten, jedoch haben im Einzelnen Feuchtigkeit und andere äussere Einflüsse die meisten Blätter mehr oder weniger beschädigt, die Züge unleserlich gemacht, Lücken verursacht u. s. w. Gegen das Ende dieser Periode ist die Handschrift mehrfach benutzt und namentlich einmal (von Carrey), wenn auch nicht vollständig, so doch in sehr grossen zusammenhängenden Stücken abgeschrieben worden. Der Abschreiber war ungelehrt und interpolirte den Inhalt nicht, dagegen setzte er die alterthümlichen orthographischen und grammatischen Formen in die zu seiner Zeit gebräuchlichen um; einzelne Lesefehler kommen natürlich überdies vor. Einige Jahre, nachdem diese Abschrift genommen, ist die Urhandschrift durch einen Unfall arg zerstört worden; die Blätter sind aus dem Zusammenhange gerissen und zerstreut, manche verloren gegangen, andere zerfetzt, am Rande abgerissen oder sonst beschädigt worden. Eine Anzahl der besser erhaltenen Blätter und Lagen ward in diesem Zustande etwa 70 Jahre später (von Stuart) von neuem copiert, mit recht genauer Beibehaltung der orthographischen und grammatischen Formen, aber nicht ohne willkürliche Interpolation des Inhalts, namentlich Ausfüllung der Lücken; und zwar lässt sich die Willkür des Verfahrens noch an den erhaltenen, aber von dem Abschreiber nicht berücksichtigten Zügen und Buchstabenspuren des Originals und an der vollständigeren früheren Abschrift nachweisen. Der Herausgeber hat also überall die erhaltenen Originalreste zu Grunde zu legen, Abweichungen und Ergänzungen der Abschriften zu verzeichnen und die Lücken des Originals so auszufüllen, dass die ältere Abschrift für den Inhalt, die jüngere für die Sprachformen massgebend ist. In der Anordnung der Fragmente endlich wird die ältere Abschrift von besonderer Wichtigkeit sein, sonst aber der Inhalt und die Berücksichtigung der Analogie die Entscheidung geben müssen. Damit ist das Geschäft des *recensere* erfüllt. Es bleibt das *emendare* übrig, d. h. in diesem Falle die Wiederherstellung des ursprünglichen Zustandes des Originals auch über unsere Quellen hinaus, die Ergänzung mancher Lücken aus Conjectur, die Uebertragung der nur in der älteren Abschrift erhaltenen Fragmente in die Sprachformen des Originals u. s. w. Diese letztere Arbeit übersteigt aber (und hier ist die Archäologie im Nachtheile gegen die Philologie) die Kräfte des Archäologen, hier muss er sich bescheiden als Beirath des bildenden Künstlers, des eigentlichen Emendators, zu fungiren*).

*) Der Vortragende schloss noch einige Bemerkungen über die von ihm veranstaltete (demnächst vollendete) Ausgabe an, aus denen nur hervorgehoben werden mag, dass dieselbe auf 15 Tafeln in

Digitized by Google





ESCHEBACH & SCHAFFER, LEIPZIG.

Da Herr Dr. Graser und Herr Hofrath Urlichs, denen nach der Tagesordnung das Wort zunächst gehört hätte, nicht zugegen waren, trat für sie Herr Kunsthändler Eichler ein, um Bemerkungen über zwei der von ihm aufgestellten Gypsabgüsse mitzutheilen. Dieselben betrafen namentlich die unter dem Namen der „Clytia" bekannte weibliche Portraitbüste (Original im britischen Museum, s. Ellis Townley Gallery II, S. 19 fg.). Seit einiger Zeit ist die Controverse über antiken oder modernen Ursprung dieser vortrefflichen Arbeit aufgeworfen; Herr Eichler entschied sich durchaus für antiken Ursprung, während in einer sich anschliessenden längeren Discussion, an welcher die Herren Piper, Kleiber, Curtius, von der Launitz, Sauppe, Michaelis, Teichmüller, Conze sich betheiligten, die Meinungen der Versammlung sich sehr getheilt aber auch vielfach schwankend zeigten. Während die meisten sich zur Annahme modernen Ursprunges wenigstens hinneigten, glaubte Herr von der Launitz in der Büste ein antikes, aber modern überarbeitetes und dadurch wesentlich in seinem Charakter alterirtes Werk vermuthen zu dürfen. Dass der Blumenkelch, aus dem die Büste aufwächst, im wesentlichen jedenfalls mit ihr aus einem Stücke Marmor gearbeitet sei, wurde namentlich durch Herrn Eichler konstatirt.

Herr Staatsrath Becker aus Dresden legte sodann Abbildungen eines Terracottagefässes aus Olbia vor, dessen Vorderseite nach der Weise etwa der Zeit des vierten oder dritten Jahrhunderts v. Chr., vorn eine menschliche Gestalt oder hier vielmehr eine Gruppe vorgesetzt war. Eine Flügelgestalt mit hohen Schuhen trägt eine nackte weibliche Gestalt mit sich fort. Es wurde die Vermuthung ausgesprochen, dass die Darstellung als die einer hinraffenden Todesgöttin [1]) zu erklären sei.

Grossfolio den ganzen Parthenon (Architektur und Skulpturen) umfassen und von einem kurzen Text begleitet werden soll, der nach Art von Prolegomena die allgemeinen Fragen behandeln, die betreffenden schriftlichen Zeugnisse vollständig mittheilen und eine gedrängte Erklärung der Tafeln geben wird. Die Herstellung der Tafeln und die Beschaffung der vielen neuen Zeichnungen haben der Verlagshandlung (Breitkopf und Härtel) sehr bedeutende Opfer aufgelegt: wenn dennoch der Preis sehr niedrig gestellt werden und 5 Thaler nicht übersteigen soll, so ist dabei auf eine möglichst weite Verbreitung gerechnet. (A. C.)

[1]) Die in der Section vorgelegte Abbildung war nicht ganz genügend. Herr Staatsrath Becker hat die Güte gehabt zur Herstellung der diesem Abdrucke der Verhandlungen auf Tafel I und II beigegebenen Lithographieen eine Photographie uns nachträglich zur Verfügung zu stellen. Aus dieser ergibt sich nun, dass die Flügelgestalt nicht, wie in der Section angenommen wurde, weiblich ist; sie ist vielmehr unzweifelhaft männlich. Die ganze Gruppe wird damit in die Reihe der Darstellungen frauenraubender Windgötter, am bekanntesten Boreas mit Oreithyia, gerückt. Hierzu passen auch die Blumen unten am Boden; die Frau wird, wie so oft, beim Blumenlesen oder doch von blumiger Aue weggerafft. Für Boreas würde die Tracht der hohen Schuhe, die volle aus Chiton und Mantel bestehende Gewandung, endlich die dem aus dem barbarischen Norden herwehenden Windgott auch sonst gegebene Mütze wohl passen; doch steht dieser Benennung die für den Boreas wiederum durchaus nicht übliche Jugendlichkeit der Gestalt entgegen. Andrerseits ist mit einem jugendlichen Windgotte, wie Zephyros, die beschriebene Tracht nicht wohl zu reimen. — Zu der Abbildung ist hier nur noch nothwendig zu bemerken, dass die Rückseite des Gefässes mit ihrer Palmette in dem gewöhnlichen Schwarz und der Thonfarbe der spätern Vasen ausgeführt ist, die Vorderseite der beiden Figuren jedoch auf weissem über den Thon gelegten Grunde ursprünglich bunt bemalt war. Namentlich auf der Brust der nackten weiblichen Gestalt ist jetzt aber selbst der weisse Untergrund abgeblättert. Der verlorene Kopf dieser weiblichen Gestalt war offenbar abwärts gegen die rechte Schulter hin geneigt; das Haar war auf dem Scheitel in einen hohen Knauf zusammengebunden, welcher Knauf noch an der

Zum Schlusse dieser Sitzung wies der Vorsitzende auf eine Anzahl neuer Hilfsmittel für den archäologischen Unterricht hin und zwar zuerst auf das Modell der Akropolis von Athen von Herrn von der Launitz, in welchem ein ausserordentlich gelungenes, richtiges und wirklich künstlerisch behandeltes Bild einer der wichtigsten Oertlichkeiten alter Kultur und Kunst geboten sei. Abgüsse dieses Modells sind von dem Künstler selbst zu beziehen. Ebenso bietet derselbe Gelegenheit, grosse Abbildungen antiker Bau- und Bildkunstwerke zum Gebrauche bei Vorlesungen vor einem grossen Auditorium anfertigen zu lassen; man hat sich deshalb direct an ihn zu wenden. Einige dieser Abbildungen befanden sich im Sitzungszimmer ausgehängt, so dass die Brauchbarkeit derselben unmittelbar erkannt werden konnte. Ferner zeigte der Vorsitzende als ein weiteres Hülfsmittel zur Veranschaulichung der Unterrichtsgegenstände die grosse Sammlung von Papierabdrücken griechischer Inschriften verschiedener Zeit vor, welche Herr Münzconservator Achilleus Postolakkas in Athen für die Universität Halle in musterhafter Weise angefertigt hat. Es wurde hervorgehoben, dass die Formgeschichte des Alphabets an der Hand einer solchen Sammlung erst mit Erfolg sich darlegen lasse. Prof. Piper führte hierzu an, dass er im christlichen Museum der Universität Berlin solche Inschriftabdrücke zwischen doppelten Glasplatten eingeschlossen verwahre. Herr von der Launitz sprach von der Ausführbarkeit des Verfahrens, von solchen Papierabdrücken wieder Gypsabgüsse zu nehmen. Endlich wurden Brunns Vorlegeblätter für archäologische Interpretationsvorträge und Uebungen vorgelegt und aufgefordert, dieses nützliche und einem dringenden Bedürfnisse des akademischen Unterrichts in der Kunsterklärung entsprechende Unternehmen zu unterstützen. Anmeldungen nimmt Herr Prof. Brunn in München direct an.

Zweite Sitzung, Donnerstag, den 3. October.

Der Tagesordnung nach eröffnete Herr Director Frick aus Burg diese Sitzung durch eine Reihe von Bemerkungen über die sogenannte Schlangensäule zu Constantinopel. Der Vortragende ging namentlich auf drei Punkte ein, die Frage der Echtheit des ganzen erhaltenen Theiles des Werkes, die Frage nach der Art, wie die Reconstruction des ursprünglichen Zustandes zu entwerfen sei, endlich erörterte er, ob die Inschriften vollständig erhalten seien. Dethier habe geglaubt ausser dem von ihm, dem Vortragenden, Gelesenen noch andere undeutliche Buchstabenspuren zu erkennen. Hierauf hin sei das Original noch ein Mal von Herrn Prof. Bergmann aus Brandenburg untersucht, ohne dass sich aber jene Spuren gefunden hätten; auch der Abguss lasse Nichts der Art erkennen. Indem der Vortragende in Bezug auf Echtheit oder Unechtheit, altgriechischen oder byzantinischen Ursprung des erhaltenen Gewindes das Urtheil der Versammlung zu hören wünschte, während er selbst nach wie vor durchaus die Echtheit festhalten müsse, nahm Herr Professor Curtius aus Göttingen Gelegenheit, seinerseits zu constatiren, dass die Frage über die Entstehungszeit des erhaltenen

---

Brust des Räubers festsitzend erhalten geblieben ist. Auch von dem abgebrochenen linken Arme der Geraubten, welcher übergebogen mit der Hand zierlich ihr hinter ihr herabfallendes Gewand festhielt, ist ein Theil dieser Hand mit den von ihr ausgehenden Falten des gehaltenen Gewandes noch deutlich zu erkennen.

(A. C.)



Gewindes nach seiner Auffassung mindestens noch eine offene sei und begründete seine gegen die Echtheit geäusserten Zweifel. Die Diskussion führte zu keiner die Differenz der Ansichten erledigenden Verständigung. Zum Schlusse wurde der Wunsch laut, es möchten die verschiedenen möglichen Restaurationen in der archäologischen Zeitung veröffentlicht und besprochen werden.

Es erhielt hierauf Herr Professor Piper aus Berlin das Wort zu seinem angemeldeten Vortrage über

Die klassisch-epigraphischen Studien und Mittheilungen bei den Kirchenvätern und im Mittelalter.

(Da der Inhalt des Vortrags im wesentlichen seitdem in der Einleitung in die monumentale Theologie, Gotha 1867, erschienen ist (deren letzter Abschnitt die Geschichte der christlichen Epigraphik von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart umfasst); so beschränkt sich die gegenwärtige Mittheilung auf eine Skizzirung desselben mit Hinweis auf die Stellen des Buchs.)

Wenn in dieser Section epigraphische Fragen zur Sprache kommen sollen, so erscheint als eine Vorfrage, wie weit sie unter den archäologischen berechtigt sind. Nach der verschiedenen Begriffsbestimmung der Archäologie sind die Ansichten darüber bekanntlich getheilt. [1]) O. Müller hat in seinem Handbuch keinen Abschnitt über Epigraphik und die Archäologische Gesellschaft zu Berlin schliesst sie von ihren Verhandlungen aus. Jedoch nach der Auctorität, welche man in diesem Kreise geneigt ist, dem verewigten Gerhard einzuräumen (der zwar zuerst die Inschriften von dem Gebiete der Archäologie ausgeschlossen, dann aber der Einwendung von Braun und Preller nachgegeben hat), werden sie hier ein berechtigtes Unterkommen finden; und selbst wenn sie nach der Strenge der Satzung beanstandet wären, würden sie wohl vermöge des nahen Zusammenhangs mit den Kunstdenkmälern gastweise zugelassen werden.

Fragt man nach dem Anfang des eigentlichen epigraphischen Studiums, so kann er sehr neu angesetzt werden: jedenfalls ist dasselbe, was die Behandlung der Texte und die Fruchtbarkeit der Anwendung betrifft, seit Böckh und seinen Nachfolgern bei dem griechischen und lateinischen C. I. in eine neue Epoche eingetreten. Doch knüpfen die Neueren vor allem an Smetius an, der durch Strenge der Methode wie durch Umsicht und Genauigkeit der Bezeichnung als Gründer der Wissenschaft geehrt wird, aber auch nicht ohne bedeutende Vorgänger ist. Bis dahin vom patristischen Zeitalter ist in epigraphischer Leistung allerdings ein weiter Abstand. Wie es aber ebenso anziehend als unterrichtend ist den neuen Anfang epigraphischer Studien seit der Wiederherstellung der Wissenschaften, jene Vorstufe des 18. Jahrhunderts zu verfolgen, so bietet auch der erste Anfang im christlichen Alterthum und die Ausbreitung in den mittleren Zeiten mannigfaltiges Interesse, wenn man das Streben ansieht, welches dieses Stoffes sich bemächtigt, den Gebrauch oder auch Missbrauch, der davon gemacht ward.

1. Auch in dieser frühesten Zeit wie im Ausgang des Mittelalters ist man eher als auf christliche auf die *classischen* Inschriften aufmerksam, wovon allein hier die Rede ist. Und zwar in religionsgeschichtlicher Absicht werden sie von den Kirchenlehrern angeeignet. Es war schon der Apostel Paulus damit vorangegangen, da er seiner Rede zu Athen die Inschrift einer Ara, welche er dort gefunden, zum Grunde legt. Es scheint, dass er sie nicht

[1]) Vergl. Einleitung in die monumentale Theologie S. 46.

buchstäblich genau angeführt hat; doch die Anwendung, die er davon macht, ist dem Sinne nach getreu, entsprechend jener Erweiterung und Umbildung der alten Religionen, welche aus dem Streben nach Universalismus seit Alexander dem Gr. hervorgegangen war.[1]. Zuerst nun, abgesehen von Justin dem Märtyrer und dem missverständlichen Gebrauch, den er von einer Inschrift auf den Semo Sancus gemacht, hat vornehmlich Clemens von Alexandrien der Inschriften sich bedient in seinen grossen Streitverhandlungen sowohl wider die Heiden als wider die Häretiker.[2] Unter den letztern misst er diejenigen, welche aus vermeintlich höherer Erkenntniss des Sittengesetzes sich überhoben, mit der im Alterthum vielbesprochenen Grabschrift Sardanapals, welche dessen Wandel und Gesinnung offenbare: *ταῦτ' ἔχω ὅσσ' ἔφαγον* etc. Wider die Religionslehren der Heiden aber benutzt er ihre Inschriften, wenn er z. B. aus der Grabschrift des Hippo, den im Tode die Moira den unsterblichen Göttern gleich gemacht habe (*τὸν ἀθανάτοισι θεοῖσιν Ἶσον ἐποίησεν Μοῖρα καταφθίμενον*), folgert: also seien die Götter nichts anderes als sterbliche Menschen gewesen, — ein Schluss, dessen Bündigkeit bestritten werden mag, selbst mit Hinweis auf die biblische Erklärung, dass die Menschen nach dem Tode unsterblich und *ἰσάγγελοι* sein würden (Luc. 20, 36), womit auch nicht gesagt ist, dass die Engel nichts anderes als Menschen gewesen seien. Und aus dem Umstand, dass Phidias den Preis seines Lieblings an die Statue des Zeus geschrieben (*Παντάρκης καλὸς*) folgert er, dass dem Künstler dieser Gegenstand selbst, der Stoff, woraus er die Gottheit gebildet, verächtlich gewesen sei. Doch führt er auch eine Inschrift im entgegengesetzten Sinne an, welche die Scheu vor dem Heiligthum bekundet:

ἁγνὸν χρὴ νηοῖο θυώδεος ἐντὸς ἰόντα
ἔμμεναι· ἁγνείη δ' ἔστι φρονεῖν ὅσια,

als Zeichen der auch unter den Heiden verbreiteten göttlichen Wahrheit. — In der Auseinandersetzung christlicher und heidnischer Sitte führt Tertullian eine Inschrift aus dem Circus maximus an, welche eben ausgegraben worden: wonach der Ort dem Consus und andern Göttern geweiht war. Also, schliesst er, stammen die Circusspiele aus dem Götzendienst und die Christen haben ihren Besuch zu meiden.

Beide Kirchenlehrer nebst manchen anderen Apologeten haben die Sage von dem Grabe Jupiters auf Kreta sich nicht entgehen lassen zum Zeugniss wider dessen Gottheit. Lactantius aber, gleichfalls zur Bestreitung des Heidenthums, theilt in einem grösseren Excerpt aus Ennius auch die Grabschrift *ΖΑΝ ΚΡΟΝΟΥ* mit zum Beweise, dass Jupiter ein gewöhnlicher Mensch gewesen.[3]

Hiergegen findet sich im 4. Jahrhundert nun auch eine Berücksichtigung heidnischer Inschriften in geschichtlichem Zusammenhange, sei es für die Kirchengeschichte oder für die allgemeine Chronik. So gibt Eusebius in seiner Kirchengeschichte Abschrift von dem Edict des Kaisers Maximinus, welches an die unter ihm stehenden Heiden zur Aufmunterung der Christenverfolgung erlassen war, nach dem Exemplar von einer eisernen Säule zu Tyrus. Und Hieronymus unter den Zusätzen aus der römischen Literatur zur Chronik des Eusebius hat die Grabschrift Virgils (*Mantua me genuit* etc.), wahrscheinlich aus des Suetonius untergegangener Schrift De poetis. — Einen geschichtlichen Boden, aber so dass die Geschichte in den Dienst der Glaubenswahrheit gestellt ist, nemlich zur Bestätigung der göttlichen Verheissungen, hat die Schrift unter dem Namen des Prosper, de promissionibus (um 430): sie

[1] Ebendas. S. 10. 12. [2] S. 819 ff. [3] S. 133. 823.



theilt in dieser Absicht eine Tempelinschrift mit, welche der Verfasser selbst bei feierlichem Anlass entdeckt hatte. Es wurde nemlich der Tempel der Caelestis zu Carthago, welcher eine Zeit lang verschlossen und vernachlässigt gewesen, durch Bischof Aurelius (392—429) unter Kaiser Honorius zu einer christlichen Kirche geweiht. Der Verfasser, damals noch ein Jüngling, war mit seinen Genossen zugegen: und wie sie neugierig in allen seinen Einzelheiten das grossartige Bauwerk betrachteten, fielen ihnen als etwas Wunderbares und Unglaubliches die grossen ehernen Buchstaben der alten Inschrift des Frontispiz in die Augen: *Aurelius pontifex dedicavit.* Nun las auch das Volk und verwunderte sich, da man eine providentielle Fügung in der Anwendbarkeit dieser Inschrift auf die eben gefeierte Kirchweihe erkannte, welche auch durch einen Aurelius als Pontifex (Bischof) vollzogen wurde.[1])

Ein Jahrhundert später verzeichnet ein christlicher Topograph, Kosmas der Indienfahrer, die griechische Inschrift von Adule, dem Hafen von Axuma, welche er, der Reisende, für den König der Axumiten Elesbaan auf Ersuchen des Präfecten abgeschrieben hatte: in seiner Erdbeschreibung aber theilt er sie mit zum Beweise, dass Ptolemäus die Enden Aethiopiens gekannt habe. Er hat jedoch zwei neben einander stehende Inschriften, die um Jahrhunderte getrennt sind, durch eine Lücke irre geführt, in eins gezogen: die eine auf der Tafel von Ptolemäus Euergetes; die andere auf dem Sessel, von einem Könige der Axumiten, der ihn geweiht hatte.[2])

2. Wenn wir hiernächst im Abendlande, mit Uebergehung der bekannten Sammlung stadtrömischer Inschriften aus dem klassischen und christlichen Alterthum durch den Mönch von Einsiedeln, dem späteren Mittelalter uns zuwenden, so bietet das zwölfte Jahrhundert manche interessante Spur der Werthschätzung alterthümlicher Inschriften, freilich aber auch der Verwahrlosung epigraphischen Verständnisses. In ersterer Beziehung ist vor allen Johann von Salisbury zu bemerken, der in seinem Policraticus (vom J. 1156) davon ausgeht, dass ohne Gebrauch der Schrift alle Kunde früherer Zeiten erloschen sei. Z. B. die Triumphbögen dienen berühmten Männern alsdann zum Ruhm, wenn eine Inschrift den Namen und die Ursache lehrt: den *liberator patriae, fundator quietis* erkennt erst dann der Beschauer, wenn die Inschrift als Triumphator den Constantinus anzeigt, den unser Britannien erzeugt hat. Es sind Worte von seinem Triumphbogen in Rom. — Gleichfalls als Augenzeuge spricht Rupertus von Deutz über eine Inschrift des dortigen Kastells, auf welches er für sein Kloster Anspruch machte, und führt aus ihr einen historischen Beweis. Die Meinungen über die Gründung des Kastells, sagt er, sind verschieden, da die Einen es für ein Werk des Julius Cäsar halten, die Andern es zur Zeit als Kaiser Constantius und sein Sohn Constantinus den Feldzug in Gallien machten, von letzterem nach Besiegung der Franken erbaut sein lassen. Dass diese Meinung die richtigere sei, beweiset eine Inschrift, die vor nicht vielen Jahren auf einer Steintafel unter Mauerresten gefunden ist, zwar zerbrochen, doch so, dass ihre Theile zusammengefügt werden konnten und folgendermassen lautet: *Constantinus Pius Rom. Imp. Augustus devictis Francis castrum Vitensium in terris eorum fieri jussit* etc.[3])

Freilich bezeichnet das zwölfte Jahrhundert auch einen Wendepunkt in der Zulassung der Quellen für die Geschichte: es strömt die Fabel ein und dabei wird auch epigraphisches Material verwendet, sei es dass Inschriften falsch ausgelegt oder ganz erdichtet werden[4]), besonders stark darin sind zwei beschreibende und erzählende Werke, welche das Erlöschen

[1]) S. 823 f. [2]) S. 827. [3]) S. 841 f. [4]) S. 842 f. 905.

des historischen Sinnes ahnen lassen: die Mirabilia urbis und die Gesta Treverorum. Die letzteren bringen für die Urgeschichte der Stadt Trier die Grabschrift ihres angeblichen Gründers, des Trebetes, Sohnes des Ninus bei, die sein Sohn Hero ihm gesetzt habe; nach Otto von Freising ist sie zu dessen Zeit gefunden. Eine Probe der falschen Auslegung in den Mirabilien ist die Behauptung, dass der vaticanische Obelisk mit der Aufschrift *divo Caesari* etc. dem Andenken Cäsars geweiht sei; es steht aber dabei *d. Julii filio Augusto.* Auch wird eine Inschrift zur Bestätigung angeführt, dass seine Asche oben in der Kugel des Obelisken ruhe; aber die Kugel kann niemals dergleichen aufgenommen haben. — Ein merkwürdiges Beispiel falscher Lesung, wo eine klassische Inschrift einer Mönchsgeschichte zum Vorwand dienen muss, bietet die Chronik von Novalese aus dem 11. Jahrhundert; sie erzählt von dem Bogen zu Susa: der Patricier Abbo, welcher im J. 726 n. Chr. das Kloster gegründet, habe durch die Inschrift auf beiden Seiten des Bogens sein Vermächtniss an das Kloster verewigt, damit dessen Ehre allen Reisenden auf dem Wege zwischen Italien und Frankreich kund werde und im Fall dereinstiger Zerstörung die wiederherstellenden Mönche das Verzeichniss der Besitzungen dort fänden; die wirkliche noch vorhandene Inschrift aber enthält die Widmung des Bogens zu Ehren des Augustus vom J. 745 a. u. Und eine sonderbare Ergänzung der Inschrift zu Pierre Tertuis, welche anfängt *Numini Augus[t..um] via [duc]ta per* etc. bietet die Chronik eines Dominikaners zu Basel aus dem 13. Jahrhundert, einen Vers, der dort nicht gestanden hat, der aber auch noch in einer anderen ebenso ungegründeten Leseart aus dem 16. Jahrhundert überliefert ist.[1]) Ob den Mönch von Basel, der wohl nicht selbst nachgesehen hat, irgend eine Schuld an der willkürlichen Lesung trifft, lässt sich nicht ermessen; jedenfalls darf man aus solchem Anlass diese Dominikanermönche nicht mit Mommsen *caecutientes* und *petulantes* schelten, welche durch Jahrhunderte um die Geschichtschreibung sich verdient gemacht haben.

3. Die Wiederherstellung der klassischen Literatur seit dem 14. Jahrhundert führt nun auch zu einer *zusammenhängenden* Erforschung der körperlichen Reste des Alterthums, und zwar nächst den Kunstwerken auch der Inschriften. Zwar der anerkannte Führer der Humanisten, Petrarca, war dieser Aufgabe nicht gewachsen. Er hatte wohl lebhafte Sehnsucht nach Rom und seinen Alterthümern und pries ihre Herrlichkeit als er sie gesehen (zum ersten mal im J. 1337); aber er begnügte sich zu bewundern, was er sich bewusst war nicht zu erkennen, — wie Panvinio ihm nachsagt. Ja er liess durch die Fabeln des Mittelalters sich bestimmen, wo er die Wahrheit inschriftlich vor Augen hatte: so nennt er die Pyramide an der Porta Ostiensis das Grabmal des Remus, obwohl der Name des Cestius mit grossen Buchstaben darauf zu lesen ist; weshalb er von Poggio, dann auch von Mabillon zurechtgewiesen wird.[2]) — Bald darauf macht Leonardo Bruni Aretino, der Geschichtschreiber von Florenz, durch Lesung und historische Benutzung einer alten Inschrift sich bemerklich: als er im J. 1414 in Constanz sich aufhielt und nach dem Ursprung der Stadt forschte, worüber er von keinem der Bürger Auskunft erhalten konnte, fand er eine Inschrift, die niemand hatte lesen können, und darin die Anzeige von der Wiederherstellung des *munic. Vitudurensis* (im J. 294); er schloss daraus, die Stadt habe früher Vitudura geheissen, worauf Constantius Chlorus ihr seinen Namen geliehen habe.[3]) Die Ableitung des Namens Vitudura ist evident, aber nicht für Constanz: es ist die Stadt Winterthur, von wo der Stein, der noch vorhanden ist, dorthin versetzt sein wird.

[1]) S. 842 f. 905. [2]) S. 651. 657. 879. [3]) S. 859.

Die zusammenhängende epigraphische Forschung unter den Humanisten aber beginnt mit **Ciriaco** und **Poggio**. Von dem ersteren ist ein bedeutendes Wort an der Schwelle der neuen Zeit, als er zu Vercelli bei antiquarischer Nachforschung in einer alten Kirche von einem unwissenden Priester gefragt wurde, was er treibe, antwortete er: er habe aus den pythischen Orakeln gelernt, zuweilen die Todten aus der Unterwelt zu erwecken. — In derselben Richtung war Poggio thätig, da er sowohl in Rom als in der Umgegend die Alterthümer erforscht und Inschriften aufgedeckt und gesammelt hat, wobei er auch die Sonnenhitze nicht scheute. Ueberdies ist er der erste, der für die stadtrömischen Inschriften eine literarische Quelle vermittelt, da er von der gedachten Sammlung des Mönchs von Einsiedeln eine Abschrift aus einem deutschen Kloster gehabt hat, worin die letzten Inschriften (von No. 48 an), nicht aber die fünf ersten fehlten; das lässt der Befund bei den nachfolgenden Epigraphikern ersehen, worauf schon Mommsen aufmerksam gemacht (vor Auffindung der Sammlung Poggios durch De Rossi) und welches seitdem genauer durch Henzen nachgewiesen ist. Eine Spur dieser Abschrift habe ich bei Traversari gefunden, der bei sich zu Florenz das Stück einer Handschrift gehabt hatte, „einen sehr alten Quaternio, worin viele Epigramme der Stadt Rom geschrieben sind, nicht mit grossen, sondern mit gewöhnlichen Buchstaben." Von Rom aus beauftragte er seinen Bruder, darnach zu suchen und ihn an Poggio zurückzugeben.[1])

Schliesslich möge noch ein Name mit Ehren genannt werden, am Ausgangspunkt der christlichen Epigraphik: des **Maffeo Vegio**, Canonicus der Peterskirche († 1417), der gleich dem Traversari mit den Humanisten in Verbindung stand uud klassische Bildung mit Eifer und Erfolg sich angeeignet hatte. So forschte er auch eifrig nach klassichen wie christlichen Alterthümern. Und er hat an einem Ort, wo man es nicht erwartet und der deshalb den Epigraphikern entgangen zu sein scheint, in seinem Werk von der Erziehung, zwei heidnische Inschriften aufgenommen. Die eine bezieht sich auf das Nähren der Kinder, da er die Mütter ermahnt, selbst es auszuüben. Auch heidnischen Frauen sei dies zum Ruhme gerechnet: „darüber belehrt uns jene schöne Inschrift, die ich auf einem marmornen Grabstein in der Kirche des Johannes und Paulus gefunden: *Gratiae Alexandrinae insignis exempli ac pudicitiae quae etiam filios suos propriis uberibus educavit*, *Pudens Aug. libertus maritus.*" An demselben Ort hat Mazocchi die Inschrift copirt, und aus ihm ist sie in die spätern Sammlungen übergegangen. Das Hauptwerk des Vegio aber zur christlichen Altertbumskunde ist die Beschreibung der Peterskirche mit zahlreichen Inschriften des christlichen Alterthums und des Mittelalters, worunter manche (wie die aus einem Anbau von S. Peter, der Grabkirche des Paulus vom Ende des 4. Jahrhunderts, die er kurz vor ihrem Abbruch durchforschte) von ihm allein überliefert sind. Aber auch dort hat er vorchristliche Denkmäler Roms berücksichtigt. Man sieht wie sie an's Licht kommen, aber auch wie sie verschwinden unter der Barbarei der Zeitgenossen. Drum mögen wir jenen eifrigen Alterthumsforschern danken, dass sie als die ersten für ihr Theil der Zerstörung entgegen gearbeitet haben; wie Poggio selbst, da er die Inschriften unter Gestrüpp hervorbrachte, für seinen Zweck erklärt: „dass wenn die Denkmäler durch die Völker zerstört würden, wenigstens das Andenken der Inschriften bliebe."

Nach einer gelegentlichen noch an den Vortrag anknüpfenden Bemerkung des Herrn Director **Eckstein** legte Herr Hofrath **Urlichs** Antiken der Würzburger Sammlung vor, nämlich das Marmorfragment einer kleinen Wiederholung der sogenannten Pasquinogruppe,

---

[1]) S. 862.

ferner Henkel von Glasgefässen mit der Inschrift des Artemos von Sidon, dann Fragmente einer grösseren Glasvase mit Kämpfergruppen und endlich eine aus Brüls Besitze herstammende Paste, eine Replik des Blacas'schen Karneols mit Orestes und Pylades; für letztere wurde die Frage über antiken oder modernen Ursprung aufgeworfen. Herr von der Launitz sprach sich besonders für die Echtheit aus. Herr von der Launitz begründete sodann in freiem Vortrage seine von der bisher üblichen abweichende Restauration der sog. Pasquinogruppe; die Restauration war ausgeführt an einem Abgusse des erwähnten Würzburger Fragmentes. Der vortragende Künstler führte zunächst die erhaltenen Wiederholungen der Gruppe auf, kritisirte die mit ihnen vorgenommenen Ergänzungen und begründete dann also die seinige, die namentlich in der Haltung des Kopfes, wofür der Pasquino selbst den Anhaltspunkt bietet, und in dem Ruhen der rechten Hand des Todten auf der linken Schulter des Aias, auf welches am deutlichsten das Würzburger Fragment, kenntlich genug aber auch das eine Florentiner Exemplar führt, der Gruppe durch die Ueberlieferung beglaubigte und nur bisher meist unbeachtet gebliebene Schönheiten wiedergiebt. Eine Lücke, die sich bei Betrachtung der Gruppe von hinten zeigt, glaubt Herr von der Launitz, geleitet durch eine Bruchfläche an den Beinen im Vatikan, mit einem Schwerte am besten auszufüllen. (Für das Ausführlichere können wir jetzt auf das inzwischen erschienene Winckelmannsprogramm des Vereins von Alterthumsfr. im Rheinlande, Bonn 1867. verfasst von Urlichs und von der Launitz, verweisen.) Herr Professor Michaelis fügte noch hinzu, dass auch an dem römischen Exemplare, dem eigentlichen Pasquino, die Spur der Hand des Todten auf der Schulter noch zu erkennen sei.

Herr Professor Wolf verzichtete auf das Wort zu Gunsten des Herrn Dr. Graser aus Magdeburg, welcher über das antike Rudersystem sprach.

Der Vortragende setzte zunächst die hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten der Einrichtung des Ruderwerks der antiken Kriegsschiffe auseinander, wie er dieselben in seiner Schrift De veterum re navali dargestellt und an dem Modell eines Athenischen Fünfreihenschiffes zur Anschauung gebracht hatte, das im Antiquarium des Berliner Museums aufgestellt ist. Es haben sich danach zwischen den einzelnen Reihen keine Decke befunden, vielmehr waren die letzteren derart arrangirt, dass die Profile der Ruderer der mittleren Reihe bei einem Dreireihenschiffe (τριήρης, triremis) mit ihrem oberen Theile in die Zwischenräume der oberen Reihe, und mit ihrem unteren Theile in die Zwischenräume der einzelnen Läufe der unteren Reihe hineinragten. Während so die Reihen der Ruderer senkrecht über einander lagen, war die Schiffswand oben ein wenig nach aussen geneigt, so dass bei den oberen, längeren Rudern auch der innerhalb des Schiffes befindliche Theil länger war als bei den unteren Rudern, und somit bei allen Rudern des Schiffes stets das gleiche günstige Hebelverhältniss vorhanden war. Ausserdem waren die inneren Theile aller Ruder entweder durch grössere Holzdicke oder durch Beschwerung mit Blei ins Gleichgewicht gebracht und liessen somit alle eine gleichmässige leichte Handhabung zu. Die Darstellung des Ruderwerks auf den Marmorreliefs und den pompejanischen Wandgemälden ist meistens vollständig treu, weil die Grösse derselben gestattet, die Zwischenräume der Ruder genau darzustellen, und namentlich ist das von Lenormant in Athen gefundene Bruchstück des mittleren Theils einer Triere so genau gehalten, dass diese Darstellung mit den Rissen des Berliner Modells vollständig congruirt. Auf kleineren Darstellungen dagegen wie auf Gemmen und Münzen hat man des unzureichenden Raumes wegen oft die absolute Treue absichtlich verletzt, um dafür das charakteristische



des Eindrucks der Schiffsarten schärfer hervorheben zu können, und auch für die Beurtheilung dieser Eigenthümlichkeiten ward eine genaue Kenntniss der heutigen Marine des mittelländischen Meeres aus eigner Anschauung, wie auch genaues Studium der mittelalterlichen Galeren als unerlässlich bezeichnet. Schliesslich ward noch die neueste Schrift über das Seewesen der Alten, und zwar die einzige, welche nach den Arbeiten des Vortragenden auf diesem Gebiete veröffentlicht ist, eine in Greifswald erschienene Dissertation von Zöller dahin charakterisirt, dass sie fast ausschliesslich von lexicographischen Gesichtspunkten aus Zusammenstellungen der Stellen alter Schriftsteller gibt, in welchen die Namen verschiedener Schiffsgattungen vorkommen, ohne übrigens Schlüsse daraus zu ziehen, und dass sie das Ruderwerk, die Rumpfconstruction und die Takelage gar nicht in den Bereich der Erörterung zieht, in allen diesen Punkten vielmehr die Resultate der Arbeiten des Vortragenden, wie sie am Berliner Modell zur Anschauung gebracht worden sind, einfach stillschweigend adoptirt.

Es blieb noch eine knapp gemessene Zeit für den Vortrag des Herrn Oberlehrers Hermann aus Berlin über das römische Pilum, erläutert durch Vorlegung von Modellen.

Der Vortragende äusserte sich zuerst dahin, dass er besonders deshalb über diesen Gegenstand spreche, weil die Ansicht von der Gestalt des römischen Pilums, welche er aus einer sorgfältigen Betrachtung der bezüglichen Hauptstellen der griechischen und römischen Klassiker gewonnen, von der in der neueren Zeit geltend gewordenen bedeutend abweiche. Er wolle bei der Beschränktheit der Zeit dieselbe in möglichster Kürze geben und sie durch zwei möglichst genau nach den Angaben der Klassiker angefertigte Modelle in verjüngtem Massstabe zu erläutern versuchen. Er lege seiner Betrachtung die bekannte Stelle aus dem 6. Buche des Polybius zu Grunde, welche die älteste und zugleich genaueste Beschreibung dieser Waffe enthalte. Drei Punkte seien es, auf welche man in derselben seine Aufmerksamkeit richten müsse: 1) die Beschaffenheit des Schaftes, 2) die Beschaffenheit der Spitze und 3) die Art und Weise der Verbindung beider Theile. Was den ersten Punkt betreffe, so sage Polyb., dass der Schaft, wenn er rund war, einen Durchmesser, wenn viereckig, die Seiten von einer Handbreite gehabt habe. Der Vortragende spreche nur von den grösseren (*στερεώτεροι*), nicht von den kleinen (*λεπτοί*). Ausserdem sage Pol., dass die Länge des Schaftes ohngefähr 3 Ellen (*ὡς τρεῖς πήχεις*) gewesen sei. Wenn Polybius sage, dass der Durchmesser oder die Seitenbreite *παλαιστιαῖα* gewesen, so sei er der Ansicht, dass Polybius damit nur die Stärke des unteren Endes des Schaftes gemeint, dass aber derselbe nach dem Urtypus einer Lanze, einem jungen Baume, von unten nach oben verjüngt zugelaufen sei, bis zu dem Punkte, wo er sich an die Spitze anschloss. Wie diese Verjüngung gewesen, ergebe sich aus dem 2. Punkte, der Beschaffenheit der Spitze. Von dieser sage Polyb., sie sei mit Widerhaken versehen (*ἀγκιστρωτόν*) und habe eine gleiche Länge als der Schaft, also drei Ellen. Was nun die Widerhaken betreffe, so sei er der Ansicht, dass darunter nur kleine, mit einem scharfen Instrument in das glühende Metall gemachte Einschnitte zu verstehen, denn diese seien ausreichend, um das Herausziehen aus einem festen Gegenstande zu verhindern; grosse Widerhaken dagegen hinderten unter allen Umständen das Eindringen, und dies zu erleichtern sei auf jeden Fall, besonders bei einem Wurfgeschoss, das wichtigste. Wie die Spitze sonst beschaffen sei, ergebe sich erst bei der Betrachtung des 3. Punktes: die Art und Weise der Verbindung beider Theile. Von dieser sage Polyb. zuerst, dass die Spitze bis zur Mitte der Schäfte in das Holz eingelassen sei (*ἕως μέσου τῶν ξύλων ἐνδέοντες*), das

heisse also $1^1/_2$ Ellen tief, denn daran werde hoffentlich Jeder, der nur einige Vorstellung von Technik habe, nicht denken, dass das *ἕως μέσου τῶν ξύλων* auf die Stärke des Schaftes zu beziehen wäre. Aus dem *ἐνδέοντες* (*scilic. τὸ βέλος*) *ἕως μέσου τῶν ξύλων* gehe aber unzweifelhaft hervor, dass das Holz das Eisen, nicht das Eisen das Holz umgeben habe. Ferner sage Polybius, dass die Verbindung der eisernen Spitze äusserst haltbar gewesen und sich nicht gelockert habe, wenn nicht das Eisen zerbrochen, obgleich es an seinem Stammende und da, wo es sich an das Holz anschliesse, $1^1/_2$ Finger stark gewesen sei (*καίπερ ὄντα τὸ πάχος ἐν τῷ πυθμένι καὶ τῇ πρὸς τὸ ξύλον συναφῇ τριῶν ἡμιδακτυλίων*). In dem eigenthümlichen Ausdruck *ἐν τῷ πυθμένι* finde er eine Hindeutung auf die einem jungen Baume ähnliche, von unten nach oben sich verjüngende Form sowohl der Spitze als des Schaftes des Pilums und er nehme deshalb an, dass Pol. den Theil des Eisens, welcher in dem Schafte steckte, gleichsam als die Wurzel betrachtet habe. Diese sei wahrscheinlich platt geschmiedet und eine bis zwei Linien stark gewesen. Ebenso nehme er demgemäss an, dass der Schaft, da wo er sich an das Eisen anschloss, $1^1/_2$ Dactylen stark gewesen sei, und sich also von unten, wo seine Stärke *παλαιστιαῖα* war, bei einer Länge von 3 Ellen, bis zu der Stelle, wo er sich an das Eisen schloss, bis zu $1^1/_2$ Dactylen verjüngt habe.

Wenn man so bei der Reconstruction des Pilums verfahre, so entstehe ein eigenthümlich übereinstimmendes Verhältniss zwischen der Stärke und Länge des Pilums. $1^1/_2$ Ellen sei der untere Theil des Schaftes lang, $1^1/_2$ Ellen der Theil, in welchem die Wurzel des Eisens stecke, $1^1/_2$ Ellen die freistehende eiserne Spitze. Ebenso sei das Verhältniss hinsichtlich der Stärke; wenn man statt der griechischen Ausdrücke nach den Berechnungen von Hultsch preussische Zolle setze, so betrügen $1^1/_2$ Dactylen 1,01 Zoll; die *παλαιστή* 2,95, das Mittelglied müsse man sich ergänzen. Wenn man nun im Verhältniss zu den $1^1/_2$ Dactylen für das Mittelglied 2,02 Zoll annehme und also das untere Glied = 3,03 Zoll setze, so entstehe eine Differenz von 0,08 oder $^1/_{12}$ Zoll, und genauer lasse sich wohl ein solches Verhältniss kaum angeben. Demnach betrage also die Länge des ganzen Pilums nach den Berechnungen von Hultsch 79,56 pr. Zoll oder 6 F. $7^1/_2$ Zoll, die des mittleren Drittheils 26,52 pr. Zoll oder 2 F. $2^1/_2$ Z., die der Spitze eben so viel.

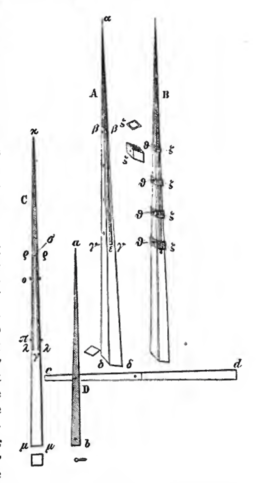
Es handle sich nun noch um die Art und Weise, wie die Verbindung des mittleren Theils, das heisst des Eisens und Schaftes befestigt worden sei. Zunächst sei der Vortragende der Ansicht, dass der Schaft in der Mitte bis zur Hälfte seiner Länge, also 2 F. $2^1/_2$ Zoll tief durchschnitten und der platt geschmiedete untere Theil der Spitze in denselben eingefügt worden. Nach der Angabe des Pol. seien nun über die mittlere Stelle, wo der Stiel des Speereisens in den Schaft geschoben wurde, ziemlich dicht aneinander Ringe oder Bänder von Metall gezogen, diese sammt dem Schaft und Stiel durchbohrt und durch Niete das Ganze auf das Festeste mit einander verbunden worden. Das finde er in den Worten: *οὕτως ἀσφαλίζονται βεβαίως, ἕως μέσου τῶν ξύλων ἐνδέοντες, καὶ πυκναῖς ταῖς λαβίσι καταπερονῶντες, ὥστε κτλ.*

Daraus ergab sich für den Vortragenden folgende Gestalt der Pilums-Figur: *A* bezeichnet das Pilum, nachdem der Stiel der Spitze in den Schaft geschoben ist. *B* nachdem die Ringe oder Bänder (*λαβίδες*) über dasselbe gezogen und durch Niete befestigt sind. Bei Fig. *A* sei *α—ββ* die Lanzenspitze, bei *ββ* schliesse sich der Schaft an die Spitze (*ἡ συναφή*), von *ββ—δδ* reiche der Schaft, welcher in der Mitte bis zur Hälfte (*ββ—γγ*) durchschnitten und



in den dann der Stiel des Speereisens ε hineingeschoben sei. Figur *B* stelle das Pilum vollständig dar; ζ ist die λαβίς, das Band, ϑ die περόνη, der Niet.

Ein so beschaffenes Pilum wiege nach der Berechnung des Oberlehrers Dr. Martus in Berlin 5—$7^1/_4$ Pfund und habe am Schwerpunkt eine Stärke von noch nicht 6 Zoll, so dass es einerseits für einen kräftigen Arm nicht zu schwer und für eine mässig lange Hand leicht zu umspannen sei. Er habe nur die viereckige Form gegeben, und zwar, da sich Pol. nicht bestimmt ausdrücke, die des Parallelogramms, nicht die eines Quadrates.



Die Stelle des Dionysius von Halicarnassos enthalte in den Hauptpunkten eine Bestätigung seiner Ansicht. Dieser sage im fünften Buche seiner römischen Geschichte, dass die Schäfte der römischen Pilen sehr lang, die ganze Hand ausfüllend und nicht unter drei Fuss gewesen seien (ξύλα προμήκη τε καὶ χειροπληθῆ τριῶν οὐχ ἧττον ποδῶν). Dionys. nenne sie unbedingt deshalb χειροπληθῆ, weil sie stärker als die gewöhnlichen Lanzen gewesen, und χειροπληθῆ stimme mit der eben gegebenen Berechnung auch in sofern überein, als die Stelle des Schaftes, wo der Schwerpunkt lag, ohngefähr einen Umfang von 6 Zoll gehabt. Was den Ausdruck: οὐχ ἧττον τριῶν ποδῶν betreffe, der scheinbar nicht mit Pol. übereinstimme, so werde davon später die Rede sein. Hinsichtlich des Speereisens aber werde seine Auslegung der Worte des Pol. dadurch bestätigt, dass Dionys. sage: σιδηροῦς ὀβελίσκους ἔχοντα (*scil.* ξύλα) προύχοντας κατ' εὐθεῖαν ἑκατέρου τῶν ἄκρων. Mit ὀβελίσκος könne man unmöglich eine Speerspitze bezeichnen, welche, wie die gewöhnlichen Lanzenspitzen, erst stärker, dann schwächer und nach dem Schafte zu wieder stärker würden — und auch der Ausdruck κατ' εὐθεῖαν u. s. w. scheine ihm dasselbe zu bedeuten. Zugleich gehe aus den Worten: ἐκ τῶν καταπεπηγμένων παρὰ ταῖς σκηναῖς ὑσσῶν hervor, dass das Pilum im Lager in die Erde gesteckt wurde und dass es deshalb, wenn man auch von der Analogie mit der römischen Reiterlanze, von der Pol. ausdrücklich sage, dass sie zu seiner Zeit einen Schuh (σαυρωτήρ) gehabt, absehen wolle, mit einer Metallspitze am unteren Ende versehen gewesen, was man auch schon aus Liv. II 65, *fixis in terram pilis*, folgern könne.

Von einer wichtigen Veränderung in der Construction des Pilums spreche Plutarch, wenn er im Leben des Marius erzähle, dass dieser eine Neuerung in dieser Hinsicht gemacht (καινοτομηθῆναι τὸ περὶ τοὺς ὑσσούς). Er sage, dass das Holz in das Eisen gefügt und dass diese Einfügung durch zwei Niete befestigt worden sei. Dies sei das Umgekehrte von

dem, was Pol. überliefere, der bestimmt sage, dass das Eisen ins Holz eingesetzt worden. Auf welche Weise diese Einfügung des Holzes in das Eisen geschehen, gehe aus dem Folgenden hervor. Plut. sage nämlich: Früher war die Einfügung mit zwei eisernen Nägeln vermittelt. Mar. liess nun den einen, wie er war, den andern aber nahm er heraus und setzte statt dessen einen aus leicht zerbrechlichem Holze verfertigten ein (*τότε δὲ ὁ Μάριος τὴν μέν, ὥσπερ εἶχεν, εἴασε, τὴν δὲ ἑτέραν ἐξελὼν ξύλινον ἧλον εὔθραυστον ἀντ' αὐτῆς ἐνέβαλε*), indem er bewirken wollte, dass, wenn das Pilum in den Schild des Gegners einschlug, durch das Zerbrechen des hölzernen Nagels eine Biegung am Eisen entstehe (*τεχνάζων προσπεσόντα τὸν ὑσσὸν τῷ θυρεῷ τοῦ πολεμίου, μὴ μένειν ὀρθόν, ἀλλὰ τοῦ ξυλίνου κλασθέντος ἥλου καμπὴν γίγνεσθαι περὶ τὸν σίδηρον*). Wie konnte aber, so frage man sich unwillkürlich, durch Zerbrechen des einen Holznagels, welcher den Schaft mit dem Speereisen zusammenhielt, eine Krümmung am Eisen entstehen? Die Antwort sei: Das Eisen verbog sich auch nicht und sollte sich auch nicht verbiegen, sondern Plut. versteht unter *καμπὴν γίγνεσθαι περὶ τὸν σίδηρον* Folgendes: Seit der Zeit des Pol. bis auf Marius war die Construction des röm. Pilums verändert worden. Man hatte die alte, von Pol. beschriebene Verbindung des Schaftes mit der Spitze dadurch beseitigt, dass man, wie die Figur *C* zeigt, den unteren Theil des Eisens *ρλ* in zwei, in gerader Linie mit der Spitze fortlaufende Backen oder, wie die Handwerker auch sagen, Lappen ausschmiedete, zwischen welchen sich der Zwischenraum *ν* befand. Von dem Schaft, welcher ebenso wie früher verjüngt zulief, wurde so viel, als die Stärke der beiden Backen *ρλ* betrug, abgenommen, der mittlere Theil *νσ* zwischen die beiden Lappen hineingeschoben, die beiden Lappen sammt dem in der Mitte sich befindenden Theile des Schaftes bei *o* und *π* durchbohrt und an diesen beiden Stellen wurde durch zwei eiserne Nieten der Schaft mit dem Eisen fest verbunden. Diese Construction fand Marius vor und änderte sie, wahrscheinlich veranlasst durch die Erfahrungen, welche er in der frühern Schlacht gegen die Teutonen gemacht, insofern ab, als er den eisernen Niet *π* herausnahm und statt dessen einen leicht zerbrechlichen Holzpflock einsetzte. Wenn nun die Spitze eines solchen Pilums in den Schild des Gegners einschlug, so zerbrach durch die beim Einschlagen entstehende vibrirende Bewegung der Waffe der Holzpflock, der Schaft war nur noch durch den Niet *o* mit der Spitze verbunden, senkte sich vermöge seiner Schwere nach unten und bildete nun mit dieser einen Winkel, wie ihn Fig. *D* zeigt, und dies will Plut. mit dem Ausdrucke; „*ὥστε καμπὴν γίγνεσθαι περὶ τὸν σίδηρον*“ bezeichnen.

So weit, fuhr der Vortragende fort, habe ich das von Pol. Gesagte auf Plut. übertragen, wenn man aber die Worte des Dionys.: *ξύλα — τριῶν οὐχ ἧττον ποδῶν* sich ins Gedächtniss zurückruft, so wird man leicht verleitet zu glauben, dass Dionys. dasselbe Pilum meint, wie Plut., dass schon zu seiner Zeit dieselbe Construction angewendet wurde, wie die, welche wir nach den Worten des Plut. annehmen müssen, und dass er das von den beiden Backen der Spitze bedeckte Holz nicht mit zum Schafte (*ξύλον*) rechnete; zugleich müssen wir aber auch annehmen, dass die Länge der Eisenspitze, sowie der Verbindungsstelle, mindestens aber die der letzteren verringert worden sei; denn wenn der Schaft bis zum Verbindungspunkte wenigstens 3 Fuss mass, so müssen wir, wenn nicht die Länge des Pilums überhaupt vergrössert wurde, annehmen, dass die Länge der Eisenspitze und der Verbindungsstelle zusammen um einen Fuss verringert worden war. Was hier das Richtige sei, kann ich für jetzt nicht entscheiden.

Gewiss würden Alle meiner bis jetzt gegebenen Erklärung beistimmen, wenn nicht noch zwei Stellen sich fänden, die derselben geradezu zu widersprechen scheinen. Es ist eine Stelle des Caesar de b. Gall. I und eine aus Appian. Zuerst wollen wir die des Caesar betrachten. Er sagt: *Gallis magno ad pugnam erat impedimento, quod pluribus eorum scutis uno ictu pilorum transfixis et colligatis, cum ferrum se inflexisset, neque evellere, neque sinistra impedita satis commode pugnare poterant.* — Aus dieser Stelle in Verbindung mit der später anzuführenden des Appian hat man gefolgert, dass das Eisen des Pilums nur vorn gehärtet gewesen sei, dagegen nach dem Schafte hin weich, damit es sich, wenn es in den Schild des Gegners einschlug, umbiege und so eines Theils dem Feinde beim Kampfe hinderlich wäre, andern Theils von ihm nicht wieder benutzt werden könnte. Aus Caesar lässt sich aber gar nichts folgern, denn zuerst ist die in den Text aufgenommene Lesart unsinnig, und zweitens bieten die Varianten die richtige Lesart dar. Denken wir uns oben bei der Fig. *D*, dass die eiserne Spitze *ab* durch zwei Schilde der Gegner durchgedrungen sei, so dass diese beiden Schilde an derselben festsitzen, die Spitze *a* nach der inneren Seite des Schildes, *b* nach der äusseren. Bog sich nun das Eisen des Pilums um bei *a*, nachdem es durch beide Schilde gedrungen war, oder bog es sich um nach *b* hinter der äusseren Seite der Schilde? Der erste Fall ist unsinnig, denn wie soll sich die Spitze, nachdem sie beide Schilde durchdrungen, nun, wo ihr kein Hinderniss mehr im Wege steht, umbiegen? Wenn sich aber das Pilum auf der äusseren Seite der Schilde nach *b* zu umbog, so war dies ja in keiner Weise ein Hinderniss, den zuletzt durchbohrten Schild nach der Spitze *a* hin abzuziehen. Aber die Lesart *inflexit* beruht nach Schneider und Nipperdey nur auf der Auctorität einiger Codd. von geringerem Werthe, ein solcher (der Vindobonens. 1) hat aber auch von der 2. Hand *infixisset*, und da die Lesart fast aller besseren Codd. *inflixisset* ist, so scheint es mir keineswegs härter anzunehmen, dass Caesar *infixisset* geschrieben habe, als *inflexisset*, denn aus dem ersteren konnte mindestens eben so leicht, als aus dem letzteren *inflixisset* entstehen. Da aber *inflexisset* dem Sinne nach entweder unmöglich oder unsinnig ist, so lese ich: *infixisset*, welches Wort von Geschossen, die fest in einem Gegenstande stecken bleiben, unzählige Male vorkommt, und es reicht vollständig hin, denn in einer Schlacht hat man nicht Zeit zwei Schilde auseinander zu reissen, welche durch die Spitze eines Pilums gleichsam zusammengenagelt sind.

So bleibt nur noch die Stelle des Appianus übrig, denn die auf das Pilum bezogene Stelle des Arrhianus in der *ΕΚΤΑΞΙΣ ΚΑΤ' ΑΛΑΝΩΝ* gehört nicht hierher, da Arrhian, wie ich anderswo nachweisen werde, nicht vom Pilum spricht, sondern von einer andern Waffe, die offenbar mit dem von Polyb. zuerst erwähnten *γρόσφος* der leichten Infanterie Aehnlichkeit hatte. Appian nun sagt Celtt. I: „Die Speere aber waren nicht Wurfspiessen ähnlich, sondern solche, die die Römer Pilen nennen, welche zur Hälfte aus einem viereckigen Holzschaft bestehen und zur andern Hälfte aus einem viereckigen, und zwar weichen Eisen, mit Ausnahme der Spitze (*τὰ δὲ δόρατα ἦν οὐκ ἐοικότα ἀκοντίοις, ἀλλ' ἃ Ῥωμαῖοι καλοῦσιν ὑσσούς, ξύλου τετραγώνου τὸ ἥμισυ καὶ τὸ ἄλλο σιδήρου τετραγώνου καὶ τοῦδε καὶ μαλακοῦ χωρὶς γε τῆς αἰχμῆς*).“ Ich kann von Appian bei dieser Stelle nur sagen, was nach Cicero Hannibal vom Phormio sagte, dass er als guter Rhetor auf ein Feld gerathen sei, wovon er nichts verstand und in den Tag hinein gesprochen habe; was App., wie bekannt, oft genug passirt ist. Er hat aus Unkenntniss des Gegenstandes das, was Plut. mit den Worten: „*καμπὴν γίγνεσθαι περὶ τὸν σίδηρον*“ bezeichnet, mit den Worten ausdrücken

wollen: „καὶ μαλακοῦ χωρίς γε τῆς αἰχμῆς". Welcher Umstand ihn hierzu verleitet habe, auseinanderzusetzen, erlaubt hier die Zeit nicht, ebenso wenig als auf die Stellen des Vegetius, die nur einige Thatsachen der spätern Zeit angeben, einzugehen.

Herr Dr. Graser machte kurze Gegenbemerkungen zu dem Vortrage. Zuletzt wurde vom Vorsitzenden noch auf einige ausliegende Photographieen, Antiken aus der Sammlung des Herrn von Gonzenbach in Smyrna, ferner einen jetzt Petersburger Marmorkopf, wahrscheinlich einer Germanin, hingewiesen. Für die archäologische Section der nächstjährigen Philologenversammlung zu Würzburg wurde Herr Hofrath Urlichs zum Vorsitzenden gewählt, jedoch mit der ausdrücklichen Ermächtigung, sich vertreten zu lassen, falls seine übrigen Präsidialgeschäfte ihm es nöthig erscheinen liessen. Hierauf wurde die Sitzung geschlossen.

Ausser den ordentlichen Sectionssitzungen fanden sich zu zwei verschiedenen Malen Mitglieder der archäologischen Section auf die Aufforderung Seitens des Vorsitzenden in der Sammlung der Gipsabgüsse des archäologischen Museums zur Betrachtung und Besprechung ein.



Verhandlungen der mathematischen Section.

Mitglieder der mathematischen Section.

1. Richard Baltzer, Prof. in Dresden.
2. A. Behlau, Oberlehrer in Heiligenstadt.
3. Wilhelm Brennecke, Director in Posen.
4. Friedr. Buchbinder, Prof. in Pforta.
5. Wilh. Erler, Prof. in Züllichau.
6. F. Flade, Gymnasiallehrer aus Halle.
7. Flemming, Prof. in Altenburg.
8. Dr. Freydank, Oberlehrer, Torgau.
9. Gauss, Landsberg an der Warthe.
10. Gelshorn, Aurich.
11. Gerhardt, Prof. in Eisleben.
12. Giesel, Director in Delitzsch.
13. Dr. Hahn, Oberlehrer, Salzwedel.
14. Heyer, Prof. in Königsberg. i/M.
15. Kämtz, Academiker, St. Petersburg.
16. Dr. Kern, Director in Berlin.
17. Kobert, Halle.
18. Dr. Kruse, Oberlehrer, Berlin.
19. Dr. Lange, Oberlehrer, Berlin.
20. Dr. Langguth, Greifswald.
21. Dr. Maynz, Freienwalde a/O.
22. F. O. Müller, Gymnasiallehrer, Magdeburg.
23. Dr. Pfitzner, Oberlehrer, Parchim.
24. Richter, Gymnasiallehrer, Gütersloh.
25. Dr. Rühle, Prof. in Berlin.
26. Schiefer, Realschullehrer, Magdeburg.
27. Dr. Schrader, Director, Halle.
28. P. Stern, cand. math., Halle.
29. G. Schubring, cand. math., Halle.
30. Dr. Suhle, Prof. in Bernburg.
31. Julius Teichert, Freienwalde a/O.
32. Witte, Oberlehrer, Merseburg.

Erste Sitzung, Mittwoch den 1. October 1867.

Da Herr Prof. Dr. Heine durch Krankheit verhindert war, den Vorsitz der mathematischen Section zu übernehmen, wurde Herr Prof. Dr. Gerhardt aus Eisleben zum Vorsitzenden, als Stellvertreter desselben Herr Prof. Dr. Rühle aus Berlin gewählt; zu Schriftführern wurden ernannt die Candidaten der Mathematik zu Halle: G. Schubring und P. Stern.

Zur Besprechung lagen zunächst vor die beiden Thesen des Herrn Prof. Gerhardt:

1) Die Kegelschnitte sind für den Unterricht auf den Gymnasien ebenso nothwendig als berechtigt.
2) Für den gedeihlichen Unterricht in der Mathematik ist es nothwendig, dass die Stundenzahl, die der gegenwärtig geltende allgemeine Lehrplan für die mittleren Classen (Quarta und Tertia) auf 3 bestimmt, wiederum auf 4 erhöht wird, die der frühere Lectionsplan hatte.

Herr Prof. Gerhardt fragt, ob Jemand ausserdem noch etwas auf die Tagesordnung zu setzen wünsche und ob man schon heute in die Discussion eintreten wolle.

Herr Prof. Buchbinder schlägt vor, wegen der vorgerückten Zeit heute die Discussion nicht zu beginnen, sondern erst morgen, und zwar sei es wünschenswerth, nicht mit der Sitzung der pädagogischen Section zu collidiren, in welcher eine sehr interessante Debatte über die Ferienfrage bevorstehe, an welcher Theil zu nehmen gewiss vielen Mitgliedern wünschenswerth sei; deshalb wäre es wohl das Beste die nächste Sitzung nach Schluss der Sitzung der pädagog. Section anzuberaumen, nachdem man zuvor den geschäftlichen Mittheilungen des Präsidiums der allgem. Sitzung beigewohnt.

Rector Giesel fügt zur Unterstützung dieses Vorschlags noch hinzu, dass wohl auch manche Mitglieder der pädagog. Section an unseren Debatten theilzunehmen wünschten.

Es entsteht kein Widerspruch und es wird daher die erste Sitzung der mathem. Section auf morgen früh 10½ Uhr angesetzt.

In Betreff der morgenden Tagesordnung wird auf Vorschlag des Herrn Rector Giesel beschlossen, die 2. These des Herrn Prof. Gerhardt betreffend die Vermehrung der Stundenzahl in IIIª und IVª zuerst zu discutiren und daran erst die andere über die Kegelschnitte anzuschliessen.

Der Vorsitzende fragt, ob man noch mehrere Thesen auf die Tagesordnung gesetzt wünsche. Dr. Langguth (Greifswald) schlägt folgende These vor:

„Bei der schriftl. Abiturientenprüfung ist neben drei mathemat. Aufgaben eine physikalische zu stellen",

welche darauf als 3. These auf die morgende Tagesordnung gesetzt wird.

Der Vorschlag des Herrn Dr. Behlau, auch noch über die Methodik zu sprechen, auch Erfahrungen und Erlebnisse, die man beim mathem. Unterricht gemacht habe, auszutauschen, findet nach der Ansicht des Vorsitzenden seine Erledigung dadurch, dass dergleichen Sachen schon bei der Discussion der Thesen nothwendig mit zur Besprechung kommen würden. Es müsste z. B. bei Discussion der zweiten These des Herrn Dr. Gerhardt (den mathem. Unterricht in IVª und IIIª betreffend) ganz nothwendig auch über den vorzunehmenden Unterrichtsstoff gesprochen werden.

Es wird daher davon abgesehen, über die Methodik eine besondere These aufzustellen.

Schluss der Sitzung 1½ Uhr.

Zweite Sitzung, Donnerstag den 2. October 1867.

Anfang der Sitzung 10½ Uhr. Der Vorsitzende vertheilt einige Exemplare einer vom Director Dr. Tellkampf in Hannover eingesandten Brochüre über geometrische Behandlung der Kegelschnitte und macht auf das vom Buchhändler Desbarats zur Ansicht ausgelegte Lehrbuch der Mathematik vom Dr. H. Gerlach und die über dasselbe mitgetheilten Recensionen aufmerksam. Sodann verliest der Vorsitzende folgendes vom Oberlehrer Hoffmann in Freiberg eingegangene Schreiben:

An die in Halle tagende mathematische Section der Philologenversammlung.

Hochgeehrte Herrn Collegen!

Der ergebenst Unterzeichnete durch Amtsgeschäfte (Censurenconferenz, Actus u. dergl.) gehindert an Ihre Zusammenkunft theilzunehmen erlaubt sich Ihnen folgende Mittheilungen resp. Anträge zur Besprechung zu unterbreiten:

Auf der diesjährigen deutschen allgemeinen Lehrerversammlung in Hildesheim hat sich auf Auregung des Unterzeichneten, welche derselbe durch seinen Vortrag „über die Nothwendigkeit, Heilsamkeit und Verfassung einer Vereinigung der Lehrer der exacten Wissenschaften in Deutschland", eine mathematisch-naturwissenschaftliche Section gebildet, welche folgende (gleichfalls vom Unterzeichneten gestellte) Anträge angenommen hat:

1) die mathem. naturw. Section der deutschen allgemeinen Lehrerversammlung constituirt sich durch Namensunterschrift derjenigen, welche ihr als Mitglieder angehören wollen, und diese verpflichten sich dadurch, der Sache nach Kräften zu dienen.
2) Die Section bethätigt sich (während der Versammlung) durch Vorträge über die methodische Behandlung irgend eines Lehrgegenstandes aus dem Gebiete der exacten Unterrichtsfächer, welche, wo möglich, von einer Musterlection mit Schülern begleitet werden.
3) Durch eine Ausstellung mathem. naturwissenschaftlicher Lehrmittel.
4) Durch naturgeschichtliche Excursionen in die Umgegend des Versammlungsortes unter Leitung eines ortskundigen Lehrers der Naturwissenschaften.

Ausserhalb der Versammlung.

5) Durch eine (zu gründende) Zeitschrift für Pflege der Methode der exacten Wissenschaften; vorläufig wird als solche die deutsche allgemeine Lehrerzeitung benutzt.

Ein vom Unterzeichneten ebenfalls gestellter Antrag: „die Section möge sich offiziell mit der Naturforscher-Versammlung verbinden", wurde abgelehnt. Die Section, vorläufig aus etwa zwanzig Mitgliedern bestehend, constituirte sich durch Namensunterschrift der Mitglieder und wird, will's Gott, nächstes Jahr in Cassel sich zuerst bethätigen. Sie wählte einen Ausschuss von drei Mitgliedern und den Unterzeichneten zum Geschäftsführer.

Dass auch Sie, meine Herrn Collegen, das Bedürfniss einer Vereinigung gefühlt haben, beweist eben Ihre wiederholte Zusammenkunft. Da es aber in unser Aller Interesse liegen muss, uns, die wir ohnehin mehr als andere Fachgenossen an Isolirung leiden, zur energischen Vertretung unserer und unserer Wissenschaft Interessen in den Schulen eng zu verbinden und jede schädliche Zersplitterung zu vermeiden, so stellt der Unterzeichnete, am persönlichen Erscheinen gehindert, schriftlich folgende Anträge:

1) Die hochgeehrte mathematische Section der Philologenversammlung wolle erwägen, auf welche Weise eine Vereinigung aller Lehrer der exacten Wissenschaften an Deutschlands höheren Schulen (inclus. der höhern Bürgerschule) zu Stande zu bringen resp. anzubahnen sein möchte und ob nicht der geeignetste Boden für unsere Concentration die deutsche Naturforscherversammlung sein dürfte.
2) Die Gründung einer Zeitschrift für Pflege der Methode der exacten Unterrichtsfächer, durch welche sich die Fachgenossen auch ausserhalb der Versammlung in thätiger Verbindung erhalten, anzubahnen resp. zu beschliessen.

Der Unterzeichnete bittet seine Anträge in der Versammlung zu discutiren und das Resultat der Abstimmung ihm freundlichst mitzutheilen, damit er nöthigenfalls bei der nächsten allgemeinen deutschen Lehrerversammlung in Cassel in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section das Erforderliche beantragen und falls eine Vereinigung der Sectionen zur Zeit noch unthunlich sein sollte, mindestens eine freundschaftliche Beziehung beider

Sectionen anbahnen könne. Der Unterzeichnete wünscht, dass dieses sein Schreiben vom Präsidium der Versammlung vorgelesen werde.

In der Hoffnung einer freundlichen Zuschrift zeichnet

Hochachtungsvoll

Freiberg, am 1. October 1867.

J. C. V. Hoffmann.

Oberl. am Königl. Gymnasium d. Z. Geschäftsführer der mathem. naturw. Section der deutschen allgem. Lehrerversammlung.

Es wird beschlossen, dies Schreiben in der morgenden Sitzung zu besprechen.

Herr L. F. Kämtz, Mitglied der Academie der Wissenschaften und Director des physikalischen Central-Observatoriums zu St. Petersburg, macht folgende Mittheilung:

„Auf einer Reise während dieses Sommers habe ich die magnetischen Elemente an verschiedenen Punkten bestimmt. Die Messungen der Inclination wurden mit einem kleinen Instrumente von Pistor und Martins in Berlin gemacht. Sie bedürfen alle einer kleinen Correction, die wohl kaum 3 Minuten übersteigen wird. — Um nicht von den Porphyren des Saalthals gestört zu werden, wählte ich als Standpunkt den Waisengarten des Waisenhauses. Gegen Mittag des 30. Septembers fand ich daselbst bei stürmischem Wetter und fast stets bewölktem Himmel im Mittel zweier Nadeln die Neigung 66°39,4′. Diese Grösse ist durch Localverhältnisse etwas zu gross. In Leipzig geben zwei Reihen von Messungen nahe 66°15,0′ und gleichzeitige Beobachtungen des Herrn Prof. Hankel durch inducirte Ströme gaben 66°14,0′. Nahe dieselbe Grösse fand ich in Dresden. Zur Vergleichung füge ich einige andere von mir in diesem Sommer gefundene Werthe hinzu:

St. Petersburg	70°45′	Venedig	62°3′
Warschau	66°38′	Livorno	60°35′
Krakau	64°50′	Como	62°42′
Wien	63°39′	Zürich	64°0′

Die Intensität des Erdmagnetismus habe ich in Halle nicht beobachtet, da der Faden, an welchem die Nadel hing, beim Aufstellen des Apparates bei dem Sturme zerriss und sich im Freien nicht repariren liess. Auch die von mir beobachteten Azimuthe der Sonne waren nicht sehr sicher wegen der Bewölkung. —

Beiläufig bemerkt Herr Kämtz noch, dass das kleine Instrument von Pistor und Martins zum Preise von 100 Thaler bezogen werden könne und dass dasselbe sehr gute Resultate gäbe.

Herr Prof. Rühle übernimmt den Vorsitz. Herr Prof. Gerhardt leitet die Discussion der von ihm aufgestellten These:

> „Für den gedeihlichen Unterricht in der Mathematik ist es nothwendig, dass die Stundenzahl, die der gegenwärtig geltende allgemeine Lehrplan für die mittleren Classen (Tertia und Quarta) auf 3 bestimmt, wiederum auf 4 erhöht wird, die der frühere Lectionsplan hatte"

damit ein, dass er auf die Erschütterung des Gleichgewichts in den Unterrichtsfächern hinweist, die durch Beschränkung der mathematischen Unterrichtsstunden herbeigeführt ist. Es wird deshalb auf den Gymnasien in der Mathematik, auf welche schon Luther und Melanchthon einen so grossen Werth legten, verhältnissmässig wenig geleistet. Der mathematische Unterricht



in Quarta soll umfassen wissenschaftliche Mathematik, propädeutische Geometrie und Rechnen. Dies kann unmöglich in 3 Stunden in genügender Weise gelehrt werden und ist die üble Nachwirkung hiervon noch in den obern Classen zu spüren. Auch von Gymnasialdirectoren ist anerkannt worden, dass gerade in der beschränkten Stundenzahl beim ersten mathematischen Unterricht der Grund der geringen Leistungen zu suchen sei. Desgleichen liegt ebenhierin die Ursache für das geringe Interesse an der Mathematik, welches sich wohl am deutlichsten in jenem Antrage ausspricht, künftige Theologen und Philologen vom mathematischen Unterricht in Prima zu dispensiren. Leider ist bisher von unserer Seite, von den Lehrern der Mathematik, viel zu wenig geschehen, um diesem Mangel abzuhelfen. Wir müssen daher immer wieder auf dieses Missverhältniss hinweisen, bis wir zu unserm Ziele gelangen.

Herr Kämtz bemerkt hierzu, dass die tüchtigen Leistungen in der Mathematik auf dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin hauptsächlich durch einen sechsstündigen Unterricht in Quarta erzielt worden sind.

Herr Oberlehrer Kruse aus Berlin schlägt vor statt der Worte „für den gedeihlichen Unterricht“ etc. zu setzen: „um das Ziel des mathemat. Unterrichts zu erreichen“. In 3 Stunden lässt sich wohl ein bestimmtes Quantum von Lehrsätzen beweisen, aber ein vollständiges Durcharbeiten des Stoffs von Seiten der Schüler ist nicht möglich. Das Ziel des mathematischen Unterrichts ist doch aber in etwas Anderem zu suchen, als in dem blossen Auswendiglernen einer Reihe von Lehrsätzen.

Herr Rector Giesel aus Delitzsch bemerkt dagegen, dass die Mathematiker die Schüler zwar zu möglichst tüchtigen Mathematikern auszubilden suchen müssten, dabei aber auch ihre Stellung als Gymnasiallehrer nicht aus den Augen verlieren dürften. Dieselben Klagen über immer geringer werdende Leistungen, wie sie hier ausgesprochen wurden, hört man auch von den Philologen. Die gemeinsame Ursache liegt wohl in der Vermehrung der Lehrgegenstände. Concentrirt man den Unterrichtsstoff in der Mathematik, so lässt sich doch eine vollständige Durchbildung des Verstandes erreichen; auf die Ausdehnung des Pensums kommt es dabei nicht an.

Herr Oberlehrer Behlau aus Heiligenstadt fügt hinzu, dass er in Quarta mit 3 Stunden ausreiche, weil er nach seinem Lehrplane dort nur in der propädeutischen Geometrie zu unterrichten habe.

Herr Prof. Buchbinder aus Pforta ist auch gegen Ausdehnung des Unterrichtsstoffes, hält aber doch 4 Stunden in den mittleren Classen für nöthig, weil die Schüler auf dieser Stufe das Meiste sogleich in der Classe selbst sich aneignen müssten und dem häuslichen Fleisse nur wenig überlassen werden könne.

Herr Prof. Gerhardt erklärt, bei Stellung dieser These keine Erweiterung des Unterrichtsstoffes im Auge gehabt zu haben, vielmehr werde nach seiner Meinung im Abiturientenreglement zu Viel verlangt.

Herr Prof. Dr. Suhle aus Bernburg theilt mit, dass er in Quarta 4 und in Tertia 5 Stunden habe und doch nur das Nothwendigste erreiche, sodass er keine von diesen Stunden missen möchte.

Herr Oberlehrer Witte aus Merseburg widerspricht dem Vorredner und behauptet in 3 Stunden so viel zu erreichen, als im Reglement verlangt wird. Nach seinem Lehrplane ertheile er in Quarta 2 Stunden Rechnenunterricht und 1 Stunde propädeutische Geometrie. Der Rechnenunterricht in Quarta sei eine nothwendige Vorbereitung auf die in Tertia

beginnende Arithmetik. Uebrigens weist er die Behauptung zurück, dass jetzt in der Mathematik weniger als früher geleistet werde.

Herr Oberlehrer Dr. Freydauk aus Torgau macht darauf aufmerksam, dass die Classeneintheilung in den einzelnen Gymnasien verschieden sei. Hätte man getheilte Quarten und Tertien, so liesse sich mit 3 Stunden wöchentlich wohl auskommen. Ungleich schwieriger wäre es bei ungetheilten Klassen.

Herr Professor Flemming aus Altenburg theilt mit, wie beschränkt in Rücksicht auf die Stundenzahl an seinem Gymnasium der mathematische Unterricht sei. Er habe nämlich bei wöchentlich nur 3 Stunden durch alle Klassen hindurch in einem Zeitraume von vier Jahren das ganze mathematische Pensum zu absolviren.

Diese Mittheilung wurde mit allseitiger Verwunderung aufgenommen, da alle Mitglieder der Section der Meinung waren, dass in so beschränkter Zeit ein erspriessliches Resultat wohl kaum erreicht werden dürfte.

Herr Oberlehrer Müller aus Magdeburg weist auf den Einfluss hin, den die Zahl der Schüler auf den Unterricht übe. In schwachbesetzten Classen liesse sich auch in 3 Stunden etwas Befriedigendes erreichen. Er habe bei sehr vollen Klassen noch eine vierte (Rechnen-) Stunde, die ihm bewilligt sei, weil in Magdeburg gerade aus diesen Classen viele Schüler sich dem Kaufmannsstande widmeten und deshalb besonders im Rechnen geübt sein müssten. Er könne nicht leugnen, dass er auf diese Weise mehr erreiche als früher, wo er nur 3 Stunden gehabt habe.

Herr Oberlehrer Dr. Pfitzner aus Parchim meint, man müsse zunächst überlegen, ob der Quartaner schon im Stande sei, wissenschaftlich mathematischen Unterricht mit Vortheil zu geniessen und dann ob er neben den andern Unterrichtsgegenständen — in Quarta wird ja auch das Griechische begonnen — den Anforderungen in der Mathematik gleichzeitig zu genügen vermöge.

Herr Oberlehrer Kruse widerspricht der aufgestellten Behauptung, dass man in drei Stunden das Ziel des mathematischen Unterrichts erreichen könne. Höchstens liesse sich in dieser Zeit das Pensum dem äusseren Umfange nach durchnehmen; dagegen könne von einer gründlichen Durcharbeitung nicht die Rede sein. Da man ferner in diesen Classen in Arithmetik und Geometrie zu unterrichten habe, so komme bei 3 Stunden wöchentlich abwechselnd auf eines der beiden Fächer nur eine Stunde, in der sich doch fast gar nichts erreichen liesse.

Herr Professor Heyer aus Königsberg macht darauf aufmerksam, dass bei einer ungetheilten Quarta und halbjähriger Versetzung der Lehrer eigentlich nur die Hälfte Zeit habe und dass besonders bei solcher Einrichtung eine Vermehrung der Unterrichtsstunden nothwendig sei.

Herr Professor Erler aus Züllichau erwähnt, dass auf seiner Anstalt in Quarta nur Rechnen und propädeutische Geometrie gelehrt werde. Gerade für Schüler einer Provinzialschule, deren Anschauungen noch nicht so geweckt seien, wie die von Schülern einer grossen Stadt, halte er den wissenschaftlich mathematischen Unterricht für nicht am Orte, vielmehr sei in diesem Falle der geometrische Anschauungsunterricht sehr nützlich. Für einen so eingetheilten Unterricht dürften 3 Stunden wohl ausreichen, wiewohl er nicht in Abrede stelle, dass bei 4 oder 5 Stunden ohne Zweifel noch mehr erreicht werden könne. Freilich darf man die Stunden nicht in der Weise zerstückeln, wie einer der Herrn Vorredner wollte,



vielmehr ist es vorzuziehen, ein Semester hindurch nur Arithmetik, das andere nur Geometrie zu lehren. — Die Stundenzahl des Lectionsplanes betrug früher 32 und ist jetzt auf 30 herabgesetzt. Wenn nun eine Vermehrung der mathematischen Unterrichtsstunden möglich ist, ohne dass dadurch die Stundenzahl wieder erhöht wird, so erkläre ich mich damit völlig einverstanden, da ich auch der Meinung bin, dass beim Unterricht in der Mathematik auf dieser Stufe möglichst viel in der Classe gelernt werden muss. — Schliesslich bemerkt er gleichfalls im Gegensatz zu einem der Herrn Vorredner, dass er lieber vor vollen als vor schwach besetzten Classen unterrichte.

Herr Oberlehrer Dr. Freydank hält es für wünschenswerth, zunächst das Ziel des mathematischen Unterrichts in den mittleren Classen festzustellen, desgleichen sich zuvörderst zu einigen, ob man bei der Debatte getheilte oder ungetheilte Classen, jährige oder halbjährige Versetzung voraussetzen wolle.

Herr Oberlehrer Witte freut sich, dass seine Ansicht auch von Andern getheilt werde, und erklärt, dass er trotz einer ungetheilten Tertia sein Ziel bei 3 Stunden erreiche. Uebrigens macht er den Vorschlag, in der aufgestellten These anstatt „nothwendig" das Wort „wünschenswerth" zu setzen, womit gewiss Alle einverstanden wären.

Herr Professor Dr. Suhle hält dagegen die Ansicht aufrecht, dass wenn man als Ziel des mathematischen Unterrichts selbständige Anwendung des Stoffes, Lösung von Aufgaben etc. aufstelle, 3 Stunden entschieden zu wenig seien.

Herr Oberlehrer Dr. Hahn aus Salzwedel erklärt, er sei zwar kein Mathematiker, aber lange Zeit Ordinarius von Quarta und Quinta gewesen, wo er auch den Rechnenunterricht gehabt habe, und weist darauf hin, dass es häufig vorkomme, dass Schüler einzig der Mathematik wegen in Quarta sitzen blieben, seltner sei der Fall, dass Schüler, die in der Mathematik Gutes leisteten, der Sprachen wegen zurückblieben. Er glaubt daher, der wissenschaftliche Unterricht in der Mathematik sei in Quarta ganz zu streichen oder mehr Stunden auf denselben zu verwenden.

Herr Teichert aus Freienwalde a. O. macht darauf aufmerksam, dass in Quarta und Tertia einige Unterrichtsstunden weniger als in den oberen Classen seien und dass daher in diesen Classen leicht noch eine Stunde für Mathematik eingeschoben werden könne.

Herr Director Dr. Schrader aus Halle schickt voraus, dass er kein Gymnasiallehrer sei und deshalb die vorliegende Frage vom Standpunkte der Erfahrung aus nicht beurtheilen könne. Er wolle deshalb die Sache vom objectiven Standpunkt aus betrachten und da müsse man sagen, dass die Mathematik auf den Gymnasien den Zweck habe, selbständiges Denken zu befördern. Die Resultate, die man hierin erziele, seien der Stundenzahl nicht proportional, sondern sie steigerten sich in grösserem Verhältnisse. Bekanntlich werde nun aber die Mathematik auf den Gymnasien immer als Stiefkind behandelt und sei daher zu wünschen, dass durch eine Vermehrung der Stundenzahl der Mathematik zu ihrem Rechte verholfen werde.

Herr Professor Erler meint, wenn man den Unterrichtsstoff auf das Nothwendigste beschränke, ungefähr so, wie es Kambly thue, so lasse sich auch bei beschränkter Stundenzahl eine selbständige Beschäftigung der Schüler erzielen.

Herr Oberlehrer Witte bemerkt dazu, dass allerdings eine Beschränkung des Unterrichtsstoffes nothwendig sei, wenn das früher von ihm Gesagte richtig bleiben solle. Er lasse selbständige Arbeiten von den Schülern fertigen, aber nur in der Classe, nicht zu Hause.

Ausserdem beantragt er Schluss der Debatte und Abstimmung über sein Amendement, nach welchem in der vorliegenden These statt „nothwendig" das Wort „wünschenswerth" gesetzt werden solle.

Herr Prof. Erler beantragt für den Fall, dass das Witte'sche Amendement durchgeht, den Zusatz: „und scheint ohne Beeinträchtigung anderer Unterrichtsgegenstände möglich."

Herr Prof. Gerhardt glaubt auf dem Wort „nothwendig" bestehen zu müssen und macht darauf aufmerksam, dass ein Punkt in der Debatte nicht genügend berücksichtigt sei, nämlich die Frage, ob in Quarta schon wissenschaftlicher oder nur propädeutischer mathematischer Unterricht gegeben werden solle. Nach seiner Ansicht sei es am Besten, wenn man dem Beispiel des Kölnischen Gymnasiums folgend, in Quinta den propädeutischen und in Quarta den wissenschaftlichen Unterricht in der Mathematik beginne. Die Verbindung der propädeutischen Geometrie mit dem Zeichnenunterricht habe an der genannten Schule sehr gute Resultate gegeben.

Herr Professor Dr. Baltzer aus Dresden bittet in der gestellten These anstatt der Angabe der Classen lieber die Zahl der Jahre vor dem Abiturientenexamen zu setzen, da man in Sachsen eine andere Classeneintheilung habe.

Da man der Ansicht ist, dass die Frage nach dem mathematischen Unterricht in Quarta schon genügend behandelt sei, so wird beschlossen, über die von Professor Gerhardt zuletzt gestellte Frage — ob in Quarta wissenschaftlicher oder propädeutischer geometrischer Unterricht gegeben werden solle — sofort abzustimmen. Die Majorität ist dafür dass in Quarta d. h. im 7. Jahre vor Ablegung des Abiturientenexamens nur propädeutischer und kein wissenschaftlicher geometrischer Unterricht gegeben werden solle.

Sodann wurde von der Majorität die Prof. Gerhardt'sche These in ihrer ursprünglichen Form angenommen, nämlich:

> „Für den gedeihlichen Unterricht in der Mathematik ist es nothwendig, dass die Stundenzahl die der gegenwärtig geltende allgemeine Lehrplan für die mittlern Classen (d. h. für Quarta und Tertia, also im 7., 6. und 5. Jahre vor Abgang zur Universität) auf 3 bestimmt, wiederum auf 4 erhöht wird, die der frühere Lectionsplan hatte.

(Schluss der Sitzung gegen $1\frac{1}{2}$ Uhr Mittags.)

Dritte Sitzung, Donnerstag den 3. October.

Anfang der Sitzung 8 Uhr. Der Vorsitzende ertheilt dem Herrn Dr. Langguth das Wort zur Begründung der von ihm aufgestellten These:

> „Bei der schriftlichen Abiturientenprüfung ist neben 3 mathematischen Aufgaben eine physikalische zu stellen."

Dieser geht davon aus, dass der physikalische Unterricht in den oberen Classen fast der einzige naturwissenschaftliche Unterricht sei, den der Gymnasiast geniesse und dass gerade auf dieses Fach besonderes Gewicht zu legen sei, weil der Mehrzahl der Schüler nie wieder

Gelegenheit geboten werde, sich mit der Naturlehre bekannt zu machen. Nun ist aber das Interesse an diesem Lehrgegenstande sehr gering, nach seiner Ansicht einmal wegen der beschränkten Stundenzahl und dann weil das Abiturientenreglement die Physik gänzlich vom Examen ausschliesst. Als Beleg der Richtigkeit seiner Ansicht weist er auf die ungleich bessern Leistungen der Realschulen in diesem Fache hin. Nun wolle er zwar nicht empfehlen, das mündliche Abiturientenexamen durch Hinzunahme der Physik noch zu erweitern, wohl aber halte er es für vortheilhaft, beim schriftlichen Examen statt einer der vier mathematischen Aufgaben eine physikalische zu stellen. Auf diese Weise würden die Schüler mehr Interesse als bisher an der Physik gewinnen; ausserdem aber biete die Physik den schönsten Uebungsstoff für die Mathematik. Eine grössere Belastung träte dadurch keineswegs ein; denn während bisher bei 3 gelösten Aufgaben der Schüler das Prädicat „befriedigend" erhalten habe, sei im vorliegenden Falle natürlich dasselbe Prädicat bei Lösung von zwei mathematischen und der physikalischen Aufgabe zu ertheilen. Vielleicht sei dies für manchen Schüler sogar eine Erleichterung, besonders wenn die physikalische Aufgabe keine Mathematik erfordere.

Herr Prof. Erler ist im Prinzipe mit dem gemachten Vorschlag einverstanden, hält es aber nicht für nothwendig, jedesmal eine physikalische Aufgabe zu stellen. Es lasse sich nämlich nicht immer eine geeignete mathematisch-physikalische Aufgabe stellen und eine rein physikalische Aufgabe sei doch wohl etwas zu leicht im Vergleich zu der wegfallenden mathematischen.

Herr Dr. Langguth entgegnet, dass, wenn nicht immer eine physikalische Aufgabe gestellt würde, sein Zweck dadurch nicht erreicht werde. Auch sei die Darstellung eines Capitels aus der reinen Physik gar nicht so leicht, vielmehr halte er eine mathematisch-physikalische Aufgabe bisweilen für einfacher.

Herr cand. Schubring aus Halle macht auf die Sammlung physikalischer Aufgaben von Joh. Müller (2. Auflage) aufmerksam.

Herr Prof. Erler bemerkt, dass man ja immerhin eine physikalische Aufgabe stellen könne ohne mit dem Abiturientenreglement in Widerspruch zu treten. Die erwähnte Aufgabensammlung von Müller halte er nicht für passend, da man meist nur Zahlenwerthe in bestimmte Formeln einzusetzen habe. Entweder wisse nun der Schüler die Formeln, dann sei die Aufgabe entschieden zu leicht, oder er wisse sie nicht, so sei eine Lösung, da eine Entwickelung physikalischer Formeln für den Schüler meist zu schwierig sei, unmöglich.

Herr Prof. Gerhardt ist gleichfalls der Ansicht, dass es nicht gegen das Reglement verstosse, wenn als Aufgabe die Darstellung der Gesetze eines Capitels der Physik gegeben werde. Für mathematisch-physikalische Aufgaben empfiehlt er Ganot, cours de physique.

Herr Director Brennecke aus Posen meint, dass sich viele Aufgaben stellen liessen, zu deren Lösung mathematische und physikalische Kenntnisse gleichmässig erforderlich seien, z. B. Aufgaben über specifische Wärme, Pendel- und Wurfbewegung etc. Als Aufgabensammlung empfehle er das Buch von Dufaly. Dasselbe sei so reichhaltig, dass von Mangel an Aufgaben nicht wohl die Rede sein könne. Uebrigens sei die Stellung einer physikalischen Aufgabe schon deshalb empfehlenswerth, da der Schüler hierdurch Gelegenheit erhalte die freie Verfügung über erworbene mathematische Kenntnisse an den Tag zu legen.

Herr Rector Giesel hält gleichfalls die Stellung einer physikalischen Aufgabe für wünschenswerth; die Schwierigkeit der Auswahl dürfe nicht abschrecken. Die Hauptsache sei,

dass das Interesse des Schülers an der Physik geweckt werde. Auch in Torgau seien physikalische und zwar meist mathematisch-physikalische Aufgaben gegeben worden.

Herr Professor Buchbinder aus Pforta erklärt sich nur mit mathematisch-physikalischen Aufgaben einverstanden, die man, so oft man es für geeignet halte, stellen könne. Gegen die rein physikalischen Aufgaben bemerkt er, dass der Schüler hierdurch genöthigt werde, noch mehr als bisher zu lernen.

Herr Dr. Langguth meint, dass es für den Schüler vortheilhafter sei, wenn er gewiss wisse, dass eine physikalische Aufgabe gestellt werde. Damit werde, wie schon erwähnt, dem Schüler keine grössere Last aufgebürdet, sondern nur bewirkt, dass er diesem Unterrichtszweige mehr Interesse als bisher zuwende.

Herr Professor Buchbinder glaubt, dass es nicht passend sei, die Schüler mit dem Abiturientenexamen schrecken zu wollen. Um das Interesse zu wecken, gäbe es noch andere Mittel, z. B. halbjährige Examina, Repetitionen etc.

Herr Prof. Rühle bemerkt hierzu, dass ja im Abiturientenzeugniss eine Censur über die Leistungen in der Physik gegeben werde, was ja den Schüler schon hinreichend ansporneu müsse. Ausserdem würde das Interesse des Schülers viel leichter durch Experimente als durch das Lösen von mathematisch-physikalischen Aufgaben erregt. Er beantragt daher, es nur als wünschenswerth hinzustellen, eine physikalische Aufgabe zu geben. Stets eine solche Aufgabe zu stellen, sei auch im Interesse des Lehrers nicht rathsam, weil derselbe jedesmal mehrere Aufgaben zur Auswahl an den betreffenden Provinzial-Schulrath einsenden müsse.

Herr Rector Giesel gibt zu, dass durch blosses Rechnen der Hauptzweck des physikalischen Unterrichts leiden würde. Nur wünsche er, es möge constatirt werden, dass es nicht gegen das Reglement verstosse, wenn eine physikalische Aufgabe gestellt werde.

Es geschieht dies dadurch, dass mehrere der anwesenden Herren berichten, sie hätten schon öfter dergleichen Aufgaben gestellt.

Herr Oberlehrer Müller weist darauf hin, dass das Interesse an der Physik, welches bei Vielen vorhanden sei, sofort aufhöre, sobald es ans Rechnen gehe. Auch auf der Universität könne man dieselbe Erfahrung machen.

Herr Director Brennecke meint, es sei für den Schüler zu schwierig, wenn die Aufgabe aus einem beliebigen Theile der Physik gewählt werde. Die Aufgabe bleibe immer noch schwierig genug, wenn sie aus dem zuletzt behandelten oder aus einem sehr ausführlich durchgenommenen Abschnitte gestellt werde. Das Experiment sei, wenngleich man hohen Werth darauf legen müsse, immer erst die eine Seite der Physik; der richtige Gewinn aus dem Unterricht in derselben werde erst durch mathematische Behandlung erzielt. Von einer Einförmigkeit der Aufgaben könne bei der Mannichfaltigkeit des Stoffes nicht die Rede sein.

Herr Dr. Langguth macht zum Schluss noch darauf aufmerksam, dass das grössere Interesse der Realschüler an der Physik ohne Zweifel der dem Schüler bevorstehenden Abgangsprüfung zuzuschreiben sei.

Herr Professor Dr. Suhle schlägt vor, in der These statt des Wortes „ist" den Ausdruck „es empfiehlt sich" zu setzen.

In dieser Form:

Bei der schriftlichen Abiturientenprüfung empfiehlt es sich, neben drei mathematischen Aufgaben eine physikalische zu stellen,

wird die These einstimmig angenommen.

Herr Professor Gerhardt eröffnet hierauf die Discussion über die zweite von ihm aufgestellte These:

„Die Kegelschnitte sind für den Unterricht auf den Gymnasien ebenso nothwendig als berechtigt.“

Nach dem gestrigen Beschluss über den Beginn des wissenschaftlichen geometrischen Unterrichts zweifle er, dass die aufgestellte These Anklang finden werde. Er wolle daher derselben eine breitere Basis zu geben versuchen. Da er für eine Concentrirung des mathematischen Unterrichtsstoffes sei und die Geometrie besonders bevorzuge, so wünsche er von der Arithmetik nur so viel in den Unterricht aufzunehmen, als zum Verständniss der Geometrie nothwendig ist. An Stelle der auszuscheidenden Capitel der Arithmetik könnten dann die Kegelschnitte treten, die ja auch an und für sich viel wichtiger seien.

Herr Prof. Rühle hält dafür, dass der Arithmetik doch ein selbständiger Werth beizumessen sei. Die Kegelschnitte betrachte er bei seinem Unterricht nur als eine Repetition der Planimetrie nach der Steiner'schen Methode.

Herr Prof. Buchbinder bemerkt, dass die in Rede stehende Frage schon in Hannover besprochen sei, wo die Majorität der mathematischen Section eine elementare (geometrische) Behandlung der Kegelschnitte als nothwendig, die Minorität aber als wünschenswerth bezeichnet habe.

Herr Rector Giesel ist der Ansicht, dass der binomische Lehrsatz und die diophantischen Gleichungen wenig bildenden Stoff darbieten und dass die Lehre von den Kegelschnitten besonders in synthetischer Behandlung ein viel vortheilhafterer Unterrichtsstoff sei.

Herr Oberlehrer Müller zweifelt daran, dass die Zeit zureiche, die Kegelschnitte durchzunehmen, da die etwa wegzulassenden Capitel der Arithmetik von geringerem Umfange seien und die Stereometrie nicht zu kurz und oberflächlich behandelt werden dürfe.

Herr Prof. Suhle spricht sich gegen die Weglassung des binomischen Lehrsatzes aus, welcher auch — wenigstens für ganze positive Exponenten — auf der Versammlung in Hannover ausdrücklich als in den Schulunterricht gehörig bezeichnet worden sei.

Herr Director Schrader erklärt, dass er auf einer Gewerbeschule, wie die seinige, die Kegelschnitte allerdings für nothwendig halte, auf den Gymnasien dagegen wäre für dieselben wohl kein Bedürfniss vorhanden. Analytische Behandlung derselben sei nicht zu empfehlen, weil diese Methode nur angefangen werden könne, ohne zu einem bestimmten Abschluss zu gelangen. Die synthetische Behandlung aber biete nichts Neues und sei nur eine Erweiterung des Gebietes der Planimetrie. Vielmehr empfehle sich der Unterricht in der beschreibenden Geometrie als Fortsetzung der Stereometrie. Zur letzteren ist grosse Genauigkeit erforderlich und kann man dadurch die Stereometrie interessanter machen.

Herr Prof. Rühle gibt zu, dass allerdings die geometrische Behandlung der Kegelschnitte nichts Neues biete, allein sie gäbe einen sehr geeigneten Stoff zur Repetition ab.

Herr Oberlehrer Müller glaubt, man müsse zuerst die früher im Lectionsplane befindliche sphärische Trigonometrie wieder hineinzubringen suchen, bevor man an etwas Neues denke. Wollte man zu dem schon Vorhandenen noch Neues hinzunehmen, so würde man vielleicht glauben, dass wir zu viel Zeit übrig haben und uns gar in der Zeit beschränken.

Herr Director Schrader sieht eine Gefahr darin, wenn man im Schulunterricht zu viel gibt. Es sei das Streben nach allzu Hohem sehr vielen Lehrern eigenthümlich. Auch

die Lehre von den Kegelschnitten liege ausser dem Bereiche der Gymnasien und der Wunsch, sie in den Unterricht hineinzuziehen, wäre wohl besonders auf Rechnung eben jenes Strebens nach dem „Vornehmen" zu setzen. Ein wirkliches Bedürfniss für die Behandlung derselben könne er auf Gymnasien nicht anerkennen.

Herr Prof. Erler hält auch die Kegelschnitte auf Gymnasien nicht für nothwendig, obwohl es ganz wünschenswerth sei, wenn man dieselben durchnehmen könne. Er möchte es der individuellen Neigung der Collegen überlassen, ob sie die Kegelschnitte oder die descriptive Geometrie oder aber sphärische Trigonometrie vortragen wollen, wolle aber nur zu bedenken geben, dass bei den Kegelschnitten für die selbständige Thätigkeit der Schüler eigentlich wenig übrig bleibe. Würden aber die Kegelschnitte gelehrt, so sei er für analytische Behandlung derselben, da hierdurch der Schüler auch formal etwas Neues lerne.

Herr Prof. Buchbinder erinnert nochmals an die Hannoverschen Beschlüsse, die er jetzt vollständig mittheilt.

Herr Prof. Rühle schlägt vor, in Rücksicht auf die eben gemachte Mittheilung des Vorredners, über diese These gar nicht abstimmen zu wollen.

Herr Prof. Gerhardt wiederholt, dass es für den Unterricht in der Mathematik höchst vortheilhaft sei, denselben möglichst einheitlich zu gestalten. Diese Einheit werde aber erzielt, wenn verschiedene Abschnitte der Arithmetik, z. B. die Combinationslehre in Wegfall kämen und an ihre Stelle die Lehre von den Kegelschnitten als passender Abschluss der Geometrie einträte. Das wäre ein pädagogischer Zweck, ganz abgesehen von dem praktischen Nutzen, den die Bekanntschaft mit den Kegelschnitten im spätern Leben gewähre. Beim Wegfall von Capiteln aus der Arithmetik würde die Behörde die Einführung der Kegelschnitte nicht als eine Vermehrung des Unterrichtsstoffes betrachten können.

Herr Prof. Flemming ist gleicher Ansicht mit Herrn Prof. Rühle, dass ein Beschluss über vorliegende These heute besser nicht gefasst werde.

Herr Director Schrader empfiehlt zur kurzen Behandlung der Kegelschnitte die Methode Heilermann's, der sie als ein Capitel der Stereometrie hinstellt. Gegen eine solche Behandlung würden wohl die Behörden nichts einwenden. — Er fügt dann noch eine Bemerkung zum Schutze der Arithmetik hinzu, indem er auf ihre bildende und ethische Kraft hinweist, welche letztere sich besonders bei Durchführung langer Rechnungen bethätige.

Herr Oberlehrer Müller beantragt die Frage so zu stellen, ob man gegen Aufopferung der erwähnten Capitel der Arithmetik die Kegelschnitte in den Schulunterricht einführen solle.

Herr Prof. Baltzer ist für Beibehaltung namentlich der Lehre von den diophantischen Gleichungen und der Combinationslehre, da ja der Unterricht auf dem Gymnasium nicht abrundend, sondern nur vorbildend sein solle und die Schüler nach den verschiedensten Richtungen hingeführt werden müssten.

Herr Prof. Rühle wiederholt seinen Vorschlag, über die vorliegende These nicht abzustimmen.

Herr Prof. Suhle formulirt diesen Antrag so:

„Mit Rücksicht auf die in Hannover gefassten Beschlüsse sieht die mathem. Section von einem neuen Beschluss über die vorliegende These ab".

Dieser Antrag wird einstimmig angenommen.

Zum Schluss wird der schriftliche Antrag des Herrn Oberlehrer Hoffmann (siehe denselben im vorigen Sitzungsberichte), welcher dahin zu gehen scheint, die mathematische Section bei den Versammlungen der Philologen aufzuheben, einstimmig abgelehnt, und auf Antrag des Herrn Prof. Suhle werden die Herrn Professoren Gerhardt und Buchbinder ersucht, vorbereitende Schritte zum Zusammentritt der mathematischen Section bei der nächsten Philologenversammlung zu thun.

Schluss der Sitzung gegen 10 Uhr Vormittags.

G. Schubring,
P. Stern, } Schriftführer.

Beilagen.

Bekanntmachungen.

I.

Im Angesicht der ernsten Sorgen und Gefahren, welche gegenwärtig unser Vaterland im vollsten Masse beschäftigen, hat unterzeichnetes Präsidium der diesjährigen 25. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner sich überzeugt, dass die auf den Herbst in Halle beabsichtigte Zusammenkunft voraussichtlich in den ungünstigsten Zeitpunkt fallen würde. Wir haben daher als unabweisbar erachtet, die Versammlung auszusetzen und in Erwartung einer besseren Zukunft zu vertagen.

Halle, den 16. Mai 1866.

Präsidium der 25. Versammlung
Deutscher Philologen und Schulmänner.
Bernhardy. Bergk. Kramer.

II.

Dem vor zwei Jahren in Heidelberg gefassten Beschlusse gemäss wird die fünfundzwanzigste Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner mit Allerhöchster Genehmigung vom 30. September bis zum 3. October in Halle abgehalten werden. Das unterzeichnete Präsidium beehrt sich alle Fach- und Berufsgenossen zu einem zahlreichen Besuch dieser Versammlung einzuladen. Zugleich werden die geehrten Theilnehmer freundlichst aufgefordert in ihrem eigenen Interesse so zeitig als möglich wegen Beschaffung eines geeigneten Quartiers ihre gefälligen Anmeldungen zu machen, und zwar entweder bei dem unterzeichneten Präsidium direct oder durch die Buchhandlung des Waisenhauses (Herrn O. Bertram). Ebenso wünschenswerth ist, dass Vorträge für die allgemeinen Sitzungen und Thesen für die Sectionen frühzeitig angemeldet werden. Schliesslich erklären wir uns gern bereit auf Anfragen den gewünschten Bescheid zu geben.

Halle, den 25. Juni 1867.

Das Präsidium.
Bernhardy. Bergk. Kramer. Pott.

Städtische Zuschriften.

III.

Halle, den 2. August 1867.

In Beantwortung der verehrlichen Zuschrift vom 2. Juni d. J. beehren wir uns ganz ergebenst zu erwiedern, dass die städtischen Behörden sich mit besonderem Vergnügen bemühen werden, auch ihrerseits dazu beizutragen, dass der 25. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner der Aufenthalt innerhalb unserer Mauern möglichst angenehm gemacht werde. Wir erlauben uns demgemäss vorläufig mitzutheilen, dass von uns und im Einverständniss mit der Stadtverordneten-Versammlung bereits beschlossen worden ist, die Mitglieder der Versammlung Namens der Stadt einzuladen eine einfache Bewirthung am Abend des 2. October c. anzunehmen. Wenn die erwählte städtische Commission die näheren Festsetzungen getroffen haben wird, werden wir nicht verfehlen, dem verehrlichen Präsidium eingehendere Mittheilung zu machen.

Gleichmässig sind wir bereit, zur Beschaffung von Wohnungen möglichst mitzuwirken, und dürfte es in dieser Beziehung wohl zweckmässig sein, wenn das dortseitig gebildete Local-Comité, das, so viel uns bekannt, die Unterbringung der Gäste in die Hand genommen hat, die Güte hätte, über diese Frage mit uns in Verbindung zu treten, damit wir in geeigneter Weise unser Entgegenkommen bethätigen können.

Der Magistrat.
v. Voss.

An das Präsidium der 25. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner z. H. des Königlichen Geheimen Regierungs-Raths Herrn Prof. Dr. Bernhardy Hochwohlgeboren hier.

IV.

Halle, den 24. September 1867.

Unter Bezugnahme auf unser Schreiben vom 2. August cr. erlauben wir uns ganz ergebenst mitzutheilen, dass nunmehr durch das städtische Fest-Comité die definitiven Festsetzungen über das von Seiten der Stadt Halle am Abend des 2. Octobers d. J. zu veranstaltende Fest getroffen worden sind.

Wir beehren uns hierdurch das geehrte Präsidium ergebenst zu ersuchen, Namens und für die Mitglieder der 25. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner eine Einladung auf den 2. October cr. Abends 8 Uhr nach den oberen Räumen des Gebäudes im Stadt-Schiessgraben annehmen zu wollen.

Indem wir mit besonderer Freude dem Erscheinen aller Mitglieder der Versammlung entgegensehen, bitten wir ganz ergebenst, sollte die Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner Gäste in ihrer Mitte sehen, das geehrte Präsidium wolle diese einladen, an dem gedachten Abend sich auch als Gäste der Stadt Halle zu betrachten.

Der Magistrat.
Rummel.

An das Präsidium der 25. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner z. H. des Königlichen Geheimen Regierungs-Raths Herrn Prof. Dr. Bernhardy Hochwohlgeboren hier.

V. Allgemeine Tagesordnung.

Montag den 30. September von 8 Uhr Abends ab:

Gegenseitige Begrüssung und gesellige Zusammenkunft in den Sälen des Leipziger Schiessgrabens.

Dienstag den 1. October Vormittags 9 Uhr:

Erste allgemeine Sitzung in der Aula der Universität, Präsident Geheimer Rath Prof. Dr. Bernhardy.

Eröffnungsrede des Präsidenten.

Vortrag des Herrn Rector Prof. Dr. Eckstein: zur Geschichte der Versammlungen von Philologen und Schulmännern.

Vortrag des Herrn Prof. Dr. Bergk: über den Dreifuss des Gelon und die Münzen der Damarete.

Vortrag des Herrn Prof. Dr. Teichmüller: die Lehre des Aristoteles über die Unterscheidung des Epos von der Tragödie.

Geschäftliche Mittheilungen. Bildung der Sectionen.

Mittags 2 Uhr Festmahl im Gasthof zum Kronprinzen. Hierzu erhalten die geehrten Mitglieder besondere Festdiner-Marken, welche bei der Tafel abgefordert werden.

Abends $^1/_2$7 Uhr Festvorstellung im städtischen Theater, zu welcher die Billets gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte von 9—12 Uhr im Theater-Bureau, Rathhausgasse Nr. 7, und Abends von $^1/_2$6 Uhr ab an der Casse im Theater entgegengenommen werden können.

Für die folgenden allgemeinen Sitzungen sind Vorträge und Mittheilungen in Aussicht gestellt von den Professoren Drr. Tischendorf, Michaelis, Steinhart, Gosche, Lincker und Urlichs.

Die Sectionen.

I. **Die pädagogische** unter Vorsitz des Directors Dr. Kramer, Sitzungslocal in der Universität, Auditorium Nr. 6. Nach Schluss der öffentlichen Sitzung Bildung der Section. Behandlung der These des Herrn Rectors Prof. Dr. Eckstein: „die Beseitigung der Hundstagsferien ist in dem Interesse der Schulen sehr wünschenswerth;" oder eventuell: „die jetzige Ferienordnung bedarf einer gründlichen Revision."

Denselben Gegenstand betreffen folgende von dem Herrn Prof. Dr. Baltzer in Dresden eingesandten Thesen über das Schuljahr:

1) Durch den beweglichen Schluss des Schuljahrs (Ostern) wird die Durchführung der Lehrcurse beeinträchtigt.
2) Die kürzern Ferien, durch welche das Schuljahr öfter unterbrochen wird (Ostern, Pfingsten, Hundstage, Michaelis, Weihnachten) schaden dem Unterricht, indem sie hauptsächlich zerstreuend wirken.
3) Längere Ferien gestatten nicht nur die nöthige Erholung, sondern auch Rückkehr in das Familienleben und vertiefte Beschäftigung nach individueller Neigung. Längere Ferien während der heissen Zeit schaden weniger, wenn sie das Schuljahr beschliessen.



4) Aus diesen Prämissen würde folgen:
Schluss des Schuljahrs im Juli, dann längere Ferien.
Beginn des Schuljahrs im Herbst. Zweites Semester, z. B. vom 1. März ab.
Verminderung der kleinen Ferien innerhalb des Schuljahrs.

5) Die üblichen 8 Nachmittagslectionen möchten (namentlich in den grössern Städten) Vormittags unter Einschaltung einer entsprechenden Pause angefügt werden.

II. Die **orientalistische** unter Vorsitz des Professor Dr. Pott, Sitzungslocal im Sprechzimmer der Universität, parterre links. Vorträge und Mittheilungen sind bis jetzt angemeldet von:

Prof. Dr. A. Weber aus Berlin, über die Prakrit-Anthologie des Hâla;
Prof. Dr. Fr. Delitzsch aus Leipzig, ein bis jetzt unbekanntes räthselhaftes Bruchstück ältester tiberiensischer Grammatik;
Prof. Dr. R. Gosche, der Eintritt des Islam in die indische Kunst, mit Vorlegung englischer Photographien;
derselbe, Anfrage von Herrn Dr. Abraham Geiger;
derselbe, Etymologie des Wortes labarum von Herrn Dr. H. M. Cahen in Hamburg.

III. Die **germanistische** unter Vorsitz des Professor Dr. Zacher, Sitzungslocal im Gerichtszimmer der Universität. Angemeldet sind:

Vortrag von Dr. Martin aus Heidelberg, über den Zusammenhang der mittelniederländischen und der mittelhochdeutschen Literatur.
Bericht über einen von Dr. Mannhardt aus Danzig, eingesandten Vortrag und Antrag zur deutschen Mythologie.
Die von Prof. Dr. Zacher in Druck gegebenen Thesen zur deutschen Orthographie.

IV. Die **archäologische** unter Vorsitz des Professor Dr. Conze, Sitzungslocal im Senatszimmer der Universität. Bereits angemeldet sind folgende Vorträge und Mittheilungen:

Herr Prof. Piper aus Berlin: die klassisch-epigraphischen Studien und Mittheilungen bei den Kirchenvätern und im Mittelalter.
Herr Prof. von der Launitz aus Frankfurt a. M. beabsichtigt, ein von ihm angefertigtes Modell der Akropolis von Athen vorzuzeigen.
Herr Prof. Michaelis aus Tübingen: über die kritische Behandlung der Parthenonsculpturen, mit Vorlegung von Proben einer Gesammtausgabe des Parthenon.
Derselbe: über die Zeit der aeginetischen Giebelgruppen.
Professor Conze von hier: über St.-Petersburger Antiken.

V. Die **mathematische** unter Vorsitz des Professor Dr. Heine, Sitzungslocal in der Universität, Auditorium Nr. 5. Thesen von Herrn Professor Dr. Gerhardt sind angemeldet:

Die Kegelschnitte sind für den Unterricht auf den Gymnasien ebenso nothwendig als berechtigt.

Für den gedeihlichen Unterricht in der Mathematik ist es nothwendig, dass die Stundenzahl, die der gegenwärtig geltende allgemeine Lehrplan für die mittleren Classen (Tertia und Quarta) auf 3 bestimmt, wiederum auf 4 erhöht wird, die der frühere Lectionsplan hatte.

Der Geschäftsführer der in Hildesheim constituirten mathematisch-naturwissenschaftlichen Section der deutschen allgemeinen Lehrerversammlung, Herr Oberlehrer Jer. Hoffmann, wünscht einen dort gehaltenen Vortrag:

Ueber die Nothwendigkeit, Heilsamkeit und Verfassung einer Vereinigung der exacten Wissenschaften an Deutschlands Schulen

hier zu wiederholen.

Mittwoch, den 2. October Vormittags 10 Uhr:

Zweite allgemeine Sitzung in der Aula der Universität, Präsident Geheimer Rath Prof. Dr. Bernhardy.

Vortrag des Herrn Prof. Dr. Tischendorf: Ueber griechische Paläographie.

Vortrag des Herrn Prof. Dr. Steinhart: Aphorismen über den gegenwärtigen Stand der platonischen Forschungen.

Vortrag des Herrn Prof. Dr. Gosche: Die Einführung der Rede in dem homerischen und anderem volksthümlichen Epos.

Vortrag des Herrn Hofrath Prof. Dr. Urlichs: Der Marktverkehr des alten Rom.

Vortrag des Herrn Prof. Dr. Lincker: Ueber eine besondere Art von Interpolationen in den lyrischen Gedichten des Horatius.

Weitere Vorträge ausser den oben unter dem 1. October bezeichneten sind nicht angemeldet.

Die Sectionen

halten ihre Sitzungen Vormittags bis 10 Uhr; die pädagogische in Nr. 7; die übrigen Bestimmungen bleiben unverändert.

Von besonderem Interesse für die germanistisch-romanistische Section verspricht die am 3. und 4. October hierselbst stattfindende Versammlung der **deutschen Dante-Gesellschaft** zu werden, zu welcher deren Schriftführer, Prof. Dr. E. Böhmer, durch die unten angezeigte Abhandlung über Dante's Schrift de vulgari eloquentia u. s. w. einladet und welche hiermit der Theilnahme der Philologen-Versammlung auf das angelegentlichste empfohlen sei. Die erste Sitzung der Dante-Gesellschaft findet am 3. October um 4 und 6 Uhr im Leipziger Schiessgraben statt; zu der letzteren Stunde hat Jedermann zu den von den Herrn Geh. Rath Witte von hier, Dr. Notter aus Stuttgart und Prof. Schanz aus Como in Aussicht gestellten Vorträgen Zutritt.

Festvorstellung im Städtischen Theater.

Dienstag den 1. October.

Vor Hundert Jahren. Lustspiel von Ernst Raupach.

Vorher:

Ouvertüre zu den Hebriden von F. Mendelssohn-Bartholdy.
Prolog gesprochen von Fräulein Brandt.
Ouvertüre über akademische Lieder von Fr. Schneider.

Nach dem 1. Act:

Fuchslied. — Marsch über Studenten-Lieder von John.

Nach dem 2. Act:

Ouvertüre über den Dessauer Marsch von Fr. Schneider.

Nach dem 3. Act:

Jagdlied von Robert Schumann.

Anfang 6½ Uhr.

Mittwoch den 2. October

wird Herr Musikdirector Hassler im grossen Saale des neuen Volksschulgebäudes, Nachmittag von $5^1/_2$ bis gegen 8 Uhr, **„Orpheus und Eurydice“** von Gluck zur Aufführung bringen. Die Ausführung der beiden Hauptpartieen durch die Concertsängerinnen Fräulein Clara Martini und Fräulein Hedwig Schilling aus Leipzig, die Geübtheit der Chöre und die ansehnliche Verstärkung des Orchesters versprechen einen sehr hohen Kunstgenuss. Billets sind in der Buchhandlung von Schrödel & Simon am Markt und bei dem Herrn Kaufmann Krammisch unweit der Volksschule zu haben.

Zu der **städtischen Bewirthung** im Leipziger Schiessgraben, Mittwoch Abends 8 Uhr, haben die Theilnehmer der Philologen-Versammlung nebst ihren Damen auf ihre Karten Zutritt.

Donnerstag, den 3. October.

Pädagogische Section von 8—10 Uhr: Im Auditorium Nr. 7.

Tagesordnung:

1) Behandlung der von Herrn Prof. Zacher aufgestellten Thesen über Regelung der deutschen Schreibung in Gemeinschaft mit der germanistisch-romanistischen Section.
2) Fortsetzung der Verhandlung der Thesen des Herrn Director Haacke über die Verwerthung der Resultate der vergleichenden Sprachwissenschaft in der Schule.

Orientalistische Section von 8 Uhr ab:

1) Herr Prof. Gosche aus Halle: Der Eintritt des Islam in die indische Kunst, mit Vorlegung englischer Photographieen.

2) Herr Consul Wetzstein aus Berlin: Ueber den Dialekt der Nomadenstämme der syrischen Wüste.
3) Herr Prof. Dieterici aus Berlin: Ueber die Philosophie der lautern Brüder.
4) Geschäftliches der deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Germanistische Section (im Auditorium Nr. 7) von 8—10 Uhr:

1) Verhandlung über die von Prof. Zacher aufgestellten orthographischen Thesen, in Gemeinschaft mit der pädagogischen Section.

Im Gerichtszimmer.

2) Vortrag des Herrn Dr. Martin über die mittelniederländische Literatur und deren Beziehung zur mittelhochdeutschen.
3) Vortrag des Herrn Dr. Treitz über einige gothische und angelsächs. Etymologieen.

Archäologische Section von 8—10 Uhr.

1) Herr Director Frick aus Burg: Ueber die Inschrift auf der sog. Schlangensäule zu Konstantinopel.
2) Herr Prof. Piper aus Berlin: Ueber klassisch-epigraphische Studien und Mittheilungen bei den Kirchenvätern und im Mittelalter.
3) Herr Hofrath Urlichs aus Würzburg: Vorlage und Erläuterungen einiger Antiken.
4) Herr von der Launitz: Ueber eine neue Ergänzung der sog. Pasquinogruppe.
5) Herr Prof. G. Wolff aus Berlin:
   a) Die Philologen und die alte Kunst.
   b) Inwieweit kann man aus den erhaltenen Kunstwerken auf den Stil ihrer eigentlichen Erfinder schliessen?
6) Vorlage einer Anzahl von Photographieen.

Mathematische Section von 8 Uhr ab:

Herr Prof. Dr. Gerhardt:

1) Die Kegelschnitte sind für den Unterricht auf den Gymnasien ebenso nothwendig als berechtigt.

Herr Dr. Langguth aus Greifswald:

2) Bei der schriftlichen Abiturientenprüfung ist neben drei mathematischen Aufgaben eine physikalische zu stellen.



GAVDEAMVS HALENSE.

NON SINE NOTIS.

Gaudeamus igitur
  Socii vagantes!
Aemuli πολυτρόπῳ,
Quinto nunc vicesimo
5 Loco compotantes.

Urbes multas vidimus
  Et multorum mores,
Vidimus Germanicos
Mores, situm, populos
10 Virginumque flores.

Hospites et vidimus
  Cis- et Trans-Moenanos,
Dulci vinculo coniunctos
Stirpis et amoris cunctos
15 Socios Germanos.

Dona dabant optima
  Urbes hospitales,
Gutturis lenimina,
Ostreas, farcimina,
20 Mensas capitales.

Pocula nunc tundite
  Largiter imbuta!
Vivant abundantia,
Pereant rorantia,
25 Pereant minuta!

Salve Philologia
  Igitur mensalis!
Nunc, sodales, est bibendum,
Nunc in loco desipiendum,
30 Gaudeamus Halis!

NOTAE.

Ad vers. III. Cf. incerti, ut voluit quondam magnus Halensis, verba auctoris: Ἄνδρα μοι ἔνεπε caet. v. IV. Halis antecesserunt Norimberga (a. 1838), Mauhemium (1839), Gotha (1840), Bonna (1841), Ulma (1842), Cassellae (1843), Dresda (1844), Darmstadium (1845), Ieua (1846), Basilea (1847), Berolinum (1850), Erlanga (1851), Gottinga (1852), Altenburgum (1854), Hammonia (1855), Stutgardia (1856), Vratisiavia (1857), Vindobona (1858), Brunsviga (1860), Francofurtum ad Moenum (1861), Augústa Vindelicorum (1862), Misena (1863), Hannovera (1864) et Heidelberga (1865). v. VI. VII. In epistola ad Pisones occurrit versus „Qui mores hominum multorum vidit et urbes.“ v. IX. Comparandus est Taciti libellus de situ, moribus et populis Germaniae. v. XVI.—XX. Vinum dabant Bonna, Heidelberga et proh dolor! Misena, cerevisiam praebebant Norimberga, Manhemium, Ulma, Dresda (cum Castello sylvestri), Iena (ubi Lucus a lucendo), Berolinum (cui florent Frigidae flavae), Erlanga, ostreas adferebat Hammonia, farcimina dedicabant Gotha, Gottinga, Vindobona (Wiener Würstel), Brunsviga et Francofurtum ad Moenum, cupedias suppeditabat Basilea (Basler Leckerli) caet. caet. v. XXIII. — XXV. Ciceronis Laelius udis et abundantibus poculis opponit pocula rorantia atque minuta. v. XXVIII. XXIX. Flaccus monet sodales his verbis „Nunc est bibendum“ et „Dulce est desipere in loco!“

(G. Schwetschke.)

Verzeichniss der Mitglieder.

I. Nach den Namen geordnet.

Ehrenmitglieder.

1. Dr. v. Beurmann, Ober-Präsident a. D., Curator der Universität zu Halle.
2. Dr. Ulrici, Prof., d. Z. Rector der Univ. zu Halle.
3. v. Voss, Ober-Bürgermeister zu Halle.
4. v. Holldorf, Stadtrath zu Halle.
5. Glöckner, Justizrath zu Halle.
6. Eichler, Kunsthändler aus Berlin.

Präsidium der Versammlung.

7. Dr. G. Bernhardy, Geh. Reg.-Rath und Prof. in Halle, Präsident.
8. Dr. Bergk, Prof. in Halle, 1. Vicepräsident.
9. Dr. G. Kramer, Director der Franckeschen Stiftungen und Prof. in Halle 2. Vicepräsident.
10. Dr. A. F. Pott, Prof. in Hallo, Präsident des Orientalistenvereins.

Mitglieder der Versammlung.

11. Ackermanu-Teubner, Verlagsbuchhändler aus Leipzig.
12. Adler, Dr., Rector aus Halle.
13. Allihn, F. H. Th., Dr. phil. aus Halle.
14. Angermann, C., Stud. phil. aus Leipzig.
15. Anschütz, Prof. der Rechte aus Halle.
16. Anz, H., Lehrer am Pädagogium zu Halle.
17. Arnold, Dr., Prof. aus Halle.
18. Ascherson, Ferd., Dr. phil. aus Berlin.
19. Bachmann, Gymn.-Director aus Wernigerode.
20. Baldamus, Dr., emer. Pfarrer aus Halle.
21. Baltzer, Dr., Prof. aus Dresden.
22. Barthel, G. Emil, Buchhändler aus Halle.
23. Bartholdy, Realschul-Director aus Cüstrin.
24. Bartsch, K., Prof. aus Rostock.
25. v. Bassewitz, Dr., Landrath a. D. aus Halle.
26. Baumgart, P., Cand. theol. aus Halle.
27. Bech, Dr. Fedor, Oberlehrer aus Zeitz.
28. Becker, Dr. Paul, Staatsrath aus Dresdon.
29. Becker, Dr., Lehrer aus Cüstrin.
30. Behlau, A., Oberlehrer aus Heiligenstadt.
31. Behrnauer, Dr. W., Secretär der königl. öff. Bibliothek in Dresden.
32. Benecke, Dr., Gymn.-Director aus Elbing.
33. Bonfoy, Dr., Prof. aus Göttingen.
34. Bertheau, Prof. aus Göttingen.
35. Bertram, Dr., Gymn.-Lehrer aus Magdeburg.
36. Bertram, Oswald, Buchhändler aus Halle.
37. Biedermann, P., Stud. phil. aus Halle.
38. Bindseil, Dr., Prof. aus Halle.
39. Bodenstein, Stud. phil. aus Merseburg.
40. Boehmor, Dr. Ed., Prof. aus Halle.
41. Bohnhoff, Dr., Gymn.-Lehrer aus Freienwalde a. O.
42. Bolze, Dr., Oberlehrer aus Berlin.
43. Born, Dr., Gymn.-Lehrer aus Magdeburg.
44. Borsdorf, Lehramts-Cand. aus Jauer.
45. Bossler, Dr. Karl, Gymn.-Lohrer aus Darmstadt.
46. Boxberger, Dr. R., Realschullohrer aus Erfurt.
47. Bräuning, Bernh., Lehror aus Hallo.
48. Brandt, Dr., Realschullehrer aus Magdeburg.
49. Bratuscheck, Dr., Gymn.-Lehrer aus Berlin.
50. Breddin, Dr., Oberlehrer aus Magdeburg.
51. Brennecke, Realschul-Director aus Posen.
52. Brentano, Dr., Realschullohrer aus Nordhausen.

53. Brockhaus, Herm., Prof. aus Leipzig.
54. Brockhaus, Dr., Lic. theol. und Prediger aus Leipzig.
55. Bruno, Oberlehrer aus Harburg.
56. Buchbinder, Prof. aus Pforta.
57. Büchsenschütz, Dr., Oberlehrer aus Berlin.

58. Cauer, E., Conrector aus Potsdam.
59. Christ, Dr., Prof. aus München.
60. Clemm, Wilh., Dr. phil. aus Giessen.
61. Conze, Dr. Prof. aus Halle (Giebichenstein) Präsident der archäol. Section.
62. Curtius, Dr. Ernst, Prof. aus Göttingen.
63. Curtius, Dr., Gymn.-Lehrer aus Gotha.

64. Dahl, Dr. phil. aus Halle.
65. Delbrück, Dr. B., Privatdocent aus Halle.
66. Delitzsch, Fr., Prof. aus Leipzig.
67. Dieck, Heinr., Inspector aus Halle.
68. Diestel, Prof. aus Jena.
69. Dieterici, Prof. aus Berlin.
70. Dietrich, A., Gymn.-Director aus Hirschberg.
71. Dietsch, Prof. Dr., Rector der Fürstenschule in Grimma.
72. Dihle, Dr. A., Gymn.-Director aus Seehausen in der Altm.
73. Dinter, Dr. Bernh., Prof. aus Grimma.
74. Dittenberger, Dr., Oberlehrer aus Rudolstadt.
75. Doehle, Dr. phil. aus Halle.
76. Doerries, L., Dr. phil. aus Hameln a. W.
77. Dohmke, E., Gymn.-Lehrer aus Leipzig.
78. Donner, Dr. phil. aus Helsingfors.
79. Drenckhahn, O., Gymn.-Lehrer aus Stendal.
80. Dressler, R., Stud. philol. aus Leipzig.
81. Dryander, Dr., Prof. aus Halle.
82. Dümmler, Dr. Ernst, Prof. aus Halle.
83. Düntzer, Dr., Prof. aus Cöln.
84. Duncker, A., Gymn.-Lehrer aus Hanau.
85. Dunger, Dr. H., Gymn.-Lehrer aus Dresden.

86. Ebel, Dr. phil. aus Schneidemühl.
87. Ebeling, Dr., Gymn.-Lehrer aus Wernigerode.
88. Eckstein, Dr., Rector u. Prof. aus Leipzig.
89. Eiselen, F., Director der Musterschule in Frankfurt a. M.
90. Engelhardt, Gymn.-Director aus Danzig.
91. Engelmann, R., Cand. philol. aus Halle.
92. Erdmann, Dr. Ed., Prof. der Philos. in Halle.
93. Erdmann, O., Oberlehrer aus Stendal.
94. Erler, Dr. Wilh., Prof. aus Züllichau.
95. Fiebiger, Rechtsanwalt aus Halle.
96. Fischer, Gymn.-Lehrer aus Wernigerode.
97. Fitting, Dr. H., Prof. der Rechte in Halle.
98. Flade, Fr., Mathematiker aus Halle.
99. Fleckeisen, Dr., Prof. aus Dresden.
100. Fleischer, Dr., Prof. aus Leipzig.
101. Fleischer, Stud. philol. aus Leipzig.
102. Flemming, Prof. aus Altenburg.
103. Flügel, Felix, Dr. phil. aus Leipzig.
104. Foerstemann, Prof. Dr., Oberbibliothekar aus Dresden.
105. Foerstemann, Dr. phil. aus Leipzig.
106. Förster, B., Cand. philol. aus Göttingen.
107. Förtsch, Dr., Gymn.-Director aus Naumburg.
108. Foss, Dr., Schulrath aus Altenburg.
109. Foss, Dr., Prof. aus Berlin.
110. Frahnert, Gymn.-Lehrer aus Halle.
111. Franke, Dr. R., Oberlehrer aus Burg.
112. Freund, Buchhändler aus Demmin.
113. Freydanck, Dr. Theod., Oberlehrer aus Torgau.
114. Frick, Dr., Gymn.-Director aus Burg.
115. Friedländer, Dr., Prof. aus Königsberg.
116. Fritzsche, Dr., Prof. aus Rostock.
117. Fritzsche, Dr., Gymn.-Lehrer aus Güstrow.

118. Garcke, Dr., Prof. aus Altenburg.
119. Garlipp, Dr., Realschullehrer aus Magdeburg.
120. Gauss, Gymn.-Lehrer aus Landsberg a. W.
121. Geist, R., College an der Realschule in Halle.
122. Geist, Dr., Oberlehrer an der Realschule in Halle.
123. Gelbe, Dr. Theod., Oberlehrer aus Chemnitz.
124. Gelshorn, Gymn.-Lehrer aus Aurich.
125. Gerhardt, Prof. aus Eisleben.
126. Gerland, Gymn.-Lehrer aus Magdeburg.
127. Gevers, Dr., Conrector aus Verden.
128. Giesel, Rector aus Delitzsch.
129. Gloël, O., Oberlehrer aus Berlin.
130. Gloël, Dr., Gymn.-Lehrer aus Magdeburg.
131. Götze, Oberlehrer aus Seehausen.
132. Götze, Dr. phil. aus Magdeburg.
133. Götze, Stud. philol. aus Leipzig.
134. Goldmann, Dr. phil. aus Halle.
135. Goldschmidt, Dr., Gymn.-Lehrer aus Nordhausen.
136. Gomperz, Privatdocent aus Wien.
137. Gosche, Dr. Rich., Prof. aus Halle.
138. Gosda, Dr. A., Oberlehrer aus Lauban.
139. Gottschick, Provinzial-Schulrath aus Berlin
140. Gräfenhan, Gymn.-Lehrer aus Eisleben.

141. Gravenhorst, Schulrath aus Braunschweig.
142. Grebe, Dr. H., Oberlehrer aus Leipzig.
143. Grein, Dr. Archivar aus Cassel.
144. Gropius, Rich., Stud. philol. aus Naumburg a. S.
145. Grosch, Dr., Oberlehrer aus Wernigerode.
146. Grosse, Karl, Rector aus Bitterfeld.
147. Grosse, Dr. E., Oberlehrer aus Aschersleben.
148. Gresser, Dr., Gymn.-Lehrer aus Minden.
149. Grunicke, Realschullehrer aus Gera.
150. Günther, Dr., Realschullehrer aus Halle.
151. Guericke, Dr. u. Prof. der Theol. aus Halle.
152. Guericke, Gymn.-Lehrer aus Cüstrin.

153. Haacke, Gymn.-Director aus Torgau.
154. Haacke, Dr. A., Oberlehrer aus Burg.
155. Hachtmann, Dr., Gymn.-Lehrer aus Halle.
156. Härter, W., Gymn.-Lehrer aus Stendal.
157. Hagen, Dr., Privatdocent aus Bern.
158. Hahn, Dr., Oberlehrer aus Salzwedel.
159. Halm, Oberbibliothekar u. Prof. aus München.
160. Hanncke, Rud., Dr. phil. aus Berlin.
161. Hanow, Dr., Gymn.-Director aus Züllichau.
162. Hanow, Oberlehrer aus Sorau.
163 Harang, J., Realschullehrer aus Halle.
164. Hartung, Dr., Gymn.-Lehrer aus Wittenberg.
165. Hartung, Dr. phil. aus Straussberg.
166. Hartz, Dr., Gymn.-Lehrer aus Frankfurt a. O.
167. Haupt, Oberlehrer aus Landsberg a. W.
168. Haym, Dr. R., Prof. aus Halle.
169. Hedicke, Dr., Gymn.-Lehrer aus Zerbst.
170. Heiland, Dr., Provinzial-Schulrath aus Magdeburg.
171. Heine, Prof. aus Weimar.
172. v. Heinemann, Dr. O., Prof. aus Bernburg.
173. Helbig, Dr., Prof. aus Dresden.
174. Henkel, Dr., Prorector aus Seehausen i. A.
175. Herbst, Dr., Gymn.-Director aus Magdeburg.
176. Hermann, Fr. C., Lehrer aus Berlin.
177. Hertzberg, Dr., Prof. aus Halle.
178. Heyer, Prof., Conrector aus Königsberg in d. Neumark.
179. Heyne, Dr., Privatdocent aus Halle.
180. Hildebrand, Dr. R., Gymn.-Lehrer aus Leipzig.
181. Hildenhagen, C., Pastor a. D. aus Halle.
182. Hirzel, Dr., Prof. aus Aarau.
183. Hirzel, R., Stud. philol. aus Berlin.
184. Hoche, Ed., Prof. u. Prorector aus Zeitz.
185. Hoche, Dr. M., Gymn.-Lehrer aus Rossleben.
186. Hölzer, Gymn.-Lehrer aus Salzwedel.
187. Hoessler, Lehrer am Pädagogium in Halle.
188. Hoffbauer, Pastor aus Ammendorf bei Halle.
189. Hoffmann, Dr., Gymn.-Lehrer aus Potsdam.
190. Hoffmann, K., Lehrer aus Arnstadt.
191. Holstein, Dr., Gymn.-Lehrer aus Magdeburg.
192. Holzapfel, Dr., Director der Realschule in Magdeburg.
193. Hornbostel, Subrector aus Ratzeburg.
194. Horrmann, Dr., Director aus Detmold.
195. Hotzel, F., Prof. aus Eisenach.
196. Hügel, R., Stud. philol. aus Leipzig.
197. Hülser, Dr., Gymn.-Lehrer aus Charlottenburg.
198. Hultgren, Fr., Gymn.-Lehrer aus Leipzig.
199. Hultsch, Dr. Friedr., Prof. aus Dresden.
200. Hynitzsch, Gymn.-Lehrer aus Seehausen i. A.

201. Ihne, Dr. phil. aus Heidelberg.
202. Ilberg, Hugo, Prof. Dr., Gymn.-Director aus Zwickau.
203. Imelmann, Dr., ord. Lehrer aus Berlin.
204. Imhof, Dr. A., Oberlehrer aus Halle.

205. Jacobi, Dr., Prof. der Theol. in Halle.
206. Jacobs, Rud., Prof. aus Berlin.
207. Jahn, Dr. phil. aus Halle.
208. Jahr, Gymn.-Lehrer aus Merseburg.
209. v. Jan, Dr., Gymn.-Lehrer aus Landsberg a. W.
210. Jülg, Dr., Prof. aus Innsbruck.
211. Jungmann, Stud. phil. aus Leipzig.

212. Kaemmel, Otto, Oberlehrer aus Plauen i. V.
213. Kämtz, L. F., Akademiker aus St. Petersburg.
214. Kautzleben, R., Cand. philol. aus Halle.
215. Kautzsch, Dr., Gymn.-Lehrer aus Leipzig.
216. Keil, Dr., Prof. aus Erlangen.
217. Kellner, Camill., Gymn.-Lehrer aus Zwickau.
218. Kern, Dr., Director aus Berlin.
219. Kiessling, Dr., Director aus Berlin.
220. Kindscher, Franz, Prof. aus Zerbst.
221. Kleiber, Realschul-Director aus Berlin.
222. Kletschke, Pastor aus Memleben.
223. Klix, Dr., Schulrath aus Berlin.
224. Kloppe, G. H., Cand. theol. et phil. aus Zeitz.
225. Kluge, Dr., Prof. aus Altenburg.
226. Knappe, Gymn.-Lehrer aus Wittenberg.
227. Knauth, Dr. K., College an der Realschule in Halle.
228. Kobert, Hülfslehrer aus Halle.
229. Koch, Fr., Prof. aus Eisenach.
230. Koch, Dr., Prof. aus Pforta.

231. Kock, Dr., Gymn.-Director aus Berlin.
232. Köhler, R., Bibliothekar aus Weimar.
233. Köhler, Gymn.-Lehrer aus Brandenburg.
234. Köhler, Schulamts-Cand. aus Leipzig.
235. Koepert, Dr. H., Gymn.-Lehrer aus Eisleben.
236. Kohlschütter, O., Stud. philol. aus Göttingen.
237. Krämer, Dr., Oberlehrer aus Gera.
238. Kraft, Dr., Gymn.-Lehrer aus Seehausen i. A.
239. Krahner, Dr., Gymn.-Director aus Stendal.
240. Krause, Dr., Prof. aus Halle.
241. Krehl, Prof. aus Leipzig.
242. Krenkel, Dr., Privatgelehrter aus Dresden.
243. Kruse, Dr., Oberlehrer aus Berlin.
244. Kübler, Director aus Berlin.
245. Kuhn, Dr., Prof. aus Berlin.
246. Kuhn, Cand. philol. aus Berlin.

247. Ladewig, Dr., Prof. aus Neu-Strelitz.
248. Lambert, Ernst, Dr. phil. aus Halle.
249. Lange, Dr., Lehrer aus Berlin.
250. Langguth, Dr., Oberlehrer aus Greifswald.
251. Lasson, Dr., Oberlehrer aus Berlin.
252. Lattmann, Dr., Conrector aus Göttingen.
253. von der Launitz, Bildhauer aus Frankfurt a. M.
254. Leidloff, Dr., Oberlehrer aus Holzminden.
255. Leisering, H., Gymn.-Lehrer aus Berlin.
256. Leist, Dr., Gymn.-Lehrer aus Stendal.
257. von Leutsch, Ernst, Hofrath u. Prof. aus Göttingen.
258. Liebhold, C., Gymn.-Lehrer aus Stendal.
259. Lilie, Dr., Realschullehrer aus Magdeburg.
260. Lindenborn, Gymn.-Lehrer aus Halle.
261. Lincker, Dr. Gust., Prof. aus Lemberg.
262. Lionnet, Lic. theol., Pastor aus Craatz.
263. Lipke, Dr., ord. Lehrer aus Erfurt.
264. Lippold, Friedr., Stud. d. deutsch. Philol. aus Leipzig.
265. Lipsius, Gymn.-Director aus Leipzig.
266. Lothholz, Dr., Rector aus Rossleben.
267. Lucae, Dr., Privatdocent aus Halle.
268. Lüttge, Dr., Oberlehrer aus Seehausen i. A.

269. Maennel, J. A. Rud., Stud. philol. aus Halle.
270. Marquardt, Dr. Ober-Schulrath aus Gotha.
271. Martin, Dr., Privatdocent aus Heidelberg.
272. Martin, Oberlehrer aus Prenzlau.
273. Masius, H., Prof. aus Leipzig.
274. Maynz, Dr., Gymn.-Lehrer aus Freienwalde a. O.
275. Melgunof, Hofrath aus Dresden
276. Menge, Dr. phil. aus Weimar.
277. Merian, J. J., Dr. phil. aus Basel,
278 Merx, Dr., Privatdocent aus Jena.
279. Mensel, Gymn.-Lehrer aus Halle.
280. Meyer, Dr. H., Prof. der Rechte in Halle.
281. Meyer, G. M., Lehrer aus Halle.
282. Meyer, Wilh., Stud. philol. aus Halle.
283. Michael, Dr., Gymn.-Lehrer aus Halle.
284. Michaelis, Prof. aus Tübingen.
285. Möbius, Th., Prof. aus Kiel.
286. Mönch, Dr., Prof. aus Eisleben.
287. Mühlau, Dr., Privatgelehrter aus Leipzig.
288. Müller, C. F. W., Prof. aus Berlin.
289. Müller, F. H., Conrector aus Zeitz.
290. Müller, Dr. Alb., Gymn.-Lehrer aus Hameln.
291. Müller, Dr. Herm., Gymn.-Lehrer aus Charlottenburg.
292. Müller, J. O., Gymn.-Lehrer aus Magdeburg.
293. Müller, Gymn.-Lehrer aus Merseburg.
294. Müller, Aug., Cand. philol. aus Leipzig.
295. Muff, Dr., Oberlehrer aus Halle.
296. Mylonas, Dr. phil. aus Göttingen.

297. Nasemann, Dr., Prof. aus Halle.
298. Neger, G., Realschullehrer aus Perleberg.
299. Nehry, Rector aus Aschersleben.
300. Nicolai, Prof. aus Bernburg.
301. Nielander, Oberlehrer aus Krotoschin.
302. Niemeyer, Dr., Director aus Brandenburg.
303. Niemeyer, Stadtrath a. D. aus Halle.
304. Nietzsche, Dr. phil. aus Naumburg.
305. Niewandt, Justizrath aus Halle.
306. Noeldechen, Dr., Oberlehrer aus Halberstadt.
307. Noeldechen, Dr., Gymn.-Lehrer aus Quedlinburg.
308. Nuster, Dr., Gymn.-Lehrer aus Plauen i. V.

309. Olshausen, Dr., Geh. Regierungsrath aus Berlin.
310. Oncken, Dr. W., Prof. aus Heidelberg.
311. Opel, Dr. J., Rector aus Halle.
312. Opitz, Dr. E., Gymn.-Lehrer aus Naumburg.
313. Ortmann, Dr., Gymn.-Oberlehrer aus Magdeburg.
314. Paldamus, Dr., Director aus Frankfurt a. M.
315. Paulsiek, Oberlehrer aus Magdeburg.
316. Pernice, Dr. jur. et phil., Privatdocent aus Halle.
317. Peter, Dr. Karl, Rector aus Pforta.
318. Peter, Dr., Gymn.-Lehrer aus Nordhausen.
319. Peter, Heinr., Dr. phil. aus Berlin.
320. Petermann, Prof. aus Berlin.
321. Petermann, Prof. aus Wernigerode.

322. **Pfautsch**, Gymn.-Director aus Spandau.
323. **Pfitzner**, Oberlehrer aus Parchim.
324. **Pfuhl**, Prof. am Vitzthumschen Gymn. in Dresden.
325. **Piper**, Dr., Prof. aus Berlin.
326. **Planck**, Prof. aus Heilbronn.
327. **Pöhlig**, Dr. C., Gymn.-Lehrer aus Seehausen i. A.
328. **Polle**, F., Oberlehrer aus Dresden.
329. **Praetorius**, Stud. orient. aus Leipzig.
330. **Prien**, Prof. aus Lübeck.

331. **Quedefeld**, Dr., Gymn.-Lehrer aus Freienwalde a. O.

332. **Ranke**, Director aus Berlin.
333. **Ranke**, R., Lehrer aus Erfurt.
334. **Rasch**, Dr., Gymn.-Lehrer aus Zeitz.
335. **Rassow**, Dr., Gymn.-Director aus Weimar.
336. **Rohdantz**, Prof. aus Magdeburg.
337. **Reichart**, Gymn.-Lehrer aus Potsdam.
338. v. **Reinhard**, Hauptmann aus Hannover.
339. **Reinke**, L., Privatdocent aus Münster.
340. **Rettig**, G., Prof. aus Bern.
341. **Richter**, Prof. aus Berlin.
342. **Richter**, R., Gymn.-Lehrer aus Halle.
343. **Richter**, Gymn.-Lehrer aus Gütersloh.
344. **Rieger**, M., Dr. phil. aus Darmstadt.
345. **Riehm**, Dr. E., Prof. der Theol. aus Halle (Giebichenstein).
346. **Riese**, Dr., Privatdocent aus Heidelberg.
347. **Rödiger**, Dr., Prof. aus Berlin.
348. **Rohmer**, Oberlehrer aus Züllichau.
349. **Rosalsky**. Dr., Gymn.-Lehrer aus Halle.
350. **Rothe**, Dr. Oberlehrer aus Eisleben.
351. **Rothmaler**, Dr. Ad., Gymn.-Lehrer aus Nordhausen.
352. **Rothmann**, Prof. aus Torgau.
353. **Rudloff**, Dr. phil. aus Jüterbogk.
354. **Rühle**, Prof. aus Berlin.

355. **Sanneg**, Dr. Paul, Realschullehrer aus Nordhausen.
356. **Sanneg**, Dr. phil. aus Hallo.
357. **Sanppe**, Dr. Herm., Hofrath u. Prof. aus Göttingen.
358. **Savelsberg**, Dr., Gymn.-Oberlehrer aus Aachen.
359. **Schade**, Oscar, Prof. aus Königsberg i. Pr.
360. **Schadeberg**, Dr. Jul., Redacteur aus Halle.
361. **Schaefer**, Arnold, Prof. aus Bonn.
362. **Schatzmayr**, Dr., Realschullehrer aus Elberfeld.
363. **Scheele**, Prof. Dr., Gymn.-Rector aus Merseburg.
364. **Scheibel**, Dr., Director aus Ratibor.
365. **Schiefer**, Dr. R., Realschullehrer aus Magdeburg.
366. **Schild**, Dr., Gymn.-Lehrer aus Wittenberg.
367. **Schillbach**, Gymn.-Lehrer aus Potsdam.
368. **Schiller**, Dr., Oberlehrer aus Schwerin.
369. **Schimmelpfeng**, Prof. aus Pforta.
370. **Schirlitz**, Dr., Gymn.-Lehrer aus Wernigerode.
371. **Schlottmann**, Dr. K., Prof. der Theol. in Halle.
372. **Schmalfeld**, Dr., Prof. aus Eisleben.
373. **Schmidt**, Schulrath aus Neu-Strelitz.
374. **Schmidt**, E., Gymn.-Lehrer aus Halberstadt.
375. **Schmidt**, Dr., Gymn.-Lehrer aus Magdeburg.
376. **Schmidt**, Joh., Dr. phil. aus Jena.
377. **Schmitt**, A., Buchhändler (Firma Tenbner) aus Leipzig.
378. **Schneider**, Dr. O., Prof. aus Gotha.
379. **Schneidewind**, Dr., Gymn.-Lehrer aus Nordhausen.
380. **Schoenermark**, Prof. aus Liegnitz.
381. **Schoenermark**, G., Rector u. Past. coll. aus Seesen am Harz.
382. **Schrader**, Dr., Provinzial-Schulrath aus Königsberg i. Pr.
383. **Schrador**, Dr. W., Director der Prov.-Gewerbeschule in Halle.
384. **Schreyer**, Adjunct aus Pforta.
385. **Schröder**, Dr. phil. aus Halle.
386. **Schubart**, Dr., Prof. aus Weimar.
387. **Schubert**, Dr., Lehrer aus Magdeburg.
388. **Schubring**, G., Cand. math. aus Halle.
389. **Schultz**, Fr., Gymn.-Lehrer aus Neustadt i. W.-Pr.
390. **Schultze**, Dr., Oberlehrer aus Colberg.
391. **Schulz**, Dr., Geh. Reg.-Rath aus Magdeburg.
392. **Schulze**, Rud., Dr. phil. aus Altenburg.
393. **Schwabe**, L., Prof. aus Dorpat.
394. **Schwalbe**, Director aus Eisleben.
395. **Schwarz**, Dr., Gymn.-Lehrer aus Weimar.
396. **Schwetschke**, Dr. phil. aus Halle.
397. **Seelmann**, Gymn.-Lehrer aus Potsdam.
398. **Seidler**, Dr., Oberlehrer aus Zittau.
399. **Siegfried**, Dr., Prof. aus Pforta.
400. **Sommerbrodt**, Jul., Director aus Posen.
401. **Spiess**, E., Cand. minist. aus Halle.
402. **Stähelin**, Dr. u. Prof. der Theol. aus Basel.
403. **Staehle**, Dr. phil. aus Parchim.
404. **Stange**, Oberlehrer aus Landsberg a. W.

405. Steinhart, Dr., Prof. aus Halle.
406. Steinhart, Dr., Gymn.-Lehrer aus Salzwedel.
407. Stephan, Fr., Dr. phil. aus Magdeburg.
408. Stern, Paul, Stud. math. aus Herzberg.
409. Steudener, Dr. A., Gymn.-Lehrer aus Rossleben.
410. Suchier, Dr., Gymn-Lehrer aus Rinteln.
411. Suhle, Dr. H., Prof. aus Bernburg.
212. Suhle, E., Post-Secretär aus Weimar.
413. Suphan, Dr., Gymn.-Lehrer aus Halle.

414. Teichert, Dr. J., Gymn.-Lehrer aus Freienwalde a. O.
415. Teichmüller, G., Prof. aus Göttingen.
416. Thiele, Dr., Gymn.-Lehrer aus Magdeburg.
417. Thilo, Dr. G., Oberlehrer aus Halle.
418. Thomas, Bibliothekar aus München.
419. Tischendorf, Prof. aus Leipzig.
420. Tischendorf, Stud. ling. orient. aus Leipzig.
421. Todt, Dr., Director aus Schleusingen.
422. Trautmann, Dr., Gymn.-Lehrer aus Eisleben.
423. Treitz, Dr. Wilh., Privatdocent aus Bonn.
424. Tschischwitz, Dr., College an der Realschule in Halle.

425. Ueberweg, Dr. F., Prof. aus Königsberg in Ost-Pr.
426. Uhle, Dr. H., Gymn.-Lehrer aus Leipzig.
427. Uhlig, Dr., Prof. aus Aarau.
428. Unger, Dr., Director aus Friedland in Meckl.
429. Urlichs, Prof. aus Würzburg.
430. Urtel, F., Cand. philol. aus Giebichenstein bei Halle.

431. Voigt, Dr., Prof. aus Halle.
432. Voigt, Dr., Gymn.-Lehrer aus Berlin.
433. Voigt, Dr., Realschullehrer aus Neustadt-Eberswalde.
434. Volkmann, Dr., Oberlehrer aus Pforta.
435. Volz, B., Gymn.-Lehrer aus Schwerin.
436. Voretzsch, Dr., Gymn.-Lehrer aus Posen.
437. Voss, Dr. phil. aus Hallo.

438. Wachsmuth, C., Prof. aus Marburg.
439. Wagner, Prof. Dr., Director der Realschule in Leipzig.
440. Walther, Gymn.-Lehrer aus Halle.
441. Walther, Gymn.-Lehrer aus Potsdam.
442. Weber, Dr. A., Prof. aus Berlin.
443. Weber, Prof. aus Weimar.
444. Wehrmann, Dr., Provinzial-Schulrath aus Stettin.
445. Weichelt, Dr., Oberlehrer aus Demmin.
446. Weicker, Oberlehrer aus Berlin.
447. Weicker, Gymn.-Lehrer aus Halle.
448. Weidenkaff, Dr., Gymn.-Lehrer aus Erfurt.
449. Weidner, Dr., Conrector aus Merseburg.
450. Weigand, Prof. aus Giessen.
451. Weinhold, Dr. K., Prof. aus Kiel.
452. Weissenborn, Dr., Prof. aus Erfurt.
453. Welcker, Herm., Prof. aus Halle.
454. Wentrup, Dr., Gymn.-Director aus Salzwedel.
455. Wessel, Gymn.-Lehrer aus Merseburg.
456. Wetzstein, Dr. phil. aus Berlin.
457. Whistling, Dr., Privatgelehrter aus Leipzig.
458. Wichert, Gymn.-Director aus Magdeburg.
459. Wiegand, Dr., Director aus Halle.
460. Wiese, Dr., Geheimer Ober-Regierungsrath aus Berlin.
461. Wiggert, Dr., Oberlehrer aus Stargard in Pommern.
462. Wilhelm, Dr. Eugen, Gymn.-Lehrer aus Eisenach.
463. Wilisch, Gymn.-Lehrer aus Zittau.
464. Willführ, Adolf, Lehrer aus Magdeburg.
465. Willmanns, Dr., Gymn.-Lehrer aus Berlin.
466. Windisch, Dr. phil. aus Leipzig.
467. Winter, Dr., Gymn.-Lehrer aus Wittenberg.
468. Witte, Karl, Geh. Justizrath u. Prof. der Rechte in Halle.
469. Witte, Oberlehrer aus Merseburg.
470. Wittich, Dr., Realschullehrer aus Aschersleben.
471. Wolff, Gust., Prof. aus Berlin.
472. Wolff, Dr., Stadtpfarrer aus Rotweil.
473. Wolff, Cand. philol. aus Halle.
474. Wülcker, E., Stud. philol. aus Leipzig.
475. Wustmann, Gymn.-Lehror aus Leipzig.
476. Wuttke, Heinr., Dr. phil. aus Leipzig.

477. Zacher, Dr., Prof. in Halle, Präsident der germanist. Section.
478. Zangemeister, K., Dr. phil. aus Gotha.
479. Zenker, Dr., Orientalist aus Leipzig.
480. Ziel, Gymn.-Director aus Clausthal.
481. Zinzow, Gymn.-Director aus Pyritz.
482. Zschau, Stud. philol. aus Halle.
483. Zumpt, Prof. aus Berlin.

II. Nach den Heimatsländern und Städten geordnet.

Preussen.

Halle: Rector Dr. Adler.
Dr. F. H. Th. Allihn.
Prof. Dr. Anschütz.
Gymn.-Lehrer H. Anz.
Prof. Dr. Arnold.
Pfarrer emer., Dr. Baldamus.
Buchhändler G. Emil Barthel.
Landrath a. D., Dr. v. Bassewitz.
Cand. theol. P. Baumgart.
Prof. Dr. Bergk, 1. Vicepräsident der Versammlung.
Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. G. Bernhardy, Präsident der Versammlung.
Buchhändler Osw. Bertram.
Ober-Präsident a. D., Curator der Universität zu Halle, Dr. von Beurmann.
Stud. philol. P. Biedermann.
Prof. Dr. Bindseil.
Prof. Dr. Ed. Boehmer.
Lehrer Bernh. Bräuning.
Prof. Dr. Conze (Giebichenstein).
Dr. Dahl.
Privatdocent Dr. B. Delbrück.
Inspector Heinrich Dieck.
Dr. Doehle.
Prof. Dr. Dryander.
Prof. Dr. Ernst Dümmler.
Cand. philol. R. Engelmann.
Prof. Dr. Ed. Erdmann.
Rechtsanwalt Fiebiger.
Prof. Dr. H. Fitting.
Mathem. Fr. Flade.
Gymn.-Lehrer Frahnert.
College R. Geist.
Oberlehrer Dr. Geist.
Justizrath Glöckner.
Dr. Goldmann.
Prof. Dr. Rich. Gosche.
Realschullehrer Dr. Günther.
Prof. Dr. Guericke.
Gymn.-Lehrer Dr. Hachtmann.
Realschullehrer J. Harang.
Prof. Dr. R. Haym.
Stadtrath v. Helldorf.
Prof. Dr. Hertzberg.
Privatdocent Dr. Heyne.
Pastor a. D., L. Hildenhagen.
Gymn.-Lehrer Hoessler.
Pastor Hoffbauer (Ammendorf).
Oberlehrer Dr. A. Imhof.

Halle: Prof. Dr. Jacobi.
Dr. Jahn.
Cand. philol. R. Kautzleben.
College Dr. K. Knauth.
Hülfslehrer Kobert.
Director u. Prof. Dr. G. Kramer, 2. Vicepräsident der Versammlung.
Prof. Dr. Krause.
Dr. E. Lambert.
Gymn.-Lehrer Lindenborn.
Privatdocent Dr. Lucae.
Stud. philol. J. A. R. Maennel.
Gymn.-Lehrer Meusel.
Prof. Dr. H. Meyer.
Lehrer G. M. Meyer.
Stud. philol. W. Meyer.
Gymn.-Lehrer Dr. Michael.
Oberlehrer Dr. Muff.
Prof. Dr. Nasemann.
Stadtrath a. D. Niemeyer.
Justizrath Niewandt.
Rector Dr. J. Opel.
Privatdocent Dr. Pernice.
Prof. Dr. A. F. Pott, Präsident des Orientalisten Vereins.
Gymn.-Lehrer R. Richter.
Prof. Dr. E. Riehm (Giebichenstein).
Gymn.-Lehrer Dr. Rosalsky.
Dr. Sanneg.
Redacteur Dr. Jul. Schadeberg.
Prof. Dr. K. Schlottmann.
Director Dr. W. Schrader.
Dr. Schroeder.
Cand. math. G. Schubring.
Dr. G. Schwetschke.
Cand. minist. E. Spiess.
Prof. Dr. Steinhart.
Gymn.-Lehrer Dr. Suphan.
Oberlehrer Dr. G. Thilo.
College Dr. Tschischwitz.
Prof. Dr. Ulrici, d. Z. Rector der Universität zu Halle.
Cand. philol. F. Urtel (Giebichenstein).
Prof. Dr. Voigt.
Ober-Bürgermeister v. Voss.
Gymn.-Lehrer Dr. Voss.
Gymn.-Lehrer Dr. Walther.
Gymn.-Lehrer Weicker.
Prof. Dr. Herm. Welcker.
Director Dr. Wiegand.
Geh. Justizrath Prof. Dr. Karl Witte.

Halle: Cand. philol. Wolff.
Prof. Dr. Zacher.
Stud. philol. Zschau.

Aachen: Gymn.-Lehrer Dr. Savelsberg.

Aschersleben: Oberlehrer Dr. E. Grosse.
Rector Nehry.
Realschullehrer Dr. Wittich.

Aurich: Gymn.-Lehrer Gelshorn.

Berlin: Dr. Ferd. Aschersen.
Oberlehrer Dr. Bolze.
Gymn.-Lehrer Dr. Bratuscheck.
Oberlehrer Dr. Büchsenschütz.
Prof. Dieterici.
Kunsthändler Eichler.
Prof. Dr. Foss.
Oberlehrer O. Gloël.
Provinzial-Schulrath Gottschick.
Dr. Rud. Hanncke.
Lehrer Fr. C. Hermann.
Stud. philol. R. Hirzel.
Lehrer Dr. Imelmann.
Prof. Rud. Jacobs.
Director Dr. Kern.
Director Dr. Kiessling.
Realschul-Director Kleiber.
Schulrath Dr. Klix.
Gymn.-Director Dr. Kock.
Oberlehrer Dr. Kruse.
Director. Kübler.
Prof. Dr. Kuhn.
Cand. philol. Kuhn.
Lehrer Dr. Lange.
Oberlehrer Dr. Lassen.
Gymn.-Lehrer H. Leisering.
Prof. C. F. W. Müller.
Geh. Regierungsrath Dr. Olshausen.
Dr. Heinr. Peter.
Prof. Dr. Petermann.
Prof. Dr. Piper.
Director Ranke.
Prof. Richter.
Prof. Dr. Roediger.
Prof. Rühle.
Gymn.-Lehrer Dr. Voigt.
Prof. Dr. A. Weber.
Oberlehrer Weicker.
Dr. Wetzstein.
Geh. Ober-Regierungsrath Dr. Wiese.
Gymn.-Lehrer Dr. Willmanns.
Prof. Gust. Wolff.
Prof. Zumpt.

Bitterfeld: Rector Karl Grosse.

Bonn: Prof. Arnold Schaefer.
Privatdocent Dr. Wilh. Treitz.

Brandenburg: Gymn.-Lehrer Köhler.
Director Dr. Niemeyer.

Burg (bei Magdeburg): Oberlehrer Dr. R. Franke.
Gymn.-Director Dr. Frick.
Oberlehrer Dr. A. Haacke.

Cassel: Archivar Dr. Grein.

Charlottenburg: Gymn.-Lehrer Dr. Hülser.
Gymn.-Lehrer Dr. Herm. Müller.

Clausthal: Gymn.-Director Ziel.

Cöln: Prof. Dr. Düntzer.

Colberg: Oberlehrer Dr. Schultze.

Craatz: Pastor Lic. theol. Lionnet.

Cüstrin: Realschul-Director Bartholdy.
Lehrer Dr. Becker.
Gymn.-Lehrer Guericke.

Danzig: Gymn.-Director Engelhardt.

Delitzsch: Rector Giesel.

Demmin: Buchhändler Freund.
Oberlehrer Dr. Weichelt.

Eisleben: Prof. Gerhardt.
Gymn.-Lehrer Gräfenhan.
Gym.-Lehrer Dr. H. Koepert.
Prof. Dr. Mönch.
Oberlehrer Dr. Rothe.
Prof. Dr. Schmalfeld.
Director Schwalbe.
Gymn.-Lehrer Dr. Trautmann.

Elberfeld: Realschullehrer Dr. Schatzmayr.

Elbing: Gymn.-Director Dr. Benecke.

Erfurt: Realschullehrer Dr. R. Boxberger.
Lehrer Dr. Lipke.
Lehrer R. Ranke.
Gymn.-Lehrer Dr. Weidenkaff.
Prof. Dr. Weissenborn.

Frankfurt a. M.: Director F. Eiselen.
Bildhauer von der Launitz
Director Dr. Paldamus.

Frankfurt a. O.: Gymn.-Lehrer Dr. Hartz.

Freienwalde a. O.: Gymn.Lehrer Dr. Bohnhoff.
Gymn.-Lehrer Dr. Maynz.
Gymn.-Lehrer Dr. Quedefeld.
Gymn.-Lehrer. Dr. J. Teichert.

Göttingen: Prof. Dr. Benfey.
Prof. Bertheau.
Prof. Dr. Ernst Curtius
Cand. philol. B. Förster.
Stud. philol. O. Kohlschütter.
Conrector Dr. Lattmann.

Göttingen: Hofrath u. Prof. Ernst von Leutsch.
Dr. Mylonas.
Hofrath u. Prof. Dr. Herm. Sauppe.
Prof. G. Teichmüller.
Greifswald: Oberlehrer Dr. Langguth.
Gütersloh: Gymn.-Lehrer Richter.
Halberstadt: Oberlehrer Dr. Noeldechen.
Gymn.-Lehrer E. Schmidt.
Hameln a. W.: Dr. L. Dörries.
Gymn.-Lehrer Dr. Alb. Müller.
Hanau: Gymn.-Lehrer A. Duncker.
Hannover: Hauptmann v. Reinhard.
Harburg: Oberlehrer Bruno.
Heiligenstadt: Oberlehrer A. Behlau.
Herzberg: Stud. math. Paul Stern.
Hirschberg: Gymn.-Director A. Dietrich.
Jauer: Lehramts-Cand. Borsdorf.
Jüterbogk: Dr. Rudloff.
Kiel: Prof. Th. Möbius.
Prof. Dr. K. Weinhold.
Königsberg i. Pr.: Prof. Dr. Friedländer.
Prof. Dr. Oskar Schade.
Provinzial-Schulrath Dr. Schrader.
Prof. Dr. F. Ueberweg.
Königsberg i. d. Neumark: Prof. Conrector Heyer.
Krotoschin: Oberlehrer Nieländer.
Landsberg a. W.: Gymn.-Lehrer Gauss.
Oberlehrer Haupt.
Gymn.-Lehrer Dr. v. Jan.
Oberlehrer Stange.
Lauban: Oberlehrer Dr. A. Gosda.
Liegnitz: Prof. Schoenermark.
Magdeburg: Gymn.-Lehrer Dr. Bertram.
Gymn.-Lehrer Dr. Born.
Realschullehrer Dr. Brandt.
Oberlehrer Dr. Breddin.
Realschullehrer Dr. Garlipp.
Gymn.-Lehrer Gerland.
Gymn.-Lehrer Dr. Gloël.
Dr. Götze.
Provinzial-Schulrath Dr. Heiland.
Gymn.-Director Dr. Herbst.
Gymn.-Lehrer Dr. Holstein.
Realschul-Director Dr. Holzapfel.
Realschullehrer Dr. Lilie.
Gymn.-Lehrer J. O. Müller.
Gymn.-Oberlehrer Dr. Ortmann.
Oberlehrer Paulsiek.
Prof. Rehdantz.
Realschullehrer Dr. R. Schiefer.

Magdeburg: Gymn.-Lehrer Dr. Schmidt.
Lehrer Dr. Schubert.
Geh. Reg.-Rath Dr. Schulz.
Dr. Fr. Stephani.
Gymn.-Lehrer Dr. Thiele.
Gymn.-Director Wichert.
Lehrer Adolf Willführ.
Marburg: Prof. C. Wachsmuth.
Memleben: Pastor Kletschke.
Merseburg: Stud. philol. Bodenstein.
Gymn.-Lehrer Jahr.
Gymn.-Lehrer Müller.
Gymn.-Rector Prof. Dr. Scheele.
Conrector Dr. Weidner.
Gymn.-Lehrer Wessel.
Oberlehrer Witte.
Minden: Gymn.-Lehrer Dr. Grosser.
Münster: Privatdocent L. Reinke.
Naumburg a. S.: Gymn.-Director Dr. Förtsch.
Stud. philol. Rich. Gropius.
Dr. Nietzsche.
Gymn.-Lehrer Dr. E. Opitz.
Neustadt in W.-Pr.: Gymn.-Lehrer Fr. Schultz.
Neustadt-Eberswalde: Realschullehrer Dr. Voigt.
Nordhausen: Realschullehrer Dr. Brentano.
Gymn.-Lehrer Dr. Goldschmidt.
Gymn.-Lehrer Dr. Peter.
Gymn.-Lehrer Dr. Ad. Rothmaler.
Realschullehrer Dr. Paul Sanneg.
Gymn.-Lehrer Dr. Schneidewind.
Perleberg: Realschullehrer G. Neger.
Pforta (Schulpforta): Prof. Buchbinder.
Prof. Dr. Koch.
Rector Dr. Karl Peter.
Prof. Schimmelpfeng.
Adjunct Schreyer.
Prof. Dr. Siegfried.
Oberlehrer Dr. Volkmann.
Posen: Realschul-Director Brennecke.
Director Jul. Sommerbrodt.
Gymn.-Lehrer Dr. Voretzsch.
Potsdam: Conrector E. Cauer.
Gymn.-Lehrer Dr. Hoffmann.
Gymn.-Lehrer Reichart.
Gymn.-Lehrer Schillbach.
Gymn.-Lehrer Seelmann.
Gymn.-Lehrer Walther.
Prenzlau: Oberlehrer Martin.
Pyritz: Gymn.-Director Zinzow.
Quedlinburg: Gymn.-Lehrer Dr. Noeldechen.
Ratibor: Director Dr. Scheibel.
Ratzeburg: Subrector Hornbostel.
Rinteln: Gymn.-Lehrer Dr. Suchier.

Rossleben: Gymn.-Lehrer Dr. M. Hoche.
Rector Dr. Lothholz.
Gymn.-Lehrer Dr. A. Steudener.
Salzwedel: Oberlehrer Dr. Hahn.
Gymn.-Lehrer Hölzer.
Gymn.-Lehrer Dr. Steinhart.
Gymn.-Director Dr. Wentrup.
Schleusingen: Director Dr. Todt.
Schneidemühl: Dr. Ebel.
Seehausen in d. Altm.: Gymn.-Director Dr. A. Dihle.
Oberlehrer Götze.
Prorector Dr. Honkel.
Gymn.-Lehrer Hynitzsch.
Gymn.-Lehrer Dr. Kraft.
Oberlehrer Dr. Lüttge.
Gymn.-Lehrer Dr. C. Pöhlig.
Soran: Oberlehrer Hanow.
Spandau: Gymn.-Director Pfautsch.
Stargard in Pommern: Oberlehrer Dr. Wiggert.
Stendal: Gymn.-Lehrer O. Drenckhahn.
Oberlehrer O. Erdmann.
Gymn.-Lehrer W. Härter.
Gymn.-Director Dr. Krahner.
Gymn.-Lehrer Dr. Leist.
Gymn.-Lehrer C. Liebhold.
Stettin: Provinzial-Schulrath Dr. Wehrmann.
Straussberg: Dr. Hartung.
Torgau: Oberlehrer Dr. Theod. Freydanck.
Gymn.-Director Haacke.
Prof. Rothmann.
Verden: Conrector Dr. Gevers.
Wernigerode: Gymn.-Director Bachmann.
Gymn.-Lehrer Dr. Ebeling.
Gymn.-Lehrer Fischer.
Oberlehrer Dr. Grosch.
Prof. Petermann.
Gymn.-Lehrer Dr. Schirlitz.
Wittenberg: Gymn.-Lehrer Dr. Hartung.
Gymn.-Lehrer Knappe.
Gymn.-Lehrer Dr. Schild.
Gymn.-Lehrer Dr. Winter.
Zeitz: Oberlehrer Dr. Fedor Bech.
Prof. u. Prorector Ed. Hoche.
Cand. theol. et philol. G. H. Kloppo.
Conrector F. H. Müller.
Gymn.-Lehrer Dr. Rasch.
Züllichau: Prof. Dr. Wilh. Erler.
Gymn.-Director Dr. Hanow.
Oberlehrer Rohmer.

Anhalt.

Bernburg: Prof. Dr. O. v. Heinemann.
Prof. Nicolai.
Bernburg: Prof. Dr. H. Suhle.
Zerbst: Gymn.-Lehrer Dr. Hedicke.
Prof. Franz Kindscher.

Baden.

Heidelberg: Dr. Ihno.
Privatdocent Dr. Martin.
Prof. Dr. W. Oncken.
Privatdocent Dr. Riese.

Bayern.

Erlangen: Prof. Dr. Keil.
München: Prof. Dr. Christ.
Oberbibliothekar u. Prof. Halm.
Bibliothekar Thomas.
Würzburg: Prof. Urlichs.

Braunschweig.

Braunschweig: Schulrath Gravenhorst.
Holzminden: Oberlehrer Dr. Leidloff.
Seesen am Harz: Rector et past. coll. G. Schönermark.

Hessen.

Darmstadt: Gymn.-Lehrer Dr. Karl Bossler.
Dr. M. Rieger.
Giessen: Dr. Wilh. Clemm.
Prof. Weigand.

Lippe-Detmold.

Detmold: Director Dr. Horrmann.

Lübeck.

Lübeck: Prof. Prien.

Mecklenburg.

Friedland: Director Dr. Unger.
Güstrow: Gymn.-Lehrer Dr. Fritzsche.
Neustrelitz: Prof. Dr. Ladewig.
Schulrath Schmidt.
Parchim: Oberlehrer Pfitzner.
Dr. Staehle.
Rostock: Prof. K. Bartsch.
Prof. Dr. Fritzsche.
Schwerin: Oberlehrer Dr. Schiller.
Gymn.-Lehrer B. Volz.

Reuss jüng. Linie.

Gera: Realschullehrer Grunicke.
Oberlehrer Dr. Krämer.

Königreich Sachsen.

Chemnitz: Oberlehrer Dr. Theod. Gelbe.
Dresden: Prof. Dr. Baltzer.
Staatsrath Dr. Paul Becker.
Bibliothekssecretär Dr. W. Behrnauer.

Dresden: Gymn.-Lehrer Dr. H. Dungor.
Prof. Dr. Fleckeison.
Oberbibliothekar Prof. Dr. Förstomann.
Prof. Dr. Holbig.
Prof. Dr. Friedr. Hultsch.
Privatgelehrter Dr. Krenkel.
Hofrath Molgunof.
Prof. Pfuhl.
Oberlehrer F. Polle.

Grimma: Rector Prof. Dr. Dietsch.
Prof. Dr. Bernh. Dinter.

Leipzig: Verlagsbuchhändler Ackermann-Teubner.
Stud. philol. C. Angermann.
Prof. Dr. Herm. Brockhaus.
Lic. theol. u. Pred. Dr. Brockhaus.
Prof. Fr. Delitzsch.
Gymn.-Lehrer E. Dohmke.
Stud. philol. R. Dressler.
Rector u. Prof. Dr. Eckstein.
Prof. Dr. Fleischer.
Stud. philol. Floischer.
Dr. Felix Flügel.
Dr. Foerstemann.
Stud. philol. Götze.
Oberlehrer Dr. H. Grobe.
Gymn.-Lehrer Dr. R. Hildebrand.
Stud. philol. R. Hügel.
Gymn.-Lehrer Fr. Hultgren.
Stud. philol. Jungmann.
Gymn.-Lehrer Dr. Kautzsch.
Schulamts-Cand. Köhler.
Prof. Krehl.
Stud. d. deutsch. Philol. Fr. Lippold.
Gymn.-Director Lipsius.
Prof. H. Masius.
Privatgelehrter Dr. Mühlau.
Cand. philol. Aug. Müller.
Stud. orient. Praetorius.
Buchhändler A. Schmitt (Firma Teubner).
Prof. Dr. Tischendorf.
Stud. ling. oriont. Tischondorf.
Gymn.-Lehrer Dr. H. Uhle.
Realschul-Director Prof. Dr. Wagner.
Privatgelehrter Dr. Whistling.
Dr. Ernst Windisch.
Stud. philol. E. Wülcker.
Gymn.-Lehrer Wustmann.
Dr. Heinr. Wuttke.
Orientalist Dr. Zenker.

Plauen im V.: Oberlehrer Otto Kaemmel.
Gymn.-Lehrer Dr. Nuster.

Zittau: Oberlehrer Dr. Seidler.
Gymn.-Lehrer Wilisch.

Zwickau: Gymn.-Director Prof. Dr. Hugo Ilberg.
Gymn.-Lehrer Camill. Kellner.

Sächsische Herzogthümer.

Altenburg: Prof. Flemming.
Schulrath Dr. Foss.
Prof. Dr. Garcke.
Prof. Dr. Kluge.
Dr. Rud. Schulze.

Eisenach: Prof. F. Hotzel.
Prof. Fr. Koch.
Gymn.-Lehrer Dr. Eug. Wilhelm.

Gotha: Gymn.-Lehrer Dr. Curtius.
Oberschulrath Dr. Marquardt.
Prof. Dr. O. Schneider.
Dr. K. Zangemeistor.

Jena: Prof. Diestel.
Privatdocent Dr. Merx.
Dr. Joh. Schmidt.

Weimar: Prof. Heine.
Bibliothekar R. Köhler.
Dr. Menge.
Gymn.-Director Dr. Rassow.
Prof. Dr. Schubart.
Gymn.-Lehrer Dr. Schwarz.
Post-Secretär E. Suhle.
Prof. Weber.

Schwarzburg-Rudolstadt.

Arnstadt: Lehrer K. Hoffmann.

Rudolstadt: Oberlehrer Dr. Dittenberger.

Würtemberg.

Heilbronn: Prof. Planck.

Rotweil: Stadtpfarrer Dr. Wolff.

Tübingen: Prof. Michaelis.

Oesterreich.

Innsbruck: Prof. Dr. Jülg.

Lemberg: Prof. Gust. Lincker.

Wien: Privatdocent Gomperz.

Schweiz.

Aarau: Prof. Dr. Hirzel.
Prof. Dr. Uhlig.

Basel: Dr. J. J. Merian.
Prof. Dr. theol. Stähelin.

Bern: Privatdocent Dr. Hagen.
Prof. G. Rottig.

Russland.

Dorpat: Prof. L. Schwabe.

Helsingfors (Åbo): Dr. Donner.

St. Petersburg: Akademiker L. F. Kämtz

VERHANDLUNGEN

DER

SECHSUNDZWANZIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

WÜRZBURG

VOM 30. SEPTEMBER BIS 3. OCTOBER 1868.

MIT 2 LITHOGRAPHIERTEN TAFELN.

LEIPZIG.
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1869.

Inhalt.

Verzeichniss der Mitglieder.

Präsidium der Versammlung.

1. Urlichs, Prof. Dr., Hofrath aus Würzburg, Präsident.
2. Grasberger, Prof. Dr. aus Würzburg, Vicepräsident.

Sekretariat der Versammlung.

3. Herzog, Prof. Dr. aus Tübingen.
4. Hirschfelder, Prof. Dr. aus Berlin.
5. Richter, Dr., Oberlehrer aus Leipzig.
6. Studemund, Prof. Dr. aus Würzburg.

Präsidia der Sectionen.

7. Brunn, Prof. Dr. aus München, Präsident der archäologischen Section.
8. Creizenach, Prof. Dr. aus Frankfurt a. M., Präsident der germanistischen Section.
9. Köchly, Prof. Dr. aus Heidelberg, Präsident der kritisch-exegetischen Section.
10. Buchbinder, Prof. Dr. aus Schulpforta, Präsident der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section.
11. Spiegel, Prof. Dr. aus Erlangen, Präsident der orientalistischen Section.

(Präsident der pädagogischen Section: Grasberger, vgl. oben Nr. 2.)

Mitglieder.

12. Abert, Subrector aus Kitzingen.
13. Ackermann, Dr. aus Hersfeld.
14. Ahrens, Professor aus Coburg.
15. d'Alleux, Studienlehrer aus Hof.
16. Arnold, Professor aus Mannheim.
17. Arnold, Dr., Studienlehrer aus München.
18. Arnold, Dr., Professor aus Straubing.
19. Ascherson, Dr. aus Berlin.
20. Autenrieth, Dr., Studienlehrer aus Erlangen.
21. Bader, Oberlehrer aus Schleusingen.
22. Bahnson, Dr., Realschullehrer aus Hamburg.
23. Baldi, Studienlehrer aus Bamberg.
24. Bank, Gymnasiallehrer aus Schleusingen.
25. Barack, Dr., Bibliothekar aus Donaueschingen.
26. Bauer, Studienlehrer aus Ansbach.
27. Baumeister, Dr., Director aus Gera.
28. Bayer, Dr., Professor aus Schweinfurt.
29. Becker, Dr., Staatsrath aus Dresden.
30. Becker, Dr., Professor aus Frankfurt a. M.
31. Behaghel, Professor aus Heidelberg.
32. Behaghel, Hofrath aus Mannheim.
33. Behringer, Professor aus Würzburg.
34. Bellermann, Dr. aus Berlin.
35. Benecke, Dr., Director aus Elbing.
36. Bergmann, Studienlehrer aus Aschaffenburg.
37. Bergmann, Dr., Professor aus Brandenburg.
38. Berlit, Gymnasiallehrer aus Hersfeld.
39. Bernouilly, Dr. aus Basel.
40. Bender, Director aus Weinheim.
41. Bindewald, Dr., Realschullehrer aus Giessen.

42. Blass, Dr., Gymnasiallehrer aus Naumburg.
43. Boll, Studienlehrer aus Eichstädt.
44. Bossle, Dr. aus Miltenberg.
45. Braun, Gymnasialpraktikant aus Fulda.
46. Brinkmann, Cand. phil. aus Liegnitz.
47. Brunn, Cand. phil. aus Wiesbaden.
48. Buchenau, Dr., Gymnasiallehrer aus Marburg.
49. Buderus, Dr., Gymnasiallehrer aus Hersfeld.
50. Büchler, Professor aus Tauberbischofsheim.
51. Bülau, Dr., Realschullehrer aus Hamburg.
52. Caspari, Professor aus Wertheim.
53. Christ, Dr., Professor aus München.
54. Classen, Dr., Director aus Hamburg.
55. Cron, Gymnasial-Assistent aus Ansbach.
56. Dahn, Dr., Professor aus Würzburg.
57. Deimling, Dr., Oberschulrath aus Carlsruhe.
58. Deimling, Dr., Professor aus Mannheim.
59. Delitzsch, Dr., Professor aus Leipzig.
60. Dietsch, Dr., Rector und Professor aus Grimma.
61. Dietz, Lehrer aus Marburg.
62. Dinse, Dr., aus Berlin.
63. Dinter, Dr., Professor aus Grimma.
64. Dittenberger, Dr., Oberlehrer aus Rudolstadt.
65. Döhlemann, Subrector aus Neustadt a. A.
66. Drechsel, Stadtvikar aus Würzburg.
67. Drechsler, Cand. phil. aus Würzburg.
68. Düntzer, Dr., Professor aus Cöln.
69. Duncker, Dr., Gymnasiallehrer aus Hanau.
70. Ebel, Dr., Oberlehrer aus Schneidemühl.
71. Eberstein, Lehrpraktikant aus Karlsruhe.
72. Ebrard, Dr., Consistorialrath aus Erlangen.
73. Ebrard, Cand. phil. aus Erlangen.
74. Eckstein, Cand. phil. aus Leipzig.
75. Eckstein, Dr., Rector und Professor aus Leipzig.
76. Ehemann, Studienlehrer aus Nürnberg.
77. Emmert, Professor aus Zweibrücken.
78. End, Dr., Professor aus Würzburg.
79. Enderlein, Dr, Professor aus Schweinfurt.
80. Engelhardt, Dr., Director aus Danzig.
81. Erk, Studienrector und Professor aus Passau.
82. Erkelenz, Dr., Professor aus Würzburg.
83. Erler, Dr., Professor aus Züllichau.
84. Ernenwein, Professor aus Würzburg.
85. Eussner, Dr., Gymnasial-Assistent aus Würzburg.
86. Faber, Studienlehrer aus Aschaffenburg.
87. Feeser, Studienlehrer aus Kaiserslautern.
88. Ficker, Gymnasiallehrer aus Wien.
89. Fickler, Dr., Professor aus Mannheim.
90. Fischer, Studienrector und Professor aus Speyer.
91. Flasch, Gymnasial-Assistent aus München.
92. Fleckeisen, Dr., Conrector und Professor aus Dresden.
93. Fleischer, Dr., Professor aus Leipzig.
94. Fleischer, Cand. phil. aus Leipzig.
95. Flügel, Dr., Professor aus Leipzig.
96. Foss, Dr., Professor aus Berlin.
97. Frank, Dr., Professor aus Erlangen.
98. Friedlein, Dr., Studienrector und Professor aus Hof.
99. Fries, Studienlehrer aus Bayreuth.
100. Fritz, Subrector aus Fürth.
101. Fritzsche, Dr., Professor aus Rostock.
102. Fürstenau, Gymnasiallehrer aus Hanau.
103. Fürstenau, Gymnasiallehrer aus Marburg.
104. Fulda, Dr., Gymnasiallehrer aus Cleve.
105. Funk, Dr., Decan aus Würzburg.
106. Gabelenz von, Geheimrath aus Altenburg.
107. Gadermann, Redacteur aus Würzburg.
108. Geiger, L aus Frankfurt a. M.
109. Genthe, Dr., Gymnasiallehrer aus Berlin.
110. Gerhard, Dr., Oberlehrer aus Wetzlar.
111. Giehrl, Ministerialrath aus München.
112. Gildemeister, Dr., Professor aus Bonn.
113. Goetz, Studienlehrer aus Weissenburg.
114. Gosche, Dr., Professor aus Halle.
115. Graff, Dr., Director aus St. Petersburg.
116. Grein, Dr., Archivar aus Cassel.
117. Gross, Dr., Gymnasiallehrer aus Cassel.
118. Gross, Studienlehrer aus Nürnberg.
119. Grossmann, Professor aus Hof.
120. Grossmann, Apotheker aus Würzburg.
121. Grotefend, Dr.. Archivrath aus Hannover.
122. Gruner, Professor aus Stuttgart.
123. Gumppenberg von, Regierungsrath aus Würzburg.
124. Haag, Dr., aus Berlin.
125. Halm, Dr., Director der Staatsbibliothek und Professor aus München.
126. Hannwacker, Professor aus Würzburg.
127. Hanow, Dr., Director aus Züllichau.
128. Hanow, Dr., Oberlehrer aus Cüstrin.
129. Hartmann, Professor aus Schweinfurt.
130. Hartung, Dr., aus Ochsenfurt.
131. Hartwig, Dr., Gymnasiallehrer aus Cassel.
132. Hartwig, Studienlehrer aus Nürnberg.
133. Hasenstab, Cand. phil. aus Würzburg.
134. Hassler, Dr., Oberstudienrath aus Ulm.
135. Haushalter, aus Rudolstadt.
136. Heerwagen, Dr., Studienrector und Professor aus Nürnberg.
137. Heid, Gymnasial-Assistent aus Münnerstadt.
138. Hellmuth, Lehrer aus Schweinfurt.

139. Heramans, Professor aus Gent.
140. Helmerich, Gemeindebevollmächtigter aus Würzburg.
141. Horgenröther, Dr. theol., Privatdocent aus Würzburg.
142. Hermann, Dr., Gymnasiallehrer aus Hamm.
143. Hertlein, Director aus Wertheim.
144. Hertlein, Cand. phil. aus Wertheim.
145. Hertzberg, Dr., Director aus Bremen.
146. Hess, Gewerbschullehrer aus Würzburg.
147. Heussner, Gymnasiallehrer aus Cassel.
148. Hildebrand, Dr., Gymnasiallehrer aus Leipzig.
149. Hildebrand, Conrector aus Weilburg.
150. Holland, Dr., Professor aus Tübingen.
151. Hollenberg, Dr., Director aus Saarbrücken.
152. Hoffmann, Dr., aus Berlin.
153. Hoffmann, Dr., Universitäts-Rector und Professor aus Würzburg.
154. Hornborstel, Subrector aus Ratzeburg.
155. Hostombe, Dr. med., Sprachlehrer aus Würzburg.
156. Jacob, Studienlehrer aus Miltenberg.
157. Jaecklein, Studienlehrer aus Bamberg.
158. Jaeger, Studienlehrer aus Würzburg.
159. Jahn, Studienlehrer aus Annweiler.
160. Jan von, Dr., Studienrector und Professor aus Erlangen.
161. Janeovius, Dr., Oberlehrer aus Dresden.
162. Jentsch, Dr., Gymnasiallehrer aus Cüstrin.
163. Ihne, Dr., aus Heidelberg.
164. Jülg, Dr., Universitäts-Rector und Professor aus Innsbruck.
165. Karajan von, Dr., Professor aus Graz.
166. Kaufmann, Dr., Archivrath aus Wertheim.
167. Keil, Dr., Professor aus Erlangen.
168. Keinz, Dr., Bibliotheks-Assistent aus München.
169. Keller, Dr., Rector aus Oehringen.
170. Kellerbauer, Gymnasial-Assistent aus München.
171. Kemmer, Studienrector und Professor aus Bamberg.
172. Keppel, Studienlehrer aus Schweinfurt.
173. Kiderlin, Studienlehrer aus Memmingen.
174. Kiessling, Dr., Professor aus Basel.
175. Kiessling, Dr., Schulrath und Director aus Berlin.
176. Kihn, Dr., Studienlehrer aus Eichstädt.
177. Kilian, Studienlehrer aus Münnerstadt.
178. Klein, Professor aus Mainz.
179. Klüber, Studienlehrer aus Würzburg.
180. Klügmann, Dr., aus Rom.
181. Kuierer, Studienlehrer aus Würzburg.
182. Koch, Dr., Professor aus Eisenach.
183. Kock, Dr., Director aus Berlin.
184. Koehler, Dr., Gymnasiallehrer aus Dresden.
185. Koehler, Dr., Bibliothekar aus Weimar.
186. Koester, Dr., aus Würzburg.
187. Koestlin, Dr., Professor aus Tübingen.
188. Koob, Präparandenlehrer aus Hassfurt.
189. Krafft, Studienlehrer aus Neustadt a. H.
190. Kramm, Realschullehrer aus Marburg.
191. Krehl, Professor aus Leipzig.
192. Kübler, Dr., Director aus Berlin.
193. Kühles, Studienlehrer aus Münnerstadt.
194. Kurz, Professor aus München.
195. Lampert, Pfarrer aus Ippesheim.
196. Lampert, Gewerbschulrector und Professor aus Würzburg.
197. Laubmann, Bibliotheks-Assistent aus München.
198. Lauth, Professor aus München.
199. Lechner, Professor aus Hof.
200. Lefmann, Dr., aus Heidelberg.
201. Leickort, Professor aus Straubing.
202. Leskien, Dr., Privatdocent aus Göttingen.
203. Leutsch von, Dr., Hofrath und Professor aus Göttingen.
204. Lexer, Dr., Professor aus Würzburg.
205. Ley, Dr., Oberlehrer aus Saarbrücken.
206. Linsmayer, Studienrector und Professor aus München.
207. Löhlein, Professor aus Karlsruhe.
208. Loessl, Pater, Studienlehrer aus Augsburg.
209. Lorenz, Dr., Gymnasiallehrer aus Berlin.
210. Mahler, aus Tauberbischofsheim.
211. Massmann, Dr., Professor aus Berlin.
212. May, Lehramtspraktikant aus Constanz.
213. Megnin, Oberpräceptor aus Schwäbisch-Hall.
214. Merz, Subrector aus Rothenburg.
215. Mezger, Dr., Studienlehrer aus Ansbach.
216. Mezger, Dr., Professor aus Augsburg.
217. Mezger, Gymnasial-Assistent aus Bayreuth.
218. Mohr, Professor aus Bamberg.
219. Müller, Dr., Professor aus Erlangen.
220. Müller, Dr., aus Hammeln.
221. Müller, Studienlehrer aus Kaiserslautern.
222. Müller, Dr. med., Privatdocent aus Würzburg.
223. Mündler, Professor aus Nürnberg.
224. Münscher, Dr., Director aus Marburg.
225. Netzle, Studienlehrer aus Kaiserslautern.
226. Neubig, Dr., Stadtpfarrer aus Würzburg.
227. Niemeyer, Dr., Director aus Brandenburg.
228. Nooldeke, Dr., Professor aus Kiel.
229. Nusch, Studienlehrer aus Dürkheim.

230. **Odischnhar Gchammasch Arsenis** aus Urmiya in Persien.
231. **Oelschlaeger**, Dr., Studienrector und Professor aus Schweinfurt.
232. **Ohlenschlager**, Gymnasial-Assistent aus Eichstädt.
233. **Oncken**, Dr., Professor aus Heidelberg.
234. **Oppert**, Dr., Professor aus Paris.
235. **Ostrowsky**, Professor aus Greiz.
236. **Paldamus**, Dr., Bürgerschul-Director aus Frankfurt a. M.
237. **Piderit**, Dr., Director aus Hanau.
238. **Pielmair**, Pater, Professor aus Straubing.
239. **Piper**, Dr., Professor aus Berlin.
240. **Planck**, Professor aus Heilbronn.
241. **Plitt**, Professor aus Erlangen.
242. **Popp**, Professor aus Stuttgart.
243. **Prien**, Dr., Professor aus Lübeck.
244. **Prym**, Professor aus Düren.
245. **Rassow**, Dr., Director aus Weimar.
246. **Rauch**, Pater, Studienrector und Professor aus Augsburg.
247. **Recklingshausen, von**, Dr. med., Professor aus Würzburg.
248. **Rehdantz**, Dr., Director aus Rudolstadt.
249. **Reichelt**, Professor aus Würzburg.
250. **Reinisch**, Professor aus Wien.
251. **Reissmann**, Dr., Professor aus Würzburg.
252. **Reuss**, Cand. phil. aus Schlüchtern.
253. **Reuter**, Dr., Professor aus Würzburg.
254. **Richter**, Studienlehrer aus Fürth.
255. **Richter**, Dr., Gymnasiallehrer aus Halberstadt.
256. **Richter**, Dr., Oberlehrer aus Schulpforta.
257. **Rieckher**, Dr., Professor aus Heilbronn.
258. **Riedenauer**, Dr., Studienlehrer aus Würzburg.
259. **Riese**, Dr., Professor aus Heidelberg.
260. **Ritter**, Dr., Professor aus Bonn.
261. **Ritz**, Dr., Gymnasiallehrer aus Hersfeld.
262. **Roeslor**, Dr., Privatdocent aus Wien.
263. **Rohdewald**, Director aus Burgsteinfurt.
264. **Romeis**, Studienrector und Professor aus Neuburg a. D.
265. **Rosenthal**, Cand. jur. aus Würzburg.
266. **Rothfuchs**, Dr., Gymnasiallehrer aus Marburg.
267. **Rothmann**, Prorector aus Torgau.
268. **Rott**, Studienrector und Professor aus Eichstädt.
269. **Rümelin**, Präceptor aus Besigheim.
270. **Rumpf**, Dr., Professor aus Frankfurt a. M.
271. **Savelsberg**, Dr., Oberlehrer aus Aachen.
272. **Schad**, Dr., Subrector aus Kitzingen.
273. **Schanz**, Dr., Privatdocent aus Würzburg.
274. **Schattonmann**, Pfarrer aus Schweinfurt.
275. **Scherpf**, Baurath aus Würzburg.
276. **Schiller**, Dr., Professor aus Ansbach.
277. **Schiller**, Professor aus Wertheim.
278. **Schmauser**, Studienlehrer aus Bayreuth.
279. **Schmid**, Oberstudionrath aus Stuttgart.
280. **Schmidt**, Seminarlehrer aus Eisenach.
281. **Schmidt**, Professor aus Frankfurt a. M.
282. **Schmidt**, Professor aus Grimma.
283. **Schmidt**, Studienlehrer aus Schweinfurt.
284. **Schmidt**, Dr., Obermedizinalrath aus Würzburg.
285. **Schmitt**, Buchhändler (Firma: B. G. Teubner) aus Leipzig.
286. **Schmitt**, Professor aus Würzburg.
287. **Schmitt**, Studienlehrer aus Würzburg.
288. **Schneeberger**, Pater, Professor aus Münnerstadt.
289. **Schreiber**, Dr., Professor aus Ansbach.
290. **Schroeter**, Cand. phil. aus Glosien, preuss. Provinz Sachsen.
291. **Schüssler**, Gymnasiallehrer aus Tauberbischofsheim.
292. **Schuster**, Dr., Oberlehrer aus Leipzig.
293. **Schwarz**, Dr., Gymnasiallehrer aus Weimar.
294. **Schweighofer**, Studienlehrer aus Würzburg.
295. **Seeberger**, Pater, Lehrer aus Münnerstadt.
296. **Seidenbusch**, Pater, Studienlehrer aus Augsburg.
297. **Seitz**, Studienlehrer aus Ansbach.
298. **Selling**, Dr., Professor aus Würzburg.
299. **Simon**, Dr., Studienlehrer aus Schweinfurt.
300. **Socin**, Dr., aus Basel.
301. **Söllner**, Professor aus Karlsruhe.
302. **Soorgel**, Professor aus Hof.
303. **Stähelin**, Dr., Professor aus Basel.
304. **Stahel**, Buchhändler aus Würzburg.
305. **Stark**, Dr., Professor aus Heidelberg.
306. **Steigenberger**, Pater, Studienlehrer aus Augsburg.
307. **Steininger**, Professor aus München.
308. **Steinmann**, Director aus St. Petersburg, Mitglied des Conseils des Unterrichts-Ministeriums.
309. **Stöhr**, Magistratsrath aus Würzburg.
310. **Stroelin**, Rector aus Kirchheim.
311. **Strubo**, Cand. phil. aus München.
312. **Struve**, Dr., Staatsrath aus Odessa.
313. **Stuber**, Buchhändler aus Würzburg.
314. **Suchier**, Dr., Gymnasiallehrer aus Hanau.
315. **Suchier**, Dr., Gymnasiallehrer aus Rinteln.
316. **Teubner**, Candidat aus Grimma.

317. **Teuffel**, Dr., Professor aus Tübingen.
318. **Textor**, Dr., Professor aus Würzburg.
319. **Tiesler**, Dr., Professor aus Posen.
320. **Tillemanns**, Dr., Oberlehrer aus Frankfurt a. M.
321. **Ullrich**, Pater, Studienlehrer aus Münnerstadt.
322. **Ungemach**, Stadtrichter aus Würzburg.
323. **Uth**, Dr., aus Cassel.
324. **Vial**, Dr., Gymnasiallehror aus Hersfeld.
325. **Voigt**, Dr., aus Neustadt-Eberswalde.
326. **Vollert**, Bezirksgerichtsrath aus Lohr.
327. **Voretzsch**, Dr., Gymnasiallehrer aus Posen.
328. **Vries**, Dr., Professor aus Leyden.
329. **Vullers**, Dr., Professor aus Giessen.
330. **Waag**, Professor aus Mannheim.
331. **Wagner**, Professor aus Karlsruhe.
332. **Walther**, Oberlehrer aus Potsdam
333. **Wassmannsdorf**, Dr., Turnlohrer aus Heidelberg.
334. **Wattenbach**, Dr., Professor aus Heidelberg.
335. **Weber**, Gymnasial-Assistent aus Bamberg.
336. **Weber**, Professor aus Würzburg.
337. **Wecklein**, Dr., Gymnasial-Assistent aus München.
338. **Wedewer**, Dr., Professor aus Frankfurt a. M.
339. **Wehner**, Professor aus Bamberg.
340. **Weidemann**, Gymnasiallehror aus Cleve.
341. **Weigand**, Studienrector und Professor aus Würzburg.
342. **Weismann**, Dr., Director aus Coburg.
343. **Weissonborn**, Dr., Professor aus Eisenach.
344. **Weissenborn**, H., Dr., aus Eisenach.
345. **Wendt**, Dr., Director aus Karlsruhe.
346. **Westermayer**, Studienlehrer aus Nürnberg.
347. **Wiegand**, Dr., Director aus Worms.
348. **Wild**, Studienlehrer aus Nürnberg.
349. **Wilhelm**, Dr., Gymnasiallehrer aus Eisenach.
350. **Wittmann**, Dr., Professor aus Schweinfurt.
351. **Wolf**, Professor aus Aschaffenburg.
352. **Wülkor**, Dr., aus Frankfurt a. M.
353. **Wülker**, Cand. phil. aus Frankfurt a. M.
354. **Wüstenfeld**, Dr., Professor aus Göttingen.
355. **Zanner**, Dr., Professor aus Eichstädt.
356. **Zettel**, Studienlehrer aus Eichstädt.
357. **Ziegler**, Präparandenlehrer aus Hassfurt.
358. **Ziegler**, Gymnasial-Assistent aus Straubing.
359. **Ziereis**, Pater, Studienlehrer aus Augsburg.
360. **Zillobor**, Pater, Professor aus Augsburg.
361. **Zink**, Professor aus Schweinfurt.
362. **Zink**, Dr., Studienlehrer aus Würzburg.
363. **Zorn**, Subrector aus Wunsiedel.
364. **Zscheeh**, Dr., Gymnasiallehrer aus Magdeburg.
365. **Zucker**, Gymnasial-Assistent aus Erlangen.
366. **Zuckers**, Gymnasiallehrer aus Magdeburg.
367. **Zürn**, Dr., Bürgermeister aus Würzburg.
368. **Zumpt**, Dr., Professor aus Berlin.

Erste allgemeine Sitzung.

Mittwoch den 30. September 1868. Anfang 9¼ Uhr.

Rede des Präsidenten Prof. Urlichs zur Eröffnung der XXVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

Hochansehnliche Versammlung!

Berufen durch die ehrenvolle Wahl, welche die XXV. Versammlung deutscher Philologen in Halle getroffen hat, den Präsidentensitz dieser XXVI. Versammlung einzunehmen, heisse ich Sie, meine hochverehrten Herren, in dieser alten und ehrwürdigen Stadt willkommen. Die Wege hierher sind Ihnen, soweit es möglich war, von mehreren Seiten geebnet oder wenigstens erleichtert worden, und die Bürgerschaft dieser Stadt empfängt Sie mit freundlichem Gruss. Ihren Vertretern sei für die Ausstattung dieser Räume, die wir ihnen verdanken, der erste Dank dargebracht. Die verschiedenen Genossenschaften unserer Stadt, welche sich der Pflege der Wissenschaft, der Kunst, ernster und fröhlicher Unterhaltung widmen, wetteifern, dem Feste die anmuthige Färbung zu geben, welche sich um die Würde unserer Verhandlungen wie ein verschönernder Kranz schlingen wird. Und der hohen Achtung endlich, welche die Staatsregierung einer Wissenschaft und Beschäftigung schuldig ist, die Ihre Jugend erzieht, ihre Lehrer bildet, hat Seine Excellenz der Minister der Unterrichts-Angelegenheiten in jeder Weise auf das Bereitwilligste Ausdruck gegeben. Könnte es auch anders sein in einem Lande, dessen Herrscherhaus vom Grossvater bis zum Enkel herab die Musen der ernsten und heiteren Kunst und Wissenschaft zu einem ihrer geliebtesten Wohnsitze erkoren haben? Unsere Stadt aber ist seit einem Jahrtausend eine Stätte der Cultur, wie sie mit ehernen Zügen in das Buch der deutschen Geschichte eingetragen ist. Auf der Stelle des Prachtgebäudes, welches die Versammlungen Ihrer Sectionen aufnehmen wird, feierte der grösste Hohenstaufe seine Hochzeit mit einer burgundischen Prinzessin, die ihm zugeführt wurde. Ebendaselbst wurde später die erste Grundlage zu der Universität gelegt. Und wo die Thürme unserer Hauptkirche ragen, ruht der gemüthreichste und gedankentiefste Minnesänger Walther von der Vogelweide. Auch die Wissenschaft hat parallel mit der Bildung der politischen Gestaltung in dem Frankenlande an derselben Stelle und in derselben Umgebung frühe Pflege und Wohnsitz gewonnen. Die Dichter, die Sänger aufzuzählen, die tapferen Ritter auf den fränkischen Burgen, die festen Bürger in den Mauern fränkischer Städte, welche die Lieder des Mittelalters sangen und sammelten, ist hier nicht der Ort. Die Germanisten kennen sie hinlänglich, und den Andern sind sie, wenn nicht Allen, doch den Meisten von Jugend auf bekannt geworden.

Aber die klassischen Studien haben vielleicht nicht immer in demselben Maasse, jedoch mit geringer Unterbrechung immer in achtungswerthem Grade geblüht. Wenn ich von der schönen Kunst der Poesie anhebe, darf ich wohl sagen, die Muse des Horaz hat hier in Franken dieselbe Pflege gefunden, wie die deutsche Poesie. Vom zweiten Pindar herab, von Paulus Melissus, dem Mellrichstädter, bis auf den Dichter der vortrefflichen Ode auf König Ludwig's Regierungsantritt, die mein Amtsvorgänger Richarz verfertigt hat, haben die lateinischen Musen nie geschwiegen, und dass sie auch jetzt nicht zu verstummen gemeint sind, das wird Ihnen Nr. 2. unseres Tageblattes beweisen, die alcäischen Strophen, unter deren Lichtglanz Sie in die dunklen, unterirdischen Räume hinabsteigen werden.

Die ernste Wissenschaft hierselbst verdankt ihren Ursprung und ihre erste Pflege den Verkündigern des Christenthums, die mit dem Kreuze in der Rechten und sauberen Handschriften in der Linken über die Meere in unser Frankenland eingewandert sind. Und mit der Gründung des Bisthums gleichzeitig wurden von verschiedenen Stellen in der Nähe der Kirchen und in Klöstern Schulen gegründet, die sich bald den gebildetsten und gelehrtesten ganz Deutschlands an die Seite stellen durften. Die Schule von Fulda, deren belebender Einfluss namentlich auf dem Gebiete der klassischen Bildung allgemein geschätzt und bekannt ist, hatte auch hierher ihre aufklärenden Strahlen entsendet. Wir haben noch den Briefwechsel zwischen Rabanus Maurus und dem Würzburger Bischofe Humbert. Der eine schickt einen biblischen Commentar, der andere antwortet mit einem eleganten Dankgedichte. Besonders aber im 10. Jahrhundert war es Bischof Poppo, Graf von Henneberg, wahrscheinlich Zögling der Reichenauer Schule, hochgeehrt am Hofe Otto des Grossen, Vicekanzler in Italien, der im Jahre 941 zum Bischof von Würzburg ernannt, hierher zog begleitet von einem der gelehrtesten Scholaster Stephanus aus Novara in Oberitalien. Er kam nicht mit leeren Händen, er brachte kostbare Handschriften mit, und es ist wahrscheinlich, dass der kostbarste unter unseren Schätzen, die bekannten Bücher ad Herennium jene Reise mitgemacht haben. Wenn eine gewisse Empfindlichkeit und nicht üble Lust zu Zank und Hader ein Merkmal eines bedeutenden Philologen in früheren Zeiten war, so hat Stephanus Anspruch einer der nicht geringsten darunter zu sein. Denn als in seiner Schule unter den berühmten Zöglingen der berühmteste, der h. Wolfgang von Regensburg, eine schwierige Stelle des Martianus Capella besser zu verstehen sich vermass als sein Lehrer, da hat der Italiener dem Deutschen niemals diese Ueberhebung verzeihen wollen. So durch die Stiftung dieser grösseren Domschule befand sich unsere Stadt alsbald auf der Höhe der geistigen Bildung in Deutschland, und namentlich von den westlichen Gegenden strömten Zöglinge hierher. Höheres erstrebte man im 13. Jahrhunderte, bald nach der Gründung des ersten Studium generale in Paris. Im Jahre 1284 fasste Bischof Berthold von Sternberg den Plan, nach dem Pariser Muster aus der niederen eine hohe Schule mit vier Facultäten zu errichten. Dieselben Rechte und Privilegien, welche die Cistercienser ihren Zöglingen in Paris zuerkannten, wurden von ihrem Collegium in Ebrach den hier studirenden Zöglingen zuertheilt. Aber dem Unternehmen fehlte der Erfolg, und auch die weiteren Pläne der Nachfolger hatten nach vielversprechendem Anfange keinen rechten Bestand. Im Jahre 1399 fiel die blutige Schlacht von Bergtheim vor, worin der Freiheitstrotz dieser Stadt gebrochen und ihre Blüthe geknickt wurde. Der Sieger im Streite, Bischof Gerhard von Schwarzburg, beschloss der heruntergekommenen Stadt durch die Gründung einer Universität aufzuhelfen. Die eingezogenen Güter, welche den Aufrührern entrissen waren, lieferten theilweise die Mittel. Und Einen zu übergehen vermag ich nicht, weil sein Geschick

und Geschlecht an tragischen Wechselfällen reich ist: unter den grössten und geachtetsten Bürgern des 14. Jahrhunderts in Würzburg zeichnete sich Michael de Leone, vom Hof „zum Löwen" genannt, in jeder Weise so aus, dass ihn ein gleichzeitiger Dichter mit den Worten preist: *Urbis es Herbipolis Michael speclum speciale.* Sein Haus machte er zu einem kleinen Museum; für Dichtungen deutscher Zunge, für Sammlung deutscher Gesetze, lateinische Aufzeichnungen alles Schönen und Wissenswürdigen emsig bemüht, hinterliess er unter andern einen köstlichen Schatz, die berühmte „Würzburger Handschrift", sich selbst zum Frommen und (wie er sich ausdrückt) seinem Geschlechte zum Nutzen. Dieses Geschlechtes Fortpflanzer war sein Neffe Jacob zum Löwen, einer der Führer der Würzburger Bürgerschaft in jenen blutigen Kämpfen, der die schwere Hand des Siegers fühlen musste, und aus dessen eingezogener Habe Haus, Hof und Güter zur Gründung der Universität verwendet wurden. Auch die Handschrift mit anderem Besitz gelangte in die Hände des siegenden Landesherrn und im Wege der Schenkung ist ein Theil davon nach Ingolstadt, dann nach Landshut und endlich in die Bibliothek zu München gelangt; der andere Theil ist in Buchbinderdeckeln spurlos verschwunden und verloren.

Die neue Universität, der Ersatz für die verlorene Selbständigkeit der Stadt, wurde 1402 durch Bischof Johann I. von Egloffstein eröffnet, mit päpstlichen und kaiserlichen Privilegien reichlich ausgestattet. „Denn, wie Pabst Bonifaz IX. erklärte, vor allen andern Städten jener Gegend ist Würzburg zur Ausbreitung der Wissenschaft und zu gesundem Leben wohl gelegen; die Luft ist rein, an Lebensmitteln ein grosser Ueberfluss." Die kaiserliche Macht erwies sich förderlich, der Landesherr liess es an liegenden Gründen, guten Besoldungen nicht fehlen: aber fast scheint es, dass die Lebensmittel zu gut und die Bequemlichkeiten zu reichlich waren. Denn wie ein gleichzeitiges Distichon klagt:

Balnea, census, amor, lis, alea, crapula, clamor
Impediunt multum herbipolense studjum. (Heiterkeit.)

Der erste Rektor wurde erschlagen, Niemand hatte Lust, sein Nachfolger zu werden, und die Furcht vor den Hussiten liess die Lehrer auseinandergehen. Das 16. Jahrhundert aber, die Aera des wiedergeborenen Humanismus, ist glänzend in unserer Stadt vertreten. Waren es auch keine eigentlichen Philologen von Fach, so waren es doch klassisch gebildete Männer, welche von der zweiten Hälfte des 15. bis ins 16. Jahrhundert hinein sich auf den verschiedensten Gebieten auszeichneten. Ein Staatsmann wie Albert von Eyb, Verfasser der margarita poetica; Gregor von Heimburg, der feste Politiker und deutsche Mann, der Freund des Aeneas Sylvius, der Feind Pius des Zweiten; der tapfere Feldherr, dessen Hand die Festung gegen die Bauern vertheidigte und zugleich den Griffel der Geschichtschreibung zu führen wusste, Sebastian von Rotenhan und andere weniger berühmte, aber ebenfalls verdienstvolle Männer zeigten im Leben und Wirken den Einfluss der humanistischen Studien. Aber zwei grosse Männer, die an dem Wendepunkte der beiden Jahrhunderte, des 15. und 16. stehen, darf ich wol mit einigen Worten auszeichnen: den einen haben wir uns aus der nächsten Nachbarschaft angeeignet, den grössten Humanisten und Dichter seiner Zeit, Conrad Celtes, der von den Ufern des Mains grösseren Ehren entgegenging in der Kaiserstadt. Den anderen haben wir aus der Fremde gewonnen, den grossen Trithemius, der müde gehetzt von Ränken in seiner nächsten Nachbarschaft, freundlich eingeladen vom Bischof Lorenz von Bibra im J. 1506 in einer der schönsten Lagen unserer Stadt, in der pracht-

vollen Kirche und dem Kloster am Schottenanger seinen Wohnsitz aufschlug und als Prälat des Stiftes von 1506—1516 unvergängliche Werke verfasst hat. Uns interessiert besonders der rührende Eifer, womit Trithemius in den Bibliotheken suchte, womit er über die Verödung derselben klagt, womit er sich freut, wenn er etwas Rechtes gefunden hat. Nach ihm trat alsbald eine wirre Zeit, die des Bauernkrieges und später die der Grumbachischen Händel ein, welche die Musen zu verscheuchen geeignet war. Als aber in dem blutbedeckten Jahre 1558 Bischof Melchior von Zobel den Knappen Grumbachs erlegen war, und als der heftig entbrannte und durchgekämpfte Gegensatz zwischen den beiden Confessionen sich zu festen Formen gestaltet hatte, da griffen die Bischöfe der Stadt zu dem Entschlusse die Neuerungen mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen, durch Stiftung der noch jetzt segensreich blühenden Universität. Es war eine bestrittene, eine schwierige Wahl, welche den Bischof Julius 1573 auf seinen Stuhl hob: es handelte sich darum, einen Leo X. oder Julius II. zum Bischof hierselbst zu machen, und der ältere Mitbewerber, der sich tief verstimmt von hier in sein Tusculanum zu Homburg und zu den reichen Schätzen seiner Bibliothek zurückzog, war einer der geschätztesten Mäcenaten von Poesie und Wissenschaft, welche jenes Jahrhundert in Deutschland aufzuweisen hat, Erasmus Neustetter, dessen Name mit dem Andenken der bedeutendsten Männer jener Zeit eng verbunden ist. Lotichius nennt ihn *„communis saeculi per Franconiam Maecenas“*. Camerarius — denn er machte keinen Unterschied, welches Glaubens ein Gelehrter war — wechselte Briefe mit ihm und empfing Geschenke von ihm. Aber einer war der grösste seiner Schützlinge, ein Mann, dessen Name unter uns Philologen unvergänglich fortklingt, der grosse Niederländer, des Justus Lipsius würdigster Freund und Schüler, Franciscus Modius. Aus seiner Heimath durch bürgerliche Unruhen vertrieben, war er auf einem Reichstage zu Cöln dem Bischof Julius bekannt geworden, dem er 1579 seinen Curtius mit anerkennenden, fast prophetischen Worten gewidmet hat: Er habe bewirkt, meint Modius, *„ut vix alia sit Germaniae ora, quae plures horum studiorum amatores, adde etiam intelligentes, quam tua Francia, numerare possit.“* An Erasmus Neustetter durch den Hofmarschall von Riedesel empfohlen, kam er im Jahre 1581 hierher und blieb bis 1584 seines Gönners steter Begleiter zu Hause und auf Reisen. Denn wie Mäcenas seinen Horaz, nahm Erasmus Neustetter seinen Dichter auf Reisen mit, aber in grösserem Umfange und häufigeren Wiederholungen. 484 deutsche Stunden rechnet ihm der Dichter nach, die er in seinem Wagen gemeinschaftlich mit ihm zurückgelegt hat. Wir haben noch die Verzeichnisse der Geschenke, der seidenen Gewänder, sogar bis zu den Stulpstiefeln herab, welche ihm Erasmus Neustetter gewährte. Er lebte an seinem Tische, wie Winckelmann bei Cardinal Albani, er wohnte in seinem Hause und genoss in drei Jahren reichliches Taschengeld, welches sich im Ganzen auf 142 Gulden belief. (Heiterkeit). Modius schenkte ihm ein Buch, welches mehr werth war als diese Summe, die bekannten und noch geschätzten *novantiquae lectiones.* In freundlichem Umgang verkehrte er mit den heimischen Gelehrten; ob ihrer viele waren, ob wenige, wir wissen es nicht, denn in einem Briefe an Justus Lipsius drückte er sich folgendermassen aus: *Sunt enim et hic, qui et eruditione et omni virtutis genere cum quibusvis cuiuscunque nationis certare possint, rariores fortasse quam alibi, doctrina illa meliore praesertim, cuius Tu paucique alii duces illustratoresque estis, sed tamen non omnino nulli.* Geschrieben haben diese gelehrten Freunde des Modius nichts, sie haben sich mit einer Bescheidenheit, die sich oft in unseren Gegenden wiederholt, begnügt, Kenntnisse zu sammeln, fleissig Studien zu pflegen, ohne sich Ruhm nach Aussen durch schriftstellerische Leistungen erwerben zu wollen. Bischof Julius selbst

aber, dessen Charakter und Name ehern wie sein Standbild in der Geschichte eingeschrieben ist, hat der Universität den Stempel seiner Generation und auch für lange hin die Signatur seines Geistes aufgedrückt. Noch leben seine grossen Schöpfungen, und dankbar verehrt namentlich unsere Universität den Mann, dessen Namen sie trägt. Aber ihre Organisation brachte es mit sich, dass die klassischen Studien den niederen Cursen am Gymnasium, womit die Universität vereinigt war, übergeben wurden. Es erhielt sich darin fortwährend eine lebendige Kenntniss und grosse Gewandtheit der lateinischen Sprache und des Ausdrucks. Aber eine selbständige Bedeutung auf dem Gebiete der Forschung konnte bei dieser Verfassung der Hochschule nicht gesichert werden. Der dreissigjährige Krieg, dessen Schrecken Franken ganz besonders erfuhr, liess eine stille, freundliche Pflege der Wissenschaft nicht länger aufkommen. Als der glücklichere Hannibal, Gustav Adolf vor den Thoren Würzburgs im Jahre 1631 erschien, da entwich auf der andern Seite Athanasius Kircher, welcher hier Mathematik und orientalische Sprachen gelehrt hat. Auch er sollte wie Celtes an einem grösseren Schauplatz seines wohlverdienten Ruhmes theilhaft, Begründer der ägyptischen Studien und Förderer der monumentalen Philologie werden. Die Tausende von Studenten, welche unter Julius hierher gekommen waren, kehrten nach der schwedischen Eroberung nicht wieder, und nur einem glücklichen Zufalle verdankt man den Umstand, dass nicht alle Handschriften, die hierselbst aufbewahrt waren, den Weg nach Upsala antreten mussten. Ein volles Jahrhundert verging, bis unter der Regierung des Bischofs Christoph Franz von Hutten im Jahre 1720 unter dem Dachstuhle der Domkirche ein Schatz von Handschriften entdeckt wurde, den man bei der Annäherung der Schweden dorthin verborgen hatte, ein Schatz, dessen Fund glücklicher Weise in die Hände eines Eckhart fiel, der ihn zu würdigen, zu katalogisieren, zu benützen verstand. Die folgenden Zeiten sind nicht eben reich an prosaischer Gelehrsamkeit, sie sind nicht arm an ansehnlichen Poeten; im Allgemeinen aber theilen sie die Ermattung des übrigen Deutschlands. Dagegen im vorigen Jahrhunderte war es die Regierung des eben genannten Bischofs und seines Nachfolgers Joseph Philipp von Schönborn, unter welcher sich eine neue erfreuliche Regsamkeit bemerkbar machte, nicht im Felde der Philologie, aber doch eine Frucht der Philologie; denn Eckhart, welchen der eben genannte Bischof freundlich aufnahm und mit Gnaden überhäufte, war ein alter Portenser, also ein guter Philolog; er wurde hier als Lehrer und Schriftsteller, ausserordentlich thätig wie er war, im höchsten Grade ausgezeichnet, und über die Missgunst, die er wol erfuhr, tröstete er sich in einem Briefe vom Jahre 1737, worin er sagt: „Von meinem gnädigsten Herrn habe alle Gnade von der Welt, mit den übrigen aber, die Herren Cavaliers ausgenommen, habe wenig Umgang, weil dieselben einen Erbhass gegen alles Fremde haben und mir ein wenig die ziemlich starke Besoldung und anderen Douceurs missgönnen." Gerechtes Lob gebührt den Fürsten, welche das Schulwesen vom Grunde aus umzugestalten zuerst suchten und dann mit glücklichem Erfolge durchsetzten. Friedrich Karl von Schönborn erliess im Jahre 1734 eine Verordnung, es solle auf dem Gymnasium hinfüro auch das Griechische sorgsam getrieben, die deutsche Sprache gereinigt gelehrt, die Promotionen dadurch belebt werden, dass man nicht mehr augsburger Kupferstiche und müssige Thesen, sondern sorgfältige Dissertationen zu vertheilen sich bemühe. Und auf der einmal betretenen Bahn der Verbesserung gingen die Nachfolger mit Tact und Glück vorwärts. Bonaventura Andres, ein feiner Kopf, griff die Pädagogik an der Wurzel an, indem er in die Schätze des Quintilian hinabstieg und eine vortreffliche Chrestomathie daraus verfasste und seinen pädagogischen Vorlesungen zu Grunde legte. Michael Ignaz

Schmitt, der Geschichtschreiber der Deutschen, verfasste 1774 einen neuen, auf richtigen Grundsätzen gebauten Schulplan. Aber am glänzendsten erwies sich die Regierung des humanen und erleuchteten Franz Ludwig von Erthal, welcher vom Jahre 1779 an den edelsten und fruchtbarsten Eifer aufbot, die Wissenschaft hier wieder fest auf der Basis klassischer Bildung zu begründen. Ich citiere gern die goldenen Worte, welche seinem eigensten Herzen entquollen und welche lauten: „Es ist den Schülern unaufhörlich einzuprägen, dass die Schriftsteller der heutigen europäischen Nationen sich erst durch das Lesen der Alten gebildet haben; dass die Alten noch immer in den meisten Gattungen des Schönen die besten Muster verbleiben. Auch das Herz der Schüler ist, so wie der Verstand, durch die in den alten Autoren liegenden Schätze der erhabensten Wahrheiten zu bereichern.“ Auch die Art, wie der gute und weise Regent dem Jubelfeste der Universität 1782 seine Theilnahme schenkte, zeigt die erleuchtetsten Gedanken, das trefflichste Herz. Mächtig hob sich unter seinem Schutze die Universität, es blühten fröhlich die Schulen auf, und sie sind immer in dem Gange weiter erhalten worden, wie ihn Franz Ludwig vorgezeichnet hatte. Der Philologie war die verdiente Anerkennung im Kreise der Universitätswissenschaften hierselbst noch nicht geworden; erst der politische Umschwung, die erste bayrische Regierung brach der Philologie als einer selbständigen Universitätswissenschaft die Bahn, stürmisch und gewaltsam, wie es in der damaligen Zeit zuzugehen pflegte. Ein wundersames, ein buntes, fast abenteuerliches Treiben machte sich in den stillen Räumen des von Julius gegründeten Universitätsgebäudes geltend. Der Staat lieferte kostbare Teppiche, auf denen sich neben den jungfräulichen Musen drei Grazien mit ihren Gatten niederliessen, welche von Jena berufen, mit einander wetteiferten in dem Bestreben, sich Geltung zu verschaffen, die Gunst des allmächtigen Grafen Türheim zu sichern und ihre Schwestern zu befeinden. Der Gatte der einen, Schelling, war die Seele der Reform mit glücklichem und günstigem Erfolge, mit Ausnahme der Philologie; denn den einen, der gern gekommen wäre, Eichstädt, wollte man aus thüringischer Abneigung nicht haben; die anderen, die man haben wollte, Martin Laguna und Johann Heinrich Voss, sind nicht gekommen. Endlich wurde die bayrische Regierung durch die grossherzoglich toskanische abgelöst. Das eine behielt die toskanische Regierung bei, sie bürgerte die Philologie als Wissenschaft im Kreise der Universität ein. Zu ihrem Vertreter griff man in die Nähe, und einen Professor des hiesigen Gymnasiums, Blümm, habe ich zu nennen als den ersten Professor der Philologie an unserer Hochschule. Wer ihn näher als Schriftsteller kennen lernen will, den verweise ich auf seine Bearbeitung der dritten Satire des Persius. Die neue bayrische Regierung lenkte in die Bahnen der übrigen Universitäten Deutschlands ein; nach hartem aber kurzem Kampfe hielten der Acutus und Circumflex ihren siegreichen Einzug in das eroberte Bayern und die Betriebsamkeit der Philologie wetteiferte mit günstigem Erfolge. Der gelehrte und scharfsinnige Lateiner Richarz, der als Bischof von Augsburg starb, lebt im besten Andenken seiner noch immer zahlreich hier wirkenden Schüler. Von seinem berühmten Nachfolger Ernst von Lasaulx brauche ich in diesem Kreise, der ihn als Schriftsteller kennt, nur zu sagen, dass er auf dem Katheder dasselbe, wenn nicht noch mehr zu leisten verstand. Lebende zu erwähnen und ihnen entsprechenden Dank als den Ausdruck meiner Gefühle zu geben, verbietet Sitte und Herkommen. Aber nicht ohne freudige Genugthuung darf ich auf die Begrüssungsschriften hinweisen, die in Ihren Händen sich befinden.

Meine Herren! Sie treten aus den verschiedensten Gauen unseres deutschen Vaterlandes in eine homogene Stelle ein; wie in Nord und Ost, so wird die Philologie in Süd und West

gleichmässig verstanden, gleichmässig gepflegt, gleichmässig geehrt; — gleichmässig geehrt? gleichmässig gepflegt? Dem Umfange nach noch nicht vollständig. Denn eine statistische Berechnung der in Norddeutschland entstandenen und fortwährend sich neu vermehrenden Gymnasien würde für Bayern nicht die Zahl 28, sondern 40 Gymnasien humanistischen Inhaltes ergeben. Und so lange der Prozess, in welchen der öffentliche Unterricht durch die heilsame Einrichtung der Realgymnasien getreten ist, sich nicht vollständig vollzogen und abgeklärt hat, wird dies wol eine Reihe von Jahren so bleiben. Aber wenn man erst recht erfahren und eingesehen hat, dass beide Systeme einander ergänzen und gegenseitig fördern, dann werden auch neue Schulen die Zahl der alten, mit Segen und Glück begründeten vermehren. Bis dahin lassen Sie uns an dem Bewusstsein festhalten, dass die deutsche Philologie, wie wir sie treiben und verstehen, kein morscher Baum, sondern eine durch langes Wachsthum erstarkte, den Stürmen trotzende Eiche geworden ist, ein Baum, stark und gross genug, nicht allein, sich selbst zu halten, sondern auch verwandte Bildungen als Ableger zu pflanzen. Ein Land, das Colonien aussendet, ist kein altersschwaches Land, es ist frisch und zeugungskräftig. Und wie sollten die verschiedensten Zweige, die aus der classischen Philologie als selbständige Disciplinen sich abgezweigt haben, die germanische, orientalische und die vergleichende Sprachwissenschaft —, wie sollten sie einem dürren Stamme entkeimt sein?

Aber nicht einmal an Jahren alt ist unsere classische Philologie; es sei denn, dass man von Eratosthenes zu zählen anfangen, sowie die einzelnen Jahrhunderte addieren wollte, statt die leeren Jahrhunderte auszuscheiden, welche die eine Wiedergeburt von der anderen trennen. Unsere Wissenschaft ist kaum hundert Jahre alt, ihr Vater ist bekanntlich Friedrich August Wolf. Und ebenso wenig wie die Wissenschaft selbst, ebenso wenig ist der Stoff derselben alt geworden; denn schelten wir die Naturwissenschaft, wenn sie dem uranfänglichen Bau des Gesteines und der belebten Welt, die doch älter ist, als alle Sprachen, stets von Neuem als ihrem Stoffe nachgeht? Und steht der menschliche Geist tiefer, als die unbewusste Natur? Nein! der Stoff selbst ist unerschöpflich; es gibt keine Disciplin, keinen Autor, von dem man die Hand ablassen und sagen könnte: „Nun ist es genug.“ Wie auch die Steinkohlen einst zu Ende gehen werden, aber so lange man nach ihnen gräbt, leuchten und wärmen, ebenso werden die Schätze, die man aus den tiefsten Schachten der Bibliotheken aus dem Schoosse der Erde hervorzieht, um zu wärmen, zu leuchten und zu beleben, vielleicht einmal zu Ende gehen. Aber wer mag die Jahrhunderte ermessen, die darüber verfliessen?

Der Stoff wächst und die Methode ändert sich; die Signatur der gegenwärtigen Philologie ist vielleicht am Besten als verständiger, methodischer Realismus zu bezeichnen. Denn der analytische Weg, welchen die Naturwissenschaft nicht zuerst gezeigt hat, der von sicherem, erprobtem Kerne durch allmäligen Fortschritt zum Nächstverwandten, auf sicherem, wenn auch langsamen Wege zu demjenigen Grade von Gewissheit und Probabilität führt, der überhaupt erreichbar ist, das ist der Weg des Realismus. Aber mit diesem Wege oder der Methode der realistischen Bearbeitung sind die erstaunlichsten Resultate im Grossen und Ganzen enge verbunden, und wer etwa zweifeln und kriteln wollte an der Zweckmässigkeit und Zulässigkeit des Streites über einzelne Buchstaben und Alphabete, den weise ich auf die glänzenden Gesammtresultate, welche uns ganz neue Aufgaben, also ganz neue Forderungen an die Wissenschaft gestellt haben. Wer hat früher von dem alten Latein, den altitalischen Dialecten, dem feinen Geäder der griechischen Syntax, wer hat von den Dialecten der griechischen Sprache die Kenntnisse gehabt, welche uns unsere auf positiven Erkenntnissen fussende Wissenschaft

gelehrt hat? Und das Festhalten an diesen Gesichtspunkten, dass ist schliesslich wieder der Idealismus, welcher sich als Frucht realer, sorgfältigster, ernstlichster Forschung belohnt und immer von neuem angeregt findet. Je theoretischer aber die Wissenschaft, je ungebundener sie zu sein scheint, desto praktischer ist sie, desto nutzbarer wird sie. Nicht aber ist es die geringste Thätigkeit, nicht die am wenigsten verdienstliche oder am wenigsten lohnende Arbeit, die Verbreitung der von der Forschung gewonnenen Resultate, der neuen Keime auf einem fruchtbaren Boden, oder die Einsenkung derselben in die Seelen der Jugend und die Pflege ihres Wachsthums. Noch immer bleibt es wahr: der reichste und deswegen edelste Theil des Jugendunterrichtes ist der humanistische; denn er vor Allem vereinigt die helle Einsicht des Verstandes mit der warmen Flamme der Begeisterung. Mag auch im Drange des Lebens den Meisten der positive Gewinn entschwinden; sie haben es doch einmal besessen, was so köstlich ist. Es lebt in ihren Adern, es treibt in ihrem Blut und gegen dasjenige, was uns Alle stets zu bändigen droht, gegen das Gemeine, ist es der sicherste Talisman.

Meine Herren! Die Aufgabe, welche mir in der Eigenschaft zu Theil geworden ist, Sie in diesem Saale freundlich willkommen zu heissen, glaube ich durch den Ausdruck von Gefühlen und Thatsachen vielleicht nicht ausreichend, aber doch so wie ich es eben machen konnte, erfüllt zu haben. Es bleibt mir, ehe wir unserem eigentlichen Tagewerke uns zuwenden, zunächst die theure Pflicht übrig, der verdienten Todten zu gedenken, welche das ihrige vollendet haben. Ihre Verdienste zu preisen, im Einzelnen zu schildern, was jeder von ihnen als sein Schärflein zu der Bereicherung des wissenschaftlichen Schatzes beigetragen hat, halte ich vor kundigen Zuhörern für überflüssig. Ich nenne die hochverdienten Schulmänner und Gelehrten, den Direktor Lübker in Flensburg, der am 10. October v. J. gestorben ist, den handschriftenkundigen, dienstbereiten Professor Dübner in Paris, der am 13. October desselben Jahres verblich. Ich nenne Ihnen den grossen Bopp, der am 22. October starb, den Direktor Klee in Dresden, der am 6. December desselben Jahres, den Germanisten Pfeiffer in Wien, der am 29. Mai dieses Jahres gestorben ist, den Schulrath Herzog in Gera, am 21. Juni gestorben, den Consistorialrath Vilmar in Cassel, er starb am 29. Juli, und endlich den hochverdienten, hochbejahrten Prälaten von Roth, der im Anfange des Juli auf seinem Landsitze bei Stuttgart starb. Ihr Andenken werden wir dankbar in unseren Herzen bewahren, und was an uns gewesen ist, den Todten ihre Ehre zu erzeigen, haben wir gethan.

Ehe ich nunmehr zu dem folgenden Geschäfte, d. h. zur Constituierung unseres Bureaus und zu der Bestimmung der Ordnung unserer Versammlungen übergehe, drängt es mich, den schuldigen Dank abzustatten, welchen wir zunächst der hohen Staatsregierung zollen müssen. Von Anfang an hat S. Excellenz Herr Minister von Gresser sich in jeder Weise freundlich und fördernd unseren Zwecken bewiesen und es gereicht uns zur hohen Ehre, dass er einen eigenen Abgesandten und Vertreter hierher geschickt hat. Vielleicht darf ich den Herrn Ministerialrath Giehrl bitten, ein Wort des Grusses an die Versammlung zu richten.

Ministerialrath Giehrl:

Meine verehrten Herren!

Ehe Sie in der Tagesordnung weiter fortfahren um Ihre gelehrten Untersuchungen aufzunehmen, bitte ich, mir zu gestatten, einige Worte an die hochansehnliche Versammlung richten und mich eines Auftrages entledigen zu dürfen.

Seine Excellenz der k. Staatsminister des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten Herr von **Gresser**, welcher, wie Ihr Herr Präsident bereits bemerkte, mich abgeordnet hat, um an Ihren Versammlungen Theil zu nehmen, hat mich speciell beauftragt, die XXVI. Versammlung der deutschen Schulmänner, Philologen und Orientalisten, die vierte, welche seit Gründung der philologischen Gesellschaft auf bayrischem Boden stattfindet, auch in seinem Namen zu begrüssen und den Mitgliedern herzliches Willkommen zu bieten. Indem ich die Ehre habe, diesen Auftrag zu erfüllen, glaube ich, um Ihre Tagesordnung nicht weiter zu unterbrechen, mich auf diese wenigen Worte beschränken zu sollen und habe nur die Bitte an die verehrliche Versammlung beizufügen, dass es ihr gefallen möge, mich freundlich in ihrer Mitte aufzunehmen.

Präsident:

Der verehrte Bürgermeister dieser Stadt Herr Dr. **Zürn** wünscht einige Worte des Grusses an die Versammlung zu richten.

Bürgermeister Dr. Zürn:

Meine hochverehrten Herren!

Im Namen der Stadt Würzburg, dem diesjährigen Sitze Ihrer Vereinsversammlung, erlaube ich mir, Sie zu begrüssen und Sie bei uns herzlich willkommen zu heissen. Stehen Politik, Handel und Industrie zur Zeit auch im Vordergrunde, so wird doch der innige Zusammenhang dieser Gebiete mit der Wissenschaft, mit dem Erziehungs- und Unterrichtswesen weder verkannt noch unterschätzt. Meine Herren! Die öffentliche und allgemeine Aufmerksamkeit ist gegenwärtig nicht allein der Volksschule zugewendet, sondern sie richtet sich auch auf das höhere Bildungswesen, weil sich auch hier Veränderungen tiefgreifender Natur vorzubereiten scheinen. Bislang führte der Humanismus die fast ausschliessliche Herrschaft auf dem Gebiete höherer geistiger Bildung. Allein es ist ihm ein Concurrent entstanden, der, gestützt auf rasche und nicht zu verkennende Erfolge, zunächst die Forderung der Ebenbürtigkeit erhebt, aber wenn er sie erreicht, sicher dahin streben wird, dem Humanismus jene Stellung anzuweisen, die unter der Herrschaft des Humanismus dem Realismus zugewiesen war. M. H.! Es handelt sich hier um eine Sache von höchster Wichtigkeit und nicht hoch genug anzuschlagender Tragweite. Sie, in deren Mitte die erfahrensten Schulmänner, die kenntnissreichsten Vertreter der humanistischen Richtung versammelt sind, werden nicht allein die Aufgabe zu erfüllen haben, in Detailuntersuchungen immer helleres Licht über das classische Alterthum zu verbreiten, nein, Sie haben auch zu prüfen, welche Bedürfnisse und Anforderungen die Gegenwart an den wissenschaftlichen Unterricht richtet. Ihre Aufgabe wird es sein, Ihrer Nation den Weg zu zeigen, den die Bildung zu nehmen hat, damit wir Deutsche auf dem Standpunkte der Achtung bezüglich unserer Cultur bleiben, den wir mit gerechtem Stolz zur Zeit einnehmen. Meine Herren! Sie werden Tage in ernster Arbeit hier verbringen: mögen reichliche Ergebnisse für Ihre Wissenschaft Ihnen befriedigenden Lohn für Ihre Opfer und Anstrengungen bringen; mögen aber auch die Stunden der Erholung und die Stunden der Musse dazu beitragen, Ihrer Seele ein freundliches Bild von unserer Stadt einzuprägen! Nochmals herzlichstes, freundlichstes Willkommen!

Präsident:

Nachdem ich den beiden hochverehrten Herren, dem Ministerialrath **Giehrl** und Bürgermeister Dr. **Zürn** im Namen der Versammlung den Dank für die ausgesprochenen Gesinnun-

gen auszudrücken mich beehrt habe, erkläre ich nunmehr, ehe ich zur Constituierung des Bureaus übergehe, die XXVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner feierlichst für eröffnet. Ich wende mich zu einigen geschäftlichen Mittheilungen ernsten oder heiteren Inhalts. Zuvörderst habe ich eine Indemnity-Bill einzubringen. Da nämlich die Wahl zum Vice-Präsidenten, welche in Halle getroffen wurde, von dem allverehrten und in jeder Beziehung unseren Zwecken förderlichen k. Studienrector Herrn Professor Weigand nicht definitiv wegen seiner dringenden Amtsgeschäfte und Gesundheitsverhältnisse angenommen wurde, so habe ich mich veranlasst gesehen, meinen verehrten Collegen Dr. Grasberger zu ersuchen, einstweilen das Amt des Vice-Präsidenten zu übernehmen. Seiner Unterstützung bin ich Dank schuldig, und es bleibt nur noch die Zustimmung der Versammlung übrig, das Amt fortführen zu dürfen. Wenn kein Widerspruch erfolgt (und das ist nicht der Fall), so bitte ich Herrn Professor Grasberger, als Vice-Präsident den Platz neben mir einnehmen zu wollen. Eine zweite Eigenmächtigkeit habe ich durch die Verhältnisse gedrungen mir erlauben müssen: die Wahl der Vorstände für die einzelnen Sectionen, die in Halle getroffen war, hat nicht überall gleichmässig durchgeführt werden können. Auf meine Bitte hat Herr Professor Dahn für die germanistische Section als einstweiliger Vertreter die Mühewaltung übernommen, die geehrten Herren in das Local der Section einzuführen. Für die archäologische Section hat sich in der Person des Herrn Professors Brunn ebenfalls nicht blos ein freundlicher, sondern auch der kundigste Vertreter gewinnen lassen. Die Wahl des Herrn Professors Spiegel in Erlangen für die orientalistische Section und des Herrn Professors Buchbinder als Vorstand der in Halle neu ins Leben getretenen mathematisch-naturwissenschaftlichen Section bleibt noch zu proclamieren. Die pädagogische Section wird Herr Professor Grasberger einzuführen die Güte haben. Die dritte Eigenmächtigkeit, die ich mir erlaubt habe, ist die Gründung neuer Sectionen: Es ist von mir auf mehrfaches Ansinnen ein Local für die kritisch-exegetische oder specifisch grammatische Section eingeräumt worden, um deren einstweilige Leitung ich Herrn Professor Köchly bitte.

Ich hoffe, dass wenn ich keine Worte des Tadels und der Missbilligung aus Ihrer Mitte vernehme, ich wenigstens Verzeihung für eigenmächtige Schritte finde.

Prof. Eckstein.

Ich will kein Wort des Tadels aussprechen, aber wünsche doch Eines geltend zu machen, und das ist die Existenz dieser kritisch-exegetischen Section; leider sind wir nicht dreiköpfig oder dreileibig; denn ich bin überzeugt, dass die meisten von uns ebenso wie diesen so auch den archäologischen Verhandlungen mit dem grössten Vergnügen beiwohnen würden. Nun haben wir zwei Stunden für die Sectionsarbeiten; liesse es sich denn nicht machen, dass die grammatisch-kritische und pädagogische Section zusammen kämen, damit wir Schulmeister zu unserem Vortheil an diesen beiden uns betheiligen könnten? Was Mathematik anlangt, so muss ich diese ablehnen. Ein Amtsvorgänger von mir hat gesagt: *Mathematicus non est collega*. Sie mögen mir das nicht übel nehmen; an der Thomasschule in Leipzig wurde der Mathematiker nicht als College betrachtet; in Bayern und Preussen ist es anders, bei uns jetzt auch. Die Mathematiker müssen wir aufgeben, mit den Archäologen können wir leider nicht zusammentreten; aber Grammatiker sind wir alle. Daher keine weitere Sonderung, sondern Vereinigung. Lassen Sie den Dictator Köchly in uns aufgehen. Das ist meine herzliche Bitte an den Vorsitzenden.

Prof. Köchly.

Hochansehnliche Versammlung!

Ich muss zunächst und vor Allem bitten, eine von meinem Freunde Eckstein mir octroierte Würde aufs Entschiedenste ablehnen zu dürfen. Die Dictatur wurde bekanntermassen weder lebenslänglich noch langjährig, sondern nur *ad hoc*, d. h. zu einem bestimmten Zweck ertheilt; und wenn dieser. Zweck erfüllt, die Aufgabe des Dictators vollständig gelöst war, hatte er in die Reihen des Volkes zurückzutreten. Wenn ich allerdings vor nunmehr drei Jahren mich, so zu sagen, als Dictator, aber wohlgemerkt nicht als unumschränkten Dictator, sondern mit ausdrücklicher Anerkennung der *provocatio ad populum* erklärt, und, ich sage es offen, als Dictator auch gehandelt habe nach besten Kräften, so muss ich andererseits heute alle und jede derartigen Ansprüche von mir weisen. Heute bin ich nur *unus ex multis*, ein Mann wie jeder Andere mit Ausnahme des Präsidiums und der Herren, die hinzugehören. — Und nun noch ein kurzes Wort zur Rechtfertigung der Ansicht, die ich vor drei Jahren vertreten, wie ich glaube, auch meinem lieben alten Freunde Eckstein gegenüber, und bis zur Stunde noch keineswegs zurückgenommen habe. Ich bin entschieden der Meinung, dass die eigentlich wissenschaftlichen Arbeiten dieser Versammlungen, ich meine nicht bloss die der Philologen und Schulmänner, sondern ich meine, aller ähnlichen Versammlungen — ich bin, sage ich, durchaus der Meinung, dass die eigentlich wissenschaftlichen Arbeiten schlechterdings nur in Sectionen, in Specialabtheilungen *ad hoc* zu bestimmtem Zweck gefördert werden können. Ich will das nicht theoretisch beweisen; ich berufe mich nur auf die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, welche in diesen Tagen sich in Dresden vereinigt haben. Die Versammlung ist allerdings zahlreicher gewesen, als die unsrige ist; aber die Zahl von 17 Sectionen, welche in Dresden gebildet worden sind und welche, wie ich von einem Theilnehmer jener Versammlung weiss, mit ausserordentlicher Hingebung und grosser Befriedigung gearbeitet haben — die Zahl von 17 Sectionen würde gleichwohl den 6 Sectionen, die wir zu bilden im Begriffe sind, nicht unangemessen sein. Nun noch ein zweiter Punkt. Mein geehrter Freund hat uns den Beschluss ans Herz gelegt: wir wollen uns nicht trennen; die Schulmeister seien zugleich Grammatici. Das ist ein Satz, den ich anzufechten in keiner Weise gewillt sein mag; im Gegentheil, ich habe damals in jener Versammlung zugleich mit Melanchthons unsterblichen Worten die Grammatik als Grundlage jedes erspriesslichen Schulunterrichts proclamiert; und wenn ich gleich, nicht durch eigenes Wollen, sondern, ich darf wohl sagen, durch eine gewisse Schicksalsfügung von der gelehrten Schule zur Hochschule hinübergeworfen worden bin und mich in diesen Beruf hineingelebt habe, so bekenne ich es eben so offen und beweise es durch die That, dass ich auch noch heutzutage Schulmeister bin: ich bin also eben auch, so gut es sein kann, Grammatiker und Schulmeister, wie Freund Eckstein. Wollen wir denn nun eine regelmässige Trennung zwischen einer pädagogischen und einer grammatischen Section? Denn ich ziehe es vor, dieser Section den Namen der grammatischen zu geben im Sinne der Alexandriner, die unter dem Namen der Grammatik auch die Kritik und verbale wie reale Erklärung begriffen.

Will ich denn nun eine stetige, principielle Trennung zwischen der pädagogischen und der grammatischen Section? Keineswegs! Sondern ich meine nur, dass die jedesmalige Philologen-Versammlung — die Zusammensetzung der Versammlung ist ja eine ausserordentlich verschiedene und mannigfaltige — je nach ihrer Zusammensetzung, nach ihren Wünschen, nach

ihren Neigungen, nach den Bedürfnissen der Theilnehmer mehr oder weniger Sectionen bildet. Ich meine, wir haben durchaus nicht nothwendig, die Mathematiker und Archäologen ein für allemal aufzugeben: ich könnte mir recht gut denken, dass ich mit ihnen ein Ganzes bildete; ich spreche sogar die Hoffnung aus, dass die Archäologen und Pädagogen ein Ganzes bilden; ja ich habe in diesem Augenblicke die dringendste Veranlassung, diesen Wunsch auszusprechen; es ist mir ja eine Reihe von populären archäologischen Arbeiten, wenn ich so sagen darf, aus dem Alterthum übergeben worden, welche *in usum scholarum* gefertigt worden sind. Diese können nach meiner Meinung nur durch eine combinierte Section von wissenschaftlich archäologischen Männern einerseits, von praktischen Schulmeistern andererseits, und, sage ich, zum Dritten von ächt grammatischen Männern, die auch die Alten selbst studirt haben, gehörig beurtheilt werden. Keine principielle Trennung dieser Sectionen, sondern nach Bedürfniss, nach Befinden, bald mehr bald weniger beisammen, bald vereinigt bald getrennt, bald archäologisch bald mathematisch für sich, dann wieder einmal eine Vereinigung von mathematisch-pädagogischem und archäologisch-pädagogischem u. s. w. Und ist das etwa ohne Beispiel? Mit Nichten. Auch in Heidelberg hatten wir dieses, dass die archäologische und pädagogische Section zur gemeinsamen Berathung über einen Gegenstand zusammentraten. — Soviel über die Theorie: ich gehe zur Praxis über. Es steht mir durchaus noch nicht fest, — es kann und darf gar nicht feststehen, und wenn ich wagte, es feststehen zu lassen, würde es nichts helfen, — dass eine grammatische Section sich bilde. Ich meine nur, wir treten zusammen und dann werden wir sehen, ob wir ein Bedürfniss haben oder nicht, die Gegenstände einzeln zu berathen oder sie gemeinschaftlich durchzumachen; es werden dann dem Präsidium die Sachen von beiden Seiten vorgestellt, und es lässt sich da die nöthige Vereinigung oder die gewünschte Trennung durchführen. Dies ist mein Standpunkt, dies ist meine Meinung, und ich denke, es wird Nichts darin sein, was wirklich einer blossen Laune ähnlich sieht. Denn darin sind wir Alle einig, dass die *unitas* unserer Versammlung, die *unitas* der Wissenschaft und Schule in jeder Beziehung gewahrt werde.

Präsident:

Ehe ich dem folgenden Redner das Wort gebe, erlauben Sie mir eine Bemerkung. Es scheint aus den gefallenen Aeusserungen zweierlei hervorzugehen: die eine Frage ist die unmittelbar praktische, nämlich die angeregte, ob und inwiefern es möglich sein wird, die Berathungen der pädagogischen und kritisch-exegetischen Section zu verbinden. Und wenn ich den Redner recht verstanden habe, war gerade die Collision der Zeit zwischen 8 und 10 Uhr die Veranlassung zu dem Wunsche, dass derselben abgeholfen werde. Es wird eine nicht schwer zu lösende Aufgabe der Sectionen und ihrer Vorstände sein, diesem Uebelstande durch gegenseitiges Uebereinkommen abzuhelfen.

Meine Herren! Das Local gerade dieser Section steht durch die Bereitwilligkeit der Vorstände des Realgymnasiums und der Gewerbeschule zu jeder Zeit zur Benützung offen. Es ist dies eine *res domestica*, von der wir, wie ich glaube, nicht hier im Plenum zu entscheiden haben, inwiefern eine Collision zu vermeiden sei. Das aber möchte ich zur Abkürzung der von beiden Seiten mit triftigen Gründen unterstützten, aber etwas verfrühten Discussion zu bemerken mir erlauben, dass wir auf diese Sache noch *ex officio* eingehen müssen, wenn wir die schon lange in der Luft schwebende Revision der Statuten wirklich ins Werk setzen. Zu diesem Zwecke erlaube ich mir noch später Vorschläge zu machen. Insofern Herr Director Eckstein noch etwas zu erinnern hat, möchte ich bitten, dies zu thun.

Eckstein:

Mein Freund Köchly hat eine Rede gehalten, auf deren Theorie ein Wort jetzt zu erwidern, mir gar nicht einfällt. Wenn er die *unitas* hervorgehoben hat, hätte er auch noch die *libertas* hinzusetzen sollen. Die hat er als Dictator für sich ganz besonders beansprucht. Aber ich sollte meinen, die *caritas* sollte von einer Trennung in diesem Kreise absehen lassen, damit wir Schulmänner festhalten an dem, was uns zunächst am Herzen liegt, und wohin wir wirken sollen. Darum bloss eine einfache Bitte.

Ein Recht hat übrigens Köchly gar nicht dazu; denn von einer grammatischen Section, die er als Dictator in Heidelberg errichtet hat, steht in den Statuten nichts.

Köchly:

Mein verehrter Freund und Gegner hat mir die Widerlegung sehr leicht gemacht, indem er eine schwere Vergesslichkeit, die ich begangen, mir ins Gedächtniss zurückgerufen hat. Ich habe die *libertas*, die Freiheit proclamirt, und auch an diese musste ich zu gleicher Zeit appelliren. Ich habe ausdrücklich gesagt, eine einheitliche Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner könne nach dem freien Willen ihrer Theilnehmer ihre Sectionen bilden. Und wenn man mir sagt, ich habe kein Recht dazu, eine solche Section zu bilden, so sage ich darauf: „Sehr richtig! aus dem einfachen Grunde, weil ich als Einzelner keine Section bilde und keine Macht habe, eine solche Section zusammenzurufen.“ Es würde mir sonst gehen wie jenen sprichwörtlich gewordenen drei Schneidergesellen zu London, welche sich versammelten und sagten: „Wir, das Volk von England!“ Wenn ich aber nicht das Recht habe, eine Section zu bilden, so haben diejenigen, welche den Wunsch haben, eine zu bilden, die Freiheit und das volle Recht dazu, ein Recht, das ihnen kein Statut verkümmern kann. Denn wir kämen sonst auf das böse Princip: „was nicht erlaubt ist, das ist verboten;“ während es doch umgekehrt heisst: „was nicht verboten ist, das ist erlaubt.“ Die Versammlung kann Nichts thun, als erklären: diese Section hat sich wider unseren hohen obrigkeitlichen Willen gebildet; wir sehen sie nicht als integrierenden Bestandtheil unserer Versammlung an und wir nehmen ihre Verhandlungen nicht in unser offizielles Bulletin auf. Dies Recht hat die Versammlung. Aber weder das Recht noch die Macht hat sie, einen Theil derjenigen, die sich zusammengefunden haben und die zufällig den Wunsch hegen, sich, sei es über kritisch-exegetische Fragen, sei es über etwas Anderes, gemeinschaftlich zu berathen, — weder das Recht noch die Macht hat sie, sage ich, diesem Vorhaben entgegen zu treten und die Freiheit der Mitglieder zu beschränken. Wenn selbst das Präsidium, die Meinung meines Freundes Eckstein theilend, kein Local zur Disposition stellte, so sind bisher die Städte, in welchen wir tagten, immer so gross gewesen, dass eine Section eine Stätte findet, wo sie sich niedersetzt und berathet, ohne deshalb zum Mittel einer Volksversammlung unter freiem Himmel greifen zu müssen.

Was das Praktische anlangt, so erkläre ich, dass ich übrigens für diesmal die Initiative nicht ergriffen habe: der Herr Präsident hat mich aufgefordert, vorläufig zur eventuellen Bildung einer solchen Section die Hand zu bieten; es wäre von mir inconsequent gewesen, wenn ich gegen meine Ueberzeugung dies abgelehnt hätte. Es fällt mir aber gar nicht ein, Werth hierauf zu legen: wenn ich drüben sitze und Niemand sich einfindet, so sehe ich, dass keine Section sich bildet, und ich werde dann mit Freund Eckstein in der pädagogischen Section tagen; finden sich aber solche Herren, dann werden wir zusammentreten und berathen, ob

wir eine eigene Section bilden. Ich kann also vorläufig Nichts versprechen und Nichts ablehnen, weil ich in Anspruch nehme, was ich in meiner ersten Erwiderung zu erwähnen vergessen hatte, die Freiheit, aber nicht die Freiheit des befehlenden Dictators, sondern die Freiheit aller einzelnen Mitglieder.

Präsident:

Wenn dieser Zwischenfall erledigt ist, so wird als praktisches Resultat übrig bleiben, dass ich von Neuem erwähne, dass in der Maxschule für die constituierten Sectionen, sowie für diejenigen, welche sich constituieren wollen, wie sich denn alle Sectionen successive gebildet haben, Locale bereit sind.

Die nächste Aufgabe unserer geschäftlichen Mittheilung wird die Bildung des Bureau sein. Wir haben vier Secretäre zu ernennen. Ich erlaube mir zur Motivierung der zu machenden Nominalvorschläge die Bemerkung, dass wir als gastgebende Bayern nur auf einen Secretär aus diesen vier Anspruch machen und dass wir mit Berücksichtigung der noch immer bei uns obwaltenden Verschiedenheiten zum anderen Secretär ein verehrtes Mitglied aus Preussen, zum dritten eines aus Würtemberg und zum vierten eines aus Sachsen vorschlagen. Mehr Länder konnten wir nicht berücksichtigen. Demgemäss würde ich mir erlauben, folgenden Vorschlag zu machen: zu Secretären unserer Versammlung zu ernennen den Herrn Professor Hirschfelder aus Berlin, den Herrn Oberlehrer Ernst Albert Richter aus Leipzig, den Herrn Professor Herzog aus Tübingen und den Herrn Professor Studemund aus Würzburg. Wenn die Versammlung mit diesen Wahlen einverstanden sein sollte — und wenn kein Widerspruch erfolgt, so nehme ich das an — so habe ich die geehrten Herren einzuladen, im Falle Sie diese Mission nicht ablehnen, den Platz hier am Tische einnehmen zu wollen.

(Die Herren Professor Hirschfelder, Dr. Richter, Professor Herzog und Professor Studemund nehmen die Sitze der Secretäre ein.) Mittheilungen in Angelegenheiten der Versammlung bitte ich zuerst an die Herren Secretäre richten zu wollen.

Die weitere Aufgabe, welche uns geschäftlich in Anspruch nimmt, ist die Bildung derjenigen Commission, welche sich mit der Berathung des nächsten Versammlungsortes zu beschäftigen hat. Diese Commission besteht wenigstens usuell; ich weiss im Augenblicke nicht, ob auch gesetzlich; es können hierüber die verehrten Herren Präsidenten und Vicepräsidenten früherer Philologen-Versammlungen, welche hier anwesend sind, Aufschluss geben; ich mache sie nicht namhaft, damit ich nicht etwa einen übergehe. Ich bitte die geehrten Herren Präsidenten und Vicepräsidenten der früheren Versammlungen, zu diesem Behufe in einer mit mir zu verabredenden Stunde im Präsidialbureau zusammentreten zu wollen.

Das dritte Geschäft ist das von Halle überkommene, die Revision der Statuten. Ich habe unter sorgfältiger Prüfung der verschiedenen lehrreichen Verhandlungen, welche an verschiedenen Orten in unseren Versammlungen stattgefunden und auch die Vereinigung kleinerer Kreise beschäftigt haben, einen Entwurf revidierter Statuten aufzustellen gewagt, welchen ich natürlicher Weise dem Plenum nicht vorlegen werde, bis eine Commission sich damit beschäftigt hat. Dieser werde ich denselben als Grundlage der Berathung übergeben und enthalte mich daher jeder Aeusserung über den thatsächlichen Inhalt. Diese Commission wird, wie ich glaube, am zweckmässigsten in den Händen derjenigen Herren sein, welche die Geschäfte früherer Versammlungen leiteten, derselben Herren Präsidenten und Vicepräsidenten der früheren Versammlungen. Ist die verehrte Versammlung damit einverstanden, so werde ich auch

über diesen Theil des Geschäftes eine bestimmte Stunde der Zusammenkunft mit diesen Herren verabreden und dafür sorgen, dass am Sonnabend ein Referent das Schlussresultat vorträgt.

Dann sind mir noch verschiedene Mittheilungen zugegangen, die kurz zu erwähnen ich mich veranlasst sehe. Für die Geschäfte der germanistischen Section hat Herr Professor Zacher aus Halle mir ein Paquet mit Album und ähnlichem Inhalte zugeschickt, welches ich uneröffnet in die Hände des Herrn Prof. Dahn gelegt habe, welcher die grosse Güte haben wird, die Herren in die germanistische Section zu geleiten.

Das zweite ist an mich persönlich gelangt und ich habe es deshalb geöffnet; es ist eine Mittheilung des Herrn Obergerichtsraths Grisebach aus Hannover, welcher eine literarische Unternehmung, die er begünstigt, nicht selbst ausgeführt hat, nämlich eine Ausführung des Lebens deutscher Kaiser mit Abbildungen, der Berücksichtigung der germanistischen resp. pädagogischen Section empfiehlt. Dieses Werk ist durch Zufall nicht gerade in meinen Händen, ich werde es aber spätestens morgen dem Herrn Vorstande dieser Section übergeben.

Ausserdem glaube ich noch darauf aufmerksam machen zu müssen, dass ich eine bestimmte Ordnung einhalte auch in der Zeit der angekündigten Vorträge. Ich habe mich, was Personen und Materien angeht, bestimmen lassen müssen durch Zeit und Ordnung der erfolgten Anmeldung; aber eines kann ich nicht verschweigen, es würde für das Präsidium sehr peinlich sein, wenn diejenigen Herren, welche zum Theile auf directe Einladung, zum Theile wenigstens mit vollständiger Uebereinstimmung des Präsidiums die grosse Mühe übernommen haben, lehrreiche Vorträge vorzubereiten, wenn diese Herren durch den frühen Eintritt des Schlusses der Sitzung präcludiert würden. Ich muss mir schon erlauben, in dieser Beziehung einigermassen als Dictator zu erscheinen mit oder ohne *provocatio ad populum*. Das muss ich mir gefallen lassen, dass ich darin zur Rechenschaft *ad populum* gezogen werde, werde aber einstweilen die Ordnung handhaben, bis ich darin gestört und unterbrochen werde, dass ich für die einzelnen Vorträge eine bestimmte *cum grano salis* zu verstehende Dauer der Zeit festsetze. (Bravo!) Ich nehme mit Ausnahme des Falls, wo die Natur der Sache eine Abweichung absolut erfordert, als Maximum die Dauer einer halben Stunde, als Maximissimum die von drei Viertelstunden an und würde, wenn ein Widerspruch nicht entsteht, den betreffenden Redner — es wird aber nicht vorkommen — darauf aufmerksam machen, dass es an der Zeit sei.

Ein zweiter Vorschlag ist freilich mit einem gewissen Bedenken zu machen, weil er in die Frage der Sectionen zu früh hineinspielt. Nämlich mehrere Vorträge sind derart, dass sie schlechthin belehrend für uns sind, ausserordentlich willkommene Mittheilungen enthalten, aber durchaus nicht disputabel. Andere Vorträge — wie vielleicht der über die Rede des Oedipus bei Sophokles — sind derart, dass die Zahl unserer Köpfe der Zahl unserer Meinungen gleich kommen wird. Wenn alle diese Meinungen discutiert und im Plenum erörtert werden sollen, so werden im günstigsten Falle, den ich anzunehmen mir getraue, nur für die Interpretation und Kritik ergiebige Resultate gewonnen. Deswegen mache ich den Vorschlag, dass über diese Dinge die Discussion möglichst in die pädagogische oder auch grammatische Section verlegt werde. Es lässt sich gerade in solchen Sectionen eine Sache wirklich ergiebig durchsprechen und ein lehrreiches Schlussresultat gewinnen.

Eckstein:

Ich möchte vorschlagen, dass der Vortrag des Prof. Ahrens, der von Prof. Herzog aus Tübingen und vielleicht auch der von Dr. Schanz angekündigte Vortrag in diese Berathungen verwiesen werde.

Präsident:

Ich glaube, ohne einem Beschlusse vorzugreifen, dass nach Berechnung der Zeit vollständig Musse sein wird, alle diese Vorträge annehmen zu können, und erkläre, dass mir Professor Ahrens als Maximum für seinen Vortrag 15 Minuten angegeben hat. Ebenso wird der Vortrag des Dr. Schanz kein grösseres Mass als 20 Minuten in Anspruch nehmen. Aehnlich hat Professor Herzog ein bestimmtes Maximum der Zeit vorgeschlagen. Das interessirt uns Alle gleichmässig: ich glaube, wir können es durchführen. Ich bitte einen Antrag zu stellen.

Prof. Ahrens:

Einen Antrag will ich nicht stellen. Als Vermittlungsweg schlage ich vor, dass wir die Discussion in die Section verweisen.

Präsident:

Wir haben nun noch den Recensus der bis jetzt eingegangenen Geschenke und der vorhandenen Mitglieder vorzunehmen. Die Liste der dankenswerthen Geschenke, die eingegangen sind, ist grossentheils in Ihren Händen. Ich verweise zunächst auf die in Nr. I. des Tageblattes genannten Exemplare des Festgrusses der hiesigen philologischen Gesellschaft, die in ausreichender Anzahl zur Vertheilung bereit liegen; ferner ist das Programm der hiesigen Studienanstalt in 250 Exemplaren ebenfalls zur Vertheilung bereit. Die pädagogische Section gelangt in den Besitz sämmtlicher Programme der bayrischen Studienanstalten.

Vicepräsident Prof. Grasberger:

Soeben ist die Mittheilung eingegangen, dass die Herren, welche wegen des Regens keine Lust haben, im Platz'schen Garten zu erscheinen, eingeladen sind, unter Anführung des Herrn Magistratsraths Heffner die Sammlungen der Max-Schule einzusehen.

Präsident:

Die Teubner'sche Buchhandlung hat die Verhandlungen der Versammlung in Halle hier niedergelegt; sie liegen zur Kenntnissnahme auf.

Wenn somit weiter nichts Geschäftliches zu bemerken ist, so möchte ich Herrn Secretär Dr. Richter bitten, das Verzeichniss der Mitglieder nach der Ordnung der Anmeldung vorlesen zu wollen, und ich bitte die Genannten, sich zu erheben. (Das Mitgliederverzeichniss wird vorgelesen.)

Prof. Massmann:

Ich habe einen kleinen Schreck bekommen, als ich hörte, dass die Discussion über Oedipus in die pädagogische Section verwiesen werden soll. Wie ich das verstehe, würde es sich darin um allerlei Dinge handeln, die der verehrte Herr Bürgermeister in kurzen aber trefflichen Worten gekennzeichnet hat. Es ist auch die kritisch-exegetische oder grammatische Section vorgeschlagen worden. Wo soll uns aber für diese die Zeit bleiben, wenn uns eine specielle Discussion über streng philologische Gegenstände zugewiesen wird?

Nach einer kleinen Pause beginnt der Vortrag des Prof. Lauth aus München:

Hochansehnliche Versammlung!

Mein Vortrag, der Ihnen bereits angekündigt worden ist, hat zum Gegenstande die Persönlichkeit des Moses nach ägyptischen Quellen. So einfach dieses Thema, weil nur einen Mann betreffend, erscheinen mag, so umfangreich und schwierig ist dasselbe; schwierig sowohl wegen der fernen Zeiten, die es behandelt, als auch desswegen, weil das Material, das wir

dafür haben, nicht Allen zugänglich und verständlich ist. Wenn Odysseus dem Alkinoos gegenüber ausruft: τί πρῶτον, τί δ' ἔπειτα, τί δ' ὑστάτιον καταλέξω; „Was denn soll zuerst, was hernach, was zuletzt ich erzählen?", so möchte ich fast dasselbe in Bezug auf mein Thema ausrufen; und wenn Moses der Uebernahme seiner Aufgabe sich zu entziehen sucht mit dem Vorschützen des Mangels an Beredsamkeit, so möchte ich auch das Gleiche thun, in Anbetracht, dass es mir nicht vergönnt gewesen ist, in München vor so grossem Kreise einen Vortrag ägyptologischen Inhalts zu halten. Eine andere Schwierigkeit, die sich ebenfalls drohend erhebt, ist ein langjähriges Halsleiden, wesshalb ich um Nachsicht bitten muss: es ist das die sogenannte Predigerkrankheit. Ich will damit nicht sagen, dass ich als Prediger vor Ihnen stehe und Sie als gläubige Gemeinde betrachten will, sondern Sie sollen meinen Vortrag als eine Versammlung von Kritikern verfolgen, mit Misstrauen ihm entgegenkommen, aber nicht weiter als nöthig; gleichweit entfernt von crassem Materialismus, für den die Geschichte keinen sonderlichen Werth hat, sowie von übertriebenem Spiritualismus, welchem die Berührung biblischer Persönlichkeiten mit der Sonde des Forschers fast wie eine Entweihung des Heiligthums erscheint. Ich stehe auf realistischem Boden der Philologie, welche mit Hilfe der Paläologie die wahre Geschichte zu ergründen sucht; meine Devise ist: „Ehrfurcht mit Freiheit".

Diodor stellt I, 94 den Moses mit anderen Gesetzgebern des Alterthums zusammen: Zamolxis, Zathraustes und Lykurgos. Alle diese sammt den betreffenden Völkern sind spurlos untergegangen. Aber das Werk des Moses besteht noch heutzutage fort, nicht bloss in dem merkwürdigen Volke der Juden — oder nennen wir sie mit dem richtigeren Namen: Ebräer (Apriu bei den Aegyptern), sondern in der ganzen monotheistischen Welt, der christlichen sowohl als der mohammedanischen, gilt Moses als der Begründer des Glaubens an einen Gott.

Nach diesen einleitenden Worten und bei der weit vorgeschrittenen Zeit werde ich mich einfach darauf beschränken, aus meinem gedruckt vorliegenden Werke dieses Betreffs Ihnen das Inhaltsverzeichniss commentierend vorzutragen. In dem ersten Abschnitte behandle ich diesen Namen Apriu, Ebräer. Ich habe bereits vor sechs Jahren in einer Versammlung von Orientalisten in Augsburg Gelegenheit gehabt, einen Vortrag zu halten über den Hohepriester und Ober-Baumeister Bokenchons, jenes bekannte Sitzbild in der Glyptothek zu München, welches die Lebensbeschreibung enthält eines hochwichtigen Mannes, der mit Moses gleichzeitig gelebt und gewirkt hat. Unterdessen hat Hr. Chabas, dem diese Wissenschaft der Aegyptologie so Vieles verdankt, durch einen Freund in Alexandria, den ehemaligen Consul Harris, eine neue Legende bekommen, worin die Ebräer als zur Bevölkerung von Anu (On) gehörig aufgeführt werden, und da kommt nun eine für meine Zwecke besonders wichtige Gruppe vor: es heissen dort die Vornehmen der Ebräer Marina's. Dieser Titel wird uns in dem Papyrus, der uns bald beschäftigt, zweimal begegnen.

Zwei Papyrus sind es, aus denen ich meinen Stoff entnommen habe: der eine heisst *Papyrus Anastasi* mit i und der andere *Papyrus Anastasy* mit y geschrieben; den einen nämlich führte der schwedische, den andern der dänische Consul und als solche acquirierten sie diese Stücke. Da man nun über den Inhalt der Urkunden nichts wusste, so benannte man sie nach den Besitzern; ich werde den ersten einfach Papyrus *i* (Iota) und den zweiten Papyrus *y* (Ypsilon) nennen. Der Papyrus *i* ist bereits Gegenstand einer grösseren Publication des Herrn Chabas in seinem Werke: *Voyage d'un Égyptien* geworden und dieser Papyrus hat Anlass geboten zu einem grossen literarischen Streite, indem zwei namhafte

Aegyptologen, nämlich Hr. De Rougé und Hr. Brugsch sich gegen die Auffassung des Hrn. Chabas erklärt haben. Der Haupttheil, den er behandelt, betrifft nach seiner Ansicht eine Reise, eine wirkliche Reise. De Rougé und Brugsch aber sind der Ansicht, es handle sich um eine fingierte Reise. Als ich vor einiger Zeit denselben Gegenstand in der Akademie zu München vortrug, hatte ich mich der Ansicht des Hrn. Chabas angeschlossen, dass es sich um eine wirkliche Reise handle, so sonderbar auch die Einkleidung erscheinen mag; es sind eben diese beiden Aktenstücke (Papyrus), von denen ich zu Ihnen rede, *papyri sui tantum generis;* es sind keine Copien von anderen, sondern einzig in ihrer Art. Der eine bespricht eine Reise, aber nicht von dem Autor rührt er her, sondern von einem Revisor, den er damit beauftragt hatte. Er steht, vollständig übersetzt, als Anhang I in meinem Werke. Der zweite Papyrus ist ein Tagebuch; denn wir treffen da Data vom Ende des Monats Mechir bis zum Anfange des Monats Phamenoth, etwa 14 Tage umfassend. Der Schreiber dieses Tagebuches hat alle Ereignisse eingetragen, wichtige und unwichtige, gerade wie wir bei einem solchen Tagebuche thun würden. Auf der Rückseite dieses Papyrus treffen wir einen poetischen Text, der als solcher schon zu erkennen ist an den rothen Punkten. Ich habe ihn vollständig, soweit sein gestörter Zustand es gestattete, übersetzt und als Anhang II mitgetheilt.

Ich gehe nun über zur Stadt Ramses; nämlich in diesem Aktenstück des Papyrus *y* kommt häufig eine Localität vor, welche „Haus des Ramses" genannt wird. Wir treffen in einem andern Papyrus einen Tempel des Sonnengottes daselbst, zu welchem die Ebräer Steine schleppten. Es ist dieses Ramses zu unterscheiden von dem andern Ramses, welches viel bedeutender war. Der Schreiber dieses Tagebuches datiert seine Notizen von der Stadt Ramses, welches südlich von Memphis gelegen sein wird, weil öfter Briefe und Boten erwähnt werden, welche nach Memphis, aber nach keiner andern Stadt geschickt werden. Bei dieser Gelegenheit sei mir auch der Vorschlag einer kleinen Conjectur gestattet, nämlich die LXX haben den Vers des Exodus I, 11, welcher besagt, „die Ebräer bauten dem Pharao die festen Städte Pithom und Ramses" mit dem Zusatze καὶ Ὦν. Das steht aber im Widerspruche mit dem gesammten ägyptischen Alterthum; denn die Stadt Ὦν ist viel älter. Ich habe mir deshalb erlaubt, statt Καὶ Ὦν — Κατ' Ὦν zu setzen, d. h. weil die LXX wussten, dass es in Aegypten mehrere Städte Ramses gegeben, so fügten sie den Zusatz bei κατ' Ὦν „im Bereiche von On". Weil wir nun drei Hauptstädte in Aegypten treffen, die auch der Dichter Anhur besingt: Anu = Heliopolis, Memphis und Theben, und aus diesen drei Städten die Richter gewählt wurden: 3×10 als das Collegium des ägyptischen Areopags, so wurde das Ramses bei Anu durch κατ' Ὦν unterschieden. Ausser diesem Ῥαμεσσῆ κατ' Ὦν sind im Exodus noch andere Orte erwähnt: Sochot, (suchah „die Höhle des Löwen") und Pihachiroth. Wir finden eine ägyptische Stadt Sochot in jener Gegend, geschrieben mit dem Plane des Feldes (sochet).

In einer Correspondenz wird einer Fahrt gedacht, welche zwei mit Fischen beladene Schiffe von einer Stadt aus unternahmen, welche mit *rot* auslautet. Ich habe mir erlaubt, dieses zu Pihachiroth zu ergänzen. Dann kommt Migdol; Migdol heisst eigentlich „der Thurm" und ist mit diesem Deutbilde in ägyptischer Schrift versehen. Es gab aber mehrere derselben. Die Lage des Migdol in der Nähe des rothen Meeres ist durch den Exodus zu genau bestimmt, als dass man es anderwärts suchen dürfte. Ebendasselbe gilt von Baal — Zephon. Chabas ist der Ansicht, dass die in dem Papyrus *i* aufgeführte Stadt „Haus der Nordgöttin"

identisch sei mit Baal — Zephon, denn das heisst ja auch nur „der Gott oder die Göttin des Nordens". Dort hatten die Römer noch eine Stadt getroffen, und das wird wohl dieselbe sein, welche *ad Dianam* bezeichnet wird. Zuletzt erlaube ich mir von Gosen (Goshen) zu sprechen, oder vielmehr Gesem, wie die LXX auch richtig geschrieben haben: denn ein vor zwei Jahren von H. Dümichen entdecktes geographisches Denkmal führt zweimal und zwar an der Grenze des Ostens ein Land und eine Stadt Gesem auf.

Nachdem wir so das Terrain, auf dem wir uns bewegen, kennen gelernt haben, können wir weiter gehen und nun von dem wichtigen Namen Sesostris sprechen. Auf Tafel I drittletzte Zeile — ich bitte den Herrn Reinisch, das zu bemerken, weil er glücklicherweise ebenfalls sich mit solchen Studien befasst und also gleichsam die Controle darstellt — da kommt ein Slavenname vor, welcher lautet: Hon-n-sessu.

Sie erinnern sich, dass die Lesart des Diodor, wo er von dem grössten ägyptischen König spricht, Cεcόωcιc lautet. Ebenso constant schreibt Herodot Cέcωcτpιc, und alle diejenigen, welche aus ihm geschöpft haben. Nun hat Champollion mit genialer Ahnung gesagt: es kann dieser grösste König Aegyptens kein anderer sein, als Ramses II, weil man auf Denkmäler von diesem Könige bei jedem Schritt und Tritte stösst. Er ist *le roi parietaire de l'Égypte.* Und ich sage mit vollem Bewusstsein, dass die Inschriften aus der einzigen (freilich 66jährigen) Regierung dieses Ramses II an Masse alles übertreffen, was bei allen anderen Völkern, vielleicht das assyrische ausgenommen, an inschriftlichem Material auf uns gekommen ist. Wenn später das grosse Werk erscheinen wird, an dem freilich viele Generationen zu thun haben: *Corpus inscriptionum aegyptiacarum,* so wird die einzige Regierung Ramses' II ungeheuere Folianten beanspruchen. Dieser König wird aufgeführt mit seinem Volks-, Spitz- oder Spottnamen, denn das ist Sesostris anstatt Ramses. Zuerst wurden die Bestandtheile des Namens, welcher bedeutet: „Sonnenspross (ist) er" oder „Sonnentsprosster" umgesetzt und daraus gemacht: Sesostris. Was soll das heissen? Das ergibt eine Art Spott- oder Wortspiel, wie wenn ich, um ein unedles Bild zu gebrauchen, sagen würde statt „Sonnengeworfener": „Sonnenverworfener" oder „Sonnenverwerfender". Dieser Spitzname erscheint natürlich nicht auf den officiellen Denkmälern, sondern nur in den Papyrus haben wir ihn kennen gelernt. Der Papyrus *i* hat den Namen Sesostris sechsmal, der Papyrus *y* bietet die Form Sessu (Cεcόωcιc) ein einziges Mal. Dadurch zeigt sich, dass man im Privatverkehre, Briefwechsel u. dgl. sich Freiheiten auch gegen die Königsnamen erlaubt hat. Noch andere wichtige Namen, welche in diesem reichhaltigen Papyrus vorkommen, kann ich leider hier gar nicht besprechen; nur zwei. Ein Sklave Namens Char, Chari „der Syrer", kommt hier vor: es ist der Syrus der antiken Komödie. Ein anderer heisst Karo, Χάρων, d. i. nach Diodor der Färche; denn er sagt ausdrücklich, dass es ein ägyptisches Wort ist.

Die nächste Ueberschrift lautet: Hui wider Mesu. Ein Schreiber des Namens Hui klagt eine andere Persönlichkeit, welche den ägyptischen Namen Mesu führt, bei einem Oberen an. Wer ist dieser Mesu? Es ist Niemand anders, als derjenige, über welchen im Papyrus *i* gesagt wird von Hui: „Ich werde Deine Schriften vor den Anhur bringen, damit er zwischen uns entscheide gerecht." Wir können also mit Hilfe des Papyrus *y* die fehlenden Namen des Papyrus *i* und umgekehrt ergänzen; es sind drei Personen: der Schreiber Hui, der Angeklagte Mesu und der Obere Anhur, welcher entscheiden soll.

Was hat nun Mesu — eine Namensform, die Manetho constant zu Μώcηc oder Μῶcιc graecisiert — was hat dieser verbrochen, dass er angeklagt, respective denuncieert wurde

von Ilui bei Anhur? „Er hat," sagt er, „ein Bad genommen in der Aolath und Fische daraus gegessen, er hat auf seiner Reise nach Syrien die Stadt Chalebu besucht und mir mancherlei mitgetheilt, was er sich scheut, jedermann zu sagen." Das Baden an sich war den Aegyptiern als einem reinlichen Volke gewiss nicht verboten. Aber das Baden in der See war für die ägyptischen Priester schlechterdings verboten und ebenso der Fischgenuss. Das ergibt sich schon aus dem Epiloge zu Cap. 64 des Todtenbuches. „Dieses Capitel ist ein grosses Mysterium; Niemand darf es anrühren, welcher Weiber berührt und Fische gegessen hat." Diese gelten also als unrein. Das ist die Stelle, worauf ich hauptsächlich meine Theorie oder meine Hypothese begründe, dass der Mesu mit dem Mohar identisch ist. Er hat sich als ein zwar ägyptisch auftretender aber gegen die dortige Priesterschaft sich verfehlender Mann gezeigt. Nun beachte man das merkwürdige Zusammentreffen einer scharfsinnigen Vermuthung des H. Chabas mit meiner Stelle. „Es ist sehr schade, dass wir den Namen des Gewässers entbehren, in welchem sich der Mohar gebadet hat; denn wir würden dadurch einen geographischen Anhaltspunkt bekommen. Aber nach der ganzen Reiseroute zu schliessen, befindet sich der Mohar in der Nähe des Busens Aelana (*près du golfe élanitique*)." Nun tritt im Papyrus *y* das Gewässer auf mit dem Namen: Aolath (עולת). Alle diejenigen, welche mit semitischen Wurzeln bekannt sind, werden augenblicklich auf das Wort עול verfallen, welches heisst: säugend. Ta-Aolath bedeutet also „die Säugende" und ist ein passender Name für ein Gewässer, welches in der Nähe einer grossartigen Wüste sich befindet.

Die Reise nach Syrien ist beiden Papyrus gemeinschaftlich. Nun mögen allerdings gar Viele in jener Zeit diese Reise gemacht haben. Dass aber der Mesu hier (*i* und *y*) angeklagt wird wegen zweier Vergehen (nach ägyptischem Begriffe), die er sich durch Seebad und Fischgenuss habe zu Schulden kommen lassen, das bildet eine so frappante Eigenthümlichkeit, dass an der Identität der beiden Reisen nicht gezweifelt werden darf. Deswegen behaupte ich, dass diese Reise keine mythische, keine fingierte ist. Er reiste in Wirklichkeit nach Syrien und dort besuchte er die Stadt Chalebu. Wir werden alle dem Herrn Chabas beistimmen, wenn er sagt, diese Stadt sei das heutige Halep. Ein Beweis dafür ist die grosse Route, welche von Norden nach Süden heruntergeht, die von Syrien bald landeinwärts, bald am Gewässer sich herunterzieht bis zur aelanitischen Bucht. Darum habe ich unter VI. die Aufschrift: Wirklichkeit der Reise des Mohar gesetzt, da ja an eine fingierte Reise nicht mehr zu denken ist.

Der Psalmist, von dem ich vorhin gesprochen, hat, vermuthlich gelangweilt durch die trockenen Ziffern, die er bei seinen Rechnungen zu schreiben hatte, die Zahlen zu einem poetischen Motive verwendet. Eine Entdeckung von Herrn Goodwin, welche er im Jahre 1864 gemacht hat, erhält hierdurch erst ihren wahren Werth; er sah nämlich zuerst, dass hier neben den (roth geschriebenen) Ziffern die Phonetik der Zahlwörter erscheint. Als ich diesen Papyrus (*y*) längere Zeit behandelte, machte ich unwillkürlich die Entdeckung: wie in der Bibel die Buchstaben und ihre Namen Aleph, Beth, Gimel verwendet wurden zu den sogenannten akrophonischen Versen, so hat es analog hier der ägyptische Schreiber oder Dichter gemacht: er hat die Ziffern und Zahlwörter einen betreffenden Vers anfangen und wieder schliessen lassen; darum ist dieses Capitel überschrieben: der Psalmist Anhur.

Nun komme ich zum Beweise, dass der Reisende wirklich Moses der Ebräer ist. Dass dieser Mesu, deren es wahrscheinlich viele gab, nicht ein Aegyptier war, sondern Moses der Ebräer, beweise ich folgendermassen: In diesem grossen Aktenstücke des Papyrus *i*

erscheint der Reisende beständig unter dem semitischen (ebräischen) Titel Mòhar. Wir wissen aus dem Namen Mahar-Bal (welcher als Sohn des Himilco die Belagerung von Sagunt geleitet hat, nach Livius XXI. Buch, 12. Cap.), dass dieser zusammengesetzt ist aus Mahar und Baal, mit der Bedeutung „Kämpe Gottes" (= Isra-El?). Dieser Titel Mohar (Mahar) ist nicht ägyptisch, sondern er ist semitisch (ebräisch). Ein zweiter Titel, der aber viel mehr entscheidet, ist Marina. So heissen die „Edlen" oder „Vornehmen" der Ebräer; es wird jedem *maron* einfallen, welches *„grand Seigneur"* bedeutet — so wurde aber nie ein Aegyptier genannt. Wenn nun dieser Reisende Mesu so vielmal Mohar und zweimal Marina betitelt wird, so müssen wir schliessen, dass der Reisende Moses ein Ebräer war. Daher der Titel meines Buches: „Moses der Ebräer".

Was bedeutet nun der Name Moses? Nichts anderes als „Kind". Dass Moses, wenn er wirklich der biblische Moses sein soll, keinen ebräischen Namen haben kann, das ist klar; denn es heisst ja, er bekam seinen Namen aus ägyptischem Munde; und wenn er wirklich ein ausgesetztes und aufgefundenes Kind war, so erscheint der Name Mesu „das Kind" sehr natürlich und einfach. Nun erfahren wir aber aus Papyrus *i* sogar die Heimath des Moses. Es heisst nämlich dort: „Kennst du nicht die Städte Nachasa nebst Huburtha, welche du nicht gesehen hattest seit deiner Geburt, o du ausgezeichneter Mohar." Vorher geht die Bucht Aolath und unmittelbar darauf folgt Ropehu (Raphia) und Gazatha (Gaza).

Wir können daraus schliessen, dass Nachasa und Huburtha, die Heimath des Moses, zwischen diesen Punkten in der Mitte gelegen war. Wir müssen mit dieser allgemeinen Angabe der Lage uns bescheiden. So wie von der Stadt Ramses gesagt ist, dass sie zwischen dem Fremdlande Zaha und Tomera (Delta) liegt, so suche ich auch diese Oertlichkeiten auf der Landenge von Suez und werde mich hierin kaum wesentlich irren. Soviel über den Geburtsort des Moses.

Er hatte, aber auch eine bedeutende Stellung in Aegypten. Er war nicht bloss „Schreiber", ein Titel, womit die Gebildeten, die Beamten überhaupt, bezeichnet wurden; er war auch Verfasser von Schriften; denn sein Revisor oder Redacteur sagt: „Du hast sechs Schriften herausgegeben, du hast eine siebente angefangen." Er war aber auch Forscher und zwar über religiöse Dinge in eigenthümlicher Weise. Deshalb wird ihm gesagt vom Schreiber Hui: „Du setzest mich in Erstaunen durch dein Wissen; es ist ein Gebirg an Gewicht und Mass, eine geheimnissvolle Bibliothek, undurchdringlich; dein Götterkreis, nicht ist er bekannt." Also hatte sich Mesu eine eigenthümliche Religionsvorstellung, ein Göttersystem gebildet, welches den Schreiber Hui, der, wie aus Allem hervorgeht, streng orthodox war, entsetzte; deswegen denuncierte er ihn auch; denn er sagt an derselben Stelle: „Du hast schauderhafte Dinge vorgetragen über die Formeln des Prinzen Hartatef" (Sohn des Menkera-Μυκερῖνος). Es meldet das Todtenbuch Cap. 64 von ihm: er besuchte die Tempel und fand dabei in Sesennu, d. h. in Hermopolis unter dem Fusse dieses Gottes (Thoth) eine Platte, worauf blau geschrieben dieses Capitel sich vorfand. Ueber dieses wichtige Capitel hat also der Mesu in ganz eigenthümlicher und nicht mehr ganz ägyptisch orthodoxer Weise geforscht. Dieses Capitel ist bis jetzt nicht genügend übersetzt. Ich bescheide mich bloss den Titel anzugeben: es ist das „Capitel von dem Hervorkommen an einem Tage, d. h. vom einstigen Auferstehen"; und das ganze Todtenbuch hat eine ähnliche Ueberschrift.

Er war aber nicht bloss Schreiber, nicht bloss Verfasser von Schriften, nicht bloss Forscher über religiöse Dinge in ganz eigenthümlicher Weise, sondern er unternahm auch Kriegs-

züge im Namen des Pharao. Es wird im Papyrus *i* eine Expedition erwähnt gegen die Aolana in Rohana und die Schasu. Ich kann mich dabei nicht aufhalten, — es lag dieses Rohana (Rhaunathi?) auf der arabischen Seite des rothen Meeres. Er hatte bei dieser Gelegenheit 5000 Mann unter sich. Er unternahm aber auch einen Feldzug gegen die Schasu; die Schasu sind aber nichts anderes als die Beduinen des Alterthums, die Cῶc (Ὑκ-cῶc) des Manetho. Ὑκ-cῶc, wie sie Joseph nennt, sind die Häuptlinge dieser Nomaden. Also auch gegen diese hat er einen Feldzug unternommen. Er wird ferner als kühner Jäger bezeichnet, und verglichen mit Kadjardi, dem Grossen von Assur, von dem es heisst: Dort in jenem gefährlichen Waldgebirge trafen ihn die Hyänen, die wilden, die sich nicht bezähmen lassen. Es gab deren von vier Ellen Länge u. s. w.

Er studirte in Anu; das erfahren wir hier authentisch und durch Manetho's Bericht, dass er ein heliopolitanischer Priester gewesen. Es steht in der satirischen Schilderung der Freunde des Mohar (von Seite des bissigen Schreibers), dass er in Anu gewesen sei und dort studirt habe: „Ich spreche dir auch von dem Commandanten der Miethlinge, welcher sich aufhält in Anu ... du hast bei ihm gewohnt, weilend in der Anstalt der Gelehrten.“ Aus diesem geht hervor, dass der Mesu in der Stadt Heliopolis, wie es Manetho berichtet, den Studien obgelegen hat. Er muss aber auch schon deswegen dort gewohnt haben, weil er ein Mapu war — so nennt ihn der Schreiber — „ein Dreissiger“, einer von dem ägyptischen Areopag, welcher aus 3×10 Auserwählten von Theben, Memphis und Heliopolis zusammengesetzt war.

Auf diese Stadt Anu weist auch der Phönix des Sesostris hin. Auf dieses möchte ich einigen Nachdruck legen. Es ist von Wichtigkeit für die Entscheidung der Frage, wann dieser Mesu lebte. Tacitus sagt im 6. Buche der Annalen (Cap. 28), der erste Phönix sei erschienen *Sesostride*; dann zählt er die anderen Erscheinungen auf und sagt: der unter Tiberius erschienene ist ein falscher gewesen *(non ex Arabum regione)*.

Sprechen wir hier nur von dem Phönix des Sesostris. Tacitus sagt: einige verwechseln diese Periode mit dem Sothis-Kreise, der 1461 Wandeljahre zählt. Er selbst gibt seine Meinung dahin ab, dass das nicht richtig sei. Und wir stimmen bei, weil diese Phönixperiode ganz verschieden ist von der Sothis-Periode. 500 Jahre ist die meist angenommene Zahl.

Nun finde ich ausser der schon öfter von mir betonten Stelle Hermapions: πληρώcαc τὸν νεὼν τοῦ Φοίνικοc ἀγαθῶν, die sich auf den römischen Obeli. Flaminius und Sallustianus noch vorfindet, im Pap. *y* eine merkwürdige Nachricht. Ramses II. hatte sehr viele Kinder. Auf einer Wand fand Lepsius 156 angeschrieben mit Titel und Namen. Unter allen ist Prinz Cha-m-oas der ausgezeichnetste und älteste. Ihm wurden alle wichtigen Functionen übertragen, er leitete die Apis-Bestattung. Sowie er dieses Geschäft besorgt, steht er auch anderwärts an der Spitze der Panegyrien, der allgemeinen Versammlungen, die chronologischen Charakter hatten. Und analog finde ich im Pap. *y* IV, 4—5: „es kam der Königssohn Chamoas als Oberer der göttlichen Diener, um zu erflehen Glück für den König Ramessu (Ramses II); Anfang des Jahres der Zurückweichung.“ Dieses ist angemerkt unter Anno 52, dem dreissigsten Mechir, dem letzten Tage des ersten Halbjahres, und im Todtenbuche ist das Erscheinen des Phönix beständig an diesen 30. Mechir geknüpft.

Ich glaube also berechtigt zu sein zu dem Schlusse, dass der Phönix des Sesostris nichts anderes war, als das zurückweichende Jahr, ein Cyclus, der sich innerhalb 1500 Jahren vollzieht. Es ist also ein chronologischer Haltpunkt gewonnen, gegen welchen bedeutende Gründe aufgeführt werden müssten, um mich schwankend zu machen.

Dass Ramses II Sesostris 66 Jahre regierte, steht fest; sonst hätte er auch nicht so viele Denkmäler schaffen können. Rechnen wir nun bis zum Schlusse der Regierung, so bleiben uns noch 14 Jahre. Wir kommen also von 1525, dem Epochenjahre der Phoenix-Periode, auf 1511 oder 1510. Ihm folgt sein Sohn Meneptah (Amenophis), „der Liebling des Ptah" (des Gottes zu Memphis). Dieser regierte $19^1/_2$ Jahre. Rechnen wir nun von 1510 $19^1/_2$ Jahre weiter, so kommen wir auf 1491 als das Datum des Exodus, sofern dieser mit der Katastrophe oder dem Tode des Menophthah zusammenfällt. Schon alte Commentatoren haben zur Vulgata angemerkt: *„Anno 1510 Ramses Miamun moritur; ei succedit filius Amenophis."* Dann zum Exodus: *„Anno 1491 Exodus filiorum Israël."* Ich habe diese Uebereinstimmung nicht gesucht, sie hat sich mir unwillkürlich ergeben; ich glaube aber gerade auf dieses Zusammentreffen zweier unabhängigen Quellen einigen Werth legen zu dürfen.

Die Bibel nennt den König nicht mit Namen; sie sagt nur Pharao. Dass dies eine ägyptische Bildung sei, ist mir frühzeitig einleuchtend geworden, nur wusste ich nicht, dass es schon von de Rougé in Paris nachgewiesen war. Das benimmt meiner Entdeckung ihren Werth nicht; es ist nur eine Bestätigung und Bekräftigung. Horapollo sagt: „Wenn die Aegyptier den mächtigsten König bezeichnen wollen, so schreiben sie οἶκος μέγας." Die Stellung dieser beiden Wörter (Hauptwort voran und Adjectiv nach) ist ächt ägyptisch, aber ungriechisch. Das XI. Capitel meines Werkes trägt daher den Titel: „Grosshaus und Binsenkörblein"; nämlich Moses hat ausser Mesu auch noch einen anderen Namen, den uns Manetho aufbewahrt hat: Ὀσαρσύφ. Ich will mich auf keine weitläufige philologische Discussion einlassen, aber alle des Semitischen Kundigen wissen, dass dieses suph (סוּף) das Schilf des rothen Meeres bezeichnet; Alle wissen auch, dass sal (סַל) den Korb bedeutet (L und R sind identische Buchstaben für die Aegyptier). Das Ganze hat also den Sinn: der Binsenkorb.

Mit wessen Hülfe aber hat dieses „Binsenkörblein" über das „Grosshaus" den herrlichsten Sieg davon getragen? — Mit der mächtigen Hülfe des Jehovah. Diesen Namen treffe ich unter der Form Juaa unter Amenophis III. (Μέμνων). Ich lese auf einem Hochzeitsscarabäus, dass die Eltern seiner Gattin Thei Privatleute waren des Namens Juaa und Dhuaa. Beide verhalten sich offenbar wie יִקְטֹל und תִּקְטֹל, d. h. wie masculine und feminine Bildung. Ich habe deswegen gesagt, Juaa (Ἰαώ) entspreche einem Stamme, welcher ganz gut mit Jehovah, dessen Vocalisation die von Elovah sein soll, sich vereinigen lässt. Was El(-ohim) betrifft, so begegnet es uns in mehreren Ortsnamen aus der Zeit Tuthmosis' III.

Nun komme ich zum Schluss. Stephanus sagt in der Apostelgeschichte, Moses sei erzogen worden *omni sapientia Aegyptiorum*. Meine Herren, es ist nicht zufällig, dass Moses gerade in der Blüthezeit des ägyptischen Reiches gelebt hat. Unter Ramses II. Sesostris war das ägyptische Reich thatsächlich auf seiner höchsten Stufe; weder vorher noch nachher hat es je wieder diese Stufe erreicht. Es heisst auch im Exodus: *Et erat Moses vir magnus coram omni populo et servis Pharaonis.* Wir sehen jetzt, warum die Bibel ihn einen grossen Mann nennen kann, nicht wegen der Wunderthaten, die er dort verrichtet hat, sondern überhaupt wegen seiner ganzen Stellung, die er im Hause des Pharao einnahm. Er wurde mit den wichtigsten Aufträgen betraut, und wir finden ihn bei dem Feldzug gegen die Schasu und Aolana als Feldherrn erwähnt. Er erhielt noch andere Aufträge: Er hatte Obelisken zu errichten, er hatte grosse Steine, wahrscheinlich zu Statuen, aus den Bergwerken, dem „rothen Berge" das Material herbeizuschaffen. Ein solcher Mann entspricht vollständig dem Verse:

„erat vir magnus coram omni populo etc.“ Auch dass er disputierte mit Jannes und Mambres, wie Paulus sagt, das erhält einen bedeutenden Anhalt, sowohl an der echt ägyptischen Form dieser Namen — wir treffen häufig die Namen Anna, Aana, Maambre „die Gabe des Sonnengottes“ — als auch an dem Umstande, dass wir in den Papyrus *i* und *y*, die wir noch haben und stündlich controlieren können, den Moses wirklich im Disput treffen mit Schreibern und Priestern. Von seiner Reise werden neben den löblichen Thaten auch andere erwähnt, die nicht sehr empfehlend scheinen, vor allem sein Jähzorn. Ich glaube, wer (nach dem Exodus) einen Aegyptier erschlagen konnte, ohne dass er selbst angegriffen war, muss doch eine gewisse Portion echten und wäre es auch gerechten Zornes besessen haben. Es wird ferner seine Schönheit gerühmt, sowohl im Exodus als in dem Pap. *i*: „Schön bist du zu betrachten, wie eine Blume unter dem Publicum,“ ein Compliment, das mir bei Männern noch nicht vorgekommen ist. Freilich gegen das schöne Geschlecht wussten auch die Aegyptier galant zu sein. So rühmt man auf einer Stele des Louvre von einer Prinzessin (XXVI. Dyn.): „Sie ist eine Palme der Liebe, ihr Haar ist schwärzer als die Nacht.“ Er hat als Reisender (Mohar) endlich nach vielen Abenteuern, wobei ihm sein Wagen brach, wobei ihn Beduinen plünderten, wobei ihm sein Bedienter davonlief, endlich einen Ruhepunkt, eine Art Hafen in Ipu (Joppe, Jaffa) gefunden, und „dort (sagt sein Revisor) machst du einen Versuch zu essen, du dringst ein in den Garten, welcher gehütet wird von der kleinen Schönen.“ Dann wird ein galantes Abenteuer gemeldet, wobei er nicht ungerupft davon kommt. Den Mord des Aegyptiers hinnehmen und sich hieran stossen, hiesse Mücken seihen und Elephanten schlucken. Dass Moses als Levit ohnedies schon eine höhere Bildung genoss, ist selbstverständlich, denn die Leviten waren ja die Schreiber der Ebräer. Ich mache darauf aufmerksam, dass sein Gegner, der bissige Hui, als erstes Beispiel seiner Satire einen Schreiber Levi vorführt, wohl nicht ohne boshafte Anspielung.

Etwas möchte ich noch sprechen von den Moseshörnchen: ich denke dabei an die Statue, wie sie Michel Angelo gebildet hat in der Kirche S. Pietro zu Rom. Die Ausleger sind nicht einig, ob es strahlenwerfende Vergrösserungen des Hauptes oder sonstige Auswüchse waren, weil manche aur (אוֹר mit aleph geschrieben) mit עוֹר (cutis, pellis) verwechseln; es bedeutet קֶרֶן־עוֹר nach der Etymologie Hauthörnchen. Ob dieses vielleicht nicht zusammenhängen mag mit seinem Titel? Er heisst nämlich Sotem „der Hörer“ (*auditor*). Dies war jedenfalls eine priesterliche Function. —

Ich glaube, ein solcher Mann, der solche Thaten vollführt, solche Stellungen in Aegypten eingenommen, solche Reisen unternommen hat, würde nicht ungeeignet sein, als der Moses der Bibel zu gelten, dem das grosse Werk oblag, Befreier und Gesetzgeber seines Volkes zu werden. Ich habe deshalb vom Exodus fast kein Wort geredet; sondern alles, was ich gesagt habe, bezieht sich auf die Vorgeschichte des Moses, auf die Vorbereitung und Einleitung des Exodus.

Nach dem Danke des Präsidenten für den voranstehenden Vortrag wurde die erste allgemeine Sitzung geschlossen, und die Mitglieder der Versammlung vereinigten sich zu einer „Weinprobe“ in den weiten Räumen des königlichen Hofkellers. Am Nachmittage constituierten sich die Sectionen; danach gab die Harmoniegesellschaft zu Ehren der anwesenden Gelehrten eine musikalische Unterhaltung in den Sälen des Platz'schen Etablissements.

Zweite allgemeine Sitzung.

Donnerstag den 1. October. Anfang 10 Uhr.

Geschäftliche Mittheilungen des Präsidenten, unter anderen der Dank für Uebersendung einer Schrift von Herrn Christ aus Ladenburg über die dortigen Ausgrabungen.

Vortrag des Prof. Köchly aus Heidelberg.

Hochansehnliche Versammlung! „Pyrrhos und Rom!" — wie ich kurz und bündig, aber allerdings sehr allgemein meinen Vortrag bezeichnet habe: — der Gegenstand darf allerdings auf Neuheit keinen Anspruch machen. Schon Polybios, der gründlichste Kenner der römischen Republik auf der Höhe, von dem es daher sehr bedenklich ist abzuweichen, — schon Polybios[1]) hat klar erkannt, dass der Kampf mit Pyrrhos so zu sagen das Vorspiel der punischen Kriege gewesen, dass er gleichsam die Palästra gewesen, auf welcher die Römer zur Eroberung der Welt ihre kriegerische Bildung vollendet haben. — Niebuhr hat bekanntlich mit besonderer Vorliebe das Bild des ritterlichen Königs gezeichnet, und selbst Mommsen, der so manchen altüberlieferten Ruhmeskranz, bald mit Recht, bald aber auch mit Unrecht, zerrissen und den Winden preisgegeben hat, selbst Mommsen ist gar säuberlich mit dem Karl XII. der alten Welt verfahren; endlich der neueste Geschichtschreiber Roms, welchen wir in unserer Mitte sehen[2]), hat nicht ohne Grund und Erfolg den Versuch gemacht, den Soldatenkönig auch als Politiker zu rechtfertigen.

So ist denn auch Pyrrhos' Bild — Dank sei es dem Plutarch und seinen Anekdoten — in die sogenannte „allgemeine Weltgeschichte" übergegangen. Und wer kennt nicht sein abenteuerliches Leben, im schroffsten Glückswechsel auf und nieder geworfen von der Wiege bis zum Grabe, oder — individuell ausgedrückt — von jenem dunkeln Abende an, wo treue Diener den Säugling mit der Amme aus den Händen der Mörder und über die hochgehenden Wogen des reissenden Flusses hinüberretten in fremdes Land, bis zu jenem verhängnissvollen Morgen, wo im wüsten Strassenkampfe zu Argos ein Weib aus dem Volke, in Todesangst um ihren vom Könige im Handgemenge bedrohten Sohn, mit einem Ziegel vom Dache herab denselben vom Pferde zu Boden schmettert, und dann der barbarische Mörder mit seinem illyrischen Messer henkerhaft und doch befangen ihm langsam den Kopf herunterschneidet? Was liegt Alles in jenem 47jährigen Leben (319—272 v. Chr.) zwischen diesen zwei Momenten? Die dunkle, ärmliche Kinderzeit bei dem Illyrierfürsten Glaukias; das sorglose Knabenregiment unter Vormundschaft in Epiros, das ein so rasches Ende nahm; die Flucht zu seinem Schwager Demetrios, dem „Städtebelagerer," und unter dessen Fahnen die Dreikönigsschlacht bei Ipsos, wo der achtzehnjährige Jüngling seine ersten kriegerischen Lorbeeren brach; hierauf jener Aufenthalt des jungen Fürsten als Geissel am ägyptischen Königshofe, wo er durch sein ritterliches Wesen die Gunst der Königin, das Wohlgefallen des Königs und schliesslich die Hand der Königstochter Antigone erobert; dann nach dem langen, wechselvollen Kampfe um Thron und Reich endlich der kühne Entschluss hinüberzufahren

[1]) Polyb. II, 20, 6—10.

[2]) W. Ihne, römische Geschichte (Leipzig 1868), Bd. I, S. 431 ff.

nach dem Abendlande als ein zweiter Alexander, und wie Jener, sein Blutsverwandter, nach dem Aufgange der Sonne, so selbst nach deren Niedergange ein hellenisch monarchisches Regiment auszubreiten, ein Plan, durchaus nicht so toll und abenteuerlich von Pyrrhos' damaligem Standpunkte aus, wie er uns wohl jetzt, Jahrtausende nach dem Misslingen, erscheinen mag: die griechischen Pflanzstädte Unteritaliens und Siciliens von römischer und punischer Barbarenherrschaft zu befreien, musste das nicht damals einem Fürsten von Pyrrhos' Gaben und Mitteln mindestens ebenso ruhmvoll und ausführbar erscheinen, als die wundergleich schnelle Unterwerfung des unermesslichen Perserreiches durch Alexander? Und nun der Kampf um die neue Welt: die drei Römerschlachten in umgekehrtem Verhältniss ein Gegenstück zu den drei Perserschlachten Alexanders: die erste dort bei Herakleia am Siris mit der vollständigen, aber ehrenvollen Niederlage der heldenherzigen Römer, welche den Sieger fast bis „vor die Thore Roms" führt; dann die zweite bei Asculum, die Schlacht des schwer erkauften Sieges über einen geschlagenen, aber nicht vernichteten Feind, von welcher sich die sprichwörtliche Bezeichnung eines Pyrrhos-Sieges herschreibt; dazwischen die abenteuerliche Heerfahrt nach Sicilien, welche, Anfangs so ruhmvoll und erfolgreich, dann an den Mauern Lilybaeums — wie Wallensteins Fortuna am festen Stralsund — scheitert sammt der neuen Königskrone, die ebenso rasch wie gewonnen so zerronnen; dann die letzte Entscheidungsschlacht bei Beneventum — wahrlich einem Orte des „guten Willkommens" für die Römer —, wo nicht allein Pyrrhos, sondern mit ihm zugleich auch die griechisch-makedonische Taktik der römischen Taktik erlegen ist — für immer. Zuletzt dann der Niedergang: die trübselige Heimkehr in das zerrüttete Reich, das zerfahrene Herumtasten nach neuen Abenteuern, der vergebliche Sturm auf das mauerlose Sparta und der schmähliche Tod bei dem misslungenen Handstreiche auf das überraschte Argos.

Genug von Alle dem! Erinnern wir uns noch daran, dass es unserm Helden auch nicht an Absonderlichkeiten gefehlt hat, mit welchen die Sage so gerne die gottbegnadeten Gestalten der Könige und Fürsten zu schmücken pflegt. Da hören wir von einer zusammenhängenden Reihe Zähne ohne Zwischenlücke, die er im Oberkiefer gehabt; da hören wir — es erinnert an eine ähnliche Naturgabe der alten französischen Könige — von jener ungewöhnlich grossen Zehe seines rechten Fusses, welche ihm bei seinen Lebzeiten die gern geübte Gabe verliehen hatte, mit sanftem Fusstritt Milzsüchtige zu heilen, und nach seinem Tode unverbrennlich selbst dem Scheiterhaufen widerstand. Und endlich fehlt es auch nicht an jenem Meisterstücklein eines tüchtigen Kernhiebes, wie wir ihn aus den Kreuzzügen kennen, welchen der alte Wilhelm von Tyrus seinem Gottfried von Bouillon, unser moderner Schwabendichter als „Schwabenstreich" seinem Landsmanne zugeschrieben hat. Auch Pyrrhos, im Kampfe mit den wilden Mamertinern schwer am Kopfe verwundet und blutbedeckt, führt mit seinem guten Schwerte auf das Haupt des übermüthigen Feindes einen so kräftigen Hieb, dass die Klinge durchfährt bis herab, so dass man auch hier „zur Rechten wie zur Linken sieht einen halben Mamertiner niedersinken[1])."

Ich denke, dies Königsbild ist allgemein bekannt, und auch Rom wird gerade auf jenem Standpunkte, auf welchem es den Kampf mit Pyrrhos aufzunehmen gezwungen war,

[1]) Plutarch. Pyrrh. 24: — φθάςας τὸν βάρβαρον ἔπληξε κατὰ τῆς κεφαλῆς τῷ ξίφει πληγὴν ῥώμῃ τε τῆς χειρὸς ἅμα καὶ βαφῆς ἀρετῇ τοῦ ςιδήρου μέχρι τῶν κάτω διαδραμοῦςαν, ὥςτε ἐνὶ χρόνῳ περιπεςεῖν ἑκατέρωςε τὰ μέρη τοῦ ςώματος διχοτομηθέντος.

in der „allgemeinen Weltgeschichte" kein ganz unbekannter Gegenstand sein. Rom, seit einem Jahrhundert aus der Asche des gallischen Brandes verjüngt wie ein Phönix emporgestiegen, hat in einer ununterbrochenen Reihe fast jährlicher Kämpfe nicht nur die Barbaren des Nordens wie des Südens aus seinem Gebiete hinausgetrieben, nicht nur die fremdartigen Etrusker besiegt und unterjocht: Roms Particularismus, schonungslos und unbarmherzig wie irgend einer, hat auch „mit Blut und Eisen" den Particularismus der verwandten Stämme und Kleinstaaten Mittel- und Unteritaliens gebrochen und niedergeworfen, hat sie unter dem Namen von „Bundesgenossen" thatsächlich zu Unterthanen gemacht, welche Jahr aus Jahr ein den Blutzoll zu entrichten, ihre Angehörigen auf römisches Commando unter die römischen Fahnen zu stellen haben, um dem „römischen Senat' und Volke" die Welt zu erobern. Und wunderbar! Das Alles hatte Rom nicht ohne Hülfe gerade jener Kelten errungen, welche eine Zeit lang bestimmt zu sein schienen, Rom, so zu sagen, in der Wiege zu ersticken; denn nicht allein, dass die Kelten die Macht der Etrusker und der Volsker für immer gebrochen hatten, so dass mit diesen Rom gleichsam nur eine Nachlese zu halten hatte, — durch die Kelten hatten auch die widerstrebenden Stämme Italiens gelernt, dass es noch ein Schlimmeres gibt, als von einem verwandten Stamme unterworfen und beherrscht zu werden, nämlich das, von fremden Barbaren zertreten und vernichtet zu werden: „lieber Unterthan der römischen Republik, als leibeigener Knecht des keltischen Junkerthums," das mag, nachdem die Sonderfreiheit des eigenen Staates nicht mehr zu retten war, der leitende Gedanke des Einen, der unbewusste Instinkt des Andern der Unterworfenen gewesen sein.

Weiter! Dieses Rom hatte zugleich damals die Hydra der innern Zwietracht vorläufig glücklich besiegt: die Doppelgemeinde der alten *patres* und der anwachsenden *plebs* war in den Einheitsstaat des neuen *populus* aufgegangen, und sein volksthümliches Wehrwesen hatte in jenen Kämpfen, namentlich in denen mit den in Tapferkeit ebenbürtigen Samniten, vollständig seine Feuerprobe bestanden. Was Wunder, dass dieses Rom seine begehrliche Hand nun auch nach den griechischen Pflanzstädten Unteritaliens, namentlich nach dem reichen Tarent ausstreckte, und dass eben dieses Gelüste für die Bedrohten eine dringende Veranlassung war, den Griechenkönig zur Abwehr gegen die römischen Barbaren herüberzurufen, ein Ruf, dem zu folgen die Ehre wie die Politik zu gebieten schien!

So bekannt das Alles ist, hochverehrte Anwesende, woran ich jetzt in Kürze erinnerte, so scheint doch der Versuch gerechtfertigt, in allgemeinen Zügen aber doch etwas mehr im Einzelnen den Einfluss darzustellen, welchen der Zusammenstoss zwischen Pyrrhos und Rom auf die weltgeschichtliche Entwickelung des letzten gehabt hat. Rom ist nämlich durch diesen Zusammenstoss, so zu sagen, reif geworden für seine weltgeschichtliche Mission. Worin aber hat diese bestanden? Erinnern wir uns an das bekannte Doppelwort des augusteischen Dichters: *„regere imperio populos"* und *„debellare superbos,"* Kriegswesen und Regiment über Bundesgenossen und Unterthanen!

In erster Linie, hochansehnliche Versammlung, und als unsere Hauptaufgabe wird uns das Kriegswesen beschäftigen. Wir wollen vor Allem zu zeigen versuchen, welchen Einfluss der Zusammenstoss mit Pyrrhos und der makedonischen Taktik der Diadochen auf die Entwickelung des römischen Kriegswesens gehabt hat.

Die Quellen freilich für diese Untersuchung sind gar übel beschaffen: ich erinnere daher nur kurz daran, dass von all' den glänzenden Schlachtbeschreibungen in der ersten Decade des Livius nach meiner innigsten Ueberzeugung Nichts, aber schlechterdings Nichts

zu brauchen ist, dass ferner über den Kampf mit Pyrrhos selbst uns zwar eine Menge anekdotenhafter Züge vorliegen, aber keine eingehende zusammenhängende sachverständige Darstellung. Daher müssen wir uns hier begnügen mit jenen allgemeinen Umrissen der ältesten Zustände Roms, mit den Nachrichten über die früheste Gliederung des römischen Volkes nach Tribus, Curien und Geschlechtern; sodann mit der bekannten Ueberlieferung über die servianische Classen- und Centurieneintheilung; ferner mit jenem dunkeln, viel behandelten Capitel des Livius VIII, 8 über die ältere Manipularlegion, welche nicht 30, wie die spätere, sondern 45 Manipeln zählt, und endlich mit der berühmten ausführlichen Schilderung, welche Polybios im sechsten Buche seiner Geschichte von der Manipularlegion seiner Zeit gegeben hat. Das sind vorzugsweise die Materialien, mit denen wir zu arbeiten, auf welche wir die sonst zerstreuten und etwa brauchbaren Notizen zurückzubeziehen haben, um durch methodische Combination wenigstens ein allgemeines Bild jener Umgestaltung des römischen Kriegswesens zu gewinnen[1].

M. H.! Es ist eine unzweifelhaft sichere, durch alle inneren Gründe bestätigte Ueberlieferung, dass auch Rom in den ältesten Zeiten die Taktik gehabt habe, welche überhaupt, wie das schon Aeschylos, der alte Marathonskämpfer so klar erkannt und ausgesprochen hat[2], das Eigenthum des gesammten Abendlandes im Gegensatze zu der zerstreuten, vorzugsweise auf Fernwaffen und auf dem „geschwinden Ross" beruhenden Gefechtsweise der Morgenländer zu allen Zeiten gewesen zu sein scheint: die Phalangen- oder, wie der moderne Ausdruck lautet, die Lineartaktik. Auch Rom hat Jahrhunderte lang eine rein phalangitische Legion gehabt. Ob die Römer, wie ausdrücklich überliefert wird[3], diese Taktik von den Etruskern annahmen, den Affen der Hellenen, wie ich sie nennen möchte, oder von den unteritalischen Hellenen selbst, oder ob dieselbe, auf gleichmässigem Boden entsprungen, eine selbstständige Errungenschaft der verschiedenen Stämme des Abendlandes ist, das lasse ich hier unerörtert. Mit zwei Worten entwerfe ich ein Bild der alten Phalangentaktik, die also im Principe der modernen Lineartaktik entspricht. Vom rechten zum linken Flügel reihen sich in gerader Linie fest zusammengeschlossen mit ihren Schutz- und Trutzwaffen, dem mächtigen, mit dem linken Arme vorgehaltenen Schilde und dem wuchtigen Spiesse, bald hochgeschwungen zum Einzelstoss von oben nach unten, bald fest angelegt an die Hüfte zum gleichmässigen gemeinschaftlichen Eindringen, die Gewaffneten an einander; so schreiten sie in festem, raschem Gleichtritte zur Schlacht vor gegen die bald zerstreuten, bald dicht aber ungeordnet zusammengeballten Haufen der Feinde, welche vor solchem „Wettersturm des Krieges" auseinanderstieben, wie Spreu vor dem Winde. So — um Entlegenes, aber Gleichartiges zusammenzustellen — so wichen einst die Perser vor den Spiessen der Athener bei Marathon, so in unsern Tagen die Marokkaner vor den Bayonnetten der Franzosen bei Isly. Schon Homer, der doch vorzugsweise den ritterlichen Einzelkampf seiner Helden schildert, kennt diese Phalangentaktik und lässt sie namentlich da eintreten, wo es gilt, „mit geeinten Kräften" einem sonst unwiderstehlichen Gegner, wie dem von den Göttern gestärkten Hektor, zu begegnen[4].

Aber schon diese alte Phalangentaktik hat ihre Entwickelung: wir haben eine doppelte

[1]) Zu dem Folgenden vgl. unsere Einleitung zu den „griechischen Kriegsschriftstellern." (Leipzig 1855). Thl. 2. Abtheil. 1. S. 1—55.

[2]) Aesch. Pers. V. 85 f. 143—145. 235 f.

[3]) Athen. VI, p. 273 f. ἔλαβον δὲ καὶ παρὰ Τυρρηνῶν τὴν σταδίαν μάχην φαλαγγηδὸν ἐπιόντων.

[4]) So Ξ 370—375 und Ο 296—299. Von andern Stellen s. besonders Π 212—217 (Ν 131—133.)

Form der Phalanx zu unterscheiden, welche sich auch bei den Römern mit Sicherheit erkennen lässt: die flache Phalanx, welche wir die ritterliche, die tiefe, welche wir die bürgerliche nennen dürfen. Jene, die flache Phalanx, gehört der älteren Zeit an; wir finden sie z. B. bei den Spartiaten des Tyrtäos und — setzen wir hinzu — bei dem alten römischen, nur aus Patriciern und deren Clienten bestehenden *populus*. Die Spartiaten wie die römischen Patricier sind allein die eigentlichen Kämpen: nur in Einem oder höchstens in zwei Gliedern neben einander gereiht, dringen sie in der angegebenen Weise auf den Feind ein; ein Jeder der ritterlichen Männer hat hinter sich eine Anzahl bewaffneter Knechte, welche sein persönliches Gefolge bilden. Bewaffnet — womit? Mit Knitteln und Steinen, wenn's hoch kommt, mit einem leichten Wurfspeer, vielleicht hier und da mit Bogen und Pfeil. Und während nun die Ritter und Herren mit gehobenen oder eingelegten Spiessen vordringen, so fliegen über ihre Häupter hinweg Steine und Speere in die Schaaren der Feinde; und wen der Spiess des Herrn niedergestossen, um den mag sich der Sieger nicht kümmern: sorglos dringt er vor und überlässt es dem nachfolgenden Knechte, ihm den Garaus zu machen. So haben wir uns unzweifelhaft auch jene älteste römische Legion zu denken, zu welcher die drei alten Stämme der *Ramnes*, *Tities* und *Luceres* jedenfalls nach ihren 30 Curien, vielleicht auch geschlechterweise, ihr gleichmässiges Contingent gestellt haben. Weiter können wir hier in Ergründung des Einzelnen nicht gehen. Ob ursprünglich in den ältesten Zeiten die 300 *equites* oder Ritter überhaupt nur die einzigen wirklichen Kämpen und die 3000 *milites* oder Fussgänger — 10 auf einen Ritter — nur die dahinter Gereihten, die Clienten des Einzelnen gewesen sind, oder ob wirklich von Anfang an die Römer auch eine geregelte Reiterei gehabt haben, und dergleichen, das sind Hypothesen, auf die wir hier nicht eingehen können. Nur darauf will ich noch aufmerksam machen, dass wir schon in dieser ältesten Ueberlieferung den beiden militärischen Grundzahlen der Römer, drei und zehn, begegnen.

Noch in der Schlacht bei Platää scheinen die Spartiaten in der flachen Stellung, der Einzelne von 7 Heiloten im Rücken unterstützt, aufmarschirt zu sein. Aber schon im peloponnesischen Kriege finden wir allgemein bei den Griechen die tiefe Phalanx, welche wir die bürgerliche genannt haben, in regelmässiger Verwendung. Hier reihen sich in der Normaltiefe von nicht weniger als 8 Gliedern die gleichmässig gewaffneten Hopliten hinter einander; persönliche Knechte, die im Kampfe Dienste leisten, gibt es nicht mehr. Dagegen hat die Entwickelung der leichten Infanterie als einer regulären selbstständigen Truppe begonnen. Allein im Grossen und Ganzen ist doch die tiefe Phalanx dieser bürgerlichen Hopliten sich vollkommen genug zum Angriff wie zur Vertheidigung. Sie allein entscheidet die Schlachten und kann zur Noth des leichten Fussvolks wie der Reiterei entbehren.

Diese tiefe Phalanx finden wir unzweifelhaft wieder in der bekannten Ueberlieferung über die Servianische Classen- und Centurieneintheilung. Diese Classen- und Centurieneintheilung hat gewiss ursprünglich eben gar keinen andern, als einen militärischen Zweck gehabt. Es sollten für den gemeinschaftlichen Kriegsdienst sowohl die finanziellen als die persönlichen Leistungen des gesammten, nunmehr aus *patres* und *plebs* bestehenden *populus* je nach Vermögen und Alter auf verhältnissmässig entsprechende Weise organisirt werden. Erst später hat die bekannte demokratische Entwickelung des römischen Staates — wie ich sie doch wohl nennen darf im Gegensatze zum alten Patricierthum — gerade an diese alte Heeresordnung angeknüpft. Und wenn es erlaubt ist, Altes mit Neuem zu vergleichen, so mag hier an unser Zollparlament erinnert werden, das jetzt auch nur eine rein finanzielle

Bedeutung hat, aber nach den Wünschen und Hoffnungen so vieler Patrioten einstmals eine weitere politische Stellung einnehmen soll. Dass die Servianische Classenordnung die tiefe Phalanx uns zeigt, geht aus der Anordnung der verschiedenen Bewaffnung der verschiedenen Classen unzweifelhaft hervor. Noch mehr, wir können aus ihr in erster Linie auf die Normaltiefe der römischen Phalanx schliessen, die viel bestrittene, die da nach meiner Meinung trotz aller Veränderungen die Normaltiefe der römischen Legion bis auf die Zeiten Cäsar's geblieben ist. Diese Normaltiefe ist nicht 8 Mann, wie bei den Griechen, nicht 10 Mann, wie man gewöhnlich annimmt, nicht anfangs 3, dann 4, zuletzt 8 Mann, wie ich einst vermuthete, sondern stets 6 Mann gewesen. Die 40 Centurien „der Jüngeren" der 1. Classe, welche damals nicht sowohl eine Minderzahl übermässig reicher als die Mehrzahl der wohlhabenden Bürger in sich fasste, mit ihrer vollen Rüstung — Helm, Panzer, Schild, Beinschienen, Spiess und Schwert — gaben, wenn wir eine bestimmte Leistung supponiren, für die Legion, mit je 50 Mann auf die Centurie, die 2000 für die 4 ersten Glieder der aus 3000 Mann bestehenden Phalanx — sie mögen damals *principes* „die Ersten" oder „Vormänner" geheissen haben —; die 20 Centurien der Jüngeren der 2. und 3. Classe mit ihrer geringeren Bewaffnung, jene ohne Panzer, diese ausserdem auch ohne Beinschienen, gaben nach dem gleichen Massstabe die 1000 Männer, welche das fünfte und sechste Glied ausfüllten; die Trutzwaffen und vor Allem den Spiess, die stehende Normalwaffe der alten Phalanx, behielten alle drei Classen, daher wohl der Gesammtname für die römischen Phalangiten, je nachdem man sie nach ihrer Zusammensetzung oder nach ihrer Hauptwaffe benannte, *„triarii"* oder *„hastati"* ursprünglich gewesen sein mag. Die 4. und 5. Classe, jene mit 10, diese mit 15 Centurien der Jüngeren, liefern nach demselben Verhältnisse 1250 Leichtbewaffnete, welche, die 500 der 4. Classe mit Wurfspeeren, die 750 der 5. Classe mit Schleudern versehen, den Kampf einleiten, aber auch nach dessen Beginn, hinter den sechs Reihen der Gewaffneten aufgestellt, die Tiefe der Schlachtordnung verstärken können. Das war die erste Phase der römischen Legion, deren Gesammtsumme, 4200 in runder Zahl, bekanntlich auch für die Polybianische Legion normal geblieben ist.

Die Griechen sind trotz mancher Ansätze besonders auf dem Rückzuge der Zehntausend dennoch über diese einfache Phalangentaktik nie hinausgekommen, und daher mussten sie der fortgeschrittenen Taktik der Makedonier erliegen. Bei den Römern dagegen wurde im Kampfe mit den Kelten einerseits, mit den Samniten und anderen Bergbewohnern andererseits die Phalangenstellung durchbrochen und ging über in die Manipular-Stellung, wie sie uns Livius in dem schon angeführten Capitel gewiss nach einem alten Annalisten — denn dergleichen erfindet er nicht! — überliefert hat [1]. Ich kann hier nicht auf die Frage eingehen, warum ich es wage, auf jene vielbestrittene Schilderung in meiner Weise zu fussen und mit derselben andere Notizen zu verbinden; ich muss mich begnügen, in wenigen Zügen das Gesammtergebniss meiner Erwägungen zusammenzufassen. Zuerst also die Reform der Bewaffnung: gegen das lange Schwert des Kelten, welches vorzugsweise in kunstlosem Hiebe von oben nach unten geführt wurde, wird statt des ritterlichen Helms mit seinen Zierrathen die neue glatte Pickelhaube eingeführt, von welcher das Schwert unschädlich abgleitet, und zu gleicher Zeit statt des argolischen Rundschildes das mächtige länglich-viereckige, mit

[1] Ueber diese von jeher „mit wilder Conjecturalkritik" (Niebuhr III, 113) behandelte Stelle (Liv. VIII, 8.) verweise ich einfach auf meine Erörterung a. O. Anmerk., 121 b) S. 45—48, und führe daraus hier nur an, dass bei Livius §. 7. *„quarum unam eamque primam pilum vocabant"* zu lesen und dann das vor *„centum"* stehende *„vexillum"* zu streichen ist.

herumlaufender Erzplatte geschützte *scutum*, welches nicht nur den Arm, sondern auch, mit seiner Rundung dem Leibe sich anschmiegend, den halben Mann, wenigstens die gegen den Feind gekehrte Seite schützt und allenfalls den Panzer zu ersetzen im Stande ist. Die Angriffswaffen dagegen, vor Allem der alte Spiess, bleiben nach wie vor bei dem eigentlichen Linienfussvolk unverändert, während man der im Lager zurückgelassenen Besatzung als zu dessen Vertheidigung besonders geeignete Wurfwaffe das schwere *pilum* in die Hand gab, und sie davon *pilani* benannte.

Noch wichtiger als die Reform der Bewaffnung war die Reform der Taktik. Wie Xenophon schon auf seinem unsterblichen Rückzuge dahin kam, zur Forcirung von Bergübergängen die bis dahin ununterbrochene Linie seiner Phalanx in Companiecolonnen aufzulösen, die sogenannten λόχοι ὄρθιοι, welche, wahrscheinlich mit 6 Mann Front und der verdoppelten Tiefe von 16 Mann, in unregelmässigen Zwischenräumen je nach dem Terrain von einander getrennt aufmarschirten, ebenso mussten auch die Römer auf ihren Heerfahrten in die sabinischen und samnitischen Gebirge nothwendig dazu kommen, den Zusammenhang ihrer 500 Mann langen und 6 Mann tiefen Legionsfront aufzulösen und mit kleineren taktischen Einheiten, den Manipeln, zu agiren. Die Intervallartaktik ist also schon von den Griechen, wie wir sehen, gelegentlich *ad hoc*, unter gewissen Bedingungen und zu bestimmtem Zwecke angewendet worden. Die Römer aber haben sie eigentlich erfunden, indem sie dieselbe für alle Fälle beibehielten und consequent weiter entwickelten. Hierüber noch in aller Kürze das Wesentliche.

Zunächst aber die Beantwortung der Frage: Warum hatte der römische Manipel gerade 60 Mann, wozu noch zwei Centurionen — Rottmeister — und ein Vexillarius — Fähndrich — kamen? Die Antwort ist leicht. Bildet auch die Phalanx ein zusammenhängendes Ganze, so ist doch dieses Ganze ein organisches: es muss in kleinere taktische Einheiten gegliedert sein. Die taktische Einheit der griechischen Phalanx ist nach mancherlei Schwankungen — in Kyros' Söldnerheer ist es der Lochos von 100 Mann — vorzugsweise das volle Quadrat von $8 \times 8 = 64$ Mann, gerade wie später in der makedonischen Phalanx das Syntagma von 16×16 Mann $= 256$ Mann gewesen. Hochgeehrte Anwesende! Sie sehen, wie genau mit der taktischen Normaleinheit der Griechen der römische Manipel von 60 Mann, d. h. von 6 Mann Tiefe und 10 Mann Front, übereinstimmt, wie daher auch naturgemäss die römische Phalanx ebenso in diese Manipeln, wie die Söldnerphalanx Xenophon's in ihre Lochen sich zerlegen musste. Aber gleich in der Art, wie diese Zerlegung vorgenommen wird, zeigt sich zwischen den Römern und zwischen Xenophon ein principieller Unterschied. Während dieser seine Companiecolonnen in einer Linie mit verschiedenen Zwischenräumen aufmarschiren lässt, bilden die Römer vielmehr eine Doppellinie, indem sie allemal einen Manipel aus der Front zurücknehmen und hinter dem von ihm bisher eingenommenen Raume Stellung nehmen lassen, so dass auf diese Weise die jetzt zu selbstständigen Gliedern gewordenen Manipeln in zwei Linien, *in quincuncem* — schachbretförmig — geordnet, gegen den Feind aufmarschiren. Von jetzt an formiren sich daher die römischen Heere regelmässig in zwei Treffen, welche sich regelmässig ablösen und unterstützen; es ist also das Princip der Reserven bereits gefunden, welches fortan von den Römern festgehalten und fortgebildet wird, das Princip, welches auch in neuerer Zeit so manche Schlachten gewonnen hat, zu welchem aber in der griechisch-makedonischen Taktik nur hier und da unvollkommene Ansätze sich erkennen lassen.

Allein wie kommt's, fragen wir, dass .... nun nicht einfach die römische Legion in

zwei Hälften von je 25 Manipeln zu 60 Mann = 1500 Mann, sondern mit nicht ganz genauer Division in drei Theile von je 15 Manipeln zu 63 Mann = 945 Mann zerfällt finden? Wozu überhaupt die Dreitheilung, wenn man für jetzt nur ein doppeltes Treffen bildet? Das, verehrte Anwesende, hängt nun wiederum mit einer weiteren Eigenthümlichkeit des römischen Heerwesens zusammen, welche auch in dieser Zeit, vielleicht zuerst bei der Belagerung von Veji, erfunden und in den Wechselfällen der Gebirgskriege zu handwerksmässiger Sicherheit ausgebildet worden ist, die stehende Sitte der regelmässigen Lagerverschanzung, selbst für eine einzige Nacht. Dieses Lager, nach denselben geometrischen Grundsätzen und Verhältnissen, wie eine neue Stadt, abgesteckt und angelegt, mit Wall und Graben umgeben, wo jeder Manipel wie jeder einzelne Mann seinen bestimmten Platz hat, ist gleichsam selbst eine wandernde „Veste," welche das Heer wie eine Bürgerschaft in Waffen einschliesst, eine römische Stadt im Kleinen: seine Errichtung erhebt das römische Heer über die etwaigen Nachtheile eines ungünstigen Terrains; hier birgt der Soldat all' seine Habe, um als *expeditus* nur mit seinen Waffen angethan dem Feinde entgegenzutreten; hier findet das geschlagene Heer einen sichern Zufluchtsort, der oft genug zur Operationsbasis für einen neuen Auszug oder den endlichen Sieg geworden ist. Das ist jene römische Lagerordnung, welche dem recognoscirenden Pyrrhos die bedenkliche Aeusserung ablockte, sie sehe „keineswegs barbarisch" aus!

Aber um dem römischen Lager diese Bedeutung zu geben, musste es gesichert, musste es mit einer regelmässigen Besatzung versehen werden. Und darum zerfällte man die römische Legion nicht in zwei Hälften von je 25, sondern in drei Theile von je 15 Manipeln: während die beiden ersten Drittel — 30 Manipeln mit 1890 Mann —, gleich den *centuriae iuniorum* für den Auszug bestimmt, die Doppellinie der Schlachtordnung bildeten, blieb das letzte Drittel — 945 Mann —, gleichsam die *centuriae seniorum* im Kleinen, als Besatzung und Reserve für einen letzten Versuch im Lager zurück. Die Vergleichung, welche wir hier andeuten, ist eine vollkommen berechtigte: zugleich mit dieser neuen Gliederung der Legion verliess man schon jetzt das alte Classensystem und führte das Jahrgängersystem ein, zu welchem wir auch in der lakedämonischen Hoplitenphalanx einen schwachen Ansatz finden. Nicht mehr füllte man die 4 ersten Glieder mit den Männern der ersten, das 5. und 6. mit den Männern der zweiten und dritten Classe: ohne Unterschied der Classen bildete man die 15 Manipeln des ersten Treffens, welche jetzt den früher allgemeinen Namen *hastati* erhielten, aus der Blüthe der jungen Mannschaft, und die 15 Manipeln des zweiten Treffens aus den gereiften Männern, welche daher jetzt den Namen *principes* führten, während man in die 15 Manipeln der Lagerbesatzung, welche von ihrer Hauptwaffe, dem *pilum*, *pilani* genannt wurden, die Veteranen einstellte.

Dass bei dieser Umbildung aus den 50 Manipeln zu 60 Mann der alten einfachen Linie nur 45 Manipeln, freilich mit den beiden Rottmeistern und dem Fähndrich zu 63 Mann, werden mussten, ist ein einfaches Rechenexempel. Man hätte wegen dieser Vermehrung zu den 3000 Mann noch 24 Mann hinzufügen müssen, um in runder Summe für jeden der drei Theile 16 Manipeln zu erhalten, und dann hätte man eine Summe erhalten, welche mit dem römischen Zahlenschematismus — 3, 5 und 10 — nicht stimmte. Da zog man es denn natürlich vor, für jede der drei Abtheilungen nur 15 Manipeln zu formiren, wenn auch dadurch allerdings die Legion in Bezug auf die Schwerbewaffneten an Zahl etwas geringer geworden st, als die ältere — 2835 statt 3000 Mann. Vergessen wir aber nicht, dass dazu auch die Leicht-

bewaffneten, gleichfalls in 15 gleich starke Manipeln formirt, treten, jetzt *rorarii* oder „Sprenkler“ genannt, und rechnen wir dazu noch die Ersatzmänner, die *accensi*, welche unbewaffnet in ihrer gewöhnlichen Kleidung mitzogen und daher *velati* hiessen, aber ebenfalls in 15 Manipeln geordnet waren, um aus diesen jeden Abgang in den je 15 Manipeln der verschiedenen Abtheilungen der Combattanten zu ergänzen — rechnen wir diese 5 × 15 Manipeln mit Oihren ffizieren zusammen, dann beträgt die Gesammtzahl dieser neuen Legion 4725 Mann.

In dieser neuen Legion nun, in welcher der Manipel von 60 Mann ein selbstständiges Ganze, eine taktische Einheit wurde, war es nothwendig, dieser taktischen Einheit einen Mittelpunkt zu geben, und das wird das *signum*, die römische Fahne, das Feldzeichen des Manipels. Die griechisch-makedonische Phalanx kennt keine Feldzeichen und Fahnen; der römische Legionsadler ist bekanntlich das Vorbild des modernen soldatischen Fahnenkultus geworden. Das *signum* war also für den Manipel der Mittelpunkt, nach welchem sich die Nebenmänner zur Rechten und Linken, sowie die Hintermänner vom zweiten bis zum sechsten Gliede richteten, und daher die Eigenthümlichkeit des römischen Commando's, von welchem ich mit Sicherheit zu behaupten wage, dass es nicht wie bei den Griechen und bei uns an die Mannschaft, sondern an den *signifer*, an den Fahnenträger ging. „Πρόαγε!“ commandirte der Grieche; „Vorwärts!“ commandirt der Deutsche: „*fer signum!*“ wenn es bloss den Marsch gilt, und „*infer signum!*“ wenn es den Angriff gilt, commandirte der römische Centurio. „Rechts — um! Links — um!“ „ἐπὶ δόρυ“ und „ἐπ' ἀσπίδα κλῖνον!“ commandirt der Deutsche und der Grieche: „*in dextrum*“ — „*in sinistrum fer signum*,“ commandirt der Römer. „Rechtsum“ — „Linksum — schwenkt!“ „ἐπὶ δόρυ“ und „ἐπ' ἀσπίδα — ἐπίστρεφε!“ commandirt der Deutsche und der Grieche: „*in dextrum converte signum*,“ — „*in sinistrum converte signum!*“ commandirte der Römer. „Halt!“ „ἔχου οὕτως!“ commandirt der Deutsche und der Grieche: *siste signum!*“ commandirte der Römer.

Und da möchte ich mir im Vorübergehen eine kleine Bemerkung erlauben. Vor einiger Zeit ist in dem würtembergischen „Correspondenz-Blatt für die Gelehrten- und Realschulen,“ in welchem die Aufgaben zu den schriftlichen Arbeiten verschiedenartiger Examinanden zu stehen pflegen, den Abiturienten in einem lateinischen Stile nach einem Aufsatze von Varnhagen von Ense auch die harte Nuss aufgegeben worden, den berühmten Beinamen Blüchers „Marschall Vorwärts“ in's Lateinische zu übersetzen. Die Nuss ist aber freilich auch von den Herren Aufgabestellern selbst, wie es manchmal zu gehen pflegt, meines Wissens nicht geknackt worden, wie sie sich auch daran versucht haben [1]). In der römischen Soldatensprache kann nach Analogie des bekannten „*Cedo alteram*“ bei Tacitus [2]) der „Marschall Vorwärts“ nur mit „*Infer signum*“ benannt werden.

Wir wenden uns nunmehr zum Heere des Pyrrhos, welches mit dieser Manipularlegion zusammenstiess. Auch hier sind die Quellen, welche uns noch zu Gebote stehen, elend genug. Plutarch berichtet zwar, dass jener „verwegene frentanische Rittmeister,“ um mit Niebuhr zu reden, der den Pyrrhos beinahe vom Pferde gestochen hätte, einen Rappen mit weissen Füssen geritten habe; allein eine ordentliche Schlachtbeschreibung hat uns weder diese „schöne Seele“ gegeben, noch ein anderer der armseligen Scribenten, welche uns von Pyrrhos' Feld-

[1]) Entschieden verfehlt ist das poëtische „*belli fulmen*“ ebenso, wie das angeblich „sehr ansprechende *Mars Gradivus*“: s. Jahrg. 1864. S. 152.

[2]) Tac. Ann. I, 23. — *centurio Lucilius interficitur, cui militaribus facetiis vocabulum „cedo alteram“ indiderant, quia fracta vite in tergo militis alteram clara voce ac rursus aliam poscebat.*

zügen berichten. Und doch hatte man von dem Könige selbst sowohl theoretische Schriften über Taktik und Strategik als „Denkwürdigkeiten“ (ὑπομνήματα) über seine eigenen Thaten! So müssen wir denn mit Mühe und Noth Rückschlüsse aus dem Heere Alexanders einerseits, den Heeren der Diadochen andererseits machen.

Alexanders herrliches Kriegsheer ist, so zu sagen, ein wahres militärisches Kunstwerk gewesen, welches man — es klingt paradox, ist aber wahr — in seiner Art mit jedem andern Kunstwerke des Alterthums, z. B. mit einem griechischen Tempel, unbedenklich vergleichen kann: aus den verschiedensten Völkerschaften genommen, aus den mannigfaltigsten Waffengattungen zusammengesetzt, besteht es nicht etwa aus bunten, regellosen, ungeordneten Massen, wie dort die Hunderttausende des Xerxes, welche uns Herodot in langer Reihe vorgeführt hat; sondern es ist dieses Kriegsheer mit all' seiner Mannigfaltigkeit dennoch ein einheitlicher Organismus, in welchem jede einzelne dieser verschiedenartigen Abtheilungen ein wohl geordnetes Glied des Ganzen bildet: da greift Alles, Jedes an seinem Orte und nach seiner besondern Art, in einander; jede Waffe hat und vollzieht ihre besondere Aufgabe, der leichte agrianische Schütz so gut, wie die schwergerüstete makedonische Ritterschaft. Es ist, wie gesagt, trotz der verschiedenartigsten Nationalität und Bewaffnung seiner Bestandtheile ein wohlgeordnetes, einheitlich organisirtes Kriegsheer; Nichts zum Scheine und Prunke, sondern Alles für das ernste Würfelspiel des Kampfes.

Die sogenannte schiefe Schlachtordnung, die bekanntlich darin besteht, dass die gesammte Front in zwei Hälften zerfällt, von denen jene, der Offensivflügel, zum Angriff gegen den Feind vorgeht, diese dagegen, der Defensivflügel, zurückgehalten wird, während der Zusammenhang beider in der Mitte durch Truppenabtheilungen in staffelförmiger Aufstellung aufrecht erhalten wird, — diese schiefe Schlachtordnung, erneuert von Friedrich dem Grossen im siebenjährigen Kriege, hatte Alexander von Epameinondas, seinem taktischen Lehrer, überkommen, aber auf eigenthümliche Weise ausgebildet. Stellte Epameinondas seinen Offensivflügel, der allemal der linke war, vorzugsweise nur quantitativ her, indem er seine Angriffscolonne bis zu 50 Gliedern, auf mehr als das Sechsfache der Normaltiefe, verstärkte, so finden wir, dass Alexander seinen Offensivflügel, welches allemal der rechte war, vorzugsweise qualitativ organisirte, d. h. aus seinen zur wirksamsten Offensive geeigneten Waffengattungen zusammensetzte. Das war aber vor Allem die makedonische Ritterschaft, an deren Spitze der König selbst, zuerst Feldherr und dann der erste Soldat seines Heeres, in dem Momente sich setzt, wo die Trompete ertönt zum Angriff, und Mann und Ross in Eisen mit gefällter Lanze gleichmässig und unwiderstehlich in den Feind einbrechen. Zu den unausrottbaren Irrthümern scheint die immer wiederkehrende Annahme zu gehören, als ob schon unter Alexander die Phalanx die Schlachten entschieden habe, nämlich die Phalanx im engern Sinne, d. h. die aus der makedonischen Bauernsame ausgehobene Landwehr, welche nur mit leichten Schutzwaffen versehen, aber mit der 16 Fuss langen Sarise ausgerüstet und in ihrer Normaltiefe von 16 Gliedern fest zusammengeschlossen, zu raschen Bewegungen und künstlichen Evolutionen nicht geeignet, häufig nicht einmal in's Gefecht kam. Diese bildete vielmehr die feste Grundlage des Defensivflügels, während, wie gesagt, die makedonische Ritterschaft die Spitze des Offensivflügels, gleichsam den Kopf des Widders bildete. An diese beiden Pole, die makedonische Ritterschaft als den activen und die makedonische Phalanx als den passiven Pol, schliessen sich nun rechts und links unterstützend und verbindend die übrigen Waffengattungen an: zwischen beiden das halbleicht bewaffnete Corps der flinken

„Hypaspisten" oder „Schildknappen," die eigentliche Leib- und Haustruppe des Königs, welche in raschem Sturmlaufe sich der linken Flanke der vortrabenden Panzerreiter anschliessen, zunächst mit dem Abwurf des Riemenspeers den Kampf beginnen und dann in geschlossenen Gliedern mit gefälltem Spiesse ebenfalls in den Feind eindringen. Umgekehrt schliesst sich die schwere thessalische Reiterei zur Deckung des Defensivflügels an die linke Flanke der Phalanx an, während der Zusammenhang zwischen ihr und den vorgehenden Hypaspisten von griechischen Hoplitentaxen unterhalten wird. Leichtbewaffnete zu Fuss und zu Ross, die kosakenähnlichen Sarisophoren, die agrianischen Jäger und die makedonischen Bogenschützen decken rechts und links die Flanken beider Flügel und füllen wohl auch nach Befinden hier und da eine Lücke in der Schlachtlinie selbst aus.

Diese wunderschöne Organisation — wir dürfen sie wohl nun ein militairisches Kunstwerk im vollen Sinne des Wortes nennen — zerfiel mit dem Tode ihres Schöpfers; sie wäre aber wahrscheinlich auch zerfallen, wenn Alexander länger gelebt hätte; denn im Orient waren andere Feinde und war anderes Material.

Wir kommen zu den Diadochenheeren. Da ist die erste nothwendige Folge das Uebergewicht der Reiterei und zwar der leichten: diese wird in den Diadochenheeren numerisch immer stärker und stärker. Die Bedeutung der Linien-Infanterie als Offensivwaffe sinkt immer mehr, während Schützen und Leichtbewaffnete ebenfalls zunehmen; dagegen steigert sich in einseitiger Weise die Benutzung der Phalanx zur reinen Defensive, gleichsam als einer ehernen wandernden Mauer, in deren undurchdringlichem Viereck man nöthigenfalls zuletzt Schutz findet; denn diesen altbärtigen Kriegern — es wird einmal erzählt, dass der Jüngste von ihnen 60 Jahre alt war —, wenn sie ihre 16füssigen Sarisen vorgestreckt hatten, 6 Eisen bei jedem einzelnen Vordermann, in ihrer festen Verschildung, in ihrer 16 Mann tiefen Schlachtordnung, war nicht beizukommen. Von diesem starrenden Spiesswall prallten die Schwärmattaken der leichten Reitergeschwader machtlos ab.

So entwickelt sich die Eigenthümlichkeit der Diadochen-Schlacht. Mit dem Schwinden der mannigfaltigen Mittelglieder wird der Zusammenhang der Schlachtordnung gelöst; wir finden rechts und links die Reiterflügel, von diesen, noch nach Alexanders Tradition, den einen als Offensiv-, den andern als Defensiv-Flügel: jener besteht vorzugsweise aus schwerer, dieser aus leichter Reiterei. Beide sprengen voraus, jeder, so zu sagen, auf seine eigene Hand; beide schlagen sich, vollkommen von einander getrennt, mit dem gegnerischen Flügel herum. Das aus der Phalanx bestehende Centrum bleibt unterdessen ruhig stehen und kommt gewöhnlich gar nicht in's Gefecht. Die Entscheidung hängt von dem Siege oder der Niederlage der Reiterei ab. Es sind also diese Diadochenschlachten ganz isolirte Reitertreffen, bei welchen das Fussvolk keine Rolle spielt.

Dagegen tritt nun hier ein ganz neues taktisches Element auf, welches von hohem Interesse ist: die Kriegselephanten. In den Schlachten der Diadochen finden wir diese „lucanischen Ochsen," wie sie die Römer von der ersten Begegnung mit ihnen in Lucanien nennen, in bedeutender Anzahl bis zu mehreren Hunderten. Da natürlich diese Elephanten entschieden eine Offensiv-Waffe sind, so finden wir sie vorzugsweise zur Unterstützung des Offensiv-Flügels der Reiterei, seltener und in geringerer Zahl zur Deckung des Defensiv-Flügels gegen den Angriff der Feinde verwendet. Mit Schützen auf dem Rücken versehen, von Schützen, welche die Zwischenräume zwischen den einzelnen Thieren ausfüllen, umschwärmt, bilden sie gewöhnlich eine zusammenhängende Linie

vor der Reiterei des Offensiv-Flügels, manchmal auch zugleich einen Haken um dessen äussere Flanke; und es pflegt dann die Reiterei, nachdem sie hinter den Elephanten wie hinter einem Schleier sich geordnet hat, zum Angriff rechts und links um dieselben herumzuschwenken und in die durch die Elephanten in Unordnung gekommenen Feinde einzubrechen. Wenn man Ueberfluss an Elephanten hat, so stellt man wohl auch eine, aber weniger dichte Reihe mit gehörigen Zwischenräumen vor der Phalanx auf, um diese dadurch zu decken. Aber eine eigentliche Combination zwischen der Verwendung der Elephanten und dem Infanteriegefechte finden wir ebenso wenig, als wir jemals von einem Vorgehen der Elephanten gegen die festgeschlossene Phalanx lesen.

Kommen wir zu Pyrrhos. Es ist unzweifelhaft, dass sein Heer viel mehr den Heeren der Diadochen als dem des Alexander ähnlich gewesen ist. Zu den wenigen, wahrscheinlich sicheren Ueberlieferungen gehört die Zahl des Heeres, mit welchem Pyrrhos nach Italien übersetzte: 3000 Reiter, wahrscheinlich vorzugsweise schwere Reiter — Thessalier werden ausdrücklich genannt, und zu den leichten verwendete er die Tarentiner, welche in dieser Waffe vorzugsweise berühmt waren —, 20,000 Mann zu Fuss, wohl ausschliesslich Phalanx, ferner 2000 Bogenschützen, 500 Schleuderer und 20 Elephanten. Er mag seine Schlachten in ähnlicher Weise geschlagen haben wie seine Genossen, die anderen Diadochen. Nur in einer Beziehung finden wir, das glaube ich mit Sicherheit aus den Quellen annehmen zu können, einen Unterschied, nämlich in der Verwendung der Elephanten. Die Elephanten gehen bei ihm nicht mit dem Offensivflügel der Reiterei vor, sondern werden als Reserve „*in subsidiis*“ zurückgehalten. Und der Grund davon ist auch klar: bei der geringen Anzahl der Thiere wollte und durfte er sie nicht von Anfang an blossstellen — er hatte ja nur 20, während die Diadochen oft deren 100 und mehr führten —, und sie waren auch gegenüber der römischen Reiterei gar nicht nöthig, welche damals, nach Polybios' ausdrücklichem Zeugnisse, ohne Schutzwaffen, nur in leichtem Koller und mit dünnen, zerbrechlichen Stangenlanzen versehen, dem Choc der geschlossenen feindlichen Panzerreiter nicht gewachsen war.

Nun können wir uns den Hergang der ersten und zweiten Pyrrhos-Schlacht, und wie die Römer dagegen nicht aufzukommen vermochten, im Allgemeinen ziemlich klar machen; eine Detailschilderung ist, wie oben bemerkt, bei der Beschaffenheit der Quellen unmöglich. Pyrrhos lässt seine Phalanx aufmarschiren in ruhiger, fester Stellung; die Elephanten stehen dahinter an einer Stelle, von wo sie als Reserve leicht vorbrechen können. Nun beginnt er in der Weise der Diadochen das Gefecht mit der Reiterei, ob mit der schweren oder mit der leichten oder mit beiden zugleich, ist nicht festzustellen: sicher aber jedenfalls, dass er nur die römische Reiterei, nicht das Fussvolk angreift. Wird die römische Reiterei geworfen, und das ist trotz der römisch gefärbten Ueberlieferung mir ganz unzweifelhaft, so verfolgt sie der König, unbekümmert um das Schicksal seiner Phalanx, so nachdrücklich und so weit, dass er sie vollständig auseinander sprengt und Nichts mehr von ihr zu fürchten hat. Aber auch die römischen Legionen haben sich durch die Niederlage ihrer Reiterei nicht stören lassen, rasch sind sie gegen die feindliche Phalanx vorgerückt, welche sie in fester Verschildung, die Sarisen vorgestreckt, ruhig erwartet: in diesen starrenden Lanzenwald suchen nun die Römer einzubrechen; aber vergebens. Ihre kurzen Handspiesse sind ohnmächtig gegenüber den 16füssigen Sarisen, von welchen jedem römischen Vormann je sechs entgegenstehen. Die Manipular-Stellung mit ihren kleinen von einander getrennten Abtheilungen von 63 Mann ist zu schwach, um an irgend einem Punkte eine Lücke in die feindliche festgeschlossene, ununterbrochen zusammenhängende Schlachtlinie zu brechen. Sie arbeiten

sich vergeblich ab: in der Schlacht bei Herakleia sollen die römischen Legionen siebenmal den Versuch gemacht haben, den Lanzenwald der Phalanx zu durchbrechen! Endlich sind sie matt und müde: das Gefecht steht still. Unterdessen ist Pyrrhos mit seiner siegreichen Reiterei von der Verfolgung zurückgekommen und wirft sie jetzt den römischen Legionen in den Rücken, während gleichzeitig gegen ihre Flanken rechts und links die um die Phalanx vorschwenkenden Elephanten mit ihren Schützen vorgetrieben werden und die Phalanx selbst, aus der Vertheidigung zum Angriffe übergehend, in festgeschlossenen Reihen, die Sarisen nach wie vor gleichmässig vorgestreckt, langsam aber unwiderstehlich vorrückt. Wäre es aber Pyrrhos auch nicht gelungen, die römische Reiterei im ersten Anprall über den Haufen zu werfen, ja, hätte er sich sogar vor ihr in gleiche Höhe mit seiner Phalanx zurückziehen müssen — was, wie gesagt, höchst unwahrscheinlich ist —, nun, so liesse er jetzt seine Elephanten zunächst gegen die römische Reiterei los: diese kann nicht widerstehen: der widerliche Geruch und das wilde Geschrei der Bestien bringt ihre Rosse in Verwirrung; sind sie nicht früher geschlagen worden, so werden sie jetzt geworfen und stieben in wilder Flucht auseinander. So oder so bricht jetzt Alles über die römischen Manipeln herein, welche decimirt, ermattet, demoralisirt nirgend eine compacte Masse bilden können; sie werden allenthalben durchbrochen, niedergestochen von den Phalangiten, zertreten von den Elephanten, überritten und zusammengehauen von der Reiterei; wenn auch die todesverachtende Bravour Einzelner manchem Sieger noch das Leben kostet: der Sieg des Königs, die Niederlage der Römer ist entschieden. Das mag im Allgemeinen der Hergang in den beiden ersten Pyrrhos-Schlachten bei Herakleia 280 und bei Asculum 279 v. Chr. gewesen sein.

Wir kommen nun zu der Beantwortung der wichtigsten Frage, der Frage über die durch diese Erfahrungen hervorgerufene R e f o r m d e r r ö m i s c h e n L e g i o n. Dass diese Reform überhaupt in Folge des Zusammenstosses mit Pyrrhos vor sich gegangen ist, das scheint mir allerdings u n z w e i f e l h a f t zu sein. Wenn wir erwägen, dass jener Bericht über die alte Manipularlegion bei Livius zum Jahre 340 v. Chr., dem Jahre des grossen Latinerkrieges, gegeben wird, von einer Reform dieser Legion aber in den noch vorhandenen Büchern der ersten Dekade, die bekanntlich bis zum Ende der Samniterkriege, bis 293 v. Chr. geht, auch nicht die geringste Spur sich entdecken lässt; wenn wir ferner finden, dass schon in den punischen Kriegen jene andere, von der früheren gänzlich verschiedene Kampfart der jüngern, von Polybios beschriebenen Manipularlegion in Anwendung gewesen sein muss — denn eine Einführung derselben im ersten punischen Kriege würde Polybios ebenso wenig übergangen haben wie den römischen Flottenbau —; wenn wir endlich bedenken, dass zwischen den Samniterkriegen und den punischen Kriegen einzig und allein der Krieg mit Pyrrhos von solcher Bedeutung war, um eine so durchgreifende Reform hervorzurufen; — wenn wir alle diese Punkte zusammenfassen, so wird schon aus ä u s s e r e n Gründen die Hypothese gerechtfertigt erscheinen, dass es gerade der Krieg mit Pyrrhos war, welcher den Anstoss zu jener Reform gegeben hat. Diese Hypothese wird aber zu d e r Gewissheit, welche überhaupt in solchen Dingen erreichbar ist, erhoben, wenn die schlagendsten i n n e r e n Gründe dazu treten, wenn sich mit Sicherheit beweisen lässt, dass eben die E i g e n t h ü m l i c h k e i t von Pyrrhos' Heer und Heerführung, wie wir sie eben zu schildern versuchten, gerade d e r a r t i g e R e f o r m e n anzeigen und empfehlen musste, wie wir sie im scharfen Gegensatze zu der Livianischen Legion bei der Polybianischen eingeführt finden. Das wollen wir nun jetzt im Einzelnen nachweisen.

Zweierlei war überhaupt bei der Reform in's Auge zu fassen, einmal, dass die römische Offensive der feindlichen ebenbürtig, sodann, dass ein Mittel gefunden wurde, die feindliche Defensive zu brechen. Die Offensive des Pyrrhos bestand, wie wir sahen, in der schweren Reiterei und in den Elephanten. So hatten denn in erster Linie die Römer für ihre Cavallerie eine für den Angriffsstoss geeignete Bewaffnung einzuführen. Polybios sagt ausdrücklich, die römische Reiterei sei früher leicht gewesen, habe aber in Nachahmung der griechischen schwere Schutzwaffen — Panzer und Schild — und die tüchtige Stosslanze mit zwei Spitzen, oben und unten, erhalten. So war sie dem Choc der thessalischen schwergerüsteten Reiterei des Pyrrhos gewachsen. Dann galt es vor Allem ein Hülfsmittel zu finden gegen die Elephanten. Den greulichen Thieren war weder mit Reiterei, noch mit schwerem Fussvolk beizukommen: die Pferde wurden scheu vor ihnen und selbst die längste Handwaffe reichte nicht gegen sie. So wurden denn zu diesem Behufe nicht nur, wie es heisst, verschiedene Maschinen erdacht, die ich nicht weiter aufführen will, da sie zum Theil nur als militairische Curiositäten beachtenswerth sind, sondern, was die Hauptsache ist, es wurden die römischen Leichtbewaffneten, welche von jetzt an, wie es scheint, nicht mehr *rorarii*, sondern *velites* hiessen, in doppelter Beziehung besser ausgerüstet als früher: man gab ihnen einerseits die, wie es scheint, ebenfalls den Griechen entlehnte *hasta ammentata*, den berühmten „Riemenspeer“ mit seinem zweielligen, zolldicken Schafte und dem eine Spanne langen feinen und spitzigen Eisen, andererseits auch ein tüchtiges, zu Hieb und Stich geeignetes Kurzschwert, mit welchem sie schon einen Kampf Mann gegen Mann wagen durften. So waren die römischen Veliten nicht nur dem Schützengeleite der Elephanten überlegen, sondern durften sich sogar nicht ohne alle Aussicht auf Erfolg an die Lucanischen Ochsen selbst wagen: der Riemenspeer flog weit, traf sicher und die dünne scharfe Spitze, wo sie nicht gerade auf Eisen oder Knochen stiess, drang tief ein und bog sich dann um, ein weiterer Uebelstand für den Getroffenen; jedenfalls also eine vortreffliche Waffe gerade gegen jene Unthiere, zumal, wenn man sie etwa noch mit Brandstoff umwickelte und so in einen Brandpfeil verwandelte. Das Schwert aber mochte ein kaltblütiger Velit, selbst wenn er bereits rettungslos dem Ungeheuer anheimgefallen schien, nicht wirkungslos gegen Rüssel und Füsse desselben anwenden. So war in der neuen Bewaffnung der Veliten die beste Wehr gegen die Elephanten gefunden. Denn es kam ja gar nicht darauf an, sie zu tödten, sondern im Gegentheil, es war viel vortheilhafter, sie scheu zu machen, dass sie sich umwendeten und in blinder Wuth gegen die eigenen Leute kehrten.

Nun galt es zum Zweiten, die makedonische Defensive niederzuwerfen: es musste also die römische Linieninfanterie besser ausgerüstet werden, um es mit den Phalangiten aufnehmen zu können. Da wäre nun für den gewöhnlichen Menschenverstand das Nächste gewesen, wenn man zur alten zusammenhängenden Phalanx zurückgekehrt wäre, aber wo möglich noch längere Spiesse als die Sarisen angeschafft, statt 16 nun 32 Mann hinter einander aufgestellt und dann versucht hätte, durch diese grössere Wucht die makedonische Phalanx über den Haufen zu werfen, — gerade wie man heut zu Tage einerseits gegen die immer massigeren Kugeln der Monstrekanonen die Schiffspanzer immer dicker, andererseits gegen die immer dickeren Schiffspanzer die Kugeln immer massiger macht. Aber das wäre in Bezug auf die begonnene Taktik ein Rückschritt, hinsichtlich des etwaigen Erfolgs ein zweifelhafter, nur bis zu einem gewissen Grade und ausschliesslich nur *ad hoc* möglicher Weise passender Ausweg gewesen. Und darum haben die Römer mit ihrem sichern, praktischen Instinkt das nicht

gethan: statt homöopathisch zu verfahren, haben sie nach dem Grundsatze „contraria contrariis" gehandelt und haben, statt den Handspiess ihrer Linieninfanterie zu verlängern, im Gegentheil ihr denselben ganz genommen und dafür das berühmte, aber allerdings in seinen Stärkedimensionen für den Gebrauch zu ebner Erde gehörig ermässigte Pilum in die Hand gegeben, welches in schwererer Form bis dahin nur die im Lager zurückbleibende Besatzung der Pilani geführt und gewiss oft mit besstem Erfolge auf die Schilddächer der gegen den Lagerwall anstürmenden Feinde herabgeworfen hatte. Zum Pilum aber, der furchtbarsten Wurfwaffe für den Nahkampf, gesellt sich als Handwaffe das neue römische Schwert, trotz seines Namens gewiss nicht erst von den Spaniern entlehnt, länger als das Messer des griechischen Hopliten, aber nach unseren Begriffen kurz, breit, wuchtig, zweischneidig, mit tüchtiger Spitze, vorzugsweise zum Stoss, aber auch zum schweren Hiebe geeignet: das geregelte Ineinandergreifen von Pilum und Schwert, in Jahrhunderte langer Uebung bei den römischen Legionären forterbend, hat Roms Weltherrschaft auf den Schlachtfeldern aller Welttheile entschieden. Es fand zuerst seine natürliche Anwendung, über welche ich hier ganz kurz sein darf, gegenüber der Phalanx des Pyrrhos. Das Pilum wird in nächster Nähe und zwar als Salve, nöthigenfalls wiederholt, abgeschleudert; da schützt nicht Schild und Panzer, mit jedem schwergetroffenen Phalangiten sinkt auch eine der starrenden Sarisen zu Boden; so werden Lücken hier und da in die Phalanx gerissen, und in diese hinein bricht nun der römische Legionär, Brust und Leib, abgesehen vom erzbesetzten Waffenrock, durch das feste Scutum verwahrt, in der Rechten das furchtbare Schwert, welches er rasch und sicher gegen die wehrlosen Feinde, „Einen nach dem Andern", führt, vorzugsweise im Stosse von oben nach unten über das Schlüsselbein in die Kehle oder von unten nach oben zwischen Brustbein und Rippen in den Unterleib. „Gegen die wehrlosen Feinde" sagte ich, denn sind einmal Lücken in die Phalanx gerissen, so schützt die lange, unbehülfliche, nur in der Masse wirksame Sarise nicht mehr; der einzelne Phalangit ist dem einzelnen Legionär gegenüber ohne Schutz- und Trutzwaffe: rettungslos wird er von ihm mit kalter Ruhe abgestochen. Diese Bewaffnung und Taktik der römischen Linien-Infanterie ist bis in die Zeiten der ersten Kaiser, vielleicht bis Trajan, unverändert angewendet worden und ist ohne Zweifel die denkbar vollendetste Infanterie-Taktik vor Erfindung des Feuergewehres gewesen. Sie entspricht in dem prompten Zusammenwirken der Wurf- und Handwaffe durch dieselbe Linien-Infanterie genau dem modernen Manöver, wenn auf eine oder mehrere Flintensalven sofort der Einbruch mit dem Bayonnett folgt, nur dass der römische Manipel der feindlichen Linie viel näher auf den Leib rücken musste, als die moderne Companie.

So viel von der neuen Bewaffnung. Mit derselben musste sich aber zugleich eine neue Gliederung und Taktik verbinden, um die geschilderte Gesammtwirkung hervorzurufen. Hiervon noch einige kurze Andeutungen.

Vor allen Dingen wurden die Manipeln der Hastati und Principes, welche mit ihren 63 Mann sich gegenüber der Phalanx als zu schwach gezeigt hatten, auf das Doppelte ihrer Mannschaft gebracht: sie bestanden fortan ausser den Officieren — 2 Centurionen oder Rottmeistern, 2 Optionen oder Rottschliessern und 2 Fähndrichen — aus je 120 Mann. Dafür wurde ihre Zahl um ein Drittel gemindert: fortan standen statt der bisherigen 15 Manipeln nur je 10 Manipeln im ersten wie im zweiten Treffen, deren Gesammtstärke freilich um ein Viertel stärker war, als früher: je 1200 statt 900 Mann ohne die Offiziere. Die zweite wichtige Neuerung war, dass man auch die Veteranen, welche bisher die Lagerbesatzung gebildet

hatten, mit in die Schlachtlinie aufnahm, indem man aus ihren Manipeln, welche ebenfalls auf 10 reducirt, aber in ihrer bisherigen Stärke von 63 Mann belassen wurden, hinter den beiden ersten Treffen eine Reserve bildete. Die Lagerbesatzung ward fortan von einer jedesmal dazu bestimmten Heeresabtheilung gebildet; die schweren Pilen blieben im Lager zurück; den Veteranen aber, welche sie bisher geführt und daher Pilani geheissen hatten, gab man den Handspiess, welchen bisher die Hastati und Principes geführt hatten, und nannte sie wohl erst von jetzt an mit dem alten, aber in seiner Bedeutung veränderten Namen Triarii, weil sie gleichsam ein drittes Treffen bildeten. Die schachbretförmige Stellung — „*in quincuncem*" —, so dass allemal Manipel auf Intervall und Intervall auf Manipel steht, wird nicht nur für die jetzt dreifache Manipellinie beibehalten, sondern auch — und diess ist die wichtigste, aber mit Nothwendigkeit aus der neuen Kampfweise folgende Neuerung der Elementartaktik — innerhalb der Manipeln des ersten und zweiten Treffens, sobald diese in die Gefechtsstellung übergehen, für die einzelnen Soldaten in Reih' und Glied eingeführt, so dass auch hier Mann auf Intervall, Intervall auf Mann stösst. Damit wird vollends das Princip der alten Phalanx als eines ununterbrochen zusammenhängenden Ganzen verlassen, wozu vor Allem auch, mit den griechischen Taktikern zu reden, das στοιχεῖν καὶ ζυγεῖν, die gleichmässige Richtung aller Einzelnen nach Rotten und Gliedern gehört.[1])

Nun können wir uns den gewöhnlichen Hergang bei den folgenden Römerschlachten vollkommen klar machen. Die 6 Glieder Normaltiefe wurden beibehalten. Aber der römische Soldat brauchte zum Schwertkampfe mehr Raum. Es marschirt also der neue Manipel der Hastati und Principes mit 20 Mann in der Front auf, welche also, da der einzelne Mann auf 3 Fuss von rechts nach links im Gliede steht, eine Länge von 60 Fuss in der Schlachtordnung einnehmen. Dagegen beträgt der Gliederabstand vom Rücken des Vordermannes bis zur Brust des Hintermannes nicht weniger als 6 Fuss, so dass der Manipel in der Tiefe, je 1 Fuss für den Mann in der Rotte von vorn nach hinten eingerechnet, 42 Fuss einnimmt. Sowie nun das Commando gegeben wird, mit dem Abwurf der Pilen das Gefecht zu beginnen, avancirt die Hälfte des Gliedes, ein Mann um den andern, z. B. Nummer 2 4 6 8 u. s. w., um 3 Fuss in den vor ihm liegenden Zwischenraum. Geschieht diess von allen Gliedern gleichzeitig, so steht dann der römische Manipel, freilich aber nicht „Rotten und Glieder gerichtet", sondern *in quincuncem* — schachbretförmig — geordnet, in einer Tiefe von 12 Mann. Wahrscheinlich aber geschieht diess nicht gleichzeitig von allen 6 Gliedern, sondern es setzen sich durch dieses Manöver zunächst nur die 2 ersten Glieder von je 20 Mann in 4 Glieder von je 10 Mann um, während die 4 hinteren Glieder vorläufig noch in ihrer gedrängten Stellung verharren. Das Manöver selbst wird mit *manipulos laxare*[2]) bezeichnet. Jene 2, beziehungsweise 4 Glieder beginnen den Abwurf der Pilen. Hat diess gewirkt und wankt der Feind, so brechen sie sofort mit dem Schwerte ein, zu dessen Handhabung der Mann 6 Fuss in der Front braucht. Ist es dagegen nicht gelungen, so werden wahrscheinlich zunächst andere Pilen vorgegeben und abgeworfen. Dauert diess länger, so hat vielleicht auch eine Ablösung der Glieder stattgefunden, indem die vorderen sich zurückzogen, die hinteren, nachdem sie in gleicher Weise in die losere Stellung sich verdoppelt hatten, ihrerseits vorgingen. Dass

---

[1]) Diese wichtige Thatsache, bisher meines Wissens noch nicht erkannt und gewürdigt, geht mit Sicherheit aus Polyb. XVIII, 13, 6 ff. und Veget. III, 15 hervor.

[2]) So z. B. in der höchst lehrreichen Stelle Caes. b. G. II, 25.

dieser Kampf oft stundenlang fortgesetzt wurde, ist überliefert.[1]) Bringen es aber die Manipeln des ersten Treffens durchaus zu keiner Entscheidung, so schliessen sie ihre Glieder wieder zusammen und ziehen sich so durch die hinter ihnen befindlichen Intervallen zurück, während gleichzeitig das zweite Treffen der Principes-Manipeln vorgeht und in gleicher Weise das Gefecht aufnimmt. Dringen auch diese nicht durch, so ziehen sich beide Treffen auf die Manipeln der Triarier zurück, welche ihrerseits mit gefällten Spiessen vorrücken und, gewissermassen als zusammenhaltende Keile sich einfügend, die decimirten, aber jetzt fest geschlossenen Reihen des ersten und zweiten Treffens zwischen sich aufnehmen, so dass nunmehr alle drei Treffen Eine ununterbrochene Linie bilden, mit welcher man zum „letzten Versuche" vorgeht. Für diesen also, zu welchem es selten genug gekommen sein mag, wendet man ausnahmsweise noch einmal die alte Phalangentaktik an, mit welcher man sonst gänzlich gebrochen hat: die spiesstragenden Triarier bilden gleichsam die Thürme in dieser lebendigen Mauer der Hastati und Principes! Dass vor diesem lebendigen Organismus der neuen Manipularlegion der starre Mechanismus der makedonischen Phalanx erliegen musste, ist nicht schwer einzusehen, und nur zu verwundern, dass man ein Jahrhundert und darüber nach Pyrrhos, freilich nach langer Pause, noch mehrmals diese Erfahrung machen musste, welche Polybios so klar, wenn auch etwas einseitig, erläutert hat.[2]) Und so ist denn, denke ich, der Beweis geliefert, dass gerade aus dem Zusammenstoss mit Pyrrhos die Gestalt der Manipularlegion hervorgegangen ist, welche derselbe Polybios bewundert und beschrieben hat.

Dass man aber zu einer so durchgreifenden Reform in dem Jahre nach der Niederlage bei Herakleia keine Zeit gehabt, wird wohl Niemand längnen, selbst wenn die Schlacht bei Asculum einen besseren Erfolg gehabt hätte. Und wir dürfen daher als unzweifelhaft annehmen, dass die Römer die dreijährige Musse, welche ihnen Pyrrhos' Heerfahrt nach Sicilien bot, mit glücklichem Blick und Eifer benutzten, in der dargestellten Weise ihre Legion umzugestalten. Der Erfolg bei Beneventum wenigstens war vollkommen, mag es dort schon „zu den Triariern gekommen sein" oder nicht: Reiterei, Elephanten, Phalanx, kurz die ganze griechisch-makedonische Taktik zerstob für immer vor der neuen römischen Manipularlegion, welche fast zwei Jahrhunderte gegen alle möglichen Feinde siegreich gewesen ist, bis sie gegenüber der Sturmfluth der Kimbrischen und Teutonischen Gewalthaufen sich in ihrer **Gliederung** als ungenügend erwies, und **Marius** nach gänzlicher Beseitigung des Spiesses die drei, nunmehr nur noch dem Namen nach verschiedenen Manipeln der Hastati, Principes und Triarier zu der auf 600 Mann Sollstärke erhobenen **Cohorte** vereinigte und damit einerseits den letzten Ueberrest der Phalangentaktik aufhob, andererseits in **Bewaffnung** und **Taktik** das schon in jener Manipularlegion entwickelte Princip erst zu seiner letzten Consequenz brachte, eine Schöpfung, an welcher selbst **Cäsar** nichts Wesentliches mehr zu ändern fand. Denn dass die Cäsarianische Cohorte, deren Sollstärke mit Sicherheit nicht bestimmt werden kann, jedenfalls schwächer gewesen ist, als die Marianische, war wohl nicht seine Wahl, sondern lag in anderen Umständen.

Verehrte Versammlung! Ich habe meine Aufgabe, so gut es bei der Kürze der Zeit möglich war, zu erfüllen, ich habe darzustellen gesucht, wie in Folge des Zusammenstosses mit Pyrrhos das römische Kriegswesen fast schon bis zu seinem Gipfelpunkte sich entwickelt hat. Ich möchte nur noch mit einigen Worten daran erinnern, dass auch auf die römische

[1]) Caes. b. c. I. 46.

[2]) Polyb. XVIII, c. 11—15. S. „Griech. Kriegsschriftsteller" a. O. S. 112—115.

Politik und Bildung der Zusammenstoss mit Pyrrhos in weltgeschichtlich bedeutender Weise gewirkt hat. Nicht ohne Grund hat die geschichtliche Sage sowohl dem diplomatischen als dem persönlichen Verkehr des Griechenkönigs mit den Römern eine Reihe ansprechender Züge von Noblesse und gegenseitiger Achtung verliehen; nicht zufällig knüpft sich ebenso das Erwachen der römischen Weltpolitik wie der erste Anfang der römischen Prosalitteratur an das Erscheinen des Kineas in Rom, welcher einst Schüler und Freund des letzten grossen Staatsmannes von Hellas, des Demosthenes, gewesen, jetzt der verständige Berather und freimüthige Vertreter seines Königs geworden war — jedenfalls ein Ehrenzeugniss für Beide! Wie dem Kineas ganz Rom als eine gottgeweihte Stätte, der Senat als eine Versammlung von Königen erschien, so trat andererseits in seiner Erscheinung sowohl bei den officiellen Verhandlungen als bei dem persönlichen Verkehr der ganze Zauber des griechischen Geistes den Römern so gewinnend entgegen, dass sie schon drauf und dran waren, den, wie es schien, ebenso vortheilhaften als verlockenden Friedensanträgen des griechischen Redners Gehör zu geben. Da war es, wo der greise Appius Claudius — der erste römische Staatsmann, von welchem wir ein zwar noch vielfach räthselhaftes, aber doch einigermassen individuelles Bild entwerfen können —, schon seit langen Jahren durch Alter und Blindheit an's Haus gefesselt, da war es, wo Appius Claudius Caecus sich in die Senatssitzung tragen liess und — wie ein dem Grabe entstiegener Strafgeist — jene Mahnrede hielt mit dem drastischen Eingange: „bis jetzt hab' ich meine Blindheit beklagt, jetzt beklag' ich vielmehr, nicht auch taub zu sein, um nur von den schmählichen Reden und Beschlüssen im römischen Senat Nichts mehr zu hören", — jene berühmte Mahnrede, welche noch Cicero im Originale mit Bewunderung las, einst Ennius[1]) in kernige Verse umgebildet hatte:

„Euer Sinn, der sicher und fest zu stehen gewohnt war
Immerdar, wie hat er mit Eins sich verkehret in Blödsinn!"

zuletzt in unseren Tagen Niebuhr „ahndend" wiederzugeben versuchte[2]). Die Rede hat weltgeschichtliche Tragweite gehabt, wie wenige. Nicht nur, dass sie für einmal die verführerischen Friedensvorschläge des beredten Unterhändlers zu nichte machte, und Pyrrhos durch sie im Rathe verlor, was er auf dem Schlachtfelde gewonnen; in den durch sie hervorgerufenen Beschlüssen treten zuerst eine Reihe von Grundsätzen in ausdrücklicher Fassung hervor, welche, fortan von den Römern in ihrer auswärtigen Politik unverbrüchlich festgehalten, vorzugsweise zu ihren weiterobernden Erfolgen beigetragen haben: zunächst die römische „Monroe-Doctrin" in dem Satze, dass Italien den Römern gehört und in Rom aufzugehen bestimmt ist; dann die nothwendige Consequenz davon, dass mit einem Feinde, so lange er in Italien steht, nicht unterhandelt wird; ferner, dass nach einer verlorenen Schlacht niemals mit dem siegreichen Feinde unterhandelt, geschweige denn Frieden geschlossen wird; endlich, dass Römer, die mit den Waffen in der Hand sich kriegsgefangen geben, nicht ausgelöst, sondern als Entehrte bis zum Ende des Krieges in den Händen des Feindes gelassen werden.

Aber trotz dieser, zunächst gegen Pyrrhos gerichteten Beschlüsse, welche, so zu sagen, „einen Krieg bis auf's Messer" zu athmen scheinen, und die wir als unmittelbare oder mittelbare Folgen jener Strafrede ansehen dürfen, ist's doch, als ob auch mit ihr schon ein an-

---

[1]) *„Quo vobis mentes, rectae quae stare solebant*
Antehac, dementes sese flexere viai." Cic. Cato VI, 16.

[2]) Niebuhr III, S. 571—578.

deres, entgegengesetztes Verhältniss den Griechen gegenüber zu Tage träte: nicht zufällig ist sie die erste Staatsrede gewesen, welche man der schriftlichen Aufzeichnung und Ueberlieferung gewürdigt hat. Von da an wollte man den Griechen auch auf dem Felde des Geistes ebenbürtig entgegentreten, aber dazu — das erkannte man klar — musste man von ihnen die Waffen entlehnen und in noch viel ausschliesslicherer Weise, als zum Theil die Waffen des Krieges. Unsere Sprachforscher, welche aus wenigen ärmlichen Inschriften eine Grammatik herzustellen verstehen, versichern uns wohl, dass das Oskische eine dem Lateinischen ebenbürtige Cultursprache gewesen sei; — nun, die Römer sind ganz anderer Meinung gewesen: sie haben die Oskischen Schriftwerke in Poesie und Prosa in ewige Nacht versinken lassen und sich nie die Mühe genommen, die bis auf diesen Tag räthselhafte Sprache der Etrusker zu lernen, um deren jedenfalls massenhafte Litteratur zu erhalten und zu studiren. Aber die Griechen, sie erschienen den Römern seit jener Begegnung mit Pyrrhos als eine ganz andere Art von Menschen, mit denen man von Anfang an viel säuberlicher verfuhr, als selbst mit den stammverwandten Italikern: der erste und schlagendste Beweis davon ist das glimpfliche Schicksal Tarents, trotz der unsagbaren Frevel an römischen Kriegern und Gesandten, als es zwei Jahre nach Pyrrhos' Abzug (272 v. Chr.) sich Rom ergeben musste. Und der griechische Sclave, der damals mit fortgeschleppt und von Livius Salinator mit der Erziehung seiner Kinder betraut wurde, trug den bedeutungsvollen Namen „Andronikos" d. h. „Männersieger" mit Recht: ein Menschenalter später, und er brachte römischen Nationalfesten „zum Guten das Besste" durch die Aufführung von Dramen „aus dem Griechischen", und er wurde von Staatswegen beauftragt, in schwerer Zeit der Noth römischen Edeljungfrauen das Sühnelied einzustudiren, welches sie in feierlicher Procession zu singen hatten, und seine steifbeinige Odyssee, in welcher er den Fluss des griechischen Hexameters in den holprigen Saturnier — den Zwillingsbruder des Nibelungenverses — schlecht und recht einzwängte, wie z. B. gleich den glatten daktylischen Anfang „Nenne den Mann mir, o Muse, den listigen!" in das altväterische:

„Den Mann, Camene, thu mir, den verschlagnen nennen!"

— diese alterthümliche Odyssee war, etwa wie bis vor Kurzem der lutherische Katechismus bei uns, noch in Horatius' Knabenzeit als Stoff des damaligen Schreib-Leseunterrichts der Schrecken der lateinischen ABCschützen. Wie griechische Männer hellen Geistes, allseitiger Bildung und taktvollen Benehmens, wie ein Polybios, Panätios und wie sie Alle heissen mögen, diese entgegenkommende Neigung des schicksalbestimmten Herrschervolkes genährt und grossgezogen haben, das auch nur in allgemeinen Zügen durchzuführen, ist nicht mehr unsere Aufgabe. Das Ergebniss ist bekannt. Der Römer theilte freiwillig mit dem Griechen die Weltherrschaft: Jener versah die *„negotia domi belliquc"*, Krieg und Regiment, Gericht und Verwaltung, kurz die realen und materiellen Dinge; Dieser sorgte für das *„otium in dignitate"*, Litteratur, Kunst und Wissenschaft zur Erholung wie zum Studium.

Das Getöse der Pyrrhosschlachten ist verhallt; Pilum und Schwert des Römers, die welterobernden Waffen, haben für die heutige Kriegskunst nicht mehr praktische Bedeutung, als die Keule des Wilden oder das Steinbeil des Pfahlbauern; selbst von der gerühmten Virtuosität Roms, Völker zu unterwerfen und zu knechten, hat das moderne Cäsarenthum Nichts mehr zu lernen. Aber dass die Römer die griechische Bildung in sich aufnahmen, umbildeten und verbreiteten, das ist von weltgeschichtlicher Bedeutung bis auf den heutigen Tag, ja „bis an's Ende der Tage!"

Ich bin am Schluss. Jene Weihinschrift, mit welcher Pyrrhos seinen ersten Sieg im Zeustempel zu Tarent zweideutig verherrlicht haben soll, ächt oder unächt, — jene Weihinschrift, die uns Orosius in zwei fehlerhaften Hexametern aufbewahrt hat, ist, wenn auch in anderer Weise, als sie gemeint war, in Erfüllung gegangen. Sie soll gelautet haben:

„Die bisher unbesiegbaren Mannen, du bester Vater im Himmel,
Hab' ich im Kampfe besiegt und ward von denselben besieget!"[1]

Denn der griechische Geist hat jenen siegreichen Kampf mit dem römischen schon bei dem Zusammenstoss des Pyrrhos mit Rom aufgenommen; das *„Graecia capta ferum victorem cepit"* hat schon mit Kineas' römischer Gesandtschaft begonnen, und den Römern ist schon damals, so zu sagen instinktmässig, das einfache Wort Goethe's aufgegangen: „Es sind's die Griechen! —"

Vortrag des Prof. Christ aus München:[2])

Uns ist hier in Würzburg nicht bloss an Vergnügungen, sondern auch an Vorträgen eine ausserordentlich reiche Auswahl geboten; und es mochte von vornherein zu befürchten sein, dass viele der verehrten Zuhörer vom Rath der Vögel des Aristophanes Gebrauch machen und bei den mittleren Reden sich sachte entfernen würden, um bei einem Gabelfrühstück sich neue Kräfte zum Schluss zu holen. In weiser Fürsorge hat daher der Herr Präsident dieser Versammlung meinem Vortrag, um Sie, meine Herren, zur Anhörung desselben geneigter zu machen, einen etwas anziehenderen Titel zu geben gesucht; aber was ich besprechen will, betrifft nicht die Idylle im Allgemeinen, ich werde Ihre Geduld nur in Anspruch nehmen, um von der Bedeutung des Namens Idylle zu sprechen: ein geringfügiges Thema! Aber da unser grosser Dichterfürst Göthe den Mangel ächter Wissenschaftlichkeit mit den Worten kennzeichnet:

„Denn eben, wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein,"

so mag dieses mich rechtfertigen, wenn ich es versuche, einem vielgebrauchten Worte seinen richtigen Begriff wieder zurück zu geben.

Gilt es die Bedeutung eines Wortes zu ermitteln, so gibt es zweierlei Wege: entweder man geht von allgemein philosophischer Betrachtung aus und sucht dann das Wort zu dem Ausdrucke eines bestimmten Begriffes festzustellen; oder man schlägt den umgekehrten Weg ein und untersucht historisch, welche Vorstellung sich allgemach mit einem Namen verbunden hat. Von einem Philologen können Sie nur den zweiten Weg erwarten, und ich hoffe, dass auch die Philosophen sich mit dem auf diesem Wege gewonnenen Resultate zufrieden geben werden. Die Geschichte eines Wortes beginnt mit der Etymologie; denn in der Etymologie prägt sich die Anschauung aus, die der Sache ihren Namen gegeben hat. εἰδύλλιον nun ist das Diminutivum von εἶδος, und dieses selbst ist abgeleitet von der Wurzel Fιδ „sehen", die so viele Verzweigungen im indogermanischen Sprachstamme aufzuweisen hat. Aber mit dieser blos etymologischen Herleitung ist uns nicht viel gedient. Das Idyll entwickelte sich in viel zu hohen Culturverhältnissen, als dass die einfachen Vorstellungen, welche einem Volke bei der ersten

[1]) *„Qui antehac invicti fuere viri, pater optime Olympi,*
Hos ego in pugna vici victusque sum ab iisdem." Oros. IV, 1.

[2]) Der folgende Vortrag des Herrn Christ erscheint hier in vollständigerer Gestalt nach dem Ms. des Verfassers.

Schöpfung und Ausbildung der Sprache vorschwebten, zu seiner Erklärung irgendwie ausreichten. Nur zwei Dinge lernen wir schon aus der Etymologie kennen: einmal, dass wir im Deutschen dem Namen ein falsches Geschlecht geben, wenn wir nach dem herkömmlichen Sprachgebrauch von „der Idylle" statt von „dem Idyll" sprechen; dann, dass die alte Schreibweise *edyllia*, die man in den Ausgaben des Ausonius antrifft, falsch ist. In den Lexicis finden Sie angegeben, dass das *e* dieser Schreibart die Stelle des griechischen Doppelvocals ει verträte. Das mag seine Richtigkeit haben; aber aus den einleitenden Scholien zu Theokrit ersehen wir, dass man auch etymologisch jene Schreibung zu verwerthen suchte. Da man nämlich den Begriff, der sich allmählich in dem Worte εἰδύλλιον festgesetzt hatte, mit der Bedeutung von εἶδος nicht zu vereinigen wusste, so griff man zu der Nebenform ἡδύλλιον und leitete diese von ἡδύς, ἡδύνω ab, so dass das Wort ein „süsses liebliches Liedchen" bedeuten sollte.[1])

Doch, wie gesagt, weit kommen wir mit diesen etymologischen Erörterungen nicht; machen wir daher einen Sprung und wenden uns gleich zu dem Begriff des Wortes, der heut zu Tage gäng und gäbe ist. Fast allgemein verstehen wir jetzt unter Idylle ein nettes, sauber ausgeführtes Bildchen aus der einfachen Naturwelt im Gegensatz zu dem im hohen Stile entworfenen Bilde irgend eines grossartigen Ereignisses. In diesem Sinne schrieb Gessner seine Idyllen, und in diesem Sinne treffen Sie noch jetzt das Wort in der Literaturgeschichte von Bernhardy und in der Aesthetik von Vischer. Diesen Sinn legte auch Schiller seiner Darstellung in dem Aufsatz über naive und sentimentale Dichtung zu Grunde, nur suchte er denselben durch philosophische Deductionen zu vertiefen und schärfer zu umgränzen. So gebrauchen wir das Wort auch in übertragener Bedeutung, wenn wir von der auf das Genremässige und die sorgfältige Ausführung des Details gerichteten Kunst, wie sie uns in der berühmten Gruppe des mit der Gans ringenden Knaben entgegentritt, sagen, sie sei im Geist der idyllischen Poesie gehalten. Auch an Alter fehlt es dieser Auffassung nicht: in der Hauptsache findet sie sich bereits in dem schon erwähnten Scholion des Theokrit: εἰδύλλια λέγονται ἀπὸ τοῦ εἴδω τὸ ὁμοιῶ· ἐοικότες γὰρ τοῖς προσώποις εἰσὶν οἱ λόγοι. Fragen wir nun aber nach ihrer Richtigkeit, so müssen hier zwei Dinge näher untersucht werden; einmal wie sich diese Bedeutung mit dem Sprachgebrauch von εἶδος und εἰδύλλιον zusammenreimen lässt, und dann inwieweit dieselbe zum Charakter derjenigen Gedichte passt, die in der Literatur als Idyllen bezeichnet werden. Beginnen wir mit dem letzten Punkt, so kommen hier zunächst nur die Werke zweier Dichter in Betracht, die von Alters her die Aufschrift Idylle hatten, nämlich die εἰδύλλια des Theokrit und des Ausonius. Wahr ist es nun allerdings, dass uns Ausonius in seiner 10. Idylle ein reizendes Bild von der fischreichen Mosel und ihren rebengekrönten Ufern entworfen hat, und dass Theokrit gerade in der Kunst der Charakterzeichnung (ἠθοποιΐα) und der ländlichen Beschreibung andere Dichter übertroffen hat; aber Ausonius nahm unter seine Idyllen kein einziges Schäferlied auf, sondern vereinigte unter diesem Namen Gedichte des verschiedensten Inhalts, von denen man kaum ein und das andere, wie die *Mosella*, *Bissula*, *Villula* als Sitten- und Landschaftsgemähle bezeichnen kann. Also die Deutung des Wortes Idylle als eines Bildchens stimmt kaum zu dem Charakter eines Viertels derjenigen Gedichte, welche von Alters her den Namen Idylle tragen; anzunehmen aber, dass die ganze Sammlung

---

[1]) Siehe Schol. in Theocrit. p. 7. ed. Ahr.: ἰστέον ὅτι εἰδύλλιον λέγεται τὸ μικρὸν ποίημα ἀπὸ τοῦ εἴδους ἢ θεωρία, οὐκ ἡδύλλιον παρὰ τὸ ἥδω τὸ εὐφραίνω.

von einem Theil, und zwar dem kleineren, jenen Namen erhalten habe, ist doch in hohem Grade bedenklich, um so bedenklicher, da noch andere Gründe gegen jene Auffassung sprechen.

Es hängt nämlich die Bedeutung von εἰδύλλιον eng zusammen mit der von εἶδος, wie bereits das Scholion zum Theokrit andeutet (εἰδύλλιον λέγεται τὸ μικρὸν ποίημα, ἐπινίκιον δὲ λέγεται ἓν ἕκαστον τῶν τοῦ Πινδάρου, was verschrieben ist aus: εἶδος δὲ λέγεται ἓν ἕκαστον τῶν τοῦ Πινδάρου ἐπινικίων) und Eustathius in der Einleitung seines Commentars zu Pindar[1]) bestimmt ausspricht (δῆλον δέ, ὡς αἱ ἐπινίκιοι ᾠδαὶ τοῦ Πινδάρου καὶ εἴδη τουτέστι ἰδέαι χάριν σεμνότητος ὀνομάζονται, ὅπερ ὑποκορισθὲν εἰς εἰδύλλια ἐπιγραφὴ γέγονε τοῖς Θεοκρίτου ποιήμασι). Εἴδη hiessen aber sämmtliche Siegeslieder des Pindar, und wie sollte nun jemand darauf gekommen sein, jene Hymnen, die sich in hohem Flug weit über die niedere Kunst des Malens und Beschreibens erheben, Gemälde, Bilder zu nennen? Wahrlich auf jede andere dichterische Schöpfung der Griechen, selbst auf die Heldengedichte des Homer, würde jene Bezeichnung besser als auf die Oden des Pindar passen. Zwar nannte bekanntlich der Zeitgenosse des Pindar, der Lyriker Simonides, die Malerei eine schweigende Poesie und die Poesie eine sprechende Malerei,[2]) aber das war nur ein geistreiches Aperçu, das gewiss nicht als Anhaltspunkt bei der Benennung der einzelnen Dichtungsarten diente, und am wenigsten gerade den Pindarischen Epinikien den Namen „Gemälde" eintragen konnte.

Endlich ist aber auch nicht einmal der griechische Sprachgebrauch der Erklärung von εἰδύλλιον = Bildchen günstig. Es bedeutet nämlich das Wort zunächst in der ältesten Zeit bei Homer „das äussere Aussehen" und erscheint in diesem Sinne häufig in der Verbindung φυὴν καὶ εἶδος. Da erst durch das äussere Aussehen das stoffliche Material (ὕλη) Gestalt und Leben erhält, so verwendeten die Philosophen Plato und Aristoteles das Wort zum Ausdruck der wesenhaften Form, des begrifflichen Inhalts; und da ferner in der äusseren Form sich die Unterschiede innerhalb einer Gattung kund geben, so gebrauchte man auch in der gewöhnlichen Rede und in der Schulsprache der nacharistotelischen Philosophie[3]) das Wort εἶδος wie das nachgebildete lateinische *species* zur Bezeichnung der Art im Gegensatz zu der Gattung, dem *genus*.

Diese drei Bedeutungen entwickelten sich leicht und einfach aus dem zu Grunde liegenden Etymon und erhielten sich nebeneinander bis in die späteste Zeit der griechischen Literatur. Das Abbild einer Sache hingegen hiess εἰκών, wie z. B. auch Simonides an der bereits berührten Stelle den λόγος eine εἰκὼν τῶν πραγμάτων nannte; und so wenig legte man dem Worte εἶδος und seinem Diminutivum εἰδύλλιον den Sinn eines Gemäldes oder Abbildes bei, dass Plato gerade das Urbild, die Idee, unter dem Namen εἶδος von den Abbildern in der Vielheit der Erscheinungen unterschied. Nur bei einem Lexicographen des 2. Jahrhunderts, bei Pollux I, 7, finden wir zu εἰκόνες unter anderm auch εἴδη und ἰδέαι als Synonyma gestellt. Aber solche Angaben der Lexicographen ohne Belegstellen haben keinen Werth, und es bleibt also der Satz bestehen, dass uns der Sprachgebrauch des Wortes εἶδος nicht berechtigt εἰδύλλιον von dem niedlichen Bildchen einer Naturscene zu verstehen.

Unter solchen Umständen darf ich wohl auf Ihre Zustimmung rechnen, wenn ich die

[1]) P. XVII der kleineren Pindarausg. von Schneidewin.

[2]) Siehe Plutarch de glor. Athen. p. 421: Σιμωνίδης τὴν μὲν ζωγραφίαν ποίησιν σιωπῶσαν προσαγορεύει, τὴν δὲ ποίησιν ζωγραφίαν λαλοῦσαν. cf. Psellus: περὶ ἐνεργ. δαιμ. p. 5. κατὰ Σιμωνίδην ὁ λόγος τῶν πραγμάτων εἰκών ἐστιν.

[3]) Siehe Prantl, Geschichte der Logik I, 516 ff. u. 527 f.

herkömmliche Deutung des Wortes als eine irrige verwerfe. Aber welche andere haben wir nun an ihre Stelle zu setzen?

Ich berühre zunächst eine Erklärung, die sich bei Eustathius findet, weil sie am kürzesten abgethan werden kann. Es sagt nämlich der berühmte Bischof von Thessalonichi in der Einleitung seines verlorenen Commentars zu Pindar: αἱ ἐπινίκιοι ᾠδαὶ τοῦ Πινδάρου καὶ εἴδη τουτέστι ἰδέαι χάριν σεμνότητος ὀνομάζονται. Aber gewiss niemand wird sich zum Vertheidiger dieser Meinung aufwerfen wollen, der jedermann das Gesuchte und Unnatürliche ansieht. Denn wie sollte von der Schönheit und der Anmuth, die zum Wesen jeder Poesie gehören, eine bestimmte Dichtungsgattung benannt worden sein? und hätte nicht in den Augen der Griechen nach dieser Seite hin Pindar und Theokrit den Vorrang an Homer und Sappho abgeben müssen? Ja selbst sprachlich ist jene Deutung nicht wohl zulässig; denn wir Deutschen können uns wohl erlauben, nicht blos von der Schönheit, sondern auch von den Schönheiten Würzburgs zu reden; aber bei den Griechen bedeutete εἶδος nur die äussere Gestalt, und keinem alten Griechen konnte es beikommen, die Oden Pindars als erste, zweite und dritte Schönheit zu registriren.

So wird uns denn kaum etwas anderes übrig bleiben, als an die später vorherrschende Bedeutung von εἶδος = Art anzuknüpfen und anzunehmen, dass die einzelnen Siegeslieder Pindars εἴδη genannt worden seien, weil jedes von ihnen eine bestimmte Art der Ode repräsentirte. Eine solche Bezeichnungsweise können wir Deutsche von vornherein uns leicht zurecht legen, weil wir die Wörter „Art“ und „Weise“ synonym gebrauchen, und verschiedene Lieder auch als verschiedene Weisen bezeichnen können. Doch erheischt die Sache eine eingehendere Untersuchung, und wir wollen uns daher zunächst die Frage vorlegen, an welche Arten man dabei zu denken habe.

Als εἴδη ᾠδῆς werden aber einmal die bei verschiedenen Gelegenheiten und in verschiedener Weise vorgetragenen Arten von Liedern bezeichnet, wie Hymnen, Päane, Dithyramben, Prosodien, Parthenien, Skolien u. s. w. So sagt z. B. Pollux I, 38: αἱ δὲ εἰς θεοὺς ᾠδαὶ κοινῶς μὲν [παιᾶνες] ὕμνοι, ἰδίως δὲ Ἀρτέμιδος ὕμνος οὔπιγγος, Ἀπόλλωνος ὁ παιάν, ἀμφοτέρων προσόδια, Διωνύσου διθύραμβος, Δήμητρος ἴουλος; und in ähnlicher Weise drückte sich Didymus in dem Buche über lyrische Dichter aus: κεχώρισται δὲ ὕμνος ἐγκωμίων καὶ προσοδίων καὶ ἐπαίνων οὐχ ὡς κἀκείνων μὴ ὄντων ὕμνων, ἀλλ' ἀντιδιαστέλλονται ὡς εἴδη πρὸς γένος.[1]) Ja schon Plato gebrauchte in diesem Sinne das Wort εἶδος an einer Stelle der *Leges* III. p. 700: καί τι ἦν εἶδος ᾠδῆς εὐχαὶ πρὸς θεούς, ὄνομα δὲ ὕμνοι ἐκαλοῦντο. Aber diese Arten können in unserer Frage nicht in Betracht kommen, denn alle εἴδη des Pindar gehören zu einem und demselben εἶδος ὕμνου ἐπινίκου; die Aufzählung „erstes, zweites, drittes εἶδος“ setzt aber voraus, dass jedes der einzelnen Lieder einem verschiedenen εἶδος angehörte.

Diese Erwägung spricht auch gegen die Auffassung des alten Scholiasten des Theokrit, der das Wort εἰδύλλιον mit εἶδος ποιόν τι λόγου erklärt, und die schon von Plato angenommenen drei Hauptunterschiede der Darstellung, das εἶδος διηγηματικόν, das εἶδος δραματικόν und das εἶδος μικτόν heranzieht.[2]) Denn es gehören wohl die Idyllen des Theokrit zu

[1]) Siehe E. M. p. 777 und Didymi fragm. ed. Schmidt p. 389; vergleiche überdiess Suidas: Στάσιμον. εἶδος μέλους, ὅπερ ἱστάμενοι ᾖδον οἱ χορευταί, und Athenaeus, der l. XIV p. 619 von einem εἶδος βουκολιασμοῦ redet.

[2]) Siehe die Zusammenstellung der Belegstellen bei Reifferscheid Suetoni rell. p. 4 sqq.

verschiedenen εἴδη λόγου, indem in den einen der Dichter erzählt, in den andern die Personen selbst redend eingeführt werden, in den meisten endlich die erzählende und dramatische Darstellung gemischt sind. Aber von dem ursprünglichen, nicht von dem abgeleiteten Worte muss, wie wir gesehen haben, ausgegangen werden, und nun gehören sämmtliche εἴδη des Pindar zu einem und demselben εἶδος λόγου διηγηματικοῦ; also können jene Unterschiede der Darstellungsweise denjenigen nicht vorgeschwebt haben, welche die Oden Pindars als erstes, zweites, drittes εἶδος unterschieden.

Aber alle Epinikien Pindars sind von einander unterschieden durch die metrische Form, zu welchem Unterschied noch bei den Alten der Unterschied in der Melodie trat; diese Unterschiede also müssen der Bezeichnung der Pindarischen Oden als εἴδη zu Grunde liegen, wobei man es wohl unentschieden lassen muss, ob die Grammatiker dabei blos die εἴδη ῥυθμοῦ oder blos die εἴδη μέλους oder beide zugleich im Auge hatten. Der Gedanke, den ich hiermit ausspreche, ist nicht ganz neu; er wurde bereits von meinem hochverehrten Lehrer, August Böckh, geäussert, der sich nur mit der ihm eigenthümlichen Vorsicht darüber in der Vorrede seiner Ausgabe der Pindarscholien p. XXXI ausdrückt: *Quin nescio an ob ipsam metricorum melicorumque modorum diversitatem lyrica carmina singula coepta sint* εἴδη *vocari.* Ja schon ein byzantinischer Grammatiker, Demetrius Triklinius, deutete richtig dieses Sachverhältniss an, wenn er in seinen einleitenden Scholien zu Pindar p. 15 ed. Bö. sagt: ὡς ἂν οἱ ἐντυγχάνοντες ἔχοιεν διαγινώσκειν .... τίνος ἐστὶν εἴδους καὶ μέτρου τῶν μελῶν ἕκαστον. Es war aber auch für diese richtige Auffassung bereits ein wichtiger Fingerzeig in der Terminologie der alten Scholien gegeben; denn wenn in den sachlichen Erläuterungen immer von Oden und Hymnen,[1]) in den metrischen Scholien fast nur von εἴδη die Rede ist, so liegt der Zusammenhang der Worte εἶδος und μέτρον auf platter Hand.

Dass nun aber Unterschiede im Rhythmus und in der Melodie εἴδη genannt werden konnten, liegt schon in der oben von mir besprochenen Bedeutung von εἶδος begründet; ich will nun aber doch noch den Nachweis liefern, dass wirklich in den Schulen der Musiker und Metriker rhythmische und metrische εἴδη unterschieden wurden.

Um mit den letzteren zu beginnen, so nannte man bekanntlich in der älteren Zeit die verschiedenen Tonarten ἁρμονίαι, ein Ausdruck, der bei Plato und Aristoteles stehend ist, und der auch noch vereinzelt in späterer Zeit wiederkehrt.[2]) Aristoxenus brachte die Benennung τόνοι auf, von der sich noch heut zu Tage ein Ableger in unserem Wort „Tonart“ erhalten hat; neben ihr findet sich im Alterthum auch noch die Bezeichnung τρόποι,[3]) sei es nun, weil die verschiedenen Tonarten verschiedene Arten, τρόποι, repräsentirten, sei es, weil in jeder derselben ein besonderes Ethos oder ein besonderer Charakter (τρόπος) ausgeprägt war. Den Aristoxenischen Ausdruck τόνοι gebraucht auch noch Ptolemäus, aber er fügt

[1]) Nur in einem einzigen sachlichen Scholion des Cod. Pal. C. zu P. II 127 findet sich die Benennung εἶδος; aber gerade dieses Scholion gehört nicht zu der älteren Scholiensammlung, weil seinem Verfasser schon nicht mehr die ὑπορχήματα des Pindar vorlagen. Im übrigen siehe über den Sprachgebrauch von εἶδος meine Darlegung in der eben erschienenen Abhandlung: Ueber die metrische Ueberlieferung der Oden Pindars S. 10 f.

[2]) So bei Didymus in Schol. Pind. Ol. I, 26, bei Pollux IV, 78 und Heraclides Ponticus im Athen. XIV, p. 625; von den alten Dichtern gebrauchten bereits Pindar N. IV, 45, Lasos fr. 6 und Pratinas fr. 5 das Wort ἁρμονία in dem bezeichneten Sinne.

[3]) Jene Benennung τρόποι findet sich z. B. bei Plutarch de mus. c. 17, Aristides p. 96 und Bacchius p. 14 ff.

hinzu, dass dieselben parallel gingen mit den sieben Arten der Oktave (εἴδη τοῦ διὰ πασῶν),[1] welche man εἴδη nannte zum Unterschied von den drei γένη der diatonischen, chromatischen und enarmonischen Musik. Diese Bezeichnung trug dem Apollonius, der nach dem *Etym. Magnum*[2]) in der alexandrinischen Bibliothek die Oden in gleicher Tonart zusammenordnete, den Beinamen εἰδογράφος ein, und da dieser Grammatiker schon bei Didymus in den Pindarscholien zu P. II in. citirt wird, so ist es nicht unwahrscheinlich, dass man schon in der voraugusteischen Zeit von den einzelnen Oden sagte, diese gehören zu dem dorischen, jene zum äolischen und andere zu einem anderen εἶδος. Diese εἴδη der Tonarten hatte wohl auch der alte Scholiast zu Pindar Is. IV (V) im Sinne, wenn er bemerkt: οὐκ αἰτιατέον δὲ τοὺς διατάξαντας τὸν Πίνδαρον· οὐ γὰρ κατὰ χρόνους συνέταττον αὐτὸν ἀλλὰ κατὰ τὰ εἴδη, wiewohl jene Bemerkung auf die vorliegende Anordnung der pindarischen Gedichte keine Anwendung hat, und somit auch die verkehrte Stellung der 4. und 5. isthmischen Ode nicht rechtfertigen kann.[3])

---

[1]) S. Ptolemaeus Harm. II, 9: Ἐνήγαγε δ' οὖν ἡμᾶς ὁ λόγος εἰς τὸ πλῆθος τῶν τόνων συνιδεῖν· καλῶς γὰρ ἂν ἔχοι τοῖς τοῦ διὰ πασῶν εἴδεσιν ἰσαρίθμους αὐτοὺς ποιεῖν. cf. Bacchius p. 18 ed. Meib.: Τοῦ δὲ διὰ πασῶν εἴδη ἐστὶν ἑπτά.

[2]) E. M. p. 295: εὐφυὴς ὢν ἐν τῇ βιβλιοθήκῃ τὰ εἴδη τοῖς εἴδεσιν ἐπένειμεν. τὰς γὰρ δοκούσας τῶν ᾠδῶν Δώριον μέλος ἔχειν ἐπὶ τὸ αὐτὸ συνῆγε καὶ Φρυγίας καὶ Λυδίας, Μιξολυδιστὶ καὶ Ἰαστί.

[3]) Jener Scholiast ist wahrscheinlich kein anderer als Didymus, von dem die gelehrteren einleitenden Bemerkungen über den Sieger, das Jahr und die Art des Sieges, sowie über die Stellung der Ode herzurühren pflegen. Dann müsste freilich der Hephästion, gegen den offenbar unser Scholiast polemisirt, von dem Metriker Hephästion verschieden gewesen sein. Mag nun aber Didymus oder ein jüngerer Grammatiker der Verfasser jenes Scholions sein, in die Grundsätze, welche bei der Ordnung der Oden massgebend waren, hatte er keinen Einblick mehr. Denn nach des Dichters eigenem Zeugniss war der 5. und 14. olympische und der 4. und 8. nemeische Siegesgesang in lydischer Tonart gehalten; diese Oden stehen aber nicht zusammen, und zwischen sie sind Oden von ganz verschiedenem rhythmischen Charakter geschoben. Fragt man nach dem Grunde, wesshalb diese Lieder von gleicher Tonart so weit auseinander gerissen wurden, so gibt ihn einfach schon die Ueberschrift. Die 5. ol. Ode gilt einem grossartigen Sieg zu Wagen, die 14. einem einfachen Sieg im Lauf, die 4. nemeische einem Sieger im Ringkampf, die 8. einem Sieger im Lauf. Der Urheber unserer διόρθωσις nahm also auf die Verschiedenheit der Wettspiele Rücksicht und stellte die Oden auf die glänzenderen und ehrenvolleren Siege voran. Selbst wenn zwei Lieder auf einen und denselben Sieg vorlagen, scheint sich unser Ordner nicht an die Tonart gehalten, sondern das grossartigere vorangesetzt und das kleinere gleichsam als Anhang nachgestellt zu haben. Denn so erklärt es sich, wie von den zwei Liedern auf den Sieg des Theron (Ol. II und III) das Lied in dorischer Tonart (s. Ol. III, 5) die zweite Stelle einnimmt, während von den zwei Siegesliedern auf den Arkesilaos (P. IV und V) das jenem 3. ol. im Rhythmus genau entsprechende voransteht. Also Aristophanes von Byzanz, dessen ἔκδοσις wohl die Grundlage der späteren Ausgaben bildete, liess Rücksichten auf den Inhalt bei der Anordnung der Oden vorwiegen. Aber möglich ist es immerhin, dass vor Aristophanes jener Apollonius innerhalb der einzelnen Gattungen von Siegesliedern, Päanen, Dithyramben die Oden nach den Tonarten geordnet hatte, und dass sich von jener Ordnung noch in dem angeführten Scholion eine schwache Erinnerung erhalten hat. Ich mache dabei aufmerksam, dass wir auch in den beiden Katalogen der Werke Pindars bei Suidas und im Βίος Πινδάρου (s. Bergk P. L. G. ed. 3 p. 280) Anzeichen von zwei weit auseinandergehenden Ausgaben der Werke Pindars finden, und dass sich auch noch in der aristophanischen Ausgabe Reste der früheren Anordnung nach εἴδη erhalten zu haben scheinen. Denn auffälliger Weise ist einmal in den nemeischen Oden die Ordnung nach den Kampfesarten durchbrochen, indem N. II, VIII und Siege im Pankration verherrlichen, mitten drin aber N. IV einem Sieger im Ringkampf gilt; und da man keinen äusseren Grund der Abweichung von der gewöhnlichen Ordnung ersehen kann, so ist es wohl erlaubt anzunehmen, dass sich in der Ordnung nach εἴδη N. III und IV einander folgten

Neben jenen Tonarten waren aber auch noch in den einzelnen Oden Pindars verschiedene rhythmische oder metrische εἴδη vertreten. Leider sind wir über die Benennung und die Theorie dieser rhythmischen und metrischen εἴδη minder gut unterrichtet; doch sind uns mehrere zerstreute Angaben, namentlich aus der Schule des Metrikers Heliodor erhalten, aus denen sich eine annähernde Vorstellung auch von jener Lehre gewinnen lässt. Man unterschied demnach in Bezug auf die Anlage im Grossen:

εἴδη κατὰ σχέσιν (Hephaestion[1]) p. 128 ed. Gaisf., Scholl. in Aristoph. Vesp. 1441, Eurip. Orest. 1275, Phoen. 103), in denen eine Responsion der einzelnen Theile statt fand,

εἴδη ἀλλοιόστροφα und ἑτερόστροφα (Schol. Aristoph. Nub. 263, Pax 382 u. 942), den ἄτακτα und ἀπολελυμένα des Hephästion entsprechend, in denen die Strophen von einander verschieden waren,

εἴδη μονοστροφικά (Heph. p. 125 G.), in denen ein und dieselbe Strophe sich wiederholte,

εἴδη κατὰ τριάδα ἐπῳδικήν (Schol. Aristoph. Av. 1730, cf. Atilius Fortunatianus II, 28), in denen zur Strophe und Antistrophe noch die Epode trat.

Sodann nahm man mit Bezug auf das Metrum ein εἶδος κατὰ δάκτυλον (Plut. de mus. c. 7), ein εἶδος ἐνόπλιον (Schol. Aristoph. Nub. 985), ein εἶδος τροχαϊκὸν ἰαμβικὸν ἀναπαιστικὸν κ. τ. λ. (Draco p. 125 ed. Herm.) an, denen gewiss noch andere, jetzt nicht mehr belegbare εἴδη, wie das δοχμιακὸν βακχειακὸν Αἰωλικὸν Ἀνακρεόντειον zur Seite standen.[2]) Endlich wurden zunächst wohl mit Bezug auf das wechselnde Metrum von den Alten 7 εἴδη in der vollkommenen Parabase unterschieden (Schol. Aristoph. Nub. 518).

Mit Rücksicht also auf diese verschiedenen melischen und metrischen εἴδη wurden die Oden Pindars, von denen jede eine verschiedene metrische Form hatte,[3]) selbst εἴδη genannt, ein Ausdruck, dessen Ursprung sich auch später noch darin kund gab, dass er speciell bei den metrischen Analysen angewandt wurde.

Nachdem wir so den Begriff und die Bedeutung von εἶδος festgesetzt haben, ist uns der Weg zur Erklärung von εἰδύλλιον gebahnt. Eine Reihe von Wörtern zeigen uns nämlich, dass die Kunstsprache der Hellenen, wie dieses natürlich war, frühzeitig zwischen kleinen und grossen Gedichten derselben Art unterschied. Dahin gehören die Diminutiva ᾠδάριον neben ᾠδή, ποιημάτιον neben ποίημα, ἐπύλλιον neben ἔπος, und dahin gehört offenbar

---

und dass Aristophanes aus Versehen hier die alte Anordnung unverrückt stehen liess. Jene alte Ordnung blickt wohl auch noch bei den isthmischen Oden durch, von denen vier (Is. IV—VII) Siegen im Pankration gelten, so dass der Inhalt für die befolgte Ordnung nicht massgebend sein konnte. Es stehen nämlich hier fünf Oden in daktylo-epitritischem Masse voran, deren abgemessener, feierlicher Gang ganz zu dem Charakter der dorischen Harmonie stimmt, und folgen zwei Lieder in äolischem Metrum nach, von denen wenigstens das erste wegen der thetischen Ausgänge und des continuirlichen Ganges des Rhythmus zum schlaffen, weichlich-klagenden Ton der lydischen Tonart passt. Ist diese unsere Darlegung, die wir selbst nur als eine Vermuthung geben, richtig, so muss jener Eidograph Apollonius, dessen Zeitalter wir aus anderen Quellen nicht bestimmen können, vor Aristophanes von Byzanz, so ziemlich gleichzeitig mit dem Apollonius von Rhodus gelebt haben.

[1]) Sonst gebraucht Hephästion in diesem Sinne lieber das verwandte Wort ἰδέα, wie z. B. p. 118: ἐὰν δὲ ὑπερεξαγάγῃ τὴν τριάδα, γίνονται καὶ ἄλλαι ἰδέαι.

[2]) Eine ganz ähnliche Bedeutung hatte in der Zeit der älteren Musiker das Wort νόμος, indem man auch hier einen νόμος ὄρθιος und ὀξὺς des Terpander (Poll. IV, 65. Photius p. 302), einen νόμος ἁρμάτειος des Olympus (Plut. de mus. c. 7) u. s. w. unterschied.

[3]) Nur Is. III u. IV haben ganz das gleiche Metrum, aber diese beiden Oden sind auch mit Recht von G. Hermann und A. Böckh in eine einzige zusammengezogen worden.

auch unser εἰδύλλιον neben εἶδος.[1]) Idylle bedeutet also zunächst ein kleines εἶδος, und in diesem Sinne sagt Isidor *Origg.* I, 38, 21: *poesis dicitur graeco nomine opus multorum librorum, poema unius, idyllicon paucorum versuum.* Aber viele von den Idyllen des Theokrit kommen den εἴδη des Pindar an Umfang gleich, und die *Mosella* des Ausonius ist sogar grösser als fast alle Oden des thebanischen Sängers. Es kann also das Wort εἰδύλλιον sich nicht ausschliesslich auf den Umfang bezogen haben; auf ein weiteres verwandtes Gebiet führt uns aber schon der Name selbst. Es heissen nämlich bekanntlich die *nomina diminutiva* im Griechischen ὀνόματα ὑποκοριστικά, weil an die Vorstellung des Kleinen eng die des Niedlichen angrenzt. Wie man also bei *puella flosculus,* παιδίον ἀγαλμάτιον nicht blos an das Kleine, sondern auch an das Nette, Artige dachte, so verstand man auch unter εἰδύλλιον nicht blos ein dem Umfang nach kleines Lied, sondern auch ein solches, welches, abgesehen von seiner Grösse, durch seine Glätte und Nettigkeit gefiel. Nun unterscheiden sich aber die Gedichte des Theokrit gerade durch den Charakter des γλαφυρόν von der αὐστηρὰ ἁρμονία der dorischen Lyrik, und es dienten also die Wörter εἰδύλλια und εἴδη trefflich dazu, gleich in der Ueberschrift die besonderen Eigenthümlichkeiten der beiden Dichter anzudeuten.

Mit der bukolischen Poesie hat an und für sich das Wort Idylle nichts zu thun, und die Scholiasten nannten sogar die bukolischen Gedichte des Virgil und Calpurnius nicht Idyllen, sondern Eklogen.[2]) Da aber das Hirtenlied von Hause aus jenen Charakter des Naiven und Niedlichen an sich trägt, so begreift man, wie sehr sich die Bezeichnung Idylle für die Hirtenlieder Theokrits eignete; indess wurden doch auch diese nicht schlechtweg εἰδύλλια, sondern εἰδύλλια βουκολικά genannt (s. Schol. p. 7. ed. Ahr.).

Nun darf ich aber doch nicht über einen Einwurf, den man gegen meine Darstellung erheben könnte, leicht hinwegschlüpfen. Die Oden Pindars konnte man nämlich sehr passend als erstes, zweites, drittes εἶδος bezeichnen, weil jede von ihnen in einem anderen Metrum abgefasst war, jede also auch nach einer anderen Melodie gesungen ward; aber das gleiche trifft nicht mehr bei den Idyllen des Theokrit zu, weil alle, bis auf die letzten, in dem gleichen Metrum, im daktylischen Hexameter, abgefasst waren und sich auch nicht durch die Melodie als kleine Weisen von einander unterscheiden konnten, indem sicherlich die Mehrzahl von ihnen nie zum Gesange bestimmt war. Es konnte also der Name Idylle in dem bezeichneten Sinne erst aufkommen, als bereits das primitive εἶδος ganz die ursprüngliche Bedeutung

[1]) Beachtenswerth ist dabei, dass Ausonius seine 11. Idylle in dem vorausgeschickten Briefe auch *epyllium* genannt hat.

[2]) Auch das Wort Ekloge ward in der neueren Literatur irrthümlich in dem speciellen Sinne des Schäferliedes gebraucht, und komisch ist es, zu hören, wie in der *Introduction* zu Spenser's *Shepheards Calender* zur Bestätigung dieser Bedeutung die Etymologie des Wortes herhalten muss. Es heisst dort nämlich: *they were first of the Greekes, the inventours of them, called aeglogae, as it were aegon or aeginomon logi, that is gotheheardes tales.* Natürlich ist dieses ein Unsinn; das Wort bedeutet ursprünglich, wie die ἐκλογαί des Stobäus und die *eclogae ex annali descriptae* bei Varro (s. Charisius p. 97 P.) beweisen, ein auserlesenes, ausgewähltes Stück. Dann ward es in der Kaiserzeit synonym mit *idyllion* und *poemation* für jedes kleinere Gedicht gebraucht; diesen Sprachgebrauch finden wir ausgesprochen bei dem jüngeren Plinius epist. IV, 14, und nach ihm nennt Sueton in der Vita Hor. die 1. Epistel des 2. Buches der Briefe eine Ekloge und wenden Ausonius, ep. id. XI, und Atilius Fortunatianus II, 28, 27, 30 das Wort auch von den Oden des Horaz an. In der uns erhaltenen Literatur trägt neben den Hirtenliedern des Virgil und Calpurnius eine Sammlung von kleineren Gedichten des Ausonius diesen Namen.

einer besonderen rhythmischen und metrischen Weise abgestreift und den allgemeinen Sinn von „Lied, Gedicht“ angenommen hatte. Denn dann war es möglich, dass auch das Diminutivum εἰδύλλιον schlechthin ein „kleines Gedicht“ bedeutete, ohne dass dabei an eine Verschiedenheit in der metrischen Form gedacht wurde.

Das führt uns denn schliesslich noch zur Erörterung der Frage, in welcher Zeit der Name Idylle für die Gedichte Theokrits in Aufnahme kam.

Das Wort εἶδος zur Bezeichnung der verschiedenen Tonarten und der verschiedenen rhythmischen Compositionen ist ein Kunstausdruck der Schule, der erst nach Aristoxenus bei den alexandrinischen und römischen Grammatikern ausgebildet wurde. Es kann daher gar keine Rede davon sein, dass schon Pindar seine Oden εἴδη überschrieben habe; aber auch Theokrit kann noch nicht selbst seine Gedichte εἰδύλλια getauft haben. Denn wenn auch in seiner Zeit, was indessen noch sehr dahin steht, das Wort εἶδος in dem Sinne einer Gesangsweise bereits üblich war, so war doch ganz unmöglich damals schon die ursprüngliche Bedeutung von εἶδος so abgeschwächt und so zum blossen Ausdruck eines Liedes verflüchtigt, dass sich daraus das Diminutivum εἰδύλλιον im Sinne eines „kleinen Liedes“ entwickeln konnte. Aus den Worten des Dichters gegen Ende seiner 9. Idylle (IX, 28): Βουκολικαὶ Μοῖσαι μάλα χαίρετε· φαίνετε δ' ᾠδάς ersehen wir aber auch ganz bestimmt, dass derselbe seine Gedichte nicht εἰδύλλια, sondern ᾠδαί benannt wissen wollte. Also die Aufschrift εἰδύλλια bei Theokrit so gut wie die εἴδη bei Pindar stammt erst von den Grammatikern und Erklärern der Werke jener Dichter her.

Darf man nun auch noch weiter fragen, von welchen Grammatikern und zu welcher Zeit jener Name in Aufnahme gebracht wurde? Nun, gefragt darf alles werden, aber schwer ist es, eine bestimmte Antwort auf jene Frage zu geben. Die bukolischen Gedichte des Theokrit, Moschos und Bion wurden zuerst zu einer Sammlung vereinigt von dem Grammatiker Artemidor, einem Anhänger des Aristophanes, der im ersten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung lebte (s. Ahrens Proleg. in Theocr. schol. XXXVII sqq.). Ueberschrieb dieser die Sammlung mit εἰδύλλια βουκολικά? Schwerlich, denn einmal lässt das bekannte Epigramm jener Sammelausgabe:

Βουκολικαὶ Μοῖσαι σποράδες ποκὰ νῦν δ' ἅμα πᾶσαι
ἐντὶ μιᾶς μάνδρας, ἐντὶ μιᾶς ἀγέλας

keine specielle Bezeichnung der einzelnen Gedichte durchblicken; sodann überschrieb Virgil, der so sklavisch in die Fusstapfen Theokrits trat, seine Hirtengesänge einfach „*bucolica*“, was auf den gleichen Titel des griechischen Originals mit ziemlicher Sicherheit schliessen lässt; dass aber Virgil zu *bucolica* nicht *idyllia* ergänzt wissen wollte, geht aus der Zusammenstellung dieses Titels mit dem analogen „*georgica*“ hervor, denn hierzu *idyllia* zu ergänzen konnte niemanden, am wenigsten dem Virgil selbst einfallen. Endlich, was am schwersten wiegt, Didymus in seinem Commentar nannte die einzelnen Oden Pindars immer ᾠδαί oder ὕμνοι ἐπίνικοι, nirgends εἴδη; also war selbst in der ciceronischen Zeit jene allgemeine Bedeutung von εἶδος noch nicht geläufig, war also auch das Wort εἰδύλλια noch nicht im Brauche.

Bis hierher konnte man mit ziemlicher Sicherheit antworten; im Uebrigen lassen sich nur die Grenzen, innerhalb derer die Aufschrift εἰδύλλια für die Gedichte Theokrits aufgekommen sein muss, bestimmt abstecken. Dass nämlich im 2. Jahrhundert der Kaiserzeit das Wort εἰδύλλιον bereits die erörterte Bedeutung eines kleinen Gedichtes hatte, wissen wir aus der bekannten Stelle in einem Brief des jüngeren Plinius (IV, 14): *accipies cum hac epistola*

hendecasyllabos nostros . . . , unum illud praedicendum videtur, cogitare me has nugas ita inscribere „hendecasyllabi", qui titulus sola metri lege constringitur. Proinde sive epigrammata, sive idyllia, sive eclogas, sive ut multi poematia, seu quod aliud vocare malueris, licebit voces. Auf der anderen Seite begegnen wir dem Namen εἰδύλλιον schon durchweg in den ὑποθέσεις der erhaltenen Gedichte Theokrits; diese ὑποθέσεις rühren aber von Eratosthenes, einem Grammatiker aus der Zeit des Justinian, her. Also im 2. Jahrhundert konnte die Sammlung theokriteischer Gedichte bereits den Titel Θεοκρίτου εἰδύλλια tragen, im 6. Jahrhundert trug sie ihn wirklich; etwas bestimmteres anzunehmen darf ich um so mehr der Phantasie jedes einzelnen überlassen, je weniger Spielraum ich bisher der blossen Hypothese gelassen habe.

Es folgen einige geschäftliche Mittheilungen, unter anderen die Anzeige eines Geschenkes vom Oberstudienrath Hassler und die Aufforderung zum Abonnement auf die im Teubner'schen Verlage erscheinenden Verhandlungen der Versammlung.

Nach einer längeren Pause wird die Sitzung wieder eröffnet und die Versammlung ersucht, dem angekündigten Vortrag des Prof. Jülg „über die griechische Heldensage im Wiederscheine bei den Mongolen" ihre Aufmerksamkeit zu schenken.

Vortrag des Prof. Jülg aus Innsbruck:

Die letzten Decennien sind besonders fruchtbar gewesen in der Erforschung unserer Sagen- und Märchenwelt. Man hat von den unvergleichlichen Gebilden der griechischen Heldensage, wie sie uns namentlich in Ilias und Odyssee vorliegen, den Blick auch den Heldensagen der übrigen Völker zugewendet; Mahâ-Bhârata, Schah-nameh, Nibelungenlied wurden in Vergleich gezogen; Jakob Grimm hat die Bedeutung der serbischen Heldensage hervorgehoben. Jakob Grimm war es, der in Deutschland zuerst die Aufmerksamkeit auf das finnische Epos Kalewala (Höfer's Ztschr. 1845. I. 1. 13—55) lenkte. Trotzdem dass hiermit der Kreis der sogenannten indoeuropäischen Völker durchbrochen wurde, hat sich doch eine grosse Fülle von gemeinsamen Anschauungen und Zügen herausgestellt, die Grimm in höchst anziehender Weise darzulegen wusste. Und Grimm war es leicht, Interesse für das finnische Epos zu erregen, weil es in der That mit seiner Naturwüchsigkeit, Anmuth und Zartheit uns unwiderstehlich fesselt; die Finnen sind ein begabtes, biederes, edles Volk. Wenn nun trotzdem manchen schon ein finnisches Epos bedenklich erscheint, klingt es da nicht fast wie Vermessenheit, wenn ich es wage, hier den Namen der einst weltstürmenden, alles niedertretenden, überall Schrecken verbreitenden Mongolen vorzuführen? wenn ich es noch obendrein, als Gipfel der Vermessenheit, wage, Sie aus den heiteren lachenden Gefilden von Hellas in die hochasiatischen Steppen auf einen Augenblick zu versetzen, in die fast unbekannten Regionen zwischen dem Himâlaja und dem obern Hoang-ho (gelben Fluss) unter freie Nomaden mit ihren Herden, ihrem berauschenden Milchbranntwein, ihrer Schalkhaftigkeit, Derbheit, Ungeschlachtheit und Widerhaarigkeit? Ich fühle es tief, wie sehr ich der gütigen Nachsicht bedarf; wenn anderswo, so muss hier das Wort gelten: *„si parva licet componere magnis"*. Der Gegenstand meiner Betrachtung ist die griechische Heldensage im Wieder-

scheine bei den Mongolen. Ich will darauf hinzuweisen versuchen, wie einzelne Hauptzüge der griechischen Heldensage, namentlich der Odyssee, sich bei den Mongolen wiederfinden; ich beschränke mich bloss auf diese griechischen Anklänge, und lasse die Aehnlichkeiten in den Heldensagen der übrigen Völker, so treffende Parallelen manchmal auch vorliegen, gänzlich bei Seite. Wir werden in einzelnen grossen Hauptzügen eine räthselhafte Aehnlichkeit, ja Uebereinstimmung finden; wir werden nicht umhin können, in denselben ein gleichsam sehr verblasstes Spiegelbild, einen matten Wiederschein zu erkennen..

Die mongolische Heldensage führt den Titel: „die Thaten Bogda Gesser Chan's, des Vertilgers der Wurzel der zehn Uebel in den zehn Gegenden", und wurde zuerst von Is. J. Schmidt nach einem in Peking gedruckten Exemplare mongolisch St. Petersburg 1836 herausgegeben, später 1839 auch in deutscher Uebersetzung. Eine ganz treffliche Analyse und Würdigung des Inhaltes gab W. Schott in den Abhandl. d. Berl. Akad. d. W. 1851: „über die Sage von Geser-chan"[1]). Das Ganze ist in Prosa abgefasst; doch lassen sich unschwer auch Partien in gebundener Rede erkennen, namentlich da, wo die Stimmung gehobener wird. Was aber bei den Mongolen den Rhythmus ausmacht, das ist nur eine Art Parallelismus, eine kühnere Bildersprache und zum Theil Wiederkehr desselben Wortes am Ende der Sätze. Solche lyrische Stücke finden sich ziemlich häufig. Das Ganze zerfällt in 7 Bücher oder Abschnitte von sehr ungleichem Umfange; sie bilden einen Märchencyclus, dessen einzelne Theile sehr lose zusammenhängen; doch kehren die Hauptpersonen, handelnd oder leidend, immer wieder. Der Held, von dem das Ganze seinen Namen hat, ist der göttliche Gesser, der Sohn des Gottes Indra oder Chormusda (nach mongolischer Benennung); er ringt sich in unaufhörlichen Kämpfen wider Menschen- und Dämonenlist empor zur höchsten Stufe der Herrlichkeit und vollendet zugleich das Werk der Befreiung der Menschheit, zu dem er berufen worden In dieser Richtung ist seine Aufgabe dieselbe, wie die eines Perseus, Theseus, Herakles; auf der andern Seite haben seine Abenteuer oft eine täuschende Aehnlichkeit mit denen des Odysseus; anderes wieder erinnert an einzelne Scenen der Ilias; anderes ist bunt durch einander gewürfelt, bald an dieses bald an jenes anstreifend. Doch werden wir nicht fehl gehen, wenn wir behaupten, dass wir im grossen Ganzen in Gesser theilweise eine Verquickung der Rolle des Herakles und des Odysseus erkennen. Dabei ist aber das Ganze barok im höchsten Grade; Verwandlungen, Zaubergestalten, magische Beschwörungen, geisterhafter Spuk der tollsten Art wechseln mit einander ab; manches ist läppisch, kindisch; es fehlt nicht an grauenhaften und ekelhaften Scenen. Doch wollen wir uns nicht verhehlen, dass dergleichen auch der griechischen Sage nicht fremd ist; wir brauchen nur an Polyphemos, Kirke, die Lästrygonen u. dergl. zu erinnern.

Der Inhalt der ersten drei Bücher bietet weniger Stoff zur Vergleichung; um so mehr die vier übrigen.

I. Buch. Das erste Buch, beinahe ein Drittheil des Ganzen, erzählt uns von der Geburt des Helden und den derselben vorangehenden wunderbaren Begebenheiten, von des Helden Thun und Treiben als Kind und Jüngling, bis zu dessen Veröffentlichung als Gesser-Chan.

Buddha-Çâkjamuni fordert während seines letzten Erdenwallens den göttlichen Herrn der Erde, Indra (Chormusda), auf, nach 500 Jahren einen seiner Söhne herabzusenden, damit

---

[1]) Philos.-histor. Kl. 1851. S. 263—295. — Bei Einzelnem in der folgenden Uebersichtsanalyse sind theilweise Schott's Worte beibehalten, indem es kaum treffender hätte gegeben werden können.

er die Menschheit von ihren Peinigern erlöse. Doch versäumt der erhabene Himmelsherrscher aus Vergesslichkeit den richtigen Zeitpunkt, bis er 200 Jahre nach Ablauf des Termins durch ein erschreckendes Ereigniss, den Einsturz eines Theiles der Mauer um die Götterresidenz auf dem Sumêru (dem indischen Olympos), an sein gegebenes Wort erinnert wird. Da übernimmt der zweite seiner drei Söhne auf allgemeines Zureden die grosse Mission, zu deren Durchführung ihm die ausgiebigsten Mittel zugestanden werden; er bittet sich aus: einen schwarzblauen, thauschimmerfarbigen Panzer, eine weisse blitzleuchtende Schulterbedeckung, einen wie aus Sonne und Mond vereint zusammengesetzten weissen Helm, dreissig weisse Pfeile mit Kerben von Türkis, einen straffen schwarzen Bogen, ein magisches drei Klafter langes Schwert, eine goldene Fangschlinge, eine eiserne neunarmige Fangschlinge u. a. der Art; drei von den dreiunddreissig Göttern sollen als seine hilfreichen Schwestern zugleich geboren werden und dreissig Helden aus dem himmlischen Gefolge sollen als seine magischen Gefährten ihm zur Hand sein; endlich wird ihm ein magisches Ross zur Verfügung gestellt, das von niemanden eingeholt werden kann.

Unterdess weissagt man bienieden, dass ein Retter kommen und was für eine irdische Mutter ihn gebären soll. Ausersehen wird dazu ein Weib von hoher Abkunft an der Seite des greisen Stammesfürsten Sanglun in Tibet, der ohne sein Zuthun in ihren Besitz gekommen; sie wird auf übernatürliche Weise Mutter des Erlösers; die Geburt erfolgt unter wunderbaren Umständen. Die Frucht ihres unbewussten Umganges mit einem höheren Wesen ist ein Knabe von abschreckender Hässlichkeit, der aber bei seiner Geburt schon sprechen kann und die erstaunlichste Klugheit und Zauberkraft besitzt; Glück und Wohlstand zieht augenscheinlich mit ihm ein. Und hier zeigt sich sofort ein Zug der Herakles-Sage. Wie Herakles in der Wiege die von der Hera gesendeten Schlangen erwürgt, so das neugeborne Götterkind: ein Dämon in Gestalt eines schwarzen Raben, der den Kindern die Augen auszuhacken und sie zu blenden oder auch zu tödten pflegte, will an ihm diese Operation vornehmen; Gesser schliesst das eine Auge, während er mit dem andern schielend umherblickt; über dieses eine offene Auge hatte er seine magische eiserne neunzackige Fangstange gelegt, mit deren Schlingen er sofort den Raben, als er sich näherte, erwürgte. — Ein anderer Dämon unter der Hülle eines Lama (Obergeistlichen) pflegte den Kindern, indem er ihnen die Hand auflegte, als wollte er sie segnen, die Zunge abzubeissen und sie stumm zu machen. Gesser erwartet den Lama mit seinen fest auf einander gebissenen fünfundvierzig schneeweissen Zähnen, die der Lama nicht öffnen konnte; um des Kindes Zunge zu erhaschen, gibt er ihm seine eigene Zunge zu saugen, die Gesser sofort an der Wurzel abbiss und den Lama tödtete. Der Knabe erhält den Namen Joro, den er bis zum fünfzehnten Jahre behält. Von seinen zwei irdischen Brüdern ist ihm Dsesse Schikir innig zugethan, sie sind unzertrennlich wie Kastor und Pollux, Orestes und Pylades, Achilleus und Patroklos oder Theseus und Peirithoos. Von den zwei väterlichen Oheimen ist ihm Tsargin wohlgesinnt; Tschotong dagegen ist das feindliche Princip im Leben des Helden.

Der junge Joro findet bald und oft Gelegenheit von seinen ausserordentlichen Gaben Gebrauch zu machen, und fast immer geschieht dies mit einer Würze neckischen Humors; er verübt eine Menge von Schelmenstücken, die den kühnsten von Eulenspiegel an die Seite gestellt werden können; er lässt die entfernten Berge als nahe und die nahen Berge als entfernte erscheinen, die Herden weiden von selbst, er schlachtet Kälber unter den Augen des Vaters und verzehrt sie, und wenn dieser zornerfüllt sie nachzählt, fehlt kein Stück, lässt

einen mit hungerndem Magen zusehen, wie andere üppig speisen, und so vieles dergleichen. Leider gestattet mir die Zeit nicht, solche wirklich amüsirende Stücke zu erzählen.

Bei einer Gelegenheit gibt sich Joro seinem Bruder Dsesse Schikir, der seine höhere Natur schon lange geahnt, als Gesser zu erkennen, doch bittet er ihn, dies für jetzt noch niemanden zu offenbaren. In diese Zeit fällt auch noch die etwas sonderbare Werbung um seine erste Gemahlin Aralgo Goa.

Der böse Oheim Tschotong wird inzwischen nicht müde, alle möglichen Anschläge gegen Joro ins Werk zu setzen, doch nehmen sie meist ein ungünstiges Ende für den Urheber; er weist Joro wiederholt aus.

Nun erscheint eine reisige Mongolin auf dem Schauplatz unserer Sage. Die Fürstentochter Rogmo Goa, entschlossen, nur dem stärksten Ringer und dem geschicktesten Bogenschützen ihre Hand zu reichen, kommt mit einem Gefolge vollendeter Meister in beiden Künsten nach Tibet. Das ausgezeichnete Vermögen des einen von drei Bogenschützen bestand darin, dass sein mit Sonnenaufgang in die Höhe geschossener Pfeil erst zur Erde zurückkehrte, wenn die Sonne bereits drei Viertheile ihrer Bahn vollendet hatte; nach dem Abschiessen legen sich die Schützen auf den Rücken und erwarten liegend die Rückkehr des Pfeils, der gerade an der Stelle in die Erde fahren muss, wo früher der Kopf lag, der beim Niederfahren des Pfeils seitwärts gebogen wird. Nachdem dreissig Helden des Landes bereits besiegt sind, tritt der Knabe Joro in die Schranken, aber unsichtbarer Weise kämpft für ihn sein magischer Doppelgänger, der göttliche Gesser. Den einen Fuss auf einen Berg, den andern auf des Meeres Strand setzend, schleudert Gesser die Ringer Tausende von Meilen über sich hinweg, und sein um die Morgenröthe zum Himmel abgeschossener Pfeil langt erst spät am Abend und mit allerlei himmlischen Vögeln geziert wieder auf Erden an. Als Sieger erringt er Rogmo, die aber vor der hässlichen Gestalt die Flucht ergreift; doch Joro schwingt sich hinter ihr aufs Ross und sie muss ihn mit nach Hause nehmen, wo über einen solchen Schwiegersohn ein grosses Herzeleid herrscht. Die Tochter wird von ihren Eltern mit Vorwürfen überhäuft, und der hässliche Knirps, den sie als Gatten mitgebracht, gar schnöde behandelt; es ist aber unmöglich, seiner los zu werden.

Der unversöhnliche Tschotong bietet alles auf, um Joro die edle mongolische Jungfrau wieder zu entreissen. Es werden ihm der Reihe nach verschiedene Arbeiten auferlegt, und immer soll Rogmo der Preis sein, oder, im Falle des Misslingens, für ihn verloren gehen. Solche Arbeiten kommen vielfach auch in den andern Sagenkreisen vor, z. B. in Kalewala; die griechische Sage bietet ähnliches bei Iason und Medea. Vorzüglich kommt aber H e r a k l e s hier in Betracht. Tschotong ähnelt hier gewissermassen dem E u r y s t h e u s; einzelne Arbeiten lassen sich füglich einander gegenüber stellen. Tschotong veranstaltet ein Wettrennen von 30,000 Mann, eine eintägige Treibjagd auf 10,000 Stiere, verlangt das Erlegen eines wilden Stieres, die Erlegung des himmlischen Garuda-Vogels, lauter Dinge, die uns lebhaft an die dem Herakles gestellten Aufträge erinnern: die Stuten des Diomedes, Rinder des Geryones, kretischer Stier, erymanthischer Eber, kerynitische Hindin. Die Erlegung des Garuda hat ihr Seitenstück in den stymphalischen Vögeln; nur hat es Gesser noch schwerer, indem er den Garuda, den Fürsten der Vögel und Träger Wischnu's, erst aus dem Himmel locken muss, was ihm nur durch die List gelingt, die der Fuchs gegen den Raben anwendet, nach dessen Käse ihm gelüstet; der Garuda erscheint, entfaltet seine Reize, worauf ihn Gesser wirklich vom Himmel herunter schiesst.

Bei Rogmo tritt allmählich eine Sinnesänderung gegen Joro ein; sie scheint seine höhere Bestimmung zu ahnen; auch fügt er es so, dass sie ihn in verklärter Gesser-Hülle auf seinem Lager schauen kann. Er erzählt ihr alle Grossthaten, die er von seiner Geburt an verrichtet, zum Beweise, dass es nicht an Zeichen und Wundern fehle, die seine hohe Mission beurkunden. Rogmo Goa hört bald weinend bald lachend den Zauberfluss dieser Rede an, und Gesser scheint nun auf ihre Ergebenheit rechnen zu können.

II. Buch. Dieses erzählt Gesser's Zug gegen einen Riesen, der in Gestalt eines berggrossen Tigers im Norden haust und Menschen verschlingt. Die drei himmlischen Schwestern unseres Helden machen ihn auf dieses Ungeheuer aufmerksam und ermahnen ihn, es mit Vorsicht zu bekämpfen. Gesser lässt alle ihm ergebenen Helden kommen und fordert sie auf, ihm auf diesem Zuge zu folgen, da er ihnen jetzt das erste Zeichen seines Berufes als Gesser geben werde. Gesser prüft die Hingebung der Seinigen durch verstellte dringende Lebensgefahr. Das Ungeheuer erblickte einen Menschen in der Entfernung einer Tagereise und erschnappte ihn zum Verschlingen in der Entfernung einer halben Tagereise. Gesser springt in magischer Verwandlung in den Rachen des Tigers. Innerhalb des Rachens stemmt er seine beiden Füsse gegen die unteren Hauzähne des Tigers, stemmt sein Haupt gegen dessen Gaumen und seine beiden Ellenbogen gegen die beiden Mundwinkel desselben. In dieser augenscheinlichen Lebensgefahr lassen ihn fast alle im Stich, nur sein edler Bruder Dsesse Schikir besteht die Probe glänzend. Das Ungeheuer wird erlegt; aus dem Kopffell des Tigers werden 100 Helme, sowie aus dem Fell des übrigen Körpers 150 Harnische verfertigt.

III. Buch. Es erzählt eine Expedition Gesser's nach China, um die gestörte Reichsverwaltung des Küme Chagan wieder in Ordnung zu bringen. Der Kaiser, dem er argen Schimpf anthut, will ihn tödten lassen und versucht alle Mittel vergebens gegen ihn. Gesser rettet sich aus der Schlangengrube, der Wespen-, Ameisen-, Wildhöhle u. s. w.; aus dem finstern Loche rettet er sich, indem er mit seiner die Sonne fangenden goldenen Schlinge und seiner den Mond fangenden silbernen Schlinge die Sonne und den Mond fieng und übernachtete, das finstere Loch dadurch erleuchtend. Er zwingt sogar den Kaiser, ihm seine Tochter Küne Goa zur Frau zu geben; doch wird deren nicht mehr weiter gedacht. In China verweilt Gesser drei Jahre.

IV. Buch. Während Gesser's Abwesenheit in China macht Onkel Tschotong den sträflichen Versuch, seine erste Gemahlin, Aralgo Goa, die auch einen Beinamen führt, den manche meiner liebenswürdigen Zuhörerinnen den ungeschlachten Mongolen kaum zutrauen würden, nämlich Tümen Dschirgalang d. h. „die zehntausend Freuden", für sich zu gewinnen. Ihren fernen Aufenthalt erspähend, reitet er auf seinem Gelbschecken dahin und hält folgende Anrede an sie:

„Edles unglückliches Weib! der sich Gesser Chagan nennt, kommt er auch nur, seinen Schatten dir zu zeigen? Nachdem er die Regierung des Küme Chagan von China geordnet, dessen Tochter Küne Goa genommen und drei Jahre dort verweilt, ist er zurückgekehrt, weilt an der Seite Rogmo Goa's (deiner Rivalin) und kommt nimmer zu dir! Ob du herwärts oder hinwärts blickest, du beseligest Zehntausende! Bei solchem Liebreize solltest du leiden müssen! Ich will mich deiner annehmen!"

Tümen Dschirgalang entgegnet: „Wehe, wehe! Oheim Tschotong, was für ein Wort ist dies! — τέκνον ἐμόν, ποῖόν σε ἔπος φύγεν ἕρκος ὀδόντων! — Wenn Zehntausende, wie du, im Verein herankämen, würden sie auch nur eines Schattens von meinem Gesser, der mir

im Traum erschiene, werth sein? Deine Rede höre der blaue ewige Himmel über uns! Die goldene Fläche unter uns, in diesem Leben unsere Mutter, höre sie! alles was lebt und sich regt, werde bei solcher Kunde taub und geblendet!"

Trotz dieser Abweisung wiederholt Tschotong nach acht Tagen seinen Besuch mit derselben Zumuthung, Aralgo Goa widersteht jeder Versuchung und lässt vielmehr ihn sammt seinem Pferde wacker durchprügeln. Er schleppt sich mühselig davon und sinnt nun auf andere Mittel, das Weib von Gesser zu trennen. Ein zwölfköpfiger Riese wird durch Tschotong's List bewogen, dem Gesser eine Krankheit anzuzaubern; und Tümen Dschirgalang's Entfernung soll einzige Bedingung der Wiedergenesung ihres Gatten sein. Das treue Weib verschenkt all ihre Habe an die zu ihrem Hofstaat gehörenden Armen, von denen sie rührenden Abschied nimmt, und begibt sich allein auf den Weg. Sie trifft mit dem Riesen zusammen, dessen Gunst sie zu gewinnen sucht, damit ihr Gesser gerettet werde. Das Ungeheuer bringt die schöne Frau auf sein Schloss und erklärt sie für seine Gemahlin.

Wir können hier die treue Penelope nicht verkennen; Tümen Dschirgalang bleibt unerschütterlich; sie ergibt sich dem Riesen nur scheinbar, um Gesser zu retten, sowie Penelope scheinbar auf die Anträge der Freier eingeht.

Gesser, in Folge dieses Ereignisses wieder genesen, macht sich auf den Weg zu Aralgo Goa, deren Schicksal ihm bekannt geworden, ohne dass er weiss, in welcher Absicht sie dem Riesen sich ergeben hat. Auf der Reise hat er eine Menge verdriesslicher Abenteuer zu bestehen, die ihm sein ungeschlachter Gegner schon aus der Ferne bereitet und deren Besiegung den Beistand der drei himmlischen Schwestern unseres Helden nöthig macht. In das Schloss kann er nur durch die Lüfte gelangen und zwar auf dem Rücken seines magischen Braunen, dessen oftmaliges Vorkommen an das Flügelross Pegasos erinnert.

Die ganze Expedition gegen den Riesen spiegelt eine Reihe von Zügen der griechischen Sage wieder, nur sind sie unter einander gemischt. Der Riese ist vor allem das Ebenbild des homerischen Polyphemos; er ist Menschenfresser, wie die riesigen Kyklopen und Lästrygonen, er verschlingt sogar seine eigenen Frauen, hält eine Mahlzeit von geschmorten Menschenfingern; er lässt sich von Aralgo seinen grossen Zahnstocher reichen, um damit einige Menschen, die ihm bei seiner letzten grässlichen Mahlzeit zwischen den Zähnen stecken geblieben, herauszustochern; Kinder von Göttern, Menschen und Riesen bilden seine Wachen; er schleudert Felsstücke und Pfeile von der Grösse eines Kameels, wie Polyphem Berge; einem solchen Wurfe weicht Gesser aus, indem er als kleiner Joro sich niederduckt, sowie Polyphem's Bergesmassen über des Odysseus Schiff hinausfliegen.

Vieles knüpft hierbei aber auch an die Sage von Proteus und die ähnlichen von Nereus und Glaukos an. Wie Proteus sich in alles mögliche verwandeln kann und vor Menelaos als Löwe, Drache, Panther, Eber, Wasser, Baum erscheint, so stehen dem Riesen eine fast zahllose Menge von Verwandlungen zu Gebote, unter diesen gerade auch eine Hauptverwandlung in einen Baum; Gesser kann ihrer nur Meister werden, indem er sich zuvor belehren lässt. Wie Menelaos und Herakles den Proteus und Nereus zwingen ihnen zu weissagen, ebenso zwingt Gesser die Hirten des Riesen, die er bewältigt, ihm über alles Auskunft zu geben; ebenso muss ihm ein Zeichendeuter auf dem Wege aus seinen rothen Fäden alles ohne Irrthum weissagen. Aber zu seinen Unternehmungen müssen ihm auch seine himmlischen Schwestern Anleitung geben, an die er sich ja in jeder Noth wendet. Hier werden wir wieder an eine andere Partie der Odyssee unwillkürlich erinnert: die Schwestern geben ihm ähnliche

Anweisungen wie Kirke dem Odysseus. „Unterwegs kommst du an einen bezauberten Fluss, in welchem scheinbar Pferde, Menschen und Felsstücke durch einander strömen und heulende und winselnde Töne hören lassen; unter dem Ausruf mystischer Worte schlag dreimal mit deiner magischen Peitsche in den Fluss und passire dann denselben. Von da weiterhin kommst du zu einer andern Verwandlung, nämlich zu zwei an einander schlagenden Felswänden; um zwischen denselben durchzukommen, musst du selbst ein Mittel ausfindig machen.“

Wer kann hier Sirenen, Skylla, Charybdis und die Plankten oder Symplegaden verkennen? Gesser passirt den Fluss nach der gegebenen Anleitung, wie Odysseus. Als er zu den beiden Prallfelsen gelangt, wandelt er seinen magischen Braunen in ein räudiges braunes Füllen um und sich selbst in einen ganz vertrockneten gemeinen Menschen. „Wie hübsch und artig,“ ruft er aus, „würde es sein, wenn diese Felsen recht bald zusammenklappten! Wenn sie das mit knapper Noth aus Tibet gekommene räudige Füllen und mich, den vertrockneten gemeinen Menschen, erblicken, werden sie sich da nicht beeilen zusammenzuklappen? Ob das wohl ihre von jeher gewohnte Art sein mag? Bei uns in Tibet gibt es solche Felsen, die aus der Entfernung einer Tagereise oder wenigstens einer halben Tagereise schnell zusammenklappen und einen Menschen tödten; ich sterbe vor Furcht und will daher umkehren!“ Die beiden Felsen dachten: „Der Mensch hat Recht! der arme Schlucker fürchtet sich! wir wollen in der That aus der Entfernung einer Tagereise zusammenklappend ihn tödten!“ Und so entfernten sie sich sehr weit aus einander, während inzwischen Gesser den magischen Braunen spornte und peitschte und zwischen durch sprengte. Die Felsen, in der Absicht den Gesser zusammen zu quetschen und zu tödten, prallten so heftig gegen einander, dass sie in Trümmer und Stücke zerschellten. Welche Aehnlichkeit! der Unterschied besteht nur darin, dass die griechischen Felsen, seit die Argo durchgesegelt oder die Taube durchgekommen, unbeweglich stille stehen, während die mongolischen, als Gesser mit seinem edlen Rosse durchgesprengt, sich selbst zerschellen!

Noch einige Vergleichungspunkte zwischen Odysseus-Polyphemos und Gesser und dem Riesen. Polyphemos wälzt den Felsblock, den zweiundzwanzig vierrädrige Lastwagen nicht wegzuheben vermochten, vor den Eingang der Höhle, um Odysseus und die Gefährten einzuschliessen. Tümen Dschirgalang kann die Burg nicht verlassen, wenn der Riese fort ist; am Thore des Palastes sind an beiden Thürpfosten zwei Spinnen von der Grösse eines zweijährigen Kalbes hingestellt, Verwandlungen des Riesen, um die Gefangene zu verschlingen, wenn sie es versuchen würde hinauszugehen. Odysseus bethört den Polyphemos mit Wein, Tümen Dschirgalang entlockt dem Riesen unter Liebkosungen die Geheimnisse seiner Verwandlungen. Odysseus rettet sich und die Gefährten geborgen unter den Schafen, Gesser verbirgt sich mit grosser Vorsicht im Schlosse in einer wohlverwahrten Grube unter der Erde. Wie Odysseus den Polyphemos blendet, so vernichtet Gesser den Riesen allmählich; durch Vernichtung einer Verwandlung desselben nach der andern schmerzt ihn der Kopf immer mehr; an die Blendung erinnert auch, wie Gesser, als Sperber verwandelt, seine Krallen über das linke Auge des Riesen setzt. Elf Köpfe hat ihm Gesser bereits abgeschnitten, da will der Riese mit Gesser Freundschaft schliessen, gerade wie Polyphem dem Odysseus Gastgeschenke anbietet (Od. IX. 517 f.: ἀλλ' ἄγε δεῦρ', Ὀδυσεῦ, ἵνα τοι πὰρ ξείνια θείω, Πομπήν τ' ὀτρύνω δόμεναι κλυτὸν Ἐννοσίγαιον), bis er ihn ganz tödtet.

Ausserdem gleichen die Anstalten Gesser's den Riesen zu tödten, in vielem Odysseus' Vorbereitungen gegen die Freier; ebenso die Ausführung, er hat ebenso viel zu thun wie

Odysseus. Zweimal hüllt sich dabei Gesser auch in Bettlergestalt. Durch Vertilgung des Riesen gewinnt Gesser seine zehntausend Freuden besitzende treue Gattin wieder, wie Odysseus die treue Penelopeia. — Erinnern möchte übrigens das Verhältniss des Riesen zu Tümen Dschirgalang noch an die Bewerbung des Polyphemos um Galateia, wie sie uns so drastisch von Theokrit und Ovid geschildert ist.

Das ganze Geschlecht des zwölfköpfigen Riesen wird mit ihm vertilgt. Aber Aralgo, die ihren Gesser mit so vielen Opfern wieder erlangt hat, gibt ihm nun einen Trank der Vergessenheit ein, damit er sich's nie wieder beikommen lasse, von ihrer Seite zu weichen. Sie hütet ihn beständig und sucht sein Heimweh zu besiegen. Unter dieser Gestalt müssen wir ganz die Kalypso in ihr erkennen, die dem Odysseus Unsterblichkeit verleihen und ihn ewig für sich behalten will; ja selbst Kirke spielt mit ihrem Vergessenheit bewirkenden Tranke etwas herein. Neun Jahre lang weiss Aralgo ihn so an ihre Seite zu bannen, indem sie ihm immer von neuem den Trank reicht. Odysseus weilt in gleicher Lage sieben Jahre bei Kalypso. — In der Odyssee ist auch Helena im Besitz eines Vergessen bewirkenden Krautes zur Mischung in den Wein; nicht unerwähnt bleibe endlich die Lotosfrucht, die das gleiche bewirkt.

V. Buch. Wir kommen zur längsten Abtheilung der Gesser-Sage. Sie hat den Schiraigol'schen Krieg und die Rückkehr Gesser's zum Gegenstand.

Drei Brüder, Chane der Mongolen von Schiraigol (=Hoang-ho, gelber Fluss), suchen für den Sohn des einen von ihnen eine würdige Braut. Sie schicken fünf Boten, vier geflügelte und einen ungeflügelten, in die vornehmsten Reiche der Welt und sogar in den Himmel zur Brautschau. Der in den Himmel geschickte kommt nicht wieder; die übrigen verkünden nach ihrer Heimkehr, was sie gesehen. Vor allem interessirt die Schilderung, welche der Rabe, der nach Tibet geflogen, von Gesser's Gemahlin Rogmo Goa und den sie umgebenden Herrlichkeiten macht. Die Schutzgeister der drei Fürsten werden noch besonders ausgesendet, um sich von der Wahrheit des Berichtes zu überzeugen; sie bringen die vollste Bestätigung zurück. Sofort brechen die drei Chane mit einem unermesslichen Heere (3,300,000 Mann) wider Tibet auf, um das reizende Weib zu erobern. Und es entspinnt sich nun ein Krieg, bei welchem Gesser, durch Aralgo's Trank der Vergessenheit in der Riesenburg zurückgehalten, lange Zeit unbetheiligt bleiben muss. Seine zum Schutze des Hoflagers und der Rogmo kämpfenden Helden, unter denen Schikir, Schumar, Nantsong und Onkel Tsargin hervorleuchten, thun in vielen mörderischen Schlachten Wunder der Tapferkeit. Allein Rogmo Goa wird durch eine Verrätherei Tschotong's den Feinden zur Beute, und der Versuch ihrer Befreiung kostet fast allen Helden das Leben. Gesser's Hoflager wird eingenommen. Ein erneuter Versuch Schikir's, den abziehenden Fürsten die Rogmo abzujagen, endet mit dessen Tod.

In Rogmo Goa spiegelt sich hier Helena ab; die Werbung und der Raub erinnert an Paris; der um Rogmo entbrannte Kampf führt uns lebhaft die Heldenscenen von Troia vor Augen; man könnte viele der Helden bis ins einzelne einander gegenüber stellen, z. B. Achilleus und Schikir. Der Xanthos röthet sich vom Blute der von Achilleus Erschlagenen (Il. XXI), ebenso „füllt Schikir den Chatun-Strom mit Erschlagenen, die Strömung desselben ward roth." Neun Jahre lang woget der Kampf um die Mauern Troias; ebenso lang wird um Rogmo gestritten; erst nach neunjähriger Abwesenheit kehrt Gesser zurück.

Rogmo schickt die Trauerkunde nebst Mahnung zur Rückkehr und Rache mittelst eines Pfeiles aus Schikir's Köcher wiederholt durch die Lüfte an Gesser. Auch sonst werden oft

Pfeile entsendet, die für weite Entfernungen bestimmt sind und in der Regel ihr Ziel treffen; wie der Pfeil des Pandaros (Il. IV. 90 ff.) den Menelaos verwundet. Rogmo's Pfeil trifft fast jedesmal genau auf Gesser's Pfeilkasten; Gesser wird jedesmal wie aus einem Traum aufgerüttelt, aber jedesmal verabreicht ihm Aralgo von neuem den lethäischen Trank. Rührend ist es, wie selbst die Thiere auftreten, um Gesser an seine Pflicht zur Rückkehr zu mahnen. Auch Gesser's Schutzgenien, die drei Schwestern, legen sich ins Mittel. In Kranichgestalt kreisen sie am Himmel und lassen Klagetöne erschallen, die von den Freunden Gesser's gehört werden. Als sie sich niedersenken, übergeben ihnen die Freunde einen Brief an Gesser und es überbringen die Kraniche die Nachricht an Gesser. Man möchte fast an die Kraniche des Ibykos denken! Erst nach neunjährigem Aufenthalt im Schlosse kann Gesser, von Aralgo begleitet, die Heimkehr antreten.

Wenn wir in der ersten Abtheilung dieses fünften Buches uns an die Ilias erinnert glauben mussten, so sehen wir uns dagegen im zweiten Theil mit der Rückkehr Gesser's entschieden auf die Odyssee verwiesen, und zwar bietet sich uns hier eine Uebereinstimmung und Aehnlichkeit, die uns manchmal im höchsten Grade überrascht. Wir haben ein vollständiges Bild von der Rückkehr des Odysseus und seiner Rache an den Freiern vor uns. Des Odysseus baldige Ankunft und Rache an den Freiern wird allenthalben angekündigt und damit gedroht, ebenso bei Gesser; Gesser erscheint, ebenso lange unerkannt und in fremder Hülle, wie Odysseus in seiner Verkleidung, beide hüllen sich in das Bettlergewand; wie Odysseus durch erdichtete Erzählungen über sich zu täuschen sucht, ebenso Gesser. Wie Odysseus sich des Beistandes der Athene zu erfreuen hat, so unterstützen Gesser seine drei Schwestern, die Grossmutter u. s. w. Wie Odysseus allen Schmähungen und Verhöhnungen ausgesetzt ist, ebenso Gesser; die Erkennungsscenen spielen sich bei beiden in ganz gleicher Weise ab. Unter einer Menge von Aehnlichkeiten hebe ich nur einige der schlagendsten hervor.

Auf dem ungeheuern Wege hat Gesser eine Menge von Abenteuern zu bestehen. Einmal kommt er zur Behausung eines schönen Weibes, das ihn zur Bewirthung mit Speise und Thee einladet. Die Schöne bereitet zwei Kuchen, in deren einen sie Gift mischt, welchen sie Gesser vorsetzt, während sie den andern unschädlichen für sich bestimmt. Während sie hinausgeht, erscheinen Gesser's Schwestern in Kukuksgestalt und machen ihn auf die Gefahr aufmerksam. Gesser vertauscht die Kuchen; wie das Weib zurückkommt und Gesser nicht essen sieht, ergreift sie einen schwarzen hölzernen Stab von drei Klafter Länge und gebietet ihm unter mystischem Ausrufe zu essen. Gesser verzehrt den Kuchen, verlangt nun aber auch dasselbe von dem Weibe, das denn ohne Ahnung den vergifteten Kuchen verzehrt, aber mit dem Stabe unter Wiederholung der mystischen Formel Gesser dreimal auf den Kopf schlägt. Gesser zieht das Weib unter Aussprechen einer ähnlichen Formel dreimal am Kopf, worauf dasselbe in einen Esel verwandelt wird. Wem fällt hier nicht Kirke und die armen in Schweine verwandelten Gefährten des Odysseus ein? Wie Gesser durch seine Schwestern gewarnt wird, so empfängt Odysseus von Hermes das Wunderkraut μῶλυ, das den Zauber unwirksam macht. Hier trifft aber die Strafe der Verwandlung die Zauberin selbst. Sie ist übrigens der letzte Ueberrest vom Geschlechte des zwölfköpfigen Riesen, eine Muhme desselben. Ist doch auch Kirke die Schwester des zauberreichen Aietes!

Endlich gelangt Gesser zu seinem Hoflager, wo der böse Oheim Tschotong jetzt schaltet und waltet. Im Verlauf des Krieges war dieser von den mongolischen Fürsten gefangen genommen worden; gegen das Versprechen, die Erbeutung der Rogmo zu erleichtern, hatte

er seine Freiheit und, nach dem glücklichen Erfolge, die Herrschaft über Tibet (an Gesser's Stelle) erlangt. Gesser's alter Vater Sanglun, jetzt im Dienste des Usurpators, wird von ihm, der ein böses Gewissen hat, den vermeintlichen Fremdlingen entgegengeschickt, um sie schleunigst wieder auszuweisen; aber sein göttlicher Sohn gibt sich ihm bald zu erkennen.

Tümen Dschirgalang breitete, von Gesser auf die Ankunft des Vaters vorbereitet und ihn zum Thee einladend, eine Filzdecke vor Sanglun aus, füllte Thee in eine grosse Schale aus Horn und reichte ihm dieselbe. Als der Alte die Schale erblickte, lächelte er; als er den Thee getrunken hatte und die Schale zurückstellte, weinte er. Jetzt gab ihm Tümen Dschirgalang das Vorderviertel eines Schafes. Der Alte langte sein Zulegemesser hervor, konnte aber mit dem Zerlegen nicht zu Stande kommen. Da wurde Gesser gerührt und warf ihm durch den Vorhang, hinter welchem er sich verborgen hielt, sein Bohrmesser mit dem Krystallhefte zu. Sanglun nahm das Messer und lächelte wieder; dann schnitt er das Fleisch in Stücke, ass einiges davon und gab das übrige weinend zurück. Tümen Dschirgalang fragte ihn, warum er abwechselnd lache und weine. Sanglun sagte: „Meine Gebieterin, du fragst mit Recht also. Der Vertilger der Wurzel der zehn Uebel, der wohlthätige und weise Gesser-Chan, war mein Kind. Es sind jetzt neun Jahre, dass er hingegangen, um einem zwölfköpfigen Riesen seine Gemahlin Aralgo Goa wieder zu entreissen. Ich hatte ihn todt geglaubt. Als ich nun diese Schale von Horn erblickte, dachte ich, er sei gekommen, und lachte. Dann wieder dachte ich: Mein geliebter Sohn, diese Schale ist die deinige, wo aber bist du selbst? und musste weinen. Ebenso gieng es mir mit dem Bohrmesser am Krystallhefte.“ Jetzt vergoss auch Tümen Dschirgalang Thränen. Gesser konnte nicht mehr an sich halten; er sprang hervor und fiel seinem Vater weinend um den Hals.

Er entlässt den Alten mit einem Geschenk für seine Mutter Geksche Amurtschila und empfiehlt ihm Besonnenheit. Dieser erfreut sie mit der vorläufigen Nachricht, dass ihm ein Mensch begegnet sei, von dem er erfahren habe, Gesser lebe noch und komme, an dem verhassten Tschotong Rache zu nehmen.

Bedarf es einer Erinnerung an die Gleichartigkeit der Erkennungsscenen des Odysseus? Und wie ähnlich ist die Lage der beiden Alten geschildert! L a e r t e s verzehrt sich in seinem Kummer um Odysseus, beschäftigt sich mit Knechtesarbeit, in elender Kleidung, schläft im Winter in der Asche neben dem Feuerherd, im Sommer auf freier Flur auf dem Lager herabgefallenen Laubes. S a n g l u n ist Aufseher über die Pferdeherden Tschotong's, der ihn sogar misshandelt und durchprügeln lässt! Sein Lager gibt dem des Laertes nichts nach, er muss sich auf trockenem Miste betten! Nebenbei streift Sanglun's Stellung etwas an die des Eumaios.

Und wie hat Eumaios, der δῖος ὑφορβός, seinen Doppelgänger! Wie Odysseus in Bettlergestalt vor Eumaios erscheint, ebenso trifft Gesser, in der Gestalt eines alten Bettelmönchs, auf dem Wege nach seinem Schlosse einen armen Hirtenknaben. Es stellt sich heraus, dass es Laitschab ist, der unglückliche Sohn seines edlen Bruders Schikir, der jetzt die Ziegen Tschotong's hüten muss. Weinend erzählt er Gesser, wie sehr er sich sehne, an dem verhassten Feinde einst Rache zu nehmen, aber wie sehr er fürchten müsse, der Sklavendienst werde seinen Körper aufreiben. Er fleht den Lama um einen kräftigen Segen an zum Heile der Seele seines Vaters und des todt geglaubten Gesser, und bietet ihm gutherzig Schafkäse dafür, die kärgliche Kost zur Stillung seines eigenen Hungers. Ohne sich zu erkennen zu geben, aber aufs tiefste bewegt, rühmt Gesser den jugendlichen Edelmuth des Kleinen und erfüllt ihn mit froher Hoffnung. Ganz der Widerpart dieses edlen Z i e g e n h i r t e n Gesser's

ist sein ithakesischer College, der schändliche Melanthios! Auch einen Nebenumstand will ich noch anführen. Als Odysseus vor Eumaios' Hütte zuerst erscheint, stürzen die Hunde auf ihn los, und nur der Intervention des Sauhirten ist es zu danken, dass sie ihren Herrn nicht zerreissen; ganz ähnlich stürzen auf Gesser, freilich bei einer andern Gelegenheit, wo er sich aber auch unter fremder Hülle, als Sammler trockenen Mistes, geborgen hatte, zwei wilde Hunde, die ihm aber ebenfalls keinen Schaden thun.

Weiterhin auf seinem Wege begegnet dem Gesser eine alte Sklavin, deren Schultern durchgerieben vom Tragen des Korbes sind, in den sie trockenen Mist einsammelt — es ist seine Mutter! Er sieht sie zugleich weinen und lachen; um den Grund befragt, erwiedert die Alte: „Deine Frage ist nicht ohne Grund. Der Vertilger der Wurzel der zehn Uebel in den zehn Gegenden, der heldenmüthige Bogda Gesser Chagan, ist mein einziger Sohn. Es sind nun neun Jahre verflossen, seit er gegen den zwölfköpfigen Riesen gezogen ist. Dieser mein Sohn konnte sich in den zehn Gegenden nach Belieben verwandeln; dessen ungeachtet pflegte er sowohl das Muttermal an der Stirne als auch seine fünfundvierzig schneeweissen Zähne nie zu verwandeln. Ich hielt dich für eine seiner Verwandlungen und desswegen lachte ich; nachher glaubte ich mich getäuscht zu haben, und desswegen weinte ich."

Wem sollte es entgehen, dass hier der Mutter des Helden dieselbe Rolle zugedacht ist wie der Amme Eurykleia, die den Odysseus an der Narbe erkennt? Des Odysseus Mutter Antikleia hat die Sehnsucht nach dem geliebten Sohne längst den Schatten zugesellt; so konnte sie diese Erkennungsscene nicht übernehmen; und ebenso lässt der griechische Dichter die Enthüllung vor Laertes erst am Schlusse der Handlung vor sich gehen; beide treten in den Hintergrund; dafür sind Eumaios und Eurykleia vorgeschoben. Wie Odysseus der Eurykleia gegenüber sich verrathen hat, so ist es dem Gesser unmöglich, vor der Mutter sein Incognito länger zu bewahren; er erscheint ihr nach wenigen ausgetauschten Worten in seiner wahren Gestalt, auf dem magischen Braunen, den er vom Himmel gerufen, und in seinem vollen Waffenschmuck. Die Mutter vergiesst Freudenthränen.

Auch dem elenden Tschotong tritt Gesser, ganz wie Odysseus, in Bettlergestalt entgegen; sucht ihn, wie Odysseus wiederholt, durch falsche Erzählungen zu täuschen; doch hat er sich im Hause Tschotong's keiner bessern Behandlung zu erfreuen, als Odysseus bei den Freiern; er scheidet mit der Versicherung, dass Gesser nicht bloss lebe, sondern bereits im Anzuge sei, um Rache zu nehmen. Wenn auch nicht in gleicher Weise wie bei des Odysseus Eintreten in seinen Palast die rührende Scene sich abspielt mit dem treuen Hunde Argos, der seinen Herrn noch erkennt und dann stirbt (Od. XVII. 290—327), so ist doch höchst auffallend, dass auch hier ein Hund eine Rolle spielt, als Gesser zuerst Tschotong's, beziehungsweise seine Behausung betritt; Gesser wird von Tschotong aufgefordert, seinem Hunde einen Namen zu geben, und er thut das durch eine Benennung, die Tschotong's nahendes Verhängniss deutlich genug ankündet. Gesser tritt endlich in seiner wahren Gestalt auf, sein Erscheinen vor Tschotong ruft nicht weniger Entsetzen hervor, als das des Odysseus unter den Freiern; er ist unerbittlich; seine Rache hat einen muthwilligen und unedlen, des Göttersohnes nicht würdigen Charakter. Die Fürbitte seines guten Onkels Tsargin rettet jedoch das Leben des Nichtswürdigen. Die Freude der Freunde über Gesser's Erscheinen ist unermesslich.

Und nun bricht Gesser auf, um an den Fürsten von Schiraigol Rache zu nehmen. Den Gedanken und der Ausführung nach haben wir des Odysseus Scenen der Rache an den Freiern vor uns. Einzelne Scenen darunter führen uns aber noch auf andere Partieen der Odyssee.

Die Töchter der drei Chane von Schiraigol pflegen sich zu einer köstlichen Quelle zu begeben, um Wasser zu holen und sich zu baden. Als hundertjähriger Bettelmönch lagert sich Gesser an diesem Brunnen. Aehnlich wie Nausikaa zur Wäsche an den Fluss fährt, erscheint die eine Tochter mit ihrem Gefolge am Brunnen; wie Nausikaa und die Gespielinnen Ball werfen, so spielen die Mongolinnen mit einer Obstfrucht und diese fällt dem rücklings liegenden Bettler in den offenen Mund, wie jener Ball der spielenden Phäakinnen den Odysseus aus seinem Schlummer weckt. Staunen ergreift die Mädchen; der Bettler bittet sie, ihm die Frucht zu lassen und, da er sich nicht rühren könne, ihm auszuweichen. Doch sie nehmen ihm die Frucht und schreiten über ihn hinweg. Der zweiten Tochter mit ihren Gespielinnen begegnet das gleiche, ebenso der dritten. Doch diese, Tsoisum Goa, ganz Nausikaa's Ebenbild, nimmt sich seiner an. Sie wird auf Gesser aufmerksam durch den Traum einer ihrer Gespielinnen, gerade wie Nausikaa in Folge des Traumes sich zu den Waschtrögen begeben hatte. Sie führt Gesser in der Gestalt eines Bettelknaben an dem fürstlichen Hofe des Vaters ein, ganz wie Nausikaa. Gesser weiss sich durch eine Menge von Künsten hervorzuthun. Wie Euryalos bei den Phäaken (VIII. 160) den Odysseus reizt und kränkt, so fordert hier Büke Tsagan Manglai den Knaben Gesser spottend heraus, seinen Bogen zu spannen und den Ringkampf mit ihm aufzunehmen. Gesser erwiedert wie Odysseus (VIII. 165—185), Bescheidenheit rathend. Und wie dann Odysseus den Diskus weit über alle hinwegwirft (VIII. 185—200) und sich seiner Kunst im Bogenschiessen rühmt (VIII. 216 ff.), ebenso spannt Gesser den Bogen, den jener für unspannbar hielt, und tödtet ihn im Ringkampf. Dann versetzt uns aber diese Probe mit dem Bogen mitten unter die Freier; wie Odysseus, so erhält auch Gesser nur mit Mühe die Erlaubniss; und wie das Abschiessen des gespannten Bogens durch alle Aexte hindurch für Odysseus der Beginn des Todtengerichtes über die Freier ist, so tödtet dann auch Gesser im Ringkampf die ausgezeichnetsten Helden der drei Chane.

Die gefangene Rogmo, um welche so viel kostbares Blut geflossen, ist aber — und das ist die Kehrseite — keine Penelope; diese haben wir entschieden nur in Tümen Dschirgalang zu suchen. Gesser erlebt an Rogmo den Verdruss, dass sie ihm abgeneigt geworden ist und für ihre mongolischen Landsleute Partei nimmt. Sie erweckt in ihrem dermaligen Gatten den Argwohn, dass der am Hofe weilende Wunderknabe wohl Gesser sein könne, und bietet alle ihre Ränke auf, um hinter das Geheimniss zu kommen. Aber Gesser entkräftet alles durch Gegenlist, bis er seinen Nebenbuhler getödtet und Rogmo gedemüthigt; dann tritt er mit ihr als s e i n e r Gefangenen den Rückweg an. Die beiden Brüder des Getödteten sammeln ihr übriges Heer, um Rache zu nehmen; allein Gesser macht alles nieder und vernichtet das Geschlecht der Schiraigol. Zum Schluss kehrt er mit Rogmo in sein Land zurück. Umgeben von seinen Helden und von den Völkerschaften, die er beherrscht, lebte er ruhig und in Götterfreude. Hier liesse sich eher an die Rückkehr der H e l e n a mit Menelaos denken, wie wir im ersten Theil des fünften Buches schon in Rogmo die Helena erkennen mussten.

Hiermit hat offenbar die Sage geschlossen. Doch wie bei beiden homerischen Epen Einarbeitungen, Erweiterungen, Interpolationen stattfanden, ebenso scheint es auch unserm Werk ergangen zu sein. Rogmo muss zum zweiten Mal untreu werden, und in Folge dessen trifft unsern Gesser, gerade auf dem Höhepunkt seiner Herrlichkeit, die tiefste Demüthigung, die er jemals ahnen konnte.

VI. Buch. Ein tückischer Riese kommt in der Gestalt eines heiligen Obergeistlichen an Gesser's Hof. Rogmo Goa, von dem Ankömmling befragt, ob sie seine Gemahlin werden

wolle, verheisst ihm dies für den Fall, dass er Gesser besiegen könne. Der angebliche Lama verspricht von seiner Seite, ihren erlauchten Gemahl durch magische Kraft in einen Esel zu verwandeln, was ihm auch gelingt, indem er das Bild eines Esels auf seinen Scheitel legt. Es scheint diese Art der Verwandlung eine bei den Mongolen sehr beliebte zu sein; eine ganz ähnliche Operation kommt auch in der zweiten Erzählung des Siddhi-Kür vor.

Nur durch die List einer andern Gemahlin Gesser's, Adschu Mergen, Tochter des Drachenfürsten, ebenso gewaltig als Jägerin wie im ritterlichen Kampfe, einer Atalante, die in der Gesser-Sage sonst wenig vorkommt, wird Gesser nach einiger Zeit wieder entzaubert.

Dieser Abschnitt der Verwandlung und Entzauberung erinnert uns wieder an Kirke.

VII. Buch. Wie aus dem bisherigen zur Genüge hervorgeht, sind oft bei der mongolischen Fassung die Rollen, die in der griechischen Sage unter mehrere vertheilt sind, in einer Persönlichkeit concentrirt, oder umgekehrt ein Träger der griechischen Fassung hat sich bei den Mongolen in mehrere zerspalten. So finden wir auch im siebenten Buch mehreres der Art in einander verschmolzen. Wir haben offenbar wieder eine gegenseitige Durchdringung der Rollen des Herakles und des Odysseus, und daneben in anderer Richtung ebenfalls noch Zusammenschweissungen. Das Ganze ist ein Seitenstück zur Nekyia und zur Fahrt des Herakles in die Unterwelt. So wenig die Nothwendigkeit in das Todtenreich zu fahren für Odysseus begründet ist, so wenig bei Gesser. Wie die Nekyia in der Odyssee nicht ursprünglich, so lag auch der Inhalt des siebenten Buchs nicht im ursprünglichen Plane der mongolischen Sage. Wie übrigens der Gang des Odysseus in das Schattenreich von der Kirke ausgeht, ebenso steht Gesser's Fahrt in das Höllenreich im mittelbaren Zusammenhang mit seiner Verwandlung.

Bei der Kunde von der Eselwerdung ihres Sohnes war Gesser's Mutter Geksche Amurtschila vor Schrecken und Schmerz gestorben. Das veranlasst eine Höllenfahrt unseres Helden, damit er auch den Ungeheuern der Tiefe furchtbar werde, ganz wie Herakles durch sein Hinabsteigen den dunklen Pforten ihren unüberwindlichen Schrecken genommen hat. Nach vergeblichen Erkundigungen im Himmel und auf Erden steigt Gesser ins Schattenreich hinab, zerschmettert, da man ihm nicht aufthut, mit seiner gewaltigen Streitaxt die Höllenpforten und fesselt den Richter der Unterwelt (Erlik Chagan), der aber nichts von Gesser's Mutter weiss; endlich wird sie gefunden, und Gesser befördert ihre Seele im Munde seines magischen Rosses zum Himmel, wo sie verklärt wird. Erst nachdem sein Ross zurückgekehrt, lässt er den Höllenrichter los und zieht ihn noch zur Verantwortung. Wider des Richters Wissen und Willen war die Mutter in der Unterwelt; Erlik Chagan schaute in seinem Schicksalsspiegel nach und fand, dass Geksche Amurtschila bei Gesser's Geburt gezweifelt hatte, ob sie einen Göttersohn oder einen Teufel geboren habe; um dieses sündigen Zweifels willen war sie in die achtzehn Höllen hinabgesunken.

Die Fesselung des Höllenrichters erinnert unzweideutig an die letzte und schwerste Aufgabe des Herakles, den Höllenhund Kerberos zu holen, den er ja gefesselt überbrachte. Der mongolische Höllenrichter hat ganz die gleiche Aufgabe, wie Aiakos, Minos, Rhadamanthys.

Bezüglich der Mütter stehen sich wieder Odysseus und Gesser ziemlich gleich. Odysseus findet Antikleia zufällig in der Unterwelt; der mongolische Held steigt in der Absicht hinab, die seinige dort zu suchen und in das Götterreich zu geleiten. Beide Mütter hat der Kummer und die Sehnsucht nach den Söhnen früh in das Schattenreich geführt (Od. XI. 202 f.:

ἀλλά με cόc τε πόθοc cά τε μήδεα, φαίδιμ' Ὀδυcceῦ, Cή τ' ἀγανοφροcύνη μελιηδέα θυμὸν ἀπηύρα). Der Schluss des Gesser-Chan und der Odyssee gleichen sich übrigens auch noch darin, dass beide uns Scenen aus der Unterwelt vorführen.

Das sind die Aehnlichkeiten im Grossen und Ganzen; auf Kleinigkeiten und Einzelheiten wollte ich nicht eingehen, es liessen sich deren eine Menge nachweisen. Wie diese Aehnlichkeiten zu erklären sind? — ich wage vor der Hand noch keine Antwort. Ich wollte mir für diesmal nur erlauben, die Aufmerksamkeit der Forscher auf diesem Gebiete auf diese jedenfalls merkwürdigen Berührungspunkte zwischen den beiden Literaturwerken zu lenken.

Si quid novisti rectius istis,
Candidus imperti; si non, his utere mecum.

Vortrag des Prof. Wattenbach aus Heidelberg:

Hochgeehrte Versammlung!

Leicht könnte es Ihnen auffallend erscheinen, dass ich mir erlaube, hier vor Ihnen aufzutreten, gleich als ob ich mich für fähig hielte, Sie auf Ihrem eigenen Gebiete belehren zu können. Nimmermehr würde eine solche Anmassung mir in den Sinn kommen, und wenn ich dennoch hier zum Worte mich gemeldet habe, so ist es nur geschehen, weil gewisse Thatsachen zu meiner Kunde gekommen sind, die ich Ihnen mittheilen will, weil sie unser gemeinsames Gebiet betreffen.

Humanisten sind wir ja alle. Unsere ganze Bildung und Wissenschaft beruht auf dem Humanismus. Noch heute steht ihm, wie vor Jahrhunderten, der Scholasticismus gegenüber mit unverminderter Feindschaft. Noch heute hat er Schlupfwinkel, in denen er regiert; und wenn er wieder zur Herrschaft käme, so würde es bald aus sein mit der ganzen humanistischen Bildung, welche wir vertreten.

Der Sieg des Humanismus eröffnet die neuere Geschichte, die Geschichte des Zeitraums, in welchem das Recht der freien Forschung gewonnen, das Joch der Autorität zertrümmert wurde. Hart und schwer war der Kampf gewesen. Längst mit geistigen Waffen überwunden, hatte der Scholasticismus alle Mächte der Finsterniss zu Hülfe gerufen um seinen Platz zu behaupten. Sie kennen alle die Briefe der Dunkelmänner, jenes Meisterwerk der Satire aus dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts. Grell sind die Farben aufgetragen, aber die Grundzüge der Schilderung sind richtig. Wir sehen sie da vor uns, jene unwissende, unsaubere Gesellschaft, voll Gift und Galle gegen ihre Feinde, geistig ihnen auf keinem Gebiete mehr gewachsen, aber stark durch ihren Besitz. Noch sitzen sie fest auf den Universitäten. Sind auch die Gegner schon eingedrungen in die feste Burg, die wichtigsten Stellen, mit geistlichen Pfründen verbunden, sind ihnen doch nicht zugänglich. Die Masse der Studenten geht noch den herkömmlichen Weg, weil er zum Amt, zur Pfründe führt. Wohl können die Humanisten lernbegierige Jünger in das Verständniss der alten Schriftsteller einführen, aber noch steht die riesengrosse Aufgabe bevor, die Fachwissenschaften innerlich umzugestalten, ihr festgefugtes Formelwerk den Anforderungen des neuen Geistes zu unterwerfen.

Das ganze damals herrschende System hatte sich vom 12. Jahrhundert an entwickelt. Bis dahin las man noch fleissig die alten Schriftsteller. Männer wie Otto von Freising, Johann von Salisbury zeigen uns den bedeutenden Umfang der Kenntnisse, welche man sich damals erwerben konnte. Aber gerade die Höhe der erreichten Bildung führte auf Abwege. Man glaubte der alten Schriftsteller nicht mehr zu bedürfen. Im Unterrichte der Jugend wich

die Aeneide vor der Alexandreis des Walther von Chatillon. Auf halbverstandenen und missverstandenen Sätzen des Aristoteles erbaute man das scholastische System, welches immer mehr zum geistlosen Formelkram erstarrte. Die Kenntniss des klassischen Alterthums verlor sich fast vollständig; das Latein, welches man sprach und schrieb, artete aus zu unerträglicher Barbarei.

Ein Land aber gab es, wo man die lateinischen Schriftsteller der klassischen Zeit nie vollständig vergessen und aus der Hand gelegt hatte, ein Land, wo man niemals der Geistlichkeit den Alleinbesitz wissenschaftlicher Bildung überlassen hatte; das ist Italien. Hier begründeten im 14. Jahrhundert Petrarca, Boccaccio und ihre Freunde den **Humanismus**, jenes eifrige Studium des Alterthums, welches bald in bewussten Gegensatz zum Scholasticismus trat. Deutschland blieb davon nicht unberührt. Karl IV. stand in freundschaftlichem Verkehr mit Petrarca, er zog schon italienische Humanisten an seinen Hof. Auch Kaiser Sigismund hatte Gefallen an diesen Studien. Aber eine tiefere Einwirkung knüpfte sich daran noch nicht. Ich habe in der Festschrift zur Heidelberger Philologenversammlung die traurigen Schicksale des Benedictus de Pileo geschildert, eines italienischen Humanisten, der zur Zeit des Costnitzer Concils in die Gefangenschaft des Grafen von Neufchatel gerieth. Die rührendsten Klagen, in Versen, die für jene Zeit von ungewöhnlicher Correctheit waren, liess er von seinem finstern Thurme ausgehen; aber es war Niemand da, der sie zu würdigen im Stande war. Erst durch fremde Geistliche, die am Concil Theil nahmen, wurde die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt und seine Befreiung erwirkt.

Im 15. Jahrhundert änderte sich jedoch nach und nach die Lage der Dinge. Die italienischen Universitäten wurden von zahlreichen deutschen Studenten besucht, von denen doch viele eine Neigung zu diesen Studien und einige Kenntniss davon mitbrachten; ihnen erschien Deutschland sammt seinen Universitäten als das Land der finstersten Barbarei. Die Fürsten, welche Italien besuchten oder mit Italien diplomatische Berührungen hatten, wurden überrascht durch die blüthenreichen Anreden, die eleganten Schriftstücke, welche von den Kanzlern der dortigen Höfe ausgingen; sie fingen an ihre Geschäftsmänner gering zu schätzen, sie wünschten auch für ihre Kanzleien Männer von ähnlicher feiner Bildung zu gewinnen. Vielleicht am meisten hat dieser Umstand dazu beigetragen, dem italienischen Humanismus die Wege nach Deutschland zu bahnen. Von bedeutender Einwirkung in dieser Beziehung war der Aufenthalt des Aeneas Silvius de' Piccolomini am Hofe Kaiser Friedrichs III. gewesen, Sein Biograph, Georg Voigt, hat ausführlich nachgewiesen, wie ein nicht unbedeutender Kreis humanistisch gebildeter Männer an ihn sich anschloss. Und dass nun gar dieser Mann, das Haupt der damaligen Humanisten, den päpstlichen Stuhl bestieg, das konnte auf die Werthschätzung dieses Studiums nicht ohne Einfluss bleiben, welches die Geistlichkeit so gerne als heidnisch und frivol sich vom Leibe halten wollte. Diese persönlichen Beziehungen zu Aeneas Silvius beschränken sich aber auf das südöstliche Deutschland, und eine Lehrthätigkeit schliesst sich nicht daran.

Als den ersten humanistischen Lehrer in Deutschland hat Erhard (und er rühmt sich dessen nicht ohne Grund) den **Peter Luder** nachgewiesen, welcher 1460, d. h. wohl im Rektorate 1460—1461 in Erfurt lehrte. Allein er kannte ihn nur aus der Matrikel, wo er als Poëta eingetragen ist; über seine Person und seine Schicksale wusste er nichts zu sagen. Und doch war schon sieben Jahre vor Erhards Buch, im Jahre 1820, der Auszug aus den Handschriftenverzeichnissen der k. k. Hofbibliothek zu Wien von Pertz erschienen, worin auf Seite 555 Peter Luders Briefe verzeichnet sind.

Es ist diese Handschrift, welche es mir möglich macht, nicht nur über die Person des Peter Luder Auskunft zu geben, sondern auch ein noch früheres Auftreten des Humanismus in Deutschland nachzuweisen. Nicht Erfurt, sondern Heidelberg ist die Universität, an welcher der erste Humanist gelehrt hat; der erste Lehrer aber war nicht Peter Luder und lehrte an gar keiner Universität.

M. H.! Wir sind hier in Bayern, und die Höflichkeit erfordert, dass wir diesem Lande den Vorzug lassen: der erste Lehrer der neuen *studia humanitatis* in Deutschland hat auf der Plassenburg gelehrt, war ein Italiener Namens Arriginus. Da aber damals die Plassenburg dem Hause Hohenzollern gehörte, so bin ich glücklicher Weise im Stande, auch dem norddeutschen Bunde einen Antheil an diesem Ruhme einzuräumen. Die Plassenburg gehörte von 1440—1464 dem Markgrafen Johann dem Alchymisten, über dessen wissenschaftliche Neigungen ich keine weiteren Nachrichten auffinden konnte. Aber doch dürfen wir wohl aus seinem Beinamen uns einen Schluss in dieser Richtung erlauben; denn aus Arrigin's Briefen ersehen wir, dass er zu seinem Fürsten in vertrautem Verhältnisse stand und dass diesem die Fortschritte seiner Schüler nicht gleichgültig waren. Arrigin spricht sogar von Fürsten in der Mehrzahl, so dass auch Albrecht Achilles dieser Schule nicht fremd gewesen zu sein scheint. Schwerlich ist Arrigin aus eignem Antrieb nach der Plassenburg gekommen; er wird einer fürstlichen Berufung gefolgt sein, deren Zweck ohne Zweifel war, Stilisten für die Kanzlei zu erziehen. Deshalb schreibt auch einer seiner Schüler, dass er an diesen Studien so grosse Freude habe, weil die neue Schreibart viel gelte unter den Menschen. Arrigin fühlte sich einsam im fremden Lande; er fühlte in sich den Beruf zu einem grossen Philosophen. Wenn er heimkehren und Musse gewinnen könnte, so bezweifelt er nicht, dass er alle anderen Philosophen übertreffen würde. Es scheint ihm aber nicht gelungen zu sein. Dagegen hatte er eine grosse Freude, als auch nach der Plassenburg die Kunde drang, dass in Heidelberg ein humanistischer Lehrer angestellt sei. Er schrieb deshalb am 13. Februar 1457 an den Pfalzgrafen Friedrich den Siegreichen, wie die Seinen ihn nannten, — den bösen Fritz, wie er jedoch erst später bei seinen Gegnern hiess. Er preist sein Bestreben, vorzügliche Männer um sich zu versammeln und das Studium der Humanität in diesem Lande zu erneuern. Er ermahnt ihn dringend, damit fortzufahren und sich so einen ewigen Nachruf zu gewinnen. Zugleich empfiehlt er einen seiner Schüler dem Fürsten und dem neuen von ihm angestellten Lehrer. Dieser Lehrer war Peter Luder. Peter Luder war gebürtig aus Kislau, — damals eine Besitzung der Bischöfe von Speyer, jetzt grossherzoglich badisches Zuchthaus, eine Umwandlung, welche ja auch die Plassenburg hat erleiden müssen. Von armen, aber redlichen Eltern geboren, hat Peter Luder wohl schon früh glückliche Anlagen gezeigt, da er von Grammatikern unterrichtet und 1431 als armer Scholar in Heidelberg immatriculirt wurde. Er vertiefte sich hier in die Logik und Dialektik nach herkömmlicher Weise, fand aber wenig Geschmack daran. Sein unruhiger Geist trieb ihn in die Ferne, er machte sich auf den Weg nach Italien und kam glücklich bis Rom. Hier aber traf er es schlecht; eben wurde einmal wieder der Papst aus seiner Residenz vertrieben: am 18. Mai 1434 musste Eugen IV verkleidet aus der ewigen Stadt flüchten, und auch Peter Luder konnte nicht bleiben. Er wanderte nach Venedig und besuchte von hier aus zu Schiffe alle Küsten von Griechenland bis nach Macedonien. Was er in dieser Zeit getrieben, wie er sich seinen Unterhalt verschafft hat, darüber sagt er uns leider nichts. Zuletzt, nachdem er auch noch ganz Italien durchwandert, überlegte er sich, was er denn

nun eigentlich thun wolle; schon war er nicht mehr jung, und graue Haare zeigten sich. Da fasste er den Entschluss, sich ganz den humanistischen Studien zu widmen und hielt sich zu diesem Zwecke lange auf der Universität Padua auf, wo er auch als Lehrer thätig gewesen ist. Unter den vielen Deutschen, die sich damals dort befanden, war auch ein Rheinländer aus sehr vornehmem Geschlechte, das seit langer Zeit am pfalzgräflichen Hofe hohe Würden und Aemter zu bekleiden pflegte; es ist sehr möglich, dass dieser die Berufung Peter Luder's in seine Heimath vermittelt hat. Der Pfalzgraf Friedrich war voll Eifer für die Hebung seiner Universität; 1452 hatte er gleich im Anfange seiner Regierung die Statuten der Universität umarbeiten lassen und trotz des heftigsten Widerstandes dem Realismus dort Raum geschafft. Er suchte tüchtige Lehrer zu gewinnen, und mehrere der bedeutendsten Professoren waren den humanistischen Studien geneigt. So auch der Kanzler der Universität Dr. Ludwig von Ast, Domprobst zu Worms, wie wir aus der ansehnlichen Menge alter Schriftsteller sehen, welche nach seinem am 24. August 1455 erfolgten Tod für die Bibliothek der Artisten-Facultät erworben wurden.

Im Beginn des Sommers 1456 erschien Peter Luder in Heidelberg und machte seinen Anschlag am schwarzen Bret, den ersten humanistischen Anschlag, den man in Deutschland gesehen hat. Der Pfalzgraf, so sagt er darin, habe beschlossen, die fast in Barbarei versunkene lateinische Sprache an seiner Universität wieder herzustellen und habe deshalb verordnet, dass die Schriften der Dichter, Redner und Geschichtschreiber öffentlich vorgetragen werden sollten. Demzufolge werde Peter Luder, den der ruhmreiche Fürst in seinen Sold genommen habe, die Briefe des Horaz und die Geschichten des Valerius Maximus erklären und fordere jeden zur Theilnahme auf, der sich in der lateinischen Sprache ausbilden und dadurch Ruhm und Ehre gewinnen wolle.

Vier Jahre hat Peter Luder an der Heidelberger Universität gelehrt. Wie kommt es denn, dass keiner der älteren Geschichtschreiber der Universität davon etwas gewusst hat? Dies erklärt sich daraus, dass sowohl die Universität als die Facultät als Corporation von ihm absolut nichts wissen wollten, und in den Acten der Name gar nicht vorkommt. War er ja doch nicht einmal Magister und daher zum Lehren gar nicht berechtigt. Der Fürst hatte ihn berufen, der Fürst besoldete ihn, aber die Universität verstattete ihm doch, wie Luder ausdrücklich hervorhebt, ihr Local zu seinen Vorlesungen. Allein in den Acten findet sich der Beschluss nicht. Es wurde ferner beschlossen, dass er seine Antrittsrede zuvor zur Prüfung vorzulegen habe; aber auch dieser Beschluss ist nicht gebucht, so wenig wie der Brief, in welchem Hans Wildenherz von Fritzlar, Professor des kanonischen Rechts, damals Syndicus der Universität, über die Ausrichtung des ihm gewordenen Auftrages Bericht erstattete. Dieser lautet:

„Ich habe Peter Luder Euren Beschluss mitgetheilt. Er aber hält es für unwürdig, eine Rede, die er öffentlich zu halten beabsichtigt, Eurer privaten Prüfung zu unterwerfen, und da Ihr von den Dichtern wenig oder gar nichts wisst, so weigerte er sich, sie Euch zuschicken; es werde ihm aber sehr angenehm sein, wenn Ihr morgen bei dem öffentlichen Vortrage derselben Euch einfinden wolltet, um, wenn Ihr etwas darin unpassend und tadelnswerth finden solltet, Schiedsrichter aufzustellen, deren Spruch er sich zu unterziehen verspricht. Vor diesen werde er sich entweder rechtfertigen und siegreich bestehen, oder Ihr könnt Euch als Sieger in diesen Künsten erweisen. Denn er betheuert mir heilig, dass er gegen Niemand Hass oder Neid hege, sondern nur ein Liebhaber der schönen Künste sei. Uebrigens aber,

sagt er, könne er sich nicht genug darüber verwundern, da Ihr doch eidlich Euch für diese Künste verpflichtet habt, warum Ihr sie vielmehr herabzudrücken als zu heben beflissen scheint. Kurz, ich kann an ihm nichts wahrnehmen, das nicht eines gelehrten Mannes würdig sei. So thut denn, was Euch beliebt. Mir aber scheint Ihr einen verdeckten Hass an den Tag zu legen oder, um klarer die Wahrheit zu sagen, den Neid, der Euch heimlich verzehrt!"

In der That ein liebenswürdiger Brief! Recht klar und deutlich! Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen er aufgenommen wurde, sei es nun in der Artistenfacultät, oder im grossen Rathe der Universität; denn die Mitglieder der drei oberen Facultäten waren ja auch Magister der freien Künste. Indessen war man hier schon von den vorhergehenden Streitigkeiten her gewohnt, scharfe Mandate zu erhalten und ihnen schliesslich zu gehorchen. Man verhielt sich daher ganz still und trug von der ganzen Sache kein Wort in die Acten ein. Die Gunst des Fürsten schützte Peter Luder, aber begreiflicher Weise wartete man nur die Gelegenheit ab, ihm zu schaden.

Wildenherz war ein alter angesehener Professor, der sich schon etwas erlauben konnte; im folgenden Jahre wurde er zum Rector gewählt. Er war ein grosser Gönner von Peter Luder und scheint selbst seine Vorträge besucht zu haben; denn als unter seinem Rectorat fremde Fürsten ihn für sich zu gewinnen suchten, richtete Wildenherz ein Schreiben an den Fürsten, worin er ihn dringend ermahnte, Peter Luder in Heidelberg zu halten, indem er sich selbst als Zeugen dafür anführt, wie vortrefflich jener den bis dahin dunklen Sinn vieler Schriften enthüllt und die in Barbarei versunkene Sprache gereinigt habe.

Seine Antrittsrede hielt Peter Luder am 15. Juli 1456 auf Apostel-Theilung, einem Tage, an welchem die gewöhnlichen Vorlesungen nicht gehalten wurden. In keiner Weise rechtfertigte sie die Besorgniss der alten Magister. Der Redner gab im Anfang eine kurze Uebersicht seines Lebenslaufs; und wie er nun hierbei zu jener vorher erwähnten Ueberlegung gelangte, was er zu seinem Lebensziel erwählen sollte, da verbreitete er sich über das Lob der einzelnen Wissenschaften und verkündete schliesslich den Ruhm des *studium humanitatis*, indem er mit zahlreichen Anführungen aus alten Schriftstellern vorzüglich ihren hohen sittlichen Gehalt darzulegen bemüht war. Vier Jahre hat Peter Luder, wie gesagt, in Heidelberg gelehrt, und er äussert sich im Rückblick nicht gerade unbefriedigt. Allein mit der Masse der Studenten scheint er doch nicht gerade sehr gute Erfahrungen gemacht zu haben, wie das wohl auch kaum anders möglich war. Sie war zu wenig vorgebildet und ihren Fachstudien, die sie nun doch einmal in der hergebrachten Form betreiben musste, stand dieses ganz neue Wesen noch völlig fern. In einem Anschlag gesteht Luder selbst, dass die Trockenheit des Seneca trotz seines hohen Werthes die Zuhörer abgeschreckt habe, und kündigt an, dass er nun über Ovid's Kunst zu lieben lesen werde, was dann freilich wohl besser gezogen hat. Später, als er schon Heidelberg verlassen hatte, richtete er eine Elegie an einen sonst unbekannten Stephan, welcher daselbst Poetik lehrte, und spricht da sein Erstaunen aus, dass die Studenten es verschmähen, das zu lernen, wonach ihre Vorfahren sich vergeblich gesehnt hätten; er beklagt ihre Faulheit, ihre Neigung zum Spiel und Unfug. Ohne Zweifel hatte auch er darunter zu leiden gehabt.

Dagegen hatte Luder auch einige sehr eifrige Schüler, und zu diesen gehörte namentlich Mathias von Kemnat, eben jener Schüler, den Arrigin ihm 1457 zusandte, und der ihm immer ein treuer Freund geblieben ist. Schon 1447 war Mathias in Heidelberg immatrikulirt;

er hatte inzwischen bei Arrigin das ihm ganz neue Studium der alten Dichter begonnen und kam nun nach Heidelberg zurück, um bei Peter Luder diese Studien fortzusetzen uud zugleich im Dienste seines Landesherrn sein Fortkommen zu suchen. Das ist ihm ausgezeichnet gelungen, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach gerade durch seine humanistischen Kenntnisse. Schon 1460 war er fürstlicher Kaplan, bis an seinen Tod blieb er einer der vertrautesten Diener seines Herrn, und seine Freundschaft war deshalb für Peter Luder vom grössten Werthe.

Dieser hatte auch eine Anzahl junger Leute als Zöglinge in seinem Hause, und darunter war namentlich der Sohn Diether's von Sickingen, eines sehr angesehenen fürstlichen Rathes. Auch der Landgraf von Leiningen gehörte zu seinen Gönnern. Aber die Gegner ruhten nicht, und der Stadtpfarrer von Heidelberg verkündete sogar kirchliche Censuren gegen ihn und erklärte, ihn nicht zur Communion zulassen zu wollen. Wir erfahren das nur aus einem sehr anzüglichen Schreiben Luder's an eben diesen Pfarrer, in welchem er die unterlassene Zahlung der Quatemberdenare als einzigen Grund zu bezeichnen scheint, und deshalb vier Denare beilegt. Sehr gefährlich scheint dieser Gegner nicht gewesen zu sein; denn der Kanzler des Pfalzgrafen, Mathias Ramung, liess sich dadurch nicht abhalten, oder nahm vielleicht gerade davon Veranlassung, als einmal der Landgraf von Leiningen und der Bischof von Worms bei ihm zu Gaste waren, auch Peter Luder einzuladen. Es war bei solchen Anlässen üblich, dass der zugelassene Gelehrte eine Lobrede auf die hohen Gäste hielt, eine Sitte, welche wohl die Humanisten aufgebracht hatten. Luder aber benutzte diese Gelegenheit in sehr eigenthümlicher Weise, indem er erklärte, gegen beide Gäste schwere Anklagen auf dem Herzen zu haben, und nun in zierlichen und künstlichen Wendungen sie gegenseitig bei einander verklagte und einen zum Richter über den andern aufrief. Da gedenkt er denn zuerst des ihm angethanen Schimpfes, bei dem der Uebelthäter sich auf ein Mandat des Bischofs berufen habe; aber das, sagt er, wolle er dem Bischof nicht übel nehmen, da er offenbar falsch berichtet gewesen sei, und es solle dieser Vorfall noch zum schweren Schaden jenes Lästerers sich wenden. Dagegen beklagt er sich sehr ernstlich, dass der Bischof sich um seinen Neffen, den einzigen Sohn seines Bruders Diether von Sickingen gar nicht bekümmert, Peter Luder, in dessen Haus er sei, nicht einmal zu sich habe rufen lassen. Indem er dann die gebührende Bestrafung dafür dem Landgrafen anheimstellt, verklagt er wieder diesen beim Bischof, weil er vor kurzem eine Lobrede auf ihn gehalten und sich seinem besonderen Schutze anbefohlen habe. Lachend habe der Landgraf ihm das gestattet, aber es auch nur bei diesen Worten bewenden lassen und ihm nichts gegeben. Während also Luder den Zorn des Pfarrers sehr gering anzuschlagen scheint, so sehen wir doch aus manchen Aeusserungen, dass die Gegner nicht abliessen, die neumodischen Studien als unsittlich und zur Leichtfertigkeit führend zu verdächtigen. Und leider kann ich nicht verhehlen, dass Luder ihnen in dieser Beziehung grosse Blössen darbot. Er hatte einen Sohn bei sich, der den Namen Virgilius führte, und lebte mit einem Mädchen, das er Thais nennt, und damit nicht zufrieden, betheiligte er sich an höchst anstössigen Gelagen, die ihm zu sehr unziemlichen Briefen Anlass gaben. Aber wo finden wir diese Briefe? In dem Gedenkbuche eben jenes Mathias von Kemnat, der, obgleich Priester und fürstlicher Kaplan, diesen leichtfertigen Wandel in vollem Maasse theilte und dafür wenige Jahre später vom Podagra arg gepeinigt wurde.

Sie werden vielleicht sagen, dass auch Mathias durch die humanistischen Studien ver-

führt war, und dass wir also hier wieder auf jene Schattenseite des italienischen Humanismus kommen, welche an dem rastlosen Treiben und den wechselvollen Schicksalen der Humanisten so grossen Antheil hatte. Ich will das auch keineswegs in Abrede stellen. Dass Peter Luder sein leichtfertiges Leben in Heidelberg, welches häufige Geldverlegenheit zur Folge hatte, geschadet hat, zeigen seine eigenen späteren Briefe, und es ist um so begreiflicher, da er ja junge Leute als Zöglinge ins Haus nahm. Aber vergessen dürfen wir auch nicht, dass auf der anderen Seite eine nicht minder grosse Leichtfertigkeit herrschte, und dass der Unterschied vielleicht nur darin bestand, dass die Gegner ähnliche Dinge trieben, ohne elegante Briefe dazu zu schreiben. Noch hatten die deutschen Universitäten vollständig ihren geistlichen Charakter bewahrt; noch galt das Gebot des Cölibats in voller Strenge, und als der Pfalzgraf Philipp einen weltlichen und verheiratheten Professor der Medicin anstellen wollte, stiess er dabei auf den hartnäckigsten Widerstand der Universität, den er erst im Jahre 1482 mit Hülfe einer eigens dazu besorgten päpstlichen Dispensation überwinden konnte. Die Folgen eines so unnatürlichen Zustandes konnten unmöglich ausbleiben, und welcher Art im Allgemeinen damals die Sitten des Clerus waren, das ist ja weltbekannt.

Im Sommer 1460 sah sich Peter Luder ohne Zuhörer und ohne Zöglinge. Der Grund davon war jedoch nach seiner eigenen Angabe nur der, dass wegen der Mainzer Bischofswahl ein ernstlicher Krieg ausgebrochen war und eine heftige Pest in Heidelberg wüthete. In der That war die Universität damals fast vollständig verödet. Luder ging deshalb nach Ulm, wo er im Gasthofe zur Glocke wohnte und Unterricht gab; denn es war dort eine grosse Menge lernbegieriger Schüler. Zum Winter kehrte er nach Heidelberg zurück und überreichte dem Pfalzgrafen eine Elegie gar wunderlicher Art. Sie ist nämlich an eine spröde Geliebte gerichtet, die er Pamphila nennt, und der er namentlich vorwirft, dass sie die Einheimischen verachte und nur Fremde zu schätzen wisse. Verzweifelnd ruft er aus:

Ha Luder, Luder! quae te dementia cepit!
Aut patrium credis quemque placere virum?
Pamphila, quam flagras, patriosque spernit et odit,
Externisque fidem plus adhibere solet,
Qui sua blanditiis occultant turpia miris,
Melle venena tegunt et bonitate carent.

Schön sind die Verse nicht, und leider gehören sie unter Luder's dichterischen Werken noch zu den besten. Die Metrik war seine schwächste Seite. Aber wer ist denn diese Pamphila? Niemand anders als der Kurfürst selbst. So früh also schon hören wir die Klage über die Bevorzugung der Fremden in Heidelberg, doch bleibt es leider ganz dunkel, wer damit irgend gemeint sein könnte. Der Pfalzgraf, dessen glänzenden Sieg bei Pfeddersheim Peter Luder eben mit recht schlechten Versen gefeiert hatte, deren Fehler aber schwerlich Jemand zu bemerken im Stande war, scheint Luder's Freimuth nicht übel aufgenommen zu haben, aber er war des fortdauernden Krieges wegen ausser Stande, etwas für ihn zu thun. Damals ist Luder auf den Rath seines Mathias nach Erfurt gegangen und dort erhielt er ein ansehnliches Geschenk des Pfalzgrafen, wogegen er sich verpflichten musste, keinen fremden Dienst anzunehmen, sondern nach hergestelltem Frieden wieder nach Heidelberg zu kommen.

In Erfurt nun fand Peter Luder die beste Aufnahme, und wenn wir Heidelberg den Vorzug der Zeit zusprechen mussten, ein Verdienst, woran die Universität keinen Theil hatte, so bewies dagegen Erfurt eine dem Humanismus weit günstigere Gesinnung. Der Rector

und die ganze Universität ersuchten Luder, in ihre Corporation einzutreten, trugen ihn kostenfrei in die Matrikel ein und räumten ihm den besten Hörsaal ein. Triumphirend schrieb er am 3. Mai 1461 an Mathias, hier gebe es keine solche Bestien wie in Heidelberg, die ihn mit Hass und Neid verfolgten; wie ein Bote der Götter sei er aufgenommen und mit grossen Ehren und vielem Geld werde er heimkehren, seine Widersacher zu Schanden machen und seine Schulden bezahlen (Heiterkeit!). Einstweilen bittet er ihn, sich seiner Thais anzunehmen.

Aber von Dauer war auch dieses Glück nicht. Was ihn weggetrieben hat, wissen wir nicht, aber irgend einen Unglücksfall deutet er an. Schon im folgenden Jahre 1462 finden wir ihn wieder unterwegs; er lehrte vorübergehend in Leipzig; dann erscheint er plötzlich wieder in Padua und zwar als Student der Medicin. Vor zwanzig Jahren hatte er diese Studien begonnen, jetzt setzte er sie fort und strebte nach dem Doctorhut. Verzweifelte er etwa, das Ziel zu erreichen, welches er in mehreren Briefen als seine Lebensaufgabe bezeichnet, nämlich die Barbarei in Deutschland auszurotten? Oder wollte er nur, mit dieser neuen Würde versehen, den Kampf um so nachdrücklicher aufnehmen? Wir wissen es nicht, aber dass er sich wieder in Geldverlegenheit befand, das zeigen seine Briefe. Wieder wendet er sich 1464 von Padua aus an den Pfalzgrafen: er bittet ihn um 100 Goldguiden, damit wolle er promoviren und seine übrigen Angelegenheiten ordnen; dann werde er vollständig ihm zu Diensten sein.

Dergleichen kam öfter vor, und gerade in Heidelberg war damals das medicinische Studium vollständig verwaist; jedoch war vermuthlich der Pfalzgraf des Krieges wegen nicht in der Lage, auf die Bitte einzugehen; wenigstens ist Luder nicht wieder nach Heidelberg gekommen. Aber Doctor der Medicin ist er geworden, und in demselben Jahre 1464 finden wir ihn an der neu gestifteten Universität Basel als Lehrer der Medicin und der humanistischen Studien angestellt. Wieder schrieb er seinen Freunden in Heidelberg Briefe voll Selbstgefühl und stolzer Hoffnung. Dennoch ist er auch in Basel nicht lange geblieben. Ueber die Ursache erhalten wir vielleicht eine Andeutung durch eine Geschichte, welche Bebel in seinen Facetien erzählt. Eines Tages nämlich war Peter Luder zu Gast bei einem theologischen Collegen, und beim Wein führte er etwas freie Reden über die Trinität, so dass der Gastgeber sich dagegen verwahrte. Da sagte Luder: ehe er sich verbrennen lasse, sei er vollständig bereit, auch an eine Viereinigkeit zu glauben. Vielleicht sind ihm dergleichen lose Reden doch ernstlich übel genommen worden, vielleicht ging er auch nur fort, weil ihm eine andere Stellung besser zusagte. Denn wir sind noch nicht am Ende seiner Wandelungen angelangt.

Plötzlich erscheint er wieder als Diplomat im Dienste des Herzogs Sigismund von Oesterreich und Tyrol. Diesen begleitete er im Frühling 1469 zu Ludwig XI. dem König von Frankreich, den er mit einer pomphaften Rede begrüsste, und ein Jahr später befand er sich unter des Herzogs Gesandten am burgundischen Hofe. Endlich aber hat er am 8. October 1474, als Anna von Randeck als Nonne in das Kloster Gnadenthal zu Basel eintrat, auf dieses Ereigniss gar fromme und gottselige Verse verfasst. Das ist das Letzte, was wir von ihm erfahren.

In Heidelberg war inzwischen ausser jenem nicht weiter bekannten Stephan kein Humanist angestellt gewesen, aber der Pfalzgraf hatte seinen Wunsch keineswegs aufgegeben. Er berief 1464 von Basel einen Italiener, Petrus Antonius Finariensis, in dessen Stelle dort Peter Luder eintrat. Auch von diesem liegen Briefe vor, in welchen er bittere Klagen führt

über nicht erfüllte Versprechungen. Der Pfalzgraf hatte versucht, von der Universität 10 Gulden für einen Poëten zu erlangen; aber diese lehnte es mit Rücksicht auf ihre gänzlich erschöpfte Casse ab. Nur 30 Denare wurden Peter Antonius bei seiner Immatriculation erlassen. Die Zeiten waren zu schlecht, die vielen Kriege liessen die Studien nicht aufkommen. Erst 1482 fasste mit Rudolf Agricola der Humanismus in Heidelberg festeren Fuss. Sein und seiner Freunde Wirken hat die früheren Versuche in den Schatten gestellt. Mathias von Kemnat in seiner Chronik Friedrich's des Siegreichen hat an mehreren Stellen Verse von Peter Luder angeführt, ihn aber undankbarer Weise nie genannt. So schlecht auch seine Verse waren und so vorübergehend seine Wirksamkeit, ihm bleibt doch der Ruhm, den er voll Selbstbewusstsein in Anspruch nimmt, dass er zuerst die Musen von Italien in sein Heimathland geführt habe; und uns geziemt es, wenn wir uns der späteren glänzenden Erfolge der Humanisten freuen, auch des ersten Pfadfinders nicht zu vergessen. —

Nach Verlesung der Tagesordnung der Sectionen für den folgenden Tag durch den Präsidenten wurde die zweite allgemeine Sitzung geschlossen. Ein Theil der Mitglieder schloss sich hierauf dem Magistratsrath em. Heffner zu einer Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt, besonders der historischen Denkmäler an. Um 4 Uhr fand im grossen Saale der Schrannenhalle ein von geistreichen Reden (die erste vom Präsidenten auf Seine Majestät den König Ludwig II, wovon Se. Majestät telegraphisch benachrichtigt wurde) und heiteren Trinksprüchen (S. Beilage III.) belebtes Festessen statt; Abends Vereinigung in den Festräumen der Harmonie.

Dritte allgemeine Sitzung.

Freitag den 2. October. Anfang 10 Uhr.

Geschäftliche Mittheilungen des Präsidenten, unter anderen Danksagung für die vom Rector Schmitzer in Ellwangen zur Verfügung gestellten Exemplare seiner Schrift: „Interpolation im Pindar."

Vortrag des Prof. Stark aus Heidelberg.

Verehrte Herren!

Als im vorigen Jahre zu Halle an der Saale dieser Verein deutscher Philologen und Schulmänner sich festlich zusammenfand, war es das frische Andenken dreier um die Wissenschaft des Alterthums hochverdienter, dahingeschiedener Männer, welchem der verehrte erste Präsident in der Begrüssungsrede einen herzlichen und beredten Ausdruck verlieh. Er nannte zuerst Brandis, den tiefen Kenner des Aristoteles und Geschichtschreiber der antiken Philosophie, er nannte Gerhard den Meister der Archäologie, er nannte zuletzt August Böckh. Ja, vor allem tönte noch frisch in den Herzen aller Anwesenden die Trauerkunde von dem Tode August Böckhs fort, der am 3. August jenes Jahres nach einem langen und thatenreichen Leben klar und ruhig dahingegangen war. Heute nach Verlauf eines Jahres mag es wohl verstattet sein, daran anschliessend, August Böckh's eingehender zu gedenken.

War er es doch, der ein ausserordentlich lebendiges Interesse an diesen unseren Versammlungen genommen hat, der ihnen zu verschiedenen Malen z. B. in Erlangen, Jena, Darmstadt anwohnte, der selbst als Präsident derselben im Jahre 1850 in Berlin die ganze Hin-

gabe und Virtuosität seines Verwaltungstalentes in ihrer Leitung bethätigte und als Redner den inneren Zusammenhang der Aufgaben deutscher Schulmänner, Philologen und Orientalisten meisterhaft aufwies, der damals auch, wenn ich nicht irre, die jetzt noch bestehenden Statuten in der gegenwärtigen Weise festgestellt hat. Und wenn man August Böckh in der Versammlung zu Jena Arm in Arm mit Gottfried Hermann gehen sah, so konnte man wohl des Segens dieser Zusammenkünfte recht lebendig sich bewusst werden. Waren es doch zwei verehrte Männer, die lange Zeit als wissenschaftliche Gegner einen heftigen Streit führten, der durch den einseitigen Eifer von Schülern auf beiden Seiten über das Mass hinaus zu einem persönlichen verschärft war, und die doch persönlich herzlich sich damals wieder zusammenfanden. Es schien, als ob jeder Zwiespalt fortan ausgeglichen sei. Gewiss ein Beweis, welche Bedeutung die persönliche Begegnung für die Ausgleichung auch wissenschaftlicher Gegensätze hat!

Doch diese Stellung zur Philologen-Versammlung ist es nicht vorzugsweise, die uns heute berechtigt an Böckhs Persönlichkeit speciell hier anzuknüpfen. Wir kennen andere, freilich schon länger Geschiedene, welche mit noch grösserer Hingabe diese Versammlungen pflegten: ich erinnere nur an Thiersch und Döderlein hier auf bayrischem Boden, welche mit besonderer Vorliebe gerade diese Versammlungen besuchten und belebten. Nein, es ist Böckhs ganze centrale Stellung in unserer Wissenschaft und in dem wissenschaftlichen Berufsleben, es ist die tief gehende, sicher wirkende Macht seiner Forschungen, es ist das glückliche Geschick eines lange durchlebten, und zwar von körperlicher wie geistiger Frische getragenen, arbeitsvollen Lebens in einer Umgebung und in einer Stellung, wie sie nur selten deutschen Gelehrten, noch seltener deutschen Philologen zu Theil wurde, in persönlicher Anerkennung und in unbefangenem Verkehre mit den leitenden Staatsmännern, in lebendigster Einigung mit den grossen Männern, die das naturwissenschaftliche Gebiet mit ihrem Geiste umfassen; und neben dieser glücklichen Lebensstellung ist es auch wohl die ganze Unbefangenheit, ich darf sagen, Einfachheit und Schlichtheit seines Wesens, jenes Billigkeits- und Gerechtigkeitsgefühl, jener leichtspielende Humor, jene Freundlichkeit, welche dem jungen Studenten unmittelbar und unauslöschlich sich einprägte; es ist alles dieses zusammen die ganze Persönlichkeit, die wohl auffordert, seiner unter uns zu gedenken, aber in einer Weise, die fern sein soll von allem Prunke, von allen pathetischen Ergüssen, von aller Lobrednerei.

Und endlich — darf ich es wohl sagen, hier an den Ufern des Mains, an jener Grenze von Nord- und Süddeutschland, die aber für unsere Zusammenkünfte niemals eine Grenze gewesen ist noch sein wird — steht ja Böckh selbst, der geborene Süddeutsche, der gewordene Norddeutsche, da als ein leuchtendes Beispiel für die innere Einheit unseres Vaterlandes, ein Beispiel auf der einen Seite der Treue gegen das eigene süddeutsche Stammland, einer Treue, die jeder Heimathsgenosse, der ihn besuchte, mit einem besonderen Behagen empfinden durfte, ein Beispiel der Hingabe auf der anderen Seite an die in dem grossen nordischen Staate energisch verfolgten nationalen Gesichtspunkte, der Pflege deutscher Gesinnung und Bildung, ein Beispiel der lebendigsten, unmittelbarsten Theilnahme an der Befreiung und den wiederholten Versuchen der Erneuerung Deutschlands in den Jahren 1813 und 1848.

Dass ich speciell es wage, diesem Andenken an August Böckh hier Ausdruck zu geben, mag darin seine Entschuldigung und Erklärung finden, dass es mir durch Familienverbindungen vergönnt war, schon als Knabe sein eigenthümliches und bedeutendes Wesen mir einzuprägen, dass ich dann während eines Jahres zu Berlin im engen Verkehr des Hauses mich des unbefangensten Einblickes in sein thätiges Leben wie in seine Studien erfreute,

und seit jener Zeit in beständiger Verbindung mit ihm geblieben bin, dass endlich seine Familie die Abfassung eines Lebensbildes mir vertrauensvoll in die Hand gelegt hat und damit jene ausserordentlich reiche Grundlage eines literarischen, besonders brieflichen Nachlasses, der zu einer Geschichte des gelehrten Verkehrs im Gebiete nicht blos der philologischen Wissenschaft des 19. Jahrhunderts Stoff gibt. Wie gross sein Briefwechsel war, werden Sie begreifen, wenn ich bemerke, dass über 7000 Briefe in seinem Nachlasse sich befinden. Es kann dies für mich nur eine Aufforderung sein, sie von allen Seiten noch mehr zu vervollständigen, von allen Seiten vor allem Böckh's eigene Briefe heraus zu locken. Mögen meine heutigen Mittheilungen dazu dienen, aus Ihrem Kreise selbst, verehrte Anwesende, mir reiche Früchte der Erinnerung, der eigenen Erlebnisse mit dem verehrten Meister, oder schriftlicher Aufzeichnungen zu verschaffen!

August Böckh in der grossen und ganzen Entwickelung seines Lebens zu schildern, würde hier viel zu weit führen. Sie erlauben, dass ich den Bildungsgang seiner Jugend, seine Entwickelung bis zu dem Momente, wo er auf dem Boden von Berlin jene segensreiche und grossartige Wirksamkeit begann, die er ungestört 56 Jahre fortgeführt hat, etwas näher darlege. Es ist ja wohl überhaupt interessant und lehrreich, dem Entwickelungsgange eines jeden bedeutenden Mannes nachzugehen, um so mehr aber für uns als Philologen, die Entwickelung eines so eigenthümlichen Philologen kennen zu lernen; und ich denke auch pädagogisch ist der Gewinn dieser Betrachtung nicht ganz fruchtlos und wohl geeignet, in dem Streit der Systeme und wissenschaftlichen Ansprüche an die Jugendbildung Mass und Ziel und Einigungspunkte zu finden.

Die Familie Böckh oder ursprünglich Böcklin, welcher der Verstorbene angehörte, ist eine jener alten bürgerlichen Familien einer deutschen Reichsstadt, aus deren Mitte die deutsche Poesie und Wissenschaft ihre besten Kräfte gezogen hat. Sie war seit Jahrhunderten ansässig hier im Süden, in der schwäbischen, ehemals freien Reichs-, jetzt königlich bayrischen Stadt Nördlingen. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts sind die Böckh's dort in bürgerlichen Geschäften mehrfach thätig gewesen, ihre Wappen hängen dort in den Kirchen, sie gehören zu den alten bürgerlichen Geschlechtern Nördlingen's. Noch heute ist ein Zweig dieser Familie in städtischen Gewerben dort ansässig, während ein zweiter Theil bereits seit langer Zeit mit Segen im geistlichen Berufe der evangelischen Kirche Bayern's besonders in der Nähe der Heimath selbst wirkt. Ein dritter Zweig war es, der mit Böckh's Vater, Georg Matthäus Böckh nach der markgräflich badischen Stadt Durlach in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ausgewandert ist, und hier in den obersten Civil- und Militär-Kreisen in diesem Jahrhundert glänzend sich bewährte. Es ist nicht ganz uninteressant, dass unter den Vorfahren August Böckh's auch der öffentliche Rechnenknecht der Stadt Nördlingen nicht fehlt, der Gegenrechner, ebensowenig der Stadtzollpächter, auch selbst nicht der Commandant der Stadtwache in Nördlingen. Auch nicht unbezeichnend ist es, dass seine Vorfahren den Spruch zu dem ihrigen machten: *„ne appetas, quod consequi non potes“* und *„cumrec te vivas, ne cures verba malorum; arbitrii non est, quod quisque loquatur.“* Weiter wollen wir daran gedenken, dass in jenem geistlichen Zweige, aus welchem sich die Böckh'sche Familie zunächst weiter entwickelt hat, eine Reihe von Männern aufgetreten ist, die sich speciell im Bereiche des Schulunterrichts grosse Verdienste erwarben. Einer derselben war es, der zuerst den katechetischen Unterricht einführte; ein anderer hat ganz im Geiste Hermann Francke's Waisenhäuser gestiftet. Der Onkel unseres Böckh, Christoph Gottfried Böckh hat als Erzieher und Professor in Wertheim, Esslingen und dann in seiner Vaterstadt Nördlingen segensreich gewirkt, mit Gräter als Her-

ausgeber einer Zeitschrift „Bragur" den Studien für das deutsche und nordische Alterthum eine Arena eröffnet und war einer der fruchtbarsten und beliebtesten pädagogischen und Jugendschriftsteller seiner Zeit. Er war mit dem unglücklichen, hochbegabten schwäbischen Dichter Schubart verschwägert.

Noch im Jahre 1849 schreibt Böckh an seinen Bruder, den damaligen Finanzminister a. D. in Baden bei Gelegenheit der Lectüre von Schubart's Leben von D. Strauss: „Eine der ersten und nachhaltigsten literarischen Anregungen auf mich als kleinen Knaben sind die Erzählungen meiner Mutter vom Dichter Schubart und von meinem Onkel in Nördlingen gewesen." Was mochte wohl zündender auf die Phantasie des Knaben wirken, als jener im Kerker von Hohenasberg jahrelang schmachtende Dichter! „Ich gestehe," fährt er fort, „im Alter ist mein Bild von Schubart ein anderes geworden, aber um so geordneter erscheint mir jetzt mein Oheim," jener Prediger und Professor in Nördlingen.

August Böckh's Vater war nach Baden durch seine Mutter gelangt und ist dort im Bereiche der Landgemeinden vielfach thätig gewesen als Theilungscommissär; dann weiter ist er in Carlsruhe als Sekretär bei dem damals markgräflichen Hofrath, welcher dem Ministerium heutzutage entspricht, als Archivrath angestellt worden.

Ein tragisches Geschick entriss den ebenso wohlwollenden als von einer ängstlichen Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue getragenen Mann früh seiner Familie, einer trefflichen Gattin, einer Badenserin vom Kaiserstuhl, und seinen fünf Kindern, deren jüngstes, August, geboren den 24. November 1785, erst drei Jahre alt war. Aber dasselbe mit seinen Folgen materieller Entbehrungen ward zum gewaltigen Stachel für die Söhne und Töchter, sich selbst eine Existenz zu schaffen und der Mutter Ehre und Freude zu machen. Und so ist es geschehen. Die drei Brüder haben, jeder in seiner Art, Ausgezeichnetes geleistet.

Im Jahre 1840 kann August Böckh an einen seiner Brüder schreiben: „Ein ziemlich altes Kleeblatt sind wir geworden, die Blüthe ist vorüber, und der Genuss der Früchte, die das Leben getragen hat, ist nicht frei von bitteren Empfindungen, wenigstens für mich, und dennoch können wir jeder an seiner Stelle unser Leben glücklich preisen." Der älteste ist als ein angesehener Arzt in Durlach gestorben, der zweite als langjähriger Finanzminister und Ministerpräsident in Carlsruhe. Der jüngste blieb lange Zeit allein bei der Mutter, die eine hochbegabte und bewegliche Natur gewesen zu sein scheint. Der Hang zur munteren Laune, der humoristische Zug seines Wesens scheint von der Mutter zu stammen.

Böckh hat in Carlsruhe seine ganze Jugend verlebt und auf der dortigen gelehrten Anstalt, dem Gymnasium illustre 1791—1803 seine vorbereitende wissenschaftliche Ausbildung, ja ich möchte sagen, ein gutes Stück seiner akademischen Ausbildung erhalten. Gewiss gab es damals keine grösseren Gegensätze als zwischen der alten deutschen Reichsstadt Nördlingen mit ihren Kirchen, Mauern und Thoren, mit Geschlechtswappen und strengen Zunfteinrichtungen, und der neuen, kaum 60 Jahre alten, nur aus Privatlaune eines Fürsten in die Ebene um ein Jagdschloss gebauten Residenz Carlsruhe mit weiten, mathematisch geregelten Strassen, mit einer Bevölkerung des Hofes und der Beamten, die in engen, abhängigen Verhältnissen sich bewegten. So wenig eine solche Stadt angethan ist, auf jugendliche Gemüther zu wirken, historischen Sinn zu wecken, Anhänglichkeit einzuflössen, so wenig auch Böckh Vorliebe für die Stadt Carlsruhe hegte: so musste doch die Jugend unmittelbar berührt werden von dem humanen, im besten Sinne modernen und zugleich sittlich strengen Geiste eines Fürsten, der bereits ein halbes Jahrhundert an der Spitze des Landes Baden stand und dasselbe nicht allein

in seinen Grenzen sehr erweiterte, sondern es auch zu dem blühendsten Lande Deutschlands machte. Es ist hier nicht meine Aufgabe, die Bedeutung Karl Friedrich's, der über 60 Jahre lang in Baden regierte, näher zu schildern. Ich brauche nur hinzuweisen auf die treffliche Prorectoratsrede meines verstorbenen Collegen Häusser, der ihm ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Wo der junge Knabe hinblickte, sah er die Resultate einer tüchtigen Finanzwirthschaft und eines gewissenhaften, humanen und aufgeklärten Beamtenthums, neue Strassen, Befreiung des Volkes von allen Lasten der Leibeigenschaft, rasche Rechtspflege, Hebung der Volkswirthschaft und der Schule — und gerade die Vortrefflichkeit der Schulen ist es, die uns hier zunächst interessirt. Ein nordischer Besucher in Carlsruhe, Prof. Brunn aus Dessau, sprach es damals aus: „Es gibt wenige Schulanstalten in Deutschland, an welchen soviele geschickte und gelehrte Männer vereinigt wären wie hier.“ Ein anderer, der berühmte Augenarzt Wien's, Joh. Peter Frank aus Rastadt weiss den Gegensatz nicht schroff genug darzustellen zwischen Carlsruhe und dem streng katholischen, abgeschlossenen Rastadt, der Residenz der andern aussterbenden badischen Linie. „In Carlsruhe blühen die Wissenschaften“, berichtet er.

Böckh hat in der That da auf der Schule eine Ausbildung erlangt, die, wie die Anstalt selbst, eine merkwürdige Vielseitigkeit darbot, die äusserlich betrachtet, am wenigsten dazu angethan schien, einen classischen Philologen gross zu ziehen, und ein solcher im Sinne der sächsischen Fürstenschulen war Böckh auch nicht. Die genannte Anstalt, *Gymnasium illustre*, gehört zu den interessantesten Schulschöpfungen zu Ende des 16. Jahrhunderts, die ihr Vorbild in Sturm's Musteranstalt zu Strassburg gefunden hat und aus dem Geiste des mit der lutherischen Reformation verbundenen Humanismus hervorgegangen war. Für das evangelische Baden-Durlach'sche Land gegründet, fand sie ihre Zuspitzung in dem theologischen Studium. Sie bestand aus drei Abtheilungen, dem eigentlichen *Gymnasium classicum*, dem *Gymnasium publicum* und dem *Gymnasium theologicum.* Böckh ist der letzte gewesen, der diese drei Stufen der Anstalt durchgemacht hat. Er war der letzte *Candidatus Theologiae*, der zu Carlsruhe entlassen wurde.

Aber diese Anstalt hatte bereits die allergrösste Umgestaltung erfahren im Sinne der modernen Zeit, besonders seitdem sie im Jahre 1724 aus Durlach widerwillig dem fürstlichen Gebot nach Carlsruhe gefolgt war. Der theologische zweijährige Curs, einst auch mit einem Convict verbunden, war auf dem Boden der neuen Stadt nicht voll mehr ausgebildet worden, doch wurde eine Reihe theologischer Vorlesungen wirklich gehalten, Stipendien unterstützten dann die nach dem Schlusse des Bienniums vom Kirchenrath schon in die Candidatenliste Aufgenommenen, um auf lutherischen Universitäten, wie Strassburg, Jena, Halle ihre Studien zu vollenden. Das *Gymnasium publicum* war zu einem förmlichen dreijährigen Curs ausgebildet; seine Besucher hiessen die Exemten als *Novitii, Medii, Veterani* unter sich wohlgeschieden. Voraus ging die eigentliche Lateinschule mit fünf bis sechs Classen, das *Gymnasium classicum.* Markgraf Carl Friedrich sorgte ebenso sehr für eine materielle Sicherstellung der in ihrem Einkommen durch die französischen Verwüstungskriege so sehr geschmälerten Anstalten, als er unablässig an ihrer wissenschaftlichen Fortbildung selbst mitarbeitete. Er wollte den Kreis der schönen und nützlichen Wissenschaften einbürgern. Geschichte, Französisch, selbst Englisch, Mathematik und Naturgeschichte fanden zuerst hier Eingang und besondere Pflege. Aber auch im Griechischen, wo man nur das neue Testament und die Gesner'sche Chrestomathie bis dahin gelesen, war Homer seit 1761 doch wieder mit einer Stunde bedacht.

Römische Antiquitäten wurden mit besonderer Rücksicht auf die Juristen vorgetragen, und Hugo, der Begründer der römischen Rechtsgeschichte, ist hier in Carlsruhe unter der Leitung seines Vaters, der eine Zeit lang Professor an der Anstalt war, zuerst zu solchen Studien angeregt worden. Unter den neu für die Anstalt berufenen Lehrern ragten besonders zwei hervor: Tittel aus Pirna und Böckmann aus Lübeck, beide einst Docenten in Jena. Tittel ist in Böckh's Jugend Vorstand der Schulanstalt geworden und hat den philologischen Unterricht, dabei auch die zur Blüthe gebrachten lateinischen Disputationen geleitet und vor allem Tacitus erklärt. Tittel war ein Anhänger von Leibnitz und Locke im Sinne und der Weise Feder's und stand dem neu auftretenden Kant'schen System scharf gegenüber. Entschieden war er ein bedeutendes Talent. Wichtig war es jedenfalls, dass Böckh nicht direct unter den damals allgewaltigen Einfluss des Kant'schen kritischen Schematismus gestellt wurde, sondern genöthigt war, selbstständig in fortgehender Kritik ihn zu studiren. Tittel gründete 1766 eine *societas latina* nach dem Vorbilde der in Jena unter Walch gegründeten und zu hohem Ansehen gelangten. Sie bestand bis 1805 und hat in einer Reihe stattlicher Quartbände ihre Arbeiten sorgfältig vereinigt, einige sogar veröffentlicht. Böckh war ein sehr eifriges Mitglied derselben, und von ihm existirt noch eine Anzahl lateinischer Ausarbeitungen meist philosophischer Gegenstände in diesen Acten.

Eine andere sehr bedeutende, ja wohl noch ausgezeichnetere Kraft als die Tittel's war Böckmann an der Anstalt, der Lehrer der Mathematik und Physik. Er war eine durchaus hervorragende Erscheinung, eben so sehr durch die Tüchtigkeit des Charakters wie durch seine ausgezeichnete Lehrgabe, durch die Begeisterung, die er für seine Wissenschaft zu wecken wusste. Durch ihn hat Böckh jene treffliche mathematische Vorbildung erhalten, jenes Interesse zugleich für Anwendung derselben in der Astronomie, besonders auch in der historischen Wissenschaft, die gerade ihm in der deutschen Philologie eine so seltene und bleibende Stellung gesichert hat. Er selbst konnte von sich sagen, dass er οὐκ ἀγεωμέτρητος in die Bahn der höheren Wissenschaften eintrete. Ausdrücklich wird Böckh in einem Generalbericht aus dem Jahre 1800/1801 unter den guten Schülern der Mathematik hervorgehoben, neben ihm zwei in Baden nachher hochbedeutende Namen, Beck und Nebenius.

Auch in der Naturgeschichte war der Unterricht nicht ohne Einfluss für ihn. Als ich vor nun mehr als zwanzig Jahren das Glück hatte mit ihm einige Wochen an der Ostsee zuzubringen, trat unerwartet seine gute Kenntniss der dortigen Küstenflora zu Tage. Er wies darauf hin, dass er als Schüler in Carlsruhe viel botanisirt habe und davon manches hängen geblieben sei.

Jener Böckmann war es auch zuerst, der freiwillig die deutsche Literatur in die Schule einführte und das Interesse für den gewaltigen Aufschwung derselben der Jugend lebendig mitempfinden liess.

Doch noch eines Mannes müssen wir gedenken, der für Böckh von bedeutendstem Einfluss war, eines Mannes, der als trefflicher Dichter der allemannischen Gedichte, als Verfasser des rheinischen Hausfreunds noch heute seinen Einfluss auf das deutsche Volk ausübt, der als Prälat noch in gutem Andenken steht in der Kirche Badens, von dessen trefflicher Lehrgabe, von dessen gründlicher Kenntniss der griechischen wie der orientalischen Sprachen aber in weiteren Kreisen wenig bekannt ist, Peter Hebel. Böckh verdankt ihm in dieser Beziehung viel. In einem Zeugnisse vom Jahre 1801 spricht dagegen Hebel seine Anerkennung des hochbegabten Schülers aus: „Sein ununterbrochener Eifer, sein für die Erlernung der Sprachen sehr

glückliches Talent und eine abgekürzte Methode machte es mir möglich, in diesem Jahre noch zwölf Capitel aus der Genesis mit ihm zu lesen und dann noch mit einigen schweren Psalmen den Versuch zu machen."

Auch zum Arabischen hat Böckh in Carlsruhe den Grund gelegt. Die wohlgeschriebenen Hefte Böckh's in Halle geben uns Zeugniss für das, was er an guter Vorbereitung in den Orientalien aus Carlsruhe mitbrachte. Den hebräischen Unterricht hatte Böckh als zukünftiger Theologe mit noch einem einzigen Mitschüler, und als solcher ist er in Carlsruhe auch bereits in Dogmatik und Sittenlehre eingeführt worden, ja er hat sich in Predigten in der Nachbarschaft versucht. Sein lautes Memoriren im tiefen Walde auf dem Wege zum Kirchdorf gab einmal Anlass zu einem heiteren Zwischenfalle.

Im April 1803 ward Böckh als der ausgezeichnetste Schüler als cand. theol. aus dem Gymnasium entlassen, um durch ein Stipendium unterstützt sich nun für die Theologie und den Lehrberuf in seinem Vaterlande akademisch vorzubereiten.

Blicken wir auf das bisher Gewonnene zurück! Was brachte Böckh von der Schule zur Universität mit? In der That ein sehr mannigfaltiges reales, auch wohl antiquarisches Wissen, gute lateinische Vorbildung wie Uebung im freien lateinischen Ausdrucke, in der dialektischen Zerlegung der Gedanken, im Disputiren, eine sehr zureichende mathematische Vorbildung, und vor allem auch Einsicht in die Anwendung der Mathematik auf das Leben, auf die Probleme der Natur, eine tüchtige Vorbildung im Orientalischen, kaum aber hervorragende Kenntnisse im Griechischen und einen sehr kleinen Kreis griechischer Lectüre. Sein entschiedenes Talent für Sprachen war aber zu Tage getreten. Dabei Stetigkeit, Eifer und voller Ernst in allen Dingen, auch den unbedeutendsten, die er trieb.

Böckh hatte vor nach Jena zu gehen, wohin aus der lutherischen Markgrafschaft ein guter Theil der Theologen zu gehen pflegte, wurde aber durch Kirchenrath Sander bestimmt, wegen des in Jena herrschend gewordenen Rationalismus nach Halle sich zu wenden. Und Böckh hatte dabei neben der Theologie von Nösselt, Vater u. a. auch noch Fr. Aug. Wolf im Auge, dessen begeisterter Schüler bereits Sander's Neffe Nüsslin geworden war. Das benachbarte, eben an Baden fallende Heidelberg war damals als Universität in tiefem Verfalle.

Böckh hat drei Jahre in Halle von 1803—1806 zugebracht und seine Heimath inzwischen nicht wieder gesehen. Hier in Halle kam die Wahl seines Lebensberufes zur vollen Entscheidung. Noch hat er dort zuerst fleissig theologische Collegien gehört, aber bereits im ersten Jahre packte ihn die Persönlichkeit des gewaltigen Mannes, der damals auf der Höhe seiner Wirksamkeit stand und der classischen Philologie als selbstständiger Wissenschaft einen neuen Mittelpunkt und feste Methode gegeben und einen weitgreifenden Einfluss auf seine Schüler ausgeübt hat, Friedrich August Wolf. Aber als zweites, fast ebenso mächtiges Element trat dann im letzten Jahre seines Aufenthaltes in Halle Schleiermacher hinzu. Schleiermacher's Vorträge über Hermeneutik und Kritik, sowie über Ethik, sein persönlicher Verkehr, die Studien über Plato haben auf Böckh eine nicht hoch genug anzuschlagende Wirkung gehabt. Böckh's Arbeiten, seine Gesammtanschauung der Wissenschaft und des Lebens ist nur aus dem Einfluss der beiden Männer und der in ihnen vertretenen verschiedenen Geistesrichtungen zusammen zu verstehen.

Friedr. Aug. Wolf, dessen Vorlesungen in wohlgeschriebenen Heften von Böckh's Hand

vor uns liegen, eröffnete ihm zuerst den Ausblick auf eine Gesammtheit der Wissenschaft des Alterthums als eines in sich abgeschlossenen Theiles der Menschheit und zwar einer idealen, vollendeten Welt, den Einblick in die Meisterwerke der griechischen Literatur, in Homer, Sophokles, Demosthenes, Plato, als Kunstwerke, als Aeusserungen des hellenischen Geistes, gab ihm eine scharfe Methode der Kritik an die Hand und begeisterte ihn zugleich für die Aufgabe des höheren Lehramtes als eines selbstständigen Berufes.

Das Hellenenthum stieg jetzt zuerst in seiner ganzen Schöne, aber vor allem auch in seiner ganzen inneren Gesetzmässigkeit vor seinen Augen auf. Und nun versenkt sich der junge, noch nicht zwanzigjährige Studiosus tief in die Tragiker, dann mehr und mehr in Plato, und es sind die schwierigsten, aber auch für die platonische Philosophie wichtigsten Dialoge, wie Timäus, wie Staat und Gesetze mit anhängenden Dialogen, die ihn beschäftigen. Er studirt aber Plato nicht als Gegenstand, den Scharfsinn zu üben, als beliebigen Autor, um durch Arbeiten an ihm sich bekannt zu machen, nein, ganz vom Strome der philosophischen Bewegung selbst ergriffen, im Streben hier zwischen den Dingen des Scheines der Aussenwelt und den ewigen höchsten Ideen die Brücke zu finden, die Stufen der Erkenntniss von sinnlicher Wahrnehmung zur Meinung, Vorstellung, zum Begriff, zur höchsten Anschauung des Ewigen zu verfolgen, kurzum, die Welt zu begreifen. Schelling's Schriften begeistern ihn, er nennt ihn den ersten Musageten des Platonischen Chores. Steffens war es, dessen begeisterte Vorträge die Schelling'schen Gedanken den Halle'schen Studenten, darunter auch Böckh, nahe brachten.

Da trat nun Schleiermacher im Jahre 1805 hinzu. Ein etwas älterer Freund, Geh. Rath Schulze erzählte mir, in dem Jahre 1805/6 habe Böckh nur Plato getrieben und dann Abends die Vorlesungen von Schleiermacher gehört. Gerade dieser war es, der damals, wie er dem religiösen Leben seine eigenthümliche Stellung, seinen Mittelpunkt und unmittelbare Empfindung im Gefühl im höchsten Sinne des Wortes sicherte, so seine Gabe der dialektischen Betrachtung, der Aufhäufung der Schwierigkeiten und ihrer allmählichen Auflösung in meisterhafter Weise an Plato als ersten Meister der dialektischen Bewegung im Dialog anlehnte und auf diese anwandte. Plato's Uebersetzungen von Schleiermacher mit den Einleitungen sind einzeln von Böckh schon kennen gelernt im Manuscript. Seine Recension in den Heidelberger Jahrbüchern hat dieses bis jetzt noch unausgeschöpfte Meisterwerk wahrhaft in die wissenschaftliche Welt eingeführt. Schleiermacher bezeichnet in einer Antwort auf diese Recension sehr schön sein Verhältniss zu Böckh und ebenso seine Stellung neben Wolf „als eines anregenden Lehrers, der durchaus einen demokratischen Charakter hat und es daher als selbstverständlich annimmt, dass das Verhältniss sich nächstens umkehren wird, im Gegensatz zu dem, der anweisend, übend aus einem grossen Schatz von Kenntnissen wirkt wie Wolf."

Böckh sagt umgekehrt von Schleiermacher: „Gestehen wir rund heraus, was wir denken. Noch Niemand hat Plato selbst so verstanden und anderen zu verstehen gelehrt, wie dieser Mann, welcher bei seltener Umfassung des Höchsten mit nicht geringer Sorgsamkeit auch das Kleinste nicht verschmäht, ein Talent, das in wenigen Gelehrten ausgebildet, ein Glück, das wenigen Gegenständen zu Gute gekommen ist, während die meisten mit zu unbesonnener Ueberstürzung oder mit zu beschränkter Nüchternheit behandelt worden sind."

Hier in Halle wurden Verbindungen geschlossen, die für das ganze Leben dauernd waren, mit Immanuel Bekker, mit Johannes Schulze, mit dem späteren Bischof Rietschel, mit K. Schneider u. a.

Böckh veröffentlichte im Frühjahr 1806 seine Schrift über Minos und ging ein halbes Jahr vor der grossen speciell über Halle hereingebrochenen Katastrophe, die auch in Friedr. Aug. Wolf's ganzes wissenschaftliches Leben, aber so verhängnissvoll eingreift, nach Berlin, wo ihm eine Stelle in dem Seminar für gelehrte Schulen, das damals nicht gerade in grosser Blüthe stand, durch seine Freunde vermittelt wurde, zugleich noch unterstützt durch eine weitere Verlängerung des badischen Stipendiums. Wichtiger als seine ersten Unterrichtsversuche in der Quinta und Sexta eines Gymnasiums war der Eintritt in ein geistvolles jüdisches Haus der Madame Levi, welcher er griechischen Unterricht gab, mit der er auch später, wie mit der Familie Mendelssohn, in engster freundschaftlicher Beziehung blieb, die Böckh gern vor anderen pflegte. Durch sein ganzes Leben bis in das höchste Alter zieht sich persönlicher und brieflicher Verkehr mit geistvollen von ihm geförderten oder geleiteten Frauen, z. B. der Marquese Arconati. Aber von ganz entscheidender Bedeutung war der enge Freundschaftsverkehr mit Buttmann, mit Heindorf, mit K. Schneider, mit den zwei Delbrück's. Ein pindarisches Kränzchen führte sie regelmässig zusammen, und mit Heindorf verband die fast leidenschaftliche Liebe zu Plato, dem Böckh, wie er sagt, den besten Theil seiner Bildung verdankte. In der That schien mitten in der Noth der Zeiten, wie es brieflich zwischen ihnen ausdrücklich ausgesprochen wird, ein um so innigerer Anschluss der Freunde an einander, eine Vertiefung in eine ideale Welt allein Trost und Zuversicht zu gewähren.

Die Schlacht von Jena zerstörte wie fast den preussischen Staat, so auch zunächst die Böckh gemachte Hoffnung auf rasche Anstellung in Preussen.

Schon war ihm ein Rectorat in Königsberg in der Neumark zugesichert gewesen; doch an Baden banden ihn alle Bande der Familie, auch die der Dankbarkeit gegen einen Fürsten, der ihn vier Jahre lang im Auslande unterstützt hatte. So leitete er im Januar durch ein merkwürdiges Schreiben an den Minister von Reizenstein seine Rückkehr in die Heimath ein mit dem bestimmten Plane, an der damals eben in voller Reorganisation begriffenen Universität Heidelberg mit Unterstützung der Regierung sich zu habilitiren.

Er kehrte im Frühjahr 1807 über die thüringischen Schlachtfelder und unter mancherlei Hemmnissen in den Süden zurück. Nach Monaten unruhigen Wartens und energischen Drängens war Böckh im Monat October 1807 habilitirt, eröffnete seine Vorlesungen mit überaus günstigem Zuspruch und erhielt noch im November die Ernennung zum Extraordinarius. Gekommen war nun die Zeit, von der er im Jahre 1805 bewegt an Mutter und Schwester geschrieben: „Leben Sie recht wohl, edle theure Mutter, lebe recht wohl, gute Friederike! Wenn wir auch in diesem und vielleicht dem folgenden Jahre uns nicht sehen, einst kommt der Tag der frohen Wiedervereinigung, der soll uns allen ein Festtag bleiben zeitlebens. Aber zuerst muss gekämpft werden. Ihr habt gesiegt, mein wartet noch der harte Kampf des Lebens."

Die vier Jahre der ersten akademischen Thätigkeit 1807 bis 1811, in Heidelberg verlebt, nennt Böckh in einem Briefe aus seinem Todesjahre seine „goldbekränzte Jugend." Und sie waren dieses in der ganzen Kraft eines unerschöpflich aus sich selbst gebärenden Geistes, in einem jugendlichen, auf die Jugend, wie dies verehrte Veteranen, z. B. der jüngst verewigte Director Vömel in Frankfurt a. M. bezeugten, begeisternd wirkenden, aber schon gemilderten Feuer, in der vollen frischen Empfindung für eine herrliche Natur, in einem keck und übermüthig fast sprudelnden, mit Mystik eigen gemischten Humor, in dem vollen Schwung einer Liebe, die um Gegenliebe rang. Böckh trat zugleich in einen Kreis frischer, aufstrebender

und geistvoller akademischer Kräfte ein, wie Daub, Schwarz, Wilken, Martin, Heise, Thibaut, Fries, Creuzer u. a., die in wenig Jahren Heidelberg zu einer durchaus neuen, blühenden Akademie umgestalteten. Binnen zwei Jahren war der noch nicht fünfundzwanzigjährige Professor Ordinarius geworden, war Mitdirector des philologischen Seminars, Professor der Beredtsamkeit.

Erlauben Sie, verehrte Anwesende, wo es uns nicht um die Schilderung der Leistungen Böckh's — und wie reich an solchen im Bereiche Plato's, der Tragiker, des Pindar, selbst der Sprachwissenschaft ist nicht die Heidelberger Zeit, und welche Pläne z. B. der einer Geschichte der griechischen Stämme waren bereits gefasst! — sondern um seinen Bildungsgang zu thun ist, nur auf einen Punkt hinzuweisen, der gleich auffallend, ja unwahrscheinlich zunächst sein mag, aber seine volle Richtigkeit hat und nicht gering angeschlagen werden kann: Böckh war ein Romantiker geworden, er stand im engsten Kreis eines Kränzchens der Romantik, er war mit Creuzer eng befreundet, während ihn Voss als gefährlichen Concurrenten seines Sohnes misstrauisch aufnahm, und ist dies bis an Creuzer's Lebensende geblieben, so verschieden auch ihre Art und Weise zu arbeiten war; seine täglichen Genossen waren eine Zeit lang Clemens Brentano, Achim von Arnim, Görres; er stand in engstem Verkehr mit Windischmann in Aschaffenburg. Er hat in diesem Kreise, der ihn als seinen „Polyhistor" bezeichnet, die allerinteressantesten, merkwürdigsten Stunden verlebt. In der „Trösteinsamkeit", der „Zeitung von und für Einsiedler" ist das einzige Griechische, welches unter der Fülle mittelalterlicher Heldensagen und Legenden, unter den Erstlingen der Muse eines Uhland und Justinus Kerner, zwischen den Poesien der Schlegel zu Tage kommt, ein griechisches Sonnet von Böckh, bereits aber schon in Berlin 1806 gedichtet für Christian Schneider und als fliegendes Blatt gedruckt. In der grossen Sonnetenschlacht bei Eichstädt in Thüringen ist nur ein Sonnet verschont worden, „das arme Ding, die wundersame Creatur", es hat einen Wolfspelz um, und darin will das Böcklein sich verhüllen und reiche Reime ihm die Zipfel füllen." Auch in diesem heissen, von anakreontischer Anmuth zugleich getragenen Liebeslied verräth sich immerhin der eifrige Platoniker. Ich kann mir nicht versagen, die zwei ersten Strophen Ihnen vorzulesen:

Μῶν οἶϲθα κεῖνον ἵμερον κράτιϲτον
τοῦ παιδιώδουϲ φιλτάτου τ' ἀγῶνοϲ
Ἔρωτοϲ οὗπερ πλεῖϲτόϲ ἐϲτιν ὦνοϲ
καρπουμένοιϲι χαρμάτων μέγιϲτον.
Φιλημάτων γὰρ εἰ δίδωϲι μιϲθὸν
οὐγὼ φθονήϲω τῷ κλέει Πλάτωνοϲ
οὐγὼ φθονήϲω τοῖϲ θεοῖϲ αἰῶνοϲ.
παῖϲ γὰρ φίλη πάντων καλῶν ἄριϲτον.

Wunderbar muthet es einen an, wie ein Klang aus längst verrauschter fremder Zeit, wenn der Mann, der damals mit eisernem Fleisse Handschriften Pindar's verglich, sich in das Platonische Weltsystem vertiefte, der oft mitten in der Nacht am Clavier sitzend musikalische Studien im Zusammenhange mit den metrischen machte, derselbe Mann voll heitersten Humors direct einen Spaziergang in eine abenteuerliche Fahrt nach Darmstadt und Frankfurt mit einem Freund verwandelt, nach zwei durchfahrenen Nächten dann unmittelbar in das Colleg kommt und schliesslich bis tief in die Nacht am Pindar sitzt; wenn er in Sturm und Wetter zum Heidelberger Schloss hinaufsteigt, um einen Epheukranz der Braut seines Freundes,

zu holen. Er selbst hat seinen persönlichen Empfindungen in tiefster Stille damals Ausdruck verliehen im dichterischen Worte, und es zieht sich seit jener Zeit durch sein ganzes Leben ein stilles Band poetischer Ergüsse hin durch frohe und schwere Tage. Noch klingt mitten im Berliner Geschäfts- und conventionellen Leben in scherzhaften Episteln, in Weihnachtsliedern für seine Kinder, in Trauerliedern ein Klang jener hoch gehobenen und von innerer Gesundheit zugleich getragenen Jugendlichkeit fort.

Bereits 1809 hatte Böckh einen Ruf nach Königsberg in Preussen erhalten, er wurde in Folge dessen Ordinarius in Heidelberg; im Jahre 1810 kam von Berlin eine officielle Anfrage, ob er gewillt sei, als Professor der klassischen Literatur an die neu zu stiftende Universität zu gehen. Böckh folgte im Frühjahr 1811 diesem Rufe und verliess Heidelberg, den Süden für immer, um in Berlin auf ihm schon bekanntem Boden von einem Kreise alter Freunde freudig begrüsst zu werden.

Böckh, dem vollen, gereiften Manne, können wir an die bleibende Stätte seiner Wirksamkeit nicht mehr folgen, nicht den bedeutsamen Einfluss schildern, den die grossen Ziele der neuen Universität, der Reorganisation des gelehrten Unterrichtes, der wissenschaftlichen Unternehmungen der Akademie, den die Freiheitskriege mit ihrer Gefahr und ihrem die Herzen einigenden Enthusiasmus, den der Verkehr mit Männern wie Niebuhr, Wilhelm von Humboldt, später Alexander von Humboldt auf ihn gehabt hat. Aber wohl darf es mir erlaubt sein, in ein paar Worten das Wesen des Mannes, welches aus dieser Jugendzeit hervorgegangen, ein Wesen, zu dem es nach seiner eigenen Anwendung eines solonischen Spruches gehörte, zwar alt zu werden, aber nie aufzuhören zu lernen, — also das Resultat dieses Bildungsganges zu bezeichnen. Wir müssen wohl sagen, staunenswerth ist die A r b e i t s k r a f t, verbunden mit einer tüchtigen körperlichen Natur, die Zähigkeit und Kraft der C o n c e n t r a t i o n, die aber nie in Einzelnes selbst sich verliert, vom Einzelnen immer zum Ganzen übergeht. Hinzu tritt ein strenges P f l i c h t g e f ü h l, welches ihn z. B. auszeichnet vor seinem genialeren Lehrer F. A. Wolf, das Pflichtgefühl, welches bis in seine spätesten Tage ihn Mühe und Arbeit auch in den scheinbar kleinsten und gewöhnlichsten Dingen nicht scheuen liess. Neben dieser Arbeitskraft, diesem Ernst der Concentration, dieser Pflichttreue steht vor allem voran eine merkwürdige Vereinigung von K l a r h e i t, N ü c h t e r n h e i t und einem T i e f s i n n, der überall dem Grunde der Erscheinungen nachgeht, nie mit äusserer Anhäufung des Stoffes sich begnügt, aber diesen Grund der Dinge in Mass, Ziel, Idee scharf begränzt. Böckh ist zu einer wahrhaft unbefangenen historischen Auffassung des Alterthums gelangt. Er hat von jenem verschönernden Idealismus, der alles, was hellenisch war, umspielte und noch vielfach umgibt, wahrhaft sich frei gemacht und doch nur um so tiefer das Grosse und ewig Vorbildliche im Alterthum erfasst. Man lese nur die Endworte seines Staatshaushaltes der Athener, worin er die Welt der Hellenen und die heutige vergleicht! Er hat die documentale Unterlage unserer Erkenntniss im Gebiete der Inschriften erst umfassend kennen gelehrt. Er hat die mathematisch-naturwissenschaftliche Methode da in der Erforschung des Alterthums zuerst und durchgreifend angewandt, wo sie hingehört, wo es sich um die materielle Existenz, wie um die Weltbetrachtung handelt, oder wo der wahrhaft künstlerische Geist zum Theil unbewusst in messbaren Verhältnissen schafft. Er hat zuerst gelehrt, wie ein antiker Staatshaushalt denselben Grundgesetzen unterworfen ist, die heutzutage noch die Nationalökonomen beschäftigen. Er ist es gewesen, der in der Freiheit der Poesie auch Mass und Ziel in dem gleichsam unbewussten Zahlensystem der Rhythmen aufgefunden hat. Er hat an den Backsteinen der Babylonier, an den Gefässen der Griechen und Römer, am Gewicht der

Münzen den grossen Culturzusammenhang nachgewiesen, welcher den Orient und Occident umspannt. Er hat die antike Weltanschauung, den ganzen Kosmos zu umfassen verstanden und ist in dieser Beziehung ein einem Alexander von Humboldt wahrhaft ebenbürtiger Freund gewesen. Wenn er nun die irdischen Dinge des Alterthums auf Zahlen und Mass zurückführte, so hat er in der Geisteswelt desselben als echter Platoniker die Ideen als Urgrund und Zielpunkte nachzuweisen gestrebt. Dass er selbst dem Glauben an die Ideen, vor allem an die des Guten, der Gottheit nicht untreu geworden ist, sondern unverwandt den Blick auf eine höhere überirdische Welt gerichtet hielt, — Beweis dafür ist sein ganzes Leben, Beweis dafür ist die Fülle seiner tief durchdachten und von sittlichem Geist durchwehten Reden, jene unausgeschöpfte Fundgrube wahrer Lebensweisheit und edler, nationaler Gesinnung, Beweis dafür ist die Menge seiner Briefe, in denen tiefer Ernst, wahre Bescheidenheit und kindlicher, scherzender Humor sich vereinen. Und so, meine ich, wird allerdings sein Bild hoch bedeutsam unter den grossen Männern der neuen Zeit, die Wissenschaft und Leben nicht getrennt, die jener neue feste Grundlagen gegeben und in diesem Pflicht und Gewissen und den idealen Sinn treu gewahrt haben, dastehen. Und so möge die Erinnerung an ihn eine Aufforderung für uns sein, fortzuarbeiten an der Lösung der grossen Aufgaben, die er unserer Wissenschaft bestimmt gestellt und an seinem Theil gelöst, dieselbe aber im Zusammenhange des ganzen Lebens und seiner sittlichen Aufgaben auch als wahrhaft fruchtbar zu bewähren! —

Der Präsident bittet, vor der Pause noch den Vortrag des Hrn. Prof. Brunn über den Apollo von Belvedere anzuhören.

Vortrag des Prof. Brunn aus München:

Der Apollo von Belvedere ist seit 1860 in Folge zweier wichtiger Entdeckungen, der Wiederholung der ganzen Gestalt in der Stroganoff'schen Bronze und des Kopfes im Steinhäuser'schen Marmor, von den verschiedensten Seiten erneuten Erörterungen unterzogen worden. Aber trotzdem, dass dadurch das Verständniss des vielgepriesenen Werkes sehr wesentlich gefördert oder eigentlich erst erschlossen worden ist, so ist doch über einzelne Punkte noch nicht allgemeines Einverständniss erzielt, und manche einschlägige Frage kaum berührt, geschweige denn erschöpfend behandelt worden. Die Möglichkeit, durch mündlichen Austausch der Gedanken in einer grösseren Versammlung über so Manches schneller zum Ziele zugelangen, liess es daher passend erscheinen, als Thema für einen Vortrag an dieser Stelle eine Revision der den Apollo betreffenden Fragen zu wählen: eine Revision insofern, als es nicht meine Absicht ist, alles bereits sicher Festgestellte hier ausführlich zu wiederholen, sondern nur, soweit es der Zusammenhang erheischt, kurz zu berühren, um auf die Erörterung des Streitigen näher eingehen zu können.

Die erste wichtige Thatsache, welche uns die Vergleichung der Stroganoff'schen Bronze lehrt, ist negativer Art, nämlich dass auch die vaticanische Statue nicht, wie man früher allgemein annahm, den Bogen in der Linken führte: hieran darf jetzt wohl Niemandem mehr ein Zweifel gestattet sein. Dass die Aegis mit dem Gorgoneion an die Stelle des Bogens zu treten habe, wurde zwar Anfangs von einigen Seiten bestritten, indessen hat der Hauptvertreter einer widersprechenden Ansicht, Wieseler, welcher dem Gotte die abgezogene Haut des Marsyas in die Linke geben wollte, schliesslich die Vertheidigung derselben aufgegeben. Da jedoch immerhin ein Anderer versuchen könnte, dieselbe nochmals aufzunehmen, so mag hier kurz bemerkt werden, dass die einzige monumentale Analogie für einen Apollo mit der Marsyashaut, eine Giustinianische Statue, nur eine scheinbare Stütze bietet. Leider war es mir

in Rom nicht gestattet, das jetzt in Torlonia's Besitz befindliche Werk selbst zu untersuchen; aber der im Restauriren von Antiken nur zu sehr erfahrene Bildhauer Gnaccarini bezeugte mir, dass der linke Arm an der Schulter künstlich angefügt sei ohne die geringste Spur einer natürlichen Bruchfläche, und dasselbe sei der Fall bei den Fugen der Marsyashaut unterhalb des Armes. Wir haben es also mit einem modernen Flickwerk zu thun, das nach keiner Seite hin eine Gewähr seiner Berechtigung bietet.

Demnach dürfen wir getrost Stephani darin folgen, dass wir in der vaticanischen, wie in der Stroganoff'schen Bronze Apollo erkennen, wie er durch die vorgehaltene Aegis in den Reihen seiner Feinde Schrecken und Entsetzen verbreitet, nicht als eine Illustration zu der Schilderung Homers im XV. Buche der Ilias, in welcher der Gott als Beistand der Troer durch die Aegis die Schlachtreihen der Hellenen erschüttert und niederwirft, wohl aber als eine Darstellung des Gottes in völlig entsprechender Situation und nach derselben religiös-poetischen Grundidee gebildet, die auch der Homerischen Schilderung zu Grunde liegt.

Ehe wir weiter auf die künstlerische Entwickelung dieser Idee eingehen, mag es gestattet sein, die Frage aufzuwerfen, mit welchem Beinamen die Bildung des Gottes in dieser besonderen Situation zu bezeichnen sei. Denn wo wir mehrere Wiederholungen derselben Gestalt besitzen, stellt sich das Bedürfniss heraus, dieselben unter einem Namen zusammenzufassen und den gemeinsamen Grundtypus von anderen Darstellungen desselben Gottes zu unterscheiden. Stephani hat bekanntlich zuerst den Namen Boëdromios vorgeschlagen. Als später Preller auf die in Folge der gallischen Niederlage bei Delphi gefeierten Soteria hinwies, glaubte man darauf hin den Gott als Soter bezeichnen zu dürfen. Allein in der betreffenden Inschrift wird wohl Zeus „Soter“ genannt, Apollo dagegen heisst einfach Pythios. Mag nun auch zugegeben werden, dass diejenigen, welche zuerst den Gott in dieser Gestalt verehrten, in ihm den Helfer, den Retter erkannten und ihn deshalb auch Helfer, Retter genannt haben mögen, so denken wir doch zunächst weniger an die segensreichen Folgen seines Auftretens, sondern er tritt uns entgegen in lebendiger Handlung als Verderber, Vernichter durch die Aegis. Da uns ferner positive Zeugnisse darüber mangeln, wie die Alten ihn etwa vom Standpunkte der lebendigen Religion genannt haben mögen, so scheint es für uns gerathener, uns einfach an die sinnliche Erscheinung zu halten und im klaren Bewusstsein darüber einen Namen, einen conventionellen Namen zu bilden, durch den wir diesen Typus des Gottes von anderen in sinnlich fassbarer Weise unterscheiden. Wir brauchen hier nur etwas schärfer zu betonen, was Jahn (Aus der Alterthumswissenschaft, S. 273) bereits ausgesprochen hat; er sagt, der Typus dieser Statuen stelle Apollo als Aegishalter oder Aegisschütterer dar. Nennen wir ihn also Aegiochos, so ist in keiner Weise dadurch etwas präjudicirt, es ist ein einfach beschreibender Name, der den Typus nach seinem unterscheidendsten Merkmale kennzeichnet, gerade so, wie die Leier den Citharoedus, die Eidechse den Sauroktonos.

Aber mit dem Namen, mit der allgemeinen Bezeichnung der Handlung ist das tiefere Verständniss des Kunstwerkes keineswegs erschlossen. Wie hat der Künstler das Grundmotiv erfasst und mit welchen Mitteln seiner Kunst hat er es entwickelt und durchgebildet? Das ist es, worüber vor Allem der Beschauer des Werkes Klarheit verlangt. Die Beantwortung dieser Frage ist indessen in unserem Falle nur auf einem Umwege möglich. Wo mehrere Wiederholungen vorliegen, die in manchen Einzelnheiten von einander abweichen, da ist zunächst festzustellen, welche unter diesen uns den ursprünglichen Gedanken des Künstlers, den Urtypus am reinsten darstellt.

Es handelt sich zunächst um das gegenseitige Verhältniss der vaticanischen und der Stroganoff'schen Statue[1]. Als ausgemacht darf hierbei gelten, dass keine von beiden das Original der andern ist, aber eben so, dass beiden ein gemeinsames Urbild zu Grunde liegt, von dem freilich die eine mehr als die andere abgewichen sein muss. Unwesentlich ist es sodann für die Hauptfrage, dass die Bronze den Baumstamm nicht hat, dessen der Marmor als Stütze bedurfte. Ebenso unwesentlich ist das Fehlen des in der Hauptansicht sich ohnehin dem Auge entziehenden Köchers an der Bronze. Etwas bedeutsamer kann die Verschiedenheit in der Haltung des rechten Armes erscheinen. Indessen war derselbe an der vaticanischen Statue zweimal gebrochen, und der Ansatz einer Stütze an der Hüfte zeigt, dass er nicht ganz richtig zusammengesetzt ist und er sich ursprünglich ähnlich wie in der Stroganoff'schen Bronze dem Körper mehr annäherte.

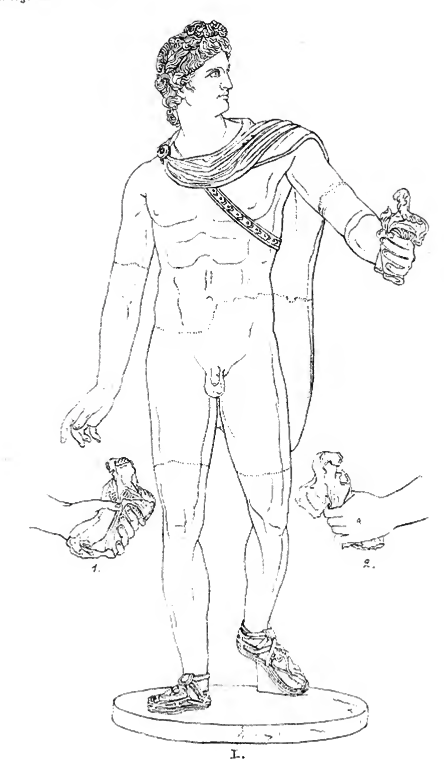
Dagegen ist eine wesentliche Verschiedenheit in dem Gesammtausdrucke beider Statuen dadurch bedingt, dass an der Stroganoff'schen Bronze der linke Arm mehr gesenkt und nach innen gewendet ist, und dass der breite über den Arm hängende Theil der Chlamys gänzlich fehlt. In dieser grösseren Einfachheit und Anspruchslosigkeit will nun Stephani das Kennzeichen eines reineren und echteren griechischen Geistes erkennen. Dagegen erscheine die vaticanische Statue nicht als eine genaue Copie, sondern als eine freie Reproduction eines älteren Originals, in welcher der Künstler ein nicht ihm gehöriges Grundmotiv aufgenommen, von Neuem durchmodellirt, im Einzelnen durchgebildet und weiter entwickelt habe nach dem veränderten Geschmacke seiner eigenen Zeit, und zwar der Zeit des Kaisers Nero, in dessen Villa bei Antium die Statue gefunden wurde. Ueberall herrsche ein Streben nach Effect und nach gesuchter Eleganz, und besonders zeige sich dieses Streben in der pompösen Anlage der Chlamys, welche in der Stroganoff'schen Bronze ganz fehle und nur als Stütze für den Arm in Marmor erfunden sei. Ihr Vorhandensein und ihre ganze Anlage, in der man früher einen Hauptbeweis für die Ableitung der vaticanischen Statue von einem Bronze-Original zu finden geglaubt, liefere daher gerade den Gegenbeweis gegen diese Annahme.

Ich mag zugeben, dass die Behauptung eines Bronze-Originals bisher schlecht vertheidigt worden ist; aber ich brauche deshalb keineswegs zuzugestehen, dass die Behauptung selbst eine falsche, eine irrige sei. Ich will den Baumstamm als wenig beweisend ausser Betracht lassen, obwohl sich nicht leugnen lässt, dass der Eindruck zu grosser Schwäche und ein gewisses Nachschleppen des linken Beines gerade durch die zu grosse Stabilität und Schwere hervorgerufen wird, welche das rechte durch das materielle Gewicht des Baumstammes erhält, dem links das Gegengewicht fehlt. Auch das scharf zugeschnittene Schuhwerk könnte ja, etwa wie an den vaticanischen Statuen des Menander und des Posidipp, an einem Marmororiginal ursprünglich von Bronze angefügt gewesen sein und bei der Copie in Marmor den Bronzecharakter bewahrt haben. Nicht leugnen aber lässt sich, dass die Behandlung der nackten Theile nicht diejenige Weichheit und Mürbigkeit des Fleisches erkennen lässt, die wir an ursprünglich für den Marmor berechneten Arbeiten zu sehen gewohnt sind, und dass die Knappheit und Schärfe in der Begrenzung der Formen vielmehr lebhaft an die Eigenthümlichkeiten des Bronzestils erinnert. Was endlich die Chlamys anlangt, so lehrt allerdings die vaticanische Statue unwiderleglich,

[1]) Ein nach den Stephani'schen Publicationen beider Statuen flüchtig autographirtes Blatt wurde unter die Zuhörer vertheilt und erscheint hier als Beilage. Es wird kaum der besondern Bemerkung bedürfen, dass es nur zur Verdeutlichung der Hauptmotive dienen soll.

Digitized by Google

Zu dem Vortrage des Prof. Brunn.





II.

Lith. Anst. v. Ed. C. Wolff u. Sohn, München.

dass sie in Marmor ausgeführt werden konnte; aber eine andere Frage ist es, ob sie ein Künstler für die Ausführung in Marmor gerade in dieser Anordnung erfunden haben würde. Brauchte er eine Stütze für den Arm, so würde er nicht durch die massigsten Theile der Chlamys den Arm erst noch recht schwer belastet und die Stütze in den herabhängenden dünnsten Theilen gesucht, sondern vielmehr umgekehrt zur Stütze compactere Massen erstrebt haben. Abgesehen von der Gesammtanlage spricht aber besonders die Ausführung des Einzelnen, die ganze Behandlung der Falten für ein Original in Bronze. Bei dem Marmor, der wegen seiner leise durchsichtigen Substanz einen Theil des Lichtes einsaugt, wird die Wirkung durch die grössere oder geringere Rundung der Massen und Flächen und durch den Gegensatz von Höhen und Tiefen in denselben hervorgebracht. Bei der Bronze dagegen wirkt wegen der Farbe, der Undurchsichtigkeit und des Glanzes des Materials weniger dieser Gegensatz von Höhe und Tiefe als eine Begrenzung der Flächen, die das Licht in bestimmter Weise bricht und reflectiren lässt. Ein feiner weisswollener Stoff wird dem Künstler untadelige Motive für Marmorfalten darbieten; die Bronze dagegen liebt eine Behandlung der Flächen, wie wir sie in der Malerei bei der Darstellung glatter Seidenzeuge und fast im Extrem beim Atlas durchgebildet finden. Betrachten wir die Falten der Chlamys des Apollo unter diesem Gesichtspunkte, so werden wir unschwer bemerken, dass die Falten weit weniger auf den Gegensatz von Licht und Schatten, als auf Brechung des Lichtes, auf Reflexe berechnet sind. Aus der weit gespannten Fläche heben sich nur wenige Hauptfalten höher, aber scharfkantig hervor. Dazwischen aber findet sich eine weit grössere Zahl sanfterer Hebungen und Brüche, die im Marmor für das Auge theilweise fast verschwinden, in der Bronze aber eben diese Fläche auf das feinste gliedern und beleben würden.

Doch, wird man einwenden, zugegeben, dass diese Eigenthümlichkeiten auf ein Bronzeoriginal hindeuten, wie ist es zu erklären, dass die Chlamys in der Marmorcopie vorhanden ist, in der Stroganoff'schen Bronze dagegen in ihrem wichtigsten Theile fehlt? Betrachten wir nur unbefangen an der Bronze den Umriss der Chlamys von der Schulter bis zur linken Hüfte, so wird jeder zugeben müssen, dass diese Linie unbedeutend, nichtssagend, ja geradezu unschön ist. Ja, sehen wir genauer zu, so müssen uns Bedenken noch ganz anderer Art kommen: während queer über der Brust von der rechten Schulter bis zur linken sich schöne, reiche Falten, ganz wie in der Statue des Belvedere entwickeln, hängt hinter der Schulter nicht eine Chlamys, sondern nur ein erbärmliches Fragment einer solchen wie ein Lappen, ein Fetzen herab. Um es kurz zu sagen: in der Stroganoff'schen Bronze fehlt das Hauptstück der Chlamys, nicht weil es im ursprünglichen Originale nicht vorhanden war, sondern weil es in der Copie aus einem besondern Grunde weggelassen ist. Stephani selbst giebt an, dass die Statue nicht aus einem, sondern aus mehreren Stücken, und dass namentlich Arme und Beine einzeln gegossen seien. Daraus ergiebt sich aber mit Nothwendigkeit, dass auch die Chlamys, wie wir sie in der vaticanischen Statue sehen, nicht mit dem Torso zusammen, sondern nur separat gegossen werden konnte. Weiter bemerkt Stephani, dass man in der Zusammenfügung der verschiedenen Stücke ziemlich sorglos verfahren, und dass dadurch Fehler entstanden seien. Ein solcher Fehler ist nach meiner Ueberzeugung die zu starke Senkung und Beugung des linken Armes nach innen, die, wie wir später sehen werden, dem ursprünglichen poetischen Motive keineswegs entspricht. War aber einmal dieser Fehler in der Anfügung begangen, so ist klar, dass die für den stärker gehobenen Arm berechnete Chlamys nicht mehr passte. Sie musste also entweder neu modellirt werden oder, hielt man das für zu

umständlich, ganz wegbleiben, und man begnügte sich, den am Körper haftenden Theil nothdürftig zu verputzen.

Demnach dürfen wir unbedenklich behaupten, dass der vaticanische Apollo uns von dem Original eine vollständigere Vorstellung gewährt, als der Stroganoff'sche und dass dieses Original in Bronze gearbeitet war.

So stand für mich die Frage vor zwei Jahren, als aus Rom die Nachricht eintraf, dass der Bildhauer Steinhäuser dort einen Apollokopf entdeckt habe, welcher dem Typus des vaticanischen unverkennbar entsprechend diesen an künstlerischer Schönheit weit überrage, ja vielleicht für das Original selbst zu halten sei, dabei aber in der ganzen Behandlung keine Spur von Bronzetechnik, sondern entschiedenen Marmorstil zeige. Ich gestehe, dass ich von Anfang an gegen dieses überschwängliche Lob einige Bedenken hegte. Verstärkt wurden dieselben, als vor einem halben Jahre die in den Annalen des Instituts für 1867 publicirten Photographien in meine Hände gelangten. Dennoch glaubte ich so lange mir selbst misstrauen zu müssen, als ich nicht die plastische Form wenigstens im Gypsabguss zu prüfen im Stande gewesen sein würde. Sie sehen jetzt hier den Abguss neben dem des vaticanischen, und es ist mir lieb, ihn zur Stelle gebracht zu haben, weil ich es ohne eine solche *demonstratio ad oculos* kaum wagen dürfte, eine dem Urtheile der römischen Bewunderer so entgegengesetzte Ansicht über den Werth des neuen Fundes zu entwickeln.

Welche Verdienste sind es nun, durch welche der Steinhäuser'sche Kopf den vaticanischen weit überragen soll? Ich gestehe, dass mir die Beweisführung Kekulé's in den Annalen nicht in allen Punkten klar geworden ist. Sie beruht zum grössten Theile auf allgemeinen Theorien, die von ihm mehr angedeutet als entwickelt worden sind. Doch glaube ich nicht zu irren, wenn ich seine Ansicht etwa in folgenden Sätzen zusammenfasse: „Der Stroganoff'sche Kopf zeichnet sich aus durch eine grössere Einfachheit und Schlichtheit, welche dem Raffinement einer späteren Zeit gegenüber, wie es sich in dem vaticanischen Kopfe zeigt, für eine frühere Epoche spricht. Auf eine solche deutet auch die grössere Schlankheit des Ovals in der Vorderansicht, dem eben so in der Seitenansicht die knapperen Formen der Kinnlade und das Profil der Schädelbildung entsprechen." Ich leugne nicht, dass der angedeutete Schnitt des Gesichtes in so manchen echt griechischen Schöpfungen uns besonders fesselt. Aber kennt denn die griechische Kunst der guten Zeit nur diesen Schnitt? Durfte sie denselben, der die jugendkräftige Energie eines Athleten vortrefflich bezeichnet, auch für den milderen Charakter eines Apollo verwenden? Ich kann nicht leugnen, dass ich beim ersten Anblicke der Photographie und ebenso des Gypses viel eher einen jugendlichen Athleten, als einen Apollo vor mir zu haben glaubte. Leider ist der sogenannte Krobylos am Marmor nicht erhalten; würde er aber, nur mässig entwickelt, nicht das schmale Gesicht übermässig verlängert erscheinen lassen? Die Formen des Apolloideals sind leider im Einzelnen noch nicht hinlänglich untersucht. Irre ich indessen nicht, so ist ihm gerade eine gewisse Breite und Fülle der Vorderansicht dem schmalen Oval eines athletischen Jünglingsideals gegenüber eigenthümlich. Ohne mich auf den Apollo Giustiniani als die dem vaticanischen relativ am meisten verwandte Bildung zu berufen, möchte ich Kekulé auf eine gerade ihm sehr nahe liegende Parallele hinweisen. Die Vergleichung des von ihm publicirten pompeianischen Apollo (Mon. d. Inst. VIII, 13) mit dem offenbar derselben Kunstschule angehörigen Jüngling des Stephanos in Villa Albani wird ihm zeigen, wie selbst innerhalb einer sehr eng begrenzten Schule und bei der auffallendsten

Verwandtschaft in der Haltung und dem Stile der Figuren doch durch die Verschiedenheit der dargestellten Persönlichkeiten gerade im Schnitte der Gesichter eine starke Verschiedenheit bedingt ist. Für sich allein also kann der Gesichtsschnitt des Steinhäuser'schen Kopfes dem vaticanischen gegenüber keinen Vorzug begründen; ja ich fürchte vielmehr, dass einem allgemeinen Schema zu Liebe der Künstler ein gutes Theil der geistigen Eigenthümlichkeiten des Gottes geopfert hat. Eine feste Ueberzeugung darüber werden wir uns indessen erst durch eine Vergleichung der Formen im Einzelnen bilden können.

Was uns am Kopfe des Apollo von Belvedere vorzugsweise fesselt, das ist die Energie des Blickes. Tief setzen die inneren Augenwinkel ein. Der Augapfel aber entwickelt sich in scharfer Spannung seitwärts und nach oben, wo auf der Höhe das obere Augenlid scharf geschnitten hervortritt, während das untere mehr zart und flach gewissermassen zurückweicht. Die Flächen beider Augen sind leise gegen einander geneigt und bewirken dadurch, dass der Blick fest und bestimmt nach einem Punkte, einem Ziele gerichtet ist: es ist ein scharf fixirender Blick. Im Steinhäuser'schen Kopfe sind dem Schnitte des Gesichts entsprechend die Augen schmaler und, um nicht kleinlich zu erscheinen, rundlicher gebildet. Die Stellung der Flächen in der Richtung von oben nach unten und die Neigung nach innen sind unbestimmt geworden; die Augenlider umrändern den Apfel gleichmässig ohne die scharfen und feinen Modulationen, die einen reichen Wechsel von Licht und Schatten erzeugen. Der Blick verliert seine Energie, seine Schärfe und Bestimmtheit, sein besonderes individuelles Gepräge.

Die Stirn tritt am vaticanischen Kopfe stark vor, aber nicht als einfache, ungegliederte Masse. Ueber den stark entwickelten Oberaugenhöhlenrändern setzt sich eine Fläche ein, welche den obern und untern Theil der Stirn bestimmt scheidet; und während unten die Jochfortsätze des Stirnbeins sich nach beiden Seiten in breiten Bögen ausspannen, um dem Auge einen kräftigen Schutz zu gewähren, tritt oben der Schädel wieder mehr in seine natürliche Rundung ein und lässt namentlich zur Seite gegen die Schläfe zu das zartere Gefüge des Knochenbaues deutlich erkennen. Auch an dem Steinhäuser'schen Kopfe ist allerdings die Stirne kräftig entwickelt, aber kräftig wie bei einem jungen Athleten. Die feineren Gliederungen des Knochenbaues, die geistigen Modulationen der Form sind geschwunden.

Von einer Vergleichung der Nase müssen wir absehen, da sie am Steinhäuser'schen Kopfe gänzlich restaurirt ist, ebenso wie die Spitze der Oberlippe. Auch nur ganz kurz will ich auf den Zug vom innern Augenwinkel abwärts und auf die Schwellung des Muskels neben den Nasenflügeln hinweisen: Züge, die in dem neuen Kopfe flüchtig und derb angegeben, im vaticanischen allseitig und zart entwickelt sind.

Etwas genauer haben wir dagegen den Mund zu betrachten, der an dem vaticanischen Kopfe nächst dem Auge immer als besonders ausdrucksvoll gegolten hat. Während die Oberlippe nach vorn leise gehoben ist, senkt sie sich nach den Winkeln stark herab und erzeugt dort einen starken Zug der Verachtung. Die Unterlippe aber schwillt gewissermassen von Stolz und Zorn, hebt sich und tritt hervor, und unter ihr zu beiden Seiten werden durch die Hebung die beiden Muskeln, die sogenannten Niederzieher, schärfer angespannt.

Wo finden wir nun in dem neuen Kopfe diesen Ausdruck von Hoheit und Stolz? Ganz horizontal ist zwischen Ober- und Unterlippe eine Vertiefung stark und breit eingebohrt, so dass sich die Winkel der Oberlippe nicht herabzuziehen vermögen, sondern dass ihr vorderer Theil sich heben muss und beinahe die Zähne sichtbar werden. Die Unterlippe tritt zwar stark hervor, aber ihre obere Fläche ist völlig abgeplattet, und ebenso ist der untere

Theil gegen das Kinn zu fast horizontal weggeschnitten; das Kinn aber erscheint dadurch scharf und mager, während es im belvederischen Kopfe in voller Rundung und sanft gehoben dem Ganzen zum schönsten Abschlusse dient.

Leider ist an dem Steinhäuser'schen Kopfe das Haar auf das Stärkste beschädigt, und es ist schwer, sich von seiner ursprünglichen Gesammtwirkung einen klaren Begriff zu machen. Bei einer allgemeinen Uebereinstimmung der Anlage in beiden Köpfen scheint jedoch der Künstler das Bedürfniss empfunden zu haben, wegen des schmäleren Gesichtsschnittes die sich reich ausladenden Massen stark zu beschneiden, um nicht den Kopf zu stark zu belasten und sein Aussehen zu sehr zu verlängern. Dass ihm bei der Ausführung eine genügende Leichtigkeit der Hand zu Gebote stand, soll nicht in Abrede gestellt werden; doch vermissen wir in manchen Partien Klarheit der Disposition; und prüfen wir einzelne Theile, wie das kleine Zöpfchen vor dem linken Ohr, die Partien über der rechten Stirnseite, so finden wir eine etwas straffe Complexion des Haares, wie sie wieder für einen Athleten, aber weniger für den goldgelockten Gott sich eignet. Am vaticanischen Kopfe dagegen ringelt sich die Fülle der Locken leicht und lose, umkränzt und beschattet die Stirn; Alles baut sich in schöner und klarer Gliederung auf, und sowohl der sogenannte Krobylos als die leichten und üppigen Partien hinter den Ohren setzen sich mit den breiten und vollen Formen des Gesichtes in das schönste Gleichgewicht.

Ich habe bei der Vergleichung beider Köpfe nur auf wenige Hauptformen hingewiesen. Vieles würde sich noch in Worten genauer ausführen lassen; über andere noch feinere Unterschiede würde kaum das Auge, sondern nur der Finger, der Tastsinn, die Polykletische Nagelprobe Aufschluss geben können.

Doch mag zum Schlusse dieser Vergleichung noch auf einen Punkt hingewiesen werden. Das Mass des inneren, tieferen künstlerischen Verständnisses lässt sich oft am leichtesten da erkennen, wo der Künstler sich am wenigsten beachtet, wo der Künstler selbst sich eine gewisse Flüchtigkeit gestatten zu dürfen glaubt. Am Kopfe des Aigiochos sind offenbar die rechte und die Vorderseite bestimmt, vorzugsweise betrachtet zu werden. Eben darum wollen wir jetzt noch einen Blick auf die linke richten. Da ergibt sich nun auch bei flüchtiger Betrachtung, dass der Steinhäuser'sche Kopf gerade in der Gesammtanlage die auffälligsten Mängel zeigt: die Form des Schädels, namentlich am Ansatz der Haare gerade über der Stirn, sodann der Umriss der Kinnlade, das Aufsitzen des Kopfes auf dem Nacken, die Wendung des Halses, Alles ist ausser Harmonie, während am belvederischen Kopfe auch von dieser Seite sich Alles zum schönsten Flusse der Linien vereinigt, Alles, um es kurz zu sagen, an seiner richtigen Stelle sitzt.

Versuchen wir jetzt, unsere Beobachtungen zu einem Gesammtbilde zusammenzufassen, so möchte ich mich zunächst eines Vergleiches bedienen. Der vaticanische Kopf wirkt auf uns wie ein fein durchgeführter Kupferstich, der die einzelnen Formen in feinen aber scharfen und präcisen Formen umschreibt, detaillirt und gliedert und jeden Zug mit Rücksicht auf den geistigen Ausdruck fein durchmodellirt. Der Steinhäuser'sche dagegen wirkt wie eine Lithographie, die wohl die Massenwirkung von Licht und Schatten im Allgemeinen richtig wiedergibt, in dem Korne des Steines aber die Feinheit und Präcision der Linien des Grabstichels nicht zu erreichen vermag. Auf Grund dieses Vergleiches aber darf ich jetzt weiter sagen: der vaticanische Kopf ist auch im Marmor eine Bronzearbeit, die sogar, um der Bronze möglichst nahe zu kommen, den Marmor gewissermassen denaturirt, d. h. ihm eine künstliche Politur

gegeben hat, um ihn ähnlich wie das Metall durch Glanz, Reflexe, Lichtbrechungen wirken zu lassen. Konnte der Künstler auch im Haar dem Metall nicht bis ins einzelnste der feinen Ciselirung folgen, wie wir sie an den vorzüglichsten Bronzen finden, so hat er doch in der feinen Gliederung und Theilung der Massen, in der Lockerung des Haares durch tiefes Unterschneiden u. a. der Wirkung der Bronze mit Glück nachgestrebt. Der Steinhäuser'sche Kopf ist reine Marmorarbeit, welche die Schärfe der Begrenzungen absichtlich meidet, welche durch die Weichheit, Mürbigkeit, das Durchsichtige, Fleischige des Materials mit dem sinnlichen Eindruck des Fleisches, der Wirklichkeit zu wetteifern unternimmt. Dieser Berechnung auf den sinnlichen Reiz des Materials, die natürlich in dem Marmorkopfe sich weit fühlbarer machen muss als in dem Gypsabgusse, glaube ich es zuschreiben zu müssen, dass die römischen Beschauer noch dazu in der ersten Freude über die neue Entdeckung sich über Gebühr haben blenden lassen.

Ist es aber wohl möglich, dass aus den allgemeinen, verflachten Formen dieses Marmors von einem nachfolgenden Künstler der fein detaillirte, in allen Einzelnheiten geistig belebte vaticanische Kopf entwickelt worden sein sollte? Wie wohl kaum je nach einer effektvollen Lithographie ein feiner Kupferstich gearbeitet worden ist, so ist auch schwerlich je im Alterthum ein Marmorwerk in die schärfer durchgebildete Bronze übertragen worden, während für das umgekehrte Verhältniss zahlreiche Belege vorhanden sind. Kurz, wir dürfen jetzt mit voller Zuversicht behaupten: der vaticanische Kopf ist eine höchst treue und sorgfältige Copie des Bronzeoriginals in Marmor; der Steinhäuser'sche dagegen eine Uebersetzung der Bronze in die Sprache oder den sehr abweichenden Dialekt des Marmors, die als Uebersetzung wohl immer ihren Werth behält, aber doch der genauen Copie oder Abschrift nie den Rang streitig machen darf.

So ist denn der vaticanische Apollo aus dem Kampfe mit seinen beiden Nebenbuhlern siegreich hervorgegangen; seine erhabene Schönheit hat sich nur immer mehr vor unseren Augen entwickelt, und wir dürfen uns der angenehmen Ueberzeugung überlassen, dass er nach Abzug der wenigen verlorenen Theile uns das Original fast vollständig ersetzt. Damit aber können wir jetzt zu dem Anfange unserer Erörterungen, zu der Beantwortung der letzten und wichtigsten Frage zurückkehren, nämlich wie der Erfinder der Statue das ganze Motiv des Aegiochos in Haltung und Bewegung eigentlich erfasst hat. Vielleicht dass es uns gelingt, ihn von so manchem Vorwurfe, den man ihm und früher vielleicht wenigstens scheinbar mit Recht gemacht hat, zu befreien. Der schwerste unter diesen Vorwürfen ist wohl der eines zu theatralischen, schauspielermässigen und declamatorischen Auftretens, eines unberechtigten Strebens und Haschens nach Effekt. Ein Theil dieses Eindruckes ist indessen nur durch die moderne Restauration verschuldet, indem sowohl die linke Hand zu stark nach aussen gebogen ist, als auch die rechte sich in gleicher Weise zu declamatorisch nach aussen wendet. Allein der Vorderarm war an zwei Stellen gebrochen und ist ungenau zusammengesetzt, und die Stroganoff'sche Bronze kann uns zeigen, wie er anspruchslos mehr nach innen gewendet, und die restaurirten Finger nicht gespreizt, sondern leicht gebogen sein mochten. Drehen wir dazu die Linke naturgemässer mehr nach innen, so schliesst sich die Bewegung der Hände wie zu einem Kreise zusammen, und die Linien fliessen harmonisch in einander. Dennoch bleibt es der griechischen Einfachheit gegenüber immer sehr auffällig, dass die Bewegung des ganzen Körpers sehr bestimmt nach einer Seite gerichtet ist, während der linke Arm und der Kopf in einem vollen rechten Winkel sich von dieser Richtung abwenden. Hätte der Künstler diese

Stellung ohne eine innere Nothwendigkeit gewählt, so würde er dem Vorwurfe eines Haschens nach Effekt wohl kaum entgehen. Alles kommt also darauf an, uns klar zu machen, wie der Künstler die ganze Handlung erfasst hat. Sie wissen, wie viel namentlich von Feuerbach u. a. darüber verhandelt worden ist, ob der Gott in lebhaftem Vorwärtsschreiten begriffen sei, ob er ruhe oder wenigstens momentan in der Bewegung anhalte, um im nächsten Moment sofort wieder in dieselbe überzugehen. Ich will diese Erörterungen nicht erneuern, sondern mich begnügen, Ihnen mitzutheilen, wie Stephani (a. O. S. 41) die Haltung des Gottes erklärt. Er denkt sich den Moment zu Grunde gelegt, welchen Homer (Il. XV, 318 ff.) mit den Worten beschreibt:

> Weil noch stille einhertrug die Aegis Phoibos Apollon,
> Hafteten jegliches Heeres Geschoss' und es sanken die Völker.
> Aber sobald er sie gegen der reisigen Danaer Antlitz
> Schüttelte, laut aufschreiend und fürchterlich: jetzo verzagte
> Ihnen im Busen das Herz und vergass des stürmenden Muthes.

„Denn bis zu diesem Augenblicke ist der Gott in grossen Schritten, die Aegis ruhig vor sich hinhaltend, an der Spitze des trojanischen Heeres vorwärts geeilt. Erst als er in unmittelbarer Nähe der Griechen angelangt ist, beginnt er seine Waffe zu schütteln und die Feinde durch diesen furchtbaren Anblick in hastige Flucht zu jagen. Dies ist der Moment, welchen die Statue darstellt. So eben hat Apollo bemerkt, dass die Griechen, die ihm gerade gegenüber standen, und auf die er bisher energisch zuschritt, sich bereits zur Flucht wenden. Allein ihm steht eine lange Schlachtreihe gegenüber; daher hat seine Waffe auf diejenigen, welche sich an den äussersten Enden derselben befinden, um so weniger wirken können, als er sie erst in unmittelbarer Nähe zu schütteln begonnen hat. Er muss also seine Schritte plötzlich durch den rechten Fuss hemmen. Bevor er noch Zeit gehabt hat, den linken Fuss vollständig nachzuziehen, hat er schon das Haupt nach der linken Seite gewendet, um die dort befindlichen, von ihm noch nicht niedergeschmetterten Feinde in das Auge zu fassen und die Kraft seiner furchtbaren Waffe fühlen zu lassen. Eben will er auch die linke Hand mit der Aegis, die er natürlich bis zu dem dargestellten Moment dahin hielt, wohin er schritt, nach der linken Seite hinbringen, wo sein Auge Feinde entdeckt hat, die noch mit ungebrochenem Muthe vorwärts dringen. Doch wendet er nicht den ganzen Körper nach dieser Seite hin; denn er wird unmittelbar darauf auch auf die Feinde zu achten haben, die zu seiner Rechten die Wirkung der Aegis noch nicht empfunden haben."

Ich zweifle daran, dass Sie durch diese Schilderung ein lebendiges Bild der Statue gewinnen. Es wird ein mehrfaches Drehen und Wenden vorausgesetzt; Schritt, Blick, Bewegung des Armes haben jedes ihr besonderes Ziel, so dass von einer einheitlichen Wirkung nicht die Rede sein kann. Und doch fühlen wir beim Anblick der Statue, dass ein scharf begrenzter Moment fast unwiderstehlich wirkt, dass ein grosser einheitlicher Zug die ganze Figur in allen ihren Theilen durchdringt. Fragen wir einfach, auf welche Weise der Gott durch die Aegis zu wirken vermag. Ihre gewöhnliche Bedeutung als Schutzwaffe kommt natürlich hier nicht in Betracht. Aber auch die Bezeichnung als Angriffswaffe ist für ihre Wirkung in der Homerischen Schilderung kaum passend. Nicht einen einzelnen Punkt trifft sie, wie ein Speer, ein Pfeil, sondern Alles, was in ihren Gesichtskreis kommt, bedroht sie mit Vernichtung. Es ist schon öfters bemerkt worden, dass kaum bei einem andern Symbol sich die Erinnerung an die ursprüngliche Naturbedeutung so deutlich erhalten habe, wie bei der Aegis, über deren Sinn als Sturmgewölk des Gewitters kein Zweifel besteht. Auch in der Homerischen Schilderung

spiegelt sich noch dieser Sinn, wenn auch keineswegs behauptet werden soll, dass Homer mit Bewusstsein etwa einen Gewittersturm beschreiben wolle. „Als noch stille einhertrug die Aegis Phoibos Apollon“, d. h. als das Gewitter dumpf grollend, aber noch nicht wirkend heranzog, da kämpft man noch mit gleichem Glücke. „Aber sobald er sie gegen der reisigen Danaer Antlitz schüttelte, laut aufschreiend und fürchterlich“, d. h. als nun der Gewittersturm mit voller Macht und Gewalt losbricht, da ist das Loos der Danaer entschieden. Wie vermochte nun der Künstler eine solche Wirkung, eine solche Göttererscheinung in einem einzigen prägnanten Momente darzustellen? Denken wir uns, dass der Gott gerade auf die Schlachtreihe der Feinde losschreite, so würde er dieselbe wohl in ihrem Centrum durchbrechen; aber zur Rechten und zur Linken würde die Kraft ungebrochen dastehen. Ein Drehen und Wenden nach der einen, ein Umwenden nach der entgegengesetzten Seite würde der Natur der ganzen Erscheinung in ihrem innersten Wesen widersprechen. Soll die Niederlage der Feinde eine vernichtende sein, so ist nur eine Möglichkeit gegeben: der Gott muss die gesammte Schlachtreihe niederwerfen oder wie ein Sturm vor sich herjagen und zerstäuben: er muss sie aufrollen. Denken wir uns also lebhaft in die Situation hinein: die Schlachtreihen stehen einander gegenüber; leichtes Plänkeln beginnt. Da naht der Gott von der einen Seite, die Aegis noch still tragend. Jetzt erhebt er sie, schreitet voran, an den Reihen der Feinde vorüber, und schüttelt sie. Neben, hinter die Aegis weg ist sein Blick gerichtet, nicht auf die noch unversehrten Reihen der Feinde, sondern er verfolgt ihre Wirkung, beobachtet, ob diese Wirkung auch vollständig gewesen. Es ist nicht ein flüchtiges Vorbeistürmen, sondern ein lebhaftes, bewusstes Vorschreiten. Nach der Wirkung regelt er seine Schritte, hier schneller vorschreitend, dort nicht ruhend, aber den Schritt mässigend und zurückhaltend. So erklärt sich das feste Auftreten des rechten Fusses, die nachfolgende Bewegung des linken, das Zurückhalten der rechten Seite des Oberkörpers und gleichzeitig das Vorwärtsstreben der linken und des Armes. So erklärt sich die Spannung und Fixirung des Blickes in der lebendigen Action, und doch auch schon der Ausdruck des Stolzes, der Verachtung, des Siegesbewusstseins im Munde. Alles vereinigt sich in dem Gipfel eines einzigen, viel umfassenden Augenblickes; und doch, wollte der Künstler den Aegisschütterer in lebendiger Handlung darstellen, so gab es nur diesen einzigen Augenblick. Wohl dürfen wir dabei zugeben, dass die ganze Auffassung nicht die der älteren, voralexandrinischen Zeit ist, und auch ich halte es für eine höchst glückliche Vermuthung Preller's, dass die Erfindung des Aegiochos mit der gallischen Niederlage bei Delphi 279 v. Chr. in directe Beziehung zu setzen sei. Aber scheiden müssen wir zwischen einem individuellen Streben des Künstlers nach ungehörigem Effekt und der ganzen Richtung einer Zeit auf dramatisch bewegte Handlung. Dramatisch bewegt ist die Statue des Apollo, aber kein Zug findet sich an ihr, der nicht durch den speciellen Moment der Handlung gerechtfertigt, in ihm begründet wäre. Ja, betrachten wir ein anderes Werk der Diadochenperiode, die so ganz auf künstlerischer Reflexion aufgebaute Gruppe des Laokoon, so müssen wir mit Ueberraschung wahrnehmen, wie wenig oder eigentlich nichts von solcher Reflexion sich im Apollo findet. Trotz dramatischer Bewegtheit ist es doch ein einziger einheitlicher Gedanke, der das Ganze durchdringt und beherrscht, ein Gedanke, den der Künstler nicht durch feine bewusste Berechnung zu entwickeln nöthig hatte, sondern den er allenfalls in einem glücklichen Momente durch einfache Beobachtung der Wirklichkeit abgelauscht haben konnte. So, mochte der gläubige griechische Kämpfer dem Künstler berichtet haben, gerade so erschien der Gott während des Kampfes und schritt Vernichtung bringend an den Reihen

der Feinde vorüber, und so fasste ihn der Künstler auf und schuf nicht nur ein Kunstwerk, sondern auch ein Werk der religiösen gläubigen Verehrung. —

Es würde fast Sünde, wenigstens Mangel an Pietät sein, ausführlich über den Apollo von Belvedere zu handeln, ohne Winckelmann's zu gedenken. Nachdem lange Zeit seine begeisterte Schilderung der vaticanischen Statue die Gemüther beherrscht, folgte eine andere, die an seinem Lieblinge starke Schatten, Schwächen und Mängel wahrzunehmen vermeinte. Allerdings war es ihm nicht vergönnt die volle Wahrheit zu erkennen, aber gerade jetzt müssen wir gestehen, dass er, wie so häufig, mehr als andere den wahren Werth des Kunstwerkes mit dem Blicke des Sehers geahnt hat. Und wenn er seinen Hymnus zu den Füssen des Götterbildes niederlegte, dessen Haupt ihm für seine Kränze zu hoch schien, so mag es mir gestattet sein, diesen Beitrag zu einer vollständigeren Würdigung des Werkes, wie sie einzig durch das günstige Geschick lehrreicher Entdeckungen jetzt möglich wurde, im Jahre der Säcularfeier seines Todes als eine Spende am Grabe des Meisters darzubringen. —

Vortrag des Prof. Herzog aus Tübingen:

Hochansehnliche Versammlung! Unter den Aufgaben, welche gegenwärtig der classischen Philologie vorliegen, ist eine der wichtigsten, wissenschaftlich und praktisch wichtigsten die, im Anschluss an die Resultate der vergleichenden Sprachforschung die Geschichte und das System der classischen Einzelsprachen zu erforschen. Von dieser Arbeit ist der eine wesentliche und grundlegende Theil gethan in der Darlegung der allgemeinen Züge des natürlichen Systems dieser Sprachen, d. h. in dem Nachweis, wie von der Wurzel als der Trägerin der Bedeutung aus durch Ansatz von Stammbildungs- und Beziehungselementen das bedeutungsvolle und beziehungsfähige Wort sich bildet, womit zugleich für die fertigen Wörter die Methode gegeben ist, sie in ihre Elemente aufzulösen. Auch von dem Theile der sprachforschenden Arbeit, der dem eben genannten gegenübersteht, nämlich von der Aufgabe, den Weg zu verfolgen, den die Sprache von ihrer natürlichen Vollendung und ursprünglichen Einheit aus genommen hat zu den Einzelsprachen und dann weiter innerhalb einer jeden einzelnen derselben, auch hiervon ist längst und zwar im nothwendigen Zusammenhang mit der Reconstruction der Ursprache diejenige Seite in's Auge gefasst, die es mit den rein lautlichen, physiologisch begründeten Vorgängen, um den technischen Ausdruck zu gebrauchen, mit dem phonetischen Verfall der Sprache zu thun hat, und es herrscht bekanntlich auf dieser Seite grosse Bewegung zwischen denen, welche dabei nur allgemeine Lautgesetze anerkennen und synkretistisch auf alle Sprachen derselben Familie anwenden, und denen, welche den einzelnen Sprachen mehr Individualität gewähren und specielle griechische und lateinische Lautgesetze aufstellen. Allein der Eifer, mit welchem diesen Fragen nachgegangen wird, scheint mir die Gesetze, welche innerhalb der mündlichen Fortpflanzung der Sprache wirken, zu weit hineinzutragen in die Zeit der schriftlichen Cultur derselben. Schon innerhalb der rein mündlichen Tradition wirken doch auch noch andere Kräfte als die rein lautlichen mit, und es wird im Allgemeinen von keinem Sprachforscher in Abrede gestellt, dass in jeder Einzelsprache die Anziehungskraft in Betracht kommt, welche eine fertige Form auf logisch und formell ihr naheliegende andere weniger fertige ausübt, und dass ferner, sobald die Sprache in das Gebiet des Künstlerischen erhoben wird, Rhythmus und Wohllaut Einfluss auf die Gestaltung der Laute üben. Es wird auch die Behauptung keinem Widerspruche begegnen, dass die ebengenannten Kräfte eine Gegenwirkung gegen den Zug des phonetischen Verfalls bilden, dass sie theils conservirend, theils

Auswüchse abschneidend, theils neubildend, immer aber ordnend und cultivirend wirken. Wohl aber wird der Einfluss der einen und andern dieser Kräfte zu sporadisch aufgefasst, und dies ist nicht bloss quantitativ von Wichtigkeit, sondern auch qualitativ, indem beinahe bei allen Gruppen von Spracherscheinungen die Frage sich aufwirft, wie weit die Wirkung des physiologischen Gesetzes geht und wo irgend einer der anderen Factoren eingreift. Es ist diese Seite selbstverständlich von hervorragender Wichtigkeit gerade für die höchsten Stufen der sprachlichen Cultur in historischer Zeit, weil gerade hier die rein physiologischen Grundlagen hinter logischen und künstlerischen Motiven zurücktreten. Wenn nun im Folgenden eine solche Periode höchster sprachlicher Cultur in's Auge gefasst wird, nämlich die attische Schriftsprache, so will ich dabei von den Einwirkungen des Metrums und des Wohllauts nicht sprechen, wohl aber von dem ersten jener angeführten Factoren, von der Anziehungskraft der Formen unter einander oder von dem Streben der Sprache, von einer bestimmten logisch oder formell hervorragenden Form aus Gruppen zu bilden, mit einem Worte, von derjenigen Erscheinung, die man am besten mit einem von alten Zeiten her in der Grammatik heimischen, wenn auch verschieden verstandenen Namen als Analogie bezeichnet. Zu einer principiellen Auffassung dieser Erscheinung würde gehören, dass man sie von dem ersten Anfange des phonetischen Verfalles an verfolgt; denn sie setzt mit ihrer gruppirenden und ordnenden Thätigkeit an, sobald die ursprüngliche Ordnung gestört ist, zunächst unbewusst und unwillkürlich, dann mit dem Auftreten der Litteratur bewusster und entschiedener, bis sie endlich die rein lautlichen Vorgänge in den Hintergrund drängt und in der Schöpfung der Classicität der herrschende Factor ist. Allein hier kann ich nicht so weit ausholen, sondern muss mich beschränken, aus einem grösseren Ganzen von Untersuchungen nur einige dem Atticismus angehörige Erscheinungen als Wirkungen der Analogie hervorzuheben. Freilich muss zuerst der geschichtliche Ausgangspunkt klar gelegt werden.

Worauf ruht die Formenlehre der attischen Litteratur? Ist sie unmittelbar aus der Volkssprache hervorgegangen? Ich glaube nicht. Wir wissen zwar von dieser Volkssprache sehr wenig. Aber was wir davon wissen, weist nach einer andern Richtung. Bekannt ist die Aeusserung Strabo's, dass der alte attische Dialekt, d. h. doch offenbar die attische Volkssprache zu der Zeit, als die attische Litteratur entstand, einfach ionisch gewesen sei. Ist dies richtig — und wir haben keinen Grund, es zu bezweifeln — so stand sie sicher dem jüngeren, ionischen Dialekt, der Sprache Herodot's, näher, als der Homer's. Aber in der attischen Litteratur finden wir das Gegentheil. Wir haben in dieser die Aspiration beobachtet wie bei Homer, während der jüngere ionische Dialekt sie vermeidet, und wir haben, wie bei Homer, π nicht durch κ ersetzt. Ausser den Consequenzen, die wir aus der Stelle Strabo's ziehen können, bieten uns die attischen Inschriften einige, wenn auch nur wenige Anhaltspunkte: auf attischen Urkunden noch vor Ende des fünften Jahrhunderts, also aus einer Zeit, in welcher sonst die Sprache auch des Volks unter dem Einfluss der Litteratur stand, finden wir den Dativ Pluralis der ersten Declination auf ηςι, während in der Litteratur ηςι sich zwar in einzelnen Stellen der Tragiker aus metrischen Gründen findet, sonst aber das dorische αις herrscht; ferner das ν ἐφελκυστικὸν erscheint auf diesen Inschriften wie im jüngeren ionischen Dialekt auch vor consonantischem Anlaut, während die attische Litteratur sich an den Gebrauch Homer's hält. Die bisher angeführten sind negative Momente; ein positives finden wir eben in solchen Eigenthümlichkeiten, die wirklich aus der Volkssprache genommen sind: so in dem aus dem Böotischen entnommenen ττ für ςς. Dies findet sich nicht sowohl

bei den Tragikern und Thukydides, als bei den der Volkssprache natürlicher Weise näher stehenden Komikern, und erst später auch in der prosaischen classischen Litteratur. Ebenso ist τ für c in τήμερον, τῆτες, τεῦτλον, τηλία der Volkssprache entnommen, aber diese Wörter gehören eben auch dem täglichen Leben und seinen Bedürfnissen an. Wenn es nun nicht die Volkssprache ist, von der aus die attische Litteratur sich ihre Formen gestaltet hat, von wo aus dann? Das Bisherige schon führt uns auf Homer. Ich glaube in der That, dass sich der Nachweis liefern lässt, wie die Formen der attischen Sprache direct von der epischen aus sich bildeten und dass den Schlüssel zu diesem Nachweis bietet die Analogie, freilich in verschiedener Weise motivirt, nämlich theils durch feststehende Typen der Flexion, theils durch epische Eigenthümlichkeiten selbst, die nur im Attischen consequenter durchgeführt wurden, theils endlich durch den Einfluss der dorischen Lyrik; ich sage absichtlich „dorische Lyrik", und nicht dorischer Dialekt, weil auch hier wieder die litterarische Erscheinung in Betracht kommt, nicht die Volkssprache. Um die Wahrscheinlichkeit eines derartigen Verhältnisses apriorisch zu begründen, genügt es auf den Vortrag zu verweisen, den Director Ahrens auf der Göttinger Versammlung von 1852 über die gemischten Dialekte der griechischen Lyriker gehalten hat. Dort ist für die dem Atticismus unmittelbar vorhergehende Periode nachgewiesen, wie eine Litteratursprache gebildet wird, nicht unmittelbar von der Volkssprache aus, sondern nach litterarischen Gesichtspunkten und Vorbildern. Welcher Vorgang lag aber den Bildnern der attischen Schriftsprache näher, als die epische Sprache? Vollends so kurz nach den Diaskeuasten und bei der grossen Rolle, welche die Kenntniss Homer's im geistigen Leben Athens spielte. Indess zu solch allgemeinen Gesichtspunkten, die doch immer vag bleiben, brauchen wir gar nicht unsere Zuflucht zu nehmen: die einzelnen Spracherscheinungen lassen einen strikten Beweis zu. Ich wähle aus ihnen das aus, was gerade als specifisch attisch gilt, vor allem die Contractionserscheinungen. Georg Curtius hat in seiner Schulgrammatik diese, sowie sie im Attischen vorliegen, in der Weise auf Lautgesetze reducirt, dass er harte und weiche, dumpfere mittlere und hellere Vocale unterscheidet und nun die verschiedenen Wirkungen classificirt, welche beim Zusammenstossen von verschiedenen Arten von Vocalen sich ergeben. Nun lautet hier eine Regel folgendermassen: „Wenn der mittlere *a*-Laut mit dem helleren *e*-Laut zusammentrifft, so überwiegt der Laut des voranstehenden Vocals." An dieser Regel scheint mir die ganze Lehre Schiffbruch zu leiden: im Vordersatz ist die Klangstufe als Motiv angegeben, im Nachsatz die Stellung; und wenn auch die letztere ebenfalls auf ein physiologisches Princip gebracht werden könnte, nämlich die Stärke des Ansatzes, so ist dies doch ein anderes, als die Klangstufe. Offenbar ist hier ein irrationeller Rest, und auf einen solchen wird man bei jedem Versuch dieser Art gelangen. Anders ist es, wenn man die epische Contraction zu Grunde legt. Da findet man sofort, dass die Reihe der epischen Contractionen und die der attischen beinahe ganz in einander aufgehen, und dass die wenigen Abweichungen sich rationell erklären lassen. Der Hauptunterschied zwischen beiden ist der, dass die Contraction im Attischen consequent durchgeführt wird. Aber das ist eben die Consequenz der Analogie. Ferner wird die Anwendung der einzelnen Contractionsformen, dieser von Haus aus rein lautliche Process in andere Bahnen geleitet durch die feststehenden Typen der Flexionsendungen. So in der Declination der contrahirten Nomina durchaus: während εα ursprünglich zu η wird, contrahirt man ὀcτέα, χρυcέα, εὐκλεέα zu ὀcτᾶ, χρυcᾶ, εὐκλεᾶ; während οη und οα zu ω werden sollen, wird ἁπλόη zu ἁπλῆ, ἁπλόα zu ἁπλᾶ, das eine Mal um den Typus der Neutralendung α, das andere Mal, um den der

Femininendung zur Geltung zu bringen; und wenn dann im Nom. Sing. χρυσέα εα in der That zu ῆ wird, so ist offenbar das Motiv dazu das der Analogie der Femininendung, nicht die natürlich-lautliche Consequenz. Gerade das, was das Lautgesetz als solches ausmacht, dass es unabhängig steht über dem Unterschied der Flexion und mit gleicher Strenge eingreift in die Declination und Conjugation, das fehlt hier durchaus. So macht αο in Ἀτρείδαο Ἀτρείδου, in τιμάομεν τιμῶμεν, im ersten Falle hat die Analogie der O-Declination durchgeschlagen. Curtius will diesen Genetiv lautgesetzlich erklären aus einer vorhergehenden Schwächung von α zu ε; allein er trägt damit Erscheinungen einer primären oder secundären Stufe der Einzelsprache auf eine tertiäre über; sobald man das Analogie-Verfahren im Zusammenhange fasst, wird man es auch hier vorfinden.

Abgesehen von dem eben Angeführten und dem für unseren Zweck nichtssagenden Umstande, dass ιε im Attischen uncontrahirt bleibt, ist die wesentlichste Differenz zwischen der attischen und epischen Contraction die von εο hier zu ευ, dort zu ου. Man könnte versucht sein, für das attische ου die Analogie im dorischen Dialekte zu suchen; allein die Spielarten dieses Dialektes, welche ευ zu ου contrahiren, liegen dem Attischen zu ferne, insbesondere kennt die dorische Lyrik das εο zu ου nicht. Vielmehr möchte ich die Analogie darin finden, dass, wo sonst in den von Homer überkommenen Contractionsbeispielen ο einen Theil der Vocalgruppe bildet, dasselbe in irgend einer Art erhalten bleibt: dies geschieht in ου, aber nicht in ευ. Bezeichnend ist es, dass sich das epische ευ neben ου sporadisch bei Euripides findet. Es ist daraus ersichtlich, dass man doch Neigung hatte, mit dem übrigen Epischen auch das ευ herüberzunehmen. Eine Contraction bleibt allerdings auch hier ganz irrationell, dem Lautgesetze so gut wie jeder Analogie widerstrebend, nämlich die von οῃ zu οι in der zweiten und dritten Person des Conjunct. Präs. der Verba auf όω. Dies ist eben eine Singularität des *usus tyrannus*. — Man könnte nun freilich sagen: ist auch das Verhältniss zwischen der homerischen und attischen Contraction das angegebene, so kann man doch die attischen Regeln auf reine Lautgesetze reduciren, weil wenigstens die homerischen auf solchen beruhen. Aber auch bei den homerischen schon kommen mehrere Factoren in Betracht, was freilich hier nicht ausgeführt werden kann.

An die Contractionen schliesst sich am Schicklichsten die Vocalgruppe εω an. Attisch ist dabei wiederum der ausgedehntere Gebrauch; sonst ist sie bekanntlich schon episch. Allerdings findet sie sich im Attischen gerade da nicht, wo sie im Epischen auftritt; denn Ἀτρείδαο macht ja attisch Ἀτρείδου, nicht Ἀτρείδεω, und in den hierher gehörigen epischen Conjunctiven findet im Attischen Contraction statt; allein der homerische Vorgang ist doch anzuerkennen; er besteht eben darin, dass ᾱο und ηο zu εω werden, im Epischen noch ziemlich selten, im Attischen überall da, wo nicht irgend eine Flexionsanalogie anders wohin zieht.

Unter den Motiven für Analogieen, welche den homerischen Vorgang modificiren, haben wir auch die dorische Lyrik genannt: ihr Einfluss liegt klar vor in ᾱ für ionisches η. Die Tragiker brachten es in den Atticismus von der Lyrik her ohne feste Regel; diese wurde erst durch die prosaische Litteratur hergestellt; zu ihren Consequenzen gehört auch, dass der Diphthong ηυ, wo er nicht, wie im Augment, mechanisch entstand, nicht acceptirt wurde.

Soviel aus der Lautlehre.

Wenn ich denn nun Einiges aus der Flexionslehre beifüge, so wähle ich solches, was theils Anwendung und Bestätigung des bisherigen gibt, theils weiterhin das Wirken der Analogie im Zustandekommen der Flexionsgruppen zeigt. In der Declination scheint mir

besonders instructiv die Beugung von ναῦς und die Behandlung der *i*-Stämme. In der attischen Flexion von ναῦς erscheint der Wechsel zwischen α und η vermischt mit der Anwendung von εω irrationell oder willkürlich eklektisch zu sein. Aber sobald wir die homerische Declination zu Grunde legen und dann dem Wirken der Analogie nachgehen, wird Alles rationell. Dass in der That von den epischen Formen mit η, also von νηΐ und νῆες auszugehen ist, ist damit gegeben, dass sich diese beiden von ναῦς hier in keiner Weise erklären lassen, wohl aber alle übrigen Formen von denen mit η aus. Ναῦς statt νηῦς ergab sich aus der oben schon constatirten Verwerfung eines stammhaften ηυ; νεώς ergibt sich direct aus νηός; für νηΐ lag in den sonstigen Lautregeln kein Motiv zur Veränderung; der Accusativ ναῦν aber folgte der Analogie des Nominativs um so leichter, da der dem νῆα zu Grunde liegende consonantische Vau-Stamm gänzlich aus dem Bewusstsein verschwunden war. Im Pluralis bleibt wieder νῆες wie im Sing. νηΐ, ηο wird wieder zu εω, ηυ zu αυ; der Acc. aber folgt dem des Singularis. Hinsichtlich der Accusativbildung speciell müssen die dem werdenden Atticismus angehörigen Formen κλεῖν und κλεῖς für κλεῖδα und κλεῖδας beigezogen werden. Auch hier ging der Acc. Sing. von der Analogie des vocalstammartig auslautenden Nominativs aus, nicht von der Etymologie, und der Acc. Plur. folgte dem des Sing. Es erhellt daraus, dass der Nominativ nicht erst in der Theorie der Grammatiker, sondern schon in der sprachbildenden productiven Zeit anfing, Analogie zu bilden, freilich nicht so, dass er solche von Homer überlieferte Formen, die wie νηΐ und νῆες dem anderwärts festgestellten nicht widersprachen, verdrängt hätte. Wenn bei γραῦς anders als bei ναῦς das α durchweg das homerische η verdrängte, so ist dies veranlasst durch die anderweitig für den Atticismus sich ergebende Regel, dass dem α nach ρ der Vorzug zu geben sei. Aehnlich wie bei ναῦς war die Behandlung der *i*-Stämme. Diese waren vermöge eines lautlichen Processes schon in vorhomerischer Zeit in die Analogie von consonantischen Jod- und Delta-Stämmen gezogen worden.[1]) Daher im Acc. die homerischen Formen πόλιας und πόληας neben πόλιν und πόλις. Die Attiker nun gingen zunächst von der epischen Form mit η aus; denn der Genetiv πόλεως setzt ein πόληος voraus; πόλει ist nur das contrahirte epische πόλεϊ; πόλιν aber geht aus von der Analogie des rein vocalisch lautenden Nominativ-Stamms; dagegen folgt der Acc. Plur. nicht dem des Sing., sondern dem Nominativ seines eigenen Numerus. Es sind also auch hier drei Stadien von Bildung zu unterscheiden: der ursprünglich lautliche Process, daraus die homerischen Formen, aus diesen wieder die attischen nach gewissen Analogieen.

Der Acc. πόλιν führt uns noch auf das Verhältniss der ι- und υ-Stämme zu gewissen Dentalstämmen. Es gibt bekanntlich echte Dentalstämme χάρις, κόρυς und unechte, wie ἔρις, ἐλπίς; der Etymologie nach sollte man sagen: κόρυθα, und dann entweder ἔριδα, ἐλπίδα oder ἔριν, ἐλπίν, je nachdem man bei den letzteren den ursprünglichen *i*-Stamm oder den Uebergang in den Delta-Stamm gelten lassen wollte. Bei Homer geht Beides durcheinander. Im Verlauf der Bildung des Atticismus aber wird durch Analogieverfahren Ordnung und Regel hineingebracht, aber nun nicht so, dass man lautliche Motive walten lässt, sondern so, dass man ein neues Ordnungs-Princip, dass sich leicht bietet, hereinbringt, das Princip des Accents, den Unterschied von Barytona und Oxytona. So sagt man κόρυν, ἔριν, aber ἐλπίδα, reisst also das ursprünglich Zusammengehörige auseinander und gruppirt Nichtzusammenhängendes zusammen.

---

[1]) Vgl. G. Curtius, griech. Etymologie S. 562 ff.

Von der Conjugation führe ich nur die sogenannte attische Reduplication und das attische Futurum an. Jene ist nur ein von der epischen Sprache her übernommener Rest der echten ursprünglichen Reduplication, einerseits etwas erweitert in der Zahl der Verba durch Analogie, andrerseits beschränkt hinsichtlich der Tempora, indem für den Aorist nur ἤγαγον blieb zur Unterscheidung des starken Aorists vom Imperfect; das attische Futurum aber ist eine erweiterte Anwendung der schon bei Homer vorkommenden Futurformen καλέω und τελέω.

Noch hätte ich gewünscht, Sie auf das Gebiet der Wortbildung zu führen, in welchem die productive Kraft der Sprache durch alle Perioden fortgeht, und deshalb das Verhältniss der verschiedenen Bildungen der Zeit noch durchsichtiger ist. Allein es würde dies zu viel Zeit in Anspruch nehmen. — Dagegen möchte ich mir erlauben, noch auf eine Consequenz des hier Ausgeführten hinzuweisen: Ist dieses richtig, so dürfte der Versuch, die griechische Schulgrammatik nach der vergleichenden Sprachforschung umzugestalten, sobald er über die allgemeinsten Thatsachen wie den Unterschied vocalischer und consonantischer Declination und Aehnliches hinausgeht und die Lautgesetze auf das Einzelne der attischen Formenlehre anwenden will, nicht nur praktisch, sondern auch wissenschaftlich erheblichen Schwierigkeiten begegnen.

Vortrag des Dr. Ihne aus Heidelberg: [1])

Hochansehnliche Versammlung! Den Parzen, die hinter mir mit unerbittlicher Scheere schweben, opfere ich den ersten Theil meines Vortrages, in welchem ich über die Sprache, den Stil und die künstlerische Behandlung und Anordnung des sallustianischen Catilina gehandelt habe. Ich hoffe, es wird mir vergönnt sein trotz der vorgerückten Zeit den Rest des Fadens abwickeln zu können, ehe er mir abgeschnitten wird.

Wenn wir uns der Untersuchung über den wissenschaftlichen Werth von Sallust's Catilina zuwenden, können wir nicht umhin etwas näher auf die Geschichte der sogenannten Verschwörung einzugehen, um Sallust's Darstellung mit den wirklichen Vorgängen zusammenzuhalten, soweit wir die letzteren aus der Zusammenstellung sämmtlicher Quellen erkennen können. Eine Untersuchung dieser Art sollte eigentlich dahin führen unsere Achtung vor Sallust als Historiker unerschütterlich zu begründen und in seiner Erzählung ein unübertreffliches Muster einer historischen Monographie zu finden. Denn wer konnte durch die Umstände befähigter sein als Sallust, die Geschichte der catilinarischen Verschwörung zu schreiben? Er hatte sie als zweiundzwanzigjähriger Jüngling mit erlebt; er hatte also den unmittelbaren Eindruck empfangen in einem Alter, welches zugleich mit der Empfänglichkeit für tiefe Eindrücke schon das Verständniss für politische Vorgänge verbindet. Er hatte, ehe er schrieb, selbst thätigen Antheil am Staatsleben genommen und musste nicht blos den Bau der Verfassung bis in die innersten Getriebe kennen, sondern auch mit den treibenden Kräften, den handelnden Personen bekannt sein. Er befand sich, als er schrieb, im Genusse unbeschränkter Musse an Ort und Stelle der Ereignisse, im Mittelpunkte des politischen Lebens; er konnte also ohne Schwierigkeit das vollständigste und zuverlässigste Material zusammenbringen und er stand in voller Manneskraft, als er die Feder ansetzte um durch ein unvergängliches Werk seinem Namen die Unsterblichkeit zu erringen.

Wenn wir mit solchen Erwartungen an die Beurtheilung des Catilina gehen, werden

---

[1]) Der Vortrag erscheint hier nur in seiner zweiten Hälfte, da der Mangel an Zeit für den mündlichen Vortrag eine Kürzung nothwendig machte.

wir bitter getäuscht. Wir werden finden, dass Sallust bei aller schriftstellerischen Begabung und aller Wahrheitsliebe als Historiker mit grossen Fehlern behaftet ist; dass ihm weder eine gründliche Forschung das Material rein und vollständig zur Verfügung gestellt hat, noch dass er ein tiefes Verständniss besass für die Bedeutung der Ereignisse.

Verschiedene Ungenauigkeiten und Irrthümer in Sallust's Erzählung sind von mehreren neueren Forschern[1]) nachgewiesen worden. Es würde zu weit führen, diese hier im Einzelnen aufzuzählen. Ich beschränke mich daher auf einige Punkte, die besonders zur Charakterisierung des Historikers genügen.

Sallust setzt den Anfang der Verschwörung, d. h. die ersten ungesetzlichen, auf Gewalt hinauslaufenden Umtriebe des Catilina schon in das Jahr 64, in welchem Catilina sich mit Cicero um das Consulat bewarb, während in der That Catilina bis zu seiner Niederlage bei der Consulwahl des folgenden Jahres, 63, ganz auf gesetzlichem Boden stand. Dieser Irrthum ist verhängnissvoll für die ganze sallustische Darstellung. Es wird uns dadurch zugemuthet zu glauben, eine vollständig organisierte Verschwörung, deren Plan[2]) auf gewaltsame Ergreifung der Regierungsgewalt, auf Schuldentilgung, Proscriptionen, Raub und alle erdenkbaren Greuel des Bürgerkrieges ging, habe trotz der Plaudereien des Curius ein ganzes Jahr im Verborgenen bestanden, ohne von den bedrohten Gewalten im Geringsten angefochten zu werden, und allerdings auch, ohne irgend etwas Gefährliches zu unternehmen. Ihr Haupt, Catilina, konnte ungestört seine Stellung als Senator geltend machen, seine Verbindungen mit den angesehensten Männern im Staate aufrecht erhalten, ja sich um das höchste Staatsamt bewerben. Die Nobilität, die ihn schon einmal im Jahre 66 von der Bewerbung um's Consulat ausgeschlossen[3]), dann im Jahre 64 ihm gegenüber die Wahl des Neulings Cicero gefördert hatte, setzt sich noch einmal im Jahre 63 der Gefahr aus, ihren schnöden Feind durch die Stimmen des ihm zum grossen Theil ergebenen Volkes in Besitz der Regierungsgewalt gelangen zu sehen, während sie ihn zerschmettern konnte, wenn sie schon ein Jahr lang von staatsverrätherischen Umtrieben die geringste Ahnung hatte. Es ist unbegreiflich, wie Sallust so leicht über die in's Auge springenden inneren Widersprüche hinwegsehen konnte, zumal da Cicero, dessen Reden er benutzte, von gewaltsamen Umsturzplänen im Jahre 64 keine Ahnung hatte.[4])

Zu einer Krisis kam der Widerstreit der Parteien erst in Cicero's Consuljahr. Alle Bemühungen der Demokraten gingen dahin, für das folgende Jahr Catilina das Consulat zu verschaffen. Die Optimaten setzten alles daran, diese Wahl zu vereiteln. Der Ausfall der Consularcomitien von 63 musste entscheiden, welche Partei in Zukunft am Ruder stehen sollte. Die Anstrengungen, die von beiden Seiten gemacht wurden, sind uns nur zum Theile bekannt. Wir wissen nicht, ob Catilina im Stande war, aus eigenen Mitteln und durch Unterstützung reicher Gönner wie Crassus, den wirksamsten aller Hebel anzusetzen und in grossem Massstabe die Wähler zu bestechen, wie es seine Gegner thaten. Er stützte sich jedenfalls auf einen

[1]) Drumann, Gesch. Roms V im Leben Cicero's; E. Hagen, Catilina; vgl. auch H. Wirz, Catilina's und Cicero's Bewerbung um das Consulat. Ueber die Versuche von Linker und Ottema, durch Transpositionen im Text die Irrthümer zu beseitigen, s. Dietsch, krit. Ausg. 1859, Comment. p. 32 sqq.

[2]) Cat. 16. 4. *Eis amicis sociisque confisus Catilina ... opprimundae rei publicae consilium cepit;* und Cat. 21, 2: *Tum Catilina polliceri tabulas novas, proscriptionem locupletium, magistratus, sacerdotia, rapinas, alia omnia, quae bellum atque lubido victorum fert.*

[3]) Hagen, Catil. § 14.

[4]) Cic. I Cat. § 51, p. Mur. § 81, p. Sulla § 67. Vgl. Hagen Catil. S. 146.

starken Anhang im Volk und zog eine Masse von Colonisten, Municipalen und alten sullanischen Soldaten aus verschiedenen Gegenden Italiens nach Rom, um für ihn zu stimmen,[1]) vielleicht auch durch Einschüchterung auf den Ausfall der Wahl zu wirken. Jetzt fanden die Zusammenkünfte statt, bei denen Catilina seine Anhänger aufmunterte ihm beizustehen, und wo er ihnen ein neues Regiment und bessere Zustände in Aussicht stellte. Schwere Drohungen mögen hier ausgesprochen worden sein. Wenn Cicero für seine Person bei dem Wahlacte Gewalt befürchtete, so waren leider die Zustände in Rom damals der Art, dass solche Befürchtungen durch Erfahrung gerechtfertigt erschienen. Der Tag für die Comitien wurde deshalb verschoben, und an dem Tage, der für die Wahlcomitien angesetzt war, der Senat versammelt. Hier wurde Catilina aufgefordert, sich von den gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen zu rechtfertigen. Catilina erschien und bekannte sich kühn und trotzig zu der Absicht, der mächtigen, aber kopflosen Volkspartei in seiner Person ein Haupt zu geben. Er schien stolz, übermüthig und des Sieges gewiss. Der Senat wagte nicht, durch einen energischen Beschluss ihm entgegenzutreten. Cicero musste sich darauf beschränken, durch Vorsichtsmassregeln, durch eine Bedeckung bewaffneter Freunde[2]) für seine Sicherheit bei den Comitien zu sorgen. Die Wahl fand indessen trotz des grossen Lärms, den die Optimaten von den beabsichtigten Gewaltthaten Catilina's gemacht hatten, ohne alle Ruhestörung statt, und Catilina wurde zum zweiten Male abgewiesen.

Von diesen Vorgängen, die an und für sich interessant und für das Verständniss der folgenden Ereignisse von der grössten Wichtigkeit sind, haben wir von Cicero (p. Mur. c. 26) Plutarch (Cic. 14) u. Dio (37, 29) einen lebendigen, klaren, verständlichen Bericht. Sallust dagegen lässt uns hier ganz im Stiche. Er erwähnt weder die drohenden Zusammenkünfte der Catilinarier, noch die Verhandlungen des Senats, noch den Aufschub der Wahlcomitien. Es ist die höchste Wahrscheinlichkeit, dass die Versammlung der Verschworenen, die er in's Jahr 64 verlegt, und die dort so unpassende Rede[3]) Catilina's in diese Zeit gehört, und dass der magere, dürre, mangelhafte Bericht,[4]) den er von den Ereignissen vor der Consulwahl 63 gibt, eben aus dem chronologischen Irrthum herrührt, den er durch Verlegung der Verschwörung in's Jahr 64 gemacht hat. Er hat eben seine Pfeile zu früh verschossen.

Indessen wenn Sallust hier geirrt hat, so ist er doch unschuldig an dem grossen Verstoss, dessen ihn Drumann, Hagen, Mommsen, Halm und Dietsch[5]) mit Bezug auf das Datum der Wahlcomitien von 63 zeihen. Die genannten Gelehrten haben angenommen, die Wahl

---

[1]) Dass Manlius zur Zeit der Comitien in Rom war, folgt aus Sallust (Cat. 27, 1) und wird bezeugt von Plutarch (Cic. 14).

[2]) Cicero p. Mur. c. 26: *descendi in campum cum firmissimo praesidio fortissimorum virorum.*

[3]) Wie Hagen (Cat. S. 158) bemerkt, enthält diese Rede im Ganzen dieselben Gedanken, welche nach Cicero (p. Mur. c. 26) Catilina im Juli 63 vor den Verschworenen entwickelt.

[4]) Dieser ist enthalten in Theilen der Capitel 24 und 26, eigentlich nur in den Worten (24): *Neque tamen Catilinae furor minuebatur, sed in dies plura agitare, arma per Italiam locis opportunis parare, pecuniam sua et amicorum fide sumptam Faesulas ad Manlium quendam portare... Ea tempestate plurimos cuiusque generis homines adscivisse sibi dicitur, mulieres etiam aliquot;* und (26): *His rebus comparatis Catilina nihilo minus in proxumum annum consulatum petebat... Neque interea quietus erat, sed omnibus modis insidias parabat Ciceroni.*

[5]) Drumann, Gesch. Roms V, 448. Hagen, Catilina S. 160, 184. Mommsen, Röm. Gesch. III, 172. Halm, Einleitung zu Catil. Reden S. 16, Anm. 49 (6. Aufl.). Dietsch, krit. Ausg. Sallust's 1859, Commentat. p. 31.

vom Jahre 63 habe erst im October oder gar November stattgefunden, also wenige Tage vor der ersten Catilinarischen Rede Cicero's, die am 8. November gehalten wurde. Durch diese Verschiebung der Wahl um etwa drei Monate entstehen nicht nur grosse Schwierigkeiten im Verständnisse der Bewegungen der Verschworenen, sondern es wird auch dadurch die Annahme nöthig, dass das *S. C. ultimum*, welches, wie wir genau wissen, am 21. October, 19 Tage vor der ersten Catilinarischen Rede erlassen wurde, der Wahl vorausging,[1] dass also die Wahl gewissermassen im Belagerungszustande gehalten wurde. Dieses letztere ist nun im entschiedenen Widerspruche mit Sallust's Erzählung,[2] und das erstere, die Verschiebung der Wahl um drei Monate, beruht (wie Baur[3] nachgewiesen hat) nur auf einer irrthümlichen Combination zweier Stellen bei Cicero.[4] Sallust's Zeugniss kann allerdings nicht dafür geltend gemacht werden, dass die Wahl in die übliche Zeit, d. h. den Sommer fiel, da er auch die Vertagung der Wahl, die Cicero erwähnt, übergangen hat; aber aus Cicero's Angabe (p. Mur. c. 25 u. 26) kann ein Unbefangener nur entnehmen, dass die verschobene Wahl bald nachher stattfand. Sallust hat also nicht falsch berichtet, sondern nur den kurzen Aufschub der Wahl unerwähnt gelassen. Wäre er etwas sorgfältiger gewesen, so hätten Drumann und seine Nachfolger nicht in den grossen Irrthum verfallen können, die Consularcomitien von 63 in den October und nach Erlassung des *S. C. ultimum* anzusetzen.

Die eben berührte Sorglosigkeit Sallust's hat noch einen Fehler verschuldet, den wir glücklicher Weise mit Hülfe Cicero's, des vollgültigsten Zeugen, nachweisen und berichtigen können.[5] Aus der ersten Catilinarischen Rede sehen wir, dass sie am 8. November[6]) gehalten wurde, nachdem in der zweitvorhergehenden Nacht in einer Versammlung der Verschworenen bei Marcus Porcius Laeca Beschlüsse gefasst worden waren über die Vertheilung der Posten bei dem beabsichtigten Aufstande, und nachdem ebendaselbst sich zwei römische Ritter bereit erklärt hatten, ihn, den Consul, am nächsten Morgen in seinem Hause zu ermorden.[7]

Diese zwei Thatsachen nun, die Versammlung bei Laeca und die Senatssitzung am 8. November, die nur durch einen Tag von einander getrennt sind, erzählt Sallust, allerdings ohne genaue Zeitangabe, aber doch so, dass zwischen beiden ein längerer Zeitraum angenommen werden muss,[8] während dessen das *Senatus consultum ultimum* fällt und auf die beunruhigenden Nachrichten aus Etrurien (Cat. 30 *post paucos dies*) die Vorsichtsmassregeln zum Schutze der Stadt und zur Unterdrückung des Aufstandes in verschiedenen Theilen Italiens getroffen werden.

Hier liegt also ein offenbarer Fehler vor. Was dazu Veranlassung gab, lässt sich vermuthen. Sallust schrieb die Geschichte der Catilinarischen Verschwörung zum Theile nach seiner Erinnerung. Dadurch war eine Verwechslung und Verschiebung einzelner Ereignisse möglich. Nun war ihm, wie es scheint, ganz aus dem Gedächtnisse geschwunden, was zu-

---

[1] Drumann, Gesch. Roms V, 450, Anm. 84. Sallust gibt weder das Datum, noch die unmittelbare Veranlassung dieses S. C. an, welche wir aus Plutarch (Cic. 15) und Dio (37, 31) erfahren.

[2] Sall. Cat. 29. Ebenfalls mit Plutarch Cic. 15 und Dio 67, 31.

[3] Correspondenzblatt für gelehrte und Realschulen, 1868, S. 189.

[4] Cic. p. Mur. § 50—52 und I Catil. § 3—7.

[5] Vgl. Drumann, Gesch. Roms V, 450, Anm. 85.

[6] Halm zu Cicero, I Cat., Einleit. S. 12.

[7] Drumann, Gesch. Roms V, 445 nach Dio 37, 29.

[8] S. Madvig, Opusc. acad. II, p. 349.

nächst die Veranlassung zu dem Beschlusse war, den Consuln militärische Vollmacht zu ertheilen. Er griff also nach dem, was ihm gerade vorschwebte, dem angeblichen Mordplan gegen Cicero, der, wie wir aus Cicero's eigenen Werken wissen, erst mehrere Tage nach jenem S. C. gefasst wurde. Der Umstand nun, welchen Sallust vergessen, und dessen Vergessen so viele Verwirrung in seine Erzählung brachte, ist uns von Plutarch (Cic. 15. Crass. 13) und Dio (37, 31) erhalten und ist von grosser Wichtigkeit für die Beurtheilung des Verfahrens der Regierung. In einer Nacht (wann, wird nicht angegeben, aber wahrscheinlich kurz vor dem 21. October) kamen M. Crassus, Metellus Scipio und M. Marcellus zu Cicero und zeigten ihm anonyme Briefe, worin sie vor einem Blutbade, das Catilina vorbereite, gewarnt, und ermahnt wurden Rom zu verlassen. Auf diese anonyme Anzeige hin, die eben so gut von der Senatspartei, wie von einem Verräther unter den Verschworenen ausgehen konnte,[1] wurde am 21. October der Senat berufen und das *S. C. ultimum* erlassen. Jetzt erst, — und das ist nachdrücklich zu betonen — jetzt erst war von einer eigentlichen Verschwörung die Rede, denn die vorhergehenden Schritte Catilina's konnten doch nur als Wahlumtriebe gelten.[2] Jetzt wurden Belohnungen ausgesetzt für Sklaven und Freie, welche irgend etwas von der Verschwörung zur Anzeige bringen könnten; jetzt, obgleich keine Anzeigen gemacht wurden, und keine Beweise vorlagen, wurde von Cicero die Anschuldigung erhoben, für den 28. October sei ein allgemeines Morden und Brennen anberaumt; jetzt wurde durch Wachen für die Sicherheit der Stadt gesorgt; es traten die unvermeidlichen Zeichen der Gefahr, die *portenta* und *prodigia* ein, und Angst und Schrecken bemeisterten sich der Stadt. Jetzt kamen auch die Nachrichten aus Etrurien und anderen Theilen Italiens, welche von beabsichtigten oder schon in's Werk gesetzten Aufständen sprachen und die Entsendung von Truppen nach allen Richtungen veranlassten. Jetzt endlich wurde auch von L. Aemilius Paullus gegen Catilina die Anklage *de vi* erhoben, die aber nie zur Verhandlung kam. Alle diese Ereignisse fallen vor den Tag der Versammlung im Hause des Laeca, die zur ersten Catilinarischen Rede Cicero's und zur Entweichung Catilina's aus Rom führte; und doch stellt Sallust die Versammlung bei Laeca an die Spitze, übergeht die anonyme Denunciation und gibt somit für das *Senatus consultum ultimum* eine unrichtige Veranlassung an, und gar keine für die Senatssitzung am 8. November und für die erste Rede Cicero's.[3]

Nachdem es den Optimaten gelungen war, Catilina's Aussicht auf das Consulat im Jahre 63 zum zweiten Male zu vereiteln, war ihr Streben dahin gerichtet, ihm und seiner Partei jede Möglichkeit abzuschneiden, sich der Regierung durch Gewalt zu bemächtigen. Sie benutzten daher seine Verbindung mit der Masse der Unzufriedenen in Rom und überall in Italien, um eine Anklage gegen ihn auf gewaltsamen Umsturz der Verfassung vorzubringen. Beweise hatte man, wie wir gesehen haben, keine; desto mehr Gerüchte und anonyme Anzeigen. Diese genügten aber zu den schaudererregenden Beschuldigungen, womit man die

---

[1]) Cicero hatte keine Veranlassung diese Anzeige zu erwähnen, besonders da sie den Senatsbeschluss nicht rechtfertigte. Ein wirklicher Mordplan, wie der angebliche, auf den 28. October anberaumte, hätte doch dem Angeber Curius bekannt sein müssen, und welchen Grund konnte man haben, mit dessen Zeugnisse jetzt nicht hervorzurücken. Schlimmeres konnte er doch nicht in der Folge berichten.

[2]) Sie flössten keine Furcht ein. Cic. p. Mur. l. l.

[3]) Diese Nachlässigkeit ist um so auffallender, da Sallust diese Rede kannte, und sie blos aufmerksam zu lesen brauchte, um zu sehen, dass die Versammlung bei Laeca unmittelbar vorher stattfand.

Stadt in Angst brachte, zu der Suspendirung der bürgerlichen Gesetze und zu einer formellen Anklage *de vi*. Wie verhielt sich diesen Beschuldigungen gegenüber Catilina? Bewährte er sich als den gefährlichen Bandenführer, vor dem das Leben des Consuls, der ganzen Nobilität, die Sicherheit der Stadt vor Brand und Plünderung nur durch aussergewöhnliche Massregeln gewährleistet werden konnte? Wie trat er Cicero entgegen, der fortwährend das Wort im Munde führte, er dürfe nicht lebend von der Stelle, wenn es Männer im Staate gäbe, die, wie C. Servilius Ahala, wie Nasica und Opimius es verständen, einen Feind des Vaterlandes unschädlich zu machen. Setzte er sich etwa verzweifelnd zur Wehre? Liess er seine Banden los? — Er lieferte sich freiwillig aus zur Haft, zur Untersuchung, zur Strafe. Er erbot sich zur Ueberwachung und zum Gewahrsam dem Prätor M. Lepidus, ja selbst dem Consul, seinem erbitterten Feinde, um als Geissel in den Händen seiner Ankläger ihnen die vollständigste Sicherheit vor den ihm vorgeworfenen Mordplänen zu geben. Und die, welche vorgaben in Todesängsten zu schweben, ein allgemeines Morden und Brennen zu erwarten, die nicht müde wurden von ihm als Banditen und Gladiator zu sprechen, — sie wiesen ihn ab und sie verhöhnten ihn, weil er sich dem Gerichte stellte, als einen eingeständigen Missethäter.[1])

Was berichtet nun Sallust von diesen Vorgängen? Gar nichts. Er, der unparteiische Historiker, hat es dem Parteimanne Cicero überlassen, ausführlich über einen Zwischenfall zu sprechen, welcher von der grössten Bedeutung ist zur Beurtheilung der Frage, ob Catilina in der That der Anstifter und Führer einer Verschwörung war, die ohne höhere politische Zwecke nur auf den Umsturz der bestehenden Ordnung und zunächst auf die Befriedigung der Raub- und Mordlust weniger Verworfener hinauslief.

Die besprochenen Lücken in Sallust's Geschichtserzählung sind alle der Art, dass sie eine richtige Darstellung und ein richtiges Verständniss der Begebenheiten unmöglich machen. Sie sind also grosse, unverzeihliche Fehler. Sie thun dem Werke des Geschichtschreibers Eintrag nicht nur dadurch, weil sie Zweifel und Unsicherheit verursachen, sondern weil sie geradezu entstellen.

Weniger zu verdammen, aber immer noch erheblich genug sind andere Fehler, die nicht in der gänzlichen Uebergehung wesentlicher Momente, sondern in zu skizzenhafter und flüchtiger Zeichnung bestehen. Es würde zu weit führen alle die Stellen hervorzuheben, wo man den Meister in der Betonung des Wichtigen vermisst. Ich erwähne daher nur beispielsweise, dass das Bild, welches Sallust von Cicero entwirft, im höchsten Grade unbefriedigt lässt.[2]) Wer Cicero und seinen Antheil an den Ereignissen des Jahres 63 nur aus Sallust kennte, würde der auch nur im Entferntesten den Charakter, die Parteistellung, die Thätigkeit des Mannes zu beurtheilen im Stande sein, der doch jedenfalls der Vorkämpfer der römischen Optimaten war? Ich bin überzeugt, dass Niemand befriedigt sein kann mit der Behandlung, die Cicero von Sallust erfahren, gleichviel ob man zu den Verehrern oder zu den Verkleinerern Cicero's gehört. Und diese knappe und daher ungerechte Behandlung Cicero's ist nicht die Folge absichtlicher Missgunst, Feindseligkeit oder Ungerechtigkeit. Sallust sagt gerade genug von Cicero um sich frei zu zeigen von Motiven kleinlicher und persönlicher Art. Er rühmt ihn zwar nicht so, wie Cicero sich gerühmt wissen wollte, aber er lässt ihm Billigung und

[1]) Cic. I Cat. 19 *quam longe videtur a carcere atque a vinculis abesse, qui se ipse jam dignum custodia iudicaverit?*

[2]) Hagen S. 7 und 153.

Anerkennung zu Theil werden, — viel mehr, als man von seinem Standpunkte erwarten sollte. Allein er hebt ihn in der Handlung nicht genug hervor, er übergeht zu viel von dem wesentlichen Antheil, den Cicero an dem heftigen Kampfe um den Besitz der Regierungsgewalt hatte, und es ist also unbestreitbar, dass er hier nicht aus Parteilichkeit, sondern aus Unfähigkeit gefehlt hat.

Ganz in ähnlicher Weise wie Cicero sind auch andere hervorragende Charaktere in zu blassen, verschwimmenden Zügen dargestellt. Wie sollen wir uns nach Sallust C. Antonius, Cicero's Collegen im Consulate, denken? Ist über seine zweideutige Stellung und seine unzuverlässige Thätigkeit genügender Aufschluss gegeben? Sehen wir auch nur annähernd klar über sein Verhältniss zu Catilina und zu der Verschwörung? Können wir uns ihn als Theilnehmer an dem Plane denken, die Stadt zu verbrennen und ein allgemeines Blutbad anzurichten zu dem Zweck, um seine Schulden los zu werden und durch allgemeine Plünderung sich zu bereichern? — Dasselbe gilt von vielen anderen Männern, die der Verschwörung mehr oder weniger günstig gewesen sein sollen; besonders aber auch von den Mitverschworenen des Catilina, von denen kein einziger so ausführlich gezeichnet ist, wie die Nebenperson Sempronia. [1])

Bis jetzt hat sich unsere Kritik hauptsächlich beschäftigt mit denjenigen Mängeln von Sallust's historischer Darstellung, die ihren Grund haben im Uebergehen wesentlicher Momente und in chronologischer Ungenauigkeit. Wir kommen jetzt zu der Frage, ob Sallust in dem, was er wirklich mitgetheilt hat, das Lob der Gewissenhaftigkeit und des gesunden Urtheils verdient. Erst nach Beantwortung dieser Frage werden wir im Stande sein, das Resultat zu ziehen und den sallustischen Catilina zu vergleichen mit dem Catilina, wie ihn eine allseitige, unbefangene Prüfung sämmtlicher Zeugnisse als den der Geschichte herausstellt.

Insofern Gewissenhaftigkeit mit Unparteilichkeit zusammenfällt, verdient meiner Ansicht nach Sallust das Lob derselben vollkommen. Ich habe schon angedeutet, dass Sallust in seiner Auffassung Catilina's viel eher auf dem Standpunkte der Gegenpartei als auf dem der seinigen steht. Wenn er darin gefehlt hat, so war es ein Fehler seines Urtheils, nicht Mangel an Wahrheitsliebe. Er hat, so viel ich sehen kann, wissentlich Nichts entstellt. Ich kann auch keine Spur davon entdecken, dass sein Catilina eine Tendenzschrift war. [2]) Sallust besitzt also von allen Eigenschaften des Historikers die wesentlichste, er will die Wahrheit erforschen und mittheilen. Seine Mängel lassen seinen Charakter als Historiker unangefochten. Wenn es ihm nicht gelungen ist überall die Wahrheit zu ergründen, und ein durch Treue und Vollständigkeit ausgezeichnetes Bild zu entwerfen, so fehlte es ihm nicht am Willen, wohl aber an der Befähigung.

Dass sich die Urtheilskraft Sallust's nicht zu der Höhe seiner Aufgabe erhebt, ist schon im Kleinen in zahlreichen, schiefen Ansichten, mangelhaften Beurtheilungen und Verkehrtheiten, ja, man möchte sagen, Albernheiten erkennbar. Die Schilderungen der Zustände des römischen Volkes in der guten alten Zeit enthalten wenig mehr als hohle Phrasen und falsche

---

[1]) Die ausführlichste Behandlung haben neben Catilina Caesar und Cato erfahren, nicht etwa, weil sie so sehr in die Handlung eingriffen, sondern weil Sallust zu den sorgfältig ausgearbeiteten Reden, die er ihnen in den Mund legt, einen passenden Rahmen nöthig hatte.

[2]) Nach Mommsen (Röm. Gesch. III 183) war Catilina eine feine Apologie Caesar's und eine politische Tendenzschrift, welche sich bemühte, die demokratische Partei zu Ehren zu bringen. Vergl. dagegen Peter, Studien zur röm. Gesch. 110 ff.

Anschauungen.[1]) Die Verderbnisse der Folgezeit sind blos in ihrem Einfluss auf Sitte und bürgerliches Leben geschildert; von dem Zustande der Republik, von der Stellung der Parteien, von den Kämpfen um die Verfassung, von der sullanischen Restauration, vom Wiederaufleben der Volkspartei und ihren Bestrebungen nach Sulla's Tode hören wir fast Nichts, was dazu beitragen könnte, die Stellung, die Absichten, die Handlungen Catilina's und seiner Anhänger und Gönner verständlich zu machen.[2])

Daher erscheint denn auch Catilina bei Sallust nicht als Staatsmann mit einer bestimmten politischen Färbung und in Verbindung mit einer grossen politischen Partei, sondern als verzweifelter Abenteurer auf eigene Faust, mit allen seinen Spiessgesellen ein Auswuchs der sittlichen Verdorbenheit seiner Zeit. Er bietet ein günstiges Thema zu moralischen Herzensergiessungen. Alles, was die schmähsüchtige Zunge Cicero's und anderer Feinde[3]) Wahres und Unwahres über Catilina's Jugendlaster, über sein Rauben, Morden und Wüthen bei den sullanischen Greueln ausgestreut hatte, fand bereitwilligen Glauben.[4]) Nichts war zu crass. Das Mordbrennerseminarium des Catilina wird mit grosser Vorliebe geschildert (Cat. 14, 2): *Nam quicunque inpudicus, adulter, ganeo manu, ventre, pene bona patria laceraverat, quique alienum aes grande conflaverat, quo flagitium aut facinus redimeret, praeterea omnes undique parricidae, sacrilegi, convicti iudiciis aut pro factis iudicium timentes, ad hoc quos manus atque lingua periurio aut sanguine civili alebat; postremo omnes, quos flagitium, egestas, conscius animus exagitabat: ei Catilinae proxumi familiaresque erant.*[5]) Das ist stark; aber was soll man sagen, wenn es (Cat. 16) heisst, in dieser Musterschule hätten die Anfänger gelernt, *si causa peccandi in praesens minus subpetebat, nihilo minus insontis sicuti sontis circumvenire, iugulare; scilicet ne per otium torpescerent manus aut animus.* Ist das nicht um den Athem zu verlieren? Was sind die Mordthaten der blutigsten Proscriptionen im Vergleich mit diesen praktischen Uebungen im Todtschlagen,[6]) die der gute Sallust ohne eine Miene zu verziehen berichtet, als wäre es etwas, das sich fast von selbst verstünde.[7])

Nach einer solchen Probe kann fast nichts Aehnliches mehr auffallen. Das Trinken des Menschenblutes, die beabsichtigte Ermordung der Väter durch ihre Söhne (Cat. 43, 2), die Anwerbung von Weibern zu der Verschwörung, um durch diese die Sklaven zur Empörung

---

[1]) z. B. Cat. 53, 4 *Ac mihi multa agitanti constabat paucorum civium egregiam virtutem cuncta patravisse.* Cat. 2, 1 *Etiamtum vita hominum sine cupiditate agitabatur, sua cuique satis placebant.* Cat. 6.

[2]) Erst nachträglich (C. 38 und 39, 1—4) kommen einige, aber ungenügende Hindeutungen auf den Zustand der Verfassungskämpfe nach Sulla's Restauration.

[3]) Darunter gewiss auch Brutus Schrift *de laudibus Catonis,* die August im höheren Alter noch zu widerlegen für nöthig fand.

[4]) Cat. 15. Doch wird die Anklage vom Morde des Marius Gratidianus nicht erhoben. Dass sie in den Historien enthalten sei, wie Hagen annimmt, kann ich nicht finden.

[5]) Sollte als Quelle zu dieser Schilderung Cicero II Catil. 4 gedient haben? *Quis tota Italia veneficus, quis gladiator, quis latro, quis sicarius, quis parricida, quis testamentorum subiector, quis circumscriptor, quis ganeo, quis nepos, quis adulter, quae mulier infamis, quis corruptor iuventutis, quis corruptus, quis perditus inveniri potest, qui se cum Catilina non familiarissime vixisse fateatur?*

[6]) Was kann es hiernach verschlagen, dass es nicht ganz bewiesen war, *iuventutem, quae domum Catilinae frequentabat, parum honeste pudicitiam habuisse?*

[7]) Dieses gehört wohl zu der „entsetzlichen Pädagogik des Lasters", über welche Mommsen (R. G. III 164) die Hände zusammenschlägt.

zu bringen, die Stadt in Brand zu stecken und ihre Gatten zu gewinnen oder zu morden, alles dies mag glaublich erscheinen, obgleich Sallust in seiner Ehrlichkeit hier und da angibt, dass er als seine Quelle nur das allgemeine Gerede angeben könne. Wir brauchen uns bei diesen Sachen um so weniger aufzuhalten, als sie unwesentlich sind und unser Urtheil von der politischen Bedeutung der Vorgänge nicht bestimmen können. Dagegen kommen wir jetzt auf eine sehr wichtige Frage, die im Mittelpunkt der Untersuchung liegt, die Frage nach den Beweggründen, die Catilina zu seinem Unternehmen führten.

Hierüber erklärt sich Sallust folgendermassen[1]: Catilina, mit Sulla's Beispiel vor Augen, strebte danach den Staat zu beherrschen. Zur Ausführung seiner Pläne wurde er getrieben durch seine bedrängte Lage und durch sein böses Gewissen. Seine Frevelthaten, besonders aber der Mord seines Sohnes, den er seiner zweiten Gattin zu Liebe aus dem Wege geschafft hatte, liessen ihm keine Ruhe; die Zeit schien günstig: die allgemeine Schuldennoth, die Sehnsucht der sullanischen Veteranen, das verprasste Vermögen durch einen neuen Bürgerkrieg wieder zu erlangen, die Entblössung Italiens von Truppen, während Pompejus im Osten Krieg führte, die Schlaffheit des Senates und die allgemeine Sorglosigkeit, Alles schien einem kühnen Unternehmen Erfolg zu versprechen.

Ich beabsichtige hier keineswegs eine Rettung Catilina's zu versuchen. Obgleich es keinem Zweifel unterliegen kann, dass Catilina ein ganz andrer Mann war als ihn Cicero[2] und Sallust geschildert haben, obgleich gewiss mehr noch, als Sallust andeutet, von den Beschuldigungen gegen ihn auf Rechnung der Freunde Cicero's kommt, die diesen später rechtfertigen und das Odium wegen der gesetzwidrigen Hinrichtung der Verschworenen mildern wollten, so haben wir doch zu einseitige und zu mangelhafte Nachrichten über Catilina's Leben, besonders über sein Privatleben, als dass wir hoffen könnten, die Carricaturen, die seine Feinde von ihm gaben, in ein Portrait zu verwandeln. Wir wollen zugeben, dass er nicht besser war als die meisten seiner Zeitgenossen. Wir wollen zugeben, dass auch er, wie so viele andre, durch die Blut- und Raubscenen der sullanischen Zeit demoralisirt wurde, dass auch er, wie Crassus und Pompejus, Theil nahm an jenen Greueln; wir wollen glauben, dass er im Buhlen und Prassen es Andern gleich gethan, dass er als Proprätor in Afrika die Provinzialen geschunden und dann seine Richter bestochen hat; er war ja auch hierin ein normaler Römer seiner Zeit:[3] aber was ich nicht glauben und nicht reimen kann, ist, dass er mit wenig Eigenschaften, als hervorragenden Lastern ausgerüstet, je dazu gekommen wäre die Rolle in dem politischen Leben Rom's zu spielen, die er wirklich gespielt hat. Der Mann war bedeutender als Sallust ihn schildert, aber was ihn vor Allem bedeutend, was ihn seinen Feinden gefährlich machte, das waren weniger seine persönlichen Eigenschaften, als seine Verbindung mit einer mächtigen Partei. Dadurch wurde es ihm möglich den Staat zu er-

---

[1]) Cat. 5, 6.

[2]) Früher hatte Cicero ganz anders von Catilina gedacht. Er nahm keinen Anstand ihn vor Gericht zu vertheidigen, und hoffte sich seiner Mitwirkung zu versichern. Später beschönigte er diese Annäherung an Catilina dadurch, dass er ihn als Heuchler und sich als Getäuschten schildert. Nun sind ihm Catilina's Tugenden Schein und Trug.

[3]) Cicero's Anklagen, die auf Ermordung seiner ersten Gattin gehen, und die nur rhetorisch angedeutet sind (Cic. I Cat. 6, 14) hat Sallust ignorirt. Das Schlimmste wäre die Ermordung seines Sohnes. Von dieser sagt Sallust aber (Cat. 15, 2) *pro certo creditur*. Also constatirt war diese That nicht.

schüttern und ein Unternehmen zu wagen, das selbst einem Caesar nur an der Spitze eines sieggewohnten Heeres gelang.

Im Zusammenhang also mit den politischen Kämpfen, die Rom bewegten, ist das Auftreten Catilina's aufzufassen und nur in diesem Zusammenhange wird es verständlich. Darin liegt denn nun der grösste Fehler Sallust's, dass er diesen Zusammenhang fast ganz übersehen hat, ihn wenigstens nur gelegentlich und oberflächlich berührt. Er erwähnt zwar (Cat. 39), dass während des Pompejus Abwesenheit im Osten die Optimaten übermüthig herrschten und die demokratische Partei darniederlag, er deutet auch an (Cat. 37), dass diese ihre Gunst dem Catilina zuwendete, und erzählt, wie dieser unter dem Adel keineswegs vereinzelt dastand. Die Reihe der hochadligen Mitverschworenen spricht dafür; die Verbindung mit C. Antonius, dem Collegen Cicero's, die Gönnerschaft des Crassus und des Caesar; aber alles dieses verliert wieder Sinn und Bedeutung durch die an die Spitze gestellte Behauptung, dass Catilina's verbrecherische Raub- und Herrschsucht die ganze Bewegung veranlasst habe, und durch die geradezu sinnwidrige Motivirung, dass er zu seinem Unternehmen durch Gewissensbisse getrieben worden sei.

Die Geschichte der Catilinarischen Verschwörung ist noch zu schreiben.[1]) Der Räuberhauptmann und Mordbrenner Catilina hat lange genug als Popanz hergehalten. Wir müssen den Parteiführer, den Staatsmann Catilina kennen lernen, den Nachfolger der Gracchen, des Saturninus, des Drusus, des Sulpicius, den Vorläufer Caesar's. Die rhetorisch-psychologischen Declamationen sind keinen Heller werth, wenn sie uns vom Verständniss der innern Verkettung der grossen Ereignisse abführen; wir müssen erfahren, in welchem Zusammenhange die Bestrebungen Catilina's und seiner Parteigenossen standen mit dem Kampfe gegen die nichtswürdige Optimatenwirthschaft, welche seit Pompejus' Abwesenheit abermals das Heft in ihre Hand bekommen hatte und im Terrorismus Kraft zu gewinnen suchte. Dieses Verständniss ist uns nicht hoffnungslos verloren, aber es ist nur zu gewinnen, wenn wir uns frei machen von dem Eindruck, der von Jugend an durch die Lectüre des Sallust auf uns gemacht ist, und wenn wir durch Combination der von Sallust vernachlässigten Züge der Zeitgeschichte[2]) eine Vorstellung zu gewinnen suchen von den Bestrebungen der Partei, der Catilina damals nur als ostensibler Führer diente, die aber mit ihm weder entstand noch unterging.

Sallust ist in einer solchen Untersuchung von dem grössten Werthe. Er ist der Hauptzeuge; er ist ehrlich und gewissenhaft,[3]) aber er weiss nicht Alles, und was er gehört und

[1]) Es ist bezeichnend, dass die gelehrten Schriftsteller neuerer Zeit sammt und sonders in der Auffassung befangen sind, welche die alte Litteratur nach Cicero's und Sallust's Vorgang festgestellt hat. Aber Staatsmänner urtheilen, ohne umfassende Forschungen zu machen, über politische Vorgänge oft richtig auf den ersten Blick. Napoleon I. hat schon in St. Helena sich geweigert, die geläufige Auffassung von Catilina anzunehmen, und Napoleon III. gibt zur Begründung der richtigen Auffassung einige Gesichtspunkte an *Histoire de J. César liv. II. ch. 3, § 5.* Niebuhr dagegen sagt in seinen Vorträgen über Röm. Gesch. III 13: „Es ist eine durchaus zweifelhafte Sache, was Catilina wohl gewollt habe; wenn man annimmt, dass er einen bestimmten Zweck gehabt, für den das Verbrechen ihm Mittel gewesen, so lässt sich das Ziel nicht erkennen; wenn aber das Verbrechen selber für ihn Zweck war, alsdann begreift sich sein Charakter."

[2]) Also besonders des Streites um die Ertheilung der 14 Sitzreihen im Theater an die Ritter (Drumann, G. R. V 435), des Processes gegen Rabirius, des Antrags des Tribunen Labienus um Rehabilitation der Söhne der Geächteten (Drumann G. R. V 438), des Ackergesetzes des Servilius Rullus, des Versuchs des Consuls M. Crassus im J. 65, den Transpadanern das Bürgerrecht zu ertheilen.

[3]) Von besonderem Werthe ist die Mittheilung des Briefes von Catilina an Q. Catulus (Cat. 35).

gesehen, hat er nicht immer verstanden. Seien wir ihm trotz aller seiner Mängel dankbar, dass er sich der Mühe unterzogen hat, seinen Catilina zu schreiben; aber hüten wir uns ja, seine Schrift für ein historisches Meisterstück auszugehen. —

Wegen vorgerückter Zeit konnte der angekündigte Vortrag des Privatdocenten Dr. Schanz über *Hor. Ep. I 15* nicht gehalten werden und erscheint hier in der für die Sitzung bestimmten Gestalt.

Vortrag des Privatdocenten Dr. Schanz aus Würzburg:

Wohl keine unter den Horazianischen Episteln des ersten Buchs bietet dem Forscher so viele Schwierigkeiten dar wie die fünfzehnte, sei es, dass man den Inhalt, sei es, dass man die Form in Betracht zieht. Obschon nun dieselben den Interpreten keineswegs entgehen konnten, so wurden sie doch nicht in dem Masse hervorgehoben, als zum endgiltigen Urtheil über das Gedicht nothwendig ist. In dem Nachfolgenden will ich versuchen einmal die Schwierigkeiten mehr aufzudecken als bisher geschehen, dann einen, wie ich hoffe, besseren Weg zu ihrer Lösung zeigen.

Schon beim ersten Durchlesen der Epistel finden wir, dass dieselbe in zwei ziemlich für sich dastehende, auch äusserlich geschiedene Theile zerfällt. Es ist daher unsere Aufgabe, uns als erste Frage vorzulegen: was ist der Sinn jedes Theiles? als zweite Frage aber: von welchem Gesichtspunkt aus lässt sich eine Einheit zwischen den beiden Theilen auffinden?

Im ersten Theil erkundigt sich Horaz bei Vala nach den unteritalischen Seestädten Velia und Salernum, wo er kalte Bäder gebrauchen will. Die Veranlassung dazu war folgende: Ein Arzt, mit Namen Antonius Musa, hatte nämlich im Jahre 23 v. Chr. Augustus durch Anwendung der Kaltwasserkur vom drohenden Tod errettet. In Folge dieser glücklichen Heilung mag in damaliger Zeit diese Kur ein Aufsehen hervorgerufen haben, wie etwa in unsern Tagen die Anwendung der Hydrotherapie beim Typhus abdominalis durch Brand.

Kalte Bäder mögen dadurch gleichsam Mode geworden sein. Auch Horaz trägt dieser neuen Richtung Rechnung, indem er statt der Bäder von Bajä die von Velia und Salernum zur Kräftigung seiner Gesundheit in Anwendung bringen will. Er erkundigt sich darum bei Vala nach folgenden Punkten: 1) nach dem Klima der beiden Städte, 2) nach ihren Bewohnern, 3) nach dem Wege dahin, 4) nach den dortigen Lebensmitteln, und zwar nach dem Getreide, dem Wasser, Wildpret und den Fischen. Diese letzteren Fragen begründet er humoristisch durch den Vers:

Pinguis ut inde domum possim Phaeaxque reverti.

Der andere Theil erzählt uns von einem Schlemmer Mänius, der „Tod und Grab für den Fleischmarkt“ war. Sein Vermögen war durchgebracht; er musste sich, wie man bei uns zu sagen pflegt, auf der Brache ernähren. Hier zeigte er nun eine andere merkwürdige Eigenschaft. Hatte er keinen Fang gemacht und war er sonach gezwungen, sich des Hungers durch Kaldaunen und Fleischabfälle zu erwehren, so eiferte er schrecklich gegen die Schlemmer und wollte sie mit glühendem Eisen gebrannt wissen. War er aber so glücklich, ein recht

---

der den Stempel der Aechtheit an sich trägt und in seinem Ernste, seiner Würde und Mässigung einen starken Contrast bildet gegen den masslosen Geifer Cicero's. Ebenso die Angabe (Cat. 56), dass Catilina die Sklaven zurückwies, woraus alle die Anklagen zu Boden fallen, welche Cicero mit Beziehung auf beabsichtigten Sklavenaufstand ohne Aufhören gegen Catilina vorbrachte.

leckeres Mahl zu finden, so sagte er: Kein Wunder, wenn man sein Vermögen verprasst, denn es gibt ja doch nichts Besseres als ein gebratenes Krammetsvögelein. Diesem Beispiel des Mänius folgt in gewissem Sinn auch Horaz. Wenn er nichts hat, lobt er ein Leben in beschränkten Verhältnissen; ist er bei Mitteln, so hält er es mit den Besitzern glänzender Villen, mit der vornehmen Welt. Die Idee dieses Theils ist philosophischer Natur; denn wir sehen durch den humoristischen Vergleich das Aristippische Wort hindurchklingen:

τὰ μὲν παρόντα cτέργειν, τὰ δὲ βελτίω ζητεῖν

oder wie es Horaz ausdrückt:

Omnis Aristippum decuit color et status et res
Temptantem maiora, fere praesentibus aequum.

Wir kommen nun zur zweiten Frage: Von welchem Gesichtspunkt aus lässt sich eine Einheit zwischen den beiden Theilen auffinden? Wenn man die berühmtesten Interpreten der Reihe nach durchgeht, so wird man den Punkt wohl berührt finden, Klarheit in der Sache aber ausserordentlich vermissen. Ich messe den Herausgebern keine Schuld bei; die Schuld an der Unklarheit trägt die Sache selbst. Um es gleich offen zu sagen, ich halte eine Vereinigung der beiden Theile für unmöglich. Dies zu erweisen, sei der Zweck der nachfolgenden möglichst kurz gehaltenen Auseinandersetzung.

Unter den Versuchen, Einheit in das Gedicht zu bringen, ist der am nächsten gelegene, dass als der verbindende, vermittelnde Gedankea ugenommen wird: 'Ich will den Winter glänzend in Velia oder Salernum zubringen und es demnach machen wie Mänius'.[1]) Sehen wir also zu, ob sich dadurch ein Einklang der beiden Theile herstellen lässt.

Wir haben bereits oben auseinandergesetzt, was die Geschichte des Mänius eigentlich will. Nicht sowohl die Schlemmerei des Mänius soll in ihr hervorgehoben werden, als vielmehr seine Ergebung in die jeweilige Lage. Soll also die Erzählung in den Zusammenhang des Ganzen passen, so müsste auch im ersten Theil offenbar der Gedanke sein: 'Ich will es mit den Prassern in Velia oder Salernum halten, wenn ich etwas habe; habe ich nichts, so weiss ich mich in meine Lage zu finden' — oder, wenn man Döderlein nützen darf, der Gedanke: „Zwar trete ich oft als Mässigkeitsapostel auf, aber nur wenn ich ohne Geld bin; sobald ich prassen kann, prasse ich lieber", muss auch für den ersten Theil Gültigkeit haben. Dies ist aber keineswegs der Fall; denn es streitet dagegen der Vers:

Rure meo possum quidvis perferre patique.

Obwohl dieser Vers zunächst nur auf einen Unterschied der Weinsorten zu beziehen ist[2]), so involvirt er doch einen Unterschied des Lebens auf dem Lande und des Lebens in der Stadt. Macht es also wirklich Horaz im ersten Theil geradeso wie im zweiten? Nein, dort formulirt Horaz seine Lebensweise also: 'Ich will den Winter glänzend in Velia oder Salernum zubringen; dagegen kann ich mich auf meinem Landgut mit Allem zufrieden geben'; im zweiten Theil spricht sich dagegen der Dichter also aus: 'Ich liebe ein glänzendes Leben, so lange ich etwas habe; habe ich nichts, so mache ich gute Miene zum bösen Spiel'.

---

[1]) Aehnlich Döderlein, Erläuterungen zur Uebersetzung der Epist. S. 128 V. 23—25: Wo gibt's mehr Leckerbissen? Denn ich will meinen Leib pflegen, 26—30: ganz wie Mänius der Schmarozer.

[2]) Vgl. Bentley's Anmerkung zur Stelle: *Sed et vinum hic et alia omnia respicit. Rure, ait, meo tam liquido et defaecato sum animo, ut omnia mihi sapiant placeantque.*

Sehen wir nun diese Differenz etwas näher an, so können wir sie vielleicht noch in folgenden Sätzen kennzeichnen: Im ersten Theil ist der Unterschied der Lebensart bedingt durch den Ort, im zweiten durch die Zeit; dort beruht die Verschiedenheit der Lebensweise auf freier Wahl, hier ist sie dem freien Willen entrückt; dort ist Horaz ein die Abwechslung des Lebens liebender, hier ein in den Wechsel des Lebens sich zu finden wissender Mann. Ich meine, diese Gegensätze sind so bedeutend, dass an eine Ausgleichung derselben nicht gedacht werden kann. Wenn nun manche Commentatoren sagen, dass die Erzählung von Mänius beigefügt worden, um dem Vala die Verwunderung über das Vorhaben des Horaz zu benehmen, so begreife ich wenigstens nicht, wie es Vala befremdlich finden sollte, wenn Horaz nach einem genügsamen Leben auf dem Land einen Winter in Behaglichheit in der Stadt zubringen will. Aber das Verwundern wird nicht einmal durch die Erzählung gehoben; im Gegentheil, ich meine nach Lesung derselben musste Vala sich erst recht über den Schalk Horatius wundern. Wir sehen, der Inhalt beider Theile spricht für ihre Trennung. Hierzu kommen noch andere Momente, welche für eine Theilung der Epistel sprechen. Betrachten wir den Vers:

Scribere te nobis, tibi nos accredere par est,

so sieht man auf den ersten Blick, dass derselbe einen humoristischen Anstrich hat. Nun aber hat Funkhänel in Fleckeisen's Jahrbüchern Jahrgang 1864 p. 794—99 treffend nachgewiesen, dass Horaz gerade den Schluss in seinen Gedichten gern in humoristischer Weise gestaltet. Nur einige Beispiele aus den Briefen mögen folgen:

Ep. I. 4. 15. *Me pinguem et nitidum bene curata cute vises,*
Cum ridere voles, Epicuri de grege porcum.

Ep. I. 5. 30. *Tu, quotus esse velis, rescribe, et rebus omissis*
Atria servantem postico falle clientem.

Ep. I. 6. 67. *Vive, vale! Si quid novisti rectius istis,*
Candidus imperti, si non, his utere mecum.

Ep. I. 8. 17. *Ut tu fortunam, sic nos te, Celse, feremus.*

Ep. I. 16. 79. *Hoc sentit: „Moriar". Mors ultima linea rerum est.*

Ep. I. 18. 111. *Sed satis est orare Jovem, quae ponit et aufert:*
Det vitam, det opes; aequum mi animum ipse parabo.

Zweitens, der Stil ist in beiden Hälften zu verschieden, als dass ihre Zusammenfügung in ein Ganzes gerechtfertigt werden könnte; denn dort schreibt er hart und ungeordnet, hier aber ist der Redestrom ganz klar und lauter. Wer wird denn nun aber von Horaz annehmen wollen, dass er in dem ersten Theil eines Gedichtes einen ganz anderen Stil zur Anwendung gebracht als in dem zweiten und so sein eigenes Gesetz verletzt habe:

Denique sit quidvis simplex dumtaxat et unum!

Anstössig ist auch das Asyndeton zwischen den beiden Hälften. Denn so zahlreich auch die „poetischen Asyndeta", wie sie Döderlein zu nennen geneigt ist (cf. Erläuterungen zur Uebers. der Ep. p. 66), bei Horaz sein mögen, so erscheint doch kein einziges bei ihm in solcher Härte wie das unsrige. Sagt ja Döderlein selbst l. c.: „Der Uebergang von der Frage nach den Fischen in Velia auf die Geschichte des Mänius wird erst durch Vers 42 verständlich, d. h. erst lange hintendrein nach 16 Versen ersieht man, was Horaz mit der Erzählung will. Dadurch kommt aber eine unerträgliche Spannung in das ganze Gedicht, die nur da-

durch gelöst wird, wenn wir mit der zweiten Hälfte ein eigenes Gedicht beginnen. Noch kommt uns eine Kleinigkeit zu Hülfe, welche aber für unsere Ansicht schwer in die Waagschale fällt; am Schluss des zweiten Theils spricht Horaz plötzlich im Plural, er sagt:

Vos sapere et solos aio bene vivere, quorum
Conspicitur nitidis fundata pecunia villis.

Es wundert mich, dass meines Wissens noch kein Erklärer dies auffällig gefunden, wie Horaz, der den Brief an e i n e Person, an Vala, gerichtet, am Schluss eine pluralische Anrede gebrauchen kann. Die Interpreten schliessen aus den angeführten Versen auf den Reichthum des Vala, merken aber weiter nichts an.[1]

Was muss denn aber aus diesem *vos* gefolgert werden? Dass die zweite Hälfte ein eigener Brief ist, welchen der Dichter an mehrere Personen gerichtet, die, wie mit Recht aus den letzten Versen geschlossen wird, glänzenden Reichthum besassen.[2] Endlich fangen mehrere Handschriften, darunter eine der besten, der codex Gothanus 2, welcher nach dem Zeugnisse Stallbaum's mit dem besten Blandin., nämlich dem Bl. IV verwandt ist, eine neue Epistel an.[3] Warum sollen wir hierin nicht die Spuren einer richtigen Tradition anerkennen?

Viele alten Erklärer nahmen auch wirklich eine neue Epistel mit dem zweiten Theile an, z. B. Victorius. Warum finden sie in unsern Tagen keinen Anklang, keine Berücksichtigung mehr? Die Antwort ist leicht: in ihrem jetzigen Zustand ist die zweite Hälfte kein Brief; es fehlt ihr die Anrede, welche die horazianischen Briefe sämmtlich haben, sei es, dass dieselbe allgemein (z. B. I. 14 u. I. 20), sei es, dass sie individuell gehalten ist, sei es, dass sie im Vocativ erscheint, sei es, dass sie der prosaischen Form nachgebildet ist (z. B. I. 8 u. I. 10). Wir sind darum gezwungen, den Ausfall einiger Verse, welche die Anrede enthielten, anzunehmen.

Es ist nun aber noch die Frage aufzuwerfen: Sind die Verse wirklich nach dem

„Scribere te nobis, tibi nos accredere par est“

ausgefallen? Diese Frage können wir mit der grössten Sicherheit bejahen; denn wenn wir den Ausfall nicht hier statuiren wollen, so müsste er erst nach der Erzählung stattgefunden haben; dagegen streitet aber, abgesehen davon, dass der Sinn dort durchaus keine Lücke zulässt, schon ein äusserer Grund; unser Dichter setzt nämlich nicht über den sechsten Vers

---

[1]) Z. B. Obbarius p. 273: *Ea festive Numonium Valam hominem divitem eumque villae cuiusdam nitidae possessorem nobis indicant.* Feldbausch p. 131: Dass er (Vala) ein Mann von glänzendem Reichthum war, geht aus Vers 45 hervor. Wahrscheinlich besass er auch in der Nähe von Salernum und Velia Landgüter oder hielt sich durch sonstige Verhältnisse hier mehrfach auf. Ritter Prooem. zu ep. 15: *Itaque divitem amicum suum Valam in illis regionibus saepe versatum percontatur de loci utriusque hieme.*

[2]) Ein von mir hochverehrter Rector will nach einer brieflichen Mittheilung „*vos*“ erklären: „Du Vala und Deines Gleichen“. — Allein er selbst gesteht, dass ihm keine Parallelen für diesen Gebrauch zu Gebot ständen. Und ich glaube, es werden sich auch keine finden. Denn den Plural kann man in der Anrede von einer Person nur dann gebrauchen, wenn sie in Gesellschaft von Mehreren sich befindet, wie dies z. B. in der dritten Epistel des I. Buches der Fall ist. Dort kann Horaz, nachdem er die Anrede folgendermassen formulirt:

Juli Flore, quibus terrarum militet oris
Claudius Augusti privignus scire laboro,

mit *vos* weiterfahren. Aehnlich Cyrop. V. 2. 16: σφᾶς, er und die Seinen, cf. Hertlein zur Stelle.

[3]) Pauly in seiner Ausg.: *Ab hoc versu nova epistula incipit in A, sed littera initialis deest.*

hinaus die Anrede; thut er ja selbst dies nur einmal, meistentheils (siebenzehnmal) tritt sie im ersten Vers auf. — Der Ausfall braucht ferner nicht über zwei Verse zu betragen, wie dies der dritte Brief zeigt, dessen Anrede wir bereits oben in einer Anmerkung angeführt.

Wir kommen nun zur Schlussbetrachtung. Wir müssen uns noch fragen: Wie verhalten sich denn beide Episteln nach der Trennung bezüglich ihres Inhaltes? Sind sie denn Produkte, des Dichtergeistes eines Horaz würdig? Ich glaube, dies wird eines weitläufigen Beweises nicht bedürfen. Wir haben dann in den zwei Briefen die zwei Gattungen dieses Genre vertreten. Der erste ist ein wirklicher Brief, der zweite ein Gelegenheitsgedicht mit philosophischer oder didaktischer Tendenz.[1]) Briefe der ersten Gattung sind z. B. der dritte, der neunte, der achte[2]) u. s. w. Düntzer hat im Zusammenhang sie erklärt (cf. Kritik und Erkl. der Ep. des Horaz I. Bd. p. 85). Am ähnlichsten unserm ersten Brief ist der dritte, der ja auch ein Erkundigungsschreiben ist, gerichtet an Julius Florus, welcher der *cohors amicorum* des Tiberius angehörte. Nun sehen wir auch ein, warum der erste Brief in einem so absonderlichen Stil abgefasst ist. Da ein wirklicher Brief vermöge seines Inhalts kaum ein höheres Interesse einflössen kann, so muss der Dichter uns durch die Art und Weise der Darstellung, durch die Form über das Gewöhnliche hinausheben. Hier nun ist dies von Seiten des Dichters in der Weise geschehen, dass er vor lauter Fragen gar nicht zu sich kommt und dadurch den Lesenden zur Heiterkeit stimmt; es ist also ein stilistischer Scherz in dem ersten Theile niedergelegt. Diesem stilistischen Scherz zur Seite geht die Selbstironie des Dichters, die sich in dem Verlangen ausspricht, er wolle als dicker Phäaker vom Bade heimkehren. Ich könnte noch manches für meine Ansicht geltend machen, ich könnte besonders einen Vortrag nützen, den einst Döderlein bei der Philologenversammlung zu Erlangen gehalten und in dem er mit einer Ode eine ähnliche Operation vorgenommen; allein das Gesagte dürfte hinreichen auf die grossen Schwierigkeiten, welche unläugbar unserer Epistel anhängen, aufmerksam zu machen und die Lösung derselben, sei es auf dem von mir vorgeschlagenen Wege, sei es auf einem andern, was mir aber zweifelhaft, zu veranlassen. —

Am Nachmittage fand im Hutten'schen Garten eine musikalische Unterhaltung unter Mitwirkung der Liedertafel und des Sängervereins, und am Abend eine zwanglose Vereinigung in den Räumen der Harmonie statt.

---

[1]) Diese Scheidung der Briefe in zwei Classen findet sich z. B. bei Roth in der Abh. über die Satire (Kl. Schriften p. 427) also ausgesprochen: *Quum igitur Horatius id agit, ut morum vere Romanorum cives admoneat, mente quoque et animo intra notiones ingeniis Romanorum informatus velut consistit. Contra in Epistolis rationem longe diversam sequitur, non quidem iis, quae a vulgaribus nonnisi numeris et munditiis orationis poëticae modeste quidem adhibitis differunt, argumento aut parum aut nihil poëtici habent. Sed iis epistolis, quas didacticas recte dixeris, Graecorum philosophiae sese alumnum profitetur et honestum tale amplectitur, quale Socrates primus praeceperat.*

[2]) Döderlein Erl. p. 106: Mag es Unbefangenheit oder Oberflächlichkeit sein, ich kann und mag in diesem kurzen Brief nichts anders sehen als einen eigentlichen Brief, in nettester Form, aber ohne besondere Tendenz (höchstens als Beglückwünschung des Geheimschreibers).

Vierte allgemeine Sitzung.

Samstag den 3. October. Anfang 9 Uhr.

Nach einleitenden Worten des Präsidenten folgte das Referat des Rector Eckstein über die Commissionsberathung wegen des nächsten Versammlungsortes:

Meine Herren! Ich werde sehr kurz sein. Bei der Berathung über den nächsten Versammlungsort kamen zwei Himmelsgegenden in Betracht. Wir haben Nord und Süd nicht immer scharf geschieden, und daher kam es diesmal in Frage, ob wir nicht auch unsere Versammlung im äussersten Westen halten wollten, in einer Stadt, die durch römische Alterthümer und vieles andere Interessante die Philologen und Germanisten in grosser Menge anzuziehen im Stande wäre. Das war Trier. Aber nach reiflicher Erwägung der zur Berathung zusammengetretenen Commission sind wir in der Lage, Ihnen Kiel vorzuschlagen, damit wir doch auch unseren holsteinischen Brüdern die Hände reichen, die sonst ja auch rege Theilnahme an unserer Versammlung bewiesen haben. Kiel wird ja auch für Viele aus dem Süden ein Anziehungspunkt sein, zumal wenn der nächstjährige Präsident dieselbe rüstige Thätigkeit, die der diesmalige Präsident bewiesen, in Bezug auf die norddeutschen Eisenbahnen wiederum bewähren wird. Ich glaube, dass Ihnen die Fahrt an die Ostsee, in den grossen norddeutschen Kriegshafen nicht uninteressant ist, zumal dann auch Hamburg auf dem Wege liegt. Und daher proponiren wir nun zum nächsten Versammlungsort die Stadt und Universität Kiel, und wir können das um so freudiger thun, da nach einem am gestrigen Tage eingelaufenen Telegramme die Stadt Kiel die Versammlung 1869 gern willkommen heissen wird.

Präsident: Ich erlaube mir an die geehrten Herren die Frage zu richten, ob Jemand über die von unserem Referenten oben gemachte Proposition, zum Sitze der nächsten Versammlung Kiel zu nehmen, das Wort ergreifen will. — Da das nicht der Fall ist, so stelle ich nunmehr an die Versammlung die Frage, ob sie dem Antrage ihrer Commission, wie er von dem Referenten vorgetragen ist, nämlich Kiel zum Sitze der XXVII. Philologen-Versammlung zu wählen, beipflichtet. Soweit ich sehe, ist von den Mitgliedern dieser Versammlung dieser Antrag einstimmig angenommen.

Eckstein: Nachdem Sie diese Wahl gut geheissen, können wir Ihnen als Präsidenten der nächsten Versammlung vorschlagen die Herren Prof. Forchhammer und Prof. Ribbeck.

Präsident: Auch über diesen Punkt stelle ich zuerst die Frage an die Versammlung, ob Jemand das Wort zu nehmen wünscht, — und wenn das nicht der Fall ist, die weitere Frage, ob Sie diese Wahl des Herrn Prof. Forchhammer zum Präsidenten und des Herrn Prof. Ribbeck zum Vicepräsidenten genehm halten. Diejenigen Herren, welche dieser Meinung sind, ersuche ich aufstehen zu wollen. Also auch das ist, glaube ich, einstimmig angenommen.

Eckstein: Die freudige Zustimmung gibt uns die Sicherheit, dass Sie auch recht zahlreich in Kiel zugegen sein werden.

Vortrag des Prof. Studemund aus Würzburg.[1])

Hochansehnliche Versammlung!

Kaum aus Italien zurückgekehrt, muss ich gleich Eingangs um Ihre gütige Nachsicht bitten, wenn ich auf der Reise nicht die nöthige Musse habe finden können, um den Gegenstand, für den ich Sie ersuche mir auf wenige Minuten Ihre Aufmerksamkeit zu schenken, in ein dieser Stelle würdiges Gewand zu kleiden. Anrecht aber an ein allgemeineres Interesse wird er, hoffe ich, auch in schlichtester Behandlungsform beanspruchen dürfen, weil er einen Schriftsteller betrifft, der schon durch die seltsamen Schicksale seiner Ueberlieferung ziemlich einzig unter den auf uns gekommenen Resten der römischen Litteratur dasteht.

Seit dem zweiten Decennium unsers Jahrhunderts, in welchem es Niebuhr gelang, auf der Bibliothek des Domkapitels zu Verona in einem Palimpsest des fünften Jahrhunderts die einzige Handschrift der Institutionen des Gaius zu entdecken, die seitdem durch Goeschen, Bethmann-Hollweg und Bluhme, so gut es gieng, entziffert und durch den Druck bekannt gemacht wurde, hat kaum irgend ein anderer antiker Schriftsteller unsere Kenntniss des römischen Alterthums in solchem Masse erweitert, wie dieser. Philologen und Juristen haben wetteifernd aus dem neu erschlossenen Quell für die Bereicherung der einzelnen Zweige ihrer Disciplinen geschöpft. Inzwischen strotzen unsere Gaius-Ausgaben von dem Gewirre der verschiedensten Typen, um Zweifel, Conjecturen, Ergänzungen zu kennzeichnen, welche in Folge der unzulänglichen Lesung der einzigen Handschrift nöthig geworden sind, und den Aufwand unsäglicher Arbeit und ungewöhnlichen Scharfsinns zum Theil mit, zum Theil ohne Erfolg veranlasst haben. Denn den Quell selbst hielt man für verschlossen, seit das Veroneser Domkapitel in Folge eines zu starken, von Bluhme angewandten Reagens die weitere Benützung der Handschrift vorläufig erschwert hatte. Dass man neuerdings in Verona selbst durch die aussergewöhnliche Liberalität des Domkapitels und besonders des jetzigen Bibliothekars, des Domherrn Grafen Karl Giuliari, noch lohnende Ausbeute aus dem Palimpsest gewinnen könne, wird das auf Befehl der königlich preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin von mir ausgeführte neue Apographum des Codex zeigen, dessen Probedruckbogen ich Ihnen zur geneigten Ansicht überreiche. (Die Druckbogen werden zur Circulation übergeben.) Die Typen sind nach Photographieen des einzigen nicht rescribierten Blattes in der Druckerei der Herren Breitkopf und Härtel in Leipzig geschnitten; bei der Unregelmässigkeit in den Zügen der Handschrift musste ein Medium zwischen den verschiedenen Variationen genommen werden, welches nach langwierigen Versuchen fast durchgehends genügend erreicht ist. Wenn überhaupt eine Nachvergleichung der Veroneser Handschrift wünschenswerth war, so war sie es vor allen Dingen schon deswegen, um zu sehen, wie sich die etwaige neue Ausbeute aus ihr zu den Ergänzungen verhält, welche die kühneren Herausgeber des Gaius, namentlich der um die Kritik dieses Autors hochverdiente Professor Huschke in Breslau, an lückenhaft überlieferten Stellen in den Text aufgenommen haben. Huschke hat so oft im Einzelnen das Richtige durch glückliche Conjectur gefunden, dass von ihm vorgeschlagene Ergänzungen auch längerer verlorener Stellen — ohne dass oft ein anderer Anhalt als unsichere von Bluhme allein gelesene Buchstaben-Fragmente bekannt waren — leicht zu unbedingtem Vertrauen auf die Richtigkeit seiner Vorschläge führen konnten. Allein die Betrachtung derjenigen längeren

[1]) Wegen mangelhafter und lückenhafter Nachschrift der Stenographen ist dieser Vortrag vom Redner zum Theil nach dem Gedächtnisse ergänzt.

Stellen, welche — bisher unlesbar — durch die neue Vergleichung entziffert worden sind, legt den künftigen Herausgebern die unabweisliche Pflicht auf, diesen kühnen Pfad möglichst zu verlassen und (mit Ausnahme der Paragraphen, welche in anderen auf Gaius fussenden Juristen wörtlich oder doch fast wörtlich überliefert sind) an den längeren Stellen, wo gar nichts oder nur unsichere Buchstabentrümmer erhalten sind und die Ergänzung nicht durch den Parallelismus der Satzglieder von selbst gegeben ist, im Texte eine Lücke zu bezeichnen, und allenfalls, wo das möglich ist, anmerkungsweise in Bausch und Bogen den etwaigen Sinn der verlorenen Worte anzugeben.

Der Aufenthalt in Verona allein kann freilich nicht genügen, um den Gaius ganz wieder herzustellen. Auch spätere Reisende, welche im Entziffern von Palimpsesten die nöthige Uebung erworben haben, werden möglicherweise noch lohnenden Erfolg für die verwandte Mühe finden. Nur darf man sich nicht mit so naiven Bemühungen begnügen, wie sie der einzige italienische Concurrent unserer deutschen Gaius-Forscher, der Advokat Giuseppe Tedeschi angewandt hat. Dieser hat nach Goeschen, Bethmann-Hollweg und Bluhme den Palimpsest, wie er sich ausdrückt[1]), 'für die zweifelhaften Stellen' noch einmal eingesehen; die wenigen eigenen Lesarten aber, welche er daraus anführt, sind sammt und sonders falsch. Glücklicherweise hat er auf diese wenigen eigenen Lesarten hin keine grosse Zahl verunglückter Conjecturen gegründet. Alle seine Arbeit aber, wenn man es so nennen darf, ist in einer vor einem Decennium[2]) erschienenen zweibändigen Ausgabe des Gaius niedergelegt, welcher eine italienische Uebersetzung beigefügt ist, und welche den deutschen Gelehrten bisher unbekannt geblieben zu sein scheint. Was er aber für den Text der Institutionen nicht hat durch Ausdauer zu leisten vermögen, das sucht Herr Tedeschi wenigstens dadurch wieder gut zu machen, dass er uns mit kühner Vermuthung neuen Aufschluss über das Vaterland des Gaius gibt. Der in Italien wie in keinem anderen Lande heimische Local-Patriotismus hat den Veroneser Advokaten hier zu einem der abenteuerlichsten Wagnisse geführt, die vielleicht je in der römischen Litteraturgeschichte dagewesen sind. Die gangbarste Meinung der neueren Forscher ist bekanntlich, dass der Name Gaius ein Vorname[3]) sei, welcher bei der Popularität, die dieser Autor in den römischen Rechtsschulen genoss, so vorherrschend wurde, dass sein eigentlicher Name und Beiname gänzlich in Vergessenheit geriethen. Gaius κατ' ἐξοχὴν wurde der Autor von den Rechtslehrern citiert, und die Zuhörer folgten dem Beispiele ihrer Lehrer. Ganz ähnlich werden die Juristen Servius, Appius und Andere mit dem blossen Vornamen genannt; und auch Imperatoren wie Gaius, Titus, Marcus pflegen mit dem einfachen Vornamen bezeichnet zu werden. Bei Gaius scheint dies Herrn Tedeschi seltsam. Er glaubt den wahren Namen des Gaius und obendrein zugleich noch sein Vaterland durch Conjectur ermitteln zu können.[4]) Die Besucher Verona's, die ausser den lieblichen Hügelketten, welche die rauschende Etsch begrenzen, auch die erheblichen Ueberreste römischer Bauten besichtigt haben, werden in der Nähe des riesigen Castells der Scaliger von ihrem

[1]) Introduzione pag. XXV.

[2]) Instituzioni di Gajus commentarj quattro; testo, versione, e note con introduzione e appendici; Verona, Libreria alla Minerva, 1857.

[3]) Der Umstand, dass in altitalischer Zeit der Name Gaius, Gavius auch ein gewöhnlicher Geschlechtsname war (vgl. Th. Mommsen, Römische Forschungen I S. 11) influiert natürlich nicht auf die Anwendung dieses Namens zur Zeit der Antonine.

[4]) Introduzione pag. XVII fg.

Führer wohl auf eine Stelle hingewiesen worden sein, wo im Jahre 1805 durch die Barbarei der französischen Truppen eines der schönsten römischen Monumente in Verona, der Bogen der Gavier, zertrümmert worden ist. Noch jetzt bewahrt man einen grossen Theil der Trümmer dieses Bogens in den zerfallenden Gewölben des Amphitheaters, und erst in den letzten Monaten hat eine städtische Commission sich bemüht, zur Wiederherstellung des Denkmals anzuregen. Die älteren Beschreibungen der Stadt, wie Scipione Maffei's 'Verona Illustrata', sind voll von ausführlichen Schilderungen und überschwänglichen Lobeserhebungen dieses Bogens, und die Communalbibliothek Verona's besitzt eine interessante Aufnahme des Prachtbaues von der Hand des Palladio, welche Alterthumsforschern bei ihrem Aufenthalte in Verona öfter, als wünschenswerth ist, zu entgehen scheint. Der Architekt des Bogens, welchen eine Inschrift nennt, war Lucius Vitruvius Cerdo. Das Monument war mit vier Statuen von vier Mitgliedern der Familie der Gavii geschmückt, aus welcher einzelne Persönlichkeiten bekannt sind, die in der Kaiserzeit zu den höchsten Aemtern gelangten. Auch sonst kennt man namentlich aus Verona viele Inschriften auf Mitglieder der Familie der Gavii, obgleich dieselbe auch ausserhalb dieser Stadt in der Epigraphik nicht selten begegnet. So ist es gekommen, dass der Name der Gavii in den alten Veroneser Local-Traditionen einer der bekanntesten geworden ist. Herr Tedeschi, an diese Erinnerungen anknüpfend, argumentiert nun folgendermassen: 'Wir kennen das Vaterland des Gaius nicht; der Name Gaius, ohne Zusatz angewandt, fällt auf; in Verona haben wir die Gavii, in Verona haben wir das einzige Manuscript des Gaius. Wie nun, wenn 'Gaius' aus 'Caius Gavius' verstümmelt wurde, um diese Kakophonie zu vermeiden? Dann hätten wir einen regelrechten Gentilnamen und zugleich auch das Vaterland für Gaius, nämlich Verona, da ja die Gavii hauptsächlich in Verona vorkommen!' So unerhört uns solche Phantasieen erscheinen, so wenig nimmt man an ihnen im heutigen Italien Anstoss: noch in jüngster Zeit hat man in Verona eine Sammlung der 'vaterländischen Schriftsteller' begonnen, unter welchen der ältere Plinius mit als Veroneser' figuriert.

Es wäre erwünschter gewesen, wenn Herr Tedeschi, statt der Vermuthung über das Vaterland des Gaius, eine ernste Forschung über die Stellung des Autors in der römischen Litteratur und über seine Sprache zu geben versucht hätte. Eine sorgfältige Schilderung dieser Punkte fehlt noch immer, und doch verdient Gaius eine solche Detailforschung. Dem Namen des Gaius begegnet man in den Iustinianischen Digesten, in welche nur diejenigen Juristen aufgenommen werden sollten, die das ius respondendi hatten, so häufig, dass man denken könnte, von einem so populären Manne würde eine grosse Zahl von responsa erhalten sein. Allein mit nichten; man würde irren, wenn man die hauptsächliche Bedeutung des Gaius in dieser Richtung suchen wollte: es ist sogar höchst wahrscheinlich, dass er das ius respondendi gar nicht gehabt hat; er ist so populär geworden vielmehr um seiner Fasslichkeit willen für Anfänger. Ja, der Kaiser Iustinian hätte schwerlich seine neuen Institutionen geschaffen, wenn nicht die Abänderungen im materiellen Rechte ihn dazu genöthigt hätten. Und doch wie viel in den Iustinianischen Institutionen ist nicht wörtlich aus Gaius beibehalten! Er hat sein Haupttalent nicht als spinöser Entwirrer vertracter Rechtsfälle, sondern als Scribent beurkundet: mit seinem eigenen Urtheile ist er ungemein bescheiden, versteht es aber, bei schwierigen Controversen die abweichenden Meinungen klar nicht sowohl gegen einander als neben einander zu stellen. So ist es gekommen, dass Gaius von den Juristen der klassischen Zeit nicht angeführt wird; desto mehr wird er auf sein fassliches System hin von denjenigen benützt, welche Institutionen, Regulae und ähnliche Schriften

für Anfänger verfassten. Die Thätigkeit des Gaius erstreckte sich daher zunächst mehr auf die Schule als auf das Forum. Ist aber die grosse Fasslichkeit einer der Hauptvorzüge des Gaius, so folgt daraus die unabweisliche Pflicht für die Philologen, durch genauere Untersuchungen über die Sprache des Autors der heutigen römischen Jurisprudenz viel eingreifender in die Hände zu arbeiten, als es augenblicklich geschieht. Anregen dazu sollte vor Allem schon das Beispiel des grossen Lachmann. Aber auch abgesehen hiervon: verdient nicht die Sprache des Gaius schon an sich ein eingehenderes Studium? Wenigstens mit demselben Rechte kann man ein solches verlangen, wie wir uns mit den Schriften des etwa gleichzeitigen Fronto beschäftigen, dessen philiströse, archaisierende Floskeln doch nur den Eindruck überall her zusammengelesener, welker Herbariumspflanzen machen, die unfruchtbar und unfähig sind, neue Keime zu treiben. Der reine Geschmack in der sprachlichen Darstellung flüchtete sich damals vorzugsweise zu den Juristen, und die Institutionen des Gaius sind eines der sprechendsten Zeugnisse dafür.

Die bisher über Gebühr vernachlässigte Syntax des Gaius wird in Folge der neuen Vergleichung einer gewissenhaften Revision bedürfen: die Handschrift ist nämlich in Bezug auf diesen Punkt sehr fehlerhaft; alle Seltsamkeiten aber, die man ihr zugetraut hat, bestätigt sie doch nicht, und dadurch, dass eine Anzahl der regelwidrigen Constructionen durch die minutiösere Collation verschwindet, fällt dem Kritiker nicht nur das Recht sondern auch die Pflicht zu, in den übrig bleibenden widerstrebenden Fällen die Ueberlieferung zu corrigieren. Die vielen Anakoluthe, die zahlreichen *cum* in der Bedeutung 'weil' und 'obgleich' mit dem Indicativ, die zum Theil wild abwechselnden Accusative statt der Ablative und umgekehrt die Ablative statt der Accusative beim Gebrauche der Präposition *in*, welche unwillkürlich an den Spree-Jargon mit seinem leidigen 'mir' und 'mich' erinnern, schwinden erheblich zusammen und weichen dem regelrechten grammatikalen Ausdrucke.

Doch wenden wir uns von diesen Minutien zu den sachlichen Neuerungen, welche die nochmalige Durchforschung des Palimpsests ergeben hat. Man wird mit Recht einen grossen Theil derselben vielmehr an eine Versammlung von Juristen verweisen wollen, und allerdings geht das vierte Buch zunächst diese an, indem sein Bekanntwerden die Kenntniss vom Formularprocesse ermöglichte, wie er die Zeit bis auf Diocletian beherrscht hat. Dasselbe gilt bis zu einem gewissen Grade auch von den Neuerungen des zweiten und dritten Buchs. Die grössere Zahl der Philologen wird speciell nach sachlichen Neuerungen, d. h. solchen, welche sich auf das Gebiet der römischen Alterthumskunde im engern Sinne des Wortes beziehen, aus dem ersten Buche fragen. Gestatten Sie mir daher, Hochverehrte Anwesende, einige von diesen herauszuheben, welche sich mit wenigen Worten darstellen lassen:

Dem bekannten Ἐκ Διὸς ἀρχώμεσθα treu beginne ich mit der Notiz über ein dem Iupiter zu vindicierendes Opfer bei der Eheschliessung durch den feierlichen Akt der Confarreation. Bevor die Darstellung des Gaius[1]) über den Unterschied zwischen der religiösen Ehe und den Formen der Civilehe bei den Römern bekannt war, galt die confarreatio den meisten Gelehrten für eine Ceremonie, die bei der coëmtio in Anwendung gekommen sei, oder die coëmtio für einen besonderen Akt der confarreatio. Dieser Irrthum ist längst beseitigt: Die Confarreation, welche den Patriciern ausschliesslich eigen ist, bewirkt den Eintritt der Frau in die rechtliche und sacrale Gemeinschaft des Mannes. Sie ist die älteste Form der Ehe-

[1]) Gai. I § 108 fgg.

schliessung, welche wir nachweisen können, auch sicherlich weder von den Etruskern noch von den Latinern noch von den Sabinern[1]) entlehnt, sondern erscheint als ein Gemeingut der altitalischen Stämme. Das charakteristische Element in dieser Eheschliessung ist das Far-Opfer, welches Gaius in seiner Darstellung auch an die Spitze gestellt hat. Dieses Far-Opfer ist natürlich genau zu unterscheiden von dem auspicalen Schaf-Opfer, das dem eigentlichen Ritus des Confarreierens voranzugehen pflegte, und eben so von dem Schwein-Opfer, welches die nunmehr Verheirathete in Gemeinschaft mit ihrem Ehegatten darbrachte. Die neueren Darstellungen, welche auf diesen Unterschied der drei Opfer keine Rücksicht nehmen, bedürfen keiner weitläufigen Widerlegung. Schon der einfache Umstand, dass das Schwein-Opfer den agrarischen Gottheiten dargebracht wurde, während, nach dem sogleich anzuführenden Zeugnisse des Gaius, das Far-Opfer lediglich dem Iupiter galt, beweist, dass es unmöglich ist, die drei Opfer zu confundieren. Mit der Zurückweisung dieser Confusion aber fallen auch zugleich alle Folgerungen der neueren Forscher, die aus ihr entsprossen sind. Wie Gaius in seiner lichtvollen Darstellung überhaupt nur das Wesentlichste anzuführen pflegt, so erwähnt er auch hier[2]) nur das Far-Opfer. Es heisst in der Handschrift: Farreo in manum[3]) conueniunt per quoddam genus sacrificii, quod Ioui farreo fit, in quo farreus panis adhibetur, unde etiam confarreatio[4]) dicitur[5]). Conplura praeterea huius iuris ordinandi gratia cum certis et sollemnibus uerbis praesentibus decem testibus aguntur et fiunt. Quod[6]) ius etiam nostris temporibus in usu est; nam flamines[7]) maiores, id est Diales Martiales Quirinales[8]), item reges sacrorum nisi ex farreatis nati non[9]) leguntur, ac ne ipsi quidem sine comfarreatione sacerdotium[10]) habere possunt. Im Eingange dieses Paragraphen befremdet die Häufung der Worte *farreo* bei gleich folgendem *farreus panis*. Man wird auf den ersten Anblick geneigt sein, *Ioui farreo* zusammenzufassen und eine neue Species des Iupiter-Cultus, einen Iupiter Farreus, anzunehmen. Dass ein Iupiter Farreus sonst nicht bekannt ist, würde nicht sonderlich befremden dürfen: denn auch andere Beinamen altitalischer Gottheiten kennen wir nur aus vereinzelten Citaten. Bedenklicher wäre schon die Bildung des Epitheton *Farreus* selbst, da ein Iupiter Farreus zunächst immer als ein 'aus Getreide gemachter' Iupiter erscheinen würde; indessen würde bei der Varietät, die sich sonst in ähnlichen Namengebungen nachweisen lässt, auch hierauf nicht viel zu geben sein, obschon eine Form wie etwa Iupiter Farreaticus erwünschter wäre. Wahrscheinlicher aber ist es mir, dass Gaius zu dem Satze *quod* (nämlich *sacrificium*) *Ioui farreo fit*, wegen der Seltenheit des substantivischen Ausdrucks *farreum*, gleichsam glossierend hinzugefügt hat: *in quo farreus panis adhibetur etc.*, sei es nun, dass, wie die Ueberlieferung gibt, der mit *in quo* beginnende Satz ohne weitere Verbindungs-Partikel an den vorhergehenden herantrat, oder dass hinter *fit* etwa *id est* oder eine ähnliche Partikel ausgefallen ist. Wenn nun Jupiter der Gott ist, welchem das Far-Opfer dargebracht wird, so ist es selbstverständlich, dass der Nachricht des Servius[11]): '(Nuptiae fiebant) farre, cum per Pontificem Maximum et *Dialem flaminem* per fruges et molam salsam coniungebantur'

[1]) Den einen oder den anderen haben verschiedene Gelehrte die Confarreation zugewiesen, vergl. Rossbach 'Untersuchungen über die römische Ehe' pag. 165; Ihering, 'Geist des römischen Rechts' II. Aufl. I. pag. 310 fg. Anmerkg.

[2]) Gai. I § 112. [3]) Cod. falsch *manus.* [4]) Cod. falsch *conferratio.* [5]) Cod. falsch *dictur.* [6]) Cod. falsch *quos.* [7]) Cod. falsch *flaminesi.* [8]) Cod. falsch *quirinales quirinales.* [9]) Cod., wie es scheint, *nation* (d. h. *nationem* oder *natio non*) statt *nati non.* [10]) Cod. falsch *sacerdotum.*

[11]) Serv. ad Verg. Georg. I 31.

voller Glauben beizumessen ist, das heisst, dass ausser dem Pontifex Maximus der eigentliche Priester des Iupiter, der flamen Dialis, überhaupt bei der confarreatio zugegen war[1]). Dass Iupiter als Ehegott erscheint, ist aus der Präsenz des flamen Dialis bei der religiösen Eheschliessung schon durch Hartung[2]) wahrscheinlich gemacht. Allein, wenn ich nicht irre, lässt sich durch die neueren Untersuchungen von August Reifferscheid[3]) noch ein Schritt weiter thun. Auf einigen von diesem Gelehrten scharfsinnig erläuterten Monumenten erscheinen nämlich Hercules-Genius und Iuno als altitalische Hochzeitsgötter, und zwar wird die Iuno dem Hercules-Genius durch den anwesenden Iupiter zur Ehe gegeben[4]). Wie nun Iupiter hier die Iuno und den Hercules-Genius zur Ehe vereint, so kann er, da jeder Mann seinen Genius, jede Frau ihre Iuno hatte, folgerichtig als Beschützer und Vorstand jeder sacralen Ehe gelten.

Aus dem bei Gaius zunächst Folgenden ersieht man nun die Bestätigung für die auch anderswoher bekannte Thatsache, dass die umständliche Eheschliessung durch confarreatio im zweiten Jahrhunderte nach Christi Geburt nur noch selten angewandt wurde: die drei Flamines maiores des Dreigötterbundes (Iupiter, Mars und Quirinus) und ebenso die Reges sacrorum waren nur dann wählbar, wenn sie aus einer Ehe hervorgegangen waren, die durch Confarreation geschlossen war, und sie konnten nur in dem Falle ihr Priesteramt ausüben, wenn sie durch Confarreation verheirathet waren[5]). —

Manche viel besprochene Namen von Gesetzen erhalten ihre ursprüngliche Gestalt mit genügender Sicherheit: So die verzweifelte Lex Mensia, ein Name, welcher nur in den Excerpten aus dem Liber singularis regularum des Domitius Ulpianus[6]) überliefert ist. Diese Lex richtet sich bekanntlich gegen 'die Corruption des römischen Bluts durch die ungleiche Ehe mit Peregrinen.' Da aber eine Gens Mensia nicht bekannt ist, so hat man, nach dem Vorgange von Puchta, in neuerer Zeit meist an eine Corruptel des Namens Mensia statt Aelia Sentia gedacht, und die Vorschrift, dass die Kinder aus einer solchen Ehe immer Peregrinen werden, für einen Theil der Bestimmungen der unter Octavian von Sex. Aelius Catus und

---

[1]) Während der Drucklegung ersehe ich aus der eben erschienenen Schrift von Otto Karlowa 'Die Formen der römischen Ehe und Manus' (Bonn 1868), dass dieser Gelehrte, ohne die Lesart des Gaius zu kennen, bereits — durch scharfsinnige Combination dieser Stelle des Servius mit dem Umstande, dass (Serv. ad Aen. VI. 339) durch den Donner des Iupiter die confarreatio getrennt wurde, und mit der weiteren Vermuthung, dass das der confarreatio vorhergehende consultative Auspical-Opfer (weil das vorzugsweise dem Iupiter heilige Schaf geopfert wird) dem Iupiter gegolten habe — darauf geschlossen hat, dass das Far-Opfer dem Iupiter dargebracht wurde. Der Veroneser Palimpsest gibt somit eine glänzende Bestätigung der Untersuchungen Karlowa's. Es ist kaum nöthig hinzuzufügen, dass auch dieser Gelehrte, zum Theil nach dem Vorgange von Marquardt, die drei Opfer richtig auseinander hält.

[2]) Hartung: Die Religion der Römer II pag. 38.

[3]) A. Reifferscheid: De Hercule et Iunone diis Italorum coniugalibus in den Annali dell' Instituto tom. 39 (1867) pag. 352 fgg.

[4]) Auch die vielfach variierte Sage von der Buhlschaft des Hercules mit der Acca Larentia scheint in ihrem Kerne hierher zu gehören, zumal da die Larentalia (23. Dezember) nach den Praenestinischen Fasten (C. I. L. I. pag. 409) und Macr. Sat. I, 10, 15 zu gleicher Zeit *feriae Iovi* sind.

[5]) Vgl. in Bezug auf den Flamen Dialis die mit dem obigen übereinstimmenden Stellen bei Marquardt Röm. Alterthümer IV 271 (bes. auch Gell. X 15, 22: *Vxorem si amisit [flamen Dialis], flaminio decedit*).

[6]) Tit. V § 8.

C. Sentius Saturninus im Jahre 757 gegebenen Lex Aelia Sentia gehalten. Dass diess unstatthaft sei, zeigt die der Ulpianischen entsprechende Stelle des Gaius [1]). Obwohl der Palimpsest hier äusserst schwer lesbar ist, erkennt man doch [2]) ziemlich deutlich die Worte: 'Set hoc maxime casu necessaria lex *Minicia*: nam remota ea lege' u. s. w. Die Lex Mensia wird also in eine Lex Minicia umzutaufen sein. Die abweichende Lesart Mensia im Codex Vaticanus des Ulpian [3]) erklärt sich leicht, zumal wenn man den häufigen Wechsel der Schreibart Minicia mit Minisia und Mincia [4]) berücksichtigt.

Ebenso ist der Name der erst durch Justinian aufgehobenen Lex Furia Caninia, welche unter Augustus einen festen Modus für die Zahl der Sclaven constituierte, die Jemand testamentarisch sollte freilassen können, in Fufia Caninia zu verändern. Denn *fufia* gibt der Palimpsest constant [5]); und wenn einmal [6]) *fufidia* statt dessen überliefert ist, so beweist der gleichalterige Punkt, welcher in der Handschrift über dem *d* steht, dass der Schreiber diese Form in *fufia* corrigiert wissen wollte [7]). *Fufia* gibt auch die Vaticanische Handschrift des Ulpian [8]), und für dieselbe Schreibart sprechen die Lesarten eines Theils der Handschriften im Paulus [9]). In Iustinian's Institutionen (I, 7) hat der Codex Bambergensis und die Veroneser Fragmente der Inst., wie eine erneute Collation Krügers ergab, *Fufia* [10]). Auch die Florentiner Pandecten [11]) haben *fufia*; *Fufia* haben endlich auch die Handschriften im Iustinianischen Codex [12]). Nur die Ueberlieferung des Theophilos scheint nach der Reiz'schen Ausgabe auf *Fusia* oder *Furia* zu führen, doch werden auch hier neuere handschriftliche Untersuchungen vermuthlich die Form *Fufia* bestätigen. Aus dem Theophilos hat man die Formen *Furia Caninia* oder *Fusia Caninia* in die anderen juristischen Schriften hinein interpoliert; namentlich hat man in Folge des Umstandes, dass Leges Furiae auch sonst häufig vorkommen, die Form *Furia Caninia* bevorzugt. Das plebejische Geschlecht der Fufii, welches sich seit der Mitte des siebenten Jahrhunderts nachweisen lässt, ist hinlänglich bekannt [13]). —

Ueber die verschiedenen Arten, wie die Latini das römische Bürgerrecht erlangen konnten, sind wir nur fragmentarisch, namentlich durch die Epitome aus Ulpian's Liber singularis regularum unterrichtet. Der dritte Titel beginnt hier folgendermassen: 'Latini ius

---

[1]) Gai. I § 78. [2]) Auf Seite 21 = fol. 29r Zeile 9. 10. [3]) fol. 193r col. 1 uers. 5.

[4]) Vgl. W. Teuffel in Pauly's Realencyclopaedie V 64 fg.

[5]) Seite 13 Zeile 3; S. 39 Z. 11; S. 113 Z. 6; S. 115 Z. 16. [6]) Seite 10 Zeile 20.

[7]) Wenn Huschke (Gai. I. § 21a) die auf Seite 5 Zeile 9 am Schlusse von Bluhme allein aus dem Palimpsest angeführte Lesung *furnian* oder *fornian* als *fur. can.*, das heisst als *Furiam Caniniam* auflöst, so ist zu bemerken, dass ich von den Lesarten Bluhme's auf dieser Seite gar keinen Buchstaben erkennen konnte, ja, dass ein grosser Theil der Bluhme'schen Lesungen mit den unsicheren Schimmern der Handschrift so sehr im Widerstreite ist, dass möglicher Weise die Bluhme'schen Lesarten sich nicht auf die Seite 5, sondern auf irgend eine andere Seite beziehen. Allein auch zugegeben, dass sie zu dieser Seite gehören, so würde bei der Unsicherheit der Bluhme'schen Lesungen das hier angemerkte *r* für verlesen statt *f* zu halten sein.

[8]) Ulp. I § 24. [9]) Pauli sent. IV 14, vgl. Arndts zu dieser Stelle im Bonner Corpus iuris Romani anteiustiniani.

[10]) Schon Paul Krüger hat in seiner Ausgabe der iustinianischen Institutionen richtig *Fufia Caninia* geschrieben, dennoch behält Huschke (Ausg. d. Inst. pag. 11) Leipzig 1868 die Form *Furia* bei; sein Grund 'Sed Fufii sub Augusto in honoribus non fuere' kann die beglaubigte Ueberlieferung nicht umstossen.

[11]) Dig. XXXV 1, 37. [12]) Cod. VII 3, vgl. Herrmann zu dieser Stelle.

[13]) Vgl. Haakh in Pauly's Realencyclopädie III pag. 524 fgg.

Quiritium consequuntur his modis: 1) beneficio principali, 2) liberis, 3) iteratione, 4) militia, 5) naue, 6) aedificio, 7) pistrino etc.' Nachdem aber die Ausführung bis zu Nummer 5, d. h. bis zur 'nauis' gekommen ist, bricht in der Vaticanischen Handschrift die Epitome ab. Bei Gaius[1]) hat sich jetzt folgendes erkennen lassen, was ich mit den nöthigsten Ergänzungen hier anführe: 'id est fiunt ciues Romani, si Romae inter uigiles sex annis militauerint. Postea dicitur factum esse senatus consultum, quo data est illis ciuitas Romana, si triennium militiae expleuerint. Item edicto Claudii Latini ius Quiritium consecuntur, si nauem marinam *a*edificauerint, qu*a*e non minus quam decem milia modior*um* (*frumen*)ti capi*a*t, eaque nauis uel quae in eius locum substituta (*sit*, *sex*) annis frumentum Romam portauerit. Praeterea ...., ut, si Latinus, qui patrimoni*um* sestertium CC milium plurisue habebit, in urbe Roma dom*um* aedificauerit, in qu*a*[2]) non minus quam partem dimidia*m* patrimoni*i* sui impenderit, ius Quiritium consequatur. Denique Traianus constituit, ut, si (*Latinus*) in urbe tr*ien*nio pistrinum exercuerit, (*in quo in*) dies singulos non minus quam centenos m(*odios*) frumenti *pi*nseret, ad ius Quiritium peruen*iret*.'

Abgesehen von den bestätigenden Bestimmungen über den Kriegsdienst unter den Vigiles erfahren wir also nun, dass ein Latine nach dem Edict des Kaisers Claudius, wenn er auf einem und demselben, mindestens 10,000 Scheffel fassenden Lastschiffe sechs Jahre lang Getreide nach Rom gebracht hatte, die römische Civität erwarb, auch in dem Falle, wenn das erste Schiff verunglückte und er ein anderes an die Stelle setzte. — In Bezug auf den Uebergang aus dem geringeren Stande der Latinität in die Civität durch Erbauung eines Gebäudes in Rom nahm man an, es genüge, wenn der Latine hierbei einen verhältnissmässig kleinen Theil (z. B. semisdecimam partem) seines Vermögens aufgewandt habe. Allein, wie schon von anderer Seite bemerkt wurde[3]), handelt es sich hier nicht um Kartenhäuser. Auch genügten die bisher vorgeschlagenen Supplemente der Stelle des Gaius schon deshalb nicht, weil nie angegeben war, wie gross das Minimum der Summe sei, welche überhaupt das ganze Vermögen des Latinen ausmache. Wir ersehen nun, dass dieses Vermögen mindestens 200,000 Sestertien betragen musste, und dass die Hälfte hiervon, also mindestens 100,000 Sestertien, für dieses Gebäude aufgewandt sein musste.

Endlich wird die Begünstigung des Latinen, welcher den Betrieb einer Mühle in Rom selbst leitete, auf eine Constitution des Trajan zurückgeführt. Seltsam genug machte die bisherige Forschung den Pistores die Erwerbung der Civität besonders leicht. Man nahm an, schon die Einrichtung einer Mühle in Rom, die täglich nur einen Scheffel Getreide mahlte, habe genügt, dem Latinen Anspruch auf das Bürgerrecht zu verschaffen. Wie klein aber eine solche Mühle mit der Mahlfähigkeit von einem Scheffel per Tag zu sein brauchte, ist nicht nöthig hier auszuführen. Erklärlicher wird das Vorrecht der einer Mühle vorstehenden Latinen, wenn, wie Gaius zeigt, diese drei Jahre lang in Rom die Müllerei betrieben und täglich mindestens 100 Scheffel Getreide gemahlt haben mussten.

Durch die Hervorhebung solcher Mühlen, deren Mahlfähigkeit täglich hundert Scheffel betrug, unter der Regierung des Trajan, fällt nun ein erwünschtes Licht auf das 'centenarium pistrinum' des Ulpian in den Fragmenta iuris anteiustiniani Vaticana[4]). Hier heisst es:

[1]) Gai. I § 32[a] fgg. = pag. 8 Zeile 9 fgg. [2]) Codex falsch *quo*.
[3]) Vergl. Huschke's Ausgabe des Gaius zu dieser Stelle.
[4]) Fragm. Vat. § 233, ed. Th. Mommsen; pag. 335 ed. Berolin. = pag. 74 ed. Bonn.

'Vlpianus de officio praetoris tutelaris: Sed qui in collegio pistorum sunt, a tutelis excusantur, si modo per semet ipsos pistrinum exerceant; sed non alios puto excusandos, quam qui intra numerum constituti centenarium pistrinum secundum litteras diui Traiani ad Sulpicium Similem exerceant.' Gewöhnlich bezog man das Wort *centenarium* auf *numerum* [1]) und nahm an, das collegium pistorum, welches Trajan [2]) neu organisierte, habe damals aus hundert Mitgliedern (qui intra numerum constituti centenarium) bestanden. Allein schon L. Preller [3]) wunderte sich mit Recht über die 'geringe Anzahl für den Bedarf einer Stadt wie Rom.' Dazu kommt, dass bei dieser Auffassung die gekünstelte Wortstellung *intra numerum constituti centenarium* befremdet. Endlich weist die Stelle des Paulus, aus dessen 'Liber singularis de cognitionibus' [4]): 'Qui in collegio pistorum sunt, a tutelis excusantur, si modo per semet pistrinum exerceant; sed non alios puto excusandos, quam qui intra numerum sunt', in welcher 'intra numerum' ohne weiteren Zusatz steht, darauf hin, dass 'centenarium' in den Fragmenta Vaticana vielmehr mit 'pistrinum' zusammengehört. Paulus, der hier, nach Mommsens Ansicht, den Ulpian wörtlich ausschrieb, scheint wenigstens 'centenarium' nicht auf 'numerum' bezogen zu haben. Dass die Grösse der Zahl auch gar nicht hinzugefügt zu sein braucht, sondern 'intra numerum' selbständig stehen kann, zeigte bereits A. von Buchholtz [5]); derselbe Gelehrte deutete 'centenarium pistrinum' als ein 'pistrinum, cui exercendo summam centum milium sestertiorum impendunt.' Ohne Zweifel heisst aber das 'centenarium pistrinum' vielmehr ein solches, in welchem täglich 100 Scheffel Mehl gemahlen werden. —

Um wenigstens eine der heiklicheren Fragen aus dem Gebiete des Prozesses zu berühren, wähle ich aus dem vierten Buche des Gaius die Bestimmungen in Betreff des Interdictum utrubi, welches vom Prätor für den Besitz beweglicher Sachen proponiert war. Bekanntlich soll nach dem prätorischen Edicte hier nicht diejenige der beiden Parteien gewinnen, welche beim Anfange des Prozesses augenblicklich im Besitze ist, sondern diejenige Partei, welche im letzten Jahre, rückwärts von dem Beginne des Prozesses aus gerechnet, längere Zeit hindurch als die Gegenpartei besessen hat. Für die Rückwärtszählung des Jahres soll nun nach unseren Ausgaben Gaius [6]) folgendes Beispiel anführen: (Annus autem retrorsus numeratur:) itaque si tu uer*bi* gratia anni mensibus possederis prioribus V, et ego VII posterioribus, ego potior ero qu*antitate* mensium possessionis; *nec* tibi in hoc interdicto *prodest*, quod *prior tua eius* an*ni possessio est*. Allein, wenn Du die ersten fünf Monate und Ich die letzten sieben Monate des dem Prozesse vorhergehenden Jahres besessen habe, so kann ja überhaupt in dieser Verbindung gar nicht an die Möglichkeit gedacht werden, dass Dein Besitz, weil er der frühere ist, bevorzugt würde. Das Beispiel, welches hier angeführt wird, muss offenbar nicht das Frühere oder Spätere des Besitzes betonen, sondern die Grenze des e i n e n Jahres scharf präcisiert darstellen; es muss also ein Fall gewählt werden, in welchem die eine Partei, obwohl sie länger besessen hat als die andere, dennoch die unterliegende wird, weil ein Theil ihres Besitzes, durch welchen dieser eben länger dauernd wurde als der Besitz der andern,

[1]) So noch zuletzt Huschke in seiner Iurisprudentia Anteiustiniana, ed. II (1867) pag. 683 not. 254: 'Hoc (d. h. centenarium) ad *numerum* magis quam ad *pistrinum* referendum uidetur.'

[2]) Nach einer Notiz des Aurelius Victor (De Caes. cap. 13).

[3]) Die Regionen der Stadt Rom, Jena 1846. S. 111 Anm. **).

[4]) In den Digest. XXVII 1, 46.

[5]) Iuris civilis anteiustiniani Vaticana fragmenta, Regimonti 1828 pag. 178.

[6]) Gai. IV § 152.

Partei, nicht innerhalb des dem Anfange des Prozesses unmittelbar vorhergehenden Jahres liegt. Da nun der Palimpsest, obwohl wegen der schlechten Erhaltung des Pergaments die Lesung im Einzelnen zum Theil nur durch Conjectur gefunden werden kann, statt *gratia anni mensibus* vielmehr GRAUIIIMENSIBUS, und statt *prioribus V* vielmehr PORIBUS zu geben scheint, ferner hinter *ego potior ero* zwar nicht *quod trium priorum* (was man, wie wir sogleich sehen werden, erwarten würde), aber doch Q TRUMPORU, d. h. *quod trum* (statt *trium* verschrieben) *priorum*, dargeboten haben kann, so ist vielmehr mit Benützung der Lesungen am Schlusse dieses Paragraphen so herzustellen: itaque si tu uer*bi* gratia VIII mensibus possederis prioribus et ego VII posterioribus, ego potior ero, quod tr*i*um priorum mensium possessio nihil tibi in hoc interdicto prodest, quia alterius anni possessio est. Die Lesung *alterius* an viertletzter Stelle ist reine Vermuthung, der aber die Züge der Handschrift nicht widerstreben. Es liegt also hier der Fall vor, dass A acht Monate lang und nach ihm B sieben Monate besessen hat. Hier gewinnt B, obgleich die Zahl der Monate seines Besitzes geringer ist, da die ersten drei von den acht Monaten des Besitzes des A, vom Beginne des Prozesses aus rückwärts gerechnet, ausserhalb des dem Prozesse unmittelbar vorhergehenden Jahres liegen.

Doch ich will, Hochverehrte Anwesende, Ihre Geduld mit der Mittheilung ähnlicher Specialitäten nicht über Gebühr auf die Probe stellen. Zum Schlusse sei es mir nur erlaubt, eine der am meisten ventilierten Fragen aus dem Gebiete der Alterthumskunde auf Grund der vervollständigten Lesung des Veroneser Palimpsests zu beantworten, die Frage nämlich über das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein des *maius Latium* und *minus Latium* und über den Unterschied zwischen diesen beiden. Ein grosser Theil der heutigen Forscher leugnet überhaupt das Vorhandensein eines grösseren und kleineren ius Latii, und noch gestern erklärte hier einer der gefeiertsten Kenner des municipalen Rechts seine Ungläubigkeit in diesem Punkte. Zu der Annahme eines doppelten Latium aber, welche noch zuletzt Theodor Mommsen [1]) äusserst scharfsinnig verfochten hat, wird hoffentlich auch den Ungläubigsten die folgende Stelle des Gaius [2]) bekehren: Alia causa est eorum, qui Lati*i* iure cum liberis suis ad ciuitatem Romanam perueniunt; nam horum in potestate fiunt liberi. Quod ius quibusdam peregrinis ciuitatibus datum est uel a populo Romano uel a senatu uel a Caesare [3]) . . . . aut maius est Latium aut minus; maius est Latium, cum et hii, qui decuriones leguntur, et ei, qui honorem aliquem aut magistratum gerunt, ciuitatem Romanam consecuntur; minus Latium est, cum hi tantum, qui [4]) magistratum uel honorem gerunt, ad ciuitatem Romanam perueniunt, idque conpluribus epistulis principum significatur. Es ist unnötig, die abweichenden Meinungen derjenigen einzeln anzuführen und zu critisieren, welche den Unterschied zwischen maius Latium und minus Latium ohne die handschriftliche Stütze zu ergründen suchten. Die gangbarste Ansicht ist augenblicklich wohl diejenige, dass das maius Latium nicht nur den Magistraten, sondern auch den nächsten Verwandten derselben die römische Civität verschafft habe, während das minus Latium diese nur den Magistraten selbst zuwandte. Befremdend aber

---

[1]) 'Die Stadtrechte der latinischen Gemeinden Salpensa und Malaca' in den Abhandlungen der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften III (Leipzig 1857), namentlich Seite 403 fgg.

[2]) Gai. I § 95. 96 = pag. 25 Zeile 18 fgg.

[3]) Der Raum von etwa einer halben Zeile ist unlesbar, ohne dass etwas Wesentliches vermisst wird. Vielleicht war er zu seinem grössten Theile, wie oft zur Bezeichnung eines neuen Abschnitts, leer gelassen, und vor *aut maius* stand vielleicht nur eine Partikel wie etwa *Set*.

[4]) *Cod.* uel qui *statt* qui.

wäre hierbei doch die Loslösung der Magistratspersonen von der Familie, und mannigfache Verwicklungen würden schon bei der Frage nach der patria potestas die nothwendige Folge hiervon geworden sein.

Der Unterschied zwischen dem maius und minus Latium ist nach den unzweideutigen Worten des Gaius vielmehr folgender: das letztere verlieh nur denjenigen Latinen die Civität, welche einen magistratus oder honor in der Provinzialstadt bekleideten, während das maius Latium ausserdem noch allen zu Decurionen Gewählten das römische Bürgerrecht gab. Der Decurionat ist weder honor noch magistratus, kann also mit vollem Rechte von diesen beiden geschieden werden. Schon numerisch sind die Mitglieder der municipalen Curie der Zahl der municipalen Beamten weit überlegen. Die Kinder dieser Personen werden in beiden Fällen, sowohl durch das maius Latium als durch das minus Latium, mit ihren Vätern römische Bürger geworden sein, so dass die Erwähnung der Civität der Kinder der Magistrate im Eingange des zu Anfang leider verstümmelten Stadtrechts von Salpensa [1]) nicht nothwendig die Folgerung involviert, dass die spanischen Gemeinden von Salpensa und Malaca das maius Latium besessen hätten. Diese wenigen Andeutungen über das maius Latium und minus Latium mögen genügen; sie schon jetzt weiter auszuführen, hinderte mich in Italien die Entfernung von der nöthigen gelehrten Litteratur. Dixi.

Präsident: Ich glaube, dass Herr Studemund den Dank der Versammlung für seine interessanten und lichtvollen Auseinandersetzungen in hohem Grade verdient.

Vortrag des Prof. Dr. Julius Oppert aus Paris.

Hochzuverehrende Versammlung!

Von verschiedenen Eindrücken und Gefühlen bin ich durchdrungen, indem ich vor Sie hintrete. Einerseits freue ich mich, einen Gegenstand berühren zu können, der aus den Quellen der altclassischen Philologie entsprungen, als eine der bedeutendsten Errungenschaften dieses Jahrhunderts angesehen werden darf; andererseits kann ich mich dem Gefühle einer gewissen Scheu nicht entziehen, indem ich vor Ihnen einen so neuen Gegenstand auseinandersetzen soll. Die Neuheit der Sache setzt mich vielleicht der Gefahr aus, nicht immer das rechte Mass zu treffen, das zum Verständniss einer so jungen und schon so erwachsenen Wissenschaft nöthig ist. Ich will mich indessen, meine Herren! des Rathes des grossen englischen Physikers Faraday erinnern; als man ihn fragte, wie es denn möglich sei, dass von seinen Zuhörern die schwierigsten Untersuchungen verstanden würden, entgegnete er: dadurch, dass er von seinen Zuhörern möglichst wenig voraussetze. Es ist allerdings sehr schwer, da der Stoff so reich ist an verschiedenen Momenten, im Einzelnen gerade das herauszugreifen, was eine Versammlung wie diese am meisten interessiren möchte. Ich hoffe das Mass der mir zugemessenen Zeit nicht zu überschreiten und bitte den Herrn Vorsitzenden mich daran zu erinnern, ad exemplar Siculi properare Epicharmi, dem Ende und der Entwickelung zuzueilen.

Was heisst Keilschrift? Der Name ist neu, vielleicht nicht gut gewählt. Indess hat er in der deutschen sowohl als in allen romanischen Sprachen, wo man ihn von dem altlateinischen cuneiformis bildet, die Weihe des Gebrauches erhalten; so nennen ihn die Franzosen cunéiforme. Aber, um es zugleich zu bemerken, diese Schrift, dieser Keil, der das Element der Zusammensetzung bildet, ist weiter nichts als ein Ergebniss des Materials, mit dem die Assyrier und Babylonier schrieben. Dieses Schreibmaterial war Thon, und ihr Stift

[1]) ed. Mommsen pag. 491. Mommsen's Ergänzung des Anfangs ist zu modificieren.

war ein Griffel, deren wir selbst in Babylon Exemplare aus Elfenbein entdeckt haben, vorne abgeschnitten und oben in einer dreieckigen Kante zulaufend, wie der Grabstichel der Kupferstecher. Jeder dieser Stichel grub also einen dreieckigen Einschnitt zu einem Keil in diesen weichen Thon. Das aus dem Keil zusammengesetzte Zeichen ist aber weiter nichts als eine Nachbildung hieroglyphischer Bilderschrift und hat also gerade so seine Entstehung einem Bilde zu verdanken, wie noch heutzutage die chinesische Schrift ihren eigenthümlichen Charakter dem dazu gebrauchten Werkzeug, dem Pinsel. Unser ältester Mitarbeiter auf diesem Gebiete der Entzifferung, dessen Werk leider verloren ist, ist Democrit aus Abdera in seinem Buche Περὶ τῶν ἱερῶν ἐν Βαβυλῶνι γραμμάτων, das zuerst die ersten Grundsätze über assyrische Keilschrift auseinandersetzte. Diese Keilschrift nannten die Griechen nach dem Zeugnisse des Herodot, des Thucydides, des Pseudo-Themistocles und anderer, assyrische Schrift, selbst wenn sie sicher waren, dass diese Schrift mit der assyrischen nichts gemein hatte.

Die Keilschrift besteht aus zwei grossen Gruppen, von denen freilich eine Gruppe nur einen einzigen Repräsentanten hat, genannt die arische, und die anarische oder nichtarische. Die arische Keilschrift, die unserm Vortrag fremd ist, gehört den Persern allein. Sie ist die Schrift der alten Perser, des Darius und Xerxes, alphabetisch, in Keilen geschrieben, aber gerade so, wie man auch die deutschen Buchstaben in Keilschrift umwandeln könnte. Zu der anarischen Gruppe gehören die Schriftarten oder vielmehr Style der Assyrier, der Altarmenier, der Susianer, der Medoscythen, der alten turanischen Chaldäer; sie ist syllabisch und ideographisch; also verschieden von der arischen, wie die chinesische von der deutschen. Zu ihrer Entzifferung hat aber die Kenntniss der alphabetischen aus 40 Zeichen zusammengesetzten Schrift beigetragen. Die Perserkönige haben uns von Cyrus bis Artaxerxes Mnemon und bis Artaxerxes Ochos Documente in drei Sprachen abgefasst hinterlassen. Sehen wir doch noch heute in den drei Sprachen die Documente, die bezeugen, dass der und der Theil des Palastes in Persepolis von Darius, Artaxerxes Mnemon u. s. w. gebaut ist. Ausserdem haben wir auf der grossen Felswand von Behistun, von Diodor und anderen Classikern genannt Βαγίσταvον ὄρος, altpersisch Bagaçtâna, d. h. Götterort, eine Inschrift, die in 400 Zeilen und drei Sprachen die Ereignisse enthält, durch die Darius seinen usurpierten Thron befestigte. Den Persern, Medern und Assyriern sollte sie die Befestigung seiner Macht anzeigen, und dieses grosse, Ihnen Allen bekannte Document, ist nun seinerseits, nachdem es in der persischen Ursprache entziffert war, durch 90 darin enthaltene Eigennamen, der Schlüssel zur Entzifferung der assyrischen Keilschrift geworden. Die drei Sprachen aber sind die altpersische, die turanische Sprache der Meder und die semitische Sprache Babylons und Ninives, die dann später erkannt wurde als die Sprache, in der alle Inschriften von Ninive und Babylon geschrieben sind.

Ich sagte, alle verschiedenen Arten von Keilschriften zerfallen in zwei grosse Gattungen. Die arische behält ihren alphabetischen Charakter, dagegen die medoscythische und assyrische sich verhält wie z. B. das hebräische Alphabet und das griechische, die allerdings, auf demselben Boden wurzelnd, nicht als verschiedene Schriftarten angesehen werden können. Die sie trennenden Verschiedenheiten kommen in jeder Schriftenfamilie vor, wie wir z. B. das Russische zu nennen brauchen, um gerade hier verschiedene Abweichungen zu erkennen, das doch mit dem Griechischen eng zusammenhängt. Diese für uns höchst vortheilhafte, gerechte Gesinnung der persischen Könige gegen beherrschte Völker, auch den Unterjochten das Recht

ihrer Sprache nicht vorzuenthalten, hat uns eben in den Stand gesetzt, die assyrische Keilschrift zu entziffern. Ich habe in einem andern Vortrage, den ich zu Frankfurt hielt, weitläufig auseinandergesetzt, wie zuerst Grotefend darauf kam, ohne den persischen Text ganz zu entziffern, doch wenigstens die Namen Darius, Xerxes, Artaxerxes, zu lesen, und wie dann nach dieser sichern Entdeckung nach und nach das persische System entziffert wurde.[1]) Dieses persische System nun, das allerdings leichter zu entdecken war, gibt in dem Texte von Bisitun nicht allein die Genealogie des Darius, sondern auch die Namen der sieben Verschworenen, und gerade in der Herodotischen Folge mit Ausnahme eines einzigen, Vindafranâ (Intaphernes), Utana (Otanes), Gaubruva (Gobryas) des Marduniya (Mardonios) Sohn, Bagabukhsa (Megabyzos), Vidarna (Hydarnes) und Ardumanis. Für diesen nennt Herodot Aspathines, aber dieser Mann hat wirklich existiert, denn wir haben sein Bild mit einer Inschrift auf dem Grabe des Darius, woraus hervorgeht, dass er in hoher Gunst bei seinem Herrn stand. Durch den im Uebrigen vollkommen zuverlässigen Gewährsmann Herodots ist er durch eine kleine Verwechslung in die Herodotische Geschichte gekommen. Ich dürfte nun allerdings auf die Entzifferung, die dann später noch von verschiedenen Seiten gefördert worden ist, eingehen, wenn ich nicht voraussetzen dürfte, dass es jetzt nicht mehr an der Zeit ist, Ihnen dieses zu beweisen, und wenn man nicht das persische Alphabet als so feststehend betrachten könnte, wie das griechische. Wenn Sie eine armenische, Sanskrit-, eine chinesische Grammatik hernehmen, so stossen Sie in dieser Grammatik auf Zeichen, die Ihnen von den Verfassern erklärt werden; Sie wenden mir nicht ein, woher denselben diese Kenntniss komme.

Die chinesische oder armenische Ueberlieferung ist freilich unverändert bis auf unsere Tage von Vater auf Sohn, von Sohn auf Enkel hinabgegangen. Dagegen hat die Menschheit die Keilschrift ganz vergessen, aber wenn Ihnen nicht allein allbekannte Namen gelesen werden, sondern ganze Inschriften aus zwei bekannten Sprachen, dem Sanskrit, Zend und dem Neupersischen erklärt werden, wenn diese Angaben mit dem Altvater der Geschichte übereinstimmen, so müssen Sie wohl denken, dass ein solcher Irrthum nicht erlaubt sein kann, und dass dieser einen andern Namen annehmen muss. Ausserdem sind auch positive Beweise da. Denn wie auf dem griechischen Boden die ägyptische Epigraphik erwachsen, so finden sich auch Berührungspunkte zwischen der ägyptischen und assyrischen Keilschrift. Wir haben nämlich viersprachige Inschriften, und Darius, der es nicht unterliess, in medoscythischer und assyrischer Sprache zu seinen asiatischen Unterthanen zu reden, verfasste auch Inschriften in vier Sprachen, namentlich die grosse Inschrift von Suez, die im Aegyptischen und in den drei Keilschriftgattungen abgefasst war, und der Inhalt stimmt mit der Tradition überein. Schon seit langer Zeit haben wir viersprachige Vaseninschriften in Paris und Venedig; kürzlich sind solche wieder in Susa und Halicarnass gefunden, man hat die persischen Namen des Darius, Xerxes, Artaxerxes durch ihre ägyptischen Aequivalente erklärt. Ich darf also den Glauben an die Zuverlässigkeit der persischen Keilschrift als den Schlüssel zur assyrischen voraussetzen. Bei der Entzifferung der assyrischen Keilschrift liegt die Sache ganz anders. Wir stehen nicht mehr den 40 Zeichen gegenüber, die alphabetisch zu ordnen sind, sondern wir befinden uns im Kampf mit einer Schrift, die nur aus Sylben- und Begriffszeichen besteht, und wo die Bezeichnung wechselt. Die anarische, also auch assy-

[1]) Nach Grotefend haben sich namentlich Rask, Burnouf, Lassen, Beer, Holtzmann, Rawlinson um die persische, dann Löwenstern, de Longpérier, de Saulcy, Hincks, Rawlinson um die assyrische zuerst verdient gemacht.

rische Keilschrift, aus Bildern hervorgegangen, ist noch nicht bis zur Abstraction des Buchstabens gekommen. Die Sylbe *ha* (*kha*) wird durch das aus dem Fisch enstandene Zeichen gebildet, die Sylbe *hu* durch einen Vogel, die Sylbe *hi* durch zwei nebeneinandergestellte Kniee und die Sylbe *ah* oder *uch* durch ein Insekt, welches ich nicht näher bezeichnen will. So entwickeln sich aus diesen Bildern die Zeichen, die nicht mehr erkennbar sind. Das assyrische System besteht nun aus zwei grossen Arten von Zeichen, den ideographischen und den phonetischen, so aber, dass es keine syllabischen Formen gibt, die nicht ursprünglich als Begriff bestanden und noch zum grossen Theil auch als Begriff gelten können. Auf diesen Punkt bitte ich namentlich ihre Aufmerksamkeit zu wenden.

Wie bei den Aegyptiern sind die Sylben aus Begriffsbildern hervorgegangen; sie haben z. B. den ägyptischen Löwen durch *l* oder *r* dargestellt. Das assyrische System hat nun die verschiedenen Sylben nach besonderer Entwickelung, nach den drei Vocalen gebildet *a i u*, z. B. *ba bi bu*, *ra ri ru*, *ar ir ur*; dann *ba ar* für *bar*, *bi ir* für *bir*, *bu ur* für *bur* oder bietet für *bur*, *bir*, *bur* besondere Zeichen. Um nun die verschiedenen Gruppen zu bilden, z. B.

Es waren zwei Wege gegeben zu schreiben *pa ar*, *pi ir*, *pu ur*
oder man hat wiederum drei verschiedene Zeichen für *par pir pur*.

Vergessen Sie nun nicht, dass diese verschiedenen Zeichen, wie ich es Ihnen auseinandersetzen werde, nicht in demselben Style geschrieben sind, sondern dass die assyrische, oder wie sie besser genannt werden muss, die anarische Keilschrift, von verschiedenen Völkern gebraucht worden ist, und dass diese verschiedenen Völker jedem Zeichen ihr nationales Aussehen gegeben haben, so mögen Sie aus diesem Umstande die grosse Schwierigkeit entnehmen, mit der die Interpreten dieses Systems zu kämpfen haben. Das anarische System ist von verschiedenen Völkern Asiens gebraucht worden, von den Assyriern, die Semiten waren, von den turanischen Medoscythen, die die zweite und dritte Keilschriftgattung des Darius bilden, von den indogermanischen Armeniern, von den turanischen Susianern und von den Ureinwohnern Chaldäas, die die alten Wissenschaften der Chaldäer und die noch bis auf die Römer hinabgekommene Magie dieses Volkes schufen. Diese Turanier sind es, die diese Keilschrift aus Bildern entwickelt haben, und dieses wird Ihnen aus folgender Entwickelung klar werden.

Als man zuerst das Assyrische untersuchte, fand man, dass dieselben Zeichen, die einen Begriff ausdrücken, auch unzweifelhaft sich als Sylben ergeben in persischen Wörtern. Das Zeichen lautet *at*, es findet sich z. B. in dem bekannten Namen Sattagyden, aber es steht auch ideographisch für das persische *pitar* (Vater) und wird dann assyrisch *abu* gelesen. Ein anderes Wort, dessen Sylbenlaut *sis* ist, übersetzt das persische *brâtar* (Bruder) wird dann assyrisch *ahu* gelesen. So hat man es in dem Namen *Hakhâmanis*, aus dem die Griechen *Achaemenes* gemacht haben, ein Zeichen *ha* (*kha*). Wenn nun das *ha* als Begriffszeichen auftritt, dann heisst es 'Fisch' und wird im Assyrischen *nun* heissen. Die Form ist dem Altassyrischen entsprungen. Sie werden gleich aus diesem Schriftzeichen das Bild des Fisches erkennen. Mit diesem Beispiele muss ich mich begnügen, obwohl ich aus den verschiedenen Schriften sehr viele hätte anführen können. Die grosse ethnographische Frage ist die: wie kommt es, dass ein Volk wie das assyrische, dessen ganze Sprache erweislich semitisch ist, ein Phänomen in seiner Schrift aufweist, das geradezu dem Semitischen entgegen ist. Wenn wir im Aegyptischen als 'Löwe' haben, so

kommt das daher, weil *labo* der Löwe ist. Es sind also immer Akrosticha, und dieses Princip des Akrostichon ist auch nicht aufzugeben für die Keilschrift. Woher aber wird in der Keilschrift der Assyrier dieses Princip nicht festgehalten? Die Antwort ist einfach die: die anarische Keilschrift ist nicht von einem semitischen Volke erfunden worden. Ueberall, wo die Coïncidenz des Lautes der Sylbe mit dem Begriffe nachzuweisen ist, stossen wir auf turanische, tartarische, mongolische, türkische, ungarische Wurzeln, so z. B. *Ata* heisst in allen tartarischen Sprachen 'der Vater'. Diese Uebereinstimmung, die der Natur der Sache gemäss ist, wird nur bedingt durch die jetzt vollkommen nachzuweisende turanische Entstehung der anarischen Bilderschrift, aus der sich später die anarische Keilschrift entwickelte. Dieser alten nur in verschiedenen Stellen der Classiker noch erwähnten altturanischen Herrschaft wird namentlich in einem ganz vernachlässigten, aber nicht minder wahren Passus des Justinus gedacht, der in dieser Beziehung nicht so zu verwerfen ist, weil sein Gewährsmann Trogus Pompeius aus guten Quellen schöpfte; im II. Buche am Anfange finden wir die Nachricht, dass die Scythen während 1500 Jahren in Asien herrschten, ausserdem besitzen wir eine Masse von Documenten in der bisher unbekannten turanischen Sprache. Ich sage: bisher unbekannten; denn sie wäre uns noch unbekannt geblieben, wenn nicht die Assyrier in späteren Zeiten uns eine Anzahl zweisprachiger Documente auf kleinen Täfelchen hinterlassen hätten. Mit ganz feiner und sehr schöner Schrift in Thon eingegraben und dann gebrannt, finden wir auf der einen Seite die altchaldäischen Urformeln der Exorcismen, der Gesetze enthalten und auf der andern Seite die assyrische Uebersetzung. So gibt es Rechtsdocumente, in denen auf der einen Seite diese altchaldäische Sprache zum Vorschein kommt in sechs verschiedenen Gesetzen, die in Doppelsprachen vorhanden sind. Da heisst es in einem: Ein Sohn, der zu seinem Vater sagt: 'Du bist mein Vater nicht', soll so bestraft; wenn der Vater zu seinem Sohne sagt: 'Du bist mein Sohn nicht', soll er geringer bestraft werden. Wenn der Mann zu seiner Frau sagt: 'Du bist meine Frau nicht', soll er eine Doppelmine Silbers zahlen; wenn aber die Frau zu ihrem Manne sagt: 'Du bist mein Mann nicht', soll man sie in den Fluss werfen.

Wir haben ausserdem Zauberformeln in grosser Menge, und diese sind hinabgegangen bis auf die römische Zeit, bis auf die Zeit des alten Cato, der in '*de re rustica*' verschiedene Zauberformeln angibt, welche ganz dasselbe Gepräge haben, wie die aus der altturanischen Zeit überlieferten. Wir haben eine Masse von diesen Dingen, worauf ich aber der Zeit wegen nicht weiter eingehen kann, da soeben der verehrte Präsident mich an den von mir selbst Eingangs citirten Vers des Horaz erinnert.

Ich muss noch bitten, ehe ich schliesse, Ihnen einen Begriff geben zu dürfen von dem, was in der assyrischen Keilschriftsprache noch vorhanden ist, — ich wende mich jetzt speciell zur assyrischen Epigraphik. Wenn man dieselbe entziffert hat, dann fängt die philologische Schwierigkeit an: daraus, dass Sie alle mit deutschen Buchstaben deutsch lesen können, folgt noch nicht, dass Sie Alle den finnischen Kalevala verstehen, der auch mit deutschen Buchstaben geschrieben ist. Ich wende mich nun, indem ich das Armenische, Susianische, Altchaldäische, sogar das Medoscythische, bei Seite lasse, direct nach Ninive und Babylon, zu dem Volke der Assyrier. Es sind uns da nicht allein die grossen Monumente, die Sie in London, Paris und anderen Museen finden, diese prachtvollen Inschriften der assyrischen Könige hinterlassen worden, sondern wir haben auch Tausende von kleinen Documenten, von dem dritten Jahrtausend bis auf die Zeit des Macchabäer erhalten, weil sie auf Ziegel geschrieben und zu-

gleich klein waren; denn wie die Franzosen mit Recht sagen, was auf die Nachwelt kommen will, muss wenig Raum einnehmen. Diese Tausende von Texten sind zum Theil Privatdocumente, zum Theil aber auch Ueberlieferungen der wichtigsten Art. In einer Philologenversammlung darf ich nicht unterlassen zu erwähnen, dass die ältesten Ihrer Collegen gerade die Assyrier sind. Es finden sich heute noch ungefähr 3000 verschiedene grammatische Notizen über Conjugation, Flexionsformen, Notizen, welche die Zeichen durch das Wort erklären, oder durch Sylbenlaute, oder in anderer Weise die Aussprache geben, die sich im Laufe der Jahrhunderte bei den Assyriern wie bei allen Völkern modificiert hat. Diese unschätzbaren Notizen haben gerade für die Entzifferung der Keilschrift bedeutend mitgewirkt; denn am Ende ist — so gut wir auch auf rein philologischem Wege etwas entziffern können — die wirklich directe Ueberlieferung des Volkes, das die Sprache gesprochen hat, sicher das wichtigste Lehrmittel.

Aus der Masse von kleinen Documenten will ich nur eines mittheilen; es ist in der Pariser Privatsammlung de Clercq enthalten, ist ungefähr so gross wie eine halbe Handfläche, auf beiden Seiten beschrieben und datiert vom sechsten Jahre, am 20. Nisan, des Cambyses Königs von Babylon (April 524 v. Chr.) — Cambyses nennt sich in Keilinschrift nur König von Babylon — und enthält die Rechtssache der Tamûn der Aegyptierin:

«Sache der Tamûn der Aegyptierin (?), Sklavin des Kinabubalat, Sohnes des Kamussarusur, unternommen im Namen des Kinabubalat, Sohnes des Kamussarusur, und welche der Gegenstand des Prozesses ist. Lakipi, Sohn des Musê, hatte sie geliehen, dann sprach der Herr so zu Sinbitri, dem Sohne des Kamussarusur: 'Tamûn ist meine Sklavin; für eine Silbermine nach dem Gesetze des Kinabubalat, des Sohnes des Taauthsimkī, entäussere ich mich ihrer zu deinen Gunsten, aber bis zum Monat des Dûz (Juli) zu Gunsten des Lapiki.' Das ist die Entscheidung und der Urtheilsspruch des Kinabubalat, des Sohnes des Taauthsimkī. Der Herr wird Tamûn wegführen, sobald das Geld erlegt ist, und wird sie dem Sinbitri geben, dem Sohne des Kamussarusur, er wird sie nach dem Beschlusse und Entscheide des Kinabubalat emancipiren, und sie dem Sinbitri unterordnen. Tamûn wird als Sklavin des Lakipi in seiner Macht verharren bis zu dem durch Entscheidung und Urtheilsspruch bestimmten Zeitpunkt. Tamûn wird unberührt bleiben und dem Lakipi keine Nachkommenschaft verschaffen. Lakipi wird dem Sinbitri ausser seiner zukünftigen Gattin eine Mitgift geben, welche der Richter dem Sinbitri zuerkannt haben wird. Gimillu Sohn des Zikarya ist Bürge gegenüber dem Lakipi, dass dieser bis zum Monate Dûz nicht behelligt wird. Gimillu wird die Tamûn dem Sinbitri im Monate Nisan des nächsten Jahres ausliefern (d. i. nach neun Monaten). Es unterzeichneten mit ihrem Namen: Samassarusur, Sohn des Kalbaī, Abdhammon, Sohn des Abdimelech, Nabumonab, Sohn des Nabuakhusur, des Wächters der Pyramiden, Belnadin, Sohn des Maniya, Mardukuasir, der dies geschrieben hat, Sohn des Anuakheibni. Geschehen zu Babylon, am 20. Nisan des sechsten Jahres des Cambyses, Königs von Babylon, Königs der Völker.»

Sie erkennen, meine Herren! welchen Einfluss auf die culturhistorische Entwickelung die Kenntniss dieser Documente dereinst einnehmen wird. Wir haben aber noch viele andere dieser Art, sowie geographische, historische, astronomische, von welchen ich Ihnen eines der Resultate mittheilen will. Die Assyrier rechneten nach Eponymen oder Archonten; wir kennen nun für eine Reihe von 300 Jahren die Namen dieser Archonten vollständig, leider aber nicht ganz bis zum Untergange des assyrischen Reiches. Da wir nicht bloss die Archontenlisten haben, sondern auch die Andeutungen, was in jedem Jahre geschehen, können wir

die ganze Reihe durch streng astronomische Ereignisse bestimmen. So ist eine Sonnenfinsterniss festgestellt, die sich in dem Canon findet, und die nach neuen Berechnungen der Pariser Sternwarte nur die in der Centrallinie ringförmige, aber in Ninive beinahe totale Finsterniss vom Freitag, dem 13. Juni (julian.) 809 v. Chr. sein kann. Dadurch ist eine ganze Reihe von assyrischen Daten und biblischen Synchronismen festgestellt. Sie sehen also, welchen Einfluss diese berechnete Sonnenfinsterniss eines astronomisch festzustellenden Jahres auf die alte Geschichte ausübt. In der orientalischen Section habe ich in einer längeren Auseinandersetzung folgende Daten als historisch dargelegt:

Salomon †	978
Ahab †	gegen Ende 900
Jehus Regierungsantritt	Frühjahr 887
Teglathphalasars Feldzug gegen Israel	733
Hizkias Thronbesteigung	Spätjahr 727
Salmanassars V. Belagerung von Samaria	vom December 724 an
Salmanassars V. Tod	nach October 723
Sargons Thronbesteigung	März 721
Einnahme Samarias durch Sargon	gegen Juni 721
Hizkias Krankheit im 14ten Jahre	713
Zug Sanheribs gen Judäa, im 14ten Jahr später	700
Manasse	698—643

Die späteren übergehe ich.[1])

Meine Herren! Ich muss Sie um Entschuldigung bitten, wenn ich Sie durch meinen Vortrag länger hingehalten habe, als ich beabsichtigte. Es bleibt mir nur übrig, Ihnen für die mir wohlthuende und belohnende Aufmerksamkeit zu danken, die Sie während des langen Vortrages mir geschenkt haben. Es ist allerdings schwierig, ein solches Thema genügend zu behandeln. Sie mögen indessen verzeihen, wenn ich manches der Kürze der Zeit wegen nicht habe darlegen können. Diese Studien sind noch zu einer grossen Zukunft berufen. Mögen auch classische Philologen sich bestimmen, sich diesem Gebiete zu widmen; die Philologen dürfen nicht vergessen, dass auch hier eine reiche Fundgrube menschlicher Forschung eröffnet ist. Wie im Individuum selbst das Gedächtniss häufig Dinge wieder aus der Vergessenheit hervorruft, die, man weiss nicht wie, plötzlich wie durch ein Wunder nach Jahren der menschlichen Erkenntniss sich wieder aufdringen: so kann auch die Weltgeschichte sich dessen erinnern, was sie einmal gewusst hat, und aus der tausendjährigen Vergessenheit das, was einst bekannt war, nach Jahrhunderten von Neuem wieder hervorrufen. Mit diesem Danke und diesem Wunsche schliesse ich.

Präsident: Im Namen der Versammlung spreche ich dem geehrten Herrn Prof. Oppert aus Paris den Dank für seinen äusserst interessanten und belehrenden Vortrag aus. Ehe ich nun die Pause eintreten lasse, fühle ich mich freudig veranlasst, ein eben aus Schloss Berg

[1]) Wie man sieht, stimmen diese Ziffern mit denen der Bibel überein, und finden sich ungefähr schon so in den meisten Schulbüchern. Alle die übrigen auf willkürliche Texteveränderungen basierten anderen Systeme werden von Niemandem anerkannt, ausser von ihren Autoren, haben daher nicht die mindeste geschichtliche Autorität.

eingegangenes Telegramm der Versammlung mitzutheilen. Es ist von gestern Nachts datiert und unmittelbar nach der Rückkunft Seiner Majestät des Königs von Hohenschwangau abgefasst.[1]) Es lautet:

S. M. haben von Hohenschwangau zurückgekehrt sogleich von dem mittels Telegramm Allerhöchstdemselben niedergelegten Danke der zu Würzburg versammelten deutschen Philologen und Schulmänner mit grosser Befriedigung Kenntniss genommen. Indem S. M. jenes Telegramm huldvoll aufnehmen, wünschen Allerhöchst dieselben, dass im Interesse deutschen Geisteslebens auch der diesjährigen von so hervorragenden Fachmännern besuchten Versammlung neue Resultate für Wissenschaft und Schule erblühen mögen.

(gez.) Lipowsky.
(Cabinetschef Seiner Majestät des Königs.)

Nach einer längeren Pause der Präsident: Ehe Sie die Referate der Sectionen entgegennehmen, bitte ich Sie, erst in die Discussion des revidirten Statuten-Entwurfs einzutreten. Ich ersuche daher Herrn Rector Eckstein, sein Versprechen, das Referat übernehmen zu wollen, sofort in Ausführung zu bringen.

Eckstein: *In hac solitudine*, meine verehrten Herren Collegen, werden wir über die Statuten schnell hinwegkommen. Es ist eine Aenderung der Statuten schon längst beabsichtigt, und Dank der Umsicht des Herrn Präsidenten sind wir auch sehr rasch zu einem revidirten Entwurfe gekommen, der in Ihren Händen sich befindet; und da Köchly nicht da ist und noch manche Anderen durch ihre Abwesenheit glänzen, so werden wir rasch zu einer Entscheidung kommen. Mit wenigen Worten will ich sagen, was das Neue ist in dem Ihnen vorgelegten Entwurfe. Wir haben eine Aenderung vorgenommen an den §§ 1, 4, 5 und 8, die ja enge zusammenhängen, und an dem § 10. Und wir haben dabei Rücksicht genommen auf eine Menge von Wünschen, die namentlich auch von norddeutschen Collegen in Bezug auf den Statuten-Entwurf ausgesprochen worden sind. Die Aenderungen beziehen sich im § 1 auf den Zusatz sub lit. e, dass der Verein deutscher Philologen — Herrn Massmann sage ich, dass wir den Artikel weggelassen haben (es hiess früher 'der' deutschen Philologen) damit er in seiner grammatischen Akribie nicht beleidigt wird — auch Fragen der Organisation des Unterrichts- und Schulwesens zu berathen und die gefassten Beschlüsse den betreffenden Landesregierungen vorzulegen hat. Wir haben bis daher uns einer Einwirkung auf die Regierungen principiell enthalten, da die Herren am grünen Tische viel klüger sind als wir; wenigstens bilden sie sichs ein. Darum haben wir derartige Resolutionen nie gefasst. Aber da es doch wohl im Interesse liegen könnte, hin und wieder derartige Fragen zu verhandeln, und namentlich solchen Regierungen, die wohl auch ein Votum einer solchen Versammlung zu vernehmen geneigt sind, gerecht zu werden, ist dieses fünfte Alinea hinzugefügt.

Im § 2 ist die Zeit von vier Tagen festgehalten.

Der § 3 ist völlig unverändert geblieben.

Im § 4 wurde nur der letzte Satz hinzugefügt: 'über die Aufnahme anderer Freunde der Wissenschaft entscheidet der Vorstand.' — Es ist natürlich an jedem Orte häufig an die, welche mit der Leitung unserer Verhandlungen betraut sind, das Verlangen herangetreten, unseren Verhandlungen als ordentliche Mitglieder anzuwohnen, von Professoren der Universität anderer Facultäten, honetten Leuten aus der Stadt, die sich für das Schulwesen interessiren, ja selbst Studirenden, die nach unseren Statuten nicht zulässig wären.

[1]) Vgl. oben pag. 79.

Der § 5 enthält die berühmte Sectionsfrage. Dabei erlaube ich mir nur einige Erläuterungen. Bis zum Jahre 1845 bestand nur eine allgemeine Versammlung. Im Jahre 1845 fügten sich diesem Vereine ein die deutschen Orientalisten, die deutsche morgenländische Gesellschaft; es fügte sich ein die pädagogische Section, die mit schwerem Kampfe errungen wurde. Es sind nachher hinzugetreten im Römersaale zu Frankfurt die deutschen Germanisten, und nebenbei in Meissen die Romanisten, d. h. die Vertreter der romanischen Sprachen. Die archäologische Section hat sich ihren Platz nicht mühevoll, sondern mit freudiger Theilnahme — nicht erkämpft, sondern gewahrt und gesichert.

Wenn Sie sich wundern sollten, dass die mathematisch-naturwissenschaftliche Section noch keinen Platz gefunden hat, so werden Sie die Erklärung finden im § 7. Es ist nämlich geschieden zwischen ständigen und vorübergehenden Sections-Versammlungen. Es könnten ja unzählige Sectionen entstehen; Leute, die sich besonders für Horaz interessiren, können zusammentreten, oder es kann sich eine Section für Aristoteles oder für die Mythologie des griechischen und römischen Alterthums bilden. Kurz die Freiheit der Sectionsbildung ist gewahrt und darum die Rede von vorübergehenden Sectionsversammlungen, indem auf den Antrag von 20 Mitgliedern die Bildung solcher Sectionen zugelassen wird. Wenn es nun weiter heisst: 'Eine Section, welche in drei aufeinanderfolgenden Versammlungen zu Stande gekommen ist, wird den ständigen beigeordnet', so werden die Herren mathematischen Collegen im nächsten Jahre sicher ihre volle Berechtigung finden; aber sie haben noch nicht drei Jahre nach einander bestanden, weil auf der Heidelberger Versammlung diese Berathungen nicht zum Ziele geführt haben.

Damit werden ferner diejenigen einverstanden sein, die den Sectionen eine grössere Thätigkeit wünschen, dass wir den Nachmittag des zweiten und dritten Tages der Versammlung von den zerstreuenden Vergnügungen und Erholungen frei gelassen haben. Eine wesentliche Aenderung ist im § 10 getroffen. Dabei wurde namentlich Rücksicht genommen auf die vielen Wünsche, die aus Norddeutschland laut geworden sind. Schon in der Versammlung zu Braunschweig wurde ein Ausschuss gebildet aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands, um die allgemeinen Interessen des Vereins in die Hand zu nehmen. Aber es war ein todtgebornes Kind. Von allen denen, die damals in den Ausschuss kamen, ist nie einer in Thätigkeit getreten. Aber es ist doch wünschenswerth, dass die Präsidenten der jedesmal bevorstehenden Versammlung in eine rege Verbindung treten mit den Präsidenten der früheren Versammlungen. Darum ist § 10 hinzugefügt.

Der § 11 ist unverändert geblieben.

Das sind die wenigen Veränderungen, welche wir getroffen haben: eine grössere Freiheit in Bezug auf die Bildung der Sectionen, die sich ihr Recht aber erobern sollen, und weiter die Bildung eines ständigen Ausschusses zur Vertretung der allgemeinen Interessen. Wir haben dabei Rücksicht genommen auf die Analogie ähnlicher Vereine, namentlich des deutschen Juristentages, der wohl auch bald zu Grunde gehen wird. Es wird sich jetzt darum handeln, ob Sie geneigt sind, diesen Entwurf en bloc anzunehmen oder in die Berathung des Einzelnen einzugehen.

Wie mir 1850 in Berlin die Ehre zu Theil geworden ist, den Statutenentwurf zu vertreten, wie er bisher massgebend war, so wurde ich vom Präsidenten dieser Versammlung mit der Vertretung dieses Entwurfes betraut.

Präsident: Ich eröffne die Discussion und gebe Herrn Professor Köchly das Wort.

Prof. Köchly: Hochverehrte Versammlung! Es ist mir mitgetheilt worden, dass mein lieber Freund Eckstein mit Befriedigung von meiner Abwesenheit die rasche Vollendung dieser Debatte erwartet hat. Ich bin nun aber da, ohne erwartet zu haben, dass die Sache jetzt schon daran käme. In der That heisst es ja in der gedruckten Tagesordnung: Referat der Sectionen. Ich will an die Verschiebung keine weitere Bemerkung knüpfen, sondern zur vollkommenen Beruhigung meines Freundes und der Versammlung und aller derjenigen, die über die Annehmlichkeiten der Statuten-Berathungen eine etwas negative Meinung haben, nur erklären, dass ich nicht in Folge dieses aggressiven Vorgehens, sondern nach genauer Kenntnissnahme des schon mitgetheilten Entwurfes bereits gestern dem Herrn Präsidenten meine Zustimmung ausgesprochen habe. Und damit es nicht scheine, als wenn ich mit mir im Widerspruch stände, so erkläre ich, dass ich nie die Freiheit, also auch nie die der Sectionsbildung als etwas Anarchisches anerkannt habe, und ich finde daher den Vorschlag, dass erstens zur Bildung einer wirklichen Section die Theilnahme von 20 Mitgliedern erforderlich ist, damit sie nicht auf das Tres faciunt Collegium zurücksinke; dass zweitens erst durch dreimaliges Zustandekommen eine Section als ständig betrachtet wird, für eine so zweckmässige Bestimmung, dass ich gleich gestern meine Zustimmung gegeben habe. So schliesse ich mit der Erklärung, dass ich mit freudiger Ueberzeugung dem Antrage meines Freundes und Gegners Eckstein mich anschliesse, den Statuten-Entwurf en bloc anzunehmen.

Prof. Massmann: Ich stimme dem verehrten Referenten bei, namentlich in Bezug auf § 1. Sie haben jedoch geltend gemacht, dass die Herren am grünen Tische sehr wenig Antheil nehmen an uns. Ich denke aber, es wäre doch mit der Zeit auch möglich, das z. B. auch Eckstein an den grünen Tisch gelangt. Dann werden wir unsere Sache gewiss vortrefflich vertreten finden. Berücksichtigen wir nur, dass die Herren am grünen Tische auch viele Mühe haben, und dass Ihnen manchmal die Wellen über den Kopf zusammenschlagen. Ich freue mich über den Zusatz in § 4, dass auch andere Freunde der Wissenschaft in der Versammlung Aufnahme finden können. Es gibt ja so viele, die an unseren Berathungen das lebhafteste Interesse haben. Warum sollten nun solche Männer nicht einen Grad von Bildung besitzen, dass sie vollkommen würdig sind, in unsere Versammlung zu treten?

Eckstein: Um über die Frage vom grünen Tisch ins Klare zu kommen, so habe ich einfach gesagt: sie sind viel klüger als wir und kümmern sich ausserordentlich wenig um das, was eine so hochansehnliche Versammlung etwa beschlossen. Und wenn nun College Massmann sagt, ich möchte auch an den grünen Tisch kommen, so erkläre ich, dass ich nie mehr dahin kommen werde. Meine Thätigkeit gehört vor die Schulbank, und ich werde nie mehr an den grünen Tisch kommen.

Brunn: Ich will bloss eine Anfrage stellen bezüglich des Ausdrucks im § 4 der Statuten: 'Ueber die Aufnahme anderer Freunde der Wissenschaft entscheidet der Vorstand', wie das zu verstehen ist.

Präsident: Das ist das Präsidium.

Brunn: Es ist nicht um das Wort zu thun, sondern es handelt sich für den Fall, dass man Jemand auszuschliessen hat, nur darum das Odium zu erleichtern.

Prof. Textor fragt, ob nicht das Bureau zu verstehen sei.

Präsident: Nein, das Präsidium. Das Bureau können wir nicht dazu nehmen, weil die Secretäre erst in der Versammlung gewählt werden. Soviel Vertrauen müssen wir auf die beiden Präsidenten haben, dass sie das zu ordnen wissen.

Brunn: Ja meine Frage ging nur darauf, im Falle einer Nichtaufnahme das Odium der einen Person abzunehmen und auf das ganze Präsidium abzuwälzen.

Präsident: Sie wollen also, wenn ich Sie recht verstanden habe, statt 'Vorstand' geschrieben wissen entweder 'das Präsidium' oder etwas Aehnliches?

Brunn: Es ist z. B. einmal in Bonn passirt, dass da auf einzelne Personen des Präsidiums ein Odium fiel. Ich wünschte also, dass das mehr auf die Gesammtheit zurückliefe.

Eckstein: Ich glaube, es hat das keine Schwierigkeit, wenn unter dem 'Vorstand' 'das Präsidium' verstanden wird.

Massmann: Das Verstehen ist eben so eine Sache, es müsste eigentlich ein vollkommen gleichbedeutender Ausdruck angegeben werden. Es kommt derselbe Ausdruck gerade so im § 3 d vor: 'Ueber die Bestimmung des Ortes und des Vorstandes'.

Eckstein: Dann würde ich mir ganz einfach erlauben, vorzuschlagen: 'Ueber die Aufnahme anderer Freunde der Wissenschaft entscheidet das Präsidium.' Ich glaube damit werden Sie alle einverstanden sein.

Textor: Ich bin von jeher ein Anhänger des Vaterlandes gewesen, ich muss protestiren gegen den Ausdruck 'Präsidium'; so setzen Sie 'Vorsitzenden', 'Vorstand' ist dasselbe und das ist doch deutsch.

Eckstein: Wir aber sind Lateiner und alte Studenten, sind an Präsidien gewöhnt, und darum wollen wir auch den Ausdruck 'Präsidium'.

Textor: Aber das Deutsche soll berücksichtigt werden.

Eckstein: Deutsche sind wir nebenbei auch vollständig.

Ascherson: Die Debatte ist abgelenkt von der Frage auf Annahme oder Nichtannahme der Statuten, und es ist über die Frage, wie das Präsidium heissen soll, von der allgemeinen in die specielle Discussion übergegangen worden. Ich möchte einerseits die Debatte dahin zurückgeleitet wissen und andererseits sähe ich mich veranlasst, in dieser Frage für Annahme der Statuten en bloc zu stimmen, wenn ich nicht zu § 2 einen kleinen Zusatz hätte, den ich kurz motivieren will. Ich beantrage an § 2 am Schlusse beizufügen: Am Vorabende des ersten Tages findet eine gesellige Vorversammlung statt. Es wird Ihnen bekannt sein, was wir in Halle erlebt haben, dass uns dieser Vorversammlungstag von den vier Tagen als erster gezählter Tag angerechnet wurde. Ich glaube, dass es angemessen ist, dagegen einen Riegel vorzuschieben, was am zweckmässigsten durch einen solchen Zusatz geschehen kann.

Präsident: Zuerst möchte ich dem Herrn Professor Massmann das Wort geben und dann dem Herrn Referenten.

Massmann: Ich wollte nur zwischen 'Vorstand' und 'Präsident' — —

Eckstein: Herrn Dr. Ascherson erwidere ich nur, dass die Faulheit in Halle aus den vier Tagen nur drei Tage gemacht hat; denn das lag an dem dortigen Präsidium und an äusseren Verhältnissen. Dadurch dass wir die vier Tage, die von Anfang an festgesetzt sind, auch von jeher festgehalten haben, denke ich, dass Herr Dr. Ascherson auch befriedigt sein wird. Eine gesellige Vereinigung noch besonders zu erwähnen, halte ich für überflüssig, wohl aber das Festhalten an den vier Tagen für geboten, und gegen die drei Tage habe ich schon in Halle entschieden protestirt auf jener Versammlung.

Ascherson: Ich ziehe meinen Antrag zurück.

Präsident: Wünscht noch Jemand das Wort zu nehmen?

Textor: Durch die En bloc-Annahme ist die Sache erledigt und der 'Vorstand' bleibt.

Präsident: Wünscht Niemand mehr das Wort zu nehmen, bevor man zur Abstimmung schreitet, ob und wiefern eine Veränderung einzelner Ausdrücke in dem Entwurfe vorgenommen werden kann? — Soweit ich der Discussion gefolgt bin, ist vorgeschlagen, im § 4 das Wort 'Vorstaud' zu ersetzen durch den Ausdruck 'Präsidium'. Es wird sich also, bevor man über das Ganze abstimmt, zunächst um die geschäftsmässige Erledigung handeln müssen, dass diese untergeordnete Frage entschieden wird. Ich bitte die Herren, welche gelesen zu sehen wünschen, nicht 'Vorstand', sondern 'Präsidium' sich erheben zu wollen. (Grosse Majorität erhebt sich.) Nun bitte ich die Herren, welche geneigt sind, das Wort 'Vorstand' beizubehalten, der Gegenprobe wegen, ebenfalls sich zu erheben. (Wenige erheben sich.) Also die Mehrheit hat beschlossen, in dem noch nicht genehmigten Entwurfe zu lesen: 'Ueber die Aufnahme anderer Freunde der Wissenschaft entscheidet das Präsidium'.

Eckstein: Wir würden dann natürlich auch bei § 3 dieselbe Aenderung vornehmen müssen?

Präsident: Ganz richtig, wenn kein Widerspruch entsteht, ist das selbstverständlich. Da der Vorschlag des Herrn Dr. Ascherson zurückgezogen worden ist, liegt nichts mehr vor, was uns hindert, über das Ganze die Abstimmung vorzunehmen. Ich bemerke aber ausdrücklich: Wenn ein Mitglied aus der Versammlung auf Specialberathung dieses Entwurfs nach einzelnen §§ dringt und darauf besteht, so muss diese Specialberathung vorgenommen werden. Ich stelle also die Frage, ob ein Mitglied unserer Versammlung Widerspruch dagegen erhebt, dass dem Antrage unseres Referenten zufolge über den nunmehr erläuterten Entwurf der revidirten Statuten mit einem Male abgestimmt werde. Darüber befrage ich die Versammlung, und wenn Niemand gegen diesen Vorschlag, mit Ja und Nein abzustimmen, Widerspruch erhebt, erachte ich das als Beschluss der Versammlung —: Es soll über den erläuterten Entwurf der Statuten en bloc abgestimmt werden. Diejenigen Herren, welche geneigt sind, diesen Entwurf anzunehmen, bitte ich aufzustehen (Grosse Majorität erhebt sich). Es ist dies, wenn nicht Einstimmigkeit, so doch überwältigende Mehrheit, und ich halte diese Discussion für erledigt, den Entwurf der Statuten für angenommen, und werde dafür Sorge tragen, dass nach diesen genehmigten Statuten verfahren wird.

Eckstein: Es wird also in Zukunft heissen: 'Statuten des Vereins nach der Fassung von Würzburg den 3. October 1868.' Und ich will wünschen, dass wir uns unter diesen Statuten ebenso glücklich fühlen, wie unter den früheren. Die Statuten machen es nicht; wir machens!

Präsident: Wir wenden uns nun zum zweiten Theile der noch zu erledigenden Arbeit, d. h. zu den Berichten der Sectionen über ihre Thätigkeit. —

Hierauf folgten die Referate des Prof. Grasberger über die pädagogische Section, des Privatdocenten Dr. Leskien über die orientalistische, des Prof. Creizenach über die germanistische, des Prof. Brunn über die archäologische, des Prof. Selling über die mathematisch-naturwissenschaftliche und des Prof. Köchly über die kritisch-exegetische Section. —

Präsident: Wenn nicht ein weiterer Antrag aus dem Schoose der Versammlung erhoben wird, so will ich nur noch eines bemerken. Ich glaube, die Versammlung wird mich wohl autorisiren, denjenigen Eisenbahndirectionen, welche die Reise hieher in verschiedener Weise erleichtert haben, den Dank des Plenums abzustatten. Ich denke, darüber wird kein Widerspruch entstehen, — und wenn er nicht erhoben wird, werde ich den Beschluss der Versammlung ausführen. Ich ertheile nun dem Herrn Vicepräsidenten das Wort.

Vicepräsident Prof. Grasberger: Hochansehnliche Versammlung! Verehrteste Herren und Festgenossen der XXVI. Vereins-Versammlung! Gestatten Sie mir, dass ich in einem solchen Momente noch auf einige Augenblicke das Wort ergreife, Namens des Präsidiums und aus eigenem Herzensdrange. Ein rascher Ueberblick über die vielseitige Thätigkeit der Versammlung während dieser Tage hier in diesem Saale, über die Plenarsitzungen sowie über die Sections-Verhandlungen liefert uns den erfreulichen Beleg dafür, dass das Interesse an unmittelbarem persönlichen Verkehre durchaus noch nicht ermattet ist, wie man oft hören kann, und dass die hohe Bedeutung, die mächtige Anregung und unvergleichliche Wirkung dieses persönlichen Verkehrs nicht in Frage gestellt werden kann. Nimmermehr wird das lebendige Wort ersetzt werden durch die dürren Blätter gedruckter Verhandlungen, und nimmermehr wird es der wirksamen Anregung entbehren; denn die Schrift bleibt nur Surrogat des lebendigen Wortes. Es werden die Saatkörner, die hier in diesen Tagen ausgestreut wurden, aufschiessen und Frucht ansetzen. Auch diese Versammlung wird gute Früchte tragen. Darum erlaube ich mir, den geehrtesten Herren den Dank auszusprechen für die Theilnahme, die Sie hierher geführt, die Sie angetrieben hat, der beschwerlichen Reise sich zu unterziehen, und die Sie aus Nord und Süd und sogar *ex Ponto* hierher zusammengeführt hat in diese uralte Culturstätte, *ac velut in lucem Germaniae*, mitten in das schöne Frankenland. Haben Sie herzlichsten Dank für Ihre thätige Mitwirkung an dieser Stelle in unserem lieben Würzburg. Und darf ich einen Wunsch aussprechen, so ist es der: Möge es jedem von uns vergönnt sein, binnen Jahresfrist wiederzufinden die verehrten Bekannten, die Thyrsosträger, die geweihten der Wissenschaft! Mögen wir uns auch wiederfinden, Ihr Freunde der goldnen Jugend, dort in der fernen schönen Bucht der Ostsee! Möge dann das Fest ebenfalls wieder friedlich gefeiert werden! Ein Friedensfest, wie dieses Mal! Möge es dann vergönnt sein, die Werke des Friedens und der Wissenschaft zu fördern, dass wir zusammen kommen zur Belebung der Jugenderziehung und darum zur Vermehrung der Ehre des Vaterlandes! Die älteste Vorzeit erforschend und die neue Zeit dieses Geschlechtes umfassend wird die deutsche Wissenschaft voranschreiten, urkräftig, unermüdlich und rastlos; und so lange diese Erde der vielredenden Menschen sich umschwingt, wird diese Wissenschaft ihren grossen Umzug halten über diese Erde. Und es wird herumziehen um diese Erde der deutsche Ruhm und die stolze Ehre unseres grossen Vaterlandes. (Bravo!)

Präsident: Ich erlaube mir die Anfrage, ob Jemand aus der hochgeehrten Versammlung noch das Wort ergreifen will.

Prof. Köchly: Hochgeehrte Versammlung! Es ist bekanntlich auch der Gebrauch in den Philologenversammlungen, dass jedesmal ein Mitglied des letzten Präsidiums den Leitern, Gönnern und Freunden der eben abgehaltenen Versammlung den wohlverdienten und warmgefühlten Dank derselben zu Füssen legt. Zum zweiten Male, zuerst in Halle, und dann hier in Würzburg kann dieser alte Brauch nicht eingehalten werden. Wie in Halle kein Mitglied des vorletzten Präsidiums anwesend war, so ist in Würzburg kein Mitglied des letzten Präsidiums gegenwärtig, gewiss aus durchaus dringenden, wenn auch vielleicht nicht denselben Gründen. Und so ist nach unserem Brauche und nach der ausdrücklichen Aufforderung der Männer, welche seit einer langen Reihe von Jahren dem jedesmaligen Präsidium zur Seite zu stehen pflegen, mir der ehrenvolle Auftrag geworden, als Mitglied des vorletzten Präsidiums den Leitern, Gönnern und Freunden der XXVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner den wohlverdienten, den herzlich empfundenen, den allseitigen Dank der Versamm-

lung darzubringen. Ich glaube es nicht nur, ich weiss es, dass ich diesen Dank nicht nur in Ihrer Aller Namen, sondern auch mit Ihrer Aller Zustimmung hiermit ausspreche. Dem Präsidium also, von dem ich hier nur hervorhebe und begrüsse besonders den ersten Präsidenten, Ihm, dem Praeses optimus et maximus oder zusammengezogen als Praeses maximissimus, weil er eine höchst wohlthätige und erfolgreiche Neuerung in Bezug auf die durch die κλεψύδρα zu bestimmenden Vorträge nicht bloss angekündigt, sondern auch durchgeführt hat, spreche ich hiermit den Dank aus. Ich spreche aber auch hiermit den Dank aus den vielbeschäftigten und zu meiner Betrübniss bei den Toasten vergessenen Männern des Secretariats und denen, die ihnen sonst zur Seite standen. Sie mögen sich trösten mit den Worten Buttler's: 'Meine Verdienste blieben im Stillen . . . .' Wir sprechen unseren ergebensten und verbindlichsten Dank aus den hohen Staats- und städtischen Behörden, den Bürgern und Bürgerinnen, die durch Eröffnung ihrer festlichen Räume und durch ihre Theilnahme an unserer Geselligkeit es sogar dahin gebracht haben, dass wir in diesem frischen, freien, fröhlichen Zusammenleben die Ungunst der Witterung und alle die Regenpfeile des Iupiter Pluvius so zu sagen verachtet haben. Und so lassen Sie denn mich schliessen mit der Hinweisung auf die nach meiner Meinung wichtigste, wenn auch nur kurze Zeit in Anspruch nehmende Seite der Versammlung: Es ist das die Erneuerung der Statuten. Ich wiederhole nicht den Wunsch meines Freundes Eckstein: ich spreche es als Hoffnung und Ueberzeugung aus, dass auch unter diesem neuen Banner die Philologenversammlung fortfahren wird zu wachsen, zu grünen und zu blühen. Sie erinnern sich an das alte Burschenlied, das Jeder von uns bald ernst, bald heiter oft mitgesungen: 'Die Form mag zerfallen, — der Geist lebt in uns Allen.' Und in dieser Hoffnung, in der Hoffnung auf ein Wiedersehen in und mit diesem Geiste dort an den Gestaden der Ostsee, in dieser Hoffnung lade ich Sie ein mit einzustimmen in ein Hoch auf die Leiter, Gönner und Freunde dieser XXVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Sie leben hoch! (Die Versammlung stimmt begeistert ein.)

Präsident: Meine Herren! Die XXVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner ist geschlossen. Es lebe die XXVII!

Verhandlungen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section.[1]

Verzeichniss der Mitglieder.

1. Prof. Buchbinder aus Schulpforta.
2. Dr. Budérus aus Hersfeld.
3. Dr. H. Weissenborn aus Eisenach.
4. Reallehrer Kramm aus Marburg.
5. Dr. Zürn Bürgermeister aus Würzburg.
6. Gymn.-Lehrer Fürstenau aus Marburg.
7. Dr. Uth aus Cassel.
8. Prof. Bopp aus Stuttgart.
9. Prof. Gruner aus Stuttgart.
10. Studienlehrer Schweighofer aus Würzburg.
11. Prof. Erler aus Züllichau.
12. Prof. Selling aus Würzburg.
13. Rector Friedlein aus Hof.
14. Assistent Gallenmüller aus Aschaffenburg.
15. Prof. Hartmann aus Schweinfurt.
16. Reallehrer Dr. Ackermann aus Hersfeld.
17. Dr. Bahnson aus Hamburg.
18. Prof. Wagner aus Carlsruhe.
19. Prof. Wilibald Schmidt aus Grimma.
20. Prof. Arnold aus Mannheim.
21. Dr. Hartwig aus Cassel.
22. Prof. Steininger aus München.
23. Prof. Zink aus Schweinfurt.
24. Prof. Hannwacker aus Würzburg.
25. Prof. Schmitt aus Würzburg.

Von Prof. Gerhardt in Eisleben und Prof. Buchbinder in Schulpforta war unter dem 2. September eine besondere Einladung zur Theilnahme an der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section ergangen.

Erste Sitzung, am 1. October früh 8 Uhr.

Nach Constituierung der Section, zu welcher 19 Mitglieder erschienen waren, wurden für diesen Tag Prof. Buchbinder aus Schulpforta, für den folgenden Tag Prof. Erler aus Züllichau zu Vorsitzenden, Studienlehrer Schweighofer und Prof. Selling, beide aus Würzburg, zu Secretären gewählt.

Der Vorsitzende eröffnet die Verhandlungen mit der Verlesung einer Zuschrift von der Section für naturwissenschaftliche Pädagogik der diesjährigen Versammlung deutscher Naturforscher zu Dresden, in welcher der Wunsch ausgesprochen wird, dass auch die hier versammelte Section die von jener aufgestellten Thesen über den naturwissenschaftlichen Unterricht ihrer Discussion unterziehe. Hierauf berichtet derselbe über die Entstehung und die Verhandlungen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section bei den Philologen-Versammlungen in Meissen, Hannover und Halle und gibt folgende zur Discussion angemeldeten Berathungsgegenstände bekannt:

[1] Nach den Mittheilungen des Secretärs derselben Prof. Selling.

Buderus: Hat man bei der Aufnahme nach Quarta und Tertia gefunden, dass sich eine grosse Schwäche im praktischen Rechnen herausstellt? Mit welchen Mitteln ist dem abzuhelfen?

Uth: Wie ist der Rechenunterricht in den unteren Classen an Gymnasien einzurichten?

Buchbinder: In welchem Umfange ist auf Gymnasien in der Stereometrie zu unterrichten?

Weissenborn: Wie ist am Besten Uebung in geometrischen Constructionen zu erzielen?

Gruner: Wodurch lässt sich an gelehrten Anstalten dem Indifferentismus der Schüler und selbst auch mancher Lehrer gegen mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht einerseits, und gegen neuere, die Welt beherrschende Sprachen andererseits, wodurch der Abstand zwischen antiker und moderner Bildung immer klaffender und unversöhnlicher zu werden droht, in letzter guter Stunde am zweckmässigsten entgegenwirken?

Bürgerm. Dr. Zürn beantragt die Fassung folgender drei Resolutionen:

1) Es ist dringend nothwendig, die Frage über die Stellung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer an den humanistischen Lehranstalten einer gründlichen, principiellen Untersuchung zu unterstellen;

2) Die deutsche Philologenversammlung wird ohne Gefahr, jeden Einfluss auf die Lösung dieser Fragen zu verlieren, sich um so weniger der Beschäftigung mit dieser Angelegenheit entziehen können, als bereits die Versammlung deutscher Naturforscher diesen Gegenstand in der Hauptsache in das Bereich ihrer Verhandlungen gezogen hat, und daher längeres Schweigen der Philologenversammlung als Zustimmung oder Verzicht auf jede Meinungs-Aeusserung in dieser Sache betrachtet werden müsste;

3) Die Beschlussfassung in dieser Sache würde wesentlich erleichtert werden, wenn eine Commission gebildet, diese mit Bearbeitung eines Gutachtens beauftragt, letzteres in Druck gelegt und vor der Berathung unter die Mitglieder der Philologenversammlung vertheilt würde.

Er begründete die Nothwendigkeit, dass auch die Philologenversammlung diese Fragen discutire, durch den Vorgang der Naturforscherversammlung und das immer kräftigere Emporblühen rein technischer Anstalten, welche die humanistischen Anstalten zu überflügeln drohen. Nach kurzer Discussion über die Reihenfolge der Berathungsgegenstände berichtet auf Aufforderung des Vorsitzenden Prof. Bopp aus Stuttgart über die Verhandlungen der Section für naturwissenschaftliche Pädagogik bei der diesjährigen Naturforscherversammlung mit Bezugnahme auf den Beschluss jener Section (S. 197 des Tageblattes), er erwähnt die gleichen Bestrebungen der Casseler Lehrerversammlung; wenn der Versuch der Naturforscherversammlung zu einer Vereinbarung mit der Philologenversammlung misslinge, so müsse jene die Gründung neuer Anstalten mit nur etwas Humanismus erstreben.

Der Vorsitzende resumirt, was zu besprechen sei: es sei eine Commission für die Zürn'schen und Bopp'schen Anträge zu erwählen. Dr. Buderus aus Hersfeld wünscht, dass heute die Frage über die Stereometrie besprochen werde. Der Vorsitzende: Diese sei nicht so dringend. Rector Friedlein aus Hof wünscht keine Debatte, sondern einfachen Anschluss an die Dresdener Resolutionen, welche nicht praktischer gegeben werden könnten. Eine Commission habe positive Vorschläge für die nächstjährige Versammlung vorzubereiten. Fürstenau aus Marburg fragt, ob man sich nur auf humanistische Gymnasien beziehen solle. Der Vorsitzende: Man brauche deshalb Rücksicht auf andere Anstalten nicht auszuschliessen. Fürstenau: Bei Aufgabe dieser Beschränkung ist der von Bopp

vertretene Antrag schon durch die Wirklichkeit erledigt, durch die Gründung von Realschulen. Welche der vorhandenen Anstalten das Uebergewicht erlangen, wird die Zeit zeigen; beiden ist freie Bahn gegeben. Bopp: Auch auf den humanistischen Gymnasien müsse Mathemathik und Naturwissenschaft gleichberechtigt mit den alten Sprachen gelehrt werden. Es dürfe nicht zweierlei Beamte geben, die eine durchaus verschiedene Bildung und Weltanschauung hätten. Noch nöthiger als Lateinisch und Griechisch sei für Jeden naturwissenschaftlicher Unterricht. Für die Volksschule sei dasselbe zu erstreben. Der Unterrichtsstoff müsse festgesetzt werden. An den Universitäten würden die mathematischen Vorträge nicht verstanden, so dass z. B. am Stift in Tübingen ein eigener Repetitor habe angestellt werden müssen. Prof. Erler aus Züllichau ist nicht ganz der weitgehenden Ansicht des Vorredners. Eine Trennung des humanistischen und realen Unterrichts in verschiedene Anstalten sei nicht ganz zu vermeiden; doch stimme er den Dresdener Resolutionen zu. Zürn: Er wolle nur für die Zukunft wirken; man solle aus Klugheit nicht den Dresdener Resolutionen einfach beistimmen, was wenig Eindruck machen würde, sondern die allgemeine Versammlung, und zwar die des nächsten Jahres zur Erklärung veranlassen, dass auch in den humanistischen Gymnasien der Unterricht in Mathematik, Naturwissenschaften und neueren Sprachen intensiver zu betreiben sei.

Der Vorsitzende: Der Zürn'sche Antrag gehört in die pädagogische Section. Prof. Wagner aus Carlsruhe: Er muss in einer Form in die pädagogische Section gebracht werden, die nicht schon im Gegensatz gegen die Anschauungen der Philologen ist. Es soll nicht über die zu bewilligende Anzahl von Stunden gestritten werden. Die Frage ist: Was ist allgemeine Bildung? was muss gelehrt werden in den Anstalten, die den höchsten Grad geistiger Bildung geben sollen? Wir müssen den Philologen die Hand reichen und mit ihnen zusammen arbeiten. Unsere Section sei die Vermittlerin zwischen den Naturforschern und Philologen. Friedlein: Man solle nur den vorhandenen Mangel anerkennen; wie ihm abzuhelfen sei, werde die Commission und die nächstjährige Versammlung entscheiden. Er gehöre beiden Richtungen an, indem er Jahre lang philologischen, dann mathematischen Unterricht gegeben habe. Zürn: Durch die Dresdener Resolutionen sei sein Antrag nicht erledigt. Er habe z. B. auch die neueren Sprachen betont. Er beantrage, seine Resolutionen mit den Worten einzuleiten: „Die Section beschliesst in Uebereinstimmung mit den Beschlüssen der naturwissenschaftlich-pädagogischen Section der Dresdener Naturforscherversammlung . . .“ Der Vorsitzende: Wir dürften die Zustimmung nur „im Allgemeinen“ aussprechen, weil die im 3. Abschnitt geforderte Beschränkung der classischen Studien den Philologen bedenklich erscheinen würde. Unsere Commission muss in Verbindung mit der Dresdener treten. Friedlein: Warten wir, was jene Commission vorlegt, da Mittheilung und Uebereinstimmung zwischen zwei Commissionen schwer zu erreichen ist. Der Ausdruck „Abrunden der classischen Studien“ sei sehr gut gewählt. Dies sei sehr wohl möglich. Bopp: Es gibt schon zwei Commissionen, nämlich auch die der Casseler Lehrerversammlung. Die Naturforscherversammlung spricht aus, was der akademische Lehrer verlangen muss; wir haben auszusprechen, was wir leisten können. Ueber meine in Dresden gestellten sechs Anträge kann sich besonders diese Section äussern. Wagner: Der Antrag soll nicht einfach angenommen werden, sondern eine Begründung bekommen, und zwar nicht von uns als den Mitgliedern der mathematischen Section, sondern von uns als Schulmännern. Bopp: Die naturwissenschaftliche Facultät in Tübingen, die einzige solche in Deutschland, habe sich für Reform des Unterrichts in der hier erstrebten Richtung erklärt, was Professor Neumann als Bedingung seines Bleibens bei einem früheren Rufe bean-

tragt habe. Erler schlägt die Fassung vor: „Die mathematisch-naturwissenschaftliche Section erklärt sich mit den Dresdener Resolutionen im Allgemeinen einverstanden und wählt eine Commission in Verbindung mit der pädagogisch-didaktischen Section, um für die nächstjährige Versammlung die Berathung vorzubereiten.“ Rector Lampert aus Würzburg (welcher erst später eingetreten war): In der pädagogischen Section sei auch die Frage des naturwissenschaftlichen Unterrichts behandelt worden, und werde demnächst auf die Tagesordnung kommen. Der Vorsitzende erinnert an die vorgeschrittene Zeit, man müsse nun zu Abstimmungen schreiten. Selling bittet, eine Abstimmung mindestens bis morgen zu verschieben. Man sei nicht hinreichend orientirt, insbesondere über die Dresdener Verhandlungen. Das Gewicht der Resolution werde gewinnen, wenn man Gelegenheit gehabt habe, über alle Umstände und die Tragweite jedes Wortes sich Klarheit zu verschaffen. Ausserdem müsste der Ausdruck „im Allgemeinen“ beibehalten, jedenfalls müssten die Dresdener Resolutionen nochmals verlesen werden. Dr. Bahnson aus Hamburg wünscht heute Abschluss, damit zu anderen Verhandlungsgegenständen übergegangen werden könne. Der Vorsitzende verliest nochmals die sämmtlichen Anträge und es wird einstimmig folgende Resolution angenommen: „Die mathematisch-naturwissenschaftliche Section der XXVI. Philologenversammlung stimmt im Allgemeinen den von der Section für naturwissenschaftliche Pädagogik der Dresdener Naturforscherversammlung aufgestellten Thesen bei.“. Nummer 1 der Zürn'schen Anträge wird als schon erledigt betrachtet, und in Uebereinstimmung mit Nr. 2 und 3 beschliesst die Section, es sei an die pädagogisch-didaktische Section der Antrag zu stellen, dass dieselbe zur gründlichen Untersuchung der Frage über den mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht an humanistischen Anstalten eine Commission wähle, welche ein Gutachten auszuarbeiten und den Mitgliedern beider Sectionen zuzusenden habe, damit bei der nächstjährigen Versammlung eine Beschlussfassung erzielt werden könne. Nach Festsetzung der Tagesordnung für die nächsten Sitzungen schliesst die Verhandlung.

Zweite Sitzung, am 1. October Vormittags 11 Uhr.

Beim Beginn der Verhandlungen machte der Vorsitzende Professor Buchbinder das Programm für die dritte Sitzung bekannt und theilte zugleich mit, dass der in der ersten Sitzung gefasste Beschluss bereits dem Vorsitzenden der pädagogisch-didaktischen Section übermittelt worden sei; dann ging man an die Discussion der von Buchbinder eingereichten Anfrage: In welchem Umfange ist auf Gymnasien in der Stereometrie zu unterrichten? Buchbinder gab zuerst folgende Uebersicht über seinen Lehrgang:

Hochgeehrte Herren!

Als auf der Versammlung in Hannover, wo die mathematische Section zum ersten Male zusammentrat, die Frage nach dem Umfange des mathematischen Unterrichts auf Gymnasien eingehend erörtert wurde, stellte sich heraus, dass die Behandlung der Stereometrie von den hannoverschen Anstalten ausgeschlossen sei. Einstimmig in der Ueberzeugung von der Noth-

wendigkeit des stereometrischen Unterrichts hielten wir es daher für geboten, dieselbe in der Zusammenfassung unserer Beschlüsse ganz ausdrücklich hervorzuheben, zumal die hannoverschen Collegen den dringenden Wunsch aussprachen, wir möchten uns über diesen Punkt bestimmt äussern. Heute liegt ja nun die Sache günstiger, es dürfte wohl nirgends mehr in Deutschland der Unterricht in der Stereometrie verboten sein, aber in sehr verschiedener Ausdehnung mag er noch auf humanistischen Anstalten behandelt werden. Deshalb habe ich mir erlaubt die Frage anzuregen: in welchem Umfange wird auf Gymnasien in der Stereometrie unterrichtet? Und indem ich Ihnen in einigen einleitenden Worten zunächst mein Verfahren mittheilen werde, spreche ich den Wunsch aus, dass sich daran ein Austausch unserer gegenseitigen Erfahrungen anknüpfen möge.

Schulpforta, wo ich seit dreizehn Jahren unterrichte, ist ein sogenanntes Obergymnasium, es enthält nur die drei oberen Classen Prima, Secunda und Tertia, die beiden letzteren sind seit langer Zeit in je zwei Unterclassen getheilt, die Prima für Mathematik seit 1856 und seit einigen Jahren auch für Physik, so dass jetzt jede der drei Hauptclassen in zwei vollständig getrennte Unterabtheilungen mit einjährigem Cursus aber mit halbjährlichen Versetzungen zerfällt. Vor der Trennung von Prima wurden Stereometrie und Trigonometrie während eines Jahres in Obersecunda durchgenommen, dazu noch Progressionen und Logarithmen. Seitdem aber Prima getheilt ist, habe ich die Stereometrie nach Unterprima und die Progressionen nach Oberprima verlegt, also der Obersecunda für das Wintersemester nur Trigonometrie und Logarithmen belassen. Hierzu veranlasste mich einmal die Erfahrung, dass die neu aus Untersecunda versetzten Schüler in ihrem Anschauungsvermögen noch nicht hinreichend geübt waren, um die Stereometrie gut auffassen zu können; dann der Wunsch, dass für den Unterricht in der Mechanik jeder Primaner die Trigonometrie bereits sich angeeignet habe.

Ich gehe nun dazu über, den Stoff des stereometrischen Unterrichts kurz zu skizzieren. Nachdem der Begriff der Stereometrie erläutert und die Ebne durch drei Punkte im Raume fixiert ist, wird die Verbindung von Geraden und Ebnen im Raume besprochen, und zwar zunächst gerade Linien und eine Ebne, dann die Verbindung mehrerer Ebnen unter sich und mit Geraden, dann die Verbindung von mehr als zwei Ebnen, die in einer Ebne zusammenstossen, also die körperlichen Ecken; hier werden die Scheitelecken einer besonderen Betrachtung unterzogen wegen des sich anknüpfenden Begriffs der Symmetrie, ferner die Polarecken und endlich die körperlichen Dreiecke, und zwar werden letztere ausführlich durchgenommen. Nun kommen die eckigen Körper, und zwar nach den nöthigsten Definitionen der Euler'sche Satz mit Hülfe der Netze, dann die regulären Körper nach Anzahl und Construction, das Prisma, die Pyramide, der Obelisk; endlich folgen die runden Körper Cylinder, Kegel und Kugel.

Als Hülfsmittel für die Anschauung habe ich namentlich für die Abschnitte bis zu den Körpern einfache Modelle anfertigen lassen, die aber auch von den Schülern selbst gearbeitet werden; die Grundebne besteht aus einem dünnen Bretchen von Holz, auf diesem werden die Linien durch Drathstäbe errichtet, oft auch Verbindungslinien nur durch Fäden dargestellt.

Ich habe gefunden, dass gerade die ersten Sätze den Schülern schwer fallen und von den späteren der Satz von den Polarecken, während, wenn man zu den Körpern kommt, es viel leichter vorwärts geht, einmal weil nun die Anschauung räumlicher Figuren schon viel mehr geübt ist, dann aber auch, weil ja die Natur den Schülern hier unmittelbar zu Hülfe kommt. Ferner erwähne ich, dass überall auf die verwandten Sätze der Planimetrie verwiesen wird.

Wenn ich nun endlich noch auf einzelnes näher eingehen darf, so bemerke ich zunächst, dass ich die Anzahl der regelmässigen Körper, deren Berechnung übrigens erst in Oberprima bei Gelegenheit von Repetitionen ausgeführt zu werden pflegt, und zwar für Ikosaeder und Dodekaeder mittelst der einbeschriebnen und umschriebnen Kugel und durch Zerlegung in Pyramiden vom Mittelpunkte aus, in doppelter Weise ableite, einmal indem ich an den Satz anknüpfe, dass die Summe der Seiten einer körperlichen Ecke kleiner als $4R$ ist, dann aber, namentlich wenn die Abtheilung zu den besseren gehört, aus den Formeln $s = \frac{2k}{2+x}$, $e = \frac{2k}{2+y}$, $k = \frac{2(2+x)(2+y)}{4-xy}$, wobei mir gewöhnlich k die Anzahl der Kanten, e die der Ecken, s die der Seitenflächen des Körpers, ferner $2+x$ die Anzahl der Seitenlinien jeder Seitenfläche, und $2+y$ die der Kanten jeder Ecke bedeutet; damit $k = +$ sei, muss $4 > xy$ bleiben, woraus sich die möglichen Werthe für x und y und also auch die möglichen regulären Körper mit ihrer Seiten-, Ecken- und Kantenzahl ergeben.

In Bezug auf das Prisma bemerke ich nur, dass zunächst auf die Berechnung des rechtwinklichen Parallelepipedons losgegangen und von diesem aus die Verallgemeinerung auf Prismen überhaupt vorgenommen wird.

Die Berechnung der Pyramide wird abgeleitet, indem zunächst mit der Grundfläche einer dreiseitigen Pyramide eine Anzahl Parallelebnen in gleichen Abständen gezogen werden und einer der erhaltenen Pyramidenstümpfe zwischen zwei Prismen über der Grundfläche und unter der Endfläche eingeschlossen wird; berechnet man die Grenzen, so erhält man für Pm als m^{ten} Stumpf und für n Parallelebnen, die Grundfläche mit eingerechnet, $(m-1)^2 \frac{gh}{n^3} < Pm < m^2 \frac{gh}{n^3}$, und indem man nun $m = 1, 2, 3 \ldots . n$ setzt und addiert, erhält man die Pyramide zwischen Grenzen eingeschlossen, die man einander beliebig annähern kann, wobei schliesslich $P = \frac{1}{3} gh$ erscheint. Ein Uebelstand bei dieser Ableitungsform ist allerdings, dass man die Summenformel für die Quadratzahlen $1^2 + 2^2 + 3^2 + \cdots + n^2 = \frac{n(n+1)(2n+1)}{1 \cdot 2 \cdot 3}$ historisch vorwegnehmen muss.

Die Behandlung des Obelisken findet nicht immer statt, blos wenn ein längeres Semester und der Standpunkt der Classe es erlauben; fällt sie in Unterprima aus, so ist in Oberprima Gelegenheit sie nachzuholen.

Bei der Besprechung der runden Körper wird ebenfalls durch Grenzen gezeigt, dass der Cylinder gleich hk ist, wenn h die Höhe und k den Grundkreis bedeutet; ferner wird in ähnlicher Weise, wie bei der Pyramide durch einschliessende Prismen, so beim Kegel durch einschliessende Cylinder der Inhalt bestimmt, auch werden die Kegelschnitte nach ihrer Entstehung kurz erläutert; endlich die Berechnung der Kugel wird in entsprechender Weise erreicht, indem durch Parallelkreise Kugelsegmente von gleicher Höhe gebildet und zwischen Cylinder eingeschlossen werden. Die Rinde zweier concentrischen Kugeln mit d als Dicke und mit f als Radius der kleineren Kugel dient nun dazu, die Oberfläche der Kugel abzuleiten. Ein je kleinerer Bruch nämlich d wird, desto mehr nähert sich der Werth der Kugelrinde $4d\pi(f^2 + fd + \frac{1}{3}d^2)$ dem Werthe $4df^2\pi$, also einem Cylinder, dessen Grundfläche $4f^2\pi$ und dessen Höhe d ist. Lässt man nun d immer kleiner werden, so geht die Kugelrinde immer mehr in die Kugeloberfläche und der Cylinder immer mehr in seine Grundfläche über. Endlich die Kugelzone und Kugelmütze werden abgeleitet durch Rotation der Quadranten um die Achse.

Ich ersuche Sie nun, im Anschluss an diese Mittheilungen gleichfalls über den vorliegenden Gegenstand sich äussern zu wollen. —

Dr. H. Weissenborn aus Eisenach behandelt Stereometrie bereits in Untersecunda bei einem ähnlichen Lehrgang wie Buchbinder und findet auch die vorher angedeuteten Schwierigkeiten; er wünscht mit der Stereometrie die darstellende Geometrie verbunden und beides in Prima verlegt. Erler hält den stereometrischen Unterricht mit Hülfe von Modellen in Unter- und Obersecunda für möglich, trennt bei der Behandlung die von Ebenen begrenzten Körper nicht so sehr von den krummflächigen und nimmt bei der Ausmessung, bei welcher er den Gebrauch der Summe der Quadratzahlen vermeidet, stets auf die entsprechenden Sätze der ebenen Geometrie Bezug; die „regulären Körper“ hält er für eine angenehme Zugabe, wenn Zeit vorhanden ist. Buchbinder hält den Unterricht in der Trigonometrie für Secunda und den in der Stereometrie für Prima passend, weil Trigonometrie bereits in Unterprima zur Mechanik gebraucht werde und Stereometrie für Secunda doch schwierig sei; auf den Parallelismus mit der ebenen Geometrie mache er stets aufmerksam. Erler findet in Secunda zur Trigonometrie und Stereometrie Zeit, da die Combinationslehre erst am Ende der Prima immer noch bald genug komme. Friedlein lehrt zuerst Stereometrie, welche als gleichsam etwas Greifbares von der jugendlichen Phantasie der Schüler leicht aufgefasst werde; die Trigonometrie behandelt er rein analytisch, wie auch Erler, und hält sie desswegen für schwieriger und daher für später angemessen; beim Unterricht in der Stereometrie zeichnet er möglichst wenig und strebt, alles durch die einfachsten Mittel (Finger, Fäden u. s. w.) entstehen und sehen zu lassen; dadurch, dass er schon in der ebenen Geometrie Beweise ohne Figuren durchzuführen versucht, bereitet er die Schüler auf das Verständniss der Stereometrie vor; doch schliesst er das Zeichnen nicht aus. Buderus hält, nachdem die Sätze verstanden sind, das nachträgliche Zeichnen doch für gut; er behandelt die Trigonometrie vor der Stereometrie, und zwar nicht ganz analytisch, sondern gemischt mit planimetrischer Auffassung; ihm scheinen die Schüler sich leichter in die Trigonometrie zu finden, und diese lasse sich später sehr gut zu Aufgaben verwerthen. Buderus stellt noch an Buchbinder die Anfrage, ob derselbe die Euler'schen Sätze wirklich beweise. Buchbinder bejaht diess mit einer unwesentlichen Beschränkung und setzt darauf seine Methode zur Berechnung des Kugelinhalts, wie folgt, auseinander:

Auf dem Normalkreise der Halbkugel wird im Mittelpunkte ein senkrechter Radius errichtet und zunächst in n gleiche Theile getheilt, durch jeden Theilpunkt legt man Parallelebenen mit dem Normalkreise und zerlegt dadurch die Halbkugel in n Segmente; jedes Segment wird zwischen 2 Cylinder eingeschlossen, welche über und unter den Parallelkreisen jedesmal bis zum nächsten construiert werden.

Ist nun f der Kugelradius, k die Kugel, km das vom Normalkreis aus gerechnet zwischen dem $m-1^{ten}$ und m^{ten} Parallelkreise liegende Segment, so erhält man

$\frac{f^3}{n^3}\pi\left\{n^2-(m-1)^2\right\} > km > \frac{f^3}{n^3}\pi(n^2-m^2)$ und indem man $m=1, 2, 3 \cdots n$ setzt und addiert

$$\frac{f^3}{n^3}\pi\left\{n^2+(n^2-1)+(n^2-2^2)+(n^2-3^2)+\cdots+[n^2-(n-1)^2]\right\} > \tfrac{1}{2}k > \frac{f^3}{n^3}\pi\left\{(n^2-1)+(n^2-2^2)+(n^2-3^2)+\cdots+(n^2-n^2)\right\}$$

$$\frac{f^3}{n^3}\pi\left\{n^3-[1^2+2^2+3^2+\cdots+(n-1)^2]\right\} > \tfrac{1}{2}k > \frac{f^3}{n^3}\pi\left\{n^2(n-1)-[1^2+2^2+3^2+\cdots(n-1)^2]\right\}$$

$$\frac{f^3}{n^3}\pi\left\{\frac{2}{3}n^3+\frac{n(3n-1)}{1}\right\} > \tfrac{1}{2}k > \frac{f^3}{n^3}\pi\left\{\frac{2}{3}n^3-\frac{n(3n+1)}{6}\right\}$$

$$f^3\pi\left\{\frac{2}{3}+\frac{1}{2n}-\frac{1}{6n^2}\right\} > \tfrac{1}{2}k > f^3\pi\left\{\frac{2}{3}-\frac{1}{2n}-\frac{1}{6n^2}\right\}$$

Die Differenz der Grenzen ist $f^3\pi\frac{1}{n}$, $\frac{1}{n}$ aber kann der o beliebig nahe gebracht werden, wenn man n gross genug nimmt, also auch $\frac{1}{n}f^3\pi$, dadurch wird schliesslich $\frac{1}{2}k=\frac{2}{3}f^3\pi$, also $k=\frac{4}{3}f^3\pi$.

Buderus wundert sich über die Ableitung der Kugeloberfläche aus dem Kugelinhalt. Auch Selling findet die nochmals von Buchbinder auseinandergesetzte Methode für unnatürlich, umsomehr, wenn wirklich der Beweis des Hilfssatzes über die Summe der Quadratzahlen auf das folgende Jahr verschoben würde. Bei der Archimedischen Methode, bei welcher Streifen der Kugelfläche den entsprechenden einer Cylinderfläche gleich werden, ist zwar im Wesentlichen ebenfalls eine Integration anzuwenden, aber doch nur eine solche, dass k in $ykdx$ constant ist. Hierbei werde auch von selbst klar, warum keine neue irrationale Grösse auftrete. Die Sätze, nach welchen verschiedene irrationale Grössen oder transscendente Functionen in rationalem Zusammenhang stünden, bildeten den Hauptinhalt der Mathematik.

Buchbinder hält dies zwar auch für einfacher, will jedoch die Anwendung arithmetischer Sätze wegen der dadurch hinzukommenden Uebung nicht ausschliessen. Erler folgt Legendre bei der Ableitung der Kugelfläche; er fürchtet, dass bei der von Friedlein angegebenen Unterrichtsweise nicht alle Schüler mitkommen; er liebt auch innere Anschauung, aber so, dass sie auch die schwächeren Köpfe erfassen können, worauf Friedlein bemerkt, dass er bis jetzt mit allen seinen Classen zufrieden sein konnte. Nach diesen Erörterungen wurde die Sitzung um 12½ Uhr geschlossen.

Dritte Sitzung, am 2. October Morgens 8 Uhr.

Zunächst begaben sich die Theilnehmer in das Local der pädagogischen Section und vernahmen dort, dass der an diese Section am vorhergehenden Tage gestellte Antrag angenommen wurde und dass am kommenden Tage die Mitglieder der niederzusetzenden Commission gewählt werden sollten; dann begannen, während die Mitgliederzahl bis 25 stieg, im frühern Local unter dem Vorsitze des Prof. Erler die Verhandlungen mit der Besprechung des von Dr. Weissenborn eingereichten Thema's: Wie ist am besten Uebung in geometrischen Constructionen zu erzielen?

Weissenborn hält geometrische Constructionsaufgaben für sehr belehrend, doch auch für schwierig wegen Ermanglung einer sicher zu einer Lösung führenden Methode, und ist schwankend, in welcher Ordnung und wann solche zu behandeln seien; er hält es für zweckmässig, mit leichteren Aufgaben schon bei dem propädeutischen Unterricht zu beginnen und dann zu schwereren fortzuschreiten. Bahnson hält die selbstständige Lösung geometrischer Constructionsaufgaben vor Secunda zu schwierig; in Secunda löse er solche erst algebraisch und construiere dann die gefundenen Ausdrücke. Bopp hat mit bestem Erfolge in einer Schule für praktische Zwecke die ganze Geometrie in Aufgaben behandelt und aus diesen erst die Lehrsätze abgeleitet. Erler macht auf ein von Lange in Berlin verfasstes Buch aufmerksam, in welchem die Geometrie ähnlich in Aufgaben behandelt ist, ebenso auf eine Geometrie von Spieker in Potsdam, doch hält er in den Gymnasien die Sätze und ihre Be-

weise für eine Hauptsache; der Zusammenhang der einzelnen Sätze könne oft auch ohne Aufgaben sichtbar gemacht werden. Erler erwähnt noch das in Süddeutschland häufiger gebrauchte Buch von Nagel, welches Bopp für sehr brauchbar erklärt. Prof. Schmidt aus Grimma empfiehlt die Aufgabensammlung von Bernike, Erler die von Wöckel, welche auch von Weissenborn für nützlich und unterrichtend gehalten, von Uth dagegen wegen Gleichartigkeit vieler Aufgaben getadelt wird. Bopp wünscht, dass bei allen geometrischen Zeichnungen die Schüler nach bestimmten Massangaben arbeiten sollen, was Erler zwar bei technischen Schulen für passend, bei Gymnasien aber für zu wenig allgemein hält, worauf Bopp erwidert, dass der Lehrer selbst durch Variierung in den Massangaben grössere Allgemeinheit erzielen könne und gerade so wirklich erziele. Selling bemerkt gegen Weissenborn, dass es allerdings für grosse Gruppen von Aufgaben rein geometrische, für alle die Methode algebraischer Behandlung gebe. Der Zurückführung auf Gleichungen 1. oder 2. Grades entspreche die Möglichkeit der Construction mit Zirkel und Lineal, durch Uebertragung aller Rechnungsoperationen in geometrische Construction werde wenigstens irgend eine geometrische Lösung gefunden, deren Vereinfachung dann zu erstreben sei. Auch Erler bemerkt, dass durch die Betrachtung geometrischer Oerter die meisten Aufgaben zu lösen seien, und hält eine gewisse Gleichartigkeit einer Reihe von Aufgaben, wie sie auch bei Spieker anzutreffen sei, nicht für tadelnswerth. —

Man ging nun über zur Besprechung des arithmetischen Unterrichts in den niederen Schulen; hierüber hatte Dr. Uth die Anfrage:

„Wie ist der Rechnenunterricht in den unteren Classen der Gymnasien einzurichten?“

und Dr. Budérus die Anfrage:

„Hat man bei der Aufnahme in Quarta und Tertia gefunden, dass sich eine grosse Schwäche in praktischem Rechnen herausstellt? Mit welchen Mitteln ist dem abzuhelfen?“

vorgelegt. Uth klagt über die geringen Kenntnisse, welche die Schüler in die höheren Classen mitbringen; es fehle das Verständniss, z. B. dass die Division eigentlich eine doppelte Aufgabe, ein wirkliches Theilen und ein Messen sei u. s. w.; das Rechnen mit Brüchen werde mechanisch, zum Theil weitläufig betrieben; dann fehle auch die Uebung. Prof. Gruner stimmt dem Vorigen bei und glaubt, dass man anfänglich mit zu grossen Zahlen operiere; mit der Theilbarkeit der Zahlen müsse man sich eingehend beschäftigen, dies sei formal bildend und lehre die Zahlen kennen, wodurch namentlich das Rechnen mit Brüchen erleichtert wird; die Anwendung mechanischer Rechnungsregeln könne schliesslich nicht vermieden werden, nur solle der Schüler dieselben nöthigen Falls begründen können. In Württemberg sei vorzugsweise die Schlussrechnung gebräuchlich; Redner führt dann auf Wunsch mehrerer Mitglieder eine Aufgabe nach dieser Schlussform systematisch durch. Erler bemerkt, dass die Schlussrechnung in dem bayrischen Lehrprogramm auch vorgeschrieben sei und in Preussen längst angewendet werde. Das Eintreten eines gewissen Mechanismus findet er erklärlich; die Mängel sucht er weniger im ersten Unterricht als in der späteren Vernachlässigung des Rechnens, indem gewöhnlich nur Beispiele mit ganzen Zahlen oder kleinzahligen Brüchen gegeben werden. Uth wünscht auch bei der Schlussrechnung keine strenge Form, welche jedoch Gruner wegen der schwächeren Schüler beibehalten haben will; Abkürzungen seien bei passenden Zahlen immer zulässig. Selling hält in der Volksschule, deren Schüler ja dem Rechnungsunterricht bald entzogen werden, eine strengere Form für empfehlenswerth; in höheren Schulen solle

dieselbe möglichst verlassen werden. Auch Bopp hat durch Erfahrungen gefunden, dass eine bestimmte Form zweckmässig sei; nachtheilig scheint es ihm, wenn verschiedene Lehrer den arithmetischen Unterricht ertheilen. Bahnson klagt, dass manchmal Lehrer mit mechanischer Unterrichtsweise dem wissenschaftlichen Lehrer entgegenwirken. Nachdem Selling mitgetheilt, dass an den meisten bayrischen Lateinschulen jetzt der Arithmetik-Unterricht von akademisch gebildeten Lehrern ertheilt werde, die dann aus dieser Vorpraxis zu Lehrern der Mathematik an Gymnasien vorrücken, gibt Bopp kund, dass in Württemberg an den Untergymnasien auch eigene Reallehrer angestellt werden. Erler lobt die arithmetische Bildung der preussischen Elementarlehrer und bedauert nur, dass öfter der langjährig gleichbleibende Unterricht endlich mechanisch werde, und führt dann Einzelnes aus seiner Unterrichtsweise an; er gibt in Prima abwechselnd eine Uebersicht über Arithmetik oder Geometrie, wobei er auf die zweifache Bedeutung des Dividirens, welche doch in einigen arithmetischen Büchern berührt sei, aufmerksam macht, und schlägt vor, das Wort „Messen“ statt „Enthalten sein“ zu gebrauchen und auf die irrationalen Zahlen schon bei den incommensurablen Grössen, nicht erst bei den Wurzeln aufmerksam zu machen; auch in Preussen seien jetzt in den unteren Classen fast überall akademisch gebildete Lehrer der Arithmetik. Als auch Buderus bemerkt, dass er viele Schüler bekomme, die zwar Kenntnisse in der Geometrie, aber nicht im Rechnen haben, äussert Bopp, dass in Frankreich in allen, in den untersten und obersten Classen Rechnungsstunden seien, welche Einrichtung auch Buderus in einem gewissen Masse eingeführt hat. —

Weissenborn stellt die Anfrage, ob noch irgendwo das in Russland gebräuchliche Rechnungsbret in Anwendung sei, worauf Bopp erwidert, dass dasselbe in den württembergischen Volksschulen als „russische Rechenmaschine“ gebraucht werde. Die Anwendung des Rechnungsbretes bestätigt auch Selling bezüglich der Würzburger Volksschulen, während es in Russland im gemeinen Leben gebraucht werde, und wünscht zugleich, dass der Name „Maschine“ den wirklichen Rechenmaschinen, die sehr zu empfehlen seien, gewahrt bleibe. Bopp gibt noch an, dass Lehrer Ernst in Nürnberg russische und auch chinesische Rechenmaschinen fertige und verkaufe.

Nachdem noch der öfter vorkommende unrichtige Gebrauch des Divisionszeichens getadelt worden war, wurde auch die Ansicht ausgesprochen, dass die Anwendung der Proportionen bei arithmetischen Aufgaben womöglich vermieden oder doch bloss als eine weitere, unnöthige Auflösungsmethode gezeigt werden solle; statt „Exponent“ sei bei Proportionen „Quotient“ zu gebrauchen. —

Das von Gruner vorgelegte Thema: „Wodurch lässt sich an gelehrten Anstalten dem Indifferentismus der Schüler und selbst auch mancher Lehrer gegen mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht einerseits, und gegen neuere, die Welt beherrschende Sprachen andererseits, wodurch der Abstand zwischen antiker und moderner Bildung immer klaffender und unversöhnlicher zu werden droht, in letzter guter Stunde am zweckmässigsten entgegenwirken?“ wurde als mit der behandelten und der Commission zu überweisenden Frage zusammenfallend nicht weiter discutirt.

Selling erinnert noch daran, dass am folgenden Tage die Mitglieder der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section sich bei der pädagogischen Section einfinden, als Mitglieder auch dieser Section sich erklären und bei der Wahl der einzusetzenden Commission sich betheiligen möchten; als diesseits vorzuschlagende Mitglieder werden Bopp und Buch-

binder und noch eventuell Friedlein genannt. Mit dem allseitigen Wunsche der möglichst zahlreichen Betheiligung an der Versammlung des nächsten Jahres wird die Sitzung geschlossen.

An die Mitglieder kamen zur Vertheilung:

Ueber die physiologische Bedeutung des oxalsauren Kalkes von Dr. Georg Holzner, kgl. Lycealprofessor. Freising 1868.

Ueber biquadratische Gleichungen. Von Prof. Müller. Programm des kgl. Maximiliansgymnasiums in München 1868.

Vom Verfasser wurde mitgetheilt: Leitfaden für den Unterricht in der Geometrie von Dr. Bahnson, ord. Lehrer der Mathematik an der Realschule des Johanneums in Hamburg. Erster Theil. Hamburg 1868.

Nach Schluss der Sitzungen ist durch das Präsidium noch eingegangen mit der Bitte des Autors um Beurtheilung:

Fünfstellige gewöhnliche und trigonometrische Logarithmen u. s. w. von O. Lehmann, Math. zu St. Nicolai. Leipzig 1868.

und Bulletin supplem. aux catalogues de S. Calvary Nr. V.

Ferner ging verspätet ein von Oberlehrer J. C. V. Hoffmann am Gymnasium in Freiberg Namens der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung in Cassel eine Aufforderung zur Wahl einer Commission bezüglich des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts an Gymnasien, begleitet von dem Abdruck eines von Hoffmann gehaltenen Vortrags und den die Protokolle jener Section enthaltenden Nummern der allgemeinen deutschen Lehrerzeitung. —

Verhandlungen der kritisch-exegetischen Section.[1]

Verzeichniss der Mitglieder.

1. Prof. Köchly aus Heidelberg.
2. Prof. Teuffel aus Tübingen.
3. Prof. Rieckher aus Heilbronn.
4. Dir. Kübler aus Berlin.
5. Prof. Riese aus Heidelberg.
6. Prof. Hirschfelder aus Berlin.
7. Gymn.-Pract. Braun aus Fulda.
8. Dr. Ascherson aus Berlin.
9. Studienlehrer Kraft aus Nürnberg.
10. Prof. Prien aus Lübeck.
11. Prof. Planck aus Heilbronn.
12. Prof. Tiesler aus Posen.
13. Dr. Voretzsch aus Posen.
14. Prof. Bergmann aus Brandenburg.
15. Dir. Weismann aus Coburg.
16. Dir. Eckstein aus Leipzig.
17. Assistent Laubmann aus München.
18. Prof. Christ aus München.
19. Dr. Jentsch aus Cüstrin.
20. Dr. Richter aus Pforta.
21. Dr. Blass aus Naumburg.
22. Dr. Rothfuchs aus Marburg.
23. Dr. Buchenau aus Marburg.
24. Stud. phil. Fleischer aus Leipzig.
25. Dr. Fürstenau aus Hanau.
26. Prof. Behaghel aus Heidelberg.
27. Dr. Lefmann aus Heidelberg.
28. Prof. Wolf aus Aschaffenburg.
29. Dir. Hanow aus Züllichau.
30. Dr. Wecklein aus München.
31. Dr. Eussner aus Würzburg.
32. Oberl. Rohmer aus Züllichau.
33. Prof. Ahrens aus Coburg.

Mittwoch den 30. September nach 3 Uhr

wurde die Section eröffnet und Prof. Köchly aus Heidelberg zum Präsidenten der constituierenden Vorversammlung erwählt. Zur Behandlung in der Section war ein Thema von Gymnasialassistent Dr. Eussner in Würzburg angemeldet: „Ueber die Textkritik des Q. Curtius Rufus." Es handelte sich zunächst darum, für die Section einen für die ganze Dauer derselben ausreichenden Stoff dadurch zu gewinnen, dass die Vorträge von Prof. Ahrens „über Sophokles Oed. Rex 216 ff.", von Privatdocent Dr. Schanz über „Horatius Epp. I 15" und vielleicht von Prof. Herzog „über das System der attischen Formenlehre", für welche bereits am Morgen der Präsident der allgemeinen Sitzungen eine Verlegung in die Sectionen für wünschenswerth erklärt hatte, der kritisch-exegetischen Section vindiciert würden. Keiner der betreffenden Herren war jedoch anwesend. Dir. Eckstein aus Leipzig bemerkte, dass Prof. Ahrens zwar seinen Vortrag in einer allgemeinen Sitzung halten, die Debatte darüber jedoch der Section zuweisen wollte, wogegen von Dr. Ascherson aus Berlin und von anderer Seite angeführt wurde, dass der Vortrag diesen Morgen in der dafür bestimmten Zeit nicht gehalten worden sei, somit auch der Section zufallen würde. Es wurde beschlossen, dass der Prä-

[1]) Nach den Mittheilungen des Secretärs der Section Prof. Riese.

Digitized by Google

sident sich mit Prof. Ahrens wegen einer Verlegung des ganzen Gegenstandes in die kritisch-exegetische Section in's Vernehmen setzen solle. — Die Debatte betraf nun die Vorträge von Prof. Herzog und Dr. Schanz. Prof. Christ von München meinte, auch Prof. Studemund's Vortrag „über den antiquarischen Gewinn aus einer neuen Collation des Gaius" sei hierherzuziehen; jedoch scheine die Abwesenheit aller vier Herren anzudeuten, dass sie ihre Vorträge nicht in der Section zu halten wünschten. Ihm stimmte Eckstein bei, während Ascherson zwar die Vorträge in den allgemeinen Sitzungen gehalten, die Debatte darüber jedoch in diese Section verlegt zu sehen wünschte. Prof. Teuffel aus Tübingen schlug die Vereinigung der beiden Sectionen, der pädagogischen und der kritisch-exegetischen vor: vielleicht sei Herzog's Vortrag dafür zu gewinnen. Auch Dr. Richter von Pforte war der Meinung, dass Herzog's Vortrag mit der Aufgabe der kritischen Section in sehr losem Zusammenhange stehe, und sich beide Sectionen vereinigen sollten, wenn auch nur für einzelne Fälle. Nachdem Teuffel nochmals betont hatte, dass er nur unter Voraussetzung der Vereinigung der zwei Sectionen für die Herbeiziehung des Herzog'schen Vortrags sei, brachte der Präsident den Vorschlag zur Abstimmung, den Beschluss über Herzog's Vortrag auszusetzen, bis der über die Vereinigung der zwei Sectionen zu Stande käme. Der Vorschlag fand fast allgemeine Zustimmung. Der Antrag des Präsidenten, den Vortrag des Dr. Schanz, seine Zustimmung vorausgesetzt, der Section zu vindicieren, wird darauf angenommen. — Dr. Voretzsch macht sodann den Vorschlag, auch den Studemund'schen Vortrag in die Section herüberzunehmen. Nach einigen Gegenbemerkungen von Dr. Braun aus Fulda und Eckstein und einem kleinen Wortgefecht zwischen letzterem und Teuffel, sowie nach der auf Anfrage des protokollirenden Secretärs gegebenen Antwort des Präsidenten, dass für morgen jedenfalls der Vortrag von Dr. Eussner sicher sei und die anderen Herren im Laufe des Tages befragt werden sollten, fällt in der Abstimmung der Antrag auf Vindication des Vortrags von Prof. Studemund.

Der Präsident proponiert sodann, sich mit der pädagogischen Section zu vereinigen und die Themata beider Sectionen in bunter Reihe zu behandeln. Von Seiten der pädagogischen Section waren durch Prof. Lechner aus Hof und Studienlehrer Dr. Simon aus Schweinfurt Themata zur Behandlung aufgestellt. Eckstein fragt, ob diese Bedingung in dem Antrag auf Vereinigung stehen müsse. Voretzsch will die Vereinigung nur unter der Bedingung, dass die vortragenden Herren selbst damit einverstanden sind, dagegen wünscht Teuffel Vereinigung in jedem Fall. Der Antrag wird in letzterem Sinne, von dem Präsidenten formuliert, mit grösster Majorität angenommen. Daraufhin stellte Teuffel den Antrag, dass Prof. Köchly und Dir. Eckstein die Ausführung dieses Beschlusses zusammen in die Hand nehmen möchten, welcher Antrag trotz Eckstein's Weigerung angenommen wird. Da mittlerweile Prof. Herzog sich eingefunden hatte, wurde er über seine Geneigtheit, den Vortrag zu halten, befragt, und erklärte, dass er ihn vor den vereinigten Sectionen halten wolle; derselbe sei rein wissenschaftlicher Art, und wünsche er nicht, die Debatte auf die praktischen Consequenzen desselben zu leiten. Uebrigens sei derselbe einem grösseren Ganzen entnommen, das er vielleicht einst veröffentlichen werde. — Schluss der Sitzung gegen $4^1/_2$ Uhr.

Erste Sitzung, Donnerstag den 1. October früh 8 Uhr.

Zum Präsidenten wurde auch für diese Sitzung Prof. Köchly erwählt; Secretär war Prof. Riese aus Heidelberg. Nachdem der Präsident Verhandlungen mit der pädagogischen Section wegen gemeinschaftlicher Behandlung einiger Themata zugesagt hatte, erhielt Gymnasialassistent Dr. Eussner aus Würzburg das Wort und hielt seinen Vortrag

Ueber die Textkritik des Q. Curtius Rufus.

M. H.! Ein Wort über die Grundlage der Textkritik des Q. Curtius Rufus bedarf auch nach dem Erscheinen einer verdienstlichen neuen Ausgabe nur darum der Entschuldigung, weil es nicht Vollständiges und Abgerundetes bieten, sondern nur eine Andeutung geben kann, die eine Anregung werden möge.

Seit Franciscus Modius, jenem Niederländer, welcher auch Würzburg eine Reihe von Jahren angehörte, war Zumpt der erste, welcher mit Glück und Methode die Kritik des Curtius geübt hat. Was nach ihm geleistet wurde, konnte die Kritik nur im Einzelnen fördern: Mützell hatte sein Augenmerk zunächst auf die Erklärung gerichtet; Jeep ist nicht zur Herausgabe des von ihm so genau durchforschten Autors gekommen; Foss endlich war nur in der Conjecturalkritik bisweilen glücklich, während er in der eigentlichen Recension des Textes gegenüber der Arbeit Zumpt's entschieden einen Rückschritt gethan hat.

Das Bleibende an Zumpt's Leistung ist die Unterscheidung und Würdigung von zwei verschiedenen Handschriftenklassen, welche beide auf einen lückenhaften Archetypus zurückgehen. An diesen schliessen sich von den Zumpt genauer bekannten vierzehn Codices fünf mit grosser Treue an: ein Florentinus *A*, ein Bernensis *A*, ein Leidensis, und in der Hauptsache auch ein Vossianus 1 und ein Florentinus *B*; die Mehrzahl der Handschriften dagegen weist durch Ausfüllung der zahlreichen in jener Klasse noch vorhandenen Lücken auf absichtliche Interpolation hin. Nur darf man nicht mit Zumpt an einen Interpolator, einen Italiener des 15. Jahrhunderts denken, da jene Interpolation schon zwei Jahrhunderte vorher allmählich in den Text einzudringen begonnen hatte. So unverkennbar nun jener Unterschied zwischen beiden Handschriftenklassen ist, so hat dennoch Foss denselben nicht für so durchgreifend anerkennen wollen, dass man dadurch zur Annahme einer absichtlichen Interpolation geführt würde; sondern glaubte die Discrepanzen aus der Nachlässigkeit der Abschreiber erklären zu können, durch welche eine Anzahl Worte in einem Theile der Handschriften ausgefallen sei. Ihm galt daher ein Florentinus *G*, der nicht an jenen Lücken leidet, als derjenige Codex, welcher den ursprünglichen Text im Ganzen am reinsten biete.

Bei dieser Verschiedenheit der Meinungen über die Basis der Curtiuskritik war eine Revision der Frage ohne Zweifel indicirt; und sie ist, wenn auch ohne ausreichende Kenntniss des ganzen Materials, im Wesentlichen, wenigstens dem negativen Theile nach, richtig vorgenommen worden von Edmund Hedicke, von welchem vor einem Jahre auch eine kritische Handausgabe des Curtius besorgt worden ist. Dieser Recension sind nun Bernensis *A* n. 451, Florentinus *A* plut. LXIV cod. 35, Leidensis n. 137, Vossianus 1 Q. 20 und ein Parisinus n. 5716 zu Grunde gelegt: die drei letzteren Handschriften hat Hedicke selbst collationirt; für die beiden ersten war er auf die einst für Zumpt angestellten Vergleichungen beschränkt. Ueber den relativen Vorzug dieser Codices im Vergleiche zu einander hat nun Hedicke zwar eine richtige Andeutung gegeben, dieselbe aber leider nicht für

die Herstellung des Textes verwerthet. Jene fünf Handschriften der nicht interpolirten Klasse gehören nämlich offenbar zwei verschiedenen Familien an: zur einen gehören Bern. Flor. Leid. Voss.; die andere ist nur durch Par., ferner durch die dem Umfange nach höchst unbedeutenden Fragmente in Darmstadt, Wien und Würzburg, sowie wahrscheinlich auch durch den von Modius benützten Coloniensis vertreten. Nun ist Par. zwar fehlerhafter geschrieben, als die Vertreter jener andern Familie, aber er hat schon den augenfälligen Vorzug, um ein Jahrhundert älter zu sein als diese. Ich habe aber ferner in meinem *Specimen criticum* [1]) nachzuweisen gesucht, dass jene durch den Parisinus n. 5716 s. VIIII repräsentirte Familie dem Archetypus am nächsten stehe, so dass sich folgendes Stemma der Codices ergibt:

Archetypus

I. Klasse, 1. Familie	I. Klasse, 2. Familie	II. Klasse
Paris. n. 5716 u. s. w.	Leid. Voss. 1 Flor. *A* Bern. *A*	

Es ist demnach auch da, wo Par. von der Lesart der übrigen nicht interpolirten Codices so abweicht, dass er entweder allein oder wie die übrigen erträgliche Lesarten bietet, der Par. als massgebend zu betrachten. Ueberdies führen selbst die Corruptelen des Par. gegenüber den anderen Handschriften oft auf die richtige Herstellung des Textes. Den Beweis für diese Aufstellung gibt meine bereits angeführte Schrift. —

Nach diesen einleitenden Bemerkungen führte der Vortragende eine Reihe von Beispielen zur Begründung seiner Ansicht an.

In der hieran sich anschliessenden Discussion berichtigte zuerst Prof. Köchly die verbreitete irrige Annahme, als sei die Collation des codex Bernensis des Curtius für die Zumpt'sche Ausgabe von ihm gemacht worden; vielmehr rühre dieselbe von Dr. Jahn her, und lasse die Arbeit desselben viel zu wünschen übrig: namentlich habe er die verschiedenen Hände nicht unterschieden und insbesondere die Correcturen einer häufig vorkommenden spätern Hand aus dem 12. oder 13. Jahrhundert oft mit den echten Lesarten verwechselt. So rühre selbst die Ueberschrift des Ganzen erst von zweiter Hand her, was man aus dieser Collation nicht erfahre, über welche Hug dasselbe Urtheil erlangt habe. Auch die neue kritische Ausgabe von Hedicke könne, da sie betreffs des Bernensis auf dieser unsichern Grundlage beruhe, nicht abschliessend sein, so wenig wie die von Jordan für Sallust, da derselbe neben dem allerdings besten Parisinus (*P*), wie zwei jüngere Gelehrte unabhängig von einander dargethan, denn doch auch den andern (*P*[1]) hätte zu Rathe ziehen müssen, um an manchen Stellen die Lesart des Archetypus zu eruiren. Uebrigens seien Bruchstücke des Curtius vielfach zerstreut, sie fänden sich viel zu Einbänden benutzt. Ein Blatt in Einsiedeln, das Morel gefunden, habe Redner collationirt; auch ein Blatt des Vegetius sei da, beide aus dem 10.—11. Jahrhundert, mit guten Lesarten. Unter den Rhenaugienses habe Bursian in Zürich ebenfalls ein Fragment des Curtius entdeckt.

Eussner: Letzteres habe Hug im Rhein. Museum (XX 117 ff.) besprochen. Redner theilt nach brieflicher Mittheilung Hedicke's mit, dass dieser zu spät es als das Richtige erkannt habe, dem Parisinus in erster Linie zu folgen, und dass er das Versäumte in einer *commentatio de codice Parisino* etc. nachzuholen beabsichtige. Es sei nach Hedicke das

[1]) *Specimen criticum ad scriptores quosdam latinos pertinens. Wirceburgi MDCCCLXVIII.* (Eine Anzahl von Exemplaren gelangte an die Mitglieder der Section zur Vertheilung.)

Verhältniss des Paris. zu den übrigen Handschriften der ersten Classe analog dem des Urbinas zum Chisianus in der Archäologie des Dionysius von Halikarnass: ersterer sei corrupter und dennoch vorzuziehen. [Und dem des Salmasianus zum Thuaneus und Vossianus in der lateinischen Anthologie. Riese.] Auf Köchly's Frage, ob etwa der Parisinus geradezu der Archetypus der ersten Classe sein könne, und somit ganz allein als Grundlage schon genügen würde, erwidert Eussner, dass zwischen dem Archetypus und den vorhandenen Handschriften der zweiten nicht interpolirten Familie ein Mittelglied gewesen sein müsse, da die Emendationsversuche und Corrupteleu in allen diesen ähnlich seien. Auch fehlen im Paris. und dem verwandten Fragm. Vindob. die im Bern. Flor. Leid. und Voss. sich findenden Marginalnoten.

Director Hanow aus Züllichau erklärt sich mit den einzelnen von Dr. Eussner vorgeschlagenen Emendationen im Ganzen einverstanden; nicht beitreten könne er VIII 3, 17 dem Vorschlage *decederet* für *desederet* wie der Parisinus oder *discederet* wie die übrigen Handschriften bieten; das letztere halte er für das Richtige. Eussner erwiderte, dass *discederet* nicht so einfach sei den Buchstaben und unwahrscheinlicher dem Sprachgebrauche nach, als *decederet*. Zu VIII 8, 6 erklärte sich Hanow von der Aenderung *per triennium* vollständig überzeugt, während ihm die Umstellung der Worte *a duobus iudicibus* zu gewaltsam erscheine und von ihm nicht gebilligt werden könne. —

Nachdem der Gegenstand dieses Vortrags verlassen worden war, ertheilte der Präsident an Professor Ahrens aus Coburg das Wort zu seiner Rede

Ueber Zweck und Composition der Rede des Oedipus Soph. Oed. Rex 216 ff.

Die nordische Mythologie berichtet, dass die Götter, um ihren Liebling Baldur vor jeder Gefahr zu sichern, von allem Lebendigen einen Eid genommen ihn nicht schädigen zu wollen. Sie übersahen ein kleines Bäumchen, und der tückische Loki wusste diese Vergesslichkeit dem geliebten Gotte verderblich zu machen. Auch in der Alterthumswissenschaft und nirgend mehr als bei der Erklärung der Tragiker werden nur zu oft Nebensachen übersehen und dadurch das richtige oder volle Verständniss ausgeschlossen. In der Antigone des Sophokles lässt man noch immer die Morgensonne im Westen aufgehen und übersieht das prachtvolle Bild, nach welchem der besiegte Feind vor der aufgehenden Sonne in die Nacht flieht. Im Aias V. 651 vergass man, dass der glühende Stahl in irgend welche Flüssigkeit getaucht allemal hart und nicht „für die Toreutik“, wie Schneidewin sagt, geeignet wird, und trug kein Bedenken Unsinn dem Dichter aufzubürden, statt an die durch das Härten des gehämmerten Stahls erlangte Federkraft zu denken.[1]) In der Rede des Oedipus (Oed. R. 216) hielt man den streng logischen Standpunkt fest und corrigirte die handschriftliche Ueberlieferung oder vertheidigte sie ohne nach der einen oder anderen Seite Evidenz zu gewinnen, da theils Hauptsächliches zu corrigiren übrig blieb, anderseits logische Bedenken nicht gehoben wurden.

---

[1]) Fast noch seltsamer als an dieser Stelle sind die Erklärungen von χαλκοῦ βαφάς Aeschyl. Ag. V. 612. Man sehe Schneidewin zu V. 589. Mähly conjicirt ῥαφάς, welches eben so wenig passt. Es wird auch hier bloss an die Elasticität des gehärteten Stahles gedacht, mithin ist der Begriff der Nachgiebigkeit der Vergleichungspunkt. Demnach stimmen beide Ausdrücke bei Sophokles und Aeschylos aufs genaueste überein. Die Alten sprechen, wenigstens die Griechen, weniger von der Härtung des Stahles als von einer Verdichtung πύκνωσις, welche ihm seine besonderen Eigenschaften verleihe.

Man übersah, dass der Dichter neben den logischen Motiven auch psychologischen Momenten Rechnung zu tragen habe und dass er, wenn er die Absicht hat ein Gemälde von einem kranken irrationellen Seelenzustande zu entwerfen, vielleicht am leichtesten und sichersten seinen Zweck erreicht, wenn er etwa nur einen leichten logischen Schleier über die innere Verworrenheit wirft oder auch der Logik einen recht tüchtigen Schlag in's Gesicht führt. Wer will ihn tadeln, wenn er seinen Zweck wirklich kunstgemäss erreicht? Sophokles hat diesen Tadel nie gefürchtet. Da man die absichtliche Irrationalität, welche der Dichter in der bezeichneten Rede verfolgt, nicht erkannte, da man auf die dramatische Entwickelung keine Rücksicht nahm[1]) und sich mit einer oberflächlichen Erklärung begnügte, so ist eine Controverse entstanden, welche bereits eine umfangreiche Literatur hat und täglich anzuschwellen droht. Nur die Behandlung der Rede von einem höhern als dem bloss logischen Standpunkte kann sie beseitigen.

Um einen solchen Standpunkt zu gewinnen muss auf die Composition der Tragödie zurückgegangen werden. Die Mythe von Oedipus symbolisirt den Gegensatz des Menschen gegen die Gebote der Gottheit, doch nicht vom sittlichen Standpunkte im modernen Sinn als Gottlosigkeit, sondern von Seiten der Intelligenz und des Temperaments, also als Selbstüberhebung der menschlichen Einsicht und daher als Kurzsichtigkeit und Verblendung; und sodann als schrankenlose Hingabe an das eigene Gelüst und daher als Eigenmächtigkeit und Leidenschaft, die keine höhere Macht anerkennt. Im zweiten Stasimon hat der Dichter diesen Zustand geschildert. Die Tragödie nimmt beide Seiten schon als vollendet an. In Leidenschaft hat Oedipus gegen die Warnungen der Gottheit den Vater erschlagen und die Mutter in Leichtsinn geheirathet und denkt nicht im entferntesten daran, dass ihn die Strafe der Gottheit treffen könne. Bei ihm ist der Zustand eingetreten, welchen der Chor V. 873 mit den Worten bezeichnet ὕβρις φυτεύει τύραννον d. h. Selbstüberhebung erzeugt die völlige Ungebundenheit des Geistes und Verachtung des heiligen Gesetzes. Die Tragödie stellt sich daher als Aufgabe die Darstellung der Reaction einer providentiellen Weltordnung gegen die Verletzung heiliger Gebote und liefert dann weiter indirect den Beweis, dass, wie die Folgen des Ungehorsams gegen die Gottheit die entsetzlichsten sind, so der Mensch sein Heil nur durch unbedingte Unterwerfung unter die göttlichen Gebote sich sichern könne. In der Form hat die Tragödie wie die Mythe die sinnige Ironie gewählt, dass der Sünder durch die Einwirkung der höheren Macht sich selbst verräth, als ihr Werkzeug handelt und in seiner Kurzsichtigkeit nicht erkennt, wie er selbst sein Verderben sich bereitet und der göttlichen Allmacht nicht entrinnen kann. Darum Teiresias V. 377 ἱκανὸς Ἀπόλλων, ᾧ τάδ' ἐκπρᾶξαι μέλει (vgl. V. 285 u. 1329) und unheimlich Iokaste (V. 724) ὧν γὰρ ἂν θεὸς χρείαν ὁρίνῃ (so statt ἐρευνᾷ), ῥᾳδίως αὐτὸς φανεῖ.

Als poetisches Bild einer so vollendeten Gottentfremdung und ihrer Folgen gebraucht der Dichter im Beginn der Tragödie das Bild der Pest. Das Gemälde vollendet sich äusserlich vor den Augen der Zuschauer. Ein Zug Flehender sucht geblendet durch einen einmaligen Erfolg Hilfe bei einem Menschen, welcher selbst durch seinen frühern Erfolg Grund des Unglücks ist. Eine solche Handlung musste dem griechischen Zuschauer schon sehr bedenklich erscheinen. Ueberall hatte er zahlreiche Tempel, Heiligthümer, eine unendliche Menge Götterbilder, heiliger Plätze in und ausser dem Hause vor seinen Augen, welche ihn stets auf andere Mächte hinwiesen. Oedipus jedoch findet die an ihn gerichtete Bitte ganz angemessen;

[1]) Nach der gewöhnlichen Auffassung hält die Rede die dramatische Entwickelung eher auf, als dass sie dieselbe fördert, und müsste daher von diesem Standpunkte tadelnswerth erscheinen.

denn er traut sich alles zu. Dass es freilich Kinder sind οὐ μακρὰν πτέσθαι σθένοντες (V. 16); dass es Alte sind γήρᾳ βαρεῖς (V. 17), und dass der kräftigere Theil der Bevölkerung in den Tempeln und bei den Bildern der Götter Hilfe sucht, kümmert ihn nicht im geringsten.[1] Er fühlt sich durch die an ihn gerichtete Bitte vielmehr geschmeichelt und zeigt das tiefste Mitgefühl mit der Noth der Seinen als ein wahrhaft vatergleicher König; ja er erklärt (V. 94), dass ihm das Wohl derselben über sein eigenes Leben gehe. Warum auch nicht? Hier steht er auf rein humanem Boden, hier liegt die Lösung des Räthsels der Sphinx, hier kann er durch sich gross sein, wenigstens scheinen. Gleichwohl vergisst er in der Noth der Bürger nicht des πᾶσι κλεινὸς Οἰδίπους καλούμενος (V. 8), und dieser Ausdruck (hier so nothwendig für die dramatische Entwickelung und echt wie die ganze Tragödie) reicht allein schon hin um in seinem Mitgefühl ein gutes Stück Gleissnerei zu entdecken. Denn das wahre Mitgefühl vergisst sich selbst ganz und gar und denkt nur der Noth der Leidenden. Die Bestätigung dieser Ansicht entwickelt die Tragödie unmittelbar nach der Rede. Als Teiresias ihn als Mörder des Laios bezeichnet, ist dieses ihm Trug und Verrath, und die Bürger sind vergessen. Dem Seher, Kreon, selbst der Iokaste gegenüber entwickelt er die vollkommenste Selbstsucht, und zuletzt als Mörder erkannt freut er sich nicht, dass nunmehr seine Mitbürger von der Noth der Pest befreit sind, sondern er bedauert nur, dass er selbst sich in den Fluch gestürzt habe (V. 744, 819). Man fühlt, zum zweiten Male hätte er es nicht gethan, und wäre Theben dadurch zehnmal gerettet. Die Hohlheit seiner Gesinnung zeigt sich zuletzt in ihrer ganzen Nacktheit, als kurz vor seinem gänzlichen Falle die Ahnung der Möglichkeit eines göttlichen Ursprungs in ihm aufdämmert. Hier wiederholt sich der κλεινὸς Οἰδίπους in äusserster Phantasterei.

Sein ganzes Vertrauen den Seinen Hilfe gewähren zu können beruht auf seiner Sendung an das Orakel. Zwar ist diese erst in gänzlicher Rathlosigkeit als letzter Ausweg erfolgt, aber gleichwohl steht es ihm fest, dass das Orakel ihm alle Mittel bieten werde. Warum auch nicht? denn die Götter sind es, welche Hilfe gewähren können; aber freilich nur wenn der Mensch in ihrem Sinne handelt. Lässt sich dieses jedoch von Oedipus erwarten, welcher schon einmal das Wort des Gottes sofort vergessen hatte und ihm grenzenlos ungehorsam geworden war? Kaum hat demnach Kreon das Orakel mitgetheilt, so ist er weit entfernt es im Interesse seiner Mitbürger auszuführen, sondern er will es thun, weil es sein eigner Vortheil ist. Denn wer Laios erschlug, kann auch ihn erschlagen. Darum will er dem göttlichen Gebote zufolge den Mörder verfolgen. Hier kann das forschende Auge nur Selbstsucht entdecken.

Das Orakel jedoch wirkt sofort verhängnissvoll auf ein solches Gemüth zurück. Oedipus sucht zunächst nach Motiven, welche den Mörder zu seiner blutigen That bewogen haben könnten. Worauf er rathen muss, zeigen die Verhandlungen mit Teiresias und Kreon. Eifersüchtig auf seine Herrschaft (V. 380 ff.) kommt er auf die durch nichts begründete Vermuthung, welche er sodann nicht wieder los werden kann, dass der Mörder von Theben aus

[1]) Aus der dargelegten Auffassung geht hervor, dass V. 18 abgesehen von seinen kritischen und exegetischen Bedenklichkeiten schon des Inhalts wegen unecht sein muss. Es wäre das Uebermaass der Gottentfremdung, wenn Priester, selbst der Priester des Zeus, in grösster Noth um Hülfe sich an Oedipus wenden würden. Wie passte dazu die Parodos, welche nur auf göttliche Hülfe rechnet? — Die sehr seltsamen Erklärungen des Verses fallen hiermit von selbst.

bestochen sei. Hiermit verschliesst er sich die richtige Auffassung der Lage der Dinge in seiner scharfsinnigen Kurzsichtigkeit und übersieht, dass in der Erwähnung des aus dem Blutbade entflohenen Dieners ihm alle Mittel zur Entdeckung des Mörders geboten sind. Doch mehr noch. Da er das Orakel im Grunde seines Herzens wenig achtet und nur als Mittel für seine Zwecke gebrauchen will, so ist er unbesonnen genug sich dasselbe trotz der Warnungen des Kreon in Aller Gegenwart mittheilen zu lassen, und hiermit verstrickt er sich in einen Bann, welchem er später nicht mehr entrinnen kann. Ueberhaupt ist er am Ende des Prologs ein ganz anderer als im Beginn desselben. Daher dann die in ihrer Trivialität merkwürdigen letzten Worte des Oedipus V. 145 ἢ γὰρ εὐτυχεῖς cὺν τῷ θεῷ φανούμεθ' ἢ πεπτωκότες —; das verstand sich wohl von selbst. Doch sowie Oedipus cὺν τῷ θεῷ zusammenkommt, so ist er der Schwellfuss (V. 1036), — ein ominöser Name, welchen die Erklärer hätten beachten sollen. Ein Schaden am Fusse symbolisirt einen anscheinend geringen aber vitalen Mangel, welcher tief in den Lebensorganismus eingreift. So bei Achilles und bei Philoktetes. Selbst die christliche Morphologie scheint das Bild aus dem Alterthume zur Gestaltung des bösen Princips aufgenommen zu haben. Die Tragödie weist auf diesen Punkt bedeutungsvoll hin, und Oedipus mag nicht gern an dieses ὄνειδος cπαργάνων erinnert werden (V. 1032 ff.). Es ist die Mitgift von seinem Vater, welcher ungehorsam gegen das Gebot des delphischen Gottes die gleiche Eigenschaft auf den Sohn übertrug, dass dieser fast auf der Schwelle des Heiligthums trotz der Warnungen des Gottes den ersten alten Mann, welcher ihm begegnete und der sein Vater sein konnte, in wilder Leidenschaft erschlug, und die erste beste Frau, die seine Mutter sein konnte, leichtsinnig ehelichte, dass er unbussfertig keine Sühne des Mordes suchte, dass er die Rache der Götter nicht fürchtete, dass er im Vollgenuss der königlichen Würde herrschte, dass er die heiligen Orte durch seine Gegenwart entweihete, durch seine Nähe die Mitbürger in die Theilnahme der Blutschuld zog und zuletzt durch Sendung an die Gottheit, gleichsam dieselbe an sich erinnernd, ihr Strafgericht herausforderte. Ganz anders denkt der Chor den Mörder im ersten Stasimon. Als Mörder, selbst als Vatermörder, konnte er Verzeihung finden (Oed. Col. 534), aber niemals so lange er in der Hybris verharrete und sich der αἰδώς entzog. In jener ist er derjenige, ὃς vοςεῖ πλέον τῶν ἄλλων V. 60; τόδ' αἷμα χειμάζον πόλιν V. 101; κάλλος κακῶν ὕπουλον V. 1396; ὄλεθρος γᾶς V. 1343.

Das Orakel ist demnach das erste Moment der Reaction einer providentiellen Weltordnung gegen den Zustand sündhafter Gottentfremdung. Es ist die erste Berührung des Sünders mit dem Heiligen, da ein unbekanntes Etwas auf das Herz drückt, und dieses sich dadurch in einer höchst unbehaglichen Situation fühlt und die Klarheit des Geistes verliert. Aber allmälig wirkt der anfangs kleine Funken, bis er im strafbaren Gemüthe mit unbesieglicher Kraft zur hellen Flamme sich emporgearbeitet hat. Die Kluft der Gottentfremdung wird immer grösser, das Gewissen fängt an zu erwachen und äussert sich in vielfachen Andeutungen, noch ehe das volle Bewusstsein der Schuld da ist.

Den Zustand des eben sich rührenden Gewissens hat der Dichter in der Rede des ersten Epeisodions dargestellt, nachdem er ihm als Folie die Parodos vorangeschickt, in welcher eben der Gegensatz der oben bezeichneten Pest, die unbedingte Hingabe an die göttliche Macht, mit ganzer Kraft hervorgehoben ist. So ist der Conflict der sich entgegenstehenden Mächte angedeutet. Oedipus erscheint als Vollstrecker des Orakels, also eines göttlichen Befehls in einer seiner innersten Natur entgegengesetzten Thätigkeit. Diese Duplicität muss sich

in seiner Rede offenbaren. Durch seine Worte muss die Wirksamkeit einer höhern Macht durchschimmern und aus seinem Munde gleichsam die Gottheit sprechen, ohne dass er es will. So soll er erscheinen unter dem Drucke einer ihm unbekannten Macht und durch falsche Voraussetzungen oder irrige Beurtheilung der Thatsachen getäuscht sagen, was nicht in seinen Absichten liegt, damit man in ihm den Mörder des Laios wie dessen Sohn schliesslich erkenne.

Eine streng logisch geordnete Rede kann diese Bedingungen nicht erfüllen. Sie deutete auf einen ganz andern Gemüthszustand. Nur diabolischer Hohn mag im Bewusstsein des Bösen fest und sicher reden. Oedipus ist aber kein Richard III. Er ist durch Leidenschaft und Leichtsinn irre geleitet, aber sein Gewissen stets bereit sein Gericht zu vollziehen. Hier wird demnach eine Rede erfordert, welche die Bewegung der Seele nicht bemeistert und in welcher der überschauende Verstand den Grundton seiner Energie verloren hat, welche aber überall das *hic niger est* andeutet, so dass durch den Mangel äusserer Logik eine höhere Logik durchscheint, welche keine menschliche Kraft überwältigen kann. Darum ist an und für sich betrachtet ohne diesen Rückblick der Ausdruck der Rede schwankend, prosaisch, nicht ohne Widersprüche, gehackt, matt, das Ziel überschiessend, dunkel in seinen Beziehungen. Die Controversschriften haben die logischen Fehler nachgewiesen; die Erklärer durch die ungeheuere Abweichung von einander sie bestätigt, und sollte noch ein Zweifel obwalten, so entfernen ihn zwei Anakoluthe V. 228 und V. 258, von denen das zweite seines Gleichen in der griechischen Poesie nicht haben möchte. [1])

Allein ganz anders erscheint die Rede, so wie man sie unter den oben angegebenen Gesichtspunkten betrachtet. Noch tönt das τριςςοὶ ἀλεξίκακοι προφάνητέ μοι, noch das Gebet des Chors gegen den ἐν θεοῖς ἀπότιμον θεόν, das in Oedipus verkörperte Element, im Ohre, da erscheint dieser eisig kalt und spöttelnd den Chor zurecht weisend mit den Worten:

---

[1]) Der Vortrag lehnt es ab, den Beweis logischer Mangelhaftigkeit der Rede zu führen und begnügt sich damit auf die Versuche, die Verse umzustellen oder die handschriftliche Ueberlieferung zu rechtfertigen, einfach hinzuweisen. Gleichwohl griff Weismann, welcher jedoch den Sinn des Vortrags nicht verstanden hatte, diesen Punkt an und suchte durch Mittheilung einiger Sätze aus seinem Programme Coburg 1868 den Beweis zu führen, dass die Rede vollkommen logisch sei. Er übersah dabei, dass man durch Zuthun von Zwischengliedern oder Uebergehen von vorhandenen Gedanken, überhaupt indem man sich im Allgemeinen hält, am Ende alles logisch geordnet finden kann, und dass auf diese Weise der erforderliche Beweis nicht geführt wird. Indess wäre seine Darstellung richtig, so würde sie gerade als Beweis einer unlogischen Anordnung der Rede gelten können, da er eines Theils die Gliederung der Rede in zwei Theile nicht erkannt und sodann in Folge dieses Missverständnisses beide Theile confundirt hat. — Schon jene Versuche der Umstellung der Verse machen *a priori* die logische Bündigkeit der Rede sehr zweifelhaft. Ausserdem aber wissen die Erklärer nicht, ob sie zwei oder drei Kategorien von Angeredeten annehmen, ob sie V. 236 in dem Ausdrucke τὸν ἄνδρα τοῦτον den Mörder oder Hehler sehen, ferner, worauf sie V. 251 τοῖςδε beziehen sollen. Ueberdies ist V. 270 αὐτοῖς, V. 248 νιν überflüssig. V. 269 hat man den Worten καὶ ταῦτα τοῖς μὴ δρῶςιν einen wahrhaft abenteuerlichen Gedanken untergelegt. S. die Note [1]) zur S. 167. Prosaisch ist die Rede fast durchgängig. Das Gehackte zeigt sie vorzugsweise von V. 245 ab. Ueber das Ziel schiessen V. 249—251, da der Gedanke unnöthig ist (vgl. V. 219 ff.). Matt sind V. 253—263 und 267 und 268, da die Aufzählung der Namen nach V. 224 unnütz und in dieser Vollständigkeit ungebräuchlich ist. Dann mag hier noch die Frage erlaubt sein, warum keiner der Erklärer die Anakoluthe, namentlich das zweite, aufzuhellen versucht hat. Dindorf's Correctur des ersten, da er ὑπεξέλοι statt ὑπεξελὼν schreibt, ist schon des vorhergehenden μὲν wegen verfehlt.

αἰτεῖς· ἃ δ' αἰτεῖς, τἄμ' ἐὰν θέλῃς ἔπη
κλύων δέχεσθαι τῇ νόσῳ θ' ὑπηρετεῖν,
ἀλκὴν λάβοις ἂν κἀνακούφισιν κακῶν.

Mit einem Schlage hat der Dichter den schneidendsten Gegensatz gegen die göttliche Macht gepaart mit höchster Selbstgefälligkeit dargelegt. Später lässt die Anrede an Teiresias (V. 300 ff.) gleiche Ansichten von menschlicher Bedeutung durchschimmern. Darum sagt Letzterer V. 316: φρονεῖν ὡς δεινὸν ἔνθα μὴ τέλη λύῃ φρονοῦντι, d. h. wie schlimm ist es, vom Gefühl des Heiligen durchdrungen zu sein, wo dieses keine Stätte findet. Das zweite Stasimon zeigt, wohin diese Gesinnungen führen. Aber der Gegensatz wird in obigen Versen noch durch die Stellung des ἐμά und Abtrennung desselben von seinem Substantivum gehoben, wie denn in auffallender Weise die erste Person in der Rede mit ἐγώ und ἐμοί, wo das Enklitikon genügt hätte, fast überall hervortritt. Einen weitern Zug zum Gemälde liefern die Worte τῇ νόσῳ ὑπηρετεῖν. Der Ausdruck ist aufgefallen und corrigirt worden; aber er sollte ungewöhnlich sein, damit der Hörer zurückdenken könnte an die gleichfalls grammatisch auffälligen Worte V. 60: καὶ νοσοῦντες ὡς ἐγὼ | οὐκ ἔστιν ὑμῶν ὅστις ἐξ ἴσου νοσεῖ. Nauck hatte keine Ahnung des Sinnes, als er τῷ θεῷ ὑπηρετεῖν in den Text aufnahm. Indem Oedipus jedoch diese Worte spricht, ahnt er ihre Tragweite nicht. In seinem Sinne bleiben sie wirkungslos; aber es waltet über ihnen eine höhere Macht, die sie vollzieht, und darum sagt dann Teiresias, dass er nur in dem κήρυγμα bleiben möge um als Mörder entdeckt zu werden.

In geschraubter Rede sucht er dann jeden Verdacht von sich abzulenken, indem er wiederholt seine Abwesenheit von Theben zur Zeit des Mordes des Laios einzuschärfen sich eifrigst bestrebt. Warum dieses peinliche Bemühen? Ist es unbewusste Selbstanklage? Vielleicht; denn er weiss nicht, was er sagt. Für alle Thebaner ist, da Laios im Auslande fiel, das Alibi erwiesen; für ihn allein nicht, weil er nicht in Theben war. Warum aber erkennt er dieses nicht und warum redet er nur so, als ob alle Thebaner entweder Mörder oder Hehler seien? Die Antwort ist leicht. Er geht von der Voraussetzung aus, dass die Ermordung von Theben aus angezettelt sei, und unter dieser Voraussetzung ist allerdings seine Abwesenheit von Theben ein Beweis seiner Unschuld; wohingegen er die schwerste Anklage gegen sich erhob, sowie seine auf nichts gestützte Vermuthung falsch sein sollte.

Hiernach erklären sich die folgenden Worte V. 220: οὐ γὰρ ἂν μακρὰν ἴχνευον αὐτὸ (so, nicht αὐτὸς), μὴ οὐκ ἔχων τι σύμβολον. Also weithin will er der Bestechung nachspüren; doch dieses ist nicht der Sinn des Orakels. Die Pest ist in nächster Nähe. Darum auch der blutige Mörder, das μίασμα γῆς. Vgl. V. 110. Aber Sophokles sagt anderswo mit gleicher Ironie πόῤῥω γε λεύσσων, ἐγγύθεν δὲ πᾶς τυφλός. Fast naiv lauten die letzten Worte μὴ οὐκ ἔχων τι σύμβολον. Also einen Anhaltspunkt sollen ihm die Thebaner, nämlich als wohl bekannt mit dem Morde, geben, damit er dann als kluger Oedipus das Räthsel löse. Aber hatte er dieses σύμβολον nicht schon? Wusste er nicht durch Kreon, dass ein Diener aus dem Blutbade entronnen sei? Das lag ihm aber zu nahe. Später erhält er es freilich wie von höherer Hand in den τριπλαῖς ἁμαξιτοῖς.

Mit V. 224 kommt er mehr zur Sache, und hierbei ist die Milde auffallend, mit welcher er von dem Mörder redet. Er sagt V. 225 ἐκ τίνος διώλετο, dann αὐτόχειρ, hierauf ὁ δεδρακὼς und ὁ ἀνὴρ οὗτος, nie αὐτοέντης, αὐτοφόντης, φονεύς oder, wie der gotterfüllte Seher

spricht, gar μιάστωρ V. 353. Er fürchtet sich, wie es scheint, das schreckliche Wort auszusprechen.

Die verhältnissmässige Ruhe und Objectivität, mit welcher die Rede bisher fortgeschritten ist, dient wesentlich dazu das erste Anakoluth mit ganzer Kraft hervortreten zu lassen. Es heisst V. 227 κεἰ μὲν φοβεῖται τοὐπίκλημ' ὑπεξελὼν αὐτὸς καθ' αὑτοῦ —. An dieser Stelle stockt der Redende unvermuthet. Man weiss nicht warum. Aber bedeutungsvoll ist die Stelle. Er spricht vom Mörder. Da ist es, als ob eine höhere Macht eingriffe, dass er sich verwirre, damit man auf den rathe, den erkenne, welcher die Blutschuld über das Land gebracht habe. Welche logische Wendung könnte die gleiche Wirkung hervorbringen als dieses Anakoluth?

Um den Eindruck desselben nicht abzuschwächen, lässt der Dichter eine objectivere Rede mit officiellem Charakter in rein prosaischem Ausdruck folgen. Einzelne Auffälligkeiten fehlen jedoch nicht: V. 234 steht das χαὐτοῦ, das auf den Mörder hinweist, an bemerkenswerther Stelle; V. 235 kann τὸν ἄνδρα τοῦτον[1]) zweideutig scheinen; V. 242 weist τοῦδε nur zu natürlich auf Oedipus als den Redenden hin; V. 246 widerspricht der Anruf der Götter (vgl. V. 296) dem Anfange der Rede; V. 249 geht über sein Ziel hinaus und überrascht als unmotivirt, aber darum hier um so bedeutungsvoller; V. 251 ist der Ausdruck κατηρασάμην ungewöhnlich stark und belastet Oedipus indirect mit dem Fluche, da τοῖσδε factisch sich nur auf ihn bezieht. Von grösster Wichtigkeit sind jedoch die Worte von V. 255 f. In der Form eines Syllogismus werden sie begonnen. Nicht einmal, sagt Oedipus, wenn die Sache (πρᾶγμα, die Ermordung!) von der Gottheit nicht angeregt wäre (θεήλατον vgl. V. 724), würde es recht sein, die Schuld ungesühnt zu lassen. Hiernach erwartet man: Jetzt ist sie aber von ihr angeregt, und um so mehr muss die Sühnung betrieben werden. Davon jedoch kein Wort, sondern nach einigen kaum zur Sache gehörigen Worten der unbegreiflich matte Schluss νῦν δ' ἐς τὸ κείνου κρᾶτ' ἐνήλαθ' ἡ τύχη. Warum diese ganz ungehörige Wendung? Indem in dem Geiste des Oedipus der Gedanke auftaucht, dass er einen göttlichen Befehl im Orakel zu vollziehen hat, geräth er mit seinem Denken in Conflict. Er kann den Gegensatz nicht bewältigen, und darum unterliegt seine Intelligenz. Aber noch mehr. Zugleich tritt in sein Bewusstsein die Vorstellung, dass der nächste Verwandte bei den Griechen die Verpflichtung zur Verfolgung des Mörders hat. Darum sucht er nach seinen Beziehungen zu Laios, erwähnt des gleichen Besitzes der Herrschaft, der γυνὴ ὁμόσπορος, der κοινῶν παίδων κοινά, aber hiermit steht er in der Mitte der Gräuel, in welchen er lebt. Seine Gedanken und Gefühle gerathen in Verwirrung, er ist überwältigt von dem schrecklichen Gewichte der γυνὴ ὁμόσπορος und der κοινῶν παίδων κοινά in jeder Weise und es scheint der eben ausgesprochene Fluch schon seine schreckliche Wirkung vollziehen zu wollen. Verrieth sich der Mörder des Laios in dem ersten Anakoluthe, so tritt das Gefühl an den Zuschauer, als ob hier der Sohn des Laios sich kund gebe. Die Nothwendigkeit der dargelegten Erklärung dieser Stelle erweist Vers 264.

Nach dieser unheimlichen gewaltigen Stelle kann sich der Redende nicht wieder erheben. Mühsam und dunkel schleppt er sich fort bis zu einem neuen Fluche, welchen er über diejenigen ausspricht, welche seinen Befehlen nicht nachkommen. Dieser Fluch wiederholt jedoch nur die Gedanken, in welchen der Chor das Unglück des Landes beklagt hatte.

---

[1]) Dass hier der Mörder zu verstehen sei, erweist die unmittelbar folgende Prorrhesis.

Die Gleichheit kann nicht ohne Absicht sein oder man müsste an der Kunst des Dichters zweifeln. Der Redende ist eben niedergeschmettert und wiederholt nur Bekanntes. Daher denn auch der logische Sprung, indem der dunkle Ausdruck καὶ ταῦτα V. 269 sich nicht auf die zunächst vorhergehenden Worte [1]), sondern auf viel Früheres, die V. 252 ausgesprochenen Befehle bezieht. Prüft man hiernach die Sache selbst, so ergibt sich für Oedipus ein vernichtendes Resultat. Denn er ist es eben, welcher die von ihm ausgesprochenen Befehle allein vollziehen kann und nicht vollzieht. Darum trifft ihn allein der Fluch, welcher hier ausgesprochen wird, und die Worte V. 272 τῷ νῦν πότμῳ φθερεῖсθαι κἄτι τοῦδ' ἐχθίονι erhalten eine schreckliche Beziehung auf sein eigenes Loos (vgl. V. 744. 819).

Scheinbar schwungvoll endigt die Rede mit einem Segensspruch für die Bürger, welche seinen Anordnungen gehorchen. Allein indem er V. 273 ὅcοιc τάδ' ἔcτ' ἀρέcκοντα ausspricht, ahnt er nicht, welche Consequenzen sich aus diesen Worten ziehen lassen. Denn er ist in Wahrheit der Einzige, welcher handeln kann und nicht handelt, und weil er dieses nicht thut, sich selbst von der Gnade der Götter, die er angerufen, ausschliesst. — In kleinem Rahmen gibt der Dichter das Gegenbild. Der Chor tief erschüttert von dem ausgesprochenen Fluche weist auf die Macht desselben hin mit Betheuerung der eigenen Unschuld. Oedipus jedoch erwidert: Wem vor der That nicht bangt, den schreckt kein Wort des Fluchs. Die Rede bleibt demnach auch wirkungslos. Nicht Teiresias, nicht der alte Hirt macht eine Anzeige. Jedem Anderen als ihm selbst gegenüber war es nach dem citirten Verse 296 officielle Phrase, was er gesprochen hatte.

Nicht im Inhalte allein hat sich die Kunst des Dichters entfaltet, sondern in nicht geringerem Grade auch in der Gliederung der Rede. Sie besteht aus zwei materiell und formell getrennten Theilen von je 30 Versen. Der erste enthält nach kurzer Einleitung die Aufforderung, den Mörder anzuzeigen und dann die gegen den Mörder übliche Prorrhesis, in ziemlich objectiver Weise; der zweite mehr subjectiv die Verstärkung der letztern durch den Fluch. In beiden Theilen finden sich parallele Gegensätze fast antistrophisch. Im Beginn des ersten Theils V. 215 verwirft Oedipus die Anrufung der Götter; im zweiten ruft er sie auf zur Rache. Dort will er V. 219 der Sache fremd sein; hier V. 249 zieht er sich hinein; dort wird V. 222 den Thebanern befohlen, den Mörder anzugeben, hier V. 252 den Fluch zu vollziehen. Dann folgen die Anakoluthe — dort der Mörder, hier der Sohn. Hierauf dort die Prorrhesis gegen den Mörder, hier die Verfluchung desselben. Schluss dort: So handle ich; hier: So mögen die Götter handeln. Die entscheidendste Auffälligkeit ist jedoch, dass die Anakoluthe jedesmal $12^1/_2$ Verse (der dreizehnte Vers ist oft von grosser Bedeutung bei Sophokles) vom Anfange eines jeden Theils stehen. [2]) Hier kann unmöglich Zufall

---

[1]) Diese Beziehung hat Weismann in dem zur Seite 164 in der Note erwähnten Programme S. 11 und 16 verworfen und versteht unter den δρῶcι „alle diejenigen Thebaner, welche den Eifer des Oedipus in Erforschung des Mörders nicht theilen und nicht alles aufbieten, um dieselbe zu bewerkstelligen." Demnach kommt der ungeheuerliche Gedanke heraus, dass der bloss Lässige auf das entsetzlichste verflucht wird, mehr als Mörder oder Hehler. Weismann's Rechtfertigung desselben ist eben so unbegründet als unlogisch, und er würde sie nicht nöthig gehabt haben, wenn nicht seine ganze Auffassung der Verhältnisse, unter welchen Oedipus redet, eine unrichtige wäre.

[2]) Die Rede kann ungemein lehrreich werden zur Erkenntniss der Gesetze der sogenannten Stichomythie, mit welcher in neuerer Zeit viel Unfug getrieben wird. Gewiss hat Sophokles sich nicht an eine bloss äussere Form gebunden, wie Euripides dieses gethan hat. In der vorliegenden Rede

obwalten. Wird dieser aber ausgeschlossen, so ist auch jede Umstellung der Verse, welche diese Harmonie zerstören würde, unzulässig. Die Rede ist demnach ein wunderbar kunstreiches Gemälde eines kranken Seelenzustandes, würdig des Dichters, welchen kein Jahrhundert übertroffen hat. —

Nachdem Prof. Ahrens seinen Vortrag beendigt, begann Dir. Weismann aus Coburg in sehr ausführlicher, zuletzt durch das Ende der für die Sectionssitzung anberaumten Zeit unterbrochener Rede seine entgegengesetzte Ansicht zu entwickeln. Er könne nicht anerkennen, dass Oedipus schon im ersten Theile der Tragödie sich in jener Aufregung und Verwirrung, in jenem durch Gewissensbisse hervorgerufenen Zustande befinde, welchen Ahrens darin zu sehen geglaubt hatte; vielmehr seien seine Worte ruhig, zusammenhängend, ohne Leidenschaft. Auch könne er keineswegs die Rede unlogisch finden. Er beginnt sodann den Bau der Rede zu zergliedern vom Anfang an, wo Oedipus den Wunsch um Unterstützung in seinen Nachforschungen nach dem Mörder ausspreche und diesen Wunsch durch die Nothwendigkeit solcher Unterstützung, da er selbst nicht genügend mit den Verhältnissen bekannt sei, motivire, und setzt diese Zergliederung durch die ganze Rede hin fort. Das ταῦτα V. 269 z. B. sei keineswegs mit Ahrens für unklar zu halten, sondern sei einfach auf 265 „ὑπερμαχοῦμαι κἀπὶ πάντ' ἀφίξομαι" zu beziehen. Schliesslich verspricht der Redner, nach dem Schlusse Exemplare eines Programmes zu vertheilen, worin er diese seine Ansicht genauer dargelegt habe. In kurzen Worten sucht endlich Prof. Ahrens nochmals hinzuweisen, wie der Zustand der Gottentfremdung und damit Zerrüttung der geistigen Klarheit in der Rede des Oedipus enthalten sei. —

Die Sitzung wurde hierauf um 10 Uhr geschlossen. Am nächsten Tage vereinigte sich die Section mit der pädagogischen, um gemeinschaftlich den Vortrag des Prof. Lechner anzuhören und zu discutieren. —

---

beginnen beide Theile in übereinstimmenden Verszahlen. Dann wird beim neunten Verse die Gleichheit unterbrochen, aber beim dreizehnten Halbverse wieder gewonnen. Nunmehr entsprechen sich in dem weitern Verlaufe der Rede bloss die Gedanken und haben um so mehr Verse, je bedeutender ihr Inhalt ist. Doch scheint auch hier eine gewisse Regelmässigkeit obzuwalten, deren Entwickelung jedoch einer genaueren Untersuchung bedarf, als hier gegeben werden kann.

Verhandlungen der pädagogischen Section.

Verzeichniss der Mitglieder.

1. Prof. Grasberger aus Würzburg.
2. Prof. Klein aus Mainz.
3. Dr. A. Müller aus Hameln.
4. Rector Dietsch aus Grimma.
5. Prof. Piper aus Berlin.
6. Prof. Mündler aus Nürnberg.
7. Prof. Enderlein aus Schweinfurt.
8. Dir. Baumeister aus Gera.
9. Dr. Simon aus Schweinfurt.
10. Dir. Hollenberg aus Saarbrücken.
11. Rector Lampert aus Würzburg.
12. Dr. Ritz aus Hersfeld.
13. Studienl. Müller aus Kaiserslautern.
14. Oberstudienrath Schmid aus Stuttgart.
15. Rector v. Jan aus Erlangen.
16. Rector Rott aus Eichstädt.
17. Hofrath Behaghel aus Mannheim.
18. Dir. Classen aus Hamburg.
19. Dr. Riedenauer aus Würzburg.
20. Rector Oelschläger aus Schweinfurt.
21. Prof. Grossmann aus Hof.
22. Pfarrer Schattenmann aus Schweinfurt.
23. Prof. Lechner aus Hof.
24. Rector Fischer aus Speier.
25. Prof. Prien aus Lübeck.
26. Assistent Metzger aus Bayreuth.
27. Prof. Bayer aus Schweinfurt.
28. Prof. v. Karajan aus Graz.
29. Gymnasiall. Hermann aus Hanau.
30. Studienl. Klüber aus Würzburg.
31. Prof. Schiller aus Ansbach.
32. Dir. Piderit aus Hanau.
33. Dir. Eckstein aus Leipzig.
34. Prof. Bergmann aus Brandenburg.
35. Studienl. Kilian aus Münnerstadt.
36. Studienl. Zorn aus Wunsiedel.
37. Studienl. Keppel aus Schweinfurt.
38. Studienl. Schmauser aus Bayreuth.
39. Studienl. Baldi aus Bamberg.
40. Prof. Weissenborn aus Eisenach.
41. Studienl. Nusch aus Dürkheim.
42. Prof. Wehner aus Bamberg.
43. Dr. M. Mezger aus Augsburg.
44. Dr. Zink aus Würzburg.
45. Prof. Ernenwein aus Würzburg.
46. Prof. Teuffel aus Tübingen.
47. Seminarl. Schmidt aus Eisenach.
48. Dir. Münscher aus Marburg.
49. Prof. Sörgel aus Hof.
50. Dr. Hartwig aus Cassel.
51. Studienl. Westermeyer aus Nürnberg.
52. Subrector Döhlemann aus Neustadt a. H.
53. Prof. Schreiber aus Ansbach.
54. Prof. Löhlein aus Carlsruhe.
55. Prof. Wedewer aus Frankfurt a. M.
56. Dir. Graff aus Petersburg.
57. Dir. Wiegand aus Worms.
58. Dir. Steinmann aus St. Petersburg.
59. Dr. Arnold aus München.
60. Prof. Bopp aus Stuttgart.
61. Dr. Autenrieth aus Erlangen.

Erste Sitzung, Donnerstag den 1. October früh 8 Uhr.

Nach einer Begrüssung durch den in der Versammlung zum Vorsitzenden bestimmten Prof. Grasberger aus Würzburg übernehmen die Studienlehrer Klüber, Dr. Riedenauer und Dr. Zink, sämmtliche aus Würzburg, das Secretariat.

Nach mehreren geschäftlichen Mittheilungen der Präsident: Von Herrn Director Hollenberg aus Saarbrücken wurde ein Vortrag über englisches Unterrichtswesen eingereicht. Ich weiss nun nicht, ob Herr Hollenberg diesen Vortrag hier selbst halten oder denselben nur im Manuscripte übergeben will.

Director Hollenberg: Ich hatte blos vorgeschlagen, falls nicht ein besserer Gegenstand hier zur Verhandlung kommen würde, einen kleinen Artikel zur Verlesung zu bringen, der nicht auf englisches Unterrichtswesen direct sich bezieht, sondern das Urtheil eines erfahrenen Mannes Namens Arnold hierüber zum Gegenstande hat, woran sich dann vielleicht eine Discussion anknüpfen könnte. Es müsste aber alles andere Material erschöpft sein, ehe ich auf meinen Vorschlag eingehen kann.

Präsident: Wäre es nicht zu empfehlen, dass Herr Hollenberg in gewisse kurze Thesen seinen Vortrag zerlegen und diese zur Discussion mittheilen möchte?

Hollenberg: Das lässt sich nicht thun wegen des historischen Zusammenhanges.

Nach einer lebhaften, doch resultatlosen Discussion über die Tagesordnung beginnt Studienlehrer Dr. Simon aus Schweinfurt seinen Vortrag über den lateinischen Elementarunterricht.

Gymnasialreform lautet eines der Wörter, in welchen die Gegenwart einen Ausdruck ihrer Bedürfnisse gefunden zu haben glaubt. Die alten Einrichtungen unserer gelehrten Schulen sollen nicht mehr genügen, und während man angeblich selbst nur nach Bildung trachtet, scheut man sich nicht mit rauher Hand an den Grundpfeilern der bestehenden Bildungsstätten zu rütteln. Lehrstoff und Lehrsystem möchte man ändern, weil unserer Zeit, die vielfach mit dem Massstabe des augenblicklichen, greifbaren Vortheils zu messen beliebt, die schliesslich erreichte Summe der Kenntnisse den Aufwand an Kraft und Zeit zu wenig zu lohnen scheint. Vorzüglich sind es die alten Sprachen, deren nothwendige Erlernung als nicht mehr zeitgemäss bestritten, deren methodischer Betrieb, als kleinliche Pedanterie verschrieen, am meisten und härtesten getadelt wird. Nicht selten beruhen zwar diese Vorwürfe auf gänzlichem Mangel an Einsicht und Kenntniss, und dürfen als solche uns wenig berühren; ist doch die Schule ein Feld, zu dessen Bebauung sich jeder berufen glaubt. Doch ist auch nicht zu läugnen, dass nur zu oft die Gymnasien gerade an denjenigen ihre entschiedensten Gegner haben, um deren geistige Ausbildung sie früher sich ängstlich bemüht, und auf deren Dank sie Anspruch hätten, wenn anders die Schule dem Schüler gegenüber auf ernstliche Dankbarkeit rechnen dürfte. Diess mahnt zur Prüfung. Denn wenn auch der hohe Werth der humanistischen Gymnasien durch die Geschichte anerkannt, und historische Wahrheit nicht durch flüchtiges Wort zu beseitigen ist, so könnte doch vielleicht, ganz abgesehen von anderen nicht unberechtigten Anforderungen der Gegenwart, selbst in der üblichen Behandlungsweise des sprachlichen Unterrichts etwas liegen, das ihm die Herzen der Jugend entfremdet. Und diess scheint mir um so gewisser, als wir Lehrer selbst immer mehr Veranlassung haben an unseren Schülern den zunehmenden Mangel an Kenntnissen, an Interesse, an Freudigkeit und Lust zu dem zu rügen, was frühere Geschlechter für's ganze Leben hob und begeisterte. Die Zeitrichtung

allein kann für diese Erscheinung unmöglich die Ursache sein, so wenig als die Verkürzung der Unterrichtszeit, wenn beide auch immerhin störend einwirken mögen. Und ist vielleicht die Natur der Jugend eine andere geworden? Nein, ich glaube vielmehr, wie ich es denn überhaupt immer räthlicher finde den Grund etwaigen Missgeschicks eher in mir als ausser mir zu suchen, dass in der That die Lehrmethode, soweit wir sie in den Lehrbüchern ausgeprägt sehen, nicht immer die zweckmässigste ist, indem sie den eigenthümlichen Bedürfnissen eines gedeihlichen Unterrichts zu wenig entspricht, und so zu sagen den Anschein hat, als ob sie ihre erste Entstehung mehr dem Scheine der Lampe als dem frischen Verkehr mit der Jugend verdanke.

Mit welchem Rechte ich diese Behauptung wage, mögen einige Andeutungen über Methode des lateinischen Unterrichts beweisen. Doch erwarten Sie nicht viel: es könnte leicht auch Ihnen das Wahre nicht neu, das Neue nicht wahr erscheinen. Ich streite nicht für Principien, was unserem Stande so nahe liegt und oft den Blick in die Wirklichkeit trübt; ich spreche Erfahrungen aus, und muss, da die Praxis wohl überall das Gleiche lehrt, zum Theil wiederholen, was andere schon früher geschrieben und mehr oder weniger gut durchgeführt haben. Daher darf ich wohl auch nicht fürchten, dass Sie mir die Bedeutung der Lehrbücher unterschätzend entgegenhalten, dass Methode von selbst sich bilde oder dass ein tüchtiger Lehrer auch mit dem schlechtesten Buche schöne Resultate, ein unfähiger selbst mit dem besten nichts erziele; denn solche Sätze, so schön sie auch lauten, sind eitel und unhaltbar. Im Gegentheile würde ich es als den grössten Fortschritt in der Entwickelung des gelehrten Schulwesens begrüssen, wenn alle Lehramtscandidaten, bevor sie selbstständig ein eigenes Amt übernähmen, gerade um der Methode willen von älteren erprobten Lehrern auch praktisch gebildet werden könnten.

Der lateinische Unterricht ist theils grammatisch-stylistischer Natur, theils beschäftigt er sich mit der Lectüre.

Das erste und zugleich wichtigste Lehrmittel ist die Grammatik. Diese muss kurz und auf das Nöthige beschränkt sein. Denn während man von einem für den Privatgebrauch bestimmten Lehrbuche mit Recht über alle Fragen Aufschluss verlangt — und ich wollte, wir besässen eine solche lateinische Grammatik —, so setzt die Schulgrammatik selbst wieder stets einen Lehrer voraus, und soll nur der trockene Grundriss oder Leitfaden sein für den frischen mündlichen Vortrag des seinen Stoff im ganzen Umfange beherrschenden Lehrers. Daher ist einerseits der Inhalt genau nach dem unmittelbaren, wirklichen Bedürfnisse des Unterrichts zu berechnen, andrerseits alles, was mehr nur der Erklärung dient und jedenfalls besser aus dem Munde des Lehrers kommt, ohne Bedenken zu verwerfen. Denn der Schüler soll im Laufe der Schulzeit alles, was in der Grammatik steht, lernen, nicht aber um es nur etwa wieder zu vergessen, sondern um es in seinem ganzen Umfange praktisch zu verwerthen. Und besteht dann vielleicht das unschätzbar bildende Element des lateinischen Unterrichts in der zahllosen Menge von Regeln und Ausnahmen, oder nicht vielmehr in dem einfachen, durchsichtigen, unwandelbaren, streng logischen Bau der Sprache? Um aber diesen zu zeigen und dem Schüler zum Verständniss zu bringen, genügt ein verhältnissmässig geringeres Maass sprachlicher Erscheinungen, wie sie uns in den schriftstellerischen Erzeugnissen der besten Zeit entgegentreten. Dann muss der Schwerpunkt des Unterrichts, der jetzt vielfach verschoben scheint, stets in der Schule, nicht im Hause zu finden sein. So wird der Schüler auch viel, ja sehr viel hören und merken, was nicht im Lehrbuche steht

und doch nicht entbehrt werden kann; auch viel, ja sehr viel schneller und leichter verstehen und behalten, als die ausführlichste Grammatik es jemals möglich macht. Oder liegt nicht gerade darin für den Verfasser einer Schulgrammatik die grösste Schwierigkeit, dass sein Werk für alle Classen ausreichen und doch für jede Altersstufe, dem Knaben wie dem Jünglinge verständlich sein soll? Dies ist nur dem Vortrage des Lehrers möglich, weil nur er die besonderen Bedürfnisse der jedesmaligen Schüler berücksichtigen und nicht blos den einzelnen Altersclassen, sondern auch den oft sehr verschiedenen Jahrescursen sich anpassen kann. Und wenn wir uns gar denken, wie 16 oder 18jährige Jünglinge, mit Aufmerksamkeit und Spannung den Worten des Lehrers folgend, sei es aus eigenem Antriebe, sei es durch den Lehrer veranlasst, sich richtigeres schreiben, ist dies als Zeitverlust zu tadeln? Sollten wir nicht vielmehr alles aufbieten, um unserer durch uns selbst verwöhnten und bequem gewordenen Jugend zu mehr Energie und Thätigkeit zu verhelfen? Liegt ohnehin ja die Aufgabe des höheren grammatischen Unterrichts weit weniger in der Erweiterung des Stoffes als in der tieferen Begründung. Wer sich aber gleichwohl aus diesen oder jenen Gründen mit einer Beschneidung der Grammatik nicht befreundet, der lässt sich doch vielleicht erbitten, in einer Mussestunde einmal zu berechnen, wie viel Bogen unserer umfangreichen Grammatiken wohl das sichere grammatische Wissen der meisten unserer Abiturienten im Durchschnitte einnehmen würde, wenn ich auch gern zugebe, dass dieses Resultat für uns nicht maassgebend sein darf.

Allein die Kürze beruht nicht nur in der Beschränkung des Stoffs, sondern mindestens ebenso sehr auch in seiner Vereinfachung, Ordnung und Vertheilung. An und für sich sind zwei Eintheilungen möglich. Entweder man ordnet wie bisher und setzt gewissenhaft nur Nominativ unter Nominativ, und Ablativ unter Ablativ. So trifft es sich, dass bei der Declination ein Wort wie *vis* die Gewalt unter fünf verschiedenen Paragraphen zu stehen kommt, indem es unter den besonderen Regeln über den Acc. S., den Abl. S., den Nom. Pl., den Gen. Pl., und endlich auch unter der Defectiva aufgeführt wird. Ebenso ist der Gen. qualit. vom Ablat. qualit. getrennt, und noch unzählig anderes, was den ersten Unterricht, für welchen doch die Grammatik zunächst bestimmt ist, zumal bei seinem langsamen Gange wesentlich erschwert. Dieser verlangt, wie schon ein flüchtiger Blick in's Lehrzimmer zeigt, dass alles, was zur Declination oder Construction eines und des nämlichen Wortes gehört oder sich sonst irgend wie im Interesse der Sache leicht vereinigen lässt, auch thatsächlich zusammengestellt, und dann alle sich ergebenden Regeln vom Leichteren zum Schwierigeren fortschreitend in Gruppen geordnet werden. Daher fügt er sich für den Knaben *sitis sitim siti*, *dulcis dulci dulcium dulcia*, *pauper paupere pauperum*, aber auch *tetendi* und *totondi* zusammen; ferner die active und passive Construction von *nominare* nebst dem sachlich sehr nahe liegenden *mihi est nomen;* dann *memor* und *immemor* mit *memini admoneo* und *obliviscor*, *fossa decem pedum* und *fossa decem pedes lata*, *volo* mit dem Infin., Acc. c. Inf., *ut* und dem blossen Conjunctiv, *audio* mit dem Acc. c. Inf., dem Part. Praes., dem Conjunct. mit *cum* und *audior* persönlich construirt, dann *inops* und *plenus* mit *dives* und *refertus*, den Gen. pretii mit dem Ablat. pretii, den deutschen Behauptungssatz mit dem lateinischen; endlich im Anschluss an die Muttersprache alle lateinischen Ausdrucksweisen für das deutsche d a s s oder den Infin. mit zu. Durch solche Zusammenziehung des Aehnlichen und scheinbar Aehnlichen wird der Knabe veranlasst zu denken, durch das Vergleichen und Scheiden Verständniss und Einsicht gefördert, zumal wenn der Lehrer gehörig versteht, das Allgemeine

vom Besonderen, die Arten von den Unterarten zu trennen und dieses an der Tafel anschaulich zu machen. Dies hat man längst erkannt, wie deutlich die Zusammenstellung der Orts- und Zeitbestimmungen, der Fragen und anderen Satzarten zeigt; doch hat man nicht gewagt, oder wenigstens nicht versucht allgemein so zu verfahren. Etwa weil man glaubt, die systematische Eintheilung der Grammatik zu zerstören und dadurch jede eingehendere Betrachtung in Frage zu stellen? Allein was hindert denn durch die Schüler selbst später, so bald es nöthig, die jetzige Ordnung herstellen zu lassen. Im Gegentheile gibt es der alten Sache neuen Reiz, und Reiz ist einer der wichtigsten Geheimmittel des Lehrers. Oder soll der Lehrer, wie's ihm beliebt, die Ordnung bestimmen? Unmöglich. Denn einmal sind die Uebungsbücher alle nach der Grammatik gearbeitet, so dass der Unterricht von ihren Fesseln sich unmöglich frei machen kann; dann hauptsächlich auch deswegen, weil der praktische Unterricht neben der Zusammenziehung der Regeln auch die grösste Kürze und Präcision in der ersten Stilisirung verlangt.

Denn sämmtliche Regeln müssen memorirt werden können. Memorirt, sage ich, weil der Knabe nun einmal nur das fortbehält, was er wortgetreu lernt; und seinem Alter überhaupt, wenn auch nicht immer das Lernen, so doch, wenn's gilt, etwas sicher zu merken, das Auswendiglernen Bedürfniss ist; dann gibt's bei jedem Lehrgegenstande Dinge, welche durchaus wörtlich gelernt werden müssen, und dazu rechne ich im lateinischen Unterrichte die grammatischen Regeln. Oder könnte der mathematische Unterricht bestehen ohne das Auswendiglernen der Lehrsätze? Der Religionsunterricht ohne das des Katechismus? So verwerflich es wäre, den gesammten Unterricht im Memoriren aufgehen zu lassen, so schädlich ist das Nichtmemoriren: denn mit dem Memoriren wäre dem lateinischen Elementarunterrichte jede sichere Grundlage, jede Möglichkeit einer leichten und gedeihlichen Entwickelung entzogen. Worin beruht denn das Geheimniss, eine tüchtige Classe heranzubilden? Vornehmlich in der Kunst, das Alte so häufig zu wiederholen, als theils die jugendliche Natur, theils die Schwierigkeit der Sache erfordert, ohne dass der Schüler es recht merkt, oder die Zeit für das Neue verloren geht. Das setzt aber nothwendig das sorgfältigste Memoriren voraus, weil dann oft ein Wort zur Wiederholung genügt, wo sonst eine Viertelstunde nicht ausreichen will. Zugleich kann nur so der Schwache, wenn auch langsam, mit vorwärtsschreiten. Denn wenn er auch bei der ersten und zweiten Erklärung der Regel noch nicht mitdenkt, so kann er doch mit lernen, und einmal kommt in der Regel doch das Verständniss. Endlich ist durch das Memoriren die Einheit des Unterrichts einer ganzen Lehranstalt bedingt, insbesondere da, wo das Classlehrersystem streng durchgeführt ist und so der Lehrer mit jedem Jahre wechselt. Denn die Jugend hängt am Worte, so lange sie nicht selbstständig urtheilen kann, und sieht leicht in jedem neuen Ausdrucke eine neue Regel.

Wie also eine Grammatik, so muss auch eine Fassung der Regeln durch alle Classen hindurchgehen und von Lehrer und Schüler streng eingehalten werden, so verschieden auch die Erklärung und Begründung der einzelnen Lehrer ist und sein muss.

Selbst ein und dasselbe Beispiel sollte stets die Regel begleiten, mögen immerhin auch noch so viel andere hinzukommen, und daher bedarf eigentlich auch die Grammatik für jede Regel immer nur eines einzigen Beispiels. Der Lehrer freilich, der die Regel an Beispielen erklärt, braucht mehr, doch fallen diese theils seiner häuslichen Vorbereitung, theils dem praktischen Uebungsbuche zu. Nur muss das eine Beispiel nach allen Seiten hin möglichst gut gewählt, ja so zu sagen, das beste sein, welches sich finden lässt, und hiezu beizusteuern sollte jeder Lehrer zum Nutzen der Schule als Pflicht erachten.

Aber ist nicht zu besorgen, dass durch die Anstrengung des Memorirens die zarten Kräfte des jugendlichen Alters überreizt und abgestumpft werden? Wer die Jugend nicht kennt, mag allerdings so fragen. Denn das jugendliche Gedächtniss nimmt gleich dem Wachse leicht auf, und was dem Manne eine Arbeit, das ist dem Knaben ein Spiel. Und fällt auch wirklich einem unter vielen das Lernen schwer, so ist es gerade für ihn die grösste Wohlthat, wenn er gezwungen wird, das schwache Gedächtniss täglich zu üben. Scheuen wir uns überhaupt nicht, der uns anvertrauten Jugend ein tüchtig Stück Arbeit zuzumuthen; die Jugend soll wissen, dass Lernen ihr Beruf, gerade in unserer Zeit, in welcher die Erziehung, wie es den Anschein hat, mehr und mehr aus dem Hause in die Schule verlegt und statt Arbeitssinn schon dem Kinde Bedürfnisse anerzogen werden, welche sonst der Erwachsene nicht kannte.

Zudem würde in unserem Falle der Memorirstoff nicht sehr gross, die tägliche Aufgabe vollends eine verschwindend kleine sein, weil das Ganze drei bis vier Jahre in Anspruch nehmen dürfte. Denn soviel Zeit ist jedenfalls nöthig, um im Lateinischen eine gediegene Elementarbildung zu erreichen; aber mehr darf auch nicht darauf verwendet werden. Vielmehr sollte der theoretische Unterricht in den folgenden Jahren den sämmtlichen Lehrstoff der Grammatik als bekannt voraussetzen und sich nur mit dessen eingehenderer Erklärung und tieferer Begründung befassen dürfen. Denn wenn auch der grammatische Unterricht allerdings der Erlernung der lateinischen Sprache selbst zunächst dienen soll, so hat er doch auch nicht weniger die Aufgabe, die allgemeine grammatische Bildung des Schülers zu vermitteln, und das muss in den mittleren und oberen Classen geschehen, bis er endlich mit einer kurz gefassten, vergleichenden Darstellung einiger Hauptpartieen der lateinisch-griechischen und deutschen Grammatik gleichsam als einer philosophischen Propädeutik zum Abschlusse gelangt.

Ausserdem muss sich ja an den Elementarunterricht ein wohl geordneter theoretisch-praktischer stilistischer Cursus anreihen, der sich selbst wieder über mehrere Jahre erstreckt, und fast alle Zeit, welche wir der Lectüre abbrechen, für sich allein in Anspruch nimmt. Ob dies freilich überall der Fall ist, möchte ich bezweifeln; wenigstens kenne ich bis jetzt nur ein einziges Lehrbuch, das in bestimmter Stufenfolge stilistische Regeln theoretisch-praktisch dem Schüler nahe bringt, während die anderen Uebersetzungsbücher ein freies, ungebundenes Treiben auf dem stilistischen Gebiete voraussetzen, wie es vielleicht auch einigen Nutzen schaffen mag, in der Schule aber mit Ausnahme der obersten Classen nicht vorkommen sollte.

Da nun aber jeder sprachliche Unterricht, wenn anders er fruchtbar sein soll, unausgesetzte praktische Uebung verlangt, so bedarf auch das lateinische Uebungsbuch noch besonderer Beachtung.

Das erste Erforderniss ist ein streng methodischer Stufengang, wie er im Allgemeinen durch die Grammatik bereits vorgezeichnet ist. Allein es ist zugleich, und dies gilt insbesondere von der niedersten Stufe des Elementarunterrichts, auch der Bildungsstand des Anfängers nicht ausser Acht zu lassen. Denn was macht den ersten Unterricht schwierig? Dass der Knabe lateinisch lernen soll, ohne deutsch zu können. Und doch ist dies kein Missverhältniss, sondern es liegt in der Natur der Sache, insofern eben dem kindlichen Auge das Wesen der Muttersprache erst in dem Spiegel der fremden sichtbar wird. Dieser wichtige Gesichtspunkt aber ist den Verfassern unserer Uebungsbücher, wie es scheint, ganz entgangen:

sie denken blos an's Lateinische, nicht aber daran, dass beide Sprachen, Lateinisch und Deutsch zugleich gelernt werden müssen.

Das Uebungsbuch besteht aus einem deutsch-lateinischen und einem lateinisch-deutschen Theile. Beide Theile ergänzen sich gegenseitig und gehen vom Aufang bis Ende parallel neben einander her, indem der Schüler gleichzeitig die Regel am Deutschen anwenden und am Lateinischen finden lernen muss. Jeder einzelne Theil zerfällt selbst wieder im Anschluss an den theoretischen Unterricht in verschiedene Jahrescurse.

Der erste umfasst die Formenlehre und theilt sich in zwei Hauptabschnitte, deren erster von der Declination bis zum Verbum nur abgerissene, einzelne Wörter und Ausdrücke, der zweite aber Sätze, einfache und zusammengesetzte, coordinirte und subordinirte, in bestimmter Reihenfolge enthält. Dadurch wird zugleich ein Theil des deutschen grammatischen Unterrichtes überflüssig, und Zeit für praktische Uebungen erspart. Abgerissene Wortformen aber werden zuerst genommen, weil sich an diesen die Formenlehre am leichtesten und sichersten einüben lässt, und sich so zugleich die nöthige Reihenfolge und Abwechselung ergibt. Auch verweilt bei solchen Uebungen der Knabe mit grösserer Lust, so lange der Lehrer selbst ihm die Lust nicht benimmt, denn ihm ist die Form schon Inhalt genug. Unter den fünf Declinationen kommt die dritte als die schwierigste zuletzt. Die gemischten Beispiele über die fünf Declinationen dienen zugleich zur Einübung der Geschlechtsregeln. Ist so der Knabe in der Declination mit der Bestimmung des Geschlechts der Substantive sicher, dann erst wird die Verbindung des Substantiv mit dem Adjectiv geübt, weil nun der Knabe seine Aufmerksamkeit der nothwendigen Uebereinstimmung beider Wortarten im Genus Numerus und Casus ungetheilt widmen kann. So geht's streng methodisch, vom Leichteren zum Schwierigeren weiter unter sorgfältigster Berücksichtigung der für das Knabenalter eigenthümlichen Schwierigkeiten. Nur bemerke ich noch, dass die vier Conjugationen des Verbums mehr nebeneinander als durcheinander einzuüben sind.

Der zweite und dritte Jahrescursus theilt sich in die Syntax, jedoch nicht so, dass im zweiten die Syntax des Nomens, im dritten die des Verbums behandelt wird, was meines Erachtens ein pädagogischer Missgriff ist, sondern je nach der Schwierigkeit und Bedeutung; denn bei jeder vernünftig geleiteten Uebung kommt immer das Leichteste zuerst, das Schwerste zuletzt, das Wichtigere früher, das Unwichtigere später, wenn auch in der Mitte die Ordnung oft zufällig und gleichgültig ist. Doch wird die gleiche Gruppirung der Regeln wie bei der Grammatik beobachtet. Der lateinisch-deutsche Theil nimmt die jetzt in der Grammatik stehenden Beispiele auf. Dadurch wird zugleich der Umfang der Grammatik als Lernbuch bescheidener, und dann auch verhütet, dass Nepos und Caesar zum grammatischen Uebungsbuch herabgewürdigt werden. Denn wenn auch die grammatische Erklärung eines Schriftstellers in der Schule zumal auf so niederer Stufe immerhin das Erste ist, so kann doch in dem Schüler nicht früh genug das Gefühl geweckt werden, dass sie nur eine Seite der Interpretation, die historische, logische, ästhetische Betrachtung aber mindestens eben so wichtig ist. Die zusammenhängenden Stücke des dritten Cursus im deutsch-lateinischen Theile lehnen sich am besten als Imitationen an Cornelius Nepos an, um früh den Schüler an Verwerthung des bei der Lectüre sich darbietenden sprachlichen Materials und überhaupt an eine freiere Handhabung der lateinischen Sprache zu gewöhnen, was zugleich die beste Vorschule der Stilistik ist. Der letzte Jahrescursus erstreckt sich über die ganze Grammatik und soll in einzelnen kleineren Reihen zusammenhängender Stücke, welche theils frei, theils nach Caesar entworfen

sind, alle Regeln der Syntax, insbesondere die schwierigeren fortwährend zur Anwendung bringen. Dazu empfehlen sich besonders längere Perioden. Die Imitation aber wird selbstverständlich eine freiere. Dieser Theil verlangt die grösste Sorgfalt, weil mit ihm die rein grammatischen Uebungen abschliessen sollen. Ein lateinisch-deutscher Theil ist hier natürlich überflüssig. Zwischen dem Uebungsbuche und der Grammatik aber steht, beide unterstützend, das Vocabularium.

Ich frage, wie ist es einzurichten? Etymologisch-sachlich, sachlich und etymologisch, oder im Anschluss an das Uebungsbuch grammatisch-sachlich und etymologisch?

Zur sachlichen Behandlung gaben wohl die Vocabularien der neueren Sprachen die Veranlassung, wenn auch diese Eintheilung selbst schon älter ist. Allein diese sind ja doch für die lebendige Conversation berechnet, was dem lateinischen ganz fern liegt. Dort mag der erste Unterricht mit *la tête* „der Kopf", *la bouche* „der Mund" beginnen, was soll aber dem lateinischen Unterrichte solche Zusammenstellung nützen? Meint man etwa, dass es dem Schüler förderlich oder auch nur interessant ist, unter der Rubrik „Instrumente" zu lernen, dass *forceps* die Zange, *furnus* der Backofen, *scalpellum* die Lanzette bedeutet? oder dass es geistig bildend auf ihn wirkt, wenn mit *lacus* nach *scirpus, arundo, ciconia, grus, spatior, pedica* vereinigt sind, vermuthlich weil am See Rohr und Binsen wachsen, Störche und Kraniche einherstolziren und vielleicht in Schlingen gefangen werden können? Ich möchte dann wenigstens *improbus* oder etwas ähnliches nicht missen, weil das Fangen so harmloser Thiere doch jedenfalls nichtswürdig ist und so dem Knaben gegenüber die Geschichte die herrlichste Moral bekäme.

Auch an das Uebungsbuch möchte ich das Vocabular nicht so eng angeschlossen sehen. Denn wenn auch eine nahe gegenseitige Beziehung wünschenswerth ist, so darf diese doch nicht die freie Bewegung des Uebungsbuches hemmen; müssen ja manchmal und in der Formenlehre sogar sehr oft dem Schüler, um Verständniss und Sicherheit zu prüfen, geradezu ganz fremde, ihm völlig unbekannte Wörter absichtlich vorgelegt werden.

So bleibt nur noch die etymologische Vertheilung übrig, und diese erscheint mir auch im Allgemeinen als die einzig richtige. Sie allein verhilft leicht und schnell zur Kenntniss von Wörtern, wirkt bildend und entspricht so dem Zwecke des lateinischen Unterrichts. Doch wäre es natürlich eine Thorheit, wollte man den Anfänger, der noch Formen lernt, mit Etymologien plagen. Ich denke so: Das Vocabular wird eingetheilt in vier Abschnitte. Der erste Abschnitt, für die ersten Monate bestimmt, enthält im genauen Anschluss an den grammatischen Unterricht eine reiche Auswahl der geläufigsten Substantiva, Adjectiva, Verba und Adverbia, um schon in der ersten Stunde mit dem Wörterlernen anfangen zu können, und für den mündlichen Unterricht jederzeit reichen Uebungsstoff zu besitzen. Denn der Schüler soll von vornherein merken, dass zur Erlernung einer Sprache das eifrige Memoriren von Vocabeln erste Bedingung ist. Der zweite Abschnitt, für die späteren Monate des ersten Jahres bestimmt, bringt das Allgemeine der Wortbildungslehre vom Einfachsten zum Schwereren aufwärts steigend an zahlreichen, dem Bedürfnisse des Schülers nahe liegenden Beispielen praktisch zur Anschauung und zum Verständniss. Der dritte Abschnitt vertheilt sich auf das zweite bis vierte Jahr und enthält in etymologischer Ordnung sämmtliche Wörter, deren Kenntniss bei einem tüchtigen Schüler billig vorauszusetzen ist. Lässt sich die deutsche Bedeutung sicher errathen, so darf sie natürlich nicht beigesetzt werden, weil auch das Geringste, das bilden kann, als Bildungsmittel verwendet werden muss. Zur Schonung des Buches sind die

einzelnen Curse durch den Druck zu scheiden. Der vierte Abschnitt fiele den mittleren und höheren Classen zu, und würde, grammatisch-stilistisch geordnet, den Zweck haben, mit den feststehenden Redensarten und Wendungen des Sprachschatzes näher bekannt zu machen. Hier könnte zugleich für vieles, was die Uebersichtlichkeit und Kürze der Schulgrammatik stört und an sich doch nur für höhere Classen von Bedeutung ist, eine passende Stelle gefunden werden.

Was endlich die Lectüre betrifft, welche in den mittleren und oberen Classen im Vordergrunde steht, so ist dahin zu wirken, dass mehr und mit mehr Erfolg gelesen werden kann. Dieses erreichen wir durch eine umfassendere und gediegenere grammatische Vorbildung, und den Weg, wie diese sich aneignen lässt, glaube ich eben gezeigt zu haben. Denn die ungenügende Kenntniss der Elementargrammatik ist es, welche jetzt dem Schüler das Verständniss, dem Lehrer die Erklärung so sehr erschwert; sie ist es, welche den Lehrer zwingt, sich im Kreise grammatischer Fragen zu drehen und immer wieder auf's neue auf Dinge zurückzukommen, welche längst in unteren Classen hätten sicher gelernt werden sollen; sie ist es daher auch, welche bei so vielen die Freude an den Classikern schon im zartesten Keim erstickt. Denn alles zur bestimmten Zeit: was unten rasch und mit Lust sich lernt, erzeugt oben nur gar zu leicht Verdruss und Widerwillen. Aber es fehlt häufig noch etwas anderes. Wie viele Schüler wissen nicht, was Vorbereitung, nicht was Uebersetzung heisst; wie viele achten nicht auf den Bau der Perioden, nicht auf die Stellung der Wörter, nicht auf die Verbindung der Sätze, nicht auf den logischen Zusammenhang der Gedanken, nicht auf die kunstreiche Gestaltung des Stoffes, nicht auf die vollendete Form der Darstellung? Dürfen wir uns da noch wundern, wenn ihnen die richtige Werthschätzung der altclassischen Meisterwerke fehlt, und sie nichts von deren bildendem Einfluss auf Geist und Herz an sich selbst verspüren?

Allerdings haben die alten Classiker so wenig als die unsrigen für Knaben und Jünglinge geschrieben; gleichwohl aber lassen sich ihre Werke von diesem Alter lesen und verstehen, bewundern und lieben, wenn nur die Schule das ihrige thut; und ist vollends das Herz des Lehrers begeistert, dann wird auch im Schüler Begeisterung nicht fehlen. —

Präsident: Der eben beendete Vortrag bietet nach meiner Ansicht im Einzelnen so viel Controverses, dass ich mir erlaube, Sie zu fragen, ob eine Discussion über den einen oder anderen Punkt oder am Ende über die das Ganze durchziehende Ansicht über derartige Beiträge zu dem Elementarunterricht eröffnet werden soll.

Director Eckstein: Ich glaube doch, dass uns Herr Professor Simon nicht blos einen Vortrag gehalten hat, um eine Vorlesung zu halten, sondern auch die Ansicht der Versammlung darüber zu hören. Das war ja eine Rede *pro aris et focis*, mit der Herr Simon dem Bürgermeister der Stadt Würzburg erwidert hat (Heiterkeit). Ich finde das um so zweckmässiger, dass wir, die wir ja hier versammelt sind im bayerischen Lande, auch von einem bayerischen Lehrer über diesen Unterrichtszweig etwas hören. Ich bin genöthigt gleich von vornherein zu erklären, aber ich glaube gewiss im Sinne der norddeutschen Lehrer zu reden, dass uns dafür das Verständniss völlig abgeht, und zwar aus sehr einfachem Grunde. Wir werden hineingeführt in eine ganz mechanische Methode, die nach Grammatiken, Uebungsbüchern und Vocabularien fest geregelt ist, nach drei resp. vier Jahrescursen, und erfahren da mit der allergrössten Freude, dessen wir uns in Norddeutschland nicht rühmen dürfen, dass mit drei, höchstens vier Jahren der lateinische Gymnasialunterricht absolvirt werden kann, und nur noch die

äussere Politur in den grammatischen Stoffen gegeben werden soll. Darum muss es uns höchst interessant sein belehrt zu werden, auf welchem Wege dies zu erreichen ist, zumal der Weg, der uns hier gezeigt ist, trotzdem er mancherlei Abweichendes hat, mir als rein mechanisch erscheint. Gerade für diesen Zusammenhang zwischen Grammatiken, Uebungsbüchern und Vocabularien für stilistische Curse haben wir ein sehr treffliches Buch von dem seligen Döderlein. Diesem wollen wir sehr dankbar sein: es hat nicht die Fehler, die Collega Simon gerügt hat. Meine Bitte wäre gerade, dass uns die bayerischen Collegen noch etwas weiter über diese Sache belehrten, denn ich muss gestehen, mir geht das Verständniss hiefür ganz und gar ab.

Simon: Meine Absicht war es nicht, dass der grammatische Unterricht in vier Jahren abgemacht werden soll.

Eckstein: Das sage ich ja auch nicht, hernach kommt ja die Politur.

Simon: Ich will damit blos sagen, dass es im Lateinischen doch ein gewisses Material gibt, welches ein Schüler in die Oberklassen mitbringen soll, wenn der Unterricht hierin und in den zu erklärenden Schriftstellern, wie er wirklich sein soll, in diesen Oberklassen wirklich vorgenommen werden kann. Dazu scheint es mir nöthig, dass man sich das Material in den unteren Klassen fest aneignet, dass es leicht fasslich sei und in memorirbare Form gebracht werde, damit doch etwas vorhanden ist, auf dem jeder andere Lehrer fortarbeiten kann.

Prof. Teuffel: Von den verschiedenen Bedenklichkeiten, die nach meiner Ansicht der Vortrag des Herrn Dr. Simon enthalten hat, scheint mir eine der bedenklichsten die starke Betonung, die er auf das Auswendiglernen gelegt hat. Nach meiner Meinung setzt das eine ideale Grammatik voraus, dergleichen, wie der Vortragende angeregt hat, keine existirt. Nach meiner Ansicht hat das Auswendiglernen von Regeln, und zwar solange es fortgetrieben wird, wenn es nicht nach einer solch vorzüglichen und unübertrefflichen Grammatik geschieht, die allergrössten Nachtheile. Nach meiner Erfahrung, nicht als Schulmann, sondern als Vater, hat dies die Wirkung, dass die Schüler förmlich abgestumpft werden. Von allen Aufgaben, die sie für die Schule haben, ist den Kindern nichts so unerträglich, als Regeln auswendig zu lernen, die sie nicht verstehen; und ich kann in der Beziehung behaupten, dass die Kinder auswendig lernen, ganz ohne Rücksicht auf das Verständniss. Ich kann eben aus meiner Erfahrung nicht beistimmen. Ich glaube, dass die Schüler nur das gerne auswendig lernen und wirklich behalten, wofür sie ein Interesse und Verständniss haben; und wenn vom lateinischen Unterricht und dessen Methode überhaupt die Rede ist, so ist es vielleicht gestattet, eine Kleinigkeit in dieser Beziehung anzureihen. Ich habe an dem heutigen und gestrigen Tage fortwährend die Aussprache des lateinischen *v* als *f* gehört; es gehört zu den Dingen, die feststehen, dass diese Aussprache unrichtig ist, und wenn es sich darum handelt, das Lateinische richtig zu lehren, wird es sich auch darum handeln, es richtig auszusprechen und richtig vorzutragen, da es ja gar keinen Unterschied macht, ob man dem Schüler gleich das Richtige beibringt, oder etwas Falsches. Ich glaube, dass die Sache, wiewohl sie eine Einzelheit und Kleinigkeit ist, mit verschiedenen ästhetischen und Geschmacksrichtungen zusammenhängt. Ich habe wenigstens im Privatunterricht die Erfahrung gemacht, dass ein schon älterer Schüler, der für ein höheres Examen vorbereitet sein sollte, die falsche Aussprache von seiner Schule her gewohnt war, bis ich ihm die Gründe darlegte, warum diese Aussprache entschieden falsch sei, und beifügte, ich wollte ihm ganz überlassen, dass er eine Zeit lang seine alte Methode befolge. Als er aber im Livius an eine Stelle kam, wo mit *f* beginnende Worte

anderen, die mit *v* beginnen, benachbart sind, von diesem Momente an gab er es auf. Denn ich glaube, dass jeder von Ihnen mir beistimmen wird, dass förmlich dies ästhetische Verhältniss das Wort erschwert oder unverständlich macht; da ergibt sich eine ganz absurde Alliteration. Es wäre eine Beleidigung gegen Sie, wenn ich bezweifeln wollte, dass Sie Alle von der Richtigkeit der Aussprache des *v* als *w* überzeugt sind; ich wollte nur nach der praktischen Seite hin diesen Gesichtspunkt hervorheben.

Simon: Was zunächst die Aussprache des *v* betrifft, so habe ich wenigstens so gesprochen, und bin vollständig mit dem Herrn Redner einverstanden. Was das Memoriren betrifft, so geht aus den Worten des Herrn Prof. Teuffel hervor, dass man in Würtemberg memorirt und es dort schwer findet, Regeln zu lernen, die die Schüler schwer verstehen. Das spricht ganz für mich. Dass wir eine solche Grammatik noch nicht besitzen, ist richtig. Zweck meines Vortrags war gerade, zu solchen Dingen anzuregen und irgend Jemanden zu veranlassen, uns mit einer solchen idealen Grammatik zu beschenken. Ich wünsche, dass das Kind nicht mit Memoriren überhäuft wird und namentlich nicht mit Dingen, die es nicht versteht. Aber ich wünsche, dass man eine kurze Regel gibt und es hauptsächlich dem Lehrer anheimstellt, solche so oft zu expliciren, bis es sie behält.

Gymnasiallehrer Dr. Rothfuchs: Ich fühle mich ganz einverstanden mit dem Inhalte des Vortrags des Herrn Simon, und meine Absicht kann daher nicht sein, hier einen Einspruch zu erheben gegen das, was Herr Simon mitgetheilt hat. Um so mehr habe ich das Verlangen, gerade die Gründe der Einsprüche des Herrn Dir. Eckstein zu hören, welcher, wie mir vorschwebt, den Vortrag in seiner Ganzheit angegriffen hat. Herr Eckstein macht dem Vortrag zunächst den Vorwurf, der lateinische Unterricht des Herrn Simon operire mit Grammatiken, Uebungsbüchern und Vocabularien. Ich frage den Herrn Director: Mit welchen Mitteln würde er denn lateinischen Unterricht geben? Ich meine, dass sie ganz unentbehrlich sind. Herr Simon hat uns ja nur die Eigenschaft dieser Hülfsmittel angegeben, und ich bin ganz mit ihm einverstanden, dass er gute Uebungsbücher, Grammatiken und Vocabularien für die nöthigen Lehrmittel hält. Setze ich nun voraus, dass Herr Eckstein auch die Nothwendigkeit dieser drei Instrumente anerkennt, dann würde ich wohl das Verlangen haben zu hören, in welcher Beziehung seine Ansichten von denen des Herrn Dr. Simon dabei abweichen, was derselbe für nothwendige Eigenschaften seiner Uebungsbücher hält. Denn ich glaube, dass auch Eckstein die Nothwendigkeit dieser Instrumente anerkennen wird. Sodann muss ich mich gegen das wenden, was Eckstein von der mechanischen Art des Unterrichts gesagt hat. Ich weiss nicht, worin zunächst das Mechanische liegt, wenn man in jeder Weise Rücksicht nehmen muss auf die Art und Weise, wie der Schüler am schnellsten und mit der grössten Lust etwas lernt. Ich meine, dies würde geleistet durch die Art des Unterrichts, wie uns Herr Simon denselben geschildert hat, dass der Schüler schnell und mit Lust etwas lerne. Selbst muss ich das Absurde — was es auf den ersten Augenblick zu sein scheint, aber in Wahrheit doch nicht ist — anerkennen, dass ein Schüler das gern lernt, was er nicht versteht. Ein Schüler lernt sehr leicht etwas, selbst wenn er es nicht versteht; er versteht und er lernt es, aber er versteht noch nicht so viel davon, als der Lehrer. Ich will nicht dem Grundsatze das Wort reden, dass man die Regeln so einrichtet, dass man sie nicht versteht, im Gegentheil: so verständlich wie möglich für den Schüler müssen die Regeln eingerichtet werden. Aber das Verständniss kommt nach und nach, und ich frage: wie ist es denn mit dem Verständniss der Wörter, die er lernt? Dass *arena* der Sand heisst, versteht er nicht, er lernt's; und wenn er ein Beispiel

lernt, so lernt er das Beispiel und versteht auch, was es im Deutschen heisst; die grammatische Structur mag ihm vielleicht nicht so klar in Bezug auf den Inhalt sein, wie dem Lehrer, aber er lernt's doch gern. Ich will damit durchaus nicht gesagt haben, dass man die Regeln einrichten könnte, wie man wollte; ich meine nur, man solle die Regeln so einrichten, dass die Fassung derselben die beste ist, welche das Verständniss der Schüler am meisten herbeiführen kann.

Eckstein: Zunächst ist es gar nicht meine Aufgabe, hier mein Glaubensbekenntniss über lateinischen Unterricht zu geben. Ich habe auch gegen den Vortrag des Dr. Simon keinen Widerspruch oder gar Einsprache erhoben; ich habe gesagt, dass mir und anderen norddeutschen Collegen das Verständniss dafür abgehe, und darum habe ich gewünscht, darüber näher aufgeklärt zu werden. Aber gegen diesen Satz möchte ich entschieden Protest einlegen, und auch Freund Teuffel würde das sich nicht gefallen lassen. Wir müssen darauf hinarbeiten, immer im Auge zu behalten, was die Gymnasialbildung soll, d. h. dass wir die Schüler präpariren und ihre geistige Kraft bilden. Darin liegt eben die Gefahr, dass wir nicht genug darauf hinarbeiten, die geistige Kraft zu bilden, und das ist bei kleinen Knaben in der ersten Latein-Schule schon möglich und kann erreicht werden. Wenn wir aber blos ihr Gedächtniss zum Memoriren anstrengen, wenn wir ihnen die Regel nur zum Auswendiglernen geben, so wäre das eine fürchterliche Quälerei. Nein, meine Herren! wenn ich meine Verwunderung ausgedrückt habe, so ist das kein Protest; ich habe nur den Wunsch ausgesprochen, belehrt zu werden über die Sache, und das ist mein Wunsch noch jetzt.

Rothfuchs: Wenn es der Wunsch des Herrn Director Eckstein ist, belehrt zu werden, so muss dies noch in viel grösserer Weise mein Wunsch sein, der ich noch ein Anfänger und Neuling bin; das ist der Sinn meiner Worte gewesen. Ich habe nur lernen wollen, worin die Einwürfe des Herrn Director Eckstein bestehen, die er gegen den Vortrag des Herrn Dr. Simon erhebt, nämlich, dass er verwirft die Anwendung der drei Lehrmittel, Uebungsbuch, Grammatik und Vocabularium.

Eckstein: Wenn ich Ihnen meine Ansichten hierüber auseinandersetzen wollte, dann würden Sie sagen: das ist fürchterlich langweilig, und darauf wollen Sie sicherlich nicht eingehen. (Mehrere Stimmen: Ja, im Gegentheil!) Die Fragen, die hier zur Sprache gebracht worden sind, umfassen das gesammte Gebiet des lateinischen Unterrichts, und wenn wir darauf eingehen wollen, wäre eine gewisse Regulirung nothwendig, wie wir das zusammenbringen wollen. Aber dem Herrn Collegen aus Marburg will ich sagen, dass ich mit ihm nur in dem einen übereinstimme, dass die Grammatik kurz sei, für die ganze Schule ausreiche und für die ganze Schule Eine sei. Im Anderen aber lasse ich dem Lehrer die Freiheit, und das ist mehr werth, als wenn Sie vorschreiben, die erste Klasse muss die Grammatik von pagina 1—20, die zweite von pagina 20—40, die dritte von 40—60 lernen; und nun sind wir mit dem Lehrbuche fertig. Darum stimme ich nicht überein mit Herrn Dr. Simon, wenn er läugnet, die Individualität des Lehrers sei die beste Methode.

Director Kiessling: Da wir hier in diesen Tagen zusammengekommen sind aus allen Theilen Deutschlands, um uns über die Grundlagen unserer Bestrebungen zu verständigen, so wäre es höchst bedauernswerth, wenn aus der heutigen Discussion hervorgehen sollte, dass ein wirklich tiefgehender Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland vorhanden wäre. Ich habe allerdings in dem Vortrage des Herrn Dr. Simon Manches gehört, das ich nicht ohne Weiteres zur Anwendung bringen möchte. Ich muss aber auch sagen, dass ich das Streben

unserer Collegen, ein Verständniss, eine Sicherheit, eine Durchübung auf allen Stufen zu gewinnen, in einer gewissen Abstufung nur billigen kann. Und obgleich ich dieses und jenes anders wünschen möchte, so muss ich doch, was die Memorirung betrifft, allerdings aussprechen: auch ich möchte, dass die Regeln von den Knaben verstanden werden; immerhin aber halte ich auf eine feste Memorirung der Regeln. Vor allen Dingen aber lassen wir nicht die Ansicht aufkommen, als ob wirklich tiefgehende Differenzen vorhanden wären; die Methoden sind zwar verschieden, aber die Grundlagen gehen nicht soweit auseinander.

Simon: Ich muss entschieden den Vorwurf zurückweisen, als hätte ich gesagt, der Schüler solle Regeln lernen, die er nicht versteht. Es würde der Memorialstoff für die einzelnen Tage ein ganz verschwindend kleiner sein, weil der Schüler oft nur zwei oder drei Zeilen zu lernen braucht, wozu der Lehrer eine halbe und auch eine ganze Stunde braucht, um dieselben zu expliciren. Ich gehe von dem Gedanken aus, wie ich schon vorhin sagte, dass es doch im Lateinischen eine Anzahl von sprachlichen Regeln gibt, die jeder wissen soll; unsere Schüler wissen sie aber heut zu Tage vielfach nicht. Und demgemäss ist die Frage: wie ist es einzurichten, dass wir zu dieser Sicherheit für die Schüler kommen? Dadurch, dass wir die Grammatik kurz machen. Der Schwerpunkt muss in der Schule liegen und nicht im Hause. Der Lehrer soll in der Schule — wollte ich sagen — die Sache dem Schüler expliciren und anschaulich machen, während es heut zu Tage vielfach anders ist. Die Regel wird in der Schule nur durchgelesen, dem Schüler aufgegeben, sie zu Hause zu lernen. Dadurch geht der Unterricht vielfach auf in Correcturen. Im Principe bin ich mit Herrn Director Eckstein vollständig einverstanden und er hat an und für sich das Gleiche gesagt, wie ich, wenn es auch anders zu sein scheint. Denn ich wahre ja die Individualität des Lehrers; aber eine gewisse Grenze muss es geben; ein Lehrer muss sich in den anderen zu finden wissen und seinen Unterricht so einrichten, dass der nächstfolgende weiterfahren kann, und das ist nur dadurch möglich, dass man eine gewisse Reihe von einzelnen Regeln in eine gewisse Form bringt und dieses Buch die ganze Anstalt durch lernen lässt; der einzelne Lehrer muss soviel dazu thun, als für seine Altersklasse passt.

Rector Lampert aus Würzburg: Ich möchte nur auf zwei Punkte, die von den Herren hervorgehoben wurden, aufmerksam machen, die für uns, weil denn doch von Nord- und Süddeutschland gesprochen worden ist, sehr interessant sind, in der Erwartung, dass die übrigen Herren ihre Ansichten darüber aussprechen. Der erste Punkt ist das, was Herr Dr. Simon mit dem Ausdruck „Memoriren" bezeichnet, und der zweite der goldene Satz: „Der Schwerpunkt liegt in der Schule." Memorirt muss werden, das αὐτὸς ἔφα für den Unterricht fängt mit dem Vaterunser an, welches das kleine Kind von der Mutter lernt; es ist nur die grosse Frage: wie weit soll es getrieben werden und wie soll es getrieben werden? So lange wir in den unteren Volksschulen, die allerdings mit rapider Schnelligkeit zu Universitäten in die Höhe steigen sollen, nichts anderes haben, als Katechismusfragen und diese auswendig lernen lassen, bekommen wir Nichts als arme Jungen, die abgerackert sind wie Postgäule, welche 6—7 Stunden weit den Wagen gezogen haben, und die sehr unmuthig sind, wenn das ewige Auswendiglernen wieder angeht. Wir können aber nicht anders helfen, es ist eben wieder etwas Neues, und sie müssen lernen. Darum aber möge man die Grammatik so kurz wie möglich machen, und dann das Wenige, das drinn ist, lebendig durch den Vortrag des Lehrers vorführen; dann lernt der Schüler mit Freuden auswendig. Und dadurch komme ich auf den zweiten Punkt, der bei uns sehr schwer in's Gewicht fällt, nämlich, es liege der Schwerpunkt in der Schule. Ich habe seit 18 Jahren

mir Mühe gegeben, gerade über diesen Punkt in's Klare zu kommen. Ich habe so wenig als möglich in einem Jahre Hausaufgaben gegeben und mein Ziel dabei erreicht. Ich habe dann wieder im anderen Jahre es anders versucht und recht viele Hausaufgaben gegeben: es ist auch gegangen; aber geplagt waren dabei die Schüler, so gut als ich. Denn entweder waren die Aufgaben schlecht gemacht oder der Herr Instructor machte sie selbst, und ich bin dann düpirt gewesen. Der Junge brachte dann eine fehlerfreie Aufgabe mit. Wenn ich ihn aber fragte, wusste er Nichts. Wenn ich aber unter meinen Augen arbeiten lasse, dann höre ich nicht eher auf, als bis er es kann. Ich stimme Herrn Eckstein vollkommen bei, dass man nicht so gebunden sein darf, zu sagen: Von Seite soviel bis soviel müsst ihr die Grammatik durchbringen. Weit gefehlt, der Lehrer ist frei; er hat sein Pensum in der Vorbereitung des Schülers, und das wird er als Mann von Ehre und Gewissen zu erreichen suchen. Ich möchte also bitten, dass man die beiden Sätze:

1) Das Memoriren ist principiell nothwendig, jedoch in pädagogischer Beziehung auf ein Minimum zu beschränken, d. h. auf das nothwendige Minimum; und

2) der Schwerpunkt im Unterricht in der lateinischen wie in jeder anderen Sprache liegt nicht im Hause, sondern im lebendigen Verkehr zwischen Lehrer und Schüler,

öffentlich vielleicht in Resolutionen niederlege, damit einmal so verschiedenen controversen Ansichten entgegengetreten wird. Das wäre meine Bitte.

Teuffel: Ich möchte zuerst dagegen Protest erheben, als ob ein Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland wäre; ich möchte speciell als Süddeutscher dagegen protestiren; das lässt sich einfach durch Aufführen der Thatsache beseitigen, dass bei uns in Würtemberg für den lateinischen Unterricht das Lehrbuch eines Norddeutschen, des Herrn Middendorf eingeführt ist, wiewohl ich für meine Person wünschen würde, dass in diesem Buche manches anders wäre, so dass es sich dem Ideale des Herrn Director Eckstein mehr nähern würde. Ich bin erfreut und erwärmt worden durch das, was Herr Director Eckstein als Aufgabe und Ziel des lateinischen Unterrichtes aufgestellt hat. Meine Herren! Wir lassen unseren Schülern und Kindern das Lateinische nicht lehren, damit sie lateinisch können, das ist ein sehr untergeordneter Zweck dabei; sondern wir lassen ihnen das Lateinische lehren, damit sie denken lernen, damit sie sprechen und schreiben lernen, damit sie ihrem künftigen Lebensberufe zu entsprechen wissen. Das Lateinische ist nur das geeignetste Mittel. Diesem Ziele wird auf dem Wege am meisten entsprochen, den Herr Director Eckstein, der ebensosehr Latinist als Schulmann ist, gezeigt hat, und deshalb danke ich ihm von meinem Standpunkte aus von Herzen.

Eckstein: Es ist hier ein Gegensatz hingeworfen zwischen Nord und Süd. Ich will Ihnen ganz einfach sagen, worin das liegt: der Gegensatz liegt einzig und allein in der verschiedenen Organisation der Lehranstalten in Süd- und Norddeutschland. Wenn ich vorhin gesagt habe: es geht uns das Verständniss ab, so liegt dies darin, dass wir eine andere Organisation haben als Sie; aber im Ziele sind wir eins, denn Sie müssen mit ihren acht Jahren in der Schule dasselbe erreichen, wie wir mit neun. Vielleicht kommen wir darum ein wenig weiter in Bezug auf die lateinische Composition, aber auch da sieht es in Norddeutschland nicht gerade so splendid aus. Wir haben ein Ziel, und das liegt darin, dass wir den lateinischen Unterricht als tüchtiges Bildungsmittel für Herz und Kopf benützen. Auf eines möchte ich aufmerksam machen, was unsere Nachbarn jenseits des Rheines so lebendig bewegt: die

Franzosen fürchten jetzt nichts mehr, als dass ihr höheres Unterrichtswesen germanisirt würde. Es hat sich eine bedeutende Partei tüchtiger und strebsamer Lehrer gebildet, die mit aller Kraft darauf hinarbeitet, die Vortheile deutscher Gymnasial- und Universitätseinrichtungen nach Frankreich hinüber zu bringen; und nun können Sie denken, welch eine Angst diejenigen ergriffen hat, welche die jesuitische Tradition von zwei Jahrhunderten und darüber festhalten. Denn wesentlich sind die französischen Schulen rein im jesuitischen Mechanismus geblieben. Diese Methode, Latein zu lehren, und dabei stehen zu bleiben, besteht dort vollkommen im alten Rechte. Jetzt sollen unsere Einrichtungen hinüberkommen: *„Germaniser"!* da werden drei Kreuze gemacht von vielen. Lassen Sie uns in dieser Anerkennung des Unsrigen einen Sporn finden, damit das Alte, das jetzt dort vertrieben werden soll, nicht zu uns herüberziehe.

Director Piderit aus Hanau: Ich bin einerseits dagegen, dass die Grammatik kurz sein soll, und gegen den Grundsatz, dass das Lateinische blos Mittel sei, um uns im Denken zu üben. Was die Kürze der Grammatik betrifft, so ist diese nicht blos Memorirstoff, sondern sie hat noch einen anderen Zweck, sie ist dem Schüler nothwendig zum Nachschlagen, besonders dem Primaner. Der muss aber, um nachschlagen zu können, eine umfangreiche Grammatik haben. Deswegen darf die Grammatik, wenn sie die ganze Anstalt durchmachen soll, nicht kurz sein. Denn ausserdem wäre man genöthigt, eine andere für die niederen, eine andere für die höheren Stufen zu nehmen. Was den zweiten Satz betrifft, das Lateinische sei blos Mittel zum Denküben, so glaube ich nicht, dass Herr Prof. Teuffel das so meint. Es ist bei jeder Sprache festzuhalten deren eigenthümliches Wesen; so auch beim Griechischen und Lateinischen. Je mehr in concreto das Lateinische gelehrt wird, für den eigentlichen Zweck, das Lateinische zu lernen, desto mehr wird indirect das Denken geübt.

Teuffel: Ich bin damit vollkommen einverstanden, denn das vereinigt sich einfach dahin: je besser und gründlicher das Latein gelehrt wird, um so mehr wird der Zweck das Denken zu üben, damit erreicht.

Oberstudienrath Schmid aus Stuttgart: Ich glaube, dass es sehr fördern würde, wenn wir diesen viel zu sehr als Gegensatz hingestellten Unterschied zwischen der Betreibung des lateinischen Elementarunterrichtes in Nord- und Süddeutschland weiter verfolgten, und ich bitte deshalb, wie Herr Dr. Rothfuchs, es möge Herr Director Eckstein aus seiner vielfachen Erfahrung das mittheilen, was er mit den Büchern oder anstatt der Bücher, die vorhin als die Elementarbücher bezeichnet worden sind, betrieben wissen will. Es kann Niemand ein grösseres Interesse daran haben, dass Herr Director Eckstein sich darüber ausspreche, als ich.

Präsident: Ich erlaube mir in Anbetracht der vorgeschrittenen Zeit die Frage an Herrn Director Eckstein, ob er auf diesen Antrag eingehen will?

Eckstein: Ich bin nicht geneigt, weil es viel zu umständlich werden würde, und ich nicht wünsche, die Frage soweit auszudehnen, dass die übrigen Herren damit verkürzt werden.

Präsident: Auf die Formulirung der von Herrn Rector Lampert beantragten Resolutionen werden wir noch zurückkommen, etwa am Samstag. Für jetzt glaube ich im Sinne der Versammlung zu handeln, wenn ich die Tagesordnung für morgen bespreche.

Schmid: Herr Simon hat uns von einem einzigen vorzüglichen Uebersetzungsbuch gesprochen; ich wünsche, dass er uns den Namen nicht vorenthalte.

Simon: Ich verwahre mich dagegen, dass ich das Buch gepriesen. Ich sagte nur: „Ich kenne bis jetzt blos ein einziges Buch, das stilistische Regeln in bestimmter Stufenfolge zur praktischen Einübung bringt." Das sind die Berger'schen Vorübungen.

Digitized by Google

Präsident: Wenn Niemand mehr hierüber zu sprechen gedenkt, so schlage ich vor, die morgige Tagesordnung zu fixiren. Vor allem will ich mittheilen, dass morgen Herr Prof. Lechner seinen Vortrag über den Anschauungsunterricht halten wird.

Eckstein: Ich will darauf aufmerksam machen, dass wir auch aus der allgemeinen Versammlung etwas überwiesen bekommen haben, nämlich die Discussion über den Vortrag des Prof. Ahrens über Oedipus R. VV. 216—275. Der Vortrag selbst gehört in das Plenum [1].

Lechner: Um über den ersten Gegenstand der morgigen Tagesordnung zuvor in's Reine zu kommen, so bemerke ich, dass ich, wie einem Theile der Herren, die mit mir zusammen waren, schon bekannt ist, das, was ich vorbringe, in bestimmte feste Thesen bringen werde, die dann morgen allen den Herren, die hierher kommen, gleich beim Eingange gedruckt überreicht werden. Es kann so um 8 Uhr mit Zugrundelegung dieser Thesen vorgegangen werden.

Director Münscher von Marburg wünscht noch den Vortrag des Prof. Hollenberg über das englische Schulwesen auf die Tagesordnung gesetzt. Director Hollenberg zieht aber den Vortrag zurück.

Präsident: Zwei Punkte für die morgige Tagesordnung stehen also fest: der Vortrag über Anschauungsunterricht von Prof. Lechner und die Discussion über den Vortrag des Prof. Ahrens über Oedipus R. VV. 216—275. —

Nach einigen weiteren Bemerkungen Schluss der Sectionssitzung.

Zweite Sitzung, Freitag den 2. October früh 8 Uhr.

Präsident: Bevor wir zu den Gegenständen der heutigen Tagesordnung übergehen, habe ich einige geschäftliche Vorbemerkungen zu machen: Von der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section ist ein Antrag zugegangen, den ich Ihnen vorlesen will, um Ihre Ansicht und eventuelle Antwort ausfertigen zu können. Dieser Antrag geht dahin, dass, weil die Zeit nicht mehr ausreiche, sich über die Frage zu einigen, wie der mathematisch-naturwissenschaftliche Unterricht betrieben werden solle, eine Commission aus drei Mitgliedern gebildet werde, die im Laufe des nächsten Vereinsjahres gewisse Normen fixiren soll, wonach bei der nächstjährigen Versammlung alles Bezügliche festgesetzt werden kann. Es fragt sich nun, ob wir jetzt sofort die Sache zur Erledigung bringen oder auf morgen verschieben wollen.

Eckstein: Nehmen wir den Antrag einfach an: die Mathematiker bieten uns eine Hand, die wir freudig willkommen heissen.

Präsident: Wenn Sie damit einverstanden sind, so käme es darauf an, etwa Commissionsmitglieder zu bezeichnen, selbstverständlich solche Herren, die geneigt wären, im Laufe des nächsten Jahres durch Correspondenz u. s. w. die Angelegenheit zu betreiben, vielleicht bei der nächsten Vereinsversammlung persönlich zu vertreten und so die Sache zum Austrage zu bringen.

---

[1]) Der Vortrag des Prof. Ahrens war inzwischen in der kritisch-exegetischen Section gehalten und discutirt.

Prof. Köchly: Fürchten Sie nicht, dass ich Ihre Debatten aufhalte oder unterbreche. Ich komme einfach im Namen der kritisch-exegetischen Section, um Ihnen für die noch restirende Zeit die Vereinigung vorzuschlagen, unter der Bedingung, dass, da die Tagesordnung festgesetzt ist, zunächst über Prof. Lechner's Vortrag debattirt, dann aber die Debatte über den Vortrag des Prof. Ahrens fortgesetzt werde. Prof. Ahrens hat soeben erklärt, er wolle in einem kurzen Resumé das zusammenfassen, was er gestern ausführlich in der Sitzung der kritisch-exegetischen Section bereits auseinandergesetzt hat.

Präsident: Kehren wir zu unserem Gegenstande zurück! Es gilt vorerst drei Commissionsmitglieder zu bestimmen.

Eckstein: Meine Herren! Es ist eine Sache, die, wenn sie ex tempore hingeworfen wird, nicht gut ausfällt. Besinnen wir uns bis morgen und überlassen wir es dem Präsidenten morgen Vorschläge zu bringen. Es handelt sich ja auch darum, dass aus unserem Kreise (den Nicht-Mathematikern) einige mitbestimmt werden.

Präsident: Ist Niemand dagegen, so gehen wir zur Tagesordnung über!

Rector von Jan aus Erlangen: Ich habe gestern bereits mit dem Präsidenten besprochen, dass es wünschenswerth wäre, wenn in Zukunft die Einrichtung getroffen würde, dass die verschiedenen Ferien auf dieselbe Zeit verlegt werden, damit die Philologenversammlung von Nord- und Süddeutschland in gleicher Weise besucht werden kann. Es wäre wünschenswerth, dass, wie in diesem Jahre die bayerische Regierung voranging, so auch in anderen Staaten dafür gesorgt würde, dass die Ferien auf solche Tage verlegt würden, dass die Philologenversammlung allseitig besucht werden könne.

Eckstein: Diese Frage ist auf einer früheren Versammlung von mir zur Sprache gebracht worden. Die Versammlung aber entschied, das habe kein Interesse; ich bitte daher, diese Frage ganz aus dem Spiele zu lassen. Nur den Wunsch wollen wir aussprechen.

v. Jan: Ich habe auch nur gesagt, die Herren möchten in ihren Kreisen dahin wirken, dass wir dahin kommen.

Eckstein: Ich habe noch wegen der gestrigen Verhandlungen etwas nachzutragen. Manche der süddeutschen Collegen, namentlich jüngere, haben sich verletzt gefühlt von meinen Worten. Hören Sie von mir ein Wort *sine ira*, aber *cum studio*, d. h. mit dem lebhaften Interesse am Gedeihen der Schule und für alle die, welche an der Schule zu wirken berufen sind. Wenn ich gestern Aeusserungen gethan habe, die Sie verletzten, glaubte ich sie in's rechte Licht gestellt zu haben, indem ich sagte: Der Gegensatz liegt in der Verschiedenheit der Organisation. Sie haben einmal acht Jahre, wir neun. Sie haben vier Lehrstunden weniger, viel längere Ferien als wir, was wir mit grossem Bedauern aussprechen (Heiterkeit). Dadurch sind Sie genöthigt auf Abkürzungen hinzuarbeiten, die gestern geltend gemacht wurden. Trotzdem haben wir ganz gleiche Ziele. Ein weiterer Gegensatz und eine weitere Verschiedenheit (und das ist ein Mangel, an dem Sie im Süden leiden) liegt in Ihrer Organisation durch das ganze Noten-, Locations- und Translocationswesen, wodurch die Knaben der Lateinschule genöthigt sind, von Anfang an den Schwerpunkt all ihrer Thätigkeit auf die Noten zu legen, die im Laufe des Jahres erlangt werden müssen, um am Ende des Schuljahres eine schöne Fortgangsnote zu erhalten. In früheren Zeiten war es freilich noch schlimmer, wo Sie für jede Exposition, wo möglich für jede Antwort eine Note geben mussten. Ein weiterer Mangel liegt in der Organisation Ihrer Behörden. Es fehlt Ihnen durchaus, was überall zu wünschen ist, ein technisches Element in der Leitung des höheren Unterrichtswesens; und wenn Sie das

erlangen, wird eine Menge von Fragen leichter erledigt. Ich glaubte, den jüngeren und älteren süddeutschen Collegen diese Erklärung schuldig zu sein. Im Ziele sind wir alle einig.

Präsident: Ich ersuche nun Herrn Prof. Lechner, seinen Vortrag zu beginnen. —

An die Mitglieder der Section wurden folgende gedruckte Thesen des Prof. Lechner über den Anschauungsunterricht vertheilt:

1) Gymnasialschüler sollen bei der Lektüre der Autoren und im Geschichtsunterricht möglichst durch Anschauung gefördert werden.

2) Als Mittel hiezu können besonders dienen:

a) graphische Darstellungen (Karten, Pläne, Bilder — in grossem Massstab);

b) plastische Nachbildungen (Münzabdrücke, Gypsabgüsse, Modelle).

3) Höchst wünschenswerth ist, dass Gelehrte und Techniker für Herstellung solcher Lehrmittel arbeiten.

4) Es wird dringend eingeladen, neue oder verbesserte Lehrmittel dieser Art bei Philologenversammlungen zur Ausstellung zu bringen.

Prof. Lechner:

Meine Herren! Der Gegenstand, auf den ich Ihre freundliche Aufmerksamkeit zu lenken versuchen will, gehört zu den nur mit vereinten Kräften erreichbaren Zielen. Deshalb schien er mir nicht unwürdig in dieser Versammlung von Fachgenossen zur Sprache gebracht zu werden. Ich kam nicht hieher, um Meinungen vorzubringen; nein, vielmehr um mir Ihren wohlwollenden Rath, Ihre Beihülfe und Mitwirkung in einer Sache zu erbitten, die mir eine Herzenssache ist. Sie gilt ja dem Wohle der uns theueren Gymnasialjugend. Indem ich bestrebt war, das classische Alterthum dieser Jugend möglichst nahe zu bringen, es ihr vor Augen zu führen, der jugendlichen Phantasie zu nähern und dadurch die Jugend selbst für unsere Studien zu begeistern, sann ich auf Mittel, durch welche dieses Ziel erreicht werden könnte. Wenn es mir gelingen sollte, durch wenige Worte, welche ich über diese Mittel zu Ihnen sprechen will, Ihre gütige Theilnahme für den Gegenstand zu gewinnen und dadurch für die Zukunft den Kreis dieser Mittel zu erweitern, so würde ich das mit dem lebhaftesten Danke und mit inniger Freude begrüssen. Gestatten Sie mir den Gegenstand, welchen ich in einige kurze Sätze zusammengefasst habe, in der Weise zur Sprache zu bringen, dass ich mir für die einzelnen dieser Sätze Ihre freundliche Zustimmung und Billigung erbitte. Ich erlaubte mir an die Spitze einen Satz zu stellen, von dem ich wohl hoffen darf, dass er von vornherein Ihrer Zustimmung sicher ist. Ich präcisirte den Stoff absichtlich auf einen kleinen Kreis, indem ich die Lectüre der Alten und den Geschichtsunterricht betonte. Es kann ja keinem Zweifel unterliegen, dass auch andere Lehrstunden das Mittel der Anschauung nicht entbehren können. Aber mir liegt daran, es gerade für diese beiden Fächer zur Geltung zu bringen und ich habe deswegen den Satz in dieser Form aufgestellt, dass unseren Schülern bei Lectüre der Autoren und im Geschichtsunterrichte möglichst das Mittel der lebhaften Anschauung gewährt werden möge. Dabei gilt es nun vor Allem, derjenigen Bestrebungen zu gedenken, welche bis jetzt auf diesem Felde für den deutschen Gymnasialunterricht fruchtbringend gewesen sind. Und Sie werden mit mir übereinstimmen, dass wir hierin schon bedeutende Fortschritte gemacht haben. Ich darf wohl an einzelne Namen erinnern, an die Bemühungen eines Rehdantz in Rudolstadt, an Vollbrecht's Anabasis, und andere, welche durch Cäsar-Bearbeitungen der Jugend im Kleinen bereits Bilder vor Augen führten, die derselben bei der Lectüre der Schriftsteller nutzbringend sind. Es ist dieses Bestreben auch auf anderen Gebieten vielfach

sichtbar, und Herr Prof. Köchly hat bereits in der allgemeinen Sitzung auf eine neue Art aufmerksam gemacht, und Rheinhardt (aus Würtemberg) hat uns ebenfalls mit solchen Arbeiten beschenkt, mit den in die Kriegsalterthümer einschlägigen Abbildungen. Indem ich zunächst die Lectüre der Autoren in's Auge fasste, war meine Meinung die, dass wir, um unseren Schülern, wo es gilt, in der lebendigen Bewegung des Inhalts, also z. B. in dem Gange einer Schlacht, in der Position von Truppen, zum Verständniss der Stellung, des Terrains zu gelangen, irgend ein äusseres Mittel zu bieten, diese Gelegenheiten ergreifen sollen. Ebenso beziehe ich das auch darauf, was zur Kenntniss der Waffenkunde, Geräthschaften und dergleichen Dinge gehört, und erwähne zum Beispiel nur der Homerischen Lectüre, bei der die Kenntniss eines antiken Helms oder Rüstungstückes gewiss die Lectüre selbst beleben und fruchtbar machen wird. Bei dem Geschichtsunterricht denke ich natürlich an Aehnliches, vor Allem an das, was auch aus dem Gebiete der griechischen und römischen Alterthümer für die Schule nutzbar gemacht werden kann. Ich gehe nicht weiter in der Begründung dieses ersten Satzes, weil ich bei der knapp zugemessenen Zeit das hauptsächlichste Gewicht auf die folgenden Thesen legen will. Ich darf vielleicht den Herrn Präsidenten ersuchen, die Herren zu fragen, ob Sie mit meinem ersten Satze übereinstimmen.

Präsident: Will Jemand von den Herren sich äussern in Bezug auf die erste Thesis? (Niemand meldet sich.)

Lechner: Ich gehe also sogleich zum zweiten Satz über, denn es handelt sich ja hauptsächlich um die Mittel, welche wir für eine solche Art des Unterrichts benützen können. Diese Mittel habe ich hier nach den beiden Punkten gruppirt, welche sich auf ihre äussere Darstellung beziehen, entweder die Darstellung auf einer Fläche oder die körperliche Darstellung. In diese beiden Darstellungen wird der Unterricht stets zerfallen müssen. Also was kann in graphischer Beziehung für die Schule von besonderem Nutzen sein? Hier lege ich sehr viel Gewicht auf das von mir in der Klammer beigesetzte „in grossem Maassstabe“. So sehr ich überzeugt bin, dass in den Ausgaben Hülfsmittel dem Schüler bei der Vorbereitung auf den Unterricht, bei seinen häuslichen Studien von Nutzen seien, so sehr wünsche ich, dass am Unterrichte selbst irgend so ein Gegenstand, wie er z. B. in den vorhin erwähnten Anabasis-Ausgaben in kleinen Holzschnitten sich findet, im grossen Maassstabe an der Schulwand befestigt, allen Schülern vor Augen sei, und vom Lehrer zur Demonstration selbst benützt werden könne. Also wird es wohl hauptsächlich sich darum handeln, mit der Zeit, auch im grossen Maassstabe ausgeführt dergleichen zu erhalten. Ich erwähne hier besonders drei Dinge. Die Karten — nur der Vollständigkeit wegen — denn das setzen wir ja schon seit Jahren voraus, dass bei der Lectüre grosse Wandkarten dem Unterrichte dienen. Und wir haben gerade in dieser Beziehung durch die vortrefflichen Karten von Alt-Griechenland und Alt-Italien die prächtigsten Hülfsmittel stets an der Hand. Nun gibt es aber z. B. in der Lectüre der Autoren Gelegenheit, den Gang eines Treffens dem Schüler vor Augen zu führen, und ich habe mir erlaubt als Beispiel Ihnen hier die berühmte Schlacht an der Sambre gegen die Nervier *de bello Gallico* II 17 sqq. vor Augen zu stellen, sowie ich es für meine Schüler vergrössert anfertigen liess. Dieser Plan ist, wie Sie sehen, in ungefähr zwanzigfacher Vergrösserung aus dem kaiserlichen Atlas entnommen, der gerade für Cäsar die vorzüglichsten Anhaltspunkte bietet. Im Kleinen ist dieser dem Schüler schwer zugänglich zu machen. Von Bank zu Bank circuliren zu lassen, ist auch schwierig. Habe ich dagegen ein solches Gefecht, dessen Beschreibung ja beim Unterricht mehrere Tage, ja Wochen

bei der Lectüre in Anspruch nehmen kann, während dieser ganzen Zeit im grossen Maassstabe an der Schulwand aufgehangen, so wird jeder Schüler erstens Gelegenheit haben, während des Unterrichts selbst die einzelnen Momente stets vom Buche an die Wand aufblickend zu verfolgen. Er wird in den Pausen und vor und nach der Schule an die Wand treten, während des Stundenwechsels den Plan immer von neuem studiren, und in Folge dessen wird die Lectüre gewiss eine fruchtbringende sein. Also z. B. hier die Sambre, hier die Nervier, hier die Veromanduer, hier die Atrebaten. Vor allen Dingen das Terrain. Ich wählte das Beispiel, weil es sehr wichtig ist, weil es ja bei diesem Kampfe darauf ankommt, dem Schüler die Stellung vor Augen zu führen: *Collis ab summo aequaliter declivis ad flumen Sabim.* Hier auf der anderen Seite der *Collis adversus et contrarius*, auf dem die Nervier Posto gefasst hatten. Hier Cäsar's VI. Legion. Ich bemerke, dass ich absichtlich auf dem Plane keine Zahlenangaben und Namen beischreiben liess, um den Schüler über die Hauptpunkte nach dem Plane examiniren zu können, dass er es nicht ablesen kann. Also hier am rechten Flügel Cäsar's die VII. und XII. Legion, hier im Centrum die VIII. und XI., hier an dem linken Flügel die IX. und X., hier siegt Labienus mit den beiden Legionen, hier werden die Atrebaten vom Centrum Cäsar's, von der VIII. und XI. Legion geschlagen. Darauf werden die Schüler die Aufmerksamkeit concentriren. Hier stürmen die Nervier aus dem Walde heraus, eilen die Abhänge herab: *incredibili celeritate ad flumen decucurrerunt, ut paene uno tempore et ad silvas et in flumine et iam in manibus nostris hostes viderentur.* Hier nur also wird der Schüler sich hineindenken, wie die beiden Legionen in die grösste Gefahr kommen, wie der tapfere Sextius Baculus schier zusammengehauen wird; wie Cäsar einem Soldaten der X. Legion den Schild aus der Hand reisst und selbst in's Gefecht tritt, bis endlich der Vernichtungskampf beginnt, bis die Nervier gänzlich aufgerieben werden. Hat der Lehrer dies dem Schüler in einigen Stunden vor Augen geführt, so wird er gewiss nach Beendigung dieser Lectüre die Schlussworte Cäsar's in's Herz fassen: *ut ex tumulo tela in nostros conicerent et pila intercepta remitterent: ut non nequiquam tantae virtutis homines iudicari deberet ausos esse transire latissimum flumen, ascendere altissimas ripas, subire iniquissimum locum: quae facilia ex difficillimis animi magnitudo redegerat.* In dieser Weise, meine Herren, glaube ich, dürfte die Lectüre solcher Schriftsteller, welche mit historischer Treue als Militärschriftsteller Gefechte vor Augen führen, für unsere Gymnasien grosse Bedeutung gewinnen. Es wird also gelten, detaillirte Schlachtzeichnungen auf diese Weise im Grossen für die Schule anfertigen zu lassen. Meine Mittel erlauben mir nicht, mehrere Beispiele Ihnen vor Augen zu führen; indess habe ich mich bereits mit zwei Fachmännern in Verbindung gesetzt, erst mit Hrn. Heyberger, früher Lieutenant, jetzt Kartograph in München, dessen Namen einen sehr guten Klang auf diesem Gebiete hat, und mit Hrn. Scholze, k. k. Oberlieutenant und Professor an der Kriegsschule zu Innsbruck. Beide Herren haben die Freundlichkeit gehabt, mir zuzusichern, dass sie im Laufe des kommenden Winters durch die Arbeiter, über welche sie verfügen können, noch einige solche Pläne im Grossen anfertigen lassen wollen, und ich verspreche den Herren, falls mir Gott Leben und Gesundheit schenkt, bis zur nächsten oder wenigstens bis zu einer der nächsten Philologenversammlungen das bis dahin fertig Gewordene wieder vorzulegen und will vor allen Dingen mit Unterstützung eines dieser beiden Herren erst die Schlacht von Kunaxa vor der Schwenkung und nach der Schwenkung und dann noch irgend eine Schlacht von Cäsar anfertigen lassen. Ich halte hier absichtlich inne, weil ich nicht weiss, ob sich über diesen Gegenstand Jemand

äussern will, was besonders erwünscht sein würde, und, wie ich bereits im Eingang erwähnt, mich mit unterstützendem Rath in dieser Sache fördern will.

Präsident: Indem ich vorerst, wie ich glaube, im Sinne aller Anwesenden für den ebenso kräftigen als sachgemässen Vortrag des Hrn. Redners den Dank der Section ausspreche, bitte ich die Herren, sich zu äussern, ob eine Discussion hierüber stattfinden soll.

Lampert: M. H.! Nichts weniger als eine Discussion will ich hervorrufen. Ich bin so glücklich, soeben aus dem Munde unseres Veteranen erfahren zu haben, dass gerade diese Methode, die mein College Lechner vorgeschlagen hat und in unserem Unterrichte durchgeführt haben möchte, die vollste Anerkennung fand. Ich wusste nicht, worauf der heutige Vortrag sich bezieht. Als ich aber die Karte von der Schlacht sah, so lachte mir das Herz wie einem alten Blücher, ich konnte es nicht lassen, ich musste meinen Säbel auch holen. Er ist zwar etwas verrostet und unscheinbarer als dieser, aber er thut doch noch, wie die alten Herren sagen, seine Schuldigkeit. Ich habe soeben kleine Skizzen, die ich für meine Schüler entworfen habe, einigen Herren gezeigt, und zunächst ja nur in einer andern Auffassung. Und sie fanden es gut, wenn der Unterricht so getrieben wird. M. H.! ich versichere Sie, es gibt nichts Besseres, dem Schüler das Interesse sachlich und sprachlich an unseren Classikern zu erwecken, als wenn man sie in das Graphische einführt. Ich allerdings beobachte hiebei eine andere Methode. Darüber lässt sich streiten! Aber sachlich muss ich erklären: Ich habe seit achtzehn Jahren nichts besser gefunden, als diese graphische Darstellung. Nun würde ich gerade bei dieser Schlacht die verschiedenen Momente hervorheben. Ich bin Soldatenkind. Dass jede Schlacht nach den taktischen Lehrbüchern in drei Momente 1., 2., 3.: Angriff, Kampf und Rückzug zerfällt, darauf könnte man die Jungen aufmerksam machen, denn viele lieben den blauen und dunkelblauen Rock. Was die Sache betrifft, so bitte ich die Herren auszusprechen, dass das eines der besten Unterrichtsmittel sei. Es wäre zu wünschen, dass recht Viele in dieser Beziehung zusammenwirken. Ich allerdings, was die Pläne betrifft, ich arbeite selbst, weil ich auch Kartograph bin. Wenn aber sich mein Freund Heyberger und ein Offizier, dessen Namen ich nicht gemerkt habe, dessen annehmen, dann geht's noch viel besser. Da sind die Männer des Buches und des Griffels beisammen, und da können wir etwas zusammenbringen, mit vereinten Kräften dahin wirken, dass wir Lehrmittel bekommen, vor denen sich alle anderen Länder beugen werden.

Prof. Massmann: Als ich gestern auf dem Blatte die Thesen oder vielmehr den Vortrag des Hrn. Prof. Lechner angekündigt fand, so hatte ich eine wahre Ueberraschung und Freude an demselben, weil ich glaubte, unter Anschauung sollte Alles verstanden werden, was nicht nur Anschauung sondern was die Sinnbildung überhaupt betrifft, für allen und jeden Unterricht in der Jugend, und wäre dabei gerne mit in die Schranken getreten, weil ich nicht seit achtzehn Jahren, sondern ein bischen länger mich in keinem anderen Unterricht bewegt habe, als für die Durchbildung aller Sinne, nicht nur der Anschauung, wie ich mich auch bewegt habe in Anfertigung aller möglichen plastischen Darstellungen. Ich schicke dies nun voraus, und Sie entschuldigen, Herr Professor, dass ich mein Staunen ausdrücke, dass diese nothwendigen Dinge nur noch Gegenstand der Thesen werden müssen. Bitte, Sie werden mich gleich verstehen: ich stimme Ihnen vollständig bei. Nämlich, es geht einem da eigen, wenn man sich in einem Gegenstand sein ganzes Leben bewegt hat, zu sehen, dass etwas derart noch erst als nothwendig erkannt werden muss. Es muss also noch Schulen geben, wo

dieses nicht der Fall ist, wo ein Lehrer sich hinsetzt und in einem fort erklärt ohne diese Hülfsmittel, die dringend nothwendig sind; also dass wir den Thesen immer nur beistimmen können. Ich habe mit Hinweisung auf den Schlachtenplan dort nur eine Bemerkung mir entnommen, die ich am Rhein bei Minden mit dem Tacitus in der Hand geübt habe. Tacitus ist scheinbar ungeheuer genau. Wir können ahnen, dass er allerlei Schriften aus dem Archive zu Rom in der Hand gehabt hat, und doch bin ich nicht in der Lage gewesen, mir ein anschauliches Bild aus der Darstellung zu entnehmen, die er gegeben hat. Ich mache da aufmerksam auf die Unbestimmtheit der Alten uud ihre Unfähigkeit, diese Art Gegenstände scharf und klar zu schildern. Es ist dieselbe Unbestimmtheit, worauf Alexander v. Humboldt aufmerksam gemacht, dass die Männer des Alterthums in einem fort sich der Schilderung der Natur entziehen, und keinmal erwähnt irgend ein Schriftsteller des Alpenerröthens in der Abendstunde, obwohl sie oft dorthin gekommen sind. Bedenken Sie nur, dass hierauf der Deutsche mit einem bischen Waldeinsamkeitsempfindung hinblickt. Wenn ich das in's Auge fasse, so ist es nicht unwesentlich, um zu einer klaren Erkenntniss der alten Anschauungen zu kommen. Ich will damit schliessen, um Sie nicht um Ihre Zeit zu bringen. Ihrem Vortrage, Herr Professor, stimme ich mit innigster Freude bei.

Präsident: Ich möchte nur bei der eben gehörten Charakteristik, wonach die Alten sehr wenig Sinn für die Natur und naturgetreue Schilderungen gehabt hätten, mindestens den Polybios ausnehmen; allein dies führte zu weit von unserer heutigen Tagesordnung ab.

Dir. Rehdantz: Ich glaube, dass wir die Sache fördern, wenn wir nur ein paar Minuten darauf verwenden, dass jeder der verehrten anwesenden Herren, welcher dazu in der Lage ist, Stellen aus irgend einem Schriftsteller anführt, der in der Schule gelesen wird, die sich zur graphischen Darstellung eignen; bis jetzt haben wir nur Momente für Tertia gehört, an solchen für Secunda und Prima fehlt es noch.

Lechner: Das ist es ja, weswegen ich hierher gekommen bin, um, wie bereits erwähnt, von den geehrten Herren Erweiterungen zu erbitten. Was die Bemerkungen des Herrn Professor Massmann betrifft, so handelt es sich um die Beschaffung der Mittel, und ich würde dem Herrn Professor ausserordentlich dankbar sein, wenn er von den Sachen, von welchen er soeben uns erzählt hat, uns irgend etwas vorführen würde. Die Hauptsache wird bleiben, für den Unterricht die Dinge selbst zu beschaffen. Weiter ist darüber zu reden, ob solche Dinge nicht vervielfältigt werden können, so dass man das Original auf eine Platte machen lässt, deren Abdrücke dann von vielen Gymnasien bezogen werden können. Das sind die Dinge, für die ich Ihre Mithülfe mir verschaffen will.

Schmid (Stuttgart): Ich bin ganz mit Herrn Professor Lechner einverstanden, und danke ihm für seinen interessanten Vortrag. Aber ich glaube, wenn das Werk, wie er gesagt, ein gemeinsames werden soll, müssen wir die Augenblicke, die wir haben, benützen, um von verschiedenem Standpunkte aus auch auf die verschiedenen Bedürfnisse aus unseren verschiedenen Erfahrungskreisen hinzuweisen, wie Herr Professor Rehdantz bereits erwähnt hat. Sehen Sie! ich z. B. habe vorzugsweise Tacitus zu behandeln. Wie oft habe ich mich abgekreuzigt mit den Beschreibungen der Schlachten im zweiten Buche der Annalen. Wenn nur Strategen, Militärs, nach tüchtigen philologischen Studien oder mit Unterstützung von Philologen uns Pläne hierüber schaffen würden, — ich wenigstens habe bis jetzt nichts Gutes in der ganzen Litteratur gefunden — so würde das eine ungemeine Förderung der Sache sein.

Ich möchte deshalb die Herren bitten, noch mehrere Punkte, an denen wir uns bis jetzt vergebens bei Erklärung der Classiker abgemüht haben, zu bezeichnen.

Rehdantz: Wäre es nicht gut, um die Sache weiter zu fördern, wenn jetzt schon diejenigen Herren, welche sich für die Sache interessiren, sich meldeten, um im gegenseitigen Verkehr Vorschläge für die nächste Versammlung zu machen?

Präsident: Eine solche Schilderung, deren Erklärung ungeheure Mühe kostet, findet sich in der bekannten Stelle im Agricola: C. 35—37: *tum vero patentibus locis grande et atrox spectaculum sqq.* Wie ungleich anregender und interessanter wird die Schilderung der Historiker mit Zuhandnahme solcher Hülfsmittel! Es ist geradezu unerträglich, wenn man z. B. den Livius exponiren hört, oder hört, dass er exponirt wird ohne irgend eine Beschreibung von Utensilien, von Waffen, Stellungen, Taktik u. dergl., wenn immer nur die linguistischen Fragen tractirt werden; das wird freilich für die Schüler ungeniessbar.

Teuffel: Ich möchte nur daran erinnern, dass aus dem Grunde, welchen Massmann angedeutet hat, bei den meisten Schriftstellern dieser Versuch vergeblich sein wird. Ich glaube, bei Tacitus, Livius, Sallustius wird es nicht gelingen, aus deren Beschreibungen einen strategischen Plan zu entwerfen, weil sie keine militärischen Techniker sind, sondern historische Schriftsteller, welche sich die Schlacht ausmalen, vielleicht nicht einmal nach einem Grundrisse, sondern nach ihrer eigenen Phantasie von dem Hergange der Schlacht, blos abwechselnd in dem Streben, die Darstellung interessant zu machen. Bei Polybius dagegen, glaube ich, würde die Sache von Erfolg sein.

Müller: Der Gegenstand, den ich zur Sprache bringen will, liegt etwas weiter ab; er betrifft keine Schlacht. Aber es scheint mir ausserordentlich nothwendig zu sein, dass der Schüler das Terrain, die Gebäude der Städte kennen lerne. Und zu diesem Ende möchte ich erinnern an die Photographien von Athen, welche seit dem Jahre 1865 in Leipzig käuflich zu haben sind. Es sind 47 Exemplare, welche in einer grossen Mappe für 50 Thlr. geliefert werden. Sie sind aber auch theilweise zu beziehen in 20 Blättern zu 17 Thalern; da ist die Akropolis dabei, der Theseustempel in seinem jetzigen Zustande und dergleichen mehr, Alles in vollendeter Ausführung. Wir haben darin eine Reconstruction der verschiedenen Tempel. Für die Erklärung der Akropolis wurde ein ausgezeichnetes Hülfsmittel, ein wahres Kunstwerk, im vorigen Jahre in Halle ausgestellt, ein etwa 4—5 Fuss langes, einige Fuss hohes Modell derselben, ganz genau gearbeitet nach den eben erwähnten Photographien. Dasselbe kostet 50 fl. incl. der Verpackung und kann sofort gekauft werden.

Rehdantz: Was Herr Prof. Teuffel gesagt, darf uns nicht abwendig machen; denn es hat jedenfalls grossen Vortheil, wenn wir die alten Autoren unter Zugrundelegung einer Beschreibung erklären; wir brauchen uns dann nicht zu quälen, sie mit mündlichen und immerhin undeutlichen Beschreibungen erläutern zu wollen. Dabei sind im Livius schon viele gescheitert, welche zu erklären versuchten, was nicht zu erklären ist. Wir müssen eben diejenigen Punkte, welche sich darstellen lassen, feststellen, die anderen Punkte aber abweisen und der Lectüre übergeben. Jedenfalls möchte ich dabei bleiben, dass diejenigen Herren, welche sich dafür interessiren und bereit sind, für irgend einen Schriftsteller die Auswahl zu besorgen, dem Herrn Präsidenten ihre Namen kundgeben; dann werden wir zu praktischen Resultaten kommen und nicht bloss bei der Theorie bleiben.

Director Classen: Ich möchte noch auf ein anderes Mittel aufmerksam machen, welches hiebei mit Nutzen anzuwenden ist, dass nämlich nicht bloss durch technische Personen für die

Anfertigung solcher Hülfsmittel, solcher Modelle gesorgt wird, sondern dass die Schüler selbst zu deren Herstellung veranlasst werden. Ich darf versichern, dass in diesem Augenblicke in verschiedenen Gymnasien, in Lübeck und Frankfurt Ansichten von Rom und andere schöne Wandpläne verschiedener Art hängen, die immer Lehrer und Schüler (die letzteren sind die Verfertiger) erfreuen. Es lässt sich jedenfalls in dieser Richtung Manches hiedurch schaffen.

Lechner: Ich freue mich auf der einen Seite, dass verschiedene Bemerkungen, die ich selbst zu machen mir vorgenommen hatte, weggenommen wurden. Es ist dies das beste Kennzeichen, dass die Herren sich für die Sache interessiren. Ich wollte z. B. auf dieses Moment, dass die Schüler selbst in's Interesse gezogen werden sollen bei Anfertigung dieser Hülfsmittel, noch kommen. Was die Bemerkungen betrifft, welche über die verschiedenen Ansichten der einzelnen Schriftsteller gemacht worden sind, so habe ich vorsichtig sein zu müssen geglaubt und deshalb betont, dass zunächst militärische Schriftsteller, deren Schlachten genau wiedergegeben werden können, wie Xenophon und Cäsar, gewählt werden. Freilich war meine Absicht dabei, auch für die folgenden Curse gesorgt zu wissen; doch das wird eine Frage der Zeit sein, und ich glaube, wenn wir z. B. meine Bestrebungen für Xenophon und Cäsar fortsetzen, so wird sich auch noch für weitere Schriftsteller, soweit es eben möglich ist, Gelegenheit zu solchen vergrösserten Darstellungen finden. Das Folgende, was ich mit dem Worte „Bilder" angedeutet habe, ist auch bereits theilweise berührt worden. Ich verstehe darunter Alles, was dem Schüler möglichst vor die Augen gestellt werden kann. Z. B. beim Lesen der griechischen Mythologie, der griechischen Culturgeschichte, namentlich bei Lectüre der griechischen Dichter in der Schule ist dergleichen nöthig. Da gibt es Abgüsse, die viel Geld kosten und viel Raum in Anspruch nehmen; statt deren wären grössere Abbildungen von Antiken wünschenswerth. So habe ich hier zwei Köpfe, die eben erst in München bei Brockmann erschienen sind. So etwas wünschte ich seit Jahren schon für meine Schulwände zu haben. Ich begrüsse in dieser Beziehung mit ausserordentlicher Freude ein Gerücht, welches mir zu Ohren gekommen ist, dass Herr Professor Brunn beabsichtige die Typen der zwölf grossen Götter in künstlerischer Ausführung im grossen Maassstabe mit einem raisonnirenden Texte, ausdrücklich für die Gymnasien bestimmt, ausarbeiten zu lassen, so dass die jungen Leute den Typus eines Apollo, den Typus einer Artemis u. s. w. in vollendeter Ausführung vor Augen haben würden. Wird das, was ich über dieses Vorhaben hörte, zur Ausführung kommen, dann dürfen wir als Schulmänner mit grösstem Danke diese Mitwirkung eines Archäologen begrüssen. Vielleicht werden wir Gelegenheit haben, von Herrn Professor Brunn selbst im Laufe unserer Verhandlungen über dieses Vorhaben etwas Näheres zu hören. In Pästum sind bekanntlich einige alte Rüstungen gefunden worden. Wenn wir diese im grossen Maassstabe, sei es Photographie oder sei es irgend wie anders dargestellt, bei der Lectüre Homer's an die Schulwände hängen könnten, so wäre dies gleichfalls eine grosse Beihülfe. Wenn Jemand von den Herren mir eine Förderung in solchen Dingen zu Theil werden liesse, so würde ich dies mit grösstem Danke begrüssen.

Schmid (Stuttgart): Ich kann diese Freude, die Sie vorhin ausgesprochen, vielleicht noch vermehren, wenn ich Ihnen sage, dass mein lieber Collega Ziegler in Stuttgart auf seiner letzten italienischen Reise sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet hat, Bilder zur Topographie und Kunstgeschichte von Rom in den besten Darstellungen sich zu verschaffen. Er wurde dazu gedrängt durch das Bedürfniss seiner Schüler. Er hatte schon eine schöne Sammlung, aber er musste eine Menge Sachen sich erst herstellen lassen mit Hülfe von Künstlern in

Stuttgart. Nun hat er eine reiche Sammlung von seiner Reise mitgebracht und wünscht dieselbe für unsere Schulen zu veröffentlichen. Ich glaube, dass Sie Gewinn machen würden, wenn Sie sich mit ihm in Verbindung setzen würden, und biete Ihnen gern meine Vermittelung dazu an.

Lechner: Ich begrüsse diese Mittheilung mit lebhafter Freude und danke Ihnen im Voraus für die versprochene gütige Vermittelung. Die Sammlungen des Herrn Professor Ziegler in dieser Richtung könnten vielleicht durch den Buchhandel Gemeingut werden. Die Versuche, die ich machte, bezogen sich auf die Architektur. Wenn ich an das Capitel kam, wo von den Säulenordnungen, dorischen, ionischen u. s. w. die Rede und in einer Klammer eine trockene Note beigefügt ist, so fühlte ich das Bedürfniss, den Schülern eine Anschauung der verschiedenen Abzweigungen beizubringen; ich half mir dadurch, dass ich selbst mit Kreide so etwas an die Tafel zeichnete, um ihnen die einzelnen Unterschiede hervorzuheben, oder dass ich kleine Abbildungen aus Otfried Müller circuliren liess. Das genügte mir aber nicht. Ich suchte also die Säulenordnungen im grossen Maassstabe mir zu verschaffen und liess mir in der Kunstschule zu Nürnberg diese drei Blätter hier machen. Ich kann die Schüler nun sofort auf die charakteristischen Merkmale aufmerksam machen, kann ihnen also sagen: hier ist das dorische Capitäl, hier die Säule, sie hat keine Basis, sie steht unmittelbar auf u. s. w.; ich habe immer zwei Säulen zusammengestellt, damit die Unterschiede leichter hervorgehoben werden können. Hier die ionische Säule halte ich gleichfalls daneben, um auf die charakteristischen Merkmale hinzuweisen, und wenn endlich die korinthische kommt, so kann ich alle drei Bilder neben einander hängen. Diese drei Tafeln haben mir im verflossenen Winter im Geschichtsunterrichte sehr vielen Nutzen gewährt, den Jungen recht viele Freude gemacht und sie zu eifrigem Lernen ermuntert. Ich bemühte mich, der Jugend das vollständige Bild eines dorischen Tempels zu geben und liess mir deshalb eine Abbildung des Tempels auf Aegina verfertigen. Dieselbe rührt von einem Zögling der Nürnberger Kunstschule her. Wenn also im Buche „äginetische Kunstschule" angedeutet ist, wovon der Schüler keine Ahnung hat, so weise ich auf diesen Tempel hin und erreiche so den doppelten Zweck, dass er eine vollständige Tempel-Façade sieht und zugleich eine Anschauung von den Statuen gewinnt. Dabei versäume ich nicht zu sagen, dass er etwa auf einer Ferienreise in der Glyptothek zu München diese Gruppen, die er auf dem Bilde im Kleinen gesehen, im Grossen und im Original begrüssen könne; er wird dann mit Freuden an die Stunde denken, in der er zum ersten Male eine wenn auch weniger vollkommene Anschauung in der Schule gewann. Das sei nur ein Beispiel, was ich unter Bildern in Bezug auf Architektur verstehe.

Director Wendt: Ein ähnliches Unternehmen ist in Carlsruhe im Entstehen begriffen. Professor Wagner, der hier anwesend ist, wird am besten darüber Auskunft geben können. Es sind das allerdings nicht grosse Darstellungen, deren Vorzüglichkeit ich anerkenne, sondern kleine, die den Schülern für geringen Preis zugänglich sind. Es ist immer fatal, wenn man grössere Darstellungen herumreichen will, weil sie in kurzer Zeit abgenutzt oder gar verdorben werden; zudem lassen sich grosse Darstellungen nicht leicht anders als „geschenkt" erhalten. Das Vertheilen kleiner Darstellungen aber an die Schüler selbst wird dazu beitragen (und ich glaube, darauf muss viel mehr Gewicht gelegt werden als durchschnittlich geschieht), dass die Kunstgeschichte überhaupt als einer der wichtigsten Theile der alten Geschichte angesehen werde.

Rehdantz: Besonders geeignet scheint mir das Geschichtswerk des Engländers Smith zu sein, wie überhaupt die Engländer viel auf diesem Gebiete geleistet haben. Das Schwierigste möchte sein, dass wir eine Vorstellung gewinnen von dem Terrain, von dem Boden der alten Geschichte, von den Oertlichkeiten, die in Beschreibungen von Dichtern vorkommen. Ich möchte daher auf die Odyssee-Landschaften von Preller aufmerksam machen, auf die Horaz-Landschaften (der Name des Verfassers ist mir entfallen); ich möchte sogar Alle, die das Glück haben, nach dem Süden zu kommen, bitten, solche Punkte in Augenschein zu nehmen und sich irgend welche Abbildungen zu verschaffen.

Prof. Wagner: Ich bin eben genannt worden. Was ich in Carlsruhe versucht habe, führt mich darauf, dass mit diesen Dingen zugleich die ästhetische Bildung in den Gymnasien gefördert werden muss. Es wird nicht ausreichen, wenn Sie beim philologischen Unterrichte einige Zeit darauf verwenden, um darunter hinein die betreffende Architekturform zu geben. Das Gedächtniss wird nicht ausreichen, und so kein bleibender Nutzen geschaffen. Es muss also ein Platz im Studienplan gefunden werden, in welchem diesen Dingen energischer zu Leibe gegangen werden kann: und das ist die Zeichnenstunde. Das liegt noch sehr im Argen. Die Zeichnenstunde kann ausserordentlich gut benützt werden für die ästhetische Ausbildung der Schüler. Wenn man die Zeichnenstunde nach gewissen methodischen Principien anordnet, so wird diesem Zwecke besser entsprochen. Ich habe einen Versuch in der Richtung gemacht, den ich kurz anführen will. Ich habe ausgedacht, dass es für den ästhetischen Unterricht darauf ankommt, den Schülern Anschauungen guter, schöner Formen zu geben. Und da unsere Jugend an den gelehrten Schulen von Seite des classischen Alterthums ihre Bildung bekommt, so musste ich anfangen, die Formen, die im Alterthum geschaffen worden sind, die Ornamente u. s. w. vor die Jugend zu bringen und sie diese Formen zeichnen zu lassen. Man findet aber immer, dass dieses Zeichnen der Ornamente für die Schüler langweilig wird, wenn kein methodisches Verständniss vorhanden ist. Es wäre also gut, wenn man in auch nur 6—8 Stunden die Erklärung gibt, welche unumgänglich nothwendig ist, und nachdem die decorativen Formen durchgesprochen sind, auf Grund davon diese zeichnen lässt. Ich habe nun, um diesen Unterricht geben zu können, das Bedürfniss empfunden, Bilder zu haben, worauf man die nöthigen Anschauungen geben kann. Ich habe mich daher mit einem Architekten verbunden, der mir beigestanden hat, um einige Zeichnungen zu entwerfen im kleinen Maassstabe, so dass sie den Schülern in die Hand gegeben werden können (es sind vier Blätter, zwei griechische und zwei römische) und dazu der nothwendigste Text. Und das denke ich mir zuerst in die Hände des Lehrers und dann in die des Schülers gelegt. Es ist gut, wenn viele solche Blätter zur Anschauung vorhanden sind, damit sie sich gehörig einprägen. Es ist aber auch nothwendig, dass diese Dinge ganz genau und gut gezeichnet sind, so dass sie vom Standpunkte des Archäologen, Philologen und Aesthetikers tadellos in ihrer Auffassung erscheinen.

Lechner: Auch das ist eine Bemerkung, auf die ich bei Gelegenheit meiner folgenden Sätze kommen wollte; denn sie betrifft einen Punkt, den ich möglichst gefördert zu sehen wünsche. Ich erlaube mir nun noch Einiges vorzubringen, einmal, dass wir schon nach kurzer Verhandlung in der Lage sind auf mehrere Mittel aufmerksam zu sein. Da ich wohl hoffen darf, dass mir im Laufe der Zeit durch diese Anregung noch manches Neue bekannt wird, so erbiete ich mich, alles dasjenige, was mir über solche Unterrichtsmittel, seien sie im Buchhandel erschienen oder auf andere Weise zu beziehen, bekannt wird, in einer kleinen Broschüre zusammenzustellen und diese der pädagogischen Section der nächsten Philologenversammlung

zu widmen. Daran reihe ich die Bitte, dass die geehrten Herren, welche entweder selbst als Schulmänner oder Gelehrte solche Dinge in Umlauf setzen, oder damit bekannt werden, oder im Kreise ihrer Freunde Künstler, Techniker zählen, kurz alle die Herren, welche mich auf derlei Unterrichtsmittel aufmerksam machen können, die Güte haben mögen, mir im Laufe des Jahres dergleichen an meine Adresse nach Hof notificiren zu wollen, damit ich die Möglichkeit habe, dem pädagogischen Publikum einen literarischen Ueberblick zu geben. Zu gleicher Zeit führen die Bemerkungen noch auf einen wichtigen Unterschied, nämlich der Gymnasien in grösseren und kleinen Städten. Wenn ich Gymnasiallehrer in Berlin, Dresden oder München bin, so brauche ich manches von diesen Dingen nicht. Da versteht es sich von selbst, dass ich meine Schüler vor die Dinge hinführe, wo sie dieselben am besten sehen können. Auf dem Königsplatz zu München kann der Schüler die ionische Säule an der Glyptothek, die korinthische am Kunstausstellungsgebäude, die dorische an den Propyläen sehen. Ebenso versteht es sich von selbst, dass die herrlichen griechischen Landschaften im neuen Museum zu Berlin einen gewaltigen Eindruck auf die Jugend machen müssen; nicht minder die grossen Wandgemälde, die Odysseussäle u. s. w. in der Residenz zu München. Das ist nicht zu übersehen; aber eben deswegen haben wir, die wir nicht das Glück haben, unsere Schüler in solchen Städten unterrichten zu können, solche Mittel, wie sie angedeutet wurden, nöthig. Darf ich mir nun erlauben, gleich auf b) überzugehen, damit mir auch hier Gelegenheit geboten ist, durch die Unterstützung der Versammlung einiges Neue kennen zu lernen?

Prof. Schreiber: Auf ein wohlfeiles Mittel möchte ich aufmerksam machen, nämlich auf die Bilder, die von Braun und Schneider (in München) um vier Kreuzer zu haben sind. Sie liefern meisterhafte historische Darstellungen. Könnte man diese veranlassen, das Alterthum zu berücksichtigen, so würde man nicht nur sehr gute, sondern auch beispiellos billige Darstellungen erhalten. Was einzelne Bilder anbelangt, z. B. den Zug des Alexander, so ist nicht zu leugnen, dass sie ganz vorzüglich sind.

Müller: Ich habe mit einem Zinngiesser in Hannover verhandelt, und dieser wird demnächst kleine Formen machen zu römischen Soldaten. Ich werde mich mit Prof. Köchly in Verbindung setzen und nach den auf der Trajanssäule vorhandenen Mustern Abbildungen zu erhalten suchen. Anfangs hatte ich die Idee, sie grösser machen zu lassen; aber es würde zu theuer kommen und auch unpraktisch sein.

Wagner: Es ist gewiss lobenswerth, dass man auf möglichst wohlfeile Art etwas zu Stande bringen will; aber eines darf man nicht vergessen, dass die Darstellungen auch gut und genau und ästhetisch befriedigend sein müssen, wenn sie ihren Zweck erfüllen sollen. Wir haben im Augenblicke von Spamer Rom und Hellas illustrirt. Diese Illustrationen sind an und für sich vortrefflich, aber der Stoff ist vielfach schlecht, ästhetisch nicht schön, ungenau und oberflächlich. Was man also der Jugend in die Hand geben würde, müsste schön sein, damit kein anderer Anblick vor ihre Augen käme, als ein schöner und genauer. Als Beispiel kann ich auch das Bild, das uns hier die ionische Säulenordnung zeigen soll, anführen: wie ich da sehe, ist das nicht die eigentlich ionische, sondern römisch-ionische. Die ionische hat oben am Capitäl eine Einbiegung, die attisch-ionische ist noch mehr eingebogen. Also Schönheit und Genauigkeit ist für die Bildung des ästhetischen Gefühles nothwendig.

Director Baumeister: Ich kann all dem nur beistimmen. Bemerken will ich nur noch, dass in kleineren Städten stets die Frage nach den Geldmitteln zur Beschaffung brauchbarer Hülfsmittel entstehen wird. Ich bin in der Lage gewesen in Lübeck ein paar Dutzend

grosser Statuen und mehrere Dutzend Büsten zusammenzubringen durch freiwillige Beiträge, die ich zusammen mit einem Collegen durch öffentliche Vorträge aufbrachte, wodurch ich die Aeltern für die Sache zu interessiren suchte. Das ist ein Weg, der sich an vielen Orten einschlagen lässt.

Schmid: M. H.! Es handelt sich darum, dass wir nur Gutes — das Beste ist gerade für die Jugend gut genug — möglichst wohlfeil schaffen. Wodurch ist das vorzugsweise erschwert? Durch die Zersplitterung; und nun hat Herr Lechner einen ganz vortrefflichen Vorschlag gemacht, indem er von allen Seiten her die Sachen sammeln will. Es wird nothwendig sein, Opfer zu bringen, d. h. dass einer zurücktritt, damit ein anderer für einen grösseren Kreis die Sachen liefern kann. Wohlfeil kann es nur hergestellt werden, wenn man dafür stehen kann, es werde sehr grosse Verbreitung finden, und diese Concentrirung, an der wir eben sind, glaube ich, hat hiezu den Weg geschaffen. Ich bitte also, auch in dieser Beziehung wollen wir mit dem Beispiel vorangehen, dass wir der Einigung ein Opfer bringen, indem der Einzelne das, was er für sich hübsch machen könnte, einem anderen zu Liebe aufgibt, der es noch besser macht, und so würde unsere Versammlung wie in mancher anderen Beziehung so auch hier ihren Beitrag leisten zur schönen Einigung Deutschlands auf unserem Gebiete.

Lechner: Auch das Gebiet der Modelle ist durch die stattgefundenen Erörterungen bereits betreten; ich erlaube mir noch die Brochüre meines Freundes Müller, welche die von dem Herrn von der Launitz verfertigte Gewandstatue näher beleuchtet, hier vorzulegen: Die Tracht der Römer und der Römerinnen, ein Vortrag, gehalten vom Professor Albert Müller (Hannover bei Karl Meyer verlegt). Dass der Name von der Launitz bei dieser Sache vor Allem in den Vordergrund tritt, ist natürlich; denn es sind jene Bestrebungen dieses Künstlers auf unserem Gebiete von früheren Versammlungen her theils bekannt, theils durch seine persönliche Anwesenheit bei diesen Versammlungen gesehen worden. Der Punkt, welcher der schwierigste ist, wurde, glaube ich, bereits berührt: der Kostenpunkt. Ich stimme dem Herrn Director Baumeister zu, dass keine Mittel unversucht zu lassen sind, und wünsche auf der anderen Seite freilich, dass gerade diese unsere Zusammenkunft, an der sich auch solche Männer betheiligen, denen die Leitung des höheren Schulwesens in verschiedenen Staaten obliegt — dass unsere Versammlung vielleicht Gelegenheit bieten möge, die Herzen und Geldbeutel der hohen Schulregierungen auch für unsere Zwecke zu erwerben resp. zu eröffnen, und ich persönlich würde wohl nicht zu kühn sein, wenn ich einmal hoffen möchte, dass mir zu den Versuchen eine kleine Unterstützung von München aus zu Theil werde, damit ich diese Geschichten nicht immer aus meiner eigenen Tasche machen muss. Herr Professor Wagner hat mit grossem Rechte die negative Seite hervorgehoben, die von Wichtigkeit ist, und ich bin mit ihm vollkommen einverstanden, wenn ich diese Dinge möglichst fern zu halten suche. Zu gleicher Zeit habe ich doch auch gesucht in meinen Thesen eine gewisse bescheidene Mässigung einzuhalten und nicht zu weit zu gehen; denn zu eigentlich ausführlichen Vorträgen über Archäologie und über die Feinheiten der antiken Kunst haben wir leider keine Zeit. Ich habe daher vorsichtig sein zu müssen geglaubt und mich deshalb darauf beschränkt, was ich in Thesen zusammengefasst habe, so begeistert ich natürlich für alte Kunstgeschichte bin. Wenn ich also plastische Abbildungen mit einem Worte berühren darf, so meine ich 1) Münzabdrücke, d. i. eines der wohlfeilsten Dinge. Sie wissen, dass man in Berlin für ein paar Groschen eine herrliche athenische Drachme, welche so aussieht, als ob es eine wirkliche wäre, kaufen

kann. Ich habe selbst solche in Berlin gekauft und werde sie unter den Schülern circuliren lassen, und das ist etwas, was die Sache leicht fördert. Der Junge muss so eine Drachme gesehen haben. Hat er einmal eine Drachme, die Eule, die Mondsichel, die Olive vor sich gehabt, so vergisst er das nicht mehr wieder. Dahin würden auch noch gehören die wohlfeilen Berliner Gemmenabdrücke; diese sind mir jedoch zu klein; ich lege alles Gewicht auf das Grosse, damit es der Schüler sehen kann. Doch habe ich selbst die schöne Sammlung von den 50 Gemmenabdrücken besonders mir angeschafft und pflege sie z. B. in meiner Wohnung oder Schule selbst mitzutheilen. Diese Dinge empfehlen sich auch nach einer anderen Seite; nämlich diese wohlfeilen Abdrücke kann man zu Geschenken für fleissige Schüler verwenden, so besonders die Münzabdrücke, die man dem Schüler zum Geschenke machen kann, die er dann als Eigenthum besitzt. Ein anderer, der Geld hat, schafft sie sich selbst an; es ist leider der sehr verdiente Verfertiger Krause in Berlin, der mir die Sachen verschafft hat, gestorben. Ich hoffe aber, dass auch diese Dinge in späterer Zeit fortgesetzt werden. Das Gebiet der Gypsabdrücke ist ein so allgemein bekanntes, dass ich hier nicht weiter darauf eingehen will. Da denke ich an die obersten Classen, an Prima und Secunda, wo einige recht bedeutende Gypsbüsten und, wenn es sein kann, auch einige Statuen vorhanden sein müssten, und wo keine Gelegenheit, wo sie interessante griechische Dichter berühren, umgangen werden soll, ohne den jungen Leuten in Prima und Secunda die Verwandtschaft beider Künste vor Augen zu führen. Wenn also z. B. bei der Lectüre von Aeschylus Orestie oder Sophokles Electra oder dgl. so etwas im Gemmenabdruck zugänglich gemacht werden kann, so ist dies der Jugend auch angenehm. Endlich die Modelle, ich meine z. B. von Waffen. Bei Modellen kann es sich handeln entweder um natürliche Grösse oder um das Modell im Kleinen; da das selbstverständlich ist, habe ich dies nicht bei a) (der gedruckten Thesen) hinzugesetzt, also Modelle von natürlicher Grösse. Hier gilt es vor allen Dingen die verdienstlichen Bestrebungen des Herrn Professor Köchly mit Dank anzuerkennen, und uns dessen zu versichern, dass er so freundlich ist, auch der Schule von diesen seinen Versuchen Kenntniss zu geben. So liegt das Pilum von Wassmannsdorf in Heidelberg im vollständigen Modell vor. In ähnlicher Weise kann man verschiedene Waffen, z. B. den homerischen Bogen herstellen; die Stelle, wo die Bogenspannung beschrieben wird, wird sehr häufig nicht verstanden. Wenn ich aber den Bogen im Schulzimmer selbst habe, die Sehne loslassen und befestigen kann, so kann ich namentlich unterscheiden, was für ein Unterschied zwischen dem Anziehen zur Oeffnung und zum Schluss ist, was häufig verwechselt wird, und das hat dann der Knabe vor Augen. Hier muss endlich auch selbst der Turnplatz mitwirken. — Solche Bogen sind sehr gut aus Dresden, aus Buxbaum gemacht, zu beziehen, und ganz vortrefflich geeignet, nach beiden Seiten der Jugend zu dienen. Endlich haben wir in Heidelberg gesehen, wie der Turnplatz für die Anabasis verwendbar ist. Das ist ein lebendiges Modell, das Modell, wo die Knaben selbst antike Exercitien ausführen, die sie befähigen, antike Schriftsteller zu verstehen. Was endlich das Modell im Kleinen betrifft, so denke ich: ein Junge, der besonders technisch geschickt ist, macht sich die Freude, seinen Lehrer zu überraschen, setzt sich einige Winterabende hin und schnitzt das Modell der Rheinbrücke und stiftet es für den Schrank der Classe; ein anderer macht einen Thurm von Pappdeckel. Da dürften, namentlich was das Material betrifft, die in Nürnberg gemachten Papiermachésachen leicht für die Schule zugänglich sein; und ferner dürfte der Gipfelpunkt aller Bestrebungen der sein, worüber ich mit Freund Ottmann in Torgau mich unterhalten habe, das Modell eines griechischen Theaters — ich weiss nicht

ob und wie weit ein derartiges schon gelungen ist — darzustellen. Jedenfalls würde ein solches die Bestrebungen krönen.

Präsident: Ich erlaube mir nochmals den Dank für die Anregung, die uns hier geboten wurde, auszusprechen und zugleich die Bemerkung anzuschliessen, dass die Herren eingeladen sind, beim Austritt aus dem Saal im Hofe dieses Gebäudes Uebungen mit antiken Waffen anzusehen; ferner dass morgen Herr Professor Köchly die Güte haben wird, verschiedene Antiken zu zeigen, ohne damit einen speciellen längeren Vortrag zu verknüpfen, so dass unsere Tagesordnung dadurch nicht beeinträchtigt wird. Für jetzt hat Herr Professor Weismann das Wort.

Weismann: Ich will mir nur erlauben, kurz auf ein wohlfeiles Mittel hinzuweisen, mit welchem der Zweck, den der Vortragende in so dankenswerther Weise erörtert hat, recht wohl gefördert werden kann, d. i. das Stereoskop. Es gibt sehr viele wohlgearbeitete Stereoskopenbilder, sie dienen zur Erläuterung und Veranschaulichung der Geographie, des geschichtlichen und des klassischen Unterrichts. Wir haben in Coburg die Einrichtung getroffen, dass bei einem dem Schüler zugänglichen Ort, auf dem allgemeinen Schulgang mehrere Stereoskopen fortwährend aufgestellt sind, in welche von Zeit zu Zeit neue geeignete Bilder eingefügt werden; so kann der Schüler in den Zwischenstunden immer nach Belieben dieselben benützen. Ich kann Sie versichern, dass die Schüler sie recht eifrig benützen und die Furcht, sie den Schülern preiszugeben, nach meiner Erfahrung nicht begründet war. Sie haben solches Interesse daran gefunden, dass keiner, auch nicht der muthwilligste, diese Apparate verletzte.

Director Niemeyer: Geehrte Herren! Ich hatte verstanden, dass der geehrte Vortragende im Zusammenhange seines Vortrages die erste Thesis erwähnen würde. Man ist aber von der Discussion abgegangen und hat die folgenden Thesen behandelt. Die erste Thesis ist gar nicht zur Sprache gekommen. Ich möchte mir nur erlauben, bei der ganz kurz zugemessenen Zeit zwei Worte zu sprechen: einmal, dass keine Continuität zwischen den Philologenversammlungen bestehe, da die Mitglieder sehr wechseln. Wir fangen jedesmal von vorne an. Es muss mit Grund darauf aufmerksam gemacht werden, dass derselbe Gegenstand schon zweimal behandelt worden ist, was dem geehrten Vortragenden entging. Die Protokolle weisen darauf hin. In Hannover unter der Form: „über die Einführung monumentaler Studien beim Unterricht“; da konnte keine Discussion stattfinden wegen der Kürze der Zeit. Auf Antrag des Professor Stark wurde beschlossen, im nächsten Jahre sollte die Sache wieder aufgenommen werden. In Heidelberg wurden Thesen vorgelegt, welche vollkommen unbekannt waren. Wenn wir erfreut sind, neue Momente heute vorgeführt zu erhalten, so scheint es wichtig, dass wir im Zusammenhang mit den vorausgegangenen Versammlungen uns an das anschliessen, was in den Protokollen vorkommt. Ich darf mir erlauben, den Vortrag, der in Hannover gehalten worden ist, und den ich umgearbeitet habe, dem Herrn Vorsitzenden zu überreichen.

Ein zweiter Punkt ist, dass der Geschichtsunterricht möglichst gefördert werden soll. Ein Punkt aber ist ausgelassen worden, der in vielen Kreisen ebenfalls seine Zustimmung finden wird: das ist der Religionsunterricht. Er ist in Heidelberg, wo man keine Zeit hatte, vorläufig von der Discussion ausgeschlossen worden. Er verdient die genaueste Beachtung, einmal da der Religionsunterricht auch Geschichtsunterricht ist; und dann weil auch hier das Bedürfniss nach Anschauung eintritt. Ich hatte den Wunsch, dass er in einem engeren Kreise von Fachmännern, Directoren und Religionslehrern, zum Gegenstande

näherer Besprechung werden könnte. Das ist der Wunsch, den ich dem Herrn Vorsitzenden anheimgebe.

Präsident: Ich würde mit grösstem Vergnügen diesem Wunsche entgegenkommen, wenn auch nicht gerade heute; allein zur Zeit sind wir nicht mehr in der Lage, die Sache näher zu bereifen und uns mit den Herren Fachmännern in's Benehmen zu setzen; und früher geschah es aus Unkenntniss der eben gegebenen Erörterungen nicht.

Ich habe nunmehr noch die Tagesordnung für morgen zu proponiren, da Herr Professor Ahrens das Resumé seines Vortrags über Oedipus Rex zurückgezogen hat. Ich darf darum wohl voraussetzen, dass morgen vor allem die eigentlichen Geschäftssachen zur Erledigung kommen werden, einmal in der Weise, welche gestern von Herrn Rector Lampert dargelegt worden ist in Bezug auf die Methode des lateinischen Unterrichts an unseren Schulen, und dann dass wir als Antwort, die wir der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section zu ertheilen haben, die Ernennung von drei bis vier Commissionsmitgliedern vornehmen, welche jedenfalls für die nächste Vereinsversammlung eine Ausgleichung zwischen den humanistischen und naturwissenschaftlichen Unterrichtsgegenständen vorzubereiten hätten, damit nicht wiederum das Risico eintritt, auch im nächsten Jahre die Sache wegen vorgeschrittener Zeit nicht zur Erledigung bringen zu können. Wenn die Herren also damit einverstanden sind, dass wir morgen eben bloss diese Referate erledigen können und wollen, zumal auch Herr Professor Köchly noch einige Demonstrationen zum heutigen Thema beabsichtigt, so nehme ich an — (Unterbrechung durch:)

Lechner: Bitte um ein kurzes Wort! Es muss mir daran gelegen sein, die Zustimmung der Versammlung zu gewinnen, und auf das lege ich ja, wie ich erklärt habe, hauptsächlich Gewicht. Ich weiss wohl, dass Herr Director Niemeyer das Verdienst hat, diese Dinge schon bei früheren Versammlungen zur Sprache gebracht zu haben. Ich wünschte sie in dieser Versammlung noch zu behandeln, um das Zusammenwirken der Archäologie mit uns noch zu erwirken. Ich wünschte, dass die vier in Ihren Händen befindlichen Thesen durch Ihre Billigung unterstützt und dadurch das Interesse für diese Sache gefördert werde. Das war hauptsächlich mein Zweck und die Bitte, welche ich Eingangs vortrug.

Präsident: Ich glaube daran erinnern zu dürfen, dass die Herren Redner und Interpellanten bereits eine ausdrückliche Anerkennung dieser Ihrer Bestrebungen ausgesprochen haben, eine Anerkennung, der auch ich mit weniger beredtem Munde Ausdruck gegeben habe. Ihr Streben, Ihr anregender Vortrag haben allseitigen Anklang gefunden, und es wird den Herren sehr angenehm sein, binnen Jahresfrist weiteren Bericht über diesen Gegenstand zu hören.

Lechner: Ich wünschte doch, dass die Versammlung in pleno mir den Gefallen thut, zu erklären, ob sie mit diesen vier Thesen einverstanden ist. (Von allen Seiten: Ja.)

Präsident: Hiermit schliesst die zweite Sitzung der pädagogischen Section.

Dritte Sitzung, am 3. October früh 8 Uhr.

Präsident: Bevor wir die Tagesordnung in Angriff nehmen, wird Herr Prof. Köchly im Anschluss an den gestrigen Vortrag des Herrn Prof. Lechner über die Lehrmittel der Anschauung unter Vorzeigung mehrerer Abbildungen einschlägige Bemerkungen machen.

Köchly: Sehr verehrter Herr Präsident, hochansehnliche Versammlung! Ich kann mein kurzes Einleitungswort nur mit dem grössten Bedauern eröffnen, dass es mir gestern absolut unmöglich war, der so überaus wichtigen Debatte über die Frage der anschaulichen Lehrmittel beizuwohnen. Nach Allem, was ich aus den Thesen, aus Privatgesprächen mit dem Herrn Thesensteller und sonst weiss, und nach Allem, was ich daraus schliessen darf, kann ich annehmen, dass ich mit dem gestern Verhandelten mich durchaus in Uebereinstimmung befinde. Wenn ich daher hier noch auf ein paar Punkte aufmerksam mache, so geschieht es auf die Gefahr hin, schon Gesagtes zu wiederholen, wird aber auch auf der andern Seite in diesem Falle meine Uebereinstimmung mit dem Gesagten kund thun. Ich möchte auf drei Punkte hinweisen: Zunächst darauf, dass über diese in fertig voller, vielleicht sogar bestechender Form dem Schüler gebotenen Lehrmittel zur Veranschaulichung die einfachste und natürlichste Art, die Veranschaulichung durch einige Striche mit der Kreide hervorzurufen, vernachlässigt wird. Ich gestehe ganz offen, dass ich einen selbstentworfenen Plan, vom Lehrer mit Kreide, vom Schüler mit Bleistift angefertigt, dem kunstvollen Schlachtplane unbedingt vorziehe. Damit will ich mich aber keineswegs gegen dieses Hülfsmittel erklärt haben; es heisst hier: das eine thun und das andere nicht lassen.

Ein zweiter Punkt betrifft die Auswahl und die Ausführung; und da möchte ich in erster Beziehung darauf aufmerksam machen, dass man vor allen Dingen nur Sicheres oder, wo es besonders wichtig oder nothwendig ist, möglichst Wahrscheinliches gebe. Ich werde dies, wenn ich über den Atlas zum gallischen Kriege zu sprechen komme, berühren. So ist, wie ich höre, gestern von Schlachtbeschreibungen des Livius und Tacitus gesprochen worden. Meine Herren! Ich will dem wohlbegründeten Rufe dieser grossen Classiker nicht zu nahe treten; aber wenn man als Techniker in militärischen Dingen mit ihnen zu thun hat, so möchte man manchmal recht böse werden: davon haben die beiden, so zu sagen, nichts verstanden, gerade so viel, wie gewisse Verfasser moderner Bilderbücher, wenn diese eine Schlacht bildlich vorführen. Ich will hier nur, um zu zeigen, dass ich nicht verläumde, an die Beschreibung der berühmten Schlacht bei Kynoskephalä erinnern, wo der Zusammenstoss der makedonischen Phalanx mit der römischen Legion vorgeführt wird, und wo wir im Stande sind, durch die Beschreibung des Polybius den Livius zu controliren. Da begegnet dem römischen Geschichtschreiber die colossale Dummheit, dass er das καταβάλλειν τὰ δόρατα des Polybius mit *deiectis hastis* — was allerdings grammatisch möglich ist — übersetzt und der makedonischen Phalanx gleiche Bewaffnung, gleiche Taktik mit der römischen Legion zuschreibt. Das ist gerade so, wie wenn Jemand heutzutage bei Schilderung einer modernen Schlacht unsere Truppen mit Bogen und Pfeil angreifen lässt. Solche Sachen anschaulich machen zu wollen, das halte ich nicht nur für falsch, sondern auch für sehr gefährlich.

Drittens über die Art der Ausführung möchte ich gerade mit Hinblick auf diese unzweifelhaft — so weit ich es nach flüchtiger Durchsicht beurtheilen kann — sehr anschaulich ausgeführten Proben noch folgendes hervorheben und den sämmtlichen Herren zu weiterer Erwägung empfohlen haben. Ein Hauptfehler in den geographischen Illustrationen ist dieser, dass man ganz ausschliesslich und einseitig das Alte gibt. Das Princip, das man heutzutage mit recht glänzenden Resultaten verfolgt hat, im neuen Griechenland, im neuen Rom das alte zu suchen, muss auch auf die Illustrationen angewendet werden. Es liegt uns hier eine sicherlich technisch schön ausgeführte Karte des cäsarischen Galliens vor, worin das Terrain, die Flüsse, die Gebirgszüge, mit recht anerkennenswerther Sicherheit

für eine Wandkarte angegeben sind. Auf dieser Karte hat der Verfasser nach den modernsten Forschungen insbesondere Napoleon's und Rüstow's die Feldzüge Cäsar's, die Marschlinien sowohl, wie die Städte und Schlachtfelder bezeichnet. Ich will mich nicht dabei aufhalten, dass hier Sicheres, Wahrscheinliches und Unwahrscheinliches ohne Zweifel miteinander gemischt ist, hebe aber einen Mangel hervor, den diese Karte mit allen bisher erschienenen gemein hat: wir geben dem Schüler eine Karte *urbis et orbis veteris* in die Hand; da steht er vor der alten Geographie mit alten Namen und alter Eintheilung. Ein Beispiel aus meiner Praxis: ich lese mit ihm nach einer solchen Karte der *Gallia antiqua* den Cäsar, er weiss sich auf der Karte vortrefflich zurecht zu finden: jede Marschlinie, jede Stadt, jede Schlacht zu bezeichnen. Legen Sie ihm eine Karte des modernen Frankreichs vor: die Sinne schwinden ihm, es wiederholt sich die alte Geschichte aus Goethe's Götz von Berlichingen: „Wer sind die Herren von Berlichingen?" „Die Herren von Berlichingen sind in u. s. w. u. s. w." „Kennst Du die Herren von Berlichingen?" „Nein." Diese Karten müssen so eingerichtet werden, dass sie die moderne Eintheilung und Nomenclatur — natürlich mit methodischem Maasse — und zugleich die alten Ortsnamen enthalten. Ich kann nicht weiter darauf eingehen, ich wollte nur auf Einiges hinweisen, was bei Berathung dieser Lehrmittel zu überlegen ist, und schliesse mich dem Antrage des Herrn Prof. Lechner an, in dem Sinne: es möchte zunächst wirklich eine Anzahl Männer, die dafür Interesse und Beruf haben, zusammentreten, und bevor dergleichen neue Lehrmittel geschaffen werden, sich über die Auswahl und Art der Ausführung vereinigen. Denn wenn einmal dergleichen mit grossen Kosten verbundene Illustrationen in den Umlauf kommen, dann hält es schwer, ein solches Lehrmittel einzuziehen, selbst wenn ein noch so gutes daneben aufkommt. Ich schliesse damit, dass ich sowohl Herrn Prof. Lechner, als wer sonst sich damit befasst, zur Mithülfe mich bereit erkläre.

Und nun noch ein Wort über die von mir vorgelegten Lehrmittel selbst: es sind ihrer sechs; zunächst die drei grossen Wandkarten über *Roma antiqua*, *Athenae antiquae* und dann die schon erwähnte Karte von Gallien mit den eingezeichneten Feldzügen, Marschlinien und Schlachtfeldern. Die Arbeiten sind von dem bereits rühmlichst bekannten Herrn Prof. Rheinhardt in Stuttgart, im Verlage von Hoffmann allda erschienen. Beide Herren haben sie mir hierher geschickt mit dem Ersuchen, sie Ihnen zur Prüfung zu empfehlen. Weiter kann ich jetzt nichts thun; denn genau geprüft habe ich sie selbst noch nicht. Dass aber die Ausführung eine entschieden anschauliche ist, das bedarf, glaube ich, nur eines Blickes. Den Hauptmangel, den ich daran finde, dass das Neue unberücksichtigt ist, habe ich bereits erwähnt; den theilen diese Arbeiten alle.

Da ist ferner ein Atlas *orbis antiqui*, von Prof. Rheinhardt in sehr compendiöser Form in zwölf colorirten Blättern ausgeführt. Da haben wir ferner einen Atlas zu Cäsar's gallischem Kriege, welchen Rüstow als Begleiter zum Commentar Napoleon's erscheinen lässt. Dies ist eine solche *Gallia antiqua*. Die Auswahl ist — ich will nur an die Schlachtfelder erinnern — eine vortreffliche. Es ist nur Sicheres oder höchst Wahrscheinliches aufgenommen, und in dieser Beziehung würde ich diesen Atlas, was die Auswahl betrifft, sogar dem Napoleon's vorziehen. Endlich hier ist noch ein sogenanntes Album des klassischen Alterthums von Rheinhardt in Farbendruck, enthaltend Bilder vom Erechtheion zu Athen, vom heutigen Sparta u. s. w.; endlich eine allerdings bedenklich an moderne Bilderbücher streifende Darstellung eines antiken Sturmes. Ich höre, dass auch gestern geltend gemacht wurde, diese Illustrationen dürften ja nicht den Charakter von Bilderbüchern, von Gartenlaube und

dergleichen meinetwegen recht gut unterhaltenden, aber nichts weniger als ernsten Schriften einschlagen.

Präsident: Indem ich dem hochverehrten Herrn Vorredner den besten Dank für diese interessanten Mittheilungen ausspreche, erlaube ich mir noch hiezu zu bemerken, dass gestern die Section gewissermassen dem Herrn Lechner das Mandat gegeben hat, bis zur nächstjährigen Versammlung in diesem Sinne fortzufahren und sich mit denjenigen Herren, welche sich gestern der Sache annahmen, in's Benehmen zu setzen, wie geeignetes Material beigeschafft werden könne. Indem wir hiermit diesen Gegenstand verlassen, lade ich Sie ein, nunmehr zur heutigen Tagesordnung überzugehen.

Prof. Piper liest: In einer Versammlung mehrerer Mitglieder der pädagogischen Section (worunter die Directoren Graff aus St. Petersburg, v. Jan aus Erlangen, Piderit aus Hanau, Rehdantz aus Rudolstadt, Schmid aus Stuttgart nebst Prof. Piper aus Berlin) sind mit Rücksicht auf die heutigen Verhandlungen in jener Section: „über Anschauung als Mittel des Unterrichts in Mittelschulen", folgende Sätze verhandelt und angenommen, welche man sich beehrt der Section zur Kenntnissnahme, resp. Zustimmung zu überreichen:

1) Dasselbe Bedürfniss, der Anschauung zu Hülfe zu kommen, welches bei Lesung der Autoren und für den Geschichtsunterricht nachgewiesen ist, wird für den Religionsunterricht anerkannt.

2) Es wird empfohlen, dass die Gymnasien mit den Mitteln des anschaulichen Unterrichts auch in diesem Zweige sich ausrüsten.

3) Es wird ein Verzeichniss solcher Lehrmittel, so weit sie schon vorhanden und zugänglich sind, für die verschiedenen Stufen des Religionsunterrichts, gleichwie für die genannten anderen Fächer, aufzustellen sein.

4) Für den Religionsunterricht ist Prof. Piper bereit, ein solches Verzeichniss vorzulegen, oder vielmehr das früher von ihm entworfene (Ueber die Errichtung christlicher Museen für die Schule und die Gemeinde. Evang. Kalender für 1857) zu ergänzen.

In der Aufgabe, für die klassischen Autoren die Stellen anzuzeigen, für welche es der Mittel der Anschauung bedarf, nebst der Nachweisung der vorhandenen, sind zu der Arbeit, welche Prof. Lechner übernommen hat, hinzugetreten und werden sich mit ihm in Einvernehmen setzen:

für die griechischen Schriftsteller: Director Rehdantz,
für die griechischen scenischen Alterthümer: Director Piderit,
für die römischen Dichter: Oberlehrer Richter aus Pforte.

Und es wird um weitere Theilnahme zur Durcharbeitung dieses Stoffes gebeten.

Präsident: Nun wäre der erste der gestern festgesetzten Gegenstände der Tagesordnung zu erledigen, nämlich: bestimmte Resolutionen über die Methode des lateinischen Unterrichts in den Schulen zu fassen. Durch den Vortrag des Herrn Dr. Simon aus Schweinfurt veranlasst, hörten wir neulich von Herrn Rector Lampert gewissermassen schon als bestimmte Resolutionen zwei oder drei Andeutungen, über die man so ziemlich einig zu sein schien. Ich lade Herrn Rector Lampert ein, dieselben noch einmal zu formuliren, auf dass die eine oder andere vielleicht noch bestimmter gefasst oder modificirt werden könne.

Lampert: Ich habe mir aus der schon besprochenen Sache zwei Punkte herausgehoben: die Frage des Memorirens und die Stellung der Schule zum Hause beim Elementar-

unterricht im Lateinischen. Darauf lege ich das Hauptgewicht. Meine Resolutionen, die ich beantrage, lauten so:

„Beim Elementarunterricht im Lateinischen wird das Memoriren im Princip unumgänglich nothwendig sein. Es ist dagegen mit Rücksicht auf die Individualität des Lehrers auf ein möglichst geringes Maass zu beschränken.“ Dies die erste Resolution. Will vielleicht der Herr Präsident die Discussion hierüber eröffnen?

Präsident: Im Ganzen ist noch nichts dagegen zu erinnern, wenn man nicht etwa deutlicher hervorheben will, dass zuerst das Verständniss des Memorirstoffes vorauszusetzen sei, und ein tüchtiges Memoriren erst dann zu folgen habe. Wenn dieses aber nicht für nöthig erachtet werden sollte, oder diese Fassung zu Missverständnissen Anlass geben könnte, verzichte ich auf einen derartigen Zusatz. Es wurde eben vorgestern angeregt, dass eben auch unter Umständen ein mechanisches Memoriren (z. B. nach Jacotot's Methode) förderlich sein könnte. Ich glaube, dass Sie schwerlich damit einverstanden sein werden. Es ist doch der gewöhnliche Gang, erst durch verschiedene Mittel, durch Anschauung das Verständniss zu erleichtern, und nachher die Regel zu formuliren und dann memoriren zu lassen.

Schmid: Ich glaube, dass das, was der Herr Präsident soeben als Modification vorschlägt, nicht nur im Sinne des damaligen Vortragenden, sondern auch im Sinne der Mehrheit der Versammlung so entschieden gelegen ist, dass ich es für förderlich halte, wenn das aufgenommen wird. — Warum aber setzt Herr Rector Lampert hinzu: mit Rücksicht auf die Individualität des Lehrers?

Lampert: Sie wissen ja, dass Herr Dr. Simon ein grosses Gewicht darauf gelegt hat, dass der Lehrer das auswendig Gelernte *in sucum et sanguinem* übergehen lassen müsse. Das beste Lehrbuch ist in der Hand eines jeden Lehrers ein anderes; in einem Jahre hat, wie ich mich überzeugt habe, ein Buch Ausgezeichnetes geleistet, in dem andern Schlechtes. Die Individualität des Lehrers tritt beim Memoriren am meisten hervor.

Schmid: Ich glaube nicht, dass die Herren, die bei jenen Verhandlungen nicht anwesend waren, jenen Sinn vermuthen. Es handelt sich ja nur um die Redaction; in der Sache sind wir einig.

Köchly: Erlauben Sie mir nur zwei Worte. Dieser Zusatz ist der Missdeutung fähig. Ich habe die Sache so verstanden, dass der Lehrer nur so viel aufgeben darf, als er selbst auswendig lernen kann. Jedermann wird wissen, welchen demoralisirenden Einfluss es auf die Jugend übt, wenn der Lehrer mit dem Buche in der Hand das Memorirte überhört.

Präsident: Wie es scheint, sind die Herren der Meinung, dass ein solcher Zusatz wegzubleiben hat.

Lampert: Mein zweiter Antrag lautet: In Bezug auf den Elementarunterricht in der lateinischen Sprache ist der Schwerpunkt der Thätigkeit und des Erfolges nicht im Hause, sondern in der Schule. Ich setze nichts dazu und frage: Wo haben die Alten ihre Weishei gelernt? Zu den Füssen des Lehrers. Wo ist das Leben? Im Worte des Lehrers. Ein begeisterter Lehrer zündet auch den faulsten Schüler.

Präsident: Die Andeutung von einem Gegensatz zwischen Haus und Schule kann Jedermann als eine Beziehung auf den so nachtheiligen Einfluss des modernen Instructorenwesens interpretiren, das die Wirkung der Schule häufig lähmt.

Auf die Bemerkung eines Zwischenredners, die Beziehung auf das Instructorenwesen habe locale Färbung erwidert

Lampert: „Locale Färbung“ ist nur ein Commentar für uns. Ich stellte nur den Satz auf, dass im Elementarunterrichte der Schüler mit dem Lehrer im lebendigen Verkehre stehen soll, dass dem Privatfleisse nicht zuviel zugemuthet werden darf; und wenn man nebenbei dem Instructorenwesen einen Stoss geben will, so braucht es Niemand zu wissen. Unsere Rectoren werden schon wissen, was es bedeutet.

Dr. Riedenauer: Zur Sicherstellung des eben hier angeführten Factums möchte ich unsere Verhältnisse in Bayern etwas in Schutz nehmen. Das Instructorenwesen ist bei uns nahe daran, beseitigt zu werden. Ich komme eben von einer Anstalt, wo es noch vor wenigen Jahren in voller Blüthe war und jetzt beinahe schon ganz geschwunden ist. Und so wird es auch an anderen Anstalten geschehen.

Lechner: Aus einem ähnlichen Grunde habe ich eben um das Wort gebeten, um die Bemerkung einzuschalten, dass viele bayerische Gymnasien das Instructorenwesen nie gekannt haben.

Präsident: Ich ersuche nun die Herren, den zweiten Punkt der Tagesordnung in Angriff zu nehmen, nämlich die schon gestern besprochene Commission zu bilden, und die drei oder noch mehr Herren zu bezeichnen, die sich dann im Laufe des nächsten Jahres, oder doch bis zur nächsten Vereinsversammlung schriftlich oder durch persönlichen Verkehr verständigen wollen, wie der mathematisch-naturwissenschaftliche Unterricht an den humanistischen Anstalten zu organisiren und zu betreiben wäre. Ich weiss nicht, ob inzwischen Privatbesprechungen stattgefunden haben, oder ob sich schon einige Herren bereit erklärt haben. diesen Auftrag zu übernehmen.

Nach kurzer Discussion ergeben sich als Mitglieder der Commission Buchbinder, Bopp und Dietsch, mit der Befugniss, je nach Bedürfniss weitere Mitglieder sich zuzugesellen.

Müller: Bei einer früheren Gelegenheit wurde vom Präsidenten der Versammlung ein Antrag vorgelesen, dass ein schon seit langen Jahren in's Stocken gerathenes Werk „illustrirte Kaiserbilder“ mit Text von Oberschulrath Vollrath, gefördert und fortgesetzt werden soll. Der Vorschlag ging aus von einem Landsmanne, der sich deshalb veranlasst fühlte, den Antrag zu stellen, weil er das Werk in's Leben gerufen, wenigstens die Anregung gegeben und Schritte gethan hat, dass ein Text dazu verfasst wurde. Dieser Antrag ist auf verschiedenen Umwegen in unsere Section gelangt, und da dieses Unternehmen als passendes Hülfsmittel für den Anschauungsunterricht Beachtung verdient, so erbitte ich mir Ihre Zustimmung zu der These:

Die pädagogische Section der XXVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner erkennt in den bei Perthes erschienenen Kaiserbildern ein gutes Unterrichtsmittel und erklärt die Fortsetzung für wünschenswerth, sie ersucht den Herrn Rector Dietsch dem Herrn Verleger in seinen Bestrebungen bei den Fortsetzungen in jeder Weise zur Seite zu stehen.

Köchly: Ich halte vom formellen Standpunkte aus für bedenklich, über Thesen, die nicht vorher angekündigt sind, selbst wenn sie augenblicklich Eindruck machen, sofort ohne Debatte abzustimmen. Ein solches Verfahren würde die Wichtigkeit und Bedeutung unserer Berathungen abschwächen. Bei den vorhin angenommenen Thesen war es etwas Anderes, sie beruhten auf vorher gepflogenen Berathungen. Ich werde gegen den Antrag stimmen.

Nach kurzer Debatte wird der Vorschlag abgelehnt.

Präsident: Meine Herren! Ich glaube, dass es uns gelungen ist, in diesen drei Tagen die eine oder andere Frage, die sonst jedesmal bei Beginn der Verhandlungen von

vorne aufgenommen und erörtert werden musste, zu erledigen, so dass bei der nächsten Versammlung unmittelbar an manches hier Ausgesprochene angeknüpft werden kann. In dieser Beziehung erlaube ich mir, für den Eifer und die Theilnahme, die hier gezeigt worden sind, meinen tiefgefühltesten Dank auszusprechen, und, wenn Sie sonst keine Bemerkung mehr anzubringen gedenken, erkläre ich die diesjährigen Sitzungen der pädagogischen Section für geschlossen.

Schmid: Aber nicht ohne dass wir dem geehrten Herrn Präsidenten, dessen sichere und feste Leitung mit solcher Humanität verbunden war, unseren innigsten Dank aussprechen.

Schluss um 9 Uhr.

Verhandlungen der germanistischen Section.[1]

Verzeichniss der Mitglieder.

1. Holland, Professor in Tübingen.
2. Mündler, Professor in Nürnberg.
3. Erkelenz, Professor in Würzburg.
4. De Vries, Professor in Leiden.
5. Kaufmann, Archivrath in Wertheim.
6. Barack, Hofbibliothekar in Donaueschingen.
7. Keinz, Staatsbibliothek-Assistent in München.
8. Koch, Professor in Eisenach.
9. R. Köhler, Bibliothekar in Weimar.
10. Hildebrand, Gymnasiallehrer in Leipzig.
11. Dr. Wülcker aus Frankfurt a. M.
12. Wülcker, cand. phil. aus Frankfurt a. M.
13. Zillober, Professor in Augsburg.
14. Foss, Professor in Berlin.
15. Dr. Bindewald aus Giessen.
16. H. Brinkmann aus Segnitz.
17. Behringer, Professor in Würzburg.
18. Massmann, Professor in Berlin.
19. Dr. Buchenau aus Marburg.
20. Dr. Heremans aus Gent.
21. Grein, Archivar in Cassel.
22. Dr. Vial aus Hersfeld.
23. Dr. Flügel aus Leipzig.
24. Ph. Dietz aus Marburg.
25. Dr. L. Bossler aus Darmstadt.
26. Dr. A. Köhler, Gymnasiallehrer in Dresden.
27. Dahn, Professor in Würzburg.
28. Lexer, Professor in Würzburg.
29. Dr. Bülau aus Hamburg.
30. Jäcklein, Studienlehrer in Bamberg.
31. Creizenach, Professor in Frankfurt a. M.
32. Dr. Zschesch aus Magdeburg.
33. F. Schmidt, Studienlehrer in Schweinfurt.

In einer nur von Wenigen besuchten Versammlung am 30. September constituirte sich die Section, und wurde die erste Sitzung auf den folgenden Tag Vormittags 9 Uhr festgesetzt.

Erste Sitzung, Donnerstag den 1. October Vormittags 9 Uhr.

Professor Dahn, der provisorisch das Präsidium übernommen hatte, eröffnete die Versammlung und schlug Dr. Hildebrand zum Vorsitzenden vor; als dieser ablehnte, wurde Prof. Creizenach zum Vorsitzenden gewählt, zu Schriftführern wurden ernannt Gymnasiallehrer Dr. A. Köhler und Dr. L. Bossler.

Der Vorsitzende leitete hierauf die Verhandlungen ein durch einen warmen Nachruf an Franz Pfeiffer und betonte hauptsächlich dessen Verdienste um die Einführung der

[1]) Nach den Mittheilungen des Dr. Ludwig Bossler.

germanistischen Studien in Schule und Leben. Hieran knüpfte er die Mahnung zur Versöhnung zwischen den streitenden Parteien, die Pfeiffer zu sehen nicht mehr vergönnt gewesen war.

Nachdem Hildebrand und Massmann hieran noch persönliche Erinnerungen geknüpft, berichtete der Letztere über die Ergebnisse seiner letzten Reise nach Italien in Bezug auf eine Handschrift des Vulfila in Turin. Es sind dies vier Blätter, welche Bruchstücke aus dem Briefe an die Galater und dem Briefe an die Kolosser enthalten und aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem jetzt in Mailand befindlichen, aus Bobbio stammenden Codex nach dem Jahre 1461 herausgerissen worden sind. Daran schloss der Redner interessante Mittheilungen über die schädlichen Einwirkungen der chemischen Reagentien auf die Handschriften, namentlich auf die gothischen, die immer undeutlicher und unlesbarer werden.

Der Vorsitzende theilte aus einer Notiz Prof. Zacher's zum Protokoll der XXV. Versammlung mit, dass dieser die Resolution der germanistischen Section, betreffend die Unterstützung des Grimm'schen Wörterbuches aus Staatsmitteln, zur Ausführung gebracht habe, indem er an den Kanzler des norddeutschen Bundes geschrieben. Dann machte der Vorsitzende auf das Bedürfniss aufmerksam, dass für die Erklärung derjenigen älteren deutschen Wörter, die nicht im Kreise der bekannten so verdienstvollen Wörterbücher liegen, ein Anhaltspunkt in einem wissenschaftlich hergestellten Glossarium geboten werde. Für solche Wörter, wie sie in Urkunden, Urbarien, Inventarien und ähnlichen Schriftstücken vorkommen, sei der Leser oft einzig auf seine eigenen Vermuthungen angewiesen. Aufgefordert sich darüber zu äussern, ob die Versammlung zu einem derartigen Unternehmen ermuntern und direct dazu anregen wolle, wurde das Bedürfniss eines solchen Wörterbuches allgemein anerkannt, die Beschlussfassung aber auf die nächste Sitzung verschoben, weil der mit Vorarbeiten zu einem Urkundenwörterbuch beschäftigte Professor Lexer heute noch nicht anwesend war.

Dr. Hildebrand sprach sodann über den Gebrauch des Nominativs „der“ anstatt des Accusativs „den“ im alemannischen Dialekte, ein Gebrauch, den Hebel in der Vorrede zu seinen alemannischen Gedichten, in denen er sich häufig vorfindet[1]), schon bemerkt[2]), der aber von Weinhold in seiner trefflichen Arbeit nicht erwähnt wird.

Da Dr. Barack diesen Gebrauch für das ganze alemannische Gebiet bis an den Neckar bei Rottweil und Oberndorf bestätigte, Professor Holland ihn aber für das eigentliche Schwaben entschieden in Abrede stellte, so fand Hildebrand darin einen wichtigen Unterschied zwischen alemannischem und schwäbischem Dialekte und bemerkte weiter, dass sich der nämliche Gebrauch auch am Niederrheine finde.

Nach de Vries findet er sich ebenso im eigentlichen Holland, dagegen, wie Heremans bemerkte, nicht in Flandern.

Professor Koch glaubt diese Erscheinung durch eine gewisse Verhärtung und Erstarrung erklären zu dürfen.

Hildebrand entnahm nun aus einem Briefe von M. Rieger in Darmstadt, dass dieser Gebrauch auch am Mittelrhein zu Hause sei, was auch von einigen Anwesenden bestätigt

[1]) So z. B. im Schmelzofen: „Und bringsch der Lohn im Nastuch heim“ und im Wächterruf: „und wer im Friede der Tag erlebt“.

[2]) „Der Accusativ des Singulars ist auch bei den Masculinis dem Nominativ gleich, z. B. der Tag, der und den Tag.“ Vorrede der ersten Auflage IV.

wurde. Daraus schloss Hildebrand, dass der Gebrauch des Nominativs statt des Accusativs als eine grosse zusammengehörige Erscheinung anzusehen sei, die, dem ganzen Rheinlande gemeinsam, vielleicht zusammenhänge mit dem lebendigen Verkehr auf dem Rheinstrome, sowie ja auch Sitte und Denkweise im ganzen Rheinlande übereinstimmen trotz der verschiedenen Volksstoffe, die dasselbe erfüllen.

Was das Alter dieser wunderlichen Erscheinung betrifft, so findet sich dieser rheinische Nominativ, wie man ihn vielleicht bezeichnen könnte, schon in der Pariser Handschrift des Walther von der Vogelweide. Dort heisst es im Liede von den beiden Flüchen: „*hiure müezen s' beide esel und der gouch gehoeren*“, wo Lachmann einen Vocativ annimmt, Pfeiffer und Rieger aber *der* in *den* umgeändert haben; jedoch ist die Form jedenfalls für jenen rheinischen Nominativ zu halten.

Die Erscheinung ist jedoch noch älter, denn in einer von Joseph Haupt herausgegebenen Erklärung des hohen Liedes aus dem 12. Jahrhundert findet sich ebenfalls ein Beispiel für diesen Gebrauch des Nominativs statt des Accusativs.

Was endlich die Entstehung dieses sonderbaren Gebrauches betrifft, so ist man leicht versucht dabei eine französische Entlehnung anzunehmen; allein dem ist nicht so, weil sich das nämliche auch bei Stämmen trifft, die gar nicht mit Frankreich in Berührung gekommen sind. Beachtenswerth dabei ist der mittelhochdeutsche Ausdruck *umb den Rin* für das eigentliche Deutschland, da ihn selbst im heiligen Lande abwesende Minnesänger gebrauchen, welche keine Rheinländer sind.

Professor Dahn erinnerte hier noch an die Gleichheit der Bestimmungen über das eheliche Güterrecht den ganzen Rhein entlang; und Professor de Vries wollte gerade den Völkerverkehr, der durch den Strom hervorgebracht werde, für die Ursache der Schwächung des Accusativs zur Nominativform halten.

Da es darüber beinahe 11 Uhr geworden war, so wurde mit Rücksicht auf die bereits um 10 Uhr angefangene allgemeine Versammlung die Sectionssitzung geschlossen.

Zweite Sitzung, Freitag den 2. October Vormittags ½9 Uhr.

Die zweite Sitzung wurde mit Verlesung des Protokolls und mit Erledigung anderer geschäftlicher Angelegenheiten begonnen. Namentlich sah sich die Versammlung in Betreff einer Zuschrift des Obergerichtsraths Griesebach in Hameln wegen Unterstützung bei der weiteren Herausgabe des Werkes „Bilder deutscher Kaiser und Könige“ nicht in der Lage, buchhändlerische Unternehmen dieser Art unterstützen zu können, und es wurde deshalb auf Antrag des Professor Dahn das betreffende Schreiben, als mehr zum Wirkungskreise der pädagogischen Section gehörig, dem Gesammtpräsidium der Philologenversammlung zurückgestellt.

Alsdann theilte Studienlehrer Schmidt einige Proben aus Handschriften mit, die zum Theil früher in der Klosterbibliothek zu Memmingen waren, zum Theil in Tambach, zum Theil in Stuttgart sich befinden: einige derselben sind in den Besitz des Redners übergegangen. Eine von diesen Handschriften enthält eine Uebersetzung des hohen Liedes mit deutscher und lateinischer Paraphrase, eine andere das Reisebüchlein eines Grafen Löwenstein, die dritte,

eine Pergamenthandschrift des 16. Jahrhunderts in Stuttgart, enthält den *Leonardus de Lapide Eclafo*. Schliesslich machte Schmidt noch auf eine Handschrift in Gotha aufmerksam, die wichtige Notizen über fränkische Adelsgeschlechter enthält.

Archivar Dr. Grein berichtete dann über die Arbeiten, mit welchen er eben beschäftigt ist, und zwar theilte derselbe zuerst im Anschluss an die Schrift von Dr. Windisch über die Quellen des Heliand mit, dass von ihm über denselben Gegenstand in der Kürze eine Gegenschrift erscheinen werde. Windisch sei bei seiner sonst vortrefflichen Schrift dadurch zu einem falschen Resultate gelangt, dass er, beirrt durch eine vorgefasste Meinung, gleich von der Voraussetzung ausging, der Dichter des Heliand müsste in gleicher Weise, wie das Kelle für Otfried gezeigt, ausser dem Tatian unter den Evangeliencommentaren zum Matthäus den Rhaban, zum Johannes den Alcuin und bloss zu Marcus und Lucas den Beda benutzt haben, und dass er lediglich dies zu beweisen gesucht habe, ohne auch die Commentare des Beda zum Matthäus und Johannes zu vergleichen. In seiner Arbeit habe Redner nun den Beweis geführt, dass der Dichter fast Alles, was er aus Rhaban und Alcuin hätte schöpfen können (und es sei dies noch weit mehr als Windisch angibt), ebensogut auch in den vier Commentaren des Beda habe finden können: nur einiges wenige, was Beda nicht habe, sei unmittelbar aus Augustin, Hieronymus und Gregor dem Grossen geschöpft; ja der Dichter habe sogar einiges aus Beda geschöpft, was sich in den entsprechenden Commentaren des Rhaban und Alcuin nicht finde. Daher entbehre auch der Schluss, der Heliand habe nicht vor 825 entstehen können, weil des Rhabanus Commentar erst 821—822 geschrieben sei, jedes sicheren Grundes: vielmehr sei die Abfassung des Heliand aus anderen Gründen in die Jahre 815—820 zu setzen, in welcher Zeit Ludwig der Fromme in Paderborn die beste Gelegenheit hatte, mit den Sachsen zu verkehren, und wol auch die Bekanntschaft des Dichters des Heliand gemacht haben kann. Zugleich führte Grein an, dass er mit seiner Schrift auch einen Abdruck des Tatian mit Bezeichnung der vom Dichter benutzten Stellen nach dem aus dem 9. Jahrhundert stammenden Casseler Codex gebe, der wegen eines weder in den Evangelien noch in den bisherigen Ausgaben des Tatian stehenden Zusatzes zu Joh. 20, 16 („*et occurrebat ut tangeret eum*") offenbar in einer näheren Beziehung zum Heliand stehe als die übrigen edierten Codices.

Sodann theilte Grein mit, dass er im Begriffe stehe, im Anschluss an seine Bibliothek der angelsächsischen Poesie auch eine solche der angelsächsischen Prosa herauszugeben und mit Aelfrik's Grammatik, Glossar und Colloquium zu beginnen, mit deren Bearbeitung er jetzt beschäftigt sei. Als besonders interessant und für die deutsche Mythologie nicht ohne Bedeutung hob er eine Entdeckung in Aelfrik's Grammatik hervor; dort stehe unter den Beispielen zur dritten Declination „*turbo thoden*", für welches Lye noch zwei weitere Belege biete; dies *thoden* widerstrebe jeder Deutung, und bei der grossen Aehnlichkeit der angelsächsischen Zeichen für *th* und *v* sei ohne Zweifel *vôden* zu schreiben: wir hätten somit den *Wôtan* selbst als Bezeichnung des Wirbelwindes. Freilich sei dies bis jetzt nur Conjectur.

Endlich führte Grein an, dass ihm der Auftrag geworden sei, nicht bloss eine neue Ausgabe der mancher Aenderungen bedürfenden Vilmar'schen Laut- und Flexionslehre zu besorgen, sondern auch aus Vilmar's Nachlass die deutsche Metrik und die Wortbildungslehre herauszugeben. Die Aufzeichnungen Vilmar's über die Wortbildungslehre (vor 30 Jahren niedergeschrieben) seien jedoch nur ein kurzer Auszug aus Grimm's Grammatik und dem heutigen Stande der Sprachforschung nicht mehr entsprechend (auch fehle der Abschnitt über die Zusammensetzungen ganz), sodass der Herausgeber selbst diese Lehre völlig neu ausarbeiten

müsse. Anders stehe die Sache mit der Metrik, von der einzelne Abschnitte fast vollständig vorlägen.

Professor Behringer knüpfte an den ersten von Grein besprochenen Gegenstand folgende Bemerkungen: Im Allgemeinen wird als Hauptquelle für den Heliand die unter dem Namen des Tatianus (Schmeller sagt *Ammonius* [*vulgo Tatianus*]) bekannte, von dem Bischof Victor von Capua um das Jahr 546 bearbeitete Evangelienharmonie angenommen. Bedeutende Bedenken gegen diese Annahme erregt ein Vergleich des Gedichtes mit dem genannten Werke und zwar aus folgenden Gründen:

1) scheinen besonders drei Stellen 9, 8. 10, 17. 142, 5 (nach der Schmeller'schen Ausgabe) eine Abweichung von der christlichen Glaubensweise zur Zeit der Entstehung des Heliand, nach der Richtung der im 4. Jahrhundert sich verbreitenden gnostisch-marzionitischen Secte zu enthalten, welche das alte Testament von dem neuen durchaus trennte;

2) wird die Stammtafel des göttlichen Heilandes mit keinem Worte von dem sonst so treuen Verfolger seiner Quelle erwähnt;

3) werden in höchst auffallender Weise die in Cap. II, III, IX und X in der vermeintlichen Quelle vorkommenden Prophetenworte und Cap. XVIII die Erwähnung des Buches Jesaia übergangen.

Deshalb stellte der Redner die Hypothese auf, dass nicht die jetzt allgemein angenommene Evangelienharmonie die eigentliche Quelle des Heliand sei, sondern jene Schrift, welche Tatianus selbst verfasste, und die erst vom Bischof Victor überarbeitet wurde — und zwar aus folgenden Gründen, welche sich an die obigen Bedenken anreihen:

1) Tatianus ging wirklich nach dem Tode seines Lehrers, des heiligen Justinus, zur Irrlehre der Marzioniten über;

2) die Worte des Bischofs Victor in seiner Vorrede zur vermeintlichen Quelle des Heliand lauten unter anderem: „selbst wenn Tatianus schon als Häretiker dieses Werk verfasst hat, so gehe ich doch gerne, weil ich die Worte meines Herrn erkenne, an seine Erklärung: wenn sie sein eigenstes Werk wären, wiese ich es weit von mir". Dann fährt er mit den allerdings etwas schwerer zu erklärenden Worten weiter: „*Nos tamen in eo sumus labore versati, quo opera solet novella praesumi — ut, absque scrupulo, studiosi mens secura hoc possit uti volumine*".[1]) —

Hierauf legte Staatsbibliothek-Assistent Keinz eine Karte von Oberbayern im 8. Jahrhundert vor, die er sich für seine grössere Arbeit über die mittelalterliche Topographie Bayerns angefertigt hatte. Die Zeit, während welcher dieselbe von den Anwesenden mit Aufmerksamkeit betrachtet wurde, verwendete er zu einem Vortrag über einzelne Gruppen der auf derselben eingetragenen Namen (es kommen solche in Altbayern aus dem genannten Jahrhundert etwa 500 urkundlich vor). Nach einer vorausgeschickten allgemeinen Classification derselben: einfache Worte, Patronymica, Zusammensetzungen der verschiedensten Art, verweilte er besonders bei der Klasse der von den Bayern vorgefundenen keltischen und römischen Ortsnamen. Hierbei von den bekannten Hauptstationen, wie *Regina castra*, *Batava castra* u. s. w. absehend, machte er darauf aufmerksam, dass sich besonders gegen das Gebirg und das obere Innthal zu, an der Hauptstrasse aus Italien nach Noricum die alte Bevölkerung

[1]) Eine eingehende Erörterung dieser Hypothese hat Behringer in dem Programme des Würzburger Gymnasiums zum Schlusse des Studienjahres 1862/63 niedergelegt.

lange erhalten habe und nur allmählich von der Kraft des bayerischen Volksstammes germanisiert worden sei; Zeuge dessen seien einerseits die zahlreichen Ortsnamen vorbayerischen Ursprunges, die sich um Salzburg und das obere Innthal entlang zum Theil bis auf unsere Tage erhalten haben und in den Salzburger Urkunden, besonders in dem sogenannten *Congestum Arnonis* und den *Breves Notitiae* (die Redner eben zu neuer Ausgabe vorbereite) in mehr oder minder ächter Form zahlreich erscheinen; andererseits die eben dort in den Schenkungen unfreier Leute an Salzburg häufig vorkommende Bezeichnung *Romani*, oder deutsch *Walha*; die an der Traun Wohnenden heissen einmal ausdrücklich *Trunwalha*. Freilich müsse man sich darunter nicht gerade Römer reinsten Blutes denken, sondern eben die Nachkommen der keltischen von den Römern romanisierten und mit denselben gemischten Urbevölkerung. Die das Land besetzenden Bayern hätten in ihnen einfach Angehörige des ihnen durch Sagen längst bekannten römischen Weltreiches gesehen und sie danach auch benannt. Auf die Kämpfe mit diesen wären auch wol jene aventinischen Römerschlachten zu beziehen, die man sich gewöhnt hat als blosse Fabel anzusehen.

Hieran reihte Keinz noch eine etymologische Namenserklärung über das im Gebiet der bayerischen und alemannischen Mundart so häufige, immer den ersten Bestandtheil zusammengesetzter Ortsnamen bildende Wort Tegern. Bekanntlich habe man bisher zwei verschiedene Behauptungen vorgebracht. Nach der einen wäre jenes *Tegarin* ein keltisches Adjectiv, das „gross“ bedeute, nach der anderen der Genitiv eines angenommenen Mannesnamens *Tegaro*. Beide Aufstellungen scheinen dem Redner aller Wahrscheinlichkeit zu entbehren. Bei dem ungemein häufigen Vorkommen dieses Wortes in Ortsnamen (eine oberflächliche Zählung in dem genannten Gebiete hätte deren mehr als 30 ergeben, eine genauere könnte vielleicht noch weit mehr finden) könne man füglich an kein Fremdwort denken, das noch dazu immer in Verbindung mit deutschen Worten auftreten würde; und was den Personennamen betreffe, so sei es durchaus nicht anzunehmen, dass ein solcher, der in Ortsnamen so häufig erscheine, bei der Reichhaltigkeit, welche die bayerischen Urkunden von frühester Zeit an gerade hierin zeigten, als wirklicher isolierter Mannesname nicht ein einziges Mal sich zeigen sollte. Es müsse also hier eine andere Erklärung gesucht werden.

Bei näherer Betrachtung der erwähnten Namen, wie sie z. B. bei Förstemann II, 1361 fgg. zahlreich verzeichnet sind, ergebe sich, dass die Mehrzahl im zweiten Bestandtheile ein Wort zeige, das auf das Wasser oder den Boden hinweise: *seo, pah, wac, mos, awa*, diese häufig, einzeln auch *velt, ascahi, slaht*, ausserdem *heim* und *dorf*, bei welch letzteren secundäre Zusammensetzung (z. B. *dorf* an einem *tegernbach*) angenommen werden könnte, aber nicht müsste. Es könnte also damit eine Eigenschaft des Wassers oder des Grundes bezeichnet sein. Nun gebe es in bayerischer Mundart ein Wort „Tegel“ bei Schmeller I, 437 Thon, Lehm, in der Heimath des Redners nur der bläuliche Thon, Mergel, und es könnte also jene Bezeichnung entweder die Farbe des Wassers oder den hauptsächlichsten Bestandtheil des Bodens angeben. Als Probe für diese Vermuthung habe der Redner die Untersuchung des Ortsnamens Degerschlacht (in Würtemberg, O. A. Tübingen) angesehen. Wenn nämlich wie in bayerischer so auch in alemannischer Mundart das Wort „schlichten“ — mit klebriger Masse überziehen — gebräuchlich wäre, und in der Gegend jenes Ortes sich Lehm fände, so würde er seine Vermuthung als gesichert betrachten. Ersteres wurde ihm nun von Angehörigen des alemannischen Stammes bestätigt, letzteres durch den vor kurzer Zeit erschienenen 49. Band der amtlichen Beschreibung von Würtemberg, wo V. 350 f. ausdrücklich gesagt ist, dass der Boden

jener Gegend „aus einem leichten nicht tiefgründigen Lehm besteht". Dieses Degerschlacht-Lehmkoth sei dann auch der einzige Name, der das Wort in substantivischer Composition zeige, in allen übrigen erscheine es als Adjectiv *tegarin*. In diesen Namen habe sich also die ursprüngliche Form des Wortes mit dem *r* erhalten, während in der gewöhnlichen Sprache das *r* in *l* übergegangen sei. Bei der Verwandtschaft und dem häufigen Wechsel beider Laute könne das nicht auffallen; sie zeige sich z. B. innerhalb des Mittelhochdeutschen, das *hadel* und *hader*, *körpel* und *körper* biete; ebenso z. B. auch in *dörper*, das zu Tölpel, in *mörter* (lat. *mortarium* Schmeller II, 622), das zu Mörtel wurde. Wenn das passende der Bezeichnung sich an mehreren Orten wie oben nachweisen lasse, so würde damit wohl jeder Zweifel an der Richtigkeit der neuen Ableitung fallen, und dies sei wohl durch weitere Forschung leicht sicher zu stellen.

Der Vorsitzende kam nun zurück auf seinen gestrigen Vorschlag in Betreff der Rücksichtnahme der deutschen Wörterbücher auf die Urkunden. Da der heute anwesende Professor Lexer erklärte, dass er den Plan zu einem solchen Sprachschatz, den man etwa ein archivalisches Glossarium nennen könnte, bereits ausgebildet habe, von der Ausführung aber durch andere Arbeiten noch zurückgehalten sei: so sprach die Versammlung den Wunsch aus, es möge demselben bald die Musse werden, zur Abfassung zurückzukehren und dadurch ein Hülfsmittel zu schaffen, dessen die deutschen Studien, namentlich im Gebiete der Cultur- und der Rechtsgeschichte, kaum mehr entbehren können. Die Mitglieder der germanistischen Section erklärten sich zugleich erbötig, den Herausgeber in seiner übrigens durchaus selbständigen Arbeit durch Collectaneen, Nachweisungen und Förderung jeder Art zu unterstützen.

Prof. Lexer wies darauf hin, wie sehr es am Ort sei, eine Fortführung von Weinhold's Grammatik der deutschen Mundarten zu veranlassen und diese Fortführung zu unterstützen. Nachdem Prof. Creizenach und Dr. Hildebrand sich in demselben Sinne ausgesprochen, letzterer namentlich die Wichtigkeit der nun zu bearbeitenden (rheinischen, fränkischen und mitteldeutschen) Mundarten hervorgehoben hatte, wurde Lexer's Antrag, in folgender Weise formulirt, von der Versammlung angenommen:

„Die germanistische Section der XXVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner spricht ihre Freude aus über Weinhold's treffliche Leistungen auf dem Gebiete der deutschen Mundarten und den Wunsch, dass er in seiner schwierigen Arbeit rüstig fortschreiten möge, wobei ihm die germanistische Section ihre Unterstützung zusichert".

Hierauf sprach Dr. Hildebrand über die Sitte des Hutabnehmens beim Grüssen, wofür ein innerer Grund nicht vorliegt. Seiner Ansicht nach stammt dieser Gebrauch aus dem Lehenswesen, wie so ziemlich alle jetzigen Höflichkeitsformen in die ältere Zeit zurückgehen. So wies er darauf hin, dass die Sitte der Officiere, beim Eintritt den Degen abzulegen, sich schon im Nibelungenliede finden lässt, wo es von Eckewart bei seiner Ankunft bei Rüdiger in Bechelaren heisst:

daz swert er abegurte und leite'z von der hant.

Was das Hutabnehmen betrifft, so erklärt es sich vielleicht aus einer Stelle des sächsischen Lehenrechtes, wonach der Lehensmann, wenn er zum Lehensherrn kommt, Alles ablegen soll, was er von Eisenzeug an sich trägt, namentlich aber den *huot* und das *huotelin*, das heisst den Helm und die demselben untergelegte wollene Kappe. Das Hutabnehmen ist also ein Zeichen der Ergebenheit und Ergebung, der Wehrlosmachung seiner selbst. Mit dieser Abstammung stimmt denn auch die Anrede „mein Herr" und die Bezeichnung „Ihr

Diener". Volle Bestätigung findet diese Auffassung in einer Geschichte aus den Bauernkriegen. Dort werden zwei Ritter in ihrer Burg von den Bauern belagert, und als sie sich nicht mehr der Anstürmenden zu erwehren wissen, hängt der eine von ihnen seinen Helm an das Fenster. Da auch dies Nichts hilft, wirft der andere den Helm unter die unten stehenden Bauern. Wir sehen also auch hier wieder deutlich das Entblössen des Kopfes als ein Zeichen der Ergebung und der Wehrlosmachung. Das Hutabnehmen beim Grusse schreibt sich demnach aus der ältesten Zeit her, und es ist nun auch erklärlich, warum die Frauen den Hut nicht abnehmen.

Auf eine Anfrage Massmann's wegen des „*scapel rucken*" antwortete Hildebrand, indem er an ein Bild in der Hundesbagener Handschrift erinnert, wo bei der Begrüssung der beiden Königinnen Brünhild die Hand an die Krone legt. Bei dieser Gelegenheit machte er darauf aufmerksam, dass die Bilder in den Handschriften bei der Veröffentlichung und Erklärung eine grössere Berücksichtigung verdienten.

Professor de Vries bemerkte, dass sich das Hutabnehmen beim Grüssen schon in den niederländischen Quellen des 14. Jahrhunderts findet; schon bei den Römern sei der Hut das Zeichen der Herrschaft, er erinnerte dabei an den Gessler's Hut in der Schweiz.

Nach Hildebrand ist das Entblössen des Hauptes, wie es sich einmal bei Seneca findet, als Gruss ganz gegen römische Sitte und der Zusammenhang des Hutes mit dem Eisenhute bei der besprochenen Höflichkeitsform hauptsächlich zu betonen.

Professor Dahn sagt, es unterliege keinem Zweifel, dass unsere Höflichkeitsformen aus der Höfischkeit entstanden seien und der *curia feudalis*, dem Lehenswesen, ihren Ursprung verdankten; Gessler's Hut sei das Zeichen der Gerichtsbarkeit des Hauses Oesterreich; bei den Römern ist der Hut das Symbol der Freiheit, aber nur bei der Freilassung.

Hierauf folgten noch Bemerkungen über andere alte Sitten, und nach einigen Worten des Vorsitzenden über das Bedenkliche mancher neueren Forschungen[1]) und die dadurch hervorgerufene Unsicherheit beim praktischen Unterrichte wurde die Sitzung um 11 Uhr geschlossen.

Dritte Sitzung, Samstag den 3. October Vormittags 8 Uhr.

Da nach einer Mittheilung des Vorsitzenden Herr Gymnasialdirector Piderit aus Hanau der Versammlung einige Bemerkungen vorlegen wollte und bereits um 9 Uhr zur Abreise genöthigt war, so wurden die geschäftlichen Angelegenheiten auf später verschoben. Piderit theilte hierauf der Section mit, dass sich in Vilmar's Nachlass eine kritische Bearbeitung von Fischart's Bienenkorb befinde, und ersuchte um Angabe eines passenden Verlegers. Ferner befinde sich in diesem Nachlass ein kleines Weihnachtsspiel aus dem 15. Jahrhundert, und vielleicht würde sich auch noch eines oder das andere der kleinen Fischartiana, wie sie zum Theil von Vilmar bearbeitet vorliegen, zum Drucke eignen.

Nach der Meinung des Vorsitzenden kann es unmöglich an einem Verleger für Fischartiana fehlen, zumal da Vilmar's Kenntniss auf diesem Gebiete allgemein anerkannt ist,

[1]) z. B. J. Haupt's Forschungen über den Schauplatz der Gudrun, die bezweifelte Ächtheit der Hroswitha'schen Dichtungen, die verschiedene Aussprache des mittelhochdeutschen *iu*.

namentlich gelte dies für den Bienenkorb, ein Werk von so bedeutendem zeit- und culturgeschichtlichen Werthe. In Betreff des Weihnachtsspieles forderte er die Anwesenden auf, sich zu erklären, und Hildebrand hielt auch den Druck dieses, wohl des ältesten bekannten Weihnachtsspieles für erwünscht.

Nach Verlesung des gestrigen Protokolls durch den Schriftführer fragte der Vorsitzende an, ob ein Beschluss in Betreff des Vorsitzenden der Section bei der nächstjährigen Versammlung gefasst werden solle; da Hildebrand einen solchen Beschluss weder für nöthig noch für herkömmlich erklärte, so wurde der Vorsitzende mit den etwa deshalb erforderlichen Verhandlungen betraut, worauf er für Kiel Weinhold als Präsidenten und Möbius als Vicepräsidenten in Vorschlag brachte.

Nach einigen nachträglichen Notizen zu den gestern besprochenen Höflichkeitsformen von Hildebrand, Massmann und Wülcker, besprach der Vorsitzende diejenigen Persönlichkeiten des mittelhochdeutschen Dichterkreises, die zu Würzburg in näherer Beziehung stehen. Auf Walther geht er nicht näher ein, um der Vielseitigkeit und Fülle des Stoffes willen; nur weil seine erneute Grabschrift uns aus einem Winkel der Münsterkirche begrüsst, will er ihn nicht unerwähnt lassen, damit die versammelten Pfleger der deutschen Sprache nicht der bekannte Bann des ehrlichen Hugo von Trimberg treffe. Auch über Konrad will er nicht weiter sprechen, da demselben der Bezug auf Würzburg, wenigstens das Heimatrecht mit gewichtigen Gründen abgesprochen werden soll, wenn ihn auch das Trauergedicht Frauenlobs als den Held von Wirceburc bezeichnet. Dagegen widmet er eine eingehende Besprechung dem jüdischen Arzt und Minnesänger Süskind von Trimberg, und kann die Ansicht von Bartsch und anderen, welche ihn nicht als Juden gelten lassen wollen, durchaus nicht für begründet erkennen. Es scheint ihm nicht hinlänglich beachtet worden zu sein, mit wie lebhaftem Antheil die Juden vom 13. bis zum 15. Jahrhundert sich der deutschen Dichtung, der ritterlichen wie der volksthümlichen Heldensage zuwandten. Einzelne Namen und Redensarten bezeugen dies noch jetzt, wie wenn die Juden von einer glänzenden Festlichkeit berichten, es sei dabei „zugegangen wie in König Artus Hof". Schon der Name deutet auf jüdische Sitte. Der Redner entwickelte hier, wie die Juden des Mittelalters viererlei Namen geführt: 1) patriarchalische aus dem alten Testamente; es seien diese fast sämmtlich in Gebrauch gewesen, mit Ausnahme von Adam, Abel und wenigen anderen; 2) griechische wie Φοῖβος (Feibisch), Κλεώνυμος (Kalman) u. a.; 3) romanische, besonders bei Frauen, wie Bellafiore, Sprinz (Esperanza); 4) deutsche, und zwar entweder gute altdeutsche Heldennamen, wie Gerhard, Günther, Gumprecht, oder neu gebildete sogenannte sprechende Namen mit etwas geziertem Beigeschmack; unter letzteren aber waren Süskind und Liebermann die verbreitetsten. In der Pariser Handschrift findet sich das Bild unseres Dichters; er trägt jenen trichterförmigen, oben mit einer Kugel versehenen Hut, der allgemein in der kirchlichen Archäologie als Bezeichnung der Juden gilt. Die Urkunde, nach welcher im Jahr 1218 ein Meister Süskind von Trimberg mit dem Sanct Dieterichsstift zu Würzburg einen Vertrag zur Anlegung eines Kanals abschloss, findet sich nach ihrem Wortlaut in Lang's bayerischen Regesten. Aber auch aus seinen Liedern selbst kann man ohne Zwang die Stellung, die er im Leben einnahm, heraus erkennen, so in der eigenthümlichen Entschuldigung des Wolfes und in dem schwungvollen Preis der Gedankenfreiheit. In der Denkweise ist Süskind ein Zögling Walther's; mit welchem inneren Antheil musste ein Jude jener Zeit etwa den Spruch lesen: *„im dienent Kristen, Juden unde Heiden, der elliu lebendiu wunder nert"*. Dass aber weit mehr Juden als man

aufzunehmen pflegt, unsere Dichter lasen und sich mit den Anschauungen der mittelalterlichen Dichtung vertraut machten, wird noch durch weitere Forschungen überraschend bezeugt werden; obwohl es an sich weniger auffallen sollte, wenn man bedenkt, wie die jüdische Poesie in Spanien auch das weltliche Lied berührte, und wie Immanuel, der jüdische Makamendichter, seinen Zeitgenossen Dante zu würdigen verstand.

Nachdem Massmann bei dieser Gelegenheit noch an einen jüdischen Fechtmeister aus dem 15. Jahrhundert erinnert hatte, wurde auf mehrseitigen Wunsch die Sitzung für eine halbe Stunde unterbrochen und um ½11 Uhr wieder fortgesetzt.

Dann berichtete Dr. Hildebrand über jüdisch-deutsche Literatur und machte namentlich interessante Mittheilungen über ein im Besitze des Herrn Dr. H. Lotze in Leipzig befindliches, zu Basel im Anfang des 16. Jahrhunderts mit hebräischen Lettern gedrucktes Buch, welches ein episches Gedicht, eine poetische Bearbeitung der Bücher Samuelis in der Nibelungenstrophe enthält. Mitgetheilte Proben bestätigen dasselbe als ein episches Gedicht aus dem 14. Jahrhundert mit dem vollen Nachklang der alten Volksdichtung. Da es mit hebräischen Lettern gedruckt ist, so erweist es sich, dass wir hier einen epischen Dichter haben, der ein Jude war und für seine Glaubensgenossen (von anderen konnte er wol die Kenntniss der hebräischen Buchstaben nicht voraussetzen) gedichtet hat; es entspringt daraus für die deutsche Literaturgeschichte ein doppelter Gewinn, nicht allein ein literarischer, sondern auch ein nationaler[1]). Nach Lotze's Mittheilungen existiert eine sehr ausgedehnte Litteratur von jüdisch-deutschen, mit hebräischen Lettern gedruckten Gedichten, welche sich bis in die neue Zeit fortsetzt: sie alle sind von ächt deutschem Geiste durchweht, ein alterthümliches Deutschthum findet sich in allen wieder. — Auch auf die altdeutsche Sitte des Botenbrodes kam Hildebrand hier zu sprechen. Nach ihm sind die Juden im Mittelalter recht eigentlich die Träger der deutschen Cultur nach Osten gewesen, wohin sie von Deutschland aus eingewandert sind. Dies beweisen die deutsch redenden Juden in Polen und in anderen Ländern; auch aus einer Quelle am Ende des 15. Jahrhunderts ergibt sich ein merkwürdiger, aber sicherer Beweis: Arnold von Harf warnt nämlich in seiner Reisebeschreibung nach Jerusalem seine Landsleute vor den dortigen Juden, weil die alle deutsch können.

Nun findet es Hildebrand auch erklärt, dass im 13. Jahrhundert ein Jude Minnesänger gewesen ist, und auch das gerade wegen seiner hebräischen Schriftzeichen so sehr angefeindete Schlummerlied könnte durch das Gesagte in ein anderes Licht treten.

Der Vorsitzende machte hierauf noch einige geschäftliche Mittheilungen und schloss dann, indem er das Ausharren und das Zusammenwirken der Versammlung hervorhob, mit dem Wunsche: auf Wolergehen, auf Zusammenstehen, auf Wiedersehen! Damit endigten für dieses Jahr die Sitzungen der germanistischen Section, in deren Namen noch Hildebrand dem Vorsitzenden und dem Secretariate für ihre Mühwaltung dankte.

---

[1]) Näheres über dieses Gedicht soll demnächst veröffentlicht werden.

Verhandlungen der archäologischen Section.

Die Constituirung der archäologischen Section fand unter dem Vorsitze des Prof. Brunn am Nachmittage des 30. September statt, und es wurden für die Sitzungen die Vormittagsstunden von 8—10 bestimmt. Vertheilt wurden in denselben in einer beschränkten Anzahl von Exemplaren: der in der vorjährigen Philologenversammlung zu Halle gehaltene Vortrag von Urlichs: über den Tempel des Zeus in Olympia; ferner *Caroli Christii Heidelbergensis: Monumenta Romana Palatinatus ad Nicrum nec non regionum finitimarum, fasc. I.* (autographirt 30 S. 4.).

Verzeichniss der Mitglieder.

1. Prof. Brunn aus München, Vorsitzender.
2. Prof. Prien aus Lübeck.
3. Assistent Zucker aus Erlangen.
4. Prof. Christ aus München.
5. Prof. Teuffel aus Tübingen.
6. Prof. Bernoulli aus Basel.
7. Prof. Klein aus Mainz.
8. Prof. Rumpf aus Frankfurt a. M.
9. Prof. Becker aus Frankfurt a. M.
10. Rector Linsmayer aus München.
11. Prof. Piper aus Berlin.
12. Prof. Opport aus Paris.
13. Stud. Brunn aus Wiesbaden.
14. Prof. Stark aus Heidelberg.
15. Stud. Strube aus Leipzig.
16. Archivrath Grotefend aus Hannover.
17. Prof. Bergmann aus Brandenburg a. H.
18. Dr. Schröter aus Leipzig.
19. Prof. Zumpt aus Berlin.
20. Cand. Heubner aus Leipzig.
21. Dr. Riedenauer aus Würzburg.
22. Prof. Rauch aus Augsburg.
23. Assistent Ohlenschlager aus Eichstädt.
24. Prof. Herzog aus Tübingen.
25. Rector Fischer aus Speier.
26. Dr. Arnold aus München.
27. Staatsrath Struvo aus Odessa.
28. Dr. Ihne aus Heidelberg.
29. Staatsrath Becker aus Dresden.
30. Oberstudienrath Hassler aus Ulm.
31. Prof. Lauth aus München.
32. Prof. Fickler aus Mannheim.
33. Assistent Kellerbauer aus München.
34. Prof. Kiessling aus Basel.
35. Prof. Wattenbach aus Heidelberg.
36. Dr. Wassmannsdorff aus Heidelberg.
37. Prof. Köchly aus Heidelberg.
38. Hofrath Urlichs aus Würzburg.
39. Dr. Eussner aus Würzburg.

Erste Sitzung, Donnerstag den 1. October früh 8 Uhr.

Nach einigen geschäftlichen Einleitungsworten des Vorsitzenden ertheilte derselbe Herrn Staatsrath Dr. Struve aus Odessa zu einem Grusse von den Gestaden des Pontus das Wort:

Verehrte Fachgenossen! Gestatten Sie mir einige Worte an Sie zu richten. — Vom fernen Südosten komme ich her, von der seit drei Jahren eröffneten Neurussischen Universität in Odessa, an der ich Professor der griechischen Literatur bin und als solcher mich mit allem Eifer dem Studium der dortigen griechischen Alterthümer hingebe. Wohl ist der Pontus mit seinen Küstenländern es werth, dass er genau erforscht werde, und noch gar viel ist in der Hinsicht zu thun. Wir haben freilich schon manche hübsche Arbeit über ihn; und mein Freund Professor P. Becker, der unter uns ist, hat redlich seinen Theil dazu beigetragen. Dennoch ist der Arbeit noch viel, und hoffe ich, dass nicht allein er von Dresden aus, sondern noch manch anderer der Gelehrten des Westens gern in der Lösung dieser Aufgabe uns, den Professoren der neuen Universität, behülflich sein werde. Freilich kömmt mir und meinen Collegen diese Aufgabe vor Allen zu; ist doch die Odessaer Universität die erste, die an den Pontus herantritt.

Ausser den Alterthümern des bosporischen Reiches und denen der scythischen Königsgräber, deren genaue Erforschung wir den berühmten Akademikern St. Petersburgs, einst Köbler, jetzt Stephani, verdanken, liegen im Bereiche des russischen Reiches an der Pontusküste noch die beiden alten Handelsstätten, Olbia am Hypanis, bei dem Kirchdorfe Iljinskae am rechten Ufer des Bug, circa 10 Meilen südlich von Nikolajew, und Tyras am gleichnamigen Flusse, das jetzige Akkerman am Dniestr. Die Erforschung der Alterthümer dieser beiden Orte, die in ziemlich gleicher Entfernung nach Osten und Westen von Odessa liegen, muss uns überlassen sein. Es war schon im vorigen Jahre die Rede davon, dass der Graf Kuschelew-Besborodko, dem das Terrain von Olbia angehört, systematische Grabungen dort anstellen wolle. Ich versäumte nicht, ihm herzlich meine gelehrte Hülfe dabei anzubieten. Ungemein lebhaft interessirt sich für diese Grabungen wie überhaupt für unsere archäologischen Fragen der würdige greise Präsident der kaiserlichen archäologischen Commission in St. Petersburg Graf Sergei Stroganow, der schon eine namhafte Summe zu Grabungen in Olbia für dieses Jahr ausgesetzt hatte. Wollen wir also hoffen, dass die noch obwaltenden Schwierigkeiten bald überwunden sind. Dann werden wir endlich einmal über diesen interessanten Handelsort im äussersten Nordosten der alten Welt etwas Bestimmteres erfahren, während so nur ganz aphoristische Nachrichten existiren, und die alten Denkmäler nach allen Seiten hin weggeschleppt werden. Ich war noch im April des vorigen Jahres daselbst, schrieb dort auf der Höhe des Zeustempels an den trefflichen Gerhard einen Brief, der leider diesen wackern Vermittler unserer Wissenschaft nicht mehr erreichte.

Aber die Thätigkeit der Archäologen Odessas kann sich unmöglich nur auf die Südküste des eigentlichen Russlands erstrecken; sie muss mit der Zeit die ganze Küste des Pontus umfassen. Wie viele interessante Punkte sind da noch zu erforschen! Welch' eine Reihe von topographischen Fragen liegt da noch vor! Auch die Funde von archäologischen Gegenständen, namentlich von Inschriften, sind keineswegs erschöpft. Erst kürzlich sind in Kustendji, dem alten Tomi, 23 neue Inschriften entdeckt und in der Revue archéologique und in der „Πανδώρα“ Athens bekannt gemacht worden. Ebenso sind in letzter Zeit in der Nähe von Tiflis zwei interessante Inschriftensteine entdeckt und in der Zeitung „Kubkagb“ (Kaukasus) in diesem Frühjahre von dem bekannten Forscher in der orientalischen Numismatik, dem Generallieutenant Bartholomäi veröffentlicht worden. Die eine, eine griechische vom Jahre 75 n. Chr., bezieht sich auf die Befestigung der alten iberischen Hauptstadt Μέϲτληπα (Mschita), die andere, vom Jahre 175, eine lateinische, gehört der XXI.

Legion, von der eine Abtheilung damals am Kaukasus stand. Und wie viel muss noch die Küste der asiatischen Türkei enthalten! Leider ist der Consul Blau, der sich lebhaft für diese Sachen interessirte, nicht mehr in Trapezunt. Ich hoffe in den nächsten Jahren einen Περίπλους τοῦ Πόντου Εὐξείνου zu Stande zu bringen, der die Erforschung jener Küstengegenden sich zur Aufgabe macht. Es müssen dann alle Notizen, die wir bei den Alten von Herodot an über jene Gegenden besitzen, mit den Oertlichkeiten selbst verglichen werden, und da wird sich Manches anders gestalten, als es jetzt angenommen wird. Vor Allem aber rechne ich hierbei auf die freundliche Theilnahme der Gelehrten des Westens und beabsichtige in Bälde in dem Gewande von „Pontischen Briefen" eine Reihe von Fragen zu besprechen, die dahin gehören, und einzeln behandelt werden können. Sie sollen zugleich mir Gelegenheit bieten, dem Westen Mittheilung von dem Neuen zu geben, was im Süden Russlands in russischer Sprache, theils in den Memoiren der Odessaer Universität, deren erster Band jetzt erschienen, theils in den Memoiren der Odessaer Gesellschaft für Geschichte und Alterthümer, deren siebenter Band unter der Presse ist, und in den verschiedenen dortigen Zeitungen erscheint. Als Anbahnung dieses Verkehres habe ich im Auftrage der Odessaer Universität eine Reise auf vier Monate vom 13. Juni an nach Athen, Rom, Paris und Deutschland unternommen, und freue mich, die Männer des Faches hier in Würzburg begrüssen und Sie um gütige Unterstützung unserer Pontischen Forschungen hier persönlich ersuchen zu können. —

Die Erwähnung einer lateinischen Inschrift aus dem Jahre 175 n. Chr., in welcher die XXI. Legion genannt sein sollte, veranlasste Herrn Archivrath Grotefend aus Hannover zu der Bemerkung, dass hier ein Irrthum obwalten müsse, indem diese Legion in damaliger Zeit gar nicht mehr existirt habe und ausserdem nie in Asien stationirt gewesen sei; und die Berechtigung dieses Zweifels vermochte Herr Professor Bergmann aus Brandenburg durch den Nachweis zu begründen, dass auf dem Steine selbst nicht die XXI, sondern vielmehr die Legio XV Apollinaris genannt sei. — Zum Schlusse sprach der Vorsitzende den Wunsch aus, es möge bei den am Pontus vorzunehmenden Ausgrabungen auf eine möglichst sorgfältige Statistik aller Fundnotizen Bedacht genommen werden, damit nicht, wie leider so vielfach bei den italienischen Ausgrabungen in den dreissiger Jahren dieses Jahrhunderts, eine Reihe archäologischer Thatsachen der Wissenschaft verloren gehe. —

Es folgte ein Vortrag des Prof. Stark aus Heidelberg: über den borghesischen Fechter und ein Gemälde des Theon.[1])

Der Redner wies auf das grosse künstlerische Interesse, auf das frühere hohe Ansehen hin, dessen die unter dem Namen des borghesischen Fechters bekannte, im Anfange des 17. Jahrhunderts im alten Antium gefundene, in der Villa Borghesi, seit 1808 im Louvre aufgestellte Statue eines griechischen Kämpfers theilhaftig geworden sei. Heutzutage sei das Urtheil über dieselbe ein wesentlich anderes geworden und man betrachte sie meist nicht sowohl als ein wahres Kunstwerk, sondern als ein reines Bravourstück, als eine an eine an und für sich unbedeutende oder doch ungenügend aufgefasste Kunstidee angeknüpfte, ausgezeichnete, ja überängstliche und auf das höchste getriebene Studie für Darstellung körperlicher Bewegung, als eine anatomische Aktfigur. Die Frage nach der Kunstidee sei seit Winckelmann und Lessing vielfachst erwogen; auf vier Wegen habe man sie gesucht, bald im Bereiche der griechi-

[1]) Der Redner behält sich eine ausführlichere Darlegung über diesen Gegenstand an einem andern Orte vor.

schen Heroensage, wo fast keiner der Helden vor Troia leer ausgegangen sei, bald im Bereiche der Geschichte historischer berühmter Helden und Feldherrn, bald im Bereiche der Gymnastik und Athletik, endlich im Bereiche der Darstellung des realen, aber nicht specifisch historischen Lebens, im Bereiche tapferer, entwickelter Kriegskunst. Auch die Frage, ob die Figur für sich allein gedacht und gebildet sei, oder als ein Glied einer Gruppe wirklich angehörte oder doch aus derselben entnommen ward, werde ganz verschieden heute beantwortet. Wer dies alles erwäge und dabei vor die Statue selbst hintrete, könne sich eines grossen Zwiespaltes zwischen dem unmittelbaren, unbefangen zu geniessenden, hochbedeutenden Eindrucke und dem Unbefriedigenden der heutigen archäologischen Interpretation und Kritik darüber in seiner Empfindung nicht erwehren. Der Redner hofft durch eine bisher nur beiläufig einmal von Heinrich Meyer angedeutete Parallele die Kunstidee des Werkes klarer in's Licht zu setzen und dabei dieses Werk als ein Beispiel der in der alexandrinischen Kunst, besonders der Schule von Rhodos vielseitigst zu Tage tretenden Wechselwirkung von Malerei und Plastik nachzuweisen.

Leider war ein Gypsabguss der Statue selbst nicht zur Hand, und von Abbildungen nur die gewöhnlichsten und einige ungenügende ältere; daher das Eingehen auf die Statue selbst auf Grund einer Untersuchung des Originals nicht im gewünschten Maasse möglich. Der Redner verwies daher im Wesentlichen auf die Darlegung des Vorsitzenden der Section in dessen Geschichte der griechischen Künstler I. S. 576—584; er konnte leicht jene Angabe zum Ausgangspunkt machen, dass drei Aufgaben vom Künstler gleichzeitig in gleichem Maasse durchgeführt seien: gewaltiges Vordringen, vorsichtige Abwehr und wohlüberlegte Vorbereitung zum Angriff.

Nun ist uns in den vermischten Geschichten, die unter Aelian's Namen vereint sind, II, c. 44, die Beschreibung eines Gemäldes des Malers Theon aus Smyrna, eines der grossen Meister der kleinasiatischen Malerschule, der mit Apelles, Protogenes, Aetion, Antiphilos u. a. zusammengestellt wird, erhalten; es kennzeichnet ihn so recht als Meister der φαντασίαι oder *visiones*, d. h. jener in überraschender Wahrheit die leibhafte Erscheinung der Objecte plötzlich vor Augen stellenden Kunst (Quintil. Inst. Orat. XII 10, 6 vergl. mit VI 2, 29). Eine einzige Figur erscheint auf dem Bilde, ein Krieger, der schützend herbeieilt, bei dem plötzlichen Einbruche der Feinde in ein Land, ein ὁπλίτης ἐκβοηθῶν, ἐναργῶς καὶ πάνυ ἐκθύμως ὁρμῶν εἰς τὴν μάχην. Die charakteristischen Züge sind der leuchtende Kriegsmuth, die rasche Erraffung der Waffen, wobei also an völlige Rüstung nicht zu denken ist, das gegen die Feinde zu gerichtete Forteilen, so rasch er mit seinen Beinen vermag (ᾗ ποδῶν ἔχει), die Prägnanz der ganzen, drohenden Haltung (ὅλον τὸ σχῆμα), wobei der Schild vorgeworfen ist (προβάλλεται τὴν ἀσπίδα) und die Rechte das entblösste Schwert zum Stossen bereit gegen einen führt (γυμνὸν ἐπισείει τὸ ξίφος φονῶντι ἐοικώς). Das Bild enthielt sonst weiter nichts, dieser einzige Hoplit genügte dem Künstler, um den Vorwurf des Bildes überhaupt klar auszusprechen. Um den Eindruck voll zu machen, also jene φαντασία wahrhaft herzustellen, enthüllte derselbe sein Bild erst den versammelten Beschauern in dem Moment, wo ein danebengestellter Kriegstrompeter das schreckende Signal zum raschen Ausmarsch beim Ueberfall (τὸ μέλος τραχὺ καὶ φοβερὸν καὶ οἷον εἰς ὁπλιτῶν ἔξοδον ταχέως ἐκβοηθούντων) gab, und nun der zu Hülfe eilende, ausfallende Krieger wie leibhaftig erschien.

Denselben psychologischen Eindruck nimmt der Redner nun für den borghesischen Fechter in Anspruch, den man freilich nicht ganz von der Seite, wie jetzt zum grossen Schaden fast immer geschehe, sondern schräg rechts von vorn betrachten müsse, so dass die wirkliche Handlung in ihrem Centrum, nicht in ihren extremen Enden erscheine. Der Eindruck sei für den, der nicht

mit kleinmeisternder Tendenz an das Werk herantrete, immer von Neuem der momentaner Ueberraschung, wahrer Erscheinung eines hochgespannten Aktes, einer brennenden Existenzfrage. Man könne nicht trefflicher als mit jenen Worten die dabei in Betracht kommenden Momente schildern, die der Bildhauer eben in Eins habe zusammenfassen müssen: gewaltigste Eile mit den ergriffenen nothwendigsten Waffen, möglichste Deckung und Ausschau nach dem plötzlich hereingebrochenen, daher von günstigem, überlegenen Standpunkte aus drohenden Feinde und endlich blitzschneller Uebergang zum Angriff im Handgemenge, das alles bei einem in den Gymnasien geschulten, geübten, im gesammten Körper wie im Ausdruck der Geistesgegenwart und Concentration auf seine Aufgabe als echten Hellenen sich erweisenden Krieger. Wie dort bei Theon, so auch hier bei Meister Agasias, sei die eine Gestalt ganz in sich vollendet und stelle den Gesammtvorgang klar und in höchster Prägnanz dar. Das sei ein Motiv klar für hellenische Beschauer, vollständig, besonders in einer Zeit, wie die alexandrinische, in welcher ebenso sehr der Berufskrieger zur Geltung gelangt, als die Unsicherheit der politischen Lage, die die einzelnen Freistaaten bedrohenden Ueberfälle, — man denke nur an den Schrecken, den die gallischen Horden über ein Jahrhundert lang und mehr den kleinasiatischen Städten eingeflösst, — gewachsen war. Der Bildhauer verliere dadurch scheinbar an Originalität, wenn er eine in einem berühmten Gemälde seiner eigensten Heimath vielleicht, notorisch in seiner Nähe bereits meisterhaft erfasste Kunstidee plastisch verwerthet habe, aber es sei an sklavische Nachbildung natürlich nicht zu denken, sowenig wie der ausruhende Satyr mit der Flöte in den Statuen eine blosse Copie des berühmten Gemäldes des Protogenes sei. Wir gewinnen dadurch aber ein interessantes Beispiel weiter für die Wechselwirkung antiker Plastik und Malerei, wie sie leibhaft ja in Meistern wie Phidias, wie Euphranor, wie Aetion, Protogenes sich darstellte. Der gewaltige Aufschwung der Malerei seit Zeuxis und Parrhasios nach der Seite der Illusion, des Wirkungsvollen und specifisch Malerischen ist bekannt; in der Zeit Alexanders des Grossen hat sie im Geschmack der Massen und in der Anerkennung die Plastik überflügelt; fast gar nicht gebunden durch den Zusammenhang mit dem Religiösen, mit dem Cultus hat sie ganz anders frühzeitig Gegenstände aus dem realen Leben ohne Bezug auf Götter und Heroen oder auf das Agonistische gewählt, und so kennen wir bereits von Parrhasios zwei berühmte Gemälde, die Gegenstücke sind: den *hoplites in certamine decurrens*, der zu schwitzen scheint, und den *hoplites arma deponens* mit schwerem Aufathmen. Auf dieser Bahn ist Theon fortgegangen zur Erfassung des höchsten Momentes geistiger und körperlicher Spannung. Die Bildhauer nach Alexander dem Grossen haben in grosser Zahl notorisch sogenannte *armati* neben Jägern, Athleten u. a. als Objecte des realen Lebens, nicht als Portraits gebildet, und unter diesen hat also Agasias aus Ephesos, der Geistesverwandte der Bildner des Farnesischen Stieres und des Laokoon, den von Theon bereits im Gemälde ausgeprägten effectvollen und complicirten Moment des Kriegslebens in der That meisterhaft und, wir müssen sagen, so recht in der Geistesströmung seiner Zeit stehend, dargestellt. —

Gegen die Ausführungen des Redners glaubte Director Rehdantz aus Rudolstadt geltend machen zu müssen, dass der Wortlaut der aelianischen Beschreibung des Gemäldes keineswegs eine genaue Anwendung auf die Statue erlaube; namentlich dürfe aus den Worten προβάλλεται τὴν ἀςπίδα und ἐπιςείει τὸ ξίφος keineswegs auf eine genaue Uebereinstimmung beider Kunstwerke geschlossen werden. Die daraus sich entspinnende Discussion wurde durch den Vorsitzenden im Einverständniss mit dem Redner dahin zu einem wenigstens vorläufigen

Abschlusse gebracht, dass allerdings die Statue nicht als eine eigentlich plastische Copie des Gemäldes zu betrachten sei, sondern als eine schon durch die Verschiedenheit der Kunstgattung bedingte freie Reproduction desselben künstlerischen Grundmotives. —

Hierauf theilte Professor Bergmann aus Brandenburg a. H. aus einem an ihn gerichteten Briefe des durch die Auffindung und Erhaltung antiker Denkmäler höchst verdienten Smyrnäer Kaufmanns Herrn Guido von Gonzenbach die nachfolgenden drei griechischen Inschriften mit, die sich sämmtlich im Besitze desselben befinden, und legte zugleich von der zweiten und dritten die ihm mit eingesandten Papierabdrücke vor.

Nr. 1 aus Smyrna auf einem Marmor von 30 Centimeter Höhe, 75 Centimeter Breite, 82 Centimeter Dicke, von Herrn von Gonzenbach auf der Windmühle hinter dem jüdischen Begräbnissplatz entdeckt, wo der Stein längere Zeit als Fenstergesims diente. Die Buchstaben sind $2^1/_5$ Centimeter hoch, die durch Punkte dargestellten (Z. 4 ΥΞΗ, Z. 6 ΤΕ) nicht deutlich.

ΤΙΒΕΡΙΟΣΚΛΑΥΔΙΟΣΑΝΕΝΚΛΙΠΟΣ
ΖΩΝΚΑΤΕΣΚΕΥΑΣΕΝΤΟΜΝΗΜΕΙ
ΟΝΚΑΙΤΑΕΗΣΟΙΨΑΕΑΥΤΩΚΑΙΚΛΑΥ
ΔΙΑΔΥΞΗΣΕΙΚΑΙΚΛΑΥΔΙΑΣΩΤΗΡΙΔΙ
5 ΚΑΙΚΛΑΥΔΙΟΑΝΕΝΚΛΗΤΩΝΕΩ
ΤΕΥΩΚΑΙΟΙΣΑΜΑΥΤΟΣΘΕΛΗ

Τιβέριος Κλαύδιος Ἀνένκλ[ητ]ος
Ζῶν κατεσκεύασεν τὸ μνημεῖ-
ον καὶ τὰ ἐ[ν]σ[όρι]α ἑαυτῷ καὶ Κλαυ-
δίᾳ [Α]ὐ[ξ]ήσει καὶ Κλαυδίᾳ Σωτηρίδι
5 καὶ Κλαυδί[ῳ] Ἀνενκλήτῳ νεω-
τέ[ρ]ῳ καὶ οἷς ἂ[ν] αὐτὸς θέλῃ.

Ueber den in Smyrnäer Grabschriften häufigen Ausdruck ἐνσόρια, welcher soviel ist als *loculi* oder *cellulae* hat Böckh im Corpus Inscr. Gr. Vol. II p. 758 zu n. 3278 gehandelt. Zu dem Namen Κλαυδία Αὔξησις lässt sich die *Auxesis Claudia citharoeda* aus der stadtrömischen Inschrift bei Gruter p. DCLIV n. 2 = Orelli Inscr. lat. select. collect. I n. 2611 und eine andere *Claudia Auxesis* aus einer lateinischen Inschrift des Museo Borbonico bei Mommsen in den Inscr. Regni Neap. n. 2776 anführen.

Nr. 2 aus Alexandria Troas auf einem mit einem ἀέτωμα versehenen Grabsteine, der 44 Centimeter hoch und 21 Centimeter breit ist. Die Höhe der Buchstaben beträgt im Allgemeinen $1^1/_2$ Centimeter, die der 7. Zeile sind etwas höher, darin das N 2 Centimeter, die einzelnen Zeilen stehen zwischen horizontalen Linien.

ΜΑΡΚΟϹ ΚΛΑΥΔΙΟϹ
ΔΑΦΝΟϹ ΜΑΡΚΟϹ
ΚΛΥΔΙΟϹ ΒΑΛΗϹ
ΜΑΡΚΩ ΚΛΑΥΔΙ
5 Ω ΤΡΟΦΙΜ Ω
ΠΑΤΡΙΜΝΗΜΗϹ
ΧΑΡΙΝ
ΑΠΑΜΕΥϹ

Μάρκος Κλαύδιος
Δάφνος Μάρκος
Κλ[α]ύδιος Βάλης
Μάρκῳ Κλαυδί-
ῳ Τροφίμῳ 5
πατρὶ μνήμης
χάριν
Ἀπαμε[ῖ]ς.

Der Titel gehört der späteren römischen Kaiserzeit an. Z. 3 steht Κλύδιος statt Κλαύδιος, Z. 8 Ἀπαμεύς statt Ἀπαμεῖς als Fehler des Steinmetzen.

Μάρκος Κλαύδιος Δάφνος und Μάρκος Κλαύδιος Βάλης sind Brüder. Aus welcher Ἀπάμεια sie stammen, lässt sich nicht bestimmen.

Nr. 3 aus Tralles auf einem Marmor von 22 Centimeter Höhe, $34^1/_2$ Centimeter Breite, der bis zum Mai d. J. im Besitz des als Münzsammler bekannten Smyrnäer Kaufmanns Herrn L. Meyer gewesen und von ihm bei seinem Weggange von Smyrna Herrn von Gonzenbach geschenkt worden ist. Die Inschrift hat bereits Herr P. Foucart in der Revue archéologique vom Jahre 1866 auf p. 363 in der ersten Anmerkung in Minuskeln, aber ungenau publicirt. Die Buchstaben sind 10 bis 13 Millimeter hoch und mit apices versehen.

ΤΟ ΚΟΙΝΟΝ ΤΟ ΕΡΜΑΙΣΤΑΝ
ΑΥΤΩΝ ΕΤΙΜΑΣΕ
ΑΛΚΙΜΕΔΟΝΤΑ ΑΛΚΙΣΤΡΑΤΟΥ
ΥΓΑΣΗ
ΧΡΥΣΕΩΙ ΣΤΕΦΑΝΩΙ
ΑΡΕΤΑΣ ΕΝΕΚΕΝ ΚΑΙ ΕΥΝΟΙΑΣ
ΚΑΙ ΕΥΕΡΓΕΣΙΑΣ ΤΑΣ ΕΙΣ ΤΟ ΚΟΙΝΟΝ

Τὸ κοινὸν τὸ Ἑρμαϊϲτᾶν
ν]αυτῶν ἐτίμαϲε
Ἀλκιμέδοντα Ἀλκιϲτράτου
Ὑγαϲῆ
5 χρυϲέῳ ϲτεφάνῳ
ἀρετᾶϲ ἕνεκεν καὶ εὐνοίαϲ
καὶ εὐεργεϲίαϲ τᾶϲ εἰϲ τὸ κοινόν.

Die Abschrift von Foucart lässt Z. 1 das zweite τὸ aus und gibt Z. 2 αὐτῶν, Z. 3 Ἀρχιϲτράτου statt Ἀλκιϲτράτου. Das unverständliche ΑΥΤΩΝ ergänzt sich einfach zu ΝΑΥΤΩΝ.

Bemerkenswerth ist das Schwanken im Dialekt: ναυτῶν neben Ἑρμαϊϲτᾶν. Vergl. die Spartanischen Inschriften im Corpus Inscr. Gr. Vol. I n. 1346—1348.

Der Verein der Ἑρμαϊϲταὶ ναῦται, anderweit noch nicht bekannt, ist ein θίαϲοϲ, eine zu gegenseitiger Hülfeleistung verbundene religiöse Genossenschaft, deren Mitglieder Seeleute, Matrosen waren und in Hermes den Gott des Meeres verehrten, auf dem sie ihr Geschäft zu treiben hatten, ähnlich wie das κοινὸν τῶν Τυρίων Ἡρακλεϊϲτῶν ἐμπόρων καὶ ναυκλήρων auf Delos (m. s. Corp. Inscr. Gr. Vol. II n. 2271) den Tyrischen Herakles als seine besondere Schutzgottheit verehrte. Man vergleiche in Betreff dieser und anderer θίαϲοι K. F. Hermann's Lehrbuch der gottesdienstlichen Alterthümer der Griechen. 2. Aufl. bearbeitet von Stark, § 7, Anm. 9 und 10, S. 34 und C. Wescher, *Notice sur deux inscriptions de l'île de Thera, relatives à une société religieuse* in der Revue archéologique von 1865 p. 214—227, über Hermes als Wassergott und seinen speciellen Bezug auf Schifffahrt u. a. Gerhard's griechische Mythologie S. 265 fg.

Der von dem κοινὸν Ἑρμαϊστᾶν ναυτῶν Geehrte ist aus Hygassos, einer Stadt Kariens, deren nur bei Stephanos von Byzanz s. v. Erwähnung geschieht: Ὑγασσός, πόλις Καρίας, ὡς Βουβασσός Κρυασσός. τὸ ἐθνικὸν Ὑγάσσιος ὡς Βουβάσσιος. λέγεται καὶ Ὑγάσσειον πεδίον διὰ διφθόγγου, ἀφ' οὗ καὶ Ὑγασσεύς. Die Form Ὑγασεύς findet sich auch in der von Foucart a. O. p. 362 unter n. 35 herausgegebenen rhodischen Inschrift (Ἡσαγόρη Φιλωνίδα Ἐριναΐς, γυνὰ δὲ Ἐτυμήδευς Λυσανία Ὑγασέως) und wird von ihm irrthümlich für das ἐθνικόν einer unbekannten Localität gehalten, die er auf der Insel Rhodos annehmen zu dürfen glaubt.[1])

Zum Schlusse sprach Prof. Klein aus Mainz kurz über die Auffindungen von Alterthümern in Mainz während der letzteren Jahre. Von den Inschriften erwähnte er nur eine, weil ein ganz unbekanntes Wort darin vorkommt.

M · VAL · PVD.....
L · ANTO · PLACIDV ·
M · BIRACIVS · INDITV ·
L · SILVIVS · SENECIO
5 PLATIODANNI
VICI · NOVI · SVB
CVRA · · SVA · D · S

Hier wird V. 5 *Platiodanni* wohl das Collegium der vier vorausgehenden Männer anzeigen; aber seine Bedeutung ist nicht zu erforschen, indem die Endung *-danni* kaum anderwärts vorkommt; der erste Theil wird wohl von *platea* (Strasse) kommen, so dass die vier Männer Strassen-Aufseher(?) des nahen Ortes *vici novi* (Weisenau, im Jahre 1183 Wizenowe genannt) gewesen sein mögen.

Merkwürdiger sind andere Funde. So fand man 1857 in der Stadt (am Schillerplatze) 20 Fuss unter dem jetzigen Boden im Moorgrunde viele Sandalen, oft in schöner Form, viele gut erhalten, viele Schuhe, Sohlen und andere besonders aus Leder verfertigte Gegenstände, wie ein Panzerhemd, zahllose Lederstücke, Schuhmacherwerkzeug, Hausgeräthe aus Metall, Bronze, Holz, Horn, Stein, nur wenig Inschriftliches u. s. w. Die meisten Dinge sind im Mainzer Museum. Im Jahre darauf wurden an einem weit davon entlegenen Orte am Ufer des Rheins und im Flusse (dem sogenannten Dimesser-Orte) eine Reihe von kleinen hölzernen Fässern (über 20), von denen keines erhalten werden konnte, entdeckt, welche im Wasser stehend ohne die Deckel, Schlamm, Unrath und Fragmente von kleinen Alterthümern u. a. m. enthielten, namentlich auch viele Gegenstände kleiner Art mit Inschriften, wie Töpferwaaren Schmucksachen, Lederwerk, Fragmente von Steinschriften u. s. w. Ganz in der Nähe waren, noch Reste von Pfahlbauten.

---

[1]) Die Notiz über das anderweitige epigraphische Vorkommen des ἐθνικόν Ὑγασεύς verdanke ich dem Herrn Dr. Anton Riedenauer in Würzburg. Durch die Mittheilung desselben veranlasst, den betreffenden Band der mir damals nicht auf der Stelle zu Gebote stehenden Revue archéol. selbst einzusehen, habe ich erst nachher die Wahrnehmung von der bereits durch Herrn Foucart erfolgten Veröffentlichung der Inschrift von Tralles gemacht und es nun im Interesse der Sache für das Beste erachtet, meinem in der archäologischen Section gehaltenen Vortrage hier sogleich die verbesserte Fassung zu geben. Dasselbe ist auch in Betreff der erst später von mir gefundenen Ergänzung des Wortes ναυτῶν geschehen. —

Endlich im Mai dieses Jahres fand man am Münsterthore ebenfalls 20 Fuss unter dem jetzigen Boden in einem vorbeifliessenden Bache (dem Zeibache) ein hölzernes Fass eingesenkt: es ist 1 Meter 77 Centimeter hoch, im Umfang 3 Meter 26 Centimeter weit am Spundloch, 2 Meter 75 Centimeter weit am oberen und unteren Rande; es ist also fast so hoch, aber nicht so weit als ein jetziges Stückfass; es besteht aus 27 Dauben, die meist 12 Centimeter breit und 2 Centimeter dick sind, aus Kiefernholz; die Deckel fehlten, die Reifen konnten nicht erhalten werden; das Fass steht im Mainzer Museum. Es enthielt wie die oben erwähnten kleinen Fässer am Rhein Schlamm, Unrath, Abwürfe von Gefässen, so dass es zum Abtritt gedient zu haben scheint. Nicht weit davon an demselben Graben fanden sich Reste von Pfahlbauten, bedeckt mit Asche und Kohlen, so dass die oberen Gebäude sicherlich durch Feuer zerstört waren. Nebenan Holzröhren (mit Metall beschlagen) von einer Wasserleitung. Ueberall lagen viele Gegenstände aus der Römerzeit: Fragmente von Gefässen mit Töpferwaaren, kleine Reste von Steindenkmälern, ein Ziegel der XXII. Legion, sieben Münzen von Domitian bis Magnentius, Schuhsohlen und Lederwerk, ein Pinienapfel, Fragmente von Alabaster, Bronze, Glas, Holz, z. B. Ringe, von Hufeisen, auch ein Restchen von Tuch u. a. m.

Von allen diesen Dingen ist von besonderer Bedeutung das hölzerne Fass, da dergleichen bei den Römern wenig im Gebrauche gewesen zu sein scheinen, und sie erst später Eingang fanden, wie denn Plinius sagt, hölzerne Fässer hätten die Römer durch die Gallier kennen gelernt. Auch kommen sie auf Bildwerken vor, wie in der *columna Traiana*, auf einem Steine im Mainzer Museum u. s. w.

Hoffentlich wird der Mainzer Alterthumsverein diese drei Funde, welche derselben Zeit anzugehören scheinen, in einer ausführlichen Darstellung mit Abbildungen beschreiben und veröffentlichen.

Zweite Sitzung, Freitag den 2. October früh 8 Uhr.

Die Sitzung eröffnete Prof. Christ aus München, indem er ein römisches Militärdiplom vorlegte, das im verflossenen Winter bei den Eisenbahnarbeiten in der Nähe des Städtchens Weissenburg gefunden ward. Der Ort selbst, als römische Ansiedelung schon durch mehrere, jetzt zum grössten Theil im städtischen Rathhause aufbewahrte Inschriftsteine bekannt, liegt unweit der von Kösching nach Gunzenhausen ziehenden Römerstrasse im Rücken des sogenannten Teufelsgrabens. Von einem solchen Ansiedler, der sich nach ehrenvoller Verabschiedung in der Gegend, wo zuletzt seine Schwadron gestanden war, niedergelassen hatte, rührt wahrscheinlich das in vielfacher Beziehung interessante Diplom her. Derselbe hiess Mogetissa, war seiner Herkunft nach ein Boier, und hatte als Reiter in der I ala Hispanorum Auriana gedient. Jene Schwadron, deren vollständigen Namen wir zum ersten Mal durch unsere Urkunde erfahren, stund im Jahre 107 n. Chr. mit drei anderen und eilf Cohorten in der Provinz Rätien unter dem Commando des Ti. Julius Aquilinus; in diesem Jahre, am Tage vor den Kalenden des Juli, ertheilte der Kaiser Trajan denjenigen, welche in jenen Truppenkörpern 25 und mehr Jahre gedient hatten, nach ehrenvoller Verabschiedung das Recht der Civität und des Connubiums. Von der darüber ausgestellten, in Rom an der Mauer

hinter dem Tempel des Divus Augustus angehefteten Originalurkunde, welche die Namen sämmtlicher mit dem Bürgerrecht beschenkten Soldaten enthielt, bildet unser Diplom die beglaubigte Abschrift, die sich jedoch, wie alle übrigen bis jetzt gefundenen Militärdiplome, darauf beschränkte nur den allgemeinen Theil, worin die Verleihung der Privilegien ausgesprochen war, und den auf den Inhaber bezüglichen speciellen Theil zu geben. Ausgestellt war die Urkunde, wie zum Theil schon bemerkt, pr. k. Iul. in dem 11. Tribunat des Kaisers Trajan unter den Consuln C. Minucius Fundanus und C. Vettennius Severus. Die Namen der Consuln waren schon früher aus anderweitigen Urkunden bekannt, aber erst aus unserer Inschrift erfahren wir das Jahr und die Zeit, in der sie fungirten. Diese Erweiterung unserer Kenntnisse ist um so erfreulicher, weil wir so eine Bestätigung der Vermuthung Th. Mommsen's erhalten, der bereits durch scharfsinnige Combination in seinem ausgezeichneten Aufsatze „Zur Lebensbeschreibung des jüngeren Plinius" (im Hermes Bd. III, Hft. 1) unseren Consuln gerade das durch unsere Urkunde nun ausser Zweifel gesetzte Jahr angewiesen hatte.

Das Hauptinteresse bietet aber unser Diplom dadurch, dass es uns die Militärverhältnisse der Provinz Rätien im Anfang des zweiten Jahrhunderts kennen lehrt. Es stunden damals 4 alae und 11 cohortes in Rätien, von denen alle bis auf zwei die gewöhnliche Stärke von 500 Mann hatten; da jene zwei als miliariae bezeichnet werden, so ergibt sich daraus, dass damals die Besatzungsmannschaft von Rätien beiläufig 8500 Reiter und Fusssoldaten betrug. Die einzelnen Schwadronen und Cohorten hiessen:

I Hispanorum Auriana
I Augusta Thracum
I Singularium c. r. p. f.
II Flavia p. f. miliaria

I Breucorum
I Raetorum
II Raetorum
III Bracaraugustanorum
III Thracum
III Thracum c. r.
III Brittannorum
III Batavorum miliaria
IIII Gallorum
V Bracaraugustanorum
VII Lusitanorum.

Die meisten von ihnen sind uns bereits durch andere inschriftliche Zeugnisse bekannt, worüber die baldige Publication der Inschrift die näheren Nachweise enthalten wird.

Aber auch die äussere Form unseres Diploms verdient in hohem Grade unsere Beachtung. Es wurden nämlich dieses Mal nicht bloss die beiden zusammengehörigen Täfelchen, sondern auch der dreimal zusammengewundene Bronzedraht, der die beiden Platten zusammenhielt und auf den die Siegel gedrückt wurden, vollkommen gerettet; ja auch noch eine der mit Blei aufgelötheten Bronzeleisten, welche auf beiden Seiten die sieben Wachssiegel einfassten, ward erhalten. So erhalten wir denn eine vollständige Bestätigung der Bestimmungen, welche der Senat unter Nero über die Ausfertigung und Versiegelung von Urkunden aufgestellt hatte,

und von denen uns eine doppelte Nachricht vorliegt, bei Sueton c. 17: „*Adversus falsarios tunc primum repertum, ne tabulae nisi pertusae ac ter lino per foramina traiecto obsignarentur*“ und vollständiger bei Iulius Paulus Sentent. rec. I. V. T. XXV, § 6: *amplissimus ordo decrevit eas tabulas, quae publici vel privati contractus scripturam continent, adhibitis testibus ita signari, ut in summa marginis ad mediam partem perforatae triplici lino constringantur, atque impositae supra linum cerae signa imprimantur, ut exteriores scripturae fidem interiori servent.* —

Einige auf Einzelnheiten bezügliche Bemerkungen der Herren Grotefend und Becker haben in der seitdem erfolgten Publication des Diploms im Novemberhefte der Sitzungsberichte der Münchener Akademie d. W. (II. S. 409 ff.) Berücksichtigung gefunden. Ferner bemerkte Prof. Wattenbach aus Heidelberg, dass an einer der bekannten *tabulae ceratae* sich die sieben Siegel noch unversehrt erhalten haben; ferner Dr. Fulda aus Cleve, dass sich in der Sammlung des dortigen Gymnasiums ein aus Calcar stammendes, freilich nur wenige Buchstaben enthaltendes Fragment eines Militärdiploms, wahrscheinlich aus Trajan's Zeit, befinde.

Hierauf folgte ein Vortrag von Prof. Köchly über die **hasta ammentata.**[1])

Meine Herren! Wenn ich es wage in der archäologischen Section — allerdings ein Saul unter den Propheten — als Sprecher aufzutreten, so geschieht es nicht, um Ihnen einen belehrenden Vortrag zu halten — die Einbildung ist fern von mir! — sondern vielmehr, um von Ihnen zu lernen, um durch die Vorführung eines bis jetzt gänzlich unklaren Gegenstandes dessen vollständige Aufklärung *viribus unitis* herbeizuführen. Denn allerdings 'vereinte Kräfte' waren und sind nöthig, um denselben allseitig zu verstehen und aufzuhellen: er gehört zu denjenigen, wo die eigentliche Philologie sich nicht nur bei der Archäologie, sondern auch bei den Männern der Praxis Raths zu erholen hat, um aus todtem Notizenkram zu lebendiger Auffassung eines Stückes Alterthum zu gelangen.

Sie ahnen wohl, hochgeehrte Herren, dass es sich auch diesmal, wie vor sechs Jahren zu Augsburg und vor drei Jahren in Heidelberg, um 'ein altes Waffen' handelt. Und in der That, wie damals mit Hülfe gelehrter Antiquare und moderner Turnmeister das römische Pilum, das in Wahrheit bis dahin ein πολυθρύλλητον gewesen, wie damals die welterobernde Wurfwaffe des schwer bewaffneten Legionärs aus ihrem fast zweitausendjährigen Schlummer wieder erstanden ist[2]), so gedenke ich heute den Riemenspeer — das μεσάγκυλον oder die

[1]) Ueber das Verhältniss dieses nachträglichen Elaborats zu dem wirklich gehaltenen Vortrage ist zu bemerken, dass der letztere nach Inhalt und Disposition gewissermassen eine vorläufige Skizze des ersteren gewesen ist. Ich glaubte eben auch hier wie einst bei jener Arbeit über das Pilum eine möglichst gründliche Monographie über die interessante Waffe liefern zu sollen.

[2]) S. Verhandlungen der Augsburger Philologenversammlung (Leipzig, 1863) S. 139—152, und vgl. Verhandlungen der Heidelberger Philologenversammlung (Leipzig, 1866) S. 204—208. Gänzlich verfehlt nach Methode und Ergebniss ist dagegen der in der archäologischen Section der Halleschen Philologenversammlung von Herrn Oberlehrer Hermann aus Berlin gemachte Versuch (Verhandlungen S. 171—176), das Pilum mit gänzlicher Ignorirung der vorhandenen Abbildungen und Funde einseitig aus einer willkürlichen und daher unmöglichen Deutung der Polybianischen Beschreibung nur des schweren Pilums herzustellen, wobei dann die übrigen Zeugnisse auf verschiedene Weise unschädlich gemacht werden. Eine Widerlegung erscheint unnöthig, da für Techniker ein Blick auf das S. 173 angegebene Modell, für Philologen die in der classischen, nach

hasta ammentata[1]) — Ihnen vorzuführen, welcher Jahrhunderte lang die normale Wurfwaffe nicht nur griechischer und römischer, sondern auch aller möglichen barbarischen Leichtbewaffneten gewesen ist.

Man hat sich bisher gewöhnlich damit beruhigt, zu wissen, dass es ein Wurfspeer mit einem Riemen daran gewesen; man hat wohl auch nach den Notizen der Alten hinzugesetzt, durch diesen Riemen sei 'der Wurf erleichtert' oder seine 'Schwungkraft verstärkt' worden.[2]) Aber die sehr naheliegende Frage: 'Wie geschieht das?' hat man sich nicht vorgelegt. Ist sie doch auch für die leider noch nicht ausgestorbene Classe von Philologen, die 'nur in Worten kramen', eine sehr gleichgültige. Doch ein paar Versuche, die Sache wenigstens mit Worten zu erklären, sind gemacht worden. So meint man wohl, der Riemen sei benutzt worden, um mittelst desselben den Speer, gleich einer Schleuder, unmittelbar vor dem Wurfe in rotirende Bewegung um den Kopf zu versetzen, wodurch eben der Wurf verstärkt worden sei, ein Kunststück, das die betreffenden Herren nur einmal hätten probiren sollen, um sich von dessen Unmöglichkeit zu überzeugen. Dann erinnere ich mich auch irgendwo gelesen zu haben, man habe den Riemen bei'm Wurfe in der Hand behalten, um den Speer daran wieder zurückzuziehen! Köstlich: da wären also die antiken Wurfspeere so eingerichtet gewesen wie jene berüchtigten in Zachariä's 'Renommisten' geschilderten Springstangen, welche einst die Leipziger 'Schnurren' gegen tumultuirende Studenten schleuderten, ein mittelalterliches Abenteuer, welches erst durch den Leipziger Septemberputsch im Jahre 1830 beseitigt worden ist.

Als wir — Rüstow und ich — vor nunmehr siebzehn Jahren uns mit der Geschichte des griechischen Kriegswesens beschäftigten, haben wir mancherlei Versuche gemacht, um hinter das Geheimniss der 'Wurfschleife' zu kommen; es ist uns aber trotz aller Mühe nicht gelungen, und wir haben daher unsere Unwissenheit offen eingestanden.[3]) So war mir die Sache bis zum Sommer 1865 aus dem Sinne gekommen. Als ich damals nach Mainz zu Hrn. Dr. Lindenschmit, Director des dortigen Museums, mich begab, um die auf Befehl des Kaisers Napoleon nach unseren Forschungen angefertigte und dorthin geschenkte Katapulte in Augenschein zu nehmen; erzählte mir Hr. Lindenschmit im Laufe unseres Gesprächs, dass der Ordonnanzofficier des Kaisers, welcher ihm jene Katapulte überbracht, ihm zugleich die Handhabung der *hasta ammentata* mit ausgezeichnetem Erfolge gezeigt habe: er habe nämlich mehrere solcher von ihm mitgebrachter Riemenspeere über die ganze Breite des Hofes in mächtigem Bogenwurf bis auf das hohe gegenüberstehende Dach geschleudert. Dabei waren

---

Herrn Hermann 'unsinnigen' Stelle Caes. b. G. I, 25 nothwendig gewordene Conjectur *pluribus eorum scutis uno ictu pilorum transfixis et colligatis cum ferrum se infixisset* (statt des handschriftlichen *inflixisset*, wofür alle Herausgeber mit Recht *inflexisset* gesetzt haben) die einfachste Widerlegung bildet.

[1]) Die der Etymologie von der Wurzel *ap-* ἀπ- *haf-* angemessene Schreibung mit doppeltem *m* wird durch die Uebereinstimmung der ältesten Handschriften, besonders des Vergilius, bestätigt.

[2]) Am klarsten ausgedrückt bei Sil. Ital. IX, 509 ff.: — *atque idem flatus Poenorum tela secundat | et velut ammento contorta hastilia turbo | adiuvat ac Tyrias impellit stridulus hastas.* Daher der bildliche Gebrauch von *ammentare* bei demselben XIV, 421: *inde atros alacer pastosque bitumine torquet | ammentante Noto Poenorum aplustribus igues.*

[3]) Geschichte des griechischen Kriegswesens (Aarau, 1851) S. 130.

denn leider auch alle diese Waffen zu Grunde gegangen, und Herr Lindenschmit konnte mir kein Exemplar mehr vorlegen, woraus ich die Art der Construction hätte sehen können. Hinsichtlich der Manipulation konnte mir derselbe nur im Allgemeinen mittheilen, dass es darauf ankomme, mittelst des durch den Riemen gesteckten Zeigefingers im letzten Momente des Abwurfs dem Speere noch einen besonderen Schwung zu geben.

Ich theilte sofort nach meiner Rückkehr Hrn. Dr. Wassmannsdorff, unserem trefflichen, ebenso gelehrten als gewandten Turnmeister, diese Bemerkungen mit, und es gelang ihm, noch im Laufe des Sommers 1865 auf rein praktischem Wege 'dem Geheimniss' der *hasta ammentata* in seiner Weise auf die Spur zu kommen, worüber in den Verhandlungen der Heidelberger Philologenversammlung S. 206—208 und in dem Anhange zu Wassmannsdorff's Ordnungsübungen des deutschen Schulturnens (Frankfurt a. M. 1868) das Nähere zu lesen ist. Hr. Dr. Wassmannsdorff, welchen ich der Versammlung vorzustellen die Ehre habe, ist mit dankenswerther Bereitwilligkeit auf meinen Wunsch eingegangen, hieher zu kommen und den versammelten Herren diese Handhabung praktisch vorzuführen, was — wenn es Ihnen gefällig ist — nach Beendigung dieses Vortrages geschehen soll. Ich fahre jetzt zunächst in demselben fort. Da es Hrn. Wassmannsdorff zunächst nur darum zu thun gewesen war, die Handhabung des Riemens auf empirischem Wege zu entdecken, so hatte er sich vor der Hand einfach damit begnügt, die von ihm angewendete $9^1/_2$ Cm. lange Riemenschleife mittelst einer dünnen Mutterschraube an dem durchbohrten Schafte zu befestigen, ohne damit irgend wie behaupten zu wollen, diese Befestigungsweise sei die der Alten gewesen; S. 60 seiner Schrift hat er mit Beziehung auf das Vasenbild des britischen Museums, welches nach Merimée (in der Revue archéologique nouv. série I année sec. vol. Paris 1860 p. 210) S. 59 seines Buches wiedergegeben ist, und mit Beziehung auf das Diskusbild bei Pinder (Ueber den Fünfkampf der Hellenen, Berlin 1867) ausdrücklich erklärt, dass das *ammentum* auch durch geeignete Umschlingung um den Schaft des Speeres sich anbringen lasse. Herr Prof. Jäger, Director der Turnlehrerbildungsanstalt zu Stuttgart, hat darauf in Nr. 26 der Deutschen Turnzeitung von 1868 — womit man Nr. 48 derselben Zeitung vergleichen möge — sich des Weiteren über die Befestigung, beziehungsweise Umschlingung des Riemens um den Schaft ausgesprochen, und, wie es scheint, richtig angenommen, dass derselbe gewöhnlich mit seinen beiden Enden zusammengeschnallt oder — geknüpft oder — genäht, bedeutend länger und nur mittelst einfacher oder doppelter Verschlingung an dem Speere befestigt gewesen sei. Er hat dort zugleich Gebrauch und Wirkung des *ammentum* erörtert, welche Bemerkungen zur vollständigen Lösung dieses vielbesprochenen Räthsels nicht wenig beitragen.

Diess, meine Herren, ist der Gang und der gegenwärtige Stand unserer Frage, und nachdem diese also nach ihrem wesentlichen Gehalte auf praktischem Wege beantwortet ist, erscheint es nicht unpassend, sie einmal in ihrem ganzen Zusammenhange und mit Benutzung des mir wenigstens jetzt zu Gebote stehenden Materials möglichst vollständig zu erörtern. Sollte ich dabei etwas übersehen oder versehen, so bitte ich um gefällige Ergänzung oder Berichtigung.

Als Einleitung schicke ich eine kurze historische Uebersicht voraus.

Homer kennt den Wurfriemen nicht, und auf Hunderten von Vasenbildern, welche Heroenkämpfe der verschiedensten Art darstellen, finden sich zwar unzählige Wurfspiesse, aber

fast ausnahmslos ohne das *ammentum.*[1]) Wenn Plinius[2]) dessen Erfindung dem Aetolus, Mars' Sohne, zuschreibt, so hat das natürlich ebensoviel Werth, als die anderen abenteuerlichen Notizen jenes Capitels, wie wenn er z. B. daneben die *hasta velitaris* von Tyrrhenus, das römische *pilum* gar von der Amazonenkönigin Penthesileia erfinden lässt!

Die ἀγκύλη scheint vielmehr eine Erfindung des griechischen Turnplatzes gewesen zu sein. Nach glaubwürdiger Ueberlieferung fand zur Feier der 18. Olympiade = 708 v. Chr. der erste Wettstreit im Pentathlon statt, in welchem Lampis von Lakedämon den Sieg davontrug. Das Pentathlon aber, über welches ich hier ein für allemal auf die schöne Monographie von Pinder verwiesen haben will, bestand in nachstehender Reihenfolge aus Sprung, Speerwurf, Lauf, Diskuswurf, Ringen; der Speer aber, dessen man sich beim Pentathlon bediente, mit seinem eigenthümlichen Namen ἀποτομάς benannt, war, wie wir nachher sehen werden, mit der ἀγκύλη versehen.

Vom Turnplatz scheint der Riemenspeer vielleicht zunächst in die Hände des Jägers gekommen und erst später, als er sich dort bewährt hatte, auch als Kriegswaffe verwendet worden zu sein. Möglich, dass der letztere Gebrauch mit der Ausbildung der Peltastenwaffe zusammenhängt; in ersterer Beziehung scheinen namentlich die Thessalier, bekanntlich gewaltige Jäger, den Riemenspeer gebraucht zu haben.[3]) Sicher ist, dass wir seit dem fünften Jahrhunderte den Riemenspeer nicht nur als die ordonnanzmässige Waffe der Peltasten und Speerschützen[4]), sondern auch als den normalen Wurfspiess der Jäger[5]) finden, und dass er in dieser doppelten Beziehung ebenso dem ungeriemten Wurfspiess gegenübersteht, wie bis vor kurzem die Büchse als Jagd- und Kriegswaffe dem 'ungezogenen Schiessprügel', der Flinte. Ja noch mehr: der Riemenspeer kommt auch als die gewöhnliche Wurfwaffe vor, mit welcher etwa jeder Hausvater, der überhaupt auf Waffen hält, ausgerüstet ist.[6])

Zu den Römern ist der Riemenspeer wahrscheinlich durch Pyrrhos gekommen. Die

---

[1]) Die mir bekannten und in diesem Vortrage besprochenen Abbildungen von Wurfspeeren mit Schleife sind: 1) der Erzdiskus von Aegina, am besten abgebildet bei Pinder über den Fünfkampf der Hellenen Berlin 1867 (vgl. S. 95 ff.); 2) die Vase aus dem britischen Museum, Revue archéolog. 1860, II, p. 210; 3) eine etruskische Vase bei Hamilton III, pl. 33 (kenne ich nur aus Rich dictionnaire); 4) die beiden von O. Jahn publicirten Vasen (s. S. 239 Anm. [2]); 5) die Vase bei Millingen vases div. Taf. 5; 6) das Mosaik der Alexanderschlacht.

[2]) Plin. N. H. VII, § 201: — *lanceas Aetolos, iaculum cum ammento Aetolum Martis filium, hastas velitaris Tyrrenum, pilum Penthesileam (invenisse dicunt)* —, wo freilich neuerdings v. Jan durch ein vor '*pilum*' eingesetztes '*et*' auch diese Waffe von Tyrrhenos erfinden lässt.

[3]) Eur. Bacch. 1205: — ἄγραν — θηρὸς ἣν ἠγρεύσαμεν | οὐκ ἀγκυλωτοῖς Θεσσαλῶν στοχάσμασιν, | οὐ δικτύοισιν —, wo Donner freilich übersetzt: 'nicht krumme Bogen spannend, wie die Thessaler!'

[4]) So z. B. in der Schlachtbeschreibung des Euripides, welcher sich natürlich so wenig wie Aeschylos vor Anachronismen scheut, Phoen. V. 1141: καὶ πρῶτα μὲν τόξοισι καὶ μεσαγκύλοις | ἐμαρνάμεσθα σφενδόναις θ' ἑκηβόλοις | πετρῶν τ' ἀραγμοῖς.

[5]) Auf der Jagd bedient man sich selbst zu Pferd des Riemenspeeres; s. Polyb. XXIII, 1, 9 von Ptolemaeos: ἔφη γὰρ αὐτὸν κυνηγετοῦντα ταῦρον βαλεῖν ἐφ' ἵππου μεσαγκύλῳ. Dass aber Xenoph. Kyneg. IX, 2. 4. 7. X, 3, wo die ἀκόντια ganz allgemein erwähnt werden, die ἀγκύλη nicht ausdrücklich nennt, beweist nichts dagegen.

[6]) Das geht aus Eurip. Androm. V. 1132 ff. hervor, wo Neoptolemos von den hinterlistigen Delphern mit allen möglichen Waffen angegriffen wird: — πόλλ' ὁμοῦ βέλη, οἰστοί μεσάγκυλ' ἔκλυτοί τ' ἀμφώβολοι | σφαγῆς ἐχώρουν βουπόροι ποδῶν πάρος. Und ähnlich heisst es Or. V. 1476, wo von dem tumultuarischen Angriff der Sclaven der Helena auf Orestes und Pylades die Rede ist: βοηδρομοῦμεν ἄλλος ἄλλοθεν στέγης, | ὁ μὲν πέτρους, | ὁ δ' ἀγκύλας, ὁ δὲ ξίφος πρόκωπον ἐν χεροῖν ἔχων.

Wurfspeere, deren ihre regelmässigen Leichten, die **Velites**, fünf oder sieben führten[1]), waren mit dem *ammentum* versehen, wie Cicero (Brut. 78, 271) ausdrücklich bezeugt: die *hasta velitaris* war also eine *hasta ammentata*. Aber wir finden den Wurfriemen auch bei den **Barbaren**; die keltische *tragula* wenigstens, von deren sonstiger Beschaffenheit wir Nichts wissen, muss **regelmässig** mit einem *ammentum* versehen gewesen sein: sonst würde Caesar nicht in der bekannten Weise seinen Brief an Q. Cicero unter demselben verborgen haben.[2]) Und Strabo erwähnt eine leichte keltische Wurfwaffe **ohne Riemen**, deren man sich namentlich auf der Vogeljagd bediente, in einer Weise, dass man daraus sieht, nicht nur die sonstigen Wurfspeere der Kelten, sondern die Wurfspeere überhaupt sind regelmässig mit der Schleife versehen gewesen.[3]) Nur Eines mag, auch aus praktischen Gründen, zweifelhaft sein, ob die Reiterei, wenn sie Wurfspeere führte, es nicht vorgezogen hat, dieselben ohne Benutzung der Schleife zu verwenden.[4]) Wenigstens ist es auffällig, dass Xenophon, der der Athenischen Reiterei statt der Stangenlanze, welche sie führten, lieber zwei tüchtige Wurfspeere geben wollte, bei der ausführlichen und genauen Angabe der Stellung, in welcher der Reiter den Wurf ausüben soll, der Schleife mit keinem Worte gedenkt.[5])

Wir handeln nunmehr von der **Beschaffenheit** des Riemenspeeres und zwar zunächst von der des **Speeres** selbst.

Er ist sowohl, was den Schaft als was die Spitze anlangt, leicht und von geringen Dimensionen. Besonders belehrend ist die Stelle in Xenophon's Anabasis[6]), wo es heisst, die Karduchen hätten von ihren grossen Bogen — die übrigens, beiläufig gesagt, durchaus nicht als 'Armbrüste' anzusehen sind — Pfeile von mehr als zwei Ellen Länge geschossen, welche die Peltasten mit Riemen versehen und so als Wurfspeere verwendet hätten. Hiernach mögen wir also die Normallänge des μεcάγκυλον von $2\frac{1}{2}$—3 griechischen Ellen, die Dicke

---

[1]) **Sieben** nach Liv. XXVI, 4, **fünf** nach Lucilius bei Non. p. 380: *quinque hastae aureolo cinctu rorarius velis*. Vergl. S. 231. Anmorkung 4.

[2]) Caes. b. G. V, 48: *monet, ut tragulam cum epistola ad ammentum deligata intra munitionem castrorum abiiciat.*

[3]) Strabo IV, p. 197ᵃ: ὁπλιcμὸc δὲ cύμμετροc τοῖc τῶν cωμάτων μεγέθεcι. μάχαιρα μακρὰ — καὶ θυρεὸc μακρὸc καὶ λόγχαι κατὰ λόγον καὶ μάδαριc παλτοῦ τι εἶδοc· χρῶνται δὲ καὶ τόξοιc ἔνιοι καὶ cφενδόναιc· ἔcτι δέ τι καὶ γρόcφῳ ἐοικὸc ξύλον, ἐκ χειρὸc οὐκ ἐξ ἀγκύληc ἀφιέμενον, τηλεβολώτερον καὶ βέλουc, ᾧ μάλιcτα καὶ πρὸc τὰc τῶν ὀρνέων χρῶνται θήραc. Dieses leichte Holz scheint mit dem sogenannten vielbesprochenen '**Bomerang**' Aehnliehkeit gehabt zu haben.

[4]) Denn die Notiz bei Constant. Porphyrog. Tact. p. 1216: κοντάρια καβαλλαρικὰ ἔχοντα λώρια εἰc τὴν μέcην, welche wir in der Gesch. d. griech. Kriegswesens a. O. auch auf den Wurfspeer bezogen hatten, gehört ebensowenig dahin, als der Anfang der S. 234 Anm. Z. 2 citirten Stelle aus **Isidor**. XVIII, 7: *Lancea est hasta amentum habens in medio, dicta autem lancea, quia aequa lance, i. e. aequali amento ponderata vibratur.* Es liegt hier eine Verwechselung mit der mächtigen **Stosslanze** der schweren Cavallerie vor, welche in späteren Zeiten, um ihre Führung dem Manne zu erleichtern, mittelst zweier Schlingen, oben bei der Spitze am Halse des Rosses, mit dem unteren Schaftende an dessen Schenkel befestigt war. S. Heliodor. Aethiop. IX, 15: ὁ κοντὸc δὲ τὰ μὲν πρὸc τῇ αἰχμῇ κατὰ πολὺ καὶ εἰc εὐθὺ προβέβληται, δεcμῷ πρὸc τὸν αὐχένα τὸν ἵππειον ἀνεχόμενοc, τὸν οὐρίαχον δὲ βρόχῳ πρὸc τοῖc ἱππείοιc μηροῖc ἐξήρτηται, μὴ εἴκων ἐν ταῖc cυμβολαῖc, ἀλλὰ cυνεργῶν τῇ χειρὶ τοῦ ἱππέωc εὐθυνούcῃ μόνον τὴν βολήν, αὐτοῦ δὲ ἐπιτείνοντοc καὶ πρὸc τὸ cφοδρότερον τῆc τρώcεωc ἀντερείδοντοc, τῇ ῥύμῃ γοῦν διαπείρει πάντα τὰ ὑποπίπτοντα καὶ μιᾷ πληγῇ δύο που φέρει πολλάκιc ἀναρτήcαc.

[5]) περὶ ἱππ. XII, 12 f.

[6]) IV, 2, 28: εἶχον δὲ τόξα ἐγγὺc τριπήχη, τὰ δὲ τοξεύματα πλέον ἢ διπήχη —· ἐχρῶντο δὲ αὐτοῖc οἱ Ἕλληνεc, ἐπεὶ λάβοιεν, ἀκοντίοιc ἐναγκυλῶντεc.

des Schaftes von der Stärke eines Fingers annehmen. Damit stimmen denn auch die vorhandenen Abbildungen vollkommen überein, nur dass die Länge wohl auch über 3 Ellen hinausgegangen zu sein scheint. Ebendesshalb hiess auch der Riemenspeer der Pentathlen mit seinem eigentlichen Namen ἀποτομάς, d. h. Abschnitzel, weil er gleichsam das abgeschnittene Stück eines grossen Handspiesses zu sein schien[1]), wie etwa Odysseus den Pfahl, mit welchem er dem Kyklopen das Auge ausbrennt, von dessen Keule abhaut[2]). Die Spitze war wenigstens nach den Abbildungen des Aeginetischen Diskus und des britischen Vasenbildes ziemlich lang, dünn und fein, wie etwa bei den Kosakenspiessen, ohne irgend eine rundliche oder eckige Ausladung; auf einem Eisenabgusse des Berliner Diskus, welchen ich der Güte des Herrn Turnanstalt-Vorstehers H. Kluge zu Berlin verdanke, deutlicher noch auf dem Gypsabgusse desselben Diskus, der sich in Hrn. Dr. Wassmannsdorff's Händen befindet, ist zu sehen, dass die Spitze in einer Tülle steckt, ganz so wie bei dem Fig. 2, S. 59 der Wassmannsdorff'schen Schrift abgebildeten Pilum. Auf den beiden von Jahn publicirten Vasen erscheinen die Riemenspeere mit den gewöhnlichen blattförmigen aber doch auch sehr schmalen Spitzen.

Damit stimmt genau überein, was über die *hastae velitares* berichtet wird. Der Schaft ist 2 Ellen lang und 3/4 Zoll stark; die Spitze, eine Spanne, d. h. 9 Zoll lang, ist so fein und dünn zugespitzt, dass sie sich mit dem ersten Wurfe umbiegt und nicht ohne Weiteres wieder gebraucht werden kann.[3]) Damit stimmt ganz wohl überein, wenn sonst die Gesammtlänge der ganzen Waffe auf 4 Fuss angegeben wird.[4])

Belehrend für die eben geschilderte Beschaffenheit des Riemenspeeres ist die von Plutarch[5]) gewiss aus guten Quellen ausführlich mitgetheilte Erzählung aus dem Leben Philo-

[1]) Poll. III, 151: τὸ ἀκόντιον τῶν πεντάθλων καλεῖται ἀποτομάς. Etym. M. s. v. ἀποτομή (so! wird unzweifelhaft ἀποτομάς heissen) ἀκόντιον μικρὸν ἀποτετμημένον ἀπὸ τοῦ τελείου καὶ συνηρμοσμένον εἰς μέγεθος μικρόν. Hesych. ἀποτομάδα σχίζαν καὶ ἀκόντιον πεντάθλου.

[2]) ι. 325: τοῦ μὲν ὅσον τ' ὄργυιαν ἐγὼν ἀπέκοψα παραστάς.

[3]) Polyb. VI, 22, 4: τὸ δὲ τῶν γρόσφων βέλος ἔχει τῷ μὲν μήκει τὸ ξύλον ὡς ἐπίπαν δίπηχυ, τῷ δὲ πάχει δακτυλιαῖον, τὸ δὲ κέντρον σπιθαμιαῖον, κατὰ τοσοῦτον ἐπὶ λεπτὸν ἐξεληλαμένον καὶ συνωξυσμένον, ὥστε κατ' ἀνάγκην εὐθέως ἀπὸ τῆς πρώτης ἐμβολῆς κάμπτεσθαι καὶ μὴ δύνασθαι τοὺς πολεμίους ἀντιβάλλειν· εἰ δὲ μή, κοινὸν γίγνεται τὸ βέλος. Dieselbe Waffe, im Geiste der damaligen Zeit modificirt, erkennt man in Veget. II, 15: *aliud (missile) minus, ferro triangulo unciarum quinque, hastili pedum trium et semis, quod tunc verriculum nunc verrutum dicitur.* Vgl. Verhandl. d. Philologenversamml. zu Augsburg S. 147. Darauf bezieht sich auch Liv. XXIV, 34, 5: *Velites, quorum telum ad remittendum inhabile est,* wo das '*imperitis*' nach *inhabile* der Zusatz eines selbt Unkundigen, wahrscheinlich übrigens des Livius selbst ist. Denn wer die beispiellose Dummheit beging, in der aus Polybios abgeschriebenen, aber rhetorisch zugestutzten Schilderung der Schlacht bei Kynoskephalae das Polybianische (XVIII, 7, 9) «τοῖς φαλαγγίταις ἐδόθη παράγγελμα καταβαλοῦσι τὰς σαρίσας ἐπάγειν» in '*Macedonum phalangem hastis positis, quarum longitudo impedimento erat, gladiis rem gerere iubet*' zu verdrehen — bei dem ist in dieser Beziehung kein Ding unmöglich!

[4]) Liv. XXVI, 4, 4 von der Errichtung einer leichten Elitetruppe zur Unterstützung der römischen Reiterei: *eis — septena iacula quaternos longa pedes data praefixa ferro, quale hastis velitaribus inest.* Aus ihm schöpften Frontin. strat. IV, 7, 29: — *delectos — septenis singulos hastis quaternorum circiter pedum armari,* und Valer. Max. II, 3, 3: *lectos expediti corporis brevibus et incurvis septenis armatos hastis,* wo aber freilich das *incurvis* reiner Unsinn ist, mag es nun — etwa aus *tenuibus* — verdorben oder dem Missverständniss einer griechischen Quelle, in welcher etwa ἀγκυλωτὸν ἀκόντιον (vgl. oben S. 229 Anm. 3) gestanden haben kann, entflossen sein.

[5]) Plut. Philop. 6: — ἁμιλλώμενος διελαύνεται διαμπερὲς ὁμοῦ τοὺς μηροὺς ἑκατέρους ἐνὶ μεσαγκύλῳ καιρίας μὲν οὐ γενομένης ἰσχυρᾶς δὲ τῆς πληγῆς, ὥστε τὴν αἰχμὴν ἐπὶ θάτερα διῶσαι· τὸ μὲν

pömen's. In einem Gefechte wird dieser von einem Riemenspeer getroffen, der mit solcher Kraft geschleudert ist, dass er ihm beide Oberschenkel durchbohrt und gleichsam zusammenheftet. Seine Umgebung trägt Bedenken, den Speer herauszuziehen, weil die Schleife (welche also von der Gewalt des Wurfes durch den einen Schenkel mit hindurchgetrieben zwischen diesem und dem andern sich befunden haben muss) nicht gut durch die Wunden (sei es nach vorwärts, sei es nach rückwärts) hindurchgebracht werden kann. Der Kampf verlangt dringend Philopömen's Betheiligung: da entschliesst er sich kurz und bewegt mit Macht die Schenkel so lange hin und her, bis der Speer in der Mitte (also neben dem Riemen) zerbricht, und er nun die beiden Bruchstücke einzeln sich aus den Schenkeln herausziehen lässt.

Wir kommen nun zur Beschaffenheit der **Schleife**. Sie scheint durchweg von **Leder** gewesen zu sein und aus einem schmalen Riemen bestanden zu haben. Das geht nicht nur aus mehreren ausdrücklichen Zeugnissen[1]), sondern auch aus einer gelegentlichen Notiz des Livius hervor, die Wurfriemen seien wie die Bogensehnen und Schleudern durch die Nässe unbrauchbar gemacht worden.[2]) Gegenüber diesen Zeugnissen kommt die Notiz eines Scholiasten, die Schleife habe aus einem Strick bestanden[3]), nicht in Betracht. Die **Länge** des Riemens wird nirgends angegeben; sie mag je nach der Art der Befestigung und Umschlingung verschieden gewesen sein, keinenfalls aber über eine Elle betragen haben, wobei wir, wie schon oben bemerkt, annehmen, dass die beiden Enden gewöhnlich mit einander auf irgend eine Weise verbunden wurden. Allemal scheint diess allerdings nicht der Fall gewesen zu sein. Der in der Alexanderschlacht am Boden liegende, wie es scheint, zerbrochene Speer — welcher übrigens eher einem Dornenstock ähnlich sieht — zeigt an seinem unteren dickeren Theile eine Schleife, an dem oberen der Spitze zugekehrten ein loses Ende. Am Riemenspeer auf der Hamilton'schen Vase gehen von einem etwas mehr nach der Spitze zu befestigten Knoten zwei gleiche nicht verbundene Enden von etwa dem Drittel der ganzen Waffe entsprechender Länge aus. An diesem Speere ist also der Riemen, wie es scheint, erst **angeknüpft**, aber noch nicht **aufgewickelt**. Mit dieser Bemerkung sind wir bei der schon oben berührten Frage angelangt, wie der Riemen am Schafte befestigt gewesen. Da ist nun unzweifelhaft sicher, dass diese Verbindung nicht eine ein für allemal feste — also nicht etwa durch Stift oder Nagel vermittelt —, sondern eine abnehm- und verschiebbare gewesen, also durch Umschlingung und Verknüpfung vorgenommen worden ist. Natürlich konnte diess

---

οὖν πρῶτον ἐνςχεθεὶς ὥςπερ δεςμῷ παντάπαςιν ἀπόρως εἶχε· τὸ γὰρ ἔναμμα τῆς ἀγκύλης χαλεπὴν ἐποίει τοῦ ἀκοντίςματος ἀνελκομένου διὰ τῶν τραυμάτων τὴν πάροδον· ὡς δὲ ὤκνουν οἱ παρόντες ἅψαςθαι καὶ τῆς μάχης ἀκμὴν ὀξεῖαν ἐχούςης ἐςφάδαζεν ὑπὸ θυμοῦ καὶ φιλοτιμίας πρὸς τὸν ἀγῶνα, τῇ παρατάςει (so richtig Emperius statt παραβάςει) καὶ τῇ παραλλάξει τῶν ςκελῶν διὰ μέςου κλάςας τὸ ἀκόντιςμα χωρὶς ἐκέλευςεν ἑλκύςαι τῶν ἀγμάτων ἑκάτερον.

[1]) **Serv.** zu **Vergil. Aen.** IX, 665: *intendunt acris arcus ammentaque torquent*, wo — freilich falsch — erklärt wird: *pro 'tela ammentis torquent'; nam ammentum est lorum, quo media hasta religatur et iacitur.* **Glossar. Vergil. ap. Barth. Advers.** 37, 5: *amentum est lorum, quo hasta manui adligatur,* allerdings sehr einfältig! **Fest.** p. 12 ed. Müller: *'amenta, quibus ut mitti possint vinciuntur iacula, sive solearum lora; ex Graeco, quod est* ἅμματα, *vel quia aptantes ea ad mentum trahant.'* **Gloss. Labb.** *amentum* λῶρον ὄχανον. Daher heisst es bei Lucan. VI, 218: *cum iaculum parva Libys ammentavit habena.*

[2]) **Liv.** XXXVII, 41, 4: *umor arcus fundasque et iaculorum ammenta emollierat.*

[3]) **Schol.** zu **Androm.** l. c. μεςάγκυλ'] εἴδη ἀκοντίων ἐν μέςῳ ςπάρτῳ δεδεμένων, ὃ κατέχοντες ἠφίεςαν.

auf sehr verschiedenartige Weise geschehen, je nach der Länge und sonstigen Beschaffenheit des Riemens, der Geschicklichkeit und Gewohnheit des Schützen u. s. w.; mit einem Worte, wenn irgendwo, so gilt hier der alte Satz: *Praxis est multiplex.* Dass aber der Riemen dabei mehrfach um den Schaft gewunden wurde, zeigen die sämmtlichen Abbildungen deutlich und übereinstimmend: es fragt sich nur, ob diese mehr oder weniger starke Umwickelung des Riemens auch nach dem Abwurfe durch die Schleife festgehalten oder ob nach Befestigung des einen Endes der übrige frei bleibende Theil des Riemens ohne Befestigung so weit aufgewickelt wurde[1]), dass noch eine zum Hineingreifen der Finger hinlängliche Schleife übrig blieb, wo dann jener Theil des Riemens nach dem Abwurfe sich während des Fluges wieder abwickeln musste. So wurde, wie Jäger richtig bemerkt, das Geschoss in eine doppelte Bewegung gebracht, nämlich nicht nur zielwärts, sondern zugleich rundum um seine Längenaxe und zwar letzteres in schnellster Drehung. 'Durch die Riemenschleife wurden also dem antiken Handwurfgeschosse dieselben Vortheile zugewendet, wie sie den länglichen Geschossen der modernen Feuerwaffen unlängst zugewendet worden sind durch die gewundenen Züge des Gewehr- und Geschützlaufes. Durch die gleichzeitige Drehung um seine Längenaxe wird nämlich das Geschoss während des Flugs in seiner richtigen Lage, wie sie ihm dort die Faust, hier die Laufwand gibt, festgehalten, durchbohrt die Luft und sein Ziel besser und trägt sich flacher, weiter und sicherer.' Sachverständige Collegen, wie Hr. Hofrath Kirchhoff, bei dem ich mir Raths erholte, haben diese Ansicht Jäger's entschieden bestätigt und bestimmt versichert, dass der Wurfriemen in jedem Falle, also auch wenn seine Aufwickelung eine feste sei, diesen Vortheil gewähre.[2])

Als die Stelle, an welcher der Riemen gewöhnlich befestigt wurde, wird im Allgemeinen die Mitte angenommen, wie, abgesehen von bestimmten Zeugnissen[3]), schon aus der griechischen Bezeichnung des Riemenspeers μεσάγκυλον hervorgeht. Ob aber die Mitte des ganzen Speeres oder nur des Schaftes, wird nicht gesagt. Sehr natürlich: denn da die Stelle des Griffs, welche nothwendig hinter dem Schwerpunkte liegen muss, von der grösseren oder geringeren Schwere der Eisenspitze abhängt, so muss der Riemen bald mehr nach vorn, bald mehr nach hinten angeknüpft worden sein. Auf dem Diskus wie auf dem britischen Vasenbilde erscheint der Riemen, selbst wenn wir annehmen, dass auf beiden Darstellungen wegen mangelnden Raumes das Ende des Schaftes fehlt, doch jedenfalls von der Spitze weiter entfernt zu sein als von dem Schaftende, was mit der Beschaffenheit der überaus feinen und daher auch leichten Spitzen bestens übereinstimmt. Auf den Jahn'schen Zwillingsvasen dagegen, deren in ihrer vollen Länge abgebildete Speere mit den gewöhnlichen, wenn auch

---

[1]) Diese Manipulation muss Vergil. Aen. IX, 665 im Sinne gehabt haben, wenn er anders genau gesprochen hat: *intendunt acris arcus ammentaque torquent,* wobei nicht das Abschiessen der Pfeile, sondern das Spannen der Bogen mit dem '*ammenta torquent*' zusammengestellt wird.

[2]) Das haben schon die Alten erkannt, wenn anders Ausdrücke, wie *ammento contorta hastilia* Sil. Ital. IX, 509 genau zu nehmen sind: vgl. Verg. Aen. X, 585: *iaculum — torquet in hostem,* ders. XII, 536 *telumque aurata ad tempora torquet,* Stat. Theb. IX, 104: *intorqueo iaculum.* Seitdem ist Nr. 48 der 'Deutschen Turnzeitung von 1868' nachgewiesen worden, nach welcher Richtung der Riemen um den Schaft gewickelt werden müsse, wenn die bei jedem Wurfspeere — auch ohne *ammentum* — vorkommende Drehung beschleunigt werden soll.

[3]) S. oben Anmerkung und vgl. Poll. I, 136, wo es in seiner confusen Weise heisst: λόγχη

ziemlich schmalen, blattförmigen Spitzen versehen sind, erscheinen die Riemen — und zwar unzweifelhaft mit fester Aufwickelung — über die Mitte der gesammten Speerlänge hinauf nach der Spitze zu befestigt. Jäger hat daher ganz Recht, wenn er sagt: 'die Wahl der Stelle für den Griff' — d. h. für die Befestigung des Riemens — 'bleibt frei; Jeder fasst nach seiner Gewohnheit und Fertigkeit.'

Weil nun, wie wir sehen, die Wurfriemen nicht fest mit den Speeren verbunden sind, so wird das Beriemen der letzteren — ἐναγκυλοῦν oder ἐναγκυλίζειν *ammentare* — erst vorgenommen, wenn man sich der Wurfspeere bedienen will. Es wird daher als ein Bestandtheil der gewöhnlichen Kriegsrüstungen neben der Anfertigung oder Herstellung anderer Kriegswaffen genannt[1]; und Cicero hat an ein paar Stellen auf artige Weise das Beriemen des Wurfspeers mit der Hülfe verglichen, welche die Rhetorik durch Lehre und Beispiel dem wirklichen Redner gewährt.[2] Jedenfalls aber gehört der beriemte Wurfspeer zur vollen Kampfbereitschaft des Speerschützen, und Alexander der Grosse stiess daher einen seiner Soldaten schimpflich aus Reih und Glied, welcher nach dem Aufmarsche des Heeres noch mit dem Anknüpfen des Riemens an seinem Wurfspeer sich beschäftigte.[3] Man kann daher in dieser Beziehung das Beriemen der Wurfspeere mit dem Laden der Gewehre vergleichen.

Es bleibt der wichtigste Punkt zu erörtern übrig, die Handhabung des Riemenspeeres, die so lange räthselhaft geblieben ist. Aus den Zeugnissen geht nur hervor, dass nicht 'die Hand', wie ich irgendwo gelesen habe, sondern nur 'die Vorderfinger' bei'm Wurfe durch die Schleife gesteckt wurden.[4] Dies können nur der Zeige- und Mittelfinger gewesen sein: diese wenigstens erscheinen auf dem Diskus deutlich in die Schleife eingreifend. Auf dem britischen Vasenbilde dagegen spannt nur der Zeigefinger die Schleife an, was freilich — da der Mittelfinger in gleicher Stellung neben jenem ganz unthätig ruht — vielleicht nur ein Versehen entweder des Fabrikanten oder auch nur des Zeichners ist. Andererseits

---

ξυςτὸν κάμαξ ἀκόντιον. — δόρυ κοντός. — καὶ τὰ μέρη τὸ μὲν τέλος cαυρωτήρ, τὸ δὲ μέcον ἀγκύλη, καὶ τὸ μὲν ἔργον ἐναγκυλίcαcθαι, τὸ δὲ προῦχον αἰχμὴ καὶ ἐπιδορατὶc καὶ cτύραξ. — Isidor. XVIII, 7: *amentum vinculum est iaculorum hastilium, quod mediis hastis aptatur; et inde umentum, quo media hasta religatur, ut scil. iaculetur.*

[1]) Sil. Ital. IV, 14: — *instaurant galeae coni decus, hasta iuvatur | ammento, revocantque nova fornace bipennes.*

[2]) Cic. de or. I, 57, 242: '— *in eo — iure, quod ambigitur inter peritissimos, non est difficile oratori eius partis, quamcunque defendet, auctorem aliquem invenire, a quo cum ammentatas hastas acceperit, ipse eas oratoris lacertis viribusque torquebit.*' Ders. Brut. 78, 271: '— *eratque (T. Accius) praeterea doctus Hermagorae praeceptis, quibus etsi ornamenta non satis opima dicendi, tamen, ut hastae velitibus ammentatae, sic apta quaedam et parata singulis causarum generibus argumenta traduntur.*'

[3]) Plutarch. apophth. Alex. 13: παραταccομένου τοῦ cτρατεύματος ἰδὼν τινα τῶν cτρατιωτῶν τὸ ἀκόντιον ἐναγκυλούμενον ἐξέωcε τῆc φάλαγγος ὡc ἄχρηcτον, ὃc παραcκευάζεται δὴ νῦν, ὅτε χρῆcθαι δεῖ τοῖc ὅπλοιc.

[4]) Sen. Hippol. 820 f.: *ammentum digitis tende prioribus | et totis iaculum dirige viribus,* wodurch die allgemeineren Stellen Ovid's — Metam. VII, 787 fgg.: *ad iaculi vertebar opem, quod dextera librat | dum mea, dum digitos ammentis indere tempto, | lumina deflexi* — und XII, 321 *inserit ammento digitos — nec plura moratus | in iuvenem torsit iaculum* — ihre Erläuterung finden.

seits kann nicht geleugnet werden, dass man die Schleife recht füglich auch nur mit dem Zeigefinger — aber schwerlich allein mit dem Mittelfinger — handhaben kann. Ja, ich kann versichern, dass es mir wenigstens leichter wird, es mit dem blossen Zeigefinger, als mit Zeige- und Mittelfinger zugleich zu thun. Jedenfalls gilt auch hier der Satz: *Praxis est multiplex*. Hr. Dr. Wassmannsdorff hat mich versichert, dass man füglich auch den Daumen dazu anwenden könne.

Wenn man sich also schussfertig machen wollte, so steckte man die Finger durch die Schleife und zog sie fest an: in dieser Haltung, wie zugleich die Bogenschützen mit aufgelegtem Pfeile, lässt Xenophon seine Peltasten auf den Feind losgehen.[1]) Diese Haltung entspricht also dem modernen 'Fertigmachen', wobei man den Hahn spannt und den Zeigefinger an den Drücker legt.

Was nun den Abwurf selbst anlangt, so ist es in der That ein glücklicher Zufall, dass die zwei einzigen Abbildungen, welche wir davon haben, uns die beiden Hauptarten des Entsendens, die überhaupt bei jedem Geschosse und also auch bei'm Riemenspeer möglich sind, ganz unverkennbar und sehr deutlich darstellen. Auf dem Diskus nämlich ist der Weit- und Bogenwurf abgebildet, der von unten nach oben gerichtet ist, auf der Vase des britischen Museums der Ziel- und Kernwurf, welcher geradeaus oder von oben nach unten geht. Jenen kann man auch den Turnwurf nennen: bei dem Wettstreite des Pentathlon ward nicht nach einem bestimmten Ziele geworfen, sondern es kam — wie bei'm Diskuswurfe und beim Sprunge — nur darauf an, möglichst weit zu werfen.[2]) Den letzteren kann man auch den Jagd- und Kriegswurf nennen: auf der Jagd, wo es ja immer ein bestimmtes Ziel gilt, ist er ausschliesslich und auch im Kriege, wenn diess der Fall war, stets angewendet worden, während man natürlich auch hier, wo es vielmehr galt, den etwas entfernten Feind im Ganzen zu werfen und zu beunruhigen, den Bogenwurf vorgezogen hat.

Die Stellung bei diesen beiden Arten des Wurfes ist nun eine gänzlich verschiedene. Der Pentathle auf dem Diskus steht in seiner ganzen Breite vor uns, so dass wir seinen ganzen Körper en face, die nach links ausschreitenden Füsse und den rechts nach rückwärts gedrehten Kopf en profil vor uns haben: er blickt nämlich nach seinem rechten Arme zurück, welcher in schiefem Winkel mit der Schulter rückwärts nach unten sich streckt, so dass die den Speer haltende Hand in gleicher Richtung mit der Hüfte sich befindet. Diese Hand hält den Speer in schräg aufsteigender Richtung, so dass seine Spitze über die Schulter des in entsprechender Richtung nach vorn ausgestreckten linken Armes hervorragt; Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand greifen auf der äussern (vom Körper abgewendeten) Schaftseite nach hinten gestreckt in die Schlinge und ziehen sie nach vorn an, während der Daumen auf derselben Seite den Schaft hält und die beiden letzten Finger denselben gekrümmt von der andern Seite umfassen. Es ist nach dieser Stellung klar, dass der im Anlaufe befindliche Pentathle im nächsten Moment in gewaltigem Schwunge den ganzen Körper herumwerfen und dabei mit der unter der Schulter bleibenden Wurfhand die Waffe von unten nach oben wie einen Diskus in

---

[1]) Xen. Anab. V, 2, 12: ὁ δὲ τοῖς πελτασταῖς πᾶσι παρήγγειλε διηγκυλωμένους ἰέναι, ὡς, ὁπόταν σημήνῃ, ἀκοντίζειν, καὶ τοὺς τοξότας ἐπιβεβλῆσθαι ἐπὶ ταῖς νευραῖς, ὡς, ὁπόταν σημήνῃ, τοξεύειν. Ebenda IV, 3, 28: — κελεύει — ἐμβαίνειν ὡς διαβησομένους διηγκυλωμένους τοὺς ἀκοντιστὰς καὶ ἐπιβεβλημένους τοὺς τοξότας.

[2]) S. Pinder a. O. S. 91—93. 112.

mächtigem Bogenschwunge möglichst weit, jedoch ohne bestimmtes Ziel, entsenden wird. Die Abbildung ist die beste Erklärung zu der Stelle des **Philostratos**, in welcher von dem Pentathlen für das Herumdrehen bei'm Speer- und Diskuswerfen wie für den Sprung **lange Beine** und eine **geschmeidige Hüfte**, für das möglichst vollkommene Umspannen des Diskus und für das Fassen des Speers (mit dem Daumen und den beiden letzten Fingern) oberhalb, d. h. **vor** der durch Zeige- und Mittelfinger angespannten Schleife **eine grosse Hand und recht lange Finger** verlangt werden.[1]) Wir werden nicht vergessen, dass es bei allen diesen gymnastischen Wettkämpfen der Hellenen nicht bloss auf die einseitige rein praktische Ausführung der einzelnen Uebung, sondern zugleich auf eine möglichst schöne Darstellung des ganzen Körpers in seiner Kraft und Gewandtheit ankam.

Anders verhält es sich mit dem ausschliesslich auf richtiges Treffen gerichteten **Jagd- und Kriegswurf**, welchen ziemlich unvollkommen das britische Vasenbild darstellt. Hier steht der Speerwerfer vollständig im Profil und erhebt mit dem rechten im möglichst spitzem Winkel gekrümmten Arme den Speer neben Ohr und Kinn in sanft schräger, von oben nach unten laufender Richtung: der Schaft ruht dabei auf der innern Fläche der Hand, wobei auf der innern nur der Daumen, auf der äussern Schaftseite die vier übrigen Finger sich befinden, — von welchen die beiden letzten in gleicher Höhe mit dem Daumen (also auch 'vor der Schleife') sich um den Schaft krümmen, die beiden anderen neben einander über den Schaft sich erheben, indem nur der Mittelfinger die Schleife anzieht, der Zeigefinger neben demselben unthätig ruht. Dass diess wahrscheinlich ein Versehen ist und die Schleife von Mittel- und Zeigefinger zugleich auch hier angespannt worden ist, habe ich schon oben bemerkt. Diese Haltung wird durch die oben[2]) angeführte, wenn auch grundfalsche Etymologie des *ammentum* bestätigt: '*vel quia aptantes ea ad mentum trahant.*'

Und ebenso bezieht sich darauf der Wunsch der schwärmenden Phädra im Euripides, auf der Jagd '**neben** dem blonden **Haar** hin' den Thessalischen Wurfspeer zu schleudern.[3])

Selbstverständlich kann in dieser Haltung ebenso gut ein ganz horizontaler Kern-, wie auch ein sanft aufsteigender Bogenwurf gethan werden, wie es denn überhaupt die einfachste und natürlichste Haltung ist, in welche Jeder ganz von selbst geräth, der diese Uebung versucht. Dass die Haltung der Finger übrigens eine sehr mannigfaltige sein kann, habe ich schon oben bemerkt.

Schliesslich muss ich noch des in zwei Ennianischen Fragmenten vorkommenden Ausdrucks '*ansatae*' gedenken. Non. p. 556, 25 sagt: *ansata iaculamenta cum ansis En-*

---

[1]) Philostr. περὶ γυμν. 31: ἐχέτω καὶ τοῖν σκελοῖν μακρῶς μᾶλλον ἢ ξυμμέτρως καὶ τῆς ὀσφύος ὑγρῶς τε καὶ εὐκόλως διά τε τὰς ὑποστροφὰς τοῦ ἀκοντίου ἢ καὶ τοῦ δίσκου διά τε τὸ ἅλμα, —' καὶ μακρόχειρα χρὴ εἶναι αὐτὸν καὶ εὐμήκη τοὺς δακτύλους· δισκεύει γὰρ πολὺ ἄμεινον, ἢν διὰ μέγεθος τῶν δακτύλων ἐκ κοιλοτέρας τῆς χειρὸς ἀναπέμπηται ἡ ἴτυς τοῦ δίσκου, καὶ εὐκολώτερον κινήσει τὸ ἀκόντιον, ἂν τοῦ μεσαγκύλου ἄνω ψαύωσιν οἱ δάκτυλοι μὴ σμικροὶ ὄντες. Es ist klar, dass μεσάγκυλον hier nicht, wie gewöhnlich, den Wurfspeer selbst, sondern nach Pollux (s. S. 233 Anmerk. 3) die Wurfschleife bedeutet.

[2]) S. Seite 232 Anmerkung 1).

[3]) Eurip. Hippol. 219 fgg.: ἔραμαι κυσὶ θωΰξαι | καὶ παρὰ χαίταν ξανθὰν ῥῖψαι | Θεσσαλὸν ὄρπακ', ἐπίλογχον ἔχουσ' | ἐν χερσὶ βέλος.

nius lib. V: **ansatas mittunt de turribus**, wo schon **Columna** unzweifelhaft richtig durch den Zusatz **hastas** den Vers ausgefüllt hat. Und ebenso hat derselbe in der andern von Macrob. ad Vergil. Aen. VII, 520 citirten Stelle richtig interpungirt: '*postquam defessi sunt stare et spargere sese hastis ansatis, concurrunt undique telis*' —, während Andere hier die Interpunction nach *hastis* setzen und unter dieser **ansa** einen **festen Handgriff** am Ende des Schaftes verstehen, dessen man sich bedient habe, um — wie bei einem Degen — den **Stoss** des Spiesses zu verstärken. Man beruft sich dabei auf eine Abbildung an der Wand eines Grabmals zu Paestum bei '**Nicolai** Antichità di Paesto VI', die ich freilich nur aus der Nachahmung in dem 'Dictionnaire des antiquités Romaines et Grecques von **Rich**' kenne, wo ein nur mit Unterkleid und Schild versehener Krieger eine solche ziemlich kurze Waffe wie einen Degen geschultert trägt, während eine zweite ähnliche mit der *ansa* nach aussen in dem Schildrande steckt. Aber selbst zugegeben, dass es mit dieser Abbildung seine Richtigkeit hat, so ist doch gewiss dieser angebliche Handgriff eben auch nur eine aus etwas steifem Leder bestehende Wurfschleife, und die *ansatae hastae* des Ennius sind Eins mit den *hastae ammentatae* der Uebrigen. Denn dem griechischen ἀγκύλη entspricht nicht sowohl *ammentum*, wie **Müller** zu Fest. p. 12 meinte, als vielmehr **ansa**, welches wie das griechische Wort eine jede Art von Schleife bedeutet, während dagegen *ammentum* ganz richtig in einer Glosse ἅμμα (ἔναμμα hat Plutarch. Philop. 9) λόγχης erklärt wird. Dass übrigens eine *ansa* aus **Eisen** an dem Schafte des Wurfspeeres sich anbringen und vollständig wie ein *ammentum* benutzen lässt, haben die praktischen Versuche Dr. Wassmannsdorff's unwiderleglich dargethan. —

Fassen wir am Schlusse die Ergebnisse zusammen. Der **Riemenspeer** ist im Alterthum die verbreitetste und beliebteste Schützenwaffe gewesen, und zwar einfach deshalb, weil er — eins in's andere gerechnet — zugleich die zweckmässigste war. Die **Schleuder** — namentlich mit Bleikugeln — ging allerdings weiter und die Percussionskraft ihrer Geschosse war viel bedeutender, als die des Riemenspeeres; dagegen war ihre Treffsicherheit entschieden geringer. Mit dem **Bogen** dagegen konnte es der tüchtig geführte Riemenspeer in allen drei Beziehungen recht füglich aufnehmen.[1]) Dazu kam aber noch, dass die Führung des Bogens und noch mehr der Schleuder gewisse Vortheile voraussetzte, welche, wie es scheint, nur bei bestimmten barbarischen oder halbbarbarischen Stämmen oder Völkerschaften sich in voller und sicherer Tradition erhielten, daher wir fast immer nur von Rhodischen und Balearischen Schleuderern, von Kretischen Bogenschützen[2]) und dergl. lesen, während die Handhabung des Riemenspeers, von dem griechischen Turnplatz ausgegangen, wie andere ähnliche Uebungen, Gemeingut jedes gymnastisch durchgebildeten Griechen wurde, daher für Jagd und Krieg allgemeine Anwendung fand und auf diese Weise denn auch von den Römern als die Normalwaffe ihrer regelmässigen Leichten, der Veliten, ange-

---

[1]) S. z. B. in Bezug auf die Weite: Sen. Hipp. 822 f. nach der eben angeführten Stelle: *tam longe dociles spicula figere | non mittent gracilem Cretes harundinem.*

[2]) Einzig die Athener hatten und zwar vorzugsweise für den Seekrieg **bürgerliche Bogenschützen**, und auf diese, nicht, wie man komischer Weise angenommen, auf die Scythischen 'Landjäger' — welche zu Athen ein ebenso beliebtes Stichblatt für den Volkswitz gewesen zu sein scheinen, wie weiland die Leipziger Stadtsoldaten — bezieht sich die Verherrlichung der sonst verachteten Bogenwaffe bei Eurip. Herc. fur. V. 188—203. Vgl. zu Eur. Taur. Iph. 1377 f.

nommen wurde. Ein weiterer Vorzug des Riemenspeers war ferner, dass er füglich mit einer tüchtigen Handwaffe verbunden werden konnte. Während daher Bogenschützen und Schleuderer ausschliesslich für das zerstreute Gefecht aus der Ferne verwendet wurden[1]) und also auch desshalb ihre Waffen niemals mit den Schwerbewaffneten gleiche Ehre beanspruchen konnten, waren die griechischen **Peltasten** zugleich wirkliche Linieninfanterie, welche neben den Hopliten in die Schlachtordnung eintrat, und scheuten sich die römischen **Veliten** nicht, wenigstens im Einzelkampfe, dem Feinde mit dem Schwerte zu Leibe zu gehen.[2])

So glaube ich denn nachgewiesen zu haben, dass dem **römischen Pilum** als der zweckmässigsten Wurfwaffe des schwer bewaffneten Linienfussvolkes das **griechische Mesankylon** als die verbreitetste Schützenwaffe für Jäger, Leichtbewaffnete und vielleicht auch Reiter ebenbürtig zur Seite steht. Es bleibt mir also Nichts übrig, als Sie nochmals einzuladen, Sich nach dem Schlusse unserer Sitzung in den Hof begeben und dann Hrn. Dr. Wassmannsdorff Ihre Aufmerksamkeit schenken zu wollen, welcher mit sicherer und gewandter Hand die Führung dieser so lange räthselhaft gebliebenen Waffe Ihnen zu veranschaulichen die Güte haben wird. —

Nach dem Vortrage des Prof. **Köchly** zeigte Dr. Wassmannsdorff eine mit einem **Riemen** (*ammentum*) versehene Nachbildung einer *hasta* vor, sowie zwei Pfeile, die er nach der bekannten Xenophontischen Stelle über die zu Riemenspeeren benutzten Karduchenpfeile hatte anfertigen und mit einer verschiebbaren *ansa* von **Eisen** versehen lassen. Nach einer kurzen Erklärung über die auf praktischen Versuchen beruhende Anbringung der Schleife (bez. der *ansa*) — für den Kernwurf in der Weise, dass der Schwerpunkt der Waffe in der Hand ruht, für Bogenwürfe weiter gegen das hintere Schaftende zu; vgl. S. 233 — und nach Darstellung der gewöhnlichen Wurfhaltung und der Stellung des im **Anlaufe** begriffenen Speer-Werfers des Berliner Diskus, wurden im Hofe der Max-Schule, in welcher die Verhandlungen der Section stattfanden, praktische Versuche vorgenommen, theils Weitwürfe nach einem geringen Anlaufe, die den ganzen Hofraum in der Diagonale bestrichen, theils Zielwürfe auf ein aufgestelltes Brett, an denen sich mehrere Herren betheiligten. Von der Wirkung des *ammentum* konnte ein Wurf mit einem der beiden Pfeile Zeugniss geben, bei dem die Waffe von der Scheibe abprallte, über einen im Schulhofe befindlichen ziemlich breiten Graben flog und schliesslich in einen hölzernen Fensterrahmen tief hineinfuhr. Nachdem noch einige Würfe mit einem von Prof. **Köchly** mitgebrachten Eisenabgusse des bei **Pinder** abgebildeten äginetischen Diskus auch diese gymnastische Thätigkeit des Alterthums zur Anschauung gebracht, liessen sich einige der Herren mit der Anbringung des an beiden Enden zusammengenähten Riemens an dem Schafte der Wurfwaffen genauer unterweisen und fanden, dass bei geeigneter Umschlingung

---

[1]) Daher sind die Bogenschützen und Schleuderer verloren, wenn sie von den sie deckenden Truppen im Stich gelassen werden, wie z. B. Caes. b. G. VII, 80, 7: — *quibus (equitibus) in fugam coniectis sagittarii circumventi interfectique sunt.* Ders. b. C. III, 93, 5: — *quibus (equitibus) summotis omnes sagittarii funditoresque destituti, inermes sine praesidio, interfecti sunt.*

[2]) **Liv.** XXXI, 35, 4: — *velites emissis hastis comminus gladiis rem gerebant,* und 6: — *nec pedes concursator et vagus et prope seminudus genere armorum (par erat) veliti Romano parmam gladiumque habenti pariterque et ad se tuendum et ad hostem petendum armato.*

des Riemens derselbe vollständig, und ohne im geringsten zu gleiten[1]), an dem Schafte festsitzt.[2]) —

Sodann ergriff Herr Prof. Rumpf aus Frankfurt a. M. das Wort zu ausführlicher Besprechung der griechischen Inschrift einer Wachstafel des britischen Museums:

Verehrte Anwesende!

Für diejenigen Herren, die in der vorgestrigen Sitzung dieser Section nicht zugegen waren, erlaube ich mir vor Allem die Bemerkung vorauszuschicken, dass ich mich nicht zu einem archäologischen Vortrag, sondern für den Fall, als nicht passenderer Stoff vorhanden sei, zu einem Interpretationsversuch einer dorischen Inschrift erboten habe, die sich im britischen Museum auf einer ägyptischen Wachstafel findet. Ich durfte für diesen Gegenstand insofern einiges Interesse voraussetzen, als diese Tafel vor mir schon die Aufmerksamkeit zweier hochgeehrten Mitglieder dieser Versammlung, der Herren Professoren Wattenbach und Stark aus Heidelberg, auf sich gezogen hat; und sie eben sind es, denen ich die erste Kenntnis davon und einen grossen Theil des zu besprechenden Materials verdanke. Der erste behandelte nämlich diesen Gegenstand S. 8 seiner griechischen Paläographie (Leipzig bei Hirzel 1867), der andere gab mir auf briefliche Anfrage mit der grössten Freundlichkeit genauere Auskunft, wofür ich ihm zu besonderem Danke verpflichtet bin. Auch die von ihm in N. II.[3]) nach der Lesung des Herrn Dr. Behaghel beigefügten punktierten Ergänzungen sind mir mehrfach förderlich gewesen. Da es mir jedoch inzwischen durch die Güte eines ehemaligen Schülers und jetzigen Freundes, des Herrn Dr. Adolf Buff in London, gelungen ist, eine genauere Zeichnung der Inschrift nebst Erläuterungen und eine davon unabhängige Lesung eines Freundes von ihm, des Herrn Müller-Strübing, zu erlangen, so konnte ich nicht bloss manche Lücken und Undeutlichkeiten in der Schrift beseitigen, sondern wagte es auch eine Deutung des Ganzen zu versuchen, die mit Ausnahme vielleicht der zwei letzten Zeilen ein leidliches Resultat zu bieten scheint. Der Zweck meiner Mittheilung kann aber natürlich nur sein, meinen Versuch den verehrten Anwesenden zu nachsichtiger Prüfung vorzulegen und Sie meinerseits um weitere freundliche Belehrung zu bitten.

Gehen wir nun zur Feststellung des Thatbestandes über, so scheint es mir zweckmässig, um dem Zuhörer ein unbefangenes Urtheil über die Unterlage meiner Deutung zu ermöglichen,

[1]) Aus der Zeichnung des von H. Kluge zu Berlin an Wassmannsdorff übersendeten Gypsabgusses des oben erwähnten Diskus scheint hervorzugehen, als habe man die an dem Schafte angebrachte ἀγκύλη durch Umwickelung mit dünner Schnur gegen ein etwaiges Gleiten sichern wollen; dasselbe Festschnüren des Riemens zeigen auch die beiden Vasenfiguren, die Jahn (Ueber bemalte Vasen mit Goldschmuck, Taf. II) veröffentlicht hat. Hier sind ausserdem die Riemen so kurz, dass an ein Umwickeln derselben um den Schaft zur Vermehrung des Drehens bei dem Wurfe — vergl. oben S. 233 — nicht gedacht werden kann. —

[2]) Die vorstehenden Mittheilungen rühren von Dr. Wassmannsdorff her.

[3]) Zu leichterer Verständigung hatte nämlich der Unterzeichnete drei Lesungen der erwähnten Inschrift auf die vorhandenen Wandtafeln copirt, Nr. I die des Herrn Wattenbach nach dessen Paläogr. a. a. O., Nr. II die des Herrn Stark nach dessen Mittheilung in dem erwähnten Schreiben, und endlich Nr. III die des Herrn Dr. Adolf Buff nach dessen sorgfältiger Zeichnung der Wachstafel. Alle drei folgen hier zur Vergleichung für die Leser mit derselben Bezeichnung in lithographierter Nachbildung bei. Von dem, was die genannten Herren in den Anmerkungen zu ihrer Lesung bemerkt haben, und von den Erläuterungen des Herrn Müller-Strübing zu seiner Lesung werde ich das Nöthige oben im Text einreihen. (Die Art, wie die Nachbildung der Nr. II u. III gegen

die Hauptzeugen mit einigen Worten redend einzuführen. Herr Wattenbach sagt a. a. O.: „Besonders merkwürdig sind die Wachstafeln, welche sich jetzt im British Museum, First Egyptian Room Case 87 n. 5849 befinden, zwei ganz roh gearbeitete Holztafeln, deren innere Seite mit einer sehr dünnen Lage von farblosem Wachs überzogen ist. Die zweite Tafel enthält fast gar kein Wachs mehr, und darauf eine fast unleserliche Zeile (nach Stark's Lesung in der Anmerkung bei Wattenbach S. 9, 1 ΑΟΝΔΟΙΟΥΠЄΝΚΑΦ . . . ΗΠΦ); auch auf der andern ist das Wachs hin und wieder abgesprungen, doch sind folgende 8 Zeilen grossentheils lesbar:

Nr. I

1 : : ΨΥΧΟ : ΓЄΓΑΥΙΑΒΡΟΒЄΙΟΙ
2 ЄΝΔΟΘЄΝΑΥΔΑΝ
3 : : Θ : : Ν : ΥЄΗѠΝ
4 : Є : : : Μ : ΝΑΙСΤΟΜΑΙ :
5 : : : : ЄΠΙΔΟΧΜѠΘЄΝ
6 : Δ : : ΡΙѠΝΤЄΤΥΠѠΜΑΙ
7 : : ΓЄΛѠΟΝΑΤΟΙСΚΟΥΠΟ
8 : : : : : : ΧΟΥ : : : : ΑΡΟС

Am Ende der Zeilen scheint nichts zu fehlen, nur an der vierten vielleicht ein Buchstabe. Є hat, wie immer, die abgerundete Form, Ψ ist ein einfaches Kreuz, Υ in den ersten Zeilen ganz das lateinische V. Die Schriftzüge sind fest und sicher". Von den im Pariser Cabinet des Médailles n. 3491 befindlichen ähnlichen, aber kleineren Wachstafeln, die Wattenbach darauf erwähnt, s. unten[1]). Da ich mich an der Deutung von Wattenbach's Copie

meinen Wunsch ausgeführt wurde, nöthigt mich hier nachträglich um Entschuldigung zu bitten, wenn bei Nr. II von dem S. 241, Z. 15. 16 erwähnten Griffel oder den S. 242, Z. 5. 6 erwähnten Löchern im Rahmen nichts, ferner in Nr. III die S. 243, Z. 18 v. u. erwähnte Form des Є nicht genau, auch in Nr. III, Z. 3. 4. 5 einzelne Theile von Buchstaben nicht deutlich und endlich in Z. 8 der Querstrich des T im letzten Wort nicht ganz an rechter Stelle zur Erscheinung kommen.)

[1]) Die Pariser Tafeln (5 Blätter, wovon 2 Seiten, als äussere Decke, zum Schreiben nicht bestimmt waren) wurden bei der mündlichen Besprechung zwar erwähnt, aber nicht näher beschrieben. Auch hier beschränke ich mich auf einiges Wenige, das vielleicht zur Vergleichung mit dem uns vorliegenden Schriftstück nicht ohne Interesse ist. Dieselben wurden zu Memphis bei einer Mumie gefunden, und durch den französischen Consul in Suez, Herrn Batissier, an Herrn Lenormant überschickt, der sie Revue archéologique 8me année S. 461 ff. erläutert hat. Von den acht beschriebenen Seiten enthalten zwei sehr flüchtig geschriebene, nicht vollständige Alphabete, auch eine dritte, wie es scheint, nur einzelne zusammenhanglose Buchstaben, die übrigen dagegen Rechnungen, die nach Lenormant ein Ganzes bilden. Am Rahmen der einzelnen Tafeln finden sich, wie bei der Londoner Tafel, Löcher durchgebohrt, aber nicht wie dort 2, sondern je 4 auf einem Längerahmen der betreffenden Seite. Deshalb finde ich auch die Worte von Lenormant: *Il* (*le* πολύπτυχον γραμματεῖον) *porte encore* (voy. pl. 170 n. 1) *les trous par les quels on passait le cordon qui rattachait ses différentes feuilles* durchaus zutreffend, wodurch die Möglichkeit, dass man bei entsprechender Grösse der Oeffnung nicht auch ein Leder oder eine Schnur zum Anbinden des Griffels durchgezogen habe, wie er sich bei unserem Monument fand, keineswegs ausgeschlossen wird. Zur Vergleichung der Schrift mit der der Londoner Tafel wähle ich aus den Abbildungen in der Revue l. l. pl. 71

der Londoner Tafel versucht, aber die daraus construierten Distichen selbst ungenügend gefunden hatte, so theilte ich dies Herrn Prof. Stark mit und bat ihn um genauere Auskunft, die mir denn in einem Schreiben vom 19. Juli l. J. freundlichst gewährt wurde. „Wir fanden, heisst es darin, vor etwa 5 Jahren im britischen Museum in einem Glaskasten zwei Wachstafeln, resp. Tafeln (aus Sykomorenholz denke ich) mit Wachsresten. Auf unsere Anfrage bei Herrn Birch gab er uns Nachricht, sie seien vor wenigen Jahren bei Memphis auf der bekannten grossen Todtenstätte gefunden und erworben worden. Eine Entzifferung sei bis jetzt vergeblich gewesen, nichts überhaupt darüber veröffentlicht. Er stellte sie uns zu genauer Betrachtung anheim. Wir haben uns auch an einem Vormittag daran versucht, aber bei düsterem Wetter. Ich habe einen Zuhörer, Herrn Dr. Behaghel, voriges Jahr, als er dort war, auf erneuertes Studium aufmerksam gemacht. Er las einige Buchstaben mehr, die ich auf der Beilage (s. unten Nr. II) punktirt bemerkt habe. Dass es Verse seien, und zwar daktylische, bemerkten wir baldigst, ob Distichen, möchte ich bezweifeln. Ich schicke Ihnen hierbei eine Copie meiner Abschrift im Notizbuch (s. Nr. II) mit Form und Grösse der Tafel und einem Abbild des dabei gefundenen, einst mit einem Faden oder Leder daran befestigten Metallgriffels. Ueber die Lücken kann ich nichts Genaueres bieten. Das Wachs war vielfachst abgesprungen. Die Schrift ist eine ächt alexandrinische, der der Papyrusrollen von dort ähnliche. Die Linien der ersten zwei Zeilen waren gezogen, und zwar recht deutlich. Einzelne Worte, wie ϲτομάτεϲϲι Z. 4 wird man ohne Weiteres ergänzen". Stark's Lesung lautet:

Nr. II

ΨV+ÞΧΟЄΓЄΓΑVΙΑΒΡΟΤЄΙΟΝѠΝ 1
ЄΝΔΟΘЄΝΑVΔΑΝ 2
ЄΥΘ   Ν VЄΗѠΝ 3
Є   ϽΜЄΝΑΙϹΤΟΜΑΤ 4
Γ ЄΠΙΔΟΧΜѠΘЄΙϹΑ 5
Δ ΡΙѠΝΤЄΤΥΠѠΜΑΙ 6
ΓЄΛѠΟΝΑΤΟΙϹΚΟΥΠΟΘЄΝ 7
ΠΑΙΧΟΥЄΝ-ΘΑΡΟϹ . 8

die Nummer 5 (s. unten Nr. IV), weil diese am leichtesten für sich verständlich ist. L. erklärt S. 463 und 468 ΛΟΓΟΣ ΤΟΥ ΚΑΜΑΤΟΥ ΤΟΥ ΔΙΚΝΗΘΕΝΤΟΣ ΤΟΥ ΚΑΤΑΚΝ ...... Ο .... Ν ΜΑΔΛ *„Compte du travail vérifié à ... une mine, 30 drachmes". Cette tablette n' offre pas des difficultés réelles. Le mot* δικνηθέντοϲ *par deux fautes d'iotacisme, dont l'une est assez rare (l' η pour l' υ), remplace le barbarisme* δεικνυθέντοϲ, *vérifié. — Les lettres* Κν ..... ο ... ν *d'après la construction de la phrase semblent indiquer la localité où a été fait le travail. Je ne peux émettre aucune conjecture à ce sujet.* ΜΑΔΛ *est si evidemment mis pour* μνᾶ μία καὶ δραχμαὶ τριάκοντα *que je n'ai pas besoin d'insister sur ce point.* Dazu nur zwei Bemerkungen. ΔΙΚΑΙΗΘЄΝΤΟϹ ist freilich eine barbarische Form, aber schwerlich von δείκνυμι. Ich urgiere nicht den doppelten Itacismus (Beispiele von η statt υ aus dem cod. Sinaiticus, s. Jahn's Jahrb. 1866, Heft 3, S. 156), sondern dass sich weder von δείκνυμι (s. Hase revue arch. a. a. O. S. 472) etwas Aehnliches findet, noch überhaupt bei dieser ganzen Classe von Derivatis die Sylbe νυ über Praes. und Imperf. hinausgeht, und dass auch die Bedeutung *vérifier* für δεικνύναι nicht nachweisbar ist. Ich schlage vor ΔΙΚΑΙΗΘЄΝΤΟϹ zu lesen. Beispiele des Wechsels der Endungen εω und οω sind bei den verbis contr. nicht allzuselten ϲκηνεῖν, ϲκηνοῦν, πιλεῖν, πιλοῦν, κωφεῖν Hesych.

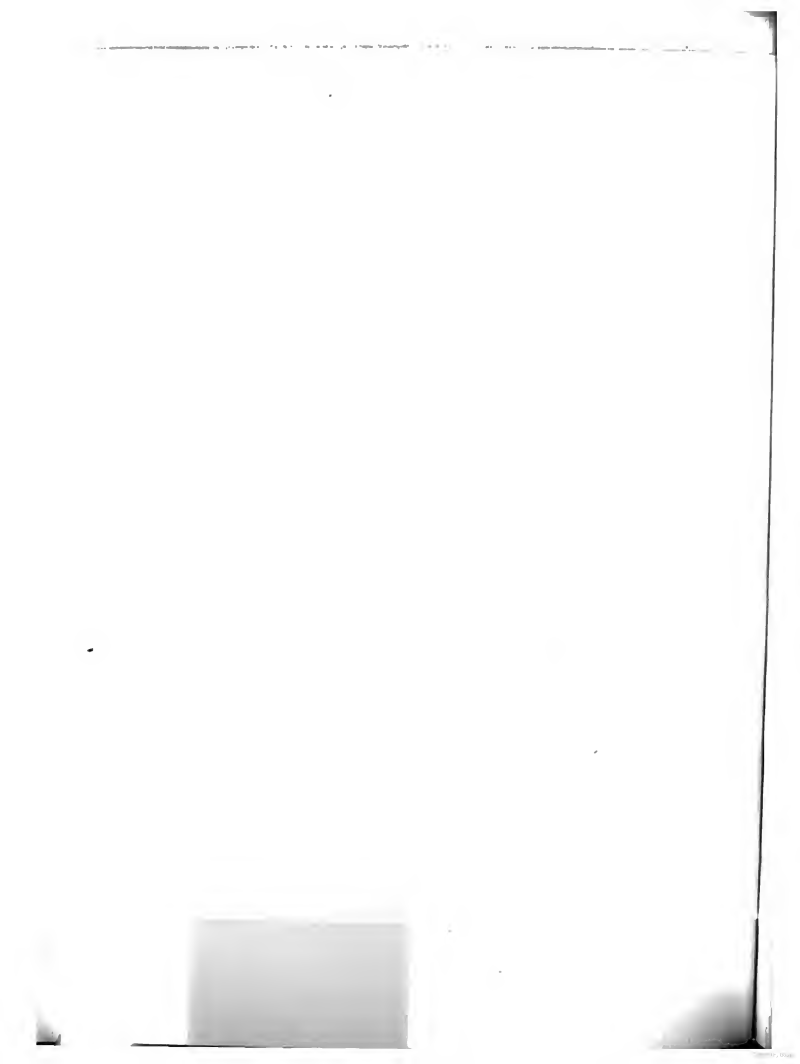
Den obigen Angaben habe ich aus den erwähnten Mittheilungen des Herrn Dr. Adolf Buff, der in der Lage war, die Tafel an Ort und Stelle einer wiederholten und, wie ich dankbar hinzufüge, sehr sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen, nur weniges Berichtigende in Bezug auf Beschaffenheit und Aufbewahrungsort des Monumentes hinzuzufügen. Gegenwärtig befindet sich dasselbe im „Second Egyptian Room case 99 n. 5849, a". Die beiden Löcher am Holzrahmen* sind nicht oben, sondern unten. Auf der Wachstafel waren nicht blos zwei, sondern sieben unregelmässige Linien gezogen. In Bezug auf die Schrift selber aber nehme ich natürlich die Zeichnung des Herrn Buff (s. Nr. III) zur Unterlage und werde mich zunächst bemühen, die einzelnen Schriftzüge unter Vergleichung von Nr. I und II, so wie der von Herrn Buff und Müller-Strübing zum Text gemachten Bemerkungen (s. A. 1) festzustellen. (S. Tafel.)

Zeile 1. Da vor + = Ψ nach W(attenbach) ΨΝ oder ΦΝ, nach St(ark) ΨV stehen sollte, so hatte ich früher ЄΝΨVΧΟC = ἔμψυχος als erstes Wort vermuthet, was sich mit dem Sinn des Folgenden vereinigen liesse. Die Zeichnung von Herrn B(uff) aber spricht dagegen. Er bemerkt auch noch ausdrücklich „das A im Anfang ist ziemlich deutlich. Ich glaube nicht, dass ein anderer Buchstab davor gestanden hat. Der Verticalstrich vor dem A scheint nichts zu bedeuten". Herr M(üller-Strübing) gibt $\overset{a}{\text{I}}\overset{b}{\Lambda}$ mit der Bemerkung: $\overset{a}{\text{I}}$ Dieser Strich kann ein zufälliger Sprung sein. $\overset{b}{\Lambda}$ Ein Buchstab vor dem Ψ scheint vorhanden, wahrscheinlich A. Ich bezweifle, dass es ein N sein kann". Ἄψυχος γεγαυῖα βρο bietet keinen weiteren Zweifel, da sich ein etwaiges Bedenken wegen des I nach ΓΑV durch B.'s Bemerkung „der Buchstab nach ΓΑV ist wahrscheinlich ein I" und die gleiche Lesung bei W., St. und M. von selber hebt. -- Für den letzten Theil der Zeile liegen verschiedene Deutungen vor: 1) βροβειοι W. 2) βροτεροι St. bei W. Anm. 3) ΒΡΟΤЄΙΟΝ∴Ω∴Ν St., Behagh. in Nr. II, und 4) βροτερον oder βροτειοῖ bei M. — Mir scheint die dritte Lesung die richtige; nur lässt sich die Ungültigkeit der Sylbe ον, die gegen Metrum und Sinn streitet, und die vielleicht mit übergesetzten Punkten bezeichnet war, bei der Schadhaftigkeit des Wachses an dieser Stelle nicht constatieren. Zeile 2. ЄΝΔΟΘЄΝ lesen alle, ΑΥΔΑΝ W., St., B., während M. den Querstrich im Δ für zufällig ansehen und ΑΥΛΑΝ lesen möchte. Die Buchstaben nach N hielt Mr. Birch für Reste einer früheren Schrift. Doch bezeugt B. ausdrücklich „das ω ist übrigens vollkommen deutlich", M. gibt IΩ und fügt zu „das ω in der zweiten Stelle nach αυλαν ist sehr deutlich". Ich lese die zweite Zeile ἔνδοθεν

κωφοῦν μαστιγεῖν Herod. I, 114, μαστιγοῦν III, 16 etc. (vgl. Buttm. II, S. 53) und die Bedeutung von τοῦ καμάτου τοῦ δικ.... θέντος = *operis probati s. confirmati*, stimmt zum Gebrauch des Wortes δικαιόω entschieden besser, als zu dem von δεικνύναι vgl. Aesch. Agamemn. 393 und sonst. Die zweite Bemerkung betrifft den Ort der verrechneten Arbeit, denn diesen sucht Herr L. mit Recht in ΚΑΤΑΚΝ ... Ν. Da in den übrigen Stücken der Rechnung, wie in Nr. 6 ΜΙ = μισθωτής, Abkürzungen von L. selbst (S. 464) nachgewiesen werden, so deute ich ΚΝΙΣΟΗΝ, denn dafür lassen sich die betreffenden Zeichen auf pl. 171 (s. unten Nr. IV) nehmen = κατὰ Κνούφιδος ἱερὸν Σοηνιτικόν und verstehe darunter den Tempel des Κνοῦφις auf der Insel Elephantine, den Strabo c. 817, lib. XVII, 48 beschreibt. Elephantine, dem alten Syene ganz nahe; heisst heutzutage noch Insel von Syene (Djesirat Assouan), s. Forbiger Hdb. der alten Geogr. II p. 793. Die Namensform Σοήνη aber ist gerechtfertigt durch die Formen Σουήνη und Σοάνα bei Lénormant a. a. O. S. 464 mit A. 3.). Bei dieser Deutung versteht es sich natürlich von selbst, dass ich die Möglichkeit, ein Knuphistempel in Syene selbst sei gemeint, nicht ausgeschlossen wissen will. Nur fehlt von einem solchen, soweit mir bekannt, eine bestimmte Nachricht. —



Nº IV.



αὐδὰν βω, denn nur bis dahin bietet B.'s Zeichnung deutliche Spuren von Buchstaben, während die vereinzelten Striche am Ende dieser und der folgenden Zeile recht wol nach Mr. Birch's Vermuthung Reste einer früheren Schrift sein können, die der Schreiber nicht beachtete. Zeile 3. Die drei ersten Buchstaben, deren oberste Spitzen in der Zeichnung allein sichtbar sind, waren meiner Meinung nach ΛЄY. Was weiter folgt ONMOYЄHѠN ist von Y an bei allen gleichlautend. Dass für das O hinter ΛЄY bei W. und St. ein Θ steht, ist leicht erklärlich, wenn man den auf der Zeichnung durch diesen Buchstab ziehenden Strich beachtet. MO sind bei B. und M. neu hinzugekommen; das M nennt B. „deutlich" und das darauf folgende unklare Zeichen hielt Herr Birch für ein O. — Ich lese Zeile 3 ΛЄYON MOY ЄHѠN, bemerke aber, dass der drittletzte Buchstab nur ein H zu sein scheint und in der That ein Π sein soll, vgl. über solche Verwechselung de Murr de papyris seu volum. Graec. Herculan. commentatio, Argentorat. 1804, wo in dem Facsimile (zu p. 21) Tab. I col. V, Zeile 3 ΘЄATHN = θεατήν und Zeile 4 ЄHIKOINѠNЄI = ἐπικοινωνεῖ zwischen dem η des ersten und dem π des zweiten Wortes absolut kein Unterschied zu finden ist. Zeile 4. Die Fortschritte in der Lesung dieser Zeile zeigt die Vergleichung von Nr. I, II, III selbst. B. hemerkt „zwischen M und N ist etwas, was Mr. Birch für ein Є hielt. Nach T folgt nichts mehr ausser einem Verticalstrich etwas weiter oben". Vor dem ersten O dieser Zeile hat Müller-Str. zwei senkrechte Striche und einige Punkte rechts davon, bei dem ersten von oben nach unten, bei dem zweiten auf der Linie selbst. Ebenso unsicher scheint ihm der ganz verwischte Buchstab nach dem ersten M. Ich lese Φ[Θ]ЄΓΓOMЄNAI CTOMATI, indem ich zu Anfang der Linie unten den Rest eines Φ und am Ende in der Verticallinie oben ein I zu erkennen glaube. Das Θ, das ich in der zweiten Stelle ergänze, stand, meiner Meinung nach, auf der dort offenbar lädierten Wachsfläche. Zeile 5. Ueber den Anfang dieser Zeile sagt B.: Der erste Buchstab scheint mir ein ziemlich deutliches A zu sein; vorher geht etwas, was wie Γ aussieht, doch steht es zu weit nach unten. Dieses Γ las auch St., während M. keine Spur davon findet. Eigenthümliche Formen zeigen das Є vor dem Π† und das eckige D = O. Am Schluss liest B. ICA, den letzten Buchstab vollkommen deutlich, M. ЄIA. Ich glaube, mit Ergänzung des Γ im Anfang zu T und Supplierung von NΛ in der Lücke zwischen A und Π† lesen zu sollen: TA[NΛ]Є ΠIΔOXMѠΘЄICA. Zeile 6 erkennen B. und M. die von W. und St. gelesenen Buchstaben als vollkommen klar an, nur das I zwischen P und Ѡ haben beide nicht erkannt, wiewol B. eine kleinere leere Stelle zwischen beiden Buchstaben erwähnt. Ich halte das I für richtig, wenn auch, vielleicht erst nach der Lesung von W. und St., abgesprungen und ergänze zu Anfang TA und an vierter Stelle Ѡ. Dann lautet die Zeile TA]Δ[Ѡ]PIѠN TЄTYΠѠMAI. Zeile 7 stimmen W., St., B. und M., der letztere mit unerheblichen Abweichungen, überein in der Lesung ΓЄΛѠONATOIC KOYΠO; nur bemerkt B., der Buchstab nach Ѡ könne auch ein Θ sein. Dagegen erwähnen nur B. und M. eines apostrophartigen Verticalstriches hinter dem ersten Є, den jener mit einem I vergleicht, aber etwas klein dafür findet, während dieser das Zeichen zwar nicht für ein zufälliges, aber auch nicht für das Ueberbleibsel eines verwischten Buchstabens hält. Die Hauptschwierigkeit liegt für diese Zeile in der Frage, wo und mit welchen Zeichen sie geschlossen habe. Herr Dr. Behaghel las hinter KOYΠO (s. Nr. II) noch ΘЄN, B. bemerkt, es könnte nach KOYΠO noch etwas gestanden haben, M. dagegen: „Nicht zu erkennen, dass noch mehr Buchstaben in der Zeile gestanden haben; eher das Gegentheil" wozu

W.'s oben S. 240 gesperrt gedruckte Angabe stimmen würde. Ich lese Zeile 7 ΓΕΛΩΘΝΑΤΟΙC ΚΟΥΠΟ und verspare die Frage, ob dahinter noch ΘΕΝ zu lesen sei, auf die Auslegung und metrische Feststellung der beiden letzten Zeilen, wofür die Weglassung oder Zufügung dieser Silbe entscheidend ist. Zeile 8. Hier stimmt die erste Lesung, von W., und die letzte, von M., darin überein, dass nur .... ΧΟΥ .... ΑΡΟC sicher sei, St., Behaghel in Nr. II gibt ΥΥΩ:ΧΟΥΕΝ··ΘΑΡΟC und B. steht gleichsam in der Mitte, indem er vor dem sicheren ΧΟΥ noch die Buchstabenreste ꓶN und zwischen ΧΟΥ und ΑΡΟC ein ziemlich deutliches C und den Ansatz zu einem Є nebst nachfolgendem Querstrich ‾ bietet. Die aus Behaghel's Schreibung construierte Lesart κοῦ ποθεν ὑπ' ὄγκου ἔνβαροc habe ich aus metrischen und prosodischen Gründen selbst stark verdächtig erklärt. Nach B.'s Andeutungen liesse sich vielleicht das erste Zeichen zu T ergänzen und das zweite, eine ähnliche Verwechselung beider Buchstaben vorausgesetzt, wie sie in der ersten Zeile vor ΨΥΧΟC vorkam, statt N für A nehmen. Die Zeile lautete dann, wenn man den Querstrich nach Є für T gelten lässt: ΤΑΧΟΥCΕΤΑΡΟC.[1]) Die bisherige Feststellung der einzelnen Schriftzüge war zwar etwas mühsam, sie erleichtert mir aber meine Hauptaufgabe wesentlich. Bedarf es doch nunmehr, ausser etwa der Ergänzung von zwei Buchstaben an der schadhaften Stelle zu Anfang von Zeile 7 oder eines zu Anfang von Zeile 8, fast nur einer Umsetzung in die gewöhnliche Schrift und weniger sprachlicher Erläuterungen, um einen befriedigenden Sinn für die Inschrift zu gewinnen. Dieselbe lautet:

Poeta τὰν δέλτον, *ipsos*
pugillares sive tabellas ceratas,
alloquitur.

a) mit der Lesung von Behaghel in Z. 7. 8.

Ἄψυχος γεγαυῖα βροτείων
ἔνδοθεν αὐδὰν Βώ-
λευόν, μου ἐπῶν
φθεγγομένα(ι) cτόματι,
Τὰν λεπίδ' ὀχμωθεῖcα·
τάδ' Ὠρίων τετύπωμαι,
Γέλω θνατοῖc κοῦ ποθεν
ὑ]π' ὄγκου ἔνβαροc.

b) mit der Lesung von Buff in Z. 7. 8:

Ἄψυχος γεγαυῖα βροτείων
ἔνδοθεν αὐδὰν Βώ-
λευόν, μου ἐπῶν
φθεγγομένα(ι) cτόματι,
Τὰν λεπίδ' ὀχμωθεῖcα·
τάδ' Ὠρίων τετύπωμαι,
Ἀὲ γέλω θνατοῖc κοῦπο-
τ' ἄχουc ἕταροc.

Quamvis inanima sis, mortalium
ex intima tui parte vocem Me-
ditare, meorum verborum

---

[1]) Diese Lesung der letzten Zeilen nach B.'s Zeichnung und mit Weglassung aller weiteren Buchstaben nach ΚΟΥΠΟ in der vorletzten Zeile habe ich in der archäologischen Section nicht mitgetheilt und erst vor Abgang dieses Referats zugefügt, weil ich bis zum letzten Augenblick hoffte, in einer von Tag zu Tag erwarteten Photographie der Wachstafel weitere Anhaltspunkte dafür zu finden. Da aber die verehrl. Redaction der Verhandlungen der Würzburger Versammlung auf Einsendung der betreffenden Notizen dringt, so gebe ich die Vermuthung mit dem Vorbehalt, mich eventuell eines Besseren zu belehren oder belehren zu lassen.

sonans ore,
(Per) Corticem sulcata;
haec Orio finxi,

Risum mortalibus et nequaquam superbia fatuus. | *Semper risus mortalibus neque unquam moeroris socius.*

In der ersten Zeile scheint der Schreiber zuerst gesetzt zu haben, was man in Prosa wirklich sagen würde, βρότειον (αὐδὰν) i. e. *mortalem vocem.* Dann aber schrieb er dem Metrum zu Liebe βροτείων (αὐδὰν) = βροτῶν (αὐδὰν) *mortalium vocem.* Für diesen Gebranch des βροτείων = βροτῶν *hominum* scheint mir die von Lobeck Paralip. p. 306 dafür angeführte Stelle aus Euripid. Scyr. bei Dindorf poet. scen. p. 109 Cκύριοι n. II entscheidend, indem Φεῦ, τῶν βροτείων ὡc ἀνώμαλοι τύχαι die Annahme des Neutrum sehr gezwungen wäre. Auch Eurip. Bacch. 1002 ist diese Auffassung nöthig, wenn man die von Lobeck gegebene Lesart beibehält. Zeile 2 αὐδὰν βώλευον = αὐδὴν βούλευcον *vocem mortalem meditare* ist dem Sinn nach passend und lässt sich vergleichen mit *silvestrem Musam meditari* und dergl. Die Form rechtfertigt sich als Dorismus für βούλευcον vgl. βωλεύω auf kretischen Inschriften bei Ahrens II, 187 und für die Ausstossung des c im Aorist ebenda S. 76 ὅρμαον = ὅρμηcον. Zeile 4 ist das ι bei φθεγγομέναι als überflüssig eingeklammert, weil die Nominativform des Singular für den Sinn angemessen schien, ein Zufügen eines überflüssigen ἰῶτα aber auch sonst, namentlich in den nach Herkunft und Alter wohl am passendsten zu vergleichenden Papyrushandschriften, gar nicht selten ist, vgl. οιωι im Facsimile der Ambrosianischen Handschrift der Ilias bei Mai = ὀΐω „ich glaube", ferner οὕτωι, πλείωι, τὰ ἡμιcῆι in den ägyptischen Fragmenten des Hyperides, s. Jahn's Jahrb. XXI (1851), 62. Band S. 229 und 236. Die Formen φθεγγομέναν und φθεγγέμεναι, die sich in die Construction noch leichter fügen würden, konnten wegen der Deutlichkeit der Schriftzüge an dieser Stelle, und das letzte auch wegen der unzulässigen activen Form, nicht angenommen werden. Zeile 5 bietet mehrfache Schwierigkeiten. Für τὰν λεπίδ' ὀχμωθεῖcα hatte ich anfangs ΤΑΝ CΕΛΙΔ τὰν cελίδ' ὀχμωθεῖcα *(per) columnam sulcata* vermuthet, weil cελίc von dem Blatt oder der Columne einer Papyrusrolle das übliche Wort ist, und dachte die Worte des Posidippus (Athen. XIII p. 596, D v. 5, 6 zu vergleichen: Cαπφῷαι δὲ μένουcι φίληc ἔτι καὶ μενέουcιν ᾠδῆc αἱ λευκαὶ φθεγγόμεναι cελίδεc, aber dann müsste das Zeichen nach Є und vor I ein Λ sein. Der Schriftzug, den ich dafür verglich, Π = Λ, s. Bast zu Greg. Corinth. tab. II, lin. 2 und Wattenbach Paläogr. in der lithographischen Beilage S. 13, findet sich zwar in Handschriften ziemlich hohen Alters von Platonischen Scholien, allein in Papyrushandschriften oder Inschriften kann ich denselben nicht nachweisen. Zudem ist von der Ausbiegung nach rechts am zweiten Verticalstrich jenes Zeichens an unserer Stelle wenigstens nichts sichtbar. Indessen λεπίδ' = *corticem, crustam* vom Wachsüberzug der Tafel selber verstanden, gibt ja auch einen ganz passenden Sinn und hat den Vorzug, sich genau an die Schriftzüge des Originals anzuschliessen. Das nun folgende ὀχμωθεῖcα ist ebenfalls in zweierlei Hinsicht auffällig, einmal wegen des χ statt γ, denn ὄγμοc *sulcus*, ὀγμεύω *sulcare* sind die üblichen Formen, und dann wegen der sonst nicht zu belegenden Endung όω statt εύω. Aber die Vertauschung von χ mit γ lässt sich nicht blos durch die ähnliche Vertauschung des herrschenden πλοχμόc mit der fehlerhaften Schreibung πλογμόc (Etym. M p. 735, 11 „ὡc πλεγμόc πλογμόc), sondern auch durch Beispiele in unserem Wortstamm selbst ent-

schuldigen. Hesych. hat Ὀχμοί. σταχύων φυτεῖαι und ὀχμὸν (so im cod. nach Dind. thes. ed. Didot. in v.) ἐλαύνουσι· τὴν ἐπὶ στίχον φυτείαν. Auch das Verbum ἐπογμεύω ist bei Tryphiodor 354 „ἐποχμεύουσι" geschrieben, worauf auch die Lesart des cod. Med. ἐπολμεύουσι zu führen scheint, während Frischlin ἐπογμεύουσι setzte. Den Wechsel in den Endungen οω und ευω aber, namentlich in einem Schriftstück wie das vorliegende, rechtfertigen zur Genüge die Beispiele ähnlicher Doppelbildungen Lob. Technol. p. 204 μαιεύεσθαι, μαιοῦσθαι, κλαδεύειν, κλαδοῦν u. s. w. Alle Versuche endlich, die Buchstaben δοχμωθεις auf das gebräuchliche δοχμόω zurückzuführen, verhinderte das α am Schluss der Zeile, wodurch die Beziehung des Ausdrucks auf die Tafel selbst gefordert und damit die Bedeutung von δοχμόω unpassend wurde. Zeile 6 empfiehlt sich die Ergänzung Ὠ]ρίων wohl besonders dadurch, dass gerade dieser Name in Aegypten nicht ungewöhnlich war. Zeile 7 und 8 würde a) in der Deutung nach Behaghel's Lesung zwar nur ein Buchstab (ὑ) zu Anfang von v. 8 hinzugefügt zu werden brauchen, aber für ωΙΧ musste ΟΓΚ und für Θ in ἔνβαρος ein Β substituiert werden. Der Sinn *Risum* (*ut risum excitem*) *mortalibus et nequaquam superbia fatuus* wäre leidlich und ἔνβαρος = ἔμβαρος ἠλίθιος, μωρός durch das Citat dieses Ausdrucks aus Menander bei Hesych. zu stützen. Die allergrössten Bedenken aber erregt einmal der Wechsel des Metri (die zwei letzten Zeilen bildeten einen iambischen Senar, dergleichen nach Hexametern mitunter vorkommt [Anth. Palat. III p. 403, Append. n. 313 ed. Tauchn. und corpus inscr. Graec. I p. 912 ähnlich, nicht ganz gleich]) und dann der Spondeus im zweiten Fuss des Senars, der sonst in griechischen Versen unbekannt ist. Das Beispiel im Trimeter claudus aus Babrius fab. III, 1 φρύνου γέννημα συνεπάτησε βοῦς πίνων ist jetzt durch Umstellung der beiden ersten Worte beseitigt. Bei der Annahme von b) muss man zwar zu Anfang von v. 7 zwei Buchstaben ergänzen, wofür ich ΑΕ, d. i. ἀὲ = ἀεὶ vorschlage, auch das folgende γέλω als Genetiv nach der zweiten attischen Declination nehmen, die sonst im Simplex ausser dem Accusativ γέλων nicht eben gewöhnlich ist, aber der Sinn scheint mindestens ebenso gut als bei der andern Lesart und die etwaigen Bedenken gegen die Form und Messung des supplierten ἀέ lassen sich einfach durch Verweisung auf die gleiche Messung der ersten Silbe in ἀεί in dorischer Mundart Aristoph. Acharn. 751 (717) und auf Ahrens II, S. 379 mit Anm. 1 erledigen. — Werfen wir schliesslich nochmals einen Blick auf die Ausbeute der ganzen Entzifferung, so ist zwar der eruierte Gedanke von geringer Bedeutung (wahrscheinlich ein leichtfertig aufgezeichneter Einfall des angenommenen Orion, etwa aus dem 1. Jahrhundert n. Chr.), aber die in dem Schriftstück bewahrte dorische Mundart, sowie der Umstand, dass dasselbe bis jetzt die einzige Probe griechischer Schreibtafelpoesie zu bieten scheint, sichert ihm immerhin ein gewisses Interesse. —

Dritte Sitzung, Sonnabend den 3. October früh 8 Uhr.

In dieser nur auf eine Stunde beschränkten Sitzung legte zuerst Prof. J. Becker aus Frankfurt a. M. eine seit etwa 130 Jahren bekannte, bis jetzt aber in keine Sammlung der rheinländischen Inschriften aufgenommene Grabschrift eines Römischen Panzer-

reiterdecurionen aus Rödelheim bei Frankfurt a. M. nach einer handschriftlichen-Notiz in folgender Textesfassung vor:

MEMORIAE BI
RIBAM ABSEIDECA
AE FIRMAE CATAER
ACT BELLO DESIDER
ATI ORIVNDO EX PR
OVINCIA MOESOPO
DAMIA E DOMO RAC

las sie mit naheliegender Verbesserung offenbarer Abschreibversehen folgendermassen: *Memoriae Biribami, Absei* (sc. *filii*), *dec*(*urionis*) *alae firmae catafract*(*ariorum*), *bello desiderati, oriundo ex provincia Moesopodamia* (*Mesopotamia*) *e* (?) *domo Ras*(*aina?*) und erläuterte sodann zur Rechtfertigung dieser Lesung und des Inhaltes der Inschrift die einzelnen Angaben, nachdem er die Quelle der Ueberlieferung, so wie die nach dem inneren und äusseren Gepräge der Grabschrift selbst unbezweifelbare Aechtheit besprochen und zuletzt eine Vermuthung über eine Verstümmelung am Schlusse derselben geäussert hatte. Mit Bezugnahme auf Digest. XI, 7, 42 wurde *MEMORIAE* in Verbindung mit *BELLO DESIDERATI* als Andeutung eines Kenotaphes gefasst, *BIRIBAMVS* und *ABSEVS* durch Vergleichung verwandter Namenbildungen als semitische Personennamen nachgewiesen, insbesondere auf den *BIRIAMVS* bei Renier Insc. de l'Algérie 2854 aufmerksam gemacht, sodann auch die *ala nova firma catafractariorum* bei Orelli 3383 zur Vergleichung herangezogen, das in Zeile 4 erwähnte *BELLVM* auf die 235 oder 236 mit meist aus dem Oriente schon von Severus Alexander mitgebrachten Truppen unternommenen Kriegszüge des Maximinus gegen die Alamannen vom Mittelrhein bis zur Donau gedeutet, die Schicksale der Provinz Mesopotamia in Kürze dargelegt, dabei die Auffälligkeit der Schreibung des Namens in der Inschrift zu erklären versucht und endlich die eben dort in der Landschaft Osrhoene liegende Stadt Rasaina oder Resaina als Geburtsort des Biribam vermuthet, auch die in dem *ORIVNDO* hinter *DESIDERATI* und in dem *E* vor *DOMO* liegenden grammatischen Anstände beleuchtet. Zum Schlusse wies der Vortragende darauf hin, dass in einer noch vor dem Schlusse des Jahres 1868 auszugebenden Publication des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M. dieser Inschrift eine ausführliche Erläuterung zu Theil werden würde, wobei einleitend die Römischen Alterthümer in der Umgegend von Frankfurt zusammengestellt, auch eine übersichtliche Geschichte der schweren Panzerreiterei in den Heeren der römischen Kaiserzeit beigefügt und in einem Anhange die inschriftlichen Denkmäler der so oft mit den Catafractariern zusammen genannten Bogenschützencorps (*cohortes sagittariorum*) derselben Periode kurz aufgeführt werden sollen. —

Hierauf zeigte Archivrath Grotefend aus Hannover eine in der dortigen Sammlung befindliche unedirte Silbermünze vor, die nach der Fabrik etwa nach Kyzikos gehören möge. Sie zeigt auf der Vorderseite den Kopf des Apollo mit nach hinten aufgebundenem Haare; auf der Rückseite die Figur desselben Gottes stehend in strenger Haltung, mit einem palmenartigen Gewächs in der Rechten, und Bogen und Pfeil in der Linken. Neben der Figur ist in zwei Zeilen die Inschrift Απολλωνος ιατρου vertheilt, nebst einem unleserlichen Monogramme oder Symbol. Das Interesse der Münze liegt nach der Angabe des Redners in der

Inschrift, indem wenigstens aus griechischen Quellen ihm ein Apollo mit dem Beinamen ἰατρὸς nicht bekannt geworden sei. —

Wegen vorgerückter Zeit konnte die auf die Tagesordnung gesetzte Discussion über den von dem Vorsitzenden in der zweiten allgemeinen Sitzung gehaltenen Vortrag: über den Apollo von Belvedere nicht mehr stattfinden. Derselbe bemerkte daher nur zum Schlusse, dass er in seinem Vortrage der Kürze wegen die Ansichten Overbeck's über die Gruppirung des Apollo mit der Artemis von Versailles und einer capitolinischen Athene (Ber. d. sächs. Ges. d. W. 1867, S. 121) habe unberücksichtigt lassen müssen. Bewähre sich indessen seine eigene Auffassung des Apollo als die richtige, so ergebe sich von selbst, dass die Gruppirung wenigstens in der von Overbeck vorgeschlagenen Form als unhaltbar erscheine.

Nach dem Schlusse der Verhandlungen verweilte die Versammlung noch einige Zeit in den Räumen der Wagner'schen Sammlungen, neben denen diese letzte Sitzung abgehalten worden war.

Verhandlungen der orientalistischen Section.

Erste Sitzung, den 30. September Vormittags 11 Uhr.

Der Vorsitzende, Prof. Dr. Spiegel aus Erlangen begrüsste zunächst die anwesenden Mitglieder und schilderte die in den letzten sechsundzwanzig Jahren auf dem Gebiete der orientalischen Wissenschaften erzielten grossen Fortschritte, welche sich sowol in der bedeutenden Erweiterung der Grenzen dieses Gebietes, wie in der tieferen Erforschung der einzelnen Theile desselben deutlich genug offenbaren. Er wies in eindringlichen Worten darauf hin, dass, so ermuthigend und anregend auf der einen Seite auch ein Ueberblick über das bisher schon Geleistete sei, auf der andern Seite aber darin zugleich eine mächtige Aufforderung dazu liege, sich recht deutlich der immerhin noch sehr fühlbaren Mängel und Lücken rücksichtlich des bereits Erreichten bewusst zu werden und die Hand nicht ruhen zu lassen, sondern in gemeinsamer Arbeit fort und fort weiter zu streben. Als ein mächtiges Anregungsmittel hierfür begrüsste er auch diese Versammlung und sprach die Hoffnung aus, dass ihre Arbeit nicht vergeblich, sondern für die Wissenschaft von nachhaltigem Nutzen sein werde.

Man schritt hierauf zur Constituirung des Bureau und wählte auf Vorschlag des Präsidenten durch Acclamation Prof. Vullers aus Giessen zum Vicepräsidenten und Dr. Leskien aus Göttingen und Dr. Socin aus Basel zu Schriftführern. Nachdem sodann die Präsenzliste, in welche sich 24 Herren eingezeichnet hatten, verlesen und die Tagesordnung für die nächste Sitzung festgestellt worden war, wurde die Sitzung $^1/_2$1 Uhr geschlossen.

Zweite Sitzung, den 1. October Vormittags 9 Uhr.

Nach Verlesung des Protokolls der ersten Sitzung erstattete zunächst Prof. Krehl aus Leipzig als Redacteur der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft den Bericht über den Fortgang sämmtlicher von der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft unternommenen Publicationen: der Zeitschrift der D. M. G., der Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes, des arabischen geographischen Wörterbuches von Jâkût, herausgegeben von Wüstenfeld, des anthologischen 'al-Kâmil' betitelten arabischen Werkes von al-Mubarrad, herausgegeben von Will. Wright in London, und einiger anderen von der D. M. G. durch namhafte Geldbeiträge unterstützten Werke, wie des türkischen Wörterbuches von J. Th. Zenker, des mandäischen Werkes 'Qolasta', heraus-

gegeben von Euting in Tübingen u. a. W. — In Vertretung des durch Krankheit an dem Besuche der Versammlung verhinderten Secretärs der D. M. G., Prof. Arnold in Halle, erstattete sodann Prof. Gosche aus Halle den Secretariatsbericht, aus welchem hervorging, dass der Bestand der Gesellschaft auch im letzten Jahre gewachsen war. Hieran knüpfte Prof. Gosche den Bericht über die Bibliothek der Gesellschaft, von welcher er in der nächsten Zeit einen gedruckten Catalog zu publiciren gedenke, und stattete sodann den Bericht über die auf das gesammte Gebiet der orientalischen Wissenschaften sich beziehenden, im Verlaufe des Jahres 1868 erschienenen Arbeiten. Da dieser wissenschaftliche Jahresbericht demnächst in der Zeitschrift der D. M. G. erscheinen soll, kann hier von einem näheren Eingehen auf den Inhalt desselben abgesehen werden. — Schluss der Sitzung gegen 12 Uhr.

Dritte Sitzung, den 2. October Vormittags 9 Uhr.

Prof. Oppert aus Paris hielt einen Vortrag: 'über die genaue Bestimmung einiger Daten der biblischen Chronologie, festgestellt nach den uns in assyrischen Keilinschriften erhaltenen Eponymenlisten'. Bekanntlich pflegten die Assyrer von Ninive ihre Jahre nach gewissen hochgestellten oder hervorragenden Personen zu bezeichnen, wie die Athener nach Archonten, die Römer nach Consuln rechneten. Diese Zeitrechnung konnte aber nur dadurch im Volke allgemeine Anwendung finden, dass dasselbe die Reihenfolge dieser Eponymen in ihrer stricten Ordnung zu verfolgen im Stande war. Zu dem Ende fertigte man genaue Listen derselben an. Das Britische Museum besitzt nun, leider nur in Bruchstücken vorhandene, Ueberreste von sieben verschiedenen, leider mehr oder weniger verstümmelt erhaltenen Texten solcher Listen, welche von Rawlinson und Morris publicirt worden sind. Später hat sich noch ein Bruchstück gefunden, welches an eines dieser sieben Fragmente vollkommen anpasst, und diese in der That höchst wichtigen Documente sind denn zum ersten Male von dem Redner genau verglichen und der Text derselben zum Theil restituirt worden. Wir sind leider nicht im Besitz der vollständigen Reihe der Eponymen und wissen nicht einmal genau die Zeit der Einsetzung dieser Zeitrechnung anzugeben. Sollte sie von der Gründung des Reiches datiren, so würden uns die Listen von 1318—938, also für fast vierhundert Jahre fehlen. Nachweislich bestand diese Einrichtung schon vor 1100. Von 938—792 sind die Listen vollständig vorhanden. Im Jahre 792, dem Jahre der ersten Einnahme Ninive's durch die Meder und Babylonier trat eine Unterbrechung in dieser Zeitrechnung nach Eponymen ein, da man 47 Jahre hindurch unter der Regierung des Chaldaeers Belesys und unter dessen Nachfolgern bis 744 (Tiglatphalasar) nach Jahren der Könige zählte, bis unter der Regierung des Letzteren die altassyrische Rechnung nach Eponymen wieder zu Ehren kam. Von da ab besitzen wir eine ununterbrochene Reihe von Eponymen bis 666, und kennen dann noch die Namen einzelner Eponymen, etwa bis zum Jahre 642. Zur Zeit ist es noch nicht möglich das Ende der Reihenfolge anzugeben. Die der ersten Einnahme Ninive's vorhergehende Liste ist durch zwei genau berechnete Sonnenfinsternisse festgestellt, nämlich eine, welche in das Jahr des Eponymos Pur-el-salhe (13. Juni 809 v. Chr.) fällt, und eine frühere vom 2. Juni 930, welche mit der Thronbesteigung Sardanapals III zusammenfällt unter dem Eponymat des Asur-sezibanni. Wie die heutigen Juden hatten

die Assyrer zwei Jahresanfänge. Das religiöse Jahr begann mit dem Monat Nisan, das Eponymenjahr mit dem Monat Tischri, also mit dem Herbstaequinoctium. So fällt das Jahr Asur-sezibanni genau mit 2831, das der grossen Sonnenfinsterniss mit 2952, das der Zerstörung Samaria's mit dem Jahre 3040 der jüdischen Zeitrechnung zusammen. Nach Mittheilung einiger der wichtigsten Daten aus den noch vorhandenen Eponymenlisten, deren vollständige Mittheilung in der Zeitschrift der D.M. Gesellschaft erfolgen soll, und auf Grund dieser Daten verglichen mit den vornehmlich in den Büchern der Könige gegebenen Synchronismen wurde sodann die Richtigkeit dieser Daten, wie z. B. der Thronbesteigung des Jehu und Athalja (gegen Anfang des Jahres 887), ferner des Uzia (gegen 810), des Anfanges der assyrischen Gefangenschaft (welcher unter das Eponymat des Bel-edil-el fällt, Herbst 734—Herbst 733 = jüd. Zeitr. 3028) u. a. nachzuweisen gesucht. —

Nach Beendigung des Vortrages erfolgte die Wahl von vier Mitgliedern des weiteren Vorstandes der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (der Proff. Spiegel, Vullers, Gildemeister und Pott), und nachdem die Versammlung noch über einige die Geschäftsführung der Gesellschaft berührende Anträge berathen hatte, hielt der Vicepräsident Prof. Vullers einen kürzeren Vortrag 'über die Glaubwürdigkeit der von dem persischen Schriftsteller Daulet-Shâh in seinem Werke über die Biographien persischer Dichter mitgetheilten Daten zur Biographie des Dichters Auhad-eddin Anvari'. Der Vortragende wies in vollkommen überzeugender Weise an dem Beispiele der von ihm bei Gelegenheit des Jubiläums der Universität Bonn publicirten (als Gratulationsschrift der Universität Giessen überreichten) Biographie des Anvari von Daulet-Shâh nach, dass die Angaben dieses Historikers nur mit grosser Vorsicht zu gebrauchen seien, und dass bei der Herausgabe des ganzen Werkes, wenn es überhaupt eine brauchbare Quelle für historische Forschungen werden solle, eine strenge Controle geübt werden müsse, wie dies von ihm in der eben erwähnten Schrift (*Vitae poetarum Persicorum ex Daulet-schahi historia poetarum excerptae persice et latine edidit commentario instruxit* Joh. Aug. Vullers. *Anvarii vitam tenens. Gissae*, 1868. 8) wirklich geschehen ist. Prof. Gosche knüpfte hieran den von der Versammlung unterstützten Antrag, Prof. Vullers möge sich durch das allgemein gefühlte Bedürfniss bewogen fühlen, eine kritisch gesichtete Sammlung der glaubwürdigeren persischen Dichterbiographien herauszugeben. — Schluss der Sitzung gegen ¾12 Uhr.

Vierte Sitzung, den 3. October Vormittags 9 Uhr.

Nach einer Mittheilung des Präsidenten war Kiel zum Ort der nächsten Versammlung gewählt worden. In Folge dessen wurde Prof. Nöldeke durch Acclamation zum Präsidenten der nächsten Generalversammlung der D. M. G. gewählt, und von demselben die Wahl auch angenommen. Nachdem sodann Dr. Socin einige Mittheilungen über eine von ihm und Dr. Prym in der nächsten Zeit zu unternehmende Reise in den Orient sowie über die von ihnen dabei zu verfolgenden Zwecke gemacht hatte, hielt Dr. Lazarus Geiger aus Frankfurt a. M. einen längeren Vortrag 'über die Entstehung der Schrift', über welchen er selbst folgende ausführlichere Mittheilung gibt:

Ich gab in meinem Vortrage zunächst einen geschichtlichen Ueberblick über die Entstehung der gegenwärtig gebräuchlichen und historisch bekannten Schriftsysteme, und versuchte sie auf eine einheitliche Quelle zurückzuführen. Neben dem semitischen Alphabete in seinen mannigfaltigen europäischen und asiatischen Abzweigungen, wozu auch das Devanâgarî, das tibetanische, das mongolische Alphabet u. a. gehören, stehen selbstständig die chinesische Schrift mit der aus ihr stammenden japanesischen, die Hieroglyphenschriften der Aegypter und Mexicaner und mehrere in den Keilinschriften entdeckte, namentlich das aus Begriffs- und Lautschrift gemischte System der Assyrer. Da das Vaterland des am meisten zur Verbreitung gelangten semitischen Alphabets wahrscheinlich Babylon ist, so drängt sich die Heimath der eigentlichen Alphabete auf einen ziemlich eng begrenzten Raum zusammen, der überdies dem muthmasslichen Ausgangspunkte der dem assyrischen System zum Grunde liegenden turanischen Bilderschrift auffallend nahe ist, so dass unter Berücksichtigung dessen, was A. v. Humboldt über die Verbindung von Mexico und Ostasien gesagt hat, eine uralte Verkehrsberührung und Uebertragung von Anfängen der Schrift zwischen Aegypten, Mittelasien, China und Mexico, und somit deren einmalige Entstehung und Verbreitung von einem Centrum aus, nicht für unmöglich gehalten werden muss. Daneben zeigt die Entwickelung der Schrift überall die innere Einheit, indem sie von bildlicher Darstellung zu lautlicher Bezeichnung fortschreitet. Die Schriftbilder waren jedoch niemals Gemälde: sie stellten immer nur das Wort, nicht die Sache dar, und werden wie Wörter zu Sätzen, nicht wie Figuren eines Gemäldes zu einer Gesammthandlung zusammengruppirt. Die erste Vermehrung des ursprünglichen, gleichsam wurzelhaften Bilderkreises geschieht durch Zusammensetzung; z. B. im Chinesischen wird aus den Bildern der Sonne (*shi*) und des Mondes (*iue*) das Bild für *ming*, Morgen, Glanz, aus eben denselben, anders gruppirt *i* Wechsel u. s. w. Dass die einfachen Schriftbilder nicht aus einer der Schrift vorausgehenden Malerei stammen, deutet schon die Bezeichnung durch die Sprache an, da die Wörter wie m a l e n, γράφω u. s. w. zuerst s c h r e i b e n bedeuten. Die Frage nach der Entstehung der Schrift ist von der nach ihrer ersten Verwendung, ja sogar nach dem ältesten Material nicht zu trennen. Die Etymologie zeigt, dass alles Schreiben vom Ritzen ausgeht, und zwar nicht vom Einhauen in Stein, auch nicht von dem allerdings sehr früh bezeugten Einritzen in Holz, Rinde u. s. w., sondern vom Ritzen der Haut; was darauf führt, dass der Ursprung der Schrift im T ä t o w i r e n zu suchen ist. Der Zusammenhang zwischen den Begriffen s c h r e i b e n und t ä t o w i r e n lässt sich in vielen Sprachen, besonders auch solcher Völker, die das Schreiben erst durch die Europäer kennen lernten, nachweisen, unter anderen auch in dem Worte tätowiren selbst, das dem oceanischen Sprachkreise angehört; ferner in mittelafricanischen Sprachen, im Birmanischen, bei den Kafern u. s. w. Die Sitte des Tätowirens, und zwar nach einem bis in Kleinigkeiten übereinstimmenden Verfahren, kommt bei den verschiedensten Völkern der alten und neuen Welt vor, bei den Kabylen und in Mittelafrika, wie auf dem Carolinenarchipel; im Alterthum nach Herodot und Xenophon bei den Thraciern, wie auch auf ägyptischen Abbildungen von Biban-el-moluk. Verbrecher und Sclaven wurden bei Griechen, Römern und Persern gebrandmarkt, oder vielmehr stigmatisirt, d. i. tätowirt; ebenso bei den Chinesen, wo das Verfahren *thsi, khing* (in der Mandschusprache *sabsimbi*) heisst. Die Acupunctur, eine uralte Erfindung der Chinesen, die griechische und kaukasische Sitte des Pferdezeichnens, die Benutzung des Körpers als Schreibmaterial in der Geschichte des Histiäus bei Herodot, und einige biblische Parallelen sind hierherzuziehen. Die bei manchen Völkern auf die Haut

gezeichneten Thierfiguren, sowie die lineäre Tätowirung der Neuseeländer, die sich auf Grabdenkmälern wiederholen, stimmen formell mit den Urzuständen der Schrift zusammen; und während unter uns Matrosen und Soldaten sich, wahrscheinlich in Nachahmung der Wilden, tätowiren, zeichnen manche Indianer ihre 'Tatems' auch zu blosser Erinnerung auf äussere Gegenstände. Die ältesten erhaltenen chinesischen Schriftreste sind kurze Aufschriften auf Weihgefässen. Das Schriftzeichen hatte wahrscheinlich zuerst den Zweck, ein wahres Zeichen zu sein: ein Gegenstand, ein Thier, ein Mensch, wurde gezeichnet, mit einem Zeichen versehen, das kenntlich machte, als Besitz bezeichnete, oder auch weihte. Die Wörter für 'Zeichen' gehen ebenfalls vom Einritzen aus: *signum* ist, wie (nach G. Curtius) aus *sigillum* folgt, ein eingegrabenes Zeichen; es hiess (nach Ebel) eigentlich *stignum*, wonach es nicht nur mit dem goth. *taikns*, engl. *token*, unserm Zeichen identisch ist, sondern auch aus gleicher Wurzel mit στίζω stammt, der ächt griechischen Bezeichnung für tätowiren. Eine noch einfachere Form der Weihung durch Aufdrückung eines Zeichens ist die sogenannte rothe Hand der Indianer, die Scoolcraft auf Rinde, auf Thierfellen, auf Holztafeln, aber auch auf dem Körper von Tänzern, als heiliges Sinnbild dargestellt gefunden hat. In dem letzteren Falle wurde das Bild durch Abdrücke der mit rothem (oder auch weissem) Thon beschmierten Hand hervorgebracht; es bedeutete wahrscheinlich die 'Sonne'. So gewaltig der Weg von einem solchen auf die kunstloseste Weise aufgedrückten Zeichen bis zu unserm Alphabet von 24 Buchstaben ist, in welchem der schwache Rest einer Hand nichts als den Laut *i* oder *j* bezeichnet, so scheint sich doch der Ursprung der Schrift auf diesem Wege ohne allzugrosse Lücken erklären zu lassen. Die Einritzung der Zeichen zum Zwecke der Dauer, ihre Vervielfältigung, ihre mehr monumentale Anwendung, ihre erweiterte Geltung als Lautzeichen, ihre Anordnung zu einer Art System bei einem oder mehreren genialen Völkern sind zwar bewundernswerthe, aber nicht geradezu wunderbare Fortschritte. Der Uebergang von der ägyptischen Hieroglyphe zum Buchstaben ist durch gewisse Eigenthümlichkeiten der ägyptischen Orthographie, besonders der Fremdwörter, schon vorgezeichnet. Es bedurfte nur der Reducirung der phonetischen Hieroglyphen auf die möglichst geringe Anzahl, um eine wirkliche Buchstabenschrift hervorzubringen. Diese Reducirung haben wir uns nicht als bewusste Wahl, sondern als Product einer im Laufe von Jahrhunderten vollzogenen Entwickelung vorzustellen.

Wenn wir dagegen, anstatt eine solche, ihrer letzten Ziele unbewusste Entstehung der Schrift anzunehmen, irgend eine Voraussicht, eine Art absichtlicher Erfindung in ihren Anfang setzen, so gerathen wir in dieselbe Unmöglichkeit, als wenn wir die Sprache der Vernunft und Reflexion entstammen lassen wollten. Wie die Sprache, so ist auch die Schrift mit allem in ihr liegenden Verstande nicht selbst ein Werk des Verstandes, sondern eine jener instinctiven Schöpfungen des menschlichen Geistes, welche, obzwar Producte einer vernunftlosen Entwickelung, doch, wie die Wunder der Natur, die höchste, bewunderswürdigste Vernunft in sich bergen. —

Prof. Fleischer knüpfte hieran einige theils bestätigende, theils widerlegende Bemerkungen.

Nachdem sodann dem Präsidium und dem Bureau der Dank der Anwesenden für ihre Mühwaltung ausgesprochen worden war, wurde die Versammlung durch den Präsidenten für geschlossen erklärt. Schluss der Sitzung $^1/_2$12 Uhr.

Toaste beim Fest-Diner.[1]

Der Präsident, Hofrath Urlichs: Hochansehnliche Versammlung! In diesem Augenblicke, in welchem ich das Wort ergreife, fühle ich zu gleicher Zeit die Schwere der Aufgabe, welche auf mir lastet. Ich fordere Sie auf, des Monarchen zu gedenken, unter dessen Schutz und mildem Scepter die Wissenschaft, die Kunst, der Wohlstand des Volkes sich einer gleichen Blüthe erfreuen: eines Königlichen Jünglings, dessen erste Schritte auf der schweren, dornenvollen Regentenbahn mit ängstlich besorgten Blicken seiner Unterthanen begleitet wurden. Denn unter schwierigen Umständen, bei düsterem Gewölk des politischen Himmels ist Er auf die Stelle getreten, wozu Ihn der Ruhm Seiner Ahnen und Gottes Fügung berufen. Wir hörten, wir sahen, wir verfolgten den Weg dieses Königlichen Herrn. Die Seen des Landes, sie kennen Ihn wohl, die Häupter seiner Berge, sie kennen Ihn; die Geschichte, die Städte, die Thürme seines Volkes sind Ihm vertraut. Wir haben Ihn hier gesehen; diejenigen, welche desselben Anblickes mit mir theilhaftig geworden sind, haben den Eindruck empfangen, den dieses Bild uns wiedergibt. Und aus diesen Zügen spricht ein Herz, warm für das Wohl seines Volkes schlagend, ein Herz, dessen lebhafter Schwung und Trieb zu gleicher Zeit von der kühlen Besonnenheit der Ueberlegung begleitet ist; das Herz eines Mannes, dessen edelste Unterhaltung Kunst und Wissenschaft ist, der sich wohl fühlt im Umgange der Musen, der sich ihnen anvertraut und von ihnen geliebt wird — meine Herren! — eines Monarchen, der wie allen Studien, so auch den Studien des classischen Alterthums, der Humanität geneigt ist, die Er unter der Leitung eines geehrten Mannes begonnen hat, der Mitglied unserer Versammlung ist; eines Monarchen, dem wir mit grosser und getroster Zuversicht die Sorge für das Wohl der Jugend, die Sorge für die Wissenschaften, die uns begeistern, die Sorge für alle hohen und geistigen Interessen vertrauensvoll an die Brust legen können in der sicheren Hoffnung, er werde es wohl machen! Meine Herren! Seine Majestät Ludwig II., König von Bayern, Er lebe hoch (Donnernde Hochrufe!) —

Das Secretariat beförderte gleichzeitig folgendes Telegramm an Seine Majestät den König Ludwig II. in Schloss Berg:

> „Die XXVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner bringt Seiner Königlichen Majestät den unterthänigsten Dank für den Schutz und die Förderung dar, welche Seine Majestät wie den Wissenschaften überhaupt, so besonders den Zwecken und der Thätigkeit der Versammlung zu schenken geruhen".

---

[1]) Nur die oben wiedergegebenen Toaste sind vollständig stenographisch aufgezeichnet.

Ministerialrath Giehrl: Hochansehnliche Versammlung! Verehrte Festgenossen! Gestatten Sie mir, dass ich das Wort ergreife, um bei dieser festlichen Veranlassung einem Gefühle Ausdruck zu geben, von welchem wohl Jeder in diesem Saale in diesem Augenblicke erfüllt ist. Dreissig Jahre sind verflossen, seit eine hochberühmte Stadt Bayerns die Ehre genoss, die erste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in ihren Mauern zu begrüssen. Mächtig und tief eingreifend in alle Lebensverhältnisse ist der Fortschritt, der sich inzwischen auf allen Gebieten des menschlichen Wissens vollzogen hat. Auch die philologische Wissenschaft ist von diesem Aufschwunge mächtig emporgetragen und gepflegt von Männern von hervorragender Bedeutung. Sie lassen täglich mehr erkennen, welchen unvergänglichen Werth die Sprache und Cultur des classischen Alterthums für die ganze geistige Entwickelung des Menschengeschlechtes hat. Einen grossen Antheil an diesem Aufschwunge haben die periodischen Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner, und die gegenwärtige XXVI. Versammlung reiht sich gewiss würdig ihren Vorgängern an. Und ich täusche mich nicht, wenn ich annehme, dass Sie den Schatz der philologischen Wissenschaft und pädagogischer Erfahrungen auf's Neue bereichern werden. Meine Herren! Wenn ich in diesem Augenblicke dieses ausspreche, so erwächst mir vor Allem die Verpflichtung, des Mannes an der Spitze Ihrer Gesellschaft zu gedenken, des hochverehrten Mannes, Ihres erwählten Präsidenten. Herr Hofrath Urlichs ist es, welcher diese Verhandlungen mit einer so einzigen Umsicht leitet, dass Sie gewiss Alle mit mir einverstanden sind, dass er unseres höchsten Dankes würdig ist. Ich bitte Sie daher, mit mir einzustimmen in den Ruf: Der hochverehrte erste Präsident der XXVI. Philologenversammlung, Herr Hofrath Urlichs soll leben! (Hochrufe.)

Nach den nur unvollständig aufgezeichneten Toasten des Rector Dietsch auf die Gastfreundschaft der Stadt Würzburg und des Bürgermeisters Dr. Zürn auf die Philologenversammlung ergriff das Wort Schulrath Kiessling aus Berlin:

Meine Herren! Unser guter deutscher Mann, Johannes Müller von Schaffhausen, hat gesagt: Wo man in der Geschichte auf die Deutschen stösst, da findet man zweierlei: sie wandern gern und schliessen gern Bündnisse. Unsere heutige Versammlung ist ein laut zeugender Beleg dafür. Wie es mit dem Wandern unseres philologischen und schulmännischen Wandervereines ist; wie er ein Jahr um's andere wandert, bald an diesem bald an jenem Ort einzieht, das ist in der Geschichte unseres Vereins zu lesen, wie es bereits auch seinen beredten Darsteller gefunden. Lassen Sie mich bei dem zweiten verweilen. Ein schöner Bund ist bei diesen Wanderversammlungen zu Stande gekommen; man hat von Anfang an eine feste Wurzel geschlagen und einen Beweis davon gegeben, dass von Anfang an wahrhaft einigende Gedanken in dem Leben dieser Versammlungen sich geregt haben. Ich meine den Bund zwischen den deutschen Universitäten und den deutschen Schulen: der Lehrer an den deutschen gelehrten Schulen geht so gern hin zu den Stätten, an denen er die geweihtesten Stunden seiner frischen Jugendzeit verbracht hat, zu den Füssen der Männer, die ihm für sein ganzes wissenschaftliches Leben leitende Vorbilder geworden sind. Hier in dieser Stadt, in welcher wir in diesen Tagen versammelt sind, ist die Universität ein lauter Zeuge hiefür, die uns in diesem so behaglichen Sitz aufgenommen hat, die von ihrem ersten Anbeginn an die Schule mit dem Humanismus auf's Innigste verflochten hat, das heisst, mit derjenigen Studienrichtung, welche einen nothwendigen und segensreichen Durchgangspunkt für alle edlere deutsche Bildung ausdrückt. Diese glänzende Vertreterin unserer Idee, meine Herren, die alle Bestrebungen unseres Vereins zu einem harmonischen Bund vereint: diese Universität, die stets auf leuchtende

Weise bekundet hat, dass sie den Bestrebungen, die einst an ihrer Wiege lebendig und fruchtbar waren, nicht untreu geworden ist: — die Universität Würzburg lebe hoch und sei und bleibe immerdar eine Zierde wie des bayerischen, so des gesammten deutschen Vaterlandes. Sie lebe hoch! (Hochrufe.)

Hieran schlossen sich die stenographisch leider nicht genügend aufgezeichneten Toaste des Oberstudienrathes Hassler auf die Jugend, des Directors Halm auf das Würzburger philologische Seminar und Anderer. Hierauf bestieg die Tribüne Professor de Vries aus Leiden:

Hochverehrte Versammlung! Ich bitte um die Erlaubniss auf einige Augenblicke Ihre deutschen Ohren beleidigen zu dürfen, indem ich als Fremder mir es herausnehme in Ihrer Muttersprache zu Ihnen zu reden (Bravo!). Es liegt mir aber am Herzen in dieser hochverehrten Versammlung ein Wort zu sprechen: ich möchte gern einen Gruss aus meiner Heimath, aus den Niederlanden bringen (Bravo!). Meine Herren! Ein Gruss aus den Niederlanden ist ja recht eigentlich an Ort und Stelle hier, in einer Versammlung classischer und orientalischer Philologen. Niemand wird ja meinem Vaterlande das Zeugniss verweigern, dass es in philologischer Hinsicht Tüchtiges und Dauerndes geleistet hat (Bravo!). Und Ihr berühmter Niebuhr hat ja öffentlich erklärt, dass der Senatssaal der Universität Leiden auf ihn einen mächtigen Eindruck machte bei dem Anblick der Bilder der bedeutenden Männer, die dort für classische Philologie gearbeitet haben. Und auch die Orientalisten, die hier versammelt sind, werden es anerkennen, was in Leiden auch für die orientalische Literatur geschehen ist. Was aber die germanistische Literatur anbetrifft, meine Herren — o ich wünschte dass wir sagen könnten, dass wir auch in dieser Hinsicht dasselbe geleistet hätten, wie in der classischen und orientalischen Philologie! Dennoch hat sich in der letzten Zeit das Studium der germanistischen Sprachen in Holland gehoben, und das, meine Herren, verdanken wir Ihrem Jacob Grimm, Ihrem Hoffmann von Fallersleben und sonst den hervorragenden Männern, die hier in Deutschland die niederländische Sprache und Literatur beschäftigt hat, und die uns angeregt haben zur Wiederbelebung des Studiums unserer nationalen Sprache und unserer nationalen Literatur (Bravo!).

Und nun, meine Herren! sei es mir erlaubt mit dem Grusse einen Dank aus der Heimath zu verbinden. Es liegt mir am Herzen dieses hier auszusprechen, denn ich möchte einem falschen Urtheil entgegentreten, das bei einigen aus Ihrer Versammlung vielleicht bestehen könnte. Man hat Ihnen vielleicht erzählt, und die Zeitungen haben es verbreitet, dass in Holland eine feindselige Stimmung gegen Deutschland herrsche. Als ein Bote aus den Niederlanden sage ich: Dem ist nicht so. Es kann in Holland eine Zeit lang eine trübe Stimmung obgewaltet haben bei dem Anblicke einiger Ereignisse in Deutschland, die ja einen leicht erklärbaren Eindruck auf uns Niederländer zu machen geeignet waren; aber das ist etwas ganz anderes als eine feindselige Stimmung. Nein! es herrscht keine feindselige, es herrscht eine freundliche, wohlmeinende Stimmung gegen Deutschland, und gar die ausserordentlichen Verdienste Deutschlands um die Wissenschaft sind in Holland immer hochgeschätzt. Holland wünscht mit Deutschland nur brüderlich zusammen zu leben, brüderlich, sage ich, denn das ist eben der eigentliche Ausdruck; denn die Brüder, wenn sie erwachsen und selbstständig geworden sind, wohnen nicht mehr in demselben Hause, aber die innere Zusammengehörigkeit löst sich nicht, sondern sie stehen neben einander und wirken mit einander und verfolgen denselben Zweck. So ist es auch mit den Niederlanden und Deutschland. Die Niederlande haben sich seit

Jahrhunderten von Deutschland getrennt als selbstständiges Land, haben aber nicht vergessen, dass sie ein Bruder des grossen deutschen Reichs seien, und wünschen, selbstständig aber auch brüderlich mit Deutschland zusammen zu wirken. Deshalb sei mir erlaubt, nicht blos einen Gruss zu bringen aus meinem Vaterlande, sondern auch Dank und ein frohes Hoch auf das Zusammenwirken von Deutschland und den Niederlanden in wissenschaftlicher Hinsicht zur Verfolgung aller edlen Zwecke, die zur höheren Entwickelung der Menschheit gehören. Dieses Zusammenwirken, meine Herren, es lebe hoch! (Anhaltende Hochrufe.)

Beilagen.

I. Bekanntmachung.

Die diesjährige Philologen-Versammlung wird mit landesherrlicher Genehmigung vom 30. September bis 3. October in Würzburg tagen. Die Unterzeichneten beehren sich, jeden statutarisch Berechtigten hiedurch ergebenst einzuladen. Zu gleicher Zeit ersuchen sie die verehrten Herren, welche Vorträge zu halten wünschen, um eine gefällige Mittheilung.

Würzburg, 1868. Dr. Urlichs. Weigand.

II. Statuten des Vereins nach der Berliner Fassung vom 3. October 1850.

§ 1.

Der Verein der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten hat den Zweck:

a) das Studium der Philologie in der Art zu fördern, dass es alle Theile derselben mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst;

b) die Methode des höheren Unterrichts mehr und mehr bildend zu machen;

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) grössere philologische Unternehmungen, welche vereinigte Kräfte in Anspruch nehmen, zu befördern.

§ 2.

Zu diesem Zwecke versammelt sich derselbe jährlich einmal auf die Dauer von vier Tagen an einem vorher zu bestimmenden Orte.

§ 3.

In diesen Versammlungen finden statt:

a) Mittheilungen und Besprechungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) zusammenhängende Vorträge und Besprechungen theils über den Inhalt dieser Vorträge, theils über ausgewählte Fragen und Aufgaben, welche einige Monate vor der Versammlung durch das erwählte Präsidium derselben bekannt gemacht werden;

d) Bestimmung des Ortes und des Vorstandes der nächsten Versammlung.

§ 4.

Jeder Philologe und Schulmann, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt oder durch literarische Leistungen dem Vereine die nöthige Gewähr gibt, ist zur Mitgliedschaft berechtigt.

§ 5.

Der Verein hält dreierlei Versammlungen: 1) allgemeine philologische und 2) Sectionsversammlungen, a) für die Behandlung pädagogisch-didactischer Gegenstände und b) Sectionsversammlungen der Orientalisten. (Dazu sind dauernd oder vorübergehend eine archäologische, eine germanistisch-romanische, eine kritisch-exegetische und eine mathematisch-naturwissenschaftliche Section hinzugetreten.)

§ 6.

Dem Vereine steht ein Präsident und ein Vicepräsident vor (§ 3). Den Sectionsversammlungen bleibt die Wahl ihrer Vorstände überlassen.

§ 7.

Dem für die nächstjährige Versammlung bestimmten Vorstande liegt es ob, für diese Versammlung die Genehmigung derjenigen Regierung nachzusuchen, in deren Gebiete die Versammlung stattfinden soll.

§ 8.

Zur Bestreitung der Bureaukosten wird von den jedesmaligen Theilnehmern an einer Versammlung ein entsprechender Beitrag erhoben.

III. Statuten des Vereins nach der Fassung von Würzburg d. 3. October 1868.

§ 1.

Der Verein deutscher Philologen und Schulmänner hat den Zweck:

a) Das Studium der Philologie in der Art zu fördern, dass es alle Theile derselben mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst;

b) die Methode des höheren Unterrichts mehr und mehr bildend zu machen;

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, sowie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) grössere philologische Unternehmungen, welche vereinigte Kräfte in Anspruch nehmen, zu befördern;

e) Fragen der Organisation des Unterrichts und des Schulwesens zu berathen und die gefassten Beschlüsse eventuell den betreffenden Landesregierungen vorzulegen.

§ 2.

Zu diesem Zwecke versammelt sich der Verein jährlich einmal auf die Dauer von vier Tagen an einem vorher zu bestimmenden Orte.

§ 3.

In diesen Versammlungen finden statt:

a) Mittheilungen und Besprechungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken des Vereins förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) zusammenhängende Vorträge und Besprechungen theils über den Inhalt dieser Vorträge, theils über ausgewählte Fragen und Aufgaben, welche einige Monate vor der Versammlung durch das erwählte Präsidium derselben bekannt gemacht werden;

d) Bestimmung des Ortes und des Präsidiums der nächsten Versammlung.

§ 4.

Jeder Philologe und Schulmann, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt oder durch litterarische Leistungen dem Vereine die nöthige Gewähr gibt, ist zur Mitgliedschaft berechtigt. Ueber die Aufnahme anderer Freunde der Wissenschaft entscheidet das Präsidium.

§ 5.

Der Verein hält dreierlei Versammlungen: 1) allgemeine philologische, 2) ständige, 3) vorübergehende Sectionsversammlungen.

§ 6.

Die ständigen Sectionsversammlungen sind:

a) die pädagogisch-didactische,

b) die der Orientalisten,

c) die der Germanisten und Romanisten,

d) die archäologische.

§ 7.

Die vorübergehenden Sectionsversammlungen werden für besondere Gegenstände auf den Antrag von 20 Mitgliedern durch den Präsidenten gebildet. Eine Section, welche in drei aufeinanderfolgenden Versammlungen zu Stande gekommen ist, wird den ständigen beigeordnet.

§ 8.

Die unter a) und d) genannten, sowie die vorübergehenden Sectionen dürfen mit den allgemeinen Versammlungen nicht collidieren und haben:

1) Vormittagstunden vor Beginn der allgemeinen Sitzungen,

2) den Nachmittag des zweiten oder dritten Tages zu ihren Sitzungen zu wählen, an welchem keinerlei Vergnügungen stattfinden dürfen.

§ 9.

Dem Vereine steht ein Präsident und ein Vicepräsident vor. Dem für die nächstjährige Versammlung bestimmten Präsidium liegt es ob, für diese Versammlung die Genehmigung derjenigen Regierung nachzusuchen, in deren Gebiete die Versammlung stattfinden soll.

§ 10.

Die Präsidenten der vier letzten und der nächsten Versammlung bilden unter dem Vorsitze des letzten, an welchen alle Anträge in Betreff derselben zu richten sind, einen ständigen Ausschuss.

§ 11.

Zur Bestreitung der Bureaukosten wird von den jedesmaligen Theilnehmern an einer Versammlung ein entsprechender Beitrag erhoben.

IV. Tagesordnungen.

Mittwoch den 30. September um 9 Uhr: Erste allgemeine Sitzung in der Schrannenhalle: Eröffnungsrede des Präsidenten, vorbereitende Geschäfte, Bildung der Sectionen etc. Hierauf die ersten wissenschaftlichen Vorträge:

1) des Herrn Prof. Lauth aus München: über die Persönlichkeit des Moses aus ägyptischen Quellen.

2) des Herrn Prof. Ahrens aus Coburg: über die Rede des Oedipus bei Sophokles Oed. R. 215 ff.

Um 12 Uhr: Weinprobe im k. Hofkeller.

Um 3 Uhr: Gartenfest und Abendunterhaltung der Löbl. Harmonie-Gesellschaft im Platz'schen Garten vor dem Rennweg-Thore.

Donnerstag den 1. October von 8—10 Uhr: Sections-Sitzungen.

Von 10—1½ Uhr: Zweite allgemeine Sitzung; Vorträge:

1) des Herrn Prof. Dr. Köchly aus Heidelberg: über Pyrrhos und Rom.
2) „ „ „ „ Christ aus München: über das Idyll.
3) „ „ „ „ Jülg aus Innsbruck: über die griechische Heldensage im Wiederschein bei den Mongolen.
4) „ „ „ „ Wattenbach aus Heidelberg: über die ersten Lehrer des Humanismus in Deutschland.

Von 2—4 Uhr: Besichtigung der Stadt unter Führung des Hrn. Magistratsraths Heffner.

Um 4 Uhr: Festmahl in der Schrannenhalle (Preis des Couverts 2 fl. 20 kr. ohne Wein).

Abends um 8 Uhr: Gesellige Unterhaltung für Herren in der Harmonie.

Freitag den 2. October von 8—10 Uhr: Sections-Sitzungen.

Von 10—2 Uhr: Dritte allgemeine Sitzung. Wahl des nächsten Versammlungs-Ortes. Vorträge:

1) des Herrn Prof. Dr. Stark aus Heidelberg: über Böckh's Bildungsgang.
2) „ „ „ „ Brunn aus München: über Apollo von Belvedere.
3) „ „ „ „ Herzog aus Tübingen: über das System der attischen Formenlehre.
4) „ „ „ „ Ihne aus Heidelberg: über Sallust's historischen und künstlerischen Werth.

5) des Herrn Privatdocenten Dr. Schanz aus Würzburg: über Horatius Epist. 1, 15.
Zur Anmeldung für gemeinschaftliche Mahlzeiten liegen auf dem Bureau Listen auf.
Um $3^1/_2$ Uhr: Gartenfest, unter Betheiligung der Liedertafel und des Sänger-Vereins, im Hutten'schen Garten vor dem Sander-Thore.
Abends gesellige Unterhaltung im Theatersaale (Theaterstrasse Nr. 18).

Samstag den 3. October von 8—9 Uhr: Sections-Sitzungen.
Von 9—1 Uhr: Vierte allgemeine Sitzung. Vorträge:
1) des Herrn Prof. Dr. Studemund aus Würzburg: über den antiquarischen Gewinn aus seiner neuen Collation des Gajus.
2) „ „ „ „ Julius Oppert aus Paris: über die Entzifferung der assyrischen Keilschrift.
Referate der Sectionen.
Discussion der Statuten.
Schlusswort des Vicepräsidenten.
Um 2 Uhr Mittagessen nach Verabredung.
Um 3 Uhr: Spaziergang zum Kaffee in die 'Neue Welt' auf dem Nicolausberg.
Abends gesellige Unterhaltung im Theatersaale.

V. Verzeichniss der an die Mitglieder vertheilten Druckschriften.

Allen Mitgliedern wurden im Bureau eingehändigt:

1) Festgruss der philologischen Gesellschaft zu Würzburg an die XXVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Würzburg 1868. (Mit Beiträgen von Urlichs, Grasberger, Studemund, Flasch, Schanz, Wecklein, Arnold, Eussner.)

2) Programm der kgl. Studienanstalt Würzburg zur Begrüssung der XXVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner: Ueber die Quellen des Diodor von Sicilien im 9. Buch, verfasst von Rudolph Klüber, k. Studienlehrer.

Ausserdem kamen zur Vertheilung, soweit der Vorrath reichte:

1) L. Urlichs, De vita et honoribus Agricolae. Wirceb. 1868 (für die kritisch-exegetische Section).

2) L. Urlichs, Verzeichniss der Antikensammlung der Universität Würzburg. Würzb. 1868 (für die archäologische Section).

3) L. Grasberger, Noctes Indicae sive Quaestiones in Nalum Mahâbhârateum. Wirceb. 1868 (für die orientalistische Section).

4) A. Eussner, Specimen criticum ad scriptores quosdam latinos pertinens. Wirceb. 1868 (für die kritisch-exegetische Section).

5) P. N. Liebert, De doctrina Taciti. Wirceb. 1868 (für die krit.-exeg. Section).

6) M. Schanz, Specimen criticum ad Platonem et Censorinum pertinens. 1867 (für die kritisch-exeg. Section).

7) N. Wecklein, Ars Sophoclis emendandi. Wirceb. 1869 (die ersten Bogen, für die kritisch-exeg. Section).

8) M. Zink, Der Mytholog Fulgentius. Würzb. 1867 (für die kritisch-exeg. Section).

9) H. Rumpf, drei Programme (für die kritisch-exeg. Section).

10) Von den nachverzeichneten k. bayerischen Gymnasien sind Programme für 1868 zur Vertheilung an die Mitglieder der XXVI. Philologen-Versammlung zugesandt und der pädagogischen Section zugestellt worden:

Aschaffenburg: Zur Schulturnfrage in Bayern, von Joh. Max Miller, k. Prof. und Turnlehrer.

Augsburg, k. kathol. Studienanstalt zu St. Stephan: Anthropologische Studien (Fortsetzung), von P. Matthäus Rauch, k. Studienrector.

Bamberg: Von den Wirkungen des Wassers in und auf der Erde, von Dr. Theodor Schrüfer, k. Lycealprofessor.

Eichstätt: Ueber Sprachbildung und Sprachvergleichung, von Joh. Denk, k. Prof.

Metten, Benedictiner-Stift: Die Argeer im römischen Cultus, von P. Roman Sachs.

München, k. Ludwigsgymnasium: Der Parnassus Boicus, Beitrag zur Culturgeschichte Bayerns während der ersten Hälfte des 18. Jahrh. von P. Paulus Huber, k. Studienlehrer.

Münnerstadt: Zur Stilistik und Exegese lat. und griech. Classiker, von P. Hieronymus Schneeberger, k. Professor.

Neuburg an der Donau: Jacob Balde und seine Dichtungen, von F. S. Romeis, k. Rector.

Nürnberg: Zur Geschichte der Nürnberger Gelehrtenschulen in dem Zeitraum von 1526 bis 1535. II. Hälfte. Von Dr. Heinr. Wilh. Heerwagen, k. Studienrector.

Passau: Die Theologie des hl. Ignatius von Antiochien, aus seinen Briefen dargestellt, von Dr. Jos. Nirschl, k. Lycealprofessor.

Regensburg: Strabo's Quellen über Gallien und Britannien, von Anton Miller, k. Professor.

Schweinfurt: Beiträge zur Erklärung der Episteln des Horaz, von Dr. Franz Oelschläger, k. Studienrector und Professor.

Zweibrücken: Uebungsstücke zum Uebersetzen ins Griechische für die 3. Classe der Lateinschule, 2. Abth., von Prof. Otto Sand.

VI. Einladung zum Hinabsteigen in den k. Hofkeller.

Ἴακχ', ὦ πολυτιμήτοις ἕδραις ἐνθάδε ναίων
Ἴακχ', ὦ Ἴακχε,
ἐλθὲ τόνδ' ἀνὰ λειμῶνα χορεύσων
ὁσίους ἐς θιασώτας.

1.

Spectas, amoenam Moenus ut ambiat
Vallem reductam; nam sinuosior
Franconiae clivis oberrat
Laetus agri, similis moranti.

2.

Descende! dignus quem subeas locus,
Dilectus olim Mercurialibus,
Nunc Mercuri facunda turba
Intrat et ipsa novam palaestram.

3.

Nunc Wirceburgum grande sophôs viris
Inclamat ultro, qui studiis cluent
Antiquitatis quique doctae
Nomina Grammaticae dedere.

4.

Regina namque haec omnibus imperat,
Qua turgido nox Oceano ruit,
Gangetis usque ad suda regna,
Flebile qua c'acraváca crocit.

5.

Doctrina (versu dicere non licet
Vestram latino) poscitur. Hic vocant
Libethrides Nymphae canorae
Pugnaque non iaculis decora.

6.

Hic innocentis pocula Leistici
Ducetis; hic vos tempora Bassareus,
Qui voce formabit disertos,
Vite iubet redimire sacra.

7.

Ite, ite! curas linquite! leniter
Mersus profundo pulchrior exeat:
Vos vel Stator sistat vel Augur
Servet Apollo periclitantes.

VERHANDLUNGEN

DER

SIEBENUNDZWANZIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

KIEL

VOM 27. BIS 30. SEPTEMBER 1869.

MIT 1 LITHOGRAPHIERTEN TAFEL.

LEIPZIG.
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1870.

Digitized by Google

Inhalt.

Verzeichniss der Mitglieder.

Praesidium der Versammlung.

1. Forchhammer, Prof. Dr., aus Kiel, Präsident.
2. Ribbeck, Prof. Dr., aus Kiel, Vicepräsident.

Secretariat der Versammlung.

3. Richter, Dr., aus Leipzig.
4. Koch, Prof. Dr., aus Schulpforta.
5. Lütjohann, Dr., aus Kiel.
6. Berch, Dr., aus Kiel.

Praesidia der Sectionen.

7. Overbeck, Prof. Dr., aus Leipzig, Präsident der archäologischen Section.
8. Weinhold, Prof. Dr., aus Kiel, Präsident der germanistischen Section.
9. Weyer, Prof. Dr., aus Kiel, Präsident der mathematischen Section.
10. Niemeyer, Director Dr., aus Kiel, Präsident der pädagogischen Section.
11. Nöldeke, Prof. Dr., aus Kiel, Präsident der orientalistischen Section.

Mitglieder.

12. Abel, Gymnasiallehrer, aus Altona.
13. Ackermann, Ober-Appellationsgerichts-Secretair aus Kiel.
14. Adam, Dr., aus Schwerin.
15. Adler, Director Dr., aus Halle.
16. Ahlmann, Dr., aus Kiel.
17. Arnheim, Director, aus Seesen.
18. Arps, Pastor, aus Neumünster.
19. Ascherson, Dr., aus Berlin.
20. Asmuss, Director Dr., aus Salzwedel.

21. Bachmann, Director, aus Wernigerode.
22. Baerwald, Director Dr., aus Frankfurt a. M.
23. Bahnsen, Dr., aus Hamburg.
24. v. Bamberg, Dr., aus Berlin.
25. Bardt, Dr., aus Berlin.
26. Bartols, Prof. Dr., aus Kiel.
27. Bartsch, Prof. Dr., aus Rostock.
28. Baur, Hauptpastor Dr., aus Hamburg.
29. Baurmeistor, Dr., aus Glückstadt.
30. Bech, Dr., aus Zeitz.
31. Becker, Staatsrath, aus Dresden.
32. Becker, Dr., aus Züllichau.
33. Beckmann, Subrector, aus Schleswig.
34. Beeck, stud. phil., aus Kiel.
35. Behlau, Oberlehrer, aus Heiligenstadt.
36. Behnke, Rentier, aus Kiel.
37. Bellermann, Dr., aus Berlin.
38. Benecke, Dr., aus Elbing.
39. Berblinger, Dr., aus Rendsburg.

40. **Bernhardt**, Prof. Dr., aus Wittenberg.
41. **Bertheau**, Hofrath Dr., aus Göttingen.
42. **Bertram**, Dr., aus Magdeburg.
43. **Blass**, Dr., aus Berlin.
44. **Bobertag**, Prof. Dr., aus Ratzeburg.
45. **Bockendahl**, Prof. Dr., aus Kiel.
46. **Bockmann**, Dr., aus Altona.
47. **Boelcke**, Licentiat Dr., aus Berlin.
48. **Boesser**, Dr., aus Eutin.
49. **Boettger**, Prof. Dr., aus Dessau.
50. **Bopp**, Prof. Dr., aus Stuttgart.
51. **Bormann**, Director Dr., aus Stralsund.
52. **Boyens**, Gymnasiallehrer, aus Kiel.
53. **Breddin**, Oberlehrer Dr., aus Magdeburg.
54. **Breier**, Director Dr., aus Lübeck.
55. **Brinkmann**, Etatsrath, aus Kiel.
56. **Brüning**, Oberlehrer, aus Lübeck.
57. **Bubendey**, Oberlehrer Dr., aus Hamburg.
58. **Buchbinder**, Prof. Dr., aus Schulpforta.
59. **Buecheler**, Prof. Dr., aus Greifswald.
60. **Buehlau**, Dr., aus Hamburg.
61. **Burchardi**, Ober-Appellationsgerichtsrath Dr., aus Kiel.
62. **Burmester**, Rector, aus Barmen.

63. **Caesar**, Prof. Dr., aus Marburg.
64. **Calebow**, Gymnasiallehrer, aus Stettin.
65. **Caro**, Prof. Dr., aus Breslau.
66. **Classen**, Prof. Dr., aus Hamburg.
67. **Claudius**, Maler, aus Kiel.
68. **Collmann**, Oberlehrer Dr., aus Marburg.
69. **Collmann**, Dr., aus Kiel.
70. **Croizenach**, Prof. Dr., aus Frankfurt a. M.

71. **Dahl**, Dr., aus Berlin.
72. **Decker**, Dr., aus Magdeburg.
73. **Deecke**, Dr., aus Lübeck.
74. **Delbrück**, Dr., aus Halle.
75. **Delitzsch**, Prof. Dr., aus Leipzig.
76. v. **Destinon**, stud. phil., aus Kiel.
77. v. **Destinon**, stud. phil., aus Kiel.
78. **Detlefsen**, Dr., aus Glückstadt.
79. **Dettmer**, Dr., aus Lübeck.
80. **Diederichsen**, Dr., aus Flensburg.
81. **Diehle**, Director Dr., aus Seehausen.
82. **Diestel**, Oberlehrer Dr., aus Dresden.
83. **Dietsch**, Director Dr., aus Grimma.
84. **Dilthey**, Prof. Dr., aus Kiel.
85. **Dinter**, Prof. Dr., aus Grimma.
86. **Dittmer**, cand. phil., aus Magdeburg.
87. **Doering**, Oberlehrer Dr., aus Barmen.
88. **Doering**, Rector Dr., aus Sonderburg.
89. **Domeyer**, Gymnasiallehrer Dr., aus Detmold.
90. v. **Donop**, Gymnasiallehrer Dr., aus Detmold.
91. **Drenkhan**, Gymnasiallehrer, aus Stendal.
92. **Drewes**, Dr., aus Wolfenbüttel.
93. **Drost**, stud. phil., aus Eutin.
94. **Duehr**, Prof. Dr., aus Friedland.
95. **Duemichen**, Dr., aus Berlin.
96. **Duentzer**, Prof. Dr., aus Cöln.
97. **Dumke**, Dr., aus Seehausen.
98. **Dunger**, Oberlehrer Dr., aus Dresden.

99. **Ebeling**, Director Dr., aus Celle.
100. **Ebeling**, Oberlehrer Dr., aus Wernigerode.
101. **Eberhard**, Gymnasiallehrer Dr., aus Husum.
102. **Eckhardt**, Rector, aus Preetz.
103. **Eckstein**, Director Dr., aus Leipzig.
104. **Eckstein**, cand. phil., aus Leipzig.
105. **Elwanger**, Regierungspräsident, aus Schleswig.
106. **Engelhardt**, Director Dr., aus Danzig.

107. **Feddersen**, Justizrath, aus Kiel.
108. **Feldhügel**, Dr., aus Magdeburg.
109. **Fischer**, Dr., aus Berlin.
110. **Fischer**, Dr., aus Cassel.
111. **Fischer**, Gymnasiallehrer, aus Ratzeburg.
112. **Fischer**, Dr., aus Wernigerode.
113. **Flebbe**, Collaborator, aus Hildesheim.
114. **Fleischer**, Prof. Dr., aus Leipzig.
115. **Flügel**, Dr., aus Leipzig.
116. **Foerstemann**, Prof. Dr., aus Dresden.
117. **Foerster**, Gymnasiallehrer Dr., aus Güstrow.
118. **Foss**, Prof. Dr., aus Berlin.
119. **Foss**, Dr., aus Luckenwalde.
120. **Francke**, Staatsrath, aus Kiel.
121. **Francke**, Rechtsanwalt, aus Kiel.
122. **Frandsen**, Director Dr., aus Rendsburg.
123. **Franke**, Oberlehrer Dr., aus Torgau.
124. **Freybe**, Dr., aus Parchim.
125. **Friedlein**, Rector Dr., aus Hof.
126. **Friedrichs**, Buchhändler, aus Kiel.
127. **Fritzsche**, Dr., aus Güstrow.
128. **Fulda**, Dr., aus Cleve.

129. **Gaedechens**, Prof. Dr., aus Jena.
130. **Garlipp**, Dr., aus Magdeburg.
131. **Gasda**, Oberlehrer Dr., aus Lauban.
132. **Gatrelle**, Prof. Dr., aus Gent.
133. **Gauthiot**, Prof. Dr., aus Berlin.
134. **Geibel**, Dr., aus Hadersleben.
135. **Genthe**, Dr., aus Berlin.
136. **Gerber**, Prof. Dr., aus Teschen.
137. **Gerhardt**, Prof. Dr., aus Eisleben.
138. **Gerstenberg**, Oberlehrer Dr., aus Rendsburg.
139. **Gerth**, Dr., aus Leipzig.

140. Geski, Dr., aus Eutin.
141. Gidionsen, Hofrath Dr., aus Husum.
142. Giehlow, Oberstaatsanwalt, aus Kiel.
143. Gieseke, Director Dr., aus Schwerin.
144. Gloede, cand. phil., aus Kiel.
145. Goeckert, Dr., aus Ratzeburg.
146. Goettschke, Dr., aus Neu-Ruppin.
147. Goetze, Dr., aus Magdeburg.
148. Goetze, Dr., aus Plauen.
149. Goltz, Collaborator, aus Parchim.
150. Gosche, Prof. Dr., aus Halle.
151. Gotting, Dr., aus Torgau.
152. Gottschick, Schulrath Dr., aus Berlin.
153. Graff, Director, aus Petersburg.
154. Graser, Dr., aus Berlin.
155. Grautoff, Director Dr., aus Lauban.
156. Grimm, Dr., aus Berlin.
157. Grosch, Oberlehrer Dr., aus Wernigerode.
158. Grotefond, Archivrath Dr., aus Hannover.
159. Groth, Prof. Dr., aus Kiel.
160. Guericke, Director Dr., aus Neumünster.
161. v. Gutschmidt, Prof. Dr., aus Kiel.

162. Haag, Dr., aus Berlin.
163. Hachmeister, Conrector, aus Hildesheim.
164. Hagge, Conrector, aus Kiel.
165. Hall, Ober-Appellationsgerichtsrath, aus Kiel.
166. Hansen, Dr., aus Flensburg.
167. Hansen, Pastor Dr., aus Lunden.
168. Hansen, Pastor, aus Kiel.
169. Hansen, Lehrer, aus Kiel.
170. Hartung, Oberlehrer Dr., aus Wittstock.
171. Hartz, Oberlehrer Dr., aus Frankfurt a. O.
172. Haupt, Dr., aus Eutin.
173. Hausdörfer, Prof. Dr., aus Eutin.
174. Heimreich, Dr., aus Flensburg.
175. Hempel, Dr., aus Salzwedel.
176. Hennings, Dr., aus Husum.
177. Hense, Director Dr., aus Parchim.
178. Herbst, Director Prof. Dr., aus Magdeburg.
179. Herbst, Prof. Dr., aus Hamburg.
180. Hermann, Dr., aus Berlin.
181. Herrmann, Oberlehrer Dr., aus Berlin.
182. Heussi, Conrector Dr., aus Parchim.
183. Hildebrand, Prof. Dr., aus Leipzig.
184. Hinz, Justizrath, aus Kiel.
185. Hoburg, Dr., aus Husum.
186. Hoefer, Dr., aus Magdeburg.
187. Hoelscher, Dr., aus Recklinghausen.
188. Hoevel, Collaborator Dr., aus Göttingen.
189. Hoffmann, Oberlehrer Dr., aus Freiberg.
190. Hollander, Gymnasiallehrer Dr., aus Bielefeld.
191. Homann, Buchhändler, aus Kiel.
192. Horn, Director Dr., aus Kiel.
193. Horn, Dr., aus Schleswig.
194. Hornborstel, Subrector Dr., aus Ratzeburg.
195. Hueffer, Dr., aus Berlin.
196. Hynitzsch, Dr., aus Seehausen.

197. Jaenisch, Dr., aus Leipzig.
198. Jaep, Dr., aus Eutin.
199. Jahn, Dr., aus Kiel.
200. Jansen, Subrector, aus Kiel.
201. Jess, Pastor, aus Kiel.
202. Jessen, Director Prof. Dr., aus Hadersleben.
203. Jessen, Conrector Dr., aus Hadersleben.
204. Jessen, Dr., aus Kiel.
205. Imermann, Dr., aus Berlin.
206. Joachim, Dr., aus Hamburg.
207. Jonas, Dr., aus Stettin.
208. Jungclaussen, Conrector Dr., aus Flensburg.

209. Kalkhoff, Dr., aus Hildesheim.
210. Kallsen, Dr., aus Husum.
211. Kappe, Dr., aus Meseritz.
212. Karsten, Prof. Dr., aus Kiel.
213. Kautzsch, Dr., aus Leipzig.
214. Keck, Director Dr., aus Schleswig.
215. Kern, Director Dr., aus Berlin.
216. Kern, Dr., aus Stettin.
217. Kiessling, Prof. Dr., aus Hamburg.
218. Kirchhoff, Conferenzrath, aus Kiel.
219. Klander, Prof. Dr., aus Ploen.
220. Kleiber, Director Dr., aus Berlin.
221. Klix, Dr., aus Berlin.
222. Klopsch, Reallehrer, aus Itzehoe.
223. Klostermann, Prof. Dr., aus Kiel.
224. Knorr, Collaborator Dr., aus Eutin.
225. Kobligk, Buchhändler, aus Berlin.
226. Koch, Oberlehrer Dr., aus Grimma.
227. Koch, Dr., aus Braunschweig.
228. Kock, Director Dr., aus Berlin.
229. Koechly, Prof. Dr., aus Heidelberg.
230. Kohl, Dr., aus Barmen.
231. Kolbe, Dr., aus Hildesheim.
232. Koller, Dr., aus Berlin.
233. Kolster, Director Dr., aus Meldorf.
234. Kraehe, Schulamtscandidat, aus Berlin.
235. Kraft, Dr., aus Seehausen.
236. Krause, Dr., aus Rinteln.
237. Krehl, Prof. Dr., aus Leipzig.
238. Krenkel, Director Dr., aus Dresden.
239. Kretschmer, Gymnasiallehrer, aus Hannover.
240. Krohn, Dr., aus Saarbrücken.
241. Kromayer, Subrector Dr., aus Stralsund.
242. Kruse, Dr., aus Berlin.
243. Kruse, Dr., aus Flensburg.

244. Kruse, Bürgerworthalter, aus Kiel.
245. Kuehl, Dr., aus Itzehoe.
246. Kuehner, Dr., aus Hannover.
247. Kuerschner, Dr., aus Eutin.
248. Kuh, Prof. Dr., aus Wien.
249. Kuhn, Prof. Dr., aus Berlin.
250. Kuhn, Dr., aus Berlin.
251. Kuhn, Gymnasiallehrer Dr., aus Salzwedel.

252. Lahmeyer, Director Dr., aus Hildesheim.
253. Lambeck, Dr., aus Stralsund.
254. Land, Gymnasiallehrer, aus Glückstadt.
255. Lange, Dr., aus Berlin.
256. Lasson, Dr., aus Berlin.
257. Laubmann, Dr., aus München.
258. Lehmann, Director Dr., aus Neustettin.
259. Lehmann, Dr., aus Leipzig.
260. Lemke, Dr., aus Stettin.
261. Leue, Dr., aus Magdeburg.
262. v. Leutsch, Prof. Dr., aus Göttingen.
263. Le Viseur, Dr., aus Berlin.
264. Levy, Prof. Dr., aus Breslau.
265. Liebhold, Dr., aus Stendal.
266. Ligowski, Prof., aus Kiel.
267. Lindig, Dr., aus Schwerin.
268. Lipsius, Dr., aus Leipzig.
269. Lipsius, Prof. Dr., aus Kiel.
270. Litzmann, Etatsrath Prof. Dr., aus Kiel.
271. Loth, Dr., aus Leipzig.
272. Lucht, Ober-Appellationsgerichtsrath, aus Kiel.
273. Lucht, Conrector Dr., aus Rendsburg.
274. Luebben, Dr., aus Oldenburg.
275. Luedemann, Kirchenrath Prof. Dr., aus Kiel.
276. Lueders, Dr., aus Altona.
277. Luethe, Dr., aus Neumünster.
278. Luettge, Dr., aus Seehausen.

279. v. Maack, Dr., aus Kiel.
280. Mahn, Dr., aus Berlin.
281. Mannhardt, Dr., aus Flensburg.
282. Martens, Stadtbaumeister, aus Kiel.
283. Martiny, Dr., aus Berlin.
284. Matthiessen, Dr., aus Ploen.
285. Mau, Dr., aus Glückstadt.
286. Meier, Dr., aus Schwerin.
287. Meier, Dr., aus Kiel.
288. Mentzer, Dr., aus Perleberg.
289. Merschberger, Reallehrer, aus Güstrow.
290. Metger, Dr., aus Flensburg.
291. Meusel, Dr., aus Berlin.
292. Meves, Dr., aus Berlin.
293. Meyer, Dr., aus Breslau.
294. Meyer, Prof. Dr., aus Bonn.
295. Meyer, Candidat, aus Göttingen.
296. Meyer, Collaborator Dr., aus Göttingen.
297. Meyer, Gymnasiallehrer, aus Meldorf.
298. Meyer, Dr., aus Kiel.
299. Meyer, Prof. Dr., aus Stettin.
300. Meyersahm, Syndicus, aus Kiel.
301. Michelsen, Staatsrath, aus Schleswig.
302. Micolie, Dr., aus Hamburg.
303. Moebius, Prof. Dr., aus Kiel.
304. Moebius, Prof. Dr., aus Kiel.
305. Moeller, Dr., aus Altona.
306. Moeller, Dr., aus Potsdam.
307. Moelling, Bürgermeister, aus Kiel.
308. Mommsen, Dr., aus Schleswig.
309. Mommsen, Consistorialpräsident Dr., aus Kiel.
310. Muecke, Dr., aus Barmen.
311. Muehlau, Dr., aus Leipzig.
312. Mueller, Prof. Dr., aus Berlin.
313. Mueller, Director Dr., aus Neustrelitz.
314. Mueller, Dr., aus Hameln.
315. Mueller, Dr., aus Neuruppin.
316. Mueller, Prof. Dr., aus Oxford.
317. Mueller, Dr., aus Plauen.
318. Mueller, Dr., aus Ratzeburg.
319. Mueller, Dr., aus Stade.
320. Mueller, Dr., aus Stendal.
321. Muenscher, Dr., aus Torgau.

322. Neger, Dr., aus Perleberg.
323. Neidhard, Dr., aus Erfurt.
324. Neumann, Dr., aus Luckau.
325. Nitzsch, Senator, aus Kiel.
326. Nolte, cand. theol., aus Kiel.
327. Nottebohm, Dr., aus Berlin.

328. Olshausen, Geheimrath Dr., aus Berlin.
329. Oncken, Prof. Dr., aus Heidelberg.
330. Oppert, Prof. Dr., aus Paris.

331. Pansch, Director Dr., aus Eutin.
332. Pattison, Rector Dr., aus Oxford.
333. Paul, Dr., aus Kiel.
334. Paul, Dr., aus Rendsburg.
335. Peipers, Dr., aus Göttingen.
336. Peppmueller, Dr., aus Halle.
337. Peter, Dr., aus Frankfurt a. O.
338. Petermann, Prof. Dr., aus Berlin.
339. Petermann, Prof. Dr., aus Ratzeburg.
340. Petersen, Prof. Dr., aus Hamburg.
341. Petersen, Conrector, aus Glückstadt.
342. Petersen, Gymnasiallehrer, aus Kiel.
343. Petters, Prof. Dr., aus Leitmeritz.
344. Pfautsch, Director Dr., aus Spandau.
345. Pfefferkorn, Dr., aus Neustettin.
346. Pfitzner, Dr., aus Parchim.

347. Pfundheller, Dr., aus Stettin.
348. Philipps, Dr., aus Rostock.
349. Planck, Prof., aus Heilbronn.
350. Plass, Director Dr., aus Stade.
351. Plew, Dr., aus Berlin.
352. Prien, Prof. Dr., aus Lübeck.
353. Procksch, Dr., aus Bautzen.
354. Puschel, Dr., aus Berlin.

355. Quedefeld, Dr., aus Freienwalde.
356. Quidde, Dr., aus Stargard.

357. Rachel, Dr., aus Freiberg.
358. Rasch, Dr., aus Zeitz.
359. Rautenberg, Dr., aus Hamburg.
360. Redslob, Prof. Dr., aus Hamburg.
361. Regel, Dr., aus Schwerin.
362. Reiche, Kreisrichter, aus Kiel.
363. Reimann, Oberlehrer Dr., aus Breslau.
364. Reimer, Buchhändler, aus Berlin.
365. Reindorff, Dr., aus Hamburg.
366. Reishaus, Dr., aus Stralsund.
367. Renner, Dr., aus Göttingen.
368. Reuss, Prof. Dr., aus Strassburg.
369. Reuter, Dr., aus Kiel.
370. Reuter, Dr., aus Lübeck.
371. Rheder, Dr. med., aus Kiel.
372. Rhode, Director Dr., aus Wittenberg.
373. Richter, Dr., aus Halberstadt.
374. Richter, Dr., aus Meseritz.
375. Rieckher, Prof. Dr., aus Heilbronn.
376. Ritter, Dr. med., aus Kiel.
377. Roediger, Prof. Dr., aus Berlin.
378. Roediger, Dr., aus Berlin.
379. Roediger, Dr., aus Berlin.
380. Roepe, Dr., aus Hamburg.
381. Rothmann, Prof. Dr., aus Torgau.
382. Rottock, Rector Dr., aus Rendsburg.
383. Ruehl, Dr., aus Schleswig.

384. Saegert, Dr., aus Altona.
385. Saeve, Dr., aus Schweden.
386. Sanneg, Dr., aus Magdeburg.
387. Sauppe, Hofrath Prof. Dr., aus Göttingen.
388. Savelsberg, Oberlehrer Dr., aus Aachen.
389. Schaefer, Dr., aus Rogasen.
390. Scherling, Prof. Dr., aus Lübeck.
391. Scherling, Dr., aus Lübeck.
392. Schilling, Oberlehrer Dr., aus Elbing.
393. Schirmer, Dr., aus Berlin.
394. Schlee, Dr., aus Altona.
395. Schmid, Oberstudienrath, aus Stuttgart.
396. Schmidt, Dr., aus Magdeburg.
397. Schmidt, Prof. Dr., aus Marburg.
398. Schmidt, Oberlehrer Dr., aus Minden.
399. Schmieder, Director Dr., aus Colberg.
400. Schmitt, Buchhändler (Firma: B. G. Teubner), aus Leipzig.
401. Schmitz, Prof. Dr., aus Greifswald.
402. Schoemann, cand. phil., aus Greifswald.
403. Schubring, Dr., aus Lübeck.
404. Schuebeler, Dr., aus Lüneburg.
405. Schnett, stud. phil., aus Kiel.
406. Schulthes, Dr., aus Rendsburg.
407. Schultz, Schulrath Dr., aus Münster.
408. Schultze, Dr., aus Harburg.
409. Schulz, Buchhändler, aus Leipzig.
410. Schulze, Gymnasiallehrer Dr., aus Gotha.
411. Schweffel, aus Kiel.
412. Seelig, Prof. Dr., aus Kiel.
413. Seelmann, Dr., aus Potsdam.
414. Sellin, Dr., aus Schwerin.
415. Sellin, Dr., aus Hamburg.
416. Siefert, Director Dr., aus Flensburg.
417. Siemonsen, Oberlehrer Dr., aus Hadersleben.
418. Sommerbrodt, Provinzial-Schulrath Dr., aus Kiel.
419. Spangenberg, Oberlehrer Dr., aus Hannover.
420. Stachle, Dr., aus Parchim.
421. Stegelmann, Gymnasiallehrer, aus Ploen.
422. Steinhart, Oberlehrer Dr., aus Salzwedel.
423. Steinmetz, Oberlehrer Dr., aus Hannover.
424. Steinweder, Dr., aus Flensburg.
425. Stier, Dr., aus Mühlhausen.
426. Stier, Director Dr., aus Zerbst.
427. Strehlke, Director Dr., aus Marienburg.
428. Struve, Dr., aus Kiel.
429. Suchier, Dr., aus Rinteln.
430. Susemihl, Prof. Dr., aus Greifswald.

431. Theobald, Dr., aus Hamburg.
432. Thiele, Dr., aus Salzwedel.
433. Toeche, Buchhändler, aus Kiel.
434. Tramm, Dr., aus Stettin.
435. Treplin, Dr., aus Magdeburg.

436. Uhle, Dr., aus Dresden.
437. Usinger, Prof. Dr., aus Kiel.
438. Uth, Dr., aus Cassel.

439. Vischer, Prof. Dr., aus Basel.
440. Voigt, Dr., aus Neustadt-Eberswalde.
441. Volckmar, Stadtverordneter, aus Kiel.
442. Volbehr, Director Dr., aus Glückstadt.
443. Volbehr, Dr., aus Kiel.
444. Vollbehr, Dr., aus Hadersleben.
445. Vollbrecht, Rector Dr., aus Otterndorf.

446. Volquardsen, Dr., aus Schleswig.
447. Voltz, Oberlehrer Dr., aus Mühlhausen.

448. Wagner, Prof. Dr., aus Gent.
449. Waldeck, Dr., aus Corbach.
450. Wallichs, Dr., aus Flensburg.
451. Walther, Oberlehrer Dr., aus Potsdam.
452. Walther, Dr., aus Rendsburg.
453. Weber, Prof. Dr., aus Berlin.
454. Weiss, Prof. Dr., aus Kiel.
455. Wessel, Dr., aus Merseburg.
456. Wetzel, Dr., aus Otterndorf.
457. Wiches, Prof. Dr., aus Berlin.
458. Wiedasch, Prof. Dr., aus Hannover.
459. Wieding, Prof. Dr., aus Kiel.
460. Wiese, Geh. Reg.-Rath Dr., aus Berlin.
461. Wiggert, Oberlehrer Dr., aus Stargard.
462. Wilhelm, Dr., aus Eisenach.
463. Willfuhr, Dr., aus Lüneburg.
464. Wilmanns, Dr., aus Berlin.
465. Windisch, Dr., aus Leipzig.
466. Wittich, Dr., aus Cassel.
467. Woehler, Dr., aus Flensburg.
468. Wohlrab, Dr., aus Dresden.
469. Wright, Prof. Dr., aus London.
470. Wuestenfeld, Prof. Dr., aus Göttingen.
471. Wunder, Prof. Dr., aus Grimma.

472. Zahn, Prof. Dr., aus Berlin.
473. Zehme, Dr., aus Barmen.
474. Zingerle, Prof. Dr., aus Innsbruck.
475. Zinner, Inspector, aus Liegnitz.
476. Zinzow, Director Dr., aus Pyritz.
477. Zschech, Dr., aus Magdeburg.

Erste allgemeine Sitzung.

Montag, den 27. September 1869. Anfang 10¼ Uhr Vormittags.

Eröffnungs-Rede des Präsidenten Dr. Forchhammer.

Hochansehnliche Versammlung!

Sie haben im vorigen Jahre in Würzburg zum Sitz Ihrer diesjährigen Versammlung Kiel gewählt. Auf die Mittheilung des von Ihnen ernannten Präsidiums haben die städtischen Collegien Kiels mit gewohnter Bereitwilligkeit einen freundlichen Empfang und jede Förderung eines freudigen Zusammenseins verheissen, und die königliche Staatsregierung hat ihre Genehmigung der Wahl mit einem bedeutenden Zuschuss zu den Kosten und zum gastlichen Empfang der Versammlung begleitet. Ihr Präsidium heisst Sie in Kiel willkommen.

Es ist nicht das erste Mal, dass in Kiel eine Philologenversammlung tagt. Von Lübeck war die erste Anregung ausgegangen. Dort hielt im Jahre 1834 der „Verein norddeutscher Philologen und Schulmänner" seine erste Versammlung. Unter den Anwesenden befanden sich K. O. Müller, Nitzsch, Trendelenburg, Ritter, Blume, Eggers, Petersen, Classen, m. a. In Kiel hielt der Verein seine vierte Versammlung. Der uns allen in treuem Andenken bewahrte Nitzsch präsidirte. Den gelehrten Verhandlungen und den Symposien waren die Säle des hiesigen Schlosses eingeräumt. Am ersten Tage nach fleissiger gelehrter Arbeit von 9 bis 3 Uhr hatte man sich in froheser Stimmung zum heiteren Mahl vereinigt. Man war schon dem Schluss nahe, da erschallte plötzlich der Ruf: Thiersch ist da! und in demselben Augenblick trat der gefeierte Mann in den Saal unter dem lauten Jubel der Versammlung.

Thiersch hatte, ermuthigt durch das Gelingen des ersten Versuchs in Norddeutschland, wenige Tage vorher in Göttingen beim Universitätsjubiläum mit 26 Collegen unter der Theilnahme des philologisch gebildeten Alexander v. Humboldt unsern jetzigen Verein deutscher Philologen gestiftet und die Statuten festgestellt. Nach dem § 4 derselben sollten die Mitglieder des norddeutschen Vereins eingeladen werden, diesem „deutschen" Verein beizutreten, was bekanntlich später geschehen.

Der schon damals in lebhafte Bewegung getretene Gegensatz zwischen humanistischer und industrieller Bildung konnte nicht unberührt bleiben. In einem Vortrage des folgenden Tages „über den dermaligen Zustand des Schulwesens im südlichen Deutschland" hob Thiersch hervor, man müsse die ideelle Richtung unseres Lebens gestützt auf Geschichte, Politik und Tradition, die Basis unserer ganzen religiösen, intellectuellen und politischen Existenz der real-industriellen Richtung freundlich fördernd mittheilen und einfügen, und den Bürgerstand von dem Werthe der classischen Bildung auch für seine Interessen überzeugen, auf dass die entgegengesetzten Richtungen des Materialismus und

des Spiritualismus sich versöhnen. Dagegen erhob sich sofort in einem hiesigen Blatte, welches selbst die Ansicht von Thiersch vertrat, eine sehr laute Stimme, welche nicht nur die lateinische Sprache in den höheren Realschulen nicht zulassen, sondern am liebsten die gesammte classische Bildung, welche unbekannt mit der materiellen Welt nur einen ungemessenen Dünkel nähre, verdrängen wollte durch die Naturwissenschaften, welche nützlich seien und das Leben bereichern; es sei in den Gymnasien der industriellen Richtung endlich durch eine durchgreifende Schulreform Raum zu schaffen. Bei dieser Uebertreibung verlief sich der Streit alsbald im Sande.

Vielleicht ist es unrichtig von Streit zu reden. Die Philologie hat meistens zu hoch gestanden, um sich mit anderen Fächern und anderen Richtungen in Streit einzulassen. Nicht nur für die ideellen, sondern eben so sehr zum Besten der davon unzertrennlichen materiellen Interessen hatte sie stets in ihrem innern Reich fortgearbeitet, und indem ihr Wirken und Schaffen für Wissen und Wahrheit immer vor aller Augen zu Tage lag, und indem sie in diesem Bestreben ihre Befriedigung fand, belehrte sie diejenigen, welche Belehrung annehmen wollten, und bot geistige Waffen jedem Befreiten zur Bekämpfung von Unwissenheit, Aberglauben und jeglicher geistigen Beschränktheit.

Unangefeindet und ungefährdet von irgend wem, begünstigt von Fürsten und geehrt von den Nachkommen derer, deren Werke die Quelle ihres Wissens waren, arbeiteten die Gelehrten von Alexandrien im Wetteifer mit denen von Pergamos in dem ganzen Bereich der Wissenschaft, als deren Pfleger der in Allem gelehrte und fördernde Eratosthenes sich Philologos nannte. Weit entfernt, dass sich die Philologie der Alexandriner auf Sprachwissenschaft, Kritik und s. g. Literatur beschränkt hätte, beherrschte sie in hohem Grade den ganzen Umfang sachlicher Kenntnisse. Nicht nur setzten die Peripatetiker die zoologischen und physiologischen Studien ihres grossen Meisters fort, nicht nur hatte sich der Begründer der Anatomie und der empirischen Schule in der Medicin den Alexandrinern beigesellt, es wurden unter ihnen auch die historischen Studien, welche Hippias unter dem Namen der Archäologie befasste, fortgesetzt, und wo wir in der Mathematik, der Astronomie, der Geographie heute stehen würden ohne die Alexandrinischen Philologen, ohne das μουσεῖον φιλολόγων ἀνδρῶν wird wohl niemand verkennen, der in die Geschichte dieser Wissenschaften hineingeblickt. Beruhte doch die geographische Kenntniss bis über das 16. Jahrhundert hinaus hauptsächlich auf der Grundlage, die ihr zuerst Eratosthenes und dann Claudios Ptolemäos gegeben.

Rom war der Sitz eines kaum je überbotenen Aberglaubens und eines kleinlichen verschlagenen Formelwesens. Trotz aller der Eigenschaften, durch welche das Römische Volk sich auszeichnete und zur Weltherrschaft sich emporschwang, wurde es durch die herrschende Partei, welche im Besitz der hohen Priester- und Staatsämter war, in Beziehung auf Religion, auf Staats- und Rechtsverhältnisse in beabsichtigter Unwissenheit erhalten. Kein Wunder, dass sich mit der Belebung des wissenschaftlichen Geistes, unter andern durch die Vorträge des Krates von Mallos, in den allmälig sich erweiternden Kreisen der Gebildeten der Gegensatz zu dem *civis Romanus*, das Bewusstsein des Unterschiedes und Gegensatzes zwischen dem Menschen und dem Römischen Bürger entwickelte, und damit des Gegensatzes zwischen ideellen und materiellen Interessen. Der ganze Inhalt der Archäologie der Griechen und der Philologie der Alexandriner wurde jetzt der Gegenstand einer in ihren Beziehungen auf Rom erweiterten Wissenschaft, welche sich ob jenes Gegensatzes *studium humanitatis*, *studium bonarum*, *optimarum ar-*

tium nannte. Terentius Varro, dessen unglaublich reiches Wissen und Lehren Cicero im Anfang der akademischen Quaestionen in kurzen Worten zusammenfasst, und Cicero selbst sind die Vertreter dieses humanistischen Wissens, und des geräuschlosen Kampfes gegen Aberglauben und Täuschung, des geistigen Menschen gegen den in überkommenen Vorurtheilen bornirten Stadtbürger.

Jetzt nahm die Philologie als der Inbegriff der Humanitätsstudien einen höheren Platz ein. Indem sie die Fahne der Humanitas erhob, erkannten ihre Pfleger, wie wir es in noch höherem Grade thun, in dem Griechischen Alterthum das geistige Jugendthum des gebildeten Menschen, ohne dessen Kenntniss auf dem Gebiet des Geistes, nach einem Ausdruck Cicero's, niemand weiss, wer er ist und wo er ist.

Während so die gebildeten Römer ihre Religion zu läutern glaubten, die alte republicanische Tugend aber zugleich einem stets weiter um sich greifenden geldgierigen Chrematismus und schliesslich dem Cäsarismus unterlag, während die Lehre „von den göttlichen und menschlichen Dingen“ allmälig den alten Glauben, der doch nur Aberglaube war, untergrub, flüchteten sich diejenigen, welche über jenen Aberglauben sich zu erheben strebten, in jene Humanitätsstudien, welche damals besonders in der Griechischen Philosophie ihnen einen Ersatz zu bieten schienen. Griechische und zum Christenthum bekehrte Philologen traten mehr und mehr dem Polytheismus des heidnischen Alterthums entgegen. Männer wie Plutarch und Lukian, wie Clemens von Alexandrien und Minucius Felix und andere würden in jeder Philologenversammlung einen würdigen Platz einnehmen. Keiner unter ihnen, dessen humanere Auffassung der göttlichen und menschlichen Dinge nicht wesentlichen Einfluss haben musste auf die Hinüberleitung der Welt aus dem Heidenthum in das Christenthum. Und wenn die neuere Philologie in den Schriften der vorchristlichen Griechen vielfältig das „Christliche“ erforscht, so besteht dieses Christliche doch sicherlich in einer erhabeneren humanen Ansicht von den Forderungen, die an die ethische und dianoetische Bildung zu machen waren, nicht aber in nachchristlichen Dogmen und Satzungen einer vorchristlichen Zeit.

So dürfen wir behaupten, dass es vor allem die Philologie der Griechen und Römer selbst war, welche dem Christenthum die Wege öffnete. Sie war es auch, welche in den nächsten Jahrhunderten, wenn auch dürftig gepflegt, dennoch nicht nur den geistlichen Orden Ansehen verlieh, sondern auch dem concreten Christenthum behülflich war, unzähligen aus dem schwindenden Heidenthum überkommenen Formen einen neuen Geist einzuhauchen. Die Gerichtshalle des geistlichen Richters in Athen, die στοὰ βασίλειος wurde in Rom zur Basilica und ging dann über in die christliche Kirche. Und nicht nur in ihrer äusseren Form, sondern auch in ihrer übertragenen höheren Bedeutung als Gemeinde stammte sie wie in der Sache so im Namen von den Versammlungen jener Athenischen Bürgergemeinde und erhielt von der Athenischen Volksversammlung, der κυρία (oder κυριακή) ἐκκλησία, bei den germanischen Stämmen den Namen Kirche, *church*, bei den romanischen *église*, *chiesa*. — So haften die Formen und Ideen des frühesten Christenthums an den Ueberlieferungen aus dem Alterthum, und der höchste Geistliche in der katholischen Welt heisst heute noch *pontifex*, wie in der protestantischen *episcopus*.

Als gegen Ende des 12. Jahrhunderts die geistlichen Stiftungen und Orden ihre Reichthümer nicht mehr den Studien widmeten, sondern in Schwelgerei verschwendeten und christliches Leben und christliche Lehre aus den Klöstern schwanden, verbot Innocenz III. die Gründung neuer Orden. Gleichwol änderte er seinen Sinn, als Franciscus

von Assisi und Dominicus Gussmann um die Bestätigung der von ihnen gegründeten Gesellschaften der Franciscaner und Dominicaner baten, denn diese, statt zu schwelgen, bettelten und predigten zu Gunsten der Moral und der päbstlichen Lehre. In kurzer Zeit wuchsen ihre Klöster und Kirchen wie aus der Erde empor. Die meisten Kirchen in dem durch sie, besonders wegen des grösseren Predigtraumes, bevorzugten Spitzbogen- oder gothischen Stil im ganzen Norden verdanken wir den Franciscanern oder Dominicanern. Innerhalb eines halben Jahrhunderts besassen die Dominicaner gegen 500 Klöster, die Franciscaner im 1. Jahrhundert schon 8000. Beide hiessen und waren Bettelmönche, beide zogen bettelnd durch die Welt und predigten überall; statt sich von der Welt zu sondern, suchten sie die Welt auf, und in kurzer Zeit nach der Gründung nahmen sie bei Fürsten und Päbsten die ersten Stellen ein. Bettelmönche waren Räthe der Krone, Gesandte, Finanzminister und Schatzmeister. Und worauf gründete sich dieser ausserordentliche Einfluss? Im 13. Jahrhundert wenigstens vorzugsweise auf die gelehrten, meistens philologischen Studien derselben. Denn zu jenen beiden Orden gehörten im 1. Jahrhundert ihrer Gründung die bedeutendsten Gelehrten, unter andern Alexander v. Hales, Bonaventura, Duns Skotus, Albert der Grosse und Thomas von Aquino. Wie bis dahin der Platonismus verwandt war, um die christlichen Dogmen philosophisch zu begründen, so wendeten sich nun diese neuen Orden, besonders die Dominicaner, zu dem freilich wenig verstandenen Aristoteles, der jetzt als Stütze des kirchlichen Systems dienen musste.

Allein mit der Gelehrsamkeit in jenen beiden Orden hatte es bald ein Ende. Keiner der nachfolgenden Ordensbrüder hat den Ruhm der genannten erreicht, wohl aber haben sie sich später in anderer Weise durch Zelotismus, Inquisition und Autodafés einen Namen gemacht.

In Italien folgte auf das Jahrhundert der Dichter und Philologen Dante, Petrarca und Boccaccio das Zeitalter der Gründung und Blüthe der ersten Akademie durch Cosmus und Lorenzo von Medici. Während Marsilius Ficinus, der erste Präsident der neuen Akademie, mit gleicher Begeisterung wie Cosmus selbst sich dem Plato zuwandte, hatte Lorenzo *„il magnifico“* den Argyropulos zum Lehrer in der Aristotelischen Philosophie. Jetzt hatte sich das Studium jener beiden Philosophen und damit des ganzen Alterthums aus der untergeordneten Stellung im Dienst der damaligen Theologie befreit. Es ist ein Glück, ein fast auffallendes Glück zu nennen, dass in den Italienischen Freistaaten die humanistischen Studien des Mediceischen Zeitalters sich ebenso wenig um die Theologie und die dogmatischen Streitigkeiten jener Zeit kümmerten, als diese sich um jene, während in der nächsten Zeit jene Orden, und besonders die Dominicaner, die längst den Aristoteles vergessen hatten, in Frankreich und zumal in Spanien an die Spitze der Gräuelscenen der Inquisition traten, und auf der anderen Seite selbst ein Pabst Vergnügen daran fand, durch eine eigens berufene Schauspielertruppe sich die schmutzigen Comödien des Macchiavelli vorspielen zu lassen.

Auch jetzt unberührt von der Feindschaft anderer Bestrebungen wirkte die Philologie in ihrem eigenen Bereiche fort, als hätte sie nur immer mehr Licht zu sammeln, mehr Kraft zu einigen, um demnächst durch ihr blosses Dasein die Nebel zu verscheuchen, welche durch Jahrhunderte die einfache Wahrheit der christlichen Religion dem Auge der Diener und Bekenner derselben verhüllt hatten. Nicht allein gegen das beschränkte Bürgerthum bildete der Humanismus den Gegensatz, sondern jetzt vorzugsweise gegen das beschränkte Christenthum.

So konnte die Kirchenverbesserung, für welche schon Savonarola und Huss den Märtyrertod erlitten hatten, durch Luther und Melanchthon und ihre Anhänger zu einer unaufhaltsamen geistigen Bewegung übergehen. In kurzer Zeit war kaum ein berühmter Philologe, der sich ihr nicht angeschlossen und für sie eingetreten wäre: Petrus Ramus wurde in der Bartolomäus-Nacht getödtet, Robert und Heinrich Stephanus, deren Bildnisse in Paris öffentlich verbrannt wurden, des letztern Schwiegersohn Casaubonus und dessen Freund, der grosse Joseph Scaliger, traten zum Protestantismus über. Die Wiederbelebung der Wissenschaften, die nichts anderes war als eine Wiederbelebung der classischen Studien, hatte die Reformation gemacht, und sie war es auch, welche sie erhielt. Religion und Theologie, auch die katholische, verdanken der Philologie das ganze Rüstzeug, wodurch die Reformation zum Gewinn beider Bekenntnisse durchdrang. Seitdem sind drei und ein halbes Jahrhundert verflossen; und sie zeigen, wie langsam die Entwickelung der menschlichen Dinge vorwärts geht. Vielleicht gilt nicht bloss vom Katholicismus jener Ausspruch eines eifrigen Katholiken und gefeierten Mannes, Chateaubriand: *le catholicisme est le fort du papisme, le papisme est le faible du catholicisme.*

Die Philologie hatte wie einst den Franciscanern und Dominicanern, so später den Reformatoren die Waffen geliehen. Ebenso wie damals machte sie sich auch nach Beendigung der Reformation von der Theologie unabhängig, und wie schnell und in welchem Umfang sie sich weiter entwickelte, bezeugen die grossen Thesauren von Gronov und Grävius und die Bibliotheca Graeca von Fabricius, Werke wie sie heute in ähnlichem Umfang schwer herzustellen wären.

Je unabhängiger die Philologie von der Theologie ist, desto weniger unterscheiden wir heute zwischen katholischen, protestantischen und anderen Philologen. Die classische Philologie ist confessionslos.

So ist heute die Philologie, oder sagen wir der Humanismus im Besitz der vollen Immunität von jeder anderen Wissenschaft. Sie hat das ganze Leben zweier Völker und namentlich des einen geistreichsten und bewegtesten Volks in allen seinen Wandelungen und Erscheinungen, in all seinem Thun und Trachten, in seiner Sprache, seinem Denken und Dichten aufzufassen; sie hat in allen diesen nur die Wahrheit zu erforschen, und indem sie keine der drei Quellen der Schriftwerke, der Bildwerke und der unveränderten Natur des Landes vernachlässigt, ist sie durch keinerlei wissenschaftliche oder andere Satzungen und Dogmen im Suchen, Finden, Erkennen und Verbreiten der Wahrheit gebunden. Und ist auch der Gegenstand ihres Forschens ein historischer und gehört einer längst vergangenen Zeit an, so ist er doch auch ein so umfassender, dass kaum eine Wissenschaft zu nennen ist, die nicht innerhalb der Philologie vertreten wäre, ja kaum eine, die nicht ihre Grundlage im classischen Alterthum hätte.

Durch diesen universellen Charakter gewinnt sie einen ausserordentlichen Vortheil, den man ihr gewöhnlich bestreitet: sie steht immer mitten in der Gegenwart, schöpft neue Belehrung aus der Gegenwart und bietet neue Belehrung für andere. Sobald eine grosse Frage in der menschlichen Gesellschaft anfängt eine praktische Bedeutung zu haben, blickt der Humanismus ins Alterthum zurück. Aufgeklärt durch die Gegenwart lernt er sofort das Alterthum besser verstehen, und nicht selten bietet dann auch das besser verstandene Alterthum einen Anhalt für den Fortschritt der Gegenwart. Als infolge der französischen Revolution die Staatsfinanzen eine der wichtigsten Fragen des modernen Europas zu werden anfingen, schrieb Böckh seinen Staatshaushalt von Athen.

Ein ausgezeichneter Philologe Englands, damals noch auf der Universität, übersetzte das Werk und machte daran seine ersten Studien in der Finanzwissenschaft. Er wurde ins Parlament gewählt und starb, leider zu früh, als der vom Parlament gepriesenste Finanzminister, Sir George Cornwall Lewis.

Als dann nach dem englischen Vorbilde auf dem Festlande sich das Verlangen nach Geschwornen-Gerichten kund gab, stellte die Akademie in Berlin eine Preisfrage über das Attische Gerichtswesen, welche drei bedeutende Werke hervorrief, zwei von Juristen und eins, das preisgekrönte, von zwei Philologen, welche zugleich über die originelle Lösung der Frage wegen Trennung der Justiz von der Verwaltung in Athen belehren konnten. Dieser Anregung folgten die neueren Werke über die Staatsalterthümer. Den neueren Bestrebungen der geographischen Gesellschaften verdanken wir unter andern die musterhafte Karte von Griechenland durch das Depôt de la guerre in Paris. Kaum haben in unseren Tagen in Deutschland die staatsökonomischen Fragen wegen Erwerb und Besitz eine erhöhte Bedeutung erlangt, so erscheint auch schon von einem Philologen ein treffliches Werk über Besitz und Erwerb im griechischen Alterthum. Ueber das Kriegswesen der Alten haben neuere Kriege neue Werke veranlasst, und wenn wir heute über die Politik des Aristoteles und morgen über das Seewesen im Alterthum einen Vortrag hören werden, so ist wol gewiss, dass auch auf diese die praktisch gewordenen Fragen nicht ohne Einfluss geblieben.

Eine andere Eigenthümlichkeit und Folge ihres universellen Charakters, die schon in unserem ganzen Unterrichtswesen begründet ist, besteht darin, dass sie das allgemeinste Bindemittel aller Wissenschaften ist, und wenn ein französischer Astronom sagte, die Poesie der Wissenschaften liege darin, dass jede mit den andern in Zusammenhang stehe, so gibt es keine Wissenschaft, der diese Poesie so sehr zu verdanken ist als dem Humanismus, in welchem unsere Schüler erzogen werden, bis sie auf der Universität sich nach den Facultäten dem Besonderen zuwenden, in der Regel leider viel zu früh.

Es knüpfen sich aber an diesen grossen Umfang der Philologie heute zumal zwei Uebel, über die man sich bereits mit dem Ausdruck nothwendiger Uebel zu trösten pflegt. Das eine ist die, wie es scheint, zu sehr begünstigte Theilung der Arbeit. Wenn schon in den einzelnen Facultäten diese Theilung weiter greift, als sich mit den Forderungen des Aristoteles an die Wissenschaft (ἐπιστήμη) verträgt, wie viel mehr wird die Philologie auf ihrer Hut sein müssen, dass bei der ausserordentlichen Mannigfaltigkeit ihrer Aufgaben sie nicht einseitig hier zur blossen Linguistik werde, dort zu einer Kritik, die „vermittelst des gesunden Menschenverstandes" nicht die Ueberlieferung, sondern den Verfasser selbst verbessert, dort wieder sich in die Archäologie vertieft, als sei sie von der Philologie zu trennen, und dort wieder im Studium der Realien ohne genaue Sichtung der Ueberlieferung sich nur zu gern der eigenen Ergänzung fehlender Nachrichten überlässt. Ja, im Grunde geht die Theilung der Arbeit innerhalb der Philologie noch viel weiter, als eben angedeutet. Freilich, je gründlicher sie verfährt, desto mehr muss sie die Theilung anerkennen als geboten durch die Beschränktheit der Zeit und der Kräfte des Einzelnen. Aber es gibt doch ein Mittel, um diesem nothwendigen Uebel der Theilung der Arbeit einigermassen entgegen zu wirken, um jeden unter uns von Zeit zu Zeit recht lebhaft daran zu erinnern, dass er als wissenschaftlicher Mann einem Ganzen angehört, und um durch die Freude an dem Ganzen ihn von dem Kummer zu befreien,

dass der Einzelne das Ganze nicht umfassen kann. Dieses Mittel liegt gerade in unsern Philologenversammlungen. Wenn ihr Zweck ist, „das Studium der Philologie in der Art zu fördern, dass es alle Theile derselben mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst“, so meine ich, ist ihre erste Aufgabe, dass die Versammlung selbst alle Theile der Philologie umfasse. Hier, meine Herren, lassen Sie uns die Theilung der Arbeit soweit als möglich verbannen. — Wenn die Statuten § 1, b als Zweck der Versammlung aufstellen: die Methode des höheren Unterrichts mehr und mehr bildend zu machen, so haben sie damit schon ohne Zweifel die Pädagogik in den Bereich ihrer Verhandlungen gezogen, und da diese letzteren mit den allgemeinen Sitzungen nicht gleichzeitig sein dürfen, so kommt wenig darauf an, ob man die Sitzung eine Sections- oder eine allgemeine Sitzung nennt.

Was aber Archäologie, Exegese und Kritik betrifft, so gehören diese doch so entschieden zu der Einen Philologie, dass wir meines Erachtens in dieser Beziehung gerade in unserer Versammlung die Theilung der Arbeit vermeiden müssen. Wir haben in Uebereinstimmung mit dem Statut die Archäologische Section räumlich und zeitlich unmittelbar vor die allgemeine Sitzung gelegt und so uns gegen die Theilung der Arbeit in dieser Beziehung zu wahren gesucht.

Ein zweites, welches heute als ein nothwendiges Uebel betrachtet wird, liegt in dem Andrängen der Bestrebungen für den Erwerb. Die Wissenschaft an sich verschmäht das Brodstudium. Nun haben sich aber in neuerer Zeit die Naturwissenschaften zu einer solchen Bedeutung für den Erwerb ausgebildet, dass man nothwendig wissenschaftliche und chrematistische Naturkunde unterscheiden muss. Die letztere sollte ihre Befriedigung in den Realschulen finden. Betrachten wir dagegen die Gymnasien als Anstalten, deren Hauptzweck ist, für die wissenschaftlichen Studien der Universität vorzubereiten, dann dürfen sie auch weder hinter dem Bedürfniss der Universität zurückbleiben, noch in die Universitätsstudien selbst hinübergreifen. Und hier wäre der Ort, die Gymnasien gegen dieses ihnen aufgedrungene Uebergreifen in die Universitätsstudien überhaupt zu wahren. Wenn von den Gymnasien wissenschaftliche Einführung in die Naturwissenschaften gefordert wird, warum denn nicht auch, wie es freilich vieler Orten geschieht, durch die Dogmatik in die gesammte Theologie, warum nicht auch durch Institutionen und Rechtsgeschichte in die Jurisprudenz, warum nicht auch durch Anatomie und Verbandlehre in die Medicin? Es hat bekanntlich solche Zwitteranstalten gegeben, aber sie sind allmälig verschwunden. Bleibe die Naturwissenschaft als Wissenschaft der Universität vorbehalten, und werde die chrematistische Naturkunde den Realschulen zugewiesen. Religion, nicht Theologie; Alterthümer, nicht Jurisprudenz; Mathematik und die alte Naturgeschichte der drei Reiche, aber nicht heutige Wissenschaft der Physik und Chemie — wenn man nicht die Kräfte der Jugend überanspannen, durch das Vielerlei die natürliche Anlage unterdrücken und durch ein nothwendig reglementmässiges Einüben jede freie Bewegung des strebenden Geistes vernichten will.

Meine Herren, wir leben in einer Zeit, wo die Religion in Gefahr geräth sich in Naturkunde aufzulösen und die Moral unseres Volks in Volkswirthschaft unterzugehen. — Noch steht der Humanismus hoch über solchen Zeitrichtungen, noch spricht er zuversichtlich mit dem Chor des Sophokles θάρcει μοι, θάρcει, τέκνον, ἔcτι μέγας οὐρανῷ Ζεὺς, ὃς ἐφορᾷ πάντα καὶ κρατύνει — noch verlangt er mit der Ethik und der Politik des Aristoteles, dass der Mann sei in allen Lebensläufen handelnd und denkend in Ueber-

einstimmung mit der vollen Tugend ὡς ἀληθῶς ἀγαθὸς καὶ τετράγωνος ἄνευ ψόγου; noch stellt er sich stolz ebenso sehr über diejenigen, welche ihn wegen seiner idealen Ziele als unpraktisch verhöhnen, da doch ihre eigene Praxis nichts anderes ist als die Verwirklichung von Ideen, die man nur als niedrigere, nicht ideale nennt, — als auf der andern Seite über diejenigen, welche nur zu sich und ihrer Auffassung Vertrauen haben, dagegen in dem Ideal, so sehr sie es lieben möchten, eine Gefahr sehen für das Bestehen der ideallosen Wirklichkeit.

Die Klage über die Mängel und das Zuviel des Unterrichts der Gymnasien ist oft zu geneigt, den Regierungen einen Vorwurf zu machen. Allein die Regierungen haben darin ja meistens der öffentlichen Meinung nachgegeben. Es ist eben diese s. g. öffentliche Meinung, welcher sich auch manche Philologen zu willig unterwerfen.

Dies führt auf einen neuen Zusatz zu dem § 1. Die Statuten enthalten jetzt als Zweck des Vereins der deutschen Philologen und Schulmänner unter Nr. 5 „Fragen der Organisation des Unterrichts und des Schulwesens zu berathen und die gefassten Beschlüsse eventuell den betreffenden Landesregierungen vorzulegen". Eine Aufgabe, die grosse Vorsicht fordert. Dabei kann ich nicht unterlassen, an eine treffliche Rede von Thiersch in der Versammlung in Gotha zu erinnern, betitelt „Ansichten über einen allgemeinen Schulplan". Weit entfernt, dass Thiersch einen solchen allgemeinen Schulplan empföhle, eifert er mit der Fülle des Wissens und der Erfahrung und mit der Kraft innerer Ueberzeugung gegen jede schablonenartige Einerleiheit der Einrichtungen, für die freie Bewegung der einzelnen Schulen und für die Autonomie der Lehrercollegien. Was die gelehrten Schulen, die Gymnasien sein und leisten sollen, durch welche Studien und Uebungen sie ihr Ziel erreichen, das sei doch wol endlich in der Hauptsache nach einer mehr denn 300jährigen Uebung bekannt und anerkannt, es brauche nicht in Formeln und Tabellen gebracht zu werden. Was im Einzelnen vorzukehren sei, das bleibe füglich an jeder Anstalt dem Lehrercollegium anheimgegeben. Gute Lehrer machen eine gute Schule. Mit Montesquieu ruft er aus: „es sind kleine Geister, welche von der Idee des Gleichförmigen mit Bewunderung erfüllt werden; edlere erfreuen sich an der Mannigfaltigkeit des regen und vielfach sprossenden Lebens, welches, wenn es ein wahres ist, in der Vielfachheit seiner Gestaltung und Offenbarung so wenig der Einheit entbehrt, als die lebendige in unzähligen Formen sprossende und wachsende Natur, der die Gottheit in jedem Gewächs die Einheit des sie durchathmenden und bewegenden Geistes aufgedrückt hat." Thiersch fügt hinzu, „es sei der Jesuitenorden gewesen, der zuerst einen einheitlichen Studienplan in grösster Ausdehnung in allen seinen Schulen in vier Welttheilen bis ins Einzelnste aus- und durchgeführt hat. Die Folge des Rigorismus ihrer Lehrordnung sei Erstarrung des geistigen Lebens und Ueberwältigung des Ordens durch den Fortschritt der Zeit gewesen. Nachgeahmt sei jene schablonenhafte Gleichförmigkeit in Frankreich unter dem militärischen Rigorismus Napoleons, und habe hier die ganze geistige Bewegung des öffentlichen Unterrichts in einen administrativen Mechanismus hineingezwängt, wie er der deutschen Art, der deutschen Wissenschaft und der deutschen Bildung durchaus widerspreche, weil diese unter dem Schirm der Einheit des deutschen Volkscharakters auf der selbständigen Entwickelung der Individuen beruhe."

In derselben Versammlung und in derselben Sitzung sprach der ehrwürdige Friedrich Jacobs „goldene Worte" über den ethischen Gehalt des classischen Alterthums, wobei er zugleich gegen den Irrthum warnte, „als wenn die Frömmigkeit in den Ge-

müthern tiefere Wurzeln treiben würde, wenn in den Classen der Gymnasien die Dogmatik unserer Väter oder eine andere mit dem ganzen Anhang der Polemik gegen andere Lehre docirt werde".

Vielleicht wird man der Rede vorwerfen, dass sie des Lobens der Philologie zu viel gethan. Wir könnten darauf antworten zumal heute wie der Dichter:

> Was wären wir, mit denen alle zanken,
> Wenn wir uns selbst das bischen Ruhm entzögen.

Aber lieber erinnern wir uns der Worte desselben Mannes, den ich eben nannte, der in seinem hohen Alter die Worte Leibnitzens auf sich anwandte: er komme sich vor wie ein schwacher Mann, der am Ufer des Weltmeeres bunte Kiesel und Muscheln sammle, während der ganze unermessliche Ocean mit seinen unerreichbaren Schätzen ausgebreitet vor ihm liege.

Eins aber sei noch zum Ruhm der classischen Alterthumskunde für jedermann gesagt: gerade weil die Sprache todt und ihr Inhalt längst vergangen, darum ist beides an feste Form gebunden und unserer Willkür gänzlich entzogen, und darum enthält sie eine fortwährende Warnung gegen Formlosigkeit und Willkür.

Indem ich schliesse, habe ich noch eine traurige und doch theure Pflicht zu erfüllen:

Nach gutem alten Brauch erinnern wir uns derer, die in dem letzten Jahre aus dem Kreise der Humanisten geschieden. Indem wir mit Dank, mit freudiger Erinnerung, mit Ehrfurcht der Todten gedenken, nenne ich Schleicher, Welcker, Göttling, H. Ritter, Joh. Schulze, Otto Jahn. —

Nach dem Beispiel der Trauerrede des Pericles, der am Ende derselben sich an die Lebenden wendet, schliesse ich mit einem Vers eines sehr sprachkundigen, leider früh verstorbenen Dichters:

> Hienieden lohnt's der Mühe nicht zu zagen,
> Und wahr und frei zu sprechen ziemet jedem,
> Da bald wir alle ruhn in Sarkophagen.

Präsident: Ich ertheile zunächst das Wort dem Herrn Bürgermeister Mölling.

Bürgermeister Mölling: Gestatten Sie mir, hochgeehrte Herren, nach dem Grusse, den das Präsidium an Sie gerichtet hat, Sie auch Namens der Stadt hier zu begrüssen und Ihnen die Versicherung entgegenzubringen, dass wir den von Ihnen im vorigen Jahre gefassten Beschluss, den Sitz der diesjährigen Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner hierher zu verlegen, mit der grössten Freude angenommen haben, und uns dadurch in besonderem Grade geehrt fühlen, Sie hier in unsrer Mitte zu sehen. Unsre Stadt hat in engeren Kreisen, in denen sich unser Leben bisher bewegte, stets den Vortritt zu behaupten gesucht in der Würdigung politischer, communaler und wissenschaftlicher Bestrebungen und auch stets lebhaften Antheil genommen an allen humanen und wissenschaftlichen Bestrebungen auf deutschem Boden. Um so freudiger begrüssen wir es, dass Ihre deutsche Versammlung hier ihren Sitz aufgeschlagen hat, um so höher schätzen und würdigen wir die Ehre, die uns durch Ihre Anwesenheit hier zu Theil geworden ist.

Ich darf Sie im Namen der Stadt von Herzen willkommen heissen und den Wunsch damit verbinden, dass der Aufenthalt, den Sie hier nehmen, Ihnen ein angenehmer und lieber sein möge.

Präsident: Ich eröffne nunmehr die Versammlung und bitte, dass zunächst das Bureau constituirt werde. Zu dem Ende schlage ich Ihnen vor, dass als Secretaire — es sind deren nach Gebrauch immer vier — von der Versammlung ernannt werden: die Herren Dr. Richter aus Leipzig, Professor Dr. Koch aus Schul-Pforta, Dr. Lütjohann aus Kiel und Dr. Berch aus Kiel.

Wenn die Versammlung damit einverstanden ist (Pause), so bitte ich die genannten Herren, hier oben ihre Plätze einzunehmen. (Geschieht.)

Demnächst wäre eine Commission zu ernennen wegen der Wahl des Ortes für die nächste Philologenversammlung. Diese besteht in der Regel aus früheren Präsidenten, und von diesen sind hier anwesend die Herren: Director Dr. Classen, Archivrath Grotefend, Rector Dr. Dietsch, Director Dr. Eckstein und Professor Dr. W. Vischer.

Wenn die Versammlung damit einverstanden ist, so werden diese fünf Herren mit den jetzigen beiden Präsidenten zusammentreten und in der dritten Versammlung ihren Vorschlag machen. (Zustimmung.)

Demnächst habe ich mitzutheilen, dass von den Beiträgen des Herrn Professor Dr. Ribbeck zur Lehre von den lateinischen Partikeln etwa 400 Exemplare für diejenigen im Bureau des Hauses bereit liegen, welche sich dafür interessiren.

Ich ertheile jetzt dem Herrn Professor Dr. Oncken das Wort.

Vortrag des Herrn Professor Dr. Oncken:

Zur Charakteristik der Aristotelischen Politik.

Hochgeehrte Versammlung! Der kühnste und eigenartigste Denker, den das Mittelalter gesehen hat, der englische Franciscaner Roger Baco, hat einmal im Aufbrausen des Unwillens gesagt: „wenn ich die Macht hätte über die Aristotelischen Schriften, so würden sie sammt und sonders auf einem Holzstoss verbrannt, denn ihr Studium ist eitel Zeitverderb, ein Quell von Irrthum und Unwissenheit". Ziemlich ähnlich dachte sein grosser Namensvetter, Franz Baco von Verulam, der drei Jahrhunderte später in den Fussstapfen des verschollenen Franciscaners, von dessen Namen er nicht eine Ahnung hatte, als Gründer der modernen Erfahrungswissenschaft getreten ist. Und nicht viel anders dachte das gesammte Heer der Humanisten von Petrarca an, der zuerst die Entdeckung machte, der Stil des Aristoteles sei doch gar zu reizlos, trocken und öde, als dass seine Philosophie so sehr viel taugen könne, bis herunter auf Petrus Ramus, der als zwanzigjähriger Heisssporn die jugendlich kecke These aufstellte: *quaecunque ab Aristotele dicta essent, commenticia esse*, der masslosen Grobheiten des Franciscus Patritius gar nicht zu gedenken: kurz das gesammte junge Europa der Renaissance und des Humanismus steht in einmüthiger Verschwörung gegen den grössten Namen der antiken und mittelalterlichen Wissenschaft. Und das war kein Zufall; das hatte seinen guten sachlichen Grund: wo immer ein freigeborener Kopf zu rütteln wagte an den Kerkerwänden der Scholastik, da hielt man ihm Aristoteles entgegen, wo immer einer heraustrat aus den Bahnen der Ueberlieferung, um auf eigene Gefahr nach den ewigen Quellen aller Wahrheit zu graben, da sollte ihn diese Autorität entwaffnen und stumm machen: das ahnten sie nicht, weder die angeblichen Schüler noch die vermeintlichen Gegner des Aristoteles, dass sie sich stritten um eine Grösse, die in Wahrheit nicht vorhanden war, dass ihr Aristoteles eine plumpe Fälschung spätgeborner Schulweisheit sei, dass der echte, geschichtliche Aristoteles eine ganz andre Person gewesen, dass auch er einmal als ein Rebell aufgetreten gegen

eine gefeierte Autorität, die seinem Herzen näher stand als allen gedankenlosen Nachbetern, dass er dabei das Muster einer Polemik gegeben, die durch ihre Würde und ihren männlichen ritterlichen Anstand den polternden Zank aller Nachtreter tief beschämte, dass er beides gethan hat auf Grund einer Weltanschauung, in der wir heut zu Tage die echteste Vorläuferin des modernen Geistes erkannt haben. So ist es in Wahrheit und das wird durch jede neue Aristoteles-Forschung mit neuen Belegen erhärtet: er ist der Gesetzgeber der inductiven Methode, er hat das Organon aller erfahrungsmässigen Wissenschaft zuerst gehandhabt und wissenschaftlich beschrieben, und nur deshalb musste es im Zeitalter der Renaissance von neuem entdeckt werden, weil man vergessen hatte, dass es schon vorhanden war und weil es ein Gesetz der Culturgeschichte ist, dass ein Geschlecht, was es dauerhaft besitzen soll, selber mit eigner Arbeit erwerbe.

Die grosse That der Aristotelischen Philosophie besteht darin, dass sie die Methode und das Princip der Naturforschung in die Philosophie, Methode und Princip der Geschichtsforschung in die Politik eingeführt hat. Wir haben ein Varronisches Fragment, das uns erzählt: Alexander habe seinen grossen Lehrer einmal gefragt, wen er als seinen Meister anerkenne; da habe Aristoteles geantwortet, die Dinge selber sind meine Lehrmeister gewesen, und die haben zu lügen nicht gelernt. Es war nicht gleichgiltig für seinen Geistesgang, dass er nicht aufgewachsen ist wie andre hellenische Denker in der Atmosphäre der Rhetorik und Sophistik, sondern in der nüchternen Zucht eines heilkundigen Vaters, aufgewachsen ist als Sohn eines wissenschaftlich gebildeten Arztes in einer Zeit, von der wir aus Galen wissen, dass von der ganzen Zunft der Aerzte unverbrüchlich an dem Gesetze festgehalten wurde, dass der Sohn das Gewerbe des Vaters ergreife, dass er im frühen Alter die Anfangsgründe der Anatomie erlerne. Das hat sich in Geistesgang und Geistesart des Aristoteles nicht verleugnet: der Philosoph, den die Epikureer einen Quacksalber schimpften, war der grösste Anatom des Alterthums, der erste vergleichende Anatom, den das Alterthum gesehen hat, und als ein philosophirender Naturforscher ist Aristoteles in die Welt der Wissenschaft eingetreten, und damit ist sein Gegensatz zu seinem Lehrer, zu Platon, dem philosophierenden Dichter bereits grell gezeichnet. Früher, als man gewöhnlich glaubt, muss dieser Gegensatz zwischen beiden, wenn nicht zum Ausdruck, wenigstens zum Bewusstsein gekommen sein. Die eigenthümliche Geistesrichtung des Aristoteles stammte nicht von gestern, war nicht von aussen her angebildet, sondern war, wie wir annehmen dürfen, ein Vermächtniss der Erziehung im väterlichen Hause. Als ein 16/17jähriger Jüngling kam er nach Athen: in dem Alter haften noch solche im Vaterhause geschöpfte Eindrücke am festesten, und der Widerspruchsgeist ist am lebhaftesten. Ich kann mir nicht denken, dass es einen Augenblick gegeben habe, wo man es für möglich hielt, den entschlossensten Gegner der Ideenlehre Platons zum Nachfolger des Urhebers dieser Lehre zu machen. Wie man aber darüber auch denken mag, das steht fest: ritterlicher, ehrenwerther und männlicher hat niemals ein Schüler das Recht seiner Meinung behauptet gegenüber der Autorität eines Lehrers, den er liebte und zwar von ganzem Herzen. Wer kann ohne Bewegung die berühmten Worte lesen, mit denen Aristoteles im Eingange der Nikomachischen Ethik die Polemik gegen die Ideenlehre eröffnet? „Ich muss daran, wie sauer es mir wird, denn der Urheber dieser Lehre ist mir nahe befreundet, aber in philosophischen Dingen muss die Wahrheit über alles gehen. Der Philosoph von Beruf ist doppelt an diese Pflicht gebunden; wenn es gilt zu wählen zwischen der Wahrheit und dem Freunde, dann darf er nicht schwanken.“

Der Cardinal Bessarion hatte Recht, als er im Jahre 1462 ein Wort des Friedens hineinreden wollte in den wüsten Zank der Epigonen, zu erinnern an dieses Muster einer Polemik, das Aristoteles, wie er jetzt mit Scham empfinde, leider umsonst gegeben habe. Aber der sachliche Gegensatz blieb bestehen. Er musste sich verrathen auf der ganzen Linie philosophischer Weltbetrachtung, besonders wo sie ins Leben einschneidet, in der Politik. An Berührungspunkten fehlte es gleichwohl nicht. Als Aristoteles zum zweiten Male nach Athen kam, trauerte er um seinen verstorbenen Lehrer und stiftete einen Altar zum Andenken der Freundschaft des Mannes, der zuerst und allein überzeugend die Sterblichen lehrte, dass, wer tugendhaft sei, glückselig zugleich auch werde. Die Einheit der Tugend und Glückseligkeit, diese grosse Entdeckung der Platonischen Ethik, bleibt der Mittelpfeiler auch des ethischen Systems des Stagiriten. Mit Platon glaubt er an die tugenderzeugende Gewalt des Gesetzes, mit Platon sieht er das höchste Ziel aller Staatskunst in der Auffindung eines Staatsentwurfs, der der schlechthin beste sei für jede Zeit und jeden Ort und jede Bürgergemeinde: zwei Dinge, in denen sich moderne Denker mit antiken nicht leicht verständigen werden. Aber damit sind auch die wesentlichsten Berührungspunkte zwischen beiden erschöpft. In den meisten der praktischen Fragen konnte ein tieferes Einverständniss sich nicht bilden zwischen zwei grundverschiedenen Naturen, von denen die eine von der Erforschung und Beobachtung der Geschichte alles, die andre nichts erwartete, zwischen zwei Männern, von denen der eine nach umfassenden Studien über Wesen und Geschichte des Staats wie er ist herantrat an die Frage wie der Staat sein soll, während der andre an dem Bekenntniss festhält: der echte Philosoph darf nichts wissen vom Staat, nicht wissen, wo der Weg hinführt zum Volksversammlungsplatz und zum Gericht und nichts wissen von Volksbeschlüssen und Gesetzen. Dies zeigt sich gleich bei der Aristotelischen Kritik der Platonischen Politic. Im Sondergeist hatte Platon das Grundübel aller staatlichen Ordnung gefunden, und um diesen Geist mit der Wurzel auszurotten, hatte er, logisch ganz consequent, die Ehe und das Eigenthum aufgehoben in der Kaste seines Krieger- und Denkerstandes. Dieser Lehre entgegnet Aristoteles mit Waffen der Logik, Politik und Ethik. Nicht ganz gelungen ist der logische Gegenbeweis; denn es stellt sich heraus, dass es Aristoteles doch einigermassen an dem Vermögen fehlt, sich ganz und gar in einen ihm fremdartigen Gedankenkreis hineinzubegeben und aus der Logik des Gegners heraus zu schliessen und zu folgern. Desto besser und unumstösslicher ist aber der Beweis gelungen, dass die sociale Revolution, welche Platon mit vollem feierlichen Ernst verlangt hatte, unausführbar ist, und wenn sie ausführbar wäre, verworfen werden müsste im Namen der heiligsten Gesetze der menschlichen Art, der menschlichen Natur. Er zeigt, wie der Sondergeist, in dem Platon eine Ausartung verbildeter Gesellschaftszustände erkennen will, in Wahrheit beruht auf der echtesten Natur unsres Geschlechts, und er erhebt sich zu seiner ganzen Höhe dort in dem Capitel der Nikomachischen Ethik, wo er ein Gebiet betritt, das Platon ganz fremd ist, wo er spricht von der Heiligkeit der Ehe, von den sittlichen seelischen Banden, welche Geschwister-, Kindes-, Gatten- und Elternliebe im Familienleben knüpfen, wo er spricht von den Tugenden der Entsagung, Selbstverleugnung und Mildthätigkeit und der sinnlichen Selbstbeherrschung, die nur möglich seien dort, wo der Gesetzgeber dem Gewissen und der Erziehung überlasse, den Sondergeist, den alle haben, zu dämpfen und zu adeln, und nicht dort, wo ein doch verfehlter Machtspruch, was ewig in unsrer Natur begründet ist, herausreissen möchte aus dem Innern des

Menschen. Wenn irgendwo, so ist Aristoteles hier ein Mitverschworener der Zukunft, ein Bürger derer, die da kommen werden. Er hat das Naturrecht des Individuums, der Familie und des Eigenthums gerettet vor dem philosophischen Radicalismus seines grossen Lehrers. Mit der Platonischen Politie hatte Aristoteles den einen Arm der hellenischen Staatsromantik getroffen, den andern traf er durch seine Kritik des Lykurgischen Sparta. Sparta ist zweimal im Laufe der griechischen Geschichte ein Ideal romantischer Staatsanschauung gewesen: das erste Mal in Athen zur Zeit des Principienkrieges zwischen Demokratie und Oligarchie, der im peloponnesischen Kriege sich furchtbar entlud, dann in Sparta selbst, als kurz vor dem Erlöschen alles hellenischen Lebens zwei hochherzige Könige den Versuch machten, die in Moder zerfallene Verfassung zu neuem Leben zu erwecken. In beiden Fällen hat sich die Literatur der Streitfrage bemächtigt. Zwischen diesen beiden Schulen der lakonistischen Romantik steht mitten inne das zweite Buch der aristotelischen Politik, wo er über das viel gerühmte Sparta im Ton einer schneidenden Kritik die volle, ungeschminkte Wahrheit gesagt hat.

Gegen die Methode der Aristotelischen Kritik lässt sich auch hier mancherlei sagen. Den Standpunkt einer historischen Prüfung lehnt er ausdrücklich ab. Er sagt nicht, was entschuldbar oder nicht entschuldbar ist, wie wir sagen würden, was erklärt werden muss aus diesen oder jenen Umständen, sondern: was richtig ist, was nicht, im Vergleich zum schlechthin besten Staat, im Vergleich mit den Ideen des Gesetzgebers. Das allein geht ihn an. Also nicht der Standpunkt einer Kritik, die da abwägt zwischen den gegebenen Zuständen und dem Vermögen des Gesetzgebers: nicht darauf kommt es ihm an; Lykurg wird überdies Manches zugeschrieben, was früher oder später ist als er, ihm also nicht zugeschrieben werden kann, und der Gesetzgeber wird verantwortlich gemacht für Dinge, für die wir mit unseren reifern Vorstellungen niemals einen einzelnen Menschen verantwortlich machen würden. Aber in diesen offenkundigen Schwächen dieses berühmten Capitels und seiner Kritik liegt keineswegs ein Grund, an der Glaubwürdigkeit der Thatsachen zu zweifeln, die Aristoteles als Zeitgenosse von den damaligen Zuständen Spartas, von dem Geist seines damaligen Staatslebens mittheilt, zumal wo sie anderweitig erhärtet sind. Tief verletzend für alle diejenigen unter uns, welche den lakonistischen Vorstellungen treu geblieben sind, klingt der Ton, die schneidende, kalte Stimme dieser Kritik; allein vergessen wir die Zeit nicht, in der sie geschrieben; erwägen wir, dass es unmöglich war nach dem furchtbaren Strafgericht, welches die Tage von Leuktra und Mantinea über den viel gepriesenen Staat gebracht, den ein einziger wuchtiger Schlag entwurzelt, von der Vortrefflichkeit dieser Staatsverfassung in dem Ton gedankenloser Bewunderung fortzureden, den die Lakonisten in die Mode gebracht hatten. Hier hatte die Geschichte gesprochen, für Aristoteles die höchste aller Autoritäten in politischen Dingen. Dieser Spruch würde einen überwältigenden Eindruck auch dann auf ihn gemacht haben, wenn er vorher zu den Lakonisten gehört hätte, was wir nicht annehmen können. Dann war es auch an der Zeit, dass das Culturvolk der Hellenen sich frei machte von der Bewunderung eines Staats, dessen Lebensprincip jedem höhern geistigen Interesse fremd, wenn nicht feindselig gegenüber stand. Die Hellenen in ihrer Aufklärungsepoche waren entwachsen einer historischen Vorstellung, die nicht mehr genügende Stützen in der Wirklichkeit besass. Ihr Selbstbewusstsein als Pfleger einer Bildungsarbeit, von der fest stand, dass sie die Freiheit überleben würde, fing an sich

aufzulehnen gegen die Verehrung eines Staats, der an dem stolzen Werke keinen Antheil hatte, und dessen Herrschaft, wo man sie bisher erlebt, zugleich der Untergang der Freiheit und der Bildung gewesen war. Die Erfahrungen der Harmosten und Dekarchien waren auch einem Isokrates zu stark gewesen. Und so hat Aristoteles im Namen der historischen Wahrhaftigkeit und im Namen des Culturstolzes seiner Nation Protest eingelegt gegen einen Cultus, dem dies Volk entwachsen war, und im Namen, aus dem Herzen der Besten seines Volks heraus hat er gesprochen in dem Augenblick, als er darauf bestand, dass es eine höhere, menschlichere, erstrebenswürdigere Tugend gebe, als die rohe Tapferkeit der Hopliten und für den Staat höhere Lebenszwecke als Krieg und Helotenjagd, und dass Sparta daran zu Grunde gegangen sei, dass es eine edlere Tugend nicht gepflegt und einen höhern Lebenszweck nicht gekannt. An dem angesehensten Staate der Phantasie, dem Platonischen, hatte Aristoteles dargethan, dass der schlechthin beste Staat noch nicht erdacht sei, an dem angesehensten Staate der Geschichte, dem spartanischen, hatte er gezeigt, dass er noch nicht verwirklicht sei.

Jetzt war die Bahn frei, zum Auffinden eines Staatsentwurfs selbständig den Anlauf zu nehmen, und da thut er an der Schwelle seines Werkes einen entschlossenen Schritt: ohne durchblicken zu lassen, dass es möglich wäre zu zweifeln an der unumstösslichen Richtigkeit seiner Sätze; sagt er getrost: „der Mensch ist nicht geworden, sondern geboren zum Bürger, er ist ein ζῷον πολιτικόν, der Staat nicht ein Werk des Zufalls, ein Spiel der Willkür, sondern ein Geschöpf ewiger Gesetze in der menschlichen Natur; mehr als das: er ist die höchste, vollendetste Leistung menschlicher Entwickelung, er ist das Erziehungshaus der reinsten Tugend und damit die Herberge der irdischen Glückseligkeit". Vergessen wir nicht, was mit diesem Satze gedacht und gemeint ist. Der hellenische Staat war, wie der antike überhaupt eine religiöse Einrichtung, die Staatsgesinnung, die Vaterlandsliebe des Bürgers eine religiöse Empfindung und der Staatsdienst sein echtester Gottesdienst, selbst in den Tagen als die Heiligthümer des Volks mit Spinngeweben überzogen waren, und die Priester, wenn sie sich begegneten, nur mit Mühe das Lachen über ihre Verrichtungen zurückhielten; selbst da konnte der delphische Priester Plutarch mit Wahrheit sagen: „Eher wird man Häuser ohne Grundmauern als eine Stadt ohne Gottheit bauen."

Bei dieser engen Verknüpfung zwischen Volksreligion und Staatsgesinnung darf man sich nicht wundern, dass dieselbe Skepsis, welche das Dasein der Götter leugnete, auch die naive alte Staatsgesinnung zerstörte, dass dieselben Zweifler, welche sagten: ob es Götter giebt oder nicht, kann niemand angeben, auch den Muth hatten zu fragen: ob das ganze Gerüst von Beschränkungen der persönlichen Freiheit, das wir Staat nennen, seinen Ursprung habe in dem ewigen Willen der Natur φύσει oder der Willkür entspringe νόμῳ? Man war bis zur Verneinung des objectiven Rechts staatlicher Entwickelung und der Rechtsidee selber vorgeschritten. Wohin man damit kam, lehren die Aeusserungen des Kallikles und des Aristipp. In diesem Moment, wo der hellenische Staat, von seinen Göttern verlassen, im Begriff war, an dem Zweifel der Denker zu Grunde zu gehen, in dem Momente hat Aristoteles den hellenischen Staatsbegriff gerettet, indem er sich der beiden Ideen über Wesen und Ursprung des Staates bemächtigte, in denen sich der naive Glaube des Volks mit der Aufklärung der neuen Zeit vermählte und versöhnte. Was der Volksglaube auf den Willen der Götter zurückführte, gründete er auf den ewigen Willen der Natur — die objective Naturnoth-

wendigkeit des Staats war dadurch nicht weniger scharf ausgesprochen als durch irgend einen Mythus — und was der Volksreligion, der er mit allen Gebildeten fremd geworden war, an erziehenden und bildenden Elementen inne wohnte, das rettete er für seinen Staat, als er ihn auferstehen liess als ein Erziehungshaus der Tugend und eine Herberge der irdischen Glückseligkeit.

Weniger befriedigend erscheinen uns die Abschnitte über Sklaverei und Wirthschaftsleben und am wenigsten der Torso eines schlechthin besten Staats in den beiden letzten Büchern. In dem Abschnitte über Sklaverei, dem viel besprochenen, kann man lernen, welch eine Macht in dem ungeschriebenen Gesetz socialer Vorurtheile ruht; Anschauungen und Empfindungen, welche aus der Gewohnheit fliessen, die eine Classe der Gesellschaft immer oben, die andre immer unten zu sehen, spotten aller Logik, auch dann, wenn das Gesetz keinen Rechtsunterschied mehr macht; sie sind aber unüberwindbar, wenn sie beruhen auf rechtlich und thatsächlich giltigen Zuständen, die so allgemein geworden sind, dass die Gesellschaft jede Empfindung verloren hat für ihre Unnatur. Wenn nun ein Dichter wie Euripides es unternehmen konnte, die Sklaven auf der Bühne zu emancipiren, um das Wort wahr zu machen: „der Sklaven Schande ist der Name ganz allein, in keiner Tugend steht der gute Sklav dem Freien nach“, so war dies nur möglich in einer Stadt, wo eine menschlichere Sitte die Sklaven, wenn nicht zu achten, so doch zu schonen gelehrt hatte. Aber es blieb ein weiter Weg bis zu dem Satz: „die Sklaverei ist entgegen der Natur“, denn dann folgte sofort der Satz, „man hebe die Sklaverei auf“, und das bedeutete für den freigebornen Adel des Hellenenthums nicht eine blosse Verkürzung seiner Rechte, es bedeutete seinen Untergang mit allem Grossen und Herrlichen, was ihm das Leben werth machte. Vor dieser Consequenz scheut auch Aristoteles zurück, und daher der verfehlte Versuch, die Sklaverei auf ein Naturgesetz zurückzuführen. Wohl weiss auch er, in dem Kittel eines Sklaven kann das Herz eines freien Mannes schlagen, und wo er dies sagt, da mag ihm das Bild seines Freundes Hermeias von Atarneus vorgeschwebt haben, der sich aus einem Doulos tripratos emporgearbeitet hat zu einem Fürsten, mehr als das, zu einem Freunde des Xenokrates und Aristoteles, dessen jammervollen Ausgang er in tief empfundenen Versen besungen, dessen im Elend zurückgelassene Adoptiv-Tochter er geheirathet hat trotz des Unglimpfs, der sich im hartherzigen Hellas an eine solche Missehe knüpfte. Und auch von der Sklaverei Dessen will er nichts wissen, der das Unglück gehabt auf dem Schlachfelde zu unterliegen und vom rauhen Sieger in die Leibeigenschaft verkauft zu werden.

Aber es steht ihm fest, dass der freigeborene Adel des Hellenenthums σχολήν haben müsse, und darum fordert das Naturgesetz, dass das Barbarenthum dem freigebornen Hellenen diene und ihm die Prosa der gemeinen Lebensarbeit abnehme, so lange mindestens, als die Weberschiffchen nicht von selber weben und die Plektra die Saiten nicht von selber schlagen, d. h., wie ein Bürger des 4. Jahrhunderts glauben musste, für immer. Ein Kastenstaat mit leibeigenen Bauern und Gewerbtreibenden ist darum auch der schlechthin beste Staat in den beiden letzten Büchern der alten Ordnung.

Soweit wir diesen Entwurf nach dem Torso beurtheilen dürfen, der uns erhalten ist, können wir sagen: in allen materiellen Vorbedingungen staatlichen Lebens stimmt er überein mit seinen Vorgängern, wir finden ganz dieselbe, correct philosophische Abneigung gegen Capitalwirthschaft und eigene Arbeit, ganz dieselbe Vorliebe für kleine inselartige Abgeschlossenheit, ganz denselben energischen Widerwillen gegen das Seewesen und den

Handelsbetrieb und ihre angeblich entsittlichenden Folgen für den Geist, für die Sitte der bürgerlichen Gesellschaft. Aber eigenthümlich ist ihm die Ansicht über den idealen Lebenszweck des Staats, und darin liegt ein Bruch mit dem herkömmlichen hellenischen Staatsbegriff. Er bricht mit den bisherigen alten Vorstellungen vom Wesen des Staats, indem er neben dem βίος πρακτικός, in dem das alte Staatsleben aufging, einen βίος θεωρητικός als gleichberechtigt, ebenbürtig verlangt; er bricht mit der alten geschlossenen Form des hellenischen Staats, indem er betont, dass die Tugend des Bürgers und die Tugend des Menschen Dinge seien, die sich keineswegs vollständig decken.

Man sieht hier den Sohn der beginnenden alexandrinischen Weltepoche, man sieht, wie Aristoteles das Hellenenthum überwunden hat, wie in ihm der Hellenismus zum Durchbruch kommt; die Einheit von Bürger und Krieger, von Denken und Handeln, die den althellenischen Staat bezeichnet, hat in der Wirklichkeit bereits ein Ende, in der Lehre hat Aristoteles die Scheidung vollzogen. —

Im ganzen Abschnitt vermissen wir die Wärme, die wir erwarten möchten an einer Stelle, wo das ganze Werk gipfeln muss. Bloss an einer Stelle wird er warm, da wo er die Frage beantwortet, welches Stammes sollen die Bürger des schlechthin besten Staates sein? Vom Hellenenstamm, antwortet er, denn dieser vereinigt Eigenschaften, die andre Stämme nur getrennt besitzen: kriegerische Tüchtigkeit mit staatsbildender Weisheit und Fülle der Bildung, und darum leben die Hellenen in der besten Verfassung und können, wenn sie einen Staat bilden, der erste vor allen sein. Mehr als einmal ist uns beim Durchlesen dieser beiden Bücher zu Muth, als ob er beim Aufbau seines Phantasiestaats nicht in seinem Elemente wäre, wir glauben zu fühlen, wie er sich hingezogen fühlt dorthin, wo er sich Meister weiss, wie er es ist an den Stellen, wo wir den Naturforscher des realen Staats in seiner Grösse wiederfinden. Da ist sogleich aus dem dritten Buche auf zwei Stellen hinzuweisen, mit denen die hellenische Staatslehre einen unleugbaren Fortschritt gemacht hat: die Aufstellung eines neuen Princips für die Eintheilung der Staatsformen, und die Anerkennung des Volksgewissens als Quell öffentlichen Rechts. Es ist nicht richtig, was man vielfach gesagt hat, dass Aristoteles die Eintheilung der Staatsformen in Monarchie, Aristokratie und Demokratie zuerst aufgestellt habe: sie ist älter, sie findet sich schon in dem berühmten Gespräch persischer Grossen, an dessen Echtheit uns Herodot vergebens glauben machen will. Das Verdienst des Aristoteles besteht darin, dass er für die Eintheilung der Staatsformen ein Princip aufgestellt hat, das nicht auf die Form, sondern auf das Wesen, nicht auf die Zahl, auf die zufällig grössere oder geringere Zahl der Regierenden, sondern auf den Geist der Regierung gebaut ist. Er fragt nicht danach, wie Viele oder wie Wenige an der Spitze stehn, sondern danach, und das ist der einzige richtige Eintheilungsgrund, ob das Wesen des Staats in der einen oder der andern Form seine Rechnung finde, ob das Gemeinwohl, das Recht entscheidet oder der persönliche Vortheil, die Willkür der Regierenden, und danach theilt er ein in zwei Gruppen: in Rechts- und in Willkürstaaten, die einen sind die richtigen, die andern die ausgearteten, und da findet sich für jeden eine ὀρθή und eine παρεκβεβηκυῖα πολιτεία. Dazu kommt die Anerkennung des Volksgewissens, der öffentlichen Meinung als Quelle des öffentlichen Rechts. Mit unsäglichem Hochmuth sah die Staatsphilosophie herunter auf die gemischte Gesellschaft des Laienthums, das in den Volksversammlungen und in den Theatern einen mehr oder weniger articulirten Ausdruck für seinen Willen und sein Urtheil suchte. Auch Aristoteles ist kein Freund der ausgelassenen Demokratie, aber

er hat Achtung vor dem Instinkte eines grossen Volkes. Er spricht nicht geringschätzig von einer Versammlung, in der vielleicht Hunderte sind, von denen jeder Einzelne nichts bedeutet, aber der man zugestehen muss, dass sie als Gesammtheit einen Willen, eine Einsicht habe, dass der Ausdruck ihres Willens und ihrer Einsicht ein bedeutendes Moment sei bei der Beurtheilung von Kunstwerken wie von grossen öffentlichen Fragen. Er spricht sich nur andeutungsweise darüber aus, aber man sieht, dass er ernsthaft nachgedacht hat über diese Frage, die für seine Vorgänger gar nicht vorhanden war. Und so kommt er auf ganz naturgemässem Wege zu derjenigen Gestaltung staatlichen Lebens, die er als die verhältnissmässig beste, als die unter den meisten Umständen erstrebenswertheste und erreichbarste empfiehlt: das ist diejenige, welche die meiste Bürgschaft dafür bietet, dass das Gemeinwohl und das Recht gewahrt werde und dass der artikulirte Ausdruck der öffentlichen Meinung zu seinem Rechte komme. Das ist der Staat, in dem das vermögende Bürgerthum, der Mittelstand, der μέσος βίος stärker ist als die andern Elemente der staatlichen Gemeinde, welche nach extremen Gestaltungen der Staatsform drängen. Derjenige Staat, in dem der Mittelstand stark genug ist, um einerseits den Ueberschlag in die Tyrannis, andrerseits den Umsturz zur Ochlokratie oder Demokratie zu wehren, dieser Staat ist der friedlichste, der gesetzestreueste, der zuverlässigste. Eine lange blutige Leidensgeschichte hatte Hellas gelehrt, wohin die gewaltthätigen Umstürzungen der staatlichen Ordnung führte: erst jüngst, und dabei scheint er wesentlich zu denken an die makedonische Herrschaft, hat man angefangen, die innere Politik in den Staaten frei zu geben, erst jüngst hat man angefangen, politische Duldung zu üben, und nun erst kann der Staat des bürgerlichen Mittelstandes vollauf gedeihen.

In den beiden letzten Büchern der neuen Ordnung richtet sich vor uns auf ein ganzes Gerüst staatlicher Heilkunde, um mit Aristoteles selbst zu reden, worin der Naturforscher des realen Staats sein volles Genüge findet. Die Fragen: welches sind die Krankheiten, welches die Heilmittel des staatlichen Lebens? führen ihn zu Bildern und Charakteristiken des wirklichen Staats, wie er aussieht bei den verschiedenen Arten der Regierung, Charakteristiken, die an Naturwahrheit der Auffassung und an schlagender Anschaulichkeit der Darstellung in der alten Prosa ihres Gleichen suchen. Und aus diesen Charakteristiken fällt für uns manche goldene Regel ab, für den praktischen wie theoretischen Staatsmann und den Historiker. Dem praktischen Staatsmann gilt der Satz: nicht darauf kommt es an, dass ein Staatsmann möglichst treu und streng im Sinne einer Partei, es sei Demokratie oder Oligarchie, regiere und schalte, sondern darauf allein kommt es an, dass er etwas dauerhaftes schaffe, ein Werk, das seinen Meister lobt, und das ist bloss zu erreichen durch die Kunst des Masshaltens und der Selbstverleugnung. Und ein anderer Satz: Staatsumwälzungen entstehen wohl aus kleinen Anlässen, aber nicht um kleiner Ursachen, kleiner Interessen willen, weist die Wege allen den Anekdotenjägern, die nicht müde werden, aus der kleinsten Ursache die grössten Wirkungen abzuleiten und zwar unter fortwährendem Verwechseln der Ursache mit dem Anlass. Und bei den Spiegelbildern der Tyrannis, einmal des heuchlerisch schleichenden und dann des nackten, brutalen, gewaltthätigen Despotismus, werden wir erinnert an den Psychologen, der nicht umsonst an einem halbbarbarischen Hofe gelebt hat. Und da, wo er spricht vom Verhältniss des Tyrannen zum Freunde, wo er sagt: der Tyrann ist unempfänglich, unwürdig der Freundschaft, denn er kennt nur Schmeichler,

und kein edler Mensch wird sich zum Schmeichler erniedrigen, edle Menschen können wol lieben, aber zu schmeicheln haben sie nicht gelernt, werden wir erinnert an sein Verhältniss zu Kallisthenes, werden erinnert an das Zerwürfniss, das sein rauher Tugendstolz zwischen Aristoteles und seinem grossen Zögling gesät haben soll; und zu dem Bilde des ἔσχατος δῆμος hat das athenische Volk gesessen in seiner letzten trüben Zeit, das ein ganzes Menschenalter ihm neidlose Gastfreundschaft gewährt hatte, und dem doch sein letzter Groll gegolten, denn vor diesem Demos musste er flüchten nach Euboia: verfolgt von der Anklage auf Atheismus floh er, um ihm eine zweite Versündigung an der Philosophie zu ersparen.

So ungefähr kann man sich den Hauptinhalt eines Buches vergegenwärtigen, das von allen Schriften des Aristoteles die am wenigsten glänzende Laufbahn gemacht hat. Seltsamerweise ist bei den Alten vor Cicero kein Zeugniss directer Benutzung nachzuweisen, vom Mittelalter bis zum 13. Jahrhundert gilt es dasselbe. Aristoteles wird vergöttert von den Schulen der muhamedanischen und christlichen Welt, den einen ist er eine Fundgrube naturhistorischen Wissens, den andern der Gesetzgeber einer kirchlichen Dialektik; aber von der Aristotelischen Politik weiss niemand etwas, bis zur Uebersetzung des Wilhelm von Mörbecke im 13. Jahrhundert, die für uns vermöge ihrer gedankenlosen Worttreue dem Werth einer alten Handschrift gleich kommt, aber für eine Zeit ohne Kenntniss des Griechischen, ohne Staatssinn und historisches Verständniss ein Buch mit sieben Siegeln war. Erst mit dem Jahre 1429, mit der Handschrift, die Filelfo aus Constantinopel nach Italien gebracht hat, beginnt, wie ich glaube an einer andern Stelle gezeigt zu haben, die Wiederbelebung der Aristotelischen Politik. Das Buch kam zur rechten Zeit: eben machte sich das junge Italien der Renaissance auf zu seinen verheissungsvollsten Entdeckungen; man hatte entdeckt den Menschen in der Welt und hatte gefunden den Glauben an die Menschheit, den Humanismus; und schöner lässt sich der Stolz dieser Entdeckungen wol nicht aussprechen, als es geschehen ist in der Rede des berühmten Platonikers Pico von Mirandola de hominis dignitate, wo er am Ende der Schöpfung Gott Vater einführt und zu Adam reden lässt: „Ich gab dir eine Freiheit, wie keinem andern Wesen auf der Erde, damit du dein eigner Ueberwinder werdest, du kannst zum Thier entarten, aber auch zum gottähnlichen Wesen dich wieder gebären, du allein hast das Vermögen einer unbegrenzten Entwicklung empfangen“. Und man war auf dem Punkte, eine zweite grosse Entdeckung zu machen, wie die erste an der Hand des Alterthums, unter der Führung der Alten, zu entdecken das Recht des weltlichen Staats in der Kirche und die Persönlichkeit der Nationalität in der Christenheit. Einer Welt, die seit Jahrhunderten gewohnt war, nichts gelten zu lassen im Staat als allenfalls den falben Mond neben der strahlenden Sonne der Kirche, trat aus dem Alterthum zum ersten Mal das imposante Schauspiel eines staatlichen Lebens entgegen, das seinen Angehörigen alles in allem war; einer Welt, die nur kirchliche Impulse, Leidenschaften und Ueberzeugungen gekannt, erschien zum ersten Mal das Pathos einer politischen Ueberzeugung und einer vaterländischen Begeisterung. Damals hat das christliche Abendland zuerst gelernt, dass das Vaterland mehr sei als die Scholle Erde, auf die uns der Zufall der Geburt geworfen, und dass der Staat mehr bedeute als die Mönche in ihm wollten gelten lassen, dass er eine Institution menschlicher Entwicklung sei mit der höchsten sittlichen Aufgabe. In solche Stimmungen und Studien hinein kam die Aristotelische Politik. In den Jahren 1492 und 1495 wurde sie ein Gemeingut der Gelehrten durch den Druck der Uebersetzung des Lionardo Aretino und

die *editio princeps* des Aldus Manutius; in den nächsten Jahrzehnten findet das Buch Bearbeiter an Petrus Victorius und Joachim Camerarius. Enthusiasmus konnte das Werk nicht wecken, denn es ist ohne Enthusiasmus geschrieben; zur Zeit, als Aristoteles den hellenischen Staat zergliederte, wie ein Anatom die Leiche, waren die Tage vorüber, wo es jedem Hellenen feurig durch die Wangen schoss, wenn die Namen Freiheit und Vaterland genannt wurden. Er selbst hat das Bewusstsein am Abschluss einer Lebens-Epoche zu stehen, der er schöpferische Thätigkeit nicht mehr zutraut, er sagt: es ist so ziemlich alles erfunden, uns bleibt bloss die Aufgabe des Sammelns, Sichtens und Erinnerns.

Allein das Buch bot, was andere Bücher nicht boten: einen Schlüssel zu den Räthseln der hellenischen Staatskunde, Kenntnisse, wo man unklare Schwärmerei gehegt, Umrisse, wo man mehr oder weniger dunkle Vorstellungen gehabt. Das war die Bedeutung des Werkes für jene Zeit und ist es bis auf diese Stunde. Noch heute ist es ein unerschöpftes Quellenwerk historischen Wissens und politischer Einsicht. Die Alten haben einen rühmlichen Antheil genommen an der politischen Erziehung unsres Volks; Generationen hindurch hat unsre Jugend, was sie an herzhafter Staatsgesinnung und vaterländischem Idealismus besass, aus den Alten allein gelernt und Jahrzehnte lang haben unsre Väter aus den Alten den Labetrunk echter Begeisterung geschöpft, auf den kein denkendes Volk verzichtet, den es in der Vergangenheit sucht, wenn es ihn in der Gegenwart nicht findet. Das hat sich geändert, seitdem 1813 der Freiheitskrieg das papierne Zeitalter unseres Geisteslebens beendigt hat. Allein in demselben Masse, in dem unser eigenes politisches Leben gewann an Grösse der Ziele, an Reichthum des Inhalts und an Zuversicht des Gelingens, in demselben Mass ist auch unser Verständniss gewachsen für den antiken Staat und für das bunt bewegte Leben, das in ihm arbeitete, und das man aus Büchern allein nicht kennen lernen wird.

Und so wird auch für unser Geschlecht, das selbst mit einer ungeheuren politischen Aufgabe ringt und herzhafter seine Gegenwart erfasst und muthiger in seine Zukunft schaut, als irgend ein Glied in der langen Kette seiner Ahnen, der vergleichende Rückblick in die versunkene Welt des hellenischen Staats und sein reichstes Vermächtniss, die Politik des Aristoteles, keine verlorne Mühe sein. (Allgemeiner Beifall.)

Prof. Dr. Susemihl: Meine Herren! Ich ergreife das Wort nicht sowol, um dem verehrten Herrn Redner zu opponiren, als vielmehr um ihm meinen herzlichen Dank für seinen Vortrag auszusprechen, für die Wärme, mit welcher er einer Sache Worte geliehen, welche auch mir mit gleicher Wärme am Herzen liegt; ich fühle mich deshalb verpflichtet, ihm insbesondere meinen Dank zu sagen zu dem lauten Dank, den die hohe Versammlung in andrer Weise schon an den Tag gelegt hat. —

Ein wenig zu schön möchte er aber doch wol in manchen Dingen geurtheilt haben. Ich stimme mit ihm vollkommen darin überein, dass Aristoteles recht eigentlich da in seinem Elemente ist, nicht wo er den Staat der Phantasie in die Lüfte baut, sondern da, wo er sich auf dem Boden der naturhistorischen Beobachtung des Staatslebens bewegt; ich stimme ihm vollkommen darin bei, dass von diesen Partien selbst am schönsten, am grossartigsten eben jene Schilderung der Heilmittel und der Ursachen der Verderbniss der verschiedenen Staatsformen ist und im übrigen sich als der grossartigste jener wunderbar tiefsinnige Gedanke hervorhebt, welcher die Berechtigung des

demokratischen Elements im Staatsleben für alle Zeiten unerschütterlich festgestellt hat, eben jener Gedanke, dass jeder Einzelne aus der Mehrzahl sehr wol weniger klug sein kann als die einzelnen vorzüglichen Männer und doch als Theil der ganzen grossen Mehrzahl in der Gesammtheit seine wichtige Stimme hat. Aber — ich glaube mich darin eigentlich nicht mit dem Herrn Redner in Widerspruch zu befinden — aber ich möchte stärker hervorgehoben sehen, dass nichtsdestoweniger die eigentliche Aristotelische Staats-Idee in ihrem innersten Wesen völlig unwahr ist; ich möchte es ferner stärker hervorgehoben sehen, dass es eben nicht bloss ein Nichtloslassen von Vorurtheilen ist (denn auch Aristoteles ist darin befangen), sondern dass gerade auf dem Mistbeete der Sklaverei jene Staats-Idee des Aristoteles gewachsen ist, dass eben mit dieser Idee zusammenhängt die Verachtung der materiellen Arbeit und jenes immerhin tiefe Eingreifen in die Freiheit des Einzelnen und der Familie, jener grosse Riss des Socialismus und Communismus, der im Aristotelischen Staate sich ebenso gut wie im Platonischen findet. Ich möchte, dass mehr betont wäre, dass der Aristotelische und Platonische Staat in ihrem innersten Wesen völlig einerlei sind, und dass Aristoteles sich eigentlich nur damit begnügt hat, die äussersten Spitzen abzubrechen, freilich damit Grosses geleistet hat und in einer Weise, dass seine Kritik des Platonischen Socialismus und Communismus gleichfalls mustergiltig für alle Zeiten ist. Ich hätte endlich diesen Punkt gern mehr hervorgehoben gesehen, dass Plato keineswegs ein so luftiger Idealist ist, dass seine Zeichnungen der staatlichen Verhältnisse, wenn auch mehr in Bausch und Bogen, doch sehr wol von einer treuen Beobachtung des Lebens zeigen. Ich hätte gewünscht, dass nicht vom Herrn Redner behauptet wäre, des Aristoteles Kritik des spartanischen Staates in ihrem eigensten Innern sei vom Aristoteles aufgebracht. Aristoteles sagt selbst, Plato habe es für richtig erkannt, wie falsch es sei, dass die Spartaner bloss auf die kriegerische Tugend ihr ganzes Staatsleben zugeschnitten haben, dass darin der Grundmangel des spartanischen Staats liege, und es wäre wol noch mancher politische Gedanke, von dem sich eben wol hervorheben liesse, dass er im Keim und vielfach auch schon völlig bei Plato ausgesprochen sich vorfindet. Ich finde es auch doch etwas zu schön gefärbt, wenn behauptet wurde, die Polemik des Aristoteles gegen Plato sei ein Muster, nein ich möchte sagen: vor diesem Muster einer Polemik bewahre uns Gott! Es ist vollkommen wahr, jene Stelle in der Ethik spricht das tiefste Gefühl des Aristoteles aus, es ist vollkommen wahr, seine Kritik im Grossen und Ganzen ist zutreffend, aber das hat Zeller nachgewiesen, dass nichts destoweniger Schleiermacher nicht Unrecht hat, wenn er einzelnes als schulmeisterhaft bezeichnet. Ich schliesse hier mit Aristoteles eigenen Worten, wie sie Cicero dargestellt hat: „*Amicus Plato, amicus Aristoteles, magis amica veritas!*"

Prof. Dr. Oncken: Wenn ich in der glücklichen Lage gewesen wäre, über die Zeit mit zu verfügen, welche dem Herrn Prof. Susemihl zu seinen Entgegnungen verstattet war, würde ich mancherlei eingehender besprochen und einzelnes mehr ausgeführt haben, was mir die Kürze der Zeit nur in den allergröbsten Umrissen hinzuwerfen erlaubte.

Was den letzten Punkt anlangt (ich kann nicht auf alles zurückkommen, Sie würden daran nicht Alle Befriedigung haben), so kann ich, so herzlich dankbar ich dem Herrn Prof. Susemihl bin, gleichwol von dem nicht abgehen, was ich gesagt habe. Was wir auszusetzen finden und aussetzen müssen an dem Charakter der Aristo-

telischen Polemik gegen die Platonische Politie, das fliesst lediglich aus seinem Unvermögen, sich in einen ihm so fremdartigen Gedankenkreis hinein zu begeben und aus der Logik des Gegners heraus vollkommen consequent zu schliessen. Ich kann nicht zugeben und sagen, dass ich die Empfindung jemals gehabt hätte, dass im Gegensatz zu den schönen Worten der Nikomachischen Ethik die Beschaffenheit der Kritik, nicht nach Einzelnheiten bemessen, sondern in ihrem Gesammteindruck, eine Enttäuschung für denjenigen bilden könnte, der erwägt, dass es dem Aristoteles nicht gegeben war, sich, wäre es auch nur für die Momente der Polemik, der Art seiner Subjectivität zu entäussern, als dies nöthig war, um Platon mit seinen eignen Waffen zu schlagen.

Präsident Prof. Dr. Forchhammer: Ich möchte den Herrn Redner fragen, was ihn veranlasst hat, die zwei letzten Bücher der Politik in der Weise zu kritisiren, wie er gethan. Ich bin nämlich zu der Ueberzeugung gekommen, dass in diesen beiden Büchern gerade das vollständig ausgesprochen ist, was Aristoteles als für die menschliche Gesellschaft Aeusserstes glaubte aufstellen zu können, oder wenn wir so sagen wollen, den glücklichsten und besten Staat. Ich glaube, es würde dem geehrten Redner sehr schwer werden, wenn ihm die Aufgabe würde, ein höheres Ziel der menschlichen Gesellschaft aufzustellen, als von Aristoteles geschehen. Aristoteles sagt: der beste und glücklichste Staat ist derjenige, worin der Mensch und der Staatsbürger vollkommen identisch sind, er sagt nicht, dass sie sich beinah decken, sondern wenn sie sich decken, dann hat man das für den Menschen Erreichbare erreicht; dass sie sich aber decken können, beruht darauf, dass jeder in dieser Gesellschaft die volle ethische und dianoetische Tugend besitze: wo dies der Fall ist, da ist dieser Staat vorhanden; wo aber in einem solchen Staate nach der Natur des Menschen die vollkommene Dianoia das vollkommene Ethos beherrscht, da muss auch jeder Einzelne zu seinem vollen Rechte kommen; d. h. jeder muss wie die Tugend des Regierten so die Tugend des Regierenden auf höchster Stufe üben können, und damit er es könne, muss die Regierung wechseln. Das ist die Ansicht des Aristoteles und sie ist grösstentheils auch darauf begründet, dass, was er vor sich hatte, in den Formen dieser Forderung entsprach, wenn es auch nicht in einem Zustande war, den er vollkommen nennen konnte. Ich weiss nicht, ob der Herr Redner mir darin Recht giebt.

Prof. Dr. Oncken: Ich bedauere, dass ich in meinem Vortrage den Ausdruck: „die letzten Bücher der alten Ordnung“ gebraucht habe. Ich hatte keineswegs die Absicht, eine Besprechung der viel bestrittenen Frage nach der Ordnung der Bücher anzuregen, die sehr eng mit der Art zusammenhängt, wie man über den Inhalt dieser beiden Bücher denkt.

Präsident Prof. Dr. Forchhammer: Ich glaube die Folge der Bücher ist hierbei gleichgiltig. Ich behaupte, dass Aristoteles in den letzten beiden Büchern, man mag sie stellen, wohin man will, das Aeusserste von einem vollkommnen Staate aufgestellt hat, was nach seiner Meinung erreichbar ist, und ich bin der Ansicht, dass der geehrte Redner nichts als etwa eine Ausführung dieser Theorie, wodurch Aristoteles ergänzt würde, wird geben, nicht aber ein höheres Ziel der menschlichen Gesellschaft wird aufstellen können.

Prof. Dr. Oncken: Ich habe unter diesem Gesichtspunkte den Text noch nicht nachgesehen, ich werde es aber nachholen und vielleicht bietet sich Gelegenheit, darauf literarisch zurückzukommen.

Präsident Prof. Dr. Forchhammer: Ich bitte nunmehr Herrn Prof. Kiessling aus Hamburg das Wort zu nehmen, indem ich nur noch bemerke, dass der versprochene Vortrag

desselben im Programm hätte bezeichnet sein sollen: „Ueber die Aufnahme der Horazischen Oden im ersten Jahrhundert."

Vortrag des Herrn Prof. Dr. Kiessling:

Es ist seit Manso im Ganzen und Grossen üblich geworden, im Horaz den literarischen Vorkämpfer der neuen Richtung des Geschmackes und der poetischen Production in der Augusteischen Zeit zu sehen. Seine Polemik gegen die alten Dichter, Plautus, Ennius, Lucilius sei nicht der Ausdruck einer vereinzelten Meinung, sondern der Empfindung der gesammten jüngeren Dichtergeneration; sie werde unterstützt und getragen in positiver Ausführung durch seine eigene dichterische, namentlich lyrische Thätigkeit, in welcher zugleich die Bestrebungen und Geschmacksrichtungen seiner Zeit im Wesentlichen — abgesehen von einigen reactionären Querköpfen — ihren entsprechenden Ausdruck fänden.

Diese Anschauung von einer gewissen Solidarität zwischen Horaz und den übrigen Lyrikern seiner Zeit ist aber nur theilweise richtig — wie schon von Manchem ist gelegentlich bemerkt worden. Nur in der Negation, in der Bekämpfung der alten nationalen Dichter befand sich Horaz mit dem übrigen Kreise der *vates tenelli* in völliger Uebereinstimmung; in der Richtung der eigenen poetischen Thätigkeit dagegen unterschied er sich wesentlich von der Mehrzahl seiner Zeitgenossen.

Griechische Muster ahmten sie Alle nach: aber Horaz die grossen classischen Lyriker der Blüthezeit, die Andern hauptsächlich die Dichter der alexandrinischen Epoche. Und wir sind nur zu geneigt, von unserm entfernten Standpunkt aus in dieser Differenz die Partei des Horaz zu nehmen. Nicht mit Recht will mich dünken.

Wir stehen der alexandrinischen oder besser gesagt hellenistischen Cultur im Ganzen noch wie einem grossen Räthsel gegenüber, und unser Verständniss dieser Zeit, unsere Einsicht in ihren wahren geistigen Gehalt ist noch zu mangelhaft, um darauf ein wirklich gerechtes Urtheil begründen zu können. Zweierlei aber ist wohl sicher:

Erstens: so gewiss es in jener Zeit eine wirkliche Bildung und ein gesteigertes Bildungsbedürfniss gab, demgemäss also auch eine gebildete Gesellschaft — so sicher muss es auch eine Dichtung gegeben haben, welche den Bedürfnissen eben dieser Gesellschaft völlig entsprach und ihre Ansprüche befriedigte. Die elegische und didaktische Poesie der Alexandriner ist gewiss nicht eine blosse Treibhauspflanze der Stubengelehrsamkeit, sondern der adäquate Ausdruck der Stimmungen und Empfindungen, welche damals die für Poesie überhaupt empfänglichen Kreise bewegten. Mag auch diese Poesie an ihrem Theile die Prosa der ganzen Zeit nicht völlig verläugnen können — sie ist dennoch eine lebenskräftige und wirksame gewesen. Das zeigt schon, wenn nichts Anderes, ihre tiefe und nachhaltige Einwirkung auf die Entwickelung des Kunsthandwerks dieser Zeit. Die Vorwürfe, welche Plastik und Malerei behandeln, herab bis zu den Dutzendsarkophagen für den kleinen Mann und der Zimmerdecoration des pompejanischen oder römischen Krämers sind mehr oder minder beherrscht von den Gestalten und Formen, in welche der mythologische Stoff durch die alexandrinische Poesie in Kleinem ausgemünzt und in Curs gesetzt worden ist.

Zweitens aber: dieselbe Dichtung ist aber auch ebenso der adäquateste Ausdruck der Empfindungen der gebildeten römischen Gesellschaft, schon von Sulla ab, noch mehr in der Augusteischen Zeit. Als der Schwerpunkt der Bildung sich aus den hellenisirten Mittelmeerküsten des Ostens nach Rom hin verschob, wanderte auch die

Poesie nach Westen, um in Italien eine neue Heimat zu finden. Bei aller Verschiedenheit der politischen und socialen Verhältnisse ist die alexandrinische Bildung wesentlich gleichartig mit der römischen in den letzten Zeiten der Republik, mochte sie auch dort mehr am Studiertisch und im Hörsaal still und mühsam angeeignet, hier mehr die Frucht eines reich bewegten, unruhigen Lebens im Mittelpunkte der Welt sein. Hier wie dort steht eine hochgebildete, zum Theil verbildete Gesellschaft ermüdet und matt am Abschnitt einer grossen nun abgelaufenen Entwickelung; im vollen Bewusstsein des Epigonenthums; mit vielseitigen Interessen in Kunst und Wissenschaft; skeptisch und voller Reflexion, die die natürliche Empfindung zurückdämmt und den Aufflug der Phantasie hemmt; dem behaglichen Genuss des Lebens in feinerer oder gröberer Weise zugewandt; ohne sittlichen Halt und darum grossen Aufgaben im Leben wie in der Kunst abgeneigt, dagegen für die Lösung kleinerer Probleme mit virtuoser Fähigkeit begabt. Der Ausdruck dieser Begabung und solcher Stimmung ist die Elegie — und wenn Sie wollen auch die Satire. Ganz natürlich also, dass auch die römischen Dichter von Catull ab bis auf Properz und Ovid und den ganzen grossen Kreis von Freunden und Nachahmern, welche Ovid in seinen literarischen Briefen uns vorführt, sich vorzugsweise der elegischen Dichtung zuwandten, und in ihr und durch sie des grössten Erfolges beim gebildeten Publikum sicher sein durften. Ganz anders Horaz. Zwar hat auch er seinen Kallimachus und andere alexandrinische Dichter fleissig und mit Erfolg gelesen, wie spätere gelegentliche Benutzung zeigt. Bald aber führte ihn seine Beschäftigung mit der satirischen Poesie, welche seiner kritischen Natur besonders zusagte und entsprach, auf Archilochus, der den Römern bis dahin völlig unbekannt geblieben war, und dessen vom leidenschaftlichsten Hass gegen die Zerstörer seines Lebensglücks überströmende Iamben er übel genug in seinen Epoden zum gemeinen Pasquill vergröberte. Im Anschluss daran lernte er auch die Archilochische Lyrik kennen, sowie die ältern griechischen Lyriker überhaupt, Alcaeus, Sappho, Anakreon, deren Gedichte das römische Publikum bis dahin erst in ganz vereinzelten schüchternen Uebersetzungsproben, wie sie uns z. B. von Catull noch vorhanden sind, hatte zu geniessen bekommen. Es war eine Entdeckung, und Horaz, obwol ohne eigene lyrische Begabung, machte sich sofort daran, den gehobenen poetischen Schatz auszumünzen und ihn in freien Uebertragungen wie kunstgerechten Nachbildungen beim römischen Publikum in Umlauf zu setzen.

In langer angestrengter Arbeit eignet er sich die Formen der äolischen Lyrik an und schafft zugleich den entsprechenden lateinischen idealen Kunststil, und wagt nun im Jahre 731 den Wurf, die drei Bücher seiner Oden der Oeffentlichkeit zu übergeben, ein *monumentum aere perennius*, weil er sich rühmen dürfe, zuerst *princeps Aeolium carmen ad Italos deduxisse modos*. Stolzer ist nicht leicht jemals ein Dichter seinem Publikum gegenüber getreten, nicht leicht mit mehr Sicherheit auf den Beifall desselben gerechnet worden. Ob Horaz dazu ein Recht hatte? Ich zweifele daran. Eine unermessliche Kluft, nicht bloss von fünf Jahrhunderten schied die Dichter der alten griechischen Lyrik von der Augusteischen Zeit. Sitte und Glaube, Interessen und Empfindungsweise — alle Voraussetzungen unmittelbar zündender künstlerischer Wirkung waren verschieden. Was die Brust jener alten Dichter von Archilochus bis auf Pindar bewegte, war dem hellenisirten Römer jener Zeit mindestens ebenso fremdartig, wie uns unsere eigene mittelalterliche Lyrik. Die durchschlagende Wirkung, auf welche Horaz gerechnet, blieb völlig aus — abgesehen von dem nächsten Freundeskreise und der Umgebung

August's, in welcher sich der Dichter bewegte. Die Elegien des Properz waren 727 erschienen, gleichzeitig die ersten Tibullischen Elegien, nach diesen griff das grosse Publikum und liess die Oden unseres Dichters ungelesen bei Seite liegen: sie gingen spurlos vorüber — und Horaz verstummte. Mochte sich auch bei seinen Jahren — er war nun über die 40 hinaus — der Mangel eigentlich dichterischer Phantasie immer hemmender geltend machen: dies Motiv allein reicht nicht aus, um das Verstummen der horazischen Lyrik zu erklären. Auch die herbe Enttäuschung, die er erfahren, trägt ihren Theil daran; bedurfte es doch der unausgesetzten bestimmtesten Aufforderungen August's, um erst nach neun Jahren den unzufriedenen Dichter zur Herausgabe eines neuen durch Rücksichten und Convenienz abgepressten Liederbuches zu bewegen. Diese Enttäuschung klingt wieder aus der erkünstelten Resignation der Vorrede, oder vielmehr Nachrede, mit welcher er seine Episteln in die Oeffentlichkeit treten liess. Es ist mehr als blosse Phrase, wenn er das schönste seiner späteren Lieder, das an die Muse, mit den Worten schliesst: *Quod spiro et placeo, si placeo, tuum est.* Eine entschiedene Verstimmung über Publikum und Dichter spricht aus den ästhetisch-kritischen Briefen, mit welchen Horaz seine schriftstellerische Thätigkeit abschliesst. Wer spürt nicht die Absichtlichkeit, mit welcher bei jeder Erwähnung der poetischen Production seiner Zeit die Elegie völlig umgangen und todt geschwiegen wird? oder mit welcher gelegentlich Mimnermus weit über Kallimachus, das erklärte Vorbild der jüngeren Elegiker, gestellt wird? Mit aus diesem Grunde erklärt sich auch die gegenseitige Abneigung zwischen Horaz und Properz, auf welche schon von Mehreren ist aufmerksam gemacht worden. Und es war eine grausame Ironie des Schicksals, dass es gerade Elegien sein mussten, welche dem Horaz untergeschoben wurden: freilich war die Fälschung so ungeschickt, dass selbst ein Sueton sie erkannte. Diese Wirkungslosigkeit beschränkt sich nicht auf die nächste Zeit unmittelbar nach der Veröffentlichung der Oden, sie hält auch an in den folgenden zwei Generationen. Dies glaube ich wesentlich aus zwei Erscheinungen schliessen zu dürfen:

Erstens daraus, dass Horaz fast gar keine Nachfolger auf dem von ihm zuerst betretenen Wege fand. Von eigentlichen Lyrikern, in horazischer Weise, sind mir, soviel ich finden kann, nur vier bekannt. Drei davon Zeitgenossen und dem engsten Freundeskreise des Dichters oder dem Augusteischen Hofe angehörig, also wenig beweisend. Und alle drei scheinen sich sonderbarer Weise an der Einführung des griechischen Dichters versucht zu haben, den Horaz mit gutem Bedacht hatte bei Seite liegen lassen — Pindars. Es sind erstlich Valgius Rufus, falls anders der vom Ovid genannte Rufus, *Pindaricae fidicen lyrae*, mit dem Freunde des Horaz zu identificiren ist und sich nicht irgend ein anderer dunkeler Ehrenmann hinter diesem so häufigen Cognomen verbirgt. Sodann Julius Antonius, der Neffe August's, welchem Horaz selbst in der bekannten Ode, der 2. des IV. Buches, die ich nur so verstehen kann, davon abmahnt, August's Siege durch ein Epinikion im pindarischen Stile zu feiern. Endlich Titius, einer der Begleiter Tiber's auf seiner armenischen Mission, nach dessen Studien sich Horaz in der dritten Epistel so theilnehmend erkundigt: *Quid Titius Romana brevi venturus in ora, Pindarici fontis qui non expalluit haustus, Fastidire lacus et rivos ausus apertos? Ut valet? ut meminit nostri? Fidibusne Latinis Thebanos aptare modos studet auspice Musa?* Zu diesen käme als vierter aus späterer Zeit der höchst problematische und schwache Caesius Bassus, den Quintilian aus reiner Verzweiflung, um nur einen

Namen zu nennen, als Lyriker anführt: *si quem adicere velis, is erit Caesius Bassus, quem nuper vidimus, sed eum longe praecedunt ingenia viventium.* Erst zu Quintilian's Zeit also fing die Odenpoesie des Horaz an wirklich Wurzel zu schlagen. Da hören wir denn von jenem Passiennus Paulus, von dem Plinius erzählt, dass er sich erst ganz in den Stil des Properz hineingearbeitet, dann aber sich der horazischen Lyrik zugewandt habe: *Nuper ad lyrica deflexit, in quibus ita Horatium, ut illis illum alterum, effingit. Putes et huius propinquum* (Plin. epp. IX 22). Und in den Silven des Statius, der auch sonst Horaz fleissig gelesen und benutzt hat, begegnen wir wieder der ersten — aber auch recht hölzernen sapphischen Ode.

Zweitens zeigt auch die gesammte übrige Literatur der ersten Kaiserzeit wenig Bekanntschaft mit den Oden des Horaz — seine Episteln und Satiren dagegen wurden viel und eifrig gelesen. Freilich erschwert die fragmentarische Ueberlieferung dieser ganzen Literatur ein bestimmtes positives Urtheil, und andrerseits haben wir zwar überflüssige und völlig werthlose Horatiana in unserer Literatur in Hülle und Fülle; das wichtige Capitel *de imitatione Horatii* aber ist abgesehen von einem Programm von Paldamus unter diesem Titel sehr mit Unrecht völlig vernachlässigt worden; auch der neueste kritische Herausgeber der Oden hat diesem Punkte, sowie überhaupt der Sammlung der Testimonia zur Geschichte des Textes nur eine scheinbare Sorgfalt zugewandt. Doch wissen wir immerhin schon jetzt so viel, und haben namentlich eine Anzahl frappanter Thatsachen, dass sich die Vermuthung, es seien die lyrischen Gedichte des Horaz überhaupt im ersten Jahrhundert so gut wie gar nicht gelesen worden, mindestens sehr wahrscheinlich machen lässt. Natürlich lassen sich bei Ovid Spuren einer Bekanntschaft mit Horaz nachweisen. Wie Ovid bei seiner hastigen Art zu dichten, ohne viele Umstände zu machen, das was Andere schon treffend gesagt hatten, oft wörtlich sich aneignete, so hat auch Horaz, aber soviel ich sehe ziemlich selten, für ihn herhalten müssen. Aus der zweiten Ode des ersten Buches, der viel misshandelten, hat gerade der Stein des Anstosses für unsere hyperästhetischen Kritiker, die Schilderung der deukalionischen Fluth, die prägnantesten Züge für Ovid's eigene Beschreibung in den Metamorphosen hergeben müssen. Und auch Horaz selbst ist hier nicht Original — er hat das ganze Eingangsmotiv der Ode, wie ich früher einmal nachgewiesen habe, dem Archilochus entlehnt. Daraus erhellt wohl, wie unrichtig die Athetese dieser Verse, der sich selbst Haupt nach langem Zögern, sowie der gelehrte Vf. des Buches *de re metrica poetarum Latinorum* angeschlossen haben, ist.

Wichtiger ist für unsern Zweck Vellejus als Repräsentant der oberflächlichen Durchschnittsbildung und des Durchschnittsgeschmackes des eigentlichen grossen Publikums. Uns interessiren namentlich seine Anführungen aus der gleichzeitigen Literatur: da nennt er denn als Repräsentanten der Augusteischen Zeit: *eminent princeps carminum Vergilius Rabiriusque, et consequutus Sallustium Livius, Tibullusque et Naso perfectissimi in forma operis sui* (II 36). Horaz wird also gar nicht für der Erwähnung werth geachtet, eben so wenig freilich auch Properz, dem die leichteren Dichter Tibull und Ovid vorgezogen wurden. Es wäre völlig unkritisch, wie Ruhnken wollte, den Namen des Horaz einzuflicken und so die gesuchte Concinnität der Aufzählung zu vernichten; es ist dies Schweigen vielmehr ein vollgültiges Zeugniss für die Theilnahme, welche Horaz in diesen Kreisen fand. Und darum muss es als eine unrichtige Vermuthung Lachmanns bezeichnet werden, dass er die Erwähnung des Todes des Censorinus bei Vellejus, welche

wir in demselben Capitel, wo auch der Tod des Lollius erwähnt wird, finden, dem Umstande zuschreibt, dass sich bei Horaz im IV. Buche die Oden auf Censorinus und Lollius folgen. Dass beide Männer gleichzeitig und beide im Orient starben, scheint mir Grund genug für den Historiker, ihren Tod an einer Stelle zu berichten.

Für die Zeit des Tiberius ist von Bedeutung, dass Valerius Maximus, wenn er den Horaz eifrig gelesen, sich kaum hätte den Proculejus, dem Horaz so sicher die Unsterbliehkeit garantirt: *Vivet extento Proculeius aevo, notus in fratres animi paterni* (Od. II, 2. 5), entgehen lassen dürfen. Und ebenso beredt ist das Schweigen des älteren Seneca, der uns wohl von Ovid und Vergil, sowie von den Dichtern seiner Zeit manchen feinen Zug zu erzählen weiss, aber mit keinem Buchstaben verräth, dass es auch einen Horaz gegeben habe. Sein Sohn, der Philosoph, hat ihn natürlich gelesen: aber wenn wir von den spärlichen Anführungen der Sermonen absehen, scheint nur die witzige Gegenüberstellung des Schosshündchens des Narcissus und der *belua centiceps,* welche die Pforten des Hades bewacht (*Ludus de morte Claudi* 13), auf Vertrautheit auch mit den Oden hinzuweisen. Petronius ist der erste, welcher als die beiden Hauptrepräsentanten des römischen Classicismus Vergil und Horaz nennt und zwar letzteren, wie die Gegenüberstellung von Homer und den griechischen Lyrikern beweist, als Lyriker. Von da ab ist Horaz dann wieder eifriger gelesen worden, jemehr die nothwendige Reaktion gegen die eingerissene Stillosigkeit die Aufmerksamkeit und das Interesse auf die classische Literatur der Augusteischen Zeit in ihren stilvollen Gebilden hinlenkte. Noch Quintilian ist aber der Werth des Horaz für die Bildung der Jugend sehr zweifelhaft. Ihm stehen in oberster Reihe Homer und Vergil, sowie die Tragiker: *alunt et lyrici, si tamen in his non auctores modo, sed etiam partes operis elegeris: nam et Graeci licenter multa et Horatium nolim in quibusdam interpretari.* (I. 8, 6.) Aber es geht aus diesen Worten soviel hervor, dass man zu seiner Zeit anfing den Horaz in den Schulen zu lesen, sowie sich auch jetzt die philologische Thätigkeit der Grammatiker — ich erinnere nur an Probus — ihm zuwendet. Fast 100 Jahre hat es also bedurft, ehe der Dichter die Anerkennung fand, die er im Sturm zu erobern meinte. Am Ende dieses Zeitraums steht die Verschüttung der campanischen Städte durch den grossen Ausbruch des Vesuv. Es ist bekannt, dass die antiken Narren ebenso wie die Narren aller Zeiten die erreichbaren Wände zu bekritzeln pflegten, und dass zu diesem Behufe die poetische Literatur in mehr oder minder getreuen Reminiscenzen herhalten musste. Keine Spur einer horazischen Reminiscenz ist bis jetzt wenigstens an den Pompejanischen Wänden gefunden — wohl aber ist Propertius mehrfach vertreten, und zwar mit Distichen aus den Gedichten, welche neuere Hyperkritik als Falsa zu streichen sich veranlasst sah.

Das Resultat dieser Betrachtungen wäre also, dass die horazische Odenpoesie erst seit Nero in den Kreis der allgemeinen Lectüre und der schulmässigen Behandlung eingetreten sein kann. Die Consequenz, die sich daraus ergiebt, springt in die Augen. Auf dem Wahne von der Popularität der horazischen Lieder, auf der Voraussetzung, sie seien überall gelesen, studirt, nachgeahmt worden, auf der Vorstellung, dass jeder Quiritische Schulbube im Stande war, trotz einem sächsischen Fürstenschüler seine Gefühle in alcäischen oder sapphischen Strophen so auszusprechen, dass seine Elaborate denen des Horaz zum Verwechseln glichen, beruht die ganze neuere holländisch-deutsche Kritik der Oden von Peerlkamp bis auf Lehrs. Dass diese Kritik, selbst wenn sie mit

etwas mehr Kenntniss des Dichters und etwas geringerer Leichtfertigkeit im Urtheil gehandhabt wird, als es in dem neuesten Erzeugniss des letztgenannten Gelehrten der Fall ist, der dadurch weder für sich noch für unsere Wissenschaft bei Urtheilsfähigen Ehre eingelegt hat — von Seiten des objectiven Thatbestandes keine Berechtigung hat, glaube ich dargethan zu haben.

Präsident Prof. Dr. Forchhammer: Wir treten jetzt in die Diskussion über diesen Vortrag ein und ich ertheile dem Herrn Prof. Dr. Leopold Schmidt aus Marburg das Wort.

Prof. Dr. Leopold Schmidt aus Marburg: Wenn ich mich berufen fühle, vor andern dem Redner meinen Dank auszusprechen, so sei es nicht in der Absicht, eine Debatte daran zu knüpfen und direct einen Widerspruch zu erheben; wol aber glaube ich, dass es immerhin als eine hauptsächliche Frucht der Vorträge und Verhandlungen in diesen Versammlungen betrachtet werden kann, wenn darin die künftigen Aufgaben der Wissenschaft angeregt werden, und es ziemt sich wol Aufgaben dieser Art, wenn sie aus den Vorträgen herausspringen, besonders zu betonen. Nun hat der Herr Redner im Eingange seines Vortrages einen Punkt berührt, den ich weiter hervorheben möchte, um eine Frage an ihn daran zu knüpfen, indem die Art, wie er sich geäussert hat, einen Zweifel erregen möchte.

Redner hat von der verkehrten Auffassung gesprochen, die bei uns herrschend geworden ist über die alexandrinische Poesie, indem man gewohnt sei, dieselbe lediglich als Treibhauspflanze zu betrachten. Ich möchte hier einmal die Literaturgeschichte in Schutz nehmen. Ich glaube nicht, dass die bisherige allgemeine Ansicht gewesen ist, auch Theokrit und die gesammte Menge der Epigrammatiker seien in ähnlicher Weise Treibhaus-Dichter gewesen, wie man wol Apollonius betrachtet. Ich glaube Jeder erkennt an, dass ein Born ursprünglicher Dichtung in Theokrit vorliegt und das um so mehr, als man auch anerkennt, dass Theokrit's bukolische Poesie etwas ist, was gerade dem Geschmack und Sinn der alexandrinischen Zeit entsprach; gerade eine culturübersättigte Zeit, wie die der Diadochen es war, liebte es in die ursprüngliche Natur zurückzugreifen, wie es in diesen bukolischen Dichtungen geschehen ist. Und in gleicher Weise haben die Epigramme in ihrer kleinen Umgrenzung die Bewegungen der Diadochenzeit ausgesprochen. Wenn also die alexandrinische Poesie als Treibhauspflanze bezeichnet ist, so hat man wol wesentlich an die elegische gedacht. Und ich möchte mir nun die Frage an den Herrn Redner erlauben, ob er in der That der Meinung ist, dass diese Poesie wirklich so ganz einem grossen Gesellschaftskreise angehört hat, oder ob sie nicht vielmehr doch das Eigenthum einer engen Zunft gewesen ist.

Prof. Dr. Kiessling: Ich möchte darauf erwidern, dass allerdings Theokrit und die Epigrammatiker von niemandem als Treibhauspflanzen des Studirzimmers angesehen worden sind, wol aber die Elegiker, wie Kallimachos, als solche beurtheilt sind. Nun frage ich, woher kommt die Wirkung des Kallimachos auf seine Zeitgenossen, auf die Kunst, selbst auf die Römer, auf die ganze spätere Literatur, wenn seine Elegien bloss für eigentlich gelehrte Kreise bestimmt gewesen sind? Ich glaube, dass wir dem Kallimachos entschieden Unrecht thun, wenn wir ihn so beurtheilen.

Prof. Dr. L. Schmidt: Ich bin nicht in der Lage, dem zu widersprechen; ich möchte mir nur die Bemerkung erlauben, dass es doch eines näheren Nachweises bedürfte, ob gerade die Poesie dieser Kreise auf die Kunst von so grossem Einflusse gewesen ist.

Prof. Dr. Kiessling: Ich möchte beispielsweise an die Aufsätze von Helbig über campanische Wandgemälde erinnern und an die Aufsätze von Dilthey in den Publikationen des römischen Instituts, die auf die Spitze hinauslaufen, dass in den Compositionen der Sarkophage und Gemälde sich Elemente finden, die aus der alexandrinischen Elegie herübergenommen sein müssen und mit den Tragödien des Euripides nichts zu schaffen haben.

Prof. Dr. L. Schmidt: Wenn dies in der Weise nachgewiesen werden kann, dass nicht etwa eine Vermittlung durch römische Poesie dabei anzunehmen ist, sondern eine directe Nachbildung, so ist gewiss der Satz erwiesen. Es ist auch, wie ich vorhin bemerkt habe, meine Absicht nicht gewesen, einen Widerspruch zu erheben, und wir werden, wie ich glaube, alle Herrn Prof. Dr. Kiessling dafür besonders dankbar sein müssen, auf diesen Gegenstand weiterer Forschung aufmerksam gemacht zu haben.

Prof. Dr. Classen: Ich möchte meinen verehrten Collegen auch um eine ergänzende Belehrung bitten. Sie haben sich wesentlich auf die Besprechung der lyrischen Poesie des Horaz beschränkt, Sie haben sich weniger über die andern Theile seiner Dichtung ausgesprochen. Ich möchte die Frage an Sie stellen, wie urtheilen Sie über den wahrscheinlichen Einfluss dieser andern grossen Theile der horazischen Dichtung, denen wir vor allen um so grössere Bewunderung zollen, je älter wir werden und je tiefer eindringend unsre Studien darin sind? Haben seine Sermonen auf seine Zeitgenossen und auf die nächsten nachfolgenden Zeiten ebenfalls keinen tiefer eingreifenden Einfluss geübt, oder haben wir doch vielleicht Ursache, — wie ich, Ihrem Vortrage folgend, doch wol glauben muss, dass Zeugnisse für eine derartige Einwirkung eben so gut für seine Sermonen, wie für seine Oden nur äusserst spärlich vorliegen, — haben wir denn doch wol nicht Grund, über die Triftigkeit der *argumenta a silentio* vielleicht zweifelhafter und bedenklicher zu sein, als Sie es, wie mir es scheint, gewesen, und wäre es nicht wol sehr möglich, dass, wenn auch nicht gerade in den Kreisen, aus welchen wir die spätern Zeugnisse empfangen, die Gedichte des Horaz doch vielleicht eine grössere Wirkung gehabt? Ich stelle diese Fragen an Sie, um mich weiter belehren zu lassen.

Prof. Dr. Kiessling: Ich möchte auf Ihre Frage erwiedern, dass das Verhältniss der Sermonen und Satiren insofern ein verschiedenes ist, als erstlich die Citate aus denselben doch früher anfangen, schon bei dem Philosophen Seneca auftreten, und andrerseits der Stil der Sermonen viel mehr und eifriger nachgebildet worden ist. Hier haben wir doch eine Reihe von Nachfolgern, — ich erinnere bloss an Persius — die uns aber für die Oden völlig zu fehlen scheinen.

Prof. Dr. Classen: Danach fehlt es jedoch nur an Zeugnissen der Literatur. Ich meine jenes Verstummen gilt ebenso für die Sermonen wie für die lyrische Poesie. Ich kann endlich nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, dass man sich zu hüten hat, aus solchen Umständen zu viel zu schliessen.

Prof. Dr. Kiessling: Ich glaube auch meine Beweise nicht einseitig auf solche Zeugnisse allein gestützt zu haben, ich habe sie vielmehr ergänzt mit andern ganz wesentlichen Momenten, namentlich mit dem, dass die ganze Richtung der horazischen Odenpoesie dem Geschmack des Zeitalters nicht convenabel war, während dies von seinen Satiren durchaus nicht gilt.

Prof. Dr. Classen: Sie meinen also, die Satiren haben auch im grössern Publikum Verbreitung und Anerkennung gefunden?

Prof. Dr. Kiessling: Ja wol.

Director Dr. Eckstein: Die Auffassung des Herrn Prof. Kiessling ist mir sympathisch nach einer Seite hin, indem er den Grund und Boden gekennzeichnet hat, auf dem sich unsre heutige Interpolationsmanie bewegt, und auf der andern thut es mir leid, dass er diesen Boden einnimmt. Dass es an eigentlichen Argumenten zur genauen Beantwortung dieser Frage fehlt, hat schon Prof. Classen gesagt, der sie als wenig zahlreich bezeichnet hat.

Um gleich hier stehen zu bleiben, so scheint Herr Prof. Kiessling nicht mit allen den bezüglichen Zeugnissen vertraut zu sein, da er selber zugiebt, das Capitel *de imitatione Horatii* verdiene eine gründlichere Behandlung. Auch mir scheint dies durchaus nöthig zu sein. — Bei Ovid sind der Zeugnisse etwas mehr, als die Ueberschwemmungsgeschichte; ich weiss auch, dass Prof. Kiessling diese Argumente schon bei andrer Gelegenheit vorgebracht hat. Bei Seneca, dem Philosophen, sind Zeugnisse nicht bloss aus den Satiren in grösserem Masse, sondern auch aus den Oden in ziemlicher Anzahl. Wenn wir argumentiren aus den Worten des Quintilian: *Horatium nolim in quibusdam interpretari*, was folgt daraus? Dass Horaz wirklich schon eine Schullectüre gewesen, dass Quintilian aber der Meinung war, man solle seine Schriften nicht zum Gegenstand der Schullectüre machen. Die Sache ist diese: in Quintilian's Zeit wurde Horaz gelesen, und er gab bloss eine Mahnung für den jungen, zu bildenden Redner, dass dieser nicht etwas zu weit gehen möchte in dem Studium der Gedichte. Wenn dies der Fall ist und wenn ferner auch feststeht, dass ein Grammaticus ziemlich um diese Zeit den Horaz für die Schulen behandelt hat, so können wir wol annehmen, dass er auch in den Kreisen des gebildeten römischen Publikums durch seine Lieder schon hinlänglich bekannt geworden ist. Aber auch weiter, dass Zeugnisse über ihn in den ersten Zeiten etwas spärlich fliessen, oder dass er vielleicht etwas später in die Schulen gedrungen ist, das finde ich gar nicht auffällig. Ich möchte Herrn Prof. Kiessling an Horaz' eigene Geschichte erinnern: denken Sie an den Buben, der gequält wurde mit Livii Andronici Odyssea, und werden Sie es dann auffällig finden, dass nun Horatii carmina etwas später in den Kreis der Schulen gedrungen sind? Das wäre doch auch immer noch ziemlich gut zu erklären. Man hätte ja in jener Zeit mit dem Knaben etwas anderes lesen können als diese schrecklichen Poeme, deren Formen für die horazische Zeit gar nicht mehr passen wollten, wenn auch der alte Wachtmeister Orbilius natürlich im conservativsten Interesse an jenem prachtvollen Schulbuch, das vor anderthalb Jahrhunderten im Gebrauch gewesen war, festgehalten hätte.

Aber was mich noch mehr gequält hat, das ist die Frage über die Resignation, mit welcher der Dichter von seiner Liederdichtung sprechen soll. Das *si placeo* habe ich als ein bescheidenes, ehrliches Wort genommen, auch geglaubt, dass Horaz als eine *anima candida* wahrscheinlich das bescheidene Geständniss an die Muse thut, wodurch dies Gedicht mit dem vorhergehenden erst in einen richtigen Zusammenhang gebracht werden möchte.

Ich finde es auch nicht berechtigt, wenn das Geständniss: *exegi monumentum aere perennius* als völlig unberechtigt betrachtet ist; berechtigt ist es doch jedenfalls in dem *princeps Aeolium carmen ad Italos deduxisse modos;* also er konnte sich wol so äussern,

und davon ging ja auch die Einleitung des Vortrages im wesentlichen aus, zu zeigen, dass Horaz der erste in dieser Art gewesen ist.

Und nun kommt die lange Pause: die ist etwas verzwickterer Natur; aber diese lange Pause als eine Resignationszeit des Dichters aufzufassen, dafür sehe ich keinen Grund. Versetzen wir uns in die Lage und die Gedanken des angeblich verzweifelnden Dichters: Das Publikum ist erbärmlich, es erkennt meine Gedichte nicht an; ich will ihm keine mehr machen (denn so müssen wir annehmen). Ein paar Episteln hatte er bereits inzwischen geschrieben, auch solche will er jetzt nicht mehr schreiben. Nun kommt Se. Majestät der Kaiser Augustus und sagt ihm: da haben meine Stiefkinder prachtvolle Siege errungen, setze dich hin und mache Oden, damit das römische Publikum etwas davon erfahre. Wenn nun Horaz bloss in den kleinsten Kreisen bekannt gewesen wäre, wie hätte sich da des Kaisers Majestät veranlasst sehen können, ihn anzugehen, um die Siege, die er verherrlicht wissen wollte, zu feiern! Ich sehe, Sie schütteln den Kopf: ich muss es auch; aber ich möchte wissen, wie wir in's Klare kommen wollen. Dies ist die Frage *de imitatione Horatii*, über die ich mit mir noch nicht im Reinen bin. Aber ich freue mich, dass auch Sie mit dem offenen Bekenntniss herauskommen, dass es durchaus nöthig ist, auf sicherern Grundlagen an die Beurtheilung der horazischen Carmina zu gehen, als es leider jetzt der Fall ist. Eine solche Willkür, wie sie jetzt in der Kritik eingerissen ist, die wird uns am Ende dahin bringen, dass wir diesen miserabeln Poeten Horaz aus den Schulen verbannen, denn einen so jämmerlichen Menschen, der nur Schularbeiten enthält, können wir Schicklichkeitshalber nicht mehr lesen. Darum möchte ich alle die, welche ein Interesse am Horaz haben, herzlich bitten, diesen Abwegen der Kritik mit allen Kräften zu steuern; aber dem Herrn Redner will ich meinen herzlichsten Dank als neuem Kampfgenossen, rüstig und kräftig wie er ist, aussprechen.

Dr. Genthe aus Berlin: Wenn der Herr Vorredner eben den Wunsch ausgesprochen hat, dass für die Lesung des Horaz mehr Zeugnisse aus dem ersten Jahrhundert gefunden werden möchten, so kann ich im Augenblick wenigstens auf einige hinweisen. Es finden sich nämlich gerade aus den Oden bei Martial etwa 4 Zeugnisse, und es liegt auf der Hand, — die ganze Art, wie sie dort erscheinen, spricht es auf's deutlichste aus, — dass es ein Appell an Reminiscenzen des gebildeten Publikums ist. Im übrigen muss ich's meinerseits für die Literatur des ersten Jahrhunderts der Kaiserzeit doch aussprechen, dass das Capitel *de imitatione Horatii* aus der ganzen Zeit bei den Dichtern nur eine recht beschränkte Ausbeute haben würde: es sind wenig Spuren, die sich dort finden werden.

Prof. Dr. Eckstein: Ich bitte dringend, einmal den Tacitus auf diese Hinsicht hin durchzulesen, und Sie werden Horatiana und Vergiliana in grosser Masse finden.

Prof. Dr. Kiessling: Ich wollte nur noch kurz erinnern, dass Quintilian, auf den Prof. Eckstein sich berief, vielleicht unter Nerva schrieb. Ich habe aber in meinem Vortrage auf's bestimmteste gesagt, dass Horaz schon in Nero's Zeit unter das grössere Publikum dringt, also eine volle Generation vor Quintilian; dadurch, meine ich, beseitigen sich die Bedenken des Herrn Prof. Eckstein. Tacitus würde nichts gegen mich beweisen. Ebenso wie ich Martial's Zeugnisse acceptire, könnte ich aus den Silven des Statius noch weitere beibringen, die aber nur noch mehr den Satz bestätigen würden, dass in

der Neronischen Zeit die allgemeinere Bekanntschaft mit Horaz beginnt, früher jedoch nicht vorhanden war.

Präsident Prof. Dr. Forchhammer: Wenn die Versammlung meiner Ansicht zustimmte, die Diskussion über diesen Punkt zu schliessen, um noch Zeit zu gewinnen für den Vortrag des Herrn Prof. Overbeck, so würden wir hiermit abbrechen können. Ehe ich Herrn Prof. Overbeck auffordere die Tribüne zu besteigen, möchte ich die Herren bitten, diese zur Erläuterung des Vortrages bestimmten Zeichnungen gefälligst zu vertheilen.

Vortrag des Herrn Professor Dr. Overbeck.

Ueber die Gruppe der Tyrannenmörder von Kritios und Nesiotes, ihre erhaltenen Nachbildungen und ihre richtige Wiederherstellung.

(Hierzu eine Tafel.)

Zu den lehrreichsten Aufgaben der kunstgeschichtlichen Forschung, wenn auch nicht zu den unmittelbar dankbarsten, gehört das Studium derjenigen Entwickelungsstufen, welche dem Wirken und Schaffen eines Meisters des ersten Ranges zunächst, oder doch nahe vorhergehen. Denn nur die Erkenntniss dessen, was die Kunst vermochte, des Zieles, das sie erreicht hatte, ehe der Meister ersten Ranges auftrat, giebt uns auch zum Verständniss eben dieses Meisters den Maassstab in die Hand, während wir ihn, gelöst von dem Boden, auf dem er gewachsen, als Phänomen anstaunen mögen, ohne ihn in seiner eigenthümlichen Grösse richtig würdigen zu können. Je genauer wir die Vorstufen einer letzten und höchsten Vollendung erforschen, desto klarer erkennen wir die Grundlage, welche sie darboten, desto bestimmter vermögen wir zu unterscheiden, was in fortschreitender organischer Entwickelung aus dem Vorhandenen erwachsen musste und was darüber hinaus als die persönliche That des Genius erscheint.

In diesem Sinne ist auf dem Gebiete der antiken Kunstgeschichte von grösster Bedeutung alles das, was uns von den Zuständen der Kunst eine Anschauung giebt, welche Phidias bei seinem Auftreten, insbesondere welche er auf dem Boden seiner Heimath in Athen vorfand, Phidias, welcher vor den geistigen Blicken Vieler so recht eigentlich als ein Phänomen, ja fast als eine incommensurabele Grösse dasteht, während freilich die Forschung der letzten Jahrzehnte uns immer klarer und in immer wachsendem Umfange hat erkennen lassen, wie ganz und gar organisch bei aller ihrer individuellen Grösse und Genialität die Kunst des Phidias aus der unmittelbar vorhergegangenen herausgewachsen ist, wie sorgfältig der Meister an das vor ihm Erreichte und Gewonnene angeknüpft, und wie er, vielfach bedingt von dem bis dahin von der Kunst verfolgten Wege, schrittweise, wenn auch mit den Schritten eines Riesen, den Gipfel erreicht hat.

Diese Einsicht aber ist mehr durch ein Studium der Werke des Phidias selbst, zu dessen Vertiefung mehre glückliche Entdeckungen der letzten Zeiten beigetragen haben, als durch dasjenige der Werke seiner nächsten Vorgänger gewonnen worden, über welche wir in der That noch recht ungenügend unterrichtet sind. Fehlt uns doch die unmittelbare Anschauung der Leistungen sowohl derjenigen Männer, welche des jungen Phidias Lehrer waren, seines Landsmannes Hegias und des Argivers Ageladas, wie auch derer, welche neben den Genannten als reife und fertige Meister den Charakter der attischen Kunst bestimmten, als Phidias seine ersten Arbeiten machte, eines Kritios und Nesiotes, eines Kalamis, ja eines Myron, entweder ganz, oder ist doch diese

Anschauung, wie z. B. bei Myron auf's engste begrenzt und wesentlich auf die Nachbildungen seines Diskobolen beschränkt, der, eine so hervorragende Stelle er unter Myrons Werken einnehmen mag, doch nimmer im Stande ist, uns diesen Meister in seinem gesammten Können zu vergegenwärtigen.

Dass unter diesen Umständen jedes Monument, welches diese Lücke in unserer Anschauung und Erkenntniss ausfüllt, oder wenigstens dazu beiträgt, sie auszufüllen, von unschätzbarem Werth ist, braucht gewiss nicht näher begründet zu werden. Ein solches Denkmal aber, und zwar ein Denkmal von ganz hervorragender Bedeutung ist die Gruppe der Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton von Kritios und Nesiotes, über welche wir jetzt in einem ganz andern Grade genau zu urteilen in der Lage sind, als dies vor noch nicht langer Zeit der Fall war.

Ueber die kunstgeschichtliche Bedeutung dieses Monumentes im Allgemeinen sei es erlaubt, ein paar flüchtige Bemerkungen vorauszusenden.

Sie wissen, mit wie hoch gesteigertem Enthusiasmus die That des Harmodios und Aristogeiton, die Ermordung des Hipparchos von den Athenern aufgefasst, wie sie, ein Act privater Rache, als welchen Thukydides sie richtig schildert, zu einer Heldenthat der Vaterlandsliebe gesteigert und wie der Tod der beiden Freunde als ein Martyrium des Patriotismus betrachtet wurde. Was in dem Skolion des Kallistratos, dem Harmodiosliede, gesagt ist:

ἀεὶ cφῶν κλέος ἔccεται κατ' αἶαν,
φίλταθ' Ἁρμόδιος κ' Ἀριcτογείτων,
ὅτι τὸν τύραννον κτανέτην,
ἰcονόμους τ' Ἀθήνας ἐποιηcάτην.

das drückt die populäre antike Auffassung der Ermordung des Hipparchos aus; Harmodios und Aristogeiton werden bis in die Spätzeit, aus der ein grosser Theil der auf uns gekommenen Berichte stammt, als die Retter Athens, als die Wohlthäter der Vaterstadt mit heroischen Ehren gefeiert.

Demgemäss waren auch ihre Statuen die ersten Bildnissfiguren, welche bald nach der Vertreibung der Peisistratiden in Athen aufgestellt wurden. Antenor war der Meister dieser ersten Darstellung der Tyrannenmörder, welche jedoch bekanntlich von Xerxes bei seiner Einnahme Athens geraubt und nach Susa geschickt wurden, weniger wohl deswegen, weil dem Grosskönige der dargestellte Gegenstand anstössig gewesen, denn das hätte eher zur Zerstörung führen müssen, als vielmehr deswegen, weil Xerxes bei dem ausserordentlich hohen Werthe, den diese Statuen in den Augen der Athener hatten, in Anbetracht des Gegenstandes kaum ein drastischeres Siegeszeichen hätte in seine Heimath senden können.

Diese hohe Werthschätzung der Statuen der Tyrannenmörder bezeugen uns ausser ihrer häufigen Erwähnung besonders einerseits die grossen Ehren, mit denen sie, fast wie geweihte Götterbilder, bei ihrer Rücksendung durch Alexander, Antiochos oder Seleukos nicht allein in Athen, sondern auch unterwegs, bezeugtermassen, z. B. in Rhodos, empfangen wurden, andererseits, dass man in Athen, kaum dass die Siege von Salamis und Plataeae erfochten und die Athener in ihre verwüstete Stadt zurückgekehrt waren, für eine Ersetzung der geraubten Statuen sorgte, so dass schon im 4. Jahre der 75. Ol. (476 v. u. Z.) die neuen Bilder der Tyrannenmörder von der Hand des Kritios und, wohl seines Genossen und Gehilfen bei mehren anderen Werken, des Nesiotes an

demselben Ort aufgestellt wurden, wo die alten gestanden hatten, und wo benachbart diese nach ihrer Rücksendung wieder standen, an der Agora, gegen den Aufgang zur Akropolis.

Um diese jüngeren Bilder der Tyrannenmörder von Kritios und Nesiotes wird es sich in unsern folgenden Betrachtungen handeln; auf sie beziehn sich die näher zu besprechenden Nachbildungen, wahrscheinlich wenigstens, denn von Gewissheit sollte man nicht reden. Wenn man nämlich gemeint hat, die alte Kunst werde von den beiden nach Alexanders Zeit neben einander aufgestellten Monumenten wahrscheinlich das vorzüglichere, jüngere Exemplar nachgebildet haben, so will das offenbar nicht viel sagen, da sich grade im Gegentheil ebensowohl denken lässt, dass das freudige Ereigniss der Zurückgabe der hochverehrten älteren Statuen vielmehr zu ihrer Nachbildung angeregt habe. Auch ist mit vollem Rechte geltend gemacht worden, dass die Gruppe der jüngeren Meister sich von derjenigen des Antenor, zu deren Ersatze sie bestimmt war, in den Hauptsachen der Composition um so weniger unterschieden haben werde, je heiliger man die alten Bilder achtete. Nur dass man bei dem Werke der jüngeren Meister nicht an eine sclavische Nachahmung denke, welche schon deshalb so gut wie unmöglich war, weil diese das zu ersetzende Original nicht vor Augen hatten, wozu noch das Andere kommt, dass es kaum je einem Künstler recht gelingt, sein eigenes Stilgefühl auf dasjenige eines ältern Vorgängers zurückzuschrauben, am wenigsten in Zeiten einer so lebhaften Entwickelung der Kunst, wie die in Rede stehende, und endlich, dass uns Nichts berechtigt zu glauben, Kritios und Nesiotes haben das Werk des Antenor nicht bloss in dem, worauf es in der That ankam, in der Gesammtcomposition, sondern auch in dem wiedergeben wollen, worauf es in ihren Augen und in denen ihrer Zeitgenossen schwerlich besonders anzukommen geschienen hat, im Einzelnen einer noch hoch alterthümlichen Formgebung. Nun ist aber der archaische Stil an derjenigen der auf uns gekommenen Nachbildungen, welche das Original offenbar mit der relativ grössten Stiltreue wiedergiebt, an dem Statuenpaar in Neapel von einer Reife und Feinheit, welche uns verhindert, wenn wir nach den Ergebnissen der neuesten Forschung die aeginetischen Giebelstatuen in der Mitte der 70er Ol. entstanden denken müssen, zu glauben, es seien schon fast 40 Jahre früher (um Ol. 67) in Athen Statuen gemacht worden, welche den Aegineten wenigstens gleich, denen des Westgiebels ganz unzweifelhaft, namentlich in der Freiheit, ja in dem Ungestüm der Bewegungen überlegen sind.

Nun also: von der Gruppe der Tyrannenmörder von Kritios und Nesiotes — oder wahrscheinlich von dieser — besitzen wir eine Anzahl von Nachbildungen, welche, einander ergänzend, uns eine Anschauung von dem Originale bieten, die, mag sie an unbedingter Treue und Genauigkeit zu wünschen übrig lassen, den Vergleich mit jeder Vergegenwärtigung eines verlorenen Kunstwerkes aushält, wenn sie nicht jede andere übertrifft.

Da ich in Beziehung auf diese Nachbildungen zunächst von bekannten Dingen reden muss, wollen Sie mir gestatten, dies in der gedrängtesten Kürze zu thun.

Am längsten bekannt, aber früher nicht recht verstanden ist das Beizeichen auf attischen Tetradrachmen der Münzmeister Mentor und Moschion, von denen ein Exemplar unter Nr. 1 auf der in Ihren Händen befindlichen Tafel abgebildet ist. Diese kleine Darstellung zeigt zwei gemeinsam, wie zum Angriff vorschreitende Männer, von

denen der eine zum kräftigen Schlage mit dem Schwert ausholt, während der andere, die über dem linken Arm hangende Chlamys wie einen Schild vorstreckend, ihm schützend zur Seite geht. Dieselbe Gruppe, nur nach der andern Seite gewendet, fand sich sodann als Relief an einem marmornen, in der Gegend des vermutheten Prytaneion in Athen ausgegrabenen Lehnsessel, Fig. 2 auf der Tafel. Es ist Stackelbergs Verdienst in seinem Werke über die Gräber der Hellenen 1835 sowohl die Bedeutung des Gegenstandes wie die Identität desselben in den beiden nach verschiedenen Seiten gewendeten Darstellungen, wie endlich das erkannt zu haben, dass eben diese Aufnahme der Figuren von zwei Seiten beweise, es handele sich um eine freistehende Gruppe von Rundbildern, welche von verschiedenen Seiten her betrachtet und copirt werden konnte. Was hier durch einen scharfsinnigen Schluss erkannt war, das wurde 1859 durch eine schöne Entdeckung von Prof. Friederichs in Berlin zur unmittelbaren Gewissheit erhoben, indem derselbe in zwei jetzt im Museum von Neapel aufgestellten und als Gladiatoren ergänzten Statuen, Nr. 3 auf der Tafel, dieselbe Gruppe nachwies, und zwar in Statuen, welche vermöge ihres Stils in der unzweifelhaftesten Weise auf ein Vorbild archaischer Kunst und durch gewisse technische Eigenthümlichkeiten auf ein solches von Erz hinweisen. Nachdem diese Entdeckung gemacht war, konnte eine Wiederholung dieser Figuren, welche, allerdings durch grössere Ergänzungen stärker entstellt, und in fliessenderem oder weicherem Stil gearbeitet, im Garten Boboli in Florenz steht, nicht lange mehr unerkannt bleiben, und wird ausser von mir und Brunn und Benndorf, der sie in den Mon. dell' Inst. VIII. 46. Ann. XXXIX p. 304 ff. herausgegeben hat, wohl auch von anderen unterrichteten Reisenden erkannt worden sein.

Diese verschiedenen Wiederholungen, von denen nur die florentiner Statuen, als in den uns hier interessirenden Fragen unerheblich, bei Seite bleiben können, diese Wiederholungen sind es, die, mit einander combinirt und durcheinander controlirt, uns eine fast allen Anforderungen entsprechende Anschauung des Originals verschaffen können. Indem wir nun diese Combination und Controle nach rein philologischer Methode anstellen wollen, legen wir unserer Kritik dasjenige Exemplar zum Grunde, welches nach seiner Gattung, nach seinen Maassen, nach seinem Stile dem Original am nächsten steht, das Statuenpaar in Neapel, Nr. 3 auf der Tafel. Allein das ist, wenn ich so sagen darf, ein codex interpolatus, und zwar von zwei Händen, einer älteren und einer neueren, interpolirt, und es wird gelten, aus kritischer Vergleichung der beiden anderen Exemplare die Interpolationen als solche zu erweisen und das durch sie theils verdrängte, theils verdunkelte Richtige an ihre Stelle zu setzen.

Beginnen wir mit dem Allgemeinsten, so muss bemerkt werden, dass die neapolitaner Statuen nicht als Gruppe mit gemeinsamem Plinthos, sondern als Einzelfiguren gearbeitet, und demgemäss auch jetzt aufgestellt sind, und zwar so verkehrt wie möglich, der Harmodios rechts, der Aristogeiton links am Ende der ersten Gallerie im Museo Nazionale. Nun zeigen uns aber unsere beiden andern Wiederholungen nicht allein, dass beide Figuren, sondern auch wie sie mit einander gruppirt waren. Sie schreiten dicht neben einander hin, wobei sich ihre beiden vorgestellten Füsse in paralleler Richtung befinden. Darauf ist für die richtige Aufstellung der Statuen ganz besonders zu achten, während es einfach der Uebertragung der statuarischen Gruppe in das Relief und den Gesetzen des Reliefstils beizumessen ist, wenn in der Münze so gut wie in dem Relief die Gesammtrichtung der Figuren in dem Sinne parallel erscheint,

dass ihre zurückstehenden Füsse nicht weiter von einander entfernt sind, als die vortretenden. Das ist bei den Statuen unmöglich; denn versucht man sie so aufzustellen, so fällt die Gruppe auseinander, Harmodios strebt nach rechts, Aristogeiton nach links, beide wenden sich die Rücken zu, haben nichts mehr miteinander zu thun, und von vorne betrachtet hangt die eine Figur nach rechts, die andere nach links über. Hält man dagegen die parallele Richtung der vortretenden Füsse fest, welche ja auch, von allem Zeugniss abgesehen, bei zwei auf ein Ziel Vorschreitenden natürlich und nothwendig ist, so erscheinen die Statuen in einem Nebeneinander, wie es Figur 3 darstellt, d. h. in einer Gruppirung, welche uns, allen entstellenden Zuthaten, die wir noch wegräumen werden, zum Trotze, sofort den Grundgedanken der Composition, das gemeinsame, wuchtige Vorschreiten zweier engverbundenen Genossen auf ein Ziel hin, klar vor die Augen stellt. Harmodios ist hierbei etwas voran, eine Aufstellung, welche durch die Anordnung in dem Relief Nr. 2 gegeben ist und gegen welche das Zeugniss der Münze Nr. 1 deswegen nicht in's Gewicht fallen kann, weil der Stempelschneider, profilirte er einmal seine Gruppe von rechts nach links, bei der Kleinheit seiner Figuren gezwungen war, die von seinem Auge entferntere vorzurücken, um sie von der nähern abzulösen. Der Bildhauer des Reliefs hat sich die theilweise Verdeckung seines Harmodios durch die vorgestreckte Chlamys des Aristogeiton nicht anfechten lassen, er durfte darum unbekümmert sein, weil auch so das Wesentliche sichtbar blieb, nicht bloss die vorschreitenden Beine und der Kopf, sondern vorzüglich der hochgehobene Arm mit dem gewaltigen, zum Todesstreiche geschwungenen Schwerte. Die von dem Relief gebotene Anordnung ist aber deswegen ohne allen Zweifel diejenige der Statuen, weil es sich bei der in der Gruppe dargestellten Thatsache geziemt und von selbst versteht, dass der voran sei, welcher den Hauptstreich führt, während ihm der ihn schützende mehr zur Abwehr als zum Angriff bereite Genoss um ein weniges folgt.

Haben wir also unsere Statuen, d. h. zunächst die vorhandenen neapolitaner, so in der Hauptsache richtig nebeneinander gestellt, so gehen wir nun daran, sie von den Zuthaten zu befreien, welche sie von den Originalen unterscheiden, und deren Vorhandensein den vollen Eindruck des Originales trübt und verhüllt. Zunächst die antiken Zuthaten. Die Originale von Kritios und Nesiotes waren Erz-, die neapolitaner Nachbildungen sind Marmorstatuen. Nun hat man freilich in der Zeit, in welcher die Originale entstanden, wie dies die aeginetischen Giebelstatuen beweisen, es wohl gewagt und verstanden, auch Marmorstatuen in ähnlich bewegten Stellungen frei auf ihre Beine und nur auf ihre Beine zu stellen, ohne ihnen irgend welche Stütze beizugeben; im spätern Alterthum aber verstand und wagte man dergleichen nicht, und deswegen haben Marmorstatuen späterer Zeit fast durchweg Stützen von verschiedener Form, die zum Theil sehr sinnreich eingekleidet und als Beiwerke benutzt, zum Theil dagegen einfach nichts sind als Streben und Stützen gegen das Gewicht der auf dünnen Beinen erhobenen schweren marmornen Körper. Auch bei Marmorcopien nach Erzstatuen, so bei Myrons Diskobolen, bei Lysippos' Apoxyomenos und vielen anderen brachte man diese Stützen an, die man hinwegdenken muss, um von der Composition der Originale einen vollen und reinen Eindruck zu bekommen, welcher durch diese Zuthaten oft empfindlich getrübt wird. Dies alles gilt im vollen Maasse von unseren Statuen; beide haben mächtige Baumstämme als Stützen, deren die Erzoriginale nicht bedurften, und die, wie sie an sich, da die Scene ja doch nicht im Walde, sondern in den Strassen Athens spielt, sinnlos sind, auch weder in dem

Münzstempel noch im Relief sich finden. In hohem Grade störend aber sind diese Baumstämme, von anderem abgesehen, hauptsächlich deshalb, weil sie eine Aufstellung der Statuen bedingen, welche diese trennt und zwischen ihnen eine sehr empfindliche, ja die Geschlossenheit der Gruppe gefährdende Lücke entstehen lässt. Entfernen wir also diese erwiesene Interpolation von erster Hand, so rücken die Figuren näher zusammen, (es könnte noch ein weniges mehr sein, als die Zeichnung Nr. 4 giebt), die Lücke fällt weg und wird durch den Arm und die Chlamys des Aristogeiton ausgefüllt, und die Gruppe schliesst sich in einem schönen Gesammtumriss zusammen. Wie viel auch im idealen Sinn durch diese zunächst formale grössere Geschlossenheit der Gruppe gewonnen wird, brauche ich es Ihnen ausführlicher nachzuweisen? Genügt nicht ein vergleichender Blick auf die beiden Zeichnungen Nr. 3 und 4, um uns zu zeigen, wie anders fest neben einander die beiden treuen Genossen einherschreiten, zu Trutz und Schutze eng verbunden und wie von einem Willen beseelt?

Wir kommen zu den modernen Ergänzungen, den Interpolationen von der zweiten Hand. Modern sind beide Arme des Harmodios und der rechte des Aristogeiton, und zwar alle drei in ihren Bewegungen misverstanden, während der linke Arm des Aristogeiton, bei dem nur die Hand mit dem Schwertgriffe moderne Zuthat ist, bei der Ansetzung dieser zu kurz gerathen ist. Zur Erhärtung der Behauptung, dass die drei näher bezeichneten Arme modern seien, will ich mich nicht auf die Untersuchungen am Original, eigene und übereinstimmende fremde, auch nicht auf das berufen, was eine übel angebrachte antiquarische Gelehrsamkeit des 17. Jahrhunderts den Restaurator aus unseren beiden Helden, denen er in jede Hand einen Schwertgriff gab, hat machen lassen, Gladiatoren nämlich, sog. dimachaeri, sondern ich will nur auf das verweisen, was Sie in der Zeichnung vor Augen sehen.

Der rechte Arm des Harmodios, welcher schräg über seinen Kopf erhoben ist, hat die Stellung, als sollte er einen Streich pariren, während sich aus der Sache und aus der Vergleichung der Münze und des Reliefs ergiebt, dass dieser Arm einen Schlag, und zwar einen heftigen Schlag mit einem besonders nach Massgabe des Reliefs langen Schwerte führte. Es ergiebt sich hieraus, dass dieser Arm in der Hauptsache gerade emporgerichtet sein musste, während er nach der Darstellung im Relief und in der Münze im Ellenbogen nur wenig gekrümmt, die Hand also bei der Ansicht von vorne hoch über den Kopf erhoben, die Schwertklinge in Verkürzung sichtbar gewesen ist. Da nun die rechte Schulter nur bis zur Mitte oder den oberen zwei Dritttheilen des Deltoides erhalten ist, konnte der Arm, ohne dass an der Muskulatur des Originals auch nur das mindeste geändert wurde, so ergänzt werden, wie er in der Zeichnung Nr. 4 ergänzt ist. Der linke Arm derselben Figur ist bis zum obern Ansatze des Biceps echt; er konnte deswegen nicht ganz so weit nach hinten hinausgefahren ergänzt werden, wie ihn die Münze zeigt, wohl aber ein nicht ganz kleines Stück weiter vom Körper ab, schon im Oberarm, besonders aber vom Ellenbogen an, nach links niedergestreckt. Für genau diese Haltung liegt nun freilich in der Münze, die eine Profilprojection darbietet, der Beweis nicht vor, allein dieselbe ergiebt sich aus innerer Nothwendigkeit, und zwar einmal deswegen, weil, wie Ihnen Fig. 3 zeigt, bei einer Lage dieses Armes näher am Körper, so wie er an der neapolitaner Figur ergänzt ist, in der Vorderansicht kaum sein äusserer Contour sichtbar wird, während es eine unausweichliche Forderung jeder guten plastischen Composition ist, dass sich in den Hauptansichten

einer Figur deren gesammte Glieder frei entwickeln. Dazu kommt zweitens, dass nur bei einer Lage des Armes, wie die, welche ihm in Fig. 4 gegeben ist, das ausgedrückt wird, was augenscheinlich und nach dem Zeugniss der Münze ausgedrückt werden sollte, nämlich eine unwillkürliche Bewegung der Contrebalance gegen den schwungvollen Hieb des rechten Armes und den grossen Ausschritt des rechten Fusses. Conjectural ist daher nur die Haltung der Hand, ihr Aufziehn in der Handwurzel bei halber, aber energischer Zusammenkrümmung der Finger. Aber diese Conjectur glaube ich dem Leben abgelauscht zu haben und zweifle nicht, dass Sie dieselbe durch Beobachtung ähnlicher Situationen im Leben bestätigt finden werden.

Aehnliches wie von dem linken Arm des Harmodios gilt von dem rechten des Aristogeiton; der Restaurator der neapolitanischen Figur hat diesen Arm noch ungleich näher und ängstlicher an das zurückstehende Bein angeschlossen, mit dem er auf der äussern Fläche des Oberschenkels die Hand mit einer kurzen Puntello verband. Der Erfolg ist, dass in der Vorderansicht, wie Fig. 3 zeigt, dieser Arm so gut wie ganz verschwindet, was ja natürlich nicht so hat sein können noch auch nach Maassgabe des Reliefs so gewesen ist. Der Zustand, in welchem sich die Schulter am Originale des neapolitaner Aristogeiton befindet, hat es durchaus möglich gemacht, diesen rechten Arm mit dem Schwert in wesentlich der Lage zu ergänzen, welche durch das Relief angezeigt ist, wenn man sich dessen Seitenansicht in die Vorderansicht übersetzt, zurückgezogen im Oberarm, der Unterarm wesentlich gerade niedergestreckt, die Faust so gewendet, dass das Schwert seine Spitze fast ganz nach vorne kehrt.

Dass der linken Hand des Aristogeiton das ihr vom modernen Restaurator verliehene zweite Schwert genommen worden ist, bedarf nach einem Blick auf das Relief und die Münze und nach einem Hinweis auf den richtig erkannten Gegenstand der Gruppe keiner Rechtfertigung, kaum einer Erwähnung; nur das möge noch berührt werden, dass der im Marmor schlecht befestigte, aber entschieden antike Arm mit der Chlamys nach Maassgabe besonders des Reliefs in der Restaurationszeichnung etwas höher gehoben worden ist, wodurch die Bewegung an Energie gewonnen hat.

Endlich ist moderne Zuthat der Kopf des Aristogeiton, der freilich antik, aber von einem von dem echten Harmodioskopfe ganz verschiedenen, lysippischen Stile ist, und welcher den Gesammteindruck der Figur in der Art verändert, dass man auf diesen Gesammteindruck die freilich sehr unbegründete und ungründliche Behauptung der Nichtzusammengehörigkeit der beiden Figuren gebaut hat. Um so gewisser muss dieser Kopf beseitigt und durch einen mit dem Harmodioskopfe übereinstimmenden ersetzt werden. Dass dieser Kopf bärtig sein müsse, zeigt deutlich das Relief und selbst die Münze lässt es erkennen; dass er genau so ausgesehen haben müsse, wie ihn mein wackerer Zeichner dem restaurirten Aristogeiton grade, nicht in der affectirt schrägen Haltung, welche der Marmorkopf zeigt, auf die Schultern gesetzt hat, das kann ich freilich nicht beschwören, aber ich glaube, Sie werden mir zustimmen, wenn ich sage, dass er mit dem Harmodioskopfe recht gut zusammengeht.

Wir stehen am Ende unserer kritischen Arbeiten und wenn wir glauben dürfen, durch die Emendationen der Ueberlieferung, bei deren allgemeiner und stilistischer Vorzüglichkeit, dem Archetypus, dem Original der Gruppe des Kritios und Nesiotes wenigstens sehr nahe gekommen zu sein, so wollen Sie mir zum Schlusse ein Wort zur künstlerischen Würdigung dieses Originals erlauben, das man nicht leicht zu hoch anschlagen kann.

Ueber die Erfindung im Ganzen musste das Urteil schon nach dem Relief allein feststehen, obgleich die Zusammenstellung der Statuen neue Feinheiten und einen in der That erstaunlichen plastischen Takt erkennen lässt, der leider an einer Zeichnung nicht vollkommen demonstrirt werden kann. Ich kann über diesen Punkt nur in etwas erweiterter Fassung wiederholen, was ich vor kurzer Zeit, aber ehe es mir vergönnt war mit den Abgüssen der Statuen zu experimentiren, über denselben gesagt habe. Die Erfindung der Gruppe konnte nicht glücklicher sein, wo es galt, das gemeinsame und geschlossene Andringen zweier durch unzertrennliche Freundschaftsbande vereinter Männer zu einem bedeutenden und gefährlichen Unternehmen vor die Augen zu stellen, und zugleich unter sie die Rollen so zu vertheilen, dass, ohne die Einheitlichkeit der Gruppe zu gefährden, die Einförmigkeit vermieden wurde. Der jüngere und von dem Tyrannen am tiefsten gekränkte Genoss, Harmodios, dringt am feurigsten vor und er ist es, der mit dem längern Schwerte den eigentlichen Todesstreich führt, während ihn der ältere Freund, Aristogeiton, schützend und mit kürzerem Schwerte zur Hilfe bereit begleitet. Damit ist die Idee der That vollkommen ausgesprochen, in die Composition aber ist durch den Contrast der Seiten beider Figuren, indem die eine mit dem rechten, die andere mit dem linken Fuss antritt, die eine den rechten Arm erhoben, die andere den linken vorgestreckt hat, ferner durch das verschiedene Alter und dadurch, dass Harmodios ganz nackt erscheint, während Aristogeiton die ausgebreitete Chlamys handhabt, grade dasjenige Maass von Mannigfaltigkeit gebracht, dessen Ueberschreitung die Geschlossenheit des Ganzen leicht hätte in Gefahr bringen können.

Die Bewegungen voll Energie und Leben haben etwas Gewaltiges, Unwiderstehliches, das uns an dem Erfolge der Freunde nicht zweifeln lässt, so schon im Relief, noch ungleich mehr aber in der statuarischen Gruppe und namentlich in deren Vorderansicht. Die Art, wie hier durch das Zurückstehen der beiden äusseren Füsse in dem sehr starken Ausschritte der Gruppe die nöthige Breite der Grundlage geschaffen wird, während das nahe Zusammenstehen der vortretenden Füsse, welches das Planschema keilförmig erscheinen lässt, den Eindruck des gewaltigen und unwiderstehlichen Andranges vermehrt, der alles Entgegenstehende zur Seite werfend sein Ziel erreichen wird; die Art, wie alle Glieder in abgewogener Responsion mit einander und doch jedes in einer individuellen Bewegung sich frei und klar entwickeln; die Art endlich, wie Harmodios' hochgeschwungener Arm und sein mächtiges Schwert den Gipfel der ganzen Gruppe bilden, dies Alles ist mit einer Feinheit plastischer Empfindung gemacht, mit einer Klarheit und einfachen Grösse ausgedrückt, welche durch die vollendetste Kunst nicht überboten werden kann.

Und wenngleich die Formen des Nackten noch jene die feineren Uebergänge vernachlässigende Strenge und Härte zeigen, welche wir aus anderen Werken des reifen Archaismus, den aeginetischen Giebelstatuen und dem myronischen Diskobolen im Palaste Massimi in Rom kennen, so sind diese Gestalten doch in ihren Verhältnissen sowohl im Ganzen, wie in der Breite der hochgewölbten Brust, der Mächtigkeit der Schultern, der Knappheit des Leibes, der Fülle der grossen Muskelpartien und der energischen Schärfe der Gelenke und der Stellen des Körpers, wo die Knochen von wenig Fleisch bedeckt sind, durchaus stilvoll und die Produkte einer Kunst, welche die Formen voll Ueberzeugung so und nicht anders auffasst und wiedergiebt.

Allerdings ist dagegen die Haarbehandlung an dem echten Kopfe des Harmodios und an der Scham beider Figuren noch durchaus conventionell in kleinen, reihenweisen Buckellöckchen angeordnet, nicht minder ist die Drapirung in dem Gewande einförmig und wenig belebt und auch der Kopf des Harmodios zeigt noch jene keineswegs schönen Formen, die niedrige Stirn, hochliegende Augen, ein Ueberwiegen der unteren Theile des Gesichts, athemlose Nase, einen wenig und starr geöffneten Mund, zu kleine und zu hoch sitzende Ohren; auch ist er noch ohne seelischen Ausdruck, kein Hass, kein Kampfeszorn bewegt diese Züge, kaum Eifer spiegelt sich in diesem Antlitz; aber das Pathos und zwar ein ergreifendes Pathos liegt in den Körpern und in ihrer Bewegung, in dem glühenden, jede Fiber durchdringenden Schwunge des Harmodios und in der entschlossenen trotzigen Festigkeit des Aristogeiton; in diesen Bewegungen ist nicht allein etwas Heldenmässiges, das uns an geringe Ziele nicht denken lässt, sondern etwas Ueberwältigendes, Triumphirendes. Man fühlt es, der Künstler schuf die Gruppe in der Ueberzeugung, dies seien die Retter des Vaterlands, die ihr Ziel erreicht und die Athener frei gemacht haben von den Tyrannen. Und endlich übersehe man nicht den starken Zug des Idealismus, der sich darin ausspricht, dass der Künstler von der an sich ja künstlerisch schönen Tracht des wirklichen Lebens abgesehen und seine mit Heroenehren gefeierten Retter Athens in heroisch-nackter Bildung hingestellt hat. Das ist der Harmodios, von dem das Lied sagt, er sei nicht gestorben, sondern lebe auf den Inseln der Seligen, ein Genoss des Achilleus und des Tydiden Diomedes. Wahrlich, diese Gruppe voll Schwung der Auffassung und voll monumentaler Würde der Darstellung, sie musste wohl geeignet sein in der Seele der Athener, allem Tyrannenthum gegenüber den Vorsatz wach zu erhalten:

ἐν μύρτου κλαδὶ τὸ ξίφος φορήσω,
ὥσπερ Ἁρμόδιος κ' Ἀριστογείτων.

Uns aber zeigt sie, wie fest die ältere Kunst den Grund gelegt hatte, auf welchem Phidias den stolzen Bau seines göttlich idealen Schaffens aufrichtete, und was für Vorbilder diese ältere Kunst dem jungen Meister vor die Augen und vor die Seele gestellt hat. —

Präsident Dr. Forchhammer schliesst nach geschäftlichen Mittheilungen die erste allgemeine Sitzung.

Nachdem sich im Laufe des Vormittages die Sectionen gebildet hatten, fand um 4 Uhr das Festmahl in Bellevue statt.

Zweite allgemeine Sitzung.

Dienstag, den 28. September 1869. Anfang 10½ Uhr Vormittags.

Präsident Prof. Dr. Forchhammer eröffnete die zweite allgemeine Sitzung mit geschäftlichen Mittheilungen, darauf folgte als erster Gegenstand der Tagesordnung der Vortrag des Herrn Prof. Dr. Max Müller aus Oxford über den buddhistischen Nihilismus.

Vortrag des Herrn Prof. Dr. Max Müller:

Verehrter Herr Präsident! Verehrte Versammlung!

Ich mag mich irren, aber ich glaube nicht, dass der Gegenstand, den ich zu meinem Vortrage gewählt, als ein dem allgemeinen Interesse dieser Versammlung fremder zu betrachten sei. Der Buddhismus, in seinen zahlreichen Arten und Abarten, ist noch immer die Religion der Majorität der Menschheit, und wird demnach stets eine sehr hervorragende Stelle in der vergleichenden Religionswissenschaft einzunehmen haben. Die vergleichende Religionswissenschaft aber, obgleich der jüngste Zweig am Baume des menschlichen Wissens, wird für ein gründliches und fruchtbares Studium des ganzen Alterthums bald als ebenso unerlässlich gelten als die vergleichende Sprachwissenschaft. Denn wie kann man ein Volk, seine Literatur, seine Kunst, seine Politik, Moral und Philosophie, seine ganze Lebensanschauung wahrhaft verstehn und richtig würdigen, ohne seine Religion, nicht nur in ihrem äussern Erscheinen, sondern in ihrem innersten Wesen, in ihren tiefsten fern reichenden Wurzeln, erfasst zu haben? Von den Religionen gilt aber dasselbe, was unser grosser Dichter einst prophetisch von den Sprachen sagte: „Wer nur eine kennt, kennt keine.“ Wie zur wahren Kenntniss der Sprache eine Kenntniss der Sprachen, so gehört zu einer wahren Kenntniss der Religion eine Kenntniss der Religionen. Und mag es auch zu kühn erscheinen, wenn man behauptet, dass alle Sprachen der Menschheit Orientalisch sind, richtig ist es jedenfalls, dass alle Religionen wie die Sonnen aus dem Osten emporgestiegen, — aus dem Orient zu uns gelangt sind. Hier also, bei einer wissenschaftlichen Behandlung der Religionen, der Religionen der Arischen wie der Semitischen Menschheit, tritt der Orientalist mit Recht in das Plenum der Philologie, wenn Philologie noch das ist, was, wie unser Präsident uns gestern sagte, sie einst sein sollte und sein wollte, die wahre Humanitas, die, wie ein alter Kaiser, von sich sagen konnte: humani nihil a me alienum puto.

Es ist nun das eigenthümliche Schicksal der Religion des Buddha gewesen, dass sie unter allen sogenannten falschen oder heidnischen Religionen fast allein wegen ihres hohen, reinen, menschenbildenden Charakters von all und Jedermann gepriesen worden ist. Man traut kaum seinen Augen, wenn man katholische und protestantische Missionäre in ihren Lobpreisungen des Buddha wetteifern sieht; und es muss selbst die Aufmerksamkeit des gegen alles Religiöse Gleichgiltigen auf einen Augenblick fesseln, wenn er aus statistischen Berichten ersieht, wie keine Religion, die christliche nicht ausgenommen,

einen so mächtigen Einfluss auf die Verminderung der Verbrechen geübt hat, als die alte, einfache Lehre des Büssers von Kapilavastu. Man kann ja in dieser Beziehung keine bessere Autorität anführen als einen noch lebenden Bischof der römisch-katholischen Kirche. In seinem interessanten Buche über das Leben des Buddha spricht nun der Verfasser, der Bischof von Ramatha, der Apostolische Vikar von Ava und Pegu mit einer solchen Offenheit von den Vorzügen der Buddhistischen Religion, dass man oft nicht weiss, ob man seinen Muth oder seine Gelehrsamkeit mehr bewundern sollte. So sagt er an einer Stelle — (p. 494): „Viele von den moralischen Vorschriften werden von beiden Religionen, von der christlichen und der Buddhistischen, übereinstimmend aufgestellt und eingeschärft, und es darf nicht für Leichtsinn gelten, wenn ich behaupte, dass die meisten sittlichen Wahrheiten, welche das Evangelium lehrt, auch in der Bibel der Buddhisten zu finden sind."

An einer andern Stelle sagt Bischof Bigandet (p. 493): „Wenn man die einzelnen Thatsachen im Leben des Buddha liest, ist es unmöglich dabei nicht an viele Umstände im Leben unsres Erlösers erinnert zu werden, wie es uns von den Evangelisten beschrieben worden ist."

Ich könnte noch viele, selbst stärkere Zeugnisse zu Ehren Buddhas und des Buddhismus anführen, doch werden schon diese für meinen Zweck genügen.

Nun scheint es aber auf der andern Seite, als ob man sich nur deshalb erlaubt, so freigebig im Lobe des Buddha und des Buddhismus zu sein, weil man schliesslich doch immer den Stab über eine Religion brechen konnte, die, trotz aller Vorzüge, nichts als lauter Atheismus und Nihilismus sei. So lesen wir denn auch bei unserem Bischof:

„Man mag zur Ehre des Buddhismus sagen, dass kein philosophisch-religiöses System jemals in gleicher Weise die Idee eines Erlösers und die Nothwendigkeit seiner Sendung zur Erlösung der Menschheit, im Buddhistischen Sinne, anerkannt habe. Buddhas Beruf, von Anfang bis zu Ende, war der eines Erlösers, der ein Gesetz predigt, welches der Menschheit die Erlösung von allen Uebeln, unter denen sie leidet, sichern soll. Aber durch eine Excentricität, die man nur beklagen und nicht erklären kann, führt dieser angebliche Erlöser den Menschen, nachdem er ihm gelehrt, wie er sich vom Joche aller Leidenschaften befreien soll, geraden Wegs in den bodenlosen Abgrund gänzlicher Vernichtung."

Diese Sprache mag etwas bischöflich gefärbt aussehn: aber wir finden dasselbe Urtheil und fast in denselben Worten bei den bedeutendsten Gelehrten, welche über den Buddhismus geschrieben. Die warmen Verhandlungen, welche noch vor kurzem in der Akademie der Wissenschaften zu Paris über diesen Gegenstand geführt worden sind, werden Vielen der hier Anwesenden bekannt sein: noch besser aber das Werk des Mannes, dessen Stelle bis jetzt weder in der französischen Akademie, noch im Rathe deutscher Wissenschaft ausgefüllt worden ist, — das Werk Eugène Burnoufs, des wahren Begründers eines wissenschaftlichen Studiums des Buddhismus. Auch Burnouf kommt in seinen Untersuchungen zu demselben Resultat, dass nämlich der Buddhismus, so wie wir ihn aus seinen kanonischen Büchern kennen, trotz aller seiner grossen Eigenschaften, doch schliesslich auf Atheismus und Nihilismus hinauslaufe.

Was nun den Atheismus betrifft, so lässt sich in keiner Weise leugnen, dass, wenn wir die alten Götter des Veda, — Indra und Agni und Yama, — Götter nennen,

Buddha ein Atheist war. Er glaubt nicht an die Göttlichkeit dieser Gottheiten. Es ist merkwürdig, dass er ihre blosse Existenz durchaus nicht leugnet, so wenig als Augustinus und andere Kirchenväter die Existenz der olympischen Götter zu verflüchtigen oder gänzlich hinweg zu erklären suchten. Der Stifter des Buddhismus behandelt die alten Götter als übermenschliche Wesen, und verspricht den Frommen, dass sie nach dem Tode in den Götterwelten wieder geboren werden und mit den Göttern göttliche Seligkeit geniessen sollen. In gleicher Weise droht er den Bösen, dass sie nach dem Tode in den unterirdischen Wohnungen und Höllen ihre Strafe büssen werden, wo die Asuras, Sarpas, Nâgas und andere bösen Geister hausen, deren Existenz im Volksglauben und in der Volkssprache zu fest begründet war, als dass selbst ein neuer Religionsstifter sie ganz hinweg zu disputiren wagte. Aber obgleich Buddha diesen mediatisirten Göttern und Teufeln Paläste, Gärten und einen Hofstaat anwies, die ihren früheren wenig nachstanden, so nahm er ihnen doch ihre Souveränitätsrechte vollständig. Obgleich nach seinem Ausspruch die Götterwelten Millionen von Jahren bestehn, so sind sie doch mit den Göttern und mit den Geistern, die sich im Kreislauf der Geburten zur Götterwelt erhoben haben, am Ende eines jeden Kalpa dem Untergang verfallen. Ja, noch weiter geht die Reorganisation der Geisterwelt. Schon vor Buddha hatten ja die Brahmanen den niedern Standpunkt des mythologischen Götterbewusstseins überwunden, und hatten die Idee des Brahman, als der absoluten göttlichen oder übergöttlichen Macht, an seine Stelle gesetzt. Was thut nun Buddha? Auch diesem Brahman weist er eine Stelle in seinem Universum an. Ueber der Götterwelt mit ihren 6 Paradiesen thürmt er 16 Brahma-Welten auf, und in diese Brahma-Welten gelangen die Wesen nicht mehr durch Tugend und Frömmigkeit, sondern durch innere Betrachtung, durch Wissen und Erleuchtung. Die Bewohner dieser Welten sind bereits rein geistige Wesen, ohne Körper, ohne Schwere, ohne Begierde, weit erhaben über Menschen und Götter. Ja, zu noch schwindlenderer Höhe erhebt sich der Buddhistische Baumeister, und auf die Brahma-Welten thürmt er noch vier höhere Welten, welche er die Welten der Formlosen nennt. Alle diese Welten stehn den Menschen offen, und im Kreislauf der Zeit steigen die Wesen auf und ab, je nach den Werken, die sie vollbracht, je nach der Wahrheit, die sie erkannt haben. Aber in allen diesen Welten herrscht noch das Gesetz des Wechsels; in keiner giebt es Freiheit von Geburt, Alter und Tod. Die Welt der Götter wird vergehn wie die der Menschen; die Welt des Brahman wird vergehn wie die der Götter, ja selbst die Welt der Formlosen wird nicht ewig währen: der Buddha aber, der Erleuchtete und wahrhaft Freie, steht höher und wird vom Zusammensturz des Weltalls nicht berührt oder gestört: si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae.

Nun kommt aber ein Zug von Ironie, den man bei Buddha kaum erwartet hätte. Götter und Teufel hatte er untergebracht, allen mythologischen und philosophischen Errungenschaften der Vergangenheit war er, so viel als möglich, gerecht geworden. Selbst mährchenhafte Wesen, wie Nâgas, Gandharvas und Garu*d*as, waren dem Auflösungsprocess entgangen, der sie erst später unter den Händen der vergleichenden Mythologie erreichen sollte. Nur gegen eine Idee, die Idee eines persönlichen Schöpfers, verfährt Buddha ohne Schonung. Sie wird nicht nur geleugnet, sondern es wird sogar ihre Entstehung, wie die eines alten Mythus, sorgsam und bis ins Einzelnste erklärt. Dies geschieht folgendermassen im Brahma-*g*âlasûtra: —

Erinnern Sie sich, dass zu Ende jedes Kalpa eine Weltzerstörung eintritt, welche nicht nur Erde und Hölle, sondern alle Götterwelten und sogar die drei untersten der Brahma-Welten vernichtet. Wie lange ein Kalpa dauert, kann man nur in der Sprache des Buddhismus beschreiben. Man nehme einen Felsen von vier deutschen Cubik-Meilen und berühre denselben einmal in hundert Jahren mit einem feinen Tuch, so wird der ganze Felsen eher zerrieben sein, als ein Kalpa sein Ende erreicht hat. Zu Ende dieses Kalpa also, heisst es, nachdem alle die untern Stockwerke des Universums zerstört waren und dann langsam wieder eine neue Welt sich bildete, waren die in den höheren Brahmawelten weilenden Geister unversehrt geblieben. Einer von diesen Geistern nun, ein Wesen ohne Körper, ohne Schwere, allgegenwärtig und selig in sich selbst, stieg, als seine Zeit gekommen, von der höhern Brahmawelt in die neugeformte niedere Brahmawelt hinab. Hier weilte er zuerst allein; aber nach einiger Zeit entstand in ihm der Wunsch: „Möchte ich doch nicht länger allein sein.“ In demselben Augenblick, als dieser Wunsch in ihm aufstieg, stieg zufällig ein zweites Wesen aus der höhern in die niedere Brahmawelt hinab. Da entstand in dem ersten Wesen der Gedanke: „Ich bin Brahman, der grosse Brahman, der Höchste, der Unbesiegbare, der Allwissende, der Herr und König des Alls. Ich bin der Schöpfer aller Dinge, der Allvater. Auch dieses Wesen ist von mir erschaffen worden, denn so wie ich wünschte, nicht allein zu sein, brachte ja mein Wunsch dieses zweite Wesen hervor.“ — Die andren Wesen nun, welche nach und nach aus den höhern Welten herabsanken, glaubten gleichfalls, dass der Erstgekommene ihr Schöpfer gewesen, denn er war ja älter und mächtiger und schöner als sie. — Dies ist aber noch nicht Alles; denn es würde wohl erklären, wie ein Geist sich für den Schöpfer anderer Geister halten konnte, nicht aber wie die Menschen auf der Erde an einen solchen Schöpfer glaubten. Dies wird nun folgendermassen erklärt: „Im Kreislauf der Dinge sank eines dieser höhern Wesen immer tiefer hinab und ward endlich auf der Erde als Mensch geboren. Hier gelangte er durch Bussübungen und tiefes Nachdenken zu einem Zustand innerer Erleuchtung, welche dem Menschen die Fähigkeit giebt, sich seiner frühern Existenzen zu erinnern. Er erinnerte sich also der oben erzählten Vorgänge in der neuentstandenen niedern Brahmawelt und verkündete nun den Menschen, dass es einen Schöpfer gebe, einen Brahman, der früher gewesen als alle andern Wesen; dass dieser Schöpfer ewig und unveränderlich sei, während alle Wesen, die er geschaffen, vergänglich und sterblich seien.“

Ich glaube, man kann in dieser Erklärung einen Ton der Animosität nicht verkennen, der sonst dem Charakter Buddhas so fremd ist, und es entsteht ganz natürlich die Frage, ob dies denn wirklich die Lehre des Stifters des Buddhismus gewesen sei. Und hiermit treten wir sogleich an unser Hauptproblem: Ist es möglich, einen Unterschied zwischen dem Buddhismus und den persönlichen Lehren Buddhas zu machen? Wir haben den Buddhistischen Kanon, und was sich in diesem Kanon findet, das haben wir ein Recht, als orthodox-buddhistische Lehre zu betrachten. Wie es nun aber in der christlichen Theologie nicht an Versuchen gefehlt hat, die Lehre des Stifters unsrer Religion von der der Evangelisten zu unterscheiden, über den Kanon des Neuen Testaments hinauszugehn und die λόγια des Meisters zur allein gültigen Richtschnur unsres Glaubens zu machen, so stellte sich dasselbe Bedürfniss schon sehr früh unter den Anhängern Buddhas ein. Schon auf dem grossen Concil, welches den

Kanon der Buddhistischen Religion feststellte, hatte der König Asoka, der Constantin Indiens, die versammelten Priester daran zu erinnern, dass nur das, was Buddha selbst gesagt, gut gesagt sei.*) Schon damals gab es Werke, welche dem Buddha beigelegt, von Andern aber als apokryph oder sogar als heterodox bezeichnet wurden.

An einer Berechtigung also zwischen dem Buddhismus und der Lehre Buddhas zu unterscheiden, fehlt es durchaus nicht; die einzige Frage ist, ist eine solche Scheidung für uns noch ausführbar?

Ich glaube nun, im Grossen und Ganzen müssen alle ehrlichen Forscher diese Frage mit Nein beantworten, und auch Burnouf hat nie versucht, einen Blick über die Schranken des Buddhistischen Kanons hinaus zu thun. Was in den kanonischen Büchern, in den sogenannten „Drei Körben“ steht, ist ihm die Lehre Buddhas, so wie ja auch für uns, was in den vier Evangelien steht, als die Lehre Christi gelten muss.

Die Frage sollte aber doch einmal wieder von Neuem aufgeworfen werden, ob es, wenigstens in Bezug auf gewisse Lehren oder Thatsachen, der Kritik nicht möglich ist, einen Schritt weiter zu thun, wenn sie auch dabei selbstverständlich nie zu Resultaten von apodiktischer Gewissheit gelangen kann. Wenn wir nämlich, was oft geschieht, in den verschiedenen Theilen des Kanons nicht nur verschiedene, sondern sogar sich widersprechende Ansichten finden, so kann natürlich nur eine von ihnen dem Buddha persönlich angehören, und ich glaube, wir haben dann ein Recht zu wählen, und dürfen wohl die Ansicht als die ursprüngliche, als die dem Buddha eigenthümliche annehmen, welche am wenigsten mit dem spätern Systeme des orthodoxen Buddhismus harmonirt.

Was nun das Leugnen eines Schöpfers, oder den Atheismus im gewöhnlichen Sinne des Wortes betrifft, so glaube ich nicht, dass sich irgend eine Stelle aus den uns bekannten Büchern des Kanons citiren lässt, welche damit im Widerspruch stände, oder welche irgendwie den Glauben an einen persönlichen Gott oder einen Schöpfer voraussetzte. Das Einzige, was man etwa anführen könnte, sind die Worte, welche Buddha gesprochen haben soll im Augenblick, als er seine Erleuchtung erhielt, als er zum Buddha wurde. Diese lauten: „Rastlos werde ich durch den Kreislauf vieler Geburten hineilen, indem ich ihn suche, der dieses Haus gemacht; und wieder und wieder geboren zu werden ist voller Schmerz. Jetzt aber hab' ich Dich geschaut, der Du dies Haus gemacht! von Neuem sollst Du dies Haus nicht machen. All Deine Balken sind zerbrochen, der Giebel des Hauses ist gelöst: der Geist, der erlöste, hat das Ende aller Leidenschaften erreicht.“

Hier könnte man in dem Baumeister des Hauses, d. h. des Körpers, wohl einen Schöpfer zu sehn glauben. Kennt man aber den allgemeinen Gedankenkreis des Buddhismus, so findet man bald, dass dieser „Baumeister des Hauses“ nur ein poetischer Ausdruck ist, und dass, was immer unter diesem Baumeister verstanden sei, er jedenfalls eine Macht bezeichnet, welche dem Buddha, dem Erleuchteten, untergeordnet ist.

Während wir aber keinen Grund haben, den Buddha persönlich von der Anklage des Atheismus freizusprechen, so verhält es sich ganz anders mit der gegen ihn erhobenen Anklage des Nihilismus. Der Buddhistische Nihilismus ist von jeher viel unbegreiflicher erschienen, als blosser Atheismus. Eine Art von Religion ist noch immer denkbar, wenn nur irgendwo ein Halt ist, wenn etwas Ewiges und Selbstbeständiges, wenn auch

*) Siehe M. M.'s Essays, 1. Band, Einleitung, p. XXI (deutsche Uebersetzung).

nicht ausser und über dem Menschen, doch wenigstens im Menschen anerkannt wird. Wenn aber, wie der Buddhismus lehrt, die Seele, nachdem sie alle Phasen der Existenz, alle Welten der Götter und der höhern Geister durchflogen, schliesslich als höchstes Ziel und als letzte Belohnung zum Nirvâna gelangt, d. h. völlig ausgelöscht wird, dann ist ja Religion nicht mehr, was sie sein soll — eine Brücke vom Endlichen zum Unendlichen, sondern eine Fallbrücke, die den Menschen in den Abgrund schleudert, wenn er eben die feste Burg des Ewigen erreicht zu haben glaubte. Nach der metaphysischen Lehre des Buddhismus kann die Seele selbst nicht in einem höhern Wesen aufgehn, oder in der absoluten Substanz absorbirt werden, wie dies die Brahmanen und andere Mystiker in alter und neuer Zeit gelehrt. Es gab ja für den Buddhismus kein Göttliches, kein Ewiges, kein Absolutes, und auch die Seele, sei es als Ich oder als blosses Selbst — als Atman, wie es die Brahmanen nannten — wurde in der orthodoxen Metaphysik des Buddhismus als vergänglich, als nichtig, als ein blosses Trugbild dargestellt.

Niemand, welcher die im Buddhistischen Kanon enthaltenen metaphysischen Spekulationen über das Nirvâna aufmerksam liest, kann zu einer andern Ueberzeugung kommen, als zu der, welche Burnouf ausgesprochen, dass das Nirvâna — das höchste Ziel, das summum bonum des Buddhismus — das absolute Nichts sei.

Nun bemerkt aber schon Burnouf, dass diese Lehre in ihrer krassen Form nur im dritten Theile des Kanons, im sogenannten Abhidharma, erscheint, nicht aber im ersten und zweiten Theile, in den Sûtras, den Predigten, und dem Vinaya, der Ethik, welche zusammen den Namen Dharma oder Gesetz tragen. Zweitens hebt er hervor, dass nach einigen alten Autoritäten dieser ganze Theil des Kanons als „nicht von Buddha verkündct“*) bezeichnet werde. Dies sind bereits zwei bedeutende Beschränkungen. Ich füge nun noch eine dritte hinzu und behaupte, dass im 1. und 2. Theile des Kanons Aussprüche des Buddha vorkommen, welche mit diesem metaphysischen Nihilismus im grellsten Widerspruch stehn.

Was zunächst die Seele oder das Selbst betrifft, dessen Existenz der orthodoxen Metaphysik zufolge rein phänomenal ist, so heisst es in einem dem Buddha beigelegten Spruche:

„Selbst ist der Herr des Selbsts, wer sonst könnte sein Herr sein?“

Und wiederum:

„Ein Mann, der sich selbst bezähmt, geht durch sein selbst-bezähmtes Selbst in das unbetretene Land ein.“ Dieses unbetretene Land ist aber Nirvâna.

Nirvâna heisst nun allerdings Erlöschen, so verschiedene willkührliche Deutungen**) es auch später gefunden hat, und scheint also schon etymologisch ein wirkliches Verwehen und Vergehen zu bedeuten. Aber Nirvâna kommt auch in Brahmanischen Schriften vor als synonym mit Moksha, Nirvritti und andern Wörtern, welche alle das höchste Stadium geistiger Freiheit und Seligkeit bezeichnen, — nicht aber Vernichtung.

*) Siehe M. M.'s Essays, 1. Band, Anmerkungen, p. 341.

**) Siehe Bastian, die Völker des östlichen Asien, vol. III., p. 354. Der dort citirte Abt war mit der alten grammatischen Terminologie gut vertraut, und unterscheidet also die causale Bedeutung des verbums vâ (hetumat) von der intransitiven. Auch unterscheidet er den Akt des Verlöschens, bhavasâdhana, von dem Orte des Verlöschens, adhikarana-sâdhana. Man sehe auch Bigandet, Life of Gaudama, p. 320.

Nirvâna kann das Erlöschen von vielen Dingen, von Selbstsucht, Begierde und Sünde bezeichnen, ohne bis zum Erlöschen des subjectiven Bewusstseins zu gehn.

Bedenken wir nun weiter, dass Buddha selbst, nachdem er schon Nirvâna erblickt, noch auf Erden weilt, bis sein Körper dem Tode verfällt, bedenken wir, dass in den Legenden Buddha, auch nach seinem Tode, den Gläubigen erscheint, so scheint mir dies Alles mit der metaphysischen Lehre vom Nirvâna als gänzlicher Vernichtung nicht gut vereinbar.

Wenn Buddha Andacht den Pfad zur Unsterblichkeit, Leichtsinn den Pfad zum Tode nennt, was soll das bedeuten? Buddhaghosha, ein Gelehrter des 5. Jahrhunderts, erklärt hier Unsterblichkeit entschieden durch Nirvâna, und dass dies auch der Gedanke Buddhas war, sieht man deutlich aus einer unmittelbar darauf folgenden Stelle: „Die, welche nachsinnen, ausdauern, und stets starken Willen haben, die Weisen, erreichen Nirvâna, die höchste Seligkeit."

Kann dies Vernichtung sein, und könnten solche Ausdrücke von dem Begründer dieser neuen Religion gebraucht worden sein, wenn, was er Unsterblichkeit nannte, nach seiner eigenen Ansicht Vernichtung gewesen wäre?

Ich könnte noch viele solche Stellen anführen, ich fürchte nur, Sie zu ermüden. Nirvâna kommt sogar im rein moralischen Sinne von Ruhe und Leidenschaftslosigkeit vor. „Wenn ein Mann Alles ruhig ertragen kann", sagt Buddha, „so hat er Nirvâna erlangt." Stille Ergebenheit nennt er das höchste Nirvâna. Wer Leidenschaft und Hass besiegt, der, heisst es, geht ein zum Nirvâna.

An andern Stellen ist Nirvâna als Folge richtiger Erkenntniss hingestellt. So lesen wir: „Hunger oder Begierde ist die schlimmste Krankheit, der Körper das grösste der Uebel; wenn dies richtig erkannt ist, das ist Nirvâna, das höchste Glück."

Wenn es an einer Stelle heisst, dass Ruhe (sânti) die höchste Seligkeit sei, so heisst es an einer andern, dass Nirvâna die höchste Seligkeit sei. Buddha sagt: „Die Weisen, die Niemand wehe thun, und ihren Körper stets zügeln, sie gelangen zum wandellosen Ort (Nirvâna), und sind sie dort, so leiden sie nicht mehr." Nirvâna heisst der ruhige Ort, der unsterbliche Ort, auch wohl einfach das Unsterbliche, und es kommt sogar der Ausdruck vor, dass der Weise in dies Unsterbliche hinabtaucht. Da Alles was gemacht, Alles was zusammengesetzt ist, nach Buddha, auch wieder vergeht und in seine Theile zerfällt, so nennt er im Gegensatz das Nirvâna das Ungemachte, d. h. das Unerschaffene und Ewige.

Ja er sagt: „Wenn Ihr begriffen habt die Vergänglichkeit von Allem was gemacht, so habt Ihr begriffen das, was nicht gemacht." Es giebt also auch für ihn ein Etwas, das nicht gemacht ist, ein Ewiges, Unvergängliches.

Betrachtet man solche Aussprüche, denen sich noch viele ähnliche beifügen liessen, so erkennt man in ihnen eine Anschauung von Nirvâna, die mit dem Nihilismus des dritten Theils des Buddhistischen Kanons in keiner Weise zu vereinigen ist. Es handelt sich bei solchen Dingen nicht um ein Mehr oder Weniger, sondern um ein Entweder, Oder. Sind aber diese Aussprüche stehn geblieben, trotzdem dass sie mit der orthodoxen Metaphysik im directen Widerspruche standen, so kann dies, glaube ich, nur dadurch erklärt werden, dass sie zu fest in der Tradition begründet waren, welche auf Buddha und seine ersten Jünger zurückging. Was Bischof Bigandet und Andere als die populäre Auffassung des Nirvâna, im Gegensatz zu der der Buddhistischen Schrift-

gelehrten darstellen, war, glaube ich, die Auffassung Buddhas und seiner Jünger. Es bezeichnete „das Eingehn der Seele zur Ruhe, ein Ueberwinden aller Wünsche und Begierden, Gleichgültigkeit gegen Freude und Schmerz, gegen Gutes und Böses, ein Versunkensein der Seele in sich selbst, und ein Freisein vom Kreislauf der Geschöpfe von Geburt zum Tode und vom Tode zu neuer Geburt.“ Dies bezeichnet es noch jetzt bei den. Gebildeten, während es bei der grossen Masse des Volkes mehr die Färbung eines mohammedanischen Paradieses oder elysäischer Seligkeit angenommen hat.*) Nur in den Händen der Philosophen, denen der Buddhismus seine Metaphysik verdankt, wurde das Nirvâ*n*a, durch ein bis ins Unendliche fortgeführtes Negiren, durch ein Ausschliessen alles dessen, was es nicht sein soll, zum leeren Nichts, zu einem philosophischen Mythus. An solchen philosophischen Mythen fehlt es weder im Orient noch im Occident. Was von einem Nichts und von dem Schauern des Nichts von Philosophen gefabelt worden ist, ist eben so sehr ein Mythus als der Mythus von Eos und Tithonus. Es giebt eben so wenig ein Nichts, als es eine Eos, als es ein Chaos giebt. Dies sind alles kranke, todte Wörter, welche wie Schatten und Geister in der Sprache fortspuken, und selbst den gesundesten Verstand eine Zeit lang täuschen können.

Selbst die neuere Philosophie schreckt vor dem Ausdruck nicht zurück, dass es ein Nichts giebt. Bei den deutschen Mystikern, wie Eckhart und Tauler, finden wir Stellen, wo vom Abgrund des Nichts in ganz Buddhistischer Weise gesprochen wird. Wenn Buddha gesagt hat, dass, „was kein Auge gesehn, kein Ohr gehört hat, und was in keines Menschen Herz gekommen“ im Nirvâ*n*a für die bereitet sei, welche bis zur höchsten Stufe geistiger Vollendung fortgeschritten, so waren solche Ausdrücke ganz genügend, um den Philosophen von Profession als Beweis zu dienen, dass dies Nirvâ*n*a, welches weder ein Object der sinnlichen Wahrnehmung, noch ein Gegenstand der Kategorien des Verstandes werden könne, eben nichts sei als das Nichts. Dürften wir mit Hegel ein Nichts und ein Nicht unterscheiden, so könnten wir sagen, dass durch einen falschen dialektischen Process das Nirvâ*n*a aus einem relativen Nichts zu einem absoluten Nicht geworden sei. Dies war das Werk der Schriftgelehrten, der orthodoxen Philosophen. Mit solchen Lehren aber ist noch nie eine Religion gegründet worden, und ein Mann, der die Menschen so kannte wie Buddha, der musste wissen, dass er mit solchen Waffen die geistige Tyrannei der Brahmanen nicht stürzen konnte. Entweder müssen wir annehmen, dass Buddha zwei diametral entgegengesetzte Lehren über Nirvâ*n*a, etwa eine exoterische und eine esoterische, seinen Schülern vortrug, oder wir müssen die Ansicht von Nirvâ*n*a als die des Stifters dieser wunderbaren Religion gelten lassen, welche dem einfachen, klaren, besonnenen Charakter Buddhas am besten entspricht.

Und hiermit habe ich, so weit dies in der Kürze möglich gewesen, Alles gesagt, was sich zur Ehrenrettung Buddhas sagen lässt. Ich möchte aber doch nicht, dass Sie den Eindruck davon trügen, als ob der Buddhismus nichts als leere, lebenslose Spekulationen enthalte.

Erlauben Sie mir daher, Ihnen zum Schluss eine kurze buddhistische Parabel vorzulesen, die Ihnen den Buddhismus in einer menschlicheren Form zeigen wird. Sie ist einem Werke**) entnommen, welches bald erscheinen wird, und welches die Ueber-

*) Siehe Bigandet, Life of Gaudama, p. 320; Bastian, die Völker des östlichen Asien, vol. III., p. 353.

**) Buddhaghosha's Parables, translated from Burmese by Captain T. Rogers, R. E. With a Preface containing Buddha's Dhammapada, translated from Pâli by F. Max Müller, London, Trübner & Co., 1869.

setzung der Parabeln enthält, deren sich die Buddhisten bedienten, um ihren Lehren beim Volke Eingang zu verschaffen. Ich werde nur die technischen Ausdrücke und einiges minder Wichtige weglassen, und Ihnen die Erzählung, so wie sie mir in der englischen Uebersetzung hier vorliegt, deutsch vorzutragen versuchen:

Eine junge Mutter verlor ihr einziges Kind, als der Knabe eben laufen konnte. Sie nahm das todte Kind in ihre Arme und ging von Haus zu Haus und fragte, ob Niemand ihr Arzenei für das Kind geben könne. Die Nachbaren sagten: „Ist die Frau verrückt, dass sie ihr todtes Kind in ihren Armen umher trägt?“ Ein alter Mann aber, der die junge Mutter sah, dachte: O, das arme Mädchen weiss nicht, was Tod ist; ich muss sie trösten. Darauf sagte er: „Mein armes Kind, ich kann Dir keine Arzenei geben, aber ich kenne einen Arzt, der es kann.“ Die junge Mutter sagte: „Herr, so sage mir, wer der Arzt ist.“ Der alte Mann sagte: „Buddha kann Dir Arzenei geben; geh zu ihm.“

Da ging die Mutter zu Buddha und sagte: „Herr und Meister, hast Du eine Arzenei, die meinem Sohn helfen kann?“ Buddha sagte: „Ja, ich kenne eine Arzenei.“ Sie sagte: „Was für eine Arzenei ist es?“ Er sagte: „Es ist ein Senfkorn. Geh und bringe es mir! aber, rief er ihr nach: das Senfkorn muss aus einem Hause kommen, wo weder ein Sohn, noch ein Vater, noch ein Sklave gestorben ist.“ „Gut“, sagte die junge Frau und ging fort, indem sie den Leichnam ihres Sohnes auf ihren Hüften trug. Sie ging von Haus zu Haus und bat um ein Senfkorn, und wenn es die Leute ihr gegeben, so sagte sie: „Ist auch in meines Freundes Hause Niemand gestorben, kein Sohn, kein Vater, kein Sklave?“ — Sie antworteten: „Was sagt Ihr da, liebe Frau? Der Lebendigen sind wenig, aber der Todten sind viel.“ Dann ging sie weiter, aber in jedem Hause war ein Vater, ein Sohn oder ein Sklave gestorben. Als sie nun immer müder wurde, da seufzte sie und sagte: „O, dies ist eine schwere Arbeit. In jedem Hause sind Kinder oder Eltern gestorben, ich bin nicht die Einzige, die solches Leid trägt.“

Da kam die Furcht über sie, und indem sie die Liebe für ihr Kind erdrückte, warf sie den todten Leichnam in den Wald. Dann ging sie zu Buddha und fiel vor ihm nieder. „Hast Du das Senfkorn gefunden?“ sagte er. „Nein“, sagte sie, „die Leute im Dorfe sagten mir: „Der Lebendigen sind wenige, der Todten sind viele.“ Da sagte Buddha: „Du glaubtest, dass Du allein einen Sohn verloren, jetzt kennst Du das Gesetz: auf Erden giebt es nichts, was nicht vergeht.“

Bei diesen Worten that die Mutter den ersten Schritt in der Erkenntniss. Sie widmete sich dann dem heiligen Stande, und eines Abends, als sie im Dunkeln die Lichter im Kloster brennen und nach und nach erlöschen sah, so sagte sie zu sich: „Das Leben der Menschen ist wie diese Lichter, die dort leuchten und verlöschen.“ Da erschien ihr Buddha und sagte: „Das Leben der Menschen ist wie diese Lichter, die dort leuchten und verlöschen; nur die, welche zum Nirvâna gelangen, finden Ruhe und Frieden.“ Als die arme Mutter dies hörte, ging sie ein zur Ruhe und beschaulicher Erkenntniss.

Meine Herren, dies ist eine Probe des wahren Buddhismus, dies ist die Sprache, welche die Armen und Kranken verstehn konnten, dies hat den Buddhismus den Herzen von Millionen so lieb gemacht; — nicht die sinnlosen, metaphysischen Hirngespinste über Götterwelten und Brahmawelten, oder endliches Verwehen der Seele im Nirvâna;

nein, das Schöne, das Zartgefühlte, das menschlich Wahre, was, wie reines Gold, in allen Religionen und auch im. Sande des Buddhistischen Kanons vergraben liegt.

Eine Debatte knüpfte sich nicht an diesen Vortrag.

Sodann ertheilte der Präsident dem Herrn Dr. Graser aus Berlin das Wort zu seinem Vortrage „über die Marine des Alterthums im Vergleich zu dem heutigen Seewesen."

Vortrag des Herrn Dr. Graser:

Das Seewesen des Alterthums im Vergleich mit dem Seewesen unserer Zeit.

Der Ort, an welchem wir uns dieses Mal versammelt haben, der gegenwärtige Hauptstationsort unsrer vaterländischen Marine, scheint als solcher besonders dazu aufzufordern, einmal einen Blick auf die Marine des Alterthums im Vergleich mit der modernen und besonders unsrer vaterländischen Marine zu werfen.

Auf die Wichtigkeit des Seewesens für die gesammte Cultur des Alterthums brauche ich vor dieser Versammlung gelehrter Fachmänner nicht besonders hinzuweisen. Ein Meer, die Mittellandssee, bildete im räumlichen wie im übertragenen Sinne den Mittelpunkt aller Culturbewegung bei den civilisirtesten Völkern des Alterthums; dieses Meer gewährte den verschiedenartigsten und umfassendsten Handelsverbindungen aller wichtigeren Städte des Alterthums eine unbeschränkte Bahn, und auf diesem Meere wurde in gewaltigen Seekriegen das Schicksal der Haupt-Staaten des Alterthums entschieden.

Unsere Kenntniss vom Seewesen des Alterthums hat sich in den letzten Jahrzehnten in einer Weise vervollkommnet, wie es früher nie zu hoffen gewesen war. Gerade über die beiden interessantesten Perioden der Entwicklung der antiken Marine sind uns glücklicherweise Quellen von einer Reichhaltigkeit, Genauigkeit und Zuverlässigkeit in die Hände gekommen, die alles Aehnliche weit hinter sich lassen. Es sind dies als schriftliche Quellen gerade für die Zeit, in welcher das altgriechische Rudersystem von den Dreireihen-Schiffen (Trieren), also den Kämpfern der Perserkriege und des peloponnesischen Krieges, zu den Fünfreihen-Schiffen (Penteren), den Kämpfern der punischen Kriege überging, die berühmten im Jahre 1834 in Athen gefundenen und von August Boeckh meisterhaft publicirten Seeurkunden, die Inventarien der attischen Werftbehörden aus einem Zeitraum von fast 50 Jahren — Dokumente, welche auf Marmor-Platten eingravirt behufs Rechnungsablage gegenüber der Bürgerschaft aufgestellt gewesen waren; und als bildliche Quellen aus einer fast 2100 Jahre früheren Zeit sind es die ägyptischen Reliefs, welche eine Expedition der Kriegsflotte der Königin Ramaka nach der arabischen Küste darstellen und zugleich als die einzige Abbildung ägyptischer Schiffe dastehen, die zweifellos als Seeschiffe zu betrachten sind und deren Kenntniss wir Dümichen verdanken.

Was zunächst jene altgriechischen Ruderkriegsschiffe angeht, über welche uns die attischen Seeurkunden so viele Details geben, so ist für sie von besonderem Interesse die Erklärung der Einrichtung ihres Ruderwerkes, das allerdings zunächst unabhängig von den Angaben jener Seeurkunden gefunden werden musste und für deren Erklärung auch die Abbildungen von Kriegsschiffen auf antiken Marmorreliefs, Münzen und Gemmen keinen Anhalt boten. Es lag für die antiken Ruderkriegsschiffe das Problem vor, möglichst viele Ruderer auf jeder Seite des Schiffes unterzubringen. Ermittelt man durch

praktische Versuche, wie ich sie angestellt habe, den für jeden Ruderer im Profil nöthigen Raum, so findet man, dass jeder Mann im Profil einen Raum von 8 □ Fuss braucht, dass die Profile von je drei Mann schräg übereinander gesetzt mit ihren Conturen ineinandergreifen, und dass so der Raum vollständig ausgenutzt wird in einer Weise, die den Ruderern in jeder Stellung den nöthigen Spielraum lässt.*).

Bei dieser Anordnung liegen die Rudergriffe jeder Reihe von Rudern nur 2 Fuss höher als die der nächst niedrigeren Reihe. Aber auch diese Distanz verkürzt sich, wenn Ruder senkrecht auf Ruder gemessen wird, auf 1³/₄ Fuss und in der Projection, wie sie bei der Seitenansicht des antiken Schiffes zur Geltung kommt, auf nur 1¹/₄ Fuss (vgl. Figur 16 in *De veterum re navali*). Bei dieser Anordnung ist die Länge der obersten Ruder eines Dreireihenschiffes nur 13¹/₂ Fuss, die Länge der obersten Ruder eines Fünfreihenschiffes, wie es nach meinem eben citirten Buche für das königliche Museum in Berlin unter meiner Leitung erbaut worden ist, nicht grösser als 19¹/₂ Fuss.

Was nun die Bewegung dieser Ruder anlangt, so war dieselbe ohne Schwierigkeit möglich. Erstens befanden sich alle Ruder im Gleichgewicht, indem der innere Theil entweder durch die Dicke des Holzgriffes oder durch Beschwerung mit Blei ebenso schwer gemacht war, als der äussere Theil oder vielmehr ein klein wenig schwerer, um das Ruder besser in die Gewalt des Mannes zu bringen; es war also die Bewegung aller Ruder in der Luft vollständig gleich leicht, wenn man von dem Windfang, dem Luftwiderstand absieht.

Ausserdem war allerdings die Reibung in Betracht zu ziehen, welche bei den schwereren Rudern grösser sein muss, als bei den leichteren: aber eben so viel, als die Schwere des Ruders die Reibung vermehrt, wird die Reibung wieder durch den geringeren Winkel vermindert, den das grössere Ruder zu machen hat; und überhaupt ist bei der glatten Unterstützung in den mit Metall gefütterten Pforten die ganze Schwierigkeit der Reibung verschwindend klein, so dass sie fast ganz vernachlässigt werden kann.

Ein zweites Moment, das in Betracht kommt, ist das Hebelverhältniss, sobald das Ruder im Wasser zu arbeiten hat. Aber auch hierin waren die oberen Ruder nicht ungünstiger gestellt, als die unteren, insofern als die Schiffswand im oberen Theil etwas nach aussen geneigt war, so dass bei jedem Ruder der innere Theil genau halb so lang war, als der äussere. Selbst für die grössten Ruder eines 40-Reihenschiffes (vgl. de veterum re navali § 60), welche 57 Fuss lang waren, haben mir praktische Versuche gezeigt, dass ihre Bewegung ohne Schwierigkeit möglich war.

Das eben beschriebene altgriechische Rudersystem hat nun noch einige andere Seiten von besonderem Interesse. Wie die Zeichnungen des erwähnten Buches beweisen, liegt jedes Ruder immer genau 4 Fuss vom nächsten Ruder derselben Reihe entfernt und immer um 1 Fuss weiter nach vorn, als das entsprechende Ruder der nächst höheren Reihe. Hieraus ergiebt sich, dass es keineswegs eine zufällige Eigenthümlichkeit, sondern vielmehr eine nothwendige Folge des Systems ist, wenn wir auf allen antiken Darstellungen von Trieren zwischen dem dritten und dem ersten Ruder stets einen doppelt so grossen Zwischenraum finden, als zwischen den übrigen. Es ergiebt sich hieraus ebenso, dass bei geometrischer Darstellung von der Seite, wie die Monumente des

---

*) Vgl. die Zeichnungen dieser Profile, wie überhaupt der ganzen Ruder-Construction in *Graser, De veterum re navali*, 1864.

Alterthums sie ausschliesslich zeigen, die fünfte Ruderreihe eines Fünfreihen-Schiffes in normaler Lage genau wieder die erste Ruderreihe deckt, dass also nie Darstellungen von grösseren Schiffen als Vierreihen-Schiffen vorkommen können, wie dies auch wirklich der Fall ist.

Nicht minder wichtig ist dann die Distanz der Ruder von einander für die Ermittelung der Dimensionen des Schiffes. Da wir aus den Seeurkunden wissen, wie viel Ruder die oberste Reihe jedes Schiffes besass und ausserdem aus anderen Verhältnissen die Länge der Enden des Schiffes berechnen können, so ist die Länge jedes antiken Ruderkriegsschiffes in Fussen genau zu bestimmen. — Schwieriger war es, einen Anhalt für die Breite zu finden. Nun haben wir aber in den Seeurkunden Ankertaue von einer bestimmten Stärke, welche für die Ruderkriegsschiffe geliefert waren, und zwischen der Breite des Schiffes und der Dicke der Ankertaue besteht immer insofern ein bestimmtes Verhältniss, als, je breiter das Schiff ist, desto mehr das Ankertau von dem Andrang der Wellen auszuhalten hat und demgemäss stärker sein muss. — Der Tiefgang endlich liess sich aus einer Stelle des Bellum Alexandrinum finden, wo die Schiffe der einen Klasse die Barre passiren können, während die der nächsten Klasse über dieselbe nicht mehr hinwegkommen können; und sobald Länge, Breite und Tiefe gefunden waren, lag die Möglichkeit vor, auch den Tonnengehalt jeder Schiffsklasse des Alterthums mit ziemlicher Sicherheit zu berechnen.

Auch über die Takelage haben wir in den Seeurkunden die genauesten Angaben: wir wissen den altgriechischen Namen jedes einzelnen Taues, Namen, deren grössten Theil schon Boeckh mit vollständiger Sicherheit ermittelt hat, während ich nur bei einem kleineren Theil zu abweichenden Erklärungen genöthigt worden bin, zu denen mir nachher Boeckh mündlich seine volle Zustimmung ausgesprochen hat.

Weit einfacher, aber nicht minder interessant ist das Seewesen in einer zwei Jahrtausende früheren Periode, bei den alten Aegyptern in der Thutmosis-Zeit. Mein verehrter Freund, Dr. Dümichen, der schon mehrere Reisen in Aegypten gemacht hat — die eine in der Dauer von drei Jahren bis in den Sudan — hat für unsre Kenntniss der antiken Marine einen unschätzbaren Beitrag geliefert in seinem grossen Werke: „Die Flotte einer ägyptischen Königin“ (Leipzig), in dem auch fast alle bis dahin bekannten Schiffsdarstellungen noch einmal vergleichend zusammengestellt sind, und in seinen dieses Jahr erschienenen „Resultaten der letzten auf Kosten seiner Majestät des Königs unternommenen vorjährigen Expedition“, zu deren 143 Schiffsdarstellungen ich eine erklärende Abhandlung in den „Resultaten“ geliefert habe. Namentlich interessant sind die von Dr. Dümichen zum ersten Male publicirten Seeschiffe aus der Thutmosis-Zeit, deren Rudereinrichtung fast genau der des homerischen Schiffes gleicht und deren Takelage zwar bedeutend einfacher ist, als die der griechischen Schiffe in der Zeit ihrer höchsten Entwicklung, aber dennoch in einfacherer Form schon alle einzelnen Einrichtungen, alle einzelnen Stücke enthält, welche sich später in grösserem Reichthum auf dem Schiffe der Seeurkunden finden.

Es war nothwendig, soweit zunächst ein Bild von den Kriegsschiffen des Alterthums zu geben, um darauf die Vergleichung mit dem mittelalterlichen Seewesen und mit unserm modernen Seewesen basiren zu können. Es erscheint nämlich wünschenswerth, wenigstens kurz die Differenz zwischen den Ruderkriegsschiffen des Alterthums und denen des Mittelalters zu geben. Nach dem oben Gesagten ist das Rudersystem der

Kriegsschiffe des Alterthums, die von Manchen sehr mit Unrecht als Galeeren bezeichnet werden, ausschliesslich in die Höhe aufgebaut: die Reihen der Ruderer sind ausschliesslich übereinander placirt und zwar stets zusammen zwischen nur zwei Decks, dem Zwischendeck und dem Oberdeck. Ganz im Gegensatz hierzu sind auf den Galeeren und Galeazzen des Mittelalters die Reihen der Ruderer neben einander placirt und zwar sämmtlich auf dem Oberdeck, welches demgemäss stets sehr niedrig liegen musste. Entweder handhaben dann bei der Construction *alla scaloccio* mehrere Ruderer (d. h. ein Mann jeder Reihe) dasselbe Ruder, oder aber in jedem dieser Complexe ist jeder Mann ein wenig mehr zurückgerückt als der nächste und hat dann sein eignes Ruder (Construction *alla zenzile*). Dies ist die Hauptdifferenz zwischen den Kriegsschiffen des Alterthums und den Galeeren des Mittelalters, über deren Bau die detaillirtesten Beschreibungen und Zeichnungen (nach officiellen Vorschriften) in den Archiven von Genua und Venedig noch vorhanden sind.

Was nun das Verhältniss der antiken Kriegsschiffe zu den heutigen angeht, so drängt sich vor Allem die eigenthümliche Betrachtung auf, dass die neuere Zeit in vielen Stücken erst durch die neuesten Vervollkommnungen das erreicht hat, was die antiken Ruderschiffe schon vor zweitausend Jahren besassen. Das Verhältniss der Länge des Schiffes zu seiner Breite, welches für die Schnelligkeit des Schiffes von höchstem Werthe ist und das seit Anfang unsres Jahrhunderts auf das Doppelte gestiegen ist und jetzt bei unsern besten Dampfern meist das Achtfache beträgt, war schon bei den altgriechischen Ruderkriegsschiffen in dieser Weise vorhanden. Das antike Kriegsschiff hatte wie das moderne Dampfschiff das Bedürfniss, durch möglichst geringe Breite den Widerstand des Wassers möglichst zu vermindern und möglichst viel Kraft zu sparen, dort Menschenkraft wie hier Dampfkraft.

Das Princip der Widderschiffe, durch Einrennen mit einem Sporne das feindliche Schiff leck zu machen und ihm so statt durch Geschützfeuer den Untergang zu bereiten, ist von den Franzosen direct aus dem Alterthum wieder aufgenommen worden, wo diese Art des Kampfes bis zur Zeit der punischen Kriege die einzige war, die man kannte. Nur die Form des Bugs, mit welchem man das feindliche Schiff einzurennen suchte, ist verschieden, sowohl zwischen den antiken und modernen Schiffen, als auch bei den letzteren wieder untereinander. Das altgriechische Schiff hatte den dreizackigen Schnabel, wie ihn das Berliner Penteren-Modell zeigt. Einen eben so weit vorspringenden und eckigen, aber nicht dreizackigen Schnabel haben heute nur die russischen sogenannten Panzer-Batterien, wie z. B. der „Perwenetz“, den ich vor einigen Wochen in Finnland sah; die einfache Spitze haben viele französische und italienische Panzerfregatten; ich will nur an die italienische „Maria Pia“ erinnern, deren Schnabel ich in Süd-Italien Gelegenheit hatte, genau zu messen; und wieder die einfache Form der Axtschneide zeigen die meisten englischen Panzerschiffe, wie man dies namentlich vor zwei Jahren bei der grossen Revue vor dem Sultan in Spithead sehen konnte, oder unsre Norddeutsche Panzerfregatte „Kronprinz“, die Sie draussen auf der Föhrde betrachten können.

Auch das moderne Balance-Ruder, bei welchem der vordere Theil des Blattes die Hälfte des hinteren Blattes neutralisirt, so dass nur $^1/_3$ der Kraft des Steuernden nöthig ist wie sonst, war im Alterthum längst bekannt; alle genauen Darstellungen antiker Steuerruder zeigen den vorderen Flügel kleiner als den hinteren.

So sehen wir denn im Ganzen, dass die Einrichtung des Seewesens im Alterthum durchaus nicht weniger sinnreich war, als die heutige; bloss die Mittel, mit welchen wir heute arbeiten, sind stärker als diejenigen, welche man damals zur Verfügung hatte. Der Dampf erlaubt mehr zu leisten, als die Menschenkraft an den Rudern, und das Geschützfeuer vermag mehr auszurichten, als das Alterthum mit seinen Bogen und Pfeilen oder seinen Katapulten und Ballisten. Wenn man aber darauf sieht, was im Verhältniss zu schwächeren Mitteln vom Alterthum wirklich geleistet worden ist, so wird jeder Unbefangene zugeben, dass jene Leistung im Verhältniss durchaus nicht geringer war und dass keine der heutigen Constructionen sinnreicher erfunden ist, als gerade das Rudersystem bei den altgriechischen Kriegsschiffen.

Präsident Prof. Dr. Forchhammer: Es scheint mir passend, bevor wir eine etwaige Diskussion über den Vortrag des Herrn Dr. Graser eröffnen, den Vortrag des Herrn Geheimraths Michelsen zu hören, der sich ja mit seinem verwandten Inhalte sehr gut gleich unmittelbar an den eben gehörten anschliesst.

Vortrag des Herrn Geh. Rath Michelsen:

Der soeben vernommene reichhaltige und gelehrte Vortrag meines geehrten Vorredners giebt mir einen höchst erfreulichen Anlass zu einer kurzen Mittheilung über das älteste germanische Schiff, welches das merkwürdigste Alterthumsdenkmal in Schleswig-Holstein ist. Dasselbe befindet sich wohlaufgestellt in dem ehemaligen Ständehause zu Flensburg.

Es wird vielen unter Ihnen, meine Herren, ohne Zweifel bekannt sein, dass im Anfang des gegenwärtigen Decenniums eine planmässige Untersuchung mehrerer Torfmoore im Herzogthum Schleswig stattgefunden hat. Es wurden namentlich die beiden Torfmoore Tassberg oder Tossberg (denn Thorsberg ist eine willkürliche Namenserfindung) bei Süder-Brarup in Angeln und Nydamm bei Oster-Satrup im Sundewitt sorgfältigst und mit glänzendem Erfolge ausgegraben und untersucht. Diese beiden grossartigen Moorfunde, jener im Gebiete der Schlei, dieser im Gebiete des Alsener Sundes sind für die vaterländische Alterthumskunde in Wahrheit epochemachend.

Durch diese beiden Moorfunde, die mit einander wesentlich übereinstimmen, ist mittels der unter den vielen Alterthumsstücken ausgegrabenen römischen Kaisermünzen chronologische Bestimmung, an der es uns so sehr gebrach, höchst erfreulich bewerkstelligt. Diese römischen Silbermünzen, in grösserer Anzahl vorgefunden, gehören in den Zeitraum von 69—217 nach Christi Geburt. Die zusammengehörende Gesammtheit dieser Alterthümer ist danach mit Recht in das dritte Jahrhundert unsrer Zeitrechnung gesetzt. Sie ist von Herrn Engelhardt, damals Adjuncten an der Gelehrtenschule in Flensburg, jetzt Conservator an der grossen Sammlung nordischer Alterthümer zu Kopenhagen, in zwei Monographien mit Kupfern sorgsam und genau beschrieben worden. Sie bilden das Flensburger Museum, welches morgen, wie ich höre, hier in seinen Hauptbestandtheilen gezeigt werden wird.

Das merkwürdigste und wichtigste Denkmal unter diesen heimischen Antiquitäten ist aber das am 18. August 1863 unter sachkundiger Leitung in Nydamm, einer in der Vorzeit schiffbaren Einbucht des Alsener Sundes, glücklich ausgegrabene Schiff für 28 Ruderer. Durch dieses aus Eichenholz erbaute herrliche Schiff von schönem Bau sind grosse Irrthümer und viele unrichtige Meinungen über die Schiffe und die Seefahrt unsrer Vorfahren in jener entlegenen Zeit, ein paar Jahrhunderte vor ihrer Auswanderung und Ansiedelung in Britannien, überraschend beseitigt. Es ist

daher, wie einleuchtet, dieses heimatliche Alterthumsstück von wahrhaft universalgeschichtlicher Bedeutsamkeit. Es erweckt in uns den Gedanken und die Erinnerung an die Gründung der angelsächsischen Seefahrtskunst und Seesprache in Britannien, welche dann später durch die Engländer nach Amerika übertragen worden ist.

Meine Herren! Ich bitte zu bedenken, dass es überhaupt, so weit bekannt, kein so altes Fahrzeug von Bedeutung in der Welt giebt, wie unser aus Eichenholz gebautes Schiff von Nydamm an der Ostküste des Herzogthums Schleswig, welches 75' lang und in der Mitte $10^1/_2$' weit ist. Man wird uns die öfter ausgegrabenen Canots aus ausgehöhlten Baumstämmen jetzt nicht mehr im Ernst entgegenstellen, wie man ein solches im Bette der Seine 1806 beim Bau der Jenabrücke ausgrub und (für uns fast komisch) als einstmaliges Normannenschiff dem Kaiser schenkte. Ein derartiges Naturboot kommt zu allen Zeiten vor, selbst heutiges Tages noch in den verschiedensten Ländern.

Unser Schiff von Nydamm ist ein prächtiger Bau, für Alle herzerfreuend, die wir als Knaben schon mit Entzücken einem Schnellsegler nachblickten, schlank und scharf, wie ein amerikanisches Schiff, ganz dazu geschaffen, um rasch und schneidend das Meer zu durchfurchen. Es ist ganz der Typus unsrer Seeschiffe, das moderne Schiff in der Kindheit. Es besteht aus 5 Planken auf jeder Seite; sehr eigenthümlich sind die Ruderpflöcke, dagegen die Ruder schon wie die heutigen; noch recht primitiv das Steuerruder; das Tauwerk von Bast; dagegen das Inventar des Schiffes, welches darin und dabei gefunden ward, ganz an das unsrige schon erinnernd. Das Schiff ist aber an beiden Enden spitz zulaufend, um nach beiden Seiten gleichmässig anrudern und anlanden zu können. Wir können aber von dem Schiffsbau auf den Hausbau jener Periode, von den Schiffsgeräthschaften auf die häuslichen Utensilien schliessen und gewinnen dadurch eine Anschauung der Lebensverhältnisse, die wesentlich zum Verständniss und zur Auslegung der Germania von Tacitus und des epischen Gedichtes Beowulf beitragen kann.

Fragen Sie mich aber, meine Herren, nach der Technik des Schiffsbaues, wie sie an unserm Fahrzeuge von Nydamm aus dem dritten Saeculum sich zeigt, so habe ich zu antworten: es ist ein sogenannter Klinkerbau, wie wir ihn jetzt noch bei Schiffsböten, aber nicht mehr bei grösseren Fahrzeugen anzuwenden pflegen. Jedoch ein näheres Eingehen auf das Technische würde in dieser hochverehrlichen Versammlung wol nicht das erforderliche Interesse finden, weshalb ich hier schon abbreche. Es würde mir aber höchst erfreulich sein, wenn es mir durch meinen kurzen Vortrag vielleicht gelungen wäre, eine archäologische Reminiscenz zu erwecken an mein theures Heimatsland, als eine Urheimat germanischer Schiffsbaukunst und Seefahrt und Urstätte seemännischer Einsicht und Erfahrung.

Dr. Graser: Wenn das Steuerruder dieses Schiffes mit solchen Tauen befestigt war, so war dieselbe Vorrichtung schon bei den Griechen und Aegyptern üblich, und zwar von höchst sinnreicher Natur in ihrer ganzen Construktion. Es ist nämlich ein Ruder auf jeder Seite des Fahrzeuges und für jedes Ruder aus dem Bord heraustretend ein hoher Pfosten errichtet, welcher durch Seiten-Taue, die nach einer Art Rüsten gehen, festgehalten wird, wie der Mast noch heute durch die Wanten.

Ich habe ausserdem noch einen Punkt unerwähnt gelassen, der beim antiken Rudersystem besondere Beachtung verdient, und der sich auf die Darstellungen der Schiffe mit mehrfachem Ruderwerk bezieht. Es ist nämlich unmöglich, je eine Darstellung zu finden, die mehr als 4 Ruderreihen zeigt. Es klingt das zuerst paradox; aber ich habe Beweise, dass es vollkommen richtig ist. Wenn wir uns die Ruder in dieser Weise

hier gezeichnet denken (bis ins Wasser verlängert), so sieht man die Ruder in der Projection: jedes Ruder rückt einen Fuss weiter nach vorn, das fünfte Ruder deckt genau wieder das erste, und weil die Distanzen immer dieselben sind, decken sich bei einem Sechsreihen-Schiff das sechste und das zweite Ruder, bei einem Siebenreihen-Schiff das siebente und das dritte u. s. w. — es ist dies eine Fortsetzung ad infinitum.

Auch die Construction der Tessarakontere des Ptolemaios Philopator in Alexandrien, welche bisher Manchem als etwas Unglaubliches erschienen ist, lässt sich sehr wol mit allen Anforderungen der Technik vereinbaren, und man hat keinen Grund, an den Dokumenten zu zweifeln. (Bei den Schiffen von der Dekere aufwärts ist das Rudersystem etwas modifizirt.) Bei der kolossalen Höhe und Schwere des Schiffskörpers war es nicht möglich, die Tessarakontere in See zu handhaben. Die Gewährsmänner Athenäos und Plutarch versichern übereinstimmend, das Schiff wäre ein kolossales Wunderwerk gewesen mit mehr als 4000 Rudern, die, wenn sie sich, 2027 an Zahl auf jeder Schiffsseite, in gleichem Tempo bewegten, einen brillanten Effekt gemacht haben müssen; aber es war eben nur ein Prachtstück, nicht praktisch brauchbar; auch soll das Schiff wegen seiner geringen Beweglichkeit niemals über den Hafen von Alexandrien hinausgekommen sein.

Uebrigens halte ich bei den Penteren gerade den Umstand, dass das Ruder der fünften Reihe das der ersten deckt, für einen weitern Beweis der Richtigkeit des Systems der Ruder-Anordnung. Eben so beweisend dafür ist die Eigenthümlichkeit, dass bei den Trieren zwischen dem Ruder der dritten und dem nächsten der ersten Reihe sich eine Lücke, ein doppelter Zwischenraum zeigt: derselbe muss eben existiren, weil die innere Anordnung der Leute es nicht anders zulässt. Und wirklich zeigen auch alle Nachbildungen, namentlich auf hadrianischen Münzen und jenem athenischen Relief, immer einen doppelten Zwischenraum zwischen dem dritten und dem ersten Ruder im Profil — eine Sache, die man früher für eine unmotivirte Eigenthümlichkeit hielt. Uebrigens darf man nicht glauben, dass diesem leeren Raum innen ein Platz entspräche, der noch durch einen Ruderer ausgefüllt werden könnte: vielmehr ist innen der Raum vollständig ausgenutzt, und gerade die Art dieser Ausnutzung macht die äussere Lücke zur Nothwendigkeit. — Was endlich die nicht klinkerweise, sondern carvielweise gebauten Schiffe anlangt, so lässt sich nachweisen, dass die Caravellen, auf denen Columbus Amerika entdeckt hat, auch in dieser Weise gebaut sind. Es waren dies grössere Schiffe mit 4 Masten und eigenthümlicher Takelage.

Geh. Rath Michelsen: Auf die Erinnerung meines geehrten Vorredners, dass ein solches Steuerruder, wie ich es am Nydammer Schiffe beschrieben, auch in der alten Welt vorkomme, habe ich noch ergänzend zu erwidern, dass es sich, wie bereits von Schriftstellern, namentlich Engelhardt, hervorgehoben ist, ebenfalls auf dem berühmten Teppich von Bayeux findet und auf städtischen Siegeln, auf denen Darstellungen von Schiffen sind, selbst bis in das 13. Jahrhundert hinein. Wenn ich das Steuer sehr primitiv nannte, so war der Ausdruck wol zu stark, es steht aber doch nach unsern heutigen Begriffen auf ziemlich niedriger Stufe.

Dass der Carvielbau bei Columbus' Schiffen angewandt sei, hat Herr Dr. Graser erwähnt; auch bezweifle ich nicht, dass diese Bauart noch im spätern Mittelalter bei grössern Schiffen in Anwendung gekommen sei, in jetziger Zeit pflegt man Klinkerbau bei grössern Fahrzeugen nicht mehr zu gebrauchen, höchstens noch bei Schiffsböten.

Präsident Prof. Dr. Forchhammer schliesst nach geschäftlichen Mittheilungen die zweite allgemeine Sitzung.

Dritte allgemeine Sitzung.

Mittwoch, den 29. September 1869. Anfang 10¼ Uhr Vormittags.

Präsident Prof. Dr. Forchhammer (nach kurzen geschäftlichen Mittheilungen): Meine Herren! Ich habe Ihnen mitzutheilen, dass die Sitzung der pädagogischen Section morgen von ½9—9 Uhr stattfinden wird.

Prof. Dr. Eckstein: Sie wird nicht stattfinden.

Präsident Prof. Dr. Forchhammer: Es soll aber doch eine Privat-Berathung gehalten werden, und es wurde gewünscht, dass dies bekannt würde. Das Thema des heutigen Vortrages von Herrn Dr. Detlefsen lautet richtiger: Ueber die mittelalterlichen Bibliotheken Nord-Italiens.

Ich ertheile nun dem Herrn Director Eckstein das Wort in Beziehung auf die Wahl des Ortes für unsre nächste Versammlung.

Director Dr. Eckstein: Verehrte Herren! Denn was ich mitzutheilen habe, berührt die Damen weniger; so werden sie mir die gethane Anrede nicht übel deuten.

Ich stehe hier im Auftrage der Commission, welche über den nächsten Versammlungsort berathen hat. Es ist ja die traurige Nothwendigkeit vorhanden, mitten im Genusse und den Studien, die wir hier treiben, doch auch daran zu denken, wohin wir das nächste Jahr unsre Wanderversammlung verlegen sollen. Nun ist es ja sehr traurig, dass 1866 durch die Siege Preussens der deutschen Vaterländer etliche weniger geworden, und wir dadurch in die Nothwendigkeit versetzt sind, bei den Berathungen doch immer bedenklicher zu prüfen, ob oder ob nicht diese oder jene Stadt zu wählen ist. Man hat ja früher wol gesagt, man sei lange Zeit herumgegangen um Preussen, wie die Katze um den Brei, ehe man sich wieder entschlossen habe, die Versammlung nach Halle zu verlegen. Es ist auch wol für die nächste Versammlung vielfach die Rede gewesen von der Wahl Triers, das ja, eine ächte Römerstadt, den Philologen, den Archäologen, Allen reiche Reize bieten würde. Aber Trier ist zufällig auch eine preussische Stadt: wie wir in diesem Jahre in Preussen tagen, würden wir es im nächsten wieder thun müssen, und das hat doch seine Bedenken. Es ist ferner die Rede davon gewesen, Insbruck zu wählen, das ja in diesem Jahre mit grossem Jubel die Naturforscher aufgenommen und dabei auch das Interesse deutscher Wissenschaft zu pflegen gewusst hat. Aber zwei Jahre hintereinander Einer Stadt eine deutsche Wanderversammlung zu übertragen und uns vielleicht den Abhub der Naturforscher zu überlassen (Heiterkeit), das hätte auch am Ende seine grossen Bedenken. Und daher bin ich beauftragt, Ihnen als nächsten Versammlungsort die Stadt Leipzig vorzuschlagen.

Es sind nun eine Menge Bedenken erhoben worden gegen die Wahl dieser Stadt, weil man namentlich früher immer abgelehnt hatte, diese Stadt wegen der Messe zu wählen. Wir haben diese Verhältnisse reiflich erwogen: der Haupttheil der Geschäfte der Messe ist in der Zeit, wo wir zusammentreten, vollendet, der Grosshandel. Seit den Zeiten, wo es sich um die Wahl Leipzigs handelt, ist die Stadt auch wesentlich gewachsen

nach Theilen hin, die von der Messe nicht berührt werden und doch nicht so weit abliegen, wie die Wohnungen unsrer Collegen hier in Bellevue; im Gegentheil, die Entfernungen sind humane commoda. Kurz diese Bedenken, die hauptsächlich hervorgehoben sind, lassen sich unter den jetzigen Verhältnissen vollständig beseitigen; und ich kann auch mittheilen, dass der Rath der Stadt, in specie der Bürgermeister mir erklärt hat, sie würden mit Freuden die Versammlung in ihrer Mitte aufnehmen. Das ist die eine Frage, und ich ersuche den Herrn Präsidenten, sie zur Diskussion zu stellen.

Präsident Prof. Dr. Forchhammer: Ich bitte die geehrte Versammlung oder einzelne Herren daraus, ihre Meinung zu äussern, wenn sie etwa abweichend wäre. — Es scheint also nicht der Fall, und somit wäre Leipzig zu unserm nächsten Versammlungsort gewählt.

Director Dr. Eckstein: Es handelt sich aber zweitens auch um ein Präsidium, und wir schlagen Ihnen daher vor als Präsidenten den Geheimrath Ritschl, als Vicepräsidenten meine Wenigkeit. Wir haben zwar beide schon einmal das Geschäft verwaltet, aber Sie sollen nicht befürchten, wie wir dies auch leider erfahren haben, dass wir beide diese uns aufgebürdete Last zurückwiesen, eben aus dem Grunde, weil wir sie schon einmal getragen hätten. Ritschl sowol als ich sind bereit, im Bunde mit den Collegen, welche die Sectionen uns an die Seite stellen, die Last der Arbeit zu übernehmen, um Ihnen einen gastlichen Empfang in der alten Seestadt Leipzig (Heiterkeit) zu gewähren, die sich ja zweckmässig schon desswegen an Kiel anschliesst.

Präsident Prof. Dr. Forchhammer: Ich frage die Versammlung, ob sie damit einverstanden ist, dass Professor Ritschl zum Präsidenten und Director Eckstein zum Vicepräsidenten der nächsten Philologen-Versammlung in Leipzig gewählt werden. — Wenn niemand widerspricht, nehme ich an, dass dies einstimmig beschlossen ist.

Director Dr. Eckstein: Und nun ersparen Sie sich damit eine Dankrede der gewählten Stadt, die ich doch auch zu halten hätte.

Präsident Prof. Dr. Forchhammer: Da wir dies Geschäft glücklich beendet haben, nehme ich mir die Freiheit im Interesse der künftigen Präsidenten und im Interesse der Theilnehmer der Versammlungen Sie zu bitten: machen Sie alle Meldungen für die Versammlung bloss durch Postanweisungen und schreiben Sie darauf, ob Sie Quartier wünschen oder nicht. Es ist diesmal bisweilen vorgekommen, dass brieflich und zugleich durch Postanweisungen gemeldet ist, und es sind daraus eine kleine Anzahl Misshelligkeiten entstanden, die nicht unsre Schuld waren, wofür wir aber doch die resp. Herren um Entschuldigung bitten müssen, die darunter gewissermassen eine kurze Zeit ein Capital nicht haben verzinsen können (Heiterkeit). Also in Zukunft die Meldungen nur durch Postanweisungen!

Director Dr. Eckstein: Ich stimme dem völlig bei und wir wollen uns bemühen, auf der nächsten Einladungskarte das besonders mit fetter Schrift drucken zu lassen. —

Prof. Fleischer aus Leipzig: Ich war auch Mitglied der Commission für die Wahl des nächsten Versammlungsortes, die Verhältnisse haben es mir aber nicht erlaubt, an ihren Berathungen Theil zu nehmen. Ich habe bereits der orientalischen Section in Folge eines Gerüchts, dessen Autor ich im Augenblick nicht namhaft machen kann, erklärt, weil mir die Pflicht, wenn auch ein officium imperfectum, dazu auferlegt war, dass nicht bloss Leipzig für das nächste Mal als Versammlungsort gewählt sei, sondern auch

schon vorsorglich, was mir als Ausnahme von der Regel vorkam, für das zweite Jahr, von jetzt ab gerechnet, Insbruck nicht bloss in Aussicht genommen, sondern sogar gewählt sei. Das habe ich, allerdings vielleicht in etwas voreiligem Vertrauen auf die Zuverlässigkeit der mir gewordenen Mittheilung, der orientalischen Section erklärt. Ich erlaube mir daher beim Herrn Präsidenten anzufragen, ob etwas Wahres an der Sache ist, oder ich mich vollständig geirrt habe.

Präsident Prof. Dr. Forchhammer: Etwas Wahres ist allerdings an der Sache. Ein Herr war beauftragt uns zu ersuchen, es möchte Insbruck wenn nicht im nächsten, so doch in dem folgenden Jahre gewählt werden. Aber bestimmt gewählt ist, glaube ich, für 2 Jahre noch nicht. In andern Versammlungen ist es wol schon der Fall gewesen, dass ein Ort für das nächstfolgende Jahr in Aussicht genommen ist; unter andern weiss ich das von landwirthschaftlichen Versammlungen. Und dass Insbruck diesmal in Aussicht genommen ist für 1871, darüber bedurfte es ja keines besondern Beschlusses. Erst das nächste Mal in Leipzig wird darüber zu entscheiden sein; aber dass schon heute der Antrag von Seiten Insbrucks bekannt geworden ist, dadurch, meine ich, vereinfacht sich die Sache ausserordentlich. Ich weiss nicht, ob der Herr, der mir den Antrag aus Insbruck gemacht hat, zugegen ist und ob er glaubt, noch etwas hinzufügen zu müssen. Da dies nicht der Fall zu sein scheint, kämen wir an die heutigen Vorträge, deren ersten Herr Prof. Gosche halten wird. Ich ertheile dem Herrn Redner das Wort zu seinem Vortrage „über die Auffassung des Morgenländischen in der altgriechischen Dichtung und Kunst."

Vortrag des Herrn Prof. Dr. Gosche:

Die Anerkennung des einfach Menschlichen im orientalischen Culturleben hat sich sehr langsam befestigt; es ist nicht immer leicht, den Herzpunct irgend eines organischen Lebens zu entdecken. Mehr als zwei Jahrhunderte sind gebraucht worden, um durch ein gesteigertes sich Hineinfinden, durch tiefere Erforschung, durch Erweiterung des Gesichtskreises das Morgenländische in den Kreis des menschlichen Lebens überhaupt hineinzuziehen und es als durchaus würdiges Object der Forschung und gemüthvollen Theilnahme zu betrachten. Es war gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts, dass ein Gelehrter des Herzogthums Schleswig, der vortreffliche Adam Olearius, der aus dem sächsischen Thüringen gekommen war, es zum ersten Male unternahm zu zeigen, dass in Asien wirklich menschliche Herzen schlagen mit bedeutenden sittlichen Interessen und tiefer Empfindung. Dieser Olearius war es, der zuerst das Orientalische bekannt machte, indem er aus dem Rosengarten Saadis Sprüche mittheilte, in denen sich das deutsche Gemüth nicht allein, sondern die europäische Culturwelt überhaupt zu Haus fühlte. Aber wieder bedurfte es eines neuen Jahrhunderts, ehe der Ansatz weiter verfolgt wurde. Da kam der vortreffliche englische Bischof Robert Lowth und wies nach, was Keiner gewagt hatte, dass in den tiefen Weisen der Psalmen und des alten Testaments ein Stück frischester und höchster Menschlichkeit liege. Und was er bloss angedeutet hatte, erfasste unser kosmopolitischer und tief humanistischer Herder und machte es zu einer soliden Grundlage der wissenschaftlichen Untersuchung überhaupt. Nun habe ich nicht nöthig weiter anzudeuten, wie das seelische Interesse für das Orientalische weiter geht, wie Goethe kommt und in einem schiefen Patriotismus in die orientalische

Welt flüchtet, wie er die lange Reihe der Dichter eingeleitet hat, die in der verschwommenen Weise des Mirza Schaffy gipfelt.

Es ist aber eigenthümlich, und Sie werden bei Ihren Untersuchungen oft die Beobachtung machen können: was die moderne Wissenschaft mühsam erarbeitet, das hat des Hellenen glänzendes Auge wie mit einem Schlage gesehen. Wir sind gewöhnt vorauszusetzen, dass das Griechische alles Nichtgriechische als barbarisch angeschaut habe. Ich will mir erlauben den Beweis zu führen, dass die Griechen die eigentlichen Entdecker des Orientalischen gewesen sind und dass sie von der Epoche an, wo die ersten homerischen Weisen erklangen, von diesem wirklichen, lebendigen Leben des Orients durchdrungen sind.

Dass diese Untersuchung noch nicht gemacht worden ist, hat in einem eigenthümlichen Umstande seinen Grund: der Gelehrte pflegt in der Regel alles, was nach Aesthetik aussieht, als ein Stück vom Uebel anzusehen. Sie wissen, es giebt sogar Philologen, welche sich bemühen recht unästhetisch zu sein, weil sie meinen, dass sie dann um so gelehrter seien. Aber gerade dieser Widerspruch gegen das Aesthetische hat verhindert, die Stoffe der griechischen Dichtung und Kunst in lehrreichem Zusammenhang mit dem Orientalischen zu betrachten. Diejenigen, welche etwas dem ähnliches versucht haben, sind vorwiegend Philosophen und Aesthetiker gewesen; vor allem war es Vischer, der in den Capiteln von Naturschönheit und geschichtlicher Schönheit auf einige der Punkte, welche ich hier andeuten will, zurückgekommen ist. Aber man muss dergleichen Untersuchungen nicht allein philosophisch zu begründen suchen, sondern auch geschichtlich deduciren.

Die Geschichte der Auffassung des Morgenländischen in der griechischen Dichtung und Kunst ist natürlich ein Stück der allmählig sich entwickelnden Culturgeschichte gewesen. Wir müssen es dem sinnlich die Natur betrachtenden Hellenen zu gute halten, dass er das schönste Theil des orientalischen Lebens auf ein mythisches Gebiet verlegt. Sie alle entsinnen sich jener Verse in der Odyssee und auch in der Ilias, wo die Götter zu den Aethiopen gelangen, zu den Aethiopen, die allein für edel, für fromm gelten und bis in die trockene Poesie der spätern Geographen und Periegeten hin als ein den Göttern liebes Volk erscheinen. Nichts natürlicher, als dass dort im Süden, wo die Sonne am hellsten leuchtet, wo sie nie unterzugehen scheint, in diesem Süden, der dem rauhen, arbeitsvollen Norden scharf entgegengesetzt steht, die besten Menschen zu wohnen schienen, die allein würdig seien, die Götter zu empfangen. Und so knüpft sich an diesen glückseligen äthiopischen Orient, der sich so wesentlich von dem Aethiopien der letzten englischen Expedition unterscheidet, die sinnigste Auffassung eines fast göttergleichen, sonnenhellen und sittenreinen Lebens. Es ist dies der Kreis, aus welchem die Gestalt des Memnon hervorgeht, jenes reizendsten Gegensatzes zu dem schönsten der Griechen, zum Achilles. Und mit dem ganzen Takt, der der volksmässigen Weise eigen ist, scheint man in jener ältesten Epoche des griechischen Dichtens schon einen Memnon und einen Achilles einander gegenüber gesetzt zu haben: die durchsichtige Meerfluth und die rosige Eos sind die wahren Mütter dieser Helden. Niemals ist denn auch aus den griechischen Dichtungen der äthiopische Stoff herausgekommen, immer wieder sind die grossen Dramatiker Aeschylos und Sophokles auf diesen äthiopischen Orient zurückgekehrt und selbst in den Zeiten, wo eine realistische Kunst Sklavenbilder nach äthiopischer Weise machte, hat sich doch die Volksanschauung immer noch mit

den Thautropfen als Thränen der Eos, die sie dem äthiopischen Memnon weint, beschäftigt.

Neben dies mythische Aethiopien stellte sich schon in alter Zeit Aegypten mit seinem frühen Ruhm, mit seiner uranfänglichen weltgeschichtlichen Bedeutung. Aegypten wird sofort, schon in der homerischen Dichtung, nicht durchaus mythisch, sondern bereits historisch gefasst. Es ist kein Zufall, dass die Odyssee Aegypten das herbe nennt, denn es liegt in der That auf dem ägyptischen Lande nichts von Freundlichkeit. Aber es ist ein interessantes Problem, Aegypten Griechenland gegenüber zu stellen. So versuchten es theils die Epiker, theils die Dramatiker. Leider ist insonderheit das Drama des Phrynichos, das einen ägyptischen Vorwurf behandelt hatte, verloren gegangen; aber wir besitzen einen zum Theil trefflichen Ersatz dafür in den „Schutzflehenden" des Aeschylos. Hier mag gleich darauf aufmerksam gemacht werden, wie Aeschylos durchaus nicht der stabilen Weise des hieratischen Stils verfällt, sondern recht eigentlich hier und da auf ganz speciell historische Momente zurückkommt. Es ist bekannt, dass den Mittelpunkt dieser Schutzflehenden die Ansiedlung der Danaiden in Argos bildet. Für unsern Zweck ist es ganz gleichgiltig, ob die Forschung ermittelt, dass diese Danaiden-Mythe auf ursprünglich griechischem, lediglich argivischem Boden gewachsen sei, oder ob wirklich ein ägyptischer thatsächlicher Hintergrund bei ihr angenommen werden muss. Für die künstlerische Darstellung gilt Danaos als ein Aegypter und die Danaiden als Aegypterinnen. So schildert sie auch Aeschylos, er malt sehr schön ihr dunkles Antlitz aus, ihre amazonenhafte Kühnheit. An einer Stelle verlässt den grossen Tragiker sein eigenthümlich heroischer Ernst und er wird humoristisch. Es ist an der berühmten Stelle, wo er, um das alte Aegypten mit seinen alten Traditionen zu demüthigen, einen einzigen alltäglichen Punkt herausnimmt, um an diesem die Herrlichkeit des griechischen Lebens zu zeigen. Es wird gesagt, dass die Griechen Wein tränken und die Aegypter nur schlechten Gerstensaft. Wie historisch treu dies sei, haben die neuesten Forschungen dargethan; denn bis ins 18. Jahrhundert v. Chr. hinauf reichen die Notizen von Verboten für die Studenten, nicht zu viel von diesem Gerstensaft zu geniessen. Dieser Versuch, das Aegyptische humoristisch aufzufassen, steht nicht vereinzelt da. Wir haben die bestimmtesten Andeutungen, dass der Osiris in der Gestalt des Busiris eine komische Figur in der attischen Komödie gewesen sei.

Weniger Bestimmtes lässt sich über die Auffassung des phönicischen Orients sagen; nur das eine wissen wir sicher, dass das Phönicische rascher als das Aegyptische in der künstlerischen Anschauung der Griechen auf das Niveau der kläglichsten Alltäglichkeit herabsank, nur dass die beiden Gestalten des Kadmos und der Europa, die durchaus phönicisch sind, noch mit einem gewissen Zauber der Dichtung ausgestattet werden.

Mit Phönicien, Aegypten und dem fernen Aethiopien war der Kreis der ältern griechischen Weltanschauung umschrieben. Es würde Kleinasien hinzukommen, aber bei ihm treten verhältnissmässig wenig klar erkennbare Gruppen nationalen Lebens heraus. Nur an zwei Stellen lassen sich Ansätze der künstlerischen Betrachtung von Kleinasien bemerken: einmal die Auffassung des Amazonenlebens, das für uns nicht ganz durchsichtig erscheint, und dann des Phrygischen; es wird ein sehr wesentlicher Bestandtheil der alten Kunst-Darstellung. Es absorbirt das Phrygische so vollständig alle andern fremden Cultur-Anschauungen für den

Hellenen, dass, wie schon bei Paris, so späterhin das Phrygische geradezu als Ausdrucksmittel in Beziehung auf Costüm und Haltung für das Asiatische überhaupt erscheint.

Es gehört nun nicht hierher, so bedeutend und interessant es sein würde, zu untersuchen, wie weit einige kleinasiatische Göttergestalten, wie Cybele, Rhea u. s. w., in die Anschauung der Hellenen übertraten nud umgebildet wurden. Nur an einen Punkt möchte ich vorübergehend erinnern, wie die Gestalt der Niobe, die in ihrer mythischen Grundlage durchaus auf Kleinasien beruht, von den Hellenen umgebildet wird zu der bekannten schicksalsvollen Mutter.

Eine historische Bestimmtheit gewinnen die Auffassungen der griechischen Dichtung und Kunst Asien gegenüber erst wieder mit der Zeit der Perser. Man kann rundweg sagen, in der ganzen Geschichte der nationalen Poesie von den ältesten ägyptischen Weisen bis auf die Revolutionslieder des 19. Jahrhunderts hin lässt sich keine Stelle entdecken, die so bedeutsam wäre, wie diese Berührung der Hellenen und Perser. Fast scheint es, als ob die Griechen instinktiv empfunden hätten, dass sie hier einen gleichartigen Gegner vor sich hatten. Es war nicht die Masse von Persern, die imponirte; überall finden wir leise Andeutungen, wie die Griechen sehr wol ahnten, dass dort in den Persern ein ähnliches arbeitsvolles, auf eine so zu sagen sonnenhelle Sittlichkeit ausgehendes Volk sich dargestellt habe, wie in ihnen selbst. Daher sehen wir denn, wie durch die epischen Dichtungen, die uns nur in Fragmenten erhalten sind, und insonderheit durch die grosse Tragödie der Perser des Aeschylos dieses Bewusstsein von einer hauptsächlich menschlich hohen Bedeutung des Persischen sich hinzieht. Es ist wieder Aeschylos, der, wie bei den Danaiden, diese menschliche Bedeutsamkeit herausfindet; nicht als ob es in grossen Handlungen des Dramas hervorträte — dies Drama hat im Grunde keine Handlungen: es steht recht eigentlich in der nächsten Nachbarschaft der alten Cultus-Liederweisen —; aber was uns dabei interessant ist, ist eine höchst eigenthümliche Kenntniss des persischen Lebens und eine dramatische Verwendung dieses Lebens. Wer sorgfältig den Liedern des Chors, der Greise von Susa, nachgeht, wird bemerken, wie Aeschylos dualistisch hin- und herschwankt, wie er lebendig charakterisirt z. B. das persische Kriegsvolk an den Bogen und Pfeilen, die auch aus den Darius-Münzen bekannt sind. Dann bemerken wir eine ganze Reihe persischer Namen, die an einigen Stellen mit historischer Sauberkeit genannt werden, Namen, die eine moderne leichtfertige Anschauung für erdichtet gehalten hat. Aber abgesehen davon, dass die ganze Kunst des Aeschylos weit von willkürlicher Erfindung absteht, haben wir bei einer Reihe von Namen erkannt, dass sie durchaus altpersische Bedeutung hatten; war doch Aeschylos der einzige alte Grieche, der den Namen des Smerdis in einer dem Original entsprechenden Form gab; und wenn er irgend einen Namen nennt und unsre Kenntniss reicht aus, so wissen wir denselben treffend zu deuten: so wenn er von einem Feldherrn Adeues redet, so muss dieser einem Feinde der altpersischen Devas entsprochen haben. Aber das Merkwürdigste, worauf weiterhin zurückgegangen werden muss, ist das, dass Aeschylos das Persische und das Jonischgriechische als ein Verwandtes, wenn nicht geradezu als ein Zusammengehöriges darstellt. In dem Traumgesicht der Atossa erscheinen Persien und Griechenland wie ein Paar von Heldinnen, das durchaus neben einander gehöre und neben einander zu stehen ein volles Recht habe.

Die alte Tragödie und noch weniger die an der Tragödie sich entwickelnde Komödie hatte kaum die Absicht, die weltgeschichtliche Bedeutung der Barbaren darzustellen; in den Acharnern sehen wir, wie Aristophanes sehr geschickten Gebrauch von einer Barbarenfigur macht, indem er seinen Pseudartabas einführt.

Aber auf einem andern Gebiete der griechischen Dichtkunst wurde die menschliche Bedeutung des Persischen sehr richtig aufgefasst: in dem pädagogischen Romane der Cyropaedie, und wenn wir auch kein einziges Datum derselben geschichtlich gebrauchen können, so ist doch fast jede thatsächliche Mittheilung von culturhistorischer Wahrheit.

So wird es uns denn nicht befremden, wenn bei diesem sorgfältigen Wissen und bei dieser verhältnissmässig treuen Darstellung des Persischen auch in der bildenden Kunst über das traditionelle Phrygische hinausgegangen wird. Eins der ältesten Denkmäler der Art und zugleich das wichtigste ist die berühmte Darius-Vase, die vor 28 Jahren in Canossa gefunden wurde. Ueber ihre griechische Abkunft kann trotz des italischen Fundorts kein Zweifel sein: die griechischen Inschriften darauf sprechen hinlänglich dafür. In welche Zeit sie gehört, weiss man nicht; aber es ist Grund vorauszusetzen, dass sie noch vor der Zeit Alexanders des Grossen gemalt wurde. Wir haben hier einen eigenthümlichen Fortschritt in der Auffassung des Orientalischen und vor allem gerade darin, dass das Geschichtliche mit dem Mythischen in vollständigen Parallelismus gesetzt wird. Es genügt daran zu erinnern, wie auf der mittlern Reihe der drei Darstellungen der einen Vasenseite eine vollständig treue Darstellung der Berathung über den neuen Feldzug des Darius stattfindet, wie in dem Costüm des Königs Darius, seiner Unterfeldherren, des Greises ein durchaus treues Bild der in Persien üblichen Tracht gegeben wird, wie diese ganze Scene in Pasargadä (denn das will das Πέρcαι jenes heftig Redenden bedeuten) stattfindet.

Aber das Bedeutendste, was für die Darstellung des Persischen geschehen sollte, war für spätere Jahrhunderte verspart. Es bedurfte erst der Feldzüge Alexanders des Grossen, um Persisches und Griechisches in unmittelbaren Zusammenhang zu setzen. Wie dies Gefühl der Zusammengehörigkeit von Persischem und Hellenischem in den Alexander-Romanen durchbricht, können wir jetzt nicht mehr hinlänglich sehen; aber wir sehen diese eigenthümliche, von Aeschylos angewandte Gleichstellung des Persischen und Hellenischen in der Kunst am schärfsten ausgesprochen in der Malerei. Die romantischen Thaten des Alexander forderten unbedingt die romantische bildende Kunst, die Malerei, heraus, und so finden wir bei Plinius und sonst eine ganze Reihe von Gemälden erwähnt, welche die Alexanderschlachten zum Vorwurf hatten. Und uns ist durch einen glücklichen Zufall eins der ersten Schlachtenbilder aus der ganzen Kunstgeschichte in Bezug auf wirkliche Schlachtdarstellung in der berühmten Mosaik-Darstellung der Alexanderschlacht in der Casa del Fauno in Pompeji erhalten. Jeder wird sich des Entzückens entsinnen, mit dem der alte Goethe noch zwei Tage vor seinem Tode von diesen Mosaiken redet und ich glaube, beim Anschauen auch nur der farbig-prachtvollen Darstellung bei Overbeck in seinem „Pompeji" finden wir die Bewunderung und das Entzücken Goethes vollständig berechtigt. Es liegt in dieser künstlerischen Darstellung eine sittlich und ästhetisch bedeutsame Auffassung. Das Bild enthält zu einem Drittel Makedonier, zu zwei Dritteln Perser; die letztern, welche das Centrum und die rechte Seite des Bildes ausfüllen, sind in der heftigsten Bewegung. Es ist kein einziges unedles Antlitz unter ihnen, überall ist das

Barbarische abgethan. Die edle und willige Theilnahme, die sich im Darius ausspricht, deutet darauf, dass der Künstler einen tiefen Sinn für das menschlich Bedeutende in den Persern gehabt habe. Er hat sich keine Darstellung des Schmuckes erspart; alles, was wir von der Ausrüstung der Pferde, von den kriegerischen Trachten, von den Tiaren, den Gürteln, den Schuhen, den Schwertern und Speeren der alten Perser wissen, ist hier mit vollständiger historischer Treue festgehalten. Es liegt etwas von technisch absichtsvoller Theilnahme für die persische Seite darin. Von links sprengt Alexander der Grosse heran; er ist mit Benutzung eines trefflichen Motivs so dargestellt, dass er im Gewühl der Schlacht nicht merkt, dass er seinen Helm verloren hat. Aber Alexander hat auch nicht einen leisen Zug, nicht eine Andeutung von Seelenadel in seinem Antlitz: es liegt etwas von stürmischer, rücksichtsloser Roheit in seinem Wesen, die Haare steigen, wie wir es auch auf Alexander-Münzen sehen, sehr steil an, ihn interessirt nur der Kampf, er hat kein andres Interesse, als seinen grossen Gegner bei Issos zu finden. Diese seelische Theilnahme des Künstlers an den beiden grossen Parteien hat sich auch in einigem Beiwerk ausgesprochen, so dass wir sagen könnten, es giebt hier schon einige romantische Ansätze. Es ist gewiss nicht zufällig, dass auf der rechten Seite ein Stück öder Fels und auf der linken ein entblätterter Baum steht, als ob der Künstler damit jenen grossen Gedanken: „da steh' ich, ein entlaubter Stamm" auch schon bei diesem Darius habe andeuten wollen.

In der That ist aber diese Alexanderschlacht, welche nicht mit Unrecht einer Künstlerin, einer Helena, einer Tochter Timons aus Aegypten beigelegt wird, das letzte bedeutende Zeugniss der antiken das Orientalische auffassenden bildenden Kunst. Was noch weiter geschah in der Uebergangs-Epoche von der griechischen zur römischen Stufe, ist wesentlich nicht eigentlich geschichtlich charakteristisch. Von da an bemächtigten sich nur die Dichter vorwiegend der orientalischen Stoffe; jetzt tritt die allerunbestimmteste, die aller-gewissenloseste Form von Dichtung auf, um das Orientalische darzustellen: der Roman, der mit Lukian beginnt und als dessen Vertreter Jamblichus, Antonius Diogenes, Heliodor und andere erscheinen. Alle diese Dichtungen sind auf eine fast durchweg lascive Auffassung des Orientalischen gerichtet; es handelt sich nicht mehr um ein grosses geschichtliches Motiv, sondern es kommt darauf an, diese Romane durch Benutzung persischer, indischer, phönicischer und kleinasiatischer Züge möglichst phantastisch zu machen. Nur zwei Mal noch am Ende der Culturgeschichte des Alterthums wird nach würdigen Stoffen in der Darstellung des Orients gegriffen. Das eine Denkmal sind die durch das ganze römische Reich verbreiteten Darstellungen des Mithra. In diesen Darstellungen sehen wir mit einem Male einen lebendigen Sinn für das Culturgeschichtliche und sittlich Bedeutende aufblitzen. Es ist als ob sich ein Epigone der achilleischen Zeit wiedergefunden, ein frischer Held ist es, etwas vom Perseus hinzugethan. Das andere Denkmal der untergehenden Kunst, welche noch einmal das Orientalische mit sicherer Hand erfasst, sind die Dionysien des Nonnos. Wir wissen nicht, wann dieser eigenthümlich grosse Dichter gelebt hat, aber ehe er, wenn wir der Ueberlieferung glauben dürfen und uns auf innere Merkmale seines Dichtens verlassen können, ehe er zum Christenthum übertrat, versenkte er sich noch einmal in den ganzen Rausch antiker Weltanschauung, welcher recht eigentlich Begeisterung zu wecken angethan war in der Bewunderung des Dionysos und in der Darstellung seiner Eroberungszüge von Osten nach Westen. Reinhold Köhler hat nachgewiesen, dass Nonnos vielleicht kein

einziges dieser Momente correct benutzt hat; vor allem, was von seinen mannigfachen Namen in Indien erdacht ist, ist wesentlich griechischer Art; aber in der ganzen Grundstimmung des Gedichts liegt etwas von indischem, sivaitischem Orgiasmus. Diese Grundstimmung hat er durchaus richtig aufgefasst, und so kann man sagen, wie die griechische Dichtung in der Darstellung des Orients mit der reinen, ruhigen Anschauung des Aegyptisch-Aethiopischen begann, so versenkte sie sich zum Schluss in den Rausch des indischen Orgiasmus.

Ihre reichere Kenntniss wird die hier nur aphoristisch angedeuteten Momente leicht vermehren können, und ich war sehr weit davon entfernt, Ihnen ein neues Datum aus der griechischen Kunst und Poesie vorzuführen. Aber gewiss ist die Erkenntniss eines Gegenstandes nicht abgethan, wenn wir lediglich Einzelheit an Einzelheit reihen. Gestatten Sie mir daher die Gedanken aufzusuchen, welche diese verschiedenen Auffassungen des Orientalischen in griechischer Kunst und Dichtung bedingt haben. Zuerst beginnt diese Auffassung durchaus concret bestimmt. Die älteste Darstellung des Orients bei den Griechen gehört der bestimmtesten Form der Dichtung, dem Epos an, und der bestimmtesten bildenden Kunst, der Plastik. Dann kommt die geschichtlich herausfordernde Perserzeit. Sie alle wissen, dass es dem Bestreben des Choerilos trotz aller denkbaren Anstrengung nicht gelang, mit seinem Epos durchzudringen. Die rechte Form für die Darstellung des Orientalisch-Griechischen war das Drama. Und als die Culturphasen wieder wechselten, reichte nicht die Festigkeit des Epos, nicht die der Plastik, nicht der lebendige Reiz des Dramas aus; da wurde fast naturgemäss die Malerei gewählt, um das Persische zur Darstellung zu bringen. Und endlich als das althellenische Leben sich vollständig lockerte, da entsprach die aufgelockertste Kunstform, die des Romans.

Auch in der Methode der seelischen Auffassung lassen sich gewisse naturgemässe Wandlungen erkennen. Das Ursprüngliche ist das concret Erhabene, wie wir es in den asiatischen Gestalten der homerischen Dichtung und des alten griechischen Dramas sehen. Dann aber tritt das menschlich Ausarbeitende heran, wie es uns Aeschylos in den Persern darstellte, und wo diese dramatische Ausarbeitung nicht ausreicht, da sehen wir schon bei Aeschylos den Humor in den Danaiden auftreten. Aber dies alles würde dem Stoff und der Betrachtung keinen Werth verleihen, wenn nicht noch ein Grösseres dahinter läge, das Grössere, das ich im Eingange schon betont habe. Es liegt in dieser Behandlung des Orientalischen etwas durchaus Universalistisches: der Begriff des Barbarenthums ist in der Richtung der griechischen Kunst und Bildung aufgehoben. Occident und Orient sind aufs innigste verknüpft. Aber hier findet doch eine eigenthümliche Beschränkung statt. Alles das Grosse, was die griechische Dichtung und Kunst in der Auffassung des Orientalischen gethan hat, trifft nicht den semitischen Orient, nicht den ägyptischen; mit einem sichern Instinkt sucht der griechische Geist seine indogermanische Verwandtschaft in Asien auf, am besten stellt er das Persische und Indische dar. Und auch im Gegensatz zu dem Erbfeinde der griechischen Cultur, im grossen Gegensatz zu den Persern findet der hellenische Geist, was alle Kunst thun soll; auch da bemerkt Aeschylos, dass Griechenland und Persien, wie es im Traum der Atossa heisst, durchaus zusammengehören. Der Dichter hat nicht, wie ein sonderbarer Philolog der Neuzeit vermuthet hat, die Resultate der vergleichenden Grammatik anticipirt, aber der griechische Geist hat ein Grösseres gethan, er hat gezeigt, dass über

allen Entzweiungen der Nationalitäten als ein hoch versöhnendes Moment, als eine schön vermittelnde Kraft die Kunst schwebe.

Vicepräsident Prof. Dr. Ribbeck: Ich habe zu fragen, ob Jemand geneigt ist das Wort zu ergreifen.

Hofrath Prof. Dr. Sauppe: Es sind gewiss Alle dem ausserordentlich anregenden Vortrage des Herrn Prof. Gosche zu grossem Danke verpflichtet; aber Sie erlauben mir, dass ich einige nicht ganz damit übereinstimmende Ansichten und Bemerkungen mittheile.

Zunächst glaube ich, dass vielleicht die Auffassung eben deswegen, weil sie etwas ganz allgemein Bedeutendes zuletzt als Resultat geben wollte, etwas sich entfernt hat von dem vollkommen geschichtlich Getreuen. Nämlich eine solche Gleichstellung Aller, die dem Menschengeschlecht angehören, eine solche Versöhnung der entgegengesetzten Volkseigenthümlichkeiten in der Kunst will mir nach dem, was von Prof. Gosche angeführt ist und was man sonst noch anführen könnte, durchaus nicht entgegentreten.

Sodann, glaube ich, hat Prof. Gosche nicht darauf aufmerksam gemacht, dass vor der geschichtlichen Zeit ein bei weitem engerer Zusammenhang zwischen den Hellenen und dem Orient gewesen ist, als er uns in der geschichtlichen Zeit gerade entgegentritt. Die neuern ägyptischen Inschriften haben namentlich gezeigt, dass der feindliche und friedliche Verkehr zwischen Aegypten und der griechischen Bevölkerung von Vorderasien ein ausserordentlich lebhafter, sehr scharf in einander greifender gewesen ist, dass ohne Zweifel auch Kenntniss über ägyptische Verhältnisse, in Vorderasien wenigstens, zu haben gewesen ist. Sodann sind ja ausserordentlich frühzeitig die griechischen Colonien, die griechischen Handelsverbindungen nach Aegypten gerichtet gewesen, und es darf uns durchaus nicht auffallen, wenn gleich in den ältesten griechischen Mythen (ich erinnere nur an die Wanderungen der Io) ein solcher enger Zusammenhang zwischen Griechenland und Aegypten hervortritt. Dass also die Griechen nicht aus einer gewissen sentimentalen Sehnsucht ins Ferne ägyptische und überhaupt orientalische Sagen aufgesucht haben, scheint mir aus den flüchtigen Bemerkungen, die ich hier eben mittheilte, hervorzugehn. Sodann ist ja später die Berührung zwischen Griechenland und Phönicien eine ausserordentlich nahe. Unser geehrter Geheimrath Olshausen hat mit am frühsten in einer ausserordentlich schönen Abhandlung, die in den Kieler Studien und im Rheinischen Museum erschien, darauf hingewiesen, dass eine sehr grosse Anzahl von Städte-Gründungen in Griechenland von den Phöniciern ausgegangen, dass eine grosse Anzahl griechischer Namen ganz und gar phönicisch ist. Spätere Forschungen haben daran weiter angeknüpft und gezeigt, dass die ganze Küste Griechenlands und Italiens mit einer Anzahl phönicischer Niederlassungen besetzt ist. Dass also auch hier ein reicher Schatz orientalischer Anschauungen in der Griechen Leben, Sagen und Ueberlieferungen hineingekommen war, ist ganz natürlich; dass diese Anschauungen wiederum erhalten wurden, indem nicht allein aus dem Orient nach Griechenland, sondern auch umgekehrt der Handel sich erstreckte und immermehr vermehrte, ist ebenso natürlich; dass dann die Griechen mit Gewalt erinnert wurden an das orientalische Leben durch die Perserkämpfe, ist ebenfalls durchaus natürlich. Es ist also hier überall nur das durch die Geschichte eigentlich Gegebene, was diese Verbindung zwischen Orient und Griechenland hervorgebracht hat. Und ich glaube, dass wir in dem ganzen griechischen Leben, in der

Poesie und Kunst eher das als das Wunderbare zu betrachten haben, dass man sich der gewaltigen Einwirkung, die die Geschichte, die nahe Kunstfertigkeit von Kleinasien auf Griechenland ausübte, sicher erwehrte und dagegen muthig ankämpfte dass nicht der Orient von allen Seiten überall eindringe, und dass sich dort dem ungeachtet ein vollständig neues Leben begründete; und darin hat sich ja diese ausserordentliche, durch Jahrtausende wirkende Energie des griechischen Lebens am aller-siegreichsten erwiesen, dass sie alles Frühere abgeworfen und aus dem, was sie von der Geschichte überall mitbekam, ein neues, ein vollständig neues, mit nichts zu vergleichendes Leben hervorgerufen hat.

Es hätten sich vielleicht noch andre Momente anführen lassen, die einen solchen Zusammenhang zwischen griechischem und orientalischem Leben bekunden. Ich möchte erinnern an die Teppiche aus Babylon, die ohne Zweifel die wunderlich zusammengesetzten Gestalten in die griechische Kunst hineingebracht haben; denn die Archäologen haben vielfach nachgewiesen, dass die eigenthümlichen Zusammensetzungen von Menschen- und Thiergestalten nichts ursprünglich Griechisches, sondern aus Asien Herübergenommenes sind.

Ferner hat Prof. Gosche die Dionysien des Nonnus erwähnt als späteste Beziehung des Wechsel-Verkehrs zwischen den Griechen und dem Orient. Aber vielleicht mit noch grösserm Recht hätte sich die Sage von des Dionysos Siegeszuge aus dem fernen Orient nach Griechenland anführen lassen, die auch darauf hinweist, dass geschichtliche Erinnerungen in Menge vorhanden waren, die nothwendigerweise einen Einfluss ausübten auf die griechischen Geister, aber immer wieder bekämpft wurden.

Ich schliesse mit einer Bemerkung: wenn Aeschylos in den „Persern" die Perser den Griechen gegenüberstellt, so that er es gewiss nicht, weil er in den Persern eine den Griechen ebenbürtige oder fast gleichstehende Nation erkannte, sondern weil es die Natur des griechischen Dramas, ja die Natur der Tragödie überhaupt erfordert, dass bloss einander Gleiches einander gegenüber gestellt wird. Wenn er also in seiner gewaltigen Tragödie die Perser einführen wollte, so musste er ihnen griechische Gestalt geben. Er erinnert leise in seinem Chor an die Götter-Verehrung der Perser, aber immer bloss leise andeutend; immer erscheinen die Perser in ihren religiösen Anschauungen, ihrem ganzen Wesen als Griechen. Ich glaube also, gerade so wie der Maler der Darius-Vase die Asia und Hellas einander als ziemlich gleich und darum in gleichem Gewande gegenüberstellt, ungeachtet dessen die Ate, die oben darüber schwebt, sehr wol angebracht ist, um auf das verschiedene Wesen der Asia von der Hellas hinzuweisen, indem in dieser Darstellung ungefähr dasselbe ausgedrückt liegt, was Aeschylos in der Ausführung seiner Traumgestalten darstellt — ich sage, wie der Maler nothwendigerweise durch die Kunst gezwungen ist, zwei ziemlich gleichartige Gestalten einander gegenüber zu stellen, so musste es auch Aeschylos thun, indem er die Perser als gleichberechtigt zu den Griechen in Gegensatz stellte.

Was dann nach Alexander geschieht, was nach den Perserzügen Alexanders des Grossen liegt, das muss man, glaube ich, vom frühern durchaus scheiden; denn die Zeit des Alexander liegt wie ein grosser, gewaltiger Sargdeckel auf Griechenland. Was nachher kommt, wie da der Orient einwirkt, das hat mit dem früheren eigentlich Griechischen, dessen wir uns als ächten griechischen Lebens erfreuen, nicht viel zu thun.

Prof. Dr. Gosche: So dankbar ich, als Mitglied der orientalischen Section, einem der ausgezeichnetsten Philologen sein muss für den Nachweis, dass die bestimmteste Einwirkung von Seiten des Orients auf Griechenland stattgefunden hat, so muss ich doch die Bedeutung dieses Nachweises für meine Skizze ablehnen.

Ich habe nicht den Versuch gemacht zu erweisen, wie der Orient auf Griechenland eingewirkt habe, sondern wie das orientalische Leben nach einzelnen Zügen dem griechischen künstlerischen Auge erschienen ist. Mein Vorwurf war durchaus kein culturhistorischer, ich wollte nicht nachweisen, was von orientalischen Motiven in griechischer Geschichte, Religion und Kunst steckt, was von da herübergenommen ist, sondern nur was objectiv angeschaut worden ist. Es ist das ein ganz wesentlicher Unterschied.

Dann aber, was mich hauptsächlich berührt, ist die Auffassung des Traums der Atossa. Ich glaube nun und nimmermehr, dass ein Dichter wie Aeschylos einen solchen Ausdruck wie κασιγνήτα gebraucht haben würde, wenn er nicht durchdrungen war von irgend welcher innern Zusammengehörigkeit der beiden Völker, und das glaube ich um so mehr, weil er ein äusserst hieratischer Poet ist. Ich getraue mir den Beweis zu führen, dass er seine Freude hatte an dem pompösen Asiatischen. Aber was ich für die Hauptsache des Ganzen halte, und was der Mittelpunkt meiner ganzen Betrachtung war, ist: wie kommt es, dass, abgesehen von Sklavenbildern, keine einzige künstlerische Darstellung, weder dichterische noch plastische noch malerische, vorkommt im Kreise der ganzen Culturgeschichte von Homer bis auf Nonnos herab, in welcher die Orientalen rundweg als Barbaren traktiert werden? Im Gegentheil, es tritt bei Aeschylos und besonders bei den Malern der Alexander-Schlachten das Bestreben hervor, so zu sagen in den Asiaten etwas Nobles zu sehen, und dass gerade das Edle, das geschichtlich Berechtigte anerkannt wird, das war es, was ich an der griechischen Kunst respectierte. Denn der Bewunderung, welcher mein geehrter Herr Vorredner Ausdruck geliehen, vor der ausserordentlichen Bedeutung des griechischen Wesens überhaupt trete ich natürlich vollständig bei und ich freue mich so gut wie er, dass nicht das Orientalische sondern das Hellenische die nachherige Culturwelt bedingt hat.

Präsident Prof. Dr. Forchhammer: Nur einen kleinen Irrthum möchte ich berichtigen. Jenes berühmte Bild auf der Darius-Vase stellt meiner Ansicht nach keineswegs eine Versammlung des Darius mit seinem Kriegsrath dar, sondern, wenn Sie die andern Unterwelts-Vasen und die Sagen von den Unterwelts-Richtern vergleichen wollen, dann werden Sie finden, dass Aeakos, Triptolemos, Rhadamanthys und andere Unterwelts-Richter dargestellt sind, welche den Darius vor Gericht gefordert haben. Ich glaube dies ausführlich erwiesen zu haben in der archäologischen Zeitschrift, ich bedauere nur, dass diese Abhandlung durch ein Versehen der Redaction an einen unrechten, weniger in die Augen fallenden Platz gerathen ist und sich dadurch der Kenntnissnahme vieler entzogen haben wird. Kurz es steht fest, von einer Darstellung einer Rathsversammlung des persischen Königs und seiner Feldherren ist nicht die Rede.

Prof. Dr. Gosche: Jene Abhandlung ist mir trotz ihrer ungünstigen Stelle nicht entgangen; ihr Inhalt war mir wol bekannt, aber ich glaubte mich dabei, wenn auch der grösste Scharfsinn für den Beweis ihrer Anschauung vorgebracht wurde, nicht beruhigen zu können, und ich meine noch, ihre Hypothese ist unhaltbar.

Prof. Dr. Susemihl: Auch ich glaube, dass Prof. Gosche mit seiner Grundauffassung der Perser des Aeschylos wol nicht Unrecht hat, aber ich meine auch, dass Prof. Gosche mir beistimmen wird, dass doch der eigentliche Grundgedanke der Tragödie, die eigentliche geschichtsphilosophische Betrachtung, die zu Grunde liegt, der Gedanke des Sieges ist und des Fortschritts, der dadurch erzielt wird, der Gedanke des Sieges einer höheren Cultur über eine niedrigere, der griechischen über die barbarisch-orientalische.

Prof. Dr. Gosche: Ich fühle mich ausser Stande Ihnen beizustimmen, denn ich glaube davon, dass das Bewusstsein des Besitzes einer höheren Cultur bei den Griechen vorhanden sei, findet sich in der Tragödie des Aeschylos keine Spur, vielmehr wird unter dem Bilde der Ate nur die Strafe des Uebermuths dargestellt.

Vicepräsident Prof. Dr. Ribbeck: Ich weiss nicht, ob ich im Sinne der geehrten Versammlung handle, wenn ich wegen der vorgerückten Zeit vorschlage, die Diskussion über diesen Gegenstand, die ja noch sehr reichen Stoff bieten möchte, für heute abzubrechen. — Ich ertheile nunmehr dem Herrn Dr. Döring das Wort.

Vortrag des Oberlehrer Dr. Döring.

Ueber die tragische Katharsis der aristotelischen Poetik.

Hochgeehrte Versammlung! Die ehrende Aufforderung Ihres ersten Vorsitzenden, durch die ich veranlasst wurde, das Thema von der tragischen Katharsis hier zur Sprache zu bringen, hatte wol ein doppeltes Motiv, ein allgemeines und ein besonderes. Das allgemeine war die Bedeutung der aristotelischen Studien für die Philologie unsrer Tage, die mit Vorliebe ihr Interesse und ihre Arbeit dem Aristoteles zugewandt hat. Das besondere Motiv lag in dem besonderen Interesse, das gerade in den letzten 12 Jahren seit dem Erscheinen der Bernaysschen Schrift die an sich so interessante Frage nach der Katharsis gewonnen hat.

Ich meinestheils kann mir nun freilich nicht verhehlen, dass zwei nicht unbedeutende Bedenken der Behandlung gerade dieser Frage im Wege stehen. Einmal nämlich kann sie durch die zahlreichen, zum Theil breiten und unerspriesslichen Behandlungen des letzten Jahrzehnts als abgedroschen und langweilig erscheinen. Andererseits aber könnte sie als ein noch streitiges Gebiet, auf dem der Kampf sich sogar zu principiellen Gegensätzen und persönlicher Empfindlichkeit zugespitzt hat, als ungeeignet für eine Versammlung von Männern verschiedener, vielleicht entgegengesetzter Ueberzeugungen erscheinen. Ersterem Bedenken gegenüber lässt sich freilich wieder sagen, dass eben, weil durch die fast nicht zu bewältigende Masse der Literatur die Frage so zerzaust und zerfasert ist, eine plane, gedrängte, das Wesentliche vom Unwesentlichen scheidende Uebersicht vielleicht einigen Werth hat; dem andern Bedenken lässt sich durch ein streng objectives, methodisches Verfahren begegnen, das die Prüfung der Resultate auf jedem Punkte des Weges ermöglicht.

Bernays hat, wie schon der Titel seiner Schrift: „Grundzüge der verlornen Abhandlung des Aristoteles über die Wirkung der Tragödie“ zeigt, den Hauptnachdruck auf die, so zu sagen, Fragmente zur Poetik, die er beibringt, gelegt: ich möchte dagegen lediglich den Gesichtspunkt der Auslegung vorwalten lassen und die Frage so stellen: was bedeutet in den Schlussworten der Definition der Tragödie Poetik VI:

δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν der Ausdruck κάθαρσις?

Der Ausdruck κάθαρσις τῶν παθημάτων ist höchst eigenthümlich und kann nur bei ganz oberflächlicher Betrachtung als nicht durchaus räthselhaft erscheinen; ja es liegt im Interesse unserer Untersuchung, wenn wir uns ihn zunächst als einen durchaus unverständlichen vor Augen stellen. Dass die Poetik eine Erklärung desselben nicht nur enthalten sollte, sondern wirklich enthalten hat, machen folgende Gründe in ihrem Zusammentreffen und Zusammenwirken wenigstens sehr wahrscheinlich. Erstens werden mehrere andere nicht sofort verständliche Ausdrücke der Definition unmittelbar nachher erklärt. Zweitens verheisst Aristoteles in der Stelle im 8. Buche der Politik, die von der Katharsis handelt, ausdrücklich eine ausführliche Erläuterung dieses Terminus in der Poetik, indem er sagt τί δὲ λέγομεν τὴν κάθαρσιν, νῦν μὲν ἁπλῶς, πάλιν δὲ ἐν τοῖς περὶ ποιητικῆς ἐροῦμεν σαφέστερον. Drittens enthalten die von Bernays aus den Neuplatonikern angeführten Stellen, zu denen sich noch eine von mir aus Aristides Quintilianus beigebrachte gesellt, unzweifelhaft das, was Bernays darin findet, Grundzüge des verlornen Abschnitts der Poetik über die Katharsis: nach der Deutlichkeit, mit der der Gedanke erfasst ist, und nach einzelnen charakteristischen Ausdrücken sind sie schwerlich ganz allein durch die ganz gelegentliche ἁπλῆ ἀπόδειξις der Politik zu erklären, sondern setzen die Existenz der σαφεστέρα ἀπόδειξις in der Poetik voraus. Ob freilich, wie Bernays will, die Herren Jamblichus und Proklus direkt aus dem verlornen Abschnitte der Poetik geschöpft, oder ob sie schon einen Compilator benutzten, wird schwer zu erweisen sein; dieselbe Ungewissheit besteht in Bezug auf die Stelle aus Aristides Quintilianus.

Wäre nun dieser Abschnitt vorhanden, so würde die Aufgabe der Auslegung eine sehr leichte sein und schwerlich Anlass zur Besprechung an dieser Stelle bieten; der richtige aristotelische Gedanke wäre längst Gemeingut des ästhetischen Denkens der Gebildeten geworden. Wie die Sache jetzt steht, haben wir uns den Weg zum richtigen Verständniss erst mühsam zu bahnen.

Und zwar haben wir zwei Hilfsmittel der Auslegung zu benutzen, ein allgemeines und ein besonderes. Das allgemeine ist aber das Lexikon, das uns die gangbaren Bedeutungen und Gebrauchsweisen des Wortes κάθαρσις bietet und damit die Grenzen absteckt, innerhalb deren sich die Auslegung zu bewegen hat. Von ihm aber kann der Natur der Sache nach der entscheidende Beweis, was hier κάθαρσις bedeute, nicht erwartet werden; um einen solchen zu gewinnen, haben wir uns vielmehr dem besondern Hilfsmittel der Auslegung zuzuwenden, d. h. da Rath zu suchen, wo eben auch von der κάθαρσις im gleichen Sinne wie an unsrer Stelle die Rede ist. Und da wird sichs herausstellen, dass wir zu einem ganz klaren, bestimmten und unzweifelhaften Resultat zu gelangen vermögen.

Es ergeben sich sonach zwei Hauptstücke, die nach einander zu behandeln sind. Erstens die Darlegung der hauptsächlichsten Gebrauchsweisen des Ausdrucks κάθαρσις, zwischen denen wir zu wählen haben, und zweitens die entscheidende Untersuchung nach den verwandten Stellen.

Bei der Feststellung der Bedeutungen von κάθαρσις haben wir zu unterscheiden zwischen der vagen, vielgestaltigen, viele Anwendungeu zulassenden, dehnbaren Grund-

bedeutung und zwei technisch fixierten und mit einem festen bestimmten Gepräge versehenen abgeleiteten Gebrauchsweisen.

Die Grundbedeutung ist: Reinigung, Läuterung. Nach Plato im Sophisten cap. XIII ist κάθαρσις diejenige Art der διάκρισις, bei der das Schlechtere vom Besseren abgetrennt wird. Auf den menschlichen Körper angewandt ist sie nach eben dieser Stelle entweder, sofern sie sich bloss mit der Oberfläche befasst, Balaneutik, wenn mit der Substanz selbst, theils Gymnastik, theils Iatrik. Hier haben wir schon die Wurzel der einen technischen Bedeutung. Auf die Seele angewandt ist sie entweder Kolastik oder Didaskalik. Letztere, die Förderung des Wissens und Erkennens ist nach Plato die wirksamste Seelenläuterung. Eine ähnliche Uebertragung des Leiblichen auf das Seelische lag schon den Reinigungen der Pythagoräer zum Grunde, bei denen κάθαρσις synonym mit ἐπανόρθωσις ist. In beiden Fällen, in der platonischen Stelle, wie im pythagoräischen Sprachgebrauch ist der Sinn ein rein moralischer: die Läuterung der Seele besteht in der Unterdrückung der Begierden und der Befestigung der Herrschaft des νοῦς.

Die erste und ohne Zweifel ältere der beiden abgeleiteten technischen Bedeutungen ist die religiös-cultische der Weihung und Sühnung. Irgend etwas, was der Mensch gethan hat oder das ihm widerfahren ist, erregt in ihm und in seinen Glaubensgenossen die Vorstellung des Befleckseins, des Missfälligseins in den Augen irgend einer Gottheit: und nun bietet ihm der Cultus dieser Gottheit gewisse Ceremonien dar, die nach der herrschenden Vorstellung den Zustand der Befleckung wieder aufheben und somit dem vorher Unreinen das beruhigende Gefühl der wiederhergestellten Gottwohlgefälligkeit gewähren. Bei Homer kommt für diesen Vorgang der Ausdruck κάθαρσις noch nicht vor: er heisst da ἀπολυμαίνεσθαι. Später wird die Mordsühne κάθαρσις genannt, auch die Sühnriten des apollonischen Cults. Nach Ottfr. Müller in den Abhandlungen seiner Eumenidenausgabe gab es auch im Dionysos-Cult eine Art von cultischer κάθαρσις, die, von der vorigen wesentlich verschieden, darin bestehen soll, dass sie der in einen wilden Taumel hineingezogenen Seele die Ruhe und Klarheit wiedergiebt. Er beruft sich hierfür auf eine Stelle in Platons Gesetzen, in der es heisst, dass die Heilung der ἔκφρονες βακχεῖαι durch Musik und Tanz geschehe, sowie auf die Stelle in der aristotelischen Politik VIII 6, wo der Ausdruck κάθαρσις mit Beziehung auf eine eigenthümliche Wirkung der Musik zum ersten Male vorkommt. Allein schon der Umstand, dass in der Platostelle diese Erscheinung als eine ἴασις bezeichnet ist, genügt, um die religiöse Deutung der in Rede stehenden Erscheinungen abzulehnen. Auch ist die ganze Vorstellung von einer Lustration der bacchisch Erregten mit einem unlösbaren innern Widerspruche behaftet, indem der Ekstatische ja gerade des Gottes voll war, also unmöglich als unrein gelten konnte, vielmehr als besonders Geweihter und Begnadigter erscheinen musste. Wir sind also berechtigt, diese ganze Müllersche Hypothese von einer dionysischen Lustration als völlig unerwiesen zu beseitigen. Damit erhält die ganze Frage ein bedeutend erhöhtes Mass von Klarheit und es fällt die ganze Versuchung hinweg, der auf Grund der Müllerschen Hypothese viele Ausleger entweder ganz oder doch zum Theil nachgegeben haben, die musikalische und dann auch die tragische Katharsis auf diese angebliche Lustration des Dionysoscultus zurückzuführen.

Auch in dieser Bedeutung findet sich übrigens das Wort bei Plato bildlich angewandt und zwar synonym mit τελεταί. Nach einer Stelle im Phaedon S. 69 C wird der Mensch, wenn er durch Erkenntniss und Philosophie zur Tugend erhoben wird, ein κεκαθαρμένος τε καὶ τετελεσμένος.

Die zweite technische Bedeutung, die medicinisch-therapeutische, ist noch jüngern Datums, sie gehört der Schule des Hippokrates an und hängt mit dem ganzen System dieser Schule aufs innigste zusammen. Ich werde mich auch hier auf das Nothwendigste beschränken. Die Humoralmedicin der hippokratischen Schule concentrierte sowol bei den Funktionen des gesunden Körpers, als auch bei krankhaften Vorgängen ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Kreislauf der Säfte, deren sie gemeiniglich vier annahm, Blut, Schleim, schwarze und gelbe Galle. Sie that dies aus dem Grunde, weil sie in der übermässigen Anhäufung und krankhaften Ausartung dieser Stoffe die Ursachen sämmtlicher Krankheiten entdeckt zu haben glaubte. Es wird sich empfehlen, wenn wir bei Beobachtung des hierauf bezüglichen Sprachgebrauchs gleichzeitig die synonymen *termini technici* mit in Betracht ziehen und wenn wir den Gebrauch bei normalem Gesundheitszustande voranstellen.

Man sollte erwarten, dass κάθαρσις übertragen auf körperliche Vorgänge die Grundbedeutung: Reinigung, Befreiung mit dem Körper als Object streng beibehalten würde. Dem ist aber nicht so, vielmehr findet hier ein eigenthümlicher Umschlag in der Objectsbeziehung statt und κάθαρσις heisst fast durchweg Ausscheidung. So wird es häufig von den natürlichen Entleerungen des gesunden Körpers gebraucht. Von den gleichen Vorgängen wird die auch sonst häufige Wendung ἀποκαθαίρεται ὁ ἄνθρωπος gebraucht und ebenfalls heisst die gleiche Thätigkeit κουφίζειν und das Entleerte κουφισθέντα mit der gleichen Aenderung in der Objectsbeziehung, wie bei κάθαρσις.

Indem wir sodann auf die Krankheitserscheinungen übergehen, betrachten wir zunächst die Ausdrücke, die von dem Verlaufe der Krankheit selbst ohne ärztliches Zuthun gebraucht werden. Das Wesen der Krankheitserscheinung ist eine ταραχή oder κίνησις und zwar wird diese entweder von dem die Krankheit bewirkenden Stoffe ausgesagt (τὸ ὑγρὸν ἐν τῷ σώματι τετάρακται — χολὴ καὶ φλέγμα κινεῖται) oder von dem Körper, beziehungsweise dessen leidenden Theilen (ταραχαὶ τῆς κοιλίας, κίνησις τοῦ σώματος). Ein ἐπιταράττεσθαι findet an gewissen Tagen statt, an denen die Krankheit stärker wüthet als an den anderen. Die in der Ausführung des das Gleichgewicht störenden Stoffes bestehende Naturheilung sodann ist die κάθαρσις, die Entleerung oder Ausscheidung des krankhaften Zuviel eines Stoffes. So heisst es χολὴν μέλαιναν καθαίρειν, ποώδεα καθαίρειν, ἐξερύθρων, μελάνων καθάρσεις u. dgl. Synonym ist ἀποκαθαίρεσθαι, meist vom Menschen gesagt, aber auch ἀποκαθαίρεται φλέγμα, ferner κενοῦσθαι, ἀποκρίνεσθαι, ἔκκρισις. Die fühlbare Folge der Ausscheidung ist das schon vorher erwähnte κουφίζεσθαι, dessen Object entweder τὸ σῶμα oder τὸ πάθος, das körperliche Leiden, ist. Ganz dieselbe Aktion nun, die von der Krankheit bewirkt wird, geht aber auch von dem Heilmittel aus, dessen wesentliche Wirkung eine den eingeleiteten Naturprocess fördernde und beschleunigende und insofern homöopathischer Natur ist. Auch das Heilmittel nämlich bewirkt erstens ταραχή oder κίνησις, zweitens κάθαρσις oder ἔκκρισις. (Nähere Nachweisungen für das medicinische Gebrauchsgebiet s. Philologus XXVII S. 716 ff.)

Zwischen diesen drei Bedeutungen nun haben wir bei der Deutung unserer Metapher die Wahl; zwischen ihnen hat auch die bisherige Auslegung, namentlich in der vorbernaysschen Periode geschwankt. Wir können diese ältere Auslegung, sofern sie, abgesehen von den Vorläufern der Bernaysschen Erklärung, ohne Rücksicht auf die Parallelstellen verfährt und lediglich nur die lexikalisch feststehenden Bedeutungen zu Grunde legt, auch die lexikalische nennen. Ich übergehe jedoch diese Geschichte der Auslegung*) und gehe sofort zu dem zweiten Haupttheile, zu der Untersuchung, welche von den drei Grundbedeutungen an unsrer Stelle angenommen werden muss, über. Diese Untersuchung ist auf Grund von drei Klassen von Stellen zu führen. Erstens sind zu verwenden alle diejenigen Stellen der Poetik selbst, die auf die Wirkung der Tragödie hindeuten, zweitens die Stelle im VIII. Buche der Politik und drittens die Stellen späterer Autoren, in denen wir Hindeutungen auf den aristotelischen Katharsisgedanken zu erkennen haben.

Indem wir mit den Poetikstellen beginnen, ist es billig, zunächst noch einmal unsere Stelle selbst mit grösster Schärfe ins Auge zu fassen. Die Worte: „Durch Mitleid und Furcht d. h. durch Erregung von Mitleid und Furcht vollbringt die Tragödie die Katharsis der jenen gleichartigen Affekte“ enthalten eigentlich drei Sätze, von denen zwei Voraussetzungen sind, der dritte die Hauptaussage enthält.

Es sind folgende: 1) der Mensch, der den Wirkungen der Tragödie ausgesetzt wird, hat bereits die derartigen παθήματα, er ist bereits von den Schicksalsaffekten erregt. 2) Auch die Tragödie erregt diese Schicksalsaffekte. 3) Durch das Hinzutreten

---

*) Hier nur einige kurze Andeutungen zur Geschichte der Auslegung nach den drei Grundbedeutungen geordnet. Näheres darüber bei Weil (Verhandlungen der Baseler Philologen-Vers. 1847) in der Bernaysschen Schrift und in meinen Jahresberichten im Philologus.

Bei der Bedeutung Reinigung sind zwei Reihen von Auslegern zu unterscheiden; die einen beziehen τῶν τοιούτων auf alle πάθη, so Madius 1550, Victorius 1560, Corneille 1689, du Bos zuerst 1719, Fr. von Raumer 1828; die andern beschränkten τῶν τοιούτων auf Mitleid und Furcht, so Castelvetro 1570, Dacier, der aber auch die Corneillesche Erklärung daneben bestehen lässt (cf. Lessing Dramaturgie S. 18), Lessing selbst, über dessen ältere Ansicht cf. Phil. XXVII S. 722 f. und Gottfr. Hermann 1802. — Die Auffassung als Sühnung findet sich bei Dionysius Lambinus, ausgeführter bei Daniel Heinsius 1611, bei Goulston und Harles 1780, Herder, ausführlich begründet bei Ottfr. Müller, Eumenidenausgabe S. 147 f. S. 190 ff., bei Th. Kock (Ueber den aristotelischen Begriff der Katharsis, Elbing 1851—54), originell umgebildet bei York (die Kath. des Arist. Berlin 1866), unkritisch, phantastisch bei J. L. Klein, Geschichte des Dramas I S. 12 ff., neuplatonisch umgedeutet bei O. Marbach, Dramaturgie des Aristot. Leipz. 1861. Anklänge an die medicinische Bedeutung finden sich bei Milton um 1670, bei Herder, bestimmter bei Reiz 1776 und bei Böckh in einer akademischen Rede 1830 (kl. Schriften I 180). Ed. Müller 1837 bahnt vielfach die Bernayssche Auffassung an, hat aber κάθαρσις noch nicht im medicinischen Sinne gefasst, Weil 1847 hat die Grundzüge des Richtigen, weiss aber mit dem neu gefundenen Gedanken noch nichts Rechtes anzufangen. Der Bernaysschen Erklärung (1857) sind in ausführlicher Entwicklung beigetreten, ohne jedoch dem arist. Gedanken in seiner vollen Reinheit und Stärke gerecht geworden zu sein, Liepert 1862, Zillgenz 1865, Ueberweg 1867; im allgemeinen zustimmend äussern sich Vahlen, Torstrick und in etwa Bonitz. Abgedämpfte, halbirende Standpunkte nehmen in verschiedener Nüancirung ein Stahr 1859, Susemihl an verschiedenen Orten, Zell 1859, Brandis 1860, Zeller 1862, Thurot 1867. Teichmüller verheisst für den 3. Bd. seiner aristot. Forschungen eine ausführliche Untersuchung über den Gegenstand, die namentlich aus Aristides Quintilianus wichtige Aufschlüsse in Aussicht stellt. — Nachstehende Darlegung weicht in einigen nicht ganz unwesentlichen Punkten von der Bernaysschen Auffassung ab.

der gleichartigen Erregung zur gleichartigen Erregung erfährt die zuerst vorhandene von beiden, die durchs Leben bewirkte, eine κάθαρϲιϲ.

Wäre hier die Algebra anwendbar, so wäre das unbekannte x durch eine einfache Addition von $a + a'$ zu gewinnen; so aber bleibt das x vorläufig als Räthsel und Preisaufgabe für den Exegeten bestehen.

Von den übrigen von der Wirkung der Tragödie handelnden Stellen der Poetik sind die bezeichnendsten die in Cap. 14: οὐ πᾶϲαν δεῖ ζητεῖν ἡδονὴν ἀπὸ τραγῳδίας, ἀλλὰ τὴν οἰκείαν und τὴν ἀπὸ ἐλέου καὶ φόβου διὰ μιμήϲεωϲ*) ἡδονὴν δεῖ παραϲκευάζειν τὸν ποιητήν. Aehnlich wie hier wird an mehreren anderen Stellen in Cap. 13 und Cap. 26 der Tragödie eine von jeder andern Kunstgattung verschiedene οἰκεία ἡδονή zugeschrieben und die Darstellung furcht- und mitleiderregender Geschicke als ihre wesentliche Aufgabe bezeichnet. Es liegt nahe und ist mindestens sehr wahrscheinlich, dass wir an dem Ausdruck: ἀπ' ἐλέου καὶ φόβου ἡδονή ein Aequivalent für den Ausdruck: κάθαρϲιϲ τῶν τοιούτων παθημάτων haben.

Dies führt uns insofern weiter, als wir erkennen, erstens, dass mit dem Ausdruck κάθαρϲιϲ offenbar der Kunstgenuss von der Tragödie bezeichnet wird, und zweitens, dass dieser Genuss — die οἰκεία ἡδονή — herbeigeführt wird durch eine energische Erregung der beiden Unlustempfindungen.

Somit bleibt freilich noch durchaus räthselhaft, einmal, wie nach der Ansicht des Aristoteles aus der Erregung schmerzlicher Empfindungen eine Art von Lust entstehen könne, und sodann, in welchem Sinne das Wort κάθαρϲιϲ jenen Genuss bezeichnen könne. Immerhin aber haben wir eine Art von Prüfstein für die Resultate der weitern Untersuchung gewonnen.

Die entscheidende Stelle ist das letzte Capitel im VIII. Buche der Politik. Es würde schwerlich förderlich sein, wollte ich hier die Stelle im Originale oder in der Uebersetzung mittheilen: ich ziehe es daher vor, eine genaue Analyse des Inhalts mit gewissenhafter Beachtung des logischen Verhältnisses der Sätze zu geben.

Das Capitel handelt von den verschiedenen Tonarten in Bezug auf ihre Brauchbarkeit für die Erziehung. Aristoteles bemerkt, dass einige Philosophen die Melodien, sowie die ihnen adäquaten Tonarten eingetheilt haben in ethische, praktische und enthusiastische.

Er selbst macht nun ferner darauf aufmerksam, dass die Musik verschiedene Gebrauchsweisen zulasse. Nämlich 1) zur παιδεία, 2) zur κάθαρϲιϲ (was er unter κάθαρϲιϲ verstehe, wolle er jetzt einfach, künftig aber in der Poetik deutlicher sagen), 3) zur διαγωγή, Erholung und Ausspannung.

Unter Voraussetzung nun dieser doppelten Dreitheilung nach dem innern Charakter und nach den möglichen Gebrauchsweisen geht er nun ferner daran, da doch nicht jede Art von Tonleitern zu jeder dieser Gebrauchsweisen passe, die verschiedenen Arten der Brauchbarkeit zu specificieren.

Zur παιδεία sollen nur die ἠθικώτατα gebraucht werden; zum Anhören, indem andere musicieren d. h. zur Ergötzung auch die praktischen und die enthusiastischen.

---

*) Auch in diesem Worte liegt offenbar ein beachtenswerthes Moment; es ist offenbar die μίμηϲιϲ δεινῶν καὶ ἐλεεινῶν, sodass auch hier eine Hindeutung auf die doppelte Quelle der beiden Affekte vorläge.

Hier nun hat das Streben nach Kürze zu einer ausserordentlich compendiösen, ja lückenhaften Darstellung geführt. Vollständig möchte dieselbe gelautet haben: Jeder Art von Musik entspricht zunächst ein specifisches Gebrauchsgebiet, der strengethischen Musik die παιδεία, der enthusiastischen die κάθαρσις, der praktischen etwa das kriegerische und soldatische Gebrauchsgebiet. Ausserdem aber ist noch jede Art von Musik zur Ergötzung zu gebrauchen. Letzterer Satz, der in Bezug auf die ethische und praktische Musik einer weitern Begründung nicht bedurfte, enthielt offenbar in Bezug auf die enthusiastische etwas Befremdliches, und um dies zu heben, zugleich aber auch um die versprochene kurze Erklärung der κάθαρσις zu geben, fährt er folgendermassen fort: „das πάθος nämlich, das einige Seelen heftig befällt, ist in allen vorhanden, unterscheidet sich aber nach dem Mehr oder Minder, so z. B. Mitleid und Furcht, ferner der Enthusiasmus. Denn auch von letzterer Krankheitserscheinung (κίνησις) sind einige geneigt heftig befallen zu werden; in Folge der heiligen Melodien aber sehen wir diese, wenn sie die die Seele berauschenden Melodien gebrauchen, genesen (καθισταμένους), wie solche die ἰατρεία und κάθαρσις erlangt haben. Eben dieselbe ferner muss nothwendig auch den zu starken Anfällen von Mitleid und Furcht, sowie von Affekten überhaupt Neigenden geschehen, den Andern aber, soweit etwas von den entsprechenden (τῶν τοιούτων) Affekten bei einem Jeden Statt hat, und bei Allen muss in irgend einem Grade eine κάθαρσις und ein mit Wohlgefühl verbundenes Erleichtertwerden (κουφίζεσθαι μεθ' ἡδονῆς) stattfinden. In gleicher Weise aber gewähren auch die kathartischen Melodien den Menschen d. h. Allen, auch den nicht krankhaft enthusiastischen eine unschädliche Freude."

Für die nähere Begründung dieser die medicinische Färbung der ganzen Stelle möglichst beibehaltenden Uebersetzung muss ich auf meine Arbeiten im Philologus verweisen. Ich bemerke nur noch, dass ich in obiger Uebersetzung statt καὶ τοὺς ὅλως παθητικοὺς gelesen habe καὶ ὅλως τοὺς παθητικούς, wo dann auch für andere Affekte als die drei genannten ein ekstatisches Auftreten nicht ausgeschlossen ist.*)

Mit diesen Sätzen nun hat Aristoteles seinen Doppelzweck erreicht: er hat nachgewiesen, was κάθαρσις ist und dass enthusiastische Musik zur allgemeinen Ergötzung gebraucht werden könne. Legen wir die einzelnen Sätze auseinander! 1) Es giebt Menschen, die von Enthusiasmus wie von einem Krankheitsanfall (κίνησις) befallen werden. Diese werden durch den Gebrauch von aufregenden Melodien geheilt und zwar ist das eine kathartische Heilung (ἰατρεία καὶ κάθαρσις). Hier nun muss sich, wenn irgendwo, die Ueberzeugung vom medicinischen Ursprunge des Ausdrucks κάθαρσις aufdrängen. Wie das Mittel des Hippokrates erst mit der krankhaft erregten Natur in die Wette ταραχή, dann Ausscheidung der *materia peccans* bewirkt, so führen die aufregenden Melodien dem psychischen Anfalle zunächst neue Nahrung zu, aber nur um seinen Verlauf zu beschleunigen, seinen Stoff sich verbrauchen zu lassen und sein Ende herbeizuführen. Wir müssen nun zweitens dem Aristoteles aufs Wort glauben, wenn er

*) Philol. XXVII S. 713 habe ich vorgeschlagen, unter Streichung des καί zu lesen: τοὺς ὅλως παθητικούς, da jedoch das vorhergehende ἐλεήμονας καὶ φοβητικούς allein schon genügt, den krankhaften Zustand zu bezeichnen und Aristoteles auch zu Anfang der oben mitgetheilten Stelle von πάθη überhaupt spricht und die drei genannten πάθη nur beispielsweise anführt, erscheint mir obige Aenderung sinngemässer.

im Folgenden das Vorhandensein von Menschen in der hellenischen Welt voraussetzt, deren Gemüth durch die Vorstellung von der αἱμαρμένη, durch die Frage: in wessen Hand ruht denn eigentlich unser Geschick, ekstatisch aufgeregt war. Dies sind die φοβητικοί, die Hypochonder der Schicksalsfurcht, die in dem schwindelnden Gefühle allgemeiner Unsicherheit lauter schwebende Felsblöcke und Damoklesschwerter über ihren Häuptern erblicken. Solche Menschen sind eben deshalb auch ἐλεήμονες, da sie in jedem Missgeschick eines Andern eine eklatante Bestätigung ihrer düstern Schicksalsfurcht erblicken und deshalb von demselben in heftige ekstatische Mitleidenschaft gezogen werden. Dieses sinnverwirrende, angstvolle Mitempfinden fremden Unglücks aber steigert wieder umgekehrt die eigene ekstatische Furcht, und so entsteht ein beständiges leidvolles Oscillieren zwischen den beiden Affekten, die den Menschen nicht in besonnenem Bewusstsein bei sich sein und zu sich kommen lassen, sondern sein ganzes psychisches Ich wie einen Spielball zwischen sich hin- und herwerfen.

In Bezug auf diese Menschen nun bemerkt Aristoteles hier nur in allergrösster Kürze, dass auch ihnen nothwendigerweise eben dasselbe widerfahren müsse, wie den krankhaft Enthusiastischen, vorausgesetzt natürlich, dass sie in analoger Weise behandelt werden. Hier nun fügen sich mit wunderbarer Genauigkeit ein die Worte der Definition: δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν. Was bei den Enthusiastischen die ἐξοργιάζοντα τὴν ψυχὴν μέλη sind, das ist hier die Erregung von Mitleid und Furcht durch die Tragödie, die ja auch nach den andern Poetikstellen daran ihre eigentliche Aufgabe hat. Die τὰ τοιαῦτα παθήματα aber, die ja in der Seele schon vorhanden sein müssen, entsprechen dem Ausdruck ἐλεήμονες und φοβητικοί in der Politikstelle, der ja auch eine schon vorhandene krankhafte Erregung bezeichnet. Und so ist denn auch die κάθαρσις der Definition nichts anderes, als eine Kur nach dem Recepte des Hippokrates, eine Ausscheidung des Krankheitsstoffes durch Aufregung desselben, oder vielmehr eine Beschleunigung des auf beide Ziele bereits intendirenden Heilbestrebens der Natur.*) Auch für andere ekstatisch gesteigerte Affekte wird dann noch in kurzer Hindeutung in den Worten καὶ ὅλως τοὺς παθητικοὺς eine gleiche Kur durch analoge Mittel statuirt.

Also ist doch das Theater ein Irrenhaus und die tragische Muse nur eine Krankenwärterin? höre ich hier jene Herren fragen, die weder Aristoteles noch Bernays ihrer wahren Intention nach haben verstehen mögen. Die Antwort enthält der folgende Satz: τοὺς δ'ἄλλους (scil. ἀναγκαῖον τοῦτο πάσχειν), καθ' ὅσον ἐπιβάλλει τῶν τοιούτων ἑκάστῳ καὶ πᾶσι γίγνεσθαί τινα κάθαρσιν καὶ κουφίζεσθαι μεθ' ἡδονῆς in Verbindung mit dem vorhergehenden Satz: ὃ γὰρ περὶ ἐνίας συμβαίνει πάθος ψυχὰς ἰσχυρῶς, τοῦτο ἐν πάσαις ὑπάρχει, τῷ δὲ ἧττον διαφέρει καὶ τῷ μᾶλλον. Die beiden Affekte sind von universellster Natur und Verbreitung und in dem Masse, in dem das Wort „Menschenloos" in einem die Vorstellung und Empfindung des Hinfälligen, Unbeschützten erweckt, in dem Masse ist er der tragischen Erregung fähig.

---

*) Der Ausdruck „Ausscheidung" darf nicht Anlass geben, die Sache nun doch wieder als dauernde moralische Wirkung zu denken, indem ja das krankhafte Element aus der Seele herausgeschafft werde. Allerdings streift die Wirkung bei der geschilderten krankhaften Stimmung an Psychiatrie, nur nicht an Moral. Auch ist die Ausscheidung, wie in der hippokratischen Kur, nicht eine ein für alle Mal und für immer von der Gefahr eines ähnlichen Erkrankens befreiende; sie wirkt nur *ad hoc*, für den vorliegenden Erkrankungsfall.

Der Verlauf hat jetzt aber nicht den Charakter eines mit Fieber und Ringen verbundenen Krankheitsprocesses, sondern er ist analog den normalen gesunden Vorgängen des psychischen Lebens, in denen die Organe und Kräfte desselben sich bethätigen; und eben als normale Bethätigung einer Fähigkeit und Kraft ist er mit Behagen (ἡδονή) verbunden.*)

Dies ist aber nur eine κάθαρσίς τις, soweit nämlich auch von den Vorgängen im gesunden Körper dies Wort gebraucht wird; bei jener krankhaften Erscheinung dagegen stand der volle Ausdruck ἰατρεία καὶ κάθαρσις.

Wie Furcht und Mitleid ist dann aber ferner auch der ἐνθουσιασμός in irgend einem Masse bei jedem Menschen vorhanden, der nun an der enthusiastischen Musik eine gesunde normale Sollicitation empfindet und eine gewisse Bahn bis zu einem Ruhepunkte mit Behagen durchläuft.

An diesem Punkte nun kann Aristoteles mit Recht sein *quod erat demonstrandum* anfügen; es lautet: daher sind die derartigen Tonarten und die derartigen Melodien den concertierenden Virtuosen zuzulassen. Er hat bewiesen, dass auch enthusiastische Musik zur Ergötzung brauchbar ist; nebenher hat er aber auch von der κάθαρσις eine zwar sehr gedrängte, aber vollständige und ausreichende Erläuterung gegeben.

Die Politikstelle ist der sichere Mittelpunkt und Hort der therapeutischen Auslegung: die folgenden Zeugnisse können nur bestätigen, was schon feststeht.

Bei diesen Stellen ist zweierlei zu beachten; einmal inwiefern sie den therapeutisch-kathartischen Gedanken ausdrücken, andererseits inwiefern sie das Gepräge des aristotelischen Ursprungs tragen. Die Stelle aus Aristides Quintilianus (cf. Philol. XXI S. 532 f. und als Berichtigung Philol. XXVII S. 721) nun schildert zunächst in sehr lebhaften Farben den ἐνθουσιασμός als eine krankhafte Sinnberaubtheit; dann wird aber auch nach der Seite der Universalität hin ein Wink gegeben: die dafür gebrauchten Worte πλέον τε καὶ μεῖον erinnern an das aristotelische τῷ δὲ ἧττον διαφέρει καὶ τῷ μᾶλλον. Die Heilung wird durch καταστέλλεσθαι, ἀπομειλίττεσθαι und ἐκκαθαίρεσθαι bezeichnet; die dazu angewandte Musik eine μίμησις des Enthusiasmos genannt. In gleicher Weise behauptet er von den bacchischen Weisen, dass in ihnen an der πτόησις διὰ βίον ἢ τύχην (offenbar ein Ausdruck für die ekstatisch potenzirte Schicksalsfurcht) durch Melodien und Tänze ein ἐκκαθαίρεσθαι vollzogen werde. In Bezug auf seine Quelle beschränkt er sich auf ein unbestimmtes φασίν; eine eingehendere Untersuchung möchte auch hier ein bestimmtes Resultat herbeizuführen im Stande sein.

In Bezug auf die von Bernays musterhaft behandelten Stellen muss ich mich der äussersten Kürze befleissigen. In einer wahrscheinlich dem Jamblichos zugehörigen Schrift heisst es, die δυνάμεις τῶν παθημάτων**) würden, wenn zurückgedrängt, nur heftiger. Zu kurzer, mässiger ἐνέργεια aber hervorgelockt, erfahren sie ein ἀποκαθαίρεσθαι und dann beruhigen sie sich gutwillig. Ein solches ἀποκαθαίρειν unserer eigenen πάθη durch Anschauung fremder finde in der Tragödie und Komödie statt.

---

*) Vgl. über die unbewusste Uebereinstimmung von du Bos, Nicolai (den Ad. Stahr mit Unrecht als vor der materialistischen Plattheit der Bernaysschen Erklärung schaudernd fingirt), des frühern Lessings und Schillers mit Aristoteles die Nachweise Philol. XXVII S. 723 f.

**) Beiläufig bemerkt ein Ausdruck, der gegen die Bernayssche Unterscheidung von πάθος und πάθημα spricht. Vgl. sein eigenes Urtheil über den Ausdruck S. 161 seiner Schrift.

Die andere von Bernays beigebrachte Stelle ist ein Problem nebst Lösung aus Proklos' Vorlesungen über Platos Politeia. Es ist die Frage, warum Plato die Tragödie und Komödie nicht zuliesse, die doch eine ἀφοσίωσις τῶν παθῶν, eine Abfindung der Affekte bewirkten. Letztere könne man weder völlig unterdrücken, noch sei es sicher, sie völlig zu befriedigen, vielmehr bedürften sie einer ἐν καιρῷ κίνησις. In der Lösung wird dann zunächst constatirt, dass wir es mit einer aristotelischen Idee zu thun haben und sodann die Theorie der ἀφοσίωσις ausführlich vorgetragen. Neben der Abfindung erscheint hier das von Bernays wiederhergestellte Wort ἀπέρασις, ein Synonymon der medicinischen κάθαρσις, das an einer andern Stelle aus Jamblichos, die ebenfalls vom ἐνθουσιασμός handelt, von ihm neben ἀποκάθαρσις ἰατρεία τε nachgewiesen wird.

Soweit die exegetische Untersuchung. Es bleibt nur noch übrig, um den gefundenen Gedanken als des Aristoteles würdig erscheinen zu lassen, auf folgende Gesichtspunkte aufmerksam zu machen.

1. Er eröffnet uns einen Blick in eine reiche Welt psychologischer Erfahrung.
2. Er vermeidet die asketische Unterdrückung des Natürlichen.
3. Er zeigt die Kunstgenuss-Wirkung der Tragödie auf und zwar als eine, die sofort bei jeder einzelnen Tragödie eintritt, nicht erst nach hartnäckig-habitueller Anhörung vieler Tragödien.
4. Eine besondere Feinheit ist, dass zunächst am Extrem, an der Carrikatur das Wesen der Sache demonstriert wird.

Und nun schliesslich noch zwei Worte über den universellen bleibenden Werth des aristotelischen Gedankens. Derselbe ist ein doppelter, ein formaler und ein materialer. Formal liefert er uns ein concretes Beispiel für den Aufbau einer Lehre vom Schönen *a posteriori*, einer analytischen Aesthetik, die nicht vom abstracten Begriff des Schönen aus construiert, sondern von der durch die einzelnen Kunstformen erfahrungsmässig erregten ἡδονή ihren festen Ausgangspunkt nimmt. Dies dürfte eine sehr erspriessliche Methode sein, die vielleicht nicht weniger und nicht mehr zu leisten im Stande ist, als uns eine ganz neue, auf der unerschütterlichen Grundlage der unmittelbaren Empfindung und Erfahrung aufgebaute Aesthetik zu geben. Materiell betrachtet aber giebt uns der Gedanke des Aristoteles, wenn ich auch hier mich auf den knappsten Ausdruck beschränke, zweierlei: 1) den schönsten und tiefsten Ausdruck für den Kunstzweck der Tragödie, die das Menschenloos nach seiner nachdenklichen, düstern, räthselvoll-schauerlichen Seite darzustellen hat; 2) Den Nachweis, wie aus bedrückenden Unlustempfindungen durch kräftige Sollicitation das Lustgefühl eines ganz specifischen Kunstgenusses hervorgelockt werden kann.

Ich kann daher nicht umhin, die neugewonnene Deutung der tragischen Katharsis Ihnen zur Kenntnissnahme, Prüfung und Aneignung angelegentlichst zu empfehlen, als einen bedeutenden Gewinn nicht nur für die philologische Wissenschaft, sondern für das ganze menschliche Denken und Leben.

Präsident Prof. Dr. Ribbeck: Wenn Jemand sich zur Discussion über diesen Vortrag aussern wollte, so bitte ich ihn das Wort zu nehmen.

Prof. Dr. Susemihl: Ich habe nur ums Wort gebeten um zu bemerken, dass ich bei der sehr vorgerückten Zeit nicht im Stande bin alles, was ich zur Ergänzung oder zur Opposition hinzufügen könnte, zu entwickeln; überdies ist es mir nicht möglich, ohne die Stelle der aristotelischen Politik in der Hand zu haben, und ich glaube, auch die

andern Herren werden ohne ein solches Exemplar nicht im Stande sein zu folgen. Ich beschränke mich daher kurz auf die Bemerkung, dass nach meiner Ueberzeugung der Zusammenhang dieser Stelle in mehreren nicht unwesentlichen Punkten in anderer Weise als vom Herrn Redner geschehen ist, aufgefasst werden muss. Eine zweite Bemerkung aber ist die, dass die Auffassung der aristotelischen Katharsis, welche ich vertrete, namentlich in Anknüpfung an Zeller und Brandis, keineswegs die Bernayssche Deutung verwirft, sondern im Gegentheil von ihr ausgeht, diese Deutung durchaus nicht für unrichtig, aber nicht für erschöpfend hält. Wir stützen uns gerade auf den Ausdruck ἁπλῶς, also darauf, dass Aristoteles in der Politik nur in den allgemeinsten Zügen das Wesen der κάθαρσις entwickeln wollte. Aristoteles wusste ohne Zweifel sehr gut, dass dergleichen homöopathische Vorgänge, um es kurz auszudrücken, auch das gewöhnliche Leben hinlänglich mit sich bringe. Aber er wird ohne Zweifel zwischen der Wirkung durch das gewöhnliche Leben und zwischen der Wirkung durch die Kunst noch unterschieden haben (ich wenigstens kann mir's nicht anders denken) und dieser Unterschied kann, wie Zeller schon bemerkt hat, nur darin gelegen haben, worin er das Wesen der Kunst, den idealen und universalistischen Charakter der Kunst gegenüber dem Leben überhaupt setzt, wie es im Grunde bei der κάθαρσις Bernays selbst gesagt hat. Und auch der Herr Vorredner hat angedeutet, schon Bernays spreche von einem Erweitern des eigenen Selbst zum Selbst der ganzen Menschheit, und der Herr Vorredner selbst hat von der Trauer um das allgemeine Menschenloos gesprochen. Ich glaube also, im Grunde genommen ist der Gegensatz zwischen diesen beiden Anschauungen nicht so gross, wie er für gewöhnlich angesehen und bezeichnet wird, namentlich Bernays und seine Anhänger könnten sehr wol auf die Vermittlungs-Hypothese, die wir vertreten, näher eingehen.

Dr. Döring: Ich möchte darauf aufmerksam machen, dass ich mich nicht einfach mit Bernays identificire, ja ich möchte noch etwas strenger und bestimmter auf den ursprünglichen Wortlaut des Ausdrucks κάθαρσις fussen, als es Bernays thut.

Im übrigen aber kann ich constatiren, dass ich mit dem von Herrn Prof. Susemihl zuletzt Bemerkten durchaus übereinstimme. Es liegt in dem Begriffe der μίμησις, wie ich auch mich bemüht habe kurz hervorzuheben, ja nicht eine nackte, platt realistische Nachbildung der gemeinen Wirklichkeit, sondern es ist das, was Aristoteles das φιλοσοφώτερον τῆς ποιήσεως nennt: die Nachbildung des Lebens nach seinen wesentlichen Grundzügen. Insofern hat die Kunst etwas Idealisirendes und sie erreicht den Effekt in einer ganz andern Weise als das Leben. Wir könnten uns ja doch eine κάθαρσις durch das Leben denken, aber hier ist der Verlauf durch die planvoll beabsichtigte des Dichters ein viel sicherer und deutlicherer. In dieser Beziehung kann ich also hinsichtlich des letzten Punktes meine Uebereinstimmung constatiren.

Prof. Dr. Classen: Indem ich zunächst meinen Dank ausspreche für die gründliche und scharfsinnige Darlegung der Richtigkeit der Bernaysschen Ansicht, möchte ich mir erlauben eine kleine Abweichung davon anzugeben. Ich sehe nämlich nicht ein, warum man τοιούτων παθημάτων nur auf ἔλεος und φόβος beziehen will; warum nicht hinaus über diese beiden, freilich der Tragödie gerade zunächst liegenden Gemüthsbewegungen, da sie doch eigentlich das ganze weite Gebiet menschlicher Seelenzustände zugleich mit berühren soll? Ich meine der ethische Charakter reicht doch weiter als das blosse ἔλεος und φόβος und darum möchte ich gern, dass unter τοιαῦτα mehr verstanden werde als jene beiden Affekte.

Dr. Döring: Der Herr Vorredner geht zurück auf die Auslegungen, die in früherer Zeit herrschend gewesen sind. Es ist dies die Lessingsche Polemik gegen Corneille (worauf ich in meinem Vortrage näher eingegangen wäre, wenn mir mehr Zeit zu Gebote gestanden hätte). Corneille legt die moralische Reinigung zu Grunde und zwar behauptet er, durch den Antheil, den der Mensch an der Tragödie nimmt, durch die Furcht für den tragischen Helden, durch das Mitleid, das ihn ergreift, werde er lebhaft hineingezogen in die Sache und nun werde dadurch die Leidenschaft, die er dargestellt sieht, mit ihren schlimmen Folgen bei ihm abgedämpft. Und Lessing hat ja auch die moralische Auffassung der Katharsis, die aber Bernays ganz und gar abweist und ich auch so entschieden ablehne, wenigstens im Ausdruck κάθαρσις. Lessing hat eine Grenze gezogen, indem er τῶν τοιούτων nicht auf alle Leidenschaften bezieht, jedoch bemerkt er, es könnte nicht gleich τούτων sein, ein wenig anders müsse es doch sein; und nun verfällt er darauf, neben das Mitleid alle, wie er sagt, philanthropische Empfindungen zu stellen, und auch so neben die Furcht, die er deutet als die Betrübniss über ein Bevorstehendes, stellt er die Betrübniss über ein gegenwärtiges Uebel und ein vergangenes (Gram). Aber auch diese Erweiterung erscheint nach dem Standpunkte von Bernays und namentlich von dem meinigen aus nicht zulässig. Ich würde also τοιούτων, was nicht einfach gleich τούτων ist, so rechtfertigen: τὰ τοιαῦτα παθήματα sind die im Menschen vorhandenen verschiedenen Affekte, welche jeden Augenblick in ihm sollicitirt werden können; er geht mit denselben ins Theater hinein und nun kommt das durch die Tragödie erregte Mitleid und die Furcht für sein eigenes Geschick hinzu: es ist etwas specifisch Verschiedenes bei genereller Gleichheit; nämlich das Gleiche ist eben der Grad des Antheils an Furcht und Mitleid, das specifisch Verschiedene ist, dass in einem Falle die durch das Leben erregten Empfindungen der Art verstanden werden, im andern die durch die Tragödie hinzutretenden. So würde ich τὰ τοιαῦτα παθήματα erklären: irgendwelche weitere Beziehungen scheinen aber nach meiner Ansicht durchaus nicht darin zu liegen.

Dr. Peipers: Der Vortragende hat mit Recht Gewicht gelegt auf den Gebrauch, in dem das Wort κάθαρσις bei den vor Aristoteles schreibenden Philosophen und später vorkommt. Er hat dabei die Stelle aus Platons Sophisten erwähnt, welche jedenfalls für die Bedeutung des Wortes massgebend sein muss, weil sie eine Stelle ist, in der die Bedeutung dieses Wortes genau begrifflich bestimmt wird. Der allgemeinere Begriff, dem hier die κάθαρσις untergeordnet wird, ist die διακριτική. Neben dieser Begriffsreihe, in der die κάθαρσις einen Grad bildet, finden sich in demselben Sophisten eine ganze Anzahl anderer. Der Zweck aller dieser Begriffsreihen ist, die Begriffsbestimmung des Sophisten zu geben. Die drei ersten laufen darauf hinaus, eine Definition des Sophisten von der διακριτική τέχνη zu geben; es kommen auch nebensächliche Bestimmungen vor, nach denen er ein Händler ist, ein stets kampfbereiter Disputator und Jemand, der Geld zu verdienen sucht. Die 4. Begriffsbestimmung, in welcher die Katharsis vorkommt, läuft hinaus nicht auf eine Definition des Sophisten, sondern, wie man richtig erkannt hat, auf die des Philosophen. Es folgt die letzte, welche den Sophisten selbst behandelt, und er wird definirt als ein Künstler, der einem Andern auf trügerische Weise nachahmt, sodass er die Zuhörer täuscht über das Wesen der Sache, ja sich selbst darüber nicht recht klar ist, was er nachahmt. Wem ahmt er nach? Die Rolle, die er spielt, ist die des Philosophen. Nun kommt in der vorletzten Begriffsreihe schliesslich die

Definition des Philosophen heraus, und es wird derselbe als ein psychischer Arzt definirt. So zeigt sich, dass der Sophist nur als ein eristischer Eklektiker erscheint und nichts anderes giebt als eine Kunst der Reinigung; nur ist sie nicht die richtige, sondern eine falsche. Wir sehen also, dass die Kunst des Philosophen nichts ist als die wirkliche Elenchie, während der Sophist nur die Eristik ausübt. Es ist bekannt, dass die wirkliche Elenchie nun aber in den platonischen Gesprächen nichts anders ist als Maieutik, und diese ist eine Hervorlockung falscher Meinungen, um sie schliesslich sich selbst als werthlos und widersprechend zu zeigen. Es ist aber diejenige Reinigung, welche Plato an der ψυχή durchführt, nichts anders als die κάθαρσις, von der der Herr Vorredner hinsichtlich der παθήματα gesprochen hat, und so ist sie bei Aristoteles die Hervorlockung des Falschen, um durch den Ausbruch, zu dem das Krankhafte in der Seele geführt wird, seien es παθήματα oder Ansichten, das Falsche und Kranke aus der Seele auszuscheiden und ihr Gesundheit durch Reinigung zu geben.

Dr. Döring: Ich kann sehr kurz sein in der Entgegnung auf die Worte des Herrn Redners. Die Stelle aus dem Platonischen Sophisten war nur angeführt, um daran die Grundbedeutung von κάθαρσις zu charakterisiren. Es war eine blosse Definition; es hat aber nichts mit meiner Auffassung von der Katharsis gemein, sondern es müssten sich vielmehr diejenigen Ausleger darauf stützen, die die Katharsis im ethischen Sinne fassen als eine Läuterung der Seele durch Abschwächung der Affekte, wie sie dort gelehrt wird durch die Erkenntniss. Aber mit der tragischen Katharsis hat es durchaus nichts zu thun.

Dr. Peipers: Ich habe die Parallele ausführen wollen, dass die Philosophie die Ansichten kathartisch auf dieselbe Weise reinigt, wie die Medicin pathologisch die Pathemata, nicht dass eine ethische oder philosophische Bedeutung dieser Theorie in Aristoteles liege oder gar eine philosophische Wirkung, sondern ich meine, bei der Uebertragung auf die παθήματα ändert sich der Gebrauch des Wortes und danach die Auffassung.

Dr. Döring: Ich möchte die Analogie durchaus ablehnen, indem nach meiner Ansicht κάθαρσις als das auf die Seele angewandte Princip der Medicin nur „Ausscheidung“ bedeutet. Und ich glaube, dass jede Trübung des Begriffs hier nur Verwirrung anrichten kann.

Dr. Peipers: Trotzdem muss ich festhalten, dass die medicinische Reinigung etwas Verwandtes habe.

Dr. Döring: Ich glaube, ich habe behauptet und zu beweisen versucht, dass in der Poetik- und der Politikstelle κάθαρσις die Bedeutung „Ausscheidung“ und nicht Reinigung oder Läuterung hat. Insofern möchte es wol nicht zutreffen.

Dr. Peipers: Die Diakritike ist ja auch „Ausscheidung“ als ein höheres Genus für die κάθαρσις.

Präsident Prof. Dr. Forchhammer: Meine Herren! Die Kürze der Zeit erlaubt leider nicht, die Debatte über diesen Punkt noch weiter zu führen.

Ehe ich nun dem Herrn Dr. Detleffsen das Wort ertheile, habe ich Ihnen noch einige geschäftliche Mittheilungen zu machen.

Darauf folgt der Vortrag des Herrn Dr. Detleffsen „über die mittelalterlichen Bibliotheken Nord-Italiens“, welcher hier ohne die Kürzungen, die in der Sitzung selbst vorgenommen werden mussten, folgt.

Die jugendlich frische Zeit der Wiedergeburt des klassischen Alterthums in Italien übt auf jeden, der sich einmal mit ihr beschäftigt, einen zauberhaften Reiz aus. Diese glänzende Reihe von wunderbar begabten Männern, diese volle Begeisterung aller, die auf Bildung Anspruch machten, und dabei dieser Fleiss der Gelehrten, ihre innige Freude an der Arbeit und ihre schöpferische Thätigkeit auf allen Gebieten des Wissens wirken erhebend und spornen zu edlem Wetteifer an. Burkhard und Voigt haben uns neuerdings dies glänzende Gemälde vor Augen gestellt. Meine Absicht ist es nicht, neue Züge zu demselben hinzuzufügen. Vielmehr möchte ich mir ihre Theilnahme erbitten für eine zwar weniger anziehende, aber wie ich glaube für den jetzigen Standpunkt der Philologie nothwendige Untersuchung über einen Hauptfactor für die geistige Entwicklung jener Zeit, die damaligen Bibliotheken Italiens und die in ihnen enthaltenen Handschriften. Freilich kann ich das Thema hier nicht erschöpfen, sondern muss mich darauf beschränken, einige Andeutungen und Notizen zu geben, die ich an Ort und Stelle habe sammeln können.

Es ist allbekannt, dass, abgesehen von den grammatischen Studien des Alterthums selber, erst seit dem 14. und 15. Jahrhundert die fortlaufende Geschichte der philologischen Kritik beginnt. Dieser Zeit verdanken wir die Wiederauffindung einer Reihe von bis dahin verschollenen Schriftwerken des Alterthums; ja, manche derselben sind nur durch die Bemühungen der damaligen Gelehrten, eines Petrarca, Gasparinus von Bergamo, Guarinus von Verona, Poggius, Nicolaus Nicoli u. a. vor dem völligen Untergange gerettet und jetzt allein in Abschriften vorhanden, deren Anfertigung von ihnen gemacht oder veranlasst ist. Was nur an Ueberresten des Alterthums aufzutreiben war, wurde damals zusammengebracht, und rasch schloss sich an den Sammeleifer das Studium, an das Studium die Vervielfältigung und die kritische Bearbeitung der Handschriften an. Noch immer mangelt uns aber eine übersichtliche und verlässliche Darstellung dieser Thätigkeit der damaligen Gelehrten, eine Arbeit, welche für die Geschichte der meisten klassischen Texte mehr oder weniger wichtige Beiträge abgeben müsste. Erschöpfend freilich kann eine solche Darstellung jetzt noch kaum geliefert werden, da das zu diesem Zwecke zu verwerthende Material zum guten Theil noch unbenutzt in den Handschriften der italienischen Bibliotheken ruht, oder wenn es gedruckt ist, vielfach in seltenen und hier im Norden kaum aufzutreibenden Büchern versteckt ist. Ich hatte das Glück, in Italien längere Zeit auf die Erforschung und Sammlung dieses Materials verwenden zu können, und habe besonders die norditalienischen Bibliotheken nach diesen Gesichtspunkten durchstöbert. Im Folgenden gebe ich daher einige Nachrichten, welche vorzugsweise die Geschichte der in Norditalien zuerst aufgefundenen Texte und die Verdienste der Gelehrten des 14. und 15. Jahrhunderts um dieselben beleuchten.

Während des Mittelalters lagen die klassischen Studien in Italien weit mehr danieder als in Deutschland und Frankreich. Bei weitem die Mehrzahl der schönen Handschriften des 10. und 11. Jahrhunderts, die sich jetzt in den italienischen Bibliotheken finden, sind, möchte ich glauben, erst seit dem 15. Jahrhundert von diesseits der Alpen dorthin gebracht worden. Freilich gab es, wie Giesebrecht (*de litterarum studiis apud Italos primis medii aevi saeculis*, Berl. 1845 S. 14 ff.) auseinandersetzt, ums Jahr 1000 und später noch eine fortlaufende Tradition von klassischen Schriftwerken, die in drei Gattungen von Schulen gelesen wurden, in solchen, die mit den Hauptkirchen an den Bischofssitzen verbunden und von Laien besucht waren, dann in Klosterschulen für die

Geistlichkeit und drittens in solchen Schulen, die von Lehrern auf eigne Gefahr hin angelegt wurden. Der Unterricht in ihnen war vorwiegend grammatisch und hatte den Hauptzweck, den Schülern die genügende Kenntniss der lateinischen Sprache beizubringen. Die Anzahl der regelmässig gelesenen Klassiker war eine ausnehmend geringe, von Historikern hauptsächlich Sallust, Cäsar, die drei Dekaden des Livius, von Cicero einige Reden, die Bücher *de inventione* und *ad Herennium*, vielfältig unter dem Titel der *rhetorica vetus* und *nova*, dann die Bücher *de officiis*, der Cato und Laelius, von Dichtern Terenz, Vergil, Horaz, Ovid, Seneca, Lucan.

Fremde Gelehrte kamen im 10. und 11. Jahrhundert, um Bücher zusammen zu kaufen, die sie ausser Landes schleppten; so Gerbert, der spätere Pabst Sylvester II. (s. in der *Bibl. Patrum Lugdun.* t. XVII ep. 44 und 130) und der Mönch Gunzo ums Jahr 960, der ein ganzes Register von ihm gesammelter Schriften aufzählt (s. *Marten et Durand, vett. script. et monum. ampla coll.* I, 304). Im 11. Jahrhundert schickten die Päbste Nicolaus II. und Alexander II. schon junge Leute zu Lanfranc, um bei ihm Unterricht in der Dialektik und Rhetorik zu empfangen (s. Giesebrecht S. 22). In Italien waren diese Zweige der Studien bereits eingegangen. In den beiden folgenden Jahrhunderten sank die Gelehrsamkeit dort noch immer tiefer. Zwar bestanden eine Reihe von Bibliotheken fort, besonders in den Benedictinerklöstern, wie zu Monte-Cassino, Bobbio und Nonantula; andere waren in den Städten, vorzugsweise an den Bischofssitzen Oberitaliens, vorhanden, wie in Mailand, Parma (ebd. S. 14) und besonders in Verona. Meist aber lagen die Schätze derselben lange Jahre unberührt da, und nur spärliche Nachrichten sind uns über sie und ihren Bestand erhalten. Ihr Schicksal war mehr oder weniger ein gleiches; ein gut Theil der Handschriften wurde im Laufe der Zeit durch Alter, Unachtsamkeit oder Unglücksfälle zu Grunde gerichtet, der Rest oft in irgend einen Winkel geworfen, der grössere Theil der Klassiker im 14. und 15. Jahrhundert von den Gelehrten ausgeführt, und gegenwärtig sind nur selten noch Ueberreste der alten Schätze an Ort und Stelle vorhanden, wie in der Kapitelsbibliothek zu Verona und in der staubreichen bischöflichen zu Ivrea.

Von grossem Interesse sind nun alle Nachrichten über den Bestand dieser Bibliotheken im Mittelalter. Von denen der bedeutenderen Benedictinerklöster sind allerdings Indices, wenn auch mangelhafte, noch vorhanden. Die von Monte-Cassino hat Giesebrecht (S. 28 u. 34) behandelt, die von Bobbio Peyron vortrefflich edirt (in *Cic. or. p. Scauro etc. fgm.* Stuttg. u. Tübg. 1824); von der Abtei Nonantula habe ich zwei handschriftliche gefunden, einen aus dem 12. Jahrhundert (im cod. 31 der bibl. Sessoriana zu Rom f. 62 v.), den andern aus dem Ende desselben Jahrhunderts (cod. 567 der Bibl. S. Salvatore zu Bologna f. 1); aber beide bestehen fast nur aus patristischen Schriften und enthalten keinen einzigen wichtigen Klassiker. Mannigfachen Aufschluss über die erhaltenen Werke der Alten geben einige der mittelalterlichen Schriftsteller, die entweder zahlreiche Anführungen aus denselben ihren Werken eingefügt haben, oder auch meist nach moralischen Gesichtspunkten eigentliche Blumenlesen aus den ihnen zugänglichen Autoren machten.

Mehus besonders hat im vorigen Jahrhundert umfassende Untersuchungen angestellt über Alles, was sich auf die Gelehrten und die Bibliotheken von Florenz während des Mittelalters und im Beginn der Neuzeit bezieht. In der That war ja Florenz im Anfang des 15. Jahrhunderts der eigentliche Mittelpunkt aller italienischen Gelehrsamkeit.

Aber über den Glanz dieser Blüthezeit hat man bisher die Bedeutung Norditaliens für die Wiedererweckung des Alterthums zu sehr übersehen, und doch lässt sich hier ein dahin gerichtetes Streben schon früher und andauernder nachweisen als in Florenz.

Einen Mittelpunkt der Studien bildete in Oberitalien Verona, dessen Blüthezeit dem 14. Jahrhundert angehört, als die ruhmvollen Scaliger dort herrschten. Bekannt ist der glänzende Hof Cangrandes, an dem auch Dante einen längeren Aufenthalt nahm. Zu seiner Zeit, bereits im Beginn des Jahrhunderts, lebte dort der Priester Johannes Mansionarius († vor 1325 nach Maffei, *Istoria teologica*, *Trento* 1742 S. 243), in dessen verschiedenen Schriften *(Hist. imperialis*, *Gesta Romanorum pontificum*, *Hist. Veteris Testamenti*, *Brevis annotatio de duobus Pliniis)* eine reiche Benutzung klassischer Autoren, besonders der Historiker sich bemerklich macht, unter denen ich die *scriptores hist. Aug.* und die Briefe des jüngeren Plinius hervorhebe (s. bes. *Tartarotti*, *relaz. d'un manoscr. dell' istoria di Giovanni Diacono Veronese*, *in Calogera*, *Raccolta* etc. t. XVIII, 135 bis 193. *Venezia* 1738 und *Tartarotti*, *Lettera seconda* etc. ebd. t. XXVIII, 1—30. *Ven.* 1743). Aus dem Jahre 1329 stammt eine wohl sicher in Verona gemachte Blumenlese unter dem Titel *Flores moralium auctoritatum*, die einen wirklich merkwürdigen Reichthum an mannigfaltigen Citaten enthält; der Sammler derselben muss bedeutende Bibliotheken zur Verfügung gehabt haben, unter denen gewiss die Kapitelsbibliothek einen hervorragenden Rang einnahm (s. Jahns Jahrb. 1863, 552). Um dieselbe Zeit lebte in Verona Guglielmus von Pastrengo, der in seinem Schriftchen *de originibus rerum* (gedruckt Venedig 1547) gleichfalls sehr umfassende Kenntniss der alten Schriftsteller bekundet (s. ebd. 553 und *Venturi*, *compendio della storia sacra e profana di Verona. Ver.* 1825. II, 63). Er war ein Freund des Petrarca, der bekanntlich in Verona 1345 ein Exemplar der Briefe Ciceros *ad Atticum* entdeckte und von da aus verbreitete. Bis ans Ende des Jahrhunderts lässt sich so eine fortlaufende Reihe von Veroneser Gelehrten nennen (s. *Venturi*, 64 ff.); Marzagaglia, Raynaldus von Villafranca, Johannes Evangelista von Zevio, Johannes della Pigna, Leonardus Judex de Quinto sind theils als Schriftsteller, theils als Sammler und Besitzer von Handschriften bekannt. Es würde wohl von Interesse sein zusammenzustellen, was an Schätzen des Alterthums in ihrem Besitz war; denn sicher gab es darunter manches Seltene, das dann von dort aus weiter verbreitet wurde. Diese Zeit der Vervielfältigung der Codices scheint aber in grösserem Maassstabe erst gegen Ende des Jahrhunderts und mit dem Anfang des nächsten zu beginnen. Mit dem Jahre 1389 hatte Verona seine Selbständigkeit eingebüsst, seine Blüthe war vorbei, es wurde bald von Florenz überflügelt; doch nahm es noch, besonders durch den gelehrten und thätigen Guarinus, einen lebhaften Antheil an der Wiederbelebung des Alterthums. Auf diese Zeit kommen wir unten zurück.

Nur auf einen Autor will ich hier kurz eingehen, dessen Erhaltung wir ausschliesslich einer Veroneser Bibliothek, und dessen Zurückführung unter die Gelehrten wir wahrscheinlich einem Veroneser Sammler aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts verdanken; es ist Catull, er selbst ein Veroneser. Von ihm ist öfter auf diesen Versammlungen die Rede gewesen, insbesondere hat Schwabe auf der Meissener Zusammenkunft von der Ueberlieferung desselben gehandelt und seitdem in seiner Ausgabe Alles zusammengestellt, was darüber bekannt war. Ein weiterer Beitrag dazu mag daher erwünscht sein.

Ueber die Wiederentdeckung des Catull handelt ein räthselhaftes Epigramm mit der Ueberschrift *de resurrectione Catulli poetae Veronensis*, das sich in mehreren Handschriften findet. Es lautet folgendermassen:

Ad patriam venio longis a finibus exul.
Causa mei reditus compatriota fuit,
Scilicet a calamis, tribuit cui Francia nomen,
Quique notat turbae praetereuntis iter.
Quo licet ingenio vestrum celebrate Catullum,
Cuius sub modio clausa papyrus erat.

Ein Dunkel ruhte bisher auf dem hier gefeierten Entdecker, dessen Namen Vers 3 nur andeutet (s. Verhandlungen deutscher Philologen in Meissen, Lpz. 1864 S. 112). Ueber ihn belehrt uns eine, so weit ich sehe, bisher ganz unbenutzte Handschrift, die auch sonst auf eine besondere Beachtung Anspruch machen kann.

Sie liegt in der Bibliothek des Klosters S. Salvatore zu Bologna (n. 94, bestehend aus 53 Pergamentblättern in Octav) und enthält nur den Catull*) mit der Unterschrift (f. 49 r.): *Finivi anno II Pontificatus Iohannis XXIII. VIII. kl. Aprilis. Rivo alti hieronimus donatus patricius.* Danach ist die Handschrift im Jahre 1412 geschrieben; unter den bisher bekannten datirten folgt sie unmittelbar auf den ältesten cod. Sangermanensis vom Jahre 1375; den Platz nach ihr nimmt der cod. Parisinus 7989 vom Jahre 1423 ein. Noch wichtiger aber wird die Handschrift durch ihren Schreiber und durch die späteren Besitzer. Ersterer ist ein auch sonst bekannter gelehrter venetianischer Patricier.

Ueber die späteren Besitzer giebt folgende Aufschrift eines Vorsetzblattes Auskunft: *Iste Catullus est Francisci Barbari Veneti Patricii quo a C. V. (= clarissimo viro) Ianino Coradino suo donatus est. cum eo prius Ianinus ab honestissimo ac clarissimo Petro Donato Archiepiscopo Cretensi donatus fuisset.* Auf dem Holz des Einbandes steht: *Ego herm(olaus) barbar(us) mag'(istri) Zacharia divi Marci p^rs (= presbyteris) Catullum hunc....* Endlich liest man noch auf einem Vorsetzblatt: *Multi emit J. Ch. Trombelli,* durch den die Handschrift dann in die Bibliothek von S. Salvatore kam (vgl. Blume *Iter Ital.* II, 160). Zwischen den Zeilen derselben und am Rande finden sich zahlreiche Conjecturen beigeschrieben, vermuthlich wenigstens zum Theil von den beiden Barbarus. Eine genaue Untersuchung würde in ihnen vielleicht eine Quelle der Interpolationen finden, durch die so viele der späteren Handschriften entstellt sind. — Zu Anfang dieses Codex findet sich nun auch das oben angeführte Epigramm und neben V. 3 von zweiter wenig jüngerer Hand der Name des ersten Entdeckers beigeschrieben. Er wird genannt *'franciscus a calamis vel a brevibus'*; wir werden auch ihn, der seines Amtes nach dem Epigramm ein Thorschreiber war, den Veroneser Gelehrten oder Sammlern aus der Zeit gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts zurechnen dürfen.

Viel gelesen scheint Catull, wie auch Schwabe bemerkt, selbst in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts noch nicht zu sein; wenigstens habe ich ihn in den zahlreichen Briefen der Gelehrten dieser Zeit nie erwähnt gefunden. Jedoch sagt Ciccus Polentonus aus Padua in seinem (nach Bern. Scardeonius *de antiqu. urbis Patavii*, Bas.

*) Am Schluss ist angehängt das angebliche Epigramm Cäsars *Thrax puer* etc. und ein modernes *Epitaphium cinni equitis romani.*

1560 p. 236) 1433 geschriebenen Werke *de claris grammaticis* etc. B. II von ihm Folgendes: *poema suum habetur unum ad Cornelium Gallum inscriptum. Epitalamia sunt rebus amatoriis et lasciviis plena. Feminam quidem cui verum Clodia nomen esset Lesbiam nomine mutato et falso vocat* (vgl. *Appul. Apolog.* c. 10) *eandemque basiis multis milibus basiat* (vgl. Catull 5). *Oblectavit multos his diebus lasciva poesis.* Ob Ciccus den Cornelius Gallus mit dem Cornelius Nepos verwechselt hat, dem das erste Gedicht Catulls gewidmet ist, ob er überhaupt den Catull selbst gelesen hat, kann nach diesen Angaben wohl zweifelhaft erscheinen.

Ich füge hier nur noch einige Notizen bei über Catullhandschriften, die bisher nicht beachtet scheinen, ohne freilich sagen zu können, ob und wie weit sie Beachtung verdienen. Die bibl. publ. Quiriniana zu Brescia enthält unter A. VII. 7 einen Papiercodex auf 230 Blättern in Octav aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. Darin finden sich Properz, Catull, Tibull, Epigramme verschiedener und Gedichte des Baptista Guarinus. Am Schluss des Catull steht das Epigramm des Benevenutus ohne Angabe des Verfassers. — Der Mitte und dem Schluss des 15. Jahrhunderts gehören auch die folgenden Handschriften an, eine in Bergamo (bibl. comm. Σ, 2, 33) mit Tibull, Properz, Catull, eine in Genua (bibl. civica D, 4, 3, 5) mit Tibull und Catull, eine in Parma (bibl. publ. HH, V, 47) mit Properz, Catull, Tibull, geschrieben in *arce papie anno domini* 1471. Endlich kann ich hier noch eine Handschrift der hiesigen Bibliothek anführen, auf Papier in Octav, die noch der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts anzugehören scheint und den Catull allein enthält. Sie hat von zweiter Hand die Unterschrift: *Ego Iohannes Baptista clericus parmensis emi hunc catullum a quodam sacerdote balneoregiensi pro quinquaginta bolindinis anno dñi milessimo sexagensimo sexto die . . . .*; es fehlt natürlich die Zahl der Hunderte, offenbar *quadringentesimo.* Mit der angeblich im Jahre 1360 geschriebenen Handschrift von Vicenza verhält es sich so, wie Heyse aussagt. Sie liegt in der öffentlichen Bibliothek daselbst unter n. 92; ihre Unterschrift lautet: *In hoc codice continentur Tibulus Catulus propercius quos ego Marcus ant[onius] Mauroceno transcribi curavi dum Patavii essem MCCCCLX.*

Ueber die alten Bibliotheken in Mailand habe ich wenig finden können; sehr bedeutend scheinen sie auch nach Blumes (*It. It.* I, 123 ff.) und Giesebrechts (a. a. O. 14) Darstellung nicht gewesen zu sein. Belehrend ist das Register von 24 historischen Schriften, meist Chroniken, doch darunter auch Livius, Eutrop, eine *historia romana* u. a. Unwesentliches, welches der Frater Gualvaneus de Flamma seinem kurz nach 1336 geschriebenen *Manipulus florum*, einer Mailänder Chronik, voranschickt unter Angabe der Bibliotheken von Kirchen und Privaten, aus denen er sie entlehnt hat. Auch der Kirche des h. Ambrosius gehörten Bücherschätze, die schon Petrarca durchsuchte (*ep. sen.* II, 4; s. Blume *It. It.* I, 146). Hier wurde, wie es scheint zwischen 1431 und 1437, zuerst ein vollständiger Celsus entdeckt. Da die Kritik dieses Schriftstellers noch sehr im Argen liegt, theile ich mit, was ich Einschlägiges gesammelt habe. Es ist freilich nur ein Beitrag zu einer Untersuchung, die mit grösserer Sorgfalt geführt werden muss.

Der Florentiner Vespasian behauptet in seiner vita des Poggius, dieser habe bereits auf dem Concil zu Constanz einen Cornelius Celsus *de medicina* gefunden (bei Mai, *Spicil. rom.* I, 549: *Trovò Cornelio Celso de medicina*). In den zahlreichen Briefen des Poggius und seiner Zeitgenossen, die oft genug von seinen Entdeckungen handeln,

findet sich dafür, so weit ich habe suchen können, keine directe Bestätigung. Eine indirecte kann man in einem Briefe des Camaldulensers Ambrosius Traversarius finden, der *Florentiae ex nostro Monasterio VIII Julii* des Jahres 1431 an Nicolaus Nicoli Folgendes schreibt (bei Mehus, *Epp. Ambros. Trav.* VIII, 2; über das Jahr vgl. ep. 37): *Quod item Asconium Pedianum et Cornelii Celsi fragmenta et Lactantii de ira Dei et opificio hominis libros scripseris, pari laude prosequemur.* Der Asconius und Lactanz gehören nämlich zu denjenigen Büchern, die Poggius sicher 1416 bei Gelegenheit des Constanzer Concils fand; dass zwischen ihnen Celsus genannt wird, lässt vermuthen, dass er zu derselben Kategorie von Büchern gehörte. Die von Traversarius bezeichnete Abschrift des Nicolaus will Mehus (*vita Ambros. Trav.* p. XLIV) in der Laurentiana zu Florenz wiedergefunden haben (cod. LXXIII, 7), und das Original, aus dem sie abgeschrieben, ebenfalls (cod. LXXIII, 1). Fragmente aber, von denen Ambrosius spricht, sind sie schwerlich zu nennen. Freilich giebt Mehus an, in dem Archetypus fehle B. 4 und 5; indess beschränken sich diese Lücken nach Darembergs Angabe (p. XI seiner Ausg.) auf den Verlust weniger Capitel, die Nicolaus Nicoli wieder ausgefüllt habe. Woher er aber eben dieses Supplement genommen, ist dann die zu lösende Frage. Dass es aus einem zweiten Archetypus stammen müsse, ist selbstverständlich.

Mag nun der erste nach der Angabe des Vespasian aus Constanz, oder S. Gallen, oder aus einem der übrigen Klöster, die Poggius von dort aus besuchte, nach Florenz gebracht sein. Wenn desselben weder von diesem, noch von einem seiner Zeitgenossen Erwähnung geschieht, so mag das daher rühren, dass der Celsus neben den andern zahlreichen Schriftwerken, die zur selben Zeit entdeckt wurden, von geringerer Bedeutung erschien. Wäre er öfter abgeschrieben, so hätten wir sicher mehr Nachrichten darüber. Aber selbst Ciccus Polentonus, der sonst eine so ausgebreitete Kenntniss aller damals bekannten Klassiker hat, erwähnt seiner noch im Jahre 1433 nicht.

Um diese Zeit indess muss ein neues, wichtiges Original des Celsus in Mailand gefunden sein. Nicolaus, der überall seine Correspondenten hatte, durch die er rasch von solchen Neuigkeiten erfuhr, war auch diesmal unter den ersten, die davon Kunde hatten. Es ist ein Brief des Thomas von Sarzano, der damals eine Rundreise durch die norditalienischen Bibliotheken machte, erhalten (bei Mehus *Epp. Ambr.* XXV, 3), in dem er ihm Folgendes, *Ex Bononia die IV Junii* ohne Jahr, schreibt: *Quum Mediolani fuimus de Cornelio Celso invento in basilica Ambrosiana investigavi. Inveni esse apud Archiep. Mediolanensem, qui tum Ianuae erat, a quo nescio si obtinere potuissem, quum librum illum iam diu expectarit.* Der Brief kann nicht nach 1437 geschrieben sein; denn in diesem Jahre starb Nicolaus; die Abfassungszeit näher zu bestimmen mag aus seinem sonstigen Inhalt gelingen; ich habe darüber nicht weiter nachforschen können und vermag auch nicht zu sagen, wie Nicolaus eine Abschrift des Codex bekommen, und ob und wann er daraus jenes Florentiner Exemplar ergänzt hat.

Von dem Mailänder Codex ist noch in anderen Briefen aus dieser Zeit die Rede, welche auch genauere Angaben darüber enthalten. So schreibt Franciscus Philelphus an den Mailänder Philosophen und Arzt Philippus *Ex Mediolano pr. Non. Jan.* 1449 (*Philelphi epp. Venez.* 1522 f. 43 r.): *Memini cum nuper vivo divino illo principe nostro Philippo Maria* († 1447) *essem Mediolani, vidisse apud te vetustissimum quemdam codicem, qui medicorum plurima scripta complecteretur, ut Corneli Celsi et utriusque Sorani et Apuleii et Democriti et quarundam etiam mulierum. Rogo ergo te in maiorem modum,*

ut aut illum codicem ad me mittas tantisper apud me futurum, donec exscribatur, quod factum iri curabo quam primum, aut istic ipse cures mihi exscribendum. — Ungefähr derselben Zeit wird endlich ein Brief des Antonius Panormita an Cambius Zambeccarius angehören, der aus Pavia geschrieben ist (in Gruters *Lampas crit.* Lucca 1747. t. III, p. 150). *Non est*, heisst es da, *quod amplius queraris de Antonio abbate, viro tersissimo et nostrum utriusque amicissimo, pro eo, quod Cornelius Celsus adhuc tibi redditus non fuerit, quod ipse quam tu aegrius profecto fert; nam cum mandasset tibi codicem reddi Mediolani (erat enim eo tempore Mediolani codex) interim ad se defertur Papiam. Commendabitur itaque fidei Feruffini nostri, viri amplissimi, euntis ad te cras, qui non gravabitur ad te id librorum deferre.* Mag in diesem Briefe auch nicht von dem Archetypus selbst die Rede sein, sondern nur von einer Abschrift desselben, so lehrt er wie die vorhergehenden doch, ein wie begehrter Schatz in jenem alten Codex von S. Ambrosius gefunden war, von dem rasch eine Reihe von Abschriften beschafft wurden.

Ob der Originalcodex, der nach dem Zeugniss des Philelphus auch Werke des Soranus, Apuleius, Democrit und einiger Frauen enthielt, noch irgendwo existirt, habe ich nicht ermitteln können, ebensowenig, welche der jüngeren Handschriften des Celsus auf ihn zurückzuführen sind. Ich füge nur noch ein paar Notizen über die weitere Geschichte des Textes hinzu.

Auch Guarinus von Verona beschäftigte sich mit Celsus, wie ein undatirter Brief des Bartholomäus Facius an ihn beweist (bei Mitarelli, *Bibl. codd. mscr. S. Michaelis col.* 378): *Nicolaum Strozzam tuum libenter vidi . . . Detulit ad nos Cornelium Celsum illum praestantissimum, cuius elegantiam in eo genere scribendi satis mirari non potui. Si mihi commoditas dabitur, curabo eum transcribi, ut eius apud nos copia relinquatur.* Ob diese Handschrift auf das Mailänder oder auf das Florentiner Exemplar zurückgeht, lässt sich nicht nachweisen.

Ganz frei von Lücken scheinen jedoch alle italienischen Exemplare nicht gewesen zu sein; denn Bartholomäus Fontius schreibt in der *praef.* der *ed. princ.* von Florenz 1478 an den Franciscus Saxettus Folgendes: *Nam cum eius libri pluribus essent in locis temporum iniuria mutilati atque inversi, vetustis exemplaribus tua opera e Gallia conquisitis, in unum omnia saepe conferens, in antiquum ferme statum redegi.*

Codices des Celsus sind in den kleineren italienischen Bibliotheken sehr selten; ich habe solche gefunden zu Modena (VI, E, 15, aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, vollständig), zwei in der Mailänder Ambrosiana (E, 154 sup. geschrieben *MCCCCLXXVII Venetiis Idus Novembris III*, mit allen 8 Büchern, und I, 128 inf. n. 6, ein Conglomerat von 6 verschiedenen Handschriften, deren letzte, aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, den Text von B. I—II, 10 giebt), und eine in Perugia (bibl. comm. cod. D, 57 auf Papier in 4°, vom Ende des 15. Jahrhunderts, früher *ex test. Franc. Maturantii* dem dortigen Kloster S. Peters gehörig). Ich füge noch hinzu, dass sich ebenda nach einer Mittheilung Tycho Mommsens (in der Ztsch. für Alterthsw. 1848 n. 17) der ganze Apparat des Bianconi befindet, der die Varianten von 15—16 Handschriften des Celsus enthält, selbst habe ich ihn aber nicht gesehen; Daremberg hat ihn nicht benutzt.

Wie die bischöflichen Kirchen von Verona und Mailand, so hatte auch die des benachbarten Lodi im Mittelalter eine Büchersammlung. Thomas von Sarzano sah sie zwischen 1431 und 1437 und berichtet in dem schon oben angeführten Briefe an Nicolaus Nicoli darüber Folgendes: *In Laudensi ecclesia . . . inveni vetustissimum volumen,*

in quo epistolae plures Romanorum summorum Pontificum, qui a Petro fuere ad Silvestrum, continebantur de consuetudinibus et constitutionibus Ecclesiae, collectae ab Isidoro Hispalensi, ut praefatio testabatur. Laborabo ut haberi possit et mihi ab Episcopo promissum est. Für diese Handschrift der Decretalen mögen sich die Juristen interessiren; den wichtigsten philologischen Schatz dieser Bibliothek sah Thomas nicht mehr in derselben; er war wohl schon 10 Jahre vorher daraus entfernt. Wir verdanken der Kirche von Lodi bekanntlich die Erhaltung des vollständigen Textes von Ciceros Büchern *de oratore*, des *Orator* und des *Brutus*. Leider ist aber auch dieser Archetypus jetzt wieder verloren, und er scheint schon bald nach seiner Entdeckung untergegangen zu sein, so dass uns statt des Originals nur noch eine Reihe von jungen Abschriften zu Gebote stehen. Da bisher noch Niemand eingehend über die Geschichte dieser Texte gehandelt hat, gebe ich hier eine Zusammenstellung theils der bisher bekannten, theils auch mancher noch ungedruckten Nachrichten, die ich darüber habe sammeln können, und aus denen für die Benutzung des handschriftlichen Materials sich vielleicht einige richtigere Gesichtspunkte ergeben werden, als bis jetzt aufgestellt sind.

Die Bücher *de oratore* und der *Orator* waren allerdings während des ganzen Mittelalters bekannt; indess schon früh scheinen vollständige Texte derselben gemangelt zu haben. Servatus Lupus, Abt von Ferrieres in Nordfrankreich, bittet bereits um 855 Pabst Benedict III. um einen Tullius *de oratore et duodecim libros institutionum oratoriarum Quintiliani, qui uno nec ingenti volumine continentur, quorum utriusque auctorum partes habemus, verum plenitudinem per vos desideramus obtinere* (s. Muratori, Antiqu. t. III, 835). In welchem Zustande Lupus die Bücher *De oratore* kannte, zeigen uns die ältesten erhaltenen Codices derselben, der Abrineensis aus dem 9. und der Erlangensis 76 von erster Hand aus dem 10. Jahrhundert. Diese selbst oder doch ganz ähnliche Handschriften sind die Quellen aller derjenigen Exemplare, die bis zum Anfange des 15. Jahrhunderts abgeschrieben wurden. Alle bestehen nur aus grösseren Bruchstücken, in allen finden sich dieselben Lücken, und so weit wir sehen, war nirgendwo ein vollständigerer Text bekannt. Noch Petrarca beklagt sich darüber in einem bekannten Briefe (ed. 1554 p. 1049 epp. sen. XV, 1): *Raymundus Superantius .... mihi et commodando libros et donando supra communem modum facilis fuit. Librum Ciceronis de Gloria ab hoc habui et Varronis et Ciceronis aliqua, cuius unum volumen de communibus fuit, sed inter ipsa communia libri de Oratore ac de Legibus imperfecti, ut semper inveniuntur.* Häufig scheinen also um diese Zeit überall die Exemplare der Schrift *De oratore* noch nicht gewesen zu sein; auch ist uns aus dem 11., 12. und 13. Jahrhundert meines Wissens nur ein einziges oder zwei erhalten. Erst mit dem 14. und wahrscheinlich erst gegen Ende dieses Jahrhunderts bemächtigen sich die italienischen Gelehrten dieses Werkes, das von jetzt an eine Grundlage des wieder aufblühenden Unterrichts in der Rhetorik wird. Bald bemerkt man auch in den Handschriften selbst die Besserungs- und Erklärungsversuche der Gelehrten.

Auf einige hervorstechende Punkte will ich hier aufmerksam machen, die für die Geschichte der Ueberlieferung dieser Klasse der als *mutili* bekannten Handschriften von Bedeutung scheinen. Das Unglück hatte es gewollt, dass mit anderen Theilen sowohl der Anfang des zweiten Buches *De oratore* als auch der des *Orator* verloren waren. Da übersah nun der Schreiber eines cod. Ambrosianus E, 127

sup.*), dass die noch übrigen Stücke des *Orator* (§ 91—191 und 231 bis Schluss) einem abgesonderten Werke angehörten; er warf die Fragmente der beiden ersten Bücher *De oratore* in eins zusammen (I, 1—128. 157—193. II, 60—69. 19—50. 69—245. 288 bis Schluss), zählte die des dritten (III, 1—17. 110 bis Schluss) als zweites, die des *Orator* als drittes und betitelte alles zusammen in der Ueberschrift: *M. T. C. ad Quintum frem de officio et institutioẽ oratoris*, in der Unterschrift: *M. T. C. De officio et institutioẽ optimi Oratoris ad M. Brutum.* Der Schreiber eines andern cod. Ambros. E, 14 inf. rechnete 4 Bücher, indem er den Schluss des ersten nach B. I, 167 setzte, das übrige Stück des ersten mit den Resten des zweiten verband und den *Orator* als viertes nahm.

In einigen dieser Handschriften ist ausserdem eine Umstellung gewisser Partien des zweiten Buches *De oratore* bemerkbar. Die im Ambros. E, 127 sup. ist schon angegeben, noch bunter ist die des Ambros. E, 14 inf. und des cod. Laurentianus S. Marci 262 = Lagomars. 13. (Es folgen auf einander: II, 60—69. 19—30. 39—50. 30—39. 69 ff.) Auf ihre Bedeutung für die Geschichte der Ueberlieferung hat schon Bandini (*Catal. bibl. Medic. Laur.* II, 496 ff.) hingewiesen; die nähere Verwandschaft der genannten Handschriften ergiebt sich daraus unwiderleglich.

Auch enthalten nicht alle Codices dieser Zeit gleich viele Bruchstücke des Textes. Unter den *mutili* sind mir nur vier bekannt, welche die Stücke von *De oratore* II, 13—19 und 50—60 mehr enthalten als die übrigen, nämlich der cod. Paris. 7701 aus dem 13. Jahrhundert, der Erlang. 39, Ambros. E, 127 sup. und Lagom. 36 aus dem 14. und vielleicht dem Beginn des 15. Ausser ihnen zeichnen sich noch einige andere (Lagom. 2, Magliab. VI, 185, 4, vielleicht mit jenem identisch? und wahrscheinlich Ambros. E 14 inf.) durch die Erhaltung von *De oratore* II, 245—287 aus. Diese Partien sind aus einem Archetypus entnommen, von dem ich nicht entscheiden kann, ob es der Abrincensis in seiner ursprünglichen Form war, oder irgend ein jetzt völlig verlorener Codex. Um das Jahr 1400 scheinen sie zuerst den italienischen Gelehrten bekannt geworden zu sein. Im Ambros. E, 127 sup. sind sie am Schlusse von erster Hand unter der Ueberschrift *Additiones* nachgetragen, und im Texte steht am Rande von f. 44 v. bei der Lücke von B. II, 245—287 von derselben Hand beigeschrieben: *ante hunc textum* colliguntur *reponitur a quibusdam additio ultima quae est in fine libri posita, prout fertur quodam in veteri codice repertum.*

Dass die Entdeckung dieser, wenn auch nicht sehr umfangreichen Ergänzungen des bisher so lückenhaften Textes in den Kreisen der italienischen Gelehrten mit Beifall aufgenommen wurde, beweist ausser jenen Handschriften, wie ich glaube, auch ein Brief desjenigen Mannes, dessen Verdienste um den Text der rhetorischen Schriften Ciceros von ganz hervorragender Bedeutung sind; ich meine den Gasparinus Barzizius von Bergamo. Derselbe wirkte mit kurzen Unterbrechungen von 1408—1418 als Lehrer an der Universität zu Padua (s. *Gasp. Barzizii opp. ed. Furiettus,* Rom 1723 p. XXVIII ff.). Schon dort beschäftigte er sich mit der Interpretation jener Werke, und dieser Zeit wird ein von ihm aus Padua an den Veroneser Andreas Julianus geschriebener Brief angehören,

*) Am Schluss desselben f. 85 r. hat der Schreiber die Anfangsbuchstaben seines Namens · *R* · · *S* · beigesetzt; es scheint möglich, dass sie Petrarcas Freund Raymundus Superantius bezeichnen; indess ist der Codex zu jung, um ihm selbst angehört zu haben. Im Uebrigen ist der Codex dem zuerst von Orelli benutzten Erlangensis 39 sehr nahe verwandt, mit dem er zum Beispiel die dem Brutus vorgesetzte Einleitung gemein hat.

in dem es heisst (ebd. p. 176): *Tertio die, postquam tristis a te et Daniele nostro discessi, redditae mihi fuerunt literae tuae et particula, quae in omnibus fere libris de Oratore nostro deficiebat.* Und ganz ähnlich heisst es in einem bisher ungedruckten Briefe des Gasparinus (in der Bibliothek von Bergamo cod. Γ, V, 20 p. 67), der leider ohne Adresse und Datum, aber an einen hohen Geistlichen gerichtet ist: *Oratorem nostrum P. R. (= Pater Reverendissime) tabellarius tuus cum litteris, quas ei commiseras satis tempestive tuo nomine mihi reddidit. Hoc est qui excusatione temporis apud me utaris, si paulo tardius is liber a te absolutus est, quam te illum redditurum pollicitus fueras . . . Quod ad fragmentum illius de Oratore pertinet, adscito me non solum unas pro . . .* (so) *litteras, sed binas, ternas, quaternas et amplius litteras scripsisse. Non conquiescam donec re optata potiens.* Man darf gewiss annehmen, dass in beiden Briefen von denselben Bruchstücken der Schrift *De oratore* die Rede ist, und dass dieselben identisch sind mit den *Additiones* des oben bezeichneten cod. Ambros. E, 127 sup., der, wir wir später sehen werden, aus der Schule des Gasparinus stammt.

Nach dem ersten Briefe hätten also die Veroneser, und insbesondere Andreas Julianus, jene *Additiones* bereits vor dem Gasparinus in Händen gehabt. Da liegt die Vermuthung nahe, auch sie seien einer der alten, damals noch in Verona befindlichen Handschriften entnommen. In der That wird *Cicero de oratore* mehrfach in den oben erwähnten *Flores moralium auctoritatum* vom Jahre 1329 citirt. Jedoch ergiebt sich aus diesen Citaten nichts Sicheres über den Umfang der benutzten Handschrift. Eins derselben ist falsch und steht vielmehr in den *Partit. orat.* 3, 9; eins findet sich *de orat.* I, 5, 18, ein anderes II, 42, 178, beide also in Theilen der Schrift, die überall in den *codices mutili* enthalten sind. Ein drittes aber habe ich in unserm Texte durchaus nicht finden können, obgleich der Sammler der *Flores* ausdrücklich angiebt, es stehe kurz hinter dem aus B. I, 5, 18 ausgezogenen Citat. Dem Inhalt, wie der Form nach scheint es mir ciceronianisch zu sein, und ich führe es deshalb hier an: *Tulius libro de oratore, ut supra, ubi dicitur „memoria est thesaurus“* (= I, 5, 18), *sed ultra hic subiungit. dicit enim. „Nec aliud monebat Titus militem nisi consulto bellandum, eam solam esse virtutem veram, cui comes sit providentia. Nam sine consilio fortitudinem temeritatem videri, nec usquam magis cavendum quam in victoria; perire enim cum superiore triumphus est. Consulendum itaque, ne videatur eventus fuisse quod vicerit, ignaviae quod periculi consortium non evaserit.“* — Genaueres über die Herkunft jener *Additiones* weiss ich nicht anzugeben; eine andere Vermuthung darüber werde ich noch weiter unten anführen. Für jetzt aber verfolge ich die Geschichte des Textes weiter.

Gasparinus Barzizius wurde im Jahre 1418 vom Herzog Philipp Maria Visconti nach Mailand berufen, um dort eine neue Schule zu eröffnen (s. *Gasp. Barz. opp.* p. XXXV). Kurz darauf wurde in Lodi der vollständige *Cicero de oratore* gefunden. So erzählt uns Flavius Blondus, ein Zeitgenosse dieser Ereignisse, in einer bekannten Stelle seiner *Italia illustrata* (in seinen *Op. omnia*, Basel 1559. I p. 346): *Philippus Mediolanensis dux tertius Gasparinum a Bergamo subditum hominem invitum Mediolanensibus edocendis Padua et Venetia evocavit. Ubi id maxime adiumenti studiis eloquentiae attulit, quod repertus Laudae a summo viro Gerardo Landriano, tunc ibi episcopo, multis maximisque in ruderibus codex Ciceronis pervetustus et cuius literas vetustiores paucissimi scirent legere, ad eius perveniens manus interitum evasit. Continebat is codex praeter rhetoricorum novos et veteres qui habebantur, tres quoque de Oratore integerrimos, Brutum*

de Oratoribus claris et Oratorem ad Brutum M. Tullii Ciceronis: unde liberatus est bonus ipse vir Gasparinus ingenti quem assumpserat labore supplendi quod poterat librorum de Oratore defectus: sicut diu antea in Quintiliani institutionibus multo labore suppleverat. Von diesen Supplementen des Gasparinus und von seiner Behandlung des Textes geben uns die Handschriften Zeugnisse. Bandini hat darüber in seinem Katalog der Laurentiana Mittheilungen gemacht, auch der schon mehrerwähnte cod. Ambros. E, 127 sup. enthält von erster Hand am Rande Noten des Gasparinus.*) Ja man möchte glauben, dass die ganze Einrichtung dieser Handschrift, in der den einzelnen Büchern eine Art Einleitung vorangeschickt ist, ferner eine Capiteleintheilung sich findet, und endlich einige Lücken durch Angabe des muthmasslich Verlornen ergänzt sind, auf diese früheren Bemühungen des Gasparinus zurückgehen. Ein zweites Exemplar dieser Art liegt, wie schon oben angedeutet, im Erlang. 39 vor.

Alle diese seine Bemühungen wurden nun, wie Blondus es ausspricht, überflüssig durch den Fund von Lodi, durch den eine neue Epoche in der Geschichte der Ueberlieferung dieser Bücher eingeleitet wird. Kaum war der alte Codex aus seinem Versteck hervorgezogen, da verbreitete sich die Kunde davon wie ein Lauffeuer durch ganz Italien, ja weiter bis nach London und Constantinopel; und nun treffen Briefe und Gesuche von Gelehrten, ja Deputationen in Mailand ein, um sich Abschriften desselben zu erbitten. Wer schon eine der lückenhaften Handschriften besass, suchte sie wohl aus der neuen Quelle zu ergänzen, während andere wieder die neuen Abschriften mit den alten Exemplaren verglichen und aus ihnen corrigirten. Nachrichten über diese Thätigkeit der Gelehrten sind ziemlich zahlreich erhalten; sie sind von Wichtigkeit, um auch die jüngeren Handschriften in gewisse Klassen einzutheilen. Welchen Werth das für die Texteskritik selbst hat, kann ich freilich nicht an einzelnen Beispielen ausführen. Ich gebe, was ich habe sammeln können, in der festen Hoffnung, dass es sich zu jenem Zwecke verwerthen lasse.

Zunächst aber wird es nöthig sein, die Zeit des Fundes, und was sich unmittelbar an ihn anschliesst, genauer festzustellen. Gerardus Landrianus, der Entdecker der neuen Handschrift, wurde Bischof von Lodi im Jahre 1419 (s. Ughelli, *Italia sacra* IV, 681), also vor diesem Jahre kann die Handschrift nicht gefunden sein. Die älteste mir bekannte datirte Urkunde, in der von ihr gesprochen wird, ist ein Brief des Poggius an Nicolaus Nicoli vom 10. Juni 1422. Damals weilte Poggius in London und schrieb an seinen Freund nach Florenz (bei Tonelli, *Poggii epp.* p. 81): *de Oratore, quod ais repertum esse Laudae idque Franciscum Barbarum testari, credo quod illi affirmant et hoc magnum est lucrum;* und noch deutlicher 14 Tage später (am 25. Juni; ebd. p. 84): *Libros Tullii de Oratore perfectos itemque Oratorem et Brutum integros esse repertos summe gaudeo.* Jedenfalls ist die Handschrift also vor jenem Datum gefunden, wahrscheinlich aber nicht lange, vielleicht nur wenige Monate vorher, denn die Gelehrten standen damals in so lebhafter Verbindung mit einander, dass so wichtige Nachrichten sehr schnell weiter verbreitet wurden.

---

*) Z. B. f. 37 v. zu B. II, 192 nach *accidere miremur:* „*Videmus id etiam evenire in quibusdam aliis rebus confictis a nobis et nostra cogitatione adinventis*". Darüber steht: *Verba hec non sunt de textu, sed per G. Perg. excogitata, quoniam his similia in litera deficiunt.* Auch der dem Werke vorgesetzte Titel (s. oben) kehrt ähnlich in einem Briefe des Gasparin wieder (s. unten).

Der Codex von Lodi enthielt nun nach der Angabe des Blondus, der ausführlichsten, die wir über ihn haben, zuerst die *(libros) rhetoricorum novos et veteres,* d. h. nach dem Sprachgebrauch der damaligen Zeit die Bücher *De inventione* und *Ad Herennium.* Beide Schriften waren damals in aller Händen, und eine neue Handschrift derselben war also ohne besonderen Werth. Ob aus der von Lodi Abschriften genommen sind, und ob solche noch existiren, weiss ich nicht. — Weiter giebt Blondus den Inhalt des Codex dahin an, dass er erst die drei Bücher *De oratore,* dann den *Brutus,* endlich den *Orator* nennt. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird jedoch der *Brutus* den Schluss der Handschrift gebildet haben; denn so erklärt es sich, dass er am Ende verstümmelt ist, gewiss weil der Codex selbst an dieser Stelle defect war.

Die drei letztgenannten Schriften wurden nun alsbald mit grossem Eifer gelesen, abgeschrieben und studirt. Nach Blondus war der Codex aber in so alter Schrift geschrieben, dass nur sehr wenige ihn lesen konnten, und dasselbe bestätigen andere Nachrichten, die wir noch mittheilen werden. Gewiss wichen also die Schriftformen bedeutend von den damals gebräuchlichen ab und werden wahrscheinlich longobardische gewesen sein von der Art, die sich in so vielen der Handschriften von Verona und Bobbio aus dem 8. und 9. Jahrhundert findet, und die allerdings nur von einem geübten Auge mit einiger Leichtigkeit gelesen werden können. Eine genaue Beobachtung der in den Abschriften des Codex vorkommenden Corruptelen kann vielleicht darüber sichere Schlüsse geben.

Von denjenigen, welche sich um die Vervielfältigung des Textes Verdienste erworben, haben wir nun verschiedene Nachrichten. Zunächst erzählt Blondus im Anschluss an die oben mitgetheilten Worte Folgendes: *Et cum nullus Mediolani esset repertus, qui eius vetusti codicis literam sciret legere, Cosmus quidam egregii ingenii Cremonensis tres de Oratore libros primus transcripsit, multiplicataque inde exempla omnem Italiam desideratissimo codice repleverunt. Nos vero cum publicis patriae tractandis negotiis adolescentes Mediolanum adiissemus, Brutum de Claris Oratoribus primi omnium mirabili ardore ac celeritate transcripsimus, ex quo primum Veronam Guarino, post Leonardo Iustiniano Venetias misso omnis Italia exemplis pariter est repleta.* Diese so bestimmten und im Wesentlichen sicher richtigen Angaben werden bestätigt und ergänzt besonders durch eine Reihe von Briefen aus jener Zeit, die sich auf den Fund und die Vervielfältigung der Handschrift beziehen.

Voran steht unter ihnen ein Brief des Gasparinus Barzizius an Gerardus Landrianus, der von Mailand aus zwar ohne Datum, indess offenbar bald nachdem Gasparin die Originalhandschrift erhalten hatte, zum Dank dafür geschrieben ist. Es heisst darin nämlich (*Gasp. Barz. opp.* p. 215): *Etsi voluptate maxima affectus essem, P. R., quod ad me Oratorem a te compertum misisses, multo tamen maiori gaudio cumulari me sensi, cum a Ioanne Homodeo, ut nosti, tuae dignitatis observantissimo, me amari a te plurimum intellexi;* und ferner: *fortunatissimumque ex hoc esse te iudico, quod omnes oratoriae institutionis partes illas, quibus carebamus, ex his tenebris, quibus tot saeculis delituerunt, in lucem eduxisti;* und endlich: *Gaudeo itaque, Pater humanissime, hac tua tam excellenti sive natura, sive fortuna, sive utraque potius: summasque tibi gratias habeo, quod huiusce inventionis tuae socium me, ac participem primum omnium esse voluisti. Feci autem, ut pro illo vetustissimo, ac pene ad nullum usum apto, novum manu hominis doctissimi scriptum, ad illud exemplar correctum alium codicem haberes: quem ad te pro*

tuo is defert, qui primus munus hoc a tua in eum singulari benevolentia pro me impetravit. Hunc ad te librum nudum, ac inornatum mitto. Neque aliter mihi per occupationes meas licuit, nec prius expediri a librario meo, qui hoc exemplo usus fuit, tametsi instarem, potuit. Ignosces itaque, Pater praestantissime: et quod a me omissum est, tu illud pro tuo arbitrio expolies, atque exornabis; indicabisque, hac una re, ea inter nos fundamenta amicitiae iacta, quae nullum finem sint habitura.

Der Brief bestätigt also zunächst die Angabe des Blondus, dass die neu entdeckte Handschrift sogleich an den Gasparinus nach Mailand geschickt wurde. Zwar nennt Gasparin zu Anfang nur den *Orator* ausdrücklich, aber im weiteren Verlauf bezeichnet er durch den Titel *oratoria institutio* (s. oben) offenbar auch die übrigen in ihr enthaltenen Schriften. Er selbst schrieb dann den Codex nicht ab, sondern nahm dazu einen *homo doctissimus*, der offenbar mit dem Cosmus Cremonensis des Blondus identisch ist; auch sonst bediente sich Gasparin zum Abschreiben gern der Hülfe, wahrscheinlich meist seiner Schüler (vgl. opp. p. 110. 113. 209). Die Abschrift wurde nach dem Original durchcorrigirt und statt desselben dem Landrianus zugeschickt, während Gasparinus, wie auch aus weiteren Briefen hervorgeht, im Besitz des Archetypus blieb. Ob die Abschrift aber den ganzen Archetypus wiedergab, oder nur diejenigen Schriften, welche durch ihn zuerst vollständig bekannt wurden, und ob diese alle, bleibt zweifelhaft. Nach Blondus Aussage müsste man glauben, dass der *Brutus* überall noch nicht abgeschrieben wurde. Weitere Forschungen können darüber vielleicht Licht verbreiten und möglicher Weise die Abschrift des Landrianus selbst noch nachweisen.

Die Vervielfältigung der neuen Texte ging von jetzt an durchaus von Mailand aus, die Zeugnisse, welche wir sonst noch darüber haben, sind voll vom Lobe und den Verdiensten des Gasparinus, während des Cosmus Cremonensis Niemand mehr Erwähnung thut, auch die Verdienste des Flavius Blondus von Niemandem direct bestätigt werden. Gasparinus nahm als Haupt der Mailänder Schule, als längst bekannter *sospitator Tullii* und jetzt als glücklicher Besitzer des neuen Codex allen Ruhm vorweg. So erzählt Raphael Volaterranus (*Anthrop. lib.* 21 *fol.* 245): *Gasparinus Bergomas a Philippo Vicecomite accersitus Mediolani ludum aperuit. Is libros Ciceronis de Oratore primus reperit ac perlegit, cum flagitiosa ac pene incognita litera scripti essent.* Dasselbe behauptet Marcus Antonius Sabellicus in seiner Schrift *de latinae linguae reparatione.*

Jetzt beginnen die Bemühungen der Gelehrten, sich in den Besitz von Abschriften der neuen Werke zu setzen. Ich stelle hier voran einen besonders interessanten und bisher ungedruckten Brief des Guarinus Veronensis (im cod. Mutin. LVII = VI. A. 17 ep. 147), der leider ohne Datum, aber sicher bald nach dem Bekanntwerden des Fundes von Verona aus an den Gasparinus gerichtet ist. Da heisst es folgendermassen: *Superiori tempore cum ad nos perlatum est, integrum Ciceronis oratorem postliminio et e longis tenebris divinitus credo redisse, magna certe letitia fuimus affecti omnes, qui hac in civitate sumus ab hisce humanitatis studiis non abhorrentes, in quibus tu facile dux et princeps enituisti . . . . dolebamus antea mirum in modum, quod tam acuta, tam suavia, tam prudentissima eloquentiae precepta mancha et nescio quo fato mutilata ad nos pervenissent, ut cum effari cepissent media in voce resisterent. Gratulati sumus et laudi et sapientiae tue: quem ab diis manibus vel verius elysiis campis renascens ad superos Cicero primum in terris delegit hospitem, quod re quoque ipsa augurari licuerat. Quem enim potius quam te Cicero ipse deligeret, cuius ductu atque auspitiis amatur legitur et per*

italorum gimnasia summa cum gloria volitat. Gratulati sumus et nobis et desiderio nostro. Nam ab cuius facilitate ac suavitate eum communicatum iri melius sperare poteramus quam a Guasparino, qui pro innata virtute et animi magnitudine ad bene de hominibus merendum et ad disseminandam hominibus probitatem ac disciplinam natus educatus et auctus est. Sicut de prometheo greci poetae tradidere, qui ignem idcirco celitus accepisse letatus est, ut humano illum generi dispertiret, tu quoque, vir clarissime, in huius tanti boni partem admitte nos. In hac luce iuventus huiusce memor meriti inter legendum te predicabit et laudibus ac agendis gratiis tollet in sidera. Hoc petit abs te splendidissimus equestris et litterarum ordinis vir Iohanis Nicola, hoc sapientissimus iuris ac iustitiae consultus Madius, hoc litterarius nostrae civitatis ordo, hoc Guarinus tuus, in quo ornando semper elaborasti nunquam tamen defatigatus. . . . A nobis igitur omnibus venit ad humanitatem tuam publicae missus eruditus atque optimus vir Iohanes arcignanus, qui sponte hoc munus suscepit, ut ciceronem de quo loquor integrum sua opera factum et tua benignitate ad nos referat. Oramus ac obtestamus omnes te per ea quae tibi carissima sunt, ut huic nostrae cupiditati subvenias et ardori honestissimo.

Wenn ich den Schluss des Briefes richtig verstehe, so schickt Guarinus im Namen der Veroneser Gelehrten den Johannes Arcignanus nach Mailand, um ein lückenhaftes Exemplar des *Orator* und gewiss auch der Bücher *De oratore*, wie solche bis dahin vorhanden waren, aus dem im Codex des Gasparinus enthaltenen vollen Texte zu vervollständigen, *ut Ciceronem integrum sua opera factum et tua benignitate ad nos referat.* Ob der Zweck erreicht wurde, und ob vielleicht die Handschrift des Arcignanus noch existirt, weiss ich nicht; der Brief macht uns aber darauf aufmerksam, dass manche Gelehrte sich wohl damit begnügten, ihre bis dahin unvollständigen Handschriften aus der von Lodi zu ergänzen, statt diese von Anfang bis zu Ende abzuschreiben. Wir werden später noch solcher Handschriften erwähnen. Gewiss sind manche jetzt vollständige Codices in denjenigen Theilen der Bücher *De oratore* und des *Orator*, welche bereits früher bekannt waren, nur Abschriften von Exemplaren der verstümmelten Klasse, und es wird noch einer genauen Untersuchung bedürfen, um die Kriterien festzustellen, nach welchen sich die echten Abkommen des Codex von Lodi in diesen Partien von den unechten unterscheiden.

Anders steht die Sache natürlich beim *Brutus*, von dem früher gar Nichts erhalten war, so dass der Text desselben ausschliesslich auf den Archetypus von Lodi zurückgeht. Den *Brutus* scheint Guarinus erst ein wenig später erhalten zu haben und zwar nicht direct vom Gasparinus, sondern eben durch Flavius Blondus aus Forli, der ja auch, wie wir sahen, sich rühmte, zuerst diese Schrift aus dem Archetypus copirt zu haben, als er *publicis patriae negotiis tractandis* als junger Mann nach Mailand gekommen sei. Diesen Zeitpunkt habe ich leider nicht genauer bestimmen können. Auch giebt Blondus an, seine Copie sei zuerst nach Verona an den Guarinus gegangen, dann nach Venedig zum Leonardus Justinianus. Damit stimmt in der That ein noch ungedruckter Brief des Guarinus überein, der sich findet in einem 1540 geschriebenen Codex der Capitelsbibliothek von Verona (n. CCXCV), in welchem eine Sammlung von Briefen des Guarinus enthalten ist, die alle zwischen 1424 und 1427 geschrieben zu sein scheinen, während welcher Zeit Guarinus in Verona verweilte. Unter ihnen hat einer die Adresse: *Guarinus suo Flavio XVIII April.* und enthält die Worte: *Proxime tibi scripsi et rescripsi et Brutum misi. Tuum erit de illius et illarum receptione significare.*

Es ist dies also das Begleitschreiben des Guarinus bei der Zurücksendung des *Brutus* an Flavius Blondus, und auf dieselbe Sache bezieht sich gewiss ein kurz vorher geschriebener Brief (ebd.): *Guar. Flavio. Ex Verona XIII April. Codicem habebis, ut primum certus occurret nuncius.* — So interessant nun auch diese Bestätigung der Nachrichten des Blondus ist, so würde doch erst ein Vortheil für die Kritik daraus gezogen werden können, wenn Handschriften nachgewiesen würden, die mit den hier bezeichneten in directer Verbindung ständen. Das ist mir aber bisher nicht gelungen.

Dagegen giebt es eine gewisse Reihe von Handschriften, deren Geschichte sich von ihrem Ursprunge an verfolgen lässt, und zu denen wir jetzt übergehen. In der öffentlichen Bibliothek zu Bergamo befindet sich eine 1785 von einem Grafen Beltramelli angelegte Sammlung ungedruckter Briefe und Reden des Gasparinus Barzizius. Leider hat der Sammler die ihm vorliegenden Originale nicht immer gut lesen können, so dass man bisweilen nur nothdürftig den Sinn der Worte errathen kann. In dieser Handschrift (Γ. V. 20 ep. XIV p. 71) steht auch folgender Brief an einen Ungewissen und ohne Datum: *Postquam Brutus noster ad me rediit, Pater Reverendissime, sepe illum ut pollicitus eram, mittere ad te volui, sed incidi in homines aut minus . . . cupidos, aut qui negotium, quibus tum eis committere non intelligebant* (so!). Der Brief ist nach der Anrede an einen hohen Geistlichen, wahrscheinlich an einen Bischof gerichtet, und offenbar ist in ihm die Rede von einer Abschrift des *Brutus*, die Gasparinus für denselben wollte machen lassen. Der Adressat wie die für ihn verfertigte Copie lassen sich noch mit grosser Wahrscheinlichkeit nachweisen. Unter den von Ellendt benutzten Codices des *Brutus* ist besonders hoch geschätzt ein Ottobon. 2057, von dem der Herausgeber sagt (praef. p. VII): *Scriptor, a quo exaratus est a.* 1425 *pro Francisco Bossio episcopo Cumano libros de Oratore, qui et ipsi eo codice continentur, a se diligentissime exactos dicit ad illum Laudriani librum antiquissimum et ipso aspectu verecundiam moventem.* Der hier genannte *Franciscus Bossius, episcopus Cumanus* ist sicher derselbe *Franciscus Bossius, Novocomensis episcopus*, also Bischof von Como, an den ein von Mailand aus geschriebener Brief des Gasparinus gerichtet ist, der sich bei Furietti (a. a. O. p. 216) gedruckt findet. Er wird aber auch derselbe sein, an den jener oben mitgetheilte adressirt ist, der offenbar nicht gar lange nach der Entdeckung der Handschrift von Lodi verfasst ist. Es wird also jener cod. Ottobonianus unter der Aufsicht des Gasparinus direct aus der Originalhandschrift copirt sein. — Aus dem cod. Ottobon. wird wahrscheinlich ein cod. Ambros. C, 75 sup. stammen, der in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts auf Pergament geschrieben, die Bücher *De oratore*, den *Orator* und *Brutus* enthält, und der nach einer vorgeschriebenen Bemerkung Olgiatis der Familie Bossi gehörte, dann 1606 in die Ambrosiana kam.

Gleich würdigen Ursprungs wie die des Bossius rühmt sich eine andere bisher noch nicht verglichene Handschrift zu sein, die sich in Modena befindet (VI, D, 6). Sie enthält auf Pergament in Grossoctav der Reihe nach den *Brutus*, die bekannten Aretinischen Elogien auf Marius und Fabius Maximus, den *Orator*, endlich Epigramme auf römische Kaiser und einige Inschriften. Der *Orator* hat folgende Subscription von erster Hand: *Orator ad M. Brutum feliciter explicit transcriptus perfectusque et ab eo exemplari emendatus: quod a vetusto illo codice primum transcriptum correctumque fuerat. pridie idus Septemb.* 1425. *Mantuae.* F. C. Diese Buchstaben bezeichnen offenbar den Schreiber und ersten Besitzer der Handschrift und sind sicher aufzulösen durch *Franciscus*

Calcagninus; denn die Hand eines späteren Besitzers hat darunter geschrieben: *DEO optimo maximo et trino Beataeque Mariae virgini Gloria et Laus sempiterna. Die Augusti XII.* 1504 *hora XIIII Caelius Calcagninus desiit recognoscere Ferrariae*, und ferner: *Rursus die ultimo anni MDXI* und am Schluss des *Brutus* offenbar in gleichem Sinne: 20 *Febr.* 1501 *hora* 2. Vom selben Recognitor sind einige Noten am Rande beigeschrieben. Franciscus Calcagninus aus Rovigo, der erste Besitzer, war ein Schüler des damals in Mantua mit so ausserordentlichem Erfolge wirkenden Victorinus von Feltre (s. *C. de Rosmini*, *Idea dell' ottimo precettore* etc. *Bassano* 1801. p. 272). Also bereits im Jahre 1425 war die neugefundene Handschrift auch in der Schule des Victorinus in genau corrigirter Abschrift wenigstens des *Orator* und *Brutus* vorhanden.

Schon etwas früher, 1422 oder 1423, kam eine Copie nach Florenz. Wir haben einen etwas später niedergeschriebenen Bericht des Buchhändlers Vespasiano über den Fund und die Ankunft des Buches in Florenz, der indess Wahres mit Falschem mischt. In seiner Lebensbeschreibung des Poggius (bei Mai, *Spicil. rom.* I, 548 ff.) giebt er bekanntlich ein Register all der Bücher, die derselbe bei Gelegenheit des Constanzer Concils gefunden habe, erst 6 Reden Ciceros, dann den vollständigen Quintilian, der zuvor nur fragmentirt bekannt gewesen, ferner einen Tullius *De oratore*, der ebenfalls früher fragmentirt und unendliche Zeit verloren gewesen sei (*che il simile era frammentato, ed era istato perduto infinito tempo*), u. a. Die Nachricht über den Fund der Bücher *De oratore* ist offenbar falsch, man könnte sie indess auf die schon oben besprochene Entdeckung einer Handschrift beziehen, aus welcher dann auch Gasparinus Barzizius und andere ihre verstümmelten Texte um einige geringe Bruchstücke ergänzten. Jedoch findet sich weder in den Briefen des Poggius noch der Zeitgenossen die geringste Andeutung, dass ihm diese Entdeckung zuzuschreiben sei. Es wird also hier den Vespasianus sein Gedächtniss im Stich gelassen haben. In einem ähnlichen Irrthum, wie er, befindet sich der Paduaner Ciccus Polentonus, der im sechsten Buch *de claris grammaticis* Folgendes angiebt: *in terra Italia apud Papiam Ciceronis libri qui habentur de Oratore ad Q. fratrem inventi sunt. In Germania quoque apud Constantiam civitatem, cum reformandam ibi ad ecclesiam universale concilium haberetur, libri Quintiliani de Oratoria institutione ac Ciceronis qui sunt ad Brutum inscripti de optimo genere dicendi et claris de oratoribus sine ulla menda ac sine ullo vitio inventi sunt.* Ciccus dreht also die Sache um und lässt nicht, wie Vespasian, die Bücher *De oratore*, sondern den *Orator* und *Brutus* in Constanz gefunden werden. Beider Angaben heben sich gegenseitig auf und sind gleich fehlerhaft. Man erkennt aus ihnen, wie schnell damals bei der Fülle der sich drängenden Entdeckungen die richtige Kunde des Details selbst bei den Zeitgenossen sich verwirren konnte.

Noch an einer zweiten Stelle kommt Vespasian auf jene Schriften zurück, und was er hier mittheilt, trägt mehr den Stempel der Wahrheit. Im Leben des Nicolaus Nicoli schreibt er nämlich so (ebd. p. 618): „Der *Orator* und der *Brutus* wurden dem Nicolaus aus der Lombardei geschickt, und es brachten ihn die Gesandten des Herzogs Philipp [von Mailand], als sie kamen um den Frieden zu erbitten zur Zeit von Pabst Martin [ich kenne das Ereigniss nicht, das hier angedeutet wird], und das Buch wurde gefunden in einer sehr alten Kirche in einer grossen Kiste, die sehr lange Zeit nicht war geöffnet worden, und als man gewisse alte Privilegien suchte, fand man dort dieses Buch in einem sehr alten Exemplar. *De Oratore* fand sich fragmentirt, und Nicolaus

war Veranlassung, dass man es ganz fand, wie es heutiges Tages ist.“ Die letztere Notiz soll vielleicht heissen, dass durch Nicolaus' Bemühung die bisher lückenhaften Texte der Schrift supplirt wurden. Sie steht aber im Widerspruch mit der im Leben des Poggius gegebenen; Vespasian häuft auf seine Florentiner auch wohl einmal ein wenig mehr Ruhm, als ihnen zukommt. Dagegen bestätigt die ausführliche Fundnotiz, was wir sonst darüber wissen; sie erinnert ganz an die Schicksale der Veroneser Capitelsbibliothek im 17. und 18. Jahrhundert. Wahr wird es auch sein, dass Nicolaus Nicoli zuerst in Florenz eine Copie der neuen Bücher erhielt. Dass er die Kunde von ihrer Entdeckung bereits 1422 durch Franciscus Barbarus erhalten und dann dem Poggius nach London mitgetheilt hatte, lehrte uns der schon oben erwähnte Brief des letzteren. Nicht lange danach muss Nicolaus die Copie selbst erhalten haben.

Damals war Aurispa reich mit griechischen Handschriften beladen aus Constantinopel zurückgekehrt und hielt sich in Bologna auf. Von da schrieb er *VI Kal. Sept.* des Jahres 1424 an seinen und des Nicolaus Freund Ambrosius Traversarius nach Florenz (s. Mehus, *Ambros. Trav. epp.* XXIV, 53): „*Nicolaus noster iampridem, dum in Constantinopoli essem, scripsit mihi completum Ciceronem de Oratore meo nomine scribi facere. Quod si actum fuerit et in manibus tuis esset, magnam gratiam mihi ageres, si huic tabellario, meo homini, dares ferendum mihi. Incredibili enim desiderio teneor legendi et videndi illud opus finitum et emendatum. Quod si forte id fieri non posset et tu aut tuum aut alterius amici aliud accommodaveris, non minus gratum accepero.* Auch die Antwort hierauf findet sich unter Ambrosius' Briefen (V, 34; das Jahr 1424 ergiebt sich daraus, dass nach dem weiteren Inhalt des Briefes Nicolaus sich in Rom aufhielt). Sie lautet: *Ciceronis de Oratore libros, Oratorem* (bei Mehus steht gewiss aus Versehen *Orationes*) *et Brutum Nicolaus noster tuo nomine iam pridem dedicavit mirorque, cur hactenus non miserit. Sed ea profecto, ni fallor, ratio est, quod a patria extorris neque usquam hactenus quiescens minus id commode perficere potuit ... Nullum eius operis apud me volumen est, nam misissem illum incunctanter. Scribam hodie ad Nicolaum ipsum eiusque obiurgabo negligentiam, cur tantum eos libros mittere distulerit, curaboque pro viribus, ut mature ad te mittantur, quamquam, ut dixi tibi, per manus melius et commodius tradentur adfuturo quam primum.* An den Nicolaus schrieb darauf Ambrosius Folgendes (VIII, 39, ohne Datum): *Scribit Aurispa te illi pollicitum mittere Ciceronis de Oratore libros, Oratorem ac Brutum, miraturque cur illos tamdiu expectarit.* In einem weiteren Briefe des Aurispa an Ambrosius *ex Bononia id. Sept.* (ebd. XXIV, 54) heisst es dann: *Maxime mihi gratum fecerit (Nicolaus), si illos Ciceronis libros ad me miserit, si istuc (scil. Florentiam), ut dixi, venturus non fuero;* und nochmals *Bononiae VII Kal. Nov.* (ebd. 55): *precor, ut eum librum (scil. Quintilianum) Nicolao nostro des. Scribo enim sibi, ut una cum Oratore et Bruto mihi mittat.* Endlich erhielt Aurispa das Gewünschte wenigstens theilweise, wie ein Dankbrief an Ambrosius (ebd. 56, *ex Bononia Kal. Dec.*) meldet: *Accepi Oratorem et Brutum, librum tanta diligentia, tanta cura ornatum, ut iam desperarim* πρὸς τὸ ἀντίδωρον. *Nam quod donum huic contra comparem? ... Quum id de Oratore opus erit scriptum, quod cum summa aviditate expecto, aliqua graeca inveniam, quae, ut puto, tibi sibique gratissima erunt.*

Der kluge Nicolaus hatte also, wie dieser Briefwechsel lehrt, dem Aurispa schon in Constantinopel eine Abschrift aller drei rhetorischen Werke versprochen, um als Gegengabe von ihm griechische Handschriften zu erhalten. Wahrscheinlich wird Aurispa

zäher im Behalten gewesen sein, als Nicolaus erwartete. Zunächst erhielt er nur den *Orator* und *Brutus* in einem Bande, sauber geschrieben und verziert, vielleicht von Nicolaus selbst, und zwar schon vor dem 1. Dec. 1424. Welche Handschrift er dem Nicolaus dafür gab, weiss ich nicht. Die vollständigen Bücher *De oratore* sollte er später noch empfangen; ob sie ihm indess zugekommen, lehren die weiteren Briefe nicht (Brief XXIV, 58 bei Mehus handelt von den *Philippicae*, nicht von *De oratore*).

Zur selben Zeit stand Nicolaus mit Poggius in einem ähnlichen Verhältniss. Auch dieser, der ja schon 1422 in London die Kenntniss von dem Funde durch Nicolaus erhalten hatte, sehnte sich nach dem Besitz der Schriften. Kaum war er im Jahre 1423 nach Rom zurückgekehrt, so fing er an, den Freund inständigst um die Ueberlassung seines eignen Exemplars oder um die Besorgung eines anderen zum Copiren anzugehen. Er schreibt ihm am 15. Mai (bei Tonelli p. 88): *Cupio habere de Oratore, Brutum et Oratorem: ideo te rogo ut illos ad me quam primum mittas, si illos habes; sin autem, sumas mutuo de Nicola* (es ist ein Medici gemeint, wie andere Briefe beweisen) *vel alio, prout opus erit et simul curato, ut habeam membranas ad ea opera transcribenda necessarias, quia animus est aut illa scribere aut facere conscribi.* Doch ganz so rasch, wie er sie wünschte, erhielt er die Bücher nicht. Im Jahre 1424 hielt sich Nicolaus eine Zeit lang beim Poggius in Rom auf; erst nach der Rückkehr nach Florenz scheint er ihm die Schrift *De oratore* zugeschickt zu haben. Denn so schreibt Poggius an Nicolaus *a. d. XVIII Kal. Maias* (des Jahres 1425; bei Tonelli p. 148): *Scribo librum de Oratore subripiens mihi tempus vacuum licet cum difficultate: sed tamen incepi et perficiam; deinde animus est scribere Oratorem et Brutum. Itaque quam primum mitte mihi vel volumen tuum si habes, vel dicas Nicolao nostro, ut mittat ad me eundemmet librum, quem alias habui, neque in hoc desit mihi. Momordit me tarantula, et dum fervor adest, adiuvet et impellat; quod fiet, si liber venerit, alias refrigescet.* In einem weiteren Brief vom 12. Mai desselben Jahres an Nicolaus (bei Tonelli p. 149) heisst es: *Absolvi iam ferme libros de Oratore. Orator autem et Brutus, quos postulaveram a te, nondum venerunt. Nimirum parvi aestimari te cupis, si in tanta urbe, in tanta copia librorum hunc codicem eruere nobis non potes. Cura, obsecro, ut vel Nicolai, vel cuiusvis alterius exemplar habeamus: tu reiicis culpam in Nicolai tarditatem: ego autem, quis vestrum* (Tonelli giebt fälschlich: *nostrum*) *sit negligentior ignoro. In me tamen haec cuditur faba. Si tardaveris, vereor, ne hic ardor transcribendi, qui nunc adest, liquefiat superveniente calore: mihi crede, abiet in sudores, nisi subvenias quam primum.* Trotz alledem erfüllte der Freund seinen Wunsch noch nicht. Am 14. Juni schrieb Poggius ihm wieder (bei Tonelli p. 153): *Scripsi librum de Oratore, iamdudum concupissem itidem Oratorem et Brutum tum mea, tum communis utilitatis causa: et id cupiebam, ut hoc meridianum tempus non somno transigerem, sed aliquo honestiori negotio: id quoniam fieri nequit, dormiemus. Carui diu eo volumine et aequo animo carebo in futurum; hac de re nihil amplius loquaris, nolo esse alicui molestus aut importunus videri. Hoc scio, si quid haberem, non magis meum futurum esse quam amicorum, quos turpe est cupere admodum rogari pro re honesta.* Auch mit all dieser Bitterkeit konnte Poggius seinen Zweck noch nicht erreichen; am 23. Juni schreibt er dem Nicolaus nochmals höchst ärgerlich (bei Tonelli p. 155): *Postulavi et a te et a Nicola toties Brutum et Oratorem, quos iam transcripsissem, et adhuc nil actum est. Si unquam erit tempus, ut vices rependam, referam par pari, quod vos mordeat.* Ob Poggius die Schriften endlich erhalten, geht aus seinen weiteren Briefen

nicht hervor; doch befindet sich auf der Laurentianischen Bibliothek eine Pergamenthandschrift (pl. L, 31 = Lagomars. 35), welche ihm gehörte und ausser den Büchern *De oratore* noch den *Brutus* und die *Paradoxa* enthält. Jedenfalls aber war in dem Exemplare der Schrift *De oratore*, das Poggius 1425 abschrieb, weder zugleich der *Orator* noch der *Brutus* enthalten.

Es käme nun darauf an, mit Hülfe jener aus den Briefen und Berichten der Zeitgenossen gewonnenen Einsicht über die Verbreitung der im Archetypus von Lodi enthaltenen Schriften die Codices, welche auf verschiedenem Wege daraus entstanden sind, in Klassen zu ordnen. Eine genügende Uebersicht aller dieser Handschriften habe ich mir jedoch nicht verschaffen können und muss ich mich auf einige Andeutungen beschränken, die vielleicht für die weitere Untersuchung von Nutzen sein können.

Zunächst sahen wir, dass kaum je die Rede war von Abschriften, die alle drei Werke zugleich, die Bücher *De oratore*, den *Orator* und *Brutus*, enthalten hätten; selbst das zuerst abgeschriebene Exemplar, welches Gherardus Landrianus vom Gasparinus erhielt, scheint den *Brutus* noch nicht mit enthalten zu haben. Vielmehr sind jene Werke zuerst entweder einzeln oder zu zweien abgeschrieben, und wenn wir alle drei in einen Codex wieder vereinigt finden, so ist die Wahrscheinlichkeit immer dafür, dass ein solches Exemplar erst verhältnissmässig später zusammengestellt ist und vielleicht aus Theilen von verschiedener Ueberlieferung. Wir fanden nun, dass Guarinus von Verona wahrscheinlich die Schriften *De oratore* und den *Orator* gemeinschaftlich abschreiben, oder vielmehr wohl nur ein älteres verstümmeltes Exemplar aus dem Archetypus ergänzen liess, eine Vornahme, die sich auch an einigen Florentiner Handschriften wenigstens theilweise bemerklich macht (vgl. Lagomars. 32 und 13, jetzt Laurent. S. Marci 262, einst dem Nicolaus Nicoli gehörig). Ja, fast scheint es (vgl. Vespasianos Bericht), dass auch dem Nicolaus Nicoli nach Florenz zuerst nur eine Handschrift geschickt wurde, die den *Orator* und *Brutus* zusammen enthielt, während er für die Bücher *De oratore* entweder nur eine Ergänzung einer verstümmelten Handschrift vornehmen liess, oder doch erst getrennt von jenen Schriften ein eignes Exemplar derselben aus der Lombardei erhielt. Sicher wurden hier in Florenz im Jahre 1424 *Orator* und *Brutus* in einem Bande für den Aurispa abgeschrieben, und gewiss war schon 1423 aus demselben Exemplar des Nicolaus für den Cosmos Medici der cod. Laurent. pl. L, 18 (= Lagom. 51) copirt worden; endlich spricht auch Poggius 1425, nachdem er die Bücher *De oratore* bereits empfangen, von einem Bande, der die beiden übrigen Schriften enthalten solle, und der im Besitz des Nicolaus Nicoli sei, während Nicola Medici ein zweites Exemplar davon habe. Jedoch scheint der *Brutus* ursprünglich für sich allein und zuerst von Flavius Blondus copirt zu sein, wie denn auch Gasparinus sowohl, wie Guarinus eine besondere Abschrift desselben hatten. Aus jener schrieb auch Franciscus Calcagninus bereits 1425 zu Mantua die in Modena erhaltene, oben erwähnte Copie ab. Ob und wie vielerlei Abschriften sonst aus dem Originalcodex gemacht sein mögen, ist uns freilich unbekannt. Von einigem Werthe für die weitere Untersuchung mag die folgende geordnete Zusammenstellung derjenigen hierher gehörigen Handschriften sein, die ich in den Bibliotheken Mittel- und Oberitaliens gesehen habe.

1. Zur Klasse der verstümmelten Handschriften der Bücher *De oratore* und des *Orator* gehören noch:

Cod. Ambros. E, 14 inf., Pergamenthandschrift in Grossfolio zu 2 Columnen, geschrieben um 1400, einst dem Fr. Cicereius gehörig, enthaltend: *De invent.*, *Ad Herenn.*, *De orat.*, *Orator*, *Topica*, *Philippicae*, *Som. Scip.* mit der Unterschrift *Marcus de Raphanellis scripsit*, endlich Briefe Ciceros.

Cod. Laurentianus S. Marci 262 (= Lagom. 13) *„ex hereditate doctissimi viri Nicolai niccoli florentini“*, 100 Pergamentblätter in Grossoctav, aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, enthaltend: *De orat.*, *Orator*, *Topica*.

Cod. Magliabecchianus VI, 185, 4, einst Strozzianus, 65 Pergamentblätter in Octav, enthaltend: *De orat.*, *Orator* mit der Unterschrift: *M. T. Ciceronis ad quintum. B. fratrem. Liber de oratore explicit. pro Nobili ac Facondo ceterarumque scientiarum peritissimo Iuvene Matheo Simonis phylippi domini Leonardi de Strozzis de florentia per me Sr. Ambroxium Sr. Iacopi de Marudis de Mediolano scriptus. Anno dñi MCCCCXVIII et die tertia mensis Augusti. DEOGRAS · AMEN.*

Cod. Ambrosianus E, 127 sup., Pergamenthandschrift in Octav von 91 Blättern aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, nach einander dem Franc. Corner und 1502 dem Fantin Corner gehörig, enthaltend: *De orat.* und *Orator* (s. oben).

Alle folgenden Handschriften gehen auf den Archetypus von Lodi zurück. Von ihnen enthalten:

2. ausschliesslich die Bücher *De oratore:*

Cod. Laurentianus S. Marci 269 (= Lagom. 17), Pergamenthandschrift in Octav aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Cod. Ravennas in der *bibliotheca Classensis* pl. 139, 4, I (CXIII und A, 2 n. 9) Pergamenthandschrift in Octav aus der Mitte des 15. Jahrhunderts.

Cod. Ravennas ebd. pl. 139, 2, L (CXXVII), Papierhandschrift von 130 Blättern in Octav mit der Unterschrift: *M. T. C. AD QVINTVM FRATREM DE ORATORE LIBER TERTIVS et Vltimus feliciter. Explicit. Quem quidem librum explevi ego lodovicus albo manu mea venetiis.* 1457 *die* 18 *mensis octobris. Laus omnipotenti deo.*

Cod. Bononiensis in der Universitätsbibliothek n. 468 (n. 129. Aula II, A), Papierhandschrift in Octav aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. *„Ex Bibliotheca Ioannis Garzoni Bonon.“* (er lebte c. 1460), enthaltend die Bücher *De orat.*, die Reden *p. Caecina*, *de lege agr.*, dann in einem zweiten angebundenen Codex *p. Rabirio*, *p. Rosc. comoed.* und Glossen zu den *Philippicae*.

Cod. Bononiensis in der Bibliothek S. Salvatore n. 149, Pergamenthandschrift von 114 Blättern in Octav aus der Mitte des 15. Jahrhunderts mit der Unterschrift: *Omnipotenti domino nostro gratias reffert iohannes petrus.*

Cod. Parmensis in der Bibliothek de Rossi II, IV, 124 (= 62 des Katalogs), Papierhandschrift von 146 Blättern in Quart, aus der Mitte des Jahrhunderts.

Cod. Ambrosianus C, 13 sup., Pergamenthandschrift in Octav aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Cod. Ambrosianus M, 29 sup., Papierhandschrift in Octav, gegen 1500 geschrieben, mit der Unterschrift: *Perusiae.*

3. Der *Orator* allein findet sich nur in folgender Handschrift:

Cod. Laurentianus, Acquisti 52, 5, einer Papierhandschrift in Quart aus dem 15. Jahrhundert, enthaltend den *Orator*, *De nat. deorum* u. a.

4. Zahlreicher dagegen sind die Handschriften, welche **nur den** *Brutus* enthalten. Als solche führe ich an:

Cod. Ambrosianus H, 197 inf. n. 1, eine Pergamenthandschrift in Octav, gegen 1450 geschrieben, der ein zweiter Codex angebunden ist, enthaltend ein Inhaltsverzeichniss zu Lactanz *de falsa religione*, mit der Unterschrift: *Est. d. Nicolai de Arcimboldis*, eines Parmensers.

Cod. Bononiensis in der *biblioteca communale* oder *S. Domenico*, Papierhandschrift in Octav, aus der Mitte des 15. Jahrhunderts.

Cod. Veronensis in der Capitelsbibliothek n. CLV (einst 143), Pergamenthandschrift in Octav, aus der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts, am Ende verstümmelt.

Cod. Ambrosianus, H, 21 sup., eine Papierhandschrift aus dem Ende desselben Jahrhunderts, einst *Marci Mauritii Andrei*, enthaltend den *Brutus*, Uebersetzungen des Leonardus Aretinus aus Aeschines und Demosthenes, *de fato* und Schriften von Marsilius Ficinus, Fr. Barbarus u. a.

Cod. Parmensis H, H, IV, 58.

5. Die Bücher *De oratore* und den *Orator* allein enthalten:

Cod. Ambrosianus G, 28 inf., eine Pergamenthandschrift in Grossoctav aus der Mitte des 15. Jahrhunderts.

Cod. Bergamensis A, 7, 13, eine Pergamenthandschrift in Grossoctav aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, einst gehörig dem Johann Sulzia, ausserdem enthaltend: *De partitione orat.* und die *Topica*.

6. Von grösserer Bedeutung sind die Handschriften, welche **den** *Orator* **und** *Brutus* **vereinigen**, von denen ich anführe:

Cod. Mutinensis VI, D, 6, Pergamenthandschrift in Grossoctav, 1425 zu Mantua von Franc. Calcagninus geschrieben (s. oben).

Cod. Magliabecchianus I, 14, einst *S. Marci* 261, *de hereditate Nicolai de Nicolis florentini viri doctissimi*, wohl von der Hand des Nicolaus selbst geschrieben, dann also nicht dasselbe Exemplar, welches ihm aus der Lombardei überbracht wurde, sondern erst aus diesem abgeschrieben. Ellendt erkannte darin (praef. seiner Ausg. des *Brutus* p. X) den Lagomars. 8; die Lagomarsinische Note stand auf dem unteren Rande von f. 1 r.

Cod. Mutinensis 244 (V, D, 16), Pergamenthandschrift von 85 Blättern in Octav, aus der Mitte des 15. Jahrhunderts.

Cod. Genuensis, in der Universitätsbibliothek E, V, 12, Pergamenthandschrift in Quart, ausser dem *Orator* und *Brutus* enthaltend *De partit. orat.* und die *Topica* mit der Unterschrift: *GHERARDVS CERASIVS FLORENTINVS SCRIPSIT FLORENTIE. M. CCCC. LXVII.*

Cod. Ambrosianus B, 125 sup., Pergamenthandschrift in Grossoctav, aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, am Rande mit einer *varia lectio* von erster Hand und dadurch wohl wichtig (zum *Orat.* §. 15 *quibus orationis modis. qucq; animorum* von erster Hand: *quaequae*, zu §. 39 *ut auderet tuberius* von erster Hand: *puto uberius;* zum *Brutus* §. 2 *augebat et molestiam „al. augebam“*, §. 25 *nobis hoc loco neque „al. illa“*, §. 35 *perfectum et quo, nihil „al. quõ“*, §. 39 *ut deserto „al. di“*, §. 62 *ad usum si quidem generis, „al. si quis eiusdem“*, u. a.).

Cod. Ambrosianus L, 21 sup., Pergamenthandschrift in Octav, aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, mit der Unterschrift: *Bartholomeus Ghisilardus me emit.*

Zu beachten ist noch, dass in all diesen Handschriften stets der *Orator* voransteht, der *Brutus* folgt.

7. Endlich folgen diejenigen Handschriften, welche alle drei Werke Ciceros vereinigen. Unter ihnen führe ich zuerst auf einen

Cod. Ambrosianus L, 86 sup., eine Pergamenthandschrift von 152 Blättern in Octav. Auf dem Einbande steht: *Iste liber est mei Ios Antonii de baliachis filii Quondam Dñi Alvisii et amicorum.* Die Handschrift enthält: f. 1 — 4 r. med. das *Somn. Scip.* mit der Unterschrift: *Somnus Scipionis editus a M. T. Cicerone finit feliciter scriptus Regii per me Nicolaum cassium Parmensem die nono februarii paulo post horam decimam noctis.* 1437. Es folgt — f. 30 v. med. der *Orator* mit der falschen Ueberschrift: *MARCI TVLII CICERONIS LIBER. DE oratore ad Brutum feliciter incipit. die Lune. XI februarii;* dann — f. 64 v. ohne Ueberschrift der *Brutus*, darauf f. 65—67 r. med. ebenso *De opt. gen. orat.*, dann — f. 151 r. med. *De oratore* mit der Unterschrift: *M. T. Ciceronis de oratore ad Quintum fratrem liber tertius et ultimus finit. feliciter. Scriptus Parme anno dñi MCCCCXXXVIII. die veneris. XIII Iunii hora XXI. cum dimidia.* Auf einem letzten Blatte steht des Bernardus Aretinus Uebersetzung von Plutarchs Leben Ciceros, geschrieben 1435. Die Handschrift ist dadurch wichtig, dass sie im *Brutus* von zweiter Hand Randbemerkungen enthält, welche auf Gasparinus Pergamensis zurückgehen und sowohl beweisen, dass dieser auch nach dem Funde der Handschrift von Lodi fortfuhr, in seiner Schule die rhetorischen Schriften Ciceros zu behandeln (er starb übrigens schon 1431), als auch directe Angaben über den Text des Archetypus enthalten. Vermuthlich finden sich noch in anderen Handschriften ähnliche Noten, die bisher, so viel ich weiss, nicht beachtet sind. Ich theile daher das Wenige mit, was ich davon notirt habe. Da findet sich f. 47 r. bei §. 172 die Note: *Nescit Gasparinus pergamensis, quid hoc loco voluerit Cicero*, f. 48 r. zu §. 184 *An tu inquit id laborasse hoc modo* die folgende: *testus corruptus est in veteri. Gasparinus autem dicebat. laboras quod hoc modo*, ferner f. 49 r. bei §. 192 *he si inflatum non capiunt aut si auditor* die Bemerkung: *hic deficit aliquid.*

Cod. Ambrosianus C, 75 sup., Pergamenthandschrift in Octav, einst der Familie Bossi gehörig (s. oben), aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Cod. Brescianus in der *biblioteca Quiriniana* E, II, 10, Pergamenthandschrift in Folio aus der ersten Hälfte desselben Jahrhunderts, in schönen Florentiner Zügen, enthaltend *De oratore*, im Anfang verstümmelt, *Brutus*, *Orator.*

Cod. Ambrosianus H, 22, inf., Pergamenthandschrift in Grossoctav aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, enthaltend *De oratore*, *Orator*, *Brutus.*

Cod. Ambrosianus O, 158 sup., Pergamenthandschrift in Octav aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, enthaltend *De oratore*, durch Blätterausfall zu Anfang (sie beginnt mit II, 63, 256) und in der Mitte (es fehlt II, 68, 274 — II, 77, 313) lückenhaft, den *Orator*, ebenfalls zu Anfang (— 3, 10) und in der Mitte (20, 67—22, 73) lückenhaft, mit der Unterschrift *MARCI TVLII CICERONIS DE OFFICIO ORATORIS ET DE PERFECTO GENERE DICENDI AD BRVTVM LIBER QVARTVS EXPLICIT FOELICITER PER IOHANNEM DE CREMA*, dann kurze auf Cicero bezügliche Auszüge aus seinen Briefen und aus Quintilian, ein Leben

Ciceros und endlich den *Brutus* mit folgenden schon aus dem Original herübergenommenen Umstellungen, dass auf 24, 92 erst 26, 99—28, 107, dann 24, 92—26, 99, dann 30, 114—32, 122, darauf 28, 107—30, 114, endlich 32, 122—85, 293 folgt, bei welchem Punkte die am Schluss defecte Handschrift abbricht. Mit dieser Beschreibung erledigt sich Orellis Vermuthung (in seiner Ausg. von *Orat. Brut. Top.* Zürich 1830, p. 198), es könne diese Handschrift den *Brutus* vollständiger enthalten als andere.

Cod. Ambrosianus A, 73 inf., Papierhandschrift in Grossoctav aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, ihrem Inhalte nach der vorhergehenden ganz gleich und mit denselben Umstellungen im *Brutus*, jedoch in allen Theilen vollständig. In die Ambrosiana kam der Codex *ex libris Francisci Cicerei*, wie Olgiatus 1603 auf einem Vorsatzblatte beischrieb; auf dem ersten Blatte jedoch ist ein Wappen gemalt, zu dessen Seite die Buchstaben *A M* stehen, die den früheren Besitzer bezeichnen werden. Dieselben sind vielleicht zu erklären durch *Antonius Maioragius;* denn es findet sich in der Ambrosiana ein Codex I, 14 inf., eine Papierhandschrift aus dem 16. Jahrhundert, welche enthält *M. Antonii Maioragii praefatio in Oratorem Ciceronis ad Brutum.*

Welchen Werth auch immer im Einzelnen die bis hieher gegebenen Notizen haben mögen, so dürfte doch so viel als sicher daraus hervorgehen, dass neben der Florentiner Ueberlieferung der behandelten rhetorischen Schriften Ciceros, welche bisher als Hauptgrundlage des Textes derselben benutzt wurde, verschiedene andere Handschriftklassen festzustellen sind, welche einen gleichen oder wenigstens einen selbständigen Werth beanspruchen dürfen.

Vicepräsident Prof. Dr. Ribbeck: Ich erlaube mir dem Herrn Dr. Detlefsen den Dank der Versammlung und unser Bedauern auszusprechen, dass es uns nicht vergönnt gewesen ist, den ganzen Vortrag kennen zu lernen.

Da sich Niemand weiter zum Wort meldete, so wurde nach einigen geschäftlichen Mittheilungen die Sitzung hiermit beschlossen.

Vierte allgemeine Sitzung.

Donnerstag, den 30. September 1869. Anfang 10¼ Uhr Vormittags.

Präsident Prof. Dr. Forchhammer eröffnet die Sitzung und ertheilt nach geschäftlichen Mittheilungen dem Herrn Dir. Dr. Classen das Wort.

Dir. Dr. Classen: Hochgeehrte Versammlung! Unser verehrtes Präsidium wird es verantworten, wenn mir heute die Ehre zu Theil wird, die Reihe der beredten und gelehrten Vorträge, die uns in diesen Tagen erfreut haben, durch einige bescheidene und einfache Mittheilungen zu beschliessen. Wenn zum Abschluss dieser μουσικοὶ ἀγῶνες, welche eine grosse Zahl ausgezeichneter jugendlicher Kräfte in die Schranken gerufen,

und die uns ältere Fach- und Berufsgenossen mit der freudigsten Zuversicht auf die Zukunft unsrer Wissenschaft erfüllt haben, wenn danach, sage ich, die Stimme des ältern Mannes sich noch einmal erhebt, um Ihnen kurze Andeutungen zu machen über einen Gegenstand beschränktern Umfangs (und das sind die Bemerkungen, welche ich mir erlaube Ihnen über die Beziehungen vorzulegen, die zwischen Stellen der Tragödien des Sophokles und der Erzählungen des Herodot stattfinden): so weiss ich, dass ich vielen unter Ihnen nichts neues biete. Haben meine Bemerkungen irgend einen Werth, so soll er darin liegen, dass durch ihre Zusammenstellung und etwaige Gesammtwirkung vielleicht einiges neue Licht auf die Beurtheilung des gegenseitigen Verhältnisses beider Schriftsteller im ganzen, insbesondere aber auf die richtige Auffassung einer berühmten Sophokleischen Stelle fallen möchte.

Denn, meine Herren, wie Kundige unter Ihnen schon vermuthet haben werden, ich gehe aus von jener viel besprochenen Stelle der Antigone (v. 908 ff.), in welcher die edle Königstochter auf ihrem Wege zum Tode das Vorrecht, welches sie der schwesterlichen Pflicht gegen den Bruder vor allen andern menschlichen Pflichten und Beziehungen einräumt, mit ganz ähnlichen Gründen, ja fast mit denselben Worten rechtfertigt, mit welchen bei Herodot (III, 119) in der bekannten Erzählung die Gattin des vornehmen Persers, der mit seinem ganzen Geschlecht des Verraths wegen dem Tode verfallen war, sich das Leben des Bruders erbittet, als ihr die Rettung eines der Ihrigen gewährt wird. Sie wissen, dass die Stelle der Antigone zu denjenigen gehört, die aufs mannigfachste und im verschiedensten, selbst entgegengesetzten Sinne besprochen worden sind; Sie wissen, dass Goethe in ganz richtigem Gefühle des Bedenklichen dieser Stelle den Wunsch äusserte, Philologen möchten sie in näherem Lichte betrachten und darüber zu einem entscheidenden Urtheil kommen; Sie wissen, dass seitdem von August Jacob an durch alle Ausgaben hindurch und in einer Menge von Besprechungen und Abhandlungen verschiedener Art die Stelle sehr abweichende Beurtheilungen gefunden hat. Es steht damit im allgemeinen so: dass die logisch-ästhetische Betrachtung fast immer die Herausgeber oder diejenigen Männer, die sich sonst darüber aussprachen, zu einer Verwerfung der Stelle geführt, dass aber die kritisch-historische Betrachtung, in welcher Böckh mit seiner weisen Mässigung voranging, und bei welcher Kirchhoff in seiner Abhandlung „über die Abfassungszeit des herodotischen Geschichtswerkes" zu demselben Resultate kommt, dass diese Betrachtung, sage ich, zur Vertheidigung, zur Aufrechterhaltung der Stelle geführt hat.

Ich gedenke nun nicht mit dieser Stelle mich im einzelnen zu beschäftigen. Ich erlaube mir nur zwei objective Gründe vorauszuschicken, die mich von vorn herein günstig stimmen für jene, ich verkenne es keineswegs, immer auffallende Stelle. Der eine Grund ist der des bekannten aristotelischen Zeugnisses. Ich glaube doch, es ist nicht so leicht, wie einige unsrer Herausgeber diese Stelle behandelt haben, damit fertig zu werden. Aristoteles in der Rhetorik (3, 16), und wenn es Aristoteles selbst nicht wäre, so der Abschliesser und Vollender derselbigen giebt das Zeugniss für die Stelle der Antigone nicht flüchtig und oberflächlich, nein er giebt es in dem Sinne, dass er, wie er sich ausdrückt, das ἄπιστον d. h. gerade das Ungewöhnliche und Auffallende hervorhebt und dass er uns das Beispiel darum besonders vorlegt, weil er den Beweis der vorwiegenden Bedeutung der brüderlichen Liebe in dieser Stelle treffend ausgeführt sieht.

Der zweite Grund, der mich gleich von Hause aus zu einer günstigen Auffassung jener Stelle bewegt, ist der, dass nicht etwa diese ganze letzte Rede der Antigone als ein Theil des Dialogs aufzufassen ist, wie es dem äusseren Anscheine nach uns vorkommt, weil Kreon vorher und nachher das Wort nimmt, sondern sie ist durchaus anzusehen wie ein Monolog, indem sie im Angesichte des Grabgewölbes, worin ihre Theuersten ruhen, denen sie die letzten Pflichten geleistet hat, jetzt nun sich im Angesichte des Todes für sich selbst insbesondere rechtfertigt darüber, dass sie auch βίᾳ πολιτῶν doch ihrer Pflicht treu geblieben. Es ist ein wesentlich milderer Ton in dieser letzten Rede, als in den voraufgehenden Gesprächen; und wenn man in ihr nicht vollständige Uebereinstimmung mit früheren Aeusserungen der Antigone findet, so ist das für mich nicht unbedingt bedenklich.

Allein der eigentliche Gegenstand, den ich mir erlauben wollte jetzt vor Ihnen zu besprechen, ist doch noch ein anderer: ich wollte versuchen nachzuweisen, wie im einzelnen auch wol schon geschehen ist, durch die Zusammenfassung aber mehr ins Licht gestellt werden kann, dass jenes bekannte persönliche Verhältniss zwischen Sophokles und Herodot, welches, wie es neulich auch Kirchhoff in der erwähnten Abhandlung sehr wahrscheinlich gemacht hat, auf einer jahrelangen, in Athen gepflogenen persönlichen Bekanntschaft beider beruht, dass, sage ich, dieses Verhältniss bei der innerlichen Uebereinstimmung ihrer Anschauungen, ihrer Welt- und Menschenansicht, auf den Dichter, wie ich überzeugt bin, einen ungemein tiefen Eindruck gemacht, dass er in dem Verkehr mit dem Historiker, wie ich glaube, nicht bloss aus der Lesung von Herodots Schriften, sondern ich möchte glauben aus mündlichen Unterhaltungen, wie sie ja in einem solchen Verhältniss ganz nahe liegen, ein besonderes Interesse gefasst habe für jene Mittheilungen Herodots über das, was er auf seinen Reisen, bei seinen Forschungen sich selbst angeeignet hatte, und ich vermuthe, dass aus diesem Verhältniss heraus, selbst vielleicht mehr oder weniger unbewusst, der Dichter sich öfter veranlasst geschen hat, Mittheilungen des Freundes über oft ganz fern abliegende Gegenstände in seine Dichtungen zu verflechten. Ja ich spreche es hier gleich aus: ich bin der Meinung, dass die meisten der Stellen (ich werde sie gleich einzeln anführen), in denen ich solche Beziehungen wahrnehme, keineswegs der poetischen Ausführung und Darstellung gerade zum Vortheil gereicht haben, dass vielmehr die persönliche Neigung für Betrachtungen dieser Art den Dichter zuweilen geleitet habe, selbst fremdartige Beziehungen in die Mitte seiner Dichtung hineinzutragen. Die Stellen, auf die ich gleich eingehen werde, sind meistens von der Art, dass allgemein menschliche Bezüge durch die Hinweisung auf fern abliegende Verhältnisse zu einer grösseren Anschaulichkeit gebracht sind. Mein Bestreben wird aber dahin gehen, durch den Hinweis auf eine Reihe von andern sophokleischen Stellen, in denen ich Verwandtschaft und Bezüge auf herodoteische Mittheilungen erkenne, auch die Stelle der Antigone Ihnen in einem andern Lichte zu zeigen, als es gewöhnlich geschieht.

Ich gehe aus, meine Herren, von ein paar Stellen allgemeiner Art, in denen die gesammte Lebensauffassung (in der, wie ich oben schon bemerkte und wie Jeder, der die Schriftsteller kennt, es weiss, eine tiefere innere Verwandschaft des Sinnes und der Beurtheilung liegt), jene εὐκολία und σωφροσύνη sich zeigt, die Sophokles

wie Herodot als eine Grundeigenschaft ihrer ganzen Welt- und Lebensbetrachtung in sich tragen. Sie spricht sich besonders beim Herodot in der berühmten Erzählung des Zusammentreffens des Kroisos und Solon aus, und es möchte doch wol nicht zufällig sein, dass an zwei sophokleischen Stellen, im Anfang der Trachinierinnen und am Schluss des König Oedipus, mit ganz ähnlichen Worten jene allgemeine Betrachtung des Menschenlebens vorgetragen wird: wenn es nämlich in Sophokles Trachinierinnen 1—3 heisst: λόγος μὲν ἔστ' ἀρχαῖος ἀνθρώπων φανείς, ὡς οὐκ ἂν αἰῶν' ἐκμάθοις βροτῶν, πρὶν ἂν θάνῃ τις, οὔτ' εἰ χρηστὸς οὔτ' εἴ τῳ κακός· und ähnlich am Schluss des König Oedipus (v. 1525 ff.): ὥστε θνητὸν ὄντ' ἐκείνην τὴν τελευταίαν ἰδεῖν ἡμέραν ἐπισκοποῦντα μηδέν' ὀλβίζειν, πρὶν ἂν τέρμα τοῦ βίου περάσῃ μηδὲν ἀλγεινὸν παθών — ganz wie Herodot den Solon sagen lässt nach den voraufgehenden an den König gerichteten Worten (1, 32): ἐκεῖνο δὲ, τὸ εἴρεό με, οὔ κώ σε ἐγὼ λέγω (sc. ὄλβιον εἶναι) πρὶν ἂν τελευτήσαντα καλῶς τὸν αἰῶνα πύθωμαι.

Ja auch jene schmerzliche Betrachtung des Lebens, die den Werth desselben kaum des Wunsches würdig achten lässt, auch sie findet sich beim Dichter ebenso wie beim Historiker. Wie Herodot diesen Gedanken den Artabanos im Rathe der persischen Fürsten seinem Neffen Xerxes gegenüber aussprechen lässt, so sagt jener im Coloneus (1225 ff.): μὴ φῦναι τὸν ἅπαντα νικᾷ λόγον· τὸ δ' ἐπεὶ φανῇ, βῆναι κεῖθεν ὅθεν περ ἥκει, πολὺ δεύτερον, ὡς τάχιστα, der liebste Wunsch ist, nicht zu leben, und der zweite, sogleich aus dem Leben zu scheiden. Und nicht anders sagt Artabanos bei Herodot im Verlauf seiner Rede (7, 46): ἐν γὰρ οὕτω βραχέϊ βίῳ οὐδεὶς οὕτω ἄνθρωπος ἐὼν εὐδαίμων πέφυκε, τῷ οὐ παραστήσεται πολλάκις καὶ οὐκὶ ἅπαξ τεθνάναι βούλεσθαι μᾶλλον ἢ ζώειν.

Doch es sind weniger diese Grundanschauungen und nicht die Verwandtschaft von dergleichen allgemeinern Betrachtungen, nein es sind einige sehr bestimmte, sehr concrete Benutzungen herodoteischer Mittheilungen (so will ich sie im allgemeinen nennen) in sophokleischen Stellen, welche, wie es mir scheint, es unzweifelhaft machen, dass hier ein mehr als bloss äusserlicher Zusammenhang gewesen, und namentlich möchte ich darauf hinweisen: an jeder der Stellen, die ich jetzt berühren will, muss man eigentlich sagen, diese Anspielung oder Beziehung auf herodoteischen Inhalt ist seltsam und befremdlich. Ich meine, man könnte sich ganz eben so gut über die Benutzung der herodoteischen Bezüge, von denen ich jetzt rede, wundern an andern Stellen als an der in der Antigone. Ich erinnere zunächst an die Ihnen allen bekannte Stelle im Coloneus, wo Oedipus, da die Töchter ihm hülfreich zur Seite stehen, sich beklagt über die Lässigkeit der Söhne und nun so ausbricht (v. 337 ff.): ὦ πάντ' ἐκείνω τοῖς ἐν Αἰγύπτῳ νόμοις φύσιν κατεικασθέντε καὶ βίου τροφάς· ἐκεῖ γὰρ οἱ μὲν ἄρσενες κατὰ στέγας θακοῦσιν ἱστουργοῦντες, αἱ δὲ σύννομοι τἄξω βίου τροφεῖα πορσύνουσ' ἀεί. Ist es doch nicht verwunderlich, dass der Greis Oedipus hier in der Klage über die Lässigkeit der Söhne an den Gegensatz ägyptischer Sitte zur hellenischen, dass die Frauen draussen walten, die Männer drinnen, auf so eigenthümliche Weise erinnert? — Sie erinnern sich der Stelle im Herodot, auf die er sich bezieht (2, 35). Es ist im höchsten Grade auffallend, dass fast dieselben Worte wie bei Sophokles auch hier sich finden: Αἰγύπτιοι .... τὰ πολλὰ πάντα ἔμπαλιν τοῖσι ἄλλοισι ἀνθρώποισι ἐστήσαντο ἤθεά τε καὶ νόμους, ἐν τοῖσι αἱ μὲν γυναῖκες ἀγοράζουσι καὶ καπηλεύουσι, οἱ δὲ ἄνδρες κατ' οἴκους ἐόντες ὑφαίνουσι.

Nicht minder betrachte ich in diesem Sinne jene Stelle zu Anfang der Elektra (v. 62 ff.), wo Orestes die List und Täuschung, die er vorhat, zu beschönigen sucht, indem angeblich die Urne mit seiner Asche überbracht werden soll, und wo er in einer in der That, wenn man den Zusammenhang betrachtet, auffälligen Weise so entschieden ausspricht: Jedes Mittel, welches Vortheil bringt, ist recht, und dann fortfährt, wie Sie sich erinnern (61 ff.): δοκῶ μὲν οὐδὲν ῥῆμα σὺν κέρδει κακόν· ἤδη γὰρ εἶδον πολλάκις καὶ τοὺς σοφοὺς λόγῳ μάτην θνῄσκοντας· εἶθ', ὅταν δόμους ἔλθωσιν αὖθις, ἐκτετίμηνται πλέον. Es ist doch seltsam, wenn Orest sich hier auf das Beispiel von ἄνδρες σοφοί bezieht, die eine Zeit lang sich dem Blick der Menschen entzogen haben und dann später mit erhöhter Ehre in die Heimat zurückgekehrt sind. Ich weiss wol, dass hier der Dichter auch an näher liegende, attische Vorgänge denken mag; aber wenn ich die herodoteischen Stellen damit vergleiche, die von Aristeas von Prokonnesos und von dem Thracier Zamolxis handeln, wo Herodot mit ganz ähnlichen Worten sagt, dass, nachdem Zamolxis sich eine Zeit lang als todt den Blicken der Menschen entzogen habe (4, 95): οἱ δέ μιν ἐπόθεόν τε καὶ ἐπένθεον ὡς τεθνεῶτα· τετάρτῳ δὲ ἔτεϊ ἐφάνη τοῖσι Θρήϊξι (und weiter wird dann gezeigt, wie er in glänzenderer Weise wieder auftritt): ich sage mit Hinblick auf diese Stellen des Herodot wird mir eine Entlehnung des Sophokles sehr wahrscheinlich.

Eine dritte Stelle, die ich in demselben Lichte ansehen möchte, ist diejenige, wo im König Oedipus (v. 385 ff.) der König in den heftigsten Zorn ausbricht, ohne eine Ahnung dessen zu haben, was ihn selbst belastet, aufgebracht über das Complott, welches, wie er behauptet, Kreon mit dem blinden Seher Teiresias eingegangen. Betrachten wir die Worte, in welchen er seinen Unwillen auslässt, etwas näher, so ist namentlich ein Punkt darin, der mich von je auffällig berührt hat, und von dem ich auch jetzt die Ansicht habe, dass er auf Herodots Vorgang beruht. Sie erinnern sich der ganzen Stelle. Der König ruft erst die Herrlichkeit des Königthums an und meint (380 ff.): ὦ πλοῦτε καὶ τυραννὶ καὶ τέχνη τέχνης ὑπερφέρουσα τῷ πολυζήλῳ βίῳ, ὅσος παρ' ὑμῖν ὁ φθόνος φυλάσσεται, εἰ τῆσδέ γ' ἀρχῆς οὕνεχ', ἣν ἐμοὶ πόλις δωρητὸν, οὐκ αἰτητὸν, εἰσεχείρισεν, ταύτης Κρέων ὁ πιστός, οὑξ ἀρχῆς φίλος, λάθρᾳ μ' ὑπελθὼν ἐκβαλεῖν ἱμείρεται, ὑφεὶς μάγον τοιόνδε μηχανορράφον, δόλιον ἀγύρτην, ὅστις ἐν τοῖς κέρδεσιν μόνον δέδορκε, τὴν τέχνην δ' ἔφυ τυφλός. Lese ich im Herodot (3, 61) die Anfänge der Verschwörung, die zur Erhebung des falschen Smerdes führte, wie es da heisst, dass dem Kambyses χρονίζοντι περὶ Αἴγυπτον καὶ παραφρονήσαντι ἐπανιστέαται ἄνδρες μάγοι δύο ἀδελφεοί, τῶν τὸν ἕτερον καταλελοίπεε τῶν οἰκίων μελεδωνὸν ὁ Καμβύσης u. s. w., so kann ich mich nicht der Ansicht erwehren, dass auch hier Sophokles jene Geschichte des persischen Hofes, der persischen Dynastie vor Augen hat, und namentlich scheint ihm hier der Magiername nicht ohne Grund in die Feder gekommen zu sein. Denn so sehr auch später der Name μάγος, μαγεία u. s. w. im griechischen Sprachgebrauch üblich gewesen ist, so ist doch meines Wissens jene sophokleische Stelle die erste, in der das Wort in der griechischen Literatur vorkommt; Euripides hat es, später auch Plato einmal, dann wird es gewöhnlich. Ich glaube also, dass auch die vorliegende Stelle des Sophokles in diesem Sinne anzusehen und unter die zu rechnen ist, bei denen sich eine Einwirkung Herodots geltend macht. Ich denke hierbei — ich bemerke es nochmals — gar nicht an die Lectüre herodoteischer Schriften, ich denke mehr an die Mittheilungen, die ihm auch sonst persönlich von dem Historiker geworden sind.

Endlich möchte ich ein ganz besonderes Gewicht noch legen auf die Erzählung des Traumes der Klytämnestra in der Elektra (417 ff.). Es ist oft genug bemerkt worden, dass zwischen ihm und dem Traum der Tochter des Astyages (Herodot I, 108) eine merkwürdige Aehnlichkeit ist: ja die aller bestimmteste Verwandtschaft ist vorhanden, und ich will gleich von vorn herein, was den Ausdruck betrifft, darauf aufmerksam machen, dass hier wiederum eine sehr auffallende Uebereinstimmung vorliegt. In beiden Fällen wird der Ausgang, die Hinweisung des Traums ähnlich gewandt, so nämlich, dass es im ersten bei Sophokles heisst, nachdem βλαστεῖν βρύοντα θάλλον gesagt ist: ᾧ κατάσκιον πᾶσαν γενέσθαι τὴν Μυκηναίων χθόνα, und im Herodot beim Traume der Mandane zuletzt: φῦναι ἄμπελον, τὴν δὲ ἄμπελον ἐπισχεῖν τὴν Ἀσίαν πᾶσαν. Es liegt mir aber in diesen Stellen weniger an dem Nachweis der Aehnlichkeit als der eigenthümlichen Abweichung. Ich meine so: Sophokles wollte den Traum der Mandane in der Elektra benutzen, er kann ihn aber nicht in der einfachen Weise gebrauchen, wie ihn uns Herodot erzählt: denn Agamemnon ist todt, Klytämnestra wird also nicht mehr Kinder gewinnen, von denen die Herrschaft ausgehen kann. Die einfache Erzählung des Herodot lässt sich also nicht mehr benutzen; dennoch soll der überschattende Baum seine Wirkung thun. Wie seltsam benutzt Sophokles dies Motiv! Sie werden sich erinnern, dass der eigenthümliche Ausdruck (er hat auch den Erklärern viel zu schaffen gemacht) in der Erzählung der Chrysothemis so lautet: λόγος τις αὐτήν ἐστιν εἰσιδεῖν πατρὸς τοῦ σοῦ τε κἀμοῦ δευτέραν ὁμιλίαν ἐλθόντος ἐς φῶς. Die Mutter habe also geschaut πατρὸς τοῦ σοῦ τε κἀμοῦ δευτέραν ὁμιλίαν. Eine sonderbare Wendung! Ich weiss wol, wir haben ihren Sinn so zu fassen: der Vater sei zurückgekehrt zur zweiten d. h. zur wiederholten ehelichen Gemeinschaft. Es folgt aber von dieser δευτέρα ὁμιλία nicht etwa irgend eine Frucht, nein; abweichend von der herodoteischen Erzählung, die der Dichter hier so wie sie ist nicht gebrauchen kann, lässt er den wiedergekehrten Agamemnon an den Herd einen Baum pflanzen: εἶτα τόνδ' ἐφέστιον πῆξαι λαβόντα σκῆπτρον, οὑφόρει ποτὲ αὐτός, τανῦν δ' Αἴγισθος, ἔκ τε τοῦδ' ἄνω βλαστεῖν βρύοντα θάλλον u. s. w. Es scheint mir, dass wir an dieser Stelle die Art, wie Sophokles Bezüge aus Herodots Mittheilungen benutzt hat, recht augenfällig vor Augen haben.

Es sind dies, meine Herren, die Stellen, auf die ich ein besonderes Gewicht legen möchte; über verschiedene andere lässt sich auch noch mancherlei vermuthen, aber einer kann ich nicht unterlassen noch Erwähnung zu thun, sofern ich glauben möchte, dass auch auf sie Herodots Erzählung Einwirkung geübt hat. Sie erinnern sich: nach der Schlacht von Thermopylä ist die Rede von zwei Männern aus Sparta, die durch verschiedene Veranlassung am Leben geblieben sind, und von denen der eine, Aristodemos, als er nach Sparta zurückkehrte, mit der Atimie belegt wird, und Herodot fügt (7, 231) hinzu: οὔτε οἱ πῦρ οὐδεὶς ἔναυε Σπαρτιητέων, ὄνειδός τε εἶχε ὁ τρέσας Ἀριστόδημος καλεόμενος. Offenbar erscheint hier τρέσας als das Beiwort der aus der Schlacht Entwichenen, derer die, wenn andere ihr Leben in der Schlacht gelassen, in die Heimat zurückkehren. Ja wir erfahren später von Plutarch ausdrücklich, οἱ τρέσαντες war in Sparta für solche Leute die eigenthümliche Bezeichnung. Sollte nun nicht vielleicht in jener viel besprochenen Stelle des Oedipus Coloneus (v. 1419) in den Worten des Polyneikes, der der Schwester Aufforderung heimzukehren ablehnt, eine Beziehung auf jene herodoteische Stelle enthalten sein, wenn es bei Sophokles heisst: πῶς γὰρ αὖθις αὖ πάλιν στράτευμ' ἄγοιμ' εὔτακτον, εἰς ἅπαξ τρέσας? — Τρέσας, so viel

ich sehe, kommt weder in der attischen Prosa, noch bei Dichtern sonst vor; ich glaube (ich kann es nicht unbedingt behaupten), die aoristische Form von τρεῖν kommt einigemale vor für das Verzagtsein. Darum ist es mir doch auffällig, dass Polyneikes sich hier, indem er erklärt, er könne nicht wieder mit Ehren ein Heer führen, wenn er jetzt zurückkehrte, als einen ἅπαξ τρέσας bezeichnet.

Ich will jedoch darauf und auf einige verwandte Stellen (die Kürze der Zeit gestattet mir ihre weitere Angabe nicht mehr) nicht viel Gewicht legen, sondern nur noch einmal das Resultat meiner Bemerkungen und Betrachtungen dahin zusammenfassen: Wenn, wie gesagt, ein solches Verhältniss zwischen Sophokles und Herodot unzweifelhaft vorhanden war — ich erinnere noch an den Eingang jenes Widmungs-Gedichts an Herodot in seinem 55. Lebensjahre, der sich bei Plutarch findet — wenn also aus diesem unzweifelhaft nahen und vertrauten Verhältniss der Dichter mancherlei Einflüsse erfahren und mit Neigung und Vorliebe sie sich angeeignet hat, so dass sie, wie ich glaube, auf seine Dichtungen eingewirkt haben, so erkläre ich mich unter diesen Umständen entschieden für die Ansicht, dass die Antigone-Stelle bei aller ihrer Bedenklichkeit von Sophokles geschrieben ist, wie wir sie lesen. Ich kenne die Gegengründe sehr wol und ich räume ein, das Argument, wie es Antigone ausspricht, ist für die vorliegende Frage vollkommen unpassend; sie kann sich ja nicht, um die Bestattung des Bruders, der Leiche des Bruders zu rechtfertigen, darauf berufen, dass ihr ein Bruder nicht wieder gewonnen werden könne. Aber ich fasse die Stelle in dem Sinn eines allgemeinen Ausdrucks der höchsten und heiligsten Schwesterliebe, begründet auf einem Natur-Verhältniss, welches im allgemeinen ja auch seine Berechtigung hat; in diesem besonderen Falle freilich (ich denke dabei gerade so wie Kirchhoff) ist es ein schiefes Argument, und dennoch glaube ich, dass der Dichter der Antigone die Worte in den Mund gelegt hat. Wir sehen sie in den letzten Momenten, wo ihr Gefühl sich noch einmal zusammenfassen muss in der Liebe zum Bruder, und diese Bruderliebe alle andern Empfindungen bei ihr zurückdrängt. Auch Kirchhoff sagt ausdrücklich, dass eine gewisse Schiefheit des Gedankens unleugbar durch jene Verse in die Rede der Antigone hineingetragen wird; aber dennoch kommt er zu dem Schlusse, ohne freilich weitere Gründe dafür anzuführen: „ich kann nicht glauben, dass die Verse der Antigone zu einer andern Zeit gedichtet seien als der, in welcher Herodot und Sophokles lebten.“ Man könnte fast glauben, bei diesen Worten dächte er, wie einige Erklärer z. B. Gustav Wolf, dass der Sohn oder Enkel des Sophokles diese Verse gedichtet hätte, aber er fährt gleich darauf fort: „ich halte sie für sophokleisch und scheue mich nicht, aus ihnen chronologische Folgerungen zu ziehen.“

Es ist nicht meine Absicht, Ihnen die Resultate der Kirchhoffschen Untersuchung näher anzugeben, ich erkläre mich aber im wesentlichen mit denselben einverstanden. Sie bestehen im Ganzen darin, dass Herodots Werk zwischen 445—43 und dann wieder von 431 bis gegen 427 in Athen hauptsächlich abgefasst ist; doch ist hier nicht der Ort genauer darauf einzugehen. Aber eins muss ich allerdings aussprechen: so sehr ich den übrigen Argumenten Kirchhoffs ihre Berechtigung zugestehe, möchte ich doch aus der Antigonestelle nichts mehr als dies folgern, dass der Dichter mit der Erzählung des Herodot wol bekannt war, ohne dass er sie gerade im dritten Buch cap. 119 schon gelesen hatte. Ob das Argument durchschlagend ist, dass gerade bis zu diesem 119. Capitel Herodot seine Bücher geschrieben habe, noch ehe er nach Thurioi ging, dass dann die grosse Pause der Reise in

Sicilien und Italien eintrete und er erst nach der Rückkehr nach Athen an seinem Werke weiter gearbeitet habe, darüber bleibt mir noch ein Zweifel. Mit andern Worten: während ich alle andern Argumente Kirchhoffs, die aus Stellen Herodots entnommen sind, für sehr berechtigt halte, finde ich den chronologischen Beweis aus dem Verhältniss dieser sophokleischen Stelle zur herodoteischen nicht mit überzeugender Sicherheit geführt.

Das war es, was ich in gedrängter Kürze Ihnen vorzulegen wünschte. Ich bitte um gütige Nachsicht, wenn meine Betrachtungen nicht alle in genügendem Maasse ausgeführt sind.

Präsident Prof. Dr. Forchhammer: Wir haben noch zehn Minuten Zeit zur Diskussion, falls Jemand aus der Versammlung in Beziehung auf den eben gehaltenen Vortrag noch etwas zu bemerken hätte. —

Da es nicht der Fall zu sein scheint, so können wir demnach übergehen zu den Berichten der Referenten der einzelnen Sectionen.

Hier erfolgten die Berichte über die Verhandlungen der einzelnen Sectionen durch die Präsidenten derselben. Da die Verhandlungen zum grossen Theile selbst weiter hinten abgedruckt sind, werden diese Berichte hier nicht wiederholt.

Präsident Prof. Dr. Forchhammer: Der Herr Vicepräsident wünscht noch einige Worte an Sie zu richten.

Vicepräsident Prof. Dr. Ribbeck: Hochverehrte Versammlung! Es bleibt mir übrig, in kurzen Worten die Pflicht des Epilogus zu erfüllen, welche wesentlich eine Pflicht tiefgefühlten Dankes ist. Den Dank schulden wir Ihnen in hohem Maasse für die Nachsicht, welche vorlieb genommen mit den bescheidenen Gaben, die eine ultima Thule Ihnen zu bieten vermochte, und das Unzulängliche entschuldigt hat, — für die Bereitwilligkeit so vieler angesehener und werther Genossen vom Süden wie vom Norden des Vaterlandes deutscher Wissenschaft, vom Fuss der Alpen bis zur meerumströmten Britannia, welche einen reichen Eranos von Geist und Wissen zu unsrer philologischen Panegyris beigesteuert hat, — für die freundliche Theilnahme so über Erwarten zahlreicher Gäste, welche diesen uralt deutschen Boden endlich als heimischen wieder begrüssen durfte.

Meine Herren! Weder die ewige Wahrheit noch das vergängliche Ich zur Schau zu stellen sind diese Versammlungen bestimmt, sondern die Bewegung unermüdlicher selbstloser Geistesarbeit, den Zusammenhang gleichartiger Bestrebungen, welche der Unterhaltung des heiligen Feuers idealer Sinnesart dienen, zum Sporn und zur Erfrischung uns vor Augen zu führen. Diesen Zweck, so dürfen wir hoffen, haben auch die Kieler Tage erfüllt. Nicht ohne mannigfache Belehrung und Anregung, nicht ohne herzliche und heitere Erinnerungen werden Sie in Ihre Heimat zurückkehren. Und so rufe ich Ihnen im Namen des Präsidiums, welches die fasces in erprobte Meisterhände abzugeben hat, aus vollem Herzen ein Lebewohl und Auf Wiedersehen in Leipzig zu.

Director Dr. Eckstein: Verehrte Herren! Die Tradition unsrer Versammlungen legt die Worte des Dankes in den Mund eines der frühern Präsidenten, und niemand möchte mehr befähigt sein, Worte des Dankes zu sprechen, als wer die Mühen und Sorgen, die eine Philologen-Versammlung dem Präsidium macht, selbst erlebt hat.

Ich bin in der glücklichen Lage, wie am griechischen Kalendertage ἕνη καὶ νέα, den Rückblick auf diese Versammlung zu werfen mit der Aussicht auf die Sorgen, die mir das nächste Jahr bringen wird. Wir aber, die wir die Pflicht der Dankbarkeit vor allem zu pflegen berufen sind, wir müssen auch in dankbarer Erinnerung an das, was uns in diesem meerumschlungenen Lande geboten ist, hauptsächlich uns wenden an die huldvolle Genehmigung und Theilnahme des sieggekrönten Königs, der deutsche Ehre und deutsches Ansehen auch im Ausland zu sichern gewusst hat, und dessen Bemühungen uns hier so recht augenscheinlich entgegengetreten sind, wo ja viele von uns zum ersten Male die norddeutsche Seeflagge der Kriegsmarine zu schauen Gelegenheit gehabt haben.

Wenn diese Versammlung so zahlreich besucht ist wider alles Erwarten, so, meine ich, liegt der Grund in zwei Dingen. Das ist die herzliche Theilnahme, die wir seit länger als einem Menschenalter den Bewohnern dieses Landes in ihren Leiden und Kämpfen, in ihren rastlosen und ausdauernden Bemühungen immerfort aus deutscher Erde gezollt haben, wie wir ja eine Reihe von Jahren hindurch sie mit voller, innigster Theilnahme verfolgten. Das ist das eine; das andere aber, das ist die neue Zeit, die uns hier entgegentritt in dem prachtvollen Kriegshafen, den zu durchfahren die norddeutsche Marine-Verwaltung uns mit einer seltenen Zuvorkommenheit so freundlichst gewährt hat, wo wir in der Leitung der Officiere, die da berufen sind, die deutsche Marine auch im Ausland ehrenvoll zu vertreten, die Gentlemen deutscher Erde gefunden und nun an den fröhlichen Wimpeln die Hoffnung unsres deutschen Vaterlandes verwirklicht sahen. Ihnen, die uns diese Freundlichkeit gewährt haben, gebührt unser herzlichster Dank; und wenn die Preussische Staats-Regierung mit bekannter Liberalität die Versammlung im preussischen Lande aufgenommen hat, so werden wir, die wir dem Lande nicht angehören, um so dankbarer im Herzen es tragen, wie sie persönlich und sonst diese Versammlung huldvoll begleitet hat.

Aber, meine Herren! etwas ganz anderes! und da wird das Herz wieder weit, wenn wir unsre Gedanken richten an die Universität Kiel, an das Gymnasium dieser Stadt, an die Stadt Kiel, die uns so freundlich begrüsst hat durch ihren Bürgermeister, und die Bewohner, die uns so gastlich in ihre Häuser aufgenommen haben und uns so recht wieder erinnert haben an die alte deutsche Gastlichkeit. Universität und Stadt unsern herzlichsten Dank!

Und wenn ich hier in diesen festlich geschmückten Raum noch einmal blicke, so denke ich, Sie werden dem Vorstande dieser Gesellschaft, die uns die Räume so gastlich geöffnet hat, den gebührenden Dank im Herzen bewahren und vor allen Dingen auch noch dessen freundlichst gedenken, dass unser extemporirter Ball, wie er für die zahlreichen jüngeren Theilnehmer dieser Versammlung so zweckmässig angeordnet war, uns allen doch auch die schöne Gelegenheit geboten hat, die Flora dieser Stadt in frischen und schönen Exemplaren (allgemeine Heiterkeit) einmal zu Gesicht zu bekommen.

Was nun aber unser verehrtes Präsidium anlangt, so hat der werthe Prof. Forchhammer jetzt zum ersten Mal Gelegenheit gehabt, das, was er immer erstrebt hat, auch durch die That zu bewähren, nämlich die Versammlung zu fleissiger Arbeit anzuhalten, und dessen können wir uns rühmen: wir sind in Kiel nicht faul gewesen. Ihm gebührt mit seinem wackern Collegen, der uns soeben an die hohe Bedeutung

der Versammlung erinnert hat, unser herzlichster Dank auch dafür, dass sie vielen von uns, wo die *curta supellex* die Reise in die Ferne etwas erschwert hätte, überallhin sich bemüht haben eine Erleichterung auch in materieller Beziehung zu verschaffen. Wenn aber hier in dieser Stadt unter den grössten Schwierigkeiten — Sie werden das bald gemerkt haben — nach allen Seiten hin so befriedigend die Aufgaben, die schweren Aufgaben gelöst sind, dann, glaube ich, wird das Präsidium selbst mit mir darin übereinstimmen, dass unser Dank vor allem gebührt den zahlreichen Männern, die sich mit ihnen verbunden haben, hier die Sorgen ihnen zu erleichtern. Was mag der Wohnungs-Ausschuss hier wol für Mühe gehabt haben! Noch hat kein Mensch den Herren gedankt. Fest-Ausschuss, Redactions-Ausschuss, alle möglichen Ausschüsse haben sich mühen müssen, um uns hier alles bequem zu machen, und darum, meine Herren, gebührt ihnen unser herzlicher Dank!

Wir scheiden heute noch nicht in grosser Anzahl aus dieser freundlichen Stadt. Noch steht uns ein Genuss bevor, den ja nur eben die schönen Seen dieses Holsteiner Landes uns bieten können, aber wol sind wir zum letzten Male hier mit einander vereinigt, und darum fordere ich Sie auf sich zu erheben, um Ihren Dank dadurch auszusprechen an alle die, die sich für uns bemüht haben, die uns diese Tage zu so segensreichen und noch in der Erinnerung unvergesslichen gemacht, an alle Männer, die durch ihre Vorträge uns neu angeregt und unser Wissen gefördert haben. Und ich kenne nur Eine Art zu schliessen, das ist die, indem ich Sie auffordere zu einem dreifachen Hoch. Es lebe hoch die Stadt und Universität Kiel! (Hoch!) — Es lebe und gedeihe die Deutsche Marine! (Hoch!) — Es lebe und blühe und gedeihe immer mehr und mehr das Deutsche Vaterland! (Hoch!)

Verhandlungen der archäologischen Section.

Erste Sitzung am Dienstag dem 28. September.

Die archäologische Section constituirte sich am Dienstag dem 28. September und hielt an demselben Tage ihre erste Sitzung. Zum Vorsitzenden der Section wurde, auf Vorschlag des Herrn Präsidenten Prof. Dr. Forchhammer, Herr Prof. Dr. Overbeck mit Acclamation gewählt.

Als erster Gegenstand steht auf der Tagesordnung der Vortrag des Herrn Oberlehrer Dr. Schubring über „Akragas".

Wenn ich, gütiger Aufforderung gemäss, es unternehme, Ihre Aufmerksamkeit für eine halbe Stunde zu beanspruchen, so möchte ich Ihr Interesse auf die Geschichte und Topographie des alten Siciliens lenken, welches aus vielen Ursachen eine gründliche Beschäftigung verdient und bisher noch nicht nach allen Richtungen gebührend gewürdigt worden ist. Dass ich mir zum Gegenstand meines Vortrages gerade Akragas oder, wie es die Römer nannten, Agrigentum gewählt habe, geschah aus einem doppelten Grunde. Erstlich ist die Bedeutung desselben eine sehr grosse. Akragas war die zweite Stadt der mit blühenden griechischen Colonieen besetzten Insel Sicilien und Jahrhunderte lang eine der am weitesten nach Westen, gegen das Gebiet der barbarischen Phönizier vorgeschobnen Posten hellenischer Cultur; mit einer Bevölkerung, welche Diodor auf 200,000 Menschen, unter denen 20,000 Bürger, Laertius Diogenes aber, der wohl die Sklaven mit zählt, auf 800,000 Menschen angiebt, hat es sich zu einer Blüthe entwickelt, welche durch dreimalige Zerstörung kaum hat geknickt werden können. Die griechischen und römischen Dichter und Geschichtsschreiber schmücken diese Stadt mit den schönsten Beinamen; immer ist die Rede von dem grossen, reichen, glücklichen, prächtigen Akragas, und Pindar nennt sie die schönste der sterblichen Städte. In der Weltgeschichte ist Akragas durch seine Reibung mit den benachbarten Phöniziern und hinwiederum als Stützpunkt derselben in ihrem Kampfe mit den Römern wichtig; in der Politik sind die Wandlungen zwischen Tyrannis, Aristokratie und Demokratie interessant; vor allem aber muss es den Akragantinern nachgerühmt werden, dass sie den unglaublichen Reichthum, welchen sie aus dem Export sicilischer Früchte nach Afrika gewannen, anwendeten nicht nur zu ihrer sprichwörtlich gewordenen Gastfreundschaft, Wohlthätig-

keit und auch Schwelgerei auf der anderen Seite, sondern zu einer grossartigen Kunstthätigkeit und Anschaffung von Kunstwerken. Hier kommen in Betracht die gewaltigen Tempel, deren Zahl nach dreimaliger Vernichtung noch heute 12 beträgt, so dass unsre Stadt nächst Rom und Athen die zahlreichsten und bedeutendsten Ruinen aller klassischen Orte aufweist; ferner die durch Kunstwerth und Vollgewicht hervorragenden Münzen und endlich die aus Athen importirten Vasen, deren noch heute erhaltne Anzahl und Schönheit allein genügt, unser Interesse wach zu rufen. So verdient die Stadt, in welcher Phalaris hauste, welche den Emmeniden Theron, den Empedokles und Andere gebar, zweifelsohne Beachtung, und ich meine, dass wenn sie aus ihrer Lage so hohen Wohlstand zog, wenn die Festigkeit und stolze Sicherheit ihrer Felsen sie zum Zankapfel der Nationen machte, wenn ihre Reste für die Kunstgeschichte so hohe Bedeutung haben, wir berechtigt sind, ihren Grund und Boden, ihr Local und ihre Oertlichkeit näher zu untersuchen. Dazu sind wir jetzt — und das ist der zweite Grund der Wahl meines Themas — genügend in Stand gesetzt durch 2 genaue Karten, die ich Ihnen hiermit vorzulegen die Ehre habe. Die eine, welche die Umgegend von Girgenti darstellt, ist das Bruchstück einer Karte des italienischen Generalstabes, welcher die ganze Insel im Massstab von 1 : 50,000 aufgenommen und, ohne sein Werk zu publicieren, mir ein Exemplar gütig überlassen hat. Die andere ist ein ebenfalls unedirter Grundriss des Terrains der alten Stadt im Massstab von 1 : 10,000, zu dessen Aufnahme die italienischen Offiziere beim Anblick der imposanten Tempel bewogen wurden, und den sie auf meinen Wunsch vervollständigten. Erst dadurch ist es möglich geworden, ein genaues Bild der örtlichen Eigenthümlichkeiten von Akragas zu gewinnen, und da ich hier eine erschöpfende topographische Darstellung nicht geben kann, werde ich mich beschränken, einige neue Ideen und Entdeckungen, die ich mit diesen Hülfsmitteln an Ort und Stelle gemacht, Ihrem Urtheil zu unterbreiten.

In einem kostbaren Fragment schildert Polybius die Lage der Stadt folgendermassen: „Die Stadt der Akragantiner unterscheidet sich von den meisten Städten durch ihre Festigkeit, und besonders durch ihre Schönheit und Anlage. Denn sie ist erbaut 18 Stadien (d. i. noch nicht ½ Meile) weit vom Meere, so dass sie aller von der See kommenden Vortheile theilhaftig wird; ihr Mauerring ist durch Natur und Kunst ausgezeichnet sicher und fest. Denn die Umfassungsmauer ist erbaut auf einem ringsum abgerissenen und schroffen Felsen, der an einigen Stellen so gewachsen, an andern durch Menschenhand glatt geschnitten worden ist. Die Stadt ist von Flüssen umgeben, denn es fliesst neben ihrer südöstlichen Seite der der Stadt gleichnamige Fluss Akragas, auf der gegen Westen und Süd-Westen gewendeten aber der sogenannte Hypsas.“ Diese 3 Angaben über Hafen, Mauerring und Flüsse werden durch die heut sichtbaren oder fehlenden Reste auf das evidenteste bestätigt; sie geben daher auch sichere Fingerzeige für den Aufbau des Gebäudes topographischer Forschung, und wir wollen diese 3 Punkte nach einander kurz durchnehmen. So lernen wir denn erstlich, dass der Hafen der Akragantiner, welcher durch die ganze Geschichte der Stadt hindurch bestand, wie seine Erwähnung bei Strabo und Ptolemäus bezeugt, an der Mündung des vereinigten Flusses lag, und nicht, wie man glauben sollte, an der Stelle des heutigen Hafens, des Porto Empedocle. Denn dieser Ort ist in der That präcis 18 Stadien oder 3330 Meter von dem Marktplatze des alten Akragas entfernt, wo ja nach griechischer Satzung die von der See und vom Hafen kommenden Strassen zu münden pflegten. Fazello, der

Gründer sicilischer Alterthumsforschung im 16. Jahrhundert, sah dort sogar noch Blöcke, Reste, Ruinen von Hallen, Säulen und Dämmen, die jetzt verschwunden sind, während die dem Boden anvertrauten Gräber und Wasserleitungen heute noch existiren. Für die geringen Bedürfnisse antiker Seefahrt genügte das Flussbett, und der freilich den Südstürmen ausgesetzte Sandstrand. Heute steht dort das einsame Kloster S. Giuseppe. An dieser Stelle haben wir uns 6 Jahrhunderte hindurch das regste Schiffs- und Handelsleben zu denken. Hier wurden die Schiffe befrachtet, welche den Segen der sicilischen Fluren, Wein und Oel nach Karthago führten und dadurch unermesslichen Wohlstand, wie Diodor sagt, nach der Stadt Akragas brachten. Von hier führten die Akragantiner auch einen bedeutenden Handel mit dem dritten sicilischen Produkte, dem Getreide, nach Athen, wie zwar aus keinem Schriftsteller, wohl aber aus den Münzverhältnissen zu entnehmen ist. Denn nach einem höchst lehrreichen Artikel des jungen bedeutenden Professors der Archäologie in Palermo Antonino Salinas in der *Revue numismatique* schlug Akragas zuerst Münzen äginätischer Währung und ging nach ungefähr ½ Jahrhundert zum attischen Fusse über. Bedenkt man nun, dass im ganzen Umfang des mittelländischen Meeres es ausser den drei chalkidischen Colonien in Sicilien Zankle, Himera und Naxos keine einzige hellenische Stadt gab, welche den äginätischen Fuss mit dem attischen vertauscht hat, und dass der attische im Osten gar keine Verbreitung hatte, wo er aber im Westen vorkam, immer einer Stadt von Anfang an eigen war, so können wir nicht umhin, die lebhaftesten Handelsverbindungen mit Athen zu constatiren, und ich denke, dass die Fahrzeuge, welche das Korn nach Athen führten, von dort hauptsächlich bemaltes Thongeschirr mitgebracht haben. — Neben diesen Handelsvortheilen zog die Stadt Akragas auch von dem Fischfang, wohl besonders von Thunfischen, bedeutenden Nutzen, und es sind wiederum die Münzen, welche durch ihre in ununterbrochner Reihenfolge vorkommenden Embleme, den Seekrebs, der öfter mit einem Aal oder einer Schlange verbunden ist, den Delphin, die Seeungeheuer, wie die pistrix oder die Scylla mit Hunden und Wölfen oder einem Fisch im Maule, die gefrässigen Raubfische, die Seepferde, Thunfische und kleineren Seefische, die Meerzwiebel, Purpurschnecken, Polypen, Tritonen, welche auf einer Muschelschale oder Trompetenschnecke blasen, — ich sage, mit diesen Emblemen zeigen die Münzen, wie sehr man dem Fischfang, der Seeschifffahrt und in Folge dessen der Verehrung des Poseidon oblag. In dieser Weise gewinnen wir ein Bild des Treibens der Akragantiner am Meere und verstehen so die Worte des Polybius, dass die Stadt wegen ihrer geringen Entfernung von der See alle Vortheile dieser Lage sich aneignete, — während sie, setzen wir hinzu, die Gefahren der unmittelbaren Nähe der See vermied.

Aus der zweiten Angabe des Historikers erfahren wir, dass das ganze Stadtgebiet von den beiden Flüssen Akragas und Hypsas umflossen war. Da er in der klarsten Weise den Akragas als den östlichen, den Hypsas als den westlichen bezeichnet, so erkennen wir leicht, dass der Akragas dem heutigen S. Biagio, der Hypsas dem heutigen Drago entspricht. Beide heissen aber nach ihrer Vereinigung, wie aus Ptolemäus hervorgeht, Hypsas. Dieses Resultat müssen wir aufrecht erhalten gegen die Phantasien vieler, selbst einheimischer Forscher, welche aus ganz schlechten Gründen oder aus reiner Willkür, oder nur um etwas Neues zu sagen, die Verhältnisse verwirrt und auch den viele Meilen weiter östlich fliessenden Fluss Naro mit hineingezogen haben. Einer der beiden Flüsse, behauptet man, sei erst aus den Belagerungsgräben der Karthager und Römer entstanden, und habe vorher eine

andre Richtung gehabt. Dagegen zeigen uns doch die Höhen-Curven der Generalstabskarte auf das klarste, dass, so weit Menschenaugen sehen, seit unvordenklichen Zeiten dieselben Flussbetten wie heute existirt haben. Nur ein Gegengrund scheint erheblich zu sein, auf den wir eingehen, um ihn zu widerlegen. Man wollte nämlich den dritten Fluss Naro deswegen mit hineinziehen, um die scheinbar bei Plutarch erwähnte Neapolis oder Neustadt von Akragas mit in das Flussgebiet einzuschliessen; diese setzte man aber auf einem der Hügel östlich vom Akragas oder S. Biagio an. Diese Idee ist aus innern wie äussern Gründen unhaltbar. Die Zeit, in welcher dieser Neapolis Erwähnung geschieht, ist diejenige Dions, also 350 a. Chr. Nun war Akragas durch die Karthager im Jahre 406 verwüstet, verbrannt und zerstört, wird in der folgenden Zeit kaum erwähnt und war so verödet, dass Timoleon nach seinem grossen Siege über die Punier am Krimisos 340 mit Eleaten aus Unteritalien eine Neugründung 338 vornahm und als ein zweiter Oikist mit heroischen Ehren geehrt wurde. Hieraus erhellt, dass in der Zwischenzeit kaum das schon an sich ausgedehnte Local der eigentlichen Stadt bewohnt war, geschweige denn, dass man zur Bildung einer Neapolis geschritten wäre. Aber auch ausser diesem inneren Grunde sind positive äussere vorhanden. Die Worte Plutarchs lauten: Φάρακος πρὸς Νέᾳ πόλει τῆς Ἀκραγαντίνης στρατοπεδεύοντος. Pharax war ein von Dionysios II, der in Syrakus von Dion belagert wurde, geworbener Söldner-Häuptling aus Sparta. Wenn der Ort seines Lagers eine Neustadt von Akragas gewesen wäre, müssten die Worte lauten erstlich mit Artikel πρὸς τῇ νεαπόλει und zweitens nicht τῆς Ἀκραγαντίνης, sondern τοῦ Ἀκράγαντος, so dass es hiesse Φάρακος πρὸς τῇ νεαπόλει τοῦ Ἀκράγαντος στρατοπεδεύοντος; wie die Stelle aber jetzt dasteht, kann sie nur bedeuten: P h a r a x l a g e r t e b e i d e r S t a d t N e a i m A k r a g a n t i n e r - L a n d e. Ferner heisst es dann, Dion kam von Syrakus, liess sich von Pharax schlagen und ritt dann in Einer Nacht 700 Stadien nach Syrakus zurück. Wenn wir auch von der Einen Nacht absehen, so ist Akragas oder seine Neustadt nicht 700 Stadien von Syrakus entfernt, sondern in directer Linie mit dem Zirkel 98 röm. Millien oder 784 Stadien, auf der Strasse durchs Binnenland aber nach den Angaben des Itinerars 110 Mill. oder 880 Stadien, und auf der Küstenstrasse gar 137 Mill. oder 1096 Stadien; daher kann auch aus diesem Grunde das Lager des Pharax und die Schlacht nicht bei Akragas oder seiner Neustadt gewesen sein, sondern vielmehr bei der übrigens sonst unbekannten Stadt Nea im Akragantinischen Gebiet, welche somit 180 Stadien östlich von Akragas lag.

Da es nach diesen Beweisen eine Neustadt von Akragas nicht gab, konnten sich begreiflicher Weise auch keine Spuren vorfinden, wie behauptet; trotz meiner gegentheiligen Ueberzeugung habe ich auf allen in Betracht kommenden Orten gewissenhaft, aber vergeblich danach gesucht; so behält also Polybius vollkommen Recht und der ganze Stadtcomplex lag innerhalb der beiden Flüsse S. Biagio und Drago.

Auch hier trifft d r i t t e n s die Beschreibung der M a u e r durch unseren trefflichen Geschichtsschreiber in allen Punkten zu. Da erhebt sich eine gewaltige Felsplatte aus Muschelkalk mit steilen meist senkrechten Wänden hoch über den beiden Flussthälern im Osten, Westen und Süden, während im Norden ein anderes tiefes Seitenthal läuft. Es ist keine Hochebene, sondern ein vielfach gegliedertes, thaldurchfurchtes Bergland, eine fast unübersichtliche Masse von Kuppen, Hügeln, Abhängen, Schluchten, Thälern und Senkungen.

Nur ein geographisches Gesetz ist klar, welches dieser Mannichfaltigkeit zu Grunde liegt, sie zusammenschliesst und ihr Einheit giebt: nämlich die Bergmasse ist im Norden und Nord-Ost am höchsten und dacht sich, von 2 Spitzen, der heutigen Cathedrale und der Rupe Atenea, anhebend allmählich gegen Süd-Westen ab, gegen das Thal des Hypsas. Die beiden angegebenen Kuppen haben die Höhe von 330 und 340 Meter; der Rand über dem Flussthale ist dagegen nur 40—60 Meter hoch, die Abdachung beträgt also nahezu 300 Meter und erstreckt sich in gerader Durchschnittslinie 2430 Meter oder $^1/_3$ deutsche Meile weit. Der niedrigste Punkt ist in der Süd-West-Ecke, wo die Felsen auseinander gerissen sind und sich gegen den Fluss öffnen. Dies ist der allgemeine Charakter des Terrains. Es ist nun an und für sich klar und entspricht dem Texte des Polybius, dass die Stadt die ganze Felsenplatte einnehmen musste und auch von Anfang an einnahm, und dass deswegen die Umfassungsmauer auf dem Rande des Felsens umlief. Dies besagen denn auch die Ruinen der Mauer, die ich zum ersten Male ringsum verfolgt und aufgefunden habe, und die bis auf geringe Unterbrechungen überall in ihren Fundamenten sichtbar sind. Ausserdem finden sich auch viele Spuren der Abschroffung des Felsens und es ist somit der Meinung derjenigen entgegenzutreten, welche die Worte des Polybius nicht verstehend, eine Mauer nur da statuiren wollen, wo der Fels in seiner natürlichen Uneinnehmbarkeit nicht ausgereicht habe. Vielmehr war es so, dass der Fels entweder von Natur schroff war oder künstlich abgeschrofft wurde, die Mauer aber überall herumgeführt ward. Nur im Nord-Ost, in der Gegend der Rupe Atenea, ist zu zweifeln, ob es überhaupt eine Mauer gab.

Wenn ich das Befestigungssystem noch mit wenig Worten andeuten darf, so lag im Norden die Burg oder Akropolis mit zwei Thoren, über die ich sogleich weiter handeln werde. Sonst gab es in der eigentlichen Stadt 3 Thore, im Osten, Süden und Westen. Das östliche Thor oder das Thor von Gela befindet sich in der südlicheren der beiden Thalöffnungen auf der Ostseite, und ist in seiner Felsfügung mit seinen Grabepitaphien recht wohl erhalten. Auf diesem Wege verliess im Jahre 406 die ganze Einwohnerschaft in der Nacht weinend die Stadt ihrer Väter, die sie dem belagernden karthagischen Heere ohne Schwertstreich überliess und 262 schlich sich der eingeschlossene Hamilkar ebenfalls unangefochten zu diesem Thore hinaus. Das südliche Thor oder das Seethor ist in den schönen Felsrand tief eingeschnitten und gleichfalls mit Gräbern besetzt. Hier kam die Strasse vom Emporium herauf; hier stürmte im Jahre 262 das römische Heer an, ohne indessen die unbezwingliche Stadt zu erobern, welche nie mit Waffengewalt, immer durch Hunger und Verrath eingenommen ist; und noch später 210 war es dieses Thor, welches der numidische Reiterhäuptling Mutines, vom karthagischen Oberbefehlshaber Hanno beleidigt, den Römern verrätherischer Weise öffnete. Die Südseite ist von einer Reihe herrlicher Tempel besetzt, die in einer langen Flucht sich erheben; so führten denn zu beiden Seiten des Hafenthors zu den einzelnen Tempeln kleinere Wege aus der südlichen Ebene durch kleinere Thore hinauf, welche ich zuerst glaube bemerkt zu haben. Das sind die Thore an den sogenannten Tempeln der Here, des Herakles, der Dioskuren. Auf der Westseite liegt endlich das Thor von Herakleia, mit seinen mächtigen Thorgebäuden sehr gut erhalten, am Ausgange eines kleinen Thales, welches sich zum Hypsasfluss hinabsenkt, und zwar gegen griechische Sitte vorn an der Mündung desselben. Dieses Thor und die angrenzenden Mauern und Thürme hatten die Haupt-

angriffe der belagernden Feinde zweimal auszuhalten, die der Karthager 406 und die der Römer 262, widerstanden aber jeglichem Anprall. — Der von hier aus im Nord-West der ganzen Stadt nach der Burg sich hinaufziehende Theil der Mauer ist der einzige, der sich weder aus dem Texte des Schriftstellers, noch aus der Naturbeschaffenheit errathen lässt und von dem leider auch alle Spuren fehlen. Aus Gründen, die ich hier unterdrücke, um nicht zu weitläufig zu werden, ziehe ich dieses letzte Stück des Befestigungsringes nicht, wie man nach der Bodengestaltung erwarten sollte, am Rande über dem Flussthale und dann an der Chaussee nach dem westlichen Thor des heutigen Girgenti, sondern weiter innen, weiter östlich, so dass sowohl der Colle dell' Annunziata, welcher die eigentliche Nekropolis darstellt, ausserhalb der Stadt zu denken ist, als auch der Anschluss an die Akropolismauer weiter östlich stattgefunden hätte, nämlich bei der Kirche Carmine. Die grossartigen Fundamente im Thale delle Capoline, welche gewöhnlich ponte de' morti genannt und für eine Brücke erklärt werden, auf der man zur Nekropolis gegangen wäre, halte ich für Reste der Substructionen der Befestigungsmauer.

Nachdem wir so die 3 von Polybius angegebenen Punkte erläutert, für richtig befunden und mit den Ruinen und Resten in Einklang gesetzt haben, und indem wir damit einen Ueberblick über die Lage und Bedeutung des Hafens, über den Ort und die Terraingestaltung des Stadtcomplexes und über die festen Mauern der Stadt gewonnen haben, gehen wir dazu über, die innere Gliederung der Stadt zu prüfen, wieder an der Hand des Polybius. Denn der Historiker führt folgendermaassen fort: „Die Akropolis liegt über der Stadt gegen den sommerlichen Sonnenaufgang hin (d. h. gegen Nord-Ost) und wird gegen aussen (d. h. gegen Norden) von einer unzugänglichen Schlucht umfasst, gegen innen aber hat sie nur einen Zugang von der Stadt her. Auf dem Gipfel ist das Heiligthum der Athene gegründet und des Atabyrischen Zeus; denn da Akragas von den Rhodiern kolonisirt ist, so hat dieser Gott natürlich denselben Beinamen wie bei den Rhodiern.“ Darüber ist nun Folgendes zu sagen.

Unsere Felsplatte ist, wie oben bemerkt, im Norden am erhabensten und hat jene beiden Kuppen: die Cathedrale im Norden oder genauer im Nordwesten, und den Berg der sogenannten Rupe Atenea im Nordosten. Um die Cathedrale herum liegt jetzt die kleine moderne Stadt Girgenti, die Rupe Atenea ist eine steil sich absenkende Fläche, welche nicht nur nicht bewohnt, sondern so abschüssig ist, dass sie nicht einmal Fruchterde halten kann, und daher nicht zum Ackerbau, sondern nur zur Weide geeignet ist. Beide Hügel sind geschieden durch eine Einsenkung, genannt Porta di Ponte.

Nach Polybius wäre nun die Rupe Atenea (Nord-Ost) die Akropolis, und auf ihrem höchsten Felsknopf hätte der Athenen- und Zeustempel gestanden. So haben denn auch die Forscher angenommen, und von ihnen stammt der Name Rupe Atenea, direct aus dem Diodor entnommen, welcher einen Athenenhügel, λόφος Ἀθηναῖος, über der Stadt kennt, ohne freilich zu sagen, dass er damit die Burg oder Akropolis meine.

Diese Ansicht unterliegt aber schweren Bedenken, denn sie lässt sich mit der Bodennatur nicht vereinigen. Der Felsknopf der Rupe Atenea ist nicht grösser als ein grosses Zimmer, folglich kann er den Athenentempel nicht getragen haben. Der übrige Berg aber ist so geneigt und steil, dass Baugründungen auf ihm nicht stattgefunden haben, dass wir die Akropolis unmöglich uns dort denken können. Ferner widerspricht

unserer Ueberzeugung die Annahme, dass der Zeus Atabyrios, welcher nichts ist als ein phönicischer Moloch oder Baal, in einem und demselben Tempel mit der Athene, welche wohl die Lindische war, verehrt worden wäre. Es gestatten die Worte des Schriftstellers: ἐπὶ τῆς κορυφῆς Ἀθηνᾶς ἱερὸν ἔκτισται καὶ Διὸς Ἀταβυρίου sehr wohl, zwei verschiedene Tempel beider Gottheiten anzunehmen, das Wort ἱερόν ist einfach noch einmal zu ergänzen. Konnte nun aber nicht einmal ein Tempel auf der Rupe Atenea stehen, so war es für zwei noch weniger möglich. Endlich kommt bei Polyaen noch ein dritter Tempel, nämlich der des Zeus Polieus, auf der Akropolis vor und die Schwierigkeiten wachsen immer mehr. Serradifalco in seinem grossen Werke *Antichità di Sicilia* fühlte dieselben und suchte ihnen wenigstens theilweise abzuhelfen. Er dehnte den Begriff der Akropolis auf die ganze nördliche Gegend aus, schloss also die heutige Stadt mit ein, und während er die zwei Tempel oder den Einen Tempel des Zeus Atabyrios und der Athene auf der Rupe Atenea ansetzte, glaubte er in den Ruinen desjenigen griechischen Tempels, der noch heute in der modernen Stadt existirt, das Haus des Zeus Polieus zu erkennen. Gleichwohl konnte er auf der Rupe Atenea nicht die geringsten Spuren oder Reste auffinden — so viel er auch darnach grub. Meine Ansicht geht nun dahin, dass entweder Polybius sich geirrt hat, oder dass im Texte zu corrigiren ist aus κατὰ τὰς θερινὰς ἀνατολάς d. h. Nordosten κατὰ τὰς θερινὰς δύσεις d. h. Nordwesten. Denn es ist jeder Gedanke an die Rupe Atenea auszuschliessen: die Akropolis lag vielmehr da, wo die heutige Stadt liegt, im Nordwesten. Meine Gründe sind die eben beigebrachten, und scheinen so evident, dass ich sie nicht weiter ausführe; ich appellire an das Urtheil eines Jeden, der die Oertlichkeit mit eigenen Augen sieht.

Entwerfen wir uns ein Bild von der Akropolis, welche die Namen Atabyron und λόφος Ἀθηναῖος führte, so war sie also gegen Norden durch eine gähnende Schlucht geschützt, sie hatte aber nichtsdestoweniger auch gegen die Nordseite ihre Mauer, welche zugleich Stadtmauer war. Ausserdem war sie gegen die eigentliche Stadt durch besondere Befestigungen auf der Südseite getrennt und hatte nach der Stadt nur Einen Ausgang, nämlich im Osten, in jener Einsenkung Porta di Ponte. Das eigentliche Burgthor, durch welches man nach aussen gelangte, war auf der Westseite; das war es, durch welches der letzte karthagische Feldherr, der Sicilien betreten hat, Hamilkar, im Jahre 210 entfloh. Sonst ist diese feste Burg auf ihrem gewaltigen Felsen in allen Zeiten der Hort der Belagerten gewesen. Wenden wir nun unsere Blicke nach den Heiligthümern, so scheint es mir einfach und unanfechtbar, dass die beiden oben angeführten Zeus nicht zwei verschiedene Gottheiten in zwei verschiedenen Tempeln waren, sondern ein und derselbe Gott mit Einem Tempel. Akragas, die Tochterstadt von Gela und Enkelin von Rhodos, hat von dorther den Cultus des Atabyrischen Zeus mitgebracht und dieser war selbstverständlich der Zeus Polieus von Akragas, der stadthütende, von Alters her ererbte Schutzgott. Sein Tempel, von Phalaris gleich nach der Gründung von Akragas gebaut, stand, wie schon der Name des Gottes zeigt (Atabyrios von Tabor „der Berg") und gemäss der Würde des Stadtschirmers oben auf dem Gipfel und zwar an der Stelle der heutigen Cathedrale, welche sicheren Nachrichten zufolge auf antiken Fundamenten steht. Ja ich möchte die aus dem Boden ragenden Blöcke für die Fundamente selbst halten. In diesem Tempel befand sich auch der berühmte Stier des Phalaris, nicht ein Marterwerkzeug grausamer Tyrannen, sondern, wie Böttichers Scharfblick erkannt hat, ein Religionsinstrument, ein feuriger Stiermoloch, dem Menschenopfer

gebracht wurden. Wenig unterhalb dieses Heiligthums sind in der Kirche S. Maria de' Greci die Reste eines griechischen Tempels versteckt, welcher nun natürlicher und klarer Weise der Athene zuzuertheilen ist. Das ist eben derjenige, welchen Serradifalco als dem Dienste des Zeus Polieus gewidmet betrachtet. — So viel über die Akropolis. Südlich und unterhalb derselben breitete sich die eigentliche Stadt aus. Das ganze Terrain zwischen den Mauern war, wie die zahlreichen Reste bezeugen, bewohnt, mit Ausnahme der Südabhänge der Burg und der Rupe Atenea. Westlich aussen vor der Stadt war der eigentliche Nekropolenhügel; doch finden sich auch sonst zahlreiche Grab- und Todtenfelder, besonders im ganzen Umkreise an der Ringmauer entlang. Auch im Innern ist der Südabhang der Burg mit loculi besetzt. Fragen wir endlich noch nach dem Marktplatze, welcher der Mittelpunkt des politischen und städtischen Lebens war, so glaube ich die Agora nicht mit Unrecht in dem Thale südlich von S. Niccola ansetzen zu dürfen. Dieses liegt in der Mitte der Stadt, wie eine Stelle bei Livius verlangt, ist gegen alle drei Thore und von dort kommenden Strassen wohl orientiert, und entspricht allen Anforderungen, die man an einen griechischen Markt stellte. Dort sind die Ruinen ganz besonders zahlreich und dicht, und es münden hier viele Arme der grossen Wasserleitungen. Oestlich davon oben auf dem Hügel befand sich meiner Ansicht nach der Ort der Volksversammlungen, welchen man im dorischen Sicilien Haliakter zu nennen pflegte.

So haben wir uns, den Polybius in der Hand, eine Vorstellung von der Akropolis und der inneren Gliederung der eigentlichen Stadt gemacht, und es bliebe nun noch übrig, einen Augenblick bei den noch erhaltenen Denkmälern zu verweilen. Es sind dies die berühmten zwölf Tempel, die andern Ruinen, die Gräber, die Inschriften, Vasen und Münzen. Die erstern erwähnt wiederum Polybius in dem letzten Theile seiner Beschreibung mit folgenden Worten: „Auch in allen übrigen Punkten ist die Stadt herrlich geschmückt mit Tempeln und Hallen. Der Tempel des olympischen Zeus ist nicht vollendet worden, steht aber an Plan und Grösse keinem griechischen Tempel nach".

Es kann hier meine Absicht nicht sein, auf alle diese meist bekannten Denkmäler einzugehen. Aber Sie gestatten mir vielleicht, zum Schluss noch mit wenig Worten von einem Denkmal Bericht zu erstatten, welches ich in seinem System und Organismus wenigstens annähernd zuerst glaube aufgefunden zu haben, das sind die Wasserleitungen oder Phäaken.

Diodor sagt über die öffentlichen Werke Therons: „Die in der Schlacht bei Himera erbeuteten karthagischen Gefangenen mussten Steine hauen, aus welchen nicht nur die grössten Göttertempel gebaut wurden, sondern es wurden auch für den Abfluss der Wasser aus der Stadt unterirdische Kanäle hergestellt, so gross, dass das Werk wohl merkwürdig war, obwohl es wegen seiner Geringfügigkeit verachtet wurde. Die Kanäle führten von dem Architekten Phaiax den Namen Phäaken. Es construirten die Akragantiner auch einen kostbaren Schwimmteich, Kolymbetra, ausserhalb der Stadt im Umkreise von 7 Stadien, an Tiefe 20 Fuss, der mit Fluss- und Quellengewässer gefüllt wurde und in dem seltene und kostbare Fische, Schwäne und Geflügel gezüchtet wurden. Später verfiel diese Anlage". — Der Ausdruck Diodors ist unklar, man stellt sich nach demselben eher Cloaken als Aquaeducte vor, doch waren in einer wasserlosen Stadt die Wasserleitungen durchaus Hauptsache, und Cloaken durchaus Nebensache; auch ist eine

Verbindung von Cloaken mit dem Fischteich undenkbar. Ob daher das von Diodor erwähnte Werk mit dem, was ich jetzt kurz schildern will, identisch sei, ist immer noch nicht klar. Meine Beobachtungen haben die Thatsache festgestellt, dass die quellenlose Stadt durch mächtige unterirdische, in den Fels gehauene Aquäducte mit Trinkwasser versehen worden ist. Diese Leitungen kamen von Norden, erreichten an der Rupe Atenea die Stadt, verbreiteten sich in einem Netz durch dieselbe und mündeten sämmtlich in dem kleinen, oben erwähnten Thal auf der Südwestecke, welches sich zum Fluss öffnet. Dieses Thal an der Grenze der Stadt stellte nun aber nach meiner Ueberzeugung wirklich jenen Schwimm- oder Fischteich vor. Denn hier münden unzählige Felsgänge und Wasserschachte und die von Diodor angegebenen Maasse stimmen auf das genaueste, wenn wir die Felswände uns bis zum Fluss durch mächtige Dämme fortgesetzt und auch vorn am Fluss durch eine Querwand mit Schleusen uns den Raum abgeschlossen denken. Spuren sind ausser den getriebenen Tunnels keine mehr da, was auch nicht wunderbar ist, wenn wir bedenken, dass das Werk schon vor 2000 Jahren nicht mehr existirte.

So wäre also der Fischteich gefunden. Dass aber das eben berührte Wasserleitungssystem nicht meiner Einbildung entsprungen ist, sondern wirklich existirt, mag Folgendes bezeugen. Bis vor Kurzem versorgte sich das heutige Girgenti mit Wasser aus der sogenannten Quelle Bonamorrone unfern S. Niccola, und Abends und Morgens sah man die mit Amphoren beladenen Thiere zahlreich sich daselbst versammeln. Auf meine Anfrage erklärte der Brunnenmeister von Girgenti, dass das keine Quelle, sondern eine alte Leitung sei. Nach Ueberwindung vieler Schwierigkeit bewog ich ihn, mit mir in einen der alten Schachte (*aestuaria, foramina, spiri, spiragli*) neben dem Quellhaus, der 18,40 Meter tief war, hineinzusteigen, um womöglich bis zur Quelle vorzudringen. Mit Proviant und Licht versehen machten wir uns unten auf den Weg und gingen zwei Stunden nach Norden immer bergan, fortwährend im Wasser tappend. Wo wir hineinstiegen, fand ich Schacht und Leitung mit schönen Werkquadern gemauert, denn das Erdreich war Thon; der Aquäduct war 5' hoch und ungefähr $1^1/_2$' breit und an den Seitenwänden befanden sich viele Löcher, um die Lampen zu setzen. Unten waren zu beiden Seiten Schwellen und zwischen ihnen das eigentliche Canalbett. Dies war alles vorzüglich erhalten; als wir aber in die Felsenregion gelangten, waren die Schwellen verwittert und die Wände nicht mehr gerade. Meist waren diese zurechtgehauen und oben rund, aber an einigen Stellen waren natürliche Höhlungen benutzt, die sich bis zu ansehnlicher Höhe wölbten. Von Zeit zu Zeit sahen wir Luftschachte, die nicht zugeworfen waren und einen gewaltigen Wind verursachten, so dass unsere Lichter verlöschten, einer derselben war 100 Meter hoch. Dann galt es Wasserfälle zu erklettern und Steinhaufen zu übersteigen. Fortwährend mündeten in unsern Gang andere kleinere, besonders von rechts, die wieder aus verschiedenen zusammengesetzt waren, ich habe bis 30 gezählt, der unsrige aber war keineswegs eine gerade Linie, sondern drehte sich immer.

Die Schachte sieht man auch oben auf der Oberfläche der Rupe Atenea, doch ist es unmöglich, sie zu ordnen. Nach längerer Zeit wurde ich durch die Weigerung meines Führers, mich ferner zu begleiten, zur Umkehr gezwungen; er behauptete, nach 5 Stunden Wanderung gelange man zur Quelle, er selbst sei auf diesem Wege zu ihr vorgedrungen, doch wusste er den Ort nicht zu bezeichnen. Meine Ansicht ist, dass

wir, wie die Bussole zeigte, nach Nord und Nord-Ost gingen, die Rupe Atenea passirten und schon in das nördliche Thal hinausgelangt waren.

So ist es mir leider unmöglich, den Ursprung der Akragantinischen Aquäducte anzugeben, aber ihre Existenz ist doch nun wohl ausser Zweifel. Später habe ich auf dem Terrain der Stadt alle Spuren, vorzüglich die Schachte, aufgesucht und in 9 grosse Linien zusammengelegt. Sie kommen alle von Norden und Nordosten und laufen, der Abdachung folgend, alle nach Süd-Westen in den Fischteich.

An vielen Punkten in der Stadt traten sie schon vorher aus dem Berg und sind dann in oberirdischen Canälen weiter geführt. Der Fischteich wurde aber ausserdem noch durch andere Gewässer gespeist, welche vom Monserrato oder Monte Toro herabkamen, über den Fluss Hypsas geführt und schliesslich noch einmal durch den Fels geleitet wurden. —

So wäre ich denn mit dem zu Ende, was ich mir vorgenommen hatte, Ihnen vorzutragen und danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und Nachsicht.

Vorsitzender Prof. Dr. Overbeck: Meine Herren! wir treten nun in die Discussion über diesen Vortrag ein.

Prof. Dr. Prien: Ich erlaube mir im Namen Aller unserm Herrn Collegen für seinen Vortrag bestens zu danken. Die Sätze, die er uns vorgetragen hat, sind wohl unserer Zustimmung sicher.

Die Akropolis von Akragas anlangend ist für Jeden, der alte Städte in Griechenland und Italien gesehen hat, schon der erste Anblick überzeugend, dass wo jetzt die Stadt liegt, die alte Akropolis gelegen habe. Der andre Raum ist so wenig strategisch, so wenig physisch gestaltet für die Befestigung einer Stadt, dass wir die Erbauung einer solchen dort geradezu unbegreiflich finden müssten, während da alles zutrifft, wo das heutige Girgenti liegt, dort auf der Höhe der Cathedrale.

Auch in Bezug auf die Wasserleitung hörte ich schon damals, als ich in Agrigent war, etwas ähnliches, aber eine Untersuchung nahm ich noch nicht vor. Es bezeugten mir die Leute, das Wasser käme weit her und sei durch eine künstliche Wasserleitung dorthin geschafft. Wir können dem Herrn Redner nur dankbar sein dafür, dass er sich die Mühe genommen hat es zu untersuchen. — Die zwei schönen Entdeckungen dürfen wol als erwiesen angesehen werden.

Präsident Prof. Dr. Forchhammer: Ich möchte in Beziehung auf die Frage nach der Akropolis darauf aufmerksam machen, dass in älterer Zeit der befestigte Theil einer Stadt schlechtweg πόλις hiess, und es scheint Brauch geworden zu sein, dass man im Gegensatz zu ἄστυ, zur untern Stadt, jenen Akropolis nannte. So heisst in Athen die Akropolis auch schlechthin πόλις. Auch irrt man sich sehr häufig, wenn man meint, dass eine Akropolis nothwendigerweise hoch liegen müsse, im Gegensatz zur unteren Stadt. Dies ist z. B. in Theben keineswegs der Fall, hier ist die Akropolis nicht höher gelegen als der übrige Stadttheil mit Ausnahme von Hypotheben; die ganzen übrigen Theile der Stadt, wo sich die Tempel, die sich an die Sage der Niobe und des Amphion knüpfen, befanden, liegt auf gleicher Höhe mit der Akropolis. Ich wiederhole: man hat jeden zuerst bewohnten und befestigten Theil einer Stadt ursprünglich πόλις genannt und später in Folge des weiteren Anbaues Akropolis, und so finde ich begreiflich, dass in Akragas ein grosser Theil der Stadt Akropolis geheissen hat, ohne dass man darum einen kleinen hohen Punkt für dieselbe aufsuchen müsste.

In Beziehung auf die Phäaken möchte ich sodann noch eine kurze Bemerkung mir erlauben. Ich denke nämlich: die Anlage der Phäaken ist wol älter, als wir ahnen; solche unterirdische Canäle sind in sehr alter Zeit nothwendig gewesen. Ich habe früher eine Beschreibung von der Wasserleitung Athens gegeben, in der mindestens ein paar Meilen weit das Wasser hergeschafft wurde, und ohne sie konnte die Stadt gar nicht existiren. Denn die Akropolis hatte gar kein Quellwasser, die Erechtheïs ist so gut wie nichts und jetzt gänzlich verschüttet und wahrscheinlich nie eine rechte Quelle gewesen, und die anderweitige Versorgung der Akropolis mit Wasser bestand und besteht bloss im Ansammeln von Regenwasser. Dagegen muss jener Canal vom Pentelikon her sehr alt gewesen sein; wann er angelegt, kann kein Mensch sagen; und auf Korfu geht ein unterirdischer Canal aus dem Gebirge unten durch den Tempel des Poseidon und ist noch heute sichtbar. Im dortigen Tempel ist eine Brunneneinfassung in Gestalt eines Altars; aus diesem unterirdischen Canale, von dem man nicht weiss, woher er kommt, schöpfte man seinen Wasserbedarf.

Ich glaube nicht, dass die unterirdischen Canäle vom Baumeister Phäax ihren Namen führen; sie sind gebaut zu Zeiten, wo man noch nicht in den Fall kam einen Architekten zu honoriren. Vielleicht ist auch schwierig nachzuweisen, dass in so früher Zeit ein Einzelner dergleichen erbaut habe. Es ist eine gewisse Naturnothwendigkeit, solche Wasserleitung gleich zu schaffen, wenn man eine Stadt bauen will. Ich will nur diesen Zweifel äussern, weil ich der Meinung bin, dass die Phäaken ein mythisches Volk sind und dass wir bei der Untersuchung dieser Frage beides combinieren müssen. Was das Volk der Phäaken ist, was man unter ihnen verstanden hat, darüber will ich mich hier nicht auslassen, allein mir scheint ganz sicher, dass sie bei der Erklärung der Phäaken, der unterirdischen Canäle in Akragas zu Grunde gelegt werden müssen. Ob ausser jenen Phäaken auf der Insel Kerkyra der Name Phäax als Menschenname noch sonst vorkommt, ist mir im Augenblick nicht gleich gegenwärtig.

Dr. Schubring: In Betreff der Akropolis habe ich zu erwidern, dass bei Polybios der Ausdruck ἄκρα steht, sodass ein Missverständniss für die Akropolis von Akragas wenigstens nicht möglich ist; und im Gegensatz dazu steht nachher ἡ κάτω πόλις.

Für das Alter der dortigen Wasserleitungen glaube ich eine Analogie in den syrakusanischen zu finden, die ich auch untersucht habe und wo sich mir ganz ähnliche Anlagen gezeigt haben, und die nach einer etwas verderbten Stelle des Servius aus der Zeit Gelons stammen. Was man, wie ich glaube, bei allen chronologischen Beurtheilungen dieser Art festzuhalten hat, ist, dass Wasserleitungen überhaupt und namentlich diese Art sicilischer Wasserleitungen als Werke des Luxus späterer Blüthezeit betrachtet werden müssen, so wenig ich leugne, dass die grossartigen Felsarbeiten, die sich in Sicilien überall finden, wol zum Theil auch früheren Völkern, den Siculern zugeschrieben werden können. Also die syrakusanischen Wasserleitungen sind vielleicht oder wahrscheinlich aus der Zeit Gelons, und wenn wir die Ueberlieferung des Diodor ins Auge fassen, so trifft es vielleicht zu, dass ich auch jene in Akragas in die Zeit Gelons versetzte.

Ich freue mich, über den Namen demselben Gedanken zu begegnen, denn auch meine Meinung war die, dass nicht die Phäaken von Phäax benannt sind, sondern Phäax erst von den Phäaken abgeleitet ist. Woher aber der Name Phäaken kommt, das ist fürs erste noch nicht festgestellt und da ziehen wir Ihre Conjectur sehr gern in Betracht. Jedenfalls

ist soviel sicher: die Phäaken sind ein merkwürdiges unterirdisches Werk, nach welchem der Baumeister Phäax als mythischer Repräsentant erdichtet wurde. Auch erinnere ich daran, dass der Sage nach die Phäaken aus Sicilien, aus der Gegend der benachbarten Stadt Gela nach Kerkyra gewandert sein sollen.

Hofrath Prof. Dr. Sauppe: Ich meine, Herr Prof. Dr. Forchhammer hat einen Grund angegeben, der nicht allein für Akragas von Bedeutung ist, sondern für den Städtebau überhaupt. Es ist richtig, dass eine solche frühere Stadtanlage, die späterhin den Namen änderte, nicht gerade sehr hoch gelegen zu haben braucht. Aber ich möchte doch gegen die Meinung Prof. Forchhammer's (es scheint mir sehr wichtig, über diese Frage treffenden Aufschluss zu erhalten) geltend machen, dass ohne Zweifel die ältesten Stadtanlagen, ich glaube fast sagen zu können ziemlich ohne Ausnahme, auf höher gelegenem Terrain angelegt worden sind, und dass also überall, wo einer solchen ältesten Stadtanlage eine spätere gegenüber trat, die nothwendigerweise aus Interessen des Handels, der Seefahrt, des grössern Verkehrs, der hinzugekommenen Menge angelegt wurde, diese niedriger lag als die frühere und so, wenn auch nur eine relative Verschiedenheit des Terrains vorhanden war, immer die ältere höher gelegen ist als die spätere. Insofern meine ich, dass wir nicht bloss aus einer Art von Uebertragung des Namens ἄκρα oder wie sonst die Bezeichnungen sind, die Sache erklären müssen, sondern vor allem auch daraus, dass überall die ältere Stadtanlage etwas höher gewesen ist als die spätere.

Präsident Prof. Dr. Forchhammer: Ich bin im allgemeinen damit einverstanden, nur dass hin und wieder, wie in Theben, eine Ausnahme zu machen ist. Ganz Theben liegt ja auf der Höhe und fällt gleich schroff ins Thal hinab. Auf diesen Höhen lagen die zwei Theile von Theben im Niveau, hier fliesst die Dirke, dort der Ismenos, auf dem zweiten Theile links ist die Καδμεία, die nach der Sage der älteste Stadttheil gewesen ist und rechts sind die Theile mit den Tempeln, die sich an die Niobiden anknüpfen. Die beiden Theile liegen gleich hoch; natürlich wo das Terrain nicht gerade so eben ist, sondern ein Unterschied zwischen Höhe und Tiefe statt hat, da liegt die πόλις auf einem höhern Theil. Das ist ganz gewiss: in den meisten Städten ist ein isolirter vorspringender Fels gewählt, wie z. B. in Troja, Athen und Korinth. – In Beziehung auf die Wasserleitungen erinnere ich noch an die von Kos, die Ross publiciert hat.

Prof. Dr. Prien: Girgenti ist ausserordentlich reich an archäologischen und namentlich architektonischen Beziehungen. Ich habe oft danach gesucht, ob Tempel da wären, wo die Säulen mit alter Stuckatur bedeckt sind. Bei fast allen Tempeln auf Sicilien ist der Stein äusserlich hässlich und wenig schön, oft aber hat sich die Färbung noch erhalten. In Girgenti stehen drei Säulen nahe beim Athene-Tempel, die oben antike Stuckatur zeigen. Ich bin mit grosser Mühe hinaufgeklettert und habe mich gewundert über die wundervolle Schönheit und Festigkeit dieser Stuckbekleidung, besonders waren die Hohlkehlen mit scharfen und schönen Schattenwürfen, wie sie selbst im Marmor gewiss nicht feiner gebildet werden können. Ich weiss nicht, ob sie jetzt noch erhalten sind, ich nahm Jemanden mit, der sich davon mit überzeugt hat.

Dr. Schubring: Die Säulen vom Dioskuren-Tempel sind wieder aufgerichtet von Cavallari, auch daran befindet sich Stuck, ich glaubte aber, er wäre

modern. Es giebt auch sonst noch Säulen und Säulentrommeln, wo alter Stuck erhalten ist.

Ein ungenannter Redner: Auch in Bezug auf das Wasser in Akragas möchte ich um eine nähere Angabe bitten, wie es denn eigentlich damit steht. Im allgemeinen glaube ich in Griechenland wahrgenommen zu haben, dass nicht gerade einzelne kleine Quellen benutzt sind, sondern vorzugsweise hoch gelegene Seen, um Wassermassen in die Stadt zu führen, die Jahrhunderte lang vorhalten sollten, wie es heut zu Tage noch geschieht.

Dr. Schubring: Wenn man auf der Akropolis von Akragas steht und nach Norden hinaussieht, wo die muthmasslichen Quellen der Aquäducte liegen, so sieht man ein unübersehbares Bergland, aber Seen sind, soweit ich mich erinnere, in der Nähe nicht vorhanden. Im Norden sind sonst noch einige von den Alten erwähnte merkwürdige Naturerscheinungen z. B. der Schlammvulkan Macaluba und ein Schwefelsee Bissana. Letztern konnte ich nicht auffinden und Seen befinden sich, wie gesagt, in dem möglichen Terrain, welches hier in Betracht käme, nicht. Ich habe meine Nachforschungen an viele gebildete Einwohner dirigirt, aber von keinem irgend welche befriedigende Beantwortung erhalten können, da niemand da ist, dem es von besonderem Interesse sein könnte die Quellen aufzufinden.

Präsident Prof. Dr. Forchhammer: Jeden Augenblick stösst in Griechenland die Frage auf, woher kommt das Wasser. Oft giebt es in der Nähe von griechischen Städten Seen, aber nirgend sind sie benutzt, um die Stadt mit Wasser zu versehen. So gehen am See von Pheneos am Rande herum Spuren von Wasserleitungen, aber das Wasser ist nicht aus dem See selbst geschöpft, sondern irgend wo anders her.

Man beobachtet allerdings auch in ganz Griechenland, dass wo man eine Quelle fand, man ihr entgegen arbeitete, bis man auf das Bassin oder eine reichere Masse von Wasser stiess. Ich will nicht behaupten, dass es im Innern des Berges dort ein grosses Bassin gab, aber es ist möglich, weil die Gebirge dort sehr zerklüftet und zerspalten sind, dass von Regen und Thau eine so grosse Menge Wasser hineindringen konnte, dass nicht alles abfloss.

Solche unterirdische Bäche oder Wasserbehälter trifft man in Griechenland überall an. Nicht bloss vom Regen, sondern auch vom Thau senkt sich die Nässe ins Gestein herein und sammelt sich in irgendwelchem Becken unter der Erde an. So ist namentlich bei Akrokorinth die Frage schwierig zu beantworten, woher kommt hier das Wasser. Die umliegenden Berge liegen nicht so hoch, dass man von ihnen her, aus einem höher gelegenen Wasserbassin, die Leitung des Wassers nach Akrokorinth annehmen könnte. Ich glaube, die ganze Sache erfordert noch eine nähere Untersuchung.

Etwas ähnliches haben wir bei den artesischen Brunnen auf Seeland, deren Wasser nach gewöhnlicher Annahme unter dem Meere fort aus Schweden herübergeleitet wird.

Director Dr. Engelhardt: Ich wollte nur einen Beleg geben für das, was Prof. Forchhammer supponirt. Danzig erhält jetzt eine Wasserleitung, zu der ein künstliches Bassin in einer Höhe über 200′ an einer Stelle angelegt ist, wo bis zum vorigen Jahre kein Wasser war. Ein Kunstverständiger wurde berufen, er liess dort Grabungen vornehmen und es kam so viel Wasser zum Vorschein, dass es in jenem künstlichen Bassin in bedeutender Höhe aufgefangen werden konnte. Das Wasser kann

jetzt bis in die 3. und 4. Etage hinaufgeleitet werden und die Wasserleitung giebt, wie mir versichert wurde, täglich 300,000 Cubikfuss Wasser her. Also von Seen ist auch bei Danzig nicht die Rede, es kam nur darauf an, die vorhandenen Quellen aufzufangen.

Vorsitzender Prof. Dr. Overbeck: Hiermit dürften wir wol die Discussion über diesen Gegenstand als geschlossen betrachten und ich ertheile Herrn Prof. Vischer das Wort zu einigen kurzen Mittheilungen.

Prof. Vischer aus Basel: Nur ein paar Worte. Gerade am letzten Tage vor meiner Abreise ist mir zufällig eine kleine Bronzestatuette zugegangen, die mich ausserordentlich interessirt und von der ich mir erlaube, Ihnen einige in grösster Eile und darum nicht vollendet angefertigte Photographien vorzulegen. Ich habe die Statuette von drei Seiten photographiren lassen, sie ist in natürlicher Grösse. Es ist ein Athlet, der als Sieger dargestellt wird, in der einen Hand die Palme, in der andern den Diskos. Den Kopf angesehen, ist es keine jugendliche Athletengestalt, sondern ein Porträtkopf, und zwar der eines römischen Kaisers. Weniger sieht man hier auf der Photographie als am Originale selbst eine gewisse Aehnlichkeit mit Nero. Namentlich fällt der dicke Hals und das Kinn auf, und denken wir daran, dass Nero in verschiedenen Agonen den Preis gewann, so liegt der Gedanke nahe, dass er hier als siegreicher Athlet dargestellt sein soll; nur ist es etwas auffallend, dass der Athlet einen Diskos trägt, mit dem Nero wol nichts wird zu schaffen gehabt haben. Ich mache Sie ferner aufmerksam auf die ganze Stellung dieser Statuette. Es ist eine kleine Restauration daran, nämlich das rechte Bein ist neu. Der Fuss und der obere Theil des Beines sind alt. Es ist also zwischen beide erst später etwas eingesetzt. Die Statuette ist so gebildet, dass rechts vorgeschritten wird, der Kopf aber ganz entschieden nach links steht: eine Stellung, die auf den ersten Blick an die des belvederischen Apoll erinnert. Es ist dies ein Moment, das auch mit Nero oder einem Kaiser jener Zeit sehr wol harmoniren würde. Ich wage nicht irgendwelche bestimmte Vermuthung aufzustellen. Die Hand, die die Palme trägt, hat grosse Aehnlichkeit mit der am Apollo Sauroktonos. Auffallend ist die Chlamys, die allerdings anders ist: hier liegt sie nicht auf der rechten Schulter mit einer Haftel befestigt, sondern auf der linken und fällt nur über den linken Arm herunter; aber die Art und Weise, wie sie auf dem linken Arm liegt, erinnert ebenfalls an jene Statue. Ich bemerke, dass die Statuette in der Nähe von Lyon gefunden sein soll vor nicht langer Zeit, und ich kann der Angabe ziemlich trauen, weil ich von dem nämlichen Manne Nachrichten bekommen habe, die sich nachher aus andrer Quelle bestätigt haben. Es würde mich sehr interessiren, wenn einer oder der andere der Herren, die mehr Erfahrung als ich haben, sich über den Gegenstand äussern würden. — Schliesslich erlaube ich mir noch Ihnen zur Ansicht einige Abdrücke von einer Gemme vorzulegen, welche den Kopf Alexanders des Grossen darstellt und die ich ebenfalls erst neulich bekommen habe.

Vorsitzender Prof. Dr. Overbeck: Da es schwierig sein möchte, gleich im Augenblicke etwas bestimmtes über diese Statuette zu äussern, so halte ich es für angemessen, die Discussion über diesen Punkt bis morgen zu verschieben, um uns vorher noch genauer über die Sache zu orientiren.

Herr Staatsrath Becker aus Dresden hat Ihnen noch eine Mittheilung zu machen.

Staatsrath Becker aus Dresden: Ueber eine aus Küstendji (dem alten Tomi) stammende Inschrift, welche Herr Dr. Cullen im August 1869 in dem in Constantinopel erscheinenden Journal „the Levant Herald" veröffentlicht, und deren Copie Herr Professor Dr. Th. Struve in Odessa mir vor einigen Tagen nach Dresden geschickt hat, schreibt mir Letzterer Folgendes: „Die 9 Zoll hohe und 6 Zoll breite Tafel wurde vor einem Jahr ungefähr auf der Südostseite der Stadt im Sande der Seeküste gefunden. Die auf ihr eingegrabene Inschrift mit kleinen, aber leserlichen Buchstaben, enthält 21 Zeilen."

1. IMP CAESAR VESPASIANVS AVGVSTVS
PONTIFEX MAXIMVS TRIBVNIC POTESTAT
VIII IMP XVIII P P CENSOR COS VII DESIGN VIII
NOMINA SPECVLATORVM QVI IN PRAETORIO
5. MEO MILITAVERVNT ITEM MILITVM QVI
IN COHORTIBVS NOVEM PRAETORIIS ET QVA
TVOR VRBANIS SVBIECI QVIBVS FORTITER
ET PIE MILITIA FVNCTIS IVS TRIBVO CONV
BI · DVMTAXAT CVM SINGVLIS ET PRIMIS
10. VXORIBVS VT ETIAMSI PEREGRINI IV
RIS FEMINAS M MATRIMONIO SVO IVNXE
RINT PROINDE LIBEROS TOLLANT AC SI EX
DVOBVS CIVIBVS ROMANIS NATOS
A D IIII NON DECEMBR
15. GALEONE TETTIENO PETRONIANO COS
M' FVLVIO GILLONE
COH · VI PR
L ENNIO L F TPO FEROCI AQVIS STATELLIS
DESCRIPTVM ET RECOGNITVM EX TABVLA
20. AENEA QVAE FIXA EST ROMAE IN CAPITOLIO
IN BASI IOVIS AFRICI

Die Tafel, jedenfalls eine bronzene, zeigt uns ein Militärdiplom des Kaisers Vespasian und scheint etwas grösser zu sein als die meisten der schon früher bekannten. Namentlich gilt dieses von der Höhe, welche in den grössten Tafeln nicht über 8 Zoll zu betragen pflegt; die Breite von 6 Zoll ist dagegen nicht ungewöhnlich. Auf die Grösse der Tafel und die kleinen Buchstaben ihrer Inschrift glaube ich ganz besonders aufmerksam machen zu müssen, weil Buchstaben kleinen Formates, die ganze Fläche der Tafel nicht ausfüllend, den nöthigen Raum für noch mehr Zeilen, wenn solche nöthig gewesen wären, übrig liessen. Da indessen Struve weder auf der einen, noch auf der andern Seite von einer längeren Inschrift oder von Spuren derselben etwas weiss, so darf man annehmen, dass unsere Tafel von Anfang an nur auf einer Seite beschrieben gewesen, und dass sie nie mehr als die uns vorliegenden 21 Zeilen enthalten habe (s. d. Nachschrift).

Unser Militär-Diplom, von welchem also die ganze Inschrift auf eine Seite der Tafel gebracht worden, ist für einen mit der Civität (v. 18 *TPO* = *Tromentina tribu*) bereits versehenen Praetorianer ausgestellt und erscheint hier in der für die Soldaten der praetorischen Cohorten gebräuchlichen, von der gewöhnlichen Formel abweichenden Fassung, wie eine solche uns nur noch in 4—5 ähnlichen Diplomen (siehe Zell Handbuch der röm. Epigraphik II S. 324 folg.) überkommen ist. Dasselbe unterscheidet sich ferner von anderen, ganz oder nur theilweise erhaltenen, noch dadurch, dass die Löcher zum Durchziehen des Drahts oder der Schnur in der Tafel vermisst zu werden scheinen, und dass die Namen der sieben Zeugen, welche in anderen Militär-Diplomen die Richtigkeit

der Urkunde bestätigen, **hier** ganz fehlen. Wir dürfen indess nicht glauben, dass die Tafel von jeher in der uns überkommenen Gestalt ein vollständiges Ganze gebildet habe, und dürfen die Abweichung von der sonst gebräuchlichen Fassung und Form nicht etwa dadurch erklären wollen, dass der Kaiser hier, wie in der Original-Urkunde, in der **ersten** Person (v. 4: *in praetorio meo*, v. 7: *subieci*, v. 8: *tribuo*) selbstsprechend eingeführt werde, und dass sein kaiserliches Wort nicht erst durch besondere Zeugen bestätigt zu werden brauche; letztere wären nur erforderlich, wenn die kaiserliche Bestimmung, insofern sie ein Referat Anderer sei, in der dritten Person, wie dies in den meisten uns erhaltenen Militär-Diplomen der Fall ist, mitgetheilt werde. Solch' eine Vermuthung erweist sich als unstatthaft, theils weil für die Soldaten der prätorischen Cohorten schon ein Paar Militär-Diplome vorliegen, in denen, ungeachtet des Gebrauches der ersten Person, die Zeugen doch angegeben werden, theils weil unsere Tafel grösser ist als die meisten, welche uns überkommen sind. Bei einer so grossen Tafel passte das ganze Rescript auf eine einzige Seite, und desshalb ist es, meiner Meinung nach, statt auf den **beiden** inneren Seiten, wie sonst gewöhnlich, wiederholt zu werden, **hier** auf die erste äussere Seite **allein** gebracht worden. Unsere Tafel ist nämlich nur der eine, und zwar der erste Theil eines Diptychons, auf dessen Aussenseite unsere Inschrift stand. Auf der zweiten Tafel, die verloren gegangen ist, war im **Innern** nicht bloss das hier gegebene kaiserliche Rescript verzeichnet, sondern auf der **Aussenseite** fanden sich auch noch die Namen der Zeugen. Letztere mussten schon wegen des in der Inschrift (v. 19) gebrauchten Wortes „*recognitum*" angegeben sein, um dem Documente die nöthige legale Kraft zu verleihen. Gegen einen so wesentlichen Bestandtheil der vollständigen Urkunde spräche freilich das Fehlen der Löcher für den Draht oder die Schnur, aber auf jene **scheinbare** Abwesenheit ist kein besonderes Gewicht zu legen, da Herr Dr. Cullen die Löcher leicht übersehen haben kann.

Das Verständniss der Inschrift bietet in der Hauptsache keine Schwierigkeit. Dieselbe vermehrt die Zahl der Militär-Diplome um ein neues, durch welches der Kaiser **Vespasianus** im Jahr 829 der Stadt oder 76 n. Ch. G. gewissen Personen unter den speculatores seines Hauptquartieres (praetorium), sowie unter den Soldaten der **neun** prätorischen Cohorten und der **vier** städtischen, weil sie ihm mit Muth und Treue gedient, das conubium mit Frauen *peregrini iuris* oder Nichtrömerinnen einräumt und den aus diesen Ehen entsprossenen Kindern die Rechte der Civität zugesteht. Die Originalurkunde des Kaisers Vespasian ist im schon genannten Jahre 76 n. Ch. am 2. December erlassen, und zwar zur Zeit der Amtsführung des Galeo Tettienus Petronianus und des Manius Fulvius Gillo, welche damals als *consules suffecti* fungirten. Das Diplom ist für einen Soldaten der sechsten prätorischen Cohorte, Namens Lucius Ennius Ferox, der zur tribus Tromentina gehörte und aus Aquae Statiellae stammte, und ist, mit specieller Beziehung auf den genannten Soldaten, eine vidimirte Copie vom Texte der ehernen Tafel, welche in Rom auf dem Capitol an der Basis der Bildsäule des Juppiter Africus angeheftet war.

Gehen wir jetzt in aller Kürze an die Einzelnheiten: V. 2. 3. ***tribuniciae potestatis octavum.*** Da der römische Senat, nach Tacitus (Hist. IV. 3) und nach den uns erhaltenen Münzen, dem zuerst in Alexandrien am ersten Juli zum Kaiser ausgerufenen Vespasianus noch vor dessen Rückkehr in die Hauptstadt schon im Jahre 822 der Stadt oder 69 n. Chr. G. die tribunicische Gewalt zuerkannte, so führt die uns hier

gegebene Zahl acht auf das Jahr 829 u. c. oder 76 n. Ch., in welchem Jahre Vespasianus, wie es in unserer Inschrift weiter heisst, zum siebenten Mal, und zwar mit seinem Sohne Titus zum fünften Mal, das Consulat bekleidete. Letzteres fiel Beiden auch in dem darauffolgenden Jahr 830 der Stadt oder 77 n. Ch. G. zu und rechtfertigt für Vespasian die weitere Angabe: *designatus octavum.*

V. 4. *nomina subieci.* Auf der in Rom auf dem Capitol befindlichen ehernen Originaltafel stand ein vollständiges Verzeichniss der vom Kaiser Vespasian durch die vorliegende Bestimmung mit conubium und Legitimation ihrer Kinder begnadigten Personen, unter welchen sich auch der Name des hier speciell berücksichtigten L. Ennius, Lucii filius, Ferox aus Aquae Statiellae in Ligurien befand.

V. 4. 5. *speculatorum, qui in praetorio meo militaverunt.* Die hier erwähnten speculatores sind von den gewöhnlichen, deren es in jeder Legion zehn, nämlich je einen in jeder Cohorte, gegeben zu haben scheint, und die als Couriere zur Beförderung militärischer Depeschen gebraucht wurden, zu unterscheiden und bezeichnen vielmehr in den prätorischen Cohorten diejenigen Soldaten, welche im Felde dem Kaiser in seinem Hauptquartiere als Leibwache dienten und von ihm insbesondere zu verschiedenen Dienstleistungen benutzt wurden.

V. 5—7 *item militum, qui in cohortibus novem praetoriis et quattuor urbanis (militaverunt).* Diese Worte lehren uns, dass die Vermuthung, als wenn Vespasian die unter Vitellius auf 16 Cohorten herangewachsene Zahl der Prätorianer bis auf zehn (zur Zeit des Dio Cassius bestehende) vermindert habe, eine nicht richtige sei, denn wir ersehen aus unserer Inschrift, dass es unter ihm, wie ursprünglich unter Augustus, auch nur neun prätorische Cohorten gegeben habe. Die Schreibart *quatuor* statt *quattuor* ist wohl dadurch zu erklären, dass man auf der Tafel das am Ende der sechsten Zeile stehende *T*, weil es weniger gut erhalten war, übersehen hat.

V. 9 *conubi.* Das Punctum hinter dem *i* ist für ein an anderen Stellen übersehenes Interpunctionszeichen zu halten und darf nicht für den Rest eines verwischten *I* gelten.

V. 11. Das unverständliche *M* lässt sich entweder dadurch erklären, dass es vor dem mit einem *M* beginnenden Worte *„matrimonio“* aus Nachlässigkeit zweimal geschrieben worden, oder ist, was wahrscheinlicher, für einen Irrthum des Abschreibers zu halten, welcher die Buchstaben *IN* für *M* genommen hat. Denn dass man nicht bloss *„aliquam secum matrimonio iungere“*, sondern auch *„aliquam secum in matrimonio iungere“* gesagt habe, zeigt uns sowohl Curtius (X. 3 §. 11: *ergo ipse Oxyartis Persae filiam mecum in matrimonio iunxi*), als ein Militär-Diplom des Kaisers Gordianus (*Boissieu inscriptions antiques de Lyon* p. 345: *etiam si peregrini iuris feminae in matrimonio suo iunxerint).*

V. 15. 16. *Galeone Tettieno Petroniano, Manio Fulvio Gillone consulibus.* Die hier genannten consules: Galeo Tettienus Petronianus und Manius Fulvius Gillo erscheinen in dem durch das siebente Consulat des Vespasianus und das fünfte des Titus bezeichneten Jahre 76 n. Ch. G. als *consules suffecti*, wie solche zur Zeit der Kaiser regelmässig alle zwei Monate (Becker Handbuch II. 3 p. 236) einzutreten pflegten und, statt der *consules ordinarii*, von welchen das ganze Jahr seinen Namen erhielt, die Consulargeschäfte besorgten. Die beiden hier genannten Männer sind, soviel ich weiss, nicht weiter bekannt und tragen überhaupt wenig gebräuchliche Namen. Zwar giebt uns

Th. Mommsen *(Inscript. reg. Neapolitani Latinae)* mehrfache Belege für die Namen Tettienus und Petronianus, welcher letztere auch in der Sammlung römischer Inschriften von Orelli und Henzen öfters vorkommt, aber die in jenen Inschriften genannten Personen geben keinen Aufschluss über den hier erwähnten Galeo Tettienus Petronianus. Für den Namen Galeo oder Caleo habe ich in den mir zu Gebote stehenden Büchern nicht einmal einen Beleg finden können. Was dagegen den zweiten Consul suffectus, den Manius Fulvius Gillo, anbelangt, so erwähnt Livius (XXX. 21) einen Legaten des Scipio Africanus, Namens Q. Fulvius Gillo, welcher ein Urahn des unsrigen gewesen sein kann.

V. 17. 18. *L. Ennio, Lucii filio, Feroci.* Bei dem möglichst vollständigen und zur Vermeidung jeder Verwechslung ganz genau angegebenen Namen des Beneficiarius, der zur sechsten prätorischen Cohorte gehörte und Lucius Ennius, ein Sohn des Lucius, Ferox, hiess, dienen die drei Buchstaben *TPO* vor dem cognomen *FEROCI* aller Wahrscheinlichkeit nach zur Bezeichnung irgend einer Tribus, als welche wohl nach der sehr geringen Aenderung des Buchstaben *P* in *R* die tribus Tromentina zu verstehen ist. Für die Abkürzung *TRO* statt Tromentina finden sich vielfache Belege in den Inschriftensammlungen von Orelli, Henzen und Mommsen, und unter denselben erinnere ich namentlich an eine Grabschrift bei Orelli (N. 4927), in welcher der Verstorbene *(L. VETTIO. L. F. ‖ OPTATO TRO. AQVIS ‖ STATIELLIS)* Lucius Vettius, ein Sohn des Lucius, Optatus gleichfalls durch *TRO* (tribu Tromentina), was ausnahmsweise nach dem cognomen Optatus steht, und durch Aquis Statiellis (aus Aquae Statiellae) näher bezeichnet wird.

V. 18. *Aquis Statiellis.* Diese Aquae, hier durch einen Schreibfehler Statellae statt Statiellae genannt, fanden sich im Gebiete der Statielli in Ligurien und waren ein von mehreren alten Schriftstellern erwähnter Badeort. Ihren alten Namen und Ruhm haben diese warmen Heilquellen, deren Wirkung denen von Aachen entsprechen soll, in dem zwischen Alessandria und Genua gelegenen Acqui bis auf den heutigen Tag erhalten.

V. 19—21. Der Schluss unserer Inschrift wiederholt sich in ziemlicher Uebereinstimmung in allen andern Militär-Diplomen und unterscheidet sich in den einzelnen hauptsächlich durch die genaue Angabe der verschiedenen Orte, an denen die betreffenden Originaldocumente der kaiserlichen Bestimmungen aufbewahrt wurden. So stand der Original-Text des vorliegenden Auszuges auf einer ehernen Tafel, welche in Rom auf dem Capitolium an der Basis der Statue des Juppiter Africus angeheftet war. Die Erwähnung dieses Juppiter Africus findet sich auch in einem anderen Militär-Diplome vom Kaiser Domitianus bei Arneth (zwölf römische Militär-Diplome p. 40), wo es heisst: *descriptum et recognitum ex tabula aenea, quae fixa est Romae in Capitolio in basi columnae, parte posteriore, quae est secundum Iovem Africum.*

Nachschrift. Bei meiner Rückreise von der Kieler Philologenversammlung nach Dresden besuchte ich in Berlin Herrn Professor Theodor Mommsen, welchem das hier besprochene Militär-Diplom des Kaisers Vespasianus nicht mehr unbekannt und neu war. Er besass bereits durch Herrn Dr. Kenner in Wien, der ganz neuerdings in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale (Augustheft 1869) jenes Diplom publicirt habe, eine photographische Copie desselben und hatte die Güte, diese mir zu zeigen. Hiernach muss ich zur Vervollständigung und Berichtigung des Obigen noch Folgendes hinzufügen:

1) Die Tafel ist auf beiden Seiten beschrieben; sie zeigt auf der Vorderseite der Länge nach die von mir mitgetheilte Inschrift in 21 Zeilen und wiederholt dieselbe auf der anderen Seite der Breite nach bis zum Worte *„feminas"* (inclusive) in der 11. Zeile; 2) die Tafel hat zum Durchziehen des Drahtes oder der Schnur vier Löcher, und zwar sieht man auf der Vorderseite zwei zwischen der 11. und 12. Zeile, und je eines nach den letzten Buchstaben der ersten und der letzten Zeile; 3) in der 6. Zeile ist als letzter Buchstabe ein *T* zu erkennen; 4) in der 11. Zeile fehlt ganz das *M* vor dem Worte *matrimonio"*.

Hiernach ist also unsere Tafel jedenfalls die erste Hälfte eines Diptychons; auf ihrer ersten Seite steht die ganze, von mir mitgetheilte Inschrift, von welcher auf der zweiten Seite der erste Theil (v. 1—11, bis zum Worte *„feminas"* einschliesslich) wiederholt wird; auf der anderen, der verloren gegangenen Tafel, folgte dann auf der einen, der dritten Seite die Fortsetzung und der Schluss unseres Rescriptes, während auf der entgegengesetzten, der vierten Seite endlich noch die Namen der Zeugen zu lesen waren.

Der Vorsitzende Prof. Dr. Overbeck schliesst hierauf die erste Sitzung der archäologischen Section.

Zweite Sitzung am Mittwoch dem 29. September.

Der Vorsitzende Prof. Dr. Overbeck eröffnet dieselbe und ertheilt dem Herrn Prof. Dr. Gädechens aus Jena das Wort zu seinem Vortrage über die Grazien.

Vortrag über die Grazien von Prof. Dr. Gädechens.

Die Aufforderung des hochlöblichen Präsidiums, vor Ihnen, hochgeehrte Versammlung, einen Vortrag zu halten, traf mich in ländlicher Ferien-Einsamkeit, entblösst von allen literarischen Hilfsmitteln an einem Orte, der kaum ein Werk der bildenden Kunst, geschweige denn ein Monument des classischen Alterthums aufzuweisen hatte, an welches ich meine Bemerkungen hätte anknüpfen können. Die Anmuth und die Reize aber, welche die gütige Natur über jenes stille Asyl mit freigebigen Händen ausgegossen, und die innige Zufriedenheit und selige Ruhe der Menschen lenkten meine Gedanken auf jene Gottheiten, denen die Griechen des Alterthums alles Anmuthige und Liebliche, was Natur und Leben ihnen boten, so gerne dankten, auf die Chariten; und um so mehr blieben meine Gedanken an ihnen haften, als einerseits die Erkenntniss ihres Wesens keine tiefe Grübelei erheischt, nicht das Heranziehen einer Menge andrer Götter-Mythen und Verhältnisse bedingt, ihr Wesen vielmehr dem forschenden Auge ebenso klar, offen und unverhüllt sich darlegt, wie die Dichter und Bildner die Gestalt dieses Schwestervereins uns überliefert haben; andererseits ich mich der Mittheilung alles gelehrten Apparats um so mehr entschlagen konnte, als derselbe schon früher von Manso und neuerdings von Coquand in seinem eingehenden Aufsatze in der *Revue archéologique* der philologischen Welt dargelegt worden ist, endlich ich selbst in Bälde in einer ausführlichen Monographie das Material in möglichster Voll-

ständigkeit mitzutheilen mir angelegen sein lassen werde. Gerade aber die Gründe, welche mich zur Wahl dieses Themas für die allgemeine Sitzung, für die ja dieser Vortrag anfangs bestimmt war, ermuthigten, machen mich hier befangen: nur zu wol bin ich mir bewusst, dass ich Ihnen wenig neues werde bieten können. Mich tröstet allein die Zuversicht, dass die Anmuth und der Liebreiz der Chariten so gross ist, dass auch den Wissenden die Auffrischung dieses Wissens erfreuen kann.

Unter den Gottheiten, die den Hellenen ureigen gewesen sind, und deren Kenntniss sie nicht der Vermittlung fremder Nationen verdankten, nennt Herodot die Grazien, und manche Zeugnisse von ihrer uralten Verehrung in Hellas sind geeignet, die Wahrheit dieses Ausspruchs des alten Historikers zu stützen. Nach Thukydides weihte Pallas Athene als erstes, ursprünglichstes Kunstwerk einen dreieckigen Pfeiler, und diese Kunst-Incunabel sollte ein Bild der Grazien sein. In Orchomenos hatte schon Eteokles, in Sparta Lakedaimon ihre Verehrung eingesetzt, und von Paros glaubte man zu wissen, dass ihr Cult dort schon zu Minos' Zeit in voller Blüthe gestanden habe. Diesen und andern Zeugnissen gegenüber dürfen wir, von Anderem abgesehen, wol wenigstens hier auf die Ventilirung einer von einem hochbedeutenden neuern Gelehrten mit Aufwand grossen Scharfsinnes aufgestellten Ansicht verzichten, als sei das Urbild unserer Schwestertrias in den Sonnenrossen der Vedas, der Hariatas, zu suchen.

Ueberaus verschieden werden von den Dichtern die Eltern der Grazien angegeben, und es würde diese Mannigfaltigkeit geeignet sein, uns Verlegenheiten zu bereiten, könnte nicht, wie später darzuthun sein wird, mit gutem Fug angenommen werden, jene Genealogien seien zumeist aus der spätern Entwicklung des Wesens der Chariten entsprungen. Die herrschende Meinung aber war und blieb, und schon Hesiod ist hier unser Gewährsmann, dass sie ihr Entstehen einem Liebesbunde des obersten Herrschers im Götterstaate mit einer Tochter des Oceanos verdankten, jener Eurynome, die zu Phigalia in einem dunklen Culte, in einer seltsamen, halb thierischen, halb menschlichen Gestalt verehrt wurde, die einst mit Thetis vereint den kleinen, aus dem Olymp verstossenen Hephaistos aufgenommen und 9 Jahre lang im Meeresschosse beherbergt hatte, und die in der Orphischen Theogonie als Gattin des Orphion und erste Welt-Beherrscherin eine bedeutsame Rolle spielt.

Diese dem feuchten Element zugewandte Natur ihrer Mutter scheint den nächsten Anhalt zur Feststellung des Wesens und der Bedeutung der Grazien zu geben, und in der That fehlt es nicht an Zeugnissen, die ihre Wirksamkeit im Reiche der Gewässer bekunden. Sie gesellen sich dem Chor der Nymphen bei, Dichter betonen ihre Aehnlichkeit mit den Hyaden, ein ihnen geweihter Brunnen fand sich zu Orchomenos, wo man auch eine Quelle zeigte, in der sie sich gebadet haben sollten. Ueberhaupt standen schöne Bäder unter ihrem Schutz, ein von einem vermuthlich durch heilkräftige Bäder Genesenen dargebrachtes, uns noch erhaltenes Weihrelief zeigt sie neben andern Quell-Gottheiten, antike geschnittene Steine sind endlich vorhanden, auf denen Wassergefässe in die Hände der Grazien gegeben oder neben sie gestellt sich finden. Diese Bezüge allzu massgebend bei der Feststellung der Eigenart dieser Göttinnen zu erachten hindert jedoch die Erwägung, dass bei solchen Gottheiten, für die der Glaube und das Volksbedürfniss eine sonderliche Betonung der Eltern nicht geboten erachtete, die systematisirenden und genealogisirenden Mythographen und Mythologen gern geneigt waren, die Mutterschaft einem der schönen Wesen aus dem zahl-

reichen und blühenden Geschlecht der Okeaniden und Nereiden aufzubürden, wobei für jeden einzelnen Fall die Wahl von dem Zusammentreffen des Namens mit der Bedeutung der in Frage stehenden Gottheit abhängig gewesen zu sein scheint. Und allerdings füllt jene auf das Wasser gerichtete Thätigkeit der Grazien nur einen geringen Theil ihrer Wirksamkeit aus, die alle Reiche der Natur umfasst, sie allen Naturgottheiten traulich sich beigesellen heisst. Den Göttern des Frühlings finden wir sie vielfach zur Seite stehen, mit den Horen vereint schmücken sie Aphrodite, als sie sich anschickt, ihren segensreichen Lauf über die Erde zu beginnen. Nach Pindar riefen die Frauen zu Elis in feierlichen Bittgesängen den Dionysosstier an, mit den Chariten den Fluthen zu entsteigen; für welche Stelle der Stier mit dem Menschenkopf auf einem oft erwähnten geschnittenen Steine, der die Chariten zwischen den Hörnern einherträgt, den entsprechendsten Commentar bildet. Sie liebten, so sagt der Dichter, Flora und ihr Gefilde, und dankbar zierte man anmuthige Hügel mit ihren Namen. Am meisten tritt dieser Naturbezug in Athen zu Tage, sowol in ihren Namen: Auxo und Hegemone, als in dem Verein mit agrarischen Gottheiten, mit denen sie in einer geheimen, dem Volke unverständlichen Weise verehrt wurden. Zahlreiche Bestätigungen für diese Naturbedeutung geben die Bildwerke. Könnten auch an und für sich die Blumen, die wir häufig noch in ihren Händen finden, nur als eine alleinige Andeutung der Anmuth und des Liebreizes gelten, so gewinnen dieselben eine besondere Bedeutung, wenn wir sie mit Aehren vereint oder diese, das Symbol des Erntesegens, allein von den Chariten gehandhabt sehen, oder wenn gar Füllhörner an ihre Stelle treten, Attribute, deren eigenthümliche Bedeutsamkeit dem späten Steinschneider, der sie von ältern Werken copirte, vielleicht weniger zu Tage lag. Sind nun auch endlich auf dem Gewande der vielbrüstigen grossen Naturmutter, der Diana von Ephesos, neben mancherlei Fülle und Zeugungslust symbolisch darstellenden Wesen, neben allem, was da kreucht und fleucht, was da grünt und blüht, die Chariten ein beliebter Gegenstand, zieht man schliesslich in Betrachtung, wie sowol ihr Gesammtname als die Benennungen der einzelnen Schwestern nur Anmuth, Reiz, Heiterkeit und Freude athmen, so darf ihnen zunächst die Bedeutung als Personification des Reizes aller sinnlichen Natur-Erscheinung nicht vorenthalten werden. Der eigentliche Kern ihres Wesens als Natur-Gottheiten ist jedoch hiermit noch nicht getroffen. Dasselbe präcisirt sich durch die Beachtung ihres engen und vertrauten Verhältnisses zu den Horen. In unzähligen Fällen erscheinen sie vereint, es sei, dass es gilt Aphrodite zu schmücken, ihr kunstfertig bunte Kleider zu weben, es sei, dass sie der Toilette der Pandora assistiren; als Pendants zu den Bildern der Horen fertigte die ihrigen Polyklet am Stephanos der chryso-elephantinen Hera zu Argos; mit ihnen und den Moiren leiten sie die Persephone aus der Unterwelt zurück, führen ihre Attribute und zeigen sich auch sonst mehrfach mit ihnen geschäftig. Ihre Aehnlichkeit bekundet sich auch in der fast unverrückt beibehaltenen Dreizahl von Schwestern, vornehmlich aber in dem festlichen Reigentanz, der ebenso oft von den Chariten ausgeführt wird, als er als Haupt-Charakteristicum der jahrumkreisenden Horen sich betont findet und durch Ballete und pantomimische Darstellungen reproducirt wurde, die manchem einschlägigen Werk der Kunst zum Vorbild gedient haben mögen. Bei dieser völligen Uebereinstimmung dieser beiden Complexe von Gottheiten erweisen sich die Grazien, wo sie mit den Horen vereint erscheinen, als Spenderinnen erfreulicher Naturgaben im Umlaufe des Jahres, als Reize

der Jahreszeiten; oder, wo ihr Dienst ausschliesslich geübt wurde, als, um mit den Worten eines grossen Forschers zu reden, nur provinziell von den Horen verschieden.

Dieses Wirken der Grazien im Reiche der Natur ist zwar in keiner Zeit des Alterthums völlig in Vergessenheit gerathen, wurde jedoch verhältnissmässig früh von der grossen Bedeutsamkeit verdunkelt, die ihnen auf ethischem Gebiete zugeschrieben wurde. Bei Homer findet sich keine Spur davon; selbst von der bedeutsamen, festgegründeten, nur in den Local-Culten von Athen und Sparta zur Zweizahl herabgesunkenen Trias weiss er nichts, er redet vielmehr von einem ganzen Geschlecht jüngerer Grazien, welches nothwendig die Annahme einer Anzahl älterer involvirt. Die Stellung, die er ihnen anweist, ist eine überaus untergeordnete, wenig eingreifende: sie sind bei ihm Dienerinnen und Kammerzofen der Hera, von ihr völlig abhängig, ihrem Willen blindlings unterthan. Anders und bedeutender dachten spätere Zeiten von ihnen. Man übertrug ihre Macht, die Reiche der Natur und die Jahreszeiten mit Reizen zu schmücken, auf das Ethische und schuf sie um zu Spenderinnen alles sinnlich Reizenden, aller geistigen Anmuth, zu Vorsteherinnen von Tanz, Spiel, Gesang und Mahl, kurz zu Göttinnen alles Erfreuenden, zu Huldgöttinnen, wie ihr Sammelname sie als Besitzerinnen aller Anmuth und Lieblichkeit preist, ihre Einzel-Benennungen als Euphrosyne, Aglaia und Thalia auf festliche Freude, festlichen Glanz, blühendes Glück oder auf Glanz, Heiterkeit und Blüthe und Herrlichkeit des Lebens deutet. Gleich lieblich erscheinen sie dem Kreise der Götter, die, wie die Dichter singen, ihnen alle huldreich geneigt sind, wie dem Geschlechte der Menschen, welches alle Freude und allen Genuss des Lebens ihnen zu verdanken gerne bekannte, ohne die, wie Theokrit singt, nichts Freudenvolles entstehen könne. Besonders beeiferten sich die Dichter um die Wette, den Kreis der Thätigkeit der Grazien immermehr zu erweitern, ihnen die mannigfaltigsten Geschäfte und Aemter zu übertragen, die lieblichen Geschöpfe den Göttern und Menschen unentbehrlich zu machen. Kaum Ein Verhältniss, in welches sie nicht segnend eingreifend, kaum Ein Genuss, der nicht durch ihre Huld gespendet gedacht wird, je nach dem Bedürfniss des einzelnen Menschen, je nach dem individuellen Gefühl des einzelnen Poeten oder bildenden Künstlers. Ihre Domäne war Erde und Himmel, ihre Verehrung so weit verbreitet und so allgemein, dass dies die Ursache gewesen sein mochte, die Eurynome, die Weitherrschende, ihnen zur Mutter zu geben. Als ihr Erzeuger aber galt der Geber alles Guten und Hohen: Zeus. Andere Dichter glaubten ihren Ursprung, ihrem Wesen adäquater, auf andre freundliche und anmuthige Gottheiten zurückführen zu müssen; diese auf Helios, den allerfreuenden Lichtspender, jene auf Dionysos, den Freudebringer; als ihre Mutter glaubten sie die Gottheiten der Schönheit, Aphrodite oder die hohe Hera, die mit ihrem Reize selbst den unbeständigen Zeus zu dauerndem Bunde zu fesseln wusste, annehmen zu dürfen. So freundlich den Menschen zugethan und so alles Zornes bar erachteten sie die Dichter, dass sie sich nicht scheuten, schöne Sterbliche, besonders ihre Geliebten den Grazien zugesellend von 4, von 15, ja von 100 Grazien zu reden, wie ähnliche Complimente von einer zehnten Muse reden. Mythologische Bedeutsamkeit wohnt diesen Spielen dichterischer Phantasie nicht inne; und droht hier das Interesse des Mythologen zu erlöschen, so erwächst dem Verehrer des classischen Alterthums ein neuer Genuss aus diesen Ergüssen, die das beredste Zeugniss ablegen für den Reichthum und die Zartheit der Empfindung, für die Fülle und Feinheit des Humors, für die Freudigkeit des Unterordnens und für das Bedürfniss des Dankes gegen die Himmlischen, die selbst die spätere Zeit bewahrte.

Nach drei Richtungen hin verschönen sie durch die Spendung ihrer Geschenke das Leben: sie gewähren Körperschönheit und den dieser innewohnenden Liebreiz, sie versüssen die Freuden des Mahls, sie theilen geistige Gaben aus.

Sie geben Körperschönheit und den dieser innewohnenden Liebreiz, denn Schönheit ohne Grazien erfreut nur, wie Capito sagt, umfängt nicht. Mit Anmuth schmücken sie die Mägde der Nausikaa, giessen sie aus über die Pandora; der schöne Euryalos wird besungen als von den Grazien gepflegt; von Kypris und Peitho genährt glänzt Odysseus von Schönheit der Chariten; treibt einen Erasten die Begeisterung doch so weit, das Gesäss seines geliebten Knaben von Horen und Grazien gesalbt zu wähnen. Sie thronen auf dem Antlitz schöner Mädchen, aus deren Augen nicht drei, sondern hundert Grazien lachen. Schöne Menschen sind ihre Lieblinge, um welche sie sich sorglich bemühen, die sie waschen, parfümiren und liebkosen, und manchen jungen schönen Sterblichen schmückte man mit den Namen Χαρίτων θάλος oder Ἐρώτων καὶ Χαρίτων θάλος oder auch Χαρίτων ἱερὸν φυτόν.

Der höchsten unter den olympischen Göttinnen fehlte natürlich der Beistand der Chariten nicht: sie galten, wie berührt, für ihre Töchter, sie folgten ihr als Dienerinnen. Polyklet setzte auf den Kopfschmuck seiner goldelfenbeinernen Hera zu Argos, deren kuckukgeschmücktes Skeptron sie als anmuthreiche Gattin des Zeus noch besonders charakterisirte, neben die Horen die Grazien, die auf einer Münze der Faustina sich auf der Hand der Göttin befinden; und nicht minder bedeutungsvoll gewiss war der Platz, den auf der Basis des Phidias'schen Zeusbildes zu Olympia Charis neben Juno einnahm.

Inniger aber schlossen sich naturgemäss die Reiz spendenden Gottheiten an die Aphrodite an, sie galten dieser besonders eigen und untergeben und bildeten mit andern gleichartigen Wesen ihr Gefolge, in welchem sie die Stelle von Gesellschafts-Fräulein und Kammerdienerinnen der Göttin einnehmen. Wir sind ihnen schon begegnet, wie sie mit den Horen vereint die Herrin putzten und bedienten; als sie zu Anchises gehen will, dienen ihr im Bade die Grazien und salben sie mit Oel, das der Unsterblichen Jugend verschönt; sie führen den Reigen der Göttin an, die sich gern in ihren Tanz mischt, sie weben ihren Peplos, klagen mit ihr, den Eroten, Hymen und Musen an des geliebten Adonis Leiche, ihren Wagen besteigt Aphrodite, und der Dichter will ohne sie die Göttin gar nicht sehen, ja diese borgt von ihnen den Namen Charis: so unzertrennlich sind sie. Den Dichtern sind die bildenden Künstler gefolgt. Nearch malte die Aphrodite im Kreise von Eroten und Chariten, und eine athenische Münze zeigt sie mit dem Kranze auf der Hand, und neben andern Monumenten sind es sonderlich die Vasen, die die Grazien bei der Toilette der Venus assistirend oder sonst um sie beschäftigt in ihrem Gefolge aufweisen. Sie fanden in diesen auch eine, ihnen ähnliche Dienerin Peitho vor, mit der sie sich aufs engste verknüpften, mit der sie gemeinsame Altäre besassen, und die auf Bildwerken oft ihnen beigesellt, ja die von Einigen den Grazien beigerechnet wurde.

Den von ihnen mit Liebreiz der körperlichen Gestalt Begnadeten wissen die Grazien die Freuden der Liebe zu schenken, die Genüsse des Symposion zu würzen. Innig ist desshalb ihr Verkehr mit Eros, dem Gotte der Liebe, mit Dionysos, dem Gotte des Weins; die Dienerinnen der Aphrodite sind auch die Gespielinnen ihres Sohnes, der mit ihnen tanzt und gern im Kreise der Musen und Grazien sich be-

wegt. Wen Eros mit einem Pfeile aus dem Köcher der Grazien trifft, bleibt sein Lebelang in Liebreiz. Anakreon hiess auf seinem Becher eine Weinlaube eingraben, unter der die waffenlosen Eroten mit den lachenden Grazien tanzten. Auch sonst sind sie auf Bildwerken häufig mit ihm verbunden, handhaben seinen Köcher, und ein zierlicher Ohrring zeigt sie auf seiner Hand, wie wir sie auf der der Hera und Aphrodite sahen, auf der des Apollo noch finden werden. Nach zwei Richtungen hin nehmen die Grazien einen merkwürdigen und wichtigen Platz im Gefolge des Weingottes und bei den Freuden des Mahls und der Trinkgelage ein. Sie personificiren einerseits die Anmuth und die Liebenswürdigkeit, die der Weingenuss über die Menschen ausgiesst; denn Dionysos ist es ja, der Taumel und Freude, χάριc, verleiht, durch den Kummer und Schmerz schweigen; andererseits aber hemmen die Huldgöttinnen das Uebermass des Trinkens, und regeln die Lust des Zechens, damit nicht die Anmuth entweiche; um sie nicht zu erzürnen, lähmte man durch starken Wasserzusatz die allzu grosse Kraft des feurigen Weins. Man ehrte sie nicht allein durch den ihnen am Anfang des Mahls zugetrunkenen Becher, sondern hiess auch den beim Symposion so vielfach genannten, gewöhnlich πυραμοῦc geheissenen Kuchen χαρίcιον. Auch nach andern Richtungen hin zeigten sie beim Mahl ihre Spendefreudigkeit. Das Salz sollte ihnen verdankt werden; dem Würfelspiel standen sie vor, wie eins der elischen Grazienbilder bekundet, das einen Astragalos in der Hand hält, während Flöten und Myrtenzweige ihrer Schwestern die instrumentale und vielleicht die durch das Singen πρὸc μυρρώηv vermittelten vokal-musikalischen Genüsse des Symposion bezeichnen. Daneben beträufelten sie alles anmuthig mit süssem Oel, wie sie Wohlgerüche gesprengt hatten bei des Eros und der Psyche Hochzeit und zur Verschönung der Vermählung des Kadmos ihr Sang erklungen war über das Thema: ὅτι καλὸν φίλον ἐcτί, τὸ δ' οὐ καλὸν οὐ φίλον ἐcτιν.

Ihre Abkunft von Dionysos ist schon berührt; Andre dagegen dachten sie schon bei seiner Geburt gegenwärtig, auch ihm weben sie einen Peplos und erscheinen vielfach als seine Gefährtinnen und in seinem Gefolge, mit ihnen feierte er seine Orgien, tanzte feierlich mit ihnen, gemeinsame Altäre waren ihnen in Olympia errichtet, vereint verehrte man sie in Athen, von ihrem schon beregten Verhältniss zum Frühlingsstier hier zu geschweigen. — Wo aber strenge Gottheiten mit ihrem Ernst in das Leben einzugreifen suchten, standen mildernd und versöhnend die Grazien ihnen zur Seite: zu Smyrna waren ihre Bildsäulen neben der der Nemesis aufgerichtet, zu Megalopolis hatte man sie neben die Bilder der Erinyen gestellt, allzu strenge Menschen aber wurden aufgefordert den Grazien zu opfern.

Und nicht nur dem Wachenden theilten die Chariten ihre lieblichen Gaben mit, auch um den Schlafenden sind sie geschäftig, denn wenn der Dichter singt, Hera habe dem Hypnos als Lohn für seine Willfährigkeit eine der Chariten zur Gemahlin verheissen, verbirgt sich unter diesem Mythus der Gedanke, dass dem Schlafe Anmuth nicht fehlen dürfe, süsse Träume den Schlafenden umgaukeln sollen.

Körperliche Schönheit verleihen die Huldgöttinnen dem Menschen, vermitteln ihm die Liebesfreuden, versüssen die Freuden des Mahls und Trinkgelages. Aber auch geistige Gaben spendend treten sie ein in die Werkstatt des Künstlers, nahen sich dem Museion des Dichters. In richtiger Erkenntniss, dass in der bildenden Kunst zu der Fertigkeit die Anmuth und der Geschmack sich gesellen müsse, damit ein Werk vollkommen genannt werden könne, gaben einige Dichter dem Hephaistos neben der

Aphrodite eine der Chariten zur Gemahlin, die entweder Charis selbst genannt oder als Kale, Aglaia oder Thalia bezeichnet wird; welches Dilemma Lucian durch die Unterscheidung zu lösen weiss, dass Aphrodite im Olymp, Charis nur auf Lemnos den Rang der göttlichen Ehefrau einnehme. Aus dieser Ehe, die eigentlich das einzige Liebesband ist, welches irgend bedeutend bei den Chariten hervortritt, und welches vielleicht nur auf einem Missverständniss beruht, indem der ja auch der Aphrodite zukommende Name Charis als besonderes Wesen gefasst wurde, gingen 4 Töchter hervor, die wiederum auf die Natur dieser Ehe bezügliche, tüchtige und glänzende Eigenschaften bezeichnende Namen tragen: Eukleia, Eusthenia, Eupheme und Philophrosyne. Dies Verhältniss findet sich auf einem geschnittenen Stein durch die Handwerker-Mütze des Schmiede-Gottes auf dem Haupte einer der Chariten angedeutet. Uebrigens waren die Grazien keineswegs in der Ausübung der plastischen Kunst unerfahren: ein Goldgeschmeide der Pandora war ihr Werk.

Dass auch Hermes hie und da sich dem Schwesterverbande zugesellt, sei es indem er als ihr Führer genannt wird, sei es indem ihre Bildsäulen in augenscheinlich bedeutsamer Nähe sich befanden, könnte aus des Gottes Wirksamkeit als Freudengeber, χαριδώτης, leicht erklärt werden, doch dürfte dieser Verein vielleicht noch speciell auf die der Rede nöthige Anmuth bezogen werden können. Auch die Dichter verschlossen sich der Einsicht nicht, dass sie in ihren Werken trotz des Schutzes, den ihnen Apollo und die Musen liehen, und bei aller sonstigen poetischen Begabung, nur dann eine wahrhaft grosse und volle Wirkung erzielen könnten, wenn Anmuth und Reiz sich über dieselben verbreiteten. Nur mit Musen und Grazien vereint, sagt Plutarch, könne man etwas Schönes in Künsten und Wissenschaften hervorbringen. Die Poeten und zwar sonderlich diejenigen, welche den Dichtungen leichten Genres sich zugewandt, gestanden desshalb willig den Grazien einen grossen Einfluss auf ihr Schaffen zu und suchten sich ihrer Theilnahme und ihres Schutzes zu versichern, eines Schutzes, den diese Göttinnen ihren Verehrern gern gewährten; weiss doch Theokrit von seinen eigenen Chariten zu erzählen, die als Privat-Schutzpatrone in seiner Behausung leben und über das günstige wie widrige Schicksal seiner Geistesproducte je Freude oder Schmerz empfinden. So ist die Dichtkunst die Domäne der Chariten, sie inspiriren den Poeten, ja geben ihm, den Musen gleich, seine Kunst, nur mit ihrer Hilfe gefällt er und ruft sie desshalb bei seiner Arbeit an, und freundlich neigen sich die Göttinnen ihren Verehrern und hegen sie, nehmen, um ein unvergängliches Asyl zu haben, Platz in der Seele des Aristophanes, den Wagen der Grazien besteigt der singende Chor; Dichter ohne Geschmack dagegen scheinen die Chariten vernachlässigt, ihnen kein Opfer dargebracht zu haben und werden aufgefordert das Versäumte nachzuholen. Selbstverständlich mussten unter diesen Umständen die Grazien in ein enges Verhältniss zu den Musen und Apollo treten, welches letztere jedoch weit weniger durch Schriftstellen, als durch sowol erhaltene als nur schriftlich erwähnte Bildwerke bezeugt ist. So nahmen die Statuen der Grazien zu Delphi ihre Stelle neben der Bildsäule des Apollo ein. Sehr berühmt war das uralte von Teulaios und Angelion gefertigte Schnitzbild des Gottes zu Delos, welches denselben mit dem Bogen in der Rechten zeigte, während die Linke die Bilder der drei Grazien trug, deren eine die Leier, die andre Flöten führte, die mittlere aber eine Syrinx am Munde hielt. Man hat diese Statue fälschlich auf einem colossalen, zu Delos gefundenen Thron wieder erkennen wollen; sicherer lässt sich ihr Bild aus athenischen Münzen und aus einer alter-

thümlichen, früher wol auf Herakles gedeuteten Gemme reconstruiren. Schwesterlich gesellen sich endlich auch die Anmuthreichen zu den Musen und bilden in ihrer Leutseligkeit ein schönes Pendant zu deren Ernst und Hoheit. Neben einander wohnen sie in Olympia, gepaart heissen sie: „der süsseste Verein", sie singen in Einem Chor, sie tanzen zusammen Einen Reigen, durch ihre vereinten Töne werden die Leidenschaften besänftigt.

So webten die Gaben der Huldgöttinnen sich gleichsam wie ein rother Faden segenbringend durch das Leben des Griechen und Römers, man wusste sie stets gegenwärtig, alle Zeit freundlich und willig bereit mit ihren Spenden die Menschen zu erfreuen. Zu wolgesichert erschien ihre Macht, zu unbestritten ihre Verehrung als dass man für nöthig erachtet hätte ihren Ruhm durch supponirte Ehebündnisse mit mächtigen Göttern oder gar durch die Annahme einer zahlreichen und glänzenden Nachkommenschaft aufzufrischen und zu mehren. In dankbarem Bewusstsein der Verpflichtung für so viele empfangene Gaben stellte man die Heiligthümer der Grazien am besuchtesten Platze der Stadt, am Markte auf, und von dem mehrfach bei den Alten erwähnten Gebrauch, ihre Bilder als Weihgeschenke ihnen darzubringen, legen noch manche Monumente der Kunst Zeugniss ab: eine Inschrift unter einer im Louvre befindlichen Marmor-Gruppe der drei Grazien, die ihren Tanz um einen Pfeiler schlingen, lehrt uns, dass Leontios sie den Chariten dargebracht; ein Dankrelief zeigt ausser dem Asklepios, vor dem der Genesene unter Hermes' Assistenz kniet, auch die Bilder der Grazien, die ebensowenig auf einem anderen Weihbilde fehlen, welches dankbar die wohlthätige Kraft heilender Quellen preist. — Unter den vielen Orten, die den Chariten einen speciellen Cult erwiesen, ragt vornehmlich Orchomenos hervor, wo ihr durch Eteokles eingeführter Dienst sich zunächst um die Verehrung dreier unbehauener Steine drehte, die zur Zeit desselben vom Himmel gefallen sein sollten, neben welchen jedoch zu Pausanias' Zeit als würdigere Bilder der Göttinnen Statuen im Stile der späteren Periode standen. Von dem Heiligthume, in dem man sie verehrte, sind noch jetzt manche Ruinen vorhanden, auch die Quelle Acidalia, die ihnen zum Bade gedient, glaubt man in dem Quell Pétakos wieder gefunden zu haben. Man feierte die Göttinnen in den mit einer Pannychis verbundenen Charitesien oder Charisien, musikalischen, poetischen und theatralischen Wettkämpfen, von denen zwei, noch an Ort und Stelle befindliche Inschriften Zeugniss ablegen. Die Grazien waren die Hauptgottheiten von Orchomenos, Patrone der Stadt, die sie nie verliessen, die „orchomenischen" ist für sie ein geläufiger Beiname. Im Laufe der Zeit hatte hier durch Gebräuche, Genealogien und örtliche Sagen und Verhältnisse ihr Wesen eine solche Dehnbarkeit, ihr Wirkungskreis eine solche Ausbreitung gewonnen, dass ihre ursprüngliche Bedeutung kaum mehr klar zu Tage trat. Den schönsten Tribut hat ihnen aber Pindar in seinem 14. Olympischen Hymnus dargebracht, der, dem Asopichos aus Orchomenos geweiht, eigentlich mehr ein Preisen der Huldgöttinnen jener Stadt ist. Mit Uebergehung einer nicht geringen Zahl hierher gehöriger Städte sei nur des Graziendienstes in Athen und Sparta, welche letztere Stadt für den durch Lakedaimon eingeführten Cult gar zwei Heiligthümer besass, und eines besondern Gebrauchs zu Paros erwähnt, wo man ihre Feste ohne Flöten und Kränze beging, weil einst König Minos die Nachricht vom Tode seines Sohnes Androgeos erhielt, als er just den Chariten auf Paros ein Opfer brachte, die Flöten nun schweigen hiess, die Kränze wegwarf und dann erst das Opfer vollendete.

Göttinnen dieser Art und dieses Wesens konnten natürlich auch in ihrer äussern Erscheinung nur als wundersam lieblich gedacht werden, und die Schriftsteller wetteiferten, ihre Körperreize und Anmuth in beredten Worten zu preisen: *ridentes, iuvenes* und *virgines* nennt sie Seneca, als die lachenden bezeichnet sie Anakreon und die „Heitern" ist ihr stehendes Beiwort, ἐράσμιαι, εὐφροσύναι, ἀειθαλέες heissen sie bei Orpheus, ἄγναι, ἄγναι bei Hephaistion, ἅβραι oder ἄβραι bei Sappho, *decentes* bei Horaz, von den *blandis sororibus* redet Statius, als rosenarmige preist sie Sappho; ganz besonders aber wird stets betont ihre Unzertrennlichkeit, ihr fester Complex, das ζεῦγος τριπάρθενον. Dem Bestreben der Dichter schlossen sich die bildenden Künstler an und gaben, nachdem man die alte symbolische Weise, die die Grazien wie in Orchomenos als rohen Stein oder in Kyzikos als dreieckigen Pfeiler verehrt hatte, überwunden, denselben die Gestalt anmuthiger Jungfrauen. Die Charitenbilder ältern Stils, wie sie als Theile grösserer Compositionen Phidias, Polyklet und Bathykles, selbständig derselbe Bathykles, Endoios, Boupalos von Paros schufen, waren ausnahmslos, und zwar völlig, bekleidet, neben andern auch jene oft besprochene am Eingang der Akropolis von Athen neben der Statue des Hermes Propylaios stehende Gruppe von der Hand des Sokrates, obschon bei den gänzlich unbestimmten Angaben der Schriftsteller und bei der völligen Ungewissheit über die Art der Darstellung die Mühe fruchtlos erscheint eruiren zu wollen, ob dieselbe wirklich ein Werk des berühmten Weisen gewesen oder dem Künstler gleichen Namens verdankt worden sei. Die freiere und fortgeschrittenere Kunst konnte der Verlockung nicht widerstehn die reizenden Körper der jugendlich schönen Grazien unverhüllter zu zeigen und lüftete daher ihre Gewänder, wenn sie ihnen dieselben auch nicht ganz entriss. Die mehrfach uns erhaltenen Beispiele entsprechen augenscheinlich den βαθυζώνοις Χάρισι des Pindar, den Grazien *solutis zonis* des Horaz, den *soluta ac pellucida veste* einherschreitenden des Seneca, und auch die Chariten des Theokrit, die mit nackten Füssen und erkalteten Knieen zu ihrem Herren zurückkehren, scheinen als leicht bekleidete Wesen gefasst werden zu müssen. Allein man blieb bei dem ersten kühnen Schritt nicht stehen, sondern enthüllte die Grazien ganz. Nicht weiss Pausanias den Künstler zu nennen, der diese That gethan, sicher aber ist seine Zeit nicht viel später zu setzen, als da Praxiteles schon gewagt der Aphrodite das Gewand zu entreissen. Nun wurde bei der Bildung der Grazien ihre Nacktheit so exceptionell, dass αἱ Χάριτες γυμναί sprichwörtlich wurde, und die Schriftsteller sich bemühten die Gründe für diese Bildung in dem Wesen der Göttinnen tief verborgen zu finden. Die Art der Darstellung aber in einer Gruppe, die drei unbekleidete Mädchen mit verschlungenen Armen, zwei uns zugekehrt, die eine abgewandt, in leichter, aber fester Verbindung zeigt, wurde als so mustergiltig und das Wesen der Chariten so deckend anerkannt, dass auch neue Künstler wie Raphael, Thorwaldsen, Canova nicht davon abgewichen sind. Dem unbekannten Urbilde am nächsten steht zweifellos die berühmte schöne Gruppe, welche in der Sacristei der Kathedrale von Siena aufbewahrt wird und in einem Einzelstich von Lasinio herausgegeben, weitern Kreisen aber durch die Werke von Clarac und Müller-Wieseler, oder durch die neuerdings in den Handel gekommene Photographie bekannt geworden ist. Ungemein zahlreich sind die Grazienbilder des classischen Alterthums, die wir noch besitzen, insonderheit sind es die geschnittenen Steine, auf denen sie vorkommen. Sie hier aufzuzählen wäre um so nutzloser, als die Darstellungen sich fast völlig wiederholen, die Echtheit oder Unechtheit dieser Monumente vielfach erst durch ernste und mehrfache Prüfung festzustellen ist, da die modernen

Künstler und vornehmlich wieder die Steinschneider sich gerade mit besonderer Vorliebe und Geschick auf die Bildung der Chariten geworfen, die Kataloge und Verzeichnisse endlich just in diesem Punkte zum nicht geringen Theil so nachlässige Angaben machen, dass man nicht einmal aus ihnen erkennen kann, ob die Grazien auf dem betreffenden Denkmal nackt oder bekleidet sind.

Nur auf eine kleine Gruppe von Bildwerken erlauben Sie mir noch schliesslich einen Blick zu werfen, auf die nämlich, wo Pallas Athene den Grazien sich zugesellt hat. Würde dieser Verein auch schon dadurch natürlich erscheinen, dass die Grazien als kundige Weberinnen und Färberinnen wol berechtigt sind mit der Ergane in Verkehr zu treten, so dürfte doch wol kein Widerspruch sich gegen die Ansicht erheben können, dass diese Zusammenstellung die Lehre enthält, dass auch die Wissenschaft nicht ohne Anmuth bestehen könne, und dass wir, die Vertreter derselben, des Lukians Mahnung eingedenk seien am ehesten den Grazien und der Sophrosyne Opfer darzubringen, damit nicht der Vorwurf des Plato uns treffe, die Chariten vernachlässigt, ihnen keine Opfer dargebracht zu haben, und dass es, um mit unserm Dichter zu sprechen, nicht von uns heisse: „Doch sind die Grazien leider ausgeblieben.“

Vorsitzender Prof. Dr. Overbeck: Ich habe die Pflicht zu fragen, ob einer der Anwesenden über den Vortrag das Wort ergreifen will.

Prof. Dr. Gädechens: So ausserordentlich erwünscht es wäre, eine Discussion darüber einzuleiten, und so sehr ich mir bewusst bin, dass viele von den aufgestellten Ansichten einer Erörterung bedürfen und vielleicht auch einer Berichtigung unterliegen werden, so glaube ich dennoch mit Rücksicht auf die Kürze der Zeit um so eher davon absehn zu dürfen, als ich in Kürze in einer längern Monographie die hier nur kurz dargelegten Ansichten genauer zu entwickeln gesonnen bin. Ich möchte Sie darum bitten ihr Erscheinen zu erwarten und dann derselben eine strenge, aber gütige Beachtung und Prüfung zu Theil werden zu lassen.

Vorsitzender Prof. Dr. Overbeck: Ich weiss nicht, ob Sie glauben, dass durch dieses hinzugefügte Wort die Discussion an und für sich abgeschnitten ist. Auf das Vergnügen zu verzichten hat Herr Prof. Gädechens sich bereit erklärt; aber wer weiss ob ihm nicht eine Entgegnung wird, die ihm möglicherweise kein Vergnügen bereitet.

Prof. Dr. Forchhammer: Ich glaube aus dem Vortrage die Ansicht entnommen zu haben, als wären die Chariten keine mythologischen Wesen. Dem ist wol nicht so.

Prof. Dr. Gädechens: Ich sagte wol nur: da erlischt das mythologische Interesse, wo, wie bei den verschiedenen Angaben der Zahl der Grazien, blosse dichterische Phantasiegebilde vorliegen.

Dr. Fulda: Ich möchte mir nur eine kurze Bemerkung erlauben. Es will mir scheinen, als ob der Vortrag zu wenig Gewicht auf die Grundbedeutung des Worts χάρις gelegt hat, in der aber alles gegeben ist. Es ist unzweifelhaft, dass χάρις nichts anderes bedeutet als Glanz, und dass wir die Chariten aufzufassen haben als ursprüngliche Personification der Sonnenstrahlen. Ich meine, von diesem Gesichtspunkte aus erklären sich sehr leicht jene vielen, bunt wechselnden Verbindungen, in denen die Chariten auftreten. Z. B. wenn sie mit Persephone verbunden sind, sind es recht deutlich die Sonnenstrahlen, die den Keim aus dem Schooss der Erde hervorlocken. Ebenso erklärt sich von diesem Standpunkt sehr natürlich die Verbindung mit Apollo. Ich

möchte ferner von diesem Standpunkte aus nicht zugeben, dass die Verbindung des Hephaistos mit der Charis in der Ilias eine zufällige und spätere ist; ich meine sie vielmehr durchaus für die ursprüngliche halten zu müssen: der Glanz ist unzertrennlich mit dem Feuer verbunden; demnach ist die Darstellung in der Odyssee mit weit mehr Recht für die spätere anzusehen. Es hat dann weiter, ebenso wie das nomen appellativum χάρις von der Bedeutung „Glanz“ zu „Anmuth“ und „Glückseligkeit“ übergegangen ist, so natürlich auch die Bedeutung des nomen proprium Χάρις einen sehr weiten Umfang angenommen, wie er uns heute so schön dargestellt ist.

Prof. Dr. Gädechens: Allerdings stehe ich auf einem andern Standpunkt und fasse, kurz gesagt, die Chariten auf als eine allgemeine Personification der Reiche der Natur. Dass hierbei vielfach die Sonnenfrage in Betracht kommt, ist durchaus natürlich; schlägt doch auch jener Bezug auf die Sonnenrosse der Vedas eben dahin: allein ich kann unmöglich von vorn herein diese Bedeutung der Grazien gleich den Sonnenstrahlen zugeben und muss alle weiteren Gründe für meine Ansicht meiner späteren eingehendern Besprechung aufbehalten.

Vorsitzender Prof. Dr. Overbeck: Es folgt der Vortrag des Herrn Conrector Dr. Mommsen: „die griechischen (attischen) Jahreszeiten mit Bezug auf Religionsgebräuche und Sitten.“

Conrector Dr. Mommsen: Hochgeehrte Versammlung! Die griechische Wetterkunde ist noch in ihren Anfängen; erst neuerdings haben Deutsche in Athen die Bahn zu einer gründlicheren Kenntniss betreten, indem sie die Eigenschaften des griechischen, zunächst attischen Klimas erforschten. Wer also die Jahreszeiten Griechenlands studiren will, wird sich an Attika halten müssen. Für den Archäologen ist dies kein grosser Schade, ja willkommen, insofern jeder andere Ort als Athen unwürdiger wäre Altgriechenland zu repräsentiren. Auch der Meteorolog wird sich hierein finden und einräumen müssen, dass es doch ein erster Schritt sei, um so mehr als Attika inmitten der Wohnplätze der Hellenen gelegen ist und wenn man bloss das Klima von Zante oder Constantinopel oder Kreta kennte, und dieses für das allgemein-griechische gelten lassen wollte, damit noch weniger als mit dem blossen Bilde von Attika erreicht wäre. Uebrigens fehlt es keineswegs an Angaben aus den übrigen Landschaften und wiewol die Angaben vereinzelt sind, können sie doch dienen das Verhältniss einigermassen zu bestimmen, in welchem irgend ein Landschafts-Klima Griechenlands zum attischen steht. — Die attische Klimakunde ist durch Dr. Julius Schmidt begründet, der seit 1858 mit unermüdlichem Eifer alles Wichtige aufzeichnet. Durch botanische Kenntnisse unterstützt ihn Theodor v. Heldreich, Director des botanischen Gartens zu Athen. Sowol den gedruckten Arbeiten beider Gelehrten, als besonders ihren mündlichen und brieflichen Mittheilungen verdanke ich eine nicht kleine Summe klimatischer Notizen, mit deren Anordnung ich jetzt beschäftigt bin. — Mich leitet bei diesen Studien vorzugsweise die Ueberzeugung, dass, um die natürlichen Religionen der Alten zu verstehen, eine Kenntniss der Natur nothwendig sei. — Ich habe Ihnen die wichtigsten Resultate von Schmidts Beobachtungen auf einem Bogen zusammengestellt; unten finden Sie Hippokrates' Jahres-Abschnitte, die ich aus dem Grunde angemerkt habe, weil ich mich seiner Eintheilung im wesentlichen anschliesse: eine erhebliche Abweichung davon werde ich später angeben. Zur Sache!

Der December bildet nach seiner Mitteltemperatur mit den beiden folgenden

Monaten eine einheitliche Jahreszeit, aber der Umfang seiner Temperaturgrenzen, seine Regentage und Berghauben zeigen ihn dem November nahe verwandt. Mit Recht hat Hippokrates die 51 Tage bis zum Solstitium als einen besondern Jahres-Abschnitt angesehen, als Saatzeit, ἄροτος. November ist der Hauptmonat für die Bestellung der Cerealien. Die jetzt zerstörte Kirche der Παναγία Μισοσπορήτισσα in Athen d. h. der Panagia der mittleren Saatzeit, hatte ihr Fest am 21. November griechischen oder 3. December unseren Kalenders, und zeigt ein altattischer Festkalender in demselben Zeitabschnitt der Saatzeit ein Fest des ländlichen Zeus, des Wettergottes, der unter Blitz und Donner Regen und fruchtbare Zeit giebt. Der November hat die meisten Gewitter. Im November und December sind die Bewölkungen der hohen Berge, Regen und Regenbögen am häufigsten, Phänomene, die eng zusammenhängen. „Wenn der Hymettos, der wahre Regenverkünder Attikas, bei aufkommendem Süd seine Wolkenhaube erhält, und gemeiniglich eher als die andern Berge eine solche erhalten, dann ist der Regen nicht fern.“ Das Berggewölk ist als eigentliches Gebiet des griechischen Regenbogens anzusehen, welcher daher sehr viel kleiner als der unsere ist; fast niemals ist es ein vollständiger Bogen, mehr nur ein farbiger Streifen, der vom Bergesrand die Ebene erreicht und mehr auf der Erde steht als am Himmel. In zehn Jahren sah Schmidt nur zwei vollständige Regenbögen. Manchmal sind die an den Bergen hängenden Wolken, auf denen sich das Regenbogen-Fragment bildet, sehr stabil und der Farbenstreif auffallend beharrlich. Spielt der Wind mit den Wolken, so kann ein Stück des Regenbogens erscheinen und bald verschwinden, wogegen ein anderes Stück an einer andern Stelle im raschen Wechsel hervortritt. Diese Erscheinung war mir ausserordentlich überraschend. Hierauf beruht die hurtige Botin Iris bei Homer, welche Zeus vom Berge Olymp oder Ida, wo er thront, in die Menschenwelt hinabsendet. Zwischen Göttern und Sterblichen ist sie die Mittlerin, denn oben rührt die Farbenerscheinung an den Stuhl des Wolkensammlers Zeus, an seinen Hochsitz auf dem Berge, unten reicht sie bis zu den Wohnungen der Menschen in die Ebene hinab und scheint ihnen von dort oben Botschaften ausrichten zu wollen. Der erhabene Regenbogen des Nordens würde nicht wohl passen in die kleine, kindlich localisirte Götterwelt der Griechen, die ganz genau wissen, wo Zeus sitzt und das Wetter macht. Unsre Vorfahren hatten beim Regenbogen eine ganz andre Vorstellung; sie dachten ihn als eine von Riesen bewachte Weltbrücke.

Es folgen Januar und Februar. Diese beiden Monate stimmen in dem auffallend weiten Umfange ihrer Temperatur-Grenzen und in dem Minimum von 4 Centigraden überein. Man kann sie mit Hinzunahme des letzten Drittels des Decembers als eigentlichen Winter ansehen, wenigstens für Athen. In der attischen Ebene nämlich fällt der Schnee frühestens am 21. December, spätestens am 1. März nach mittlerer Bestimmung. Dieser Ansatz des Winters mit diesen Grenzen kommt dem entsprechenden Zeitabschnitt des Hippokrates, dem χειμών, sehr nahe. Unter den von der Jahreszeit beherrschten Bräuchen sind die auf die kühlern Monate beschränkten Hochzeiten zu erwähnen. In der vom Mai beginnenden heissen Zeit Ehebündnisse zu schliessen verbietet ein derbes Sprichwort bei den Neugriechen, und während der Osterfasten gestattet die Kirche keine Hochzeiten. Die meisten Trauungen finden also vor den Fasten statt in dem kühlsten Abschnitt des Jahres, welchem auch in alter Zeit der Heirathsmonat γαμηλιών angehörte. Die Kirche

erlaubt indess auch Hochzeiten nach Ostern. — Kein Abschnitt des Jahres zeigt eine so empfindliche Ungleichheit des Wärmestandes wie dieser. Die kühle Jahreshälfte ist überhaupt wetterwenderischer als die warmen Monate. Januar und Februar aber besitzen unter den kühlen Monaten diese wankelmüthige Eigenschaft im höchsten Grade. Der Abstand ihrer Minima und Maxima beträgt 8 und 9 Centigrade; sonst sind die Abstände viel kleiner, am kleinsten im Juli (nur 2 Centigrade). Der Januar 65 war ein höchst milder Frühlingsmonat, nur dreimal unbedeutender Nordwind. Oft hatte man 17—19 Centigrad Wärme, es fror nie. Die Frühlingsflora war reich entwickelt, es gab mehrere Gewitter und am 23. sammelten sich die elektrischen Wolken im Zenith, den Blitzen folgten ungeheure Detonationen mit Sturzregen (Schmidt Memorandum). Der Wolkengott hatte sich der bräutlich geschmückten Erde vermählt, aus deren Schooss nun die schönen grünen Saaten stiegen. Ende des Monats nämlich war der Roggen 2 Fuss hoch mit Aehren, der Blüthe nahe (a. O.).

Aus natürlichen Vorgängen dieser Art bildete sich das Alterthum die Idee einer heiligen Hochzeit Himmels und der Erden. Aeschylos spricht diese Vorstellung in einem Fragment der Danaiden (41 Dind.) aus: der heilige Himmel sehnt sich der irdischen Flur zu nahen, und auch die Erde ist von Verlangen ergriffen, seiner Umarmung theilhaft zu werden. So träuft denn vom reichen Himmel Regenfeuchte herab und dem Schoosse der Erde entsteigt nunmehr Wiesengrün, den Heerden zur Weide, und die Frucht des Getreides, und laubgeschmückt geht das junge Jahr hervor aus der feuchten Brautnacht. Man hat hier eine Paraphrase jenes Witterungs-Processes. — Statt Himmel und Erde, Uranos und Gäa finden wir anderswo Zeus und Hera; bei Homer Il. XIV 347 ist das Bette des Zeus und der Hera schwellend und weich, aus Wiesengrün, thauigem Klee und Crocus und Hyacinthen bereitet, eine schöne Wolke, aus der blinkender Thau trieft, dient zum Zudecken. Crocus und Hyacinthen sind Blumen, die im Januar und Februar blühen, und dem Beilager des Zeus und der Hera liegt wiederum nur jene Vorstellung zu Grunde, dass sich im Frühjahr oder im frühjahrähnlichen Winter Himmel und Erde vermählen.

Je nach dem Klima einer Gegend oder der religiösen Ueberlieferung konnte sich die heilige Hochzeit, welche man als Theogamien gottesdienstlich beging, auch bis in die ersten Frühlingsmonate verspäten, was in Argos der Fall gewesen zu sein scheint. Hier können die Theogamien nicht dem Winter bestimmt gewesen sein. Die Legende weist in sehr kindlicher Weise auf die Zeit hin, wo der Kuckuk da ist. Es ist bekannt, wie Zeus in einen Kuckuk verwandelt die jungfräuliche Hera umflattert und um sie wirbt. Das unschuldige Mädchen glaubt, es sei ein Vogel, findet Gefallen an ihm und sucht ihn zu haschen; aber es ist Zeus, der ungestüme Freier. Drei sehr gut zusammenstimmende Notizen, die ich besitze, geben Ende März oder Anfang April als rechte Zeit für den Durchzug des Kuckuks an. Auch aus einigen andern Angaben, die ich nicht weiter ausführe, scheint zu folgen, dass die argivische Vegetation später ist als die attische.

Den Winter, wenn er gut gelaunt ist, kann man einen Lenz vor dem Lenze nennen. Ein Deutscher, der im Januar-Sonnenschein ein paar Bachstelzen umhertrippeln sieht oder den Zeisig rufen hört oder eine Menge Bienen eifrig beschäftigt findet um blühendes Gesträuch, könnte sich wol gar in seinen heimischen Sommer versetzt glauben. Aber der Winter hat auch seine üblen Launen, und öfter üble als gute. 1864

hatte man im Januar einen stets niedrigen Wärmestand; ein überaus rauher Nordost-Sturm herrschte 18 Tage lang, und 13 Tage war alles Gebirg bis zum Fuss herab in dichtes Schneegewölk gehüllt. In der Stadt Athen schneite es an 12 Tagen, und da die Sonne oft nicht zum Vorschein kam, so blieb der Schnee hier und da viele Tage liegen. Die grösste Kälte war 4° unter Null, und es bildete sich zolldickes Eis auf freistehenden Gewässern. Selbst Aegina und Salamis waren mehrere Tage lang schneebedeckt. Fast alle Vegetation war erstorben (Schmidt Memor.). So strenge Winter wie dieser kommen nicht häufig vor, aber sie kommen doch vor und lehren bis zu welchen Extremen auch der attische Gamelion gelangt.

Im allgemeinen ist das Winterwetter unangenehm, besonders wegen des trocknen, scharfen und staubführenden Windes, den man auch als Hauptursache der in Athen endemischen Schwindsucht anzusehn hat; und ein Freund rieth mir, ja immer beim Nordost-Wind das Taschentuch vor den Mund zu halten. Aber Nord und Nordost wehen nicht immer. Es treten Unterbrechungen ein bei Süd und Südwest, die 8 oder 14 Tage oder noch längere Zeit linde Witterung bringen. Im Alterthum glaubte man, dass der Winter 14 liebliche Tage bringe (cf. Aristot. Hist. An. p. 119 Bekk.) und diese volksthümliche Vorstellung von den halcyonischen Tagen drückt sehr gut den Wankelmuth der kühlen Jahreszeit aus.

Zeus und Hera wurden nicht bloss als Bräutigam und Braut, als liebende Gatten, sondern noch öfter als streitende Eheleute gedacht. Nach dem Hymnus auf Apoll zürnt Hera dem Zeus ein ganzes Jahr und verschwört sich mit Gäa und dem Feuerriesen Typhon; Zeus muss ihn mit seinen Blitzen niederstreiten. So ist im Verhältniss des Himmelsgottes zu seiner Gemahlin und der ihr verbündeten Gäa Raum, auch dem Unfrieden der Elemente in dieser Jahreszeit Ausdruck zu geben.

Andererseits fand der Winter, die geselligste und lustigste der Jahreszeiten, seinen Ausdruck in Weinfesten, Dionysien, die aber einer jüngern, cultivirteren Zeit angehören und nicht so uralt sind wie die Naturreligion des Zeus und der ihm bald grollenden, bald zärtlich ergebenen Nebengottheit. Vom November und December an hat man jungen Wein, dann ist Bacchus geboren und diesem kameradschaftlichen, geselligen Gotte weihete man die Wintermonate. Erst später griff die bacchische Lust, wie es scheint, auch in den eigentlichen Frühling über. Die bacchischen Winterfeste hatten einen masslosen Muthwillen, die des Frühlings mehr Würde und Adel. Im Winter war man zu Hause und tanzte so zu sagen in Schlafrock und Pantoffeln, Bacchus nahm nichts übel. Bei den Frühlingsfesten waren mehr Fremde zugegen, vor denen man sich geniren musste. Das kühle Winterwetter ladet auch mehr zum Zechen und zu tollem Treiben ein, während der April, das mit seinen höchsten Reizen harmonisch geschmückte Jahr auch den Menschen, wie es scheint, weniger zur Excentricität kommen lässt.

Der meteorologische Frühling vom 1. März bis zum 31. Mai reichend unterscheidet sich von den übrigen Trimestern durch Seltenheit der Gewitter und Vorwalten der drei südlichen Winde. Nach populärer Auffassung ist der Frühling viel kürzer, weil der März unsicher und oft rauh ist, der Mai zu viel Hitze hat und den Flor der Pflanzenwelt schon welken lässt. Ein neugriechischer Arzt (Μαυρογιάννης) rechnet daher den wirklichen Frühling zu einer Länge von 4 Wochen. Hippokrates macht aus den 27 Tagen vor Aequinoctium einen besondern Abschnitt (φυταλια), an diesen schliesst er den Frühling,

welcher nach ihm 8 Wochen dauert, vom Aequinoctium bis zum Aufgang der Plejaden im Mai. In der That ist das Bedürfniss eines Vorfrühlings vorhanden. Da aber der Winter (s. o.) Ende Februar schliesst, kann der Vorfrühling erst mit dem März beginnen. Vorläufig mag man den Monat März als Vorfrühling und die 6 Wochen bis Mitte Mai als den eigentlichen Frühling ansehen.

Im März (mittlere Bestimmung), also im Vorfrühling kommt die Schwalbe: Die 16 Angaben, die ich über die Ankunft der Schwalbe habe, stimmen mit den Angaben der Alten durchaus nicht überein. Abgerechnet die Angabe des 7. März sind alle übrigen zu früh. Wie es sich erklärt, lasse ich dahingestellt. Eine Täuschung ist es gewiss nicht.

April ist der schönste Monat. Die volle Belaubung der Bäume, das hoch, aber noch grün stehende Getreide, der Gipfel des Blumenflors, der Vollschlag der Nachtigall, alles, was das Jahr liebliches und köstliches bietet, vereinigt sich, um den April zu schmücken.

Der Durchzug der Vögel ist im April besonders frequent; Einige sehen den April als eigentliche Zeit des Durchzuges an. Die durchziehenden Vögel verweilen einige Zeit in Griechenland, ehe sie nordwärts fliegen, und es wimmelt dann von gefiederten Ankömmlingen. Auch der grosse Schwan, *Cycnus musicus*, ist ein Durchzügler. In kleinen Trupps zu 3 bis 8 fallen diese nicht schönen aber imposanten Vögel mitunter in Griechenland ein, verweilen einige Tage auf Seen und Lagunen und fliegen dann dem Norden zu. Die stattlichen Thiere, plötzlich einfallend, dann bald wieder verschwindend, oft bloss dahinsausend über den Wohnungen der Menschen, Töne fernen Glocken ähnlich herniedersendend, erregten die Phantasie des Volkes: es schien etwas Wunderbares und Geheimnissvolles um diese klangreichen Schwäne, sie mussten den Apoll, den Frühlingsgott, auf luftigem Gespann ins Land gezogen, den Frühling nach Hellas gebracht haben. Mit Unrecht hat man, wie Preller, der sie als Symbol glänzender Wolken fasst, die Schwäne als bloss symbolische Schwäne gefasst. — Nach Alcaeus, fragm. 2 Bergk, gab Zeus dem Apoll ein Schwanengespann und hiess ihn nach Delphi fahren, um seines Amtes zu warten. Aber Apoll fuhr zuerst zu den Hyperboreern. Hier ist die Fahrt zu den Hyperboreern dem natürlichen Vorgange angepasst, jeden Frühling ziehen die Schwäne zu den Hyperboreern, denn im hohen Norden brüten sie. — Bei Diodor II 47 heisst es von Apolls Besuch bei den Hyperboreern, der Gott schlage dann die Cither und führe den Reigen ohne Unterlass Tag und Nacht, sich seiner Herrlichkeit freuend; er beginne aber sein Spiel mit Tag- und Nachtgleiche und ende mit dem Anfang der Plejaden im Mai. Aus der sehr bestimmten Angabe erhellt, dass diese Vorstellung darauf ausgeht, die Lenzeslust zu gestalten. Denn was ist dieser vom Aequinoctium bis zum Plejadenaufgange die Cither schlagende, fröhliche Gott anders als der verkörperte Lenz, jener schöne aber kurze Lenz Griechenlands mit seinen Blumen und Nachtigallen? Dem, der die Vorstellung ausdachte, erschien die Frühlingsnatur wie ein gleichgestimmter Citherklang, ein Concert des Glückes.

Unter den Pflanzen, die die Jahreszeit bietet, ist der Lorbeer hervorzuheben. Seine Blüthe fällt nach mittlerer Bestimmung Ende März. Die griechische Kirche feiert keinen Palmensonntag, sondern eine κυριακὴ τῶν βαΐων, einen Lorbeersonntag. Zu diesem Tage bringt man Lorbeerzweige in die Kirchen. Ganze Haufen solcher Zweiglein lagen am Freitag vor Palmarum 1866 hinter dem Altar einer athenischen Kirche, meist

mit Blüthen; die Priester waren beschäftigt, Bouquets daraus zu machen. Von diesen blühenden Lorbeerbüschchen nimmt sich der griechische Christ mit nach Hause und steckt sie an das εἰκονοςτάςιον d. h. an das Heiligenbild des Hauses, das vielleicht den häuslichen Apoll vertritt. Daselbst bleibt das sich gut haltende Grün stecken bis zum andern Jahr, wo man es dann in gleicher Weise erneuet. Die Lorbeerbräuche der griechischen Kirche gehen meines Erachtens zurück auf das Heidenthum, wo man gleichfalls schon solche hatte. In Rom wurde der Lorbeer des Vestatempels an den Kal. Mart. erneut, und die altgriechischen Daphnephorien gehören ohne Zweifel auch in die Jahreszeit, wo der Lorbeer blüht. (Der griechische Cultus hat sich der Pflanzen vorzugsweise bedient, wenn sie in Blüthe standen, so an den Panathenäen, den Thesmophorien.) Die antike Lorbeer-Procession war ursprünglich wol nur Sinnbild des jungen Jahres, welches wieder zurückkehrte, und vermuthlich erhielt erst später die Lorbeer-Procession von Tempe nach Delphi jenen ethischen Sinn, vermöge dessen der Architheoros einen entsündigten Gott darstellte. Einst wird der lorbeergeschmückte Jüngling dasselbe bedeutet haben wie unsre Mai-Grafen, und der Sinn der Daphnephorien der eines Frühlingseinzuges gewesen sein.

Schon im Mai den Sommer anzufangen veranlasst ausser der gesteigerten Wärme auch die Reife des Getreides, denn für den Schnitt der Gerste ist Ende Mai die rechte Zeit.

Als eine bemerkenswerthe, durch das Klima bedingte Sitte ist anzuführen, dass die geringen Leute vom Mai an im Freien schlafen, eine Gewohnheit, die bis zur Weinernte (Ende September) dauert. So legt sich in einem neugriechischen Märchen ein armer Mann zur Erntezeit auf seiner Tenne (die Tennen sind ebene runde Flächen unter freiem Himmel) schlafen, wo die Neraiden ihren nächtlichen Reigen führen. Dienstboten und Arbeitsleute machen auch in den Städten diese Sitte mit, sie werfen sich zum Schlafe hin, wo sie können und mögen, im Hof, auf der Gasse, auf den Erkern. Als Decke benutzen sie ihre Mäntel oder was sie sonst haben, denn ohne Bedeckung zu schlafen wäre gefährlich. Die Sitte ist wahrscheinlich alt und bietet die Erklärung eines homerischen Wortes. Sie ergiebt zwei ungleiche Jahreshälften, die kühlere und feuchtere von 7, die warme trockene von 5 Monaten. Jene erstere scheint man einst ἐνιαυτός genannt zu haben, die Zeit des ἰαύειν ἐν [οἴκῳ] (eine Ergänzung, die sich auch findet bei ἐκκαθεύδω, *excubo*). Diese ursprüngliche Bedeutung von ἐνιαυτός = Winter (Winter im weitesten Sinne) zeigt sich im Schwalbenliede, Hes. ἔργ. 450 und 563. Auch Odyss. X 469 ist der Sinn von ὅτε δή ῥ' ἐνιαυτὸς ἔην als der Winter vorbei war. Lehrs Quaest. Ep. p. 203 hätte dies beinahe eingesehen. Aus dieser engern Bedeutung hat sich die weitere: Jahr, entwickelt, wie im Angelsächsischen Winter für Jahr steht.

Die Zeit von Mitte Mai bis Ende Juni ist als Vorsommer anzusehen; in diesen anderthalb Monaten überwiegen noch Südwestwinde und überhaupt südliche Winde. Der Thau hört in Attika (vielleicht Ende Juni) ganz oder beinahe ganz auf bei der steigenden Wärme, und mit dem Beginn der jährlichen Thaulosigkeit scheint das Plynterien-Dogma (Tod der Thauschwestern, Aglauros und Herse) zusammenzuhängen.

Juli, August und die ersten September-Wochen bilden den Sommer engsten Sinnes, den hohen Sommer. Die meteorologischen Eigenschaften dieses Abschnittes sind sehr einheitlich, wie Sie für Juli und August aus der Tabelle ersehen können. Der

hippokratische Termin (Juli 23) ist zu verwerfen, weil durch ihn fast der ganze Juli vom August abkäme, mithin zwei nahe verwandte Monate getrennt würden. Hippokrates hat den Aufgang des Sirius (einen sehr beliebten chronologischen Termin im Alterthum) als Termin bewahren wollen. Man könnte zu Gunsten desselben die frühen Weinlesen (auf den Cycladen im August, auch auf Zante, auf Aegina angeblich Ende Juli) anführen; allein die meteorologischen Gründe fallen stärker ins Gewicht.

Ein merkwürdiger Volksglaube knüpft sich an den 15. Aug. griech. = 27. Aug. unseres Kalenders, Mariä Himmelfahrt, κοίμησις τῆς θεοτόκου. An diesem Tage, meinen die Griechen, müsse es regnen. Der erwartete Regen, den die Panagia den lechzenden Fluren auswirken soll bei dem Vater in der Höhe, zu welchem sie aufsteigt, dieser Regen trifft in Attika manchmal ein, manchmal bleibt er aus. Dr. Schmidt glaubt, wenn man ganz Griechenland ins Auge fasse, so habe die Volksmeinung Recht, irgendwo in Griechenland finde dann ein Gewitterregen statt. Der Glaube ist vorhanden; ob ihm Heidnisches zu Grunde liegt, ist unsicher. Nach der Zeit im Jahre könnte man an die Panathenäen als Geburtsfest der Minerva denken. Die Göttin wird im Gewitter geboren, und der Panagia-Regen ist ein Gewitterregen. Aber vieles lässt sich einwenden, und warum könnten nicht, unabhängig vom Heidenthum, die Christen auf die Idee gekommen sein, dass die mitleidige Maria zu Gott kommend Regen erbitte und erlange?

Ein allgemeiner Unterschied des Sommers von der kühlern Zeit liegt in der Beschaffenheit der Atmosphäre. Die kühle Zeit hat mehr Gewölk, ist aber weniger heimgesucht von jenen feinern Substanzen, die den Sommerhorizont umfloren, die Durchsichtigkeit der Luft verringern, der Schönheit des Blaus Eintrag thun. Dodwell nennt sie düstere Dünste. Auf diesen Dünsten (wenn es wirklich Dünste und nicht Staub-Atome sind) beruhen demnach die Bergfarben. Man bemerkt freilich auch in den kältern Jahreszeiten mitunter schwache Tinten von Violett und Purpur am östlichen Horizonte Attikas, wenn die Sonne untergeht. Diese nur zart angehauchten Farbentöne steigern sich mit der Temperatur und erreichen ihre stärkste Intensität im hohen Sommer, wo die ganze Luft durchdünstet und unrein ist, obwohl man keine weissen Dunstansammlungen sieht. Der Hymettus erscheint purpurn, der Pentelikon tiefblau. Etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang beginnen die Farben, sie dauern in ihren Abstufungen, bis es völlig Nacht ist. Das prachtvoll rothe Alpenglühen, das so intensiv ist, dass ein Maler in den Verdacht der Uebertreibung gerathen würde, ist nur dem Hymettus eigen, nicht auch den andern attischen Bergen. Ovid spricht von den Purpurhügeln des Hymettus (E. Dodwell).

Der Winter ist unzuverlässig und grillenhaft, der Sommer lässt wenig Wechsel zu, zwischen Winter und Winter ist ein sehr grosser, zwischen Sommer und Sommer ein sehr kleiner Unterschied. Aber die launenfreie Jahreszeit des Sommers ist monoton, ihre Gleichmässigkeit ermüdend, Gewitter, wenn sie vorkommen, bringen keine Linderung, Dürre und Hitze erweisen sich dem Pflanzenwuchs wie der Gesundheit des Menschen feindselig. Der Blumenflor, seit Mai im Abnehmen, stirbt im Juni grösstentheils dahin und der Juli findet nicht mehr viel übrig zu verbrennen. So giebt es nur zweierlei Rosen, τὰ Ἀπριλιατικά und τὰ Μαϊατικά (die Monate des alten Stils sind gemeint). Meteorischer Staub verhüllt oft die Gegend, wunderlich groteske Gestaltungen der Luft thürmen sich wie Staubtrichter empor, manchmal ist die ganze Akropolis von den

hässlichen Vorhängen gelbgrauer oder röthlicher Staubmeteore umfangen, und doch ist hier nicht Afrika. — Die Sommergluth kann gefürchtet und schmerzlich bedauert, aber nicht sentimental beklagt werden. Die staubige verarmte Flur des südlichen Sommers weckt nicht eine poetische, sondern wirkliche Betrübniss. Wie herrlich prangte im März und April die Halbinsel Munychia mit ihren blühenden, mannshohen Ferulstauden, die man zu hunderten und tausenden stehen sah. Nun wird es Sommer, die Hitze hat die Ferulgesträuche bald ausgedörrt, spröde und zerbrechlich gemacht, es folgen die Nordost-Passate, mit gewaltiger Kraft über den munychischen Felsen dahinbrausend, all das prächtige Gestäude brechen sie ab und rasiren die Halbinsel kahl bis auf den Stein. (Dies hat v. Heldreich mir erzählt, als wir im März 66 auf Munychia herumspazierten).

Zu der finstern Auffassung der heissen Jahreszeit, die wir im Alterthum finden, tragen die Gefahren bei, welche sie der Gesundheit bringt. In den warmen Monaten schwindet die Esslust und bei unvorsichtiger Diät zieht man sich leicht Indigestionen und schlimme Krankheiten zu. Vornehmlich leiden Kinder unter 2 Jahren und viele werden Opfer der in der Hitze entstehenden gastrischen Störungen. In Athen hörte ich von dem Loose der Kleinen nur mit dem innigsten Bedauern sprechen und in den Familien, wo die Kinder noch klein sind, sieht man dem Sommer nicht mit freudigen Empfindungen entgegen.

Die griechische Religion bietet geistliche Hilfe dar, um dem Siechthum der Jahreszeit zu wehren. In Athen bringt man kranke Kinder zur Capelle der h. Marina, besonders am Tage ihres Kirchfestes, der unserm 29. Juli entspricht. Die h. Anargyri d. h. die uneigennützigen Aerzte haben im Juli zwei Festtage. Endlich giebt es eine, Johannes dem Täufer geweihete Capelle, an der man Gebräuche vollzieht um Fieber abzuwenden oder zu heilen. Sie wird die des Joannis Thermastras genannt d. h. des Fieberarztes, von θερμαίνομαι, *febricito.* Der Hauptfesttag des Heiligen, Sept. 10. unseres Kalenders, liegt in der schlimmsten Fieberzeit.

Auch im Alterthum hatte der Sommer vorzugsweise solche Begehungen, die ihrer ursprünglichen Tendenz nach Trauerfeste waren. Die Alten scheinen dabei ausgegangen zu sein von dem Leide, welches Hitze und Dürre über die unbeseelte Welt der Organismen, über den Pflanzenwuchs verhängt, dann aber indem die leidende Pflanze personificiert wurde, in das menschliche Gebiet gerathen und bei der menschlichen Auffassung stehen geblieben zu sein, sodass man zuletzt vergass, wovon man ausgegangen war. Apoll und der schöne Hyacinthus, Demeter und ihre jeden Herbst ins Schattenreich hinabsteigende, im Lenz wieder hervorgehende Tochter, Athene und ihr Pflegling Erechtheus gestatten die angegebene Deutung, wenn auch nicht mit voller Sicherheit. Zu Sparta wurde im Sommer das Trauerfest der Hyacinthien gefeiert, 9 Tage lang. Apoll hatte durch einen Diskuswurf den schönen und von ihm geliebten Hyacinthos getödtet, wie denn der Sonnenstrahl Gräser und Kräuter, Blumen und Blüthen tödten und vertilgen muss; und derselbe Sonnenstrahl hatte diese Gräser und Kräuter einst geliebt und gross gezogen. Weshalb gerade die Hyacinthe für diese Symbolik gewählt wurde, ist nicht ersichtlich. Richtig scheint aber die Deutung doch. Vgl. Preller griech. Myth. I, p. 163.

Athena hatte ihre wichtigsten Feste im Sommer, sie sind ernst und voll Bangigkeit; man begieng die Panathenäen in Trauerkleidern; die gefeierte Sommergöttin war streng finster, ihr Antlitz fast unerbittlich, ehern wie das des Himmels in ihren Festzeiten. (Die ursprünglich höchst furchtbare Vorstellung von der Athena scheint

erst allmählich gemildert zu sein.) Nur einen einzigen milden Zug hatte man der Athena geliehen, sofern sie den Erechtheus verpflegte, und die Frauen, welche ihr jene köstlichen Kleider und Schmucksachen darbrachten, von denen Inschriften Kunde geben, haben auf diese einzige Schwäche der stählernen Jungfrau gerechnet, um Gunst und Gnade für das Wohlergehen ihrer Familien zu gewinnen.

Der meteorologische Herbst reicht vom 1. September bis 30. November. Wir haben seine Anfänge dem Sommer, sein letztes Drittel der Regenzeit (dem Vorwinter) zugelegt, weil er in seinen Theilen zu ungleich ist, als dass er in populärem Sinne eine Jahreszeit bilden könnte. Das Steigen der Temperatur dauert länger, als das Fallen und die Anfänge des meteorologischen Herbstes sind durch eine weite Kluft von seinen Ausgängen getrennt.

Das eilige Herabsinken von sommerlichen in winterliche Zeiten steht in Verbindung mit Gewittern, die ihre grösste Häufigkeit im November haben. Die Natur entledigt sich der sommerlichen Plagen gleichsam durch ein Gewaltmittel; unter Donner und Blitz und herabstürzenden Gewitterschauern wird Hitze, Dürre, Staub niedergeschlagen, segensreiches Gewölk findet sich wieder im Dunstkreise reichlich ein, und die Firsten der Berge hüllen sich aufs neue in ihre luftigen Hauben; Zeus hat dann über Typhon gesiegt. Der sich wieder einstellende und im Verlauf stark zunehmende Thau, das allmählige Aufhören der trocknen Nordost-Winde, die gemilderte Temperatur, alles dient dazu der fahlen, bräunlichen, verödeten Flur neue Pflanzentriebe zu entlocken. Die Anfänge des neuen noch spärlichen Saatengrüns bemerkt man, wenn nicht der Regen zögert, ungefähr Ende October, und es beginnt eine kleine Anzahl von Pflanzen zu blühn, die bis in den Winter und Frühling hinein dauernde Herbstflora.

Die sechs Wochen von Mitte September bis Ende October können wir als Nachsommer zu einem besondern Abschnitt vereinigen. Der October ist mild, lieblich, südliche und nördliche Winde halten sich die Wage, auch regt es sich ein wenig im Pflanzenreich. Zu den neuen Trieben der Vegetation stimmt es aber nicht, dass zugleich die Laubhölzer sich entfärben, die Vögel nicht fröhlich sind und gerade die beliebtesten fortziehn. Die neuen Pflanzentriebe und Blumen sind zu unbedeutend um den Anblick zu beleben; das Saatengrün, wenn überhaupt welches da ist, unansehnlich, ohne landschaftliche Wirkung. Im Allgemeinen sind und bleiben die Fluren im Herbste so, wie der Sommer sie zugerichtet hat, ein Bild der Verödung und Verdorrung. Kurz der liebliche Herbst mit seinem Gleichgewicht der Winde und seinen Vegetationsanfängen ist matt, um nicht zu sagen charakterlos, besitzt unter seinen Eigenschaften keine die uns lebhaft erfreuen und stark betrüben könnte, und eine populäre Auffassung wird ihn kaum zulassen als Jahreszeit unter Jahreszeiten.

Bei Homer fehlt der Herbst und in dem griechischen Worte μετόπωρον, φθινόπωρον scheint angedeutet, dass der Herbst eine Appendix, nicht etwas Selbständiges sei.*) Im Sinn der Griechen werden wir diesen Abschnitt Nachsommer nennen. Der Nachsommer mit seiner eigenthümlichen Mattigkeit und Schwäche, mehr leidend als thätig hat sich im antiken Cultus nicht so stark abgeprägt, wie andre Abschnitte des Jahres. Seine Besonderheiten dürften im ganzen derartig sein, dass sie zu einer sanften

*) Sollte ὀπώρα ursprünglich die Zeit nach den ὥραι (ὄπισθεν) bedeuten, so hat man doch später diesen etymologischen Sinn vergessen und einen eigenen Sinn untergelegt.

Betrübniss stimmen. Es ist nicht gerade zum Weinen, aber doch ein bisschen traurig, wenn die traute Schwalbe fortzieht und die Laubhölzer sich bräunen und entblättern.

Als einen allgemeinen Ausdruck für das Abschied nehmende Jahr könnte man ein Abschiedsfest des Apoll ansehn, den seine Schwäne im spätesten Herbst wiederum entführen; allein solche Feste scheinen selten gewesen zu sein.

Allgemeine Sitte aber war es bei den alten Griechen gewisse Todtenfeste zu begehen. Der Volksglaube wusste von herbstlichen Zugvögeln, die bestimmte Heroen betrauerten. Im Anfange des φθινόπωρον, sagt Aelian, feiern die memnonischen Vögel ihrem Namensheros am Hellespont ein Todtenfest, indem sie sich in Schaaren theilen und kämpfen, bis die eine Schaar unterliegt.

Eine andre Quelle sagt, dass die memnonischen Vögel das Grab, soweit es nicht mit Bäumen und Gras bewachsen sei, reinfegen und mit Wasser besprengen, in dem sie ihre Flügel baden. Wasser ist die Gebühr der Todten, doch könnte auch bloss gemeint sein, dass die Μεμνονίδες die Grabstätte putzen und scheuern. Es waren diese Μεμνονίδες Flüge südwärts ziehender Vögel. Der herbstliche Zug führt den Vogel aus der Heimat in die Fremde, darum ist er kleinmüthig und singt so gut wie gar nicht. Bei vielen der herbstlichen Wanderer, nämlich bei allen jungen Vögeln, ist das Gefieder grau und matt, nicht ausgefärbt. Die Phantasie des Volkes erblickte in der gesanglosen grauen Gesellschaft der Μεμνονίδες Leidtragende und wusste, dass sie Leid trügen um Memnon, den Sohn der Eos. Es ist nicht nöthig zu sagen, dass der Frühjahrszug diese Auffassung nicht zulässt, weil dann die Vögel in Hochzeitskleidern sind und ihre schönsten, fröhlichsten Melodien erschallen lassen.

Ein ganz ähnlicher Glaube knüpft sich an die meleagrischen Vögel, auch diese begingen ihrem Heros, dem Meleager, ein Todtenfest. Die Jahreszeit ist nicht überliefert, doch zweifle ich nicht, dass die Vorstellung in den Herbst gehört.

Die Oschophorien in Athen wurden nach der Weinernte gefeiert von Jünglingen die mit Rebschossen bekränzt einen Wettlauf hielten. Man war wol fröhlich am Oschophorienfeste, doch mischte sich die Todtenklage um Aegeus in die Freude des Festes ein und der Schmuck der oschophorischen Jünglinge bestand in dem letzten Grün des jetzt scheidenden Jahres.

Im delphischen Festjahr scheint Neoptolem zur Herbstzeit (Boathoos) gefeiert zu sein. Diese Begehung dürfte als die tonangebende bei vielen Hellenen gegolten haben.

Solche Begehungen, gemischt aus Lust und Freude, nicht einer wilden oder finstern Trauer gewidmet, mehr Feste der Erinnerung an einen Memnon, Meleager, Aegeus, Neoptolem, gaben dem Nachsommer seinen gottesdienstlichen Ausdruck. Aus unserm Kirchenjahr kann man Allerheiligen und Allerseelen, Nov. 1 und 2 anführen. — Hiermit ist der Kreislauf des Jahres beschlossen, und ich bin zu Ende. Ich bin mir bewusst in meinem Vortrage vieles nur angedeutet zu haben. Andeutungen sind keine Beweise. Zu meiner Entschuldigung dient die kurz gemessene Zeit. Ich habe nicht gewusst, dass nur eine halbe Stunde gestattet sei und musste daher von meinem für eine ganze Stunde eingerichteten Vortrage hier gestern in Kiel und vorgestern fast die Hälfte streichen. Das Thema liess sich nicht mehr ändern es blieb nur die Wahl den Vortrag zurückzuziehen oder stark zu kürzen. Ich entschied mich für letzteres und habe um so mehr Ursache Ihre Nachsicht zu erbitten.

Vorsitzender Prof. Dr. Overbeck: Ich frage die Versammlung ob Jemand zur Discussion über den eben vernommenen Vortrag das Wort ergreifen will.

Ich ertheile es Herrn Prof. Schmidt.

Prof. Dr. Schmidt: Nur eine Frage wollte ich mir erlauben, auf welche die Antwort zum Theil schon in Ihrem Vortrage gelegen hat, die aber doch vielleicht einer weitern kurzen Besprechung werth wäre. Ich möchte Sie nämlich fragen: welches ist die allgemeine Ursache, dass trotz der von Ihnen so drastisch geschilderten Glut des griechischen Sommers die höchsten, feierlichsten Feste gerade in den Sommer fallen! In Bezug auf Athen haben Sie schon in Ihrem Vortrage die Antwort darauf gegeben. Wenn wir nun aber weiter sehen, so finden wir, dass auch die Olympien in Olympia, die Pythien zu Delphi, die Karneen in Sparta u. s. w. alle diese Feste im Hochsommer begangen wurden. So oft ich auf diesen Gedanken gekommen bin, ist mir die Lösung immer räthselhaft gewesen, doch wird es Ihnen möglich sein darauf eine etwas eingehendere Antwort zu geben.

Conrector Dr. Mommsen: Meine Antwort auf Ihre Frage kann ich sehr kurz fassen: ich habe mir nämlich die Sache einfach so erklärt, dass man im Hochsommer am meisten Musse und Zeit zu solchen Festen hatte, während sie zu andrer Zeit, wo das Agrarische grosse Bedeutung hatte, sei es die Bestellung oder Ernte, nicht angesetzt werden konnten, weil eben dann keine Musse übrig blieb. Hesiod setzt in diese Zeit den πλοῦς, zwischen Korn- und Weinernte.

Prof. Dr. Schmidt: Ich glaube gerade aus Ihrer Antwort ersehen zu können, dass der eigentliche Schlüssel zur Lösung dieser Frage bis jetzt noch nicht gefunden ist.

Vorsitzender Prof. Dr. Overbeck: Wünscht noch Jemand das Wort? —

Da es Niemand verlangt, so erlaube ich mir zu bemerken, dass Prof. Gädechens zur Begleitung eines mir in verschiedenen Exemplaren eingehändigten Programms zum hundertjährigen Todestage Winckelmanns noch etwas zu sprechen wünschte, aber selbst so eben erklärt hat aufs Wort zu verziehten, weil für unsre Sitzung die Zeit beinah ganz verstrichen ist.

Ehe ich die Sitzung aber aufhebe, möchte ich andrerseits eine Frage an Sie richten und dann noch Herrn Prof.. Forchhammer das Wort ertheilen für eine Mittheilung, die er uns zu machen hat. Sie können auf dem 6. Tageblatt gedruckt lesen, dass der Vortrag des Herrn Prof. Classen auf die Tagesordnung der morgenden allgemeinen Sitzung versetzt ist. Das ist connex damit, dass der Vortrag des Herrn Prof. Gädechens, der für die allgemeine Sitzung bestimmt war, bei uns gehalten ist, darum war es recht und billig, dass wir dem Vortrage des Herrn Prof. Classen, der uns eigentlich galt, ein Theil Zeit in der allgemeinen Sitzung einräumen.

Nun entsteht aber noch für mich die Frage, ob wir wirklich morgen früh von 8—9 Uhr eine Sitzung halten wollen. Es liegt kein angemeldeter Stoff mehr vor, und in einer Gesellschaft gestern wurde die Bemerkung gemacht, es sei nicht wol möglich und nicht gut thunlich von 8—9 Uhr eine Sitzung zu halten. Ich wollte also die Versammlung fragen, ob es ihr Wille wäre, dass wir, obgleich bis jetzt noch nichts bestimmtes auf die Tagesordnung gesetzt werden kann, morgen früh von 8 Uhr ab die Schlusssitzung halten.

Präsident Prof. Dr. Forchhammer: Durch eine Nachricht im heutigen Tageblatte wird unsre Versammlung zu einem Balle oder Kränzchen eingeladen, es muss

daher aus diesem Saale die Tribüne entfernt und noch andre Arrangierungen getroffen werden; Alles dies müsste dann morgen früh vor 8 wieder in Ordnung gebracht werden, was sich nicht wohl wird thun lassen. Auch weiss ich nicht, wie lange die Herren tanzen werden: jedenfalls scheint es mir das Räthlichste, die für morgen angesetzte Sitzung ausfallen zu lassen.

Vorsitzender Prof. Dr. Overbeck: Wenn die Versammlung, wie es ja scheint, mit diesem Vorschlage einverstanden ist, so erkläre ich die archäologischen Sitzungen der diesjährigen Philologen-Versammlung hiermit für geschlossen.

Es folgen noch Mittheilungen des Herrn Präsidenten Prof. Dr. Forchhammer über die von Benndorf begonnene Publication griechischer Vasengemälde, die neue Ausgabe des Sophokleischen Lexikons von Ellendt durch Dr. Genthe, über die neue erweiterte Auflage von Hermanns griechischen Privat-Alterthümern und endlich über die Preisherabsetzung des Pauly'schen Reallexikons von 36 auf 20 Thaler.

Verhandlungen der pädagogischen Section.

Erste Sitzung am Montag dem 27. September.

Im Auftrage des Präsidiums eröffnete Director Dr. Niemeyer aus Kiel die Sitzung und forderte die Anwesenden auf, sich durch Wahl eines Präsidenten zu constituiren. Auf den Vorschlag des Rector Dr. Dietsch aus Grimma durch Acclamation zum Vorsitzenden gewählt, ernannte derselbe die Herren Dr. Reuter aus Kiel und Dr. Albert Müller aus Hameln zu Schriftführern.

Für die Verhandlungen der Section lagen folgende, dem Präsidium schriftlich eingereichte Thesen vor:

1. Prof. Dr. v. Gruber aus Stralsund: Der lateinische Aufsatz ist abzuschaffen oder die alte Geschichte in Prima einzuführen.

a) Die in den letzten Jahrzehnten gesteigerten Anforderungen an die Gymnasialschüler im Deutschen, Französischen, Geschichte und Geographie, Mathematik, Naturwissenschaften und Religion haben, ungeachtet der methodischen Erleichterungen, bei der unbedeutenden Verminderung der Anforderungen im Griechischen und Lateinischen eine Ueberbürdung der Schüler herbeigeführt, welche ihre Kräfte zersplittert, eine freiere Entwicklung der geistigen Anlagen hemmt, und dadurch eben so sehr den rechten wissenschaftlichen Trieb erstickt und dem Materialismus eines blossen Brodstudiums Vorschub leistet, als die Gesundheit der Schüler gefährdet.

b) Die Veranlassung dieser Ueberbürdung ist hauptsächlich das Andrängen der Forderung unserer Zeit, dass die Gymnasialbildung den Fortschritten der oben genannten Wissenschaften nicht fremd bleibe, sondern ihnen Rechnung trage.

c) Die Anforderungen an die Leistungen der Schüler auf dem Gebiete der alten Sprachen stammen aus einer Zeit, in welcher die Kenntniss des classischen Alterthums die Grundlage jeder höhern Bildung war, bei derselben also eine ausgedehnte Bekanntschaft mit den alten Classikern und Fertigkeit im Verständniss der alten Sprachen, wenigstens des Lateinischen vorausgesetzt wurde, und da fast alle wissenschaftlichen Werke lateinisch geschrieben waren, auch vorhanden war.

d) Ist nun jene Anforderung unserer Zeit: „Betheiligung an den Fortschritten der modernen Bildung schon auf den Gymnasien“ eine berechtigte, so folgt daraus, dass die Anforderungen an die Schüler in den alten Sprachen verringert werden müssen, um jener genügen zu können; — soll dagegen die Gymnasialbildung, wie

bisher, die Grundlage jeglichen gelehrten Studiums nur durch genaue Kenntniss des classischen Alterthums als der Grundlage unserer gesammten Bildung überhaupt bilden, so beschränke man jene Anforderungen der Neuzeit, als dem spätern, d. h. der spätern Lebensjahre, Bildungswege angehörig, auf welchem sich dieselben dann von selbst mit dem ganzen Gewicht ihrer Berechtigung geltend machen werden, wie uns England zeigt. Was man aber auch wolle, das wolle man ganz: dies Schaukelsystem zwischen Anforderungen der classischen und modernen Bildung lässt den Schüler zu keinem durchgreifenden Erfolg und daher auch zu keinem belebenden Selbstbewusstsein des Errungenen kommen.

e) Im ersteren Falle gebe man wenigstens das auf, was den Schülern die meiste Zeit kostet und der Mehrzahl derselben die geringste Frucht bringt, den lateinischen Aufsatz; und beschränke die Uebungen im schriftlichen und mündlichen Gebrauch der lateinischen Sprache auf Exercitien, Retrovertiren und Referiren des Inhalts gelesener Stücke.

Wer nicht bloss als Lehrer, sondern als Aufseher und Leiter häuslicher Arbeiten erfahren hat, wie viel Zeit und Mühe allen nicht mit besonderem Sprachtalent Begabten die lateinischen Arbeiten kosten, zu was für Hülfsmitteln jeglicher Art sie greifen in ihrer Noth, wie wenig Selbstständiges sie daher dabei leisten, wie oft die besten Gedanken dabei unterdrückt werden wegen der Schwierigkeit einen Ausdruck für dieselben zu finden und — ein wie unbeholfenes Gemengsel von Redensarten trotz alledem das Ganze doch in der Regel wird: der wird nicht bestreiten, dass von der Mehrzahl der Schüler Zeit und Kraft wohl in fruchtbringenderer Thätigkeit verwandt werden könne. Dazu kommt, dass die mühsame und unerquickliche Correctur des Lehrers eben so wenig einen entsprechenden Nutzen gewährt; denn zur genauen Besprechung der Correctur fehlt, namentlich in volleren Classen, meist die Zeit und ohne diese specielle Besprechung der Correctur bleiben die Gründe der gemachten Correctur dem Schüler meist verborgen.

f) Im andern Falle beschränke man die Anforderungen namentlich in Mathematik und in der Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit, und setze in letzterem Lehrobjecte die alte Geschichte wieder in ihr Recht ein, den Schlussstein des historischen Unterrichts, d. h. den Cursus für Prima zu bilden, damit eine genauere Realkenntniss des Alterthums ermöglicht werde, denn ohne diese ist auch eine genauere Kenntniss der Sprache nicht möglich. Dadurch wird der Schüler auch den nöthigen Zusammenhang seiner sprachlichen und geschichtlichen Studien finden und erkennen; die politischen Verhältnisse der alten Staaten sind ferner einfacher und daher der Verstandesreife des Schülers angemessener; während er durch Einführung in die zeitbewegenden Ideen des Mittelalters und der Neuzeit leicht zu der Einbildung verführt wird, auch die Erscheinungen des jetzigen öffentlichen Lebens beurtheilen zu können. Diese Anordnung des geschichtlichen Unterrichts ist auch dem ganzen Lehrcursus des Gymnasiums entsprechend; in Tertia würde die alte Geschichte als Vorbereitung zur Lectüre des Sallust, Cicero und Livius, in Secunda die mittlere und neuere Geschichte als Grundlage zur deutschen Literaturgeschichte in Prima dienen.

Man streiche ferner die philosophische Propädeutik, welche ebenfalls zu den Neuerungen und meines Erachtens zu den schädlichen gehört, nicht bloss

weil sie eine nicht unbedeutende Zeit und Kraft des Schülers in Anspruch nimmt; sondern auch weil sie dem Schüler den Reiz der Neuheit für das akademische Studium der Philosophie raubt und den Dünkel erzeugt, als ob er auch hierin schon das Wichtigste kenne; die natürliche philosophische Propädeutik für den Schüler ist ein zweckmässiger grammatischer und mathematischer Unterricht, der eine die subjective Freiheit, der andere die objective Gebundenheit des Denkens veranschaulichend.

2. Prof. Dr. Gerhard aus Eisleben:

a) Die ebene Trigonometrie ist nach Secunda zu verlegen.

b) Es sind in neuester Zeit Lehrbücher der Mathematik für höhere Schulen erschienen, in welchen die Euklidische Behandlung der Geometrie verlassen und eine wissenschaftlichere versucht ist. Welche Erfolge sind dadurch erzielt worden?

c) In dem preussischen Abiturienten-Reglement sind die Forderungen für die Leistungen in der Mathematik sehr speciell angegeben. Empfiehlt es sich, dafür zwei Grenzen, eine obere und eine untere aufzustellen, etwa in der Art: die höhere Mathematik ist vom Schulunterricht ausgeschlossen. Planimetrie, Stereometrie, ebene Trigonometrie, Arithmetik und Algebra bis zu den Gleichungen des 2. Grades incl. sind das Minimum, welches verlangt wird?

3. Dr. Müller aus Hameln: gedenkt ein neues Anschauungsmittel für den klassischen Unterricht vorzulegen.

4. Dir. Dr. Lehmann aus Neustettin:

a) Eine besondere Prüfung der Abiturienten ist abzuschaffen; das Zeugniss der Reife ist von den Lehrern der Prima zu ertheilen.

b) Falls die Abschaffung des Abiturienten-Examens zur Zeit noch nicht zulässig erscheint, so ist wenigstens die schriftliche Prüfung abzuschaffen und die mündliche auf beide alte Sprachen und Mathematik zu beschränken.

5. Director Dr. Eckstein aus Leipzig:

a) Ob freie lateinische Arbeiten den Schülern aufzugeben sind, dem Ermessen der einzelnen Gymnasien zu überlassen, ist verwerflich.

b) Die Köchlysche These: „Für die Wochenstile den Schülern ein gedrucktes Uebungsbuch in die Hände zu geben und Paragraph für Paragraph von ihnen übersetzen zu lassen“ — ist entschieden verwerflich.

c) Die Köchlysche These: „Die principielle Trennung zwischen Ober- und Untergymnasium ist unbedingt nothwendig“ unterliegt gerechten Bedenken und macht die Trennung zwischen dem Süden und Norden auf dem Gebiet des höheren Schulwesens noch schroffer.

6. Prof. Dr. Schmitz aus Greifswald:

a) Ueber die seit den dreissiger Jahren auf dem Gebiete der syntaktischen Systematik gemachten Experimente.

b) Ueber Gebrauch und Nichtgebrauch des Artikels bei der Apposition im Französischen.

c) Worauf es bei der schulmässigen Pflege einer guten Aussprache im Französischen und Englischen vor Allem ankommt.

d) Ueber die Hauptepochen in der Entwicklungsgeschichte der englischen Sprache.

e) Methodologie und Hülfsmittel des Studiums der englischen Synonyma.

7. Bericht der in Würzburg zur Untersuchung der Frage über den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht auf den Gymnasien erwählten Commission, in Form von Thesen erstattet und vertreten durch Rector Dr. Dietsch aus Grimma und Prof. Buchbinder aus Pforta:

1. Die altklassischen Studien müssen die bleibende Grundlage des Gymnasialunterrichts bilden; indess müssen Mathematik und Naturwissenschaften mehr als bisher als gleichberechtigte Bildungselemente anerkannt werden und zwar

a) wegen des an jeden Gebildeten zu stellenden praktischen Erfordernisses;

b) wegen des in ihnen liegenden Gehaltes für Ausbildung des Geistes überhaupt.

2. Hierzu ist erforderlich, dass an den meisten Gymnasien eine Erhöhung der Stundenzahl in diesen Fächern eintritt, und zwar so, dass für Mathematik die letzten 6 Jahre 4 Stunden wöchentlich angesetzt werden, während vorher nur praktisches Rechnen und propädeutischer Unterricht in der Geometrie mit durchschnittlich 3 wöchentlichen Stunden stattfindet, und dass dem naturwissenschaftlichen Unterricht in jeder Klasse wöchentlich 2 Stunden zugewiesen werden.

3. Die Beschaffung dieser Stunden macht folgende Aenderung des preussischen Normalplans nothwendig:

a) in Quarta sind 2 Stunden Naturwissenschaft anzusetzen, von denen die eine dem Latein entzogen werden kann, die andere den 30 wöchentlichen Lectionen hinzuzufügen ist;

b) in Tertia ist eine 4. Stunde Mathematik nothwendig, welche zu den jetzigen 30 wöchentlichen Lectionen hinzutritt;

c) in Secunda sind 2 Stunden Physik zu ertheilen; die eine mehr kann vom Latein entnommen werden.

Zusatz von Rector Friedlein in Hof: In Baiern können die 2 Stunden zur bisherigen Stundenzahl hinzugefügt oder eine von den 3 Geschichtsstunden in Tertia und Quarta für die Naturwissenschaft benutzt werden.

4. Der naturwissenschaftliche Unterricht soll auf Anschauungen beruhen; es müssen also für ihn die nothwendigsten Naturkörper, Abbildungen, Apparate etc. vorhanden sein.

5. Er soll den häuslichen Fleiss der Schüler möglichst wenig in Anspruch nehmen.

6. Er soll dagegen Anregung geben, dass die Schüler ihre Zeit zum Sammeln verwenden.

7. In der Physik soll in Secunda vorzugsweise die inductive, in Prima die deductive Unterrichtsmethode zur Anwendung kommen.

8. Ein kurzer Abriss der Chemie soll in den Lehrplan aufgenommen werden.

9. Neben der Forderung, dass in den oberen Classen der naturwissenschaftliche Unterricht nur von Lehrern, welche die einschlagenden Fächer auf der Universität studirt und darin die Prüfung bestanden haben, ertheilt werde, ist auch die festzuhalten, dass für eine angemessene Vorbildung der naturwissenschaftlichen Lehrer mehr als bisher Sorge getragen werde.

10. In den untern Classen bis Quarta incl. können tüchtige Elementarlehrer für den Unterricht im Rechnen und in der Naturgeschichte verwendet werden.

Nach Mittheilung dieser Thesen sprach der Vorsitzende die Ansicht aus, dem Berichte der in Würzburg zur Untersuchung der Frage über den mathematischen und

naturwissenschaftlichen Unterricht auf Gymnasien erwählten Commission gebühre die erste Stelle, eine Ansicht, der die Versammlung, nachdem sie principiell ihr Recht gewahrt hatte, eine andere Reihenfolge zu beschliessen, zustimmte.

Nachdem darauf Director Dr. Eckstein den Zweck der von ihm aufgestellten Thesen dahin angegeben hatte, die durch Prof. Köchly vertretene und in Süddeutschland, namentlich in Württemberg, vielfach beifällig aufgenommene Richtung zu bekämpfen und den süddeutschen Kämpfern für den Humanismus durch eine Kundgebung aus Norddeutschland eine Stütze zu gewähren: beantragte Prof. Dr. Schmitz aus Greifswald für die Behandlung seiner Thesen die Bildung einer besondern Section für neuere Sprachen. Der Vorsitzende ersuchte demgemäss diejenigen der Anwesenden, welche diesen Wunsch theilten, nach beendigter Sitzung zusammen zu bleiben und versprach, falls die statutenmässige Zahl von 20 Mitgliedern sich finden sollte, für ein Local zu sorgen. Prof. Schmitz dagegen bat den Vorsitzenden sofort zu constatiren, ob die nöthige Anzahl vorhanden sei, und obgleich der Director Eckstein den Antragsteller darauf aufmerksam machte, dass die von ihm angeregten Fragen in den Bereich der germanistisch-romanistischen Section gehörten und demgemäss die Bildung einer besondern Section überflüssig sei, obgleich ferner Dr. Collmann aus Marburg wiederholt darauf hinwies, dass die gestellten Thesen, als bedeutend für den Gesammtorganismus des Gymnasialunterrichts, zweckmässiger in der pädagogischen Section behandelt werden würden, obgleich endlich der Studienrath Schmid aus Stuttgart dringend bat, nicht durch Bildung immer neuer Sectionen für Fragen von allgemeinem Interesse die pädagogische Section zu zersplittern und endlich gar aufzulösen, so bestand Prof. Schmitz auf sofortiger Abstimmung und Probe, nicht, wie er sagte, aus particularistischen Gelüsten, sondern weil in kleinen Sectionen tüchtiger gearbeitet werde und die grosse pädagogische Section sich schwerlich für seine Fragen recht interessiren werde. Bei der darauf vorgenommenen Abstimmung fand sich die statutenmässige Zahl von 20 Theilnehmern nicht.

Als zweiter nach Erledigung des ersten vorzunehmender Gegenstand wurde der Vortrag des Dr. Müller aus Hameln über ein neues Anschauungsmittel für den klassischen Unterricht auf die Tagesordnung gesetzt, nachdem der Antragsteller erklärt, dass es sich um Zinnmodelle römischer Soldaten handle.

Als dritter Gegenstand wurden die Lehmannschen Thesen nebst einer nachträglich vom Director Eckstein aufgestellten: „Die mündliche Maturitäts-Prüfung ist abzuschaffen" bestimmt; die v. Gruberschen aber, da der Antragsteller nicht erschienen und ein anderer Vertreter derselben nicht vorhanden war, ganz von der Tagesordnung abgesetzt.

Prof. Gerhard reclamirte seine Thesen für die mathematische Section, Prof. Schmitz zog die seinigen zurück und verliess alles Zuredens ungeachtet mit der Erklärung, sich in die germanistische Section begeben zu wollen, das Local. Es wurden daher die folgenden von Prof. Junghans aus Lüneburg gestellten Thesen:

1) Im lateinischen Unterricht ist auf die richtige Aussprache der Vocale zu achten, namentlich auch im In- und Auslaut vor Consonanten wie *ns* (*mēns*, *mōns* etc.).
2) Sollte es sich nicht empfehlen, im Lateinischen durchweg *c* wie *k* sprechen zu lassen?
3) Im Gebrauche der Ausdrücke Arsis und Thesis ist zu der Terminologie der alten Rhythmiker zurückzukehren,

als letzter Gegenstand auf die Tagesordnung gesetzt. Nachdem constatirt war, dass kein Mitglied weitere Gegenstände zur Verhandlung zu bringen hatte und der Anfang der nächsten Sitzung auf pünktlich 9 Uhr festgesetzt war, wurde die Sitzung geschlossen.

Zweite Sitzung am Dienstag dem 28. September.

Die Sitzung wurde von dem Vorsitzenden um 9 Uhr eröffnet. Das Wort erhielt als erster Referent Rector Dr. Dietsch aus Grimma.

Nachdem derselbe über Entstehung und Zusammensetzung der Commission, aus deren Berathungen die gestellten Thesen hervorgegangen seien, sowie über deren Zusammenhang mit den Beschlüssen der Naturforscher-Versammlung in Dresden Auskunft gegeben hatte, fuhr er fort.

Der Kampf zwischen realistischer und classischer Bildung geht jetzt durch alle europäischen Nationen. Mir — und ich glaube mich hierin mit den Anschauungen der ganzen Versammlung einig — ist an der ersten These das Wichtigste „dass die klassischen Sprachen die bleibende Grundlage des Gymnasialunterrichtes bilden.“ Darüber dass diese Grundlage bleiben muss, dass auf ihr unsre Gymnasien stetig beruhen sollen, sind auch die Mathematiker und die Lehrer der Naturwissenschaften einig. Wenn wir daher ein Zugeständniss nach der andern Seite machen, so geschieht dies nur, um dem Gymnasium eine längere Dauer zu sichern, und den Verdächtigungen und Angriffen, die gegen das Princip des Gymnasialunterrichts von verschiedenen Seiten gemacht werden, desto energischer entgegenzutreten. Wenn deshalb Theil zwei der ersten These lautet: „Mathematik und Naturwissenschaften müssen mehr als bisher als gleichberechtigte Bildungselemente anerkannt werden“, so wollen wir damit an der klassischen Grundlage des Gymnasialunterrichts keineswegs rütteln, sondern haben es nur für rathsam gehalten, dass sich das Gymnasium nicht zu schroff abweisend gegen die Forderungen der Gegenseite verhalte. Was wir wünschen ist, dass unsre Jugendbildung ein Ganzes bleibe, was wir vermeiden möchten, ist, dass die Parteien in zwei feindliche Lager gesondert einander gegenüber treten. Bieten sich dagegen Beide in der gemeinsamen Sorge für die Jugend, auf welcher das Heil und die Hoffnung der Nation beruhet, die Hand, so wird man hoffen dürfen nicht zwar auf stillen Frieden — das wäre Stillstand und Tod — wohl aber auf eine Annäherung und ein wetteiferndes Zusammenwirken.

Die Antragsteller, indem sie Anerkennung der Mathematik und Naturwissenschaften als gleichberechtigtes Bildungsmittel mehr als bisher fordern, treten den Beschlüssen der Dresdener Naturforscher-Versammlung, welche auf eine derartige „Abrundung“ des klassischen Unterrichts hinaus laufen, dass auf Kosten des klassischen Unterrichtes den Naturwissenschaften mehr Raum geschafft werde, bestimmt entgegen. Leicht möglich, dass viele jener Naturforscher von den Fortschritten, welche, auf Grund der fortgeschrittenen Wissenschaft, in Bezug auf praktischere Behandlung und zweckmässigere Methode des klassischen Unterrichts seit ihrer Schulzeit gemacht sind,

nichts gewusst haben. Die Antragsteller wollen nichts von dem, was bisher für klassische Bildung auf Gymnasien geschehen ist, aufgeben; nicht die Uebungen in lateinischer Composition, nicht die Uebungen im Griechisch-Schreiben, und ich als Rector einer Fürstenschule beharre gern bei diesem Conservatismus. Trotzdem aber halte ich es für möglich, der Mathematik und den Naturwissenschaften mehr als bisher Rechnung zu tragen. Mögen wir denn ohne Vorurtheil an diese Frage herantreten, und mögen gerade die für klassische Bildung Begeisterten nächst dem *acriter in re* das *suaviter in modo* nicht aus den Augen lassen.

Erlauben Sie mir noch einige speciellere Bemerkungen. Wenn wir der Mathematik und den Naturwissenschaften wöchentlich etliche Stündchen mehr im Lectionsplan zu verschaffen vorschlagen, so haben wir dagegen eine Mehrbelastung der Schüler ausser den Schulstunden für diese Fächer ausdrücklich abgelehnt. Eine Stunde mehr oder weniger aber in der Schule selbst hat meines Erachtens eine so gar grosse Bedeutung nicht. Einerseits kommt mir der oft gehörte Ruf: „Möglichst wenig Schulstunden, damit die Jungen sich mehr im Freien bewegen können", allemal als eine gewisse Schwächlichkeit vor. Eine Stunde mehr täglich wird, davon bin ich überzeugt, die Jungen nicht zu Grunde richten. Ich selbst habe meiner Zeit 8 ja 9 Stunden täglich Unterricht gehabt und bin — das kann ich versichern — nicht darüber zu Grunde gegangen. Andrerseits lebe ich, wenn ich in irgend einer Klasse statt 10 lateinischer Stunden deren 9 ansetze, der Hoffnung, dass ein gewissenhafter und geschickter Lehrer in 9 Stunden dasselbe erreichen wird.

Ferner: Einen Plan über die methodische Vertheilung des Unterrichts haben wir zwar ausgearbeitet, aber absichtlich nicht mitgetheilt, weil nach unsrer Ansicht in dieser Sache viele Wege zum Ziel führen. Bestimmt man die Zahl der jedem Gegenstand zu gewährenden Stunden, so ergiebt sich das Maass des zu Erreichenden von selbst. Wie die Pensa auf die einzelnen Classen und Semester zu vertheilen sind, bleibt am besten dem Ermessen der Lehrer-Collegien überlassen.

Nachdem Dir. Eckstein für die formelle Behandlung empfohlen hat, die aufgestellten Thesen Satz für Satz zur Debatte zu stellen, und die Versammlung sich damit einverstanden erklärt hat, fährt Rector Dr. Dietsch fort: Wenn wir unsre erste These mit den Worten unter a motivirten: „wegen des an jeden Gebildeten zu stellenden praktischen Erfordernisses", so sind wir dabei von dem Wunsche geleitet worden, nicht mehr die Schande zu erleben, dass ein Primaner die Getreide-Arten seiner Heimat nicht kennt.

Besonders aber mache ich auf die praktische Bedeutung naturwissenschaftlicher Kenntnisse für die übrigen Unterrichtsgegenstände aufmerksam. Wenn ich in der Geschichte von Völkern zu reden habe, deren Entwickelung durch das tropische Klima ihres Landes bedingt ist, so kommt es meinem Unterricht trefflich zu statten, wenn die jungen Leute aus den unteren Classen eine lebendige Vorstellung von einer tropischen Gegend, von ihrer Thier- und Pflanzenwelt mitbringen. So erleichtert und unterstützt der naturwissenschaftliche Unterricht den historischen.

Den ersten Satz unsrer Thesen „die klassischen Sprachen sollen die Grundlage für den Gymnasialunterricht bleiben" zu discutiren halte ich für überflüssig; denn darüber herrscht, glaube ich, allgemeine Uebereinstimmung.

Prof. Buchbinder aus Pforta als zweiter Referent: Zunächst erkläre ich mich mit dem ersten Referenten darin vollkommen einverstanden, dass die klassischen Sprachen die bleibende Grundlage des Gymnasialunterrichtes bilden. Die Forderung, daneben Mathematik und Naturwissenschaften als gleichberechtigt mehr als bisher anzuerkennen, ist motivirt 1) durch die an jeden Gebildeten zu stellenden Anforderungen. Hierzu bemerke ich: Die Naturwissenschaften sind bisher unbillig zurückgesetzt worden. Mathematiker, Naturforscher, Mediciner müssen mehr Kenntnisse in den Naturwissenschaften als bisher auf die Universität mitbringen. Dennoch halte ich es für durchaus nothwendig, dass dieselben auf Gymnasien und nicht auf Realschulen gebildet werden. Sie müssen, falls ihre Bildung eine gründliche sein soll, falls sie zu wissenschaftlichen Forschungen geeignet und tüchtig sein sollen, die classische Bildung haben. Das Gymnasium muss ihnen zugleich geben, was sie an mathematischer und naturwissenschaftlicher Vor-Bildung bedürfen. Nicht anders ist es mit den Juristen. Der Entwickelungsgang der Bildung im Allgemeinen, der wesentlich auf den Fortschritten der Naturwissenschaften beruht, bringt es mit sich, dass Kenntniss der Naturwissenschaften dem Juristen unentbehrlich ist. Die Philologen bedürfen derselben Kenntnisse theils als Schulmänner, um das Verhältniss, das Zusammenwirken und die Bedeutung der verschiedenen Unterrichtsfächer richtig beurtheilen zu können, theils für ihr specielles Fach bei der Interpretation der Schriftsteller. Wohin die Philosophen die Unwissenheit in den Naturwissenschaften geführt hat, ist allgemein bekannt. Die Theologen endlich bedürfen naturwissenschaftlicher Kenntnisse, einmal weil in ihren Händen die Leitung des Volksschulwesens liegt, in welchem der Unterricht in der Naturkunde von unbestrittener Wichtigkeit ist, und zweitens weil es wesentlich zu ihrer Aufgabe gehört, dem falschen Materialismus entgegenzuarbeiten; wie aber kann man widerlegen, was man nicht versteht?

Trotz dieser praktischen Bedeutung der Mathematik und Naturwissenschaften für alle gelehrten Stände, würde ich für dieselben keinen höheren Platz im Gymnasialunterricht verlangen, wenn nicht in ihnen selbst ein unschätzbares Bildungselement für den Geist läge. Das besagt die zweite Motivirung unter b. Eine tiefer gehende Erörterung dieses Punktes verspare ich für die Debatte. Für jetzt nur eins: Soll auf den Gymnasien eine möglichst harmonische Ausbildung des Geistes erzielt werden, so dürfen wir nicht bloss so zu sagen die Geistes-Wissenschaften pflegen, sondern müssen auch den Naturwissenschaften mehr, als bisher geschehen ist, Raum schaffen.

Dr. Kromayer aus Stralsund. Die erste These in der vorliegenden Fassung zu billigen, kann ich nur widerrathen. Bei der Beurtheilung der Bedeutung eines Unterrichtsfaches für eine Schule ist das erste die Frage nach dem Zwecke dieser Schule. Von dem Zwecke der Gymnasien aber sagen die Thesen nichts. Ist es der Zweck der Gymnasien eine Vorbildung für wissenschaftliche Studien zu geben (Zustimmung der Antragsteller), so müssen Sie zuvörderst beweisen, dass der bisherige Gymnasialunterricht das nicht leistet, dass der Kreis der Wissenschaft jetzt grösser geworden ist, als dass er sich allein noch auf philologischer Grundlage aufbauen lässt. Diesen Beweis haben Sie nicht geführt.

Sodann liegt in der ersten These ein doppelter Widerspruch. Erstens meine ich gleichberechtigt ist gleichberechtigt, und ein mehr oder weniger gleichberechtigt

kann es gar nicht geben; zweitens kann es meines Erachtens nur eine Grundlage geben. Bilden die altklassischen Sprachen die bleibende Grundlage des Gymnasialunterrichts, so kann der Mathematik und den Naturwissenschaften nicht daneben eine gleichberechtigte Stellung zukommen. Kommt diesen eine solche zu, so bilden jene eben nicht allein die Grundlage.

Ich kann daher in der ersten These nichts sehen als ein Compromiss ohne Princip und Methode und schlage vor die erste These, als keineswegs in genügender Weise charakterisirt und vorgearbeitet, ganz fallen zu lassen.

Director Eckstein aus Leipzig: Ich theile die Bedenken des Vorredners, bin aber durch die mündlichen Aufschlüsse der Antragsteller einigermassen beruhigt. Wir können, glaube ich, nur davon ausgehen, dass das Gymnasium die geistigen Kräfte des Schülers so üben soll, dass er befähigt ist, wissenschaftliche Studien auf der Universität zu betreiben. Ich habe daher das grösste Bedenken gegen die Motivirung sub a. „wegen des an jeden Gebildeten zu stellenden praktischen Erfordernisses". Der Begriff „Gebildet" ist sehr dehnbar. Einen Braten kunstgemäss tranchiren, tanzen, Messer und Gabel richtig halten: das Alles ist, als für den Gebildeten erforderlich, auf Schulen gelehrt worden. Weg also mit dieser Motivirung! Was aber die für mich allein durchschlagende Motivirung sub b anbelangt: „wegen des in ihnen liegenden Gehaltes für Ausbildung des Geistes überhaupt", so leugne ich diesen Gehalt nicht, kann aber daraus das „mehr als bisher gleichberechtigt" der These nicht folgern, sondern sage vielmehr: der mathematische Unterricht kann beschränkt, muss aber so behandelt werden wie früher, nämlich als eine praktische Logik, um eine wirkliche Förderung der Geistesbildung zu sein. Leider können wir unsre Schüler nicht dahin bringen, wohin sie die mathematischen Professoren auf der Universität gebracht sehen wollen, welche Trigonometrie und Stereometrie nicht mehr lesen, sondern nur — was ich für ein grosses Unglück halte — die höhere mathematische Wissenschaft behandeln.

Ich schlage Ihnen daher vor in der These selbst die Worte „mehr als bisher als gleich" und von den Motiven die litt. a zu streichen.

Dr. Kruse aus Berlin: Die Bestimmung des Gymnasiums besteht meiner Ansicht nach darin, dass es den leitenden Ständen des Staates die erforderliche wissenschaftliche Vorbildung gebe. Bis in den Anfang dieses Jahrhunderts hinein mag das Gymnasium in seiner traditionellen Organisation dieser Bestimmung entsprochen haben. Seit dem hat sich in Folge der Ausdehnung der mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien die Welt gewaltig verändert. Gegenwärtig sind Tausende von Männern mit naturwissenschaftlichen Untersuchungen beschäftigt und Hunderttausende ja vielleicht Millionen arbeiten im praktischen Dienst dieser Männer. Darum muss jetzt auch das Gymnasium Männer bilden, die im Stande sind diesem Entwickelungsgange zu folgen. Dazu aber ist erforderlich, dass die Jugend früh sehen lerne und früh geübt werde, aus der Sinneswahrnehmung das Gesetz abzuleiten. An dieser Uebung mangelt es bisher. Wenn es jetzt im Physik-Unterricht nicht selten vorkommt, dass der Schüler nicht im Stande ist, ein ihm eben vorgeführtes einfaches Experiment auch nur wiederzuerzählen, so ist der Grund darin zu suchen, dass er als Knabe nicht gehörig geübt worden ist, zu beobachten und den Zusammenhang zwischen sinnlicher Anschauung und Naturgesetz zu erkennen und zu finden. Wie das Gehör systematisch durch den Gesangunterricht, die Muskel-

kräfte systematisch durch den Turnunterricht entwickelt werden, so bedarf auch der Gesichtssinn einer systematischen Ausbildung. Was hierfür durch den Zeichenunterricht geleistet wird, kann ich als ausreichend nicht anerkennen. Ich schlage vor, die erste These so zu fassen: Die allgemeine Bestimmung des Gymnasiums macht es nothwendig, dass den Naturwissenschaften mehr Zeit gewidmet werde als bisher.

Schulrath Dr. Sommerbrodt aus Kiel: Eine Gleichberechtigung der Mathematik und Naturwissenschaften mit den klassischen Sprachen kann ich nicht anerkennen, ihre Berechtigung gebe ich willig zu. Jene aber scheinen die Antragsteller auch in der That nicht gefordert zu haben, sonst würden sie sich nicht mit einer Stunde mehr begnügt haben. Sie scheinen vielmehr von dem Wunsche geleitet worden zu sein, dass in der Mathematik und in den Naturwissenschaften auf Gymnasien mehr gelernt werde. Dies aber, glaube ich, lässt sich durch eine richtige Methode und tüchtige Lehrer ohne Vermehrung der Stundenzahl erreichen und ohne dem Gymnasium seine eigentliche Grundlage zu nehmen. Für besonders wichtig für die naturwissenschaftliche Ausbildung halte ich den Geographie-Unterricht. Hört die Geographie auf, eine blosse Magd der Geschichte zu sein, wird sie vielmehr der Mittelpunkt des naturwissenschaftlichen Unterrichtes in den unteren Classen, so kann in den Geographiestunden ein guter Theil naturwissenschaftlicher Kenntnisse den Schülern beigebracht werden.

Rector Dr. Friedlein aus Hof: Ich will nicht die Fassung der ersten These vertheidigen und hätte gewünscht, das „gleich" vor dem „berechtigt" wäre weggelassen; sonst bekenne ich mich zu der These sammt ihrer Motivirung. Was ich wünsche ist, Mathematik und Naturwissenschaften als berechtigte Bildungsmittel auch für die Gymnasien anerkannt zu sehen, und ich motivire diese Forderung trotz Eckstein damit, dass unsre Zeit Kenntniss der Natur von jedem Gebildeten mit lauter Stimme fordert. Was früher einmal alles zur Bildung gehört hat oder gerechnet ist, kümmert mich nicht. Heute kann man nicht mehr sagen, die Kenntniss der Sprachen allein gebe den jungen Leuten das fürs Leben Nöthige; jeder Tag bringt uns in Verhältnisse, welche Kenntniss der Natur und Verständniss für die Natur fordern. Hierzu muss die Schule den Grund legen; es fragt sich nur, wie weit soll die von ihr zu leistende Vorbereitung gehen. Jedenfalls doch so weit, dass die Abgehenden zur wissenschaftlichen Betreibung dieser Fächer auf der Universität im Stande sind. Darum gehört z. B. die Trigonometrie auf die Schule. In Baiern ist die Mathematik auf den Gymnasien genügend bedacht, nicht so die Naturwissenschaften. Diesen auf den Gymnasien die ihnen zukommende Stellung zu verschaffen, darauf kommt es mir an.

Director Dr. Adler aus Halle: Die Motivirung der These scheint mir für uns gleichgültig, wir brauchen uns zu derselben nicht zu bekennen. Was die These selbst betrifft, so mache ich einen Unterschied zwischen Mathematik und Naturwissenschaften. Jene hat unzweifelhaft eine grössere Bedeutung für die Gymnasialbildung als diese. Soll aber mit der These gesagt werden, in der Mathematik reichte das bisher auf Gymnasien Geleistete nicht aus, in dem Sinne, es müssten in diesem Fache höhere Anforderungen als bisher an die Gymnasialabiturienten gestellt werden, so muss ich dem ganz entschieden entgegentreten. Dagegen gebe ich zu, dass die Naturwissenschaften bisher auf den Gymnasien einen zu geringen Lebensodem gehabt haben, und erkenne darin, dass der naturwissenschaftliche Unterricht in Quarta ganz ausfällt, einen Uebelstand, zu dessen Beseitigung ich gerne die Hand bieten will.

Studienrath Dr. Schmid aus Stuttgart: Es ist ganz richtig, was Friedlein und Kruse gesagt haben, die Naturwissenschaften haben eine ganz andre Stellung im Leben gewonnen; die Welt hat sich in Bezug auf diese Dinge ungeheuer verändert. Aber hat sich auch der Geist des Knaben und Jünglings verändert? In die Schulpläne lässt sich viel hineinschreiben, das Papier ist geduldig; ob aber der Geist des Knaben und Jünglings das Alles aufnehmen, verarbeiten, verdauen kann, das ist eine andere weit wichtigere Frage. Geben wir den Naturwissenschaften einen Antheil, wenn auch einen ganz kleinen Antheil ab von dem, was bisher den altklassischen Sprachen, die ja die Grundlage bleiben sollen, gehört hat, ein Gelenk vom Finger, so folgt, wir werden es sehen, dem Gelenk der Finger und dem Finger der Arm. Drängen Sie nicht ein Fach, das soviel Zeit nöthig bedarf, wie die alten Sprachen, so eng zusammen, dass es am Ende keinen Raum mehr hat, seine inneren bildenden Kräfte zu entwickeln. Auf diesem Wege aber scheinen mir die Herren Thesensteller zu wandeln mit ihrer Behauptung, es mache nichts aus, ob 9 oder 10 Stunden Latein unterrichtet werde. Mit grösserem Rechte kann man ihnen entgegnen: nein, ob 3 oder 4 Stunden Mathematik, das macht nichts aus; ein guter Lehrer kann die bildende Wirkung der Mathematik in einer mässigeren Stundenzahl zur Geltung bringen. Was aber die Naturwissenschaften betrifft, so scheinen mir die Herren nicht sowohl gegen die Schule der Jetztzeit, als vielmehr gegen die Schule des vorigen Jahrhunderts zu kämpfen. Haben wir denn nicht jetzt die Geographie in allen Schulen und Classen? Haben wir nicht in den unteren Classen die Naturbeschreibung? Sollte dadurch das Auge des Knaben nicht geschärft und geübt werden? zumal unsre Knaben von Natur sehen können und dies nicht erst zu lernen brauchen, zumal die sie umgebende Gotteswelt so viel Schönes enthält, was den kindlichen Geist zum Besehen reizt und im Sehen übt, so dass die Schule in dieser Hinsicht nicht mehr sehr viel hinzuzuthun braucht. Haben wir nicht in den oberen Classen Physik und Chemie und bereiten so für die wissenschaftliche Betreibung vor? Zur eigentlichen Wissenschaft die Jünglinge zu führen, ist unsre Sache nicht. Mit allem Ernst haben die bedeutendsten Naturforscher gesagt, dass ihnen diejenigen, welche eine tüchtige klassische Gymnasialbildung genossen hätten, lieber seien, als die, welche von den Wissenschaften bereits genascht hätten. Also ich behaupte: Die Vorbereitung für die Naturwissenschaften wird schon jetzt auf den Gymnasien genügend gewährt; und ich warne: Machen wir nicht die klassische Grundlage des Gymnasiums so schmal, dass am Ende niemand mehr darauf zu stehen vermag!

Geheimrath Dr. Wiese aus Berlin: Ich möchte mir einige Bemerkungen vom Standpuncte der Schulverwaltung aus erlauben, und werde mich bei denselben, da ich die Discussion von Principienfragen für unfruchtbar halte, auf den Boden der in Norddeutschland factisch gegebenen Verhältnisse stellen. Der Lehrplan unsrer Gymnasien schliesst die Naturwissenschaften nicht aus, er enthält sie. Wie die für dieselben zugestandene Zeit benutzt, wie der Unterricht gestaltet wird, darin ist in hohem Grade freie Hand gelassen, und darin herrscht in Folge dessen grosse Mannigfaltigkeit. An einigen Schulen wird naturwissenschaftlicher Unterricht gar nicht gegeben. Warum nicht? Weil kein geeigneter Lehrer da ist. Wollen Sie das missbilligen? An nicht wenigen Gymnasien — ich komme hiermit auf die gerügte Lücke in Quarta — beginnt bei getheilter Tertia der griechische Unterricht erst in Untertertia und dadurch wird in Quarta Raum für naturwissenschaftlichen Unterricht gewonnen, auch der Mathematik kann zugelegt

werden. Das Alles hängt von den besondern Verhältnissen der betreffenden Anstalten, von ihrer Frequenz, von dem Lehrerpersonal, von dem Dirigenten ab. Wenn aber Rector Dietsch ganz allgemein sagt: was ist eine Stunde mehr oder weniger? so muss ich dem bestimmt widersprechen. Wo ist da die Grenze? Was einzelne aushalten, kann nicht allen zugemuthet werden. Im Hagen steht: Ein Schüler muss sein bleich. Wir aber wollen ein kräftiges Geschlecht haben, welches an geistige Anstrengung gewöhnt ist, nicht aber durch Ueberanstrengung vor der Zeit welk wird. Darum sage ich: Fordert nicht mehr Stunden, sondern benutzt eure Lehrkräfte. Damit aber komme ich auf den Punkt, in welchem für mich die Schwierigkeit der Frage liegt. Wir haben zu wenig befähigte Lehrer für den naturwissenschaftlichen Unterricht, und das liegt daran, dass auf den Universitäten zu wenig geschieht für die Vorbereitung auf den Lehrerberuf. Es ist dies eine der üblen Folgen, welche die überaus grosse Theilung der Arbeit auf wissenschaftlichem Gebiet nach sich zieht. Während die Professoren der Mathematik auf den preussischen Universitäten es für eine Beeinträchtigung des Studiums der Mathematik halten, wenn von dem Mathematiker im Examen auch Kenntnisse in den Naturwissenschaften gefordert werden — er soll nur Mathematiker sein —: kann die Unterrichtsverwaltung aus handgreiflichen praktischen Gründen nicht an den Gymnasien Specialisten für die Naturwissenschaften anstellen, sondern der Mathematiker muss dies Fach mit vertreten. Da werden denn gar manche Missgriffe gemacht; man lässt ein System auswendig lernen, von dem der Knabe nichts versteht. Der Sinn wird nicht gebildet, das Auge für die Natur nicht aufgeschlossen, der Zweck dieses Unterrichtes verfehlt, der sehr wohl erreicht werden könnte, wenn ein tüchtiger Lehrer die gegebene Zeit gehörig auskaufte. Darauf also kommt es meines Erachtens an, dass die Universitäten dem Schulbedürfniss mehr als es jetzt geschieht entgegen kommen. Ein solches Entgegenkommen vermisse ich übrigens auch auf philologischem Gebiete; auch die Bedürfnisse des künftigen Lehrers der Mathematik, auch die des künftigen Religionslehrers werden auf Universitäten zu wenig berücksichtigt. Es ist mir daher ganz besonders wünschenswerth, dass aus der Versammlung eine einmüthige Erklärung dahin abgegeben werde, dass es nöthig sei, dass für die Ausbildung der Lehrer in den Naturwissenschaften auf den Universitäten mehr als bisher geschehe. Eine solche Erklärung würde gewiss nicht unbeachtet bleiben.

Rector Dr. Dietsch aus Grimma: Unsre Thesen sind — das scheint vielfach verkannt zu sein — eine Antwort auf das, was die Naturforscher über unsre Schulen gesagt haben. Die Motivirung der ersten These sollte den Naturforschern zeigen, dass wir, weit entfernt uns ganz ablehnend zu verhalten, vielmehr recht wohl wüssten, dass die Naturwissenschaften nicht unberücksichtigt bleiben dürfen. Die uns entgegengehaltenen Bedenken haben wir alle erwogen und zum Theil ausdrücklich in unsern Thesen berücksichtigt. Wir haben den Wunsch nach einer besseren Vorbildung der naturwissenschaftlichen Lehrer seitens der Universitäten ausgesprochen, und Vorschläge, wie eine solche zu erzielen, wird Ihnen Prof. Buchbinder nachher vorlegen. Wir haben ausdrücklich gesagt, dass der naturwissenschaftliche Unterricht den häuslichen Fleiss der Schüler nicht in Anspruch nehmen solle. Wir haben die Berücksichtigung der Naturwissenschaften im geographischen Unterricht als wünschenswerth wohl erkannt, wenn auch keine These darüber gestellt. Hier und da haben wir allerdings eine geringe Beschränkung des lateinischen Unterrichts, um dagegen dem mathematischen und natur-

wissenschaftlichen einige wenige Stunden zulegen zu können, für möglich gehalten. Dass die klassischen Sprachen die Grundlage des Gymnasialunterrichts bleiben müssen: um diesen Satz zu vertheidigen, habe ich an der Versammlung Theil genommen.

Dr. Collmann aus Marburg: Dass die Gymnasien mit ihrer klassischen Grundlage auch für praktische Fächer eine sehr gute Vorbildung geben, beweist folgende Thatsache: Die Aufnahme-Prüfung bei Forstakademien ist eine längere Reihe von Jahren hindurch von Gymnasiasten durchschnittlich besser bestanden worden als von Schülern solcher Anstalten, wo Mathematik in grösserem Umfange gelehrt wird.

Prof. Dr. Möbius aus Kiel: Lassen Sie uns auf den vom Geheimrath Wiese hervorgehobenen Punkt, die Beschaffung tüchtiger Lehrer, eingehen.

Der Vorsitzende: Die Discussion hierüber schliesst sich passender an These 9 an. Ich schliesse die Discussion über die erste These und bringe die beiden zu derselben gestellten Amendements, erst das Ecksteinsche, dann eventualiter das Krusesche zur Abstimmung. Ich frage also die Versammlung, ob sie der von Eckstein folgendermassen gefassten ersten These beistimmt:

„Die altklassischen Sprachen müssen die bleibende Grundlage des Gymnasialunterrichts bilden, doch müssen Mathematik und Naturwissenschaften als berechtigte Bildungselemente anerkannt werden".

(Geschieht mit grosser Majorität.)

Wir gehen nun zur zweiten These über, welche lautet:

„Hierzu ist erforderlich, dass an den meisten Gymnasien eine Erhöhung der Stundenzahl in diesen Fächern eintritt, und zwar so, dass für die Mathematik in den letzten 6 Jahren 4 Stunden wöchentlich angesetzt werden, während vorher nur praktisches Rechnen und propädeutischer Unterricht in der Geometrie in durchschnittlich 3 wöchentlichen Stunden stattfindet, und dass dem naturwissenschaftlichen Unterricht in jeder Classe wöchentlich 2 Stunden zugewiesen werden".

Prof. Buchbinder als Referent: Wir wünschen, dass der mathematische Unterricht erst in Tertia beginne, weil wir das jugendliche Alter der Quartaner nicht für fähig halten, die strengen Abstractionen namentlich der allgemeinen Arithmetik zu fassen. Geschieht dies aber, so brauchen wir die 4. Stunde. Die Behauptung, ein guter Lehrer leiste in 3 Stunden soviel, wie in 4, ein schlechter bringe in der 4. auch nichts zu Stande, ist in ihrem zweiten Theile vielleicht wahr, in ihrem ersten gewiss falsch. Schliessen wir consequent so weiter, so kommen wir schliesslich zu je einer Stunde für jeden Gegenstand. Wir brauchen die 4. Stunde, um mit den noch ganz rohen Schülern, denen wir häusliche Aufgaben, um das in der Classe Gegebene zu verarbeiten, noch nicht zumuthen können, in der Classe die nöthigen Uebungen anzustellen. Für die Naturwissenschaften verlangen wir die zwei Stunden in Quarta zurück, damit die Continuität des Unterrichtes gewahrt werde, und nicht — was ich für die nothwendige Folge einer zweijährigen Unterbrechung halte — eine schematische und gedächtnissmässige Betreibung des Unterrichts eintritt. Wir verlangen ferner in Secunda eine zweite Physikstunde, theils wegen der Masse des Stoffes, der bei der grössten Beschränkung hier zu verarbeiten ist, theils um auch hier den häuslichen Fleiss der Schüler nicht in Anspruch nehmen zu brauchen; dergestalt, dass diese eine Stunde für die übrigen Fächer nicht ein Verlust sondern ein Gewinn ist.

Studienrath Schmid aus Stuttgart: In Süddeutschland beginnen wir die allgemeine Arithmetik erst mit dem Eintritt in die Secunda, und treiben von da ab die Mathematik in 4 wöchentlichen Stunden. Tüchtige Lehrer leisten, was verlangt wird, und unsre besten Gymnasien führen Trigonometrie und Stereometrie zu erfreulichen Zielen. Es ist für uns von grossem Werth zu vernehmen, dass die norddeutschen Collegen sich uns in diesem Punkte nähern. Denn Arithmetik in Quarta anzufangen halten wir zwar für rein unmöglich, aber der Vorschlag, dieselbe in Tertia eintreten zu lassen, ist in einem Programm dieses Jahres bereits gemacht worden. Hier wäre eine Einigung möglich, und das wäre ja wieder ein Fortschritt zur geistigen Einheit auf dem Gebiete der Schulbildung, der uns sehr erfreulich sein würde.

Aber die Naturwissenschaften durch alle Classen mit 2 wöchentlichen Stunden zu bedenken, dagegen müssen wir uns aufs allerentschiedenste erklären. Wenn dies zugestanden wird, so können wir dem Lateinischen und Griechischen nimmermehr den Raum gewähren, den sie brauchen, um erspriesslich zu wirken. Wir machen dann aus den Gymnasien Realschulen.

Der Vorsitzende: Da die allgemeine Sitzung $11^1/_2$ Uhr beginnt, so muss ich die heutige Sitzung jetzt schliessen. Wir werden die Discussion morgen pünktlich um 9 Uhr wieder aufnehmen.

Dritte Sitzung am Mittwoch dem 29. September.

Der Vorsitzende; Es ist mir von einer Anzahl von Mitgliedern folgende Aufforderung zugegangen: „Wer Interesse nimmt an einer Gleichstellung der preussischen Realschulen 1. Ordnung mit den Gymnasien in der Vorbereitung für folgende Universitätsstudien: moderne Philologie, Mathematik, Naturwissenschaften und Medicin, und sich an einer Besprechung darüber betheiligen will, wird ersucht, morgen $8^1/_2$ Uhr im Gymnasium zu einer solchen sich einzufinden". Eine genauere Erörterung ihrer Wünsche haben die Herren in einem gedruckten Programm gegeben, wovon ich 100 Exemplare hier auslege mit der Bitte, nach Schluss der Sitzung davon zu nehmen. Für ein Local werde ich sorgen. — Zweitens schlage ich vor, ehe wir die gestern abgebrochene Debatte wieder aufnehmen, den Vortrag des Dr. Müller aus Hameln zu hören und ertheile — da kein Widerspruch erfolgt — demselben das Wort.

Dr. Müller aus Hameln: Hochverehrte Versammlung! Wenn ich mir in Betreff eines neuen Anschauungsmittels für den klassischen Unterricht das Wort erbeten habe, so fürchten Sie nicht, dass ich wieder die Principienfrage erörtern und nochmals auseinandersetzen will, warum es wünschenswerth ist, der Jugend die Gegenstände des antiken Lebens, von denen ihr die alten Autoren erzählen, auch im Bilde vorzuführen. Das ist überflüssig, nachdem diese Versammlung bereits dreimal, in Hannover, Heidelberg und Würzburg, sich mit dieser Frage eingehend beschäftigt und sich eine Differenz der Ansichten nicht kund gegeben hat. Ich wünsche heute Ihre Aufmerksamkeit auf ein Unterrichtsmittel zu lenken, das gegenwärtig in der Ausführung begriffen ist, und zu dessen baldiger Vollendung eine freundliche Aufnahme des Planes in diesem Kreise wesentlich beitragen wird.

Es handelt sich um ein Anschauungsmittel für das römische Kriegswesen. Schon Cornelius Nepos erzählt dem Quartaner von den Hannibalischen Schlachten; Cäsar, Sallust, Livius, Tacitus — sämmtlich berichten sie von Kämpfen, und der Geschichtsunterricht fügt noch viel derartiges hinzu. Wie wünschenswerth ist es da, wenn der Knabe früh eine lebendige Anschauung des römischen Heeres gewinnt, damit sich nicht — wie einmal gesagt wurde — die Geschichte des kleinen Carl bei Goethe wiederholt, der von Jaxthausen und dem Geschlechte der Berlichingen zu erzählen wusste, aber den Herrn von Berlichingen selbst nicht kannte.

In diesem Sinne sind nun die Herausgeber von Xenophons Anabasis schon vorgegangen. Rehdantz und Vollbrecht bieten Tafeln mit Abbildungen griechischer Krieger und Einleitungen über die Taktik der Söldnerheere. Bislang aber vermissen wir noch einen derartig ausgestatteten Cäsar, nur Krahner hat eine Einleitung über Cäsars Heerwesen. Nichtsdestoweniger sind wir nicht ganz ohne Hülfsmittel. Wir besitzen in Weisser's „Lebensbildern" eine ganze Reihe von Reliefs der Trajanssäule und der Triumphbögen; Rheinhards „Kriegsalterthümer" geben Abbildungen einzelner Waffen und ganzer Rüstungen; desselben „Album des klassischen Alterthums" bietet mehrere auf das Kriegswesen bezügliche Darstellungen in Tondruck; Guhl und Koner haben auch diese Seite des römischen Lebens nicht vernachlässigt. Doch hat der Gebrauch solcher Abbildungen manche Schwierigkeiten. Jeder, der mit Bildwerken vor einer ziemlich besetzten Classe operirt hat, weiss, wie beschwerlich es ist, allen einzelnen Schülern die Bilder vorzuführen und wie leicht dadurch Unordnung entsteht. Bilder, die in der Classe gebraucht werden sollen, müssen eigentlich so gross sein, dass sie an der Wand hangen und doch von Allen deutlich gesehen werden können. Solche sind aber sehr theuer. Sodann schadet die grosse Verkleinerung der Reliefdarstellungen in hohem Grade der Deutlichkeit; ferner geben Abbildungen nur immer eine Seite; wie der Mann auf der Kehrseite aussieht, bleibt unklar, wenn nicht zufällig eine andre Figur diese zeigt. Endlich fehlt den genannten Bildern die Colorierung, und ohne diese bleibt der Eindruck doch immer nur halb.

Plastische Darstellungen sind vorzuziehen, aber bislang habe ich nur an einer Stelle einen Legionarius in Gyps angezeigt gefunden und zwar zu einem Preise von 8 fl. rheinisch. Ich bin daher schon vor längerer Zeit auf den Gedanken gekommen, Modelle römischer Soldaten in Zinn anfertigen zu lassen, und zwar nicht zu gross, um sie nicht übermässig zu vertheuern, aber nicht zu klein, um nicht der Deutlichkeit der einzelnen Rüstungstheile zu schaden. Schon in Würzburg habe ich bei der Debatte über Freund Lechners Thesen von dieser Idee gesprochen, und der Beifall, den dieselbe damals fand, hat mich ermuntert, mit allen Kräften ihre Verwirklichung anzustreben. Gegenwärtig bin ich in der angenehmen Lage, Ihnen die Anfänge vorlegen zu können.

Es ist vor allen Dingen mein Bestreben gewesen, diese Modelle durchaus quellenmässig herzustellen und überhaupt dem Unternehmen den streng wissenschaftlichen Charakter zu wahren. Daher habe ich die besten Quellen benutzt. Die Trajans- und Antoninssäule, die Triumphbögen, die Publicationen von Lindenschmit, sowie die einschlagenden Schriften von Jahn, Hübner, Köchly, Rein u. a. sind fleissig durchforscht; auch die Museen in Mainz und Wiesbaden habe ich eigens zu diesem Zwecke besucht.

Alle und jede Figuren des Triumphalreliefs in meine Modellsammlung aufzunehmen, war mir nicht möglich. Damit würde die Ausführbarkeit des Unternehmens

sehr fraglich geworden sein. Schon jetzt, wo ich mich erheblich beschränkt habe, ist die Ausführung nicht ganz leicht. Es soll die Sammlung bestehen aus einem Legionar mit dem Riemenpanzer, einem Centurio dazu, einem Aquilifer, einem Buccinator, letztere beide mit dem bekannten Löwenfell, einem Reiter, einem Vexillarius der Reiterei und endlich einem Feldherrn, wozu ich die Figur des Kaisers Trajan mit dem purpurnen Paludamentum ausgewählt habe; ferner einem miles gregarius mit dem Ringelpanzer, dem Centurio dazu, einem Signifer und einem Tubicen, beide wieder mit dem Löwenfell. Also 11 Figuren in einer Grösse für den Infanteristen von 6 Centimetern, für den Cavalleristen diesem Maasse entsprechend. Der Preis einer solchen Sammlung wird sich muthmasslich auf 15 Sgr. stellen. Dafür kann ich freilich nicht einstehen, weil vielleicht noch einige Figuren hinzugefügt werden, auch neben der Schwierigkeit der Arbeit auch das Gewicht in Betracht gezogen werden muss.

Ich freue mich, Ihnen jetzt die ersten beiden Figuren vorlegen zu können. Es ist zunächst ein Centurio jener Infanterie mit dem Ringelpanzer, die auf den Reliefs so oft vorkommt. Dass er quellenmässig gearbeitet ist, werden Sie mir glauben; die Aufzählung der einzelnen Angaben würde Sie langweilen. Bemerken Sie, dass der Schuh nach den Originalen des Mainzer Museums, die Beinkleider ausser nach den Darstellungen auf den Säulen nach einer Stelle des Lampridius im Severus Alexander gearbeitet sind. Die Phalerae sind aus Jahns Abhandlung über die Lauersforter Phalerae genommen, jenen merkwürdigen Fund, den Director Rein vor 9 Jahren auf der Versammlung in Braunschweig vorzeigte und erläuterte. Bei der Colorierung sind die Bestimmungen von Ferrarius in Graevii thes. VI, p. 860 massgebend gewesen.

Die 2. Figur stellt den eigentlichen Legionar dar, im Begriff das Pilum abzuschleudern und sich mit dem Scutum deckend. Die Genauigkeit der Arbeit tritt dabei ganz besonders bei dem erzbeschlagenen Riemenpanzer und dem Schildzeichen hervor.

Das sind für jetzt 2 Figuren. Wann wird nun das Ganze fertig sein? Hoffentlich in nicht zu langer Zeit. Jetzt ist der Winter vor der Thür, wo die Zeit für Graveurarbeiten sehr beschränkt ist. Auch kann sich der ausführende Künstler nicht lediglich dieser Arbeit hingeben, sondern muss bei vielfachen, durch die Leitung eines ausgedehnten Geschäfts bedingten Störungen die Stunden dazu heraussuchen. Doch hoffe ich, dass in Jahresfrist Alles fertig ist.

Ich füge Einiges über die Art der Ausführung hinzu. Die Angaben aus den Quellen sind von mir gemacht. Herr Archivrath Grotefend in Hannover hat die Freundlichkeit gehabt, mich mit seinem sachkundigen Rathe zu unterstützen. Nach den Angaben hat sodann Herr Niebour, Zeichenlehrer am Gymnasium zu Hameln, mit grossem Geschick Musterzeichnungen angefertigt, die freilich für die Formen nicht direct brauchbar waren, theils wegen ihres zu grossen Formates, theils weil sie nicht lebensvolle Kampfstellungen darboten. Daher hat denn Herr Dubois in Hannover, ein in Figurenzeichnen und Formschneiden ausgezeichneter Künstler, nach diesen Mustern erst die endgültigen Zeichnungen anfertigen müssen. Jetzt ist dieser Herr mit der Ausführung der Formen beschäftigt. Ueberhaupt ist seinem bereitwilligen Entgegenkommen, auch in Betreff des Kostenpunktes, die Verwirklichung der Idee zu danken.

Wie ich mir den Gebrauch dieser Modelle beim Unterrichte denke, darüber brauche ich mich nicht weiter zu äussern. Die Sache giebt sich von selbst, indem die Figuren einfach an die Stelle von Abbildungen treten, vor denen sie offenbar viele Vorzüge haben.

Ausser diesem Gebrauche beim Unterrichte lassen aber die Modelle noch eine andere Verwendung zu, über die ich mir noch einige Worte erlaube. Schon Quintilian äussert einmal, einige Spiele seien besonders geeignet, den jugendlichen Geist zu schärfen und zu bilden. Dieses Wort hat namentlich seine Geltung für das Spiel mit Zinnfiguren, die in lebendiger Kampfstellung und genauer Nachbildung der Uniformen die Truppen darstellen, welche die berühmten Schlachten der Vorzeit geschlagen haben. Dieses Spiel ist gewissermassen ein Correlat zum Geschichtsunterrichte, und die Freude auf jenes wirkt gewiss auf die Aufmerksamkeit bei diesem zurück.

Diesen Vortheil kann nun auch unser Unternehmen gewähren, wenn es solchem Gebrauche angepasst wird. Und darauf ist schon Rücksicht genommen. Wir werden nämlich eine zweite Ausgabe zu Zwecken des Spiels veranstalten, in der jedem Officier eine kleine Anzahl von milites gregarii beigegeben wird, um so kleine taktische Körper herzustellen. Wir theilen dann das Ganze in 2 Parteien, die durch rothe und schwarze Helmbüsche (es beruhen diese Farben auf einer Stelle des Polybius) unterschieden sind. Auf der einen Seite stehen Legionare mit Centurio, Aquilifer, zwei Musiker und Reiterei mit Vexillarius und ein Feldherr; auf der andern Seite Infanterie leichter Bewaffnung mit Centurio, Signifer und zwei Musikern, ebenfalls Reiterei mit Vexillarius und dem Feldherrn. Eine solche Sammlung, die etwa 40 Figuren enthalten wird, kann aber schwerlich zum Preise von 1 Thlr. verkauft werden.

Und um den Knaben diese selbständige Verwendung der Modelle wahrhaft nutzbar zu machen, ist auf dem Fussbrette jeder Figur eine Nummer angebracht; dann wird jedem Kästchen ein Blatt beigegeben, auf dem unter den entsprechenden Nummern eine Erklärung der betreffenden Figur gegeben und die Rüstung in ihren einzelnen Theilen benannt ist.

Dies ist es, was ich im Kurzen zur Empfehlung unseres Unternehmens Ihnen vortragen wollte. Die klassischen Studien, meine Herren, finden heutigen Tages Hindernisse, die ihnen in früherer Zeit nicht entgegenstanden. Die Zerfahrenheit der Lebensverhältnisse, die Zersplitterung der Interessen, das Ueberhandnehmen materieller Bestrebungen machen es der Jugend weit schwerer als sonst, sich in das classische Alterthum recht zu vertiefen; wollen wir aber dennoch annähernd die gleichen Resultate erzielen, als unsere Vorgänger, so müssen wir uns kräftigerer Mittel zur Erweckung des Interesses bedienen, und dazu wirkt vor allen Dingen die Anschauung.

Betrachten Sie also unser Unternehmen als ein Glied in der Kette der Bestrebungen, welche zur Erregung des spontanen Interesses dienen wollen, jenes mächtigen Hebels für allen Unterricht, ohne den wir unsere Gymnasialjugend nicht dahin bringen können, dass sie mit Hunger und Durst nach Wissenschaft die Universität bezieht.

In diesem Sinne, meine Herren, bitte ich für meine Worte und meine Sache um freundliche Aufnahme.

Der Vorsitzende sprach dem Redner den Dank der Versammlung aus. Director Eckstein erkennt in den vorgelegten Modellen ein willkommenes Unterrichtsmittel und bittet die Versammlung, dies auch ihrerseits zu erklären. — Es erfolgt kein Widerspruch.

Der Vorsitzende: Im Anschluss an den soeben gehörten Vortrag lenke ich die Aufmerksamkeit der Versammlung auf die hier ausgehängten, von Herrn von der Launitz ausgewählten, von Theodor Fischer in Cassel verlegten „Wandtafeln zur Veranschaulichung antiken Lebens und antiker Kunst“. Sie werden sich bei näherer Besich-

tigung derselben gewiss überzeugen, dass hier ein vortreffliches den Gymnasialzwecken in hohem Grade entsprechendes Unterrichtsmittel vorliegt. Prospecte stehen in hinlänglicher Anzahl zur Verfügung.

Ich eröffne nun die gestern abgebrochene Debatte. Wir stehen bei Thesis 2, betreffend die für Mathematik und Naturwissenschaften geforderten Mehrstunden. Die dritte Thesis, die Beschaffung dieser Stunden betreffend, wünschten die Antragsteller, als voraussichtlich zu weitläufigen und unfruchtbaren Erörterungen führend, von der Discussion auszuschliessen. Ebenso wünschen sie die 7. These, die Methode des Physikunterrichts betreffend, und die 8., als zur Discussion ungeeignet, zu streichen. Zunächst also beschäftigt uns die Frage: Ist eine Erhöhung der Stundenzahl für die in Rede stehenden Fächer nöthig oder nicht?

Prof. Buchbinder: Mit der achten These wollten wir nur den Wunsch ausdrücken, dass ein kurzer Abriss der Chemie am Anfang des physikalischen Unterrichts gegeben werde. Indessen da die These zu allerhand Missverständnissen führen könnte, verzichten wir auf ihre Discussion. Zur 2. These bemerke ich: Wir wollen keine Vermehrung des mathematischen Lehrstoffes; die vierte Stunde in Tertia soll es uns nur ermöglichen, den bisherigen Lehrstoff gründlicher durchzuarbeiten, Sicherheit in der Anwendung des Gelernten durch Uebung in der Schule zu erzielen, und vielen unfruchtbaren häuslichen Fleiss zu beseitigen. Auch bei der 2. Physikstunde handelt es sich nicht um Ausdehnung, sondern um bessere Verarbeitung des Stoffes. In These 4 muss es statt „Anschauungen“ „Anschauung“, und in These 6 statt „ihre Zeit“ „ihre freie Zeit“ oder „ihre Spaziergänge“ heissen.

Prof. Dr. Gerhardt aus Eisleben: Die westphälische Directoren-Versammlung und ebenso die pommersche hat sich für die 4. Mathematikstunde in Tertia ausgesprochen.

Dr. Hense aus Parchim: In Parchim haben wir je 4 Mathematikstunden in Tertia und Quarta, je 2 Stunden Naturkunde von Sexta bis Tertia, je 1 Stunde Physik in Secunda und Prima. Erfahrung hat mich zu der Ueberzeugung gebracht, dass es gut wäre in Quarta den mathematischen Unterricht zu beseitigen und nur praktisches Rechnen und propädeutische Uebungen zu treiben. Dabei würden die beiden alten Sprachen wesentlich gewinnen. Natürlich sind dann 4 Stunden Mathematik in Tertia nothwendig.

Prof. Bobertag aus Ratzeburg: Was der Vorredner wünscht, habe ich bei uns seit 10 Jahren durchgesetzt. Die Mathematik ist in Quarta gestrichen, mein College liefert mir nach Tertia fixe Rechner, und ich leiste mit den in sprachlicher Bildung bereits weiter Geförderten mehr als früher. Die 4. Stunde in Tertia brauchen wir um der Jugend willen, — die wir vor allem in den Stunden tüchtig exerciren müssen. Wir können dann den häuslichen Fleiss weit weniger in Anspruch nehmen.

Der Vorsitzende: In Bezug auf die Mathematik scheint ja die Versammlung darüber einig zu sein, dass es nützlich sei, die Mathematik erst in Tertia und zwar mit 4 Stunden zu beginnen. Ich möchte bitten jetzt die Forderungen der Antragsteller in Bezug auf den naturwissenschaftlichen Unterricht in Betracht zu ziehen.

Schulrath Dr. Schulz aus Münster: Die westphälische Directoren-Conferenz, an der ich Theil genommen habe, hat sich einhellig für die Wiederherstellung des naturwissenschaftlichen Unterrichts in Quarta ausgesprochen, erstens, weil das Leben in der That von jedem Gebildeten Bekanntschaft mit der Natur fordert, zweitens weil die Continuität des Unterrichts nothwendig erschien, drittens weil Kenntniss der Natur

das Verständniss der alten Classiker fördert. Zu beschaffen sind die beiden Stunden in Quarta durch Reducirung des griechischen Unterrichts von 6 auf 4 Stunden. Diese genügen zur Einführung und Vorbereitung, zumal wo die Tertia getrennt ist; und hiernach ist bereits auf mehreren westphälischen Gymnasien der Lehrplan geändert.

Director Eckstein aus Leipzig: Ich bedaure schmerzlich, dass mein verehrter Freund mit Grundsätzen aufgetreten ist, die jeder gesunden Pädagogik widersprechen. Wo ein Unterrichtsgegenstand angefangen wird, muss es mit einer gewissen Force geschehen. Ich muss daher dringend bitten, dem griechischen Elementar-Unterricht keine Stunde zu entziehen. Uebrigens betrachte ich die Forderung den naturwissenschaftlichen Unterricht in Quarta herzustellen lediglich als an die Adresse des preussischen Unterrichts-Ministeriums gerichtet; denn in andern Ländern z. B. in Sachsen ist dieser Unterricht nie beseitigt.

Rector Friedlein aus Hof: Ich bitte namentlich Namens der baierischen Gymnasien, da einmal die Berechtigung der Naturwissenschaften anerkannt ist, uns je 2 Stunden für diesen Gegenstand in allen Classen zu gewähren, ohne die Beschaffung der Stunden zu discutiren.

Studienrath Schmid aus Stuttgart: Denken sich die Antragsteller unter dem naturwissenschaftlichen Unterricht den geographischen mitbegriffen?

Prof. Buchbinder aus Pforta: Nein. Wir wünschen für Naturbeschreibung oder Naturgeschichte in den unteren und mittleren Classen je 2 Stunden und für Physik in den beiden oberen auch je 2 Stunden.

Der Vorsitzende: In praxi werden wir doch immer auf die Frage zurückkommen: Wo sollen die geforderten Mehrstunden hergenommen werden? Sie zu beschaffen giebt es nur zwei Mittel. Entweder man vergrössert die Gesammtstundenzahl, oder man entzieht anderen Gegenständen Stunden. In Bezug auf das erstere erinnere ich daran, dass in Quarta und Tertia in der Regel zu dem übrigen Unterricht noch der Confirmanden-Unterricht hinzutritt. Soll man denn die Knaben in diesem Alter mit Stunden förmlich überbürden? In Bezug auf das zweite bin ich bereit in den unteren Classen eine oder die andre Stunde für Unterricht in den Realien herzugeben — nicht jedoch von dem griechischen Unterricht in Quarta — aber in Secunda und Prima warne ich einen Fussbreit Erde aufzugeben, den wir Philologen einmal in Besitz haben. Es ist keine Kleinigkeit, ob wir in Secunda 9 oder 10 Stunden Latein haben. Es ist bisher in Secunda mit einer Physikstunde das Nöthige geleistet und die Herren Mathematiker haben selbst gesagt, dass sie eine Ausdehnung ihres Pensums nicht wollen; mögen sie sich denn mit der einen Stunde nach wie vor behelfen! Ich würde sehr wünschen, dass man ihnen sagte: In Secunda und Prima habt ihr für Mathematik und Physik zusammen je 5 Stunden; verwendet und benutzt diese, wie ihr irgend könnt, aber verlangt keine Zulage. In den oberen Classen vor allen muss die Kraft der Schüler auf den klassischen Unterricht concentrirt werden. Eine Stunde mehr wünscht sich jeder tüchtige Lehrer einmal. Auf einer pommerschen Directoren-Conferenz erklärten eine dritte Religionsstunde in Prima alle, welche diesen Unterricht gaben, für nothwendig, und welchem Geschichtslehrer wäre nicht mal sein Pensum für die gewährte Stundenzahl zu lang geworden? Man muss sich eben bescheiden, um die Kräfte der Schüler nicht zu überspannen.

Dr. Collmann aus Marburg: Ich schlage vor für Geschichte, Geographie und Naturkunde zusammen 5 Stunden anzusetzen, die Geographie von der Geschichte, der

2 Stunden gegeben werden mögen, zu trennen und diesen Unterricht in die Hand des naturwissenschaftlichen Lehrers zu legen, und dann Semesterweise abwechselnd 3 Stunden auf Geographie oder Naturwissenschaften zu verwenden. In 3 wöchentlichen Stunden lässt sich etwas Tüchtiges erreichen; die Continuität des Unterrichtes scheint mir für geographischen und naturwissenschaftlichen Unterricht nicht in gleicher Weise wie für sprachlichen erforderlich.

Director Bormann aus Stralsund: Wir können die verlangte bedeutende Etats-Erhöhung nicht wol discutiren, ohne uns zu fragen, wie dieselbe gedeckt werden soll. Ohne speciel auf diesen Punkt einzugehen, bemerke ich nur, dass auf meinem Etat nicht 30 sondern 34 Stunden für Tertia stehen, nämlich noch 2 Turn- und 2 Gesangstunden, die doch auch, wenn sie richtig gegeben werden, den Geist in Anspruch nehmen. Ich bezweifle, dass die Steuerfähigkeit unserer Schüler ein Mehreres verträgt. Man will bei dem Latein, dem reichen Mann, Anleihen machen, aber das kann nichts hergeben und wird nur ein unwilliger Zuleiher sein.

Dr. Kruse aus Berlin: Einverstanden mit Director Eckstein's wahrem Wort, dass ein neuer Gegenstand mit voller Kraft begonnen werden müsse, verlange ich die 2. Physikstunde in Secunda. Denn das ist ein neuer Gegenstand, wenn auch naturgeschichtlicher Unterricht vorangeht. Es handelt sich bei der Physik darum aus Sinneswahrnehmungen, nicht wie in der Naturbeschreibung Begriffe, sondern Natur-Gesetze abzuleiten, die weiter führen auf die Aufstellung von Hypothesen, um eine grosse Anzahl von Naturerscheinungen combiniren zu können. Dazu ist Zeit nöthig, und die Erfahrung lehrt, dass ein Zwischenraum von einer Woche genügt, um den grössten Theil des in einer Stunde Gefassten wieder verloren gehen zu lassen.

Director Adler aus Halle: Lassen Sie uns sagen: dem naturwissenschaftlichen Unterricht sind in jeder Klasse 2 Stunden zu gewähren, ohne Ueberschreitung des bisherigen Stundenmasses; die Sorge der Beschaffung ist dem Director und dem Lehrer-Collegium zu überlassen. In Quarta geht es so: Fällt der Mathematikunterricht in dieser Classe fort, so wird der Rechenunterricht in derselben auf 2 Stunden reducirt. Dann muss freilich in Quinta dem Rechnen eine Stunde zugelegt werden. Das halte ich aber auch nach dem Lectionsplan für möglich.

Der Vorsitzende unterbrechend: Wenn die Beschaffung der Stunden nach der Ansicht des Redners dem Director überlassen werden soll, so möchte ich bitten auf das Detail nicht weiter einzugehen.

Director Adler: Ich wollte nur die Möglichkeit der Verwirklichung meines Vorschlages nachweisen.

Director Gidionsen aus Husum: Die Unterbrechung des naturwissenschaftlichen Unterrichts in Quarta ist meines Erachtens nicht so nachtheilig, wie sie hier dargestellt worden ist. Ein Acker der eine Zeit lang brach gelegen hat, trägt nachher um so besser. Ueber beschreibenden Naturunterricht soll doch auch in Tertia wohl nicht hinausgegangen werden. Dann haben wir 5 Jahre naturbeschreibenden Unterricht. Ist das nicht für das, was in diesem Fache auf dem Gymnasium erreicht werden soll, zu viel? Ich wenigstens habe es oft von Lehrern dieses Faches aussprechen hören, der Unterricht sei in den höheren Klassen nur eine Wiederholung dessen, was in den unteren vorgekommen.

Director Siefert aus Flensburg: Anschliessend an das von Director Bormann Gesagte bemerke ich, dass auf den Schleswig'schen Gymnasien auch noch der dänische

Unterricht als obligatorisch hinzukommt. In Tertia namentlich können wir schlechterdings keine Stunde zusetzen.

Director Eckstein aus Leipzig: Auf die Bedenken des Director Bormann antworte ich: Die preussischen Schulmänner müssen dem Grundsatze des preussischen leitenden Staatsmannes folgen: Wenn ihr mir kein Geld bewilligt, so nehme ich es, wo ich es kriegen kann. Wird nur die von Director Adler gewünschte Freiheit gewährt, so werden sich die Stunden schon finden. Aber wo werden sich die Lehrkräfte für all den mathematischen, physikalischen und naturwissenschaftlichen Unterricht finden? Denken wir uns einfache Klassen, so kommen wir auf 25—28 Stunden für einen Mathematicus; denken wir uns getheilte, auf 46—50 für zwei. Und dazu kommt der Mangel an guten Lehrern für die Naturwissenschaften überhaupt.

Dr. Zehme aus Barmen: Wenn auch der physicalische Unterricht dem Zwecke des Gymnasiums gemäss zur formalen Bildung beitragen soll, wenn er ferner wirklich für die Betreibung der Wissenschaft der Physik, welche in unserm Jahrhundert eine ungeheure Bedeutung gewinnt, vorbereiten soll, so müssen ihm wenigstens 2 Stunden in Secunda gewährt werden. Was die Real- und Gewerbeschulen leisten, das wird freilich damit noch lange nicht erreicht werden. Uebrigens sollte man doch auch darauf Rücksicht nehmen, dass die Gymnasien nicht blos für die Universität, sondern auch für die polytechnischen Schulen vorbereiten. Nun haben wir freilich in diesen unsre besten Schüler aus den Gymnasien bekommen, aber in den Naturwissenschaften zeigen diese grosse Lücken. Meine Meinung ist also: Entweder man lasse die eine Physikstunde ganz fallen, oder man setze deren zwei an. Es ist didaktisch unmöglich ein Fach in einer wöchentlichen Stunde zu behandeln.

Dr. Blass aus Berlin (am Stenographentische schwer verständlich) bittet für die Abstimmung die zweite These zu theilen.

Studienrath Schmid aus Stuttgart: In Württemberg haben wir noch keine Physik in Secunda, weil wir unsre Secundaner zur Betreibung dieses wissenschaftlichen Faches noch nicht für reif halten. Die bisherige Debatte bestärkt mich in der Meinung, dass dies richtig sei. In zwei Jahren kann in Prima in der Physik etwas ganz Hübsches erreicht werden.

Prof. Gerhard aus Eisleben: Es ist unmöglich, in 2 Jahren einen Cursus vollständig durchzuführen.

Studienrath Schmid: Auf Vollständigkeit des wissenschaftlichen Unterrichts müssen wir auf den Gymnasien natürlich verzichten.

Prof. Dr. Bopp aus Stuttgart: Ich bin in der Lage, Ihnen von Seiten der Naturforscher-Versammlung, welche denselben Gegenstand behandelt hat, die folgenden Mittheilungen zu machen. Es wurde dort auf Antrag des Dr. Ahrendt aus Leipzig über den Unterricht in den beobachtenden Naturwissenschaften die Erklärung abgegeben: dieser Unterricht müsse in den Gymnasien zeitiger als bisher beginnen und eine passendere Behandlung finden, nämlich sich darauf beschränken, eine möglichst grosse Anzahl naturwissenschaftlicher Erscheinungen zu sammeln, welche für den späteren systematischen und wissenschaftlichen Cursus eine feste Basis abzugeben geeignet sind. Vergleichen Sie „Ahrendt's Anschauungs-Unterricht in der Naturlehre", ein Buch, welches vortrefflich auseinandersetzt, welchen Einfluss der naturwissenschaftliche Unterricht auf den Unterricht im Allgemeinen ausübt. Vergleichen Sie ferner desselben Schrift, die

Materialien für den propädeutischen Unterricht enthaltend. Ein solcher Unterricht ist von der grössten Wichtigkeit für Physik und Chemie. Wenn ich nun auf die hier vorliegenden Thesen übergehe, so lautet die Motivirung der ersten These sub a:

Der Vorsitzende: Ich muss dem Redner bemerken, dass wir die erste These bereits gestern gründlich erörtert und abgethan haben.

Prof. Bopp fortfahrend: Ich werde mich ganz kurz fassen. Wir haben das zweite Motiv als das wichtigere vorangestellt. These 5—9 haben wir angenommen, und ich bin beauftragt dies zur Kenntniss der diesseitigen pädagogischen Section zu bringen.

Der Vorsitzende: Ich schlage vor jetzt die Thesis 2 ohne Abstimmung zu verlassen und weiter zu gehen.

Prof. Buchbinder: Herr Director Friedlein hat den Wunsch ausgesprochen, eine bestimmte Aeusserung über Thesis 2 in seine Heimat mitzunehmen; ich bitte daher um Abstimmung.

Der Vorsitzende: Ist die Versammlung damit einverstanden, dass der in Tertia zu beginnenden Mathematik eine 4. Stunde in dieser Classe gewährt wird?

Die Majorität ist dafür.

Ist die Versammlung damit einverstanden, dass dem naturwissenschaftlichen Unterricht in allen Classen des Gymnasium je 2 wöchentliche Stunden gewährt werden?

Der Antrag ist abgelehnt.

Soll der naturwissenschaftliche Unterricht in Quarta eingeführt werden?

Director Eckstein aus Leipzig: Wir kommen mit den Abstimmungen auf eine ganz falsche Fährte. Wir haben uns bisher immer davor gehütet. Heute überrumpeln uns die Mathematiker. Ich stimme grundsätzlich nicht ab. (Zustimmung von vielen Seiten.) —

Der Vorsitzende: Ich schliesse die Discussion über Thesis 2 und stelle dem Wunsche der Antragsteller gemäss Thesis 4, 5 u. 6 zugleich zur Debatte. — Wenn niemand das Wort verlangt, so nehme ich an, dass die Versammlung sich mit diesen Thesen einverstanden erklärt. (Es erfolgt kein Widerspruch). Da Thesis 7 u. 8 gestrichen sind, so eröffne ich die Discussion über Thesis 9.

Prof. Buchbinder aus Pforta als Referent: Sie haben soeben Thesen angenommen, welche ohne das, was Sie uns geweigert haben, gar nicht in Ausführung kommen können. Die Statistik beweist — und das ist gewiss sehr betrübend —, dass der naturwissenschaftliche Unterricht immer mehr in Abnahme kommt. Auf manchen Gymnasien wird er gar nicht, auf andern nur in Tertia, auf andern nur in den unteren Classen gegeben. Als Grund wird angeführt, es fehle an geeigneten Lehrern. Nun ist es freilich nicht leicht diesen Unterricht zu geben; sollte aber nicht oft auch etwas Bequemlichkeit mit unterlaufen? Die Universitätslehrer dieses Faches klagen über den von Jahr zu Jahr abnehmenden Besuch ihrer Vorlesungen; immer weniger Schüler beziehen die Universität, die zu naturwissenschaftlichen Studien geneigt sind. Das kommt davon, dass auf der Schule ihr Interesse für diese Dinge nicht geweckt ist. Aber es liegt zugleich an den Universitäten. Es ist nicht die einzige Aufgabe derselben Männer zu bilden, die die Wissenschaften weiter führen, sondern auch für die Bedürfnisse der Schule zu sorgen, danach die zu weit gehenden Forderungen an die Examinanden herabzustimmen und so z. B. den Mathematikern Raum zu gewähren, neben ihrem Hauptfach auch die

damit in Zusammenhange stehenden Fächer, Naturkunde und Naturgeschichte zu betreiben, deren Kenntniss von ihnen im Amts-Examen billig verlangt werden muss. Dazu könnten am einfachsten die naturwissenschaftlichen Seminare dienen; aber in ihnen wird wieder wesentlich auf wissenschaftliche Durchbildung hingearbeitet, das Schulbedürfniss aber, Lehrer zu bilden, die mit Geschick den Unterricht zu ertheilen wissen, nicht berücksichtigt. Das muss anders werden. Die Seminarien müssen die Pflegschulen für Gymnasiallehrer werden. Dies gilt auch von den philologischen Seminarien. Ob ein solcher Seminarcursus dem Examen voranzugehen hat oder schicklicher demselben folgt, ist eine praktische Frage.

Director Eckstein aus Leipzig: Ich stehe seit 6 Jahren an der Spitze eines Seminars, welches die Aufgabe hat, Lehrer praktisch für ihren Beruf vorzubereiten, und ich glaube mit leidlichem Erfolge. Für die Philologen ist in dieser Hinsicht an sächsischen und preussischen Universitäten gesorgt, und die bairische Regierung ist gerade jetzt damit beschäftigt eine ähnliche Einrichtung ins Leben zu rufen. Die eigentlich philologischen Seminare aber haben damit nichts zu thun, dort sollen die jungen Leute zu wissenschaftlichen Arbeiten angeleitet werden. Das muss festgehalten werden und nicht streng genug kann der junge Philologe darauf hingewiesen werden. Aber neben diesen konnten ja andre Institute errichtet werden für die praktische Anleitung künftiger Lehrer auch in der Mathematik und den Naturwissenschaften. — Nach dem preussischen Reglement, in welchem ich die Gruppirung der Fächer als einen Fortschritt begrüsse, können Mathematiker ohne Naturwissenschaften nicht die Berechtigung zum Lehramt erhalten. (Widerspruch seitens des Prof. Buchbinder.) Dann kennen die Prüfungs-Commissionen das Gesetz nicht. In Sachsen ist es unabweislich nothwendig. — Nun ist ferner behauptet, es fehle auf den Universitäten an Studirenden der Naturwissenschaften, und die Schuld liege an den Schulen. Natürlich; wir sind ja immer die Packesel, denen alles aufgebürdet wird. Trifft aber die Schulen wirklich die Schuld, so trifft sie die mathematischen Lehrer, nicht uns Philologen. Aber in der That liegt die Sache anders. Auf allen Universitäten sind die Studien der Naturwissenschaften in ausserordentlicher Blüthe, die Staatsregierungen fördern dieselben in liberaler und grossartiger Weise, an Studirenden fehlt es auch nicht. Aber nur ein kleiner Bruchtheil derselben widmet sich dem Lehramt, weil sie in einer Menge von andern Berufsfächern ganz andere und weit lohnendere Aussichten vor sich haben. — Darin aber stimme ich dem Prof. Buchbinder bei, dass die Universitäten mehr für Ausbildung von Lehrern thun müssen.

Dr. Zehme aus Barmen: Ich will auf eine Quelle aufmerksam machen, aus welcher Lehrer für die Gymnasien bezogen werden können. Mit dem Polytechnicum in Dresden ist eine Lehrerbildungsanstalt verbunden, in welche solche aufgenommen werden, die in den Fächern Mathematik und Naturwissenschaften mit „gut“ bestanden haben. Von diesen haben, soviel ich weiss, viele die Absicht sich dem Lehramt auch an Realschulen und Gymnasien zu widmen. Wenn die These sagt: „der naturwissenschaftliche Unterricht soll nur von Lehrern, welche diese Fächer auf der Universität studirt und darin die Prüfung bestanden haben, ertheilt werden“: so vermisse ich die Motivirung. Auf den polytechnischen Schulen werden die naturwissenschaftlichen Studien umfangreicher betrieben als auf den Universitäten, eine grosse Anzahl epochemachender Schriften gehen von ihnen aus, sie sind völlig gleichberechtigt mit der philosophischen Facultät

auf den Universitäten. Warum also diese Forderung in der These? warum will man nicht Lehrer aus dieser Quelle beziehen?

Director Eckstein aus Leipzig: Es werden allerdings auch die jungen Leute von den polytechnischen Schulen zum Lehramt zugelassen, aber nicht weil sie dort gewesen sind, sondern wenn sie vor der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission ein Examen bestanden und den Anforderungen der Universitätslehrer genügt haben.

Dr. Hartmann: Wenn den Realschülern nach abgelegter Abiturientenprüfung gestattet wäre, sich auf der Universität immatriculiren zu lassen, so würde damit eine Quelle eröffnet, aus welcher die Gymnasien Lehrer beziehen könnten.

Der Vorsitzende: Ich erkläre mich bestimmt gegen diesen Vorschlag. Wir wollen keine anderen Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften haben als solche, die eine klassische Bildung genossen haben, und können nicht zugeben, dass eine gründliche klassische Bildung auf Realschulen erzielt wird.

Dr. Hartmann: Es ist nicht unmöglich, sich eine klassische Bildung durch Selbststudium anzueignen.

Der Vorsitzende: Da Niemand mehr das Wort verlangt, so kommen wir zu der 10. These: „In den unteren Classen bis Quarta inclusive können tüchtige Elementarlehrer für den Unterricht im Rechnen und in der Naturgeschichte verwendet werden.“

Da sich gegen diese These kein Widerspruch erhebt, so sind wir am Schlusse unsrer Discussion und unsrer Verhandlungen angelangt. Ich danke der Versammlung für die Nachsicht, welche sie mir bei der Leitung der Debatte erwiesen hat.

Director Eckstein spricht dem Vorsitzenden den Gegendank der Versammlung aus.

(Schluss der Sitzung.)

Verhandlungen der mathematischen Section.

Eine Benachrichtigung über die Gegenstände der Verhandlung in der mathematischen Section der Versammlung konnte nicht vorher bekannt gemacht werden, wie es in Beziehung auf die archäologische, pädagogische, germanistische und orientalistische Section geschehen ist, da die Zulassung einer abgesonderten mathematischen Section zu der Zeit noch nicht festgesetzt war.

In den vorhergehenden Versammlungen zu Hannover, Halle und Würzburg hatten sich freilich schon mathematische Sectionen gebildet, aber es war demnächst beschlossen worden abzuwarten, ob auch bei der nächsten Versammlung, also der diesjährigen zu Kiel, überhaupt noch eine hinreichende Anzahl von wenigstens 20 Theilnehmern für eine mathematische Section sich finden würde, und erst wenn dies der Fall wäre, sollte nach §. 7 des revidirten Statutes die mathematische Section in Zukunft als ständige betrachtet werden.

Es ergab sich nun schon bei der allgemeinen Vorversammlung am Abend des 26. September, dass mehrere Mitglieder sich für die Bildung einer mathematischen Section bereit fanden. Für die Förderung dieser Sache hatte Prof. Buchbinder aus Schulpforta (von dem überhaupt die Bildung einer mathematischen Section bei den Philologenversammlungen angeregt worden war), auf allgemeinen Wunsch von früheren Mitgliedern die Leitung übernommen; auf seine Veranlassung erging von dem Vorsitzenden der pädagogischen Section, Director Dr. Niemeyer, noch an demselben Abend die Mittheilung, dass am folgenden Tage, nach dem Schlusse der Eröffnungsrede und nach Constituirung der pädagogischen Section, ein Local in der Kieler Gelehrtenschule für die Mitglieder der zu bildenden mathematischen Section eingeräumt sei.

Diese Mitglieder hielten sich nämlich zunächst verpflichtet, an der Discussion in der pädagogischen Section theilzunehmen, wo ein Bericht der in Würzburg bei der letzten Versammlung zur Untersuchung der Frage über den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht auf den Gymnasien erwählten Commission auf der Tagesordnung stand, und Prof. Buchbinder einer der Berichterstatter dieser Commission war.

Nach dem Schlusse der ersten Sitzung der pädagogischen Section versammelten sich die Mitglieder der beabsichtigten mathematischen Section zu einer Besprechung in dem angewiesenen Locale Montag den 27. September um 10¾ Uhr. Prof. Buchbinder hielt zunächst eine Ansprache, in welcher er für die hinzutretenden neuen Mitglieder die Verhältnisse in Beziehung auf die Bildung ihrer Section darlegte, und die Anwesenden, welche sich dabei betheiligen wollten, aufforderte, ihre Namen zu unterzeichnen als

Mitglieder der 27. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, welche wünschten zu einer mathematisch-naturwissenschaftlichen Section zusammenzutreten.

Es unterzeichneten sich zunächst 35 Mitglieder, womit sich die Section definitiv constituirte, und in den folgenden Tagen traten noch ferner 9 Mitglieder bei, so dass die Gesammtzahl von 44 Mitgliedern der mathematischen Section erreicht wurde, deren Namen nach der Ordnung der Unterschriften folgende waren:

1. Dr. Tramm aus Stettin.
2. Chr. Scherling, Prof. aus Lübeck.
3. Dr. Fr. Reuter aus Lübeck.
4. Prof Dr. Gerhardt aus Eisleben.
5. Dr. Kruse, Gymnasiallehrer aus Berlin.
6. Prof. Dr. Bernhardt aus Wittenberg.
7. Dr. Rottok, Rector aus Rendsburg.
8. Prof. Bobertag aus Ratzeburg.
9. Dr. Reishaus aus Stralsund.
10. Dr. Heussi, Conrector aus Parchim.
11. Götting, Mathematicus aus Torgau.
12. Dr. Müller, Realschuldirector aus Neustrelitz.
13. Dr. Lindig, Realschullehrer aus Schwerin.
14. Dr. Adam, Realschullehrer aus Schwerin.
15. Prof. Dr. Weyer aus Kiel.
16. Dr. C. Förster, Gymnasiallehrer aus Güstrow.
17. Rector Dr. Friedlein aus Hof in Baiern.
18. Conrector Hachmeister aus Hildesheim.
19. Dr. Bahnson aus Hamburg.
20. Prof. Dr. Ligowski aus Kiel.
21. Dr. Lange aus Berlin.
22. Conrector Hagge aus Kiel.
23. Dr. Bösser aus Eutin.
24. Dr. Scharenberg aus Altona.
25. O. Köhler aus Flensburg.
26. Dr. Baurmeister aus Glückstadt.
27. Kalikhoff, Oberlehrer aus Hildesheim.
28. Dr. Pfitzner aus Parchim.
29. Dr. Schultze aus Harburg.
30. Prof. Buchbinder aus Schulpforta.
31. Oberlehrer Petersen aus Kiel.
32. Abel, Gymnasiallehrer aus Altona.
33. Dr. Uth aus Cassel.
34. Director Baerwaldt aus Frankfurt a. M.
35. Oberlehrer Gerstenberg aus Rendsburg.
36. Dr. H. Lüthe aus Neumünster.
37. A. Behlau, Oberlehrer aus Heiligenstadt.
38. Prof. C. A. Klander aus Ploen.
39. Dr. C. H. Metger aus Flensburg.
40. Dr. Hoburg aus Husum.
41. Dr. Quidde aus Stargard in Pr.
42. Le Viseur, Dr., Gymnasiallehrer aus Berlin.
43. Dr. Zehme, Dir. d. höh. Gewerbsch. in Barmen.
44. Prof. Bopp aus Stuttgart.

In derselben Zusammenkunft wurde dann auf den Antrag von Dr. Kruse beschlossen, dass von den am Orte der Versammlung ansässigen Mitgliedern zwei derselben aufgefordert werden möchten, den Vorsitz in den Sectionsversammlungen zu übernehmen, und es erklärten sich nach ergangener Aufforderung an Prof. Weyer und Oberlehrer Petersen dieselben dazu bereit.

Prof. Buchbinder übergab hierauf die Namenliste der Mitglieder zur weiteren Beförderung an den Präsidenten der Versammlung, welchem damit die Anzeige von der jetzt erfolgten Bildung der mathematischen Section zu machen war.

Es wurde beschlossen, am folgenden Tage, Dienstag den 28. September, nach dem Schlusse der pädagogischen Sitzung zu der mathematischen Section wieder zusammen zu kommen.

Die Mehrzahl der Mitglieder der mathematischen Section hatte sich am Dienstag den 28. September, gleich nach dem Schlusse der pädagogischen Sitzung, wieder versammelt. Es war zunächst die Vorfrage zu erledigen, ob jetzt gleich eine Sitzung der mathematischen Section zu beginnen habe, wie einige Mitglieder wünschten, oder ob eine Vertagung wegen der unmittelbar bevorstehenden allgemeinen Sitzung stattfinden solle. Für das Letztere wurde geltend gemacht, dass es der bestehenden Geschäftsordnung der Philologenversammlung entgegen sein würde, überhaupt Sectionssitzungen mit den allgemeinen Sitzungen zusammenfallen zu lassen. Aus diesem Grunde nahm die Mehrheit der Anwesenden eine Vertagung der Sitzung an, und beschloss, am folgenden Morgen,

Mittwoch den 29. September, um 8 Uhr zur ersten mathematischen Sitzung zusammen zu kommen. Auf die Tagesordnung dieser Sitzung wurde eine Berathung über das Verhalten gesetzt, welches man bei der ferneren Discussion des Berichtes über den mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht beobachten wolle, da die Verhandlung darüber in der eben geschlossenen Sitzung der pädagogischen Section nicht über die zweite These hinausgekommen war, und daher derselbe Gegenstand auch die nächste Sitzung derselben Section in Anspruch nehmen zu wollen schien. Durch die Gefälligkeit von Dr. Bahnson war eine Anzahl von Exemplaren seiner neuen Schrift für die Mitglieder ausgelegt und mit Dank in Empfang genommen worden. Dieselbe erschien kürzlich unter dem Titel: Leitfaden für den Unterricht in der Geometrie von Dr. Bahnson, ord. Lehrer der Math. an der Realschule des Johanneums in Hamburg. Zweiter Theil, enthaltend Stereometrie und Trigonometrie, Hamburg 1869.

Hierauf wurde diese vorläufige Sitzung der mathematischen Section geschlossen und die Mitglieder begaben sich in die allgemeine Sitzung.

In Folge der Vertagung der ersten Sitzung der mathematischen Section und mit Rücksicht auf die längere Zeit, welche die Verhandlungen über den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht in der pädagogischen Section wahrscheinlich beanspruchen würden, wurde noch im Laufe des Tages zu einer gesellschaftlichen Unterredung der Mathematiker eingeladen, zu der sich um 8 Uhr Abends die Mitglieder ziemlich vollständig einfanden. Prof. Buchbinder nahm dabei Gelegenheit, diejenigen Abänderungen zur Erwägung zu geben, welche ihn bestimmt hatten, als Berichterstatter eine Abkürzung und Beschlussfassung über den noch übrigen Theil der mathematischen Thesen in der pädagogischen Section herbeizuführen. Nach ausführlichen Erörterungen, woran auch Prof. Gerhardt, Dr. Kruse, Prof. Scherling, Oberlehrer Behlau, Rector Friedlein, Prof. Bobertag, Oberlehrer Petersen, Conrector Hachmeister und Director Zehme theilnahmen, erklärte man sich in allen wesentlichen Punkten mit Prof. Buchbinder über die Abänderungen einverstanden. Als die Versammlung sich eben trennte, erschien Prof. Bopp aus Stuttgart und machte interessante Mittheilungen über den Verlauf der Naturforscherversammlung in Innsbruck.

Erste Sitzung Mittwoch den 29. September Vormittags 8 Uhr.

Vorsitzender Prof. Weyer. Tagesordnung: Vorschläge von Prof. Buchbinder, die Thesen des Berichts über den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht betreffend, demnächst die mathematischen Thesen von Prof. Gerhardt. Zur Protokollführung hatten sich die beiden jüngsten anwesenden Mitglieder bereit erklärt.

Ausgelegt waren zur Ansicht und Besprechung: 1) Stereoskopische Bilder für die Figuren zu den Hauptsätzen bei dem Unterrichte in der Stereometrie, gezeichnet von Lehrer Schlotke an der Hamburger Realschule und vorgelegt von Dr. Bahnson; 2) denselben Gegenstand betreffende stereoskopische Figuren nach eigenen Zeichnungen von Prof. Dr. Ligowski, Lehrer der Mathematik und nautischen Astronomie an der königlichen Marineschule in Kiel. Letzterer wollte diese Anschauungsmittel nicht eigentlich als stehende Hülfsmittel bei dem Unterrichte selbst in Anspruch nehmen, glaubte aber,

dass sie sich doch in manchen Fällen zur Gewinnung einer deutlichen Vorstellung der Figuren im Raume als Erläuterung empfehlen dürften.

Von den Mitgliedern der Section wurden diese Gegenstände sehr beifällig aufgenommen und die Veröffentlichung derselben als wünschenswerth bezeichnet.

Uebergehend zur Verhandlung über die in der pädagogischen Section noch nicht erledigten Thesen, betreffend den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht auf Gymnasien, beantragte Prof. Buchbinder die Thesis 8: „Ein kurzer Abriss der Chemie soll in den Unterrichtsplan der Gymnasien aufgenommen werden" zu streichen.

Prof. Gerhardt erklärte, mit dieser These ebenfalls in der hier gewählten Form nicht einverstanden zu sein, da der unentbehrlichste Theil der Chemie mit dem physikalischen Cursus in Verbindung gebracht werden könnte, ohne bei den Gegnern neuer Erweiterungen des naturwissenschaftlichen Pensums Anstoss zu erregen.

Prof. Buchbinder bemerkt dagegen, die Thesis 8 fordere nur, dass etwa nach der Einleitung in die Physik und nach Besprechung der allgemeinen Eigenschaften und der Molecularwirkungen der Körper auch die hauptsächlichsten chemischen Erscheinungen durchgenommen würden, anstatt sie wie bisher an zerstreuten Stellen bei Abhandlung der einzelnen physikalischen Capitel beiläufig zu behandeln, dass es aber keineswegs Absicht sei, einen vollständigen Cursus der Chemie mit hinzutretenden praktischen Uebungen im Laboratorium für die Gymnasien zu verlangen. Weil jedoch die Thesis zu Missverständnissen Veranlassung geben könnte und jedenfalls weitläuftige Erörterungen in der pädagogischen Section hervorrufen würde, so wollten die Berichterstatter auf die Discussion derselben verzichten; man könnte sie ja später einmal in der mathematischen Section wieder aufnehmen.

Der Antrag, die Thesis 8 aus diesem Grunde fallen zu lassen, wurde mit grosser Mehrheit angenommen.

Dr. Reuter aus Lübeck schlägt vor, die Thesis 3, c: „In Secunda ist eine Stunde Naturwissenschaft mehr*) zu ertheilen, welche vom Latein entnommen werden kann" ebenfalls zurückzuziehen. Der Gegenstand erledigt sich dadurch, dass auf den Antrag von Prof. Buchbinder auch die Abtheilungen a und b, mithin die ganze Thesis 3 als zu speciell in die Beschaffung der Stunden eingehend und deshalb vermuthlich zu endlosen Debatten führend, gestrichen würde, welchem Antrage die Section ebenfalls zustimmte.

Sodann beantragt Dr. Kruse, die Thesis 6: „Der naturwissenschaftliche Unterricht soll dagegen Anregung geben, dass die Schüler ihre Zeit zum Sammeln anwenden" anders zu formuliren. Prof. Gerhardt schlägt die Fassung vor: „Es soll dagegen Anregung gegeben werden, dass die Schüler ihre freie Zeit zum Sammeln und Beobachten anwenden", wogegen zwar Niemand etwas einzuwenden hatte, jedoch auf die Mittheilung von Prof. Buchbinder, dass die ursprüngliche Form der Thesis so laute: „Es soll dagegen Anregung gegeben werden, dass die Schüler bei ihren Spaziergängen sammeln und beobachten", erklärte sich die Section für die Wiederherstellung dieser Form.

Prof. Bopp ist während der letzten Discussion eingetreten und bemerkt, dass die diesjährige Naturforscherversammlung zu Innsbruck, wo derselbe Gegenstand zur

*) In der gedruckten These des Tageblatts ist „mehr" statt „vorher" als Druckfehler zu berichtigen.

Verhandlung kam, auf die Thesis 8 besonders Gewicht gelegt habe. Es musste aber auf die bereits vorher in der gegenwärtigen Sitzung motivirte Beschlussfassung über diesen Punkt verwiesen werden.

Nun folgte die Thesis 7: „In der Physik soll in Secunda vorzugsweise die inductive, in Prima die deductive Unterrichtsmethode zur Anwendung kommen", worüber Prof. Buchbinder den Antrag stellt, die pädagogische Section damit nicht zu behelligen, sondern den Gegenstand als spätere Vorlage in der mathematischen Section wieder aufzunehmen. Dies wird angenommen.

Auf die Frage des Vorsitzenden, ob die Section jetzt, nachdem die Thesen 3 und 8 gestrichen, Thesis 6 in der ursprünglichen Fassung wiederhergestellt und Thesis 7 der pädagogischen Section nicht vorzulegen sei, mit der Fassung der Thesen sich einverstanden erkläre, erfolgte Zustimmung.

Darauf wurde als folgender Gegenstand der Tagesordnung die Discussion über die mathematischen Thesen des Prof. Gerhardt begonnen, und zwar auf den Wunsch desselben zunächst die Thesis 2, c: In dem Abiturienten-Reglement für die preussischen Gymnasien sind die Forderungen für die Leistungen in der Mathematik sehr speciell angegeben. Empfiehlt es sich dafür 2 Grenzen, eine obere und eine untere, aufzustellen etwa in der Art: die höhere Mathematik ist vom Schulunterricht ausgeschlossen; Planimetrie, Stereometrie, ebene Trigonometrie, Arithmetik und Algebra bis zu den Gleichungen des 2. Grades incl. sind das Minimum, welches verlangt wird?

Der Antragsteller geht zur Begründung seiner Thesis auf die Verhandlungen der mathematischen Section zu Halle und Hannover zurück und schlägt vor, dass eine obere und eine untere Grenze angegeben werden möge für das auf den Gymnasien zu leistende. Die obere Grenze soll durch Ausschluss der höheren Mathematik bestimmt werden; als Minimum sollen Planimetrie, Stereometrie, ebene Trigonometrie, Arithmetik und Algebra bis zu den Gleichungen 2. Grades incl. verlangt werden.

Dr. Bahnson wünscht die höhere Mathematik ausgeschlossen zu sehen, indem es dem Lehrer überlassen bleiben müsse, auch einmal weiter zu gehen und etwa die Anfangsgründe der Differentialrechnung etc. durchzunehmen. Darauf zieht Prof. Gerhardt den ersten Theil seiner These, welcher die obere Grenze betrifft, zurück.

Dr. Kruse bemerkt, dass eine, wenn auch nur scheinbare Erweiterung des Pensums mit Rücksicht auf die in der pädagogischen Section discutirten Thesen bedenklich sei.

Prof. Gerhardt sagte, dass er keine Erweiterung des mathematischen Pensums beabsichtige.

Prof. Buchbinder beantragt, einzelne Partien aus dem mathematischen Pensum wegzulassen und dafür andere aufzunehmen.

Prof. Gerhardt ist dagegen, irgend etwas aus dem mathematischen Pensum wegzulassen und glaubt, dass die Stellung der Mathematik eine so precäre sei, dass sich sehr empfehle, die Grenzen genau festzustellen.

Auf den Antrag des Rectors Dr. Friedlein wird die Discussion wegen der bevorstehenden Sitzung der pädagogischen Section hier abgebrochen.

Prof. Gerhardt schlägt vor, dass die mathematische Section sich eine halbe Stunde nach der heutigen Sitzung der pädagogischen Section wieder versammele, welches angenommen und damit die erste Sitzung geschlossen wird.

Zweite Sitzung Mittwoch den 29. September Vormittags 11½ Uhr.

Vorsitzender Prof. Weyer. Vorgelegt wurde der Section 1) von Prof. Bopp: eine Schrift, betitelt: Der Anschauungsunterricht in der Naturlehre und Materialien für den Anschauungsunterricht. Von Dr. Rud. Arendt; 2) durch den Geschäftsführer der Buchhandlung von Teubner, Herrn Schmitt: ein Prospectus der Zeitschrift für die Methode des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts. Herausgegeben von Dr. J. C. V. Hoffmann, Oberlehrer am Gymnasium zu Freiberg i. S. Der Verfasser hatte zugleich eine Entschuldigung gesandt, dass er an der rechtzeitigen Abreise zur Philologen-Versammlung verhindert worden sei, und gebeten, das aus dem beiliegenden Prospect ersichtliche Project — wenn noch möglich — zur Besprechung und Unterstützung zu bringen. Auf diese Zeitschrift wurde später aus der Versammlung hingewiesen, dass sie als Organ zur öffentlichen Besprechung des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts dienen könne.

Zu den Verhandlungen übergehend wurde folgende Erklärung auf Antrag des Dr. Kruse ohne Widerspruch angenommen:

Die mathematische Section erklärt einstimmig, dass sie durch die Abstimmung in der pädagogischen Section nicht irre geworden ist in der Ueberzeugung, dass für den von der pädagogischen Section selbst als berechtigt anerkannten Unterricht in den Naturwissenschaften die genügende Anzahl von Stunden beschafft werden müsse, und dass dazu 2 Stunden wöchentlich in jeder Classe erforderlich sind.

Demnächst folgte die weitere Verhandlung über die Thesis des Prof. Gerhardt in Bezug auf das Abiturientenreglement.

Prof. Buchbinder nimmt die von Gerhardt aufgegebene obere Grenze wieder auf, indem er es betont, dass der öffentliche Unterricht nicht über die Elementarmathematik hinausgehen dürfe, während es jedem Lehrer unbenommen sei, tüchtige Schüler privatim weiter zu fördern; er stellt das Amendement: statt preussischer Gymnasien nur Gymnasien zu setzen. Ferner: es empfiehlt sich, dass für den mathematischen Unterricht eine obere und eine untere Grenze festgestellt werde. Die obere Grenze ist bestimmt durch das Gebiet der Elementarmathematik. Als Minimum sind zu erlangen: Planimetrie, Stereometrie, ebene Trigonometrie, Arithmetik und Algebra bis zu den Gleichungen 2. Grades incl.

Diese Fassung wird von der Section fast einstimmig angenommen.

Hierauf wird zur Discussion der Gerhardtschen These übergegangen: „Die Trigonometrie ist nach Secunda zu verlegen". Der Antragsteller begründet sie zunächst mit einigen einleitenden Worten. In der darauf folgenden Discussion tritt die Meinung hervor, dass die Stereometrie vor der Trigonometrie zu lehren sei. Prof. Buchbinder weist darauf hin, dass er im vorigen Jahre in Würzburg in seinem Vortrage über den stereometrischen Unterricht sich dahin ausgesprochen habe, die Stereometrie sei nach Prima zu verlegen. Allerdings mache die Trigonometrie in Secunda auf manchen Gymnasien Schwierigkeiten. Wo diese Classe in 2 getrennte Abtheilungen zerfalle, sei es leicht, Trigonometrie nach Obersecunda zu verlegen. Auch wenn bei ungetrennter Classe jährige Curse seien, könne man sich helfen, indem man erst Aehnlichkeitslehre und

dann Trigonometrie vortrage. Es gebe aber auch Anstalten mit ungetrennter Secunda und halbjährigen Versetzungen; da komme es also vor, dass dem Unterrichte in der Trigonometrie eine Anzahl Schüler beiwohnen müssten, die eben erst aus Tertia versetzt seien, ohne die Aehnlichkeitslehre gehabt zu haben. Dieser Fall sei zwar ungünstig, doch seien auch hier die Schwierigkeiten nicht unüberwindlich. Das könne jedenfalls erreicht werden, dass die Schüler einen Vorrath von trigonometrischen Formeln sammeln und so ausgerüstet nach Prima kommen. In dieser Classe könne man dann die etwaigen Lücken in der Kenntniss der Trigonometrie ausfüllen. Jedenfalls verschwinde der in diesem Mangel liegende Nachtheil gegen den Vortheil, dass sämmtliche Schüler beim Uebergange nach Prima bereits Trigonometrie gehabt haben und deshalb, wie überhaupt dem Unterrichte in Prima, so namentlich auch dem in der Mechanik, welche besser in Prima erst gelehrt werde, mit vollem Nutzen beiwohnen können. Gerhardt weist darauf hin, dass die Differenz der Ansichten hauptsächlich nur darin zu bestehen scheine, dass Einige die Stereometrie bereits in Secunda haben möchten; indessen seien doch die Gründe dafür, dass jeder Primaner die Trigonometrie bereits gehabt habe, zu gewichtig, als dass man nicht auf diesen Wunsch verzichten müsse, wo es nun einmal nicht thunlich sei, neben Trigonometrie auch schon die Anfangsgründe der Stereometrie in Secunda zu treiben.

Die Majorität stimmt dem Antrage Gerhardts bei, dass die Trigonometrie in Secunda vorzutragen sei.

Wegen der vorgerückten Zeit wird hierauf die zweite Sitzung geschlossen und für die nächste Sitzung Donnerstag früh 8 Uhr anberaumt mit der Tagesordnung, die ferneren Thesen von Prof. Gerhardt zu besprechen.

Dritte Sitzung Donnerstag den 30. September Vormittags 8 Uhr.

Vorsitzender Prof. Weyer. Prof. Buchbinder legt im Auftrage von Director Dr. Niemeyer vor: ein bei Wöttke in Anklam für 3 Thlr. (sonst $3^1/_2$ Thlr.) direct beziehbares Tellurium, welches die Axendrehung der Erde, den Umlauf derselben um die Sonne und den Lauf des Mondes um die Erde zeigt.

Die Einrichtung dieses kleinen Apparats wird nach unsern Urtheilen aus der Section zu den besseren dieser Art gezählt und als gutes Erläuterungsmittel zur Erlangung deutlicher Vorstellungen über diese verschiedenen Bewegungen empfohlen. Dass die Bekanntschaft mit diesen einfachen Vorgängen in der Natur leider in allen Schichten der Gesellschaft oft eine erstaunlich mangelhafte sei, wurde von mehreren Seiten bestätigt. (Als besondern Vorzug jenes Telluriums bestätigte Herr Oberlehrer Petersen später noch, dass eine angebrachte Schraube sehr zweckmässig diene, die schlaff gewordenen Fäden leicht wieder zu spannen; ferner, dass die Dimensionen sehr angemessen seien, um auch bei mässiger Beleuchtung Licht und Schatten gut zu erkennen.)

Die Vorzeigung von stereoskopischen Abbildungen für die Stereometrie von Prof. Ligowski wird fortgesetzt und dem Verfasser für seine Arbeit gedankt. Prof. Bopp erklärt sich bereit, für Vervielfältigung derselben durch Druck Sorge tragen zu wollen.

Zur Vertheilung an die Mitglieder hatte Dr. Voigt aus Neustadt Eberswalde ausgelegt: ein daselbst gedrucktes anonymes Blatt, welches die Frage behandelt über die Gleichstellung der Realschulen mit den Gymnasien in der Vorbereitung für gewisse Universitätsstudien.

Die Section sah sich bei dem herannahenden Schlusse ihrer Sitzungen nicht in der Lage, darauf näher einzugehen und musste das Weitere in der Frage den einzelnen Mitgliedern anheimstellen.

Prof. Bopp beantragt, eine Commission zu wählen, welche für die nächstjährige Versammlung die Frage über die Ausbildung der Lehrer für Mathematik und Naturwissenschaften zur Erörterung vorbereite. Er bemerkt, dass dieselbe Frage von der pädagogischen Section der Naturforscher (in Innsbruck) gestellt worden sei.

Die Versammlung erklärt sich mit dem Antrage einverstanden; ebenso mit dem des Vorsitzenden: die Professoren Bopp und Buchbinder zu Referenten dieser Commission zu wählen. Die beiden Herren nehmen die Wahl an.

Der Vorsitzende fragt, ob die noch übrigen beiden Thesen jetzt zur Discussion, gemäss der Tagesordnung, gestellt werden sollen?

Dr. Kruse hielt es für wünschenswerth, vorher noch die Richtung anzugeben, welche in den künftigen Versammlungen die Berathungen nehmen sollten, und schlägt vor, die methodische Behandlung der einzelnen mathematischen Disciplinen in Angriff zu nehmen, auch schon jetzt die Themata zu bezeichnen.

Prof. Gerhardt schlägt dazu die Behandlung der Kegelschnitte vor.

Prof. Buchbinder wünscht ausserdem noch den Umfang und die Unterrichtsmethode der Planimetrie als künftigen Berathungsgegenstand.

Prof. Scherling beantragt, sich über die Grenzen der Elementarmathematik auszusprechen. Dr. Kruse stimmt dem bei.

Eine bindende Beschlussfassung über diese Gegenstände der künftigen Verhandlungen kam indessen nicht zu Stande, und Rector Dr. Friedlein weist auf die Behandlung der 2. These von Prof. Gerhardt zurück, welche so lautet: „Es sind in neuester Zeit Lehrbücher der Mathematik für höhere Schulen erschienen, in welchen die Euklidische Behandlung der Geometrie verlassen und eine wissenschaftlichere versucht ist. Welche Erfolge sind dadurch beim Unterricht erzielt worden?"

Dr. Friedlein bemerkt, er sei von der Euklidischen Behandlung darin abgewichen, dass er die Begriffe der Richtung und Bewegung aufgenommen, worin er von anderen Seiten, durch Lehrbücher etc., Beistimmung gefunden habe.

Prof. Gerhardt: Angriffe auf die Euklidische Behandlung seien nicht neu, schon von Petrus Ramus, Leibnitz u. A. gemacht. Man habe die Euklidische Behandlung nicht wissenschaftlich gefunden; sie verfolge nur ein äusseres Princip, sei nicht ausreichend, die Theorie der Parallelen sei nicht zu beweisen. Von Philosophen sei nicht mit Unrecht der Vorwurf gemacht, dass der Euklidischen Geometrie die wissenschaftliche Grundlage fehle. Wenn auch Lehrer zunächst die didaktische Seite ins Auge zu fassen haben, so müsse doch die wissenschaftliche Methode massgebend sein, und diese so lange bearbeitet werden, bis sie didaktisch geworden sei. Schon vor 30 Jahren sei Bretschneider vom Raume ausgegangen. Jetzt sei wieder von Director Müller in Neustrelitz ein abweichendes Lehrbuch erschienen, ferner das Lehrbuch von Beetz, welches die Leibnitzschen Beweise zu Grunde lege und vom Raume dabei ausgehe. Desgleichen Bertrand, *sur le*

développement de la géometrie élémentaire. Erfahrungen, die über den Erfolg gemacht seien, wünscht der Antragsteller zu hören.

Prof. Bopp bemerkt, dass er bei seinem Unterrichte in einer technischen Anstalt voraussetzungslos verfahren musste und konnte Euklid dabei nicht brauchen. Er habe es ähnlich wie Schlömilch gemacht und sei dadurch schneller zum Ziele gekommen. Auch gebrauchte er handgreifliche Mittel z. B. bei der Darstellung der Congruenz. Er schlägt vor, das betreffende Thema bei der nächsten Versammlung wieder aufzunehmen, auch die Literatur des Gegenstandes dabei ins Auge zu fassen, und einen Bericht darüber zu liefern.

Prof. Gerhardt erbietet sich, die Frage vorzubereiten. Auch Baumann's Werk: „die Lehren von Raum, Zeit und Mathematik in der neueren Philosophie“ behandele im ersten Theile die Frage, nur nicht für den gegenwärtigen Gesichtspunkt genügend. Kürzlich sei der zweite Theil erschienen, welcher mehr darüber zu bieten scheine.

Die Aufnahme des Antrags findet Zustimmung in der Versammlung.

Dr. Heussi: Unsere Zeit komme in einen Gegensatz mit dem Systeme Euklids. Dieser stelle die Sätze nur nach der Ordnung zusammen, wie er sie beweisen konnte. Er habe zu beschränkte Begriffe angenommen; wir brauchen Richtung und Bewegung, wie bei der Berechnung der Rotationskörper. Es sei zu vermeiden, sich bei den ersten Elementen zu lange aufzuhalten. Er verweist noch auf die geometrischen Bücher von Schweins in Heidelberg.

Dr. Kruse vermisst die genauere Bezeichnung, was unter wissenschaftlicher Behandlung zu verstehen sei. Er giebt zu bedenken, dass z. B. bei dem Begriffe der Richtung schon der Begriff der geraden Linie vorausgesetzt sei, dieser also vorhergehen müsse. Schlömilchs Behandlung der Geometrie und in ähnlicher Weise die frühere von Thibaut und Snell finde er nicht wissenschaftlicher als die Euklidische. Er erklärt sich für die Anordnung nach geometrischen Grundbegriffen.

Diese letzte Sitzung der mathematischen Section wurde um 9 Uhr geschlossen in Veranlassung der bevorstehenden letzten allgemeinen Sitzung, worin auch über die verschiedenen Sectionssitzungen zu referiren war.

Auf Antrag von Prof. Gerhardt erklärt die Section dem Herrn Vorsitzenden ihren Dank für die umsichtige Leitung.

Verhandlungen der germanistischen Section.

Nachdem die allgemeine Versammlung durch ihren ersten Präsidenten, Herrn Prof. Dr. P. W. Forchhammer, Montag den 27. September früh 9 Uhr in dem Saale der Harmonie eröffnet worden war, trat die germanistische Section unter dem Präsidium der Kieler Professoren DD. Weinhold und Th. Möbius in der kleinen Aula der Universität um $10^1/_2$ Uhr zusammen.

Es zeichneten sich zunächst 45 Mitglieder in das Album ein, denen sich in den nächsten Tagen noch 21 anreihten, so dass im Ganzen 66 der Abtheilung beitraten. Die Namen derselben sind:

Bartsch, K., Prof. Dr., aus Rostock.
Bech, F., Dr., aus Zeitz.
Bülau, Franz Ad., Dr., aus Hamburg.
Burchardi, Dr., Oberappell.-Gerichtsrath aus Kiel.
Calebow, Gymnasiallehrer, aus Stettin.
Caro, Prof. Dr., aus Breslau.
Creizenach, Th., Prof. Dr., aus Frankfurt a. M.
Diestel, G., Dr., aus Dresden.
Döring, Rector Dr., aus Sonderburg.
Dunger, H., Dr., aus Dresden.
Flügel, Felix, Dr., aus Leipzig.
Förstemann, E., Dr., Oberbibliothekar, aus Dresden.
Francke, Dr.. Oberlehrer aus Torgau.
Freybe, A., Dr., aus Parchim.
Garlipp, Dr., aus Magdeburg.
Gesky, Th., Gymnasiallehrer aus Eutin.
Grimm, Hermann, aus Berlin.
Grosch, Dr., Oberlehrer, aus Wernigerode.
Grotefend, Dr., Archivrath, aus Hannover.
Groth, Klaus, Prof., aus Kiel.
Hartung, G., Dr., aus Wittstock.
Hempel, Dr., aus Salzwedel.
Hermann, Fr. C., aus Berlin.
Hildebrand, Rud., Prof., aus Leipzig.
Höfer, Dr., aus Magdeburg.
Hölscher, B., Dr., Gymnas.-Director, aus Recklinghausen.
Hüffer, J., Dr., aus Berlin.
Jessen, Chr., Conrector Dr., aus Hadersleben.
Imelmann, J., Dr., aus Berlin.
Jungclaussen, W., Conrector, aus Flensburg.
Kern, G., Dr., aus Stettin.
Knorr, W., Collaborator, aus Eutin.
Kohl, O., Dr., aus Barmen.
Kuhn, Adalb., Prof. Dr., aus Berlin.
Kuhn, Ernst, Dr., aus Berlin.
Kürschner, J., Dr., aus Eutin.
Lemke, H., Dr., aus Stettin.
Lübben, A., Dr., Oberlehrer, aus Oldenburg.
Maack, van, Dr. med., aus Kiel.
Mahn, C. A. F., Dr., aus Berlin.
Menzer, O., Dr., aus Freienwalde.
Merschberger, G., Dr., aus Güstrow.
Metger, C. H., Dr., aus Flensburg.
Meusel, H., Gymnasiallehrer, aus Berlin.
Meyer, K. W., Candid., aus Meldorf.
Meyer, Dr., aus Stettin.
Michelsen, Dr., Geh. Justizrath, aus Schleswig.
Möbius, Theodor, Prof. Dr., aus Kiel.
Müller, A., Dr., aus Plauen.
Pansch, Dr., Gymnas.-Director, aus Eutin.
Petersen, Chr., Prof. Dr., aus Hamburg.
Petters, J., Gymnas.-Prof., aus Leitmeritz.
Pfundheller, Dr., aus Stettin.
Procksch, A., Dr., aus Bautzen.
Rachel, M., Dr., aus Freiberg i. S.
Reimann, Ed., Dr., Oberlehrer, aus Breslau.
Rödiger, Richard, Dr., aus Berlin.
Röpe, Georg, Dr., aus Hamburg.
Sanneg, Dr., aus Magdeburg.
Schirmer, J., Dr., aus Berlin.
Staehle, Dr., aus Parchim.
Usinger, R., Prof. Dr., aus Kiel.
Weinhold, K., Prof. Dr., aus Kiel.
Wilmanns, W., Dr., aus Berlin.
Zingerle, J., Prof. Dr., aus Insbruck.
Zschech, Dr., aus Magdeburg.

Erste Sitzung Dienstag den 28. September Vormittags 9 Uhr.

Als Secretäre wurden auf Vorschlag des Präsidiums Dr. H. Dunger aus Dresden und Dr. A. Freybe aus Parchim bestellt.

Der Präsident Professor Dr. K. Weinhold eröffnete die Sitzungen mit folgendem Vortrage:

Meine Herren! Ich begrüsse Sie in der geistigen Hauptstadt des nordelbischen Landes, auf einem erinnerungsreichen Boden, der für alle Zeit mit Gottes Hilfe durch die grossen Ereignisse unserer jüngsten Geschichte dem deutschen Wesen gesichert ist. Sichtbarer als vielleicht sonst wo treten hier in Kiel, dem norddeutschen Kriegshafen, die Folgen der letzten Jahre vor unsere Augen; Folgen, die nicht bloss nach aussen wirken, sondern sich gerade an der Wissenschaft vom deutschen Volke in fruchtreicher Macht allgemach offenbaren werden. Denn es kann nicht fehlen, dass das neue Leben, welches unsere Lande durchströmt, dass die höhere Selbstachtung und das gewonnene Ansehen unter den Völkern auf die Wissenschaft zurückwirken, der wir dienen und für die wir arbeiten. Wie unsere Studien in der bangen Nacht französischer Tyrannei zu Trost und Hoffnung eines lichten Morgens ihr eigentliches Leben empfiengen, so müssen sie jetzt, wo ein neuer glanzvoller Tag unserer Geschichte so Gott will heraufsteigt, dem Volke die Gewähr geben, dass wir durch das, was wir waren und sind, zu hohen Ehren berufen werden. Nur das Volk, das sich kennt und begreift, ist ein männlich Volk und hält die Krone fest, die ihm zufiel.

Zum siebenten Male tritt auf dieser Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner die germanistische Abtheilung zusammen, welche zugleich die Romanisten und Slavisten aufnimmt. In Augsburg 1862 gebildet, hat sie dann in Meissen, Hanover, Heidelberg, Halle und Würzburg getagt. Sieben ist eine bedeutungsvolle Zahl. Lassen Sie mich deshalb auf diese sieben Jahre einen Blick zurückwerfen.

Zuerst tritt ernste Erinnerung an uns heran, denn in dieser Frist hat der Tod nicht geringe aus unserer Schaar zu seinem Gesinde geleitet. Jacob Grimm, unser aller Meister, ging 1863 von uns; ihm ist 1867 Franz Bopp, der ebenbürtige, gefolgt, der Gründer einer Wissenschaft, mit der die deutsche Philologie sich fest verbunden hat. Schon 1862 war Ludwig Uhland geschieden, der Dichter und Gelehrte, der schlichte feste Mann; 1866 starb Ferd. Wolf, der bescheidene grosse Kenner romanischer Poesie; 1867 ward vor der Zeit Franz Pfeiffer abberufen, der rüstige Arbeiter; 1868 erlagen jähem Tode Vilmar, der feine Kenner und gewandte Darsteller unserer Literatur, und der sprachengewaltige August Schleicher; 1869 endlich starb Joseph Diemer, verdient um die österreichische Poesie des Mittelalters. Unter diesen achten sind unsre grössten Namen; die Lücken nach ihnen bleiben geschichtlich. Einige der acht schnitt auf sonniger Höhe des Lebens mitten im vollen Aehrenfeld der grosse Schnitter Tod, anderen leuchtete schon die Abendsonne an ihre Scheitel. Aber keiner ist unter ihnen, der nicht noch im Vorrath gehabt hätte, das wir nun trauernd vermissen.

Nun möge mir vergönnt sein, an die Leistungen zu erinnern, durch welche die deutsche Philologie in diesen sieben Jahren gefördert ist. Gern verflöchte ich auch die Fortschritte der romanischen Schwester in den Bericht, allein ich kann sie nur bewundern,

nicht beurtheilen, und gleiche Scheu hält mich von den Erscheinungen der germanistischen Rechtswissenschaft zurück, in der, gleich wie in der deutschen Geschichtsforschung, wir befreundete Lehrerinnen achten.

Ein bibliographisches Verzeichniss an dieser Stelle vorzutragen, wäre geschmacklos. Durch die fleissigen Uebersichten von K. Bartsch in der Germania ist überdiess solchem Bedürfniss genügt. Ich will nur aufweisen, in welchen Richtungen sich die germanistischen Arbeiter während dieser Zeit mit Vorliebe bewegten.

Die Grundlage der Philologie ist die Grammatik, ich beginne daher mit ihr. Wer von uns gedächte nicht jener Klage J. Grimms in der Vorrede zur Geschichte der deutschen Sprache, dass, was er zujüngst in der deutschen Grammatik geleistet habe und der grössten Erweiterung allenthalben fähig wäre, nur lässig und kalt aufgenommen und von keinem fortgeführt worden sei. Die Klage erschien schon 1848 manchem herb; heute würde sie der grosse Meister kaum noch erheben, denn unleugbar hat sich neuerdings die Thätigkeit dem grammatischen Felde mit Liebe zugekehrt. Die Sprachvergleichung und die Sprachphysiologie wirkten vorzüglich dahin; ausserdem hat sich auch neue Lust zu der philologischen Bearbeitung grammatischer Fragen erhoben.

Die neuen Ausgaben der Hauptwerke von Bopp, Pott und Schleicher belebten die linguistische Behandlungsweise; in Kuhns Zeitschrift traten eine Reihe kleinerer förderlicher und anregender Aufsätze an das Licht. Hier hat auch Adalb. Kuhn die eingehende und gründliche Beurtheilung des Buches von W. Scherer zur Geschichte der deutschen Sprache niedergelegt, dessen Keim in der Abhandlung von G. Curtius zur Chronologie der Sprachvergleichung liegt, und welches mit kühnen Schritten zur Lösung von Fragen stürmt, welche besonnen gelöst die Geschichte des Indogermanischen und insbesondere des Deutschen gewaltig fördern müssen. — Unter dem Titel philosophisch-historische Grammatik der deutschen Sprache legte R. Westphal kürzlich eine Schrift vor, welche wesentlich der Erklärung des Flexionssystems gewidmet ist, im formalen das von Westphal vor 16 Jahren aufgestellte Auslautgesetz genauer und weiter ausführt, und zugleich, entgegen der fast allgemein angenommenen Agglutinationstheorie, die Flexionen nach Gildemeisters Lehre organisch zu deuten unternimmt, d. h. als an sich bedeutungslose Laute fasst, die durch den Gegensatz die Fähigkeit erhalten, Ausdruck für einander entgegengesetzte Beziehungen der Wurzel oder des Stammes zu sein. Den allgemeinen Standpunkt, den Westphal zu dem sprachlichen Organismus einnimmt, nennt er den platonischen, indem er in den sprachlichen Gebilden die Abspiegelung ewiger Urbilder und nicht Empfindungen des reflectirenden Geistes der sprechenden sieht. Das Buch verdient entschieden Beachtung, wenn auch sein Verfasser von der ganzen neueren Bewegung unserer Wissenschaft nichts weiss. — Sorgfältige Untersuchungen über den gothischen Laut- und Flexionenstand unter steter Vergleichung des altindischen, griechischen und lateinischen enthält Leo Meyers den Stoff nach den einzelnen Lauten ordnendes Buch: die Gothische Sprache. Von ihm erhielten wir früher schon Abhandlungen über einzelne Gegenstände der Grammatik, die gleich denen von Delbrück, Pauli, Justi, Grassmann das germanische mit indogermanischen Augen durchforschen.

Es ist bekannt, wie lebhaft die gewaltig aufstrebende Physiologie sich der Untersuchung der menschlichen Stimme zuwandte. Ihre Funde wurden von vielen Sprachforschern mit Recht als wichtig für die Grammatik erkannt und als Grundlage der Lautuntersuchungen angesetzt. Früh bereits verwerthete R. v. Raumer seine theoretischen

Studien für das Deutsche; neuerdings wandte er sie vorzugsweise in der Streitfrage über unsere Orthographie an. Neben ihm verdient B. Rumpelt besondere Beachtung, bei dem jedoch die naturwissenschaftliche Richtung die grammatisch-historische überwiegt. Es ist wahrlich unentbehrlich, das natürliche Verhältniss der Vocale und Consonanten zu kennen, aber der Grammatiker versteht damit die Lautzustände seiner Sprache noch keineswegs. Vieles, das dem Physiologen oder dem Sprachphilosophen unumstösslich scheint, muss der Philologe als unanwendbar oder nicht vorhanden in seinem Gebiete bezeichnen. So wenig sich Logik und Syntax decken, ebensowenig Physiologie des Kehlkopfs und Lautlehre einer geschichtlich gewordenen Sprache.

Neben der linguistischen und physiologischen Sprachbehandlung hat die philologische Methode ihr altes Recht zu hüten. Zwar konnten wir jüngst lesen, dass die deutsche Grammatik nun ganz andere Aufgaben als die Aufschichtung eines wohlgeordneten Materials habe; allein diese Worte werden schwerlich bei irgend einem die Ueberzeugung erschüttert haben, dass eine wiederholte und ausgedehnte Durcharbeitung unseres zum Theil noch unberührten Sprachgutes, wobei alle einzelnen Erscheinungen nach Zeit und Landschaft heraustreten, auch heute noch dringender und förderlicher ist, als das geistreichste Spiel mit Lehrsätzen, die meistens nur einer prätentiösen Laune ihre Erzeugung schulden. Ich denke mir diese neue Durcharbeitung möglichst an Grimms Grammatik in der Methode angeschlossen, und vermag daher nicht an besondere Erfolge einer Darstellung zu glauben, wie sie J. N. Kelle im 1. Bande seiner vergleichenden Grammatik der germanischen Sprachen für das Nomen vorlegte.

Die germanistische Section hat auf der vorjährigen Versammlung zu Würzburg mir die Ehre erzeigt, meine Grammatik der deutschen Mundarten zum Gegenstand eines eigenen zustimmenden Beschlusses zu machen. Ich erkannte daraus mit Dank, dass meine Arbeit mehr Freunde zählt, als ich aus manchen wenig ermunternden Verhältnissen schliessen musste. Meine alemannische und meine bairische Grammatik sind die ersten Theile eines Werkes, durch welches ich Jacob Grimms Arbeit für die festländischen Dialekte neu aufzunehmen suche, indem ich durch wissenschaftlich befriedigende Vorlegung des reichen Stoffes ihre Gestalt von der ersten geschichtlichen Erscheinung an bis in die Gegenwart hinein im ganzen wie im einzelnen kennen lehren will.

Aus verwandten Ansichten ging Friedr. Kochs historische Grammatik der englischen Sprache hervor, die sich selbst lobt. — Beiträge zur Lösung jener Aufgabe sind auch W. Wackernagels Untersuchung über die Sprache der Burgunder und H. Rückerts leider zerstückt erscheinende Darstellung der schlesischen Mundart im Mittelalter. Eine Ergänzung meiner alemannischen Grammatik unternahm Ant. Birlinger in seiner alemannischen Sprache rechts des Rheins seit dem 13. Jahrhundert. Die grammatischen Schilderungen lebender Mundarten treten leider sehr spärlich auf: ich kann aus diesem Zeitraum nur Schröers Darstellung der deutschen Mundarten des ungrischen Berglandes und Regels treffliches Buch über die Ruhler Mundart erwähnen.

Untersuchungen über einzelne grammatische Gegenstände aus sich selbst heraus, ohne vergleichende Mikroskopie, fehlen fast ganz. Eine sehr fleissige Darstellung der Otfriedschen Sprache legte Joh. Kelle in dem 2. Bande seines Otfried vor. Untersuchungen über das urdeutsche veranstaltete E. Förstemann. Auch gehört die treffliche Studie von Frz. Stark, die Kosenamen der Germanen, hierher, durch welche zugleich unsere

Namenkunde unläugbar gefördert ist. Förstemanns Buch über die Ortsnamen fällt auch noch in unsere Periode.

Für unsere Syntax hat nur Vernaleken umfassenderes zu leisten versucht. Ein weites ergiebiges Feld, auf dem zunächst durch Einzelarbeiten vorzugehen wäre, harrt leider der Arbeiter von Tag zu Tage umsonst. Doch wollen wir die fleissigen Beiträge zur gothischen Syntax von Arthur Köhler nicht unerwähnt lassen.

Metrische Fragen wurden wiederholt durch Bartsch, neuerdings auch durch Hügel untersucht, wobei Aenderungen oder doch Erweiterungen der Lachmannschen Gesetze auftraten. Eine Untersuchung über den fünffüssigen Jambus unserer neueren Dichter legte Zarncke bei Gelegenheit der Leipziger Goethefeier von 1865 vor.

Wenden wir uns nun von der Grammatik zu der Lexikographie. Hier nimmt die Fortführung des Grimmschen Wörterbuches die Hauptstelle ein. In dem Zeitraum, den ich bespreche, hat J. Grimm seine Thätigkeit einstellen müssen. Der rüstige Hildebrand, der sorgsam bedächtige Weigand tragen das Werk auf ihren Schultern weiter. Mögen ausser M. Heyne nun auch die übrigen, welche zur Mitarbeit berufen sind, jenen zwein bald beispringen.

Weigands eigenes Wörterbuch ist unterdess fast beendet. Schades altdeutsches Wörterbuch hat vielen willkommenen Dienst geboten. Zu dem durch W. Müllers zähen Fleiss in dieser Zeit beendeten mittelhochdeutschen Wörterbuch tritt soeben die erste Lieferung eines Handwörterbuchs von M. Lexer, welches tüchtig gearbeitet vielen Bedürfnissen genügen wird. Möchte sich eine berufene Hand endlich auch an ein althochdeutsches Lexikon nach gleichem Maasse wagen!

Dankenswerthes leistete uns die neue Bearbeitung des etymologischen Wörterbuchs der romanischen Sprachen von Friedr. Diez. Diesem Vorbilde strebte Eduard Müller in seinem etymologischen Wörterbuch der englischen Sprache nach.

Die Kenntniss des Sprachschatzes der Uebergangszeit vermehrte das *Novum glossarium latinogermanicum* durch Lor. Diefenbach. Ein sorgsames Wörterbuch zu M. Luthers deutschen Schriften, zugleich einen werthvollen Beitrag zur Sprache des 16. Jahrhunderts überhaupt, veröffentlicht Phil. Dietz. Möchten in gleicher Art auch unsre andern Schriftsteller, welche der ganzen Sprache weithin geboten, bearbeitet werden. Wie wichtig wäre nicht ein Goethesches Wörterbuch!

Die Hoffnungen auf ein grosses niederdeutsches Lexikon konnten zwar aus Kosegartens Nachlass nicht erfüllt werden. Indessen haben zwei bewährte Niedersachsen, Schiller und Lübben, ein mittelniederdeutsches Wörterbuch rüstig unternommen und der Druck hat begonnen. Das Woordenboek der nederlandsche Taal wird von de Vries, der muthig auch ein middelnederlandsch Woordenboek begann, nach te Winkels Tode mit Hilfe von Verwijs unter der mächtigen Einwirkung des Grimmschen Musters fortgeführt. Das algemeen vlaamsch idiotikon von Schuermans neigt sich schon seinem Schlusse zu und leistet uns gute Dienste.

In der lexikalen Verzeichnung des deutschen landschaftlichen Wortschatzes geschah in diesen sieben Jahren nicht geringes. Lexer, Schöpf, Zingerle, Birlinger, Mareta haben für oberdeutsche, Kehrein, Vilmar, Schröer, Haltrich und Schuller für mitteldeutsche, Schambach und Stürenburg für niederdeutsche Mundarten theils ganze Idiotika, theils Beiträge dazu gegeben; auch ein Nachtrag zu dem alten Bremer niedersächsischen Wörterbuch erschien. Die neue Ausgabe von Schmellers unschätz-

barem bairischem Wörterbuch, welche K. Frommann mit Aufopferung seiner Kraft besorgt, wird indessen das, was der würdige Herausgeber durch seine hohe Tüchtigkeit leisten könnte, nicht ganz erfüllen, so lange ihm die Hände von der historischen Commission der bairischen Akademie nicht vollfrei gesprochen werden. Aus dem vorbereiteten Schweizerischen Idiotikon gab Fritz Staub in dem Buche: das Brot im Spiegel schweizerdeutscher Volkssprache und Sitte eine Probe im Gewande einer interessanten Gebäckstudie.

Im Anhang zu diesen lexikalen Arbeiten darf ich doch wol Wanders mühsames deutsches Sprüchwörterlexikon aufführen, ein Werk von aufopferndem Fleisse, aber unabsehbarer Anschwellung, indem der Verfasser über den Begriff des Sprüchworts unklar ist und jedes ins Deutsche übersetzte Sprüchwort als ein deutsches einträgt. Wir erhalten somit ein allgemeines Lexikon von Sprüchworten und Redensarten.

Die meisten Arbeiter haben sich auch in diesen sieben Jahren der Bearbeitung oder wenigstens der Veröffentlichung unserer älteren Sprach- und Literaturdenkmäler gewidmet. Trotzdem aber bleibt noch manche Lücke leer, manches Denkmal liegt noch in den Handschriften und andre entbehren noch einer genügenden Behandlung.

Für den gothischen Text wurden Uppströms nun völlig bekannt gemachte neue Vergleichungen von grösster Bedeutung. Der Sprache der nichtskandinavischen Runeninschriften wandte Frz. Dietrich unausgesetzte Aufmerksamkeit zu. Doch haben sein Verfahren und deshalb seine Ergebnisse durchaus nicht allgemeine Zustimmung finden können; und drüben in Dänemark, wo diese Inschriften sehr eifrige Behandlung geniessen, kam man denn auch zu ganz andern Lesungen und Deutungen. Für die angelsächsischen Denkmäler setzten Grein und Heyne ihre Thätigkeit fort, beide auch für die altsächsischen. Die wichtigen althochdeutschen Glossen wurden mehr beachtet und namentlich durch Holtzmann untersucht. Für die kleineren Denkmäler bis zum 12. Jahrhundert haben Müllenhoff und Scherer bedeutendes geleistet. Die geistliche Poesie des 11. und 12. Jahrhunderts erhielt durch Diemers Ausgabe der Milstäter Genesis und Exodus einen Zuwachs, so wie die Kenntniss der mittellateinischen Poesie, welche wir zu der unsern gern in Beziehung bringen, durch Dümmler und Jaffé sehr gefördert ist.

Aus der Literatur der mittelhochdeutschen Zeit ward das Nibelungenlied durch neue Abdrücke der Texte von Lachmann, Zarncke und Bartsch am meisten verbreitet; Simrock stellte auch seiner zum 19. Mal erscheinenden Uebersetzung einen alten Text gegenüber. Dem Streit um den Hort strebte Bartsch in seinen Untersuchungen eine neue vermittelnde Wendung zu verleihen.

Er hat auch einen neuen Text der Gudrun mit Rechtfertigungen seiner Aenderungen gegeben. Für andere Gedichte unseres nationalen Epenkreises ist ein um Müllenhoff stehender Kreis in einem neuen Heldenbuch bemüht. Den grossen Wolfdieterich gab Holtzmann heraus. Von dem Herzog Ernst hat der rastlose Bartsch soeben die beiden ältesten und jüngsten Bearbeitungen in stattlichem Bande erscheinen lassen. Besonderen Fleiss zog nach Würden Walther v. d. Vogelweide in den Ausgaben von Wackernagel, Rieger und W. Wilmans an sich. Zur weiteren Verbreitung war Frz. Pfeiffers Walther bestimmt, der jene Sammlung eröffnete, in welcher die Gudrun und das Nibelungenlied durch Bartsch, der Hartmann v. Aue durch F. Bech und Gottfrieds Tristan durch Bechstein bis jetzt erschienen. In Anerkennung des Grundgedankens, aber mit strengeren Forderungen an die benutzenden, hat sich jüngst das Zachersche Unternehmen der Pfeifferschen Bibliothek zur Seite gestellt, und in dem nah verwandten Holland hat Prof.

Moltzer eine ähnliche Sammlung altniederländischer Schriften kürzlich eröffnet, die ein Zeugniss zugleich ist, wie eine jüngere Schule holländischer Philologen die mittelalterlichen Denkmäler nach deutscher Methode bearbeitet. — Erwünscht war Riegers kritische Ausgabe des Gedichts von der heiligen Elisabeth, wodurch die mehr und mehr anerkannte mitteldeutsche Literatur gewann. Auch sonst wurden legendarische Gedichte, aber von geringerer Bedeutung, bekannt gemacht. Die reformatorische Bewegung des 15. Jahrhunderts spiegelt sich in dem alemannischen Gedicht: des Teufels Netz, das Barack drucken liess. Denkmäler dieser Zeit vergüten durch ihren kulturhistorisch wichtigen Inhalt, sowie durch die Sprache die Mängel an feinerer Haltung und künstlerischer Schönheit.

Die prosaische Literatur der mittleren Jahrhunderte hat in unserer Frist eine längst vermisste Pflege gefunden. Das beweist die fortgesetzte Sorge, welche Pfeiffer und Carl Schmidt den Mystikern widmeten, ferner das mitteldeutsche Evangelienbuch durch Bechstein, Jänickes Magdeburger Schöppenchronik und die durch verbundene Kräfte trefflich bearbeiteten Kroniken der deutschen Städte. Auch aus den Reichstagsacten, deren erster Band nun vorliegt, wird der Sprachforscher Gewinn ziehen.

Die Simrocksche Sammlung der erneuten Volksbücher ist bis auf den Schlussband beendet, der uns mit den literarischen Nachweisen beschenken soll. Die historischen Volkslieder wurden durch R. v. Liliencron in eine vortreffliche Sammlung gebracht. Das Kirchenlied fasst Phil. Wackernagel von neuem in seiner Entwickelung bis in das 17. Jahrhundert zusammen. Auch zur Kenntniss des alten geistlichen Volksschauspiels namentlich der Weihnachtzeit kam noch manches zu Tage.

Die übrige Literatur des 16. 17. Jahrhunderts fand ebenfalls Beachtung. Um die sprachliche Reinigung des lutherischen Bibeltextes für die Cansteinsche Bibelanstalt erwarb sich Frommann Verdienste. Oesterleys saubere Ausgaben von Paulis Schimpf und Ernst und die begonnene von Kirchhoffs Wendunmut, die Bemühungen von Heinrich Kurz um Waldis, Wickeram, Fischart und Grimmelshausen, die lustige Zimmersche Kronik durch Barack ans Licht gestellt, der Abdruck der Ayrerschen Dramen durch Keller, die vortreffliche Ausgabe der lateinischen und der deutschen Gedichte P. Flemings von Lappenberg, beweisen die Lösung des Bannes, der auf jenem Zeitraume früher lag.

Auch für unsere neueren Schriftsteller tritt mehr und mehr das Streben nach zuverlässigen Texten zu Tage. So eben sind Höltys Gedichte durch K. Halm in ihrer urspünglichen Gestalt, ohne die Vossische Verböserung ans Licht gebracht. Die historisch-kritische Ausgabe der Schillerschen Werke durch Gödeke, Volmer, Sauppe und Oesterley giebt für die Schillerstudien ein sehr reiches Material, wie schwerfällig sie auch ist. Dabei dürfen wir die von Gödeke gearbeiteten Wortverzeichnisse zu Schillers älteren Schriften als wichtigen Beitrag zum Sprachschatz der genialischen Zeit nicht vergessen. Wie es um die Vulgata des Goetheschen Textes steht, hat Mich. Bernays an den Jugendwerken, namentlich an Werther und Clavigo nachgewiesen, ohne jedoch den reinen Text selbst vorzulegen.

Ich verzichte darauf von der regen Arbeit für altnordische Literatur und Sprache zu reden, denn in Gegenwart von Theod. Möbius wäre solches von mir vermessen. Was wir ihm und Konr. Maurer für Wort- und Quellenkenntniss des schätzereichen Nordens verdanken, wissen Sie, meine Herren. Als Zeichen der Zeit will ich nur erwähnen,

dass seit den letzten sieben Jahren an vielen deutschen Universitäten Vorlesungen über das altisländische angekündigt werden.

Wir kommen zu der Literaturgeschichte, der die Kritik und Veröffentlichung der Texte wesentlich dient, und für welche die Kenntniss des Materials eine unentbehrliche Grundlage giebt. In letzterer Hinsicht geschah durch die Handschriftenverzeichnisse von München, Donaueschingen und Königsberg, durch Wiechmanns altmeklenburg. Literatur, durch Wellers Arbeiten, die Fortsetzung von Gödekes Grundriss und selbst durch die Auctionskataloge einiger ausgezeichneter Privatsammlungen manches. Eine neue umfassende, wirklich fördernde Darstellung des ganzen Geschichtverlaufes erschien in dieser Zeit nicht; zum Abschluss aber gelangte Kobersteins werthvolles, unter dem bescheidenen Titel Grundriss verstecktes dreibändiges Werk, dessen Schätze für die neuere Zeit zumal sehr gross sind. Wir müssen sodann Uhlands Vorlesungen und seiner Abhandlungen zur Geschichte des Volkslieds denken, und hätten bei grösserer Vereinzelung manche werthvolle Monographie hervorzuheben: so Köpkes schöne Arbeit über Rothsvith, durch Aschbachs unglückliche Hypothese hervorgerufen; die Untersuchungen von Windisch und Grein über die Quellen des Heliand, Scherers Leben des Williram, Wilmanns chronologische Forschungen zu Walther von der Vogelweide und zu Reimar von Zweter, Keinz Arbeiten über den Meier Helmbrecht, Bechs mehrfache Entdeckungen zur Geschichte mitteldeutscher Literatur, die Abhandlungen Höpfners zur Geschichte der deutschen Renaissancepoesie, Titmanns fleissige Darstellung des Lebens von M. Opitz, Th. v. Karajans Buch über Abraham von St. Clara. Bei den Bearbeitungen der neueren Literaturgeschichte findet noch immer die subjective, nach allgemeinen Kategorien construirende Art die meisten Anhänger. Ohne die volle Hingabe an den urkundlichen Stoff, ohne unbedingtes Versenken in die betreffende Zeit wird man aber nicht vorwärts kommen, und sodann sind für das 18. Jahrh. die grossen Anstösse welche unser geistiges Leben von Frankreich, zum Theil von England erhielt, sorgsam zu untersuchen. Unter diesen Gesichtspunkten verfasste ich mein Buch über H. Ch. Boie. Als unentbehrliche Urkundenbücher zur Literaturgeschichte sind die Briefsammlungen längst erkannt. In unserm Zeitraume erschienen die Briefe von und an Klopstock durch Lappenberg, die Briefe zwischen Goethe und Carl August, Graf Sternberg, Fr. A. Wolf und Voigt. Auch für die Romantiker öffnen sich mehr und mehr diplomatische Quellen, und die Aussicht erblüht, diese Periode, in der unser modernes Leben eine Fülle neuer Kraft an sich zog, nach ihrer Wahrheit zu ergründen.

Literatur ist Kultur; ihre Geschichte hängt innerlich an einander. In der Geschichte unserer Kultur wird sich dereinst alles sammeln, was die Entwickelung vom rohen Urzustande bis zu dem Ideale deutscher Nationalität bezeichnet. Aber bis sie auch nur in Umrissen entworfen werden kann, bedarf es gewaltiger Einzelarbeiten, durch welche neben die Ergebnisse der Forschungen in politischer Geschichte und im Rechtsleben, die Geschichte der Sitte tritt. Es sind manche Bausteine dazu schon vorhanden, vieles liegt in den Schilderungen aus heutigem Volksleben. In unserm Zeitraum hat Rochholz in seinem deutschen Glauben und Brauch im Spiegel der deutschen Vorzeit die Verbindung der Gegenwart mit dem Alterthum mit Scharfsinn und Phantasie an einzelnen Sitten dargestellt. Schätzbaren Stoff gewährt auch das grosse Sammelwerk Bavaria für die im bairischen Staate verbundenen Lande; leider — ich kann es nicht verschweigen — sind in dem sonst trefflichen Werk die Mundarten auf

eine Art abgefertigt, die gerade bei Schmellers Vaterland den schärfsten Tadel herausfordert.

Die vorgeschichtliche Zeit hat durch die lebhaft fortgesetzte Aufspürung echter und unechter Pfahlbauten bedeutende Anziehung erhalten. Naturforscher und Antiquare sind dafür thätig, und durch diese Verbindung hat man endlich auch den Schädelformen der Urbevölkerung genaue Aufmerksamkeit gewidmet, ohne jedoch bis jetzt zur Sicherheit durchzudringen. Im allgemeinen weicht in der Behandlung der Alterthümer im engeren Sinne die dilettantische Gedankenlosigkeit hinter die wissenschaftliche Methode. Man strebt nach systematischem Zusammenhang, nach geschichtlicher Erkenntniss. Der Satz, dass die Länder des Nordens in der sogenannten Bronzeperiode und der ersten Eisenzeit mit dem Süden in lebhaftem Handelsverkehr stunden, ist nun wol allgemein anerkannt und seine Folgerungen zerstreuen manchen Nebel. Sie werden, meine Herren, in der Flensburger und der Kieler antiquarischen Sammlung werthvolle Stücke aus jenen Perioden finden, in der Kieler auch schöne Reste der Steinzeit.

Unter denen, welche unsere Alterthümer wahrhaft fördern, verdient L. Lindenschmidt den ersten Platz. Er behandelt diese Dinge im grossen Zusammenhange kritisch; durch ihn ist das römisch-germanische Centralmuseum in Mainz eine wahre Studienkammer der Antiquare geworden.

Wie die Stein-, Bein-, Bronze- und Eisensachen die Trümmer einer alten stofflichen Kultur sind, so die Sagen und Mythen die einer religiösen. Archäologie und Mythologie berühren sich schon in der Eigenschaft, dass sie ihren Verehrern einen schlüpfrigen Boden unter die Füsse legen.

Die Uhlandschen Forschungen sind das bedeutendste, das in den letzten sieben Jahren für die eigentlich deutsche Mythologie zu Tage kam. Wichtige Ergänzungen zu W. Grimms Heldensage boten Müllenhoffs Zeugnisse und Excurse. Dann wollen wir aber auch des eifrigen Mannhardt nicht vergessen, der in rührender Hingabe um die agrarischen mythischen Monumente sich bemüht. Fruchtbare Anregung kommt uns auch hier durch die vergleichende Forschung über die indogermanischen Religionen, wobei wir uns Adalb. Kuhn als dem besten Führer am liebsten anvertrauen. Wir sind freilich noch von dem sichern Blick in jene Urzeit entfernt. Aber die merkwürdigen Uebereinstimmungen unsrer Mythen mit den indischen, griechischen, italischen, slavischen in Hauptgestalten nicht bloss, sondern auch in untergeordneten Zügen schärfen die Augen für die Ergründung der Geschichte unsers Heidenthums. Das Wachsthum unsrer Kenntniss wird auch hier die kritiklose Phantasie bändigen. Sind doch unsre Kinder- und Hausmärchen aus dem deutsch-mythischen Material fast gestrichen, seitdem durch Benfeys Arbeiten ihre europäisch-asiatische Natur aufgedeckt ward.

Die Sagensammlungen, die in den letzten Jahren erschienen, giengen grösstentheils aus den slavodeutschen Ländern des Ostens hervor und werden die Untersuchung über das gemeinsame und das besondere mythische Gut unterstützen.

Die periodischen Schriften, welche sich unsern Arbeiten öffnen, haben durch die Zeitschrift für deutsche Philologie von Höpfner und Zacher einen Zuwachs erhalten. Die übrigen im Jahre 1862 vorhandenen bestehn fort. Auch in dieser Frist sind leider Frommanns deutsche Mundarten nicht wieder zum Leben erwacht. — —

Sieben Jahre, eine Frist des Werbens und Freiens. Nun, was ich als geschehen und gearbeitet hervorhub, zeigt eine nicht kleine Schaar der Freier um unsere hohe

Braut und weist Rührigkeit und festes Streben nach bewussten Zielen auf. Die Zeit ist zwar unwiederbringlich dahin, wo sich eine frische kleine Schar in jugendlichem Eifer brüderlich um neu erspriessenden Besitz bemühte. Wir können nicht mehr alle alles, und wir wollen auch nicht mehr alle die gleichen Wege.

Aber unser Ziel, das zuletzt die Ehre deutschen Volkes ist, bleibt dasselbe und was ehrlich und rein diesem zustrebt, ist uns als verbundener Gefährte willkommen.

Versammlungen wie dieser Tage, können kein Stück Arbeit fertigen und keine wissenschaftlichen Räthsel über Nacht lösen. Aber sie geben Anregung dem Geiste und Bewegung dem Herzen, sie streuen Samenkörner in den Kopf und senken Fröhlichkeit und Gerechtigkeit in die Seele; sie öffnen Fenster und Thüren in den Arbeitsstuben und lassen gesunde Luft hindurchsausen. Das ist ein wackeres Wirken, das ist ein guter Gewinn! Und solchen Gewinn mögen auch diese Kieler Tage allen verleihen! Mit solchem Wunsche erkläre ich die 7. Versammlung der Germanisten und Romanisten eröffnet.

Der Vorsitzende liess seinem Vortrage zunächst Mittheilungen über die Ergebnisse der von der Section 1867 in Halle beschlossenen Eingabe an den Kanzler des Norddeutschen Bundes wegen Unterstützung des Grimmschen Wörterbuchs folgen.

Prof. Dr. Zacher hatte seinem Auftrage gemäss eine ausführliche Denkschrift über das Grimmsche deutsche Wörterbuch und dessen Unterstützung aus Staatsmitteln verfasst und unter dem 12. December 1867 an des Herrn Grafen Bismarck Excellenz abgehen lassen. In Folge der von dem Herrn Bundeskanzler desshalb eingeleiteten Verhandlungen beschloss der Bundesrath des norddeutschen Bundes in seiner Sitzung vom 31. März 1868 die hohen Bundesregierungen zu ersuchen, die Fortsetzung und Vollendung des Grimmschen Wörterbuches als eines bedeutenden nationalen Unternehmens theils durch Geldmittel, theils insbesondere dadurch zu unterstützen, dass den bei dem Werke beschäftigten Gelehrten durch angemessene Stellungen Mittel und Musse für ihre Arbeit gewährt würden. In Erledigung dieses zweiten Vorschlags zeigten darauf die k. sächsische Regierung die Ernennung des Dr. Rudolf Hildebrand zum ausserordentlichen Professor an der Universität Leipzig und die grossherz. hessische Regierung die Beförderung des bisherigen Realschuldirectors und Prof. Dr. K. Weigand zum ordentlichen Professor an der Universität Giessen an.

Ueber die Geldunterstützung mussten mit einzelnen Regierungen erst weitläufigere Unterhandlungen geführt werden, welche aber schliesslich dahin abschlossen, dass für die nächsten fünf Jahre folgende Geldmittel zur Verfügung gestellt wurden:

für die Jahre 1869 und 1870 je 2100 Thlr.,
für das Jahr 1871 . . . 2050 Thlr.,
für das Jahr 1872 . . . 1850 Thlr.,
für das Jahr 1873 . . . 1725 Thlr.

Das Bundeskanzleramt setzte hiervon unter dem 29. Juni 1869 sowol Professor Zacher als den Verleger Dr. S. Hirzel in Leipzig in Kenntniss und forderte sie auf, nach vorhergegangenem Einvernehmen mit der Redaction des Wörterbuchs Vorschläge über die Verwendung der ersten Jahresrate zu machen. Diess geschah unter dem 17. Juli, worauf die Auszahlung der ersten Jahresunterstützung seitens des Bundeskanzleramts bereits erfolgt ist.

Die Section beschloss hiernach auf Antrag von Prof. Weinhold einstimmig ein Dankschreiben an das Bundeskanzleramt, mit dessen Abfassung das Präsidium beauftragt wird.

Nachdem der Vorsitzende hierauf noch über Lexers mittelhochdeutsches Handwörterbuch und den Indiculus Arnonis von Friedr. Keinz im Auftrage der Verfasser Mittheilungen gemacht hatte, gab er das Wort an Prof. Dr. K. Bartsch aus Rostock.

Prof. Bartsch sprach über die Ergebnisse seiner Reise nach Italien im Winter 1868/69. Dieselbe war vorzugsweise der Ausbeutung der provenzalischen Handschriften gewidmet. In Mailand fand sich der bisher für verloren gehaltene Tesoro Sordello's, der allerdings nur durch Missverständniss diesen Namen führt; in Florenz bot die dritte Laurenzianische Handschrift unbeachtete Texte und die ersten Spuren kritischer Textbearbeitung im 15. Jahrhunderte, die zweite Handschrift manche unbekannte Biographien. In einer Handschrift der Riccardiana wurde eine der Hauptquellen von Nostradamus Biographien der Troubadours entdeckt. Die vorausgehende Schreibernotiz dieser Handschrift wirft ein interessantes Licht auf die Entstehung und die Geschichte der Liederhandschriften. In Rom, wo manche Schwierigkeiten zu beseitigen waren, ehe die Vaticana benutzt werden konnte, eröffneten sich die reichsten Schätze. In der Vaticana bot Guillaume de Dole eine Menge anziehender Liederfragmente; die Handschrift von Hartmanns Gregor wurde neu verglichen und das Resultat war kein unbedeutendes. Die noch ganz unbekannte Liederhandschrift der Biblioteca Chigiana wurde vollständig ausgenutzt, und diese Bibliothek bot noch ein zweites provenzalisches Denkmal, das einzige provenzalische Drama, S. Agnes, welches soeben im Druck erschienen ist. Die Barberina gewährte in zwei Papierhandschriften Abschriften von verlorenen Quellen; die dritte, ebenfalls eine Papierhandschrift, führte auf eine wichtige Quelle, den Commentar zu Francesco's da Barberino Documentum amoris, welcher u. a. auch ein unbekanntes Distichon Dantes, das der Vortragende mittheilte, enthält. Eine Liederhandschrift der Chigiana enthält mehrere, wenn auch vermuthlich unechte, Sonette Dantes. In Venedig fand sich ein altfranzösischer Alexander, dessen Eingang eine Umarbeitung von Alberins von Besançon Gedichte ist.

Hierauf hielt der Vicepräsident der Section, Professor Theodor Möbius, einen Vortrag über die dänische Sprache in Dänemark und in Norwegen.

Der Inhalt desselben ist ziemlich ausführlich von Dr. A. Freybe in der Germania XV, (N. R. III), S. 112—116 wiedergegeben, weshalb hier auf einen Bericht verzichtet worden ist. Man vergleiche auch Zeitschrift für deutsche Philologie II, 217 und W. Wilmanns in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen XXIII, 792—794.

Zweite Sitzung am Mittwoch dem 29. September.

Zuerst erhielt Oberlehrer Dr. A. Lübben aus Oldenburg das Wort, um über das mittelniederdeutsche Wörterbuch zu sprechen, welches er im Bunde mit Oberlehrer Dr. Schiller in Schwerin bearbeitet. Nachdem sich kein Verleger gefunden, hat die Kühtmannsche Buchhandlung in Bremen sich bereit erklärt, gegen Deckung durch die Herausgeber ein erstes Heft zu übernehmen. Von der Unterstützung der Fachgenossen durch Abnahme und Unterzeichnung für die Fortsetzung wird es abhängen, ob

das Werk zu Stande kommt. Der Vorsitzende sowie Prof. Petersen aus Hamburg empfahlen das Lübben-Schillersche Wörterbuch hierauf in warmen Worten und sprachen die Hoffnung aus, dass das für Sprach- und Geschichtsforscher gleich wichtige Unternehmen von denselben auch gefördert werde.

Es folgte ein Vortrag des Geh. Justizrath Dr. Michelsen aus Schleswig über gewisse Merkmale auf Runensteinen.

Derselbe war wesentlich von folgendem Inhalte:

Es ist in der Eröffnungsrede des geehrten Vorsitzenden unserer Section mit Recht hervorgehoben worden, dass in neuester Zeit durch nordische Gelehrte die Runenkunde rühmlichst gefördert sei. Besonders sind auch die Runensteine des Herzogthums Schleswig, und namentlich darunter die drei südschleswigschen, von denen zwei auf Louisenlund und einer zu Bustorf in der Nähe des Dannewerks sich befinden, mit grossem Fleisse und vieler Sorgfalt entziffert, interpretirt und historisch erläutert worden. Man hat zur Entzifferung der Inschriften die einzelnen runischen Charaktere schärfer angesehen als früher, weniger gerathen, ja nichts mehr aus der Luft gegriffen, wie es vorher so oft geschehen. Die Resultate sind daher auch weit befriedigender ausgefallen und haben sich allgemeinerer Zustimmung zu erfreuen.

Dabei ist aber doch ein Moment noch unerklärt geblieben, ja für unerklärlich ausgegeben worden, nämlich die ausser der runischen Inscription auf manchen Runensteinen anzutreffenden Zeichen und selbst Bilder.

Dem einen Runologen waren diese besonderen Zeichen kryptographische Charaktere, für uns unverständlich, dem anderen erschienen sie als wunderbare mystische Darstellungen, einem anderen als seltsame halbe, ganze, doppelte Ziekzacke und „capriciöse Marken“ u. dgl. Wissenschaftlich erklärt wurden sie bisher nicht, es fehlte der Schlüssel zum Verständnisse dieser Nebenzeichen, die unter oder über der Inschrift und manchmal auf dem Rücken des Steins sich finden. Diesen Schlüssel zu suchen, ist daher eine unabweisbare Aufgabe für die vollständige Erkenntniss der Runendenkmale.

Wir haben aber solchen Schlüssel in der Lehre von den Hausmarken, wie sie in den letzten Decennien von deutschen Alterthumskennern aufgestellt und entwickelt worden. Diese Lehre darf aber durchaus nicht als ein blosses Moment der germanischen Rechtsgeschichte angesehen werden. Neben der rechtsgeschichtlichen Bedeutung der Hausmarke tritt ihre Anwendung und grosse Bedeutsamkeit für eine genetische, folglich wahrhaft wissenschaftliche Auffassung und Behandlung verschiedener Materien der deutschen Archäologie für den Kenner stark hervor. Es sind aber vornehmlich drei Beziehungen der vorzeitigen Anwendung der Hausmarke, die hier in Betracht kommen: die genetische Beziehung zu den Wappen, zu den Monogrammen und zu den Steinmetzzeichen. In allen diesen Beziehungen dient sie aber auch zum Schlüssel für eine richtige Erklärung jener Nebenzeichen auf Runensteinen.

Wir finden, was zuvörderst die heraldische Beziehung anlangt, auf mehreren Runensteinen Zeichen und Bilder, die elementarisch den beiden Hauptarten der Wappen, den Balken- und den Figurenwappen, augenfällig zu entsprechen scheinen. Und wenn ein Runolog eingewendet hat, der auf einem schwedischen Runenstein dargestellte gekrönte Löwe möge wohl ein traditionelles Familienzeichen gewesen sein, aber kein Wappen im Sinne der Heraldik: so ist dagegen zu sagen, dass es seinem Wesen nach doch ein Wappen ist, wenn ihm auch die Heraldisirung, wie sie sich später im Mittelalter als Heroldskunst ausbildete, noch mangelt.

Nicht minder kann die vorzeitige Hausmarke als primitives Element der altdeutschen Namensmonogramme wesentlich dazu dienen, gewisse Nebenzeichen auf Runensteinen zu erklären. Die alten Kaisermonogramme sind auch genetisch auf die Weise aufzufassen, dass an den ursprünglichen Stempel des Kaisers, der die Unterschrift vertrat, wie ja die gewöhnliche Hausmarke bekanntlich auch dafür so viel gebraucht worden ist, römische Uncialbuchstaben, den Namen des jedesmaligen Kaisers ausdrückend, halb oder ganz sich ansetzten. In gleicher Weise erscheinen Hausmarken auf einzelnen Runensteinen. Ein interessantes Beispiel bietet ein schwedischer dar, den man in den neuesten Runenwerken dargestellt findet. Auf demselben treten uns übereinander zwei Hausmarken entgegen, die Jeder als solche anerkennen wird, der sich mit dieser Sache näher beschäftigt und auf diesem Gebiete Erfahrung und geübte Anschauung sich erworben hat. Was aber bei diesen beiden Hausmarken, die man für Kryptographie in wunderbar zusammengesetzten Runencharakteren oder für mythische Symbole ausgegeben hat, vorzüglich merkwürdig erscheint, das ist die Wahrnehmung, dass sich die untere Marke durch ein paar Seitenstriche mehr kennzeichnet als die obere. Ein Sohn errichtete dem Vater das Denkmal, wie die Inschrift ergiebt. Das scheint offenbar dieselbe Erscheinung zu sein, welche uns aus Norddeutschland nicht unbekannt ist, dass die folgende Generation, der Sohn, der Enkel, zwar die Hausmarke der vorhergehenden Generation, des Vaters, des Grossvaters, beizubehalten pflegte, aber dieselbe manchmal durch ein paar Striche vermehrte oder sonst durch kleine Aenderungen unterschied. Der unteren Marke auf jenem vielbesprochenen Runensteine Schwedens sind aber, wie wir die Sache ansehen, die Uncialbuchstaben *P.R.* oder *R.P.* angefügt, höchst wahrscheinlich die Initialen des Namens des Sohnes, der seinem Vater den Denkstein errichtete. Damit ist aber wesentlich das Monogramm fertig.

Endlich findet man, wie wir annehmen, auf einzelnen Runensteinen gewöhnliche Steinmetzzeichen, deren Ursprung und ursprüngliche Bedeutung auch wissenschaftlich nur aus dem Wesen der Hausmarke, die nicht bloss Eigenthumszeichen, sondern auch Personenzeichen ist, begriffen werden kann, und die bekanntlich so lange für die mittelalterliche Kunstgeschichte ein Räthsel gewesen sind. Dass solche Steinmetzzeichen auf Runensteinen vorkommen, lehrt uns der Augenschein. Es ist das auch kein Wunder, wenn der Runenmetze dasselbe that, was die Steinmetzen gethan haben, welche auf Steinen in der Mauer auch bei vorgothischen Kirchgebäuden ihre bekannten Zeichen anbrachten.

Ein besonders beachtenswerthes Beispiel dieser Erscheinung ist der eine der beiden Runensteine auf Louisenlund bei Schleswig. Es ist derjenige, welcher der Asfrid-Stein in der neuesten Literatur genannt wird von dem Errichter des Denksteins und dem ersten Worte der Inschrift. Unter der Inscription steht ein Ring oder Kreis mit einem senkrechten Striche durch. Dieses Zeichen ist bisher theils ganz unberücksichtigt geblieben, theils mythologisch aufgefasst und sogar für ein heidnisches Symbol der ewigen Seligkeit ausgegeben worden. Unseres Erachtens ist es ganz einfach ein Steinmetzzeichen, und eine unbefangene Zusammenstellung und Vergleichung desselben mit anderweitigen Steinmetzzeichen wird den vorurtheilsfreien Beschauer davon überzeugen.

Auf diesem Asfrid-Steine bietet sich uns aber in der Beziehung, die wir hier zur Sprache gebracht haben, noch eine Merkwürdigkeit dar, die nicht verschwiegen werden darf, obgleich wir bereuen, derselben bei Anschauung des Steines noch nicht die gebührende

Aufmerksamkeit gewidmet zu haben. Es ist dies, dass auf dem Rücken des Steines sich noch scharf liniirte Zeichen finden, die wiederholt von Anderen abgezeichnet und für gleichzeitige Eingrabungen mit der Runenschrift von Kemern angesehen und beurtheilt worden sind. Dabei wird hervorgehoben, dass von den Worten in der Inschrift *kumbl þaun* (d. h. diese Zeichen) das letztere Wort, das demonstrative Pronomen, dergestalt auf der Kaute des Steines steht, dass es auf die Rückseite desselben hinzuweisen scheint, also doch wohl auf die dort angebrachten Zeichen. Hiermit steht auch das Wort *kumbl* in gutem Einklange. Denn dieses bedeutet nicht, wie es oft schlechthin erklärt worden, einen Hügel, sondern ein Zeichen, ein Mal, folglich den Grabhügel, auf dem der Stein mit der Inschrift errichtet wird, als Denkmal. Altnordisch ist *herkuml* das Heerzeichen, die Fahne; wie dieses Wort denn auch auf Waffen vorkommt. In Schweden, und zwar sowohl in den alten Rechtsbüchern des Mittelalters wie zum Theil noch heute, ist *bolskummel* die Hausmarke, dasselbe wie *bolsmærke*. Unser unvergesslicher Freund Jacob Grimm wusste, wie er selber sagte und man auch aus seiner Grammatik ersehen kann, mit dem Worte *kuml* etymologisch nichts anzufangen. In dieser Beziehung möchte darauf aufmerksam zu machen sein, dass in verschiedenen Gegenden Deutschlands, wie namentlich in Thüringen, das Zeichen, womit besonders jetzt noch die Schafe im Ohre gemärkt werden, eine Kimme oder ein Kimmel im Volke genannt zu werden pflegt. Bekanntlich diente die alte Hausmarke von jeher in allen Theilen Deutschlands, in den Tyroler Bergen wie auf den flachen nordfriesischen Inseln der schleswigschen Westküste, zur Zeichnung der Hausthiere, um auf der Gemeinweide das Vieh jedes einzelnen Eigenthümers leicht und sicher erkennen zu können. Kimme ist zuvörderst ein Einschnitt, sodann das eingeschnittene Zeichen. Die weitere Erörterung ist jedoch der germanistischen Philologie anheimzustellen; denn von uns konnte hier nur eine Andeutung gegeben werden.

Hierauf gab Professor Dr. Rudolf Hildebrand aus Leipzig Beiträge zur Geschichte des Sprachgefühls bei Deutschen und Römern. Es ist nicht lange her, dass man allgemein von Sprachgefühl spricht; aber der Begriff hat wahrscheinlich eine bedeutende Zukunft in der Sprachwissenschaft, wenn es gelingt, ihn mit wissenschaftlicher Sicherheit zu handhaben. Das Sprachgefühl hat übrigens in Bezug auf seine Klarheit mehrere Stufen, die sich ungefähr als Sprachbewusstsein, Sprachgefühl, Sprachinstinct bezeichnen lassen; auch bei dem sprachlich Gebildetsten noch fällt ein grosser Theil seines Sprachgefühls dem blossen Sprachinstinct zu. Es fragt sich für die Wissenschaft hauptsächlich, ob es möglich ist, das Sprachgefühl vergangener Zeiten wiederzugewinnen; wie das mit aller Sicherheit möglich ist, an einzelnen Fällen nachzuweisen war die Aufgabe.

I. Ein Fall aus der Lautlehre. In der süddeutschen Rede, auch bei Gebildeten, unterliegen das t und d einer Angleichung, wenn sie auf eine Muta oder Liquida anderer Gattung stossen, z. B. gott bewahre wird zu gobbewahre, gut geschlafen? zu gug-gschlafen? statmauer zu stapmauer, standpunkt zu stamppunkt, landgut zu langgut u. s. w. (vergl. Pfeiffers Germ. 9, 132). Dieses tief umgestaltenden Lautgesetzes scheint man sich aber in Süddeutschland jetzt eigentlich nicht bewusst zu sein, am ehesten noch unter Bauern, bei Gebildeten ist die Gewöhnung durchs Auge zu stark. — Aber im Mittelalter war man sich des Gesetzes bewusst. Denn z. B. aus ahd. lampreta, Lamprete, ward auch lantprida gemacht, aus lamphrida, Lamprete, auch lantfrida, lant-

frid. Die zweiten Formen kommen daher, dass die Schreiber hinter lampreda, lamphrida angeglichene Formen vermuteten, wie sie aus lantpreda, lantfrida hätten werden müssen. So erklärt sich schon im 8. Jh. artpeitsam für arpeitsam (Hattemer 1, 164 a.); im 15. Jh. Haudborg für Hamburg in einem Briefe König Ruprechts (Janssen, Frankfurts Reichscorresp. 1, 797). Man war sich also jener Angleichung bewusst, war bestrebt ihr auf die Schrift keinen Einfluss zu gestatten und übertrieb darum sogar die zu diesem Zwecke nöthige Rückübersetzung, wie die angeführten Fälle zeigen. So erklärt sich auch eine falsche Schreibung der Hss. in einem Liede Heinrichs v. Morungen (Minnes. Frühl. 127, 34), von der Nachtigall: swann si ir liet volendet, sô getwîget sie; das Erste war: swann si ir liep volendet, wenn ihre Minnefreude zu Ende ist, das liep war einem Schreiber verdächtig, als sei das p von dem folgenden v herbeigeführt. — Noch im 17. Jh. war man sich übrigens dieser Angleichung bewusst, das zeigen Schreibungen wie entfinden, entfangen bei Logau u. A.; sie sprachen wahrscheinlich schon wie wir heute, hielten aber im Schreiben das alte ent- fest. Aber merkwürdig hört man noch heut zu Tage z. B. in Sachsen, Thüringen von Leuten, die sonst empfehlen sprechen, auch entfehlen, wenn sie recht hochdeutsch reden wollen, „ich entfehle mich Ihnen;“ ebenso entfinden. So zäh kann der Sprachinstinct im Festhalten des Rechten sein, auch wenn ihm alle Pflege fehlt.

II. Eine wichtige und oft schwierige Aufgabe hatte das Sprachgefühl der Vorzeit im Verkehr der verschiedenen Stämme unter einander, als es noch kein vermittelndes Hochdeutsch gab. Man brauchte dafür ein Gefühl für die Lautgesetze des andern Stammes, und das hatte man denn auch. So findet sich z. B. in ahd. Zeit Mekelenborch richtig verhochdeutscht als Michilinburg (Förstemann 2, 1026). Später wird Oldenburg hd. Altenburg genannt. Im 16. Jh. übersetzt sich ein durchreisender Schwabe, Breuning von Buchenbach (s. die 81. Publ. des lit. Vereins in Stuttgart) niederdeutsche Ortsnamen ins Hochdeutsche; Mölln, Eulenspiegels Begräbnissort, nennt er Mülen, Oldesloe Altisloe (S. 65), Helgoland das heilige Land (64). Auch das mitteldeutsche Naumburg ist ihm klar, er übersetzt es ins Hochd., Newenburg (S. 80), wie der Schweizer Thomas Platter im Anfang des 16. Th. ins Schweiz.: zu der Nümburg. S. 18 seiner Selbstbiographie. Dies Naum- ist dem Mitteldeutschen selber jetzt dunkel (ausser den Bauern, die noch naue für neu haben), und damals verstanden es durchreisende Schwaben und Schweizer! Aber noch im 18. Jh. war das Sprachgefühl nicht so erstorben wie jetzt; ein Leipziger Jurist, Klingner, nennt Zweinaundorf bei Leipzig im Jahre 1749 neben Zweynauendorf auch noch Zweyneuendorf (Samml. zum Dorf- und Bauernrechte 1, 491 und im Reg. unter bier).

III. Weit wichtiger noch wäre die Ermittelung des syntaktischen Sprachgefühls. Dafür ein paar Proben aus dem Gebrauch des Casus. In dem Ausrufe der Frau in Dietmars von Aist Falkenlied sô wol dir valke, daz du bist! ist valke zugleich Vocativ und Nominativ; die gleiche Form für beide Casus macht das möglich, die Entwickelung des Sprachgefühls in diesem Punkte muss mit der Verwitterung der alten Formen Hand in Hand gegangen sein. So bei Aeschylus septem c. Th. 200: μέλει γὰρ ἀνδρί, μὴ γυνὴ βουλευέτω | τἄξωθεν; dies τὰ ἔξωθεν ist zugleich Nom. zu μέλει und Acc. zu βουλευέτω. Bei Caesar bell. gall. 6, 13: neque his petentibus jus redditur; jus ist doppelt gedacht, zu petentibus als Acc., zu redditur als Nom., es ist eine Art Stenographie des Gedankens. — Besonders auch erscheint das im Latein bei Dativ und Abla-

tiv. Ueberblickt man den Bestand beider Casus, so zeigen sich beide in den meisten Fällen nicht mehr unterschieden, wie im ganzen Plural, so zum grössern Theil im Sing., rein geschieden waren sie nur noch im Sing. der 1. Decl. Das musste rückwirken auf das syntaktische Sprachgefühl der Menge, auf den Gebrauch des Lebens; ich glaube aber auch bei den Schriftstellern finden sich Spuren davon. So bei Horat. carm. III, 3, 40: *dum Priami Paridisque busto | insultet armentum et catulos ferae | celent inultae; busto* ist zu *insultet* Dativ, das bringt die herrschende Construction solcher Composita mit sich, zu *celent* aber zugleich Ablativ. Dasselbe ist es, glaube ich, mit *fidibus* in der ep. ad Pis. 83, es ist Ablativ zu *referre* v. 85 und Dativ zu *Musa dedit.* — Bei Caesar bell. Gall. 2, 29: (Cimbri) *cum iter in provinciam . . . facerent, iis impedimentis, quae secum agere ac portare non poterant, citra Rhenum depositis custodiam ex suis ac praesidium sex millia hominum una reliquerunt.* Das *iis impedimentis* bis *depositis* tritt auf als Satz in *ablativis absolutis*, aber zu *custodiam reliquerunt* nachher passt es trefflich als Dative, „für das Gepäck liessen sie als Wache zurück . . .“; der zweite Gedanke ist der Sicherheit wegen zugleich durch *una* bezeichnet, „dabei“. Aehnlich 7, 13: *laborantibus jam suis Germanos equites . . submittit*, als die Seinen ins Gedränge kamen, schickte er ihnen g. R. zur Hilfe, aber in *laborantibus suis* ist beides zugleich gesagt; ähnlich 7, 70. Ebenso 1, 28: *Bojos petentibus Haeduis, quod egregia virtute erant cogniti, ut in finibus suis collocarent, concessit; pet. Haeduis* tritt auf wie abl. abs., erweist sich aber nachher zugleich als Dativ zu *concessit.* — Vielleicht auch bei Sueton. Caes. 7: *quum mandatu praetoris jure dicundo conventus circumiret Gadesque venisset etc.;* man erwartet *juri dicundo*, um Recht zu sprechen, aber die nachher erzählte Hauptsache fällt schon in dieses *jus dicere* hinein, also zugleich: indem er mit Rechtsprechen beschäftigt war; *jure* kommt ja zudem als Dativ vor.

Nach der Tagesordnung folgte der Vortrag von Professor Dr. Chr. Petersen aus Hamburg über den internationalen Congress für vorhistorische Archäologie, der 1869 in Kopenhagen gehalten ist. Durch die Kürze der noch übrigen Zeit musste sich Prof. Petersen auf einen sehr kurzen Auszug beschränken, wogegen wir hier den Vortrag vollständig geben, wie er zu halten beabsichtigt war.

Wenn ich dem Wunsch des Präsidiums entsprechend Ihnen einen kurzen Bericht über die Versammlungen des internationalen Congresses für vorhistorische Archäologie in Kopenhagen gebe, so muss ich Ihre Nachsicht in Anspruch nehmen, weil abgesehen von der Schwierigkeit, Vorträgen in einer fremden Sprache zu folgen, und den Inhalt so vieler Vorträge über viele Einzelheiten im Gedächtniss aufzubewahren, das sonst so schöne Local der Universitätsaula das Hören in einiger Entfernung fast unmöglich macht, wesshalb ich auch gedruckte Berichte für meine Mittheilungen habe benutzen müssen. Wenn der Gegenstand, über den ich spreche, grössten Theils über die dieser Versammlung gestellten Aufgaben hinausgeht, so muss ich dafür die Verantwortlichkeit ablehnen. Ich kann hier nicht eingehen auf die ausserordentlich freundliche und gastfreundliche Aufnahme in Kopenhagen. Der Kürze und Uebersichtlichkeit wegen, werde ich den Inhalt der Vorträge nicht in ihrer Reihenfolge wiedergeben, sondern nach der Stellung, die dieselben in der Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts einnehmen. Ueber viele Vorträge werde ich mich kurz fassen können, so weit sie Manches wiederholten, was bereits durch den Druck veröffentlicht ist, was bei Versammlungen, deren Ort und Mitglieder jährlich wechseln, an sich nicht zu vermeiden ist, ja nothwen-

dig ist bei Versammlungen, die aus so heterogenen Bestandtheilen zusammen gesetzt sind, wie Archäologen, Geologen, Zoologen und Anatomen. Dazu kommt, dass das Neue immer mit dem Bekannten verglichen werden muss und Discussionen über neue Forschungen nothwendig längst bekannte Thatsachen berücksichtigen müssen.

Die Erwähnung eines Mikrokephalen in Spanien von Villanova aus Madrid veranlasste Karl Vogt seine Ansicht vom Ursprung des Menschengeschlechts und dessen Verwandtschaft mit dem Affen durch Abstammung von gemeinsamen Vorfahren zu rechtfertigen, unter lebhaftem Widerspruch von Seiten des französischen Akademikers Quatrefages.

Die Anregung zu diesen Studien über die sogenannte vorhistorische Zeit ist bekanntlich ausgegangen von den ältesten und einfachsten Steingeräthen, die Boucher de Perthez mit Knochen des Mammuth und anderer sogenannten antediluvianischer Thiere zusammen im Sommethal entdeckte, und zuerst im J. 1847 bekannt machte. Erst nach langen Zweifeln entschied sich nach dem Vorgange englischer Geologen auch die Mehrzahl der französischen Gelehrten für die Anerkennung dieser Thatsache, dass Menschen schon mit dem Mammuth zusammen auf Erden gelebt haben. Sie fand in den Knochenhöhlen von England bis Sicilien wie in Erdschichten auch am Manzanares in Spanien ihre Bestätigung. Im J. 1860 und später fanden Lartet und Christy in den Knochenhöhlen der Dordogne in Südfrankreich neben den Steingeräthen Rennthierknochen und Elfenbein mit Zeichnungen verschiedener theils noch jetzt dort lebender Thiere, theils solcher, die jetzt nur im hohen Norden vorkommen, wie von Rennthieren, theils in historischer Zeit nicht mehr vorhandener, wie des Mammuth. In der vorjährigen Versammlung deutscher Alterthumsforscher zu Erfurt wurden jene Flintsteingeräthe für Naturproducte, diese Zeichnungen für Fälschungen erklärt. Beide bis zum Spott gesteigerten Zweifel sind in Aufsätzen „des Auslandes“ als berechtigt anerkannt. Herr Geheimrath Prof. Schaffhausen aus Bonn wies in einem Vortrage diese Zweifel als unbegründet zurück. Auch Karl Vogt und Baron von Dycker legten Protest ein gegen jene Verdächtigungen und Etatsrath Worsaae fügte hinzu, dass Prosper Merimée ihm in Paris solche Zeichnungen auch aus anderen Theilen Frankreichs gezeigt habe. Auch andere Geologen und Archäologen sprachen ihre Ueberzeugung von der Richtigkeit dieser Thatsachen und dem durch dieselben bewiesenen hohen Alter des Menschengeschlechtes aus, wofür die eingesandten und vorgelesenen Abhandlungen Lalande's und Roujou's für Frankreich und Villanova's Vortrag für Spanien, der von Prof. Fraas für Württemberg neue Beweise beibrachten. Ein von Apotheker Lotze in einer Sandgrube Fühnens gefundenes Stück eines Elephantenzahnes gab weitere Veranlassung zu einer Discussion über die Gleichzeitigkeit des Menschen und des antediluvianischen Elephanten (Mammuth) und veranlasste Capellini aus Bologna, den Stifter des Congresses, zu Mittheilungen über die verschiedenen Arten der ältesten Elephanten.

Roujou hatte in seiner Abhandlung über die von ihm beschriebenen Alterthümer aus der Nähe von Paris daraus, dass die Knochen der Menschen, die Mark enthalten, so zerbrochen sind, dass das Mark verzehrt werden konnte, gefolgert, dass die Menschen der ältesten Zeit Menschenfresser gewesen, was Spring aus Lüttich und Dupont aus Brüssel durch eine Reihe von Beobachtungen in den Knochenhöhlen Belgiens bestätigten, jener mit dem Zusatz, dass die meisten Knochen der verzehrten Menschen Frauen und Kindern angehörten, dieser mit der Bemerkung, dass diese Thatsache nach-

gewiesen sei, von den ältesten Zeiten des Mammuths und Rennthieres bis auf die Zeiten unserer jetzigen Hausthiere und der geschliffenen Steinwaffen. Etatsrath Worsaae glaubte auch in einem Steingrab bei Boreby auf Seeland Beweise gefunden zu haben. Ich fügte hinzu, dass Zeugnisse der alten Schriftsteller von Herodot bis zum heiligen Hieronymus die Menschenfresserei von Russland bis Irland bestätigten und Hieronymus ausdrücklich hinzufüge, dass gewisse Theile von Frauen und Kindern bei den Attacotten in England für die grössten Leckerbissen gegolten.

Von den sogenannten Kjökenmödings d. h. Küchenabfällen erhielten die Anwesenden eine unmittelbare Anschauung und eine eingehende Belehrung durch Vorträge. Diese Kjökenmödings bestehen aus Anhäufung besonders von Muschelschalen, zerbrochenen Knochen, Fischgräten und einzelnen meist rohen Stein- und Knochengeräthen. Man hat in denselben Abfälle der Nahrung der ältesten Bewohner Dänemarks erkannt, welche die Schalen der verzehrten Muscheln, die Knochen der verzehrten Thiere neben ihre Wohnungen hinwarfen, wo sich dieselben nach und nach zu Hügeln anhäuften, und sich bis jetzt erhalten haben. Die Geräthe dürfen wohl, sofern sie ganz erhalten sind, als zufällig verloren betrachtet werden. Diese Ablagerungen wurden den Theilnehmern des Congresses an der Ostseeküste des Röskildefjords, beim Dorfe Lynaes gezeigt, wohin uns von Soelager nahe der Mündung des Fiords die freiwillig von den Bauern der Umgegend gestellten Wagen brachten. Von Roeskilde nach Soelager brachte uns eine gastfreie Fahrt auf einem Dampfschiff, nach Roeskilde auf der Eisenbahn. Das Ufer bei Lynaes fällt, wenn der Augenschein nicht täuscht, 8—10 Fuss ziemlich steil gegen den Strand ab; der zwischen diesem Ufer und dem Strand entstehende Winkel, den die Küchenabfälle füllen, mag am Boden etwa 20—30 Fuss im Durchmesser haben.

Diese scheinbare Muschelbank schien eine Länge von mehreren 100 Schritt zu haben. Um ohne Zögerung die Anschauung der Verhältnisse zu bieten, hatten Herr Prof. Steenstrup und Herr Justizrath Herbst sich am Tage vorher an Ort und Stelle begeben, und zwei Durchstiche gemacht, jeder so breit, dass man an beiden Seiten suchen und graben konnte. Was beim Durchstich gefunden war, war in einem Zelt ausgelegt. Dazu konnte jeder graben und suchen so viel er mochte, und Manche fanden auch Exemplare von Knochen und Geräthen. Muscheln waren im Ueberfluss vorhanden. Oben am Abhange mochten die Urbewohner ihre Wohnungen (Hütten) gehabt haben, deren Heerdplatten sich noch mitunter unter den Schalen der Muscheln fanden, welche ohne Zweifel die Hausnahrung gebildet haben.

Dänemarks Lage im Verhältniss zur See muss eine andere gewesen sein, weil jetzt keine Austern, welche die grosse Masse ausmachen, im Kattegatt und dessen Busen gefunden werden. Es finden sich Gräten vom Kabeljau und Dorsch; Knochen von Hirschen, Rehen, Wildschweinen und Auerochsen, die seit 2—300 Jahren aus Dänemark verschwunden sind, von Luchsen, Bären und Wölfen, aber nicht von Rennthieren und Elenthieren. Damals muss auch die Föhre ein gewöhnlicher Baum in Dänemark gewesen sein, da in diesen Küchenabfällen Knochen von Auerhühnern vorkommen, die besonders von dem Samen derselben leben. Auch von dem längst ausgestorbenen Pinguin finden sich Knochen. Uebrigens war der Hund damals das einzige Hausthier, denn die abgenagten Knochen lassen dessen Zähne erkennen. Dies ist im Wesentlichen der Inhalt der in den folgenden Tagen von Steenstrup und Worsaae gegebenen Erläuterungen. Beide stimmten in der Hauptsache überein, und wichen besonders nur darin von einander

ab, dass Steenstrup die Menschen, welche uns diese Spuren ihres Daseins hinterlassen haben, gleichzeitig setzt mit denjenigen, welchen wir die geschliffenen Steinwaffen und die Steingräber verdanken; er meint, dass es arme Fischer waren, die sich der in diesen Abfällen gewöhnlich nur geschlagenen Geräthe bedienten, während die Vornehmen und Fürsten jene fein polirten Beile, Keile, Meissel und die mit grösserer Kunst geschlagenen Flintsteinmesser gebrauchten. Er schliesst das aus der Thatsache, dass sich einzelne polirte Geräthe unter diesen Abfällen gefunden haben.

Worsaae dagegen setzte diese Bevölkerung in eine viel frühere Zeit, da die rohe Arbeit der Geräthe Zeugniss ablege für eine frühere Culturperiode, was bestätigt werde durch Austernschalen und Auerhahnknochen, die einer viel früheren Periode angehörten. Es sei von Bedeutung, dass in den meisten und grössten Anhäufungen dieser Art kein einziges polirtes Stück gefunden sei. Wo sie einzeln vorkommen, könnten sie zufällig später hineingekommen sein oder der Uebergangszeit angehören. Die neuen Entdeckungen in Erdschichten und Höhlen zeigen neben den Knochen längst untergegangener Thiere ähnliche rohgeschliffene Flintsteingeräthe. Endlich kommen in den Steingräbern Knochen von Pferden, Schaafen und andern zahmen Thieren vor, die in den Küchenabfällen fehlen. Quatrefages bemerkt, er habe ähnliche Anhäufungen von Muscheln an französischen Küsten früher für gleichartige Erscheinungen gehalten, müsste aber nach Anschauung dieser Thatsachen seine Ansicht aufgeben.*)

So viel von der palaeolithischen Zeit oder der Zeit nur geschlagener nicht polirter Steingeräthe. Auch die Kenntniss der zweiten Hauptperiode des Steinalters, die sogenannte neolithische Zeit, gewann in Betreff der Art und Verbreitung durch eine Reihe von Vorträgen, und zwar wurden besonders die Alterthümer dieser Zeit in Spanien im Allgemeinen von Villanova, in Beziehung auf Andalusien von Turbino, in Frankreich und zwar von Cattillac die des Westens und von Guérin die des Ostens, in Polen vom Grafen Przezdziecki, in Schweden und zwar in Westgothland vom Reichsantiquar Hildebrand, in Norwegen von Stud. Lorange erörtert. Im Allgemeinen ist noch zu bemerken, dass der in Frankreich für Steingräber übliche Ausdruck Dolmen nicht immer genügende Klarheit bot, um die verschiedenen Steindenkmäler verschiedener Länder miteinander zu vergleichen.

Dänemark bietet die verschiedenen Arten in wohlerhaltenen Beispielen dar. Auf der Fahrt nach Lethraburg wurde Halt gemacht beim Dorfe Oem, wo ein vollständig erhaltenes Ganggrab (Jettestue) von den Mitgliedern des Congresses besucht ward. Dieser Steinbau, der vollständig erhalten und noch von seinem ursprünglichen Erdmantel bedeckt ist, gewährt nur durch einen niedrigen Gang, durch den man kriechen muss, Zutritt, während das Grab selbst so geräumig ist, dass an 20—30 Menschen darin aufrecht stehen konnten. Diejenigen Mitglieder des Congresses, welche über den Schluss hinaus blieben, hatten auf der Fahrt nach Helsingöer in der Nähe der Eisenbahnstation Hilleröd beim Dorfe Trollesminde Gelegenheit, ein gewöhnliches Hünengrab (Steinkammer) in Augenschein zu nehmen.

In die Zeit des Steinalters führte auch die Mittheilung des Rectors Bruzelius aus Ystad zurück, betreffend eine Vertiefung des dortigen Hafens, wo man unter einer

*) Vergl. J. H. Steenstrup: *Et blick paa Natur- og Oldforskningens Forstudier til Besvarelsen af Spörgsmaalet om Menneskeslaegtens tidligste optraeden i Europa. Kjöbenhavn* 1865..

Sandschicht von 5—10 Fuss eine Torfschicht von $1^1/_2$ Fuss fand, und unter derselben in Gletscherthon und Steinen Spuren einer Moraine. Während nun im Sande nur Gegenstände gefunden wurden, die 3 bis 500 Jahr alt waren, kamen unter dem Moore Steingeräthe und Bruchstücke eines Broncekolbens zum Vorschein. Zwar fand sich auch ein Messerheft mit Schnitzwerk, das dem 9. bis 10. Jahrhundert angehören mochte, allein das konnte, wie allgemein anerkannt ward, durch mancherlei Zufälle scheinbar oder wirklich in grössere Tiefe gerathen sein. Es entspann sich eine lebhafte Discussion über die Theorie der Hebungen und Senkungen im Allgemeinen und für diesen besondern Fall, an der sich besonders Désort aus Neuchâtel, C. Vogt aus Genf, Hébert und Bertrand aus Paris betheiligten. Die Thatsache bestätigte im Ganzen die früher von Nilsson nachgewiesenen Hebungen und Senkungen an der Ostküste Schwedens, und gab die nähere Bestimmung, dass hier der Boden erst in historischer Zeit so tief gesunken, dass er vom Meereswasser bedeckt wurde. Herr Prof. Nilsson gab, dazu aufgefordert, einen historischen Ueberblick der Entdeckungen und Forschungen über Hebung und Senkung an der Ostküste Schwedens.

Herr Prof. Fraas aus Stuttgart theilte einige Beobachtungen aus Württemberg mit, z. B.: dass früher von gewissen Stellen sichtbare Kirchthurmspitzen später da nicht mehr gesehen werden konnten, dass also auch dort das Niveau des Bodens sich verändere.

Prof. v. Düben aus Schweden hielt einen Vortrag über den Racenunterschied der alten Bewohner Scandinaviens. Er bekämpfte die bisher verbreitete Ansicht, dass ein kleines kurzköpfiges Volk, den Lappen ähnlich, im Steinalter den Norden bewohnt habe, welches von einem indogermanischen Stamme der grossen langköpfigen Race überwunden oder vertrieben sei. Diese Ansicht verdanke dem Zufall seine Entstehung, dass gerade zuerst Schädel der kurzköpfigen Race in Steingräbern entdeckt seien, die allerdings auch, jedoch nur selten da vorkommen, wogegen die Mehrzahl der in diesen Gräbern gefundenen Skelette Mittelköpfen mit entschiedener Neigung zur Länge, von mittlerer Grösse, angehören. Sie hatten sehr entwickelte Augenbrauen, einen vorstehenden Hinterkopf, die Nase hervorstehend und spitz, die Backenknochen breit und nach vorne gewendet, den Jochbogen sehr gerundet, die Zähne abgenutzt bis auf das Zahnfleisch, selbst bei jüngeren Individuen.

Diese Race ist noch in der jetzigen Bevölkerung repräsentirt, doch bieten die Schädel der Steinzeit einige Abweichung besonders im Hervortreten der Augenbrauen und der Schneidezähne.

Worsaae hatte schon in einer früheren Discussion bemerkt, dass früh verschiedene Racen in Dänemark vorhanden gewesen und sich gemischt hatten, wie die Schädel erkennen liessen, was Quatrefages aus Anschauung der Schädelsammlung bestätigte. Doch ist dadurch noch nicht erwiesen und sollte auch nicht erwiesen werden, dass diese in den Steingräbern gefundenen Skelette den allerältesten Bewohnern angehörten, denn abgesehen von der Möglichkeit, dass deren Gräber nicht so fest gebaut sein mochten, dass sie sich erhalten konnten, ist auch noch die Ansicht zu beachten, die in den Ganggräbern Wohnungen erkennen will, die später zu Gräbern benutzt wurden.

Die Verhandlungen über das Steinalter hatten sich weiter ausgedehnt, als bestimmt war. So blieb für Bronce- und Eisenzeit nur wenig Zeit übrig. In einer Discussion über Ausdehnung des Broncealters nach Zeit und Raum glaubten Désort und Carl Vogt den Namen nicht mehr anwendbar auf Zeiten, in denen schon Eisen bekannt war,

wogegen Bertrand, Vorsteher des Museums heimischer Alterthümer in St. Germain, die Homerische Zeit, in der namentlich auch die Schwerter aus Bronce verfertigt waren, obgleich Eisen bekannt war, zum Broncealter ziehen wollte. Worsaae lenkte die Aufmerksamkeit der Versammlung auf die auffallende Erscheinung, dass die Broncen Russlands einen von denen der Westländer wesentlich verschiedenen Charakter tragen; dies ward in vollem Maasse bestätigt durch einen Vortrag des Bibliothekars Lerch aus St. Petersburg, der Beispiele in Abgüssen und Abbildungen vorlegte. Der Unterschied besteht besonders in plastischen Figuren von Menschen und Thieren, die sich da finden, sonst aber fehlen. Aehnliche wies in dem internationalen Congress zu Bonn im J. 1868 Staatsr. Eichwald vor. Dagegen waren in Kopenhagen Zeichnungen von russischen Broncen ausgestellt, welche mit den westeuropäischen übereinstimmten. Es bedarf hier um so mehr genauer Forschungen, da, wenn die Ansicht, nach der die Broncecultur mit den Celten oder einem noch älteren Volksstamm von Asien eingewandert ist, richtig sein soll, es in Frage kommen kann oder muss, ob diese Einwanderung durch Russland und durch welchen Theil, oder ob sie über Kleinasien geschehen sei.

Einen wichtigen Beitrag zur Kenntniss des Broncealters gaben die von Irland eingesandten Zeichnungen von Broncesachen aller Art in Grösse der Originale. Leider waren dieselben ausgestellt, ohne dass ein Vortrag die Uebereinstimmungen und Abweichungen hervorgehoben hätte. Im Allgemeinen stimmen sie mit den deutschen und scandinavischen Broncearbeiten überein, doch fehlten einzelne Formen, andere schienen Irland eigenthümlich zu sein, doch bedarf es einer genaueren Vergleichung, um sichere Resultate daraus zu ziehen. Da die Kopenhagener Alterthumsforscher im Besitz dieser Zeichnungen bleiben, so nimmt hoffentlich einer derselben Gelegenheit, eine genaue Vergleichung anzustellen. Auch Irland und England sind für die Entscheidung der Frage vom Ursprung der Broncecultur von Wichtigkeit. Für Verbreitung der Broncecultur in Schweden gab Dr. Oscar Montelius vom Museum in Stockholm interessante Resultate durch statistische Zusammenstellung der Funde aus verschiedenen Provinzen, woraus hervorgeht, dass damals Schonen am stärksten, Dalekarlien und Norland aber gar nicht bewohnt waren.

Grosses Interesse erregten die Abbildungen von seltsamen Figuren in grossem Maassstab, die Hildebrand und Brunius aus Stockholm mit Erläuterungen vorlegten. Die Originale finden sich in Schweden in Felsen eingegraben, wie es scheint mit steinernen Geräthen; neben Menschen finden sich Thiere oft in Lebensgrösse und in unanständigen Stellungen, auch Schiffe, concentrische Kreise, Spirale und andere zum Theil seltsame Combinationen von Linien. Besonders diese Linearornamente bestimmten den Vortragenden sie ins Broncealter zu setzen. Von andern Mitgliedern wurde auf ähnliche Bilder in Norwegen, bei Perm in Russland und bei Monaco hingewiesen.

Von allen Mittheilungen und Vorträgen hat für die Germanische Section unzweifelhaft Engelhards Uebersicht über das Eisenalter in Dänemark die grösste Wichtigkeit. Konnte dieselbe im Wesentlichen auch nur eine kurze Zusammenfassung der Resultate sein, die derselbe in seinen Schriften*) über die Moorfunde in Schleswig und

*) C. Engelhard *Thorsbjerg Morefund. Kiöb.* 1863. 4.
—— —— *Nydam Morefund. K.* 1865. 4.
—— —— *Kragehul Morefund. K.* 1864. Fol.

Fühnen weiter ausgeführt hat, so sind doch theils diese Schriften in Deutschland nicht so bekannt, als sie es verdienen, theils aber hat eine kurze Uebersicht an sich ihren eigenthümlichen Werth. Der Gegenstand berührt aber unmittelbar den Theil Deutschlands und den Ort, in dem wir jetzt versammelt sind, da zwei der erwähnten Moorfunde jetzt hier in Kiel aufbewahrt werden, und ein Theil derselben zur Ansicht ausgestellt ist.

Diese zwei Moorfunde sind der von Thorsbjerg (Süder-Brarup) in Angeln und Nydam in Sundewitt, zu denen als dritter der von Kragehul und Wimoore auf Fühnen kommt, der in der Kopenhagener Sammlung sich befindet.

Die in den beiden ersteren gefundenen römischen Münzen liefern den Hauptbeweis, dass dieselben dem dritten Jahrhundert nach Chr. Geb. angehören. Der dritte aus Fühnen zeigt die erste Spur von Einwirkung des Byzantinischen Geschmacks und führt zu dem mittleren Eisenalter, dem 5. Jahrhundert nach Chr. Geb. über. Nach Engelhards Ansicht tritt demnach im 3. Jahrhundert n. Chr. G. zum ersten Mal in Dänemark Eisen hervor in seiner Anwendung zu Waffen und schneidenden Geräthen, daneben Silber, Glas (mit einzelnen älteren Ausnahmen), gut gebaute Böte, ein Alphabet (die ältesten Runen) und vielleicht auch Pferde im Dienste der Menschen zum Reiten und Fahren. Müssen wir auch zugeben, dass in Dänemark keine älteren Beweise vorliegen vom Gebrauch des Eisens, so ist die Wahrscheinlichkeit doch gross, dass der Gebrauch des Eisens wie in Deutschland, was durch Tacitus und man darf vielleicht hinzufügen durch Cäsars Schweigen erwiesen ist, so auch in Dänemark viel weiter zurückreicht, da die in Norddeutschland gefundenen Gegenstände aus der älteren Eisenzeit mit den in Dänemark gefundenen auf gleichartige Entwicklung der Cultur und lebhaften Verkehr schliessen lassen. Engelhard fragt nun weiter, woher diese Cultur des 3. Jahrhunderts gekommen sei und antwortet: Einzelne Sachen sind ohne Zweifel römische, namentlich Münzen, ein Schild und ein Helm aus Süder-Brarup (den wir im Original hier betrachtet haben). Aber daneben zeigt sich ein barbarischer orientalischer Geschmack, dessen wahre Heimat aufzufinden noch nicht gelungen ist. Gräber dieser Periode sind gleichmässig vertheilt über das ganze Land, und da finden sich mannichfaltige Alterthümer, so dass das Land damals feste Bewohner gehabt haben muss. Die Gegenstände, welche sich ab und zu in halbfertigem Zustande finden, scheinen zu beweisen, dass jedenfalls einige Gegenstände im Lande selbst verfertigt wurden. Man hat auch an keiner andern Stelle Schwerter gefunden mit einer Schärfe und gebogener Angel, wie sie bei uns so häufig vorkommen. Diese scheinen daher nothwendig von nordischer Arbeit sein zu müssen.

Die ältesten Moorfunde im Schleswigschen zeigen verhältnissmässig den höchsten Grad der Cultur und die geringste Uebereinstimmung mit Gegenständen des Broncealters. In den folgenden Jahrhunderten zeigt sich ein Rückgang und zu gleicher Zeit eine unverkennbare Uebereinstimmung mit den Formen und Ornamenten des vorangegangenen Zeitalters. Der Redner erklärt sich das so: dass der Stamm, der die Eisencultur nach Dänemark brachte, sich nicht halten konnte auf seinem ursprünglichen Standpunkt, nachdem er losgerissen war von der Verbindung mit seiner Heimat. Er hat sich verbunden mit der damaligen Bevölkerung, deren Einfluss wieder das Uebergewicht erlangt hat. Und so kann man den Rückgang verstehen, der gerade in diesen Jahrhunderten sich in ganz Europa geltend machte. Solche Funde wie der in Hallstadt, zu Sesto Calende und an mehreren Stellen Italiens und der Schweiz, wo zusammen mit den dem Broncealter

eigenthümlichen Gegenständen sich Nachahmungen finden von denselben Formen aus Eisen gemacht, dürften am wichtigsten auf den Schluss des Broncealters bezogen werden. Solche Uebergangsfunde kennt man nicht aus dem scandinavischen Norden, wo die Eisencultur gleichsam auf einen Schlag eingeführt zu sein scheint. Die Beerdigungsgebräuche im ersten Abschnitt des Eisenalters waren sehr verschieden. In Nord- und Südjütland (Schleswig) verbrannte man fast immer die Leichen, auf Seeland beerdigte man dieselben, und auf Fühnen ist das Verhältniss zwischen beiden Begräbnissarten ungefähr gleich. Auf Bornholm hat der Amtmann Vedel im Laufe des letzten Jahres die ersten allgemeinen Begräbnissplätze entdeckt, die wir bis jetzt hier zu Lande aus dieser Periode gefunden haben.

Diese Uebersicht hatte für die Anwesenden um so grösseren Werth, da die Congressmitglieder vorher Gelegenheit hatten, die verschiedenen Sammlungen mit dem von Engelhard ausgeführten Catalog wiederholt zu betrachten. Je vorsichtiger Engelhard die unmittelbar aus den Thatsachen sich ergebenden Folgerungen ausgesprochen hat, desto sicherer sind sie nach einer Seite hin; doch ist schon bemerkt, dass wenn auch die Grenzen der vorliegenden Culturepoche auf einer Seite feststehen, doch manches für das wenigstens theilweise Zurückreichen in eine frühere Zeit spricht. Sind bisher auch keine älteren Runen nachgewiesen, so ist das Vorkommen neben römischen Inschriften, wie hier der Fall, ein Beweis für ein viel höheres Alter und ganz andern Ursprungs, eine Frage die E. hier ganz unberührt lässt. Die nächste Frage, wie und aus welchem Grunde sind diese Sachen in die Moore gekommen, die damals, wie das Nydammer Schiff zeigt, Meerbusen oder Landseen waren, diese Frage hat J. J. H. Worsaae zu beantworten gesucht in einem diesem Gegenstand gewidmeten Aufsatz in der Uebersicht der Verhandlungen der k. Gesellsch. der Wissensch. 1867. Er will nicht, wie man wohl sonst geneigt sein könnte anzunehmen und früher für wahrscheinlich hielt, zugeben, dass es Waffen und Werthsachen sind, die etwa ein geschlagener Feind auf der Flucht verbarg, um sie vielleicht dereinst unter günstigen Verhältnissen wieder heraus zu nehmen, sondern erklärt sie für Kriegsbeute, die der Sieger in Folge einer gewonnenen Schlacht gemäss eines vor der Schlacht gethanen Gelübdes den Göttern weihte und ins Wasser warf, wie uns dies als von den Cimbern nach einem Siege über die Römer geschehen ausdrücklich bezeugt ist (Orosius V, 17). Und diese Ansicht erklärt manche sonst ganz räthselhafte Funde.

Eine zweite Frage, wie sind die römischen Sachen nach Schleswig gekommen, versuchte ich bei Betrachtung der ausgestellten Gegenstände dahin zu beantworten, dass, da kein oder ein geringer Verkehr zu Lande mit den Römern nachweisbar, am wahrscheinlichsten anzunehmen wäre, sie seien auf Raubzügen zur See an den Küsten Frankreichs und Englands erbeutet. Herr Geh. Justizrath Michelsen aus Schleswig wies dagegen auf den wahrscheinlich damals lebhaften Handelsverker zwischen der Ostküste Schleswigs und Englands hin. Auf die wichtigste und schwierigste Frage, welches Volk war das siegende, welches das besiegte, giebt die Ueberlieferung keine Antwort. Da nach den gefundenen Münzen sich ergiebt, dass der südlichste Fund in Angeln der älteste, der nördlichere in Sundewitt später, der auf Fühnen der späteste, so scheint zu folgen, dass das siegende Volk von Süden vordrang; dann gehörten die gefundenen Sachen den früheren Bewohnern. Sollte das siegreiche Volk die Angeln sein? Doch ist die Sache noch nicht spruchreif und wird es vielleicht nie werden, wenn wir auch

über die Geschichte der Angeln in Schleswig vielleicht noch weitere Aufklärung erwarten dürfen.

Ueber die Verbindung mit dem Süden hat bekanntlich Wiberg durch sein Buch Ueber den Einfluss der klassischen Völker auf den Norden durch den Handelsverkehr. A. d. Schw. v. J. Mestorf Hambg. 1867, besonders in geographischer Beziehung wesentlich helleres Licht verbreitet. In chronologischer Beziehung tritt die Ab- und Zunahme des Verkehrs mit den Römern noch klarer hervor durch die Schrift von O. Montelius, Från Jernaldern, Stockholm 1869, wovon in Kopenhagen bereits zwei Hefte, in denen die Fundverzeichnisse in englischer Sprache bearbeitet sind, vorgelegt wurden.

Unter den ausgestellten Zeichnungen befanden sich auch zwei Facsimile's von Felsenbildern aus Schweden, welche schon an sich höchst merkwürdig, ganz besonders der Beachtung dieser Versammlung empfohlen werden dürfen, da sie sich aller Wahrscheinlichkeit nach auf die deutsche oder Deutschland und Scandinavien gemeinsame Heldensage und zwar auf die Sigurd- oder Sigfriedsage beziehen. Ich gebe Ihnen darüber ein durch Nachweisung anderer ähnlicher Denkmäler bereichertes Referat von Fräulein J. Mestorf in Hamburg, die vielen von ihnen bekannt sein wird als Uebersetzerin von S. Nilssons Stein- und Bronzealter und von Wibergs Schrift: Ueber den Einfluss der classischen Völker auf den Norden durch den Handelsverkehr. Frl. Mestorf hatte sich bereits vorher mit der Sigfriedsage beschäftigt, und bevor sie durch ihre Theilnahme an dem internationalen archäologischen Congresse in Kopenhagen mit den schwedischen Felsenbildern bekannt wurde, Darstellungen desselben Gegenstandes in norwegischen Sculpturen ihre Beachtung geschenkt, ja sogar vermuthet, dass auch wir in dem benachbarten Schleswig in dem Besitze eines ähnlichen Denkmals seien. Ihre Mittheilung lautet folgendermassen:

„Die beiden von Professor Carl Säve beschriebenen und erklärten Runensteine sind nicht erst neuerdings aufgefunden, sondern bereits von Rudbeck in seiner Atlantica abgebildet und von Peringsköld, Broemann, Dybeck u. a. gelesen worden. Merkwürdig genug hat keiner dieser Herrn die Bedeutung der Figuren geahnt und bleibt es Säve's Verdienst dieselbe zuerst erkannt zu haben. Beide Steine befinden sich in der Provinz Södermanland, am südlichen Mälarufer, der eine 1 M. von Strengnäs, der andere in der Nähe des Edelhofes Sundbyholm und über drei Stunden Wegs entfernt von dem vorbenannten. Die Figuren sind auf beiden Steinen dieselben, obgleich auf dem zweiten von geschickterer Hand eingehauen und deshalb leichter zu erkennen. Es sind Illustrationen zum Fafnismál: innerhalb eines Rahmens, der durch den sich um die Figuren schlingenden Wurm gebildet ist, sieht man den Baum mit den redenden Vögeln, den mit dem Schatze beladenen Grani, Regin mit seinen Schmiedewerkzeugen u. s. w. und endlich den Sigurd, welcher den Fafnir, wie es die Sage erzählt, von unten durchbohrt und dadurch ausserhalb des Rahmens zu stehen kommt. Die Inschriften sind in Stäben des jüngeren Futhork und stehen zu dem Bilde in keiner Beziehung. Auf dem einen Steine liest man, dass eine Frau Sigrid zum Gedächtnisse ihres Mannes einen Weg (bru) machen liess (und an dem Wege, sich und ihm zum ruhmvollen Andenken, das Denkmal errichtete), den anderen setzte Sinjor seinem Vater und dessen Waffenbruder zum Gedächtnisse. Professor Säve muthmasst, dass Sigrid und Sinjor sich für Nachkommen der Wölsunge hielten und ihren verstorbenen Anverwandten durch eine bildliche

Darstellung der Familientradition auf den ihnen errichteten Gedenksteinen eine besondere Ehre zu erweisen glaubten.

Aus Gründen, welche der Verfasser in seiner Abhandlung näher darlegt, glaubt er die Entstehung dieser Felsenbilder in das 11. Jahrh. verlegen zu müssen. Sie wären demnach älter als die Aufzeichnung des Eddaliedes. Da Schweden keinen Saxo und keinen Snorre Sturleson besitzt, so sind diese Bilder als Bestätigung, dass auch Svithiod Theil an dem nordischen Sagenschatze hat, von grossem Werthe. Hoffentlich werden diese ersten Beweise nicht die einzigen bleiben.

In Norwegen hat man schon vor mehrern Jahren ähnliche Darstellungen der Sigurdsage entdeckt. Nicolaysen erwähnt in dem 2. Hefte der von ihm herausgegebenen Norske Fornlevninger (Christiania 1863 S. 252 u. 779) einer kunstvoll geschnitzten Kirchenthür zu Veigusdal im Nedenes Amt. In verschiedenen Feldern oder Medaillons sieht man dort den Baum mit den redenden Vögeln, Sigurd wie er das Herz des Fafnir brät, den schmiedenden Regin, Sigurd sein Schwert prüfend, welches zerspringt, Sigurd und Regin ein neues Schwert schmiedend, und wie der Held den Zwerg tödtet. — Nicolaysen meint, die Arbeit trage den Character des 13. Jahrhunderts.

In demselben Amte befindet sich auf einem Landgute ein Vorrathshaus mit schön geschnitzten Thüren, die aus der zerstörten Kirche zu Hyllestad dorthin gekommen sein sollen (es heisst, der Besitzer des Gehöftes habe dieselben im Jahre 1838 beim Abbruche der Kirche gekauft). Die Arbeit ist besser und auch besser conservirt. Ausser den oben genannten Figuren sieht man hier noch das Pferd mit dem Schatze und den Gunnar in der Schlangengrube. — Den Gunnar mit der Harfe und von Schlangen umgeben sieht man auch auf einer Abbildung der Kirchenthüren von Opdal (*Norske Bygninger fra Fortiden udgivne af Foreningen til Norske Fortidsminnesmerkes Bevaring med Text af Nicolaysen.* H. 7. Taf. III).

In dem 1. Bericht der Schlesw. holst. lauenb. Gesellsch. f. Erh. d. vaterl. Alterth. 1836, macht Herr Pastor Augustini zu Nelsby in Angeln eine interessante Mittheilung über einen $3\frac{1}{2}$ F. grossen Stein in der Kirchenmauer des dortigen Gotteshauses. Obgleich stark verwittert, erkennt man doch in den darauf befindlichen Zeichnungen abgetheilte Felder und in diesen einen Vogel, ein Pferd nebst Reiter und einen Lindwurm. Herr A. fügte seinem Berichte eine Zeichnung des Steins bei. Sollte diese noch in Kiel vorhanden sein, so liesse sich vielleicht ermitteln, ob wir in diesem Nelsbyer Steine auch für Schleswig ein Sigurdbild gewonnen haben."

Diese Vermuthung hat sich nach meinem Urtheile als richtig erwiesen. Herr Professor Handelmann, der Vorsteher der hiesigen Sammlung heimischer Alterthümer, hat die Güte gehabt mir die Einsendung des Herrn Pastor Augustini nebst Abbildung des Steines anzuvertrauen. Ich habe dieselbe unter den Herrn circuliren lassen, damit Sie sich ein eigenes Urtheil bilden können. Der Drache liegt oben von rechts um den Rand des Steines, dessen untere Hälfte in vier oben abgerundete viereckige Felder getheilt ist. Leider sind die beiden zur Rechten so stark verwittert, dass sich keine Zeichnungen in denselben erkennen lassen; zur Linken aber sieht man in dem ersten Felde einen Vogel und in dem zweiten, wie Herr Pastor Augustini meint, ein Pferd mit Reiter; doch ist hier vielleicht kein Pferd, sondern ein zweiter Vogel zu erkennen. Ob die über dem Halse des Thieres sichtliche Figur eine menschliche, ist mindestens zweifelhaft. Abgesehen davon, dass die ganze Anlage keine Aehnlichkeit hat mit den

allgemein verbreiteten Darstellungen des heiligen Georg, der den Lindwurm ersticht, den Herr Pastor Augustini annehmen zu müssen glaubte, so scheint der Vogel kaum einen Zweifel darüber zu lassen, dass wir hier den Sigurd oder Sigfried zu erkennen haben, umsomehr wenn auch in dem zweiten Felde ein Vogel sich befindet. Ist dies richtig, so sind wir auch berechtigt zu der Annahme, dass ein zweiter Stein mit einer Inschrift, die Niemand lesen konnte und der sich nebst dem Relief in der zerstörten Kapelle zu Stolck befand, aus welcher das beschriebne Bildwerk nach Nelsby versetzt wurde, nicht Mönchs- sondern Runenschrift enthalten habe.

Betrachten wir den Stein im Ganzen, so scheint kaum anzunehmen, dass er ursprünglich für eine christliche Kirche bestimmt gewesen, sondern wie auch anderswo von Denkmälern, die in Kirchen eingemauert sind, mehrfach nachgewiesen ist, aus heidnischer Vorzeit stammt und als Gegenstand religiöser Verehrung, um den Sieg des Christenthums zu bezeichnen und zugleich die Heiden dadurch für die christliche Kirche zu gewinnen, in das Gotteshaus eingefügt wurde. An Beispielen, dass dies geschehen, fehlt es nicht. In der Schweiz giebt es eine Dorfkirche (Tüngenthal): „Unsre liebe Frau zum Hasen", so benannt nach einem Bilde, welches die Erdgöttin mit dem Hasen darstellt (Wolf, Zeitschr. f. Myth. u. Sittenk. I, woselbst mehrere derartige Beispiele vorkommen); in Chester wird eine aus heidnischer Zeit stammende Statue der Minerva als die heilige Maria verehrt (Stephens: Old-Northern Runes I, S. 462) und in den nordischen Reichen findet man häufig heidnische Runensteine in die Kirchenmauern eingefügt.

Auf die Aufforderung, mir mitzutheilen, ob jemandem ähnliche Denkmäler in anderen Theilen Deutschlands bekannt seien, erfuhr ich sogleich, dass auch in Süddeutschland jemand in einem alten Denkmal eine Abbildung aus der Sigfriedsage erkannt zu haben glaube, und ward mir weitere Auskunft versprochen. Man wird also alle Darstellungen, welche nach der bisherigen Auffassung die Kämpfe des heiligen Georg oder des Erzengels Michael betreffen, genauer zu untersuchen haben, ob sie alle richtig aufgefasst sind.

Dabei drängt sich die Frage auf, was der Grund sei, gerade diesen Mythus in heidnischer Zeit vor so vielen anderen bildlich darzustellen. Diese Denkmäler werden um so mehr beachtet werden müssen, da ihr Gegenstand auch den Stoff zu einem unserer beiden grossen Nationalepen geliefert hat.

Indem ich den Männern von Fach die Sache zu weiterem Nachdenken anempfehle, schliesse ich mit der Bemerkung, dass Frl. Mestorf demnächst die Abhandlung des Hrn. Prof. Säve ins Deutsche übersetzen wird, nachdem ihr behufs der Herstellung der dazu gehörenden Tafeln die Benutzung der lithographirten Steine von der schwedischen Akademie der Wissenschaften etc. gestattet worden ist. Sie wird die Arbeit erweitern durch Beschreibung und wenn möglich auch Abbildung der norwegischen Sculpturen, ferner des Anglischen Steines und dessen, was ihr bis zur Vollendung der Arbeit sonst zukommt.

Die Section begab sich hierauf in den gelben Saal des Schlosses, wo einige Stücke der ehemals Flensburger Alterthümersammlung und einige Nummern aus dem Kieler vaterländischen Museum zur Ansicht ausgestellt waren. Das Local des letzteren ward dann auch noch von einer Anzahl Mitglieder aufgesucht.

Dritte Sitzung am Donnerstag dem 30. September.

Den ersten Vortrag in dieser Schlusssitzung hielt Prof. Dr. Th. Creizenach aus Frankfurt a. M. über F. M. Klingers Jugend und Anfänge, eigentlich über die Streitfrage, ob Klinger in dem Hinterhause bei Goethes Vaterhaus geboren sei. Der Vortrag ist wesentlich, wie er zu Kiel gehalten ward, unter dem Titel Goethes und Klingers Geburtshäuser in den Preussischen Jahrbüchern XXV, 66—76 (Januar 1870) gedruckt zu lesen.

Es folgten Mittheilungen von Prof. Dr. Ign. Zingerle aus Innsbruck über die deutschen Sprachinseln in Südtirol. Dieselben sind fast wörtlich in den Bericht der Germania XV, 125—127 aufgenommen, auf den wir deshalb verweisen.

Der Vorsitzende verliess hierauf die Section, um in der allgemeinen Versammlung über die Verhandlungen der Germanisten zu berichten und gab das Präsidium an Prof. Th. Möbius ab.

Es sprach nun Dr. Bülau aus Hamburg über zwei vergessene Dichter, Uhlich und Paulli. Adam Gottfried Uhlich aus Elsterwerda ward hauptsächlich wegen seiner Wochenschrift Poetische Zeitungen erwähnt. Wilh. Adolph Paulli († 21. Aug. 1772 in Hamburg) hob der Vortragende hervor als vorlessingschen Bearbeiter der Parabel von den drei Ringen (enthalten in den Versuchen in verschiedenen Arten der Dichtkunst. Hamburg 1750) und als Herausgeber zweier Hamburger Wochenschriften: der Nachtisch und die Muse an der Niederelbe.

Für den noch angekündigten Vortrag von Dr. H. Dunger aus Dresden über das Volkslied im sächsischen Voigtlande fehlte leider die Zeit, da die von der Stadt Kiel den Philologen gebotene Fahrt nach Eutin schon um 11½ Uhr vor sich gehen sollte. Herr Dr. Dunger verzichtete deshalb auf das Wort. Wir können jetzt auf seine kleine Schrift: Ueber Dialekt und Volkslied des Voigtlands. Plauen 1870 als einen Ersatz des in Kiel nicht gesprochenen verweisen.

Der Vicepräsident Prof. Th. Möbius schloss hierauf die Sitzungen, nachdem er Leipzig als nächsten Versammlungsort und Prof. Dr. Fr. Zarncke als Präsidenten der Section daselbst angekündigt hatte. Prof. Bartsch aus Rostock sprach dem Präsidium und den Secretären den Dank der Versammelten zum Schlusse aus.

Verhandlungen der orientalistischen Section.

Auszug aus dem protocollarischen Berichte.

Erste Sitzung.

Kiel, d. 27. Sept. 1869.

Nachdem die siebenundzwanzigste Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten durch den Präsidenten eröffnet worden war, trat die Section der Orientalisten in dem ihr angewiesenen Local im Universitätsgebäude zusammen. Die erste Sitzung wurde nach Einzeichnung der Anwesenden in die Präsenzliste — die Gesammtzahl betrug 38 — kurz nach 11 Uhr durch den Präsidenten Herrn Prof. Nöldeke eröffnet, welcher die Versammlung mit einer Ansprache und einem kurzen Vortrag über die Aufgaben der semitischen Sprachwissenschaft und deren in nächster Zeit zu wünschende und theilweise auch zu erwartende Lösung begrüsste. Hierauf erfolgte die Constituirung des Büreaus und wurden auf Vorschlag des Präsidenten durch Acclamation Herr Prof. Dr. Redslob aus Hamburg zum Vicepräsidenten und die Herren Dr. Aug. Müller aus Halle und Cand. Nottebohm aus Berlin zu Schriftführern gewählt. Den Secretariatsbericht der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft erstattete Herr Prof. Gosche an Stelle des am 18. August 1869 heimgegangenen Herrn Prof. F. A. Arnold. Hierauf erfolgte die Berichterstattung über die Redaction durch H. Prof. Krehl und über die Angelegenheiten der Bibliothek der D. M. G. durch Herrn Prof. Gosche. Nach Erledigung anderer auf die Führung der Geschäfte der D. M. G. bezüglichen Angelegenheiten und Festsetzung der Tagesordnung für die zweite Sitzung wurde die erste Sitzung nach 12 Uhr geschlossen.

Zweite Sitzung.

Kiel, d. 28. Sept. 1869.

Eröffnung der Sitzung um 9 Uhr. Der Präsident theilte nach Verlesung des Protokolles über die erste Sitzung einen an ihn adressirten Brief der Herren Dr. Prym und Socin aus Damaskus in neusyrischer Sprache mit, in welchem dieselben der Versammlung ihre Grüsse übersendeten. Herr Prof. Fleischer knüpfte daran zugleich mit Bezugnahme auf einen früheren Brief Dr. Socin's eine Bemerkung über den Malik Ḥanna, den er für identisch mit dem Priester Johannes erklärte. Nachdem hierauf einige geschäftliche Angelegenheiten der D. M. G. erledigt worden waren, erstattete Herr

Prof. Gosche den wissenschaftlichen Jahresbericht über die während des Jahres 1868/69 erschienenen Arbeiten auf sämmtlichen Gebieten der morgenländischen Sprach-, Cultur- und Literaturwissenschaft. Schluss der Sitzung $^3/_4$11 Uhr.

Dritte Sitzung.

Kiel, d. 29. Sept. 1869.

Eröffnung der Sitzung um 9 Uhr. Der in der zweiten Sitzung festgesetzten Tagesordnung gemäss erfolgte zunächst die Wahl von drei Mitgliedern der D. M. G. in den Vorstand derselben. Gewählt wurden: die Herren Prof. Fleischer (Leipzig), Nöldeke (Kiel), Baron von Schlechta-Wssehrd (Wien), so dass der Gesammtvorstand der Gesellschaft zur Zeit aus folgenden Herren besteht: Geschäftsleitender Vorstand: Gosche, Schlottmann (Halle), Fleischer, Krehl (Leipzig). Weiterer Vorstand: Delitzsch, Gildemeister, Nöldeke, Pott, Spiegel, von Schlechta-Wssehrd, Vullers. Zum Präsidenten der nächsten in Leipzig abzuhaltenden Orientalisten-Versammlung wurde Herr Prof. Fleischer gewählt. Hierauf hielt Herr Prof. M. A. Levy (Breslau) einen Vortrag über die phönikische Inschrift von Puteoli, welche Gildemeister im 23. Bande der Zeitschrift der D. M. G. mitgetheilt hat, und über eine bereits in Gesenius Monumenten veröffentlichte maltesische Inschrift, und Herr Prof. Julius Oppert (Paris) über die von ihm jüngst entdeckte turanische Ursprache Chaldäa's, welche er die simerische nennt. Schluss der Sitzung um 11 Uhr.

Vierte Sitzung.

Kiel, d. 30. Sept. 1869.

Beginn der Sitzung um $8^3/_4$ Uhr. Nach Erledigung einiger geschäftlicher Angelegenheiten hielt Herr Prof. von Gutschmid einen Vortrag über Moses von Chorene und seinen Werth als Geschichtschreiber. Schluss der Sitzung um 10 Uhr.

Jul. Koch gez

Digitized by Google

VERHANDLUNGEN

DER

ACHTUNDZWANZIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

LEIPZIG

VOM 22. BIS 25. MAI 1872.

LEIPZIG.
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1873.

Digitized by Google

Inhalt.

Verzeichniss der angemeldeten Mitglieder.

Abendroth, Dr., Oberlehrer in Dresden.
Achtert, Realschullehrer in Delitzsch.
Ackermann-Teubner, Albert, Buchhändler in Leipzig.
Albrecht, Dr., Gymnasiallehrer in Leipzig.
Albrecht, Gymnasiallehrer in Zittau.
Albrecht, aus Braunschweig.
Albrecht, Dr., aus Ilfeld.
Althans, Dr., Gymnasiallehrer in Spandau.
Aly, F., Candidat des höheren Schulamts in Magdeburg.
Amthor, Dr., aus Dresden.
Angermann, Dr., Oberlehrer in Meissen.
Anton, Dr., Gymnasiallehrer in Halberstadt.
Apelt, Dr., aus Weimar.
Arnold, Dr., Oberlehrer in Annaberg.
Arras, Director in Bautzen.
Ascherson, Dr. F., aus Berlin.
Asher, Dr. David, aus Leipzig.
Auffarth, Dr., Realschullehrer in Ludwigslust.
Autenrieth, Dr., Professor in Erlangen.
Axt, Stud. philol. aus Niederstriegis in Leipzig.

Bachmann, P., Gymnasiallehrer in Berlin.
Bachmann, Oberlehrer in Delitzsch.
Baehrens, Dr. Emil, aus Leipzig.
Ballas, Dr., Gymnasiallehrer in Trzemeszno.
Bamberger, Th., Gymnasiallehrer in Schwerin in Mecklenburg.
Bardt, Dr., aus Berlin.
Bartels, Dr., Rector einer höheren Töchterschule in Delitzsch.
Bartsch, Prof. in Heidelberg.
Baumeister, Dr. A., Provinzialschulrath in Strassburg.
Baumgarten, Dr. H., Gerichtsassessor in Leipzig.
Baur, Dr., Professor der Theologie in Leipzig.
Becker, Dr. Paul, wirkl. Staatsrath in Dresden.
Benecke, Dr., Gymnasialdirector in Elbing.
Beneke, Oberlehrer in Berlin.
Benseler, Dr., Gymnasiallehrer in Eisenach.
Berch, Dr., Gymnasiallehrer in Kiel.
Berdez, J., Oberlehrer in Dessau.
Berent, Gust., Realschullehrer in Berlin.
Berger, Dr. H., aus Leipzig.
Berlit, Bruno, Gymnasiallehrer in Hersfeld.
Berlit, Stud. philol. in Leipzig.
Bernhard, Dr. J., Gymnasiallehrer in Bautzen.
Bernhardi, Dr., Gymnasiallehrer in Chemnitz.
Bernhardt, Dr., Professor in Wittenberg.
Bernoulli, Dr., aus Basel.
Bertram, Professor in Pforte.
Bieling, Dr., Oberlehrer an der Sophien-Realschule in Berlin.
Blasendorff, Dr., Gymnasiallehrer in Stargard.
Blass, Dr., Gymnasiallehrer in Magdeburg.
Blass, Dr., Oberlehrer in Berlin.
Blümner, Dr., Gymnasiallehrer in Breslau.
Bobertag, Dr., aus Breslau.
Bodenstein, Gymnasiallehrer in Merseburg.
Böhlan, Oberlehrer in Heiligenstadt.
Böhme, Dr., Oberlehrer in Pforte.
Boelcke, Dr., Gymnasiallehrer in Berlin.
Bolle, Oberlehrer in Ludwigslust.
Bolze, Dr., Conrector in Cottbus.
Bormann, Dr., aus Berlin.
Bosse, Stud. philol. in Leipzig.
Böthlingk, Dr., aus Jena.
Böttger, Prof. in Dessau.
Botzon, Dr., Oberlehrer in Frankfurt a. O.
Brandes, Dr. H., Professor in Leipzig.
Brandis, Eduard, Cand. prob. in Naumburg a. S.
Brandstätter, Prof. in Danzig.
Brandt, H., Oberlehrer in Cöthen.
Bratuschek, Dr., Oberlehrer in Berlin.
Braun, Dr., Gymnasiallehrer in Fulda.
Braune, Gymnasiallehrer in Guben.
Braune, Dr. W., aus Leipzig.
Bräuning, Dr., Gymnasiallehrer in Halle.
Braut, Dr., Prorector in Köslin.
Bräutigam, Dr. J. A., Oberlehrer zu St. Thomä und Director der Buchhändlerlehranstalt in Leipzig.
Brecher, Dr., Oberlehrer.
Breithaupt, Gymnasiallehrer in Guben.
Brentano, Dr., aus Frankfurt.
Breysig, Dr., Oberlehrer in Erfurt.
Brock, Schulrath in Dessau.
Brockhaus, Dr. H., Buchhändler in Leipzig.
Brockhaus, Dr., Professor in Leipzig.
Brockhaus, Rudolph, Buchhändler in Leipzig.
Brugsch, Dr. H. B., Professor z. Z. in Wien.
Brugsch, Stud. philol. in Göttingen.
Brunnemann, Dr., Director der Realschule in Elbing.
Bubendey, Dr., Oberlehrer in Hamburg.
Bubendey, Professor in Hamburg.
Buchbinder, Professor in Pforte.
Büchsenschütz, Dr., Professor in Berlin.
Burchardi, Stud. philol. aus Erfurt.
Burgsdorf, v., Kreisdirector in Leipzig.
Burmann, Dr., Gymnasiallehrer in Landsberg a. W.
Burmester, Conrector in Ratzeburg.
Bursian, Dr. C., Professor in Jena.
Busch, Dr., Professor in Meissen.
Busch, Rector in Schwerin a. W.
Bussenius, Dr. C., Gymnasiallehrer in Torgau.
Buth, Gymnasiallehrer in Putbus.

Carus, Prof. in Leipzig.
Caspari, Professor C. A., Realschuldirector in Chemnitz.
Cauer, Dr., Gymnasialdirector in Danzig.

Chalkiopulos, N., Stud. philol. in Leipzig.
Ciala, Gymnasiallehrer in Pyritz.
Classon, Dr. Joh., Gymnasialdirector in Hamburg.
Clemen, Dr., Professor in Grimma.
Clemm, Dr. Wm., Professor in Giessen.
Creizenach, Stud. philol. aus Frankfurt a. M.
Creizenach, Prof. in Frankfurt a. M.
Cron, Dr. Chr., Prof. in Augsburg.
Curtius, Dr. Ernst, Professor in Berlin.
Curtius, Dr. Georg, Professor in Leipzig.
Curtius, Dr. Carl, Gymnasiallehrer in Wesel.
Czensny, Dr., Gymnasiallehrer in Ohlau.
Czwalina, Dr. Karl, Gymnasiallehrer in Höxter.

Danz, Professor in Jena.
Delbrück, Dr., Professor in Jena.
Delitzsch, Dr. Fr., Professor der Theologie in Leipzig.
Dickmann, Dr., aus Breslau.
Diestel, Dr., Professor in Dresden.
Dietrich, Dr., Gymnasialdirector in Erfurt.
Dietsch, Professor Dr. Rudolph, Rector a. D. in Leipzig.
Dietze, Dr., Gymnasiallehrer in Wittenberg.
Dihle, Director in Seehausen.
Dindorf, W., Professor in Leipzig.
Dinter, Dr. Bernh., Professor in Grimma.
Doebbelin, Dr., aus Berlin.
Dods, Lehrer in Leipzig.
Dohmke, Dr., Gymn.-Oberlehrer in Leipzig.
Domeier, Dr., Gymnasiallehrer in Leipzig.
Domke, Oberlehrer in Breslau.
Döring, Dr., Gymnasiallehrer in Leipzig.
Dorschel, Dr. R., Gymnasiallehrer in Stargard in Pommern.
Dorschel, Dr. Emil, aus Gera.
Dreukhahn, Gymnasiallehrer in Merseburg.
Drescher, Dr., Realschullehrer in Crefeld.
Dressler, Dr., Oberlehrer in Bautzen.
Drewes, Oberlehrer in Braunschweig.
Dryander, Prof. in Halle.
Duden, Dr., Gymnasialdirector in Schleiz.
Dühr, Dr., Conrector in Friedland.
Dümichen, Professor in Berlin.
Dungor, Dr., Oberlehrer in Dresden.
Düntzer, Dr. H., Professor und Bibliothekar in Köln a. Rh.

Ebeling, Dr., Gymnasialdirector in Celle.
Ebeling, Dr., Oberlehrer in Wernigerode.
Ebers, Dr. G., Prof. in Leipzig.
Eberstein, Freiherr von, aus Gehofen in Thüringen.
Ebert, Dr. Adolph, Prof. in Leipzig.
Eckstein, Prof. Dr., Rector der Thomasschule in Leipzig.
Eckstein, Stud. philol. in Leipzig.
Eckstein, Anton, Dr. med. in Leipzig.
Eckstein, Max, Rechtsanwalt in Leipzig.
Eigenbrodt, Stud. philol. aus Steinbach in Hessen.
Einhorn, F. W., Königl. Bair. Consul und Buchhändler in Leipzig.
Einhorn, Th., Stadtrath und Buchhändler in Leipzig.
Ellger, Dr., Gymnasiallehrer in Berlin.
Elze, Professor in Dessau.
Endemann, Dr., aus Zeitz.

Engelhardt, Gymnasialdirector a. D. in Danzig.
Engelmann, Dr. R., Gymnasiallehrer in Berlin.
Engelmann, Dr. Wilh., in Leipzig.
Erbe, Präceptor in Stuttgart.
Erdmann, Dr., Gymnasiallehrer in Stendal.
Erdmann, Dr., Prof. der Philos. und Pädagog. in Halle.
Erler, Prof. Dr. Max, Director des Gymnasiums zu Zwickau.
Erler, Stud. philol. in Leipzig.
Erman, W., Stud. philol. in Leipzig.
Esau, C., Gymnasiallehrer in Corbach.

Fabian, Dr. Ernst, Oberlehrer in Zwickau.
Falkenstein, Dr. v., K. S. Staatsminister in Dresden.
Fechner, Dr., Reallehrer in Erfurt.
Ferwer, Dr., Reallehrer in Magdeburg.
Fiedler, Dr. Conrad, in Leipzig.
Fink, Gymnasiallehrer in Ratzeburg.
Fischer, Dr. William, aus Dresden.
Fischer, Gymnasiallehrer in Wernigerode.
Fischer, Dr. Wilhelm, Director der höheren Bürgerschule in Bernburg.
Fischer, Dr., Conrector in Schleiz.
Fischer, Dr. Ferd., aus Hannover.
Flade, Gymnasiallehrer in Halle a. S.
Flathe, Dr. A., Professor in Meissen.
Fleckeisen, Dr. A., Professor in Dresden.
Fleischer, Dr. theol., Professor in Leipzig.
Fleischer, Dr. ph., aus Bautzen.
Flügel, Dr. Felix, aus Leipzig.
Flügel, Dr., aus Leipzig.
Forssmann, Stud. philol. in Leipzig.
Förstemann, E., Oberbibliothekar in Dresden.
Förstemann, Dr. Jos., Custos der Univ.-Bibliothek in Leipzig.
Förster, Dr., Gymnasiallehrer in Görlitz.
Förster, Dr., Oberlehrer in Güstrow.
Förster, Dr. B., aus Berlin.
Frahnert, Dr., Realschullehrer in Görlitz.
Frahnert, Oberlehrer in Halle a. S.
Frank, Dr., Gymnasiallehrer in Eisenberg.
Franke, Dr. Aug., Oberlehrer in Celle.
Franke, Prof. Dr., Gymnasialdirector in Freiberg i. S.
Franke, Dr., Gymnasiallehrer in Erfurt.
Franke, Dr., Conrector in Torgau.
Fränkel, Stud. philol. in Berlin.
Franz, G., Stud. philol. aus Meissen.
Frederichs, Dr., Oberlehrer in Berlin.
Freyer, Dr., aus Ilfeld.
Fricke, Dr., Gymnasiallehrer in Hildesheim.
Friedberg, Dr. E. R., Professor der Rechte in Leipzig.
Friedländer, Dr. Ernst, Oberlehrer in Berlin.
Friedlein, Dr., Studienrector in Hof.
Friedrich, Gymnasiallehrer in Mühlhausen i. Th.
Fritsch, Adolf, Stud. philol. in Leipzig.
Fritzsche, Dr., Professor in Rostock.
Fritzsche, Dr., Oberlehrer in Güstrow.
Fritzsche, Dr. A. T. H., Prof. in Leipzig.
Fritzsche, Stud. philol. in Leipzig.
Frohberger, Dr., Professor in Chemnitz.
Fulda, Dr. A., Rector in Sangerhausen.
Fürst, Dr. Jul., Professor in Leipzig.

Gabelentz, von der, Geheimerath in Poschwitz.
Gasda, Dr. A., Oberlehrer in Lauban.
Gebauer, Dr. G. A., Professor und Conrector in Zwickau.
Gebhardt, Dr., Gymnasial-Oberlehrer in Leipzig.
Gehser, Dr., Professor in Eisleben.
Geddes, William D., M. A., Professor an der Universität Aberdeen in Schottland.
Gehring, Dr. A., Gymnasiallehrer in Gera.
Geibel jun., C., Buchhändler in Leipzig.
Geist, Oberlehrer in Halle.
Gelbe, Dr., Oberlehrer in Döbeln.
Gemss, G., Gymnasiallehrer in Berlin.
Genthe, Dr. H., Oberlehrer in Frankfurt a. M.
Gerber, Dr. v., K. S. Minister des Cultus und öffentlichen Unterrichts in Dresden.
Gerhard, Dr., Professor in Liegnitz.
Gerhardt, Dr., Prof. in Eisleben.
Gerike, Dr. phil., aus Leipzig.
Gerland, Dr. G., aus Halle.
Gersdorf, Dr. E., Geh. Hofrath und Oberbibliothekar in Leipzig.
Gerth, Dr., Gymnasiallehrer in Leipzig.
Gilbert, Dr., Geh. Kirchenrath in Dresden.
Gilbert, Dr., Gymnasiallehrer in Gotha.
Gilbert, Stud. philol. aus Bautzen.
Gisel, Dr., aus Leer.
Gloël, Dr., Gymnasiallehrer in Magdeburg.
Goldmann, Dr. Friedr., Gymnasiallehrer in Halle.
Goldschmidt, Dr. S., Professor in Berlin.
Goldschmidt, Pfarrer in Treppendorf.
Göll, Dr., Prorector in Schleiz.
Goerke, Dr., Gymnasiallehrer in Burg.
Gosche, Dr. R., Professor in Halle.
Götting, Oberlehrer in Torgau.
Götz, Stud. philol. in Leipzig.
Goetze, Dr., Prof. am Cadettenhause in Dresden.
Götze, Dr., Professor in Magdeburg.
Grabo, Dr., Gewerbsschuldirector in Danzig.
Gräfenhan, Dr., Gymnasiallehrer in Eisleben.
Grassmann, Professor in Stettin.
Greger, Cand. philol. in Zerbst.
Gressler, Dr., Lehrer an der Realschule in Erfurt.
Gröber, Professor in Zürich.
Gropius, Rich., Gymnasiallehrer in Naumburg a. S.
Grosch, Dr., Oberlehrer in Wernigerode.
Gross, C., Gymnasiallehrer in Brandenburg a. H.
Groessler, Dr. Hermann, Gymnasiallehrer in Eisleben.
Grossmann, Superintendent in Grimma.
Grossmann, Rector in Baireuth.
Grulich, Gymnasiallehrer in Halle.
Grumme, Dr. A., Gymnasialdirector in Gera.
Grunicke, Reallehrer in Iserlohn.
Guhrauer, Gymnasiallehrer in Breslau.
Günther, Dr. Fr., Gymnasialdirector und Prof. in Bernburg.
Günther, Oberlehrer aus Delitzsch.
Guthe, Dr., aus Hannover.
Guttmann, Dr., Gymnasiallehrer in Hirschberg.

Haacke, Dr., Oberlehrer in Burg b. Magdeburg.
Haacke, Dr., Oberlehrer in Hirschberg i. Schl.
Haacke, Dr., Gymnasialdirector in Torgau.
Haage, R., Gymnasialdirector in Lüneburg.
Haake, Gymnasiallehrer in Putbus.
Habich, Ed., aus Boston, Nordamerika.
Hähler, Stud. philol. in Leipzig.
Habrucker, P., Stud. philol. aus Gumbinnen.
Hache, Rich., Realschullehrer in Witten a. Ruhr.
Hachmeister, Prorector in Hildesheim.
Hädicke, Professor in Pforte.
Haecker, Dr. Fr., Oberlehrer in Berlin.
Haegele, Professor in Culm.
Hagen, Dr. von, Gymnasiallehrer in Mühlhausen in Th.
Hahn, Dr., Oberlehrer in Salzwedel.
Hamdorff, Dr., Oberlehrer in Guben.
Hammer, Dr., Prof. in Zerbst.
Hanncke, Dr. G., Gymnasiallehrer in Colberg.
Hannke, E., Gymnasiallehrer in Landsberg a. W.
Häntzsche, Dr. med., aus Dresden.
Harczyk, Dr. Ignaz, aus Berlin.
Harich, Oberlehrer in Dresden.
Harms, Schulrath in Hamburg.
Hartel, Dr., Prof. in Wien.
Härtel, Gymnasiallehrer in Stendal.
Hartmann, Stud. orient. in Leipzig.
Hartung, Dr., Oberlehrer in Wittenberg.
Hartung, Dr. G., Oberlehrer in Wittstock.
Hartung, Dr., Gymnasiallehrer in Magdeburg.
Hartwig, Dr., Gymnasiallehrer in Cassel.
Hartz, Dr., Gymnasiallehrer in Frankfurt a. O.
Hasper, Dr., Gymnasialdirector in Gr.-Glogau.
Hasper, Dr. Richard, Gymnasiallehrer in Naumburg a. S.
Hasper, Dr. Theodor, Gymnasiallehrer in Leipzig.
Haushalter, Gymnasiallehrer in Lüneburg.
Haym, Prof. in Halle.
Haym, Dr., Oberlehrer in Halle.
Hedicke, Dr. Edmund, Oberlehrer in Bernburg.
Heerhaber, Oberlehrer in Iserlohn.
Heine, Dr., Gymnasialdirector in Breslau.
Heinichen, Prof. Dr. A., aus Leipzig.
Heinze, Dr., Prof. in Cöthen.
Heller, Dr., Adjunct in Berlin.
Henke, Dr., aus Dresden.
Hense, Dr. O., Gymnasiallehrer in Halle.
Hentschel, Stud. philol. in Leipzig.
Hentschel, Dr., aus Salzwedel.
Herbst, Dr., Professor in Hamburg.
Herbst, Dr. W., Probst in Magdeburg.
Hermann, F. C., Oberlehrer in Berlin.
Hermann, Dr., Prof. in Leipzig.
Herrig, Dr., Prof. in Berlin.
Hertel, Gymnasiallehrer in Torgau.
Hertzberg, Professor Dr., Gymnasialdirector in Bremen.
Herzog, Dr., Professor in Tübingen.
Herzog, Realschullehrer in Ludwigslust.
Hettner, Dr., Prof. in Dresden.
Heussi, Dr., Conrector in Parchim.
Heussner, Dr. Fr., Gymnasiallehrer in Cassel.
Hickmann, W., Oberlehrer in Dresden.
Hiecke, Dr. Hermann, Gymnasiallehrer in Berlin.
Hildebrand, Dr. R., Prof. in Leipzig.
Hildebrand, Dr. Karl, aus Leipzig.
Himly, K., Consulatsdolmetscher in China.
Hinck, Dr. Hugo, aus Rom.
Hirsch, Dr., Prof. in Breslau.
Hirt jun., Buchhändler in Breslau.
Hochheim, Dr., Oberlehrer in Buckau.

Hoffmann, Gymnasiallehrer in Burg.
Hoffmann, Professor in Wien.
Hoffmann, Dr., aus Göttingen.
Hölbe, Dr., Director in Dresden.
Holländer, Dr., Gymnasiallehrer in Berlin.
Holm, Dr. Ad., Oberlehrer in Lübeck.
Hölscher, Dr., Gymnasialdirector in Recklinghausen.
Holstein, Dr., Oberlehrer in Magdeburg.
Holtze, Dr. F. W., Professor in Naumburg.
Holtze, Otto, Buchhändler in Leipzig.
Holzamer, Dr. Jos., Prof. an der Handelsakademie in Prag.
Horn, Dr., Oberlehrer in Schleswig.
Hornick, Pfarrer in Bautzen.
Hubatsch, Dr., Gymnasiallehrer in Görlitz.
Hubert, Gymnasiallehrer in Freienwalde a. O.
Hübner, Cand. der Philol. in Kleinhelmsdorf bei Naumburg.
Hülsen, Professor, Mathematicus in Naumburg.
Hülsse, Gymnasiallehrer in Magdeburg.
Hülssen, Dr., Oberlehrer in Charlottenburg.
Hultgren, Dr. Fr. C., Oberlehrer in Leipzig.
Hultsch, Dr., Rector der Kreuzschule in Dresden.
Hunger, Dr., Professor am Gymnasium in Hildburghausen.
Hutt, Dr. Eduard, aus Brandenburg a. H.

Jacobi, Dr., Gymnasiallehrer in Leipzig.
Jacobsen, Gymnasiallehrer in Berlin.
Jaop, Dr., Gymnasiallehrer in Eutin.
Jahn, Otto, Realschullehrer in Kiel.
Jahn, M., Gymnasiallehrer in Berlin.
Jahnsson, Dr. A. W., aus Finnland.
Jancovius, Dr., Oberlehrer in Dresden.
Jänicke, Dr., aus Berlin.
Jänisch, Dr. J., aus Dresden.
Janke, Dr., Gymnasiallehrer in Colberg.
Jeep, Dr., Gymnasiallehrer in Leipzig.
Jentzsch, Dr., Rector der höheren Bürgerschule in Fürstenwalde.
Jessen, Gymnasialdirector in Hadersleben.
Ilberg, Dr., Rector der Fürstenschule in Meissen.
Imelmann, Dr., aus Berlin.
Imhoof, Dr., Prof. in Winterthur.
Imme, Stud. philol. aus Culm.
Job, M., Rector der Annen-Realschule in Dresden.
Johnson, Dr. Eduard, Gymnasiallehrer in Plauen i. V.
Jolly, Dr., aus Berlin.
Jordan, Dr. M., aus Leipzig.
Israel, Reallehrer und Pfarrer in Hanau.
Jülg, Dr., Prof. in Innsbruck.
Jung, Dr., Gymnasiallehrer in Inowraclaw.
Jungmann, Dr., Gymnasiallehrer in Leipzig.
Jürgenson, F. J., Stud. philol. in Leipzig.
Justi, Dr., Professor in Marburg.

Kacer, Dr., Oberlehrer in Berlin.
Kägi, Dr. Adolph, aus Dresden.
Kalmus, Dr. J., Oberlehrer in Pyritz.
Kaplanides, Dr., aus Griechenland.
Kasten, Cand. philol. in Demmin.
Kaufmann, Dr., aus Göttingen.
Kautzsch, Dr. E. F., Professor in Leipzig.
Kayser, Rector in Delitzsch.
Kayser, Dr., Professor in Erfurt.

Keil, H., Professor in Halle.
Kempf, Dr., Gymnasialdirector in Berlin.
Kerber, Dr. Arthur, aus Rathenow.
Kern, Dr., Director der Louisenstädtischen Gewerbschule in Berlin.
Keuffel, Gymnasiallehrer in Ilfeld.
Kindscher, Professor in Zerbst.
Kirchhoff, Julius, Lehrer in Leipzig.
Klatt, Stud. philol. in Berlin.
Kleemann, Dr., aus Halle.
Kloiber, Realschuldirector in Berlin.
Klein, Dr. K., Gymnasiallehrer in Worms.
Kleinschmidt, Gymnasiallehrer in Torgau.
Kleist, Dr., Gymnasiallehrer in Stargard.
Klix, Dr., Provinzialschulrath in Berlin.
Klohn, Gymnasiallehrer in Guben.
Kloppo, Dr., aus Halle.
Kloss, Dr., Professor in Bautzen.
Klotz, Dr., Gymnasiallehrer in Zittau.
Kluge, Dr. Herm., Professor in Altenburg.
Knappe, Oberlehrer in Wittenberg.
Knauer, Dr., Gymn.-Oberlehrer in Leipzig.
Kneisel, Dr., Gymnasiallehrer in Naumburg a. S.
Kober, Dr. Julius, Oberlehrer in Grimma.
Koch, Dr., Oberlehrer an der Thomasschule in Leipzig.
Koch, Dr., Professor in Eisenach.
Koch, Professor in Pforte.
Koch, Dr., Oberlehrer in Grimma.
Koch, Dr. K., aus Braunschweig.
Köhler, Dr., Oberlehrer in Dresden.
Köhler, Dr. Reinhold, aus Weimar.
Köhn, Dr., Gymnasiallehrer in Guben.
Kolbe, Dr., Oberlehrer in Stettin.
Köpert, Dr., Professor in Altenburg.
Köpler, L. H., Stud. philol. in Leipzig.
Köpp Dr., Director des Realgymnasiums in Eisenach.
Korpitzky, Dr., aus Berlin.
Kortegarn, Dr. Arthur, Realschulvorsteher in Bonn.
Körting, Dr., Oberlehrer in Dresden.
Kowalleck, Oberlehrer in Gera.
Krahner, Dr., Gymnasialdirector in Stendal.
Kramarczik aus Heiligenstadt.
Krause, Dr., Oberlehrer in Zerbst.
Kraushaar, Dr., aus Rostock.
Krehl, Dr., Professor und Oberbibliothekar in Leipzig.
Krenkel, Dr. M., aus Dresden.
Kretschmann, Dr., Gymnasiallehrer in Güstrow.
Kreuzlein, Dr., Oberlehrer in Nordhausen.
Kroschel, Dr., Gymnasialdirector in Arnstadt.
Krosta, Dr., Gymnasiallehrer in Königsberg i. P.
Krüger, Dr. Gust., Oberlehrer in Halle a. S.
Krumbiegel, Dr., Oberlehrer in Dresden.
Kruse, Dr., Gymnasialdirector in Greifswald.
Küchenmeister, Stud. philol. aus Braunschweig.
Kuhlenbeck, Rud., Gymnasiallehrer in Osnabrück.
Kuhn, Prof. Dr. A., Gymnasialdirector in Berlin.
Kuhn, Dr. E. W. A., aus Halle.
Kuhn, Gymnasiallehrer in Salzwedel.
Kühn, Dr. H., Director in Leipzig.
Kühne, Ed., Reallehrer in Magdeburg.
Kühner, Dr. Rud., Gymnasiallehrer in Spandau.
Kümmel, Stud. philol. in Leipzig.

Labes, Dr., Gymnasiallehrer in Rostock.
Lachmann, F., Professor in Zittau.

Lammert, Stud. philol. in Leipzig.
Lamparter, Professor in Stuttgart.
Lamprecht, Professor in Chemnitz.
Lange, Dr. Ludwig, Professor in Leipzig.
Lange, Dr. M., aus Leipzig.
Lange, Dr. Gustav, Realschullehrer in Berlin.
Lange, Prof. Dr., Director am Kgl. Friedr.-Gymnas. in Breslau.
Lange, Stud. philol. aus Frankenberg.
Lasson, Dr., Oberlehrer in Berlin.
Laudien, C. F., Gymnasiallehrer in Berlin.
Lauer, Dr. W., Gymnasiallehrer in Wetzlar.
Lechner, Max, Professor in Hof.
Le Clerc, C., Subrector in Gollnow.
Lehmann, Dr., Gymnasiallehrer in Wernigerode.
Lehmann, Dr., Gymnasiallehrer in Leipzig.
Lehmann, Stud. philol. in Leipzig.
Leist, Dr., Gymnasiallehrer in Magdeburg.
Leitzmann, Dr. G., Oberlehrer in Magdeburg.
Lemke, Gymnasiallehrer in Stettin.
Leonhardt, Dr., Oberlehrer in Plauen.
Lepsius, Dr., Professor in Berlin.
Leskien, Dr., Professor in Leipzig.
Leuckart, Professor in Leipzig.
Leutsch, Hofrath E. von, Professor in Göttingen.
Liebhold, Gymnasiallehrer in Stendal.
Liebrecht, Felix, Professor in Lüttich.
Lienhardt, Professor in Baireuth.
Liesske, Dr. C. Rob., Conrector in Dresden.
Lindfors, Professor in Lund.
Lindner, Dr. G., Gymnasialdirector in Hirschberg.
Lindner, M. T. Br., Stud. philol in Leipzig.
Linsmayer, Rector und Professor in München.
Lipke, Dr., Reallehrer in Erfurt.
Lippold, Dr. Fr.
Lipsius, Dr. H. J., Prof. u. Rector der Nicolaischule in Leipzig.
List, F., Buchhändler in Leipzig.
Löhbach, Dr. Rud, Rector in Andernach.
Lohe, G., Lehrer an der Realschule in Halle.
Lortzing, Dr., Professor in Berlin.
Loeschcke, Stud philol. et hist. aus Penig.
Lothholz, Dr., Gymnasialdirector in Zeitz.
Lübben, Dr. A., Gymnasiallehrer in Oldenburg.
Lübbert, Dr., Professor in Giessen.
Lucae, Dr., Professor in Marburg.
Ludwig, Dr. Fritz, Lehrer an der Luisenstädt. Gewerbschule in Berlin.

Mahn, Dr., aus Berlin.
Mainz, Dr., Realschullehrer in Ludwigslust.
Mämpel, Lehrer in Weissenfels.
Mangold, Bernh., Stud. philol. in Leipzig.
Mankel, Wilh., Reallehrer in Hanau.
Männel, Dr. Rud., Realschullehrer in Gera.
Manns, Karl, Stud. philol. in Leipzig.
Mänsz, Oberlehrer in Magdeburg.
Marbach, Dr., Professor in Breslau.
Matern, Dr., aus Leipzig.
Mätzner, Ed., Professor in Berlin.
Mayhoff, Dr., Professor in Dresden.
Mehlich, Gymnasiallehrer in Eisleben.
Meierheim, Karl, Stud. philol. in Leipzig.
Meissner, Dr. Carl, Oberlehrer in Bernburg.
Meister, Dr., Oberlehrer in Breslau.
Meister, Dr., in Dresden.

Meltzer, Dr., Oberlehrer in Dresden.
Mendelssohn, Stud. philol. aus Oldenburg.
Menge, Dr., aus Weimar.
Menzer, Dr. Otto, Gymnasiallehrer in Berlin.
Merbach, Gymnasiallehrer in Leipzig.
Metger, C. H., Gymnasiallehrer in Flensburg.
Meurer, Dr., aus Weimar.
Meusel, H., Gymnasiallehrer in Berlin.
Meusel, Dr., Oberlehrer in Dresden.
Mewes, Dr. Wm., in Berlin.
Meyer, Gymnasiallehrer in Magdeburg.
Meyer, Dr. Gustav, Gymnasiallehrer in Gotha.
Meyer, E. Gymnasiallehrer in Landsberg a. W.
Meyer, Dr., aus Berlin.
Meyer, Friedrich, Gymnasiallehrer.
Meyer, Dr. Hugo, aus Bremen.
Michael, Th., Subrector und Prof. am Gymnasium in Zittau.
Michael, Gymnasiallehrer in Torgau.
Michaelis, Dr. G., Prof. in Berlin.
Micolei, Dr., Oberlehrer in Hamburg.
Milberg, Dr., Prof. in Meissen.
Mittag, E., Oberlehrer in Chemnitz.
Möbius, Schulrath in Gotha.
Möbius, Dr. Th., Professor in Kiel.
Mohr, Dr. G., Gymnasiallehrer in Rudolstadt.
Muff, Dr. Chr., Oberlehrer in Halle.
Mühll, van der, Stud. philol. in Leipzig.
Muir, Dr. Joh., aus Edinburg.
Müller, Dr. Adolf, Oberlehrer in Plauen i. V.
Müller, Dr. Alb., Gymnasialdirector in Ploen.
Müller, Prof. Dr. C. T. W., aus Berlin.
Müller, Dr. Emil, Rector und Professor in Grimma.
Müller, Dr. Hermann, Gymnasiallehrer in Berlin.
Müller, Dr. Iw., Professor in Erlangen.
Müller, Dr. H. F., Gymnasiallehrer in Neustrelitz.
Müller, Dr., Gymnasiallehrer in Merseburg.
Müller, Dr., Oberlehrer in Wittenberg.
Müller, Dr., Adjunct in Pforte.
Müller, Dr., Gymnasiallehrer in Stendal.
Müller, Dr. A., aus Halle.
Müller, Conrector in Zeitz.
Müller, Dr., Oberlehrer in Celle.
Müller, Stud. in Tübingen.
Müller, Gymnasiallehrer in Leipzig.
Münnich, Dr., Oberlehrer in Zerbst.
Münscher, Dr., Oberlehrer in Torgau.

Nasemann, Dr., Gymnasialdirector in Halle.
Nather, Dr., Gymnasiallehrer in Breslau.
Neger, Realschullehrer in Perleberg.
Neidhardt, Gymnasiallehrer in Erfurt.
Neumann, Cand. philol. in Leipzig.
Neumann, Dr., Oberlehrer in Pyritz.
Nicolai, A., Prof. in Dessau.
Nick, Gust., Stud. philol. in Leipzig.
Nieberding, Gymnasialdirector in Gleiwitz.
Nieberding, Dr., aus Neustadt o/S.
Niemeyer, Dr., Rector in Dresden.
Nissen, H., Prof. in Marburg.
Nitzsche, Dr., Gymnasiallehrer in Altenburg.
Nöldeke, Dr., Professor in Kiel.
Noth, Dr., Oberlehrer in Freiberg i. J.

Opitz, Stud. philol. in Leipzig.
Opitz, Dr., Oberlehrer in Naumburg.

Oertel, Dr. Alfr., Oberlehrer an der Realschule in Leipzig.
Ortenberg, A. v., aus Salzwedel.
Ortmann, Dr., Oberlehrer in Magdeburg.
Ostermann, Dr. Chr., Oberlehrer in Fulda.
Osthoff, Dr., Gymnasiallehrer in Cassel.
Oette, Stud. philol. in Leipzig.
Overbeck, Dr. J. A., Professor in Leipzig.

Paldamus, Dr., Director der höheren Bürgerschule in Frankfurt a/M.
Palm, Dr., Professor in Breslau.
Päpke, W., Stud. philol. aus Berlin.
Parow, Dr. W., aus Berlin.
Pasch, Dr., Professor in Altenburg.
Paul, Dr. H., aus Jena.
Pauli, Dr. A., aus Minden.
Paulsieck, Director in Buckau.
Peiper, Gymnasiallehrer in Breslau.
Peppmüller, Dr., Gymnasiallehrer in Halle.
Pertsch, Dr. W., Professor in Gotha.
Pertz, C. A., Gymnasialdirector in Wetzlar.
Peschel, Dr. R., aus Berlin.
Peter, Dr. Carl, Consistorialrath, Rector in Pforte.
Peter, Dr. Hermann, Professor in Meissen.
Petermann, Dr., Gymnasialdirector in Ratzeburg.
Peters, Ignaz, Professor in Leitmeritz.
Pfalz, Dr., Gymnasiallehrer in Chemnitz.
Pfleiderer, Professor in Kornthal.
Philippi, Dr. Fr., Privatdocent in Rostock.
Philippi, Dr. Ad., aus Leipzig.
Piderit, Dr., Gymnasialdirector in Hanau.
Pietzsch, Dr., aus Blasewitz bei Dresden.
Pilger, Dr., Oberlehrer in Berlin.
Pio, Dr., Schuldirector in Kopenhagen.
Piper, Professor in Berlin.
Pischel, Dr. R., aus Berlin.
Planer, Professor in Berlin.
Plew, Dr., Adjunct in Berlin.
Plönnis, Gymnasiallehrer in Cottbus.
Plüss, Dr. Th., Gymnasiallehrer in Plön.
Pohle, Dr., Gymnasiallehrer in Eisenberg.
Polle, Dr., Professor in Dresden.
Pott, Dr. Aug. Friedr., Professor in Halle.
Poetzschke, Professor in Schneeberg.
Praetorius, Dr. Franz, aus Berlin.
Praetorius, Dr., Gymnasiallehrer in Cassel.
Preuss, Gymnasiallehrer in Leipzig.
Prien, Dr. C., Professor in Lübeck.
Procksch, Dr., Rector in Eisenberg.
Prowe, Dr. L., Professor in Thorn.
Pulszky, Franz von, Director des Nationalmuseums in Pest.

Quaas, Reinh., Oberlehrer in Zwickau.
Quedefeld, Dr., Gymnasiallehrer in Freienwalde a.O.

Rachel, Dr., Oberlehrer in Freiberg i. S.
Rachel, Stud. philol. aus Dresden.
Rähse, Dr. aus Berlin.
Range, Gymnasiallehrer in Cassel.
Rasch, Dr., Gymnasiallehrer in Zeitz.
Rasmus, Dr., Oberlehrer in Frankfurt a. O.
Rassow, Dr., Gymnasialdirector in Weimar.
Rauch, Dr. Chr., aus Berlin.
Rebling, Dr. C., Gymnasiallehrer in Kiel.
Rechenbach, Dr., aus Bochum.
Redlich, Dr., Realschullehrer in Hamburg.
Rehdantz, Dr. C., Gymnasialdirector in Rudolstadt.
Reifferscheidt, Dr., Professor in Breslau.
Reimer, Hans, Buchhändler in Berlin.
Reinhard, Dr., aus Aschersleben.
Reinhardt, Dr., Oberlehrer in Greifswald.
Reinhold, Dr., Gymnasiallehrer in Hirschberg.
Reinstorff, Dr., Oberlehrer in Hamburg.
Reisacker, Dr., Gymnasialdirector in Breslau.
Renner, Dr., Oberlehrer in Freiberg i. S.
Reuter, Reallehrer in Leipzig.
Richter, Dr., Gymnasialdirector und Professor in Altenburg.
Richter, Dr. Arth., Gymnasiallehrer in Halberstadt.
Richter, Dr. Ernst, Realschullehrer in Eisleben.
Richter, Dr. O., Oberlehrer in Guben.
Richter, Dr. Otto, Director der Realschule in Eisleben.
Richter, Dr. W., Gymnasiallehrer in Torgau.
Richter, Dr., Oberlehrer in Dresden.
Richter, Dr., Oberlehrer in Freiberg i. S.
Richter, Albert, Lehrer an der höh. Knabenschule in Leipzig.
Richter, Rich., Gymnasiallehrer in Zwickau.
Richter, Prof. in Weimar.
Richter, Dr., Gymnasiallehrer in Dresden.
Riese, Dr. A., Professor in Frankfurt a. M.
Ritschl, Dr. Fr., Geh. Reg.-Rath und Prof. in Leipzig.
Ritter, Dr., Gymnasiallehrer in Berlin.
Rivière, de, Lehrer in Leipzig.
Rockinger, Dr., aus München.
Rodenwaldt, Dr., Gymnasiallehrer in Berlin.
Rödiger, Dr. H. J., Assistent bei der Universitätsbibliothek in Leipzig.
Rohde, A., Gymnasialdirector in Wittenberg.
Röhricht, Dr., Gymnasiallehrer in Berlin.
Rope, Dr., Realschullehrer in Hamburg.
Rosalsky, Dr., Rector in Weissenfels.
Roscher, Dr., Oberlehrer in Meissen.
Rose, Dr., Gymnasiallehrer in Berlin.
Roseck, Dr., aus Breslau.
Roesler, Prof. in Grimma.
Rossbach, Dr. A., Prof. in Breslau.
Rossbach-Teubner, Ad., Buchhändler in Leipzig.
Rossberg, W. Th. G., Stud. philol. aus Frankenberg.
Roth, Professor in Tübingen.
Rothe, Dr., Oberlehrer in Eisleben.
Rothenbücher, Dr., Oberlehrer in Cottbus.
Rothmaler, Dr. Ad., Gymnasialdirector in Nordhausen.
Rothmann, Prof. in Torgau.
Rüdiger, Dr., Gymnasiallehrer in Schleiz.
Ruehl, Dr. Franz, aus Leipzig.

Sachau, E., Professor in Wien.
Sachse, Dr. Fr. R., Gymnasiallehrer in Leipzig.
Saegert, Dr., aus Altona.
Sagorski, Dr., aus Pforte.
Sauer, Dr., Gymnasiallehrer in Nordhausen.
Sauerwein, Dr. Georg, Oberlehrer in Rostock.
Sauvin, Dr., Oberlehrer in Lüneburg.
Savelsberg, Dr. J., Oberlehrer in Aachen.
Schaarschmidt, Oberlehrer in Bautzen.
Schaarschmidt, Stud. philol. in Leipzig.
Schacht, Dr., Realschuldirector in Elberfeld.

Schambach, Dr., Gymnasiallehrer in Nordhausen.
Schambach, Conrector a. D. in Nordhausen.
Schaumberg, Stud. philol. aus Gudensberg.
Scheibe, Dr., Gymnasiallehrer in Merseburg.
Scheibe, Gymnasiallehrer in Nordhausen.
Scheling, M., Oberlehrer in Meseritz.
Schellen, Dr., Director der Realschule in Köln.
Scherling, Dr., Gymnasiallehrer in Gotha.
Schild, Dr., Gymnasiallehrer in Wittenberg.
Schillbach, Conrector in Potsdam.
Schiller, Dr., Rector in Ansbach.
Schimmelpfeng, Dr., Director u. Professor in Ilfeld.
Schippang, Realschullehrer in Mühlhausen i. Th.
Schleussner, Gymnasiallehrer in Magdeburg.
Schlie, Dr. Friedr., Gymnasiallehrer in Waren.
Schlottmann, Professor in Halle.
Schmalfeld, Dr., Prof. in Eisleben.
Schmid, Dr., Oberstudienrath in Stuttgart.
Schmidt, Dr. Fr., aus Bayreuth.
Schmidt, Dr. Gustav, Gymnasialdirector in Halberstadt.
Schmidt, Dr. Johannes, Privatdocent in Bonn.
Schmidt, Dr. Im., Vorsteher des Victoria-Instituts zu Frankenberg i. d. Mark.
Schmidt, Dr., Gymnasiallehrer in Burg bei Magdeburg.
Schmidt, W., Professor in Grimma.
Schmiedt, Dr. J. C. G., Professor in Leipzig.
Schmitt, Dr. August, Buchhändler in Leipzig.
Schmitt, Oberschulrath Dr., Gymnasialdirector in Weilburg.
Schmolling, Dr., Gymnasiallehrer in Stargard.
Schneiderwirth, Dr., Oberlehrer in Heihgenstadt.
Schneidewind, Dr., Gymnasiallehrer in Eisenach.
Schnelle, Dr., Oberlehrer in Hamm.
Schnöpf, Gymnasiallehrer in Berlin.
Schöll, Stud. philol. aus Weimar.
Scholle, Dr., Oberlehrer in Berlin.
Scholz, Oberlehrer in Burg bei Magdeburg.
Schoenbach, Dr. Anton, aus Wien.
Schöne, Dr. Alfr., Professor in Erlangen.
Schöne, Dr. R., Professor in Halle a. S.
Schorbach, Stud. philol. aus Cassel.
Schrader, Dr., Provinzialschulrath in Königsberg i. Pr.
Schreiber, Dr., Professor in Ansbach.
Schreiber, Fr., Stud. philol. aus Ansbach.
Schreyer, Dr., Oberlehrer in Pforte.
Schröder, Dr., aus Leipzig.
Schröder, Dr., aus Delitzsch.
Schröder, Dr., aus Kuhn (Westph).
Schroër, Dr. Karl Julius, Professor in Wien.
Schubart, Gymnasial-Oberlehrer in Leipzig.
Schubart, Dr., Professor in Bautzen.
Schubart, Dr., Professor in Weimar.
Schubert, Stud. philol. in Leipzig.
Schubring, Dr., aus Berlin.
Schubring, Dr., Gymnasiallehrer in Berlin.
Schuchardt, Dr., aus Leipzig.
Schultz, Dr. Fr., Gymnasiallehrer in Culm.
Schultze, Dr., Oberlehrer in Guben.
Schulze, Dr. Georg, aus Berlin.
Schulze, Dr. O., Oberlehrer in Naumburg.
Schulze, Dr. Rud., aus Altenburg.
Schumann-Leclerq, Professor in Dresden.
Schümann, Dr. Joh., Oberlehrer in Leipzig.
Schürer, Dr., Privatdocent in Leipzig.
Schuster, Dr. P., aus Leipzig.
Schütze, Dr. Adolf, Oberlehrer in Bernburg.
Schwalbe, Gymnasialdirector in Eisleben.
Schwarz, Dr., Gymnasiallehrer in Salzwedel.
Schwarz, Dr., aus Weimar.
Schwarze, Prorector in Frankfurt a. O.
Schwarzlose, Dr., Realschullehrer in Görlitz.
Schwenke, Dr., Gymnasiallehrer in Schleiz.
Schwetschke, Buchhändler in Halle.
Seidler, Dr., in Zittau.
Seyffert, Dr. K., Gymnasiallehrer in Potsdam.
Seyss, Emil, Gymnasiallehrer in Brüx.
Siecke, Dr. E., aus Berlin.
Siegfried, Professor in Pforte.
Siegismund, Stud. philol. in Leipzig.
Sievers, E., Professor in Jena.
Snell, Dr., Oberlehrer in Dresden.
Sommerbrodt, Dr., Provinzialschulrath in Kiel.
Sonnenburg, Dr., Director der Realschule in Ludwigslust.
Sonntag, Dr., aus Zerbst.
Sorgenfrey, Dr., Gymnasiallehrer in Zwickau.
Sorof, Dr., Gymnasialdirector in Putbus.
Spamer, Otto, Verlagsbuchhändler in Leipzig.
Spangenberg, Fr., Oberlehrer in Hanau.
Stade, Rector in Mühlhausen i. Th.
Stade, Dr. W. B., Assistent der Univ.-Bibliothek in Leipzig.
Steffen, Dr. Curt, Gymnasiallehrer in Leipzig.
Steinbrück, Oberlehrer in Colberg.
Steinmetz, Oberlehrer in Gleiwitz.
Steinmeyer, Dr. Elias, in Berlin.
Steltzer, von, Gymnasiallehrer in Nordhausen.
Stephani, Dr. jur., Vicebürgermeister in Leipzig.
Stier, Gymnasialdirector in Zerbst.
Stier, Oberlehrer in Mühlhausen i. Th.
Stimming, Dr., aus Kiel.
Stobbe, Dr. J. E. O., Professor der Rechte in Leipzig.
Stolzenburg, Dr. R., Gymnasiallehrer in Potsdam.
Streit, Dr., Oberlehrer in Putbus.
Strenge, D. Julius, aus Lüneburg.
Strümpell, Dr. Ludw., Kais. russ. wirkl. Staatsrath, Prof. in Leipzig.
Suchier, Dr., Gymnasiallehrer in Hanau.
Suhle, Dr. Hermann, Professor in Bernburg.
Süss, Oberlehrer in Freiberg i. S.

Tappe, Dr., Oberlehrer in Berlin.
Taubert, Dr., Gymnasiallehrer in Torgau.
Tauscher, Gymnasialdirector in Stargard i. P.
Tell, Dr., Oberlehrer in Nordhausen.
Thadden, von, aus Köglaff in Pommern.
Theilemann, Dr., aus Borna.
Thiemann, Dr., aus Berlin.
Thierbach, Musikdirector und Lehrer in Delitzsch.
Thomas, Gymnasiallehrer, z. Z. in Mosigkau.
Thomas, Aug., Oberl. an der Realschule in Leipzig.
Thomas, Schuldirector in Leipzig.
Thum, Dr. R., Director der Realschule in Reichenbach i. V.
Timm, Gymnasiallehrer in Rostock.
Tischendorf, Dr. Const. von, Geh. Hofrath und Professor in Leipzig.
Todt, Dr., Provinzial-Schulrath in Magdeburg.
Torstrick, Dr., Gymnasiallehrer in Bremen.

Tramm, Dr., Gymnasiallehrer in Stettin.
Trieber, Dr. Conrad, Gymnasiallehrer in Frankfurt a. M.
Tscheschwitz, Dr., aus Halle.
Tuch, Dr., Gymnasiallehrer in Wittenberg.

Uhle, Dr., Oberlehrer in Dresden.
Uhlworm, Professor in Arnstadt.
Ulrich, Otto, Gymnasiallehrer in Breslau.
Unger, Professor in Halle.
Urban, Gymnasiallehrer in Görlitz.

Venediger, Dr. C., aus Aschersleben.
Venediger, Cand. philol. in Halle.
Vetter, Dr., Oberlehrer in Freiberg.
Vitelli, Dr. Girolamo, aus Leipzig.
Vogel, Dr., Gymnasialdirector in Chemnitz.
Vogt, stud. philol. aus Greifswald.
Voigt, Dr. A. F., Lehrer am königl. Cadetten-Corps in Berlin.
Voigt, Georg, Professor d. Geschichte in Leipzig.
Voigt, Moritz, Professor in Leipzig.
Voigt, Dr., Professor in Eisenberg.
Volck, Professor in Dorpat.
Volkmann, Professor in Pforte.
Vollhering, Dr., Realschullehrer in Magdeburg.
Voretzsch, Dr., Professor in Altenburg.

Wachs, Advokat in Leipzig.
Wagner, Franz, Stadtrath und Buchh. in Leipzig.
Wagner, Dr. W., Oberlehrer in Hamburg.
Walter, Emil, Collaborator in Bernburg.
Weber, Dr. A., Professor in Berlin.
Weber, Dr., Gymnasiallehrer in Berlin.
Weber, Dr. H., Professor in Weimar.
Wegehaupt, Gymnasiallehrer in Breslau.
Wehrmann, Dr., Provinzialschulrath in Stettin.
Weidemann, Pfarrer, Lehrer an der höheren Töchterschule in Hanau.
Weidner, Dr. A., Professor in Magdeburg.
Weise, Gymnasiallehrer in Wittenberg.
Weismann, Dr. Ernst, aus Berlin.
Weiss, Dr. Joh., aus Leipzig.
Weissenborn, Dr., Professor in Erfurt.
Weissenborn, Dr. Ed., Gymnasiallehrer in Mühlhausen i. Th.
Weniger, Dr. L., Gymnasiallehrer in Breslau.
Wentrup, Dr., Rector in Rossleben.
Werther, Dr., aus Pforte.
Wesener, Dr., Gymnasiallehrer in Inowraclaw.
Weske, Stud. philol. in Leipzig.
Westphal, Dr., Gymnasiallehrer in Schleiz.
Wezel, Ernst, Stud. philol. aus Limbach.
Whistling, Dr., aus Leipzig.
Whitford, Wells, Revd., brit. und amerikanischer Pfarrer in Leipzig.
Wickes, Dr., aus Leipzig.
Wieczorkewitz, Dr., Gymnasiallehrer in Landsberg a. W.
Wiese, Dr., Geh. Ober-Regierungsrath in Berlin.
Wieseler, Dr. Fr., Professor in Göttingen.
Wiggert, Dr., Oberlehrer in Stargard.
Wilbrandt, Dr., Gymnasiallehrer in Rostock.
Wilhelm, Dr., Gymnasiallehrer in Eisenach.
Wilisch, Dr. E. G., aus Zittau.
Wilken, Dr. E., Docent in Göttingen.
Wilmanns, Dr., Gymnasiallehrer in Berlin.
Wilmanns, Professor in Innsbruck.
Wimmer, Dr., in Kopenhagen.
Windisch, Dr. W. O. E., Prof. in Leipzig.
Winkelsesser, Gymnasiallehrer in Guben.
Winkler, Dr., aus Rossleben.
Winkler, Oberlehrer in Landsberg a. W
Winter, Dr., Gymnasialdirector in Burg b. Magdeb.
Winter, Dr., Gymnasiallehrer in Breslau.
Wittgenstein, M., Regierungs-Assessor in Leipzig.
Witzschel, Prof. in Eisenach.
Wohlrab, Dr. M., Professor in Dresden.
Wolff, Dr. Gustav, Professor in Berlin.
Wolff, Dr., Stadtpfarrer in Rotweil.
Wölfflin-Troll, Ed., Prof. in Winterthur.
Woltersdorf, Dr. W., Stadtschulrath in Magdeburg.
Wörner, Dr., Prof. in Meissen.
Worpitzky, Dr., aus Berlin.
Wülcker, Dr., aus Frankfurt a. M.
Wüllenweber, Dr., Oberlehrer an der Sophien-Realschule in Berlin.
Wunder, Dr., Prof. in Grimma.
Wunderlich, Dr., Geh. Rath, Rector magnificus der Universität Leipzig.
Wüstenfeld, Professor in Göttingen.
Wuttke, Dr., Professor in Leipzig.

Zacher, Cand. philol. in Halle.
Zarncke, Dr. Fr., Professor in Leipzig.
Zehme, Dr., Director der höheren Gewerbschule in Barmen.
Zeucker, Dr. Jul. Th., aus Leipzig.
Zenker, Dr., Director u. Professor in Jena.
Ziel, Ernst, Rector u. Professor in Dresden.
Ziemssen, Dr., Gymnasiallehrer in Stargard i/P.
Ziller, Dr., Professor in Leipzig.
Zipfel, Dr. Franz, aus Dresden.
Zöllner, Dr., Oberlehrer in Dresden.
Zschech, Dr., Gymnasiallehrer in Magdeburg.
Zwirnmann, R., Reallehrer in Cassel.
Zwirnmann, Dr. F. H., aus Eilenburg.

Gesammtzahl 920.

Erste allgemeine Sitzung

Mittwoch den 22. Mai 1872. Eröffnung der Sitzung $10^1/_4$ Uhr.

Rede des Präsidenten Prof. Dr. G. Curtius zur Eröffnung der XXVIII. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

Hochansehnliche Versammlung.

Das alte im Dunkel der Zeiten entstandene Wort *Lipsia vult exspectari* hat sich auch an unsrer Philologenversammlung reichlich erfüllt. Am 29. Sept. 1869 wählte die Kieler Versammlung Leipzig zum nächsten Ort der Zusammenkunft und erst heute, am 22. Mai 1872, findet sich die 28ste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner wirklich hier vereinigt. Auch andres ist aussergewöhnlich. Statt der üblichen Herbstfeier begehen wir Frühlingsdionysien und statt des hochverdienten Mannes, welchen als den geborenen Präsidenten einer Leipziger Philologenversammlung Ihre Wahl an Ihre Spitze rief, hat die Woge der Ereignisse mich an diesen Platz verschlagen. Wir sind uns sehr wohl bewusst, dass wir in allen diesen Beziehungen der Rechtfertigung bedürfen. Mein verehrter College, in dessen Person allein die rechtliche Continuität mit der vorigen Versammlung ruht, wird Ihnen darüber eingehender berichten und Indemnität für das eingeschlagene Verfahren erbitten. Ich selbst aber ersuche Sie einstweilen: μὴ θορυβεῖτε, ἄνδρες φιλόλογοι oder zu Deutsch: dulden Sie mich vorläufig an dieser Stelle, die ich nicht ohne Bedenken auf den Wunsch des rite gewählten Vicepräsidenten, sowie der Vorstände der einzelnen Sectionen nur desshalb eingenommen habe, um nicht in den Schein zu gerathen, als ob ich nicht bereit wäre nach besten Kräften zu unsern gemeinsamen Zwecken mitzuwirken. In diesem Sinne also, meine Herren, heisse ich Sie Namens des Präsidiums hier in Leipzig, wo der genius loci von Alters her dem Genius der Philologie günstig war, freudig und herzlich willkommen.

In dem Zwischenraum zwischen der vorigen und dieser Versammlung ist eine neue grosse Zeit angebrochen. Für die deutsche Philologenversammlung ist ein neues Deutschland gegeben. Und es liegt nahe einer einleitenden Ansprache, wie sie heute von mir verlangt wird, die Frage zu Grunde zu legen, welche Stellung nehmen unsre Bestrebungen im deutschen Reiche ein, was hat unsre Philologie zu thun, um sich in der neuen Zeit zu behaupten?

Als, so bald nach den Kämpfen um unsre Nordmark und nach den gewaltigen Ereignissen von 1866 vor zwei Jahren auf's neue der Kriegsruf, diesmal zur Abwehr des nie rastenden gallischen Uebermuths und gottlob an ein einmüthiges Deutschland erscholl, da konnte wohl manchen die Furcht beschleichen, wir lebten in einem eisernen Zeitalter und die Besorgniss, für die Wissenchaft seien die Tage der Blüthe einstweilen vorüber. Und freilich leerten sich unsere Hörsäle, viele unsrer besten Jünglinge

traten vom Dienst der Musen in den strengeren des Kriegsgottes über, nicht wenige um nie oder nur mit verstümmelten Gliedmassen heimzukehren. Aber wenn schon gleich Anfangs edelste Begeisterung überall kund ward, wenn dann die kühn vordringende Tapferkeit sich stets mit Weisheit und Zucht verbunden zeigte, wenn auch die Siegesfreude nie in Uebermuth ausartete, so ward es wohl klar, dass aus dieser Feuerprobe auch der ideale Sinn unsers Volkes ungetrübt hervorgehen würde. Und nach der Heimkehr der Krieger von den unvergesslichen Thaten war uns Lehrern der Jugend noch eine andre freudige Erfahrung vergönnt, die vielleicht weniger beachtet ist. Es wäre wahrlich nicht sehr verwunderlich gewesen, wenn aus dem rauhen Kriegsleben dieser und jener verwildert heimgekehrt wäre. Aber nichts der Art hat verlautet. Im Gegentheil, manches junge Herz, das vor dem Feinde nur höher schlug, war voll Zagen, als es galt, nach langen Monaten geistiger Oede zu den Büchern und zum Denken zurückzukehren. Aber so gross war der Ernst der gewaltigen Zeit und so mächtig der wissenschaftliche Zug der deutschen Jugend, dass sie nur mit männlicherem Sinne und verdoppelter Kraft die altgewohnten Beschäftigungen wieder aufnahm. Man kann es wenigstens von unsrer Leipziger philologischen Jugend sagen: es ist nie mit mehr Kraft und Ausdauer gearbeitet worden, als im verflossenen Winter, und die heimkehrenden Krieger stehen dabei in erster Reihe. Auf solche Erlebnisse dürfen wir, meine ich, stolz sein. Ein Volk, das nach so herrlichen Siegen so frisch zu geistiger Arbeit zurückkehrt, läuft nicht Gefahr seine Ideale einzubüssen oder in fade Genusssucht zu versinken.

Es ist oft gesagt und ohne Zweifel vollberechtigt, einen wesentlichen Antheil an dem was erreicht ist, hat die deutsche Schule. Und unter unsern Schulen gewiss nicht am wenigsten die höhere Schule und die Hochschule, denen ja der grösste Theil von uns seine Kräfte widmet. Und vorzugsweise sind es ja die Früchte der Philologie, mit denen der Sinn der Jugend genährt und zu anderer Kost vorbereitet ist. Darf also auch die deutsche Philologie nicht ohne Hochgefühl sich einigen Antheil an den grossen Dingen beimessen, die wir erlebt haben, so sind wir berechtigt uns das Wort der Sallust anzueignen: *imperium facile eis artibus retinetur, quibus initio partum est.* Die deutsche Schule also und die deutsche Philologie wird auch im neuen Reiche ihre Stellung ungeschmälert in Anspruch nehmen, sie wird auch ferner auf freigiebige Pflege von Seiten der Staaten und Städte sicher rechnen dürfen. Sie darf das um so zuversichtlicher, weil in der That für ein Reich wie das deutsche keine bessere Zucht der jugendlichen Geister sich denken lässt. Boeckh in seiner berühmten Definition fasst unsre Wissenschaft als das Wiedererkennen des Erkannten auf. Mag mit dieser Bezeichnung wirklich der Begriff der Philologie erschöpft, oder nur eine wesentliche Seite des philologischen Erkennens treffend hervorgekehrt sein, sicher ist, dass der Philolog die Aufgabe hat, sich in die Sprachen und Gedanken, in die Sitte und Anschauungsweise ferner Zeiten einzuleben, fremder Sinnesart mit Beiseitsetzung eigner Empfindungen streng und treu nachzugehen. In dieser Selbstentäusserung, welche ein Hauptelement philologischer Schulung ist, liegt eine unvergleichliche Zucht des Geistes und des Charakters, liegt für ein grosses aus mannichfaltigen Gliedern erwachsenes, mitten unter Völker verschiedenster Gesittung gestelltes Centralreich auch ein politisches Ferment. Oder hätten wir Deutsche des Nordens und Südens, des Westens und Ostens, wenn unsre mühsam gewonnene, theuer erkaufte Einheit feste Wurzeln schlagen soll, nicht stets erneuten Anlass uns wechselseitig

immer vollständiger zu verstehen? fordert nicht die Vielheit historischer Erinnerungen, religiöser und socialer Anschauungen und Gewöhnungen fortwährend die philologische Kraft heraus, mit denen ein Glied den Gedanken des andern nachdenken und ohne sein eigenes Wesen aufzugeben es lernen soll das des andern zu fassen und zu achten? fordern nicht die Anschläge der Feinde, von denen wir umringt sind, eine stete Beobachtung und ein waches Auge für ihre Eigenthümlichkeiten? Wenn unsere grossen Staatsmänner und Heerführer die Schwächen und Fehler des Feindes so scharf zu erkennen vermochten, wenn es deutschen Verwaltungen gelingt neue Provinzen den alten allmählig zu assimiliren, sollten wir auch nicht darin eine philologische Leistung, eine glückliche Folge unsrer tieferen Jugendbildung finden dürfen? Andre Völker verkommen in eitler Selbstbespiegelung. Ein guter Theil der Deutschen lernt von früh auf fremdes erkennen grosses und kleines an andern Völkern achten und beachten.

Das mächtigste Mittel grosse Reiche friedlich zu beherrschen und zu ordnen ist das Wort. An der Stelle des Wortes aber, das heisst, des wirklich empfundenen und gedachten schiebt sich gerade in unsrer Zeit so vielfach die Phrase, welche gedankenlos nachgesprochen und bisweilen erst spät in ihrer Hohlheit erkannt über die Gemüther eine oft überraschende Herrschaft übt und die Empfänglichkeit für klare Gedanken und echte Empfindung erstickt. Gegen diese Wucherpflanze unsrer viel und hastig schreibenden Zeit, die in der Sumpfluft extremer Parteien am üppigsten gedeiht, ist philologische Zucht ein treffliches Mittel. Die Philologie lehrt, es mit den Worten genau zu nehmen, sie fördert daher, richtig geübt, die Wahrhaftigkeit und Gediegenheit, die Feinheit und das Mass der Rede, ohne welche Eigenschaften das Wort mit der Zeit unfehlbar seine Herrschaft verlieren würde, natürlich nur um diese an die Faust oder das Schwert abzugeben.

Die gewaltige Zeit, in der wir leben, drängt unaufhaltsam vorwärts. Es scheint fast als vermöchte sie nur unter dem Eindruck genialer Persönlichkeiten oder unter der Wucht unüberwindlicher Verhältnisse inne zu halten und sich auf sich selbst zu besinnen. Sollte ihr nicht auch darum eine Wissenschaft besonders heilsam sein, welche ganz auf das gerichtet was grosses in Wort und That, in Kunst und Wissen von der Vergangenheit geleistet ist, beständig mahnt und den Geistern einprägt, dass nicht die Gegenwart die alleinige Vertreterin der Menschheit ist, dass, so weit wir nach vielen Seiten fortgeschritten sein mögen, doch über die höchsten Probleme der Menschheit tiefes und bleibendes schon vor Jahrtausenden gedacht, dass in redender und bildender Kunst Schöpfungen hervorgebracht sind, die wir mit Ehrfurcht betrachten, in die uns zu versenken wir in unserem vielgeschäftigen Treiben nicht unterlassen dürfen, wollen wir nicht in jene Alltäglichkeit verfallen, die durch hastige Ausbeute des Augenblicks befriedigt, schliesslich auch den Gemeinsinn und die Bürgertugend ersticken würde.

Haben wir also, denke ich, allen Grund für unsere alte Philologie auch im neuen Reich eine ehrenvolle Stelle in Anspruch zu nehmen, so treten, sollte ich meinen, durch die neue Zeit, wie an alle Bestrebungen, so auch an die unsrigen, mancherlei Pflichten und Aufgaben heran. γένοι' οἷος εἶ lautet der hohe Spruch Pindars. Auch unsrer deutschen Philologie liegt es ob immer mehr zu dem zu werden was sie ihrem Wesen nach ist und darum auch wirklich sein sollte. Zunächst schon in äusserlicher Beziehung. Wir sind deutsche Philologen und Schulmänner. Das muss uns auffordern Unterschiede mehr und mehr zu beseitigen, welche uns vielfach ohne Noth trennen. Es sollte mich wun-

dern wenn nicht auch solche Fragen in diesen Kreisen verhandelt werden sollten, wie die, was geschehen kann und soll um in Bezug auf das höhere Schulwesen zwischen Nord und Süd mehr Uebereinstimmung herzustellen, ganz besonders auch um für die auf deutschen Universitäten gebildeten jungen Philologen die Freizügigkeit, welche factisch wenigstens in unserm Norden schon in ziemlich weitem Masse besteht, auch gesetzlich zu regeln. Soll denn wirklich ferner noch von einer süd- und norddeutschen Wissenschaft oder Schule die Rede sein? Soll Landesangehörigkeit ferner noch als eine hemmende Schranke bestehn, wo es doch gilt, für jede Stelle den erreichbar besten zu gewinnen? Hoffentlich wird es bei der Ordnung solcher Fragen gelingen das richtige zu finden, ohne dass man das Heil in peinlich verclausulirten Prüfungsordnungen oder in einer mechanischen Gleichmacherei sucht. Hoffentlich wird man dabei den Grundsatz festhalten, dass es in diesen Dingen auf Menschen und nicht auf Massregeln ankommt und dabei unsern Universitäten, die durch das Princip den Persönlichkeiten möglichst weiten Spielraum zu gewähren gross geworden sind, ihre leitende Stellung nicht verkümmern.

Aber auch Forderungen von mehr innerlicher Natur werden wir an uns stellen müssen. Würden wir doch irren, wenn wir in der öffentlichen Meinuug durchaus auf Gunst und Zustimmung rechneten. Die Zeiten, in denen die Philologen als Humanisten für die einzigen Träger höherer Bildung galten, sind längst vorbei. Ebenso die jenes glücklichen Bundes zwischen Philologie und Poesie, von dem aus der Zeit des Lessing, Göthe, Wolf und Voss uns so viele anziehende Blüthen erhalten sind. Die Gunst, die sonst ihr zufiel, wird jetzt bis zu einem gewissen Grade den Naturwissenschaften zu Theil. Und selbst im Gebiet der Schule wird beständig gestritten um den Vorzug der Gymnasial- und der sogenannten Realbildung. Wer könnte Gewinn hoffen von der erneuten Besprechung dessen was hundertfach gesagt ist? Wirksamer ist sicher die Erfahrung, gegründet auf die ἀγαθὴ ἔρις, das ist auf ehrlichen Wetteifer. In diesem Wettkampf mit andern Bestrebungen wird sich aber unsre Philologie gewiss dann am siegreichsten behaupten, wenn sie wieder bei sich selbst einkehrt und weit entfernt von satter Selbstzufriedenheit rastlos sich fortzubilden und zu regeneriren bemüht ist. Die Hauptaufgabe fällt hierin den Universitäten zu. Die classische Philologie hat zu keiner Zeit den Charakter einer streng abgeschlossenen Fachwissenschaft gehabt. Immer hat man von den nächstliegenden Aufgaben aus kühne Streifzüge in das Gebiet der allgemeinen Grammatik gewagt. Die Gränzen zwischen philologischer und historischer Forschung sind nie scharf gezogen worden. Wie vielfach berührten sich zu Anfang unsers Jahrhunderts Philologie und Philosophie! Man braucht nur die neuesten Verzeichnisse der Vorlesungen zu durchblättern, um sich davon zu überzeugen, wie verschiedenartiges an den verschiedenen Universitäten den jungen Philologen geboten wird. An einzelnen Hochschulen überwiegen nach älterer Weise die Interpretationen einzelner und wieder sehr verschiedener Schriftsteller, bei denen hier mehr, dort weniger Gewicht auf eine orientirende Einleitung gelegt wird. Anderswo treten Fächer wie Encyklopädie der Philologie, Metrik, Litteraturgeschichte und Antiquitäten der beiden alten Völker, Kunstgeschichte, Mythologie und zwar zum Theil mit sehr ausgedehnten durch mehrere Semester sich hinziehenden Collegien in den Vordergrund. Den Sprachen ist fast überall ein bescheidener Raum zugemessen. Nur die lateinische fehlt seit dem mächtigen Aufschwung der epi-

graphischen und plautinischen Studien wohl kaum irgendwo ganz. Dasjenige Wissen also, das der Philolog von den Universitäten mitbringt, ist in der That ein unglaublich verschiedenes. Es wird noch mannichfaltiger dadurch, dass die besonderen Studien, von denen die meisten schliesslich einen einigermassen selbständigen Beleg zu geben suchen, noch weit mehr aus einander gehn. Ein wenig mehr Gleichmass könnte vielleicht nicht schaden, aber im ganzen, glaube ich, haben wir alle Ursache uns dieser Vielartigkeit der philologischen Studien zu freuen und darin nicht eine Schwäche, sondern eine Stärke zu erkennen. Denn bei aller Vielheit wird doch eines als die Hauptsache festgehalten. Das Einleben in das classische Alterthum, vor allem in seine Sprachen und Litteratur gilt überall als das was wesentlich erstrebt, was als unerlässliche Bedingung für den betrachtet wird, der das philologische Bürgerrecht erlangen will. Nirgendwo fehlt es daher an reichlicher Gelegenheit zu eigner Uebung in philologischen Seminaren, zu denen vielfach Proseminare und Vereinigungen zu besondern, sehr mannichfaltigen Zwecken hinzugekommen sind. In dieser Beförderung der Selbstthätigkeit gegenüber dem blossen Zuhören ist die classische Philologie allen andern Disciplinen mit gutem Beispiel vorangegangen. Der persönliche Austausch zwischen Lehrenden und Lernenden ist nirgends so rege wie bei uns. Offenbar liegt hier der Fortschritt unsers gesammten jetzigen Universitätsunterrichts gegen die todte Weise vergangener Zeiten und darum findet unser Beispiel reichliche Nachahmung bei den Vertretern anderer Fächer.

In einem merkwürdigen Gegensatz zu der geschilderten Vielartigkeit und Weite der philologischen Studien steht die immer wieder auftauchende Neigung der Philologen sich gegen neue Richtungen und Bestrebungen hartnäckig abzusperren. Diese Neigung mag sich bei dem einzelnen als eine Art von natürlicher Nothwehr erklären gegen ein Uebermass von Ansprüchen, die an ihn gemacht werden könnten. Aber längst geht ja das was wir für unsere Wissenschaft fordern völlig hinaus über das Mass, das der einzelne auch nur annähernd mit seiner Kraft zu umspannen vermag. Wir schaffen jeder auf engerem Felde, aber in dem belebenden und anregenden Bewustsein, dass sich die Einzelforschung wechselseitig ergänzt und zu gemeinsamen grösseren Zielen zusammschliesst. Und dennoch, wie eifrig ist in den zwanziger und dreissiger Jahren unsers Jahrhunderts über die sogenannte reale Richtung der Philologie gestritten worden, die der grosse Gottfried Hermann nicht gelten lassen wollte. Vom jungen Geschlecht wissen wohl nur wenige etwas von diesem Streit, der wie mancher zu seiner Zeit heftig geführte, Gott sei Dank, völlig verklungen ist. Neben Gottfried Hermanns Namen aber stehen die seiner Gegner, Boeckh und Ottfried Müller, mit unvergänglichen Lettern in der Geschichte der Wissenschaften verzeichnet. So wird es auch sonst gehn. Wer es versucht durch klug ersonnene Schranken die natürliche Entwickelung der Wissenschaft zu hemmen, der kehrt damit nur die Begränzung hervor, welcher sich der Blick auch der bedeutendsten Männer nach der Schwäche menschlichen Wesens nicht entzieht. Ohne grosse Kämpfe hat sich nach jenen erwähnten ersten Controversen die Archäologie unter den philologischen Disciplinen ihren Platz erobert. Gegen die germanistischen Studien vermochte man sich noch weniger zu sperren, seitdem einzelne Männer, vor allem Lachmann, sich als Meister für classische und deutsche Philologie zugleich erwiesen hatten. Hoffen wir, dass die Ausschliesslichkeit, welche auf sprachlichem Gebiete noch vielfach hervortritt, ebenfalls bald überwunden werde. Vor sechs Jahren feierte man in Berlin das 50jährige Jubiläum der

vergleichenden Sprachwissenschaft. Franz Bopp selbst konnte es noch erleben, wie die ganze wissenschaftliche Welt weit über die Gränzen Deutschlands und Europas hinaus zu diesem Ehrentage ihre Huldigung und reiche Spenden darbrachte für die Förderung der von ihm gestifteten Wissenschaft. Und noch immer gibt es deutsche Universitäten, an denen der Jünger der classischen Philologie von den Ergebnissen dieser Wissenschaft wenig oder gar nichts erfährt. Wer sich mit romanischen, mit orientalischen Sprachen beschäftigt, wer Altdeutsch treibt, der ist längst gewohnt dies im Sinne und mit den Mitteln der neueren Sprachwissenschaft zu thun, der lernt was es mit Lautveränderungen und Lautverschiebungen auf sich hat, dem wird das System der Flexion für Nomen und Verbum in wissenschaftlicher Gliederung vorgeführt. Aber gar mancher künftige Gymnasiallehrer, der einen sehr bedeutenden Theil seiner Zeit auf das Lehren der lateinischen und griechischen Sprachformen zu verwenden hat, erhält kaum eine Andeutung darüber, wie die heutige Wissenschaft diese Dinge behandelt. Selbst Buttmanns hie und da tiefer dringende Forschung erscheint schon manchem als ein Uebermass. Gedankenlos wird das aus dem Alterthum überlieferte System festgehalten, das nicht bloss völlig unzureichend für eine gründliche Einsicht ist, sondern auch eine Menge von Behauptungen z. B. über Kürzungen, Dehnungen, Bindevocale, über das Verhältniss der Mundarten zu einander enthält, die von der Wissenschaft längst widerlegt sind. Man sagt wohl, solche Studien führten über die Aufgaben der classischen Philologie hinaus in Gebiete, die vielfach dunkel wären. Das mag theilweise richtig sein. Aber besteht nicht überall ein Unterschied zwischen den höchsten und schwierigsten Problemen, für die nur wenige gerüstet sind, und elementareren Fragen? Will man dem Philologen widerrathen Metrik zu treiben, weil es nachgerade eines Oedipus bedarf, um sich in den vielen einander widersprechenden metrischen Theorien unsrer Tage zu recht zu finden? Oder will man ihm den Homer aus der Hand nehmen, weil sich an ihn kritische und grammatische Fragen knüpfen, über die ein sicheres Urtheil zu gewinnen nicht jedermanns Sache ist? Unsre Germanisten verstehen es vortrefflich Fühlung mit der vergleichenden Sprachwissenschaft zu behalten, ohne dass desswegen die Gränzen zwischen dem engeren und weiteren Wissenskreis völlig eingerissen und alles durch einander gewirrt würde. Wohin kämen wir mit unsrer vielgepriesenen Universitätsbildung, wenn wir der akademischen Jugend die Bissen so ängstlich zumessen und bloss nach den Bedürfnissen des allerschwächsten Magens berechnen wollten? Es kommt dabei doch auch noch ein andres in Betracht. Wie man heutzutage schneller reist als ehedem, so kann man auch rascher arbeiten. Wie vieles, was noch vor 30 Jahren jeder einzelne mühsam aus seltnen und theuern Büchern zusammensuchen musste, ist jetzt in billigen Ausgaben und bequemen Handbüchern jedem zugänglich! Was der angehende Philolog so an Zeit spart, kann er anderweitig anwenden. Auch bringt er vieles von seinem Gymnasium mit, was vor 50 Jahren als etwas neues vom Universitätskatheder vorgetragen ward. Man hat oft gesagt, bei der Masse der guten Bücher würden die Vorlesungen allmählig überflüssig. Sie würden es nur dann wenn die Wissenschaften nicht in beständiger Bewegung begriffen wären. Gerade zur Orientirung in der mächtig anwachsenden Fluth der Bücher bedarf es für den Lernenden des persönlichen Führers. Und ganz vorzugsweise sind solche auf den Gränzgebieten nöthig, wo die Pfade der Special- und allgemeineren Forschung oft bunt durcheinander laufen. Die Bedeutung der Vorlesungen wird offenbar mehr und mehr eine isagogische. Auf

Quellen und Hülfsmittel, auf verschiedene Methoden und Auffassungen aus eigner Erfahrung hinzuweisen, das muss doch der Kern der akademischen Didaktik sein, wodurch sie neben der Belehrung durch Bücher ihre selbständige Bedeutung behaupten wird. Und diese Belehrung sollte nun gerade nach der angegebenen Richtung hin fehlen dürfen? Nur daraus, dass ein grosser Theil der jetzt in männlicher Kraft stehenden Philologen niemals Gelegenheit hatte, gründlicher in die erblühende Sprachwissenschaft eingeführt zu werden, erklären sich die Vorurtheile über die Schwierigkeit und Unsicherheit derselben. Viele begreifen es nicht, dass man sich vollkommen genaue Kenntniss von den Lauten und Formen einer Sprache verschaffen kann, ohne dass man ihren Gebrauch in der Art beherrscht, wie der Philolog die ihm zunächst liegenden Sprachen. Andre halten die vergleichende Sprachwissenschaft für ein blosses angewendetes Sanskrit und verlangen unverständiger Weise von den Gelehrten, die die indische Philologie zum Hauptgebiet haben, dass sie gewissermassen als *πάρεργον* die philologische Jugend auch in die zum Theil verwickelten Fragen einführen, die sich an die griechischen Mundarten, die ältere Latinität u. s. w. knüpfen. Das Sanskrit ist aber nur ein Mittel, freilich ein vorzügliches, von vielen. Und die wesentlichste Aufgabe wird doch immer die sein, von der Methode der neuen Wissenschaft eine richtige Vorstellung zu bilden. Und von dieser gilt in der That jener Spruch des Euripides, den Gottfried Hermann unter sein Bildniss setzte

ἁπλοῦς ὁ μῦθος τῆς ἀληθείας ἔφυ.

Unsere Leipziger Universität ist jetzt diejenige, wo, wie die Lectionskataloge nachweisen, auch nach dieser Richtung hin die mannichfaltigste Anregung geboten und wo sie auch wohl am reichlichsten benutzt wird. Es ist die einzige, an welcher sämmtliche indogermanische Sprachen durch besondre Vorlesungen vertreten sind. Liegt in diesen Anregungen eine Gefahr für die Gründlichkeit des philologischen Studiums, so müsste es sich bald zeigen. Die Wirkungen des Giftes, das manche darin erkennen, würden nicht lange ausbleiben. Aber wir haben das, glaube ich, nicht zu befürchten, und auf die Gefahr hin hier für die eigene Richtung zu eifrig zu erscheinen, will ich es nicht unterlassen einer Erfahrung zu gedenken, die ich während mehr als eines Vierteljahrhunderts gemacht habe. Ich wüsste nicht, dass einer sich beklagt hätte über die Zeit die er auf diese Aufgaben verwendet hat, wohl aber haben mir viele laut bekannt, dass ihnen dadurch ein neues Element der Erkenntniss und erst die wahre Lust aufgegangen sei die classischen Sprachen weiter zu durchdringen und die Jugend in sie einzuführen. Wer weitere sprachwissenschaftliche Studien gemacht hat, dem ist der Sinn für sprachliche Eigenthümlichkeiten überhaupt geweckt, er betrachtet auch das von der classischen Philologie am häufigsten durchgearbeitete Material mit mehr Eifer und Liebe, als die, deren Blick nie darüber hinausging. Selbst Einzeluntersuchungen von diesem Standpunkte aus am Griechischen und Lateinischen unternommen, nöthigen zu eifrigem Durchsuchen der Litteratur und der Inschriften in weitem Umfange und führen daher von dem Gesammtziel der classisch-philologischen Universitätsbildung kaum weiter ab, als die Bearbeitung irgend eines entlegenen Grammatikers oder eines andern unbedeutenden Products später Zeiten. Es bedarf aber zu jenen ersten Versuchen selbständiger wenn auch in engen Gränzen gehaltener Forschung, deren Frucht unsre Doctordissertationen sind, frischer Stoffe, und die sind auf jenen Wegen reichlich zu finden. Wie werthvoll es aber für den Philologen ist,

dass er, bevor er von der Hochschule in's Lehramt übertritt, die Freude eignen Forschens wenigstens einmal gekostet hat, bedarf keiner Hervorhebung.

Von den Universitäten aus werden die neuen Anregungen auch mehr und mehr in den Schulunterricht eindringen, den zu beleben und zu erleichtern sie geeignet sind. Durch die Lust am Erkennen die Auffassung zu beschleunigen und das Gedächtniss zu stärken, das muss das Ziel sein. Vor Uebertreibungen und Fehlgriffen wird gerade der am besten sich hüten, der sich gründlich mit diesen Fragen beschäftigt und sichere Ergebnisse von luftigen Hypothesen und gewagten Combinationen zu unterscheiden gelernt hat. In der strengeren Unterscheidung der Laute, in der gewissenhaften Beachtung lautlicher Veränderungen, in der Zerlegung der Sprachformen in ihre Bestandtheile liegt, wie oft gesagt worden, ein Element der Exactheit eine Aufforderung zur Beobachtung, wodurch die neuere Sprachwissenschaft der Methode der Naturwissenschaften näher gerückt wird. Kämen diese Anregungen mehr als jetzt in der Regel geschieht dem Unterricht zu gute, so würde dadurch nicht bloss ein festeres Band zwischen der Erlernung der alten und der neueren Sprachen geknüpft, sondern auch mancher Einwand entkräftet, den berühmte naturkundige unserer Tage gegen unsern Gymnasialunterricht, namentlich auch als Vorbereitung für die ihnen zunächst liegenden Gebiete erhoben haben. Richtig aufgefasst und von Zeit zu Zeit neu belebt enthält in der That der Unterricht in den classischen Sprachen die mannichfaltigsten Keime echter Geistesbildung. Den vielen Angriffen auf dieses Fundament unsrer Gymnasien werden wir auch dadurch zu begegnen haben, dass wir bisher weniger beachtete Güter des eignen Hauses mehr und mehr zu den Zielen verwenden, die uns gesteckt sind.

Und so führen uns diese Betrachtungen über eine einzelne Seite der weit verzweigten Philologie zurück zu dem, was uns, denke ich, alle gemeinsam beseelt. Unser Arbeitsfeld ist getheilt, die Richtungen sind verschieden. Ein Bild davon gibt ja unsre bunt zusammengesetzte Versammlung. Aber gerade solche Zusammenkünfte können meine ich, dazu beitragen, dass wir uns unter einander immer mehr verstehen lernen, und des gemeinsamen hohen Ideals der Philologie uns lebendiger bewusst werden. Im wahren und höchsten Sinne Schulmänner sind wir doch alle. Denn was erstreben wir schliesslich höheres als mit den Mitteln unsrer Wissenschaft in Wort und Schrift, jeder in seiner Weise, reges Geistesleben und frische Empfänglichkeit für alles hohe und grosse in unserm Volke zu nähren und zu pflegen?

Es bleibt mir noch nach guter Sitte die Erfüllung einer ernsten Pflicht übrig, der Pflicht, diejenigen zu erwähnen, welche seit der letzten Zusammenkunft unsern Kreisen entrissen sind. Ehre vor allem deu Andenken der jugendlichen Philologen, die im Kampfe für das Vaterland ihr Leben liessen! Es sind nicht wenige, darunter viele von reichen Hoffnungen. Bei andern Gelegenheiten wird rings in deutschen Landen ihrer gedacht sein, und ihre Namen werden in Stein und Erz besser verzeichnet, als in dieser flüchtigen Stunde. Auch von bewährten Kennern und Förderern der Wissenschaft ist eine ansehnliche Schaar in diesen Jahren dahin gegangen. Ich nenne die vieljährigen Häupter der Leipziger Philologie Anton Westermann und Reinhold Klotz, die verdienten sächsischen Rectoren Palm und Franke, den Homeriker Ameis, den Epigra-

phiker Bergmann, den Archäologen Friederichs, die beiden grossen geistesverwandten Meister der Kritik August Meineke und Immanuel Bekker, den Heidelberger Philologen Karl Ludwig Kayser, drei allgemein bekannte Germanisten: Koberstein, Gervinus, Wilhelm Wackernagel, endlich Ueberweg und Adolph Trendelenburg, die sicher so gut zu den Philologen wie zu den Philosophen gerechnet werden dürfen. Es ist eine reiche Welt geistigen Schaffens, an die uns diese Namen erinnern, manche unter ihnen leuchtende Vorbilder und Leitsterne, denen wir folgen dürfen.

Ich ersuche nunmehr den Herrn Geh. Kirchen- und Schulrath Dr. Gilbert aus Dresden im Namen der königlich sächsischen Staatsregierung diejenigen Worte an uns zu richten, die er so freundlich gewesen ist uns zuzusagen:

Geh. Kirchen- und Schulrath Dr. Gilbert:

Hochansehnliche Versammlung, hochzuverehrende Herren! Es ist das dritte Mal seit ihrem Bestehen, dass Sachsen die Ehre geniesst, die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner innerhalb seiner Grenzen zu sehen. Der Ort aber und die Zeit, da dieses geschieht, ist diesmal ganz besonders bedeutungsvoll. Sie haben als Ort die Stadt gewählt, welche nicht bloss der Sachse mit Stolz eine sächsische, welche der Deutsche mit Stolz eine deutsche Stadt nennt, die altehrwürdige Metropole der Wissenschaften, des Buchhandels und des Welthandels, welche in ihrer Geschichte mehr als eine Glanzepoche auch der philologischen Studien und gegenwärtig die glanzvollste aufzuweisen hat. Diese Wahl aber, schon früher getroffen, in ihrer Ausführung jedoch durch die grössten weltgeschichtlichen Ereignisse des Jahrhunderts aufgehalten, erfüllt sich in einer Zeit, in welcher der Name dieser Versammlung deutscher Philologen zu einer Bedeutung und zu einem Hochklang gekommen ist, wie nie zuvor. Die meisten deutschen Stämme umschliesst ein deutsches Reich, es giebt hinfort bei aller berechtigten Eigenart derselben eine deutsche Zunge, ein deutsches Vaterland, eine deutsche Schule, eine deutsche Wissenschaft, auch eine deutsche Wissenschaft der Philologie in einem Sinne wie nie zuvor. Dem habe ich in wenigen, kurzen Worten Ausdruck geben wollen in dem Augenblicke, in welchem ich mich des ehrenvollen Auftrages entledige, im Namen der sächsischen Regierung Sie, meine hochverehrten Herren, an dieser Stätte herzlich willkommen zu heissen. Und ich thue dies mit der Versicherung, dass wir den tiefsten und freudigsten Antheil an der Gemeinsamkeit der höchsten Güter nehmen, welche auch diese Versammlung hier sowohl bezeugt als geistig fördern wird. Darum willkommen, herzlich willkommen hier!

Präsident Prof. G. Curtius: Ich ersuche nun den Herrn Vicebürgemeister Dr. Stephani im Namen der Stadt Leipzig das Wort zu ergreifen.

Vicebürgemeister Dr. Stephani: Meine hochgeehrten Herren! Nach der freundlichen und auch für mein Leipzig so ehrenvollen Begrüssung seitens der Kgl. Staatsregierung gestatten Sie auch der Stadt, der Sie diesmal die Ehre Ihres Besuches schenken, Sie durch mich herzlich willkommen zu heissen. Ich könnte anknüpfend an die eben gehörten Eingangsworte Ihres Hrn. Präsidenten Ihnen zurufen: Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt. Denn Sie haben Sich für 1870 angemeldet und 1872 kommen Sie. Aber Sie sind wegen dieser Verspätung nicht weniger

sondern doppelt willkommen, denn der Grund Ihrer Verspätigung ist Ihnen ja eben so erfreulich wie uns Leipzigern, der Grund: die welterschütternden Ereignisse, aus denen Deutschland nach einer Feuertaufe als ein deutsches Reich hervorgegangen ist. Und dass es so gekommen ist, dass Deutschland diese schwere Probe bestanden hat, und dass wir einen frivolen Angriff in Feindesland siegreich niedergeschlagen, und dass der deutsche Geist endlich auch staatlich uns zu einem Ganzen geeinigt hat, dazu haben ja Sie, meine Herren, gerade so Wesentliches beigetragen. Denn dass es so gekommen ist, das danken wir ja zu einem Theile der deutschen Wissenschaft und der deutschen Schule, und deswegen meine Herren, heisst Leipzig besonders Sie doppelt willkommen, Sie als diejenigen Männer, die dazu beitragen, dass Deutschland wie bisher, so auch künftig, seine Festigkeit und seine Stärke sucht auf wissenschaftlicher Grundlage, auf der Grundlage allgemeiner Bildung. Deswegen also, meine Herren, sage ich, Sie sind uns doppelt willkommen, und Ihr Herr Präsident hatte nicht Unrecht, wenn er vorhin sagte, dass der Genius loci in Leipzig vielleicht besonders geeignet sei für den Empfang einer Philologenversammlung und einer Versammlung von Schulmännern, denn Sie betreten hier einen Ort, der eine besondere Empfänglichkeit dafür hat, die Bedeutung von Wissenschaft und Schule für das ganze Leben anzuerkennen. Das Auge der Leipziger ist an diesen Gedanken gewöhnt worden durch eine Reihe blühender Schulanstalten, vor allen Dingen aber durch die herrliche Blüthe, die Leistungen und den Glanz unserer Universität. Ich sage, unserer Universität nicht im Sinne bürgerlichen Eigenthums, sondern in dem Sinne einer innigen geistigen Gemeinschaft, in welcher Leipzigs Bevölkerung mit seiner Universität sich weiss. Ich sage, Leipzig ist daran gewöhnt worden an diese Werthschätzung durch den Glanz dieser unserer Universität, deren hervorragende Namen aus der Gegenwart und aus der Vergangenheit ja gerade für deutsche Philologen den Besuch Leipzigs doppelt werth machen müssen. Und wenn es wahr ist, dass die Stelle heilig ist, die ein edler Mann betrat, so muss ja für deutsche Philologen der Ort heilig sein, wo einst der vorhin bereits genannte, um einen vor allen herauszugreifen und für alle, wo einst Gottfried Hermann lebte, lehrte und wirkte, Gottfried Hermann, dessen Andenken uns Leipzigern ganz besonders unvergesslich ist, weil er der Forderung entsprach, dass auch die Wissenschaft Charaktere braucht, weil er nicht nur mit grossem Auge ein grosses Feld der Wissenschaft beherrschte, sondern weil er ausser der wissenschaftlichen Grösse auch ein charakterfester Mann war, ohne Furcht, wahr, treu und fest. Möge denn dieser Geist Gottfried Hermanns als *genius loci* auch diese Ihre Versammlung beherrschen und gestatten Sie mir, an eine kleine Aeusserlichkeit die Hoffnung zu knüpfen, dass dem so sein wird. Sie wissen vielleicht nicht, dass bei Ihrem Eintritt in dieses Ihr Berathungslocal ein Wort Gottfried Hermanns Sie begrüsst hat. Als vor beiläufig vierzig Jahren dies Haus hier gebaut wurde als eine Stätte für die Erholung bürgerlicher Gewerbtreibenden, bat man Gottfried Hermann, für den kurzen Raum der Aussenseite des Hauses mit kurzem Wort dem Hause eine Aufschrift zu geben. Er that es und die Aufschrift begrüsst noch heute den Eintretenden: *Laboris civibus industriis requies;* freilich ein Wort Gottfried Hermanns, was nicht eben berechnet war auf diese Versammlung (Heiterkeit) und was auf Sie nicht passt (Grosse Heiterkeit). Indess auch eins, meine Herren, folgt daraus. Es folgt daraus, — so schlingen sich die Fäden all unsres Wirkens in unsrer deutschen Nation ineinander — dass die Stätte, die für bürgerliche Erholung bestimmt war,

jetzt für wissenschaftliche Berathung benutzt wird, und so finden Sie in Leipzig alle Fäden des Lebens in einander geschlungen, dass auch Ihre wissenschaftlichen Berathungen begleitet werden von der vollen Theilnahme der ganzen Bevölkerung, die ihre Nahrung saugt aus den Resultaten Ihres wissenschaftlichen Forschens, und wie diese Fäden in einander gingen, so meine ich, wird auch Ihr Wirken sich anlehnen an das Wirken der Nation und so mögen auch die heutigen Berathungen Ihrerseits wieder Ihre Früchte zurückspenden auf die ganze Nation, damit sie zeigen mögen, dass die wissenschaftlichen Wanderversammlungen auch fernerhin durch den echt wissenschaftlichen Sinn und Geist, der in ihnen herrscht, ihre Bedeutung behalten, damit auch sie das Sallustische vorhin angeführte Wort bethätigen, das *retineri quibus partum est.* Ihnen danken wir, dass Deutschland seine Grösse auf Wissenschaft und Bildung gebaut hat. Mögen Sie auch das *retineri* bewahrheiten, dass es auch fernerhin so geschieht. In dieser Hoffnung und mit diesem Wunsche heisst Leipzig Sie nochmals hier herzlich willkommen. (Lebhafter Beifall).

Präsident Curtius: Meine Herrn, ich glaube in Ihrem Sinne zu handeln, wenn ich den geehrten Herrn Vorrednern in Ihrem Namen für die freundlichen Worte, die sie so eben an uns gerichtet haben, den herzlichsten Dank ausspreche. — Ich bitte nun meinen Herrn Collegen, Herrn Prof. Dr. Eckstein uns seine Mittheilungen zu machen.

Zweiter Präsident, Prof. Dr. Eckstein: Verehrte Amtsgenossen und Freunde. Ich trete vor Sie ἀπολογούμενος ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι, ohne dass bis jetzt aus Ihrer Mitte eine Anklage erhoben worden wäre, und ich glaube, es wird klug und weise sein, dass ich also gehandelt habe. Wir haben über eine Reihe von Punkten von Ihnen Indemnität zu erbitten, und deswegen nehmen Sie das schlichte Wort der Wahrheit wohlwollend hin, welches, dess bin ich sicher, in Ihren Herzen auch eine gute Statt finden wird.

Zunächst, meine Herrn, ist der Vorschlag, Leipzig zur nächsten Philologenversammlung zu wählen, kategorisch an uns gestellt worden von Kiel aus: „Ihr müsst die nächste Versammmlung übernehmen" lautete es in einem Schreiben, das von dort hierher kam. Da wir jedoch der Schwierigkeiten, die hier obwalten, uns wohl bewusst waren, da wir wussten, aus welchen Gründen derartige Anerbietungen oft schon abgelehnt waren, so glaubten wir nicht ohne die Zuziehung sachkundiger Männer vorgehen zu dürfen und ihren Rath uns erbitten zu müssen über die Möglichkeit, in unserer Stadt eine derartige Versammlung zu halten in der Herbstzeit. Sehr sachkundige Männer meinten, es würde gehen, und namentlich das Haupt unserer Stadt glaubte um so mehr ein Anerbieten der Art annehmen zu müssen, als in jener Zeit eine von den grossen deutschen Versammlungen, den nationalen Festfeiern — den grossen πανηγύρεις — hier abgelehnt worden war und eine Art von Misstimmung darüber in manchen Kreisen sich geltend machte. Die Stadt Leipzig wollte zeigen, dass sie principiell gegen derartige Versammlungen nicht eingenommen sei. In diesem Sinne ist die Wahl für das Jahr 1870 angenommen, aber im Jahre 1870 nicht abgehalten worden aus Gründen, die schon mitgetheilt sind. Nichts destoweniger gab es auch in jenem Jahre Heisssporne, die da meinten, nach den ersten glänzenden Siegestagen von Weissenburg und Wörth und den blutigen Kämpfen an den Spichernschen Bergen müsse man zusammenkommen, um vorahnend etwa hier bereits ein Siegesfest deutscher Nation zu feiern. Dass wir es nicht gethan haben, das werden Sie vollkommen gerechtfertigt finden, denn recht schwere, blutige Tage sind später noch gefolgt.

Es kam das Jahr 1871. Mancher unsrer jüngeren Collegen stand noch unter den Waffen, andere waren kaum aus dem Felde zurückgekehrt zu ihrem Berufe. Ich glaube gerade ihre Theilnahme würden wir in unsrer Mitte am schmerzlichsten vermisst haben. Von allen Seiten waren grosse Opfer gebracht für's gemeinsame Vaterland, auch die Lehrerwelt war mit Aufopferung an Zeit und Kraft, ganz abgesehen von andern Beiträgen, nicht zurückgeblieben. Wir konnten kaum wagen, die Reise zu einer Philologenversammlung Ihnen zuzumuthen in jenem Jahre. Dazu kam aber noch ein anderes Hinderniss lokaler Art: Wir waren während des ganzen Sommers von einer Pockenepidemie schwer heimgesucht. Auch in andere Theile und viele Städte Deutschlands hatten die gefangenen Franzosen uns diese Epidemie mit herübergebracht, und auch aus diesem Grunde hielten wir es für bedenklich, die Versammlung für den Herbst 1871 auszuschreiben. An und für sich sind solche Vertagungen nicht etwas Unerhörtes. Die Versammlung in Berlin, die im Jahre 1847 bestimmt war, ist in den Jahren 48 und 49 ausgefallen aus sehr leicht erklärlichen Gründen für den, der sich aus den Jahren 48 und 49 der Unruhen, die immer noch in Berlin waren, besinnen wird. Im Jahre 1853 wurde die Altenburger Versammlung vertagt, 1859 die Braunschweiger, 1866 die Hamburger, 1869 die Hallische. Es waren meist kriegerische oder gar revolutionäre Ereignisse, die dazu nöthigten, nur in dem benachbarten Altenburg war es noch etwas anderes. Die allgemeine Landestrauer über den Tod des verstorbenen Herzogs machte die Versammlung nicht gut möglich. Bei jener Veranlassung sagte mir einer der Begründer unseres Vereines und der treueste Theilnehmer, der selige Rost in Gotha: Ich werde Dir beweisen, dass Du unrecht gehandelt hast mit der Aussetzung, denn ich werde nicht kommen (Heiterkeit). Nun, meine Herrn, wenn Sie der Ansicht des seligen Rost sind, hätten Sie hier in diesem Kreise heute nicht erscheinen dürfen (Heiterkeit). Gerade Ihr zahlreiches Erscheinen spricht dafür, dass Sie nicht unzufrieden sind mit der Massregel, die wir getroffen haben. Es tritt am heutigen Tage eine Versammlung zusammen, wie sie bis jetzt noch niemals zusammengetreten ist. Ich will nur die Hauptstädte Deutschlands nennen: Frankfurt mit 544 Theilnehmern, Berlin, die neue Kaiserstadt, mit 353 Theilnehmern, Wien, die alte Kaiserstadt an der Donau, mit 366, Dresden lange vorher, aber mit seiner unverwüstlichen Anziehungskraft, doch mit 436, Hannover mit 444, (die Eisenbahnen haben sich seitdem immer mehr ausgebreitet), Heidelberg mit 477, Kiel mit 477, Halle mit 512 — wir sind bis zu 900 Mitgliedern gekommen. (Beifallsgemurmel). Ich glaube, dieses zahlreiche Erscheinen kann uns einigermassen zu der Hoffnung berechtigen, dass Sie bereits Indemnität ertheilt haben. Aber es ist noch ein zweiter Punkt, für den ich Indemnität von Ihnen erbitten muss. Das ist die Abänderung der Zeit. Unsere Versammlungen sind in den Herbst verlegt, und wir haben die Pfingstwoche dazu gewählt. Es geschieht dieses aus Courtoisie gegen die Naturforscher-Versammlung. Dies ist die erste deutsche Wanderversammlung; wir haben die Ehre, die zweite zu sein in der geschichtlichen Reihe. Die Naturforscher feiern in diesem Jahr ihr 50jähriges Bestehen an der Stätte, wo sie, glaube ich, mit 18 Mitgliedern zum ersten Male zusammengetreten sind. Dieser Versammlung die Priorität für den Herbst zu lassen war durchaus nothwendig. Dass freilich das Präsidium derselben seitdem auch die gesetzliche Zeit abgeändert und Mitte August gewählt hat, konnten wir bei der Festsetzung des Termins für unsere Versammlung nicht wissen. In diesem Jahre hat in diesen Räumen bereits der deutsche Handelstag getagt; es steht in Aussicht ein deutscher Protestanten-

Tag, und vielleicht wird über den deutschen Juristen-Tag beschlossen, dass er hier zusammenkommt, und dann noch die Naturforscher. Hätten wir bis in den Spätherbst hinein uns an die letzte Stelle setzen wollen, so würden wir uns hier nicht eben wol gefühlt haben. (Heiterkeit). Es blieb eine schwierige Frage wegen der Ferien. Es giebt Länder, in denen während der Pfingstwoche nur einige Tage Ferien gegeben werden, und der Unterricht bereits am Mittwoch oder Donnerstag wieder beginnt. Diese Calamität ist namentlich im Königreich Preussen. Aber der Herr Minister Dr. Falk zeigte sich gern bereit, denjenigen preussischen Lehrern, die an der Versammlung Theil nehmen wollten, die Möglichkeit dazu zu gewähren. Ich höre freilich, dass dies in der Weise geschehen soll, dass die ausgesetzten Tage an den andern Ferien abgezogen werden (grosse und anhaltende Heiterkeit); daran hatte ich eigentlich nicht gedacht. Das Präsidium war in Kiel meinem verehrten Freunde Herrn Geheimerath Ritschl übertragen. Mit lebhaftem Interesse hatte derselbe seit dem Beginn des Jahres 1870 die Vorbereitungen zu der Versammlung in die Hand genommen und die Verhandlungen mit den verschiedenen Behörden eifrigst geführt, als der Ausbruch des grossen Krieges diese Arbeiten plötzlich unterbrach und die mit der Fortdauer desselben ins Unbestimmte hinausgerückte Aussicht auf Abhaltung der Versammlung Herrn Geheimerath Ritschl veranlasste, noch vor Ablauf desselben Jahres am 23. Decbr. 1870 aus dem Präsidium auszuscheiden und dasselbe in meine Hände zu legen. Er hat für diesen Schritt in einem besondern Schreiben*) vom gestrigen Tage Indemnität von Seiten der hier Versammelten erbeten; ich zweifle nicht, dass die Versammlung dieselbe gern ertheilen wird.

Seit dem Rücktritte meines Freundes Ritschl habe ich als alleiniger gewählter Präsident in allen Angelegenheiten der Versammlung nichts gethan auf eigene Hand, sondern stets berathen mit den drei geehrten Collegen, welche in Kiel zu Präsidenten der einzelnen Sectionen bestimmt waren. In Uebereinstimmung mit diesen ist der Antrag das Präsidium zu übernehmen an unseren Collegen, den Herrn Prof. Dr. Curtius, erst im Laufe dieses Jahres und zwar im Anfange des Monat März gerichtet. Derselbe ist freundlich unserer Bitte diese Stelle zu übernehmen entgegengekommen. Ich glaube um so mehr dies erwähnen zu müssen, weil nach den jetzigen Statuten zwei Präsidenten erforderlich sind, gegenüber den alten Statuten, nach welchen Ritschl in Bonn allein das Präsidium führen konnte, als der erste Präsident Welcker durch Krankheit genöthigt war in ein Bad zu reisen. Dies, meine Herrn, sind die Punkte, die ich Ihnen vorzutragen habe; ich schliesse daran die Bitte, das zu genehmigen, was Sie schon von dem Herrn Präsidenten Curtius in seiner Einleitungsrede gehört haben, nämlich die Wahl der Pfingstzeit und den neuen Präsidenten, und uns dafür Indemnität zu ertheilen.

Präsident Prof. Dr. G. Curtius: Ich frage hierauf die geehrte Versammlung, ob sie sich mit dem eben hier gestellten Antrage einverstanden erklärt, und die nachgesuchte Indemnität für das Präsidium ertheilt. (Erfolgt kein Widerspruch). Da kein Widerspruch erfolgt, so betrachte ich die Indemnität als gegeben und danke Ihnen recht herzlich für das Vertrauen, das Sie auch mir durch diese Ihre nachträgliche Zustimmungsertheilung beweisen.

---

*) Die Mittheilung des Schreibens erfolgte in der Versammlung und unterbleibt hier mit Zustimmung des Herrn Geh.-Rath Ritschl.

Es wird nunmehr die Wahl der Secretäre zu treffen sein, damit wir uns vollständig als Büreau der Versammlung constituiren können. Das Präsidium schlägt Ihnen als Sekretäre vor: Herrn Prof. Dr. Autenrieth aus Erlangen, Herrn Dr. Jungmann, Gymnasiallehrer in Leipzig, Herrn Dr. Gerth, Gymnasiallehrer in Leipzig und Herrn Dr. Bormann Gymnasiallehrer in Berlin. Wenn keine Einwendung gegen diese Wahl getroffen wird, so ersuche ich die genannten Herren, sich hierher zu bemühen und an unsrem Tische Platz zu nehmen.

Ich bitte nunmehr meinen Bruder, Prof. Ernst Curtius aus Berlin, uns die Mittheilungen zu geben, die er uns zugesagt hat.

Prof. Dr. E. Curtius (Berlin)*):

Ueber Geschichte und Altertümer von Pergamon.

Ich bin gern der Aufforderung des brüderlichen Präsidiums gefolgt, Ihnen, meine hochverehrten Herren, heute die erste wissenschaftliche Gabe zu spenden, und ich bitte, dass Sie daran nicht mehr Ansprüche stellen, als wie man sie bei einer reich besetzten Tafel an das erste Gericht stellt. Ich werde Ihnen aus den Studien, die mich zuletzt vorzugsweise beschäftigt haben, einige zwanglose Mittheilungen geben. Es handelt sich um die Erforschung von Kleinasien. Die alte Chorographie und Denkmälerkunde, hat eine zwiefache Aufgabe, erstens den Stoff herbeizuschaffen und zweitens den Stoff wissenschaftlich zu verwerthen. Bei der Erforschung von Kleinasien sind wir noch im ersten Stadium. Da gilt es, Bahn zu brechen und das Material herbeizuschaffen. Und diese Arbeit mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln eröffnet zu haben, ist der Ruhm der Engländer. Die Engländer haben den ersten Philologen nach Kleinasien geschickt, Richard Chandler, um die überraschenden Resultate, welche in Betreff der hellenischen Kunst durch Stuart auf dem Boden von Attika gewonnen worden waren, in Kleinasien zu vervollständigen. Die Engländer sind auch den Stätten der 7 Kirchen mit Vorliebe nachgegangen; sie haben zum Zwecke continentaler Eisenbahnverbindungen mit Indien die Küsten Kleinasiens und Syriens durchforscht, und so sind gerade bei diesem Volke die verschiedensten Gesichtspunkte massgebend gewesen, um das Interesse lebendig zu erhalten. Den Engländern und ihrer Marine verdanken wir die ersten sorgfältigen Aufnahmen der trojanischen Ebene, ihnen verdanken wir die grossen Entdeckungen an der dorischen Küste. Den Engländern verdanken wir die erste Kenntniss der ganzen Südküste, die Erforschung von Lycien; auf ihre Anregung sind in Cypern und Rhodos die ersten grossen Entdeckungen gemacht worden. Ausserdem haben die Franzosen sich an dieser Arbeit rühmlich betheiligt. Durch die Arbeiten von Texier ist eine Reihe antiker Ruinen und Städte zum ersten Male bekannt geworden. Auch das grosse Werk von Lebas hat in neuerer Zeit eine neue Bedeutung bekommen, seitdem es durch Waddington, einen der eifrigsten Erforscher und besten Kenner kleinasiatischer Alterthümer, mit grossem Erfolge fortgesetzt wird. Aber auch die deutschen Gelehrten sind an dieser Arbeit nicht unbetheiligt geblieben. Ich erinnere an die preussischen Offiziere, denen wir die ersten genauen Auf-

*) Der Verf. wünscht, dass sein Vortrag hier ausdrücklich als eine stenographisch aufgenommene Mittheilung bezeichnet werde.

nahmeu der inneren Landschaften verdanken: General Fischer, von Vincke und von Moltke. Moltke hat, ehe er die deutschen Heere zum Siege geführt hat, der deutschen Wissenschaft die Stätte und Umgegend von Rom sowohl wie auch eine Reihe von kleinasiatischen Gegenden zum ersten Male erobert. Und neben diesen Männern wie könnte ich in dieser Versammlung des treuen Forschers vergessen, der als ein einfacher Wandrer die unwirthsamsten Gegenden Kleinasiens einsam durchzog, und mit einer beispiellosen Bescheidenheit seine Forschungen anstellte, ich meine Schönborn. Dann ist es besonders das Verdienst von Kiepert, dass er die mannigfaltigen Forschungen auf dem Gebiete Kleinasiens geordnet hat, und in seiner Karte so wie in dem sie begleitenden Memoire über das, was bekannt und was noch nicht erforscht ist, die erste kritische Uebersicht gegeben hat. Karl Ritter hat seine letzten Lebensjahre der Erforschung und der Darstellung Kleinasiens gewidmet. Sein Werk ist in der Mitte abgebrochen und es erscheint kaum thunlich, die Beschreibung in der Weise, wie er sie begonnen hat, durchzuführen, weil es mehr eine Sammlung von Material ist, als eine Verarbeitung desselben, und weil die Methode, welche er in den Ländern, die der classischen Cultur ferner liegen, anwandte, auf die Mittelmeerküsten sich nicht in gleicher Weise anwenden lässt. So ist auch Ritters letzte Arbeit ein Torso geblieben, und doch ist Klein-Asien gerade das anziehendste aller Länder, der dankbarste Boden für topographische und archäologische Forschung. Kleinasien ist ja das Uebergangsland vom Orient zum Occident, es ist das wichtigste Kettenglied in der Kulturgeschichte der Mittelmeervölker, es ist das Land, wo Semiten und Arier am kräftigsten auf einander eingewirkt haben, es ist das Land, wo asiatische Terrainbildung in hellenische Landbildung, wo der asiatische Pantheismus in griechische Göttergestalten, wo das asiatische Grosskönigthum in die griechische πολιτεία übergeht, es ist der Kampfplatz aller der grossen Gegensätze, welche die antike Welt bewegen. Die deutsche Wissenschaft wird sich energisch an der Erforschung dieser Länder betheiligen. Sie wissen alle, dass das Bedürfniss, in Athen, und dadurch, dass Athen immer mehr das geistige Centrum für alle Studien im hellenischen Oriente wird, auch für den Orient selbst einen Herd deutscher Wissenschaft zu gründen, von allen Seiten lebhaft gefühlt, auch im Reichstage neuerdings lebhaften Ausdruck gefunden hat, und dass auch die Reichsregierung sich damit einverstanden erklärt hat, indem gleichzeitig das römische Institut, welches bis dahin unter der preussischen Krone stand, zu einem Reichsinstitut umgewandelt werden soll. Die Zeit ist günstig, da die Sympathieen der Griechen und Armenier unsrem Vaterlande zugewendet sind, da die Consulate in ihrer neuen Organisation diesen Bestrebungen förderlich sind, und ebenso die im Oriente lebenden Deutschen, mit lebhafterem Patriotismus als je zuvor alle von Deutschland ausgehenden wissenschaftlichen Bestrebungen zu unterstützen bereit sind.

So ist auch der Plan von Pergamon, den ich Ihnen heut vorlege, aus der Hand eines in Pergamon weilenden deutschen Architekten Carl Humann, der mit grossem Eifer alle die Forschungen, welche wir und Andere dort gemacht haben, unterstützt hat. Bis jetzt sind die wichtigsten Ueberreste des asiatischen Alterthums in das Ausland gegangen. Die assyrischen Denkmäler sind nach England gewandert, und wie einst der Dreisprachenstein von Rosette, welcher zu der Enträthselung der Hieroglyphen den Schlüssel gab, in das brittische Museum gewandert ist, so auch neuerdings die erste bilingue Inschrift Cyperns, so dass auch die Entzifferung dieser Schrift-

gattung dort mit Erfolg in Angriff genommen werden konnte. Eben so sind die Altertümer von Rhodos, welche in der überreichen Nekropolis von Kameiros gefunden worden sind, nach England und nach Frankreich gewandert, so dass auch hier der deutschen Wissenschaft der Vortheil entzogen worden ist, diese wichtigen Denkmäler alter Kunst zuerst zu verarbeiten. Erst in neuester Zeit haben wir auch für die Sammlungen des Berliner Museums einen Theil dieser Incunabeln der alten Kunst erhalten, um uns auch bei diesen Forschungen betheiligen zu können. Und gerade die neuesten cyprischen Ausgrabungen sind in der Beziehung von so grosser Wichtigkeit, weil hier zum ersten Male das, was phönicisch und das, was cypriotisch ist, in der Einrichtung der Grabstätten unterschieden werden kann, so dass man endlich dahin kommen wird, nicht bloss im Allgemeinen von der Verwandtschaft griechischer und asiatischer Kunst zu sprechen, sondern dass man zwei Kunstgebiete räumlich trennen und so die wichtigsten Probleme ältester Kunstgeschichte schärfer in das Auge fassen kann.

Was nun die Westküste von Kleinasien betrifft, so sind im Allgemeinen die Entdeckungen, welche hier gemacht werden, der Art, dass sie mehr der hellenistischen und römischen Zeit angehören, und alle Ausgrabungen, die gemacht werden, zeugen immer mehr von der ausserordentlichen Blüthe gerade dieser späteren Zeit. Indessen sind ja, wie Sie alle wissen, auch Denkmäler älterer Geschichte zu Tage getreten. Ich brauche nur an die Wiederaufdeckung der alten Tempelstrasse, welche nach dem Branchiden-Tempel führte und die Auffindung des Artemision zu erinnern, und auch die neueren Entdeckungen, welche dort gemacht sind, gehören, wenn sie auch nicht in alte Zeit zurückgreifen, doch den interessantesten Bereicherungen unserer Kenntnisse des Altertums an. So ist, um nur eins zu erwähnen, erst vor wenig Wochen ein Stein in Smyrna zum Vorschein gekommen, der jetzt nach dem Museum von Athen gekommen ist, worin zum ersten Male ein Gesammtbeschluss der 13 ionischen Städte zum Vorscheine gekommen ist. — Wir finden nun an der Westküste von Kleinasien eine doppelte Reihe von Städten vor. Die eine ist die an der Küste gelegene, die Reihe der von den Griechen gegründeten Seeorte, und eine zweite, die hintere Reihe, welche von älterem Ursprung ist. Diese hintere Reihe liegt verhältnissmässig sehr nahe und in der Regel ist es kaum eine halbe Tagereise, welche von den Küstenstädten zu dieser zweiten Reihe hinführt. Und doch unterscheidet Strabo das Gebiet der hintern Reihe als eine μεσόγαια von der eigentlichen παραλία. Diese hintere Reihe der Städte ist nun für die Geschichte der alten Völker und der alten Cultur von ausserordentlicher Bedeutung; hier ist die eigentliche Gränzscheide zwischen Orient und Occident, zwischen dem Einheimischen und der Colonialcultur und aus der Reihe dieser Städte erlaube ich mir nur eine Stadt, die gerade in letzter Zeit unser Interesse in Anspruch genommen hat, Pergamon am Kaïkos, mit einigen Worten näher zu beschreiben und die Forschungen, welche sich an diese Stätte knüpfen, kurz anzudeuten.

Unter den Städten, welche so in zweiter Reihe liegen und nicht bei der κτίσις Ἰωνίας mit gegründet worden sind, sondern einer älteren Vergangenheit angehören, ist Pergamon seiner Lage und seiner geschichtlichen Bedeutung nach der bedeutendste Platz. Das Kaïkosthal ist es, dessen unterer Theil von Pergamon beherrscht wird, und wir können schon aus der Lage erkennen, dass, als diese Stadt gegründet wurde, die Küste in den Händen andrer Stämme war, und dass die Gründer von Pergamon die Küste selbst nicht beherrschten, aber wohl das Flussthal gegen Eindringende von aussen vertheidigen

wollten. Es beherrscht aber Pergamon nicht nur das untere Kaïkosthal, sondern es hat, wie Strabo sehr richtig sagt, eine Hegemonie in Beziehung auf die beiden Meerbusen, den elaitischen und adramyttischen. Was nun die Geschichte von Pergamon betrifft, so hat man bisher als erste Erwähnung eines pergamenischen Staats die Bestellung angesehen, welche von Pergamon an Onatas erfolgte, indem Onatas beauftragt wurde, einen Apollokoloss für die Pergamener zu bilden. Indess bei Pausanias steht nur, dass ein Koloss des Onatas in Pergamon war. Und Pausanias, der gerade in Beziehung auf Pergamon sehr genaue Nachrichten zu geben pflegt, sagt durchaus nicht, dass dieser Koloss für die Pergamener gemacht sei, wie er von Bupalos sagt, dass er auf Bestellung der Smyrnäer seine Chariten gearbeitet habe. Es bleibt also die Möglichkeit, dass dieses Werk des Onatas zu denjenigen Werken gehört, welche später nach Pergamon kamen, da die pergamenischen Könige bekanntlich nicht bloss bei zeitgenössischen Künstlern Prachtwerke zu bestellen sich beeiferten, sondern auch die Werke älterer Meister wie des Bupalos und Anderer sammelten. Pergamon kommt auch in der Sage nicht als ein Reichscentrum vor. Wir kennen nur das trojanische Reich und das Reich der Tantaliden; in der Mitte wird kein selbständiges Herrschaftsgebiet erwähnt, und die Telephossage gehört einer späteren Zeit an, wo es darauf ankam, dieses Pergamon mit dem Mutterlande in näheren Connex zu setzen und mit den Colonisten, die in dem Küstenlande wohnten, in Zusammenhang zu bringen. Die erste nähere Kunde über Pergamon verdanken wir Xenophon. Die Mittheilung Xenophons, welcher erzählt, wie er bei Hellas, der Frau des Gongylos, aufgenommen sei, wirft aber auch auf die frühere Zeit Licht; denn wir sehen daraus, dass zur Zeit des Königs Darius gerade hier im untern Kaïkosthale griechische Familien angesiedelt waren, welche während der Perserkriege die persische Sache vertreten und darum das Vaterland gemieden hatten. Es gehört dies also zu den politischen Massregeln, welche von den continentalen Mächten angewendet worden sind, um die am meisten ausgesetzten Flussthäler zu schützen. Die Lyder lösten die Grossstädte, wie Smyrna und Ephesos, in Komen auf; der Dioikismos war ihnen eine Sicherheitsmassregel in den wichtigsten Gegenden. Die Perser befolgten einen andern Grundsatz, indem sie, wie wir aus dem Leben des Themistokles wissen, Emigranten an Plätzen, welche besonders gefährdet waren, ansiedelten. So wurde im Kaïkosthale einerseits die Familie des Demaratos angesiedelt und andrerseits die Nachkommen derjenigen Parteiführer von Eretria, welche ihre Vaterstadt durch Verrath den Persern überantwortet hatten. Man erwartete, dass solche Personen am eifrigsten sein würden, im Falle der Gefahr diese Gegenden zu vertheidigen, und dass sie auch sonst für die Cultur dieser Landschaften von Nutzen sein würden.

Pergamon hat im Kaïkosthale eine ganz ähnliche Lage wie Magnesia im Mäandrosthale an der Nordwand des Flussthales und zwischen den zu dem Hauptflusse herabströmenden Bächen; — es hat aber vor allen Städten ähnlicher Lage eine ganz besondere Bedeutung, erstens seiner Festigkeit wegen, indem der kegelartige Berg sich über 1000 Fuss erhebt mit schroffen Wänden nach beiden Seiten, und zweitens durch die ausserordentliche Gesundheit des Klima's; denn noch jetzt, wenn man nach Bergama kommt, fühlt man sich von der frischen Bergluft und der Schönheit des Klima's überrascht, indem man allen den Plagen und Unannehmlichkeiten, welche man an der Küste, namentlich in Smyrna zu ertragen hat, dort nicht ausgesetzt ist, und drittens durch die ungemeine Wasserfülle. Es strömen, wie Sie auf der Karte sehen, die zwei Bäche Selinus und Ketios

an den beiden Seiten des Burgfelsens herunter und vereinigen sich am Fusse der alten Stadt, indem sie in den Kaïkos fliessen, der 15 Meter unterhalb der Stadt sein Bett hat; von da hat er noch etwa 25 Meter Gefälle bis zur Einmündung in die See. Also da auch jetzt noch der Kaïkos das ganze Jahr hindurch wasserhaltig ist, so können wir mit Sicherheit voraussetzen, dass zu der Zeit, als die Quellgebirge des Kaïkos noch waldreicher waren, der Fluss auch für die Schifffahrt sehr günstige Verhältnisse darbot, und dass auch hier ein bedeutender Flussverkehr bis Pergamon hinauf stattfinden konnte. Ausserdem ist es ein ausserordentlicher Quellenreichthum, der die untere Stadt auszeichnet, und mit diesem Quellenreichthum hängt der alte Gottesdienst zusammen, welcher diese Gegend auszeichnet, der Dienst des Asklepios. Aristides der Rhetor, dessen Schriften zu den Hauptquellen über Pergamon gehören, bezeichnet in der Entwicklung des Asklepiosdienstes eine zwiefache Epoche, eine ältere und eine jüngere. Diese jüngere nennt er eine δευτέρα ἀποικία, wodurch Asklepios dem hellenischen Asklepios, dem Gotte von Epidauros, homogen geworden ist, und damit stimmt die Nachricht, dass der alte Asklepios ursprünglich zu den Kabiren gehört habe. Es ist also erst allmählich durch die Einwirkung der Küstenstädte eine Hellenisirung dieses Gottesdienstes zu Stande gekommen. Was die Stadt Pergamon betrifft, so haben wir uns die Burg als einen festen Platz zu denken, der das untere Land des Kaïkos, das alte Teuthranien, zu schützen hatte, und am Fusse der Burg eine bescheidene Niederlassung. Wir haben darauf besonders unser Augenmerk gerichtet und eine Menge von alten im Felsen ausgehauenen Wohnplätzen und Heiligtümern verzeichnen können, welche der ältesten Stadt angehören.

In der macedonischen Zeit beginnt die zusammenhängende Geschichte. Es war Alexander's Politik, die durch die asiatischen Mächte aufgelösten oder heruntergedrückten und barbarisirten Städte als hellenische πολιτεῖαι wieder herzustellen; und was Alexander begonnen, wurde von seinen Nachfolgern ausgeführt. Lysimachus machte die Burg zu seinem γαζοφυλάκιον, und die pergamenischen Könige machten sie dann zu dem Haupte einer grossen Stadt. Hier lagen nun gerade für Stadtgründungen ganz ausserordentliche Aufgaben vor, weil es galt, einen über 1000 Fuss erhabenen Akropolisberg mit der Unterstadt zu verbinden. Wir haben hier ähnliche Verhältnisse wie zwischen Akrokorinth und Korinth. Man wollte aber die Uebelstände, die sich gerade bei Korinth vorfanden, dass die Hochstadt der Unterstadt so entlegen war, dass kein rechter organischer Zusammenhang zwischen ihnen stattfand, vermeiden, und es wurde nun seit Eumenes durch einen grossen Synoikismus eine neue Stadt geschaffen, indem eine dreitheilige Stadt erwuchs: erstens die obere Burg, zweitens die Abhänge, welche zwischen Burg und Unterstadt lagen, und drittens die Unterstadt. Der Burgfelsen ist ein 700 Schritt langer Keil, der gerade nach Norden ausläuft und mit jähen Wänden nach beiden Flussthälern hinunter absinkt. Diese Wände sind mit alten Mauern gestützt worden, und wir erkennen schon hier eine eigentümliche Art des Mauerbaus, indem die obere Lage immer ein wenig hinter der unteren zurücktritt, eine Bauweise, welche man auch im trojanischen Pergamon neuerdings nachgewiesen hat, und die mir einen Beweis zu liefern scheint, dass die pergamenischen Könige auch an dem troischen Pergamon gebaut haben. Man erkennt auch die Grundlagen von Bauten innerhalb der Mauer, und wir können hier gewiss die Lage der wichtigsten Schatzräume und Magazine in der pergamenischen Königszeit voraussetzen. Ueber dem Westrande der Burg liegt die ansehnliche Ruine eines korinthischen Tempels; es ist

der auf alten Fundamenten ruhende Tempel der Athena Polias, der in späterer Zeit erweitert worden ist und zwar ohne Zweifel in der römischen Zeit, da Augustus sich als cύνναος der Stadtgöttin oben ansiedelte, wie er auf den Münzen von Pergamon als dort verehrter Gott erscheint. Neben diesem Tempel ist ganz ähnlich wie in Akrokorinth eine Quelle, die oben nur in Form eines tief ausgegrabenen Schachtes zugänglich ist, während sie unten am Fusse herausströmt. Auf dem Baugrunde sehen wir, mit welchem Aufwande von Mitteln die Tempelterrasse erweitert worden ist; auch unterhalb derselben erkennt man eine Folge von Parallelmauern, welche am Rande der sich keilförmig zuspitzenden Burghöhe angelegt worden sind, um dieselbe durch Terrassenstufen nach aussen zu erweitern. Auch am südlichen Abhange war der ganze Berg terrassirt: der Burg zunächst lagen die Paläste der Fürsten, weiter abwärts die Staatsgebäude, und zwischen diesen wand sich der alte Fahrweg hinauf, der noch ganz deutlich erhalten ist, um die obere und die untere Stadt mit einander zu verbinden. Es hat hier leider die entsetzlichste Verwüstung stattgefunden, indem man die alten Prachtbauten gewaltsam zerstört und die Trümmer derselben als Baumaterial verwendet hat. Wir haben in den mittelalterlichen Mauern, welche die Abhänge der Akropolis umgeben, eine Reihe von Marmorsculpturen gefunden, Bruchstücke von Hochreliefs, welche Kampfgruppen darstellen.

Am Fusse der Akropolis breitete sich die Unterstadt aus, die Stadt des Selinus, von dem Plinius sagt: *intermeat Pergamum.* Bei den älteren Stadtanlagen in Hellas vermied man die Aufnahme eines fliessenden Gewässers, und Pausanias führt bei Mantinea ausdrücklich die Nachtheile an, welche daraus hervorgingen. In der Zeit der hellenistischen Stadtgründungen war das Gegentheil der Fall, und die Hauptthätigkeit bei der Einrichtung des neuern Pergamon war darauf gerichtet, den Selinus durch die Stadt zu leiten, ihn mit Quaimauern einzufassen, Terrassen an den Seiten anzulegen und ihn mit zahlreichen Brücken zu versehen. An dem linken Ufer ist nun schon seit Texier, der zuerst einen Plan von Pergamon geliefert hat, als das bedeutendste von allen Werken der alten Zeit eine grosse, aus Backsteinen erbaute Basilika bekannt, welche dem Evangelisten Johannes und dem heiligen Antipas gewidmet war, ein Gebäude, welches aber als solches nicht antik ist, sondern von Anfang an ein christliches gewesen ist. Die neueren Topographen von Pergamon betrachten in der Regel dieses Gebäude als auf der Stätte des alten Asklepieion stehend und einen in der Nähe befindlichen Brunnen als das φρέαρ τοῦ Ἀcκληπιοῦ. Indess ist dazu kein Grund vorhanden, und wir können im Gegentheil annehmen, dass das Gebäude, welches auf der Stelle der heutigen Basilika stand, ein Tempel war an der Ostseite des grossen Marktes. Dass hier ein grosser Platz, der Hauptplatz der alten Stadt war, können wir daraus schliessen, dass der Selinus hier durch zwei grosse Tonnengewölbe bedeckt ist. Sie dienten dazu, den Selinus fast 200 Meter weit ganz verschwinden zu lassen; es musste also die Absicht vorliegen, für einen grossen Platz einen ununterbrochenen Raum zu schaffen, und das wird die alte Agora gewesen sein. Auf dem rechten Selinusufer lagen Theater, Amphitheater und Stadium. Dieses rechte Ufer ist erst in neuerer Zeit näher bekannt geworden. Bei der Untersuchung des Theaters zeigte sich, dass dasselbe aus verschiedenen Zeiten stammt. Als die Stadt sich vergrösserte, wurde das Theater nicht nur im Hintergrunde höher aufgebaut, sondern es wurden auch beide Flügel vorgeschoben. Durch den einen dieser Flügel, den südlichen, führt ein alter Weg hindurch von einem in schräger Linie angelegten Gewölbe überdeckt.

Man sieht, dass hier ein alter Weg ging, dessen Richtung man nicht verändern durfte, das war offenbar ein heiliger Weg. Dieser Weg, den Humann zuerst auf seinem Plane verzeichnet hat, war von Pfeilern eingefasst, die ein Gewölbe trugen, und führte an verschiedenen Brunnen vorüber zu einer auf der Hochfläche des rechten Selinusufers gelegenen Trümmerstätte, oberhalb welcher eine ungemein starke Quelle von kaltem Wasser entspringt, während eine andre mit lauwarmem Wasser sich an der Trümmerstätte selbst zeigt. Diese freigelegene Gegend trägt alle Kennzeichen, welche wir bei einem alten Kurorte des Asklepios erwarten. Damit stimmt, dass nach Aristides das Asklepieion eine Vorstadt bildete, τὸ τελευταῖον τμῆμα τῆς πόλεως. Es war das äusserste Quartier der Stadt, frei und ländlich gelegen, von wo die Wege, welche die Kurgäste zu machen hatten, theils in das obere Selinusthal hinauf führten, theils nach dem Kaïkos, theils nach der See hin, um hier oder dort Bäder zu nehmen. Auf diese Weise ist das Asklepieion von Pergamon mit hinreichender Sicherheit nachzuweisen, und es ist nur zu wünschen, dass diese Trümmerstätte etwas näher und gründlicher, als es uns möglich war, untersucht werde. Wenn man den heiligen Weg, der vom Theater zum Asklepieion führte, in entgegengesetzter Richtung verfolgt, so führt er gerade auf den grossen Platz, dessen Existenz aus dem überwölbten Selinusbette erkenntlich ist. Von der Agora führte der gewundene Weg zur Burg hinauf.

Einen besonders altertümlichen Charakter giebt der Stadt die Gruppe vorliegender Tumuli, drei südlich in der Ebene und ein vierter im oberen Selinusthale. Man dachte bei diesen Grabhügeln nur an Denkmäler der heroischen Vorzeit. Von besonderem Interesse ist es also, dass durch Herrn Humann der südliche Hügel, den man bis dahin nach einer nicht mit Sicherheit hierauf bezüglichen Stelle des Pausanias Augehügel nannte, näher erforscht worden ist; und da hat sich gezeigt, dass der Gang, der in den Hügel hineinführt, sich mit voller Sicherheit als ein Mauerwerk aus der pergamenischen Zeit kund giebt. Man findet hier den regelmässigen Wechsel höherer und niedrigerer Quaderschichten, und die sorgfältige Glättung der Ränder auf 2—3 Finger Breite, während der übrige Theil der Werksteine rauh gelassen wurde. Diese Art der Quaderbehandlung lässt sich, so viel ich weiss, bei den Griechen zuerst in der Zeit des Epaminondas nachweisen, und wir können z. B. in Messenien daran erkennen, was aus der thebanischen Zeit stammt oder aus früherer Periode der Landesgeschichte. So auch in Pergamon. Nun haben wir wohl früher geglaubt, dass ein alter tumulus benutzt worden sei, um für die pergamenischen Könige eine Grabstätte zu bereiten, aber eine nähere Erforschung der Ausgrabungen hat gezeigt, dass daran nicht zu denken ist. Es ist vielmehr der ganze tumulus von den pergamenischen Königen aufgebaut worden in ähnlicher Weise, wie die Spartokiden in Pantikapaion ihre verhältnissmässig junge Dynastie gewissermassen mit dem Glanze heroischer Vorzeit bekleiden wollten dadurch, dass sie solche tumuli erbauten. So haben es auch die Pergamener gemacht, und das ist also für die Denkmäler der hellenistischen Zeit eine nicht uninteressante Thatsache.

Um nun endlich noch ein paar Worte über die einzelnen Altertümer von Pergamon zu sagen, so sind erstens allerlei interessante Skulpturreste jetzt wieder an das Tageslicht gezogen, zweitens eine Reihe feiner Thonarbeiten, und das ist um so interessanter, weil nach Plinius die Pergamener gerade in der Thonplastik einen besonderen Ruf hatten; und drittens sind es Inschriften, welche auf die Zeit der pergamenischen

Könige einiges Licht werfen und für die Culturgeschichte jener Zeit von Bedeutung sind. Ich erwähne nur zwei dieser Inschriftsteine. Der erste enthält ein Verzeichniss von Epheben, die nach abgelegter Prüfung (ἐγκριθέντες) in das Erziehungsinstitut eingetreten waren. Wir kennen diese Institute bisher nur in Athen näher; es zeigt sich, dass sie auch in Kleinasien während des zweiten und ersten Jahrhunderts v. Chr. eine grosse Rolle spielten und den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses bildeten. Die verschiedenen Altersstufen der ἔφηβοι und νέοι hatten ihre besonderen Gymnasien und bildeten kleine Gemeinwesen für sich unter städtischer Aufsicht mit eignen γραμματεῖς. Der betreffende Inschriftstein stammt nicht aus Pergamon selbst, sondern ist im obern Kaïkosthale bei Kirkagatsch gefunden, zwischen Pergamon und Thyatira. An der Spitze steht der Prytane Attalos, dessen Name die in einer lesbischen Inschrift des C. I. Gr. (n. 2189) vorkommende πρυτανεία ἐπώνυμος ἀπὸ βασιλέων in P. zu erklären scheint, welche ein erbliches Amt war. Das erhaltene Album enthält etwa 100 Namen, und die Reihe derselben ist, wenn wir sie näher erforschen, auch nicht uninteressant. Wir können nämlich in diesen Namen der pergamenischen Jugend die verschiedenen Schichten der Landesgeschichte erkennen; wir finden erstens eine Gruppe altpergamenischer Namen, wo die in Pergamon ganz besonders verehrten Götter wie Asklepios, Telesphoros, die Göttermutter vorkommen, und wo auch Formen wie „Asklas“ als provinzielle Namensformen auftreten. Und wenn wir die Namen der Söhne und Väter miteinander vergleichen, so sehen wir, dass immer in denselben Familien diese Namen sich wiederholen. Wir können also, ohne voreilig zu sein, darin den Stamm der altpergamenischen Bevölkerung erkennen, der sich noch bis in die römische Zeit erhalten hat. Aus der persischen Zeit stammt der Name Kyros. Dann kommt die Zeit der makedonischen Herrschaft, welche mit Menandros begann, dem ersten Satrapen, welchen Alexander hier einsetzte, von dem wir auch eine Inschrift haben. Da nun der Name Menandros in auffälliger Weise häufig ist, liegt die Vermuthung nahe, dass dieser Name sich auf jenen ersten Statthalter Alexanders bezieht. Dann kommen die eigentlich hellenistischen Namen, die sich z. Th. an die Familie der Attaler anschliessen, wie z. B. der Name Philometor und die grosse Reihe von Namen, die im Allgemeinen den Anschluss, welchen die fernen Griechen an das Mutterland suchten, ausspricht. Dahin gehören Namen wie Hellas, Athenäos, Attikos, und dann auch wieder Namen von so unbestimmtem Gepräge, wie Philokalos, Philoxenos u. s. w., Namen, denen wir die moderne Entstehung anfühlen. Es kommt dann eine Gruppe von Namen vor, welche die Nähe barbarischer Völker andeuten: Kimbros, Daros, Midas u. s. w. Endlich die römischen Namen, wo wir, wie ich das nicht weiter auszuführen brauche, die früheren und späteren Epochen leicht erkennen. Interessant ist es zu sehen, wie in jener Zeit die Tradition der griechischen Namen schwankend geworden ist und daher eine Menge von Beinamen vorkommt, z. B. Γλύκων Γλύκωνος ὁ καὶ Λεύκιος. Wir sehen, wie der römische Gebrauch der Namen in die griechische Onomatologie eintrat, wie man die fremden Namen der hellenischen Zunge anbequemte, wie man den hellenischen Namen römische anhängte oder sich umtaufte, wie z. B. Cηδᾶτος τὸ ἀρχαῖον Θεόφιλος. Endlich erlaube ich mir noch, eine Inschrift zu erwähnen, welche wahrscheinlich dem alten Elaia angehört, und die wir in dem Dorf Klissekoi gefunden haben, das oberhalb des Seehafens von Pergamon liegt. Es ist das Decret einer mysichen Stadtgemeinde, welche dem Attalos Philometor ihren Dank darbringt (χάριτες τῶν εὐημερημάτων) und ihm in Genossenschaft

des Asklepios Opferdienst und Festtage einsetzt. Der Inhalt ist nicht unwichtig; denn abgesehen von lehrreichen Beziehungen auf die Zeitverhältnisse hat sie auch ein allgemeines, religions-geschichtliches Interesse. Sie zeigt, wie nach Analogie uralter Vorgänge neue Götter zu den alten Landesgöttern einziehen, und zweitens macht sie uns anschaulich, wie vollständig der spätere Imperatorencultus in der den pergamenischen Fürsten gezollten Verehrung vorgebildet war. Diese Inschrift wird von Dr. Gelzer behandelt werden in dem Gesammtberichte über unsere im letzten Herbste auf Ephesos, Smyrna, Pergamon und Sardes gerichteten Arbeiten, welcher nächstens in den Abhandlungen der Pr. Akademie der Wissenschaften erscheinen wird.

Für heute bitte ich Sie, mit diesen Mittheilungen freundlich fürlieb zu nehmen. Ich wollte Ihnen nur zeigen, wie unerschöpflich reich der Boden Kleinasiens ist, wie mannigfaltig die Anregung, welche man daselbst findet, und wie fruchtbar auch ein kurzer Aufenthalt sein kann, wie er uns nur in Pergamon vergönnt war. Möge es der deutschen Wissenschaft vergönnt sein, bald in grösserem Massstabe sich an der Erforschung Kleinasiens zu betheiligen!

Präsident Eckstein.

Ich frage bei Ihnen an, ob Einer etwas dagegen einzuwenden hat. (Widerspruch erfolgt nicht.) Ich glaube kaum, dass einer von Ihnen aus so frischer Autopsie die Gegend und das Land kennen gelernt hat. Aber ich habe noch ein Wort der Rechtfertigung hinzuzufügen. Denn heut zu Tage sind die Leute manchmal misstrauisch. Dass Sie den Vortrag des Herrn Prof. Curtius heute gehört haben, hängt damit zusammen, dass er leider genöthigt ist, alsbald wieder abzureisen, und daher das Dioskuren-Paar zusammen an einem Tage. — Nun aber, meine Herren, habe ich Ihnen noch einige Mittheilungen zu machen von dem, was an uns gelangt ist. Herr Professor Wölfflin in Zürich hat die Freundlichkeit gehabt, der Philologen-Versammlung eine Schrift über Antiochos von Syrakus und Coelius Antipater „zum herzlichen Nachbargrusse“ zu widmen und in einer bedeutenden Anzahl von Exemplaren zur Disposition zu stellen. Freilich auf diese Massen ist nicht gerechnet. In gleicher Weise haben wir, die Lehrer der Thomasschule, uns veranlasst gesehen, die in Leipzig versammelten Philologen willkommen zu heissen durch einige kleine Abhandlungen, die zusammen gedruckt sind. Wir hatten schon auf eine grössere Zahl gerechnet, aber unsere Berechnung hat sich doch als falsch erwiesen. Es werden übrigens Exemplare im Empfangsbureau zur Disposition stehen. In gleicher Weise hat der Herr Professor Hagen in Bern, der schmerzlich bedauert, nicht kommen zu können, uns Anzeigen geschickt von einem sehr verdienstlichen Werk, das demnächst erscheinen soll, einem neuen Catalog der Handschriften der Berner Bibliothek. Sinner's Catalog ist unvollständig und veraltet. Prof. Hagen hat schon eine Reihe von Jahren auf diese Arbeit verwendet; dieselbe wird demnächst erscheinen. Der Prospectus ist im Empfangsbureau ausgelegt. Dann habe ich von der Teubner'schen Buchhandlung eine Anzahl von Exemplaren einer jüngst erschienenen Schrift über die lateinische Orthographie erhalten, die natürlich der pädagogischen Section überwiesen werden soll. Dann erinnere ich auch daran, dass der Nomenclator philologorum eigentlich für die Begrüssung der Philologen-Versammlung bestimmt war. Da diese aber so lange verzögert, und das Buch viel zu stark geworden ist (und doch noch mangelhaft genug), so müssen sie schon

mit der guten Absicht der Verlagshandlung fürlieb nehmen. Ferner habe ich noch mitzutheilen, dass demnächst eine Commission zusammentreten muss, um den nächsten Versammlungsort zu bestimmen. Herkömmlich besteht diese Commission aus dem Präsidium der jetzt tagenden Versammlung und aus den Präsidenten der früheren Versammlungen. Deren haben wir, so weit ich es bis jetzt übersehe, folgende in unserer Mitte. Zunächst den Geheimerath Ritschl, einen der Stifter des Vereins, seit dem Jahre 1841 (Bonn), dann Eckstein seit Altenburg vom Jahre 1854, Classen und Fleckeisen von Frankfurt a. M., im Jahre 1861, Rector Dietsch von Meissen, 1863. Da es sich darum handelt, diesmal eine Stadt zu wählen im Süden Deutschlands, so erlauben wir uns, Ihnen vorzuschlagen, in diese Commission noch zwei Herren aus Innsbruck, Prof. Dr. Jülg und Prof. Dr. Wilmanns, zu wählen, weil von dort aus eine Aufforderung gekommen ist, oder, wenn etwa die Wahl von Tübingen beliebt werden sollte, Prof. Dr. Roth von Tübingen. Denn dass wir an Strassburg nicht denken, wird jeder, der die dortigen Verhältnisse einigermassen kennt, ganz gewiss gerechtfertigt finden. Ich bitte nun die Herren, morgen ³/₄6 Uhr im Empfangsbureau sich zu versammeln, weil in der nächsten Sitzung Beschluss darüber gefasst werden muss.

Präsident G. Curtius.

Ich habe demnächst, meine Herren, anzuzeigen, dass die Gründung zweier freien Sectionen beantragt ist. Die Begründung einer Section für Indogermanische Sprachwissenschaft. Nach den in Würzburg revidierten Statuten, die jetzt gültig sind, muss ein solcher Antrag von 20 Mitgliedern der Versammlung unterstützt werden. Dann hat das Präsidium das Recht, vorläufig eine solche Section zu begründen, die, wenn sie drei Mal hinter einander bestanden hat, der Philologen-Versammlung sich als feste Section einreiht. Es haben sich auf diesem Bogen 23 Personen für den Antrag erklärt, den ich also hiermit als genehmigt betrachten darf. Und ich werde hernach mittheilen, an welchem Orte diese Versammlung Statt findet. Das Gleiche gilt von dem Antrag anderer Herren. Der Herr Professor Mätzner aus Berlin und Herr Director Kern stellen nämlich den Antrag auf Gründung einer Section für neuere Sprachen. Auch dieser Antrag hat zahlreiche Unterstützung gefunden, nämlich durch 38 Unterschriften. Also auch diese neue Section darf als vorläufig begründet betrachtet werden. Ich habe ferner mitzutheilen, dass das Directorium des hiesigen Kunstvereins im städtischen Museum die Güte gehabt hat, mir mitzutheilen, dass die Sammlungen des Kunstvereins, die sich hier im städtischen Museum befinden, zur rechten Hand vom Eingange, namentlich die dortige Ausstellung, sämmtlichen Mitgliedern der Versammlung während dieser ganzen Woche geöffnet sein wird, was wir mit grossem Dank anzunehmen haben. Ferner habe ich einiges mitzutheilen in Bezug auf die Vorstellung, die morgen Abend, wie den meisten Herren bekannt sein wird, im Theater Statt finden wird. Der Herr Director Friedrich Haase ist in der zuvorkommendsten Weise den Wünschen des Präsidiums nachgekommen, indem er auf unsern Wunsch die Aufführung der Oper Fidelio auf morgen Abend festgesetzt hat. Mit noch grösserem Danke müssen wir es anerkennen, dass Herr Haase in freigebigster Weise, um allen Mitgliedern den Besuch zu ermöglichen, uns unter Anerkennung der hohen Bedeutung der deutschen Schule für die deutsche Volksbildung 300 Plätze umsonst gewährt hat. Gewiss hat das Präsidium im Sinne der ganzen Versammlung gehandelt, wenn es

dem Herrn Director Haase für diese Freigebigkeit den wärmsten Dank ausgesprochen hat. Bei der ganz unerwartet grossen Frequenz unserer Versammlung, die wir auf das freudigste begrüssen müssen, sind auch hier wieder einige Schwierigkeiten eingetreten. Wir hofften es mit Hinzuzug derjenigen Mittel, die uns durch die dankenswerthe Güte des Ministeriums zur Begrüssung unserer Gäste gewährt worden sind, möglich zu machen, dass alle Mitglieder der Versammlung unentgeltlich das Theater besuchen könnten. Allein bei einer Versammlung von 900 Personen reichen unsere Mittel hierzu nicht vollständig aus. Das Präsidium hat nun einen Mittelweg eingeschlagen, nämlich folgenden. Wir werden uns in den Besitz einer möglichst grossen Anzahl von Billets zu 15 Neugroschen setzen, welche für das gesperrte Parterre und den zweiten Rang gelten. Diese werden gratis vertheilt werden. Wer dagegen einen bessern Platz zu haben wünscht, der muss ein Aufgeld von 10 Ngr. bezahlen und bekommt einen bessern Platz auf dem Parket oder Balkon. Eine weitere Unterscheidung und Gliederung der Plätze schien uns dieser Versammlung unwürdig zu sein. Zu diesem Zwecke werden morgen von 1—3 Uhr nach dem Schluss der allgemeinen Sitzung im Empfangsbureau die Billets zu haben sein. Ausserdem sind wir gern bereit, soweit es möglich ist, denjenigen Damen, welche in Begleitung von Mitgliedern hier erschienen sind und das Theater zu besuchen wünschen, ebenfalls Billets, natürlich zum Tagespreise, zu verschaffen. Anmeldungen dazu erbitten wir uns morgen früh ½10 Uhr. Dann muss geschlossen werden, weil nur um 10 Uhr alle diese Billets an der Casse zu haben sein werden. Ferner wird am Freitag, wie ebenfalls schon vorläufig angekündigt, durch die Stadt uns eine Ausfahrt nach Grimma mit der Eisenbahn, mit dortiger Bewirthung verbunden, angeboten. Bei der grossen Frequenz der Versammlung ist es wünschenswerth, dass die Zahl derer, welche daran Theil nehmen werden, wenigstens annähernd bestimmt werden mag. Deshalb bitten wir diejenigen, die etwa nicht an der Fahrt Theil nehmen wollen, bis morgen vor Beginn der Hauptversammlung im Empfangsbureau uns dies zu erkennen zu geben, damit darnach die Zahl der Eisenbahnwagen und, was zur Bewirthung nöthig ist, annähernd bestimmt werden kann. Endlich fordere ich die Herren auf zur Bildung der Sectionen, und zwar sind die Locale für sämmtliche Sectionen in folgender Weise ausgewählt. Die orientalische Section versammelt sich im anstossenden Zimmer, welches mir gegenüber liegt an dem Fenster, die Germanisten versammeln sich in dem Zimmer, welches auf der andern Seite an diesen Saal grenzt, die Archäologen versammeln sich in einem Zimmer, welches eine Treppe höher ausgewählt ist, in diesem Hause. Für die Herren Mathematiker ist ein Zimmer bestimmt worden im sogenannten Trianongebäude, hier im Garten, und sollte das nicht ausreichen, so steht auch zur Verfügung ein Saal in der Buchhändlerbörse.

Präsident Eckstein.

Ich kann das gleich berichtigen. Die Mathematiker sollen sich versammeln über der Kegelbahn. Wo sollen die auch anders hingehn? (Heiterkeit.) Die Herren haben sich schon dafür entschieden.

Präsident Curtius.

Die Mitglieder der neu begründeten Section für Indogermanische Sprachwissenschaft finden ein Local bereit eben in diesem Trianongebäude, eine Treppe hoch, und in

demselben Hause findet sich auch ein Raum für die Section für die neuern Sprachen. Wenn jedoch einer dieser Räume nicht ausreicht, so sind uns andre Localitäten zur Verfügung gestellt. Ich ersuche also die Herren, sich nach einer Pause von einer Viertelstunde in diese Räumlichkeiten zu begeben, wo die Sectionen constituirt werden. Ich schliesse hiermit die heutige allgemeine Versammlung.

Präsident Eckstein.

Ich wollte noch darauf aufmerksam machen, dass die pädagogische Section sich im Trianonsaale versammelt.

(Schluss der ersten allgemeinen Sitzung 1 Uhr.)

Zweite allgemeine Sitzung

Donnerstag den 23. Mai 1872. Eröffnung der Sitzung 11 Uhr 20 Minuten.

Präsident Prof. Curtius: Der nächste Gegenstand würde sein, die Mittheilungen, die Herr Schulrath Dr. Baumeister in einer Angelegenheit von Elsass-Lothringen an unsere Versammlung zu richten wünscht. Ich ersuche ihn, das Wort zu ergreifen.

Schulrath Dr. Baumeister (Strassburg):

Meine hochgeehrten Herren! Nur zu einer kurzen Bitte habe ich mir die Ehre erbeten, vor der Tagesordnung hier das Wort nehmen zu dürfen. In Elsass-Lothringen, woselbst mir die ehrenvolle Aufgabe ertheilt ist, an der Organisation der höheren Lehranstalten mitzuwirken, bestehen augenblicklich 22 höhere Schulen, welche zum grösseren Theile schon sowohl nach der gymnasialen wie nach der realistischen Richtung entwickelt sind. Allerdings können sie für jetzt noch nicht vollgebildete Schulen genannt werden bis auf 8 oder 9, welche schon eine Secunda, und mehrere unter diesen, welche eine *prima gymnasialis* haben. An diesen Anstalten wirken bis jetzt etwa 180 Lehrer, unter denen sich fast 100 in Deutschland akademisch gebildete befinden; die übrigen sind theils aus Deutschland berufene seminaristisch gebildete, theils am Orte selbst verbliebene elsasslothringische Lehrer. Die Anstalten sind, wie schon bemerkt, zum Theil noch ganz im ersten Werden begriffen, und es ist selbst an vielen derselben noch nicht die Richtung festzustellen, in der sich ihre Fortentwickelung bewegen wird. Das liegt an den dort vorhandenen und für eine Reihe von Jahren wenigstens noch bestehenden Verhältnissen. In demjenigen, was wir in Elsass-Lothringen vorgefunden haben, ist nun besonders ein grosser Mangel bemerklich, nämlich der an Bibliotheken. Es ist allerdings von Bibliotheken manches sehr schätzbare vorhanden, aber nichts, was der deutschen Gymnasiallehrer-Bibliothek entspricht. Die Lehrer nun, welche mit patriotischem Eifer und von frischer Kraft erfüllt ihr Werk dort unter zum Theil ganz ungeahnten Schwierigkeiten begonnen haben, wünschen natürlich nichts sehnlicher, als sobald als möglich auch mit

dem wissenschaftlichen Material, welches sie in Deutschland verlassen mussten, wiederum ausgerüstet zu sein. Die Staatsbehörde ist nicht im Stande, 22 Lehrerbibliotheken hervorzuzaubern. Auch wenn grosse Mittel aufgewendet würden, wäre doch eine Reihe von Jahren nothwendig, um auch nur das, was für den ersten Gebrauch nothwendig ist, herzustellen. Ueber den Werth der Sache selbst ist ja kein Wort zu verlieren, und wenn die Behörde zunächst es als ihre Aufgabe erachtet hat, die Schülerbibliotheken, bei denen sich ebenfalls ein grosser Mangel herausgestellt hat, zu vervollständigen und nach der deutschen Richtung hin besonders auszubilden, so ergeht jetzt meine private Bitte an die Herren Directoren der Gymnasien und der Realschulen jeglicher Ordnung und Richtung dahin, in ihren, zum Theil so reich ausgestatteten Bibliotheken nachzusehen, ob sich etwa Dubletten finden möchten, die unsern Anstalten zu Gute kommen könnten. In mancher dieser Lehrer-Bibliotheken liegen ja Schätze, die verstauben und vermodern, weil sie durch nachfolgende ersetzt und überboten werden. Ich mache nur darauf aufmerksam, ob bei der raschen Folge von neuen Auflagen in den gebrauchtesten Handbüchern, die dem Gymnasiallehrer zu beschaffen oft nicht die Möglichkeit gegeben ist, ob sich da nicht in mancher Bibliothek etwas findet, was für diese selbst keinen grossen Werth mehr hat, dagegen für uns vorläufig ein erwünschter Gewinn sein würde. Es ist also die Frage, wenn solche Sachen vorhanden und die Herren erbötig wären, uns für diese Anstalten sie zu überlassen, wie der zweckmässigste und einfachste Weg sein möchte. Die Verhandlungen mit der heimischen Behörde um die Erlaubniss dazu, die ja natürlich zuerst eingeholt werden müsste, kann ich getrost den Herren selbst überlassen. Dann aber würde die Ueberführung auf die betreffenden elsass-lothringischen Anstalten am zweckmässigsten wohl so geschehen, dass zunächst ein Anerbieten mit einem Verzeichniss begleitet an das Oberpräsidium von Elsass-Lothringen, meinetwegen auch an meine Wenigkeit eingereicht würde, um danach zu bestimmen, wo das Anerbieten am zweckmässigsten zu verwerthen sein möchte. Ich will dabei nicht unerwähnt lassen, dass, um dem dringenden, drückenden Mangel abzuhelfen, schon mehrere der Vorsteher unsrer Lehranstalten sich privatim an Buchhandlungen in Deutschland gewandt haben und zum Theil mit sehr reichen Gaben versehen worden sind. Ich darf erwähnen, dass ich in Pfalzburg, in Saarburg, in Thann, in Buchsweiler und in anderen Orten mittleren Ranges schon in den letzten Monaten Bibliotheken von 2, 3 und 400 Bänden gesehen habe, die rein aus geschenkten Verlagsartikeln der Handlungen von Teubner, von Weidmann, von Brockhaus, von Tauchnitz und mehreren andern bestanden; allein es würde unbillig und unbescheiden sein, wenn auf diesem Wege fortgefahren würde. Das, was ich jedoch von Ihnen erbeten habe, ist in der Voraussetzung geschehen, dass Ihren Bibliotheken dadurch nichts Unentbehrliches, sondern nur eben das rein Entbehrliche, die Dublette und die ältere Auflage, wo die neuere vorhanden ist, entzogen werden würde. Und nun erlauben Sie mir, noch ein Andres daran zu knüpfen. Der Programmentausch, der seit längeren Jahren unter den preussischen Lehranstalten und denen anderer Länder Deutschlands besteht, würde zwar, so wie er jetzt in Deutschland nicht allgemein durchgeführt ist, vorläufig für Elsass-Lothringen ausgesetzt werden müssen, schon aus dem einfachen Grunde, weil, obgleich im Herbste dieses Jahres sämmtliche Anstalten Programme ausgeben werden, diese doch nur ein mehr lokales Interesse bieten würden. Ausserdem würden die Herren, wenn ein Anerbieten derart ihnen gestellt würde, bald

finden, dass sie nach den Grenzen, die wir zu ziehen gezwungen werden, doch nur den Tausch des Glaukus χρύσεα χαλκείων machen würden. Indessen würde es durchaus nicht unerwünscht sein, sondern aus vielen Gründen sehr dankenswerth aufgenommen werden, wenn von den diesjährigen Programmen der deutschen Gymnasien, Realschulen und höhern Bürgerschulen jeglicher Qualität eine Anzahl von 25 Programmen eingesandt würde, eben zur Vertheilung an unsere Lehranstalten. Ich bemerke ausdrücklich nur für dieses Jahr, denn die grosse Last, welche mancher Bibliothek aus den jährlichen Programmsendungen erwächst, ist mir schon in früheren Stellungen als etwas nicht so nutzenbringendes erschienen, wie es den Anschein haben könnte. Es kommt aber darauf an, dass eine jede Lehranstalt in den Stand gesetzt sei, von den Anstalten jeder Färbung und jeder Art, aus Nord und Süd, aus Ost und West von Deutschland ein klares Bild zu erhalten, weil unsere Lehrercollegien zusammengeführt sind aus allen Theilen des deutschen Vaterlandes, weil sämmtliche Einzelländer, soviel ich weiss, schon jetzt darin vertreten sind. Da wird es also, zumal für die Süddeutschen, sehr wünschenswerth sein, aus einem bestimmten Programme den Lehrplan der preussischen oder anderer norddeutschen Anstalten kennen zu lernen und danach sich die Ansichten über diese Anstalten festzustellen. Wenn ich also meine Bitte dahin präcisire, dass uns von denjenigen Anstalten, die das überhaupt können und wollen, Programmsendungen in der Zahl von 25, an das kaiserliche Oberpräsidium adressirt, zugestellt würden von den im Laufe dieses Jahres erschienenen Programmen, so würde ich im Voraus den Dank der dabei Betheiligten hiermit aussprechen dürfen.

Präsident Prof. Curtius:

Es fragt sich, ob sich weitere Bemerkungen an diese Aufforderung und Mittheilung anreihen. (Geschieht nicht.) Ist das nicht der Fall, so können wir jetzt zum Vortrage des Herrn Professor Delbrück kommen.

Prof. Dr. Delbrück (Jena):

Vortrag über die Resultate der vergleichenden Syntax.

Seit dem Beginn der vergleichenden Sprachstudien ist oft genug die Hoffnung ausgesprochen worden, dass die neue Erkenntniss, die zu einer völligen Umgestaltung der Laut- und Formenlehre geführt hat, auch der Syntax der Einzelsprachen, ins Besondere des Griechischen und Lateinischen zu Gute kommen werde. Der Hauptgrund, warum man lange Zeit von der Verwirklichung dieser Hoffnung nur wenig gespürt hat, liegt in der eigenthümlichen syntaktischen Beschaffenheit des bis vor kaum einem Menschenalter allein zugänglichen classischen Sanskrit. Selbst dem Anfänger kann die Beobachtung nicht entgehen, dass ein stärkerer stilistischer Gegensatz kaum denkbar ist, als der, welcher stattfindet zwischen der Sprache Homers, und dem Sanskrit des Hitopadeça, der Dramen und wenn auch in geringerem Grade, des indischen Epos.

Die Seele des griechischen Satzes ist das lebendige Verbum, im classischen Sanskrit aber hat das nominale Element ein ganz entschiedenes Uebergewicht. Das verbum finitum ist selten, an seiner Stelle finden wir unzählig oft sog. Absolutive d. h. Verbalnomina, die sich am besten dem lateinischen abs. Abl. vergleichen lassen. Diese Sprache, welche einer

oft nicht genug gewürdigten hohen Kunstvollendung fähig ist, kann zwar zur ästhetischen Vergleichung mit den übrigen indogermanischen Sprachen herangezogen werden, aber der historischen Syntax, welche auf dem Wege der Vergleichung den ursprünglich gemeinsamen Besitz zu ermitteln strebt, kann nur etwa aus der Casuslehre Gewinn erwachsen. Die Sachlage hat sich geändert, seit hinter dem früher allein bekannten indischen Mittelalter das vedische Alterthum aufgetaucht ist. In den Hymnen des Rigveda sind alle die Eigenschaften, welche den Hauptcharakter des klassischen Sanskritstils ausmachen, erst in schwachen Anfängen vertreten. Die sog. Absolutive sind in ihnen noch selten, die im späteren Sanskrit so geläufige Wendung, dass das sogenannte logische Subject in dem Instrumentalis, das Verbum in einem passiven Participium steht, erscheint fast gar nicht, die Composita in bescheidener Anzahl, die Relativ- und Conjunctionssätze sind einförmiger, aber nicht seltener als im Griechischen, kurz — der ganze syntaktische Charakter der Vedensprache steht dem Homer näher als dem classischen Sanskrit. Erst seitdem die vedische Sprache angefangen hat uns Rede zu stehen, konnte von einer ernstlicheren Inangriffnahme der vergleichenden Syntax die Rede sein.

Lässt man die Arbeiten über vergleichende Syntax Revue passiren, so wird man bald inne, dass eine mässige Zahl von Ergebnissen gewonnen ist, die als feststehend bezeichnet werden könnten. Vor allem aber wird jeden, der sich einmal auf dieses Gebiet begiebt, die freudige Empfindung ergreifen, dass hier neue und würdige Aufgaben der Lösung harren. Besonders von der Wahrheit der letzteren Behauptung möchte ich Sie, meine Herren, durch eine kurze Uebersicht überzeugen.

Beginnen wir, wie billig, mit dem Gebilde des einfachen Satzes. Die ersten Errungenschaften der vergleichenden Syntax liegen auf dem Gebiet der Casuslehre. Was über den Verlust alter Casus und über die Art des Ersatzes ermittelt worden ist, ist zu bekannt, als dass ich es hier erörtern möchte, anderes, z. B. die Gebrauchsweisen des Accusativ und Genitiv, ist noch zu wenig im Einzeln erforscht. Ich wende mich also mit Uebergehung des Nomens sofort zum Verbum. Es sei der Uebersichtlichkeit wegen gestattet, die Quintessenz der auf den Gebrauch des Verbums gerichteten Untersuchungen in einen Satz zusammengefasst voranzustellen: das verbum finitum der indogermanischen Grundsprache ist am treuesten erhalten im Griechischen. Eigene Schöpfungen der Griechen sind nur diejenigen Formen des verbum finitum, welche lediglich dem Medium oder lediglich dem Passivum dienen. Alle anderen Formen — mit alleiniger Ausnahme vielleicht des Plusquamperfectums, über das gleich zu reden sein wird —, sind ganz fertig oder doch in den Hauptumrissen fertig aus der Zeit der Einheit mitgebracht worden. Allen diesen Bildungen des Griechischen nun stehen im Sanskrit die gleichen Formen gegenüber.

Diese letztere Behauptung bedarf einiger beweisender Worte. In Bopp's Sanskritgrammatik liest man: das Sanskrit hat fünf Modi, nämlich Indicativ, Potentialis, Imperativ, Precativ und Conditionalis. Da scheint doch der Unterschied vom Griechischen bedeutend. Aber es ist längst bekannt, dass der Precativ nur eine Nebenart des Potentialis ist, der seinerseits identisch ist mit dem griechischen Optativ. Der Conditionalis ferner kommt, wenn mich meine Sammlungen nicht täuschen, in der ganzen grossen Masse des Rigveda, obgleich in ihm viele Conditionalsätze erscheinen, erst ein einziges Mal vor, wodurch die Annahme unterstützt wird, dass dieser Modus erst in Indien aus dem Futurum entstanden ist. Nimmt man hinzu, dass in der Vedensprache der Conjunctiv ebenso häufig im Gebrauch

ist, wie sein Zwillingsbruder im Homer, so ergeben sich für das älteste Sanskrit die vier Modi: Indicativ, Conjunctiv, Optativ, Imperativ. Ferner giebt es nach Bopp sechs Tempora, das Präsens, drei Präterita und zwei Futura. Unter den drei Präteritis ist verstanden das Imperfectum, der Aorist, das Perfectum. Das letztere erscheint, wie sich weiterhin zeigen wird, im Veda auch noch als tempus praesens, die beiden anderen Praeterita, das Imperfectum und der Aorist sind formell ganz so geschieden, wie im Griechischen. Von den zwei Futuren endlich ist das zweite (das zusammengesetzte) im RV. noch nicht vorhanden. Somit decken sich das älteste Sanskrit und das Griechische auch in dieser Beziehung. Zweifel bleiben hinsichtlich des Plusquamperfectums. Ob gewisse Präteritalbildungen vom reduplicirten Stamm im Veda als Plusquamperfecte aufzufassen seien, möchte ich hier nicht erörtern.

Was endlich die Vertheilung der Modi auf die Tempusstämme betrifft, so gewährt auch in dieser Beziehung der Veda ein anderes Bild als die classische Sprache. Conjunctiv und Optativ des Aorists sind durchaus nicht selten, seltener aber unzweifelhaft Conjunctiv und Optativ des Perfectums, desgleichen Imperativ des Aorists und vereinzelt auch des Perfectums. Vom Futurum ist ein Conjunctiv belegt, ein Optativ nicht.

Wenn man den hiermit dargelegten ältesten Bestand des verbum finitum überschaut, wird man zugeben müssen, dass wir ein Recht haben von wesentlicher Identität des indischen und griechischen Verbums zu reden. Dieselbe Beschaffenheit des Verbums nehmen wir darum mit Recht für die Grundsprache an, weil sich in den ärmeren Sprachen noch Reste des einstigen Reichthums finden.

Aus dieser Uebersicht erhellt, dass man nicht sagen kann, ob das Sanskrit oder das Griechische der Form nach dem Ursprünglichen am nächsten steht, wenn also der vorhin ausgesprochene Satz richtig ist, dass das Griechische die Züge der Ursprache am treuesten bewahrt hat, so kann das nur auf die Bedeutung der Verbalformen Bezug haben. Und das glaube ich, lässt sich in der That erweisen, zwar nicht für alle Gebrauchsweisen, aber doch für die meisten. Wenig neues lässt sich gewinnen für das Verständniss der Genera des Verbums. Es giebt auch im Sanskrit einen ganz dem griechischen entsprechenden Gebrauch des Mediums. So ist z. B. — um die Worte des Böhtlingk-Rothschen Wörterbuches zu gebrauchen — das Verbum *jaǵ* opfern, in der alten Sprache in der Regel activ, wenn Agni oder ein anderer Mittler handelt, und medial, wenn der Mensch für sich verehrt und darbringt, und dasselbe gilt von anderen Verben verwandter Bedeutung, aber aus einer Zusammenstellung der vorzüglich in einem Genus gebräuchlichen Verba des Sanskrit und Griechischen hat sich mir nur das dürftige Resultat ergeben, dass die Verba *āste* er sitzt = ἧσται und *çete* er liegt = κεῖται fast durchweg medial, die Wurzeln *as* = εἰμί, und *bhū* = φύω fast durchweg activ gebraucht werden.

Reichhaltiger sind die Ergebnisse auf dem Gebiet der Moduslehre. Durch die Vergleichung mit dem Sanskrit und Zend wird die immer noch hier und da auftauchende Meinung beseitigt, als sei der Conjunctiv ein Werk des griechischen Geistes. Vielmehr ergiebt sich für die Grundsprache folgende Anwendung der Modi. Die Aussage des Sprechenden steht im Indicativ, seine Willenserklärung im Conjunctiv, sein Wunsch im Optativ, sein Befehl im Imperativ. Die Anwendung des Conjunctiv und Optativ im Sanskrit und Griechischen ist von Windisch und mir in einer 1871 erschienenen Schrift behandelt worden. Wir haben dort versucht zu zeigen, wie sich aus den Grundbegriffen des Wollens

und Wünschens alle Gebrauchsweisen der beiden Modi in allen Satzarten erklären lassen. Ich will diese Entwickelungen hier nicht wiederholen, nur einen Gedanken, der dort nicht genug betont worden ist, gestatte ich mir kurz zu berühren. Die Scheidung im Gebrauch der beiden Modi ist im Sanskrit nicht so scharf wie im Griechischen. Wir finden im Sanskrit öfters da den Conjunctiv, wo wir nach griechischer Weise den Optativ erwarten würden und umgekehrt, obgleich im Ganzen und Grossen genommen, die Gebrauchsweisen sich decken. Man kann nun zweifeln, ob die Grundsprache dem Sanskrit oder dem Griechischen näher stand. Ist das erstere der Fall, so ist die feinere Ausarbeitung der Unterschiede, welche ohne allen Zweifel in den Hauptumrissen in der Grundsprache schon existirten, ein Verdienst der Griechen. Die reinliche Sonderung der beiden Modi ist ein Hauptschmuck der griechischen Rede, den sie vor allen andern indogermanischen Sprachen voraus hat. Man denke nur an die Bedingungssätze und den Optativ der abhängigen Rede. Ueberhaupt dürfte das Studium der asiatischen Sprachen der beste Weg sein, um zu einer nicht bloss naiven, sondern auf Gründen beruhenden Bewunderung der griechischen Satzfügung zu gelangen.

Die Tempuslehre des Veda ist noch nicht dargestellt, und wenn einer Darstellung derselben auch im Einzelnen grosse Schwierigkeiten entgegenstehen, so können doch auch einige Hauptpunkte schon jetzt als sicher gelten. Zwar hat sich schon der vedische Gebrauch der Tempora weit vom Ursprünglichen entfernt, aber die Reste des alten Gebrauchs genügen doch, um die Anschauungen, welche aus dem Gebrauch des Griechischen und der Analyse der Formen, besonders durch G. Curtius, gewonnen worden sind, auch von indischer Seite her sicher zu stellen. Diese Anschauungen gipfeln in dem Satze, dass in dem ursprünglichen indogermanischen Verbum die Vergangenheit nur durch das Augment bezeichnet wird. Es liegt weder in dem Stamm des Aorist, noch in dem Stamm des Perfectums etwas von Vergangenheit. Dass der Stamm des Aorists nichts von Vergangenheit enthält, kann ja schon aus dem Griechischen mit völliger Evidenz erwiesen werden. Denn aus Hauptsätzen wie ἀλλ' ἄγε οἱ δῶ ξείνιον kann keine Interpretation eine Spur von Andeutung der Vergangenheit herauslocken. Ein derartiger falscher Schein konnte nur in Nebensätzen entstehen. In Satzgestaltungen wie:

ὁππότε κεν τούτους κτέωμεν, πάτερ' ἠδὲ καὶ υἱόν,
ἐν δὲ cὺ τοῖcιν ἔπειτα πεφήcεαι χ 216

scheint einer oberflächlichen Betrachtung nach κτέωμεν allerdings als fut. ex. zu stehen. Aber es liegt auf der Hand, dass dieser Sinn in die Form nur hineinkommt als Reflex des Gesammtsinns der Stelle. Der Grund, warum das Griechische in solchen Fällen stets den Aoriststamm und nicht den Präsensstamm wählt, ist der, dass die auf einen Punkt zusammengedrängte aoristische Handlung besser dazu geeignet ist etwas zu bezeichnen was als vergangen gedacht werden soll, als die breitere Handlung des Präsensstammes. Es ist, um mit Curtius zu reden, in κτέωμεν die Zeitstufe gar nicht bezeichnet, dagegen diejenige Zeitart gewählt, in der man etwas Vergangenes am natürlichsten denkt. Das Sanskrit bestätigt diese Auffassung des Aoriststammes, in dem es einmal in Hauptsätzen den Conjunctiv und Optativ des Aorists ganz so gebraucht wie das Griechische, und zweitens vermöge seiner grösseren Stumpfheit in der Unterscheidung der Zeitarten in solchen Satzfügungen, wie die eben aus dem Griechischen angeführte, auch den Präsensstamm verwenden kann.

Am trostlosesten sieht es im Sanskrit aus mit den Indicativen der Augmenttempora und des Perfectums. Ein Bedeutungsunterschied zwischen ihnen ist in der späteren Sprache nicht vorhanden. Ob im vedischen Sanskrit ein Unterschied zwischen dem Gebrauch des Imperfectums und des Aorists gefunden werden kann, darüber erlaube ich mir vorderhand kein Urtheil. Dagegen steht die wichtige Thatsache vollkommen fest, dass das Perfectum im Veda zwar meist als erzählendes Tempus, aber dabei noch häufig genug als ein tempus praesens und zwar als eine Art intensives Präsens erscheint z. B. *ǵāǵāra* er wacht, *tūtāva* er gedeiht, *dadāça* er verehrt, *dadhāra* er trägt, *tasthāu* er steht, *sasāda* er sitzt. Durch diese Data ist nun auch von Seiten der Syntax bewiesen, was schon aus der Formenlehre mit Sicherheit gefolgert werden konnte, dass der Gebrauch des Perfectums, wie wir ihn bei Homer finden, von dem primitiven indogermanischen nicht verschieden ist. Durch die Reinhaltung dieses Tempus hat das Griechische einen Vorzug vor allen übrigen indogermanischen Sprachen.

Das etwa ist es, was man über den Gebrauch des verbum finitum schon jetzt mit Sicherheit angeben kann. Will man die indogermanischen Sprachen nach der Beschaffenheit des Verbums eintheilen, so darf man behaupten: Es giebt Sprachen erster Stufe, das Sanskrit, Alteranische, Griechische, und Sprachen zweiter Stufe: das Lateinische, Keltische, Lituslavische, Germanische. Die Erforschung der Sprachen erster Stufe ist darum von besonderer Wichtigkeit, weil sie Fernsichten nach rückwärts und vorwärts gewähren. Nur von ihnen aus konnten und können Schlüsse gezogen werden in Bezug auf die Genesis des indogermanischen Verbums, Schlüsse auf die hier einzugehen die Zeit verbietet, und nur von ihnen aus können die Sprachen zweiter Stufe mit ihren Verstümmelungen und Neubildungen begriffen werden.

So weit das verbum finitum. Ein ganz anderes Bild gewährt das verbum infinitum und besonders die Infinitive. Bekanntlich zeigen wieder besonders die Infinitive der Vedensprache und die griechischen nahe formelle Berührung. Auch in der Anwendung haben sie manches gemeinsam z. B. den epexegetischen und den imperativischen Gebrauch, aber die Construktion, welche ein wesentliches Charakteristikum der griechischen und lateinischen Rede ist, der acc. cum inf. existirt im Sanskrit nicht. Und in der That sehen wir diese Construktion ja erst bei Homer entstehen. Ueberhaupt sind alle diejenigen Construktionen, in welchen der Infinitiv sich so weit vom Hauptsatze emancipirt hat, dass er für das Sprachgefühl einen besonderen abhängigen Satz bildet, nicht aus der Zeit der Spracheinheit mitgebracht. Wunderbare Gebilde, diese abhängigen Infinitivsätze! Es tritt ein die Richtung, den Zweck ausdrückender Casus eines Verbalnomens als Glied in den einfachen Satz, sein Verhältniss ist aus äusseren und inneren Gründen lockerer als das der anderen Glieder, er emancipirt sich für das Gefühl des Sprechenden zu einem besonderen — natürlich abhängigen — Satze, der zu dem nun als Hauptsatz empfundenen Satzrumpf in einem ähnlichen Gedankenverhältniss steht, wie früher der Casus, er attrahirt sich das Nomen, dessen Thätigkeit der im Infinitiv liegende Verbalbegriff ausdrückt, als Subject, und zwar mit Beibehaltung des ursprünglichen Casus, der Accusativ wird von solchen Anfängen aus zum ständigen Subjectscasus des Infinitivs erhoben, und es kann sogar vor den Infinitiv eine Conjunktion treten, wie ὥστε, die ursprünglich dazu bestimmt war, Sätze und nicht Satzglieder mit einander zu verbinden. Derartige Construktionen sind völlig unverständlich, sobald man sie als etwas von Ewigkeit her

Vorhandenes, gleichsam durch die Natur Gegebenes ansieht, sie werden nur klar, wenn man ihren historischen Ausgangspunkt ermittelt, und ihre allmähliche Entwickelung so wie ihre Anlehnung an andere Redewendungen verfolgt.

An diese nur die Hauptsachen berührende Charakteristik der Elemente des einfachen Satzes knüpfe ich einige Bemerkungen über den vielfachen Satz. Es sei erlaubt, auch hier der Deutlichkeit wegen das Hauptresultat voranzustellen. Es lautet: Alle Nebensätze mit Ausnahme der eben besprochenen Infinitivsätze waren einst unabhängige Sätze. Der vielfache Satz ist nicht entstanden durch Ausweitung der Theile des einfachen Satzes, sondern durch Vereinigung ursprünglich selbständiger Sätze. Den Beweis für diese Behauptung liefert die Beschaffenheit der Wörter, welche die Zeichen der Neben- und Unterordnung der Sätze sind.

Sie alle haben nicht von Anfang an die Aufgabe gehabt, die Sätze zu verbinden, sondern hatten ihre Bedeutung im einfachen Satze. Von Wörtern wie πρίν liegt es auf der Hand, aber auch von den Conjunktionen pronominalen Ursprungs wie ὅτε, ὡς gilt dasselbe. Diese Conjunktionen gehen mit geringen Ausnahmen auf den Relativstamm zurück, und von diesem ist schon lange behauptet, und neuerdings durch Windisch erwiesen worden, dass er ursprünglich demonstrative Bedeutung hatte. Steht aber der Grundsatz, dass alle Nebensätze einst selbständig waren, fest, so ist damit die Hauptaufgabe formulirt: Es muss nachgewiesen werden, wie aus der Vereinigung von unabhängigen Sätzen allmählich die verschlungenen und kunstvollen Satzgebilde entstanden sind, in denen das gereifte Denken späterer Zeit seine Wohnung gefunden hat. Einen festen Punkt gewinnen wir durch die Beantwortung der Frage, wie weit die Grundsprache in der Entwickelung des Satzgefüges gekommen war.

Wegen des angedeuteten Verhältnisses der Conjunktion zum Relativstamm lässt sich die Frage auch so formuliren: Besass die Grundsprache ein Relativpronomen? Das griechische Relativpronomen ist bekanntlich identisch mit dem indischen *jas jā jad*, von dem wieder das zendische, und wie man schliessen muss, das ursprüngliche altpersische nicht verschieden war. Man könnte also auf den Gedanken kommen, dass der Stamm *ja* schon zu der Zeit relativisch gewesen wäre, als diese Sprachen noch eine Einheit bildeten. Wenn man aber bedenkt, dass der Stamm *ja* in den übrigen europäischen Sprachen nicht relativisch ist, und dass das Griechische von diesen um andrer Gründe willen nicht getrennt werden darf, so wird man sich der von Windisch ausgesprochenen Ansicht anschliessen müssen, dass der Stamm *ja* zur Zeit der indogermanischen Spracheinheit nicht relativisch war. Er hatte vielmehr anaphorischen Sinn, d. h. er wies auf etwas in der Rede dagewesenes zurück. Die Ursprache kannte also schon die Verbindung von Sätzen durch ein flectirtes anaphorisches Pronomen, wol auch durch pronominale Adverbia, aber das eigentliche Satzgefüge, was erst da beginnt, wo ein Satz mit dem andern zur unauflöslichen Einheit verschmilzt, kannte sie noch nicht. Diese Thatsache nun statuirt die Grenze für die Möglichkeit der directen Vergleichung, das gesammte relativische und conjunktionelle Satzgefüge ist nicht aus der Zeit der Einheit mitgebracht. Es gehört der Einzelsprache an. Zwar liegt auch die Möglichkeit vor, dass sich gewisse Construktionen in einer Mittelsprache, z. B. der europäischen Spracheinheit, entwickelt und aus dieser in die Einzelsprache vererbt haben. Aber von diesen Mittelsprachen haben wir noch zu wenig ausgeführte Bilder, als dass wir mit ihnen rechnen könnten.

Wenn nun auf dem eben bezeichneten grossen Gebiete von Erscheinungen diejenige Vergleichung, welche auf Ermittelung geschichtlicher Thatsachen ausgeht, nicht mehr angewendet werden kann, so kann trotzdem die Confrontirung der verwandten Sprachen auch bei den hierher gehörigen Fragen von grossem Nutzen sein, weil die Weise der einen Sprache durch Vergleichung mit der abweichenden der andern in helles Licht gesetzt werden kann. Dafür erlaube ich mir ein Beispiel anzuführen, die Personenverschiebung in der indirecten Rede. In einem einfachen Aussagesatze ist der Sprechende insofern der Herr der Situation, als von ihm die übrigen in dem Satze vorkommenden persönlichen Pronomina abhängen. Ein anderer ist du oder er nur nach der Bezeichnung die der Sprechende anwendet, er bildet so zu sagen den Orientirungspunkt für die übrigen Personen. Wird nun die Rede jemands erzählt, so bildet dieser zweite Sprecher einen zweiten Orientirungspunkt, von dem aus ebenfalls andere, gleichfalls durch du und er bezeichnete Personen normirt sind. Um nun der leicht entstehenden Verwechselung vorzubeugen, wendet das Sanskrit ein unfehlbares aber ziemlich primitives Mittel an. Es führt die Rede in der directen Form auf, und setzt hinter sie das Wörtchen *iti* so. Es sagt also nicht: Er versprach, dass er kommen werde, sondern: Er versprach: „ich werde kommen“ so. Die europäischen Sprachen dagegen erheben in der Regel die Person des wirklich Sprechenden zum einzigen Orientirungspunkt, nach dem sich alle Personen zu richten haben. Es wäre nicht schwer, auszuführen, dass dieser scheinbar so einfache Vorgang für die Gestaltung der Sätze von sehr grosser Wichtigkeit geworden ist.

Doch ich eile zum Schluss. Für die grosse Aufgabe, die Genesis des Satzgefüges in jeder einzelnen Sprache zu begreifen ist — das darf man wohl behaupten, ohne den Bemühungen so vieler ausgezeichneter Forscher zu nahe zu treten — noch gar wenig gethan. Zwar fehlt es nicht an scharfsinnigster Casuistik, auch nicht an Versuchen, die verwirrende Mannichfaltigkeit auf einfache Grundformen zurückzuführen, aber was vor allem fehlt ist die Sammlung des Materials. Erst wenn wir eine vollständige geschichtlich geordnete Uebersicht über die Satzbildungen in den wichtigsten Denkmälern besitzen, dann werden ohne Zweifel auch die leitenden geschichtlichen Gesichtspunkte sich einstellen. Von grösster Wichtigkeit wäre auch für diese Frage eine Darstellung des homerischen Gebrauchs. Es sei mir gestattet, diese wenigen Bemerkungen über die historische Syntax mit der Klage zu schliessen, dass die classische Philologie der allgemeinen Sprachwissenschaft noch immer eine Gabe vorenthält, deren jene dringend bedarf — eine vollständige Syntax der homerischen Sprache.

Präsident Prof. Curtius:

Ich richte die Frage an die Versammlung, ob einer der Herren eine Discussion zu beginnen wünscht. Herr Prof. Lange hat das Wort.

Prof. Dr. Ludw. Lange (Leipzig).

Meine Herren, ich glaube wir werden wol Alle mit dem Herrn Vorredner übereinstimmen in der Ansicht, dass eine Syntax der homerischen Sprache nicht blos für die Wissenschaft, sondern auch für die Praxis ein ausserordentliches Bedürfniss ist. Wir haben ja von dem verdienten K. W. Krüger eine poetisch-dialektische Syntax, in der sich manche gute Bemerkungen über das Thatsächliche der homerischen Syntax finden; allein der ganze Standpunkt, von welchem aus Krüger die Erscheinungen behandelt hat, ist

nach meiner festen Ueberzeugung nicht derjenige der grammatischen Wissenschaft. Bei Krüger herrscht der in philologischen Kreisen sehr verbreitete Gedanke vor, dass es irgend eine normale Sprache gegeben habe, dass diese etwa von Plato oder den attischen Rednern repräsentirt sei, und dass alles, was aus früheren Zeiten von griechischer Sprache existire, nur als Abweichung von der Norm anzusehen sei. So werden Sie nicht selten in der Krüger'schen Syntax bei Bezeichnung einzelner auffälliger Thatsachen finden: Schon Homer hat das u. s. w., wo Jeder sagen muss, der die Sprachgeschichte einigermassen ins Auge gefasst hat, dass nicht schon Homer das hat; sondern dass er es eben hat, und die Späteren es, sei es noch als Regel, sei es nur noch als Ausnahme haben. Für die griechische Syntax ist meiner Meinung nach gar kein anderes Heil, als wenn man ganz unabhängig von dem, was in den Schulgrammatiken als Norm geschildert wird, hiervon absieht und ganz unbefangen eine homerische Syntax zu begründen sucht. Dies ist aber ein schwieriges Unternehmen; es gehört ein enormer Fleiss dazu. Von ausserordentlicher Bedeutung für die dazu erforderlichen Sammlungen ist der Standpunkt, den der geehrte Herr Vorredner uns vorgeführt hat. Ich freue mich, in dieser Beziehung mit ihm auf gleichem Standpunkte zu stehen. Schon vor fast 20 Jahren habe ich auf der Göttinger Philologen-Versammlung einen Vortrag gehalten, der eine ähnliche Tendenz verfolgte, der freilich noch nicht von den Resultaten der vergleichenden Sprachwissenschaft sprechen konnte, der aber doch hinweisen konnte auf die Aufgabe, die für eine vergleichende Syntax vorlag. Mir war damals nur das classische Sanskrit und das erste Buch des Rigvêda, herausgegeben von Rosen, bekannt. Die Hilfsmittel waren damals noch nicht der Art, wie sie jetzt sind, um die vedische Syntax vollständig übersehen zu können. Ich habe seitdem die Aufgabe stets im Auge behalten und freue mich, in Professor Delbrück sowie in unserm Collegen Professor Windisch jüngere Kräfte zu sehen, die mit ganz anderen Kenntnissen der Indogermanischen Sprachen, wie ich sie besessen, die Aufgabe angegriffen haben. Man kann jetzt in der That schon von Resultaten der vergleichenden Syntax sprechen. Ganz unbedingt anzuerkennen ist der Satz des Herrn Vorredners, dass alles, was man unter dem vielfachen Satze versteht, was zur Zusammensetzung oder Unterordnung der Sätze gehört, zurückgeht auf die Form des einfachen Satzes, dass man alle Erscheinungen des untergeordneten Satzes nur dann versteht, wenn man im Stande ist, sie abzuleiten aus den Eigenschaften und Formen des einfachen Satzes. Freilich darüber kann man verschiedener Ansicht sein, ob vollständig so, wie es nach dem Vortrag des Herrn Vorredners erschien, die sämmtlichen Formen des untergeordneten Satzes zurückgehen auf die durch das ursprünglich demonstrative, dann anaphorische, später relative Pronomen eingeleitete Satzform. Professor Delbrück hat sich selbst die Hinterthür offen gehalten mit den Worten „mit wenigen Ausnahmen". Darin liegt, wie ich glaube, der Kern der Frage. Dass die untergeordneten Sätze mit ὡς, ὅπως, ἵνα, ὅτε, ὁπότε u. s. w., auf dem Relativ-Pronomen beruhen, ist ausser Zweifel. Es gibt aber noch eine Kategorie von untergeordneten Sätzen, die nicht auf relativen Pronominibus beruht, rücksichtlich deren aber dasselbe gilt, was von den untergeordneten Sätzen im allgemeinen gesagt werden muss, dass sie nämlich ursprünglich selbstständige Hauptsätze waren. Es gehören dahin z. B. die mit μή eingeleiteten Sätze, welche eine Befürchtung, Warnung oder auch einen Zweifel ausdrücken. Die für uns Deutsche so sonderbar erscheinende Thatsache, dass μή im Befürchtungssatz durch „dass" übersetzt

werden muss, erklärt sich leicht, wenn man die Sätze mit μή als selbstständige Hauptsätze ansieht, für welche die Partikel μή als Ausdruck des Bestrebens, das Gefürchtete abzuwehren, ganz geeignet war. Jeder derartige Satz mit μή wird scheinbar abhängig, wenn die Thatsache, dass man sich fürchtet, ausserdem durch das einem solchen Satze vorangeschickte Verbum finitum ausgedrückt wird. Das ist eine Thatsache, die auch von den Herren Delbrück und Windisch in ihren syntaktischen Forschungen anerkannt worden ist, worin wir also vollständig einverstanden sind. Dagegen ist ein anderer Punkt, worin ich nicht mit ihnen einverstanden sein kann: die Conditional-Sätze. Ihre Auffassung ist nur kurz von Ihnen angedeutet, und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich auf Grund Ihres Buches annehme, dass Sie die die Conditionalsätze einleitende Partikel εἰ auch auf das Relativpronomen zurückführen, oder wenigstens auf ein Pronomen zurückführen, von dem Sie annehmen, dass es gleichfalls ursprünglich anaphorische Geltung hatte und später relative Bedeutung bekommen hat. Es hängt die Conjunction εἰ, die ja bei Homer bekanntlich auch αἰ geschrieben wird, zusammen mit dem lateinischen *si*, und die älteste Gestalt, worin wir sie noch erkennen, ist die oskische Form *svae*. Die Form beruht also nicht auf dem Relativpronomen *ja*, von dem die Mehrzahl der griechischen Conjunctionen abgeleitet ist, sondern auf dem Pronomen *sva*. Nach meiner Meinung nun sind die Conditionalsätze nicht auf demselben Wege zu erklären, auf welchem die unzähligen mit vom Pronominalstamm *ja* abgeleiteten Conjunctionen gebildeten Sätze zu erklären sind. Ich werde vielleicht eine andere Gelegenheit haben, mich darüber ausführlich und in wissenschaftlicher Begründung auszusprechen. Das Material für den Beweis solcher Ansichten ist der Art, dass man es nicht *ex tempore* produciren kann. Man müsste eine Reihe von Stellen aus den homerischen Gedichten bei der Hand haben, und es wäre doch auch wohl zweifelhaft, ob ein so grosses Publikum die Geduld hätte, einer Erörterung zu folgen, bei der es sich um die richtige Auffassung dieser zahlreichen Stellen handelt. Ich will mir nur erlauben, noch auf einen Punkt im Anfange des Vortrages hinzuweisen, die Bedeutung der Modi betreffend. Prof. Delbrück sprach es als Resultat aus, dass der Indicativ der Modus der Aussage, der Conjunctiv der Modus des Willens, der Optativ der des Wunsches und der Imperativ der des Befehls sei. Es ist das allerdings das Resultat derjenigen mühsamen, sorgfältigen und höchst verdienstlichen Forschungen, welche Delbrück in Verbindung mit Windisch angestellt hat; aber als so ohne Weiteres von der Wissenschaft zu acceptirendes Resultat möchte ich es doch nicht annehmen. Delbrück ist bei jener Definition der Modi ausgegangen von einem Satze des Apollonios Dyskolos, welcher behauptet, dass die Modi Ausdrücke wären einer διάθεσις ψυχική, einer Seelenstimmung. Dieser Ausdruck ist von Apollonius mehrfach gebraucht in seinem Werk über die Syntax, aber in etwas confuser Weise, sodass nicht ganz klar ist, was er damit gemeint hat. Vielleicht ist manchem der Herren gegenwärtig, dass einer unserer Veteranen, ein um die philologische Grammatik höchst verdienter Mann, der Geh. Regierungsrath Schömann in Greifswald, kürzlich in Jahns Jahrbüchern über die ψυχική διάθεσις gesprochen und einen kleinen Streit gehabt hat mit einem andern Kenner des Apollonius der den Sinn, den Apollonius mit jenem Ausdrucke verband, etwas anders als Schömann auffasste. Ferner hat Professor Steinthal in Berlin in seiner Geschichte der Sprachwissenschaft gleichfalls über die ψυχική διάθεσις gesprochen, und wenn ich nicht irre, theilt er die Meinung, dass Apollonius sich nicht recht klar über diesen

Ausdruck gewesen sei, ihn bald so, bald so gebraucht habe. Trotzdem liegt ohne Zweifel etwas Richtiges in dem Gedanken, und die Herren Verfasser des Buches haben gewiss Recht gehabt von diesem Gedanken auszugehen. Wenn man nun aber sagt, die Modi sind Ausdrücke der ψυχικὴ διάθεσις, so begreife ich nicht, wie Aussage, Befehl Wille und Wunsch neben einander als Arten der διάθεσις ψυχική erscheinen konnten. Ich gebe zu, dass Wille und Wunsch Begriffe sind, von denen man sagen kann, sie beruhen auf verschiedenen Arten der διάθεσις ψυχική; aber Aussage und Befehl sind das entschieden nicht. Da ist also offenbar noch eine Lücke. Nach meiner Meinung ist übrigens auch das nicht richtig, den Conjunctiv als Modus des Willens und den Optativ als Modus des Wunsches zu bezeichnen. Darüber kann ich hier nur kurz und andeutungsweise meine Meinung zu erkennen geben. Ich glaube, wenn irgend ein Modus der des Willens ist, so dürfte das der Imperativ sein, welcher aus derjenigen Seelenstimmung entspringt, bei welcher der Sprechende seinen Willen unbedingt und in jedem Falle zur Geltung zu bringen beabsichtigt. Ich verkenne nicht, dass auch im Gebrauche des Conjunctivs Erscheinungen vorkommen, die es nahe legen, ihn als Modus des Willens aufzufassen; aber ich möchte dies lieber so formuliren, dass ich sage, der Imperativ ist Modus des absoluten Willens, der Conjunctiv dagegen ist Ausdruck derjenigen Seelenstimmung, in welcher ein Wille wirkt, der durch gewisse Rücksichten gebunden ist und sich nicht zu der vollkommenen, imperativischen Sicherheit entwickeln kann. Was aber den Optativ als Modus des Wunsches betrifft, so habe ich dagegen einzuwenden erstens die Art, in der Professor Delbrück in seinem Buch sich bemüht nachzuweisen, wie die verschiedenen Gebrauchsweisen des Optativ sich aus der Idee des Wunsches entwickeln, Gebrauchsweisen, bei denen zum Theil auch nicht die Spur eines Wunsches zu bemerken ist. Aus dem Optativ des Wunsches entwickeln sich nach Delbrück, wenn ich mich recht erinnere, auch die Gebrauchsweisen, in welchen der Optativ ausdrückt eine Hoffnung, eine Vermuthung, eine bescheidene Behauptung. Dieser letzte Optativ der bescheidenen Behauptung ist ja allgemein bekannt, und ich appellire an das philologische Gefühl eines Jeden, ob in diesem Optativ der bescheidenen Behauptung, wie er bei Homer vorkommt, eine Reminiscenz an die Gemüthsstimmung des Wünschenden durchklingt. Es giebt bei Homer allerdings Sätze, namentlich Fragsätze, in denen der Optativ mit κε oder ἄν den Wunsch auszudrücken scheint. Es ist aber nicht die Modalität des Optativs, die hier den Wunsch ausdrückt, sondern dass der Satz als ein Wunsch gemeint ist, ergiebt sich aus der Art des Zusammenhanges, in dem eine solche Frage mit dem Optativ sich vorfindet. Das ist das Eine. Ausserdem bin ich noch deshalb gegen diese Auffassung des Optativs als Modus des Wunsches, weil bekanntlich im Griechischen mit demselben Rechte auch der Indicativ Modus des Wunsches genannt werden könnte, wenn überhaupt diese aus einem Theile des Gesammtgebrauchs geschöpften Auffassungen des Sinns der Modi gerechtfertigt wären. Neben dem Optativ in Wunschsätzen haben wir bekanntlich auch den Indicativ Praeteriti in Wunschsätzen, und für diese Thatsache habe ich im Buch von Delbrück und Windisch vergeblich eine Aufklärung gesucht, die sich mit seiner Auffassung des Optativs als Modus des Wunsches vertrüge. Uebrigens aber soll kann dem Buche insofern nicht zum Vorwurf gemacht werden, als dasselbe nur über den Conjunctiv und Optativ handelt, nicht zugleich über den Indicativ. Es würde mir erwünscht sein, wenn ich bei dieser Gelegenheit über die geäusserten Bedenken Aufschluss erhielte.

Prof. Dr. Delbrück.

Ich erlaube mir zunächst meine Freude darüber auszusprechen, dass wir in so vielen wesentlichen Punkten derselben Ansicht sind. Es sind eine Menge wesentlicher Dinge, wo Uebereinstimmung herrscht und die Verschiedenheit tritt nur dadurch mehr hervor, weil der Herr Vorredner die Verschiedenheit motivirt hat, nicht die Uebereinstimmung. Er hat mir eine Gewissensfrage vorgelegt in Bezug auf die Entstehung von εἰ, ob ich das auch zum Relativ rechne. Mir ist die Sache selbst unklar und ich freue mich nur auf die in Aussicht gestellte Schrift des verehrten Herrn Vorredners, der auf diese Frage in ausführlicher Weise eingehen wird und ich werde dann versuchen, meine Meinung danach zu modificiren oder zu vertheidigen. Was die Bedeutung der Modi betrifft, auf die der Herr Vorredner ausführlich einging, so gebe ich zu, dass es schwer ist bei einer im Anfange befindlichen Wissenschaft zwischen dem, was wirklich als wissenschaftlich feststehend bezeichnet werden kann und dem, wovon man selbst persönlich überzeugt ist, die Grenze scharf zu ziehen. Und vielleicht habe ich diese Grenze nicht scharf genug gezogen. Ich hätte die Worte weglassen sollen, die dem Herrn Vorredner zum Anstoss gedient haben. Derartige Entwickelungen sind ja für mich höchst interessant. Hier erlaube ich mir aber zu bemerken, dass ich von alle dem in diesem Vortrage, den ich zu halten die Ehre hatte, nichts erwähnt habe, sondern dass dies in einer Schrift von mir besprochen ist, von der ich nicht voraussetzen kann, dass sie auch nur einem kleinen Theil der versammelten Herren bekannt ist, und ich glaube, dass wir uns daher besser anderwärts und zu einer andern Zeit verständigen, als hier vor dieser grossen Versammlung.

Prof. Dr. Autenrieth (Erlangen):

Wenn ich Sie, geehrte Versammlung, noch einen Augenblick mit dieser Angelegenheit beschäftigen darf, so verspreche ich es kurz zu thun. Ich bin in mehrfacher Beziehung gerade bei diesen Forschungen, ich will nicht sagen betheiligt, aber wenigstens interessirt. Ich habe mit Homer mich vielfach beschäftigt und ebenso habe ich versucht, soweit meine Zeit und die geringen Hilfsmittel es mir gestatteten, mich auch mit Sprachvergleichung abzugeben. Es ist nun hier die Rede von der Herstellung einer vergleichenden Syntax, und wenn wirs kurz bezeichnen wollen, ein Hauptcapitel dabei ist die Moduslehre. Ich habe mit grossem Interesse das Buch der beiden Herren Windisch und Delbrück gelesen und durchstudirt und habe es angezeigt in den beiden Gymnasialblättern, und das hat mir den Anlass gegeben, selbstständig, soweit meine Zeit reichte, mich mit der Sache zu befassen. Es dreht sich nun schliesslich wunderbarer Weise da sehr Vieles um dieses Columbus-εἰ. Ich will damit nicht sagen, dass ich der Columbus wäre (grosse Heiterkeit in der Versammlung), sondern nur, dass es seine Schwierigkeiten hat; und es kommt darauf an, einmal in weiteren Kreisen Versuche anzustellen. Es kommt allerdings auch die Frage nach der Abstammung dieses „Eies“ zur Verhandlung. Die Herren Delbrück und Windisch haben meines Wissens nicht von dem Relativ *ja*, sondern von dem Reflexiv *sva* diese Partikel abgeleitet, und ich habe bereits einen Zweifel darüber auszusprechen mir erlaubt. Ich habe nun den Versuch gemacht, bin jedoch noch nicht damit fertig, und es bleibt nur eine Skizze, deren Unvollkommenheit nur Grund und Anlass geben soll, die Sache weiter zu untersuchen — ich habe versucht den Pronominalstamm *ja* nebst

seinen Ableitungen durch Sanskrit, Altpersisch, Altbaktrisch, Griechisch und Gothisch hindurch zu verfolgen, und es haben sich mir dabei, wenigstens für meine Person, merkwürdige Uebereinstimmungen theils, theils auch Verschiedenheiten gezeigt. Mein Hauptabsehen und Bestreben war dabei gerichtet auf die Construktion der Conditionalsätze. Während man im Griechischen viererlei Arten annimmt — andere Sprachen halten das ja anders — fand ich, dass z. B. das Altbaktrische im Grunde nur 2 Arten der Conditionalsätze kennt. Kurz ich will dies nur erwähnen, weil von εἰ hier die Rede war und weil wirklich die Conditionalperiode die interessanteste ist im zusammengesetzten Satze. Dass also hier noch viel vorausgehen muss, ist klar. Es muss nämlich vorausgehen eine Untersuchung der Relativstruktur überhaupt und dabei kommt es darauf hinaus, ob man dem an der Spitze stehenden Pronomen eine anaphorische oder deiktische Natur vindicirt oder nicht. Ich glaube, dass das griechische εἰ sich zurückführen lässt auf den Relativstamm *ja*, will es aber nicht behaupten. Noch einen Punkt will ich mir erlauben ganz kurz zu erwähnen. Professor Delbrück hat geschlossen mit dem Wunsche, dass eine homerische Syntax hergestellt werden möge. Diesen Wunsch theile ich auch innigst, aber es fragt sich wie? Wenn man nach dem bisherigen System, das in der griechischen Grammatik herrscht, solche Sammlungen anlegt, nehmen wir nur den Fall an, dass das geschehen wäre vor 10 Jahren, so würde diese Sammlung nunmehr ganz anders zu gruppiren sein nach den Resultaten der Forschungen der Professoren Windisch und Delbrück. Und doch haben diese Herren nur 2 Modi und nur in 2 Sprachen untersucht! Deshalb gewinnt diese Frage und ihre Beantwortung einen Umfang, der sich in der Kürze nicht zum Ziele führen lässt, und ich habe schmerzlich bedauert, dass uns nicht mehr Mittel zu Gebote stehen, dass es noch nicht einmal einen allgemein zugänglichen Commentar zum Rig-Vêda gibt, noch nicht einmal eine vollständige Uebersetzung. Das ist natürlich für specielle Forscher im Indischen ziemlich gleichgültig, weil die in der Sache zu Hause sind. Hier gilt es aber Theilung der Arbeit eintreten zu lassen und ich möchte daher zum Schlusse den Wunsch aussprechen, dass es den Trägern des Sanskrit und der iranischen Sprachen gefallen möge, auch auf die Syntax ihr Augenmerk zu richten und ihrerseits den anderen, weniger in diesen Sprachen geförderten Forschern Erleichterung bei den Forschungen zu Theil werden zu lassen.

Präsident Curtius.

Da die Zeit schon weit vorgeschritten ist, so frage ich die Versammlung, ob sie geneigt ist, die Discussion über diesen Vortrag zu schliessen und zu einem der nachfolgenden überzugehen. Diejenigen Herrn, welche dafür sind, jetzt die Discussion abzubrechen, ersuche ich, sich zu erheben. (Die Discussion wird durch allgemeinen Beschluss abgebrochen). Herr Prof. Eckstein will noch einige wenige geschäftliche Mittheilungen machen.

Präsident Eckstein.

Meine Herren, auch einen Beitrag zur Moduslehre! nämlich der Modus, in welchem am bequemsten die Theaterbillets zu erlangen sind (ungeheure Heiterkeit), ohne dass ein furchtbares Drängen an den Thüren und in den Räumen des Empfangsbureaus entsteht. Es haben schon einige Herren den sehr verständigen Ausweg gefunden, zu 20 sich zu gruppiren und einen aus ihrer Mitte zu beauftragen, die Billets in Empfang zu nehmen.

Das möchte ich auch noch weiter hier empfehlen. Dann wickelt sich das Geschäft ohne grosses Gedränge ab. Aber die Herrn, die sich zusammenthuen, müssten dann auch dem Mandatar — oder heisst es Mandaten?

(Stimme aus dem Hintergrunde: Mandatar!) — Präsident Eckstein (fortfahrend): ihre Mitgliedskarte geben.

Präsident Curtius.

Ich ersuche nun Herrn Dr. Trieber, uns seinen Vortrag anhören zu lassen.

Dr. Trieber:

Vortrag über τέλη und οἱ ἐν τέλει.

Es ist bis jetzt zweifelhaft gewesen, was die beiden häufig vorkommenden Worte τὰ τέλη und οἱ ἐν τέλει eigentlich im spartanischen Staat bedeutet haben. Für gewöhnlich fasste man beide Ausdrücke als gleichbedeutend mit den Ephoren. Der Zweifel rührte daher, dass man ihren Sprachgebrauch bisher noch nicht festzustellen versucht hat, und dass man von den ungenaueren späteren Schriftstellern des Alterthums, sowie besonders von den Byzantinern irre geführt wurde. Das Versäumte nachzuholen will ich soeben versuchen.

In der vorliegenden Frage theilen sich die Späteren in zwei Lager. Die Einen geben den τέλη für das gesammte Griechenland die Bedeutung von ἀρχή, also jeder beliebigen Staatsbehörde und scheinen gar nicht zu wissen, dass sie in Sparta etwas Besonderes bedeutet haben, obwohl sie Xenophon und Thucydides hierfür citiren. Zu diesen gehören die Scholia parva in Hom. Il. K′ 56 und Eustathius i. h. l. p. 789 sowie Hesychius und Suidas s. vv.*) Die Anderen aber beschränken diese Würde ausschliesslich auf Sparta, ohne jedoch richtig anzugeben, was sie eigentlich gewesen sind. Zu dieser Ordnung gehören der Scholiast in Thuc. I, 58 und Ulpian in Dem. Lept. p. 282 ed. Par. (p. 35 W.)**)

Um nun aus dem Sprachgebrauche der ältesten, massgebenden Autoren den Gegenstand aufzuklären, so ist zu beachten, dass τὰ τέλη zunächst schlechtweg der allgemein griechische Name für die höheren Staatsbeamten war. Xen. Hell. VI, 5, 3 berichtet, τὰ μέγιστα τέλη ἐν ἑκάστῃ πόλει sollten auf den Vorschlag der Athener beschwören, den Vertrag mit dem Perserkönige (d. h. den antalcidischen Frieden) zu beobachten, wie auch die ψηφίσματα der Athener und ihrer Bundesgenossen zu halten. Alle kamen der Aufforderung der Athener nach, mit Ausnahme der Eleer, welche weder die Marganeer noch die Skilluntier und Triphylier autonom werden lassen wollten.

Gerade aber in Elis erwähnt Thucydides in dem Friedensvertrage des Jahres 420 (V, 47) τὰ τέλη als ein höheres Amt: ἐν δὲ Ἤλιδι, heist es, sollen schwören οἱ δημιουργοὶ καὶ οἱ τὰ τέλη ἔχοντες καὶ οἱ ἑξακόσιοι.

---

*) Schol. parv. τέλος καὶ τὰς ἀρχὰς καὶ τὰ ἀξιώματα, ὡς ἔνεστιν εὑρεῖν παρά τε Θουκυδίδῃ καὶ Ξενοφῶντι. Hesych. v. τέλη... τὰ συνέδρια τῶν ἐν ἀρχῇ. Suid. v. τέλος· ἀρχή. — Thomas Magister ist noch am genauesten: τέλη· πληθυντικῶς καὶ αἱ τῶν Λακεδαιμονίων καὶ τινων ἄλλων ἀρχαί.

**) Schol. Thuc. τὰ τέλη] ἤτοι οἱ προάρχοντες (!) τῶν Λακεδαιμονίων· οἱ γὰρ Λακεδαιμόνιοι τοὺς ἄρχοντας τέλη ἐκάλουν διὰ τὸ αὐτοὺς τὰ τέλη τοῖς πράγμασι τιθέναι. Ulpian. τέλος καὶ τὴν τῶν ἀρχόντων τιμὴν ὀνομάζουσιν, ὥσπερ καὶ Θουκυδίδης λέγει, Λακεδαιμονίων καταλέγων τὰ τέλη, τοὺς ἄρχοντας ὀνομάζων αὐτῶν.

Da also τὰ τέλη in ganz Griechenland vorhanden waren, so ist es selbstverständlich, dass sie zur näheren Bezeichnung ihres spartanischen Charakters gewöhnlich τὰ τέλη τῶν Λακεδαιμονίων genannt werden; so Thuc. I, 58. IV, 86. 88. Xen. Hell. III, 2, 23. V, 3, 23. Philostr. V. Apoll. IV, 10. Nur wo eine Verwechselung unmöglich ist, fällt dieser Zusatz fort. So fehlt er Thuc. IV, 15. Xen. Hell. VI, 5, 28. Aen. comm. pol. 13, 4. Plut. V. Lys. 14.*) Bei Plut. de Herod. mal. 32, 6 werden sie τὰ τέλη τῶν Σπαρτιατῶν genannt; ein Ausdruck, der sich sonst nicht wiederfindet. In den Apophth. Lac. v. Leonid. 15 heissen sie in der Erzählung derselben Geschichte geradezu οἱ ἔφοροι.

Um aber vor allen Dingen festzustellen, ob die spartanischen τέλη wirklich den Ephoren entsprächen, dürfte es unerlässlich sein zu sehen, ob Beider Befugnisse und Thaten mit einander übereinstimmen.

Es steht nun zur Genüge fest, dass die Ephoren dem jedesmaligen Feldherrn ganz genaue strategische Bestimmungen gaben. So lassen sie (Xen. Hell. III, 1, 7) dem Thibron sagen, er möge von Larissa, das er nicht erobern könne, abziehen und sich nach Karien wenden. Ebenso befehlen sie (Xen. Hell. III, 2, 12) dem Derkylidas auf den Bericht der ionischen Gesandtschaft hin, in Karien, den Sitz des Tissaphernes, einzufallen.

Wenn daher Kleombrotos (Xen. Hell. VI, 4, 2fg.) τὰ οἴκοι τέλη befragt, was er mit dem Heere beginnen solle, und Agesilaos (Xen. Hell. III, 4, 26) Nichts mit Tithraustes ἄνευ τῶν οἴκοι τελῶν abmachen will, so können mit dieser Bezeichnung keine Anderen als die Ephoren gemeint sein. Es darf gleichfalls nicht Wunder nehmen, dass Anaxibios die Sache der Kyreer vorerst τοῖς οἴκοι τέλεσι meldet (Xen. Anab. VII, 1, 34).**)

Eine andere wichtige Stelle für die Identität der τέλη mit den Ephoren ist Xen. Hell. III, 2, 6. Zum Derkylidas kommen demzufolge ἀπὸ τῶν οἴκοι τελῶν drei Gesandte, um die Verhältnisse der Soldaten sowohl in Augenschein zu nehmen, als um ihm die Fortdauer seiner Würde auf ein ferneres Jahr anzuzeigen. Xenophon führt nun folgendermassen fort: ἐπιστεῖλαι δὲ σφίσιν αὐτοῖς τοὺς ἐφόρους καὶ συγκαλέσαντας τοὺς στρατιώτας εἰπεῖν, ὡς ὧν μὲν πρόσθεν ἐποίουν μέμφοιντο αὐτοῖς, ὅτι δὲ νῦν οὐδὲν ἠδίκουν, ἐπαινοῖεν. Also im Auftrage der Ephoren sollten die Gesandten sowohl Lob als Tadel nach Gebühr austheilen. — Persönlich begeben sich einmal sogar zu dem Heere bei Pylos τὰ τέλη (Thuc. IV, 15).

Dem Agesilaos kommt ein anderes Mal (Xen. Hell. III, 4, 27) ἀπὸ τῶν οἴκοι τελῶν der Befehl zu, auch über das Seewesen das Obercommando zu übernehmen. Demgemäss haben sie auch das Recht, dem Nauarchen zu gebieten, dass er dem Cyrus Hülfe leiste, wie es (Xen. Hell. III, 1, 1) von den ausdrücklich genannten Ephoren dem Nauarchen Samios gegenüber geschieht.

Ferner ist Agesilaos (Xen. Hell. V, 3, 23) darüber erzürnt, dass die Phliasier mit τοῖς τέλεσι τῶν Λακεδαιμονίων über seinen Kopf hinweg unterhandeln wollen. Was sehr natürlich ist, wenn man unter τέλη die Ephoren versteht, an die sich (V, 2, 9) eben die

*) Hier heisst es jedoch bei dem Beschlusse über die Niederreissung der athenischen Mauern urkundlich: τάδε τὰ τέλη τῶν Λακεδαιμονίων ἔγνω.

**) Dem Anaxibios sind nach Xen. Hell. IV, 8, 32 die Ephoren gewogen, und er erhält darum die Harmostenwürde in Abydos.

Phliasier kurz vorher gewandt hatten. Denn daselbst heisst es: ἀκούσασιν οὖν ταῦτα τοῖς ἐφόροις ἄξιον ἔδοξεν ἐπιστροφῆς εἶναι. καὶ πέμψαντες πρὸς τὴν τῶν Φλιασίων πόλιν ἔλεγον, ὡς φίλοι μὲν οἱ φυγάδες τῇ Λακεδαιμονίων πόλει εἶεν, ἀδικοῦντες δ' οὐδὲν φεύγοιεν.

Dass die Ephoren allein mit den fremden Gesandten zu verhandeln hatten, geht aus der Antwort des Lysandros an den Theramenes und seine Mitgesandten hervor. Er will sich mit ihnen in keine Unterhandlungen einlassen, sondern fordert sie auf nach Sparta zu gehen: Xen. Hell. II, 2, 17fg. οὐ γὰρ εἶναι κύριος, sagt er, ὧν ἐρωτῷτο ὑπ' αὐτοῦ, ἀλλὰ τοὺς ἐφόρους. Zugleich meldet er den Ephoren, dass er eine solche Antwort gegeben habe. Diese lassen ihn darauf (§ 19) aus Sellasia nach Hause rufen und veranstalten eine Volksversammlung, während sie (§ 13) die athenischen Gesandten wegen unannehmbarer Bedingungen aus Sellasia nach Hause geschickt hatten. Einzig und allein Agis hatte nach Thuc. VIII, 5 in Decelea vollständige Freiheit im Unterhandeln erhalten. Offenbar kam dies aber daher, dass ihm zwei Ephoren und zehn σύμβουλοι beigegeben waren. Es handelte sich nämlich um rasche und präcise Entscheidungen in jenem Zeitpunkt, die er nun mit seinem Beirath augenblicklich treffen konnte. So konnte er daher in allen Dingen ἄνευ τῆς Λακεδαιμονίων πόλεως, wie es dort heisst, seine einschneidenden Beschlüsse fassen. Ja die Bundesgenossen, so wird weiterhin berichtet, hören auf ihn mehr als auf die πόλις Λακεδαιμονίων. Die Chier aber und Erythräer wenden sich trotzdem nicht an ihn, sondern an die πόλις.*)

Einen recht schlagenden Beweis von der Identität der τέλη mit den Ephoren bietet aber besonders Xen. V. Agesil. 1, 36. Dort wird Agesilaus von den οἴκοι τέλη aufgefordert, schleunigst aus Asien nach Hause zu Hilfe zu eilen. Sehr bezeichnend sind nun die dortigen Ausdrücke: ἐπειδὴ ἦλθεν αὐτῷ ἀπὸ τῶν οἴκοι τελῶν βοηθεῖν τῇ πατρίδι, ἐπείθετο τῇ πόλει οὐδὲν διαφερόντως ἢ εἰ ἐν τῷ ἐφορείῳ ἔτυχεν ἑστηκὼς μόνος παρὰ τοὺς πέντε. Hier wechseln die Bezeichnungen τέλη, πόλις, οἱ πέντε mit einander ab, denen noch die charakteristischen Worte ἐν τῷ ἐφορείῳ hinzugefügt werden. In der betreffenden Parallelstelle (Xen. Hell. IV, 2, 2) berichtet der Gesandte Epikydidas dem Agesilaos, ὅτι ἡ πόλις ἐπιστέλλοι αὐτῷ βοηθεῖν ὡς τάχιστα τῇ πατρίδι. § 3 wird dieser Auftrag τὰ ὑπὸ τῆς πόλεως παραγγελλόμενα genannt. § 1 jedoch lautet es allgemeiner, dass οἱ Λακεδαιμόνιοι**) den Beschluss gefasst hätten. Zum Ueberfluss möge noch die Bemerkung gestattet sein, dass Plutarch dreimal dieselbe Sache berichtet und regelmässig nur von Ephoren spricht, obwohl er in den drei Stellen verschiedenen Quellen gefolgt sein dürfte. Es sind dies V. Lysand. 14. V. Agesil. 10. V. Alcib. 38.

Es bleibt noch übrig eine kurze Bemerkung über den Ausdruck τὰ οἴκοι τέλη***)

---

*) Nach Thuc. I, 58 hatten τὰ τέλη τῶν Λακεδαιμονίων den Potidaeaten versprochen, im Falle sie von den Athenern belagert würden, in das athenische Gebiet einzufallen.

**) Ueber den Gebrauch von πόλις, ἐκκλησία und Λακεδαιμόνιοι ein anderes Mal!

***) Einmal heissen sie bei Xen. Anab. II, 6, 4 τὰ ἐν Σπάρτῃ τέλη ausnahmsweise. Klearchos hatte nämlich von den Ephoren den Befehl erlangt, gegen Thracien ziehen zu dürfen (§ 2); diese rufen ihn aber nach einiger Zeit zurück (§ 3). Da er nicht gehorcht, wird er ὑπὸ τῶν ἐν Σπάρτῃ τελῶν zum Tode verurtheilt. Dazu hatten aber die Ephoren gar kein Recht; denn sie hatten nur die Befugniss, Jemanden auf den Tod anzuklagen. Eine ähnliche Ungenauigkeit findet sich in dem ersten Buche der Hellenica, wo sie I, 6, 6 einfach οἱ οἴκοι und I, 6, 8 οἱ οἴκοι ἄρχοντες heissen. Sollte die frühe Zeit, in der beide Berichte verfasst worden sind, und in der Xenophon die spartanischen Verhältnisse noch nicht so genau kannte, daran Schuld sein?

zu machen. Durchgehends findet sich τέλη mit diesem charakteristischen Zusatz, wenn von den Ephoren ein Befehl an den im Auslande befindlichen Befehlshaber gelangt. So Xen. Hell. III, 2, 6. 4, 26. 27. (bei Plut. V. Agesil. 10. findet sich in derselben Erzählung derselbe Ausdruck). V, 3, 23. VI, 4, 2. V. Agesil. 1, 36. Anab. VII, 1, 34. Diese Bezeichnung findet wohl ihre Erklärung darin, dass von jeher zwei Ephoren dem Könige ins Feld gefolgt sind. Xen. de rep. Lac. 13, 5: πάρεισι δὲ καὶ τῶν ἐφόρων δύο, οἳ πολυπραγμονοῦσι μὲν οὐδέν, ἢν μὴ ὁ βασιλεὺς προσκαλῇ. ὁρῶντες δὲ ὅ, τι ποιεῖ ἕκαστος, πάντας σωφρονίζουσιν, ὡς τὸ εἰκός. Als unbedingtes Gesetz wird die Anwesenheit der zwei Ephoren im Lager des Königs bezeichnet von Xenophon (Hell. II, 4, 36): ὥσπερ γὰρ νομίζεται σὺν βασιλεῖ δύο τῶν ἐφόρων συστρατεύεσθαι. καὶ τότε παρῆν οὗτός τε καὶ ἄλλος. Wie viel ihre Autorität bedeutete, geht aus derselben Stelle hervor. Denn sie entschieden die streitige Frage endgültig dadurch, dass sie sich dem Lysander entgegen für den Pausanias aussprachen: ἀμφότεροι τῆς μετὰ Παυσανίου γνώμης ὄντες μᾶλλον ἢ τῆς μετὰ Λυσάνδρου. Nebenbei nur werden sie von Herodot (IX, 76) angeführt. Diesen beiden übergiebt Pausanias nach der Schlacht von Plataeae die schutzflehende Karerin.

Da es aber nur zwei Ephoren waren, die sich stets im Lager befanden, die Majorität indessen natürlich den Ausschlag zu geben hatte, so musste an die übrigen drei recurrirt werden, so oft ein streitiger oder unvorhergesehener Fall eintrat. Dass die Majorität zu entscheiden hatte, geht aus Xen. Hell. II, 4, 29 hervor, wornach Pausanias seine Sache durchsetzt, nachdem er drei Ephoren in Sparta für sich gewonnen hatte: πείσας τῶν ἐφόρων τρεῖς ἐξάγει φρουράν.

Haben die späteren Schriftsteller nach dem Resultate dieser Untersuchung somit gröblich in der Auffassung der τέλη geirrt, so dürfte es nicht Wunder nehmen, dass dieselben noch viel weniger wussten, was eigentlich οἱ ἐν τέλει zu bedeuten habe. Auch haben alle Neueren sie irrthümlich für dasselbe wie die τέλη gehalten. Diesen Fehler begeht nun schon Cornelius Nepos (V. Them. 7.). Dort giebt er das οἱ ἐν τέλει ὄντες des Thucydides (I, 90) durch *ephori* wieder. Zugleich begeht er aber in demselben Capitel noch andere grobe Versehen. Ferner wenn Theophrast und Andere bei Plut. V. Pericl. 23. erzählen, dass Perikles jährlich zehn Talente nach Sparta geschickt habe, οἷς τοὺς ἐν τέλει πάντας θεραπεύων παρῃτεῖτο τὸν πόλεμον, so giebt Suidas v. ἔφοροι dasselbe Ereigniss fälschlich mit den Worten wieder: Περικλέης τοὺς ἐφόρους τῶν Σπαρτιατῶν συμπείσας... Dass aber οἱ ἐν τέλει ὄντες durchaus nicht mit den Ephoren identisch sind, geht besonders aus Thucydides (VI, 88) hervor. Darnach haben in der Ekklesia οἵ τε ἔφοροι καὶ οἱ ἐν τέλει ὄντες die Absicht, den Syrakusanern nicht zu helfen, Alcibiades beredet sie jedoch dazu. Die Spartaner (οἱ Λακεδαιμόνιοι c. 93) beschliessen darauf die Hilfe. Die Ephoren werden also neben den οἱ ἐν τέλει ὄντες genannt, können daher zum mindesten nicht identisch sein. Wenn indessen durch diese sowie die andere thucydideische Stelle (I, 90) die Existenz dieser einflussreichen Körperschaft zur Genüge constatirt ist, so zeigt sich bei Xenophon (Hell. III, 5, 23) deutlicher, was mit οἱ ἐν τέλει in kriegerischen Zeitläuften und Verhältnissen gemeint ist. Pausanias beruft nämlich nach dem Tode des Lysandros (§ 22) einen Kriegsrath, der aus den verschiedensten Rangordnungen bis zum Pentekoster abwärts gebildet ist: ὁ δὲ Παυσανίας συγκαλέσας πολεμάρχους

[adde: καὶ λοχαγοὺς] καὶ πεντηκοντῆρας*) ἐβουλεύετο ... Bald darauf führt er fort: λογιζόμενος δ' ὁ Παυσανίας καὶ οἱ ἄλλοι οἱ ἐν τέλει Λακεδαιμονίων ... ἐλογίζοντο δὲ καὶ ... διὰ οὖν πάντα ταῦτα ἔδοξεν αὐτοῖς τοὺς νεκροὺς ὑποσπόνδους ἀναιρεῖσθαι. Nach einem ähnlichen Unfalle, nämlich nach der Schlacht von Leuktra berufen die Polemarchen (Xen. Hell. VI, 4, 15) auch einen Kriegsrath. Hier ist aber nur allgemein von ἐπικαιριώτατοι die Rede: οἱ δὲ πολέμαρχοι ... συλλέξαντες τοὺς ἐπικαιριωτάτους ἐβουλεύοντο, τί χρὴ ποιεῖν. ἐπεὶ δὲ πᾶσιν ἐδόκει ὑποσπόνδους τοὺς νεκροὺς ἀναιρεῖσθαι ... Freilich sind οἱ ἐπικαιριώτατοι nur die Offiziere vom Lochagen aufwärts nach Xen. Cyrop. III, 3, 12. Anab. III, 1, 36. Auf eben dieselbe militärische Würde deutet Thucydides (V, 60) hin, wo es heisst, dass Agis blos ἑνὶ ἀνδρὶ τῶν ἐν τέλει ξυστρατευομένων berathschlagt und die Argiver darum aus der Falle habe entschlüpfen lassen.**)

Sonst jedoch ist diese Wendung allgemein für die Bezeichnung der Vornehmen im Gebrauch. So Thuc. I, 10. II, 10. III, 36. V, 27. VII, 73. VIII, 50. Bei Xenophon lässt sichs auffallender Weise in diesem Sinne nicht nachweisen. Wohl aber kennt es Herodot III, 18. IX, 106. Sehr oft hat es Plutarch in den Biographien der Römer: V. Camill. 25. V. Gaj. Marc. 5. 23. V. Aem. Paull. 25. V. Tit. 16. V. Sull. 31. V. Crass. 18. V. Othon. 5. 13. In V. Fab. Max. 18. findet sich οἱ δ' ἐν τέλει καὶ πρῶτοι. Auch nur einmal lässt sich's in den Moralien nachweisen: (p. 775[d]) amat. narr. c. 5. Ferner hat es Pausanias (IV, 14, 3). Bei den Tragikern endlich kommt es gleichfalls vor: Aeschyl. Sept. 1003 (1027). Soph. Ant. 67.

So zeigt sich denn, dass eine genauere Feststellung der termini technici der Spartaner, worauf zuerst Fr. Haase aufmerksam gemacht hat, es sehr wohl verdient, den Hilfsmitteln der historischen Kritik beigesellt zu werden. Denn gerade durch diese Art der Untersuchung erhält man einen schlagenden Beweis, dass die Späteren es mit der Wahrheit gar nicht genau genommen haben, selbst wo sie das Richtige ganz bequem hätten finden können.

Zum Schlusse bitte ich die hochgeehrte Versammlung um gütige Nachsicht, und erkläre im Voraus meine Dankbarkeit, wenn im Interesse der Sache von Einem oder dem Andern auf etwaige Mängel die Aufmerksamkeit gelenkt würde.

Präsident Curtius.

Ich frage die Versammlung, ob einer der Herren in eine Discussion über den Gegenstand eintreten will. (Es meldet sich Niemand.)

Es würde nun noch der Vortrag des Herrn Direktor Hasper über die Lage von Troja zu halten sein.

---

*) Dem würde Xen. de rep. Lac. 13, 4 entsprechen, wo zu den feierlichen Opfern im Lager die Gegenwart der Offiziere bis zum Pentekoster abwärts erwähnt wird. Deshalb ist die Emendation der folgenden Worte ξένων στρατίαρχοι in ἐνωμοτάρχαι, wie sie Cobet vorgeschlagen hat, eine verfehlte. Auch der Vorschlag G. Sauppe's, nach Xen. Hell. IV, 5, 7 ξεναγοί zu lesen, scheint unrichtig zu sein. Es empfiehlt sich vielleicht ταξίαρχοι am ehesten; das ξένων wäre dann blos eine Glosse, die man dadurch erklären könnte, dass die Taxiarchen eben die Anführer von Soldtruppen waren.

**) Nach Arnold wären damit die von Xenophon de rep. Lac. 13, 1 erwähnten σύσκηνοι des Königs gemeint. Jedenfalls fehlen in dieser Aufzählung die ebendaselbst 15, 5 genannten Pythier. Da sie nur in dem Texte ausgefallen zu sein scheinen, so sind sie wieder hinein zu emendiren.

Direktor Dr. Hasper.

Ich glaube dass es wol zu viel verlangt ist, und bitte den Vortrag heute auszusetzen.

Präsident Curtius.

Ich möchte daher den Herrn Direktor ersuchen, morgen den ersten Vortrag zu übernehmen und würde Herrn Professor Schoene bitten, uns unmittelbar darauf seinen Vortrag zu geben. Die heutige Sitzung werden wir schliessen.

(Schluss der Sitzung 12 Uhr 55 Minuten.)

Dritte allgemeine Sitzung,

Freitag den 24. Mai 1872. Beginn der Sitzung 10 Uhr 20 Minuten.

Präsident Eckstein.

Der erste Gegenstand, meine Herren, über den wir heute zu berathen und zu beschliessen haben, ist die Wahl des nächsten Versammlungsortes. Es kann kein Zweifel unter uns obwalten, dass wir uns nach dem Süden unseres Vaterlandes zu wenden haben. Wir sind jetzt im Herzen Deutschlands versammelt, vorher im äussersten Norden gewesen, und da bei der Wahl des Ortes zu beachten ist, dass auch denjenigen Collegen, die weitere Reisen nicht unternehmen können, die Gelegenheit einer Versammlung beizuwohnen etwas bequemer gemacht werde, so haben wir diesen Grundsatz bis jetzt stets festgehalten. Ich habe schon neulich angedeutet, dass mehrfach der Wunsch ausgesprochen ist, die nächste Versammlung nach Strassburg zu verlegen. Es wäre ja erfreulich, die alte deutsche Stadt zu begrüssen, aber die Stadt ist eben noch zu jungdeutsch, noch zu wenig gewonnen, als dass wir dort schon eine deutsche Wanderversammlung hinlegen könnten, unter eine Bevölkerung die eigentlich noch etwas widerhaarig ist. Nach reiflicher Erwägung aller in Betracht kommenden Verhältnisse hat die Commission sich für Innsbruck entschieden. Einmal weil ein freundliches Entgegenkommen der dortigen Behörde schon jetzt dargeboten ist, sodann weil wir die Deutsch-Oesterreicher und die Oesterreicher überhaupt in unsern Philologen-Versammlungen nicht zu den Nicht-Deutschen rechnen, sondern alle soweit die deutsche Zunge klingt als Mitglieder unserer Versammlungen immer betrachtet haben, daher scheint es im neuen deutschen Reich wohl angethan, gleich bei der ersten Wahl zu documentieren, dass wir die Oesterreicher als die unsrigen fest halten wollen (Bravo); dann ist aber auch noch etwas anderes in Betracht zu ziehen. Gerade die Tyroler bedürfen einer Stärkung des deutschen Elements. Es ist Ihnen auch hier ein Blatt mitgetheilt für die Förderung der deutschen Schule. Wir haben hier eine Commission gebildet, welche in diesem Sinne thätig sein will, und ich empfehle den Herren gerade diese Frage sehr ins Herz zu schliessen. Der Antrag der Commission geht dahin dass die Versammlung

geruhen möge, für das nächste Jahr Innsbruck als Versammlungsort zu wählen. (Es erfolgt kein Widerspruch). Da kein Widerspruch erfolgt, so betrachten wir den Vorschlag der Commission als genehmigt, und wird also demnach die nächste Versammlung in Innsbruck stattfinden. Die zweite Frage ist das Präsidium. Die Frage hat einige Schwierigkeiten. Dass wir über den ersten Präsidenten gar keinen Zweifel haben konnten, ist klar. Das wird der Herr Professor Jülg sein müssen, der seit einer langen Reihe von Jahren die lebendigste Theilnahme unsern Versammlungen bewiesen hat. Bei der Wahl des zweiten Präsidenten konnte man nach dem bisherigen Herkommen auf den Direktor des dortigen Stadtgymnasiums keine Rücksicht nehmen, weil er in dieser Zeit emeritirt wird und sein Nachfolger noch nicht bestimmt worden ist. Wir werden daher den Herrn Professor Wilmanns ersuchen müssen, das zweite Präsidium zu übernehmen. Wir schlagen also die Herrn Professoren Jülg und Wilmanns vor als Präsidenten der nächsten Versammlung. (Erfolgt kein Widerspruch).

Präsident Curtius:

Wir betrachten also auch dieses als genehmigt.

Präsident Eckstein:

Was die Zeit betrifft, so wird die Versammlung in den Herbst fallen, aber mit Rücksicht auf die österreichischen überhaupt süddeutschen Verhältnisse, nicht in den Oktober, sondern bereits in den September.

Prof. Dr. Jülg.

Gestatten Sie mir, hochverehrende Anwesende, den Ausdrck der innigsten Freude und des innigsten Dankes über diesen so ehrenden, für uns hoch erfreulichen Entschluss, die Versammlung nach Innsbruck zu verlegen. Ich heisse Sie sowohl in unserm Namen willkommen, in meinem und des Professor Wilmanns, denen Sie die ehrenvolle Aufgabe des Präsidiums zugesagt, als auch im Namen der Stadt Innsbruck, seitens deren Behörden wir beauftragt sind, die freundlichste und gastlichste Aufnahme Ihnen zuzusichern, soweit die Kräfte der Stadt, die freilich bescheiden sind, es gestatten. Wir zweifeln auch nicht daran, dass seitens der kaiserlichen Regierung die Aufnahme in Innsbruck gestattet werden ja dass sie höchst willkommen sein wird. Wir bitten daher die hohe Versammlung durch einen recht zahlreichen Besuch in Innsbruck und im schönen Alpenlande ihre Theilnahme für die deutsche Sache uns im nächsten Jahr kund zu geben. Auf freundliches und sehr zahlreiches Wiedersehen im schönen Alpenland Tyrol! (Bravo!)

Präsident Eckstein:

Meine Herren, ich habe noch ein *citissime* von der Direktion der Magdeburg-Leipziger Eisenbahn-Gesellschaft bekommen (wird verlesen. Im Manuskript vorhanden.)

Präsident Curtius:

Nach Erledigung dieser geschäftlichen Sachen würden wir zu unsern heutigen Vorträgen kommen, und so ersuche ich Herrn Direktor Hasper, seinen gestern verschobenen Vortrag über die Lage des alten Ilion geben zu wollen.

Direktor Dr. Hasper über die Lage des alten Ilion.

Ueber die Lage des alten Ilion.

Meine Herren!

Ich habe es in den Jahren 1867 und 1868 gewagt mich durch 2 Programme in die Reihe der Männer zu stellen die für die Lage von Pergamus auf Baalidag und für die Anerkennung des Bunarbaschi-Su als Skamander und des Menderé als Simoeis gekämpft haben. Seitdem sind mir drei auf diesen Gegenstand bezügliche Arbeiten zu Gesichte gekommen, von denen die unbedingt vorzüglichste die des Kretensers Nikolaides den Titel führt *topographie et plan stratégique de l'Iliade*, hierzu ist dann gekommen ein Programm des Schweriner Fridericianum von Büchner, vom Jahre 1871, dem vermuthlich in diesem Jahre ein zweites gefolgt ist, dessen ich aber noch nicht habe habhaft werden können. Endlich hat Herr Schliemann, nachdem er im Jahre 1869 ein Buch unter dem Titel: Ithaka, der Peloponnes und Troja erscheinen lassen, unverdientes Aufsehen durch seine Berichte in der Augsburger Zeitung von seinen Ausgrabungen auf Hissarlik seit 1870 gemacht, durch die er fest überzeugt ist überzeugend nachweisen zu können, dass Neu-Ilion auf dem Boden des alten steht. In Beziehung auf diese Ausgrabungen aber stehen wir erst noch in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen. Denn nach seinem letzten Berichte vom 24. Nov. v. J. liegt nach vielen Täuschungen das grosse Ziel als ein noch zu erreichendes vor ihm, er glaubt zwar nunmehr bis auf die Ruinen des alten Troja mit seinen Ausgrabungen gekommen zu sein, aber es ist ihm noch nicht gelungen zur Einsicht zu kommen, wie die Wände, auf die er in einer Tiefe von 10 Metern endlich gestossen, eigentlich gebaut waren und welche Dicke sie hatten. Seitdem ist er durch die Regenperiode in den Arbeiten unterbrochen worden, die er aber mit April dieses Jahres wieder zu beginnen gedachte. Wir möchten es ihm gönnen, dass ihm neue Täuschungen erspart blieben, müssen ihm dieselben aber bei seinem völlig unkritischen Verfahren leider als unausbleiblich vorausverkündigen. Das alte Troja kann nicht auf Hissarlik gelegen haben.

Schliemann scheint in der That mit dem Stande der Frage völlig unvertraut zu sein. Sein Princip ist es der Tradition zu folgen. Er meint, dass die Tradition des gesammten Alterthums den Ansprüchen der Neu-Ilier günstig sei, und hierin ist ihm auch Büchner in dem Programm des Schweriner Fridericianum vom Jahre 1871 gefolgt, indem dieser behauptet (pg. 21), dass es in der ganzen Iliade auch nicht einen einzigen Punkt gebe, der topographisch als feste und unbestrittene Basis dienen könne, um von ihm aus die Entscheidung der Frage, wo einst das alte Ilion gelegen, nur annähernd anzubahnen. Beide scheinen also nicht zu wissen, dass bis auf Alexander des Grossen Zeit nur der völlig kritiklose und durchaus unglaubhafte Hellanikos die Meinung, dass Neu-Ilion an der Stelle des alten liege, vertreten habe, dass das Urtheil des Aeschylos, Herodot, Xenophon, Demosthenes und des Lykurg wider diesen stehe, dass erst von Alexander's Zeit an die Täuschung der Neu-Ilier an Boden gewann und auch dann nicht unbestritten blieb. Kännten sie Welcker's überführend klare Darlegung dieses Processes der Täuschung, sie würden unmöglich die Tradition als feststehend annehmen können. Je mehr uns dies an Büchner befremdet, desto weniger wundern wir uns über Schliemann. Es liegt wohl in der Art seiner schnell fertigen Studien, dass er sich um solchen Ballast von Gelehrsamkeit nicht kümmert. Kaum ist er in Bunarbaschi an-

gekommen, so gelangt er, als er nirgends Trümmer von Ziegeln oder Töpferwaaren entdeckt, zu der Ansicht, dass man sich über die Lage Troja's getäuscht habe. Und nun bringt er all' die alten abgegriffenen Gründe gegen die Lage des alten Troja auf Baalidag bei Bunarbaschi wieder vor, die schon zehnmal widerlegt sind, gleich als wären es völlig neu von ihm entdeckte Dinge. Die angebliche Unumlaufbarkeit von Baalidag, die von Hahn so geistvoll schon 1865 widerlegte, die geringe Ausdehnung des Plateaus, welches kaum eine Stadt von 2000 Einwohnern habe fassen können, die Unmöglichkeit alle die Thaten der Schlachttage der Ilias je in einem Tage bei der grossen Entfernung des Baalidag vom Lager der Griechen verrichtet zu glauben, endlich die Unmöglichkeit den Baalidag vom Ida zu sehen, das ist die ganze Weisheit, die er den Bunarbaschi-Enthusiasten entgegensetzt. Von den oft wiederholten Widerlegungen jedes einzelnen dieser Punkte scheint er keine Ahnung zu haben. Ich sagte schon, dass auch Büchner in Beziehung auf die Stetigkeit der Tradition im gesammten Alterthum sich in auffallender Weise täusche. Ich bedauere, dass er meine Behandlung dieses Punktes gar keiner Berücksichtigung gewürdigt hat. Nicolaides dagegen steht in dieser Beziehung auf völlig richtigem Standpunkte und widerlegt alle Einwendungen gegen Bunarbaschi und Baalidag — Troja, insbesondere auch die Unumlaufbarkeit desselben zum Ueberfluss noch einmal in eingehender und geistvoller Weise. Schliemann aber verwickelt sich bei seinen eigenen Deduktionen in Widersprüche. Der Dumbrek-Su ist ihm der Simoeis Homers. Er beschreibt den Lauf desselben genau und berichtet richtig und mit Forchhammer übereinstimmend, dass sein Hauptarm nahe an der In-Tepekette sich haltend, mit hohen und steilen Ufern ins Meer münde, und zwar in den Haranlik-Liman, er hebt geflissentlich und tendenziös hervor, dass die Beschaffenheit des Bodens nicht, wie Strabo behauptet, erst nach dem trojanischen Kriege aus angeschwemmtem Lande entstanden sein könne, dass vielmehr das Terrain seit alter Zeit unverändert geblieben, und doch acceptirt er, weil es nöthig ist um Homer nicht ins Gesicht zu schlagen, die Annahme Strabo's, dass der Dumbrek früher seine Wasser in den Menderé ergossen habe und stempelt deshalb das östliche Winterbett des Menderé zu einem wirklichen alten Bett. Also einmal stabile veränderungslose und dann wieder gründlich umgestürzte Beschaffenheit des Bodens, jene natürlich weil Troja doch nicht mit dem Griechenlager in einen Haufen zusammen fallen kann, diese weil doch der Simoeis und der Skamander zusammentreffen müssen. Und wie in aller Welt soll man es sich vorstellen, dass zwei Flüsse sich vereinigen zwischen denen doch noch ein dritter fliesst, dem er gleichfalls hohe und steile Ufer zuschreibt? Die Schwierigkeit, bemerkt Gieseke richtig, dass der Dumbrek dann den dazwischen fliessenden Kalifatli-Osmak hat aufnehmen müssen, und wie sich dieser zu der behaupteten Menderémündung verhalten habe, wird übergangen. Anders zerhaut Büchner, der in der Unveränderlichkeit des Bodens und in der Umstempelung des Thymbrius zum Simoeis mit ihm übereinstimmt, den Gordischen Knoten. Nach ihm sind der eigentliche Skamander (er nimmt, wer möchte es glauben! drei Flüsse dieses Namens in der Ebene von Troja an) und der Simoeis nie vereinigt gewesen. Wie er mit Il. V, 777. ἧχι ῥοὰς Σιμόεις συμβάλλετον ἠδὲ Σκάμανδρος fertig wird ist leicht zu denken, da er ja drei Flüsse dieses Namens in Bereitschaft hat. Angenommen aber es wäre so gewesen, der Dumbrek habe sich je durch den Kalifatli hindurch mit dem Menderé vereinigen können, wo soll denn nun der Raum her kommen zu den Schlachten der Ilias, die doch zugestandener

Massen zwischen Simoeis und Skamander stattgefunden. Nach eigener Angabe Schliemann's vereinigten sich beide ehemals in einer Entfernung von 1700 Metern von Hissarlik. Also eine Längenentfernung von noch nicht 2 Kilometern bei sehr geringer immer mehr sich verengenden Breite, eine Entfernung die noch von dem Bette des oberen Kalifatli durchschnitten war, soll hingereicht haben um einerseits einem Heere von 50,000 Mann und einem andern von 100,000 Mann nicht nur Raum zur Aufstellung zu geben, sondern auch einen geeigneten Tummelplatz für ihre gewaltigen Kämpfe, für ihre mannigfaltigen Bewegungen, für ihre Nachtlager auf dem Kampfplatze selbst mit 100 Wachtfeuern? Hier wäre das Schlachtfeld, wo troische Rosse, geübt hiehin und dahin rasch durch das Blachfeld zu verfolgen und zu fliehen, wo Helden, wie Ajax, der das Feld durchtobt, wie ein baumentwurzelnder Waldstrom, wo Patroklos und der schnellfüssige Achill mit den Götterrossen sich tummeln könnten? Wahrlich Welcker hat Recht, wenn er sagt: „so im Raum eingeklemmt werden die Recken mit elfellenlangen Lanzen zu Zwergen und die Schilderung ihrer Thaten und zuweilen übermenschlichen Kräfte zur lächerlichen Uebertreibung. Und wie stimmt mit dieser Stellung der Heere unmittelbar vor der Stadt die Befürchtung, die Hektor VIII, 522 ausspricht, es möge ein Hinterhalt in die Stadt dringen, während die Völker entfernt sind? In Beziehung auf diesen Punkt gesteht Büchner, der auch an der Tradition von Hissarlik-Ilion festhält, zu, dass die in der Iliade geschilderten Ereignisse, so wie sie der Dichter darstellt, sich in Wahrheit niemals vor Ilion vollzogen haben und dass solches in der That nicht möglich war, weil für Schilderungen von Ereignissen und Begebenheiten, welche ihrer Darstellung zufolge über das natürliche Mass hinausgingen, die gegebenen Verhältnisse der Ebene völlig unzureichend waren.

Ist es nicht auch ein Widerspruch wenn Schliemann und Büchner, die die Tradition wieder zu Ehren bringen wollen, auf die Tradition der Eigennamen, die doch das conservativste Element der Sprache sind, so gar nichts geben, dass sie die Verwandtschaft des Dumbrek-Thymbrius nicht achtend, den Dumbrek-Simoeis, und den Kimar-Su Thymbrius nennen. Was es aber sonst mit der Tradition auf sich habe, zeigt uns Schliemann selbst an der Stelle, wo er erzählt, dass die griechischen Bauern den falschen Grabhügel des Aesyetes, der μνῆμα Ἠλίου genannt wird, für das Grabmal des Propheten Elias halten und jedes Jahr am Feste dieses Heiligen in Schaaren an dem Grabe Gebete verrichten und Todtenopfer darbringen.

Wie endlich hilft sich Schliemann über das Fehlen der beiden schönen Quellen bei Hissarlik hinweg, und der schönen Waschgruben der Troischen Weiber, die bis auf den heutigen Tag ein so unzweideutiges und unwiderlegliches Zeichen der Lage des alten Troja bei Bunarbaschi sind, wie erklärt er das Fehlen der Battieia bei Hissarlik. Jene lagen, meint er, ohne Zweifel in dem Sumpfe unmittelbar unterhalb Hissarlik auf der Nordseite. Man dürfe indess dem Verschwinden dieser beiden Quellen keine Bedeutung beilegen; denn heisse wie kalte Quellen seien immer zufällige Naturerscheinungen, welche in Troas, einem in hohem Grade vulkanischen und an heissen Quellen reichen Lande, in Folge der sehr häufigen Erdbeben plötzlich entstehen und wieder verschwinden. Aber sie sind ja da, diese Quellen in der troischen Ebene, bei Bunarbaschi hat Schliemann sie selbst gesehen! Und stäken dergleichen Quellen auch selbst im Sumpfe bei Hissarlik verborgen, so ist doch niemals dort der Skamander oder irgend ein Fluss entsprungen,

dessen Quellen sie sein könnten und sollen. Büchner freilich hat leichtes Spiel mit diesen Quellen, sie sind ihm wirklich die Quellen des Skamander, er giebt zu, und wir nehmen davon Akt, als die Quellen des Menderé können sie niemals gegolten haben, aber es sind ihm nicht die Quellen des wirklichen Skamander, sondern eines von seinen beiden Pseudo-Skamandern, die er in Widerspruch mit seiner Traditionstheorie annimmt. Und die Battieia? ja die Battieia, sagt Schliemann wörtlich, mögen die periodischen Ueberschwemmungen des Skamander allmählich unterminirt und weggespült haben. Denn es ist keine Spur mehr von ihr vorhanden. So lässt man leicht Sümpfe arbeiten und Ueberschwemmungen spielen, um das Verschwinden von Dingen zu erklären, deren Vorhandensein zum Belege gewisser Behauptungen nothwendig wäre.

Aber lassen wir nun Schliemann in Ruhe, schade um seine Ausdauer und seinen Eifer, er wird vergeblich auf Hissarlik weiter graben. Selbst wenn er beweisen könnte, dass die Fundamente des alten Troja auf Hissarlik zu finden, so würde es doch, um mit v. Hahn zu sprechen, unumstösslich bleiben, dass der Sänger der Ilias in der Oertlichkeit des heutigen Bunarbaschi und Baalidag die Stellen erkannte, wo das Troja und Pergamos der Sage einst gelegen waren. Aber auch jenes wird er niemals beweisen können. Die beiden schön fliessenden Bäche, in welchen die Quellen des schönwirbelnden Skamander hervorsprudeln, mit den herrlichen Waschgruben, die Bewegung der Schlachten Homer's in der einen Ebene zwischen Simoeis und Skamander, die Gesammtanschauung der Ilias sind uns ebensoviele Belege der Lage des alten Troja bei Bunarbaschi und auf Baalidag, als die Getrenntheit des Dumbrek und des Menderé, das Fehlen der beiden Quellen und der Battieia, das Zusammenschrumpfen der riesigen Kämpfe zu zwerghaften Erscheinungen Belege sind gegen die Lage auf Hissarlik.

Doch nun haben wir uns noch mit Nicolaides, mit welchem wir in Beziehung auf die Lage von Troja völlig übereinstimmen, auseinanderzusetzen die Benennung der Flüsse betreffend. Auch ihm ist der Menderé der Skamander Homer's, Simoeis aber kein anderer, als der Kimar-Su. Zuerst erstaunte ich, ich gestehe es, bei dieser Entdeckung, die ich mit der sonst geistvollen Behandlung der ganzen Frage in conträrem Widerspruch fand. Nicolaides erkennt die beiden Quellen des Bunarbaschi-Wassers mit ihrer Waschgrube aus Marmorblöcken unbedingt als die von Homer im 22. Buche vs. 143 flg. beschriebenen an und sieht dadurch, als durch einen wesentlichen Faktor, die Lage von Troja bei Bunarbaschi als unbedingt gesichert an. Er giebt auch zu, was nicht geläugnet werden kann, dass Homer die beiden Quellen „Quellen des Skamander" nenne. Dann aber kommen auch bei ihm die gewöhnlichen längst widerlegten Einwendungen. *Nous appelons*, sagt er, *et nos ancêtres appelaient également* „πηγάς" *sources non seulement les eaux qui donnent naissance à une rivière, mais aussi les eaux qui jaillissent et proviennent d'une rivière.* Und nun kommen als Beispiele die Quelle hinter dem Venustempel von Akrokorinth, die als aus dem Asopus kommend „Geschenk des Asopus" genannt worden sei, aus gleichem Grunde hiess die Kastalia „Geschenk des Cephisus". Aber erstens ist denn der Ausdruck Geschenk (des Asopus und des Cephisus) derselbe wie Quelle? und dann wäre es doch etwas anderes, wenn Quellen, aus denen sich nicht ein anderer Fluss entwickelt, nach demjenigen benannt werden, dem sie entströmen sollen, als wenn die Quellen eines wirklich aus ihnen enstehenden Flusses den Namen eines andern tragen sollen. Uebrigens fühlt sich Nicolaides selbst von seiner Erklärung keineswegs befriedigt.

Si cette explication ne paraît pas assez satisfaisante, il faut qu'on en cherche d'autres, sagt er. Ja wohl bedarf es anderer Gründe, als dieser die er dem Demetrius von Skepsis entlehnt. Er glaubt nun diese andern Gründe in der Gesammtanschauung der Ilias zu finden, der ich meinerseits diese Annahme als diametral entgegenstehend ansehen muss. Ich war begierig zu erfahren, wie er meiner Bemerkung, dass die vor Achilles fliehenden Trojaner im 21. Buche eine Furth des Menderé überschreiten können, um die Ebene entlang nach der Stadt zu fliehen, entgehen würde. Achilles drängt ja doch von Nord-Westen also von der Linken des Menderé her auf die Trojaner los. Ueberschreiten diese nun den Menderé, so weichen sie ja, da die Stadt gleichfalls zur Linken des Menderé liegt, von ihrer natürlichen Rückzugslinie ab, sie rennen also absichtlich in ihr eigenes Verderben. — Da entpuppt sich nun die Ketzerei des sonst so scharfsinnigen Mannes. Das ganze Schiffslager der Achäer liegt ihm nicht, wie das Homer ausdrücklich angiebt, in Il. Ξ 33—36 (ὅϲον ϲυνεέργαθον ἄκραι) zwischen den beiden Höhen nämlich dem Sigeion und Rhoeteion, sondern nur zwischen der Mündung des Menderé und dem Rhoeteion, also lediglich zur Rechten des Menderé, sodann stehn ihm Achill's Schiffe nicht, wie mit Recht allgemein angenommen wird, auf der äussersten Rechten des Schiffslagers beim Sigeion, sondern Achill steht als Anführer des linken Flügels nicht am Ende der Schlachtreihe, er hat noch sieben Heeresabtheilungen zu seiner Linken. Dies aber widerspricht 1) der Behauptung Homer's, dass Aiax und Achilles die beiden Flügel des Griechenlagers mit ihren Schiffen gedeckt haben. Il. Θ 222—226 und Λ, 5—9.

τοί ῥ' ἔϲχατα νῆαϲ ἐΐϲαϲ
εἴρυϲαν, ἠνορέῃ πίϲυνοι καὶ κάρτεϊ χειρῶν.

Zweitens hat das Aeanteion des Intepé, welches ein stets redendes Zeugniss der Stellung des Aiax auf der Linken des Griechischen Schiffslagers bleiben wird, von ihm zum Ἀχιλλεῖον umgestempelt werden müssen, während er den Tumulus des Achilles bei dem Sigeion gänzlich glaubt unbeachtet lassen zu können.

Auf diese Weise ist es freilich möglich, die von Achill verfolgten Trojaner den Menderé überschreiten zu lassen, ohne dass sie von ihrer natürlichen Rückzugslinie abweichen. Aber darf man so ungescheut einer vorgefassten Meinung zu Liebe dem ausdrücklichen Zeugniss Homers widersprechen? Darf man sich auch mit den Traditionen in Widerspruch setzen, die offenbar weder von den Fälschungen der Neu-Ilier noch von denen des Demetrius und Strabo berührt werden? Ich glaube nein. Und so muss denn das Lager des Achilles auf der Rechten des Schiffslagers zur Linken des Menderé verbleiben, so dringt Achill von der Linken des Menderé her auf die Trojaner ein, und diese können nicht, um nach Troja zu gelangen, den Menderé überschreiten wollen, da Troja nach Nicolaides eigener Annahme selbst zur Linken des Flusses gelegen.

Ferner liegt nach Nicolaides der Hügel Battieia, auf dem sich die Trojaner vor der ersten Schlacht sammeln, ganz richtig zur Linken des Menderé, welcher ihm der Skamander ist, die Schlacht selbst aber findet zwischen dem Skamander und dem Simoeis, (nach ihm der Kimar-Su) statt, so müssen die Trojaner um zum Schlachtfeld zu gelangen den Menderé-Skamander, den Nicolaides den grössten Fluss der Ebene nennt, überschreiten, ja das erste Zusammentreffen findet nach ihm zur Linken des Menderé, also im Widerspruch mit Homer nicht zwischen Skamander und Simoeis statt, erst nachher

überschreiten dann die Griechen, als sie zurückgeworfen, den Skamander und die Trojaner hinter ihnen drein, dann aber werden die Trojaner wieder zurückgedrängt Z, 73—75

ἔνθα κεν αὖτε Τρῶες ἀρηϊφίλων ὑπ' Ἀχαιῶν
Ἴλιον εἰσανέβησαν, ἀναλκείῃσι δαμέντες.

Jedenfalls mussten sie also wieder zurück über den Menderé-Skamander und da sie später wieder vordrangen, und doch die Schlacht nach ausdrücklichen Zeugnissen Homer's zwischen Simoeis und Skamander stattfindet, müssen sie wohl den Fluss zum dritten Male überschreiten. Von Ueberschreitung eines Flusses ist aber in der ganzen Darstellung der ersten Schlacht bei Homer keine Rede. Wahrlich Homer wäre nicht der grosse Stratege, für den ihn Nicolaides ausgiebt, wenn er von den in einer heissen Schlacht so gefährlichen Flussübergängen keine Notiz nähme, ja wenn er den beiderseitigen Heeren auch nur zumuthete in einem Kampfe, indem sich's um Sein und Nichtsein handelt, eine Stellung gewählt zu haben, die sie zu wiederholentlichen Flussübergängen unnöthiger Weise nöthigte und sie gar in Gefahr brächte bei etwaigem Rückzuge beim Flussübergange decimirt zu werden. Nein der Kimar-Su ist nicht der Simoeis, für den ihn noch niemand ausser Nicolaides gehalten hat, ganz abgesehen davon, dass doch wie diese erste auch wohl die übrigen Schlachten der Iliade nach Strabo's richtiger Voraussetzung zwischen Simoeis und Skamander stattgefunden haben, was Nicolaides natürlich selbst für unmöglich erklärt, da ihm der Kimar-Su der Simoeis ist.

Doch nun haben wir uns noch in Kurzem gegen einige Freunde zu wenden, die, so trefflich sie uns die besprochenen Resultate für Baalidag geliefert, dennoch ihrerseits in der Lage der Flüsse Simoeis und Skamander wenn, auch nicht so wie Nicolaides, irren, v. Hahn und Welcker und unter den neueren auch, wie mir scheint, Gottlieb Stier, bleiben trotz der Uebereinstimmung mit uns in Betreff der Lage von Troja dabei, dass der Bunarbaschi-Su der Simoeis, der Menderé der Skamander Homer's sei. Die Auseinandersetzung mit diesen Freunden, nicht die mit Schliemann, dem wir bei der Verbissenheit, welche Autodidakten zu haben pflegen, schwerlich weiss waschen werden, und der ja bei seinem Ausgrabungen sicher noch durch Erfahrung belehrt werden wird, auch nicht die mit Nicolaides, der uns heute schwerlich persönlich entgegen treten wird, ist uns das eigentliche Interesse, warum wir die gestellten Fragen hier in unserer Versammlung von neuem zur Sprache zu bringen wünschen.

Wir wollen bei Erörterung dieser Frage nicht abermals auf die jetzt noch vorliegenden geographischen Verhältnisse des Bunarbaschi-Su und des Menderé eingehen. Dieselben sind zur Genüge einerseits von Eckenbrecher, v. Hahn, Welcker etc. andererseits von Forchhammer und in seinem Gefolge auch von mir erörtert worden. Auf diesem Terrain werden wir schwerlich weiter kommen, da diese Verhältnisse von beiden Seiten zu ihren Gunsten ausgebeutet werden. Ich bin begierig zu hören, wie die Freunde die beiden Verse Il. XXII, 147—48

κρουνὼ δ' ἵκανον καλλιρρόω, ἔνθα τε πηγαί
δοιαὶ ἀναΐσσουσι Σκαμάνδρου δινήεντος

trotz meiner Entgegnungen noch dahin auslegen wollen, dass die Quellen des Skamander nicht die des Skamander, sondern des Simoeis seien, wenn sie nicht mit Büchner zwei oder drei Skamander annehmen wollen. Ich bin begierig zu hören, wie sie der von mir, wie ich glaube, zuerst gemachten und wie mir scheint unwiderleglichen Bemerkung

entgegentreten wollen, dass die verwundete Aphrodite nach Il. V, 355 den nach V, 36 am Ufer des Skamander sitzenden Ares zur Linken der Schlacht findet. Ich möchte wissen, wie sie es erklären wollen, dass die vor Achilles fliehenden Trojaner im XXI. Buche eine Furth des Menderé überschreiten können, um die Ebene entlang nach der Stadt zu fliehen. Sie müssten denn mit Nicolaides Achill's Schiffe auf die Linke des griechischen Schiffslagers placiren wollen.

Die Lage der Flüsse der Art, dass der Skamander der linke, der Simoeis der rechte sei, haben doch als ein Minimum der Wirklichkeit wenigstens die falsche Tradition der Neu-Ilier und des Demetrius Skepsius und Strabo und zuletzt auch Nicolaides festgehalten, weil sie empfinden mochten, es ginge doch nach den Aeusserungen Homer's nicht anders. Wie wollen die Freunde die Verkehrung der Lage mit der Gesammtanschauung der Ilias in Einklang bringen? Das sind die Fragen, die mein Interesse erregen und auf die ich die Debatte der Versammlung besonders gelenkt sehen möchte, über die Belehrung zu empfangen ich besonders dankbar sein würde, ohne damit ein etwaiges Eingehen auch auf Schliemann's Hoffnungen ausschliessen zu wollen.

Präsident Prof. Curtius:

Ich ersuche nun diejenigen Herren, welche in die Diskussion eintreten wollen, es zu thun.

Prof. Dr. Clemm. (Giessen).

Meine Herren! Obwohl ich das Thema des so eben gehörten Vortrags erst vor zwei Tagen gehört habe, und es mir nicht mehr möglich war, mich durch einen Blick auf die Karte von allen Einzelheiten zu überzeugen und sie mir in's Gedächtniss zurückzurufen, so wage ich doch einige Bemerkungen daran zu schliessen. Es scheint mir im Allgemeinen, dass von denjenigen Herren, welche sich mit der Topographie von Ilion beschäftigen, noch zu sehr Gewicht gelegt wird auf alle Einzelheiten in der Ilias, es scheint mir also, dass die Ilias und die Angaben darin zu sehr noch als eine historische Quelle betrachtet werden, dass man verlangt, alle Einzelheiten wiederzufinden in der gegenwärtigen Topographie, dass Alles stimmen soll zu den Schlachten und Kämpfen, die uns in der Ilias geschildert werden. Es ist ja wahr, wenn wir die Angaben, die uns Homer selbst giebt, zusammenstellen, wenn wir alsdann weiter hinzunehmen, was spätere Schriftsteller des Altertums uns überliefern, und endlich die neuen Forschungen topographischer Natur dazunehmen, so können wir sagen, dass am meisten noch die Annahme berechtigt erscheint, welche wirklich das alte Ilion an die Stelle von Baalidag setzt. Wir haben da die Höhe von Baalidag, wir haben in der Nähe das Dorf Bunarbaschi, auf der einen Seite fällt der Hügel sehr steil ab gegen den Menderé, wir haben die beiden Flüsse Bunarbaschi-Su und den Menderé, die sich später vereinigen, wir haben die vielen Quellen, ja man hat noch viel mehr Einzelheiten finden wollen. So viel ich mich aus der Lektüre der einschlagenden Schriften erinnere namentlich aus Chevalier, hat man sogar die beiden Quellen ebenfalls wiederfinden wollen, die warme und die kalte; die Stelle hat ja der Herr Redner aus der Ilias citirt. Ja ein deutscher Gelehrter behauptet sogar, im Jahre 1840 in der einen warmen Quelle ein Bad genommen zu haben (Heiterkeit). Im Allgemeinen aber scheint mir doch sehr viel die Phantasie derjenigen, welche die

Quellen gesehen haben, bei der weiteren Ausführung mit gewirkt zu haben; am meisten wohl bei Schliemann. Ich glaube wohl, dass wir im Allgemeinen darauf verzichten müssen, sie einzeln wiederzufinden, und kann mich dem nicht anschliessen, dass wir den Menderé so erklären, dass wir unter ihm den Simoeis, im Bunarbaschi aber den Skamander erkennen. Ein Argument ist bis jetzt wenig beachtet worden vom Vorredner, die Aehnlichkeit des Namens. Wenn wir annehmen, dass der Menderé der Skamander ist, der wirklich der bedeutendste Fluss ist und viel Schlamm mit sich führt, sodass auch der Name Xanthos passen würde, so stimmt Alles ganz gut zusammen, wenn auch wirklich bei Einzelheiten kleine Widersprüche sich ergeben sollten. Ebenso hat auch der Fluss Dumbrek, der eine Zeit lang parallel läuft und dann sich in's Meer ergiesst, Aehnlichkeit mit dem Namen Thymbrius. Das Werk des Nicolaides, dessen Buch ich allerdings nur flüchtig gesehen habe, steht ebenfalls bis zu einem gewissen Grade auf einem naiven Standpunkte. Wenn Sie auf die Karte sehen, wie die Stellung der Trojaner auf der einen Seite, wie die der Griechen auf der andern genau angegeben ist, so erinnert das wirklich fast an einen modernen Schlachtplan. Im Allgemeinen hat er wohl die Lage Troja's nach meiner Ansicht richtig erkannt, hat mit Recht auf der Höhe von Baalidag Ilion erkannt, aber im Einzelnen können wir ihm nicht beistimmen. In dieser Beziehung stimme ich nicht mit dem Herrn Vorredner überein und glaube nicht, dass die Argumente, die er aus der Ilias selbst angeführt hat, stichhaltig sind. Es handelt sich hier zunächst um eine principielle Frage, ob Sie damit einverstanden sind, dass wir wirklich verlangen dürfen, dass die Beschreibung der Schlachten in der Ilias genau übereinstimmt mit allen Einzelheiten unsrer heutigen Topographie. (Bravo!)

Gymnasialdirektor G. **Stier**. (Zerbst).

Es ist ein ziemlich bescheidenes Verdienst, das mir die Ehre verschafft hat, hier öffentlich genannt zu werden, dass ich nämlich in einer letztes Ostern erschienenen Gelegenheitsschrift,*) wo der Name Skamander vorkommt, den Namen Menderé in Klammern zugesetzt habe. Wenn ich daher jetzt das Wort ergreife, so thue ich es, damit man nicht das ohnehin hier wohl bei Wenigen berechtigte Wort „*qui tacet consentit*“ auf mich anwende; vielmehr ist meine Grundstimmung, wie wohl der Meisten, die des ἐπέχω.

Wie schon der Herr Vorredner gezeigt, muss man sich von vornherein die Stellung zur homerischen Frage klar machen; ich formulire das Thema so: „Wo wollte der Sänger der Ilias, wenn es einer war, dass man das von ihm Geschilderte als geschehen annehmen solle?“

Es ist sofort klar, dass unter solchen Umständen von einer Tradition durch die Jahrhunderte eigentlich nicht die Rede sein kann; es ist mir daher unverständlich, wie der Herr Redner sagen konnte, das Intepé sei für ewige Zeiten ein unwiderleglicher Beweis, dass bis dahin das Griechenlager gegangen sei. Wer weiss, in welcher Zeit man zuerst auf den Gedanken gekommen ist, diesen Hügel Aianteion zu nennen! Tradition von Homers Zeiten ist es nicht.

Eine andre Frage ist, ob der Homerleser nicht die Karte zur Hand nehmen darf, etwa die Forchhammer'sche oder Schliemann'sche oder Kiepert'sche, und seinen Schülern sagen: „Nehmen Sie einstweilen an, die und die seien die Oertlichkeiten der

*) De numero et Achivorum Troiam obsidentium et Troianorum ipsorum. Zerbst, Luppe.

Ilias, so wird Ihnen alles klarer werden". Das dürfen wir, meine ich, und dann stimme ich dem Herrn Redner bei, dass die wenigsten Widersprüche sich ergeben, wenn man die Höhen von Bunarbaschi für Troja, den Baalidag für Pergamos nimmt. Anders steht es mit den Flüssen. Es ist erstens zu beachten, dass Homer bei aller Genauigkeit nicht die Sprache eines modernen Geographen, eines Kiepert, C. Ritter redet, zweitens dass das troische Feld ein Gewirr von Rinnsalen und Flussbetten enthält, die auch heute bald als Sommerbett, bald als Winterbett für Flüsse, Flussarme z. B. Kalifatli-Irmak, Intepé-Irmak u. s. w. und Bäche gelten. Danach ist die Annahme mehrerer Skamander gar nicht so ungeheuerlich; man vergleiche unter Anderem, dass bei Zerbst mehrere parallele Flüsschen den gleichen Namen Nuthe führen, man denke nur an die „alte Saale" neben der Saale, an die verschiedenen Betten der Elbe u. dergl., wo es schwer sein möchte, genau zu bestimmen, wo in einem beliebigen früheren Jahrhundert der Fluss geflossen ist. Aber das ist fest zu halten: erstens der Skamander ist bei Homer der Hauptfluss der Troade, er ist darum als Localgott der Genosse der Olympier, er erregt gewaltige Ueberschwemmungen, in ihn werden als Weihe Pferde und Stiere gestürzt. Der Simoeis dagegen wird überhaupt nur sechsmal genannt, wir erfahren nur, dass er mit Granikos, Aesepos und Skamander zusammen vom Ida kommt, (wobei zu bemerken ist, dass der mit καὶ Cιμόεις beginnende und der folgende Vers wegen des ἡμιθέων γένος ἀνδρῶν vom verewigten Nägelsbach für Zusatz einer spätern Zeit erklärt wurde), dass er mit dem Skamander zusammenfliesst und daher von diesem als φίλος καcίγνητος zu Hülfe gerufen wird, dass zwischen beiden die erste Hauptschlacht stattfindet, dass er bei Kallikolone vorbeifliesst.

Zweitens, der Menderé ist der heutige über 10 deutsche Meilen lange Hauptfluss, er verdient wegen seiner gelben Sandstreifen den Namen des gelben (Ξανθός), während das Bunarbaschi-Tschai oder Su, wie Hahn bemerkt, nur Μέλας heissen könnte; er erregt von Zeit zu Zeit gewaltige Ueberschwemmungen, in ihn wollten, wenn Pergamos auf Baalidag lag, die Troer das Holzpferd stürzen, wie Herr Hasper selbst in seinem Programme sagt. Auch findet, wie Hahn treffend nachgewiesen, die Synonymie Astyanax = Skamandrios nur dann volles Verständniss, wenn man annimmt, dass der Skamander als Burggraben Pergamos zum grossen Theile schirmend umfloss, was eben nur auf den Menderé passte.

Der Hauptgegenstand liegt nun für den Herrn Redner in den Versen

ἔνθα τε πηγαί
δοιαὶ ἀναΐccουcι Cκαμάνδρου δινήεντος.

Aber wie, wenn man diese nach Strabo und Nicolaides übersetzt:

wo zwei sprudelnde Quellen vom wirbelnden Xanthos entspringen?

Jener nimmt an, dass die beiden im heutigen Kirk-giös (= 40 Augen) trotz mangelnder Temperaturverschiedenheit, und obgleich es nicht 2, sondern 34 sind, wiedergefundenen Quellen κατὰ διάδυcιν aus dem Skamander hervorgehen, und in der That ist es den Griechen nach ihren geographischen Erfahrungen ebenso geläufig, dass aus einem Flusse durch unterirdischen Abfluss eine Quelle, als dass ein Fluss aus einer Quelle hervorgeht. Zum Ueberflusse erzählt Nicolaides von einem alten Bauer aus Bunarbaschi, der die Stelle kenne, wo man einen Theil des Menderé in eine Höhle hinabrauschen höre.

Wenn der Herr Vorredner übrigens auf die Namensähnlichkeit von Menderé

und Skamander hinwies, so gestatten sie mir noch eine Hypothese. Wie ein von mir gestern befragter Kenner des Türkischen bestätigte, würde in dieser Sprache aus Skamander sehr natürlich etwa Eskimenderé geworden sein. Eski aber heisst alt; da nun dem Flusse kein Jenimenderé (= neuer Menderé) entgegenstand, liess man die als Adjektiv verstandene Vorsilbe später als unnöthig weg.

Ich unterlasse es, auf so manches andere noch hinzuweisen, und schliesse mit dem Ergebniss, das mir auch jetzt noch feststeht:

Diejenigen, welche bei Lesung der Iliade die Karte dazunehmen, werden auf die wenigsten Widersprüche stossen, wenn sie den heutigen Menderé als den homerischen Skamandros annehmen.

Präsident Prof. Curtius:

Es sind noch 2 Redner angemeldet, und einen von diesen werden wir sicher doch noch hören müssen. Präcis um 12 Uhr wird geschlossen, und ich möchte daher Ihnen anheimgeben, ob wir die Debatte als geschlossen betrachten wollen. (Majorität für Schluss der Debatte.) Ich bitte nun Herrn Professor Schöne, seinen Vortrag zu halten.

Prof. Dr. Richard Schöne. (Halle).

Ueber griechische Reliefs.

Wer die Trümmerstätten Athen's und seine Sammlungen durchwandert, wird bei einem Ueberblick über die Reste antiker Skulptur, die sie vereinigen, mit einiger Ueberraschung gewahr, dass unter ihnen weit mehr als auf italischem Boden das Relief vorherrscht. Die grosse Masse der Bronzestatuen, welche einst als Weihgeschenke oder Ehrendenkmäler Burg und Markt bevölkerten, sind, wie alles Metall, dem Mittelalter zum Opfer gefallen; und selbst von den marmornen Standbildern haben sich unter dem attischen Schutt wenige und nicht vom ersten Range erhalten. Auch da wo die Plastik sich der Architektur nur als ein dienendes Element, als ein letzter das Ganze bekrönender Schmuck einreiht, treten die stattlichen Metopenreihen und die langen Friese durch Ausdehnung und Mannigfaltigkeit sehr in den Vordergrund vor den Bruchstücken der Giebelgruppen. Es mag sein dass dieses Hervortreten wesentlich darauf beruht, dass die Statuen der Vernichtung ungleich mehr ausgesetzt waren: für uns gewinnt jedenfalls das attische Relief eine ganz hervorragende Bedeutung; für lange Zeiträume bietet es die einzigen Originalwerke attischer Skulptur die uns erhalten sind, die einzigen wenigstens die wir mit Gewissheit jenen Zeiträumen zuschreiben. Und dabei steht es dem Leben und Empfinden des Volkes näher als irgend eine andere Monumentengattung. Ich brauche nur an die Darstellungen zu erinnern mit denen die Athener ihre Gräber schmückten. Jenes Gemüthsleben das Eltern und Kinder, Mann und Frau zu dem, was der Deutsche sein Haus nennt, zusammenschliesst, hat nur spärliche Reflexe in die Literatur geworfen: in den Grabreliefs tritt es uns lebhaft und rührend entgegen.

Als ich in Athen den Reichthum dieser Denkmäler mit Augen sah, der auch nach den zahlreichen gedruckten Berichten noch überraschend bleibt, glaubte ich nichts Nützlicheres thun zu können, als eine Sammlung derselben zur Veröffentlichung vorzubereiten. Dieselbe

ist soweit vollendet dass ihr Erscheinen nahe bevorsteht.*) Wenn ich mir erlaube, sie der hohen Versammlung vorzulegen und mit einigen Bemerkungen über eine Classe von Reliefs zu begleiten welche den Hauptinhalt derselben bildet, so geschieht das vornehmlich deshalb, weil ich diese Denkmäler bei ihrer Veröffentlichung der Aufmerksamkeit nicht bloss des engsten Kreises archäologischer Fachgenossen empfehlen möchte. Sie berühren sich so nahe mit den athenischen Sitten und Gebräuchen, sind ein so treues Abbild der engen Verbindung zwischen Cultus und staatlichen Einrichtungen, dass sie von der einen Seite eine wichtige Quelle der Kenntniss von Gegenständen werden, für welche im Uebrigen die Kunstwerke zu versagen pflegen; dass aber auch andrerseits ihr Verständniss nur durch gemeinsame Bemühungen gewonnen und auf Grund vielseitiger von verschiedenen Punkten ausgehender Studien wird sicher gestellt werden können.

Die Reliefs, welche ich im Sinne habe, sind die sogenannten Votivreliefs und diejenigen Darstellungen welche wir als Schmuck öffentlicher Steinurkunden, der in Marmor eingegrabenen Raths- und Volksbeschlüsse, Rechnungen, Inventare und was dergleichen sonst vorkommt, angebracht sehen. Beide Gattungen scheinen zunächst sehr wenig mit einander zu thun zu haben; es wird sich zeigen, dass sie vielmehr sich nahe berühren.

Die eigentlichen, im engern Sinne sogenannten Votivreliefs dienen nur dem Zwecke einer Weihung an eine Gottheit, sei es dass dieselbe durch irgend ein besonderes Verhältniss, eine Bitte, ein Gelübde, ein Glück oder ein Unglück hervorgerufen ist: sei es dass sie dem ganz freien Entschlusse des Weihenden entspringt. Die Darstellungen folgen grossentheils einer festen, wenig variirten Anordnung: auf der einen Seite erscheint die Gottheit, an welche die Weihung sich richtet, ihr gegenüber die Person oder die Personen, von denen sie ausgeht, und zwar mit erhobener, nach dem Gotte zu halbgeöffneter rechter Hand, mit dem Gestus der Anbetung. Dabei herrscht bis in späte Zeit die Sitte, dass die Sterblichen von Göttern und Heroen durch wesentlich kleinere Dimensionen geschieden werden. Das einfachste Schema erfährt dann hie und da eine Erweiterung: der Gott erscheint von anderen Göttern oder Heroen umgeben, oder eine Andeutung dessen was die Weihung veranlasst hat tritt hinzu; aber es hat zunächst kein allgemeineres Interesse, diese Erweiterungen ins Einzelne zu verfolgen, welche der Erklärung selten sehr erhebliche Schwierigkeiten bereiten.

Dagegen bedürfen die Urkundenreliefs, wie ich sie der Kürze wegen zu bezeichnen mir erlauben darf, einer genaueren Analyse. Man hat es wohl als eine besonders sprechende und überraschende Aeusserung des attischen Bedürfnisses nach Kunst und künstlerischem Schmuck gepriesen, dass auch das Nüchternste und der Kunst Unverwandteste, die Urkunden über die Beschlüsse der Volksversammlungen, sogar die Rechnungsablagen über die Staatsfinanzen oder die Inventare der Tempelschätze, sobald sie öffentlich aufgestellt wurden, nicht selten höchst anmuthig verziert erscheinen. Die Auffassung hat etwas Ansprechendes, dass der Sinn des Volkes, das im Angesicht der Werke des Phidias und Iktinos lebte, sich gegen das Gestaltlose, Ungeformte gesträubt habe und dass sein Auge auch da lebende Formen und Gestalten zu schauen verlangte, wo wir nur an Lesen und Schreiben denken. Allein es hat den Athenern durchaus an

*) Griechische Reliefs aus athenischen Sammlungen herausgegeben von R. S. Leipzig 1872. Breitkopf & Härtel.

der Nüchternheit nicht gefehlt, welche Poesie und Prosa streng und deutlich scheidet und die erstere verbannt wo die zweite hingehört. Von einem Bedürfniss nach Kunst an sich, von einer Pflege der Kunst um der Kunst willen ist bei ihnen überhaupt sehr wenig zu spüren: es war so vieles lebendig in ihnen, was seinen Ausdruck durch die Kunst verlangte weil es nur in ihr ihn finden konnte, dass in den glücklichsten Zeiten attischer Cultur die Künstler in der That als der Mund gelten durften durch den ein Volk sprach.

Wenden wir uns zu den Denkmälern zurück, von denen ich zu reden habe, so kann man der Frage sich nicht entziehen, welche Gedanken und Anschauungen jenen Darstellungen zu Grunde lagen, die an einen scheinbar so disparaten Inhalt angeknüpft wurden, und welche Umstände hier namentlich im einzelnen Falle bestimmend wurden. Denn es ist vor Allem hervorzuheben dass jener Schmuck keineswegs ein durchgehender ist. Natürlich bleibt es gefährlich aus den kargen Trümmern des einst Vorhandenen Schlüsse auf den ganzen antiken Vorrath zu machen; allein wir werden annehmen dürfen, dass die Ungunst des Schicksals im Allgemeinen die Urkunden gleichmässig getroffen hat und dass, wenn jene Reliefs uns als eine verhältnissmässig seltene Ausnahme erscheinen gegenüber der Menge von Urkunden die sie entbehren, dass dann das Verhältniss im Alterthum das gleiche werde gewesen sein.

Wir würden ohne Zweifel über diese Fragen schnell und sicher entscheiden können, wenn es uns vergönnt wäre den Wald von Marmorstelen auf der Burg von Athen oder in der untern Stadt in der Gestalt zu überblicken, in der die Zeiten des Demosthenes und Lykurgos ihn sahen. Nicht gesuchte Beziehungen, überraschende Verknüpfungen von Figuren, nicht dunkle und unklare Andeutungen machen diese Darstellungen für uns schwer verständlich: wo es gelingt sie zu enträthseln, begegnen wir vielmehr derselben schlichten Einfachheit, der mit Anmuth umkleideten, aber doch mit nüchternem Sinne festgehaltenen Deutlichkeit, die an aller griechischen Kunst immer von Neuem überrascht. Was das Verständniss dieser Monumente in der That zu einem verwickelten Problem macht, ist der traurige Zustand in dem sie überliefert sind. Von den zur Ausfertigung in Stein bestimmten öffentlichen Urkunden wurde ein Theil in der untern Stadt an verschiedenen Stellen, ein grosser Theil aber auf der Burg aufgestellt. Die Zahl der aus der untern Stadt, aus dem Bereich des heutigen Athen zu Tage gekommenen Dokumente ist verhältnissmässig gering; die wichtigste Fundgrube für Stein-Urkunden und Urkundenreliefs bleibt die Akropolis. Aber die Stürme, welche über sie dahin gegangen sind, haben nicht nur Parthenon und Propyläen in Ruinen verwandelt: wenn man die grosse Zahl ganz oder fast ganz unverletzter Grabsteine bedenkt, die im Schutt unmittelbar vor Athens Thoren sich erhalten haben, und daneben die Trümmer überschaut, welche den Burgraum heutiges Tages füllen, so wird man inne wie verhängnissvoll für alle Denkmäler die Aufstellung an der Stätte geworden ist, welche das alte Athen nicht nur als seinen glänzenden Mittelpunkt sondern zugleich als die sicherste Zuflucht für seine Schätze jeder Art betrachten durfte. Eine Urkunde, die mit dem zugehörigen Relief unverletzt erhalten wäre, gehört zu den erst noch zu machenden Funden.

Die Untersuchung muss nothwendig von den Volksbeschlüssen ausgehen, welche unter diesen Denkmälern weit überwiegen. Es ist bekannt dass in diesen selbst Anordnungen über ihre Ausfertigung in Stein, über ihre Aufstellung, gewöhnlich auf der Burg, und über die Bestreitung der dadurch erwachsenden Kosten enthalten zu

sein pflegen. Diese Anordnungen sind zu verschiedenen Zeiten verschieden gewesen. Im fünften Jahrhundert beschränkt man sich dabei auf die Bezeichnung der Behörde, welche die nöthige Zahlung leisten soll; an diesem Brauch hat man auch in den ersten Jahren nach Euklid festgehalten und hat ihn im dritten Jahrhundert wieder aufgenommen. Im vierten Jahrhundert aber bleibt wohl der Auftrag für Ausfertigung und Aufstellung derselbe, aber zugleich erfolgt die Anweisung einer bestimmten Summe für diesen Zweck. Diese Summen schwanken zwischen 10 und 60 Drachmen, also zwischen $2\frac{1}{2}$ und ungefähr 16 Thlr. und zwar springen die Preise von 10 zu 10 Drachmen. Am häufigsten werden 20 und 30 Drachmen, etwa 5 und 8 Thlr. genannt; geringere und höhere Beträge kommen selten vor, doch scheint die naheliegende Vermuthung, dass die Beträge mit der Länge der Inschriften wachsen, durch die Monumente bestätigt zu werden. Wenn wir bedenken dass diese Beträge in der Volksversammlung genannt werden mussten, in der der Beschluss noch Aenderungen, namentlich Erweiterungen erfahren konnte und wo an eine Verakkordirung mit einem Steinmetzen nicht zu denken war, so müssen wir nothwendig voraussetzen dass entweder durch Gewohnheit oder in Folge eines mit gewissen Unternehmern geschlossenen Vertrages eine feste Preisskala für diese Arbeiten bestand, welche den Aufwand für Inschriften nach irgend einem Kriterium normirte. Als ein solches Kriterium bietet sich am Einfachsten die Buchstabenzahl dar, etwa in der Art dass man bis 1000 Buchstaben 20 Drachmen, bis 1500 Buchstaben 30 Drachmen und so fort wachsend bezahlt hätte. Es ist klar wie sehr die Controlle einer solchen Rechnung durch die reihenweise Anordnung der Buchstaben, welche für die Volksbeschlüsse im vierten Jahrhundert fast durchgängig fest gehalten worden ist, erleichtert werden musste; sie gestattete die Zahl der vom Steinmetzen ausgeführten Buchstaben durch eine kleine Multiplikation schnell festzustellen. Man fragt sich sogleich, wie zu diesen Preisen sich die Reliefs verhalten, welche einzelnen Inschriften beigegeben sind. Will man auch den Mehraufwand für die grössere Steinplatte den sie verursachten nicht in Anschlag bringen, so zeigen doch schon die bedeutenden Unterschiede der für die Inschriften gezahlten Preise, dass die Arbeit der Steinmetzen zwar nach unsern Begriffen billig war, dass sie aber doch nicht verschleudert, nicht preisgegeben wurde; und dass man am Wenigsten annehmen kann, die Steinmetzen oder Bildhauer, wie man sie nun nennen mag, hätten diese Reliefs als eine unengeltliche Zugabe umsonst geliefert. Trotzdem ist von diesen Reliefs in den Volksbeschlüssen nie die Rede; auch da, wo sie sicher vorhanden gewesen sind, wird die gewöhnliche Summe mit der gewöhnlichen Formel angewiesen. Ja wir besitzen zwei beinahe gleich lange Volksbeschlüsse, für deren Eingrabung in Stein die gleiche Summe von 20 Drachmen angewiesen wird, während der eine mit einem Relief bekrönt ist, der andere dieses Schmuckes entbehrt.

Diese Erwägungen drängen zu der Annahme, dass die Reliefs welche zum Schmuck von Volksbeschlüssen angebracht sind, keine offizielle, keine beim Volke beantragte und von diesem bewilligte Zuthat sind, und darin können wir durch die erhaltenen Beispiele nur bestärkt werden. Von 16 Psephismen, über deren Inhalt und Reliefschmuck sich mit Zuversicht urtheilen lässt, betreffen 12 sicher oder so gut wie sicher die Ertheilung des Bürgerrechts, der Proxenie, eines Kranzes oder einer Belobigung, 4 die Eingehung von Verträgen mit auswärtigen Gemeinden. Es überwiegen also weitaus solche Beschlüsse welche zu Gunsten bestimmter, einzelner Personen gefasst

sind. Unter den zugehörigen Reliefs sind sehr einfache: so ist über einem Beschluss, der einen gewissen Moschos betraf, ein junger Stier dargestellt, nur als Anspielung auf den Namen, wie der Löwe auf dem bekannten attischen Grabstein eines Leon von Sinope. Als typisch für die Gattung aber kann man das Relief über einem Psephisma von 355 v. Chr. betrachten, durch das einem Sestier Philiskos zum Dank für wichtige Dienste die Proxenie verliehen wird. Wir sehen Athena, mit der Nike auf der Hand, welche sich einem kleinen, vor ihr in anbetender Stellung verharrenden Manne zuwendet. Hinter der Göttin ist noch ein im Galopp ansprengender Reiter dargestellt, wahrscheinlich ebenfalls Philiskos, dessen Verdienst um die Stadt im Ueberbringen einer Botschaft bestanden hatte. Auf einem andern jetzt in Avignon bewahrten Relief erscheinen drei gleichfalls durch Ertheilung der Proxenie ausgezeichnete Männer wiederum vor Athena in derselben anbetenden Stellung. Unverkennbar ist in beiden Fällen der Gedanke, dass man die ertheilte Ehre als von Athena kommendes Geschenk ansieht: was der Staat verleiht, verleiht die Göttin, und darum erscheint sie auch auf einem Exemplar im Begriff, dem ihr Nahenden den Kranz selbst zu reichen. Ebenso unverkennbar ist die dankende Verehrung ausgesprochen, mit der die Geehrten die Gabe entgegennehmen: die Darstellungen berühren sich nicht nur, sondern sie erweisen sich geradezu als identisch mit Votivreliefs. Aber eben dies deutet darauf dass die Adoranten in diesen Gruppen auch die Stifter des ganzen Schmuckes seien. Es mag hierbei wol die Rücksicht auf den Aufstellungsort mitgewirkt haben: es musste sehr nahe liegend erscheinen, einem ehrenvollen Volksbeschluss den Charakter dankbarer Weihung an Athena aufzudrücken, in deren heiligem Bezirk die Urkunde aufbewahrt werden sollte. Dass eine Betheiligung von Privatpersonen in einzelnen Fällen in der That zugelassen wurde, das zeigt ein beim Abbruch der Parthenonapsis ganz neuerlich zu Tage gekommener Volksbeschluss. Dort wird dem Sohne eines Proxenos die Erlaubniss ertheilt, das Dekret welches dem Betreffenden und seinen Nachkommen die Proxenie zuerkannte und unter Herrschaft der Dreissig zerstört worden war, auf seine Kosten neu in Stein zu graben.

Diesen Reliefs der Proxeniedekrete und verwandten Urkunden treten vier andere zur Seite, welche auf den Abschluss eines Bündnisses zwischen Athen und einer auswärtigen Gemeinde sich beziehen. Das besterhaltene und darum lehrreichste ist ein Vertrag mit Neapolis in Thrakien aus dem Jahre 356 v. Chr. Hier ist Athena dargestellt, wie sie einer kleineren vor ihr stehenden Göttin mit dem Modius auf dem Haupte die Hand reicht. Diese ist durch eine Beischrift als Parthenos bezeichnet, gewiss als dieselbe Artemis die unter diesem Namen in Chersonesos, auf Leros und auf Patmos verehrt wurde. Ebenso scheint auf der Platte auf welcher einst vier die Methonäer betreffende Beschlüsse eingegraben waren, nichts anders dargestellt gewesen zu sein als Athena, der ein gerüsteter Mann die Hand reicht, vermuthlich irgend ein Heros welcher Methone vertritt. Ueber zwei andere verwandte Reliefs können wir nicht mit Sicherheit urtheilen. Bei allen diesen Darstellungen, welche wichtige Parallelen auf Münzen finden, sind die Urkunden nicht bis zum Schlusse erhalten: wir können daher nicht einmal sagen ob die ganze Ausfertigung im Namen des attischen Gemeinwesens oder auf Kosten der fremden Gemeinde erfolgt sei. Denn dass auch das Letztere vorkam zeigt ein Beschluss über die Phaseliten dessen Veröffentlichung nahe bevorsteht und ein anderer für die Aphetäer, in welchen beiden das ausdrücklich angegeben war.

Zu der verhältnissmässig grossen Zahl von Volksbeschlüssen, welche mit Reliefs bekrönt sind, kommen nur wenige andere mit dem gleichen Schmuck versehene Urkunden, und schon dieser Umstand lässt nach einer besonderen Veranlassung der Auszeichnung suchen. Ich hebe die Urkunde über die Uebergabe der Tempelschätze der Burg aus dem Jahre 400 v. Chr. hervor, deren Präskript Böckh mit glänzendem Scharfsinn sicher hergestellt hat. Hier erscheint Athena mit gesenkter Lanze, wie sie einer ihr durchaus ebenbürtig gegenüberstehenden Göttin mit Skeptron und Stephane die Hand reicht. Man hat in dieser letzteren eine Arche, eine Polis, eine Eutaxia, eine Hestia erkennen wollen, in der Meinung, Athena reiche ihr die Hand um ihre Zufriedenheit über die Verwaltung auszudrücken. Dabei hat man nicht beachtet, dass diese Urkunde die erste ist, in welcher die Schatzmeister der Athena mit denen der anderen Götter zu einer Behörde vereinigt, jedesfalls auch die gesammten Schätze verschmolzen erscheinen und dass der Handschlag immer am Natürlichsten, zumal auf diesen Denkmälern, als ein Ausdruck der Verbindung oder des Vertrages erscheint. Ohne Zweifel ist hier der Bund Athena's mit den andern Göttern symbolisirt, wenn auch nicht mit Sicherheit sich sagen lässt, welches die Göttin sei, die diese letztern vertritt. Ich glaube sie namentlich mit Hinblick auf die ältere der beiden Göttinnen des sog. eleusinischen Reliefs für Demeter halten zu dürfen, deren Schätze wenigstens am Anfang des vierten Jahrhunderts sich auf der Burg befunden zu haben scheinen.

So begegnen wir überall, wo uns die Vorbedingungen des Verständnisses nicht fehlen, derselben schlichten Deutlichkeit, derselben Einfachheit der Gedanken die alle attische Kunst in so hohem Grade eingänglich macht. Und wo die Mittel der Skulptur zum Ausdruck unzureichend waren, hat man nicht zu allerlei complicirter Symbolik gegriffen, sondern die Grenzen der Kunst eingestanden und sich durch Namensbeischrift geholfen.

Die grosse Mehrzahl der Reliefs, deren ich zu gedenken hatte, gehört dem vierten Jahrhundert an; wenige gehen höher hinauf, und wenige sind jünger. So laufen sie den attischen Grabreliefs so gut wie ganz parallel. Am Anfange stehen vereinzelte alterthümliche Exemplare, von denen die meisten in die Zeit der Perserkriege, vielleicht noch weiter hinaufzurücken sein mögen. Ganz spärlich ist die zweite Hälfte des fünften Jahrhunderts vertreten; an Grabreliefs attischer Bürger aus dieser Zeit fehlt es sogar bis jetzt, soviel ich sehe, ganz. Selbst Grabschriften werden sehr wenige nachzuweisen sein. Sogleich nach Euklid aber zeigt sich eine grössere, schnell wachsende Zahl. So kann das vierte Jahrhundert als die eigentliche Blütheperiode dieser Gattungen des attischen Reliefs angesehen werden; nicht als ob in künstlerischer Beziehung das was die perikleische Zeit erreicht hatte, überboten worden wäre, sie bezeichnet vielmehr auch in diesen Dingen eine Höhe, die man in gleicher Reinheit in der Folge festzuhalten nicht vermocht hat. Aber augenscheinlich hatte diese Kunstgattung die Gunst des Publikums gewonnen und bei der Stärke der Nachfrage hatte sich Uebung und Geschmack unter den Steinmetzen so verbreitet, dass man unter der grossen Masse Reliefs dieser Zeit, die unter den athenischen Trümmern sich finden, kaum etwas Unerfreulichem und vielem geradezu Vortrefflichen begegnet. Der strenge Basreliefstil, der in den Grabsteinen vielfach zu Gunsten einer dem Rundwerk angenäherten Ausarbeitung aufgegeben worden, herrscht in den auf bescheidne Dimensionen beschränkten Urkunden und Votivreliefs durchaus. Ueberall bleibt es fühlbar, dass für den Künstler die glatte Steinplatte

das Gegebene war, dass er auf ihr seine Figuren entwarf, ihre Conturen mit Meisselstrichen umriss und den Reliefgrund je nach Bedürfniss austiefte, während für den modernen Bildhauer, der sein Relief erst zu modelliren und dabei die Thonfiguren auf ein Bret oder eine Schieferplatte aufzulegen pflegt, gerade der Reliefgrund das unverrückbar Gegebene ist. Es war nur natürlich wenn die Bildhauer oder Steinmetzen bei dieser Art der Herstellung es vermieden, Figuren sich überschneiden oder eine vor die andere treten zu lassen, wenn sie der Profilansicht besonders für die Köpfe vor der Stellung en face, wo irgend möglich, den Vorzug gaben. Diese Schranken waren, wie der Parthenonfries zeigt, nicht unübersteiglich, aber es war, zumal bei kleinen und anspruchslosen Arbeiten, bequem sie inne zu halten und darum hielt man sie inne. Was wir, auch in der Malerei, Reliefstil nennen, ist eben die Art der Darstellung, die sich wesentlich innerhalb dieser Schranken bewegt. Die geschilderte Technik und die aus ihr fliessende Compositionsweise bringen es nothwendig mit sich, dass bei den Figuren das Hauptgewicht auf die Silhouette fällt, gegen welche die Innenzeichnung als eine bescheidene Ergänzung zurücktritt. Ursprünglich trat zu dieser Reliefbehandlung noch die Bemalnug als eine starke Unterstützung der Deutlichkeit hinzu. Zum Glück ist sie wenigstens in einem Beispiel so deutlich erhalten, dass dadurch jeder Zweifel ausgeschlossen wird.

Sehr bemerkenswerth ist bei einer Gattung von Denkmälern, die grossentheils aus den Kreisen des Handwerks hervorgegangen ist, der in den Compositionen durchgängig herrschende gebildete Geschmack. Man wird nicht leicht störenden Ueberschneidungen, Conturen die in rechten oder allzuspitzen Winkeln auf einander treffen oder wie Tangenten sich berühren, begegnen. Verstösse in dieser Richtung gehören zu den seltensten Ausnahmen. Und dies Alles ist jedesfalls nicht durch sorgfältige Durcharbeitung der Entwürfe erreicht, da die Werke fast durchgängig leicht, ja flüchtig ausgeführt sind: sondern die künstlerische Arbeit und Erfahrung der Vergangenheit war augenscheinlich der Generation so in Fleisch und Blut übergegangen dass wie von selbst sich die Gestalten in die erarbeiteten Gesetze einfügten.

Wie sich die bescheidene Kleinkunst der attischen Votiv- und Urkunden-Reliefs zu den eigentlichen Höhen der Kunst verhält, das spricht sich vielleicht am Deutlichsten und Unmittelbarsten in der Gestalt der Stadtgöttin aus, welche den Mittelpunkt der meisten dieser Darstellungen bildet. Es ist sehr bezeichnend dass die alterthümlichste dieser Reliefdarstellungen Athena in derselben zum Kampfe bereiten Haltung zeigt, in der sie auf den panathenäischen Preisamphoren erscheint. Später ist die Vorstellung, die die Künstler von der Göttin sich machen, durchaus durch die friedliche Parthenos des Phidias beherrscht. Unter all' den vielen Athenagestalten dieses Denkmälerkreises ist nicht eine, bei der eine Nachbildung, eine Darstellung des Goldelfenbeinbildes beabsichtigt wäre; überall ist die Göttin selbst als handelnd, als gegenwärtig und theilnehmend gedacht. Trotzdem sind diese zahlreichen Athenafigürchen nichts als eine mannigfaltige Variirung der grossartig einfachen Schöpfung des Phidias, welche die Phantasie der nächsten Folgezeit gebannt hielt. In Bezug auf sie können wir in diesen attischen Reliefs mit eigenen Augen verfolgen, was Dio Chrysostomos in Bezug auf den olympischen Zeus sagt: 'ehemals hatten wir keine deutliche Vorstellung und suchten uns, jeder nach seinem Vermögen, ein Bild zu erträumen; kleinen unansehnlichen Versuchen von Künstlern, wenn es deren gab, vertrauten wir nicht, sie machten uns keinen Eindruck.

Du aber, Phidias, hast vermöge der Gewalt der Kunst, erst Hellas, dann die übrige Welt durch dieses Gebilde überwältigt und versammelt, und eine göttliche und glänzende Erscheinung hingestellt, so dass keiner, der sie gesehen, so leicht sich eine andere Vorstellung von dem Gotte zu machen vermag.'

So spiegeln diese Reliefs auf liebenswürdige Weise das nahe fast mütterliche Verhältniss in welches der Volksglaube die Göttin zu ihrer Stadt und ihren Athenern setzte, und die Leibhaftigkeit, mit der ihre von dem grössten Künstler geadelte und für alle Zeit ausgeprägte Gestalt, nicht nur in der Phantasie der folgenden Künstler sondern auch in dem Gemüthe der Menge lebte. Und in diesem Sinne erlaube ich mir diese Denkmäler Ihrer Aufmerksamkeit, ihre Erklärung Ihrer förderlichen Theilnahme zu empfehlen.

Präsident Curtius.

Es fragt sich, ob wir die ganz geringe Zeit noch zu etwaigen Bemerkungen benutzen wollen, die sich an den interessanten Vortrag anschliessen. (Wird nicht gewünscht). Da das nicht der Fall ist, so werden wir wohl für heute weiter nichts vornehmen können. Ich möchte also die Herren, welche uns noch etwas mitzutheilen haben, namentlich Herrn Dr. Müller aus Neustrelitz, bitten, es bis morgen aufzusparen. Wir werden allerdings auch morgen beengt sein, weil präcis 12 Uhr geschlossen werden soll, und die Berichte über das in den einzelnen Sektionen Vorgenommene statutengemäss durch die Vorsitzenden vorgetragen werden müssen. Für heute ist die Sitzung geschlossen.

(Schluss der Sitzung 12 Uhr.)

Vierte allgemeine Sitzung,

Sonnabend den 25. Mai 1872. Eröffnung der Sitzung 10 Uhr 20 Minuten.

Präsident Curtius.

Die gestern hier verabredete Tagesordnung wird in einem Punkt eine kleine Modifikation erfahren, indem Herr Geheimrath von Tischendorf, welcher uns über ein neues griechisches Alphabet eine ganz kurze Mittheilung zu machen die Güte hat, zunächst das Wort ergreifen und dann Herr Dr. Müller seinen Vortrag halten wird.

Geheim. Hofrath Prof. Dr. von Tischendorf.

Verehrte Herren Collegen! Vielleicht erinnern sich einige von Ihnen an einen Vortrag, den ich auf der Philologen-Versammlung zu Halle vor mehreren Jahren hielt, der sich speciell mit der griechischen Paläographie beschäftigte. Zu meinem Bedauern kann ich heute noch nicht die Nachricht daran knüpfen, dass das Werk, welches ich damals Ihrem Interesse nahe brachte, bereits im Drucke sei; es wird aber hoffentlich im nächsten Jahr in Druck kommen, nachdem der grösste Theil der Tafeln vorbereitet ist. Als ein Specimen dieser Tafeln erlaub' ich mir Ihnen das photographische Facsimile eines Palimpsesten vorzulegen. Es ist klar dass die Operation des Herrn Photographen

Manecke sehr gut von Statten gegangen ist. Der Palimpsest enthält einen Grammatiker, der allem Anschein nach verloren gegangen ist, und gehört der Sammlung an, die ich im Jahre 1845 aus dem Orient nach Leipzig mitgebracht habe, etwa aus dem 7. Jahrhundert. Die zweite Schrift darin ist kufisch, datirt vom 9. Jahrhundert. Ein anderes erlaubte ich mir gleichfalls damals zur Sprache zu bringen. Zu meinem Bedauern konnte ich darüber kein anderes, als ein missfälliges Urtheil abgeben. Es war dies eine neue griechische Schrift, die eben damals von der Decker'schen Hofbuchdruckerei ausgegeben war, und wovon ich auch jetzt wieder ein Stück als Specimen mitgebracht habe. Diese Schrift musste ich nach ihrem ganzen Umfange als gänzlich verfehlt betrachten, der Idee und Ausführung nach. Ich erinnere nur daran, dass die *laudatio*, die man der Schrift mitgab, den offenbarsten Widerspruch in sich trug. Es war nämlich hiernach die Absicht, die schönsten Inschriften aus dem Augusteischen Zeitalter, die besten uns erhaltenen Papyros und zugleich auch die schönsten Schriften der Pergament-Handschriften zu reproduciren in einer Minuskelschrift. Das ist ein Ding der Unmöglichkeit. Ich war längst davon überzeugt, dass mit unserer gewöhnlichen griechischen Schrift ein grosses wissenschaftliches Unrecht vorliege. Ich begreife nicht, wie es möglich war, dass man Jahrhunderte lang eine Schrift in Gebrauch nahm, — ich bin leider selbst daran betheiligt gewesen — die durchaus keine wissenschaftliche Berechtigung hat. Es ist nichts als eine Phantasie und keine schöne, glückliche Phantasie. Ich erlaube mir, Sie selbst zu einem Urtheil aufzufordern, auch diejenigen welche nicht vertraut sind mit griechischen Handschriften. Betrachten Sie nur die grosse Initialschrift: sie passt in keiner Weise zur Minuskelschrift. Woher aber ist der Massstab zur Beurtheilung unserer griechischen Schrift zu entnehmen? Nur von alten classischen Vorlagen. Auf Grund vieljähriger Vertrautheit mit denselben hab' ich mir selbst vorgenommen eine Reform anzubahnen. Ich habe zu diesem Behufe eine neue Schrift ausführen lassen, und sie ist bereits für zwei Werke in Druck genommen, von denen ich die Ehre habe Ihnen einige Blätter als Probe vorzulegen. Das eine ist eine neue Auflage meiner apokryphischen Evangelien und das andere eine neue Auflage meines Clemens Romanus. Die eine Schrift hat keine Accente, da sie dem Codex Alexandrinus diplomatisch angepasst ist. Die andere soll den verschiedenen Dokumenten der apokryphischen Evangelien entsprechen und hat deshalb Accente; auch hat sie für Text und Noten zwei verschiedene Schriftgrössen. Vielleicht erwartet man aber, dass ich mich vor allem oder doch vorher über die neue griechische Schrift der Teubner'schen Buchdruckerei ausspreche. Diese Schrift ist allerdings nicht mit der Decker'schen zu vergleichen, die fast in jedem Buchstaben eine Inkorrektheit enthält. Aber auch an der Teubner'schen Schrift habe ich noch so viel auszusetzen, dass ich mich in keiner Weise ihr anpassen könnte, was eine Vergleichung leicht darthun wird. Namentlich sind wieder die grossen Buchstaben nach meinem Urtheil gänzlich verfehlt; und das ist doch eine wichtige Sache, dass eine Schrift mit derjenigen andern harmoniere, mit der sie zusammengedruckt wird. Was nun die neue von mir gegebene Schrift anlangt, so habe ich die sämmtlichen einzelnen Buchstaben den alten Handschriften, Handschriften vom neunten, zehnten, elften Jahrhundert angepasst. Das ist das classische Zeitalter, die Blüthezeit für die griechische Minuskelschrift, und ihr gilt es nachzukommen. Ich habe davon ein Original mitgebracht, das mir vorzugsweise hierbei gedient hat. Es ist ein interessantes Blatt, namentlich deshalb merkwürdig, weil es das einzige Blatt ist, das

ich jemals habe kennen gelernt, das auf der einen Seite Majuskel oder Uncialschrift und auf der andern Minuskel hat. Es ist damit gleichsam der Beweis darauf geschrieben, dass es die älteste Minuskelschrift sei, die man haben kann. Denn bis zum 42. Capitel der Genesis hat der Schreiber Uncialschrift verfolgt und erst da mit Minuskel begonnen. Nur findet sich ein Unterschied in der Schrift zwischen dem Codex und meiner Vorlage, der Ihnen sogleich ins Auge fallen wird, dass nämlich die Schrift des Codex bei weitem stärker ist. Ich hielt es nicht für angemessen, diese Stärke in den Gebrauch einzuführen. Aber was die Ausführung der Formen anlangt, so ist jeder einzelne Buchstabe den Originalen vom neunten, zehnten, elften Jahrhundert nachgebildet. Allerdings giebt es auch in derselben Zeit verschiedene Buchstaben-Formen. Daher kam es darauf an, diejenige zu wählen, die vorzugsweise als Repräsentant der Zeit zu betrachten ist und auch die Einheit der Schrift vorzugsweise darstellt. Die Ihnen vorgelegte Schrift wird übrigens, da es einem ehrlichen Manne ziemt, überall im Leben wie in der Wissenschaft das zu vertreten, was er sagt und thut, meinen Namen tragen; deshalb wird es immer leicht sein, sie zu finden. Ich habe sie in der Schriftgiesserei von Schelter & Giesecke machen lassen. Angewandt wird sie bereits für den Clemens Romanus im typographischen Institut von Giesecke & Devrient, für die Evangelia apocrypha in der Druckerei von Metzger & Wittig.

Präsident Curtius.

Ich ersuche nun Herrn Dr. Müller, uns seinen Vortrag zu geben.

Gymnasiallehrer Dr. Hermann Friedrich Müller. (Neustrelitz).

Für und über Plotin.

Hochansehnliche Versammlung!

Plotin ist wenig genannt und noch weniger gekannt. Die Literatur über ihn lässt sich nur allzuleicht übersehen: ausser der Schrift von Kirchner und den sehr beachtenswerthen, lebendig und anregend geschriebenen „Neuplatonischen Studien von Arthur Richter“, den ersten zusammenhängenden Darstellungen überhaupt, und zwei Programmen nebst dem Artikel in Pauly's Encyklopädie von Steinhart existirt kaum etwas Nenneswerthes, geschweige denn Bedeutendes oder Grundlegendes. Am meisten bearbeitet sind noch die Abhandlungen über „das Schöne“ und „gegen die Gnostiker“, aber auch nur sporadisch. Es scheint fast, als hätte man kein rechtes Herz für diesen Philosophen und keinen rechten Muth, sich mit seinen Enneaden herumzuschlagen: so sehr ist man bei blossen Ansätzen stehen geblieben. Die geschichtlichen Darstellungen der alten Philosophie geben theils ein ungenaues und unrichtiges, theils kein vollständiges Bild von dem Werth und Wesen dieses Mannes, selbst die von Zeller reicht nicht hin zum tiefern Verständniss, und kann es ihrem Plane gemäss nicht. Woher diese Erscheinung? An der Schwierigkeit des Autors kann es allein nicht liegen, denn davor würde deutscher Fleiss und deutsche Gelehrsamkeit nicht zurückgeschreckt sein. Auch die mangelhafte Ueberlieferung und Corruption des Textes kann die Schuld nicht tragen, denn Kirchhoffs Ausgabe bei Teubner 1856 hat den Plotin wirklich lesbar gemacht. Uebrigens leistet auch die Pariser Ausgabe mit der Uebersetzung des Ficinus erspriessliche Dienste neben der dreibändigen Oxforder von Wyttenbach, Moser und Creuzer mit

ihrer *farrago* von überaus gelehrten Notizen. Oder sollte es sich wirklich der Mühe nicht verlohnen, in die Geisteswelt dieses allerdings oft dunklen Philosophen tiefer einzudringen? Ich fürchte fast, dass ein derartiges, durch mangelhafte Kenntniss veranlasstes Urtheil Manchen bewogen hat, an diesem wunderbaren Bau eines gut hellenischen Geistes vorüberzugehen. Sind doch über den Neuplatonismus so allerlei Vorstellungen von Schwärmerei und unklarem Mysticismus im Schwange; vielleicht dass man eine Region, wo das Denken aufhört und Halucinationen anfangen, lieber gar nicht betreten mochte, um hinterher sich nicht enttäuscht und verstimmt abwenden zu müssen. Mag auch sein, dass man mit den eigentlich classischen Werken der älteren Griechen genug zu thun hatte, sich also um die Nachblüthen dieser Literatur noch nicht recht kümmern konnte. Es ist aber ein Mangel, dass man die neueren Griechen etwas zurückgesetzt hat, zumal einen so bedeutenden Geist wie den Plotin. Ich meine, wir kennen den Plato und durch die grundlegenden Forschungen des Mannes, dessen Heimgang wir seit wenigen Monaten Alle betrauern, auch den Aristoteles in dem Masse, dass wir daran denken dürfen ein neues Ackerland der alten Philosophie allmählich ernstlicher in Angriff zu nehmen: ein fruchtbares Ackerland, denn ich wenigstens trage kein Bedenken den Begründer des Neuplatonismus neben dem Stifter der Akademie und dem Meister der Peripatetiker mit Ehren zu nennen; die Stoiker und vollends die Epikureer überragt er entschieden. Auch bin ich überzeugt, dass wir über die Glanzperiode der griechischen Philosophie durch den Reflex, der vom Plotin her auf dieselbe fällt, wenn kein neues und überraschendes, so doch interessantes Licht erhalten werden. Man muss es nur richtig anfangen mit diesem wunderbaren Manne. Meiner Meinung nach giebt es nur einen Weg, der zum vollen Verständniss des Plotin führt: ihn zu erklären aus dem Plato, dem Aristoteles und den Stoikern. Dies sind die Quellen, aus denen er vorzugsweise geschöpft hat; hier liegen die Fäden, die er aufnimmt, fortspinnt und in ein neues Ganze zu verweben sucht. Die Aufgabe seines Interpreten besteht also zuerst und vor Allem darin, die Anknüpfungspunkte bei Plato, Aristoteles und den Stoikern aufzusuchen und dann zu zeigen, wie Plotin bei der Bearbeitung der vorgefundenen Begriffe verfährt, wie er sie dreht und wendet, um sie entweder als falsch zu bekämpfen und von der Hand zu weisen, oder noch öfter sie theils ohne weiteres, theils gemodelt und umgeformt seinem System einzufügen. Diese Aufgabe ist in erster Linie eine philologische. Die Philologen müssen die erste, grundlegende Arbeit auch an diesem Schriftsteller thun; denen die das Wort lieb haben, die es genau nehmen mit dem Worte liegt es vor Allen ob, das Dorngestrüpp der Einzelbegriffe zu lichten, freie Bahn zu machen, den Boden zu bereiten. Darum erscheint Plotin als Hülfeflehender vor dieser Versammlung. Dass er von meiner schwachen Hand geleitet werden muss, ist eben eine Ungunst des über ihm waltenden Verhängnisses.

Indem ich nun Ihre Aufmerksamkeit für eine nähere Begründung meiner Behauptungen in Anspruch nehme, gehe ich aus von einem Satze, der als das Centrum des gesammten plotinischen Philosophirens angesehen werden darf, der als Kern und Stern hindurchscheint durch die Hülle der oft weit ausgesponnenen Philosopheme und die anscheinend auseinander fallenden Theile zusammenhält. Dieser Fundamentalsatz lautet B. XIX, 1. (Kirchhoff):

Ἐπειδὴ τὰ κακὰ ἐνταῦθα καὶ τόνδε τὸν τόπον περιπολεῖ ἐξ ἀνάγκης, βούλεται δὲ

ἡ ψυχὴ φεύγειν τὰ κακά, φευκτέον ἐντεῦθεν. Τίς οὖν ἡ φυγή; θεῷ, φησίν, ὁμοιωθῆναι, τοῦτο δέ, εἰ δίκαιοι καὶ ὅσιοι μετὰ φρονήσεως γενοίμεθα, καὶ ὅλως ἐν ἀρετῇ.

Sie wissen, wer mit dem φησίν gemeint ist und haben es gleich gemerkt, dass die Worte entlehnt sind aus Platos Theätet pag. 176 A. (Steph.)

Ἀλλ᾽ οὔτ᾽ ἀπολέσθαι τὰ κακὰ δυνατόν, ἐναντίον γάρ τι τῷ ἀγαθῷ ἀεὶ εἶναι ἀνάγκη, οὔτ᾽ ἐν θεοῖς αὐτὰ ἱδρῦσθαι, τὴν δὲ θνητὴν φύσιν καὶ τόνδε τὸν τόπον περιπολεῖ ἐξ ἀνάγκης. Διὸ καὶ πειρᾶσθαι χρὴ ἐνθένδε ἐκεῖσε φεύγειν ὅτι τάχιστα. Φυγὴ δὲ ὁμοίωσις θεῷ κατὰ τὸ δυνατόν· ὁμοίωσις δὲ δίκαιον καὶ ὅσιον μετὰ φρονήσεως γενέσθαι.

Aehnlicher kann ein Ei dem andern nicht sein. Gehen wir ans Zergliedern, so erhalten wir zunächst einen **negativen** Theil: φυγὴ ἐνθένδε — und einen **positiven**: ὁμοίωσις θεῷ. Auf die Frage: „warum sollen wir fliehen?" lautet die Antwort: „weil das Böse hier nothwendig herumschleicht", und daran knüpfen sich wieder die Fragen: 1) „woher das Uebel (Böse)?" und 2) „warum nothwendig?" Weil die Untersuchung aber auf das Ethische abzweckt, muss 3) die Frage besonders beantwortet werden: „wie kommt das Böse in die Seele?" oder plotinisch geredet „wie sinkt die Seele ins Böse herab und welchen Ausweg giebt es für sie?" So sind wir beim zweiten Theil angelangt, der in zwei Fragen zu absolviren ist: 1) „wer ist jener Gott, dem wir ähnlich werden sollen?" und 2) „wie geschieht das?" — die eigentliche Tugendlehre.

Fürchten Sie nicht, hochgeehrte Herren, dass ich Ihnen mit einer langen und breiten Inhaltsangabe der 6×9 Bb. des Plotin lästig fallen werde; ich will an der Hand dieser Disposition in gedrängter Kürze nur die prägnanten Stellen herausheben, an denen die platonischen, aristotelischen, stoischen Elemente augenfällig heraustreten. Dabei kommt es mir mehr darauf an zu zeigen, wie die **einzelnen** Begriffe verständlich zu machen sind, als die grossen Verhältnisse der Begriffe unter einander, die Bezüge im Grossen und Ganzen nachzuweisen.

Erster oder negativer Theil.

Was bedeutet die φυγὴ ἐνθένδε?

1. Kapitel.

Vom Ursprung des Bösen (Uebels) oder von der Materie.

Die Welt ist nach Plotin enstanden οὐ λογισμῷ τοῦ δεῖν γενέσθαι, ἀλλὰ φύσεως δευτέρας ἀνάγκῃ (XLII, 2, 6); diese zweite nothwendige Ursache ist die Materie und die Materie ist der Sitz des Uebels in der Welt — nach dem einstimmigen Urtheil aller griechischen Philosophen. Während aber Plato und Aristoteles die Materie nur bezeichnen als das κακοποιόν, nennt sie Plotin geradezu das κακόν und beschreibt die ὑπόστασις des Bösen gerade so wie jene die Materie*). Das ist von ethischen Gesichtspunkten aus consequent und verschärft die Mahnung, von der Befleckung mit der Materie sich möglichst rein zu halten, zu der Forderung, überhaupt aus dieser Welt zu fliehen. Es ist ohnehin

*) XLV, 1—3 bes. gegen Ende: τὴν δὴ ὑποκειμένην σχήμασι καὶ εἴδεσι, καὶ μορφαῖς καὶ μέτροις καὶ πέρασι καὶ ἀλλοτρίῳ κόσμῳ κοσμουμένην, μηδὲν παρ᾽ αὐτῆς ἀγαθὸν ἔχουσαν, εἴδωλον δὲ ὡς πρὸς τὰ ὄντα, κακοῦ δὲ οὐσίαν, (εἴτις καὶ δύναται κακοῦ οὐσία εἶναι) ταύτην ἀνευρίσκει ὁ λόγος κακὸν εἶναι πρῶτον καὶ καθ᾽ αὑτὸ κακόν.

die consequente Fortbildung platonischer Sätze; denn bereits Aristoteles hatte nachgewiesen, dass die Platoniker durch die scharfe Gegenüberstellung des ἄνισον und des ἕν, des ἄπειρον und des πέρας, und wie die Gegensätze weiter heissen, nothwendig zur Identificirung des Uebels und der Materie getrieben würden.

Aehnlich hat Plotin die Aussprüche seiner Vorgänger zugespitzt in der wunderbaren Lehre von der „intelligiblen" Materie*). Plato hatte gesagt, die primitive Substanz, die an sich formlos eine ὑποδοχὴ οἷον τιθήνη der Ideen sei, könne nur λογισμῷ τινι νόθῳ erkannt werden. Ganz ähnlich Aristoteles. Ausserdem unterscheidet derselbe bekanntlich zwischen einer πρώτη und ἐσχάτη ὕλη, auch wohl νοητή und αἰσθητή, und versteht unter der ersteren diejenige, welche nicht in die Erscheinung tritt, obwohl sie an den Dingen existirt, wie z. B. die *materia rerum mathematicarum, quae licet sit in rebus sensibilibus, tamen non eatenus in iis est, quatenus sunt sensibiles* — nach Bonitz. Plotin geht weiter. Ihm genügt es nicht, den Dingen, die gleichsam in der Mitte zwischen der sinnlichen und übersinnlichen Welt liegen, eine Materie zuzuschreiben, sondern gestützt auf des Aristoteles Kategorien von der δύναμις und ἐνέργεια, vom νοῦς παθητικός und ποιητικός, die sich wie Stoff und Form zu einander verhalten, statuirt er auch im κόσμος νοητός eine ὕλη, die freilich mit der irdischen nur insofern eine Aehnlichkeit hat, als sie das der Vielheit der Ideen zu Grunde liegende ist, in welchem und durch welches die Ideen sich differenziren. Und das stammt wieder aus dem Aristoteles, der in der Lehre von der Definition das genus die Materie der species nennt, weil das Genus durch die specifischen Differenzen gegliedert wird wie die Materie durch die Form. — Ich erspare Ihnen die sublime Argumentation über diese intelligible Materie, welche als die Tiefe, das Dunkel, das des Lebens Bedürfende und Begehrende beschrieben wird, sich indessen aller begrifflichen Bestimmung entzieht; nur darauf möchte ich noch hinweisen, dass diese befremdliche Doctrin die nothwendige Folge der plotinischen Grundanschauung ist. Denn wenn diese Welt das genaue Abbild jener ist, wenn Menschengeist und Menschenseele dem göttlichen Wesen durchaus correspondiren, muss dann nicht auch die irdische Materie ihr Gegenbild haben im Ueberirdischen? Sodann drückt Plotin in dem Streben, den Dualismus der griechischen Philosophie durch einen strengen Monismus zu überwinden, die Materie zu einem blossen Schatten herab. Weil sie aber doch überall nothwendig ist und als das Substrat aller und jeglicher Existenzform das All durchdringt, muss sie auch im Reiche des wahren Seins ihre Stelle haben, von wo sie durch die Evolutionen der Dinge fortgezogen von Stufe zu Stufe herabsinkt, bis sie als träge Masse hier unten auf der Erde anlangt.

Für die Richtigkeit und Stichhaltigkeit dieser Argumentationen bin ich natürlich nicht verantwortlich. Mag sie für absurd halten, wer will; hier genügt der Nachweis, wie ein Mensch, noch dazu ein recht bedeutender, consequenter Weise auf solche scheinbaren Absurditäten verfallen kann.

2. Kapitel.

Von der Nothwendigkeit des Uebels (Bösen) oder Theodicee.

Auch dieses Kapitel, welches zeigen soll, dass das Uebel nicht blos nicht aus der Welt geschafft werden kann, sondern nicht weggeschafft werden darf, dass es den

*) Vergl. darüber XII und XXVI, 1—32.

Schöpfer nicht blos nicht gehindert habe bei Bildung der „besten" Welt, sondern sogar förderlich gewesen sei zur Offenbarung seiner Macht und Weisheit — auch dieses Kapitel soll keine Vertheidigung, sondern nur eine Beleuchtung meinerseits erfahren. Plotin musste demselben besondere Sorgfalt zuwenden, denn er hatte den Nachweis zu führen, dass trotz der allverbreiteten Macht der Materie d. h. des Bösen eine Weltverachtung im Sinne der Gnostiker oder eine Weltflucht im Sinne der Asketen nicht gerechtfertigt sei. Zwar findet jenes *„vanitas vanitatum"* bei ihm einen beredten Ausdruck, zwar nennt er alle Erdendinge nur Schein und Trug, Schatten in Schatten erzeugt und alle menschlichen Bestrebungen Spiegelfechtereien*) — sind sie es nicht im Vergleiche zum wahren, ewigen Sein? — aber dennoch ist ihm die Welt wie dem Plato die Offenbarung, der Abglanz der Ideen und mit schwunghaften Worten preist er an Plato wie an Aristoteles sich lehnend die Schönheit und Zweckmässigkeit der Welt als eines wirklichen Kosmos. Bis aufs Wort stimmt er hier oft mit seinen Vorgängern überein und eine Nebeneinanderstellung der betreffenden Passus, wäre sie hier thunlich, würde Zeugniss geben, wie gründlich Plotin seine Quellen studirt hat.**)

Die eigentlichen Vorläufer auf diesem Gebiet aber sind die Stoiker, die Begründer der Theodicee. Zunächst kommt hier ihre Lehre vom λόγος σπερματικός in Betracht, die Plotin als λόγος ἐν σπέρματι zum Erweise der ἁρμονία und φιλία in der Welt sich aneignet, indem er jedoch gegen die Anschauung Einzelner aus dieser Schule auf das bestimmteste die Vorstellung ablehnt, als gingen diese λόγοι σπερματικοί aus der Wechselwirkung der Naturkörper hervor, als seien sie der Materie adhärirende Eigenschaften. Vielmehr versteht er darunter die vernünftige Aktualität der Seele gemäss dem Wesen des uranfänglichen νοῦς ποιητικός, der die Natur erzeugt, kurz die Ausgestaltung der Idee in mehr platonischem Sinne, gleichsam die Spuren göttlicher Gesetze und göttlicher Intelligenz, die ohne Materialität die Materie bilden. So betrachtet ist ihm allerdings die Welt ein ζῷον ἔμψυχον, da eine grossartige Sympathie die Welt im Innersten zusammenhält οὐ κατὰ σώματος πάθημα, ἀλλὰ κατὰ μείζους καὶ ψυχικὰς καὶ ζῴου ἑνὸς συμπαθοῦς ἀνάγκας, ähnlich wie auch M. Aurelius spricht von einer ἕνωσις ἐκ διεστηκότων, συμπάθεια ἐν διεστῶσιν. — In der speciellern Durchführung jenes Satzes vom Chrysippus „περὶ τοῦ μηδὲν ἐγκλητὸν εἶναι μηδὲ μεμπτὸν κόσμῳ" steht Plotin ganz auf dem Boden der Stoa. Alle jene Behauptungen: die Welt ist vollendet im Ganzen, wenn gleich unvollkommen im Einzelnen; das Uebel ist die nothwendige Folie des Guten, es aufheben zu wollen wäre ebenso thöricht, als aus dem Drama Bauern und Sklaven und deren minder feine Reden verbannen zu wollen; der Mensch sündigt durch eigene Schuld, denn in seiner Macht steht es, dem Bösen nicht beizustimmen, Gott ist frei von Schuld, er regiert die Welt mit Güte und mit Weisheit und weiss Alles zum Guten zu kehren, gleich einem klugen οἰκονόμος auch die Abfälle zu verwerthen; selbst Krieg und Krankheiten, ohnehin nur κατὰ παρακολούθησιν die Menschen befallend, sind nöthig und nützlich, wär's auch nur zur Strafe der Uebelthäter — alle diese stoischen

*) XLII, 15 und XXV, 7. 13. 14.

**) Vergleiche instar omnium XLII, 3 (etwa von der Mitte an) mit Platos Tim. 30 D, 33 B und D, 34 B. und mit Aristot. De coelo I, 2 und 3; Meteorol. I, 3; De coelo II, 3; Met. XII, 7; Met. I, 3; De part. I, 1.

Anschauungen macht Plotin zu den seinigen und führt sie zum Theil mit den nämlichen Worten aus, erklärend, erläuternd, ergänzend.*) Hier ist ein reiches Arbeitsfeld für den philologischen Interpreten und gerade an dieser Stelle finden sich auch jene vortrefflichen Aussprüche über dass sittliche Leben, wie man sie nach den metaphysischen Spekulationen und sonstigen kosmologischen Theorien unseres Philosophen kaum erwarten sollte. An uns, ruft er aus, an unserer Schwäche liegt es, nicht an dem Schöpfer und Lenker der Welt, wenn wir das erstrebte Ziel, das ersehnte Glück nicht erreichen. Hat ein Sterblicher das Recht sich zu beklagen, dass er bei seiner menschlichen Schwachheit kein göttliches Leben führt? Wer gut ist, wird auch glücklich sein; zu handeln gilt es und zu streben, nicht zu klagen über der Götter Unbill. Und scheinen gleich bisweilen die Guten im Unglück, die Bösen im Glücke zu leben, so steht es fest, dass den vollkommenen Weisen nichts Aeusseres anficht, denn er steht über den Dingen; gewinnen aber die Schlechten an Ehre, Macht, Reichthum die Oberhand durch die Trägheit der Guten, so geschieht es diesen ganz recht als eine heilsame Züchtigung. Denn was ist das Leben anders als eine Palästra, in der es gilt zu kämpfen und zu ringen nach sittlicher Vervollkommnung? wo nur den Tapfern Gott selbst beisteht? „wo der Starke wird das Schicksal zwingen, wenn der Schwächling untersinkt?“ Nicht durch Gelübde, sondern durch Tapferkeit erringt man im Kriege den Sieg; nicht die das Land weihen und benedeien, sondern die es bearbeiten, ernten die köstlichen Früchte. Tüchtig im Handeln, gut sein — das ist Alles, und selig sind die Götter nur deshalb, weil sie gut sind.**) Also keine Unterschätzung des sittlichen Werthes der Arbeit, keine geflissentliche Abwendung von der verderbten Welt, kein Quietismus. Die Welt ist vollkommen genug, um einen unschätzbaren Wirkungskreis für die Menschen abzugeben. Die göttliche Providenz — und das ist ein drittes stoisches Moment für die Theodicee — die göttliche Vorsehung, welche Alles im grossen Zusammenhange betrachtet, — πολλῷ γὰρ μᾶλλον τῶν ὅλων ἢ τῶν μερῶν ἡ πρόνοια — und im Guten, Grossen, Schönen Leben um Leben erzeugt auch aus den widerstrebenden Elementen, diese πρόνοια, welche man auch mit Plato als die Adrastea d. h. die als Weisheit und Gerechtigkeit wirkende Nothwendigkeit bezeichnen kann, giebt dem aufrichtigen Streben nach sittlicher Tüchtigkeit Raum und begünstigt aufs sorgsamste die ernste Arbeit eines tugendhaften Lebens. Daher heisst „fliehe von hier“ nicht: „gehe aus der Welt und ziehe dich auf dich selbst zurück“ oder gar mit den Stoikern: „nimm dir das Leben, *patet exitus*“, sondern: „fliehe das Böse, lebe weise, gerecht und heilig“ — wie Plato gesagt hat.

Aber gleichwohl, wie kommt des Menschen Seele zum Bösen? wie die Sünde in die Welt? Da stehen wir vor dem Räthsel, das die spekulativen Köpfe je und je beschäftigt. Auch Plotin handelt ausführlich darüber.

---

*) z. B. erklärt er den stoischen Satz, das Uebel treffe die Menschen nur κατὰ παρακολούθησιν — οὐ κατὰ προαιρέσεις θεῶν, φυσικαῖς δ' ἀνάγκαις γίγνεσθαι ὅσα ἐκεῖθεν. XII, 18 init.

**) Vergl. XLV, 6 und 7. XLVI, 7. und bes. XLII, 4—8. wo sich unsere Ausführungen z. Th. wörtlich finden. Wenn wir Aussprüche unserer Dichter wählten, so geschah es um den Charakter plotinischer Diktion an den betreffenden Stellen wiederzugeben; auch die rhetorischen Wendungen sind so zu beurtheilen. Kap. 9—25 des letztg. B. enthält die Lehre von der Vorsehung.

3. Kapitel.

Vom Fall der Seelen. Von Freiheit und Nothwendigkeit.

Zu diesem wichtigen Kapitel hat der Lehrer Plato den Aufriss geliefert, den der Schüler Plotin nur ausfüllt. Ich hoffe, Sie werden in den folgenden Grundlinien überall die Striche des Meisters wieder erkennen.

Vor ihrer Verbindung mit dem Körper war die Seele frei von Begierden; gebunden und beschwert durch den Leib wird sie oft von den wildesten Leidenschaften in den Staub der Gemeinheit herabgezogen. Nun ist sie nicht mehr sie selbst, sondern (um die Worte des Grundtextes zu gebrauchen) ὁ δ' ἁμαρτάνειν διδοὺς συμπλέκει μὲν καὶ προστίθησιν αὐτῇ καὶ ἄλλο ψυχῆς εἶδος τὸ τὰ δεινὰ ἔχον πάθη. Nun ist sie wie der Meergott Glaukos mit allerlei Unrath behaftet, ein λεοντῶδες καὶ ποικίλον ὅλως θηρίον, so geworden freilich durch ein ewiges Gesetz der Nothwendigkeit, aber doch nicht frei von eigener Schuld, da sie nicht mit aller Macht auf ihre Integrität bedacht war. Was der Lehrer in dem bekannten Mythos des Phädrus sinnbildlich darstellt, sucht der Schüler mehr begrifflich auszudrücken, indem er sagt: Δυνάμεις δὲ ψυχῆς πολλαί, καὶ ἀρχὴν καὶ μέσα καὶ ἔσχατα ψυχὴ ἔχει· ὕλη δὲ παροῦσα προσαιτεῖ καὶ οἷον ἐνοχλεῖ καὶ εἰς τὸ εἴσω παρελθεῖν θέλει ... ἐλλάμπεται ὑποβάλλουσα ἑαυτὴν ... τὴν δὲ ἔλλαμψιν καὶ τὸ ἐκεῖθεν φῶς ἐσκότωσε τῇ μίξει καὶ ἀσθενὲς πεποίηκεν ... καὶ τοῦτό ἐστι πτῶμα τῆς ψυχῆς τὸ οὕτως ἐλθεῖν εἰς ὕλην καὶ ἀσθενεῖν, ὅτι πᾶσαι αἱ δυνάμεις οὐ πάρεισιν εἰς ἐνέργειαν.*) Dieses Streben der Materie nach den belebenden Kräften der Seele ist symbolisch dargestellt in der Verbindung der Penia mit dem Poros. Die Hingabe des Poros an die Penia ist aber nicht eine vollständige, d. h. ein Theil der Seele bleibt unberührt von der Befleckung mit dem Irdischen in ursprünglicher Schöne und Reinheit; dies ist die Ἀφροδίτη οὐρανία, während die Ἀφροδίτη πάνδημος eine Verbindung mit dem Weltkörper eingegangen ist wie die einzelne Seele mit dem Leibe. Der Philosoph scheut sich also nicht, die Weltseele in zwei Theile zu zerreissen; er nimmt damit die in den platonischen (oder nicht platonischen) Gesetzen vorkommende Ansicht in modificirter Gestalt auf, wonach eine gute und eine böse Seele in der Welt umgeht. Damit aber diese psychologische Untersuchung der Unterbau werde für eine ethische Doctrin, gilt es die Frage von der Freiheit und Nothwendigkeit zu lösen.

So lange die Seelen in der engsten Verbindung mit dem Schöpfer standen ὀρέξει νοερᾷ χρώμεναι, bewegten sie sich wie die Könige um den höchsten Herrscher im Reiche des Lichts. Bald aber wurden sie dieser Geistesgemeinschaft überdrüssig, sie wollten auf sich selbst gestellt sein und stiegen so vereinzelt in die Mannigfaltigkeit der Wesen herunter. Nun trat das πολυπραγμονεῖν, nun das πτερορρυῆσαι ein: mit starken Banden wurden sie an die Leiblichkeit gebunden, versenkt in das Grab dieses Leibes; das ist ihre eigene Schuld, veranlasst durch den Uebermuth — τόλμα, die Werdelust — γένεσις, die Entwickelungsfähigkeit, das Vermögen zu einem Anderssein überzugehen — ἡ πρώτη ἑτερότης, durch das Verlangen nach der Sonderexistenz — τὸ ἑαυτῶν εἶναι. Und weil sie sich ihrer Selbstherrlichkeit offenbar freuten — τῷ αὐτεξουσίῳ

*) XLV, 14.

ἐφάνησαν ἡσθεῖσαι, so verirrten sie sich wie verlorene Kinder immer weiter von ihrem Vater, ja vergassen theilweise ganz ihres himmlischen Ursprungs.*) Es ist verführerisch hier auf die christliche Dogmatik, in Sonderheit auf den Augustin zu kommen, der von dem Falle der Engel fast das Nämliche zu berichten weiss.**) Ich bleibe aber bei der Stange und folge dem Plotin, der andererseits doch wieder in Uebereinstimmung mit seinem Plato die Seelen unter das unabänderliche Gesetz der Nothwendigkeit beschliesst. Es ist nicht ihre Wahl, dass und wann sie heruntersteigen, sondern wenn der Zeitpunkt jener grossen Umfahrt durch des Himmels Räume gekommen ist, folgen sie ihrem Dämon d. h. dem ihrer Individualitat entsprechenden Zuge; denn der Dämon ist nichts anderes als der ἀποπληρωτὴς ὧν τις εἵλετο. Mit ihm steigt sie in des Lebens Schiff, und ob sie durch die Wogen sich hindurchrettet oder darin untergeht, das ist ihre Sache; im Einzelnen ist sie auch hier unten frei. Das ganze 15. Buch περὶ τοῦ εἰληχότος δαίμονος beschäftigt sich mit dieser in verschiedenen platonischen Dialogen behandelten Frage. Ich verzichte auf die Ausführung. Aber eines andern Versuches, den Widerstreit zwischen Freiheit und Nothwendigkeit zu lösen, muss ich erwähnen.

Plotin sagt nämlich: Jeder von uns ist ein κόσμος νοητός, und da die Weltseele in dreifacher Gestalt den Himmel erfüllt — ἐν αἰσθητικῷ εἴδει ἢ ἐν λογικῷ ἢ ἐν αὐτῷ τῷ φυσικῷ,***) so wird auch unsere Seele von diesen drei verschiedenen Arten der Kräfte beherrscht, durch die höheren hinauf-, durch die niederen herabgezogen. Ihre Aufgabe ist es, dem λογικόν die Oberhand zu verschaffen. Die Möglichkeit dazu hat sie, in der Erreichung dieses Zieles besteht ihre Freiheit. Möglich, dass er hierbei von des Aristoteles Eintheilung der Seele in eine αἰσθητική, θρεπτική und νοῦς den Ausgangspunkt genommen. Wie man aber auch diese Lösungsversuche des alten Räthsels beurtheilen mag, jedenfalls ist es dem Plotin hoch anzurechnen, dass er dem Menschen die Verantwortlichkeit für sein Thun nicht im mindesten erlässt: πράττεται τὰ κακὰ ἡττωμένων ἡμῶν ὑπὸ τοῦ χείρονος — αἰτία ἑλομένου, Θεὸς ἀναίτιος, daran hält er fest. Trachtet die Seele nur wirklich mit rechtem Ernst danach, das Böse zu fliehen, so nimmt sie keinen Schaden, ja gewinnt vielmehr an Weisheit und Erkenntniss, nimmt zu an Erfahrung und wahrer Lebensfülle, bringt so erst alle Anlagen zur vollen energischen Entfaltung.†)

Tritt demnach Plotin entschieden für das *liberum arbitrium* ein, so ist er auch gehalten, eingehendere Untersuchungen über die Freiheit, formale wie materiale, anzustellen.††) In Anbetracht der formalen Freiheit sagt er: ἑκούσιον μὲν γὰρ πᾶν, ὃ μὴ βίᾳ μετὰ τοῦ εἰδέναι, ἐφ' ἡμῖν δέ, ὃ καὶ κύριοι πρᾶξαι, eine Definition, die augenscheinlich aus Eth. Nic. III, 3 stammt: ἑκούσιον δόξειεν ἂν εἶναι, οὗ ἡ ἀρχὴ ἐν αὐτῷ εἰδότι τὰ καθ' ἕκαστα ἐν οἷς ἡ πρᾶξις. Unfreiwillig dagegen handeln wir, sobald wir dem Affekt und den Begierden folgen; selbst dann sind wir noch nicht ganz frei, wenn zu der Vernunft das Begehren hinzukommt, wenn wir getrieben werden λογισμῷ τινι τοῦ συμφέροντος μετ' ὀρέξεως, denn dann ereignet es sich meistentheils, dass die Begierde Herr wird über die Vernunft. Anders Aristoteles, der das ἑκούσιον bekanntlich nicht in so enge Grenzen

*) VI, 4 vergl. mit X, 1.
**) De civit. Dei VIII, 5 und XII, 1—8.
***) II, 1.
†) XLVII, 9 und VI, 5 und 7.
††) Er thut es in eindringender Weise in B. XXXVI.

einschliesst. Wer ist nun aber in der That und Wahrheit frei? Derjenige, welcher mit Hintansetzung alles Uebrigen der Contemplation lebt im Reiche des Geistes oder doch was er sonst noch thut vollbringt nach den Gesetzen der reinen Vernunft und Alles bezieht auf das Höchste, Geistigste, die Contemplation. Frei ist schon nicht mehr, der sein Begehren, die Vorspiegelungen der Imagination — φαντασία — zwar der Vernunft unterordnet, aber das Handeln als solches für das Höchste hält und bei der blossen Praxis des Lebens sich beruhigt. Um diese Ansicht nach Gebühr zu würdigen, müssen wir die nachdrücklich betonte Wahrheit zu Hülfe nehmen, dass es bei allem sittlichen Thun nicht ankommt auf den Erfolg, sondern auf den Zweck, die Absicht, die Art des Thuns — εἰς τί, καὶ ὅλως ποῦ τοῦτο συμβαίνει, oder wie Aristoteles sich ausdrückt: τὸ πῶς ὡδὶ πράττειν. Sodann muss man doch zugestehen, dass die reinen Formen hienieden nicht wohnen, vielmehr der Geist gebunden ist und stark versetzt mit unlauteren Elementen, die wahre ἀρετὴ ἀδέσποτος also nur gefunden werden kann ἐν βίῳ ἡσύχῳ τῶν πράξεων, folglich frei im höchsten Sinne des Wortes nur genannt werden darf wer da lebt im νοῦς und webt ἐν ὀρέξει τῇ κατὰ νοῦν oder was dasselbe sagen will: ἀνεμποδίστως σπεύδει πρὸς τἀγαθόν. Das Vorbild und die Quelle solcher Freiheit ist Gott, der vermöge seines Wesens nicht anders kann als das Gute wollen, der kraft seiner Allmacht das Gute auch zu Stand und Wesen bringt. Ihm gilt es ähnlich zu werden, ihm können wir ähnlich werden, wenn wir auf die ursprüngliche Vollkommenheit der Seele, die auch jetzt noch ihr Haupt im Himmel birgt, unablässig schauen, wenn wir unseres Ursprungs, der frühern Gemeinschaft mit Gott eingedenk aus der Vereinzelung herauszukommen trachten. Plotin und Plato stimmen auch hierin bis aufs Wort überein, desgleichen wenn sie uns hinweisen auf die Bildung des εἴσω oder ἐντὸς ἄνθρωπος, den wir wieder in ursprünglicher Schönheit und Reinheit herausarbeiten sollen, dem Meister gleich ihn modelnd und formend zum Bilde der Gottheit. In der That sehnt sich auch der tiefer angelegte Mensch gerade in den geweihten Stunden frei zu werden von dem Dienst des vergänglichen Wesens, hinzugelangen zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Plotin hat dergleichen auch bei Plato zerstreut vorkommende Gedanken zu einem Ganzen verarbeitet im 27. Buche: περὶ θεωρίας; eine seiner interessantesten Abhandlungen, an welcher sich so recht anschaulich darthun liesse, wie unser Philosoph mit überkommenen Begriffen verfährt, wie er sie fortbildet, umgestaltet und mit Inhalt erfüllt. So kommt das θεωρεῖν etwa gleich dem *contemplari sub specie aeterni*, so bedeutet es: „in der unmittelbaren Einheit der Anschauung und des Gefühls Einswerden mit dem Ewigen, Einen.“ Das ist der Mysticismus des Plotin, denn er hat erkannt, dass man in der abgeleiteten Einheit des Bewusstseins ewig fern bleibt von Gott, dass man die Augen geschlossen und den Geist nach innen gekehrt — οἷον μύσαντα — das Ewige ergreifen müsse. Es geht eine tiefe Sehnsucht durch das Wesen dieses tiefsinnigen Hellenen, ein Heimweh, nach seinen eigenen Worten dem des Odysseus gleich, das ihn allen Reizen der Calypso, allen Verlockungen der Circe Trotz bietend unwiderstehlich hinanziehe zur ewigen Heimath. Ἐκ τοῦ σώματος, ἐμαυτοῦ δ' εἴσω, so bekennt er, ward ich entzückt in den Himmel und schaute die Schönheit und Wahrheit, das Gute in seiner wesenhaften Gestalt.*)

*) Vergl. ausserdem VI, 1; I, 8 mit Pauli ep. ad Rom. VIII, 19—22; auch XLII, 15 med. wo unter Anderm von der Seele gesagt wird: οἰμώζει καὶ ὀδύρεται καὶ πάντα ποιεῖ ἐν σκηνῇ τῇ ὅλῃ τῇ πολλαχοῦ σκηνὰς ποιησαμένων.

Daher mögen wir füglich auf Plotin anwenden, was Schleiermacher von Spinoza sagt: „Ihn durchdrang der hohe Weltgeist, das Unendliche war sein Anfang und sein Ende, das Universum seine einzige und ewige Liebe; in heiliger Unschuld und tiefer Demuth spiegelte er sich in der ewigen Welt und sah zu, wie auch er ihr liebenswürdigster Spiegel war; voller Religion war er u. s. w.“ Und wenn ich Sie auffordere, mit mir eine Locke den Manen dieses verstossenen Heiligen zu opfern, so heisst das unbildlich ausgedrückt, irgend einen Begriff aus seiner Philosophie zu bearbeiten, die eine oder andere Abhandlung gründlich mit philologischer Akribie zu interpretiren.

Zweiter oder positiver Theil.

Was bedeutet die ὁμοίωϲιϲ θεῷ?

1. Kapitel.

Von dem Wesen und den Eigenschaften Gottes.

Zur einleitenden Charakteristik der Theologie des Plotin weiss ich keine passenderen Worte zu finden als die bekannten aus Goethe's Faust: „Wer darf ihn nennen? Und wer bekennen: Ich glaube ihn. Wer empfinden Und sich unterwinden Zu sagen: Ich glaub' ihn nicht? Nenn's Glück, Herz, Liebe, Gott: Ich habe keinen Namen dafür u. s. w.“ Denn eine solche Stimmung klingt bei allen dahin zielenden Untersuchungen durch. Mag er (um mich der scholastischen Termini zu bedienen) die *via negationis* oder *eminentiae* oder *causalitatis* mit heissem Bemühen beschreiten, um hinter das Wesen Gottes zu kommen, immer ist die letzte Erkenntniss des Geistes ein schmerzliches Vergebens! Wenn alles Wissen nach Aristoteles zu Stande kommt ἐκ προϋπαρχούϲηϲ γνώϲεωϲ, welche ihrerseits in dem ὅτι oder εἰ ἔϲτιν und τί ἔϲτιν besteht und sich vollendet in der Erforschung des Grundes — τὸ δι' ὅτι, so zeigt Plotin, dass Gott nicht Gegenstand d i e s e s Wissens sein kann. Denn d a s s Gott ist muthmassen wir nur ἐκ τῶν μετ' αὐτοῦ, und w i e er ist ergiebt sich auch nur aus einem Analogieschluss. An allen Wesensbestimmungen des Unendlichen haftet „das Inadäquate, sofern noch irgend etwas vom Gegensatz oder von anderer Analogie mit dem Endlichen darin mitgesetzt ist.“ Den Grund vollends von dem erkennen zu wollen, der aller Dinge Urgrund ist, kann fast absurd genannt werden. Gott steht eben ἐπέκεινα οὐϲίαϲ, ἐπέκεινα καὶ ἐνεργείαϲ καὶ ἐπέκεινα νοῦ καὶ νοήϲεωϲ. Von allen Attributen bleibt keins übrig als „das ursprünglich Seiende“ und „das absolut Gute“; gegen alles ins Einzelne gehende Beschreiben Gottes muss Einspruch gethan werden. Gott wohnt in einem Lichte — ἀγλαΐα sagt Plotin — da Niemand zukommen kann, ausser — durch ein unmittelbares Ergreifen seiner Gottheit durch Contemplation und Intuition*). Gleichwohl hat der religiös gerichtete Mensch das Bedürfniss, Gott Eigenschaften beizulegen, um sein sittliches Verhalten zu ihm, meinetwegen „das schlechthinnige Abhängigkeitsgefühl“ zu bezeichnen, und so prädicirt denn auch Plotin von ihm die Schönheit als

---

*) XXVII, 10: Θάμβοϲ μὲν ἂν ἔχοι τὸν ἰδόντα καὶ τοῦτον, ὡϲ χρή, εἰϲ αὐτὸν εἰϲδύντα καὶ αὐτοῦ γενόμενον ἕνα. Aber freilich: μηδὲν ἔϲτι κατηγορεῖν αὐτοῦ ὡϲ παρόν. XLIII, 13 und XXXV, 41.

μέτρον καὶ πέρας (Philebus), das ἀγαθόν, εἰς ὃ πάντα ἀνήρτηται, οὗ πάντ' ἐφίεται καὶ ὀρέγεται (Aristoteles), das ἱκανόν mit Plato und das αὔταρκες mit Aristoteles, so kann auch er Gott sich nur vorstellig machen als den höchsten Intellekt, die ewig wirkende schöpferische Kraft, die absolute Freiheit. Indessen erkennt er sehr wohl, das dies Alles nur Kategorien der Endlichkeit sind und auf den nicht zutreffen der da steht ἐπέκεινα πάντων, von dem man eigentlich sagen muss ἔστιν οὐδὲ τὸ ἔστιν*). Es gibt keine adäquate Gotteserkenntniss; alle Eigenschaften, die wir ihm beilegen, sind Postulate der praktischen Vernunft: das ist das Princip der plotinischen Theologie. Ethische Begriffe sind durchweg die übergreifenden bei diesem Philosophen und von diesem Standpunkte angesehen müssen wir seine Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen für die edelsten und höchsten erachten, deren das Alterthum überhaupt fähig war. Auch die Kritik, welche er mit diesem ethischen Massstab in der Hand an der Dialektik namentlich des Aristoteles ausübt, stehen wir nicht an als durchaus zutreffend anzuerkennen. Möchte Plotin selbst bald einen competenten Kritiker und gewiegten Sachwalter finden! Meinerseits erlaube ich mir nur noch gegen zwei Missverständnisse apologetisch für ihn einzutreten, oder, da ich Ihre gütige Aufmerksamkeit nicht über Gebühr in Anspruch nehmen darf, eine Frage anzuregen, die trotz der trefflichen Versuche von Steinhart und Richter noch der endgültigen Lösung harrt.

Man hat nämlich dem Plotin ausser Anderem auch Emanatismus und Pantheismus aufgebürdet, dynamischen Pantheismus vindicirt ihm Zeller.

Von dem Emanatismus Plotins wird trotz Heinrich Ritter der nicht reden, der mehr als einen flüchtigen Blick in seine Enneaden geworfen hat. Denn „er selbst tadelt die Emanationslehre der Gnostiker in den unumwundensten Ausdrücken und verwahrt sich bei jeder Gelegenheit gegen die rohe Vorstellung, dass von dem Göttlichen etwas überfliessen könne." Und an ein wirkliches Ueberfliessen, an eine Verminderung der göttlichen Substanz zu Gunsten der Weltentstehung muss man bei diesem Begriffe doch denken, sonst kämpft man mit blossen Worten und streicht in die Luft. Nun nennt freilich Plotin das „Eine" hundertmal die Quelle — πηγή, die weil sie übervoll — ὑπερπλῆρες war, überfloss — οἷον ὑπερεῤῥύη und so auch Anderes erzeugte. Wer wollte da gleich zufahren und Alles wörtlich nehmen? Das sind Bilder, wie es bildlich gesprochen ist, wenn es heisst: aus dem „Einen" dringt Alles hervor, wie Zweige, Blätter und Blüthen am Baume entspriessen, wie das Licht von der Sonne erglänzt und die Kreise vom Centrum ausgehend ums Centrum herum rollen: alles Irdische ist nur ein Gleichniss. Zum Ueberfluss sagt auch der Philosoph noch ausdrücklich, wie er verstanden sein will: δεῖ δὲ λαβεῖν ἐκεῖ (τὴν ψυχὴν) οὐκ ἐκρέουσαν ἀλλὰ μένουσαν ἐν αὐτῷ (τῷ ἑνί.)**). Also weiter zum Pantheismus!

Da gilt es zu fragen: was ist Pantheismus? einerseits genau zu unterscheiden zwischen den verschiednen Schattirungen (Hylozoismus, Pankosmismus, Akosmismus und was weiss ich welchen Ismen), andererseits das allen derartigen Richtungen Gemeinsame genau festzuhalten. Ferner kommt es darauf an, metaphysische und ethische Unter-

*) XXXVIII, 1 und XXXV, 38, alibi.

**) X, 3 vergl. XXII, 19. XXVII, 9. Ausserdem XI, 1 und 9. XLII, 25. XXVII, 3. XXXVI, 18. XLVIII, 1. XXVI, 17.

suchungen nicht durch einander zu würfeln, die Grundanschauung, die übergreifenden Begriffe scharf zu fixiren, Stellen von normativem Ansehen zu gewinnen, nach denen scheinbare Widersprüche zu heben, minder genaue Ausdrücke zu interpretiren und zu rectificiren sind. Solcher hellen, klaren und starken Stellen giebt es mehrere im Plotin, z. B. diese οὐ γὰρ ἀρχὴ τὰ πάντα, ἀλλ' ἐξ ἀρχῆς τὰ πάντα, αὐτὴ δὲ οὐκ ἔστι τὰ πάντα, ingleichen die ganze daran sich schliessende Beweisführung, dass das „Eine“ nicht Alles ist, auch nichts von Allem, sondern vor Allem — πρὸ πάντων*). Von derartigen Stellen, meine ich, muss man bei der Beurtheilung ausgehen, in stetem Hinblick zugleich auf den Cardinalsatz: ὁμοιωθῆναι θεῷ, eine Forderung, die sich im Zusammenhange mit einer „Alleinheitslehre“, wie sie Brandis unserm Philosophen zuschreibt, wunderlich genug ausnähme. Wie verträgt sich denn die absolute Transcendenz des Göttlichen — ἐπέκεινα πάντων mit Pantheismus?!

Ein Vorurtheil erzeugt immer das andere. So hat von dem Vorurtheil über Plotin auch Plato zu leiden gehabt. Bekanntlich sind die Gelehrten darüber uneinig, ob Plato die Gottheit mit der unpersönlichen Idee des Guten identificire oder nicht. Die welche seine desfallsigen Aussprüche im pantheistischen Sinne deuten, führen als gewichtige Belastungszeugen die Neuplatoniker vor und ihr Beweis lautet dann etwa: Alles was Plato von der Idee des Guten aussagt, überträgt ein Plotin ohne weiteres auf Gott, folglich hält er die Idee des Guten und Gott für identisch — urkundlich im Geiste des Plato: der erste grosse Schüler hat seinen Lehrer richtig verstanden. In Wahrheit scheint mir die Sache so zu liegen: Beide Philosophen glauben Gottes Wesen erschöpfend nur darstellen zu können unter dem Begriff des Guten, die Idee des Guten ist gleichsam der Pulsschlag seines Lebens, ohne dass er selbst nichts wäre als diese unpersönliche Idee und ohne dass diese ihrerseits aufhörte, eine unter den Ideen, wiewohl die *prima inter pares*, zu sein. Ist es wirklich schon Jemandem ernstlich in den Sinn gekommen, den persönlichen Gott der Offenbarung deshalb zu leugnen, weil Johannes verkündet: Gott ist die Liebe? oder von einem Pantheismus des Christenthums zu reden, weil Paulus schreibt: von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge; in ihm leben, weben und sind wir? Ich sage mit Zeller von Plato und von Plotin vornehmlich: „Dem praktischen und religiösen Charakter seiner Weltanschauung gemäss, war es dem Philosophen unmöglich eine persönliche Gottheit als oberste Ursache mit ausdrücklichem Bewusstsein zu verneinen und an ihre Stelle die unpersönliche Idee zu setzen.“ *Sed adhuc sub judice lis est.*

2. Kapitel.

Von der Erhebung des Menschen zu Gott oder von den Tugenden.

Dieses letzte Kapitel als die Hauptsumma der Lehre Plotins ist ein so reichhaltiges, dass ich mich begnügen muss, nur den Zettel des Gewebes darzulegen, in den Plotin seine Fäden einschlägt, um ein feines, ja allzu feines Gewand der Tugendlehre zu weben.

*) XXVII, 9, 31. Der Philosoph sieht wohl, woher die Gefahr droht, wenn er sagt: ψυχὴ δὲ ἐγγυτέρω σώματος καὶ συγγενέστερον ταύτῃ καὶ πλέον μεταλαμβάνει, ὥστε καὶ ἐξαπατᾶν θεὸς φαντασθεῖσα, μὴ τὸ πᾶν θεοῦ τοῦτο ᾖ. XIX. 2 extr.

Von den beiden Reihen platonischer Begriffe, die wir der Kürze halber die praktischen und theoretischen nennen wollen, sind es vorzüglich die letzteren, welche der Neuplatoniker sich aneignet. Das καθαρεύειν ἀπὸ τοῦ cώματος, der Eros, welcher von göttlicher Begeisterung für die Ideen entflammt wird, das Leben und Weben in der Dialektik als der Thätigkeit des νοῦc — diese Begriffe sind es, mit denen er auf dem Felde der Ethik arbeitet. Ganz besondere Sorgfalt hat er dem platonischen Satze: ἀρετὴ ἀδέcποτον zugewendet*). Wie und wann findet diese unbedingte Herrschaft der Tugend statt? fragt er. Axiom: οὐκ ἐν πράξει ἀλλ' ἐν νῷ τῷ καθαρῷ τὸ ἐφ' ἡμῖν ἔcται, denn bei jeglichem Handeln, gesetzt auch, es werde von der Vernunft beherrscht, ist ein widerstrebender Stoff zu überwinden, bleibt also eine Beimischung von Unfreiwilligem und Unreinem. Daher: im λόγοc, besser im ὀρθὸc λόγοc, ja im ὀρθὸc λόγοc μετ' ἐπιcτήμηc wohnt die Freiheit, denn nicht das darf als ein αὐτεξούcιον gelten, wenn Jemand durch Zufall oder von einem blossen Meinen, von den Bildern seiner Phantasie geleitet das Rechte trifft, sondern wenn er sich der Gründe, des διότι bewusst ist. Mit Plato (und mit Aristoteles nicht minder) dringt er darauf, dass die Phantasie und die Affekte sammt den daraus entspringenden Bestrebungen der unbedingten Herrschaft des Geistes unterworfen werden, des Geistes, der sich in jedem Augenblicke seiner göttlichen Art und Herkunft bewusst bleibt. *Deo parere*, sagt Seneca, *id est libertas*, und Plotin: *non posse peccare* die höchste Herrschaft. Wie erlang' ich dieselbe? Des praktischen Lebens Würfel fallen im bunten Wechselspiele wie sie eben fallen; sobald wir in die Welt des Handelns hinaustreten, sind wir nicht mehr Herr des Schicksals, noch unserer selbst; bleibt übrig, von allen ethischen Tugenden abzusehen und die wahre Freiheit nur in den dianoetischen zu suchen: ἄυλον τὸ ἐλεύθερον. ἔξω τῆc πράξεωc ἡ βούληcιc ἡ κυρία καὶ ἐφ' αὐτῆc οὖcα, ὥcτε καὶ τὸ ἐν ταῖc πράξεcιν αὐτεξούcιον καὶ τὸ ἐφ' ἡμῖν οὐκ εἰc τὸ πράττειν ἀνάγεcθαι οὐδὲ εἰc τὴν ἔξω ἀλλ' εἰc τὴν ἐντὸc ἐνέργειαν καὶ νόηcιν καὶ θεωρίαν αὐτῆc τῆc ἀρετῆc. — Aber giebt es denn wirklich eine Freiheit? So wahr es einen Geist giebt. *Cogito ergo sum*, schloss Jener; ich denke die Freiheit, also giebt es eine Freiheit, Plotin. Der Geist zeugt, dass Geist Wahrheit ist und der Geist ist gottgleich, ὁμοούcιοc — — dies Wort findet sich in Enn. II, 10 — und der Geist ist Thätigkeit, Leben, Bewegung, nur Leben ist Sein: οὔτι μᾶλλον κατὰ τὸ εἶναι ἡ ἐνέργεια ἢ κατὰ τὴν ἐνέργειαν τὸ εἶναι.

Ein anderer Weg führt durch den Aristoteles hindurch zu demselben Ziel. Auch aus dessen Philosophie sind es wieder die dianoetischen Tugenden, mit denen Plotin sich vorzugsweise befasst, jene theoretische Bethätigung des νοῦc, welche ihren Zweck und ihre eigenthümliche Freude an und in sich selbst hat, die des Menschen volles Genüge, sein unbewegliches Besitzthum ausmacht, jene διαγωγή, die ihm alle Güter eines wahrhaftigen, unsterblichen Lebens im Geiste darreicht. Definirt wird dann die dianoetische d. h. nach Plotin die allein wahrhaftige Tugend ebenso wie bei Aristoteles. Dennoch besteht zwichen beiden ein Unterschied. Jener theilt die dianoetischen Tugenden nach den beiden theoretischen Funktionen: Betrachtung des Nothwendigen und dessen was eine Veränderung (durch unser Thun) zulässt, in zwei Klassen: 1) ἐπιcτήμη — ἕξιc ἀποδεικτική und νοῦc — ἀρχὴ τοῦ ἐπιcτητοῦ, 2) τέχνη — ποιητική und φρόνηcιc —

*) Zu Grunde liegt hier B. XXVI., das voll ist der tiefsten Gedanken und feinsten Bemerkungen.

ἕξις πρακτική; dieser behält genau genommen nur die erste Klasse übrig. Plotin verlegt alles sittliche Thun in Gott, muss den Menschen erst vergotten, damit er tugendhaft sein könne; Aristoteles verlegt das Göttliche in den Menschen, will das Göttliche durch den Menschen unter den Menschen ausgestaltet wissen. Daher kann dieser der breiten und reichen Fülle des äussern Lebens für die sittliche Vollendung und allseitige Bethätigung des Menschen nicht entrathen. Plotin mag durchaus keine ἐκτὸς χωρηγία und εὐημερία und das βέλτιον ἴσως συνέργους ἔχον fällt bei dem σοφὸς καὶ ἐλεύθερος καὶ σπουδαῖος ἀνήρ, wie er ihn will, weg; und wenn der Meister mehr im Vorbeigehen erwähnt, dass Reichthum, Macht und Herrschaft eher hinderlich als förderlich sein könnten für das Leben im Geist, so legt der Jünger den Accent auf die möglichen Hindernisse aus dem socialen und politischen Treiben. Vollkommen im Einklang befinden sich beide, wenn sie hervorheben, dass es bei jedwedem Thun ankommt auf den Zweck und die Absicht: τὸ προαιρεῖσθαι καὶ εἰδέναι, τὸ εὖ, βούλησις καὶ λόγος, ἕξις καὶ διάθεσις sind die Grundtöne — ἡ ἄρα πρᾶξις ἕνεκα θεωρίας καὶ θεωρήματος*), schliesst Plotin seine Argumentation. Wenn er aber meint, dass die Menschen nur aus dem Unvermögen zum θεωρεῖν die That, diesen Schatten der θεωρία und des λόγος ergreifen, so heisst das unaristotelisch geredet und ungriechisch zugleich. Ganz aristotelisch dagegen ist es wieder, wenn gesagt wird, dass die ethischen Tugenden deshalb die höchsten nicht sind, weil sie kein Vorbild im Höchsten, in Gott haben. Echt plotinisch heisst es Eth. Nic. x, 8: ἡ τοῦ θεοῦ ἐνέργεια, μακαριότητι διαφέρουσα, θεωρητικὴ ἂν εἴη· καὶ τῶν ἀνθρωπίνων δὴ ἡ ταύτῃ συγγενεστάτη, εὐδαιμονικωτάτη. Gewiss, all unser Thun besteht die Probe nur, wenn wir es nach Plotin und Plato mit Aristoteles hinstellen dürfen als ein ὁμοίωμα τῆς θεοῦ ἐνεργείας.

Von den Stoikern endlich werden folgende Sätze entlehnt: αὐτάρκης ἡ ἀρετὴ πρὸς εὐδαιμονίαν; *convenienter naturae vivere* im Sinne des *ipsa virtus brevissime recta ratio dici potest;* der vollkommene Weise steht sich selbst genug über allem irdischen Treiben, das im wesenlosen Scheine hinter ihm liegt, oder wie Plotin in seiner bilderreichen Sprache sich ausdrückt, sein Glück strahlt wie eine Fackel im Leuchtthurm, ob der Sturm heult und die Woge brandend ihn umtost. Allein einseitig verfolgt unser Philosoph diese steile Bahn bis auf die äusserste Spitze und von seinem Weisen verlangt er allen Ernstes, dass derselbe auch im Stier des Phalaris nicht unglücklich sei. Das ist der schroffste Intellektualismus: die νοερὰ φύσις in ihrer ἀνεμπόδιστος ἐνέργεια kommt hier allein in Betracht. Weiter. Nicht das καθαίρεσθαι sondern das κεκαθάρθαι wird gefordert, das Ziel des Strebens ist: οὐκ ἔξω ἁμαρτίας εἶναι ἀλλὰ θεὸν εἶναι.**). So lautet die kühne Rede, die Consequenz wird rückhaltlos gezogen: alle Schranken der menschlichen Natur sind durchbrochen, das Denken überschlägt sich. Hier war der Wendepunkt, von hier aus nur e i n Schritt zum Christenthum, das der s ü n d i g e n Menschheit Erlösung verkündet und des Lebens M a n g e l ausfüllt mit dem was ewig bleibet. Plotin hat ihn nicht gethan. — Uebrigens ist er weit entfernt, in allen ethischen Diskursen bis an diesen äussersten Rand vorzugehen; es würde ein falsches Bild geben, wollte man die Stellen übergehen, in denen er nach des Sokrates Weise die πρᾶξις φίλη καὶ ἀκόλουθος

*) XXVII, 6.
**) XIX, 3—6.

θεῷ preist, in denen er von dem Manne verlangt, dass er gleich einem starken Ringer mit des Lebens Mächten sich herumschlage. Auch sein stoischer ἀνὴρ τέλειος ist nicht durchaus der austere Tugendheld, der sich, nur um Standhaftigkeit beweisen zu können, Priamus' Schicksal von den Göttern erbittet. Ein solcher braucht auch nicht verhärtet, blind und taub zu sein gegen alle Reize der Welt; er darf sich freuen, er ist gütig, freundlich, milde, lässt seine Lindigkeit kund werden allen Menschen. Und — wunderbar, aber erklärlich genug — gegen die Consequenzen seiner eigenen Grundanschauung kehrt sich Plotin, indem er gegen die Gnostiker und andere aus der edlen Saat des Christenthums emporgewucherten spiritualistischen Sekten, welche sich in ihrem geistlichen Hochmuth über Recht und Sitte hinwegsetzten, Front macht. Diese tadelt er in den schärfsten Ausdrücken wegen ihrer Weltverachtung, ihres vermeintlich höhern Lebens als das der anderen Menschenkinder, die ebenso gut Gottes Kinder — τέκνα θεοῦ (*sic!*) seien. Sie ermahnt er zu erstreben: τὴν ἁπλότητα τοῦ ἤθους μετὰ τοῦ φρονεῖν καθαρῶς, τὸ σεμνόν, οὐ τὸ αὔθαδες*). Ihnen ruft er zu: φιλοσοφεῖν, οὐ φιλοσωματεῖν, ihnen stellt er Plato's Cardinaltugenden als Normen des Handelns vor die Augen. Mag sein, dass Plotin das Christenthum nur in seiner Carrikatur kennen gelernt hat — in seinem Kopf muss es sich nur in trüber Ungestalt widergespiegelt haben. Jedenfalls war er von der rechten griechischen Art nicht so weit abgefallen, dass er in der Praxis der alten Weisen Grundsätze und Impulse des Handelns verleugnet hätte. In der Theorie ging er über Plato hinaus dem unerbittlichen Princip logischer Entwicklung folgend, aber für die Regeneration der antiken Welt sah er keine Möglichkeit anders als in der Rückkehr zum idealisirten Griechenthum, als in der endlichen Verwirklichung des platonischen Idealstaates durch Gründung einer Platonopolis in Campanien. Dieses Gemisch von hoch phantastischen Philosophemen und wahrhaft griechischen Lebensanschauungen erklärt sich aus den Grundströmungen, die sein Denken bewegten: in seinem Innern die Quelle hellenistischer Weisheit aus den Tiefen des eigenen reichen Geistes befruchtet; um ihn her eine Welt voll arger Ungerechtigkeit unaufhaltsam der innern Auflösung entgegeneilend. Neun Kaiser erhalten und verlieren den Thron durch Mord, sein eigener Herr und Protector ein Wüstling und ein Verbrecher; jenseits des Rheins und der Donau die rohe Gewalt der germanischen Stämme, die immer lauter und beängstigender an die Pforten des wankenden Staates klopfen; die allein noch lebensfähige Geistesmacht im Reiche von ihm selbst unverstanden, als Schwärmerei und Aberglaube verachtet — fürwahr, wir begreifen seine Sehnsucht nach einem edleren Inhalt des Daseins, wir begreifen, wie ihm das staatliche Leben, das Vaterland selbst als ein Spielzeug (οἷον παίγνιον) erscheint, wir begreifen, dass er sich resignirt aus dem Lärm und Geräusch von Rom in die ländliche Stille von Campanien rettet. Ob er dort etwas empfunden hat von dem Trostwort des Dichters: das Spiel des Lebens sieht sich heiter an, wenn man den sichern Schatz im Busen trägt? Phorphyrius wenigstens berichtet dergleichen.

Leider bin ich noch nicht zu Ende. Es erübrigt der Nachweis, wie Plotin im Einzelnen verfährt, um von den vorgefundenen Anschauungen aus seine eigenen sublimen Sätze zu gewinnen**).

---

*) S. XXX. (Enneade II, 9. πρὸς τοὺς γνωστικούς.)
**) Zu Grunde gelegt ist B. XIX.

Die sogenannten vier Cardinaltugenden nimmt er fein und richtig interpretirend einfach auf. Von ihnen sagt er, sie schmücken den Menschen, indem sie sein Inneres harmonisch gestalten, und wer sie besitze, könne gewissermassen — ἀμηγέπη — gottähnlich genannt werden. Allein die vollständige κάθαρσις wird durch sie noch nicht hergestellt. Nur wenn die Seele ganz in sich selbst ohne Rücksicht auf einen zu gestaltenden Stoff wirksam ist, kommt ihr das wahre νοεῖν und φρονεῖν zu; nur wenn sie nicht von dem Körper in Mitleidenschaft gezogen wird, das wahre σωφρονεῖν; nur wenn sie vom Leibe isolirt steht, das wahre ἀνδρίζεσθαι; nur wenn Verstand und Vernunft anderweitig keinen Widerstand finden, das wahre δικαιοπραγεῖν: dies heisst in Wahrheit das Leben Gottes nachgelebt. Indessen ist nicht die ψυχή im κόσμος νοητός geringer denn der νοῦς, der seinerseits wieder nur ein Abbild dessen genannt werden darf was hinausreicht ἐπέκεινα νοῦ? Wie kann unsere Seele, das Abbild eines Abbildes die Musterbilder der Tugend enthalten? Gutartiges — ἀγαθοειδές — vermag sie wohl zu schaffen, gut machen kann sie uns nicht. Die ὁμοίωσις besteht aber nicht darin, dass wir wie eine Copie der Copie nachgebildet werden — ὡς εἰκὼν εἰκόνι — sondern dem Original — ὡς πρὸς παράδειγμα. Daher müssen wir höher hinan. Die mustergültigen Tugenden oder vielmehr die Muster der Tugenden haben ihre Stätte ausschliesslich im reinen Intellekt. Demnach besteht die σοφία καὶ φρόνησις in der θεωρία ὧν νοῦς ἔχει, νοῦς δὲ τῇ ἐπαφῇ; die αὐτοδικαιοσύνη, wenn anders sie mit Plato wirklich die οἰκειοπραγία ist, in dem πρὸς νοῦν ἐνεργεῖν; die σωφροσύνη in der εἴσω πρὸς νοῦν στροφή und die ἀνδρεία in der ἀπάθεια καθ' ὁμοίωσιν τοῦ πρὸς ὃ βλέπει ἀπαθὲς ὂν τὴν φύσιν. Kurz und gut: ἡ ἀϋλότης καὶ τὸ ἐφ' ἑαυτοῦ μένειν καθαρόν — das ist der Weisheit höchster Schluss.

Nebenher sei die Bemerkung gestattet, dass diese Tugendlehre des Plotin von bedeutendem Einfluss gewesen ist auf die spekulative Theologie der Kirchenväter. Namentlich benutzt sie Augustin *„de civitate dei"* in ausgiebiger Weise. Wie Thomas von Aquino in seiner *Summa theologiae* davon Gebrauch macht und seine Eintheilung: *virtutes politicae, purgatoriae, exemplares* dem Plotin entstammt, hat schon Neander nachgewiesen.

Für uns fragt es sich jetzt noch: wie gelangen wir zu dieser steilen Höhe?*) Der Stufen sind mehrere: 1) Die Schönheit. Wie die Gottheit im Gewande der Schönheit durch fünf Stufen zu uns herabsteigt, so steigen wir in fünf Stufen zu ihr hinauf. Die erste hat erreicht, wer sich den schönen Körpern mit reinem Ergötzen hingiebt; die zweite, wer seine Lust an schönen Beschäftigungen findet; die dritte, wer unablässig an seinem inwendigen Menschen arbeitet dem Künstler gleich, der nicht ablässt, bis das Götterbild vollendet dasteht; die vierte, wer in seinen Geist die Idee des Schönen, τὸ καλόν, lebendig aufgenommen; er ist nicht fern von der fünften, da im Allerheiligsten die uranfängliche Schönheit, καλλονή, thront. 2) Der Eros als das Verlangen nach Schönheit, als die Genesis des Schönen. 3) Die Dialektik als die Blüthe aller rechten Geistesthätigkeit, welche die Seele weidet auf den Auen der Wahrheit. — Drei Wege also öffnen sich zur Gewinnung des Höchsten; eine dreifache Begabung ist nöthig sie zu wandeln. Nur der ἀνὴρ μουσικός, ἐρωτικός, φιλόσοφος sind dazu im Stande und diese drei sind eins. Der Musiker mit seinem Sinn für Harmonie, für Mass und Zahl

*) Besonders zu vergleichen sind die Bb. I. XLIV. XX. Letzteres von Porphyrius „περὶ διαλεκτικῆς", von Ficinus erläuternd: *„de triplici ad mundum intelligibilem ascensu"* überschrieben.

wandelt sich leicht in den Verehrer des Schönen, wie Plato verlangt: δεῖ δὲ τελευτᾶν τὰ μουσικὰ εἰς τὰ τοῦ καλοῦ ἐρωτικά und findet seine Vollendung im Dialektiker, diesem Philosophen κατ' ἐξοχήν. Es hiesse altes Gemüse aufwärmen, wollte ich darüber zu Kennern der alten Philosophie auch nur noch ein Wort verlieren.

Ebenso will ich Sie verschonen mit einer Beschreibung der Glückseligkeit des vollkommenen, in Gott ruhenden Tugendlebens. Ich will nicht reden von der phantasievollen Schilderung des Enthusiasmus einer stetig mit den Ideen verkehrenden Seele, nichts erwähnen von der Ekstase des echten Philosophen, der, was irdisch ist, dahinten lässt und mit hohem Geistesflug emporstrebt zum Reiche des ewigen Lichtes, damit er schaue die Herrlichkeit einer übersinnlichen verklärten Welt; potenziren Sie nach den gegebenen Andeutungen die bekannten Aussprüche Plato's und Sie haben die Ausführungen unseres Plotin. Nur einen Ausdruck muss ich noch erwähnen, der zu mancherlei Missverständnissen Anlass gegeben hat, er heisst: ἐπίδοσις αὐτοῦ.*) Nach wiederholter Prüfung muss ich die Uebersetzung Richters: „Aufgeben seiner selbst" für ungenau halten, um so mehr, da sie der entschieden falschen Erklärung Vorschub leistet, als sei damit ein Verschwinden der eigenen Persönlichkeit bezeichnet, ein Zerfliessen ins Meer der Unendlichkeit, ein „Verduften" im eigentlichen Sinne des Wortes. Sprachlich kann ἐπίδοσις nur soviel heissen als αὔξησις, προσθήκη, προκοπή, wie Suidas es richtig umschreibt. Das ist bekannter griechischer Sprachgebrauch, das bezeugen auch Plato und Aristoteles namentlich. Significant erscheint die Stelle aus dem 2. Buch de anima, wo gesagt wird, dass die Sinne, wenn sie von den Gegenständen getroffen werden, erst ihre Bestimmung erfüllen, ihr Wesen erreichen und wo der Ausdruck lautet: εἰς αὐτὸ γὰρ ἡ ἐπίδοσις καὶ εἰς ἐντελέχειαν. Aehnlich in der Nik. Ethik X, 5: ἕκαστοι ἐπιδιδόασιν εἰς τὸ οἰκεῖον ἔργον χαίροντες αὐτῷ. Braucht doch Plotin das Wort ganz in demselben Sinne, wenn er die Frage aufwirft: εἰ τὸ εὐδαιμονεῖν ἐπίδοσιν τῷ χρόνῳ λαμβάνει!**) Sachlich steht der erwähnten Deutung vom „Aufgeben seiner selbst" die ausdrückliche Erklärung Plotins entgegen: hingerissen von dem Enthusiasmus ruht der Mensch unbeweglich in seiner eigenen Wesenheit — ἁρπασθεὶς ἢ ἐνθουσιάσας ἡσυχῇ ἐν ἐρήμῳ καὶ καταστάσει γεγένηται ἀτρεμεῖ τῇ αὐτοῦ οὐσίᾳ οὐδαμοῦ ἀποκλίνων κτλ.***) Um den ganzen innern Zusammenhang solcher Stellen zu erläutern, mag man passend den M. Aurelius Antoninus heranziehen mit seinen Forderungen: ἔνδον βλέπε, ἔνδον ἡ πηγὴ τοῦ ἀγαθοῦ — εἰς σαυτὸν συνειλοῦ, — ἅπλωσον σεαυτόν. Das Richtige scheint mir schon Ficinus getroffen zu haben, wenn er übersetzt: „*ad se ipsum profectus*"; auch Steinhart: „die völlige Hingabe der Seele", so zwar, dass die Seele ihr Wesen nicht aufgiebt, sondern gewinnt, bewahrt und erfüllt. Jedenfalls wird es *mutatis mutandis* auch hier heissen: „Wer seine Seel' zu finden meint, wird sie ohn' Gott verlieren; wer sie hier zu verlieren scheint, wird sie zu Gott einführen". Und Steinhart soll Recht behalten mit seinem Urtheil: „Die Klarheit des griechischen Geistes rettete den Plotin an dieser bedenklichen Stelle vor bodenlosem Quietismus; sein Schauen war kein magisches, sondern ein rein sittlicher Akt, zu welchem der höhere Mensch durch Philosophie und Herzensreinigung sich vorbereiten kann. Auch ist es ein ebenso

*) IX, 11. Das höchste Leben ist eine ἔκστασις καὶ ἅπλωσις καὶ ἐπίδοσις αὐτοῦ καὶ ἔφεσις πρὸς ἁφὴν καὶ στάσις καὶ περινόησις πρὸς ἐφαρμογήν, εἴ πέρ τις τὸν ἐν τῷ ἀδύτῳ θεάσεται

**) XXXIII, 1.

***) IX, 10 und 11.

seltener wie momentaner Zustand; erwacht von der Entzückung erweckt der Mensch in sich die göttliche Tugend, durch die er zur Vernunft und Weisheit gelangt, und dies beständige Auf und Ab ist ihm wie der Götter und Seligen Leben".

Somit wäre ich denn glücklich am Ende. Was habe ich gewollt? Vor Ihnen die Behauptung begründen, dass zum Plotin kein anderer Weg des Verständnisses führt als durch den Plato, den Aristoteles und die Stoiker hindurch. Ich musste mich darauf beschränken, einzelne hervorspringende Punkte nicht sowohl auszuführen als anzudeuten. Damit die *disjecta membra* einigermassen zusammengehalten würden, bemühte ich mich sie um den Begriff der ὁμοίωσις θεῷ zu gruppiren: ein Begriff, der so nachhaltig durchwirkt, dass alle logischen und metaphysischen Zurüstungen nur um seinetwillen gemacht scheinen. Die Probleme und das Problem, die Tendenz des gesammten Philosophirens glaube ich damit zugleich richtig skizzirt zu haben. Indem ich aber lediglich auf die Entlehnungen hinwies und das Anlehnen an die geistige Vergangenheit betonte, möchte ich nicht den Schein erweckt haben, als sei Plotin ein ganz gewöhnlicher Eklektiker, als habe er ohne originelle Grundideen nur fremde Gedanken gesammelt und willkürlich verbunden. Im Gegentheil, „Plotin war ein hochbegabter philosophischer Geist voll originaler, produktiver Kraft, der einen ihm eigenen Ideenkreis geschaffen hat und als der Hauptvertreter einer ganz eigenen Geistesrichtung mit Fug und Recht gilt. Plotin ist ein tiefer religiöser Mensch gewesen, vor dessen Geist einzig der Gedanke Gottes und der Erhebung der Seele zu ihm schwebte". So urtheilt der geistvolle Richter, dessen „Studien" ich aufs angelegentlichste empfehle; sein Urtheil mache ich unbedenklich zu dem meinigen. Weil Plotin das hohe Verlangen trug, eine neue Welt sich aufzubauen, in welcher sein Geist wohne und die Sehnsucht seines Herzens gestillt werde, darum will er die gesammten Kräfte der alten Welt sammeln und selbständig verarbeiten. Wollen wir ihn recht verstehen, müssen wir diese Arbeit ihm nachthun, müssen wir ihm bis ins Einzelne hinein nachgehen bei der Sammlung des Materials. Das ist unsere erste Aufgabe. Aber sie bildet nur die Vorarbeit und ich bin weit entfernt, sie für die einzige und letzte zu halten. Eine zweite besteht darin, den Plotin im Zusammenhange mit seiner Zeit zu betrachten, ihn aus seiner Zeit heraus zu erklären. War er doch so gut, wie jeder andere grosse Mann, ein Sohn seiner Zeit, so trivial das klingen mag. Demgemäss gilt es zu fragen nach dem Geistesleben in Alexandria und nach der Bildung, die er dort empfangen, zu untersuchen, welche Elemente der orientalischen Sinnes- und Anschauungsweise er etwa in sich aufgenommen; wie das religiöse und wissenschaftliche Leben in Rom und im römischen Reich auf ihn gewirkt; welche Anregungen oder Eindrücke er dem Christenthum verdankt und in welches Verhältniss er sich zu demselben gesetzt habe. Dieser letztere Punkt wird besonderer Beachtung werth sein, denn auf die sittliche Wirkung legt Plotin den Hauptnachdruck, die religiöse Fassung und Wendung der Begriffe ist das Originelle an ihm: „die Rückführung der in dieser Welt Gott entfremdeten Seele zu Gott ist der eigentliche und wahre Zweck alles Lebens und Strebens; Befreiung und Erlösung der Seele von der Welt, Vereinigung mit Gott die Aufgabe, welche der Mensch im irdischen Dasein zu lösen hat." Darin stimme ich wieder mit Richter überein und ich wage nach einigen Andeutungen namentlich in dem Buche gegen die Gnostiker die Behauptung: Plotin wurde geleitet von einem gewissen Antagonismus gegen das Christenthum, das in seiner

Knechtsgestalt ihm eine Thorheit war; der letzte Zweck seines Philosophirens ist das Bestreben, dem missdeuteten oder nicht recht gekannten Evangelium die Herrschaft des hellenischen Gedankens gegenüberzustellen. Liegt nicht eine Wahrheit in den Worten Augustin's: *pudet videlicet doctos homines ex discipulis Platonis fieri discipulos Christi? K. F.* Hermann hat den erhabenen Gang der Platonischen Philosophie einer Tragödie verglichen: im Hinblick auf den Kampf gegen unüberwindliche Mächte gemahnt mich an den Gedanken des Tragischen gerade das Geschick Plotins und seiner Philosophie. — Ist die bezeichnete exegetisch-historische Aufgabe gelöst, dann folgt drittens die eigentlich philosophische Behandlung, dann gilt es die Gedanken herauszuschlagen aus dem harten Gestein des überlieferten Materials, dieselben nach Werth oder Unwerth zu prüfen sowohl in ihrer Besonderung als in ihrer Verbindung, ihrem innern Zusammenhang mit einander, dann erhebt sich die Frage nach dem System. Und nun erst, wenn die exegetisch-historische, kritisch-philosophische Bearbeitung bis zu einem gewissen Abschluss gediehen ist, darf man daran denken, den Plotin für die Gegenwart fruchtbar zu machen, wie Dr. Richter so sehnlich wünscht. Erst wenn man die Schätze kennt, die unzweifelhaft in diesen Enneaden verborgen liegen, kann man sie für die Fortentwicklung der Philosophie flüssig machen. Erst wenn man diesen Neoplatonismus rückwärts, vorwärts, philologisch und in geschichtlichem Zusammenhange betrachtet hat, kann die Frage auftauchen, ob wohl das Studium Plotins für die „Weiterentwicklung der philosophischen Wissenschaft“ von nachhaltigem Einfluss sein könnte. So lange von jenen Vorbedingungen nicht einmal die allererste erfüllt ist, bleibt die Ueberzeugung, dass „hier die Anregungen ausgehen müssten für die Begründung und Entwickelung einer idealistischen Weltanschauung“ doch eine allzu subjektive, und die Hoffnung, als könne am Plotin „der niedergebeugte Geist der Spekulation sich wieder zu idealem Gedankenfluge aufrichten“, eine mehr denn sanguinische. Jede Darstellung aber der plotinischen Philosophie, die mit Umgehung der genauen philologischen Erklärung zu solchem letzten Ziel überspringt, muss ich für eine unstatthafte Prolepsis erklären. Möchten deutsche Philologen sich dieser ersten nothwendigsten Arbeit bald mit dem erprobten Fleisse und der bewährten Treue unterziehen. Der Lohn wird kein geringer sein. Denn auch als Wortbildner, als Grammatiker und Stilist hat Plotin seine interessanten Seiten. „Reiz der Originalität, kernige Kürze, kraftvolle Erhabenheit besitzt er, alle Kräfte der Seele, Phantasie, Vernunft und Empfindung regt er an; oft erhebt er sich im kühnen Schwunge der Rede und Dichtung, dann wieder ringt er mit der Tiefe des Gedankens oder fliesst in der feierlichen Ruhe des Gebetes dahin, indem er das innere Heiligthum der menschlichen Seele energisch ergreift.“ Wen die Kritik des Textes oder sprachliche Schwierigkeiten besonders anlocken, wohlan, hier ist ein reiches weites Feld für Conjekturen und Emendationen! Darum noch einmal: die fleissigen Hände der Philologen müssen sich regen, sich helfen im muntern Bunde, damit der Tag auch diesem Edlen endlich komme.

Präsident Prof. Curtius:

Zu einer Diskussion wird keine Zeit mehr sein, wir haben höchstens noch 5 Minuten dazu. Ich ersuche also Herrn Rev. Whitford uns in aller Kürze seine Ansichten über ein allgemeines Alphabet vorzutragen.

Revd. Caplan Whitford (Leipzig).

Hochgeehrte Versammlung! Sie verzeihen einem Engländer, der des Deutschen nicht ganz mächtig ist, ganz kurz seine Idee auszusprechen. Ich will nichts weiter, als die Vorschläge vorlesen, welche ich machen will.

1) Ein wirklich einheitliches Alphabet für alle Sprachen und Mundarten ist gewiss eins der wichtigsten, ja allernöthigsten Hülfsmittel für alle Zwecke, die kleinsten so wie die grössten dieser philologischen Versammlung, grammatische, geographische, pädagogische, nicht minder orientalische, archäologische und im Allgemeinen linguistische; hauptsächlich aber für vergleichende Philologie.

2) Es ist jedoch aufs Tiefste zu bedauern, dass ein solches Alphabet, welches, obwohl sehr schwer, doch ohne Zweifel möglich und, wenn möglich, wünschenswerth ist, noch nicht vorhanden ist.

3) Um dieses allerunentbehrlichste Werkzeug für jeden Philologen sobald wie möglich zu beschaffen, ist das beste, vielleicht einzige Mittel, ein Comité zu gründen, welches die Aufgabe hätte, alle bis jetzt existirenden oder künftig noch vorzuschlagenden Versuche für ein solches Alphabet zu sammeln, zu untersuchen und zu vergleichen; um das, welches zuletzt als das praktischeste sowie vollständigste erscheint, in unsrer nächsten Versammlung zu empfehlen.

4) Solches Comité sollte bestehen aus Vertretern der allerverschiedensten Sprachzweige: z. B. Semitisch, Sanskritisch, Dravidisch, Turanisch, Finnisch; so wie aller Zweige des arischen Sprachstammes, mit Einschluss namentlich auch des Celtischen, Slavischen, der romanischen Sprachen und des Englischen.

5) Eine weitere, doch wichtige Aufgabe desselben Comités, resp. der demselben untergeordneten Subcomités, würde sein: eine richtige, einheitliche Aussprache des Lateinischen, Griechischen und Hebräischen zu vereinbaren; und nach und nach für das Deutsche, Englische, und für die übrigen Sprachen, eine Reform des Buchstabirens einzuführen.

Grundriss oder Entwurf

eines zu suchenden hinreichenden und genügenden lautbezeichnenden Systems.

Ordo litterarum, sonis congruus, et linguis orbis, praesertim orientis, universis aptus.

Quinam, quot, qualesve sint ubique gentium loquelae soni, perquisito et investigato: tum quaerendum, qualia cuique sono signa congruant.

Priusquam ordinem signorum proferatve suum quis, discutiatve caeterorum, poni convenit ad rectius dijudicandum praevia principia quaedam haec

(ceu leges, canones, postulata, ἀξιώματα):

ratione nempe triplici.

I. Si qui nunc demum prorsus novum litterarum ordinem facturi essent, eis tum profecto foret optime consultum, si daretur

1. sono cuique signum proprium;
2. signo cuique sonus unicus;
3. nulli signo soni plures;
4. nulli sono signa plura;

5. nec ulli sono unico, seu simplici seu composito, signum revera duplex;
6. nec signum simplex unum sono vere duplici;
7. sonis cognatis, at diversis, pariter diversa satis, etsi cognata signa;
8. signa, sonorum rationi quaeque congrue, plus minusve lata, longa, rotunda, minuta, parva, angularia.

II. In ordine autem (quod ajunt Alphabeto) jam usitato reformando, curandum porro est, ut

1. quam minime fieri possit varietur, quam plurimum tamen melioretur;
2. signa jam facta sonis retineantur suis propriis usitatissimis;
3. signa vero nova, quantum liceat, antiquis congrua simul atque distincta fiant;
4. excepto ultrave quod necesse, nullum signum seu antiquum novo, sive novum antiquo referatur usui.

III. Hoc tum equidem sufficeret, modo una tantum unica loquela, seriesque proinde litterarum, afforet vel exstitisset; at cum et exstent plurima exstiterintque etiam plura, temporis igitur simulque loci diversitatis oportet meminerimus, quantumque salvis legibus jam dictis liceat, religiose omnium respicienda linguarum, regionum, saeculorum cum ἐτυμολογία tum ἀναλογία. Inter modos ideo rem restituendi, alioqui bonos, erit optimus, non talis, qui ad unum universa saecula, eloquia, subjiciendo flectat; sed qualis conformando, convertendo, corrigendo, quaeque reliquis, variata ipsa minime, simillime restituat, ad unumque adeo et absolutum totum rursus valeat coordinare.

Präsident Prof. Curtius:

Es ist von Herrn Whitford der Antrag auf Gründung eines Comité's zum Beschluss über die Feststellung eines allgemeinen linguistischen Alphabets gestellt. Nach meiner Meinung liegt das nicht in der Aufgabe unsrer Philologenversammlung, und ich glaube nicht, dass Stimmen dafür laut werden. Sollte es doch sein, so ersuche ich die Herren, welche etwa dafür wären, sich aussprechen zu wollen. Es ist ja sonst nicht Sitte unserer Versammlung, auf solche praktische Fragen einzugehen. (Niemand wünscht das Wort.) Wir kommen nun zu den Berichten der einzelnen Sektionen über die Thätigkeit, die sie in diesen Tagen entwickelt haben.

(Die mündlich gegebenen kurzen Berichte bleiben hier fort, weil später eingehendere Mittheilungen über die Thätigkeit der einzelnen Sektionen folgen.)

Präsident Prof. Eckstein.

Die Tages-Ordnung ist erschöpft, die Stunde des Abschieds naht, und ich soll die Ehre haben, die letzten Worte an Sie zu richten. Fürchten Sie nicht, dass die Worte lang sein werden. Sie werden auch nicht wehmüthig sein, denn Sentimentalität passt für einen guten Philologen nicht. Sie dürfen es auch um so weniger sein, als ich zunächst nur Worte des Dankes habe für die zahlreiche Theilnahme, die Sie der Leipziger Versammlung geschenkt haben, für das rege Interesse, das Sie an den Verhandlungen der Abtheilungen und an den allgemeinen Versammlungen genommen haben. Es war die erste Ver-

sammlung im neuen Reiche; denn ich befürchte nicht, dass unsere Kinder und Kindeskinder einmal im folgenden Jahrhundert in der Geschichte wieder lernen müssen: Interregnum im deutschen Reich von 1806—1871. Es war die erste Versammlung im neuen Reiche und doch eine Versammlung ganz in der alten Weise; denn die Fachgenossen aus Deutsch-Oesterreich und Ungarn, aus der Schweiz und den Ostsee-Provinzen Russlands haben nach wie vor sich an unsern Verhandlungen betheiligt, und so werden wir auch immer diejenigen als Genossen betrachten, die mit uns gleiche Zwecke fördern. Aber wir haben auch aus andern Ländern Europas einzelne Fachgenossen in unserer Mitte gesehen, die meisten zum ersten Male, und wenn diese dabei wohl gesehen haben, dass das Erste und Wichtigste allerdings das συμφιλολογεῖν sein soll, werden sie auch bemerken, dass wir das *convivium* und συμπόσιον in ganz gleicher Weise beachten. Gerade die gegenseitige Mittheilung, das Zwiegespräch, die Diskussion in engeren Kreisen wirken viel weiter, als diese Vorträge, die gedruckt nachher in die Hände der Einzelnen kommen. Alte Freunde haben sich wiedergesehen, neue Freundschaften sind geschlossen, und ich denke, auch unsere Tage werden zur Verwirklichung dessen, was in den Statuten seit der Göttinger Fassung steht, was in die Berliner unverändert aufgenommen wurde und auch die Würzburger weiterhin bestätigten, etwas beigetragen haben. Dort steht als einer der Zwecke des Vereins vor allen der, die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Hochachtung der an demselben Werk mit Ernst und Talent Arbeitenden zu mehren. Gegenseitige Anerkennung, humane Beurtheilung, das ist es hauptsächlich, was dieser Verein seit seiner Gründung erstrebt hat. Das möge er fernerhin festhalten, wenn etwa neue Schulstreitigkeiten auf unserm Gebiet ausbrechen sollten. Ich bin überzeugt, verehrte Collegen, dass Sie die tiefe Ueberzeugung mitnehmen, dass die grossen und ernsten Zwecke, welche uns verbinden, durch unsere Vereinigung auch immer neu verjüngte Kräfte finden. Bei einer andern Gelegenheit habe ich namentlich die Jugend gemahnt, dass sie das Werk, das wir bis jetzt getrieben haben, aufrecht erhalten und auf unsere Schultern tretend es weiter hin fördern. Es hat uns, so schien es einmal, die Main-Linie trennen wollen. Jetzt ist die Main-Linie geschwunden. Bewahren Sie, meine Herren, die Sie von fern hergekommen sind, dem Präsidium und allen verehrten Collegen, namentlich den zahlreichen jüngern Collegen, welche uns in dem Bemühen den Verkehr zu erleichtern so freundlich zur Hand gewesen sind, eine wohlwollende Erinnerung. Den besten Willen haben wir alle gehabt, die Behörden dieses Landes, die Behörden dieser Stadt, ihre Bürger, die ja Vielen von Ihnen gastfreundliche Aufnahme gewährt haben. Wenn nicht Alles nach Wunsch gelungen ist, die *embarras de richesse* haben das verschuldet. Sie werden wohl wissen: ἔργμασιν ἐν χαλεποῖς πᾶσιν ἁδεῖν χαλεπόν und werden uns gern Ihre Nachsicht dafür schenken. Nun, meine Herren, fröhliches Wiedersehen in Innsbruck, wo wir nicht, wie heute, als letzten Ruf das feiern können, was wir heute zum ersten Mal leben lassen, nicht mehr, wie sonst in Süddeutschland die Freiheit und die Einheit oder in Norddeutschland die Einheit und die Freiheit, sondern heute heisst es ohne Zwiespalt, der deutsche Kaiser und das deutsche Reich leben hoch!

(Die Versammlung stimmt begeistert drei Mal ein.)

Direktor Dr. Classen. (Hamburg.)

Hochverehrte Versammlung! Sie wollen nicht von Leipzig scheiden ohne ein Wort des Dankes, und darum gestatten Sie mir, einem der ältesten Mitglieder Ihres Vereins, zu versuchen, diesem Danke in Ihrem Sinne Ausdruck zu geben. Wir haben wieder einige inhalts- und genussreiche Tage mit einander verlebt und wiederum die Erfahrung gemacht, dass, abgesehen von den wissenschaftlichen Vorträgen, wir alle die belebendsten, erfrischendsten, befruchtendsten Eindrücke mit uns nach Hause nehmen. So gestatten Sie mir, meine Herren, den ehrerbietigsten Dank in Ihrem Namen zuerst auszusprechen der hohen Staatsregierung dieses Landes, welche mit seltner Liberalität und durch persönliche Betheiligung unsere Versammlung gefördert und geehrt hat; zunächst dann, meine Herren, den städtischen Behörden, dem Rathe, den Stadtverordneten, die mit der weisesten Einsicht die Veranstaltungen entworfen und so glücklich durchgeführt haben, durch die uns der Genuss der Kunst und der Natur in alle dem, was uns umgeben hat, in reichem Masse zu Theil geworden ist. Lassen sie mich insbesondere auch noch dankbar gedenken der schönen Theatervorstellung, welche wir der Liberalität der geehrten Direktion verdanken. Dann aber, meine Herren, vor allem den herzlichsten, innigsten Dank unsrem verehrten Präsidium, welches, unbeirrt durch den flüchtigen Missklang zu Anfang, mit seltener Umsicht, mit grösster Energie und Ausdauer unsre Versammlungen geleitet hat, und auch den andern, jüngern Männern, deren eben Herr Professor Eckstein gedacht hat, denen die schwere Mühe obgelegen hat, die Vorbereitung und Durchführung der geselligen Zusammenkünfte in ihre Hand zu nehmen, unsren herzlichsten Dank! Zuletzt aber, meine Herren, sagen wir nicht minder für die zahlreichen Beweise freundlicher und gastlicher Gesinnung den Bewohnern Leipzigs den wärmsten Dank, Leipzigs, der Stadt, welche von je her es sich zur Ehre gerechnet hat, die Pflege der Wissenschaft und Kunst mit der der materiellen Interessen im edelsten Sinne zu vereinen, der Stadt, die immer ihren Stolz darin gesucht hat, ihre Universität, die ihren Ursprung verdankt echt deutscher Gesinnung, einer Secessio, wie sie damals geschehen musste, wie sie jetzt, Gott sei Dank, nicht mehr möglich ist, in ihrer Mitte blühen zu sehen! Und auch in neuerer Zeit, ich darf es mit Freude aussprechen, nimmt Leipzig im neuen Reiche durch die edelste patriotische Gesinnung, durch die mannigfaltigsten Bestrebungen auf allen Gebieten der höchsten menschlichen Interessen eine würdige Stellung ein. So lassen Sie uns denn, meine Herren, schliessen mit dem vollen, freudigen Hoch:

Es lebe die Stadt Leipzig!

(Lebhafte Zustimmung.)

(Schluss der Sitzung 12 Uhr.)

Verhandlungen der pädagogischen Sektion.

In der Vorversammlung am Mittwoch den 22. Mai begrüsste Prof. Dr. Eckstein die zahlreich versammelten Amtsgenossen. Ihm wurde der Vorsitz übertragen: er schlug zu Sekretären der Sektion die Herren Dr. Albrecht aus Leipzig und Dr. Fr. R. Sachse aus Leipzig vor. Darauf wurde aus den vorgeschlagenen Thesen die Tagesordnung der folgenden Berathungen bestimmt. Die eingegangenen Thesen sind vorn abgedruckt.

Erste Sitzung. Donnerstag den 23. Mai, früh 8½ Uhr.

Präs. Dr. Eckstein: Meine Herren! Ich begrüsse sie am heutigen Morgen, an dem wir gleich unregelmässig beginnen. Es ist zwar ein akademisches Viertel in einer Universitätsstadt üblich, aber wir sind bereits darüber hinaus. Ich habe nach den Bestimmungen, die Sie gestern getroffen haben, zunächst Herrn Direktor Müller aus Ploen das Wort zu geben, der uns die Mittheilung über die Modelle römischer Soldaten machen wird.

Direktor Alb. Müller aus Ploen: Meine Herren! Diejenigen unter Ihnen, welche vor 2½ Jahren der Philologen-Versammlung in Kiel beigewohnt haben, werden sich vielleicht noch erinnern, dass ich damals in der pädagogischen Sektion Mittheilungen machte über den Plan, eine Sammlung von Modellfiguren römischer Soldaten nach der Trajanssäule und den sonstigen antiken Denkmälern herstellen zu lassen. Ich war damals im Stande die beiden ersten Figuren, die damals eben vollendet waren, in mehreren Exemplaren zur Disposition zu stellen. Heute ist das Werk vollendet. Die Hoffnung, die ich damals aussprach, dass binnen Jahresfrist die ganze Sache vollendet sein würde, hat sich nicht erfüllt, es sind grosse Schwierigkeiten zu überwinden gewesen, auch der Einfluss des grossen Krieges. Die Schwierigkeiten, die sich während der Arbeit selbst immer mehr herausstellten, sind jetzt glücklich überwunden, und ich freue mich Ihnen heute das Werk vollständig vorlegen zu können. Ich will nicht wiederholen aus welchen Gründen überhaupt ein solches Unternehmen mir praktisch und wünschenswerth für uns Lehrer zu sein scheint. Hat doch damals in Kiel die Versammlung ohne irgend welchen Widerspruch erklärt, es sei dies ein willkommenes Unterrichtsmittel und wohl geeignet das Interesse der Jugend an den classischen Studien zu fördern. Darüber also heute kein Wort weiter. Ich will Ihnen auch nicht auseinandersetzen, welche Mühe es gekostet hat, die Sache soweit zu bringen, ich will Ihnen nur in der Kürze

darlegen, was wirklich geleistet ist. Sie sehen hier zunächst Modelle römischer Krieger aus der Kaiserzeit. Es mag Ihnen vielleicht auffallen, dass es nicht Modelle sind von Soldaten der Scipionen, oder von solchen, mit denen Cäsar seine Schlachten geschlagen hat. Wir haben aber aus jener Zeit kein Material, keine Darstellungen, können uns also nur auf diejenigen Perioden einlassen, von denen wirklich Darstellungen vorliegen. Die sämmtlichen, so schätzenswerthen Triumphaldenkmäler der Römer liegen alle in der Kaiserzeit: es musste also diese Zeit genommen werden. Sie finden ferner auf diesen Figuren nicht Alles und Jedes dargestellt, was irgendwo einmal auf einem Triumphaldenkmal vorkommt oder was an irgend einer Stelle von irgend einem Schriftsteller, wie Vegetius oder Josephus oder einem andern, der sich damit beschäftigt hat, erwähnt worden ist. Wir müssen unsere Grenzen nach der Ausführbarkeit ziehen. Es sind die Figuren ganz genau so gegeben worden wie sie auf den Säulen, namentlich auf der Trajanssäule, in der lebhaften Aktion des Kampfes vorkommen. Dieses vorausgeschickt bemerke ich noch, dass die Sammlung aus 14 Figuren besteht, welche, wie ich sie hier aufgestellt habe, in zwei Parteien zerfallen. Sie sind äusserlich schon kenntlich an den Helmbüschen. Nach Polybius hatten die Römer entweder rothe oder schwarze Helmbüsche. Diese beiden Farben habe ich auch hier gewählt, soweit die Figuren Helme haben. Die Feldzeichenträger und die Musiker haben nach römischem Gebrauche keine Helme als Kopfbedeckung, sondern ein grosses Thierfell. Die Figuren sind an der Nummer zu erkennen, denn jede Figur hat unten auf dem Fussbrett eine Nummer, und diese Nummer deutet hin auf eine kleine Broschüre, die ich zu diesem Zwecke geschrieben habe und die in jedem Kästchen liegen wird. Darin ist jede einzelne Figur erklärt. Der Text ist auch für die Jugend leicht verständlich, allerdings lateinische Ausdrücke mussten vorkommen. Ueberall ist durch Noten nachgewiesen, nach welchem Punkte eines Denkmals oder nach welchem Schriftsteller u. s. w. jedes einzelne Stück gearbeitet ist. Die beiden Parteien umfassen nun erstens einen Infanteristen der römischen Legion, der in der Stellung des Pilumahwerfens dargestellt ist, dazu einen Centurio, bei dem ich die phälerae auf der Brust habe darstellen lassen und das sagum, drittens einen Aquilifer — die Stellung ist diejenige, welche die Alten bezeichnen mit infestis signis —, viertens einen buccinator, fünftens einen Reiter, der stossend mit der Lanze dargestellt ist, wie das auf den Grabsteinen sowohl als auf den Säulen häufig vorkommt, und dazu einen vexillarius, und endlich einen Feldherrn — das Motiv ist von der Trajanssäule —, den habe ich ohne Kopfbedeckung abbilden lassen, absichtlich, weil merkwürdiger Weise ein Kaiser niemals mit einer Kopfbedeckung von den alten Römern dargestellt wird. Sie hielten die Kaiser für Wesen höherer Art, dieselben brauchten also auch nicht durch Helme geschützt zu sein, es war dies eine Ehrenbezeugung. Das ist die eine Partei. Die andere enthält zuerst einen Prätorianer, der mit dem Schwerte einbricht auf den Feind, zweitens einen Centurio dazu, drittens einen Signifer, der das Cohortenzeichen trägt, viertens den Tubicen, fünftens einen Reiter, der nach einzelnen Stellen der Alten, namentlich nach Arrian's Taktik, werfend dargestellt ist, worin die Reiter eine ungeheure Virtuosität namentlich unter Trajan besassen, und dazu einen vexillarius, mit dem blauen vexillum, und endlich einen Oberfeldherrn — das Motiv dazu ist genommen von der Antoninsäule —, Sie können ihn nennen Marc Aurel. So sind alle Haupttypen des römischen Heeres in der Kaiserzeit, die Hauptbewaffnungsarten, die Hauptkampfarten, die Hauptwaffen, die Hauptstellungen, Hauptrüstungen, Haupt-

instrumente, Feldzeichen und Kleidungsstücke dargestellt. Verfertigt hat die Sachen nach den Angaben, die ich gemacht habe, der Spielwaarenfabrikant Ernst Dubois in Hannover und ich glaube, man kann es ihm zur Ehre nachsagen, dass in dieser Branche jetzt vielleicht etwas Aehnliches, so schön Gearbeitetes nicht existirt, — sowohl die lebensvolle Stellung als die Feinheit der Gravirung und die Genauigkeit und Präcision, mit der gemalt ist, verdient das höchste Lob. Dieses Werk steht nicht unter dem Schutze irgend eines Gesetzes, es kann also, obwohl der Mann viel Kosten hineingesteckt hat, in jedem Augenblick nachgeschnitten werden. Daher ist es sein Wunsch, die Spielwaarenverkäufer womöglich aus dem Geschäfte fern zu halten. Deshalb habe ich ihm gerathen, er möchte sich vertrauensvoll an die Herrn Collegen wenden, ob Sie sich überhaupt für die Sache interessieren und sie in ihren Anstalten protegieren wollen. Wenn Sie hier auf ein Exemplar subscribieren, so wird es Ihnen zugesandt werden; wenn Sie dann vielleicht den Schülern es zeigen wollten und so freundlich wären, selbstständig zu bestellen durch eine Correspondenzkarte. Ich werde noch einmal an sämmtliche Schulen ein Circular mit genauer Adresse schicken, damit dann auf diese Weise die Sache durch die Schule bekannt wird. Der Preis eines solchen Kästchens mit 14 Figuren incl. Brochure beträgt 1 Thlr. 25 Gr. Das klingt viel, wenn Sie aber die Figuren gesehen haben, so werden Sie finden, dass es eine ganz andere Arbeit ist, als wenn man dutzendweise moderne Husaren verkauft. Sachverständige Leute haben mir erklärt, es sei nicht möglich diese Figuren billiger herzustellen. Wenn nun auf diese Weise die Kasten direkt bezogen werden, so bleibt für jeden Abnehmer der Fabrikpreis ungeschmälert, während durch Wiederverkäufer 10, 20, ja 25 Procent aufgeschlagen werden. Kosten für Emballage und Transport werden natürlich dazu kommen, wenn man aber mehrere Kasten zu gleicher Zeit bezieht, so vertheilen sich dieselben so, dass es kaum in die Wage fällt. Ich bitte Sie also, wenn Sie heute sich hier einzeichnen und nur den Namen, Wohnort und Zahl der Exemplare angeben wollen, dann soll alles am 1. September expedirt werden. Am 1. September wird das Lager so gross sein, dass auch bedeutendere Bestellungen sofort effectuirt werden können.

Präsident Dr. Eckstein: Meine Herren, die Sache ist von uns schon in Kiel besprochen und als zweckmässig anerkannt worden. Sie haben nun Gelegenheit gehabt, von Herrn Director Müller das Weitere zu hören. Zunächst hat Director Rehdantz um das Wort gebeten.

Director Dr. C. Rehdantz: Meine Herren! Ich wünsche dass das Präsidium die Ansicht der Versammlung in dieser Angelegenheit einhole, respective ihre Billigung. Ob das Unternehmen gelungen ist, ob es zweckmässig ist, darüber braucht nicht disputirt zu werden. Ist diese Billigung erfolgt, so würde zu fragen sein, ob eine weitere Disputation zweckmässig ist. Diese würde sich dann nur erstrecken können auf die Frage, einmal, wie wir das Unternehmen möglichst verbreiten, dann wie wir es innerhalb des Unterrichts verwerthen können, da wir die Figuren immer nur im Besitze vermögender Schüler annehmen können. Das wäre das, was ich beim Präsidium beantragen möchte.

Präsident Dr. Eckstein: Was die Billigung des Unternehmens anlangt, so wird es schwer sein für diejenigen, die es noch nicht genau gesehen haben — wir haben es früher schon gesehen — eine Billigung auszusprechen. Das kann man nicht verlangen.

Sie können ebensowenig verlangen dass diese Figuren, die schon verkauft sind, hier in diesem Kreise herumgegeben werden. Ich kann darum einen solchen Antrag nicht gerechtfertigt finden. Was sodann die Verwendung beim Unterricht anlangt, so glaube ich, dass wir das jedem einzelnen Lehrer werden überlassen müssen. Sie werden sich vortrefflich verwenden lassen bei der Cäsarlectüre. Ich weiss nicht, ob Sie darüber noch eine besondere Erörterung haben wollen, heute handelte es sich darum den Vortrag des Herrn Müller über die Vollendung seines Werkes zu hören. Die Frage ist, ob Sie damit einverstanden sind. (Die Versammlung ist einverstanden.) Dann aber bitte ich die Herren, ihre Plätze wieder einzunehmen; zum Ansehen der Figuren wird nachher Gelegenheit sein. Sie haben weiter beschlossen, dass am heutigen Tage zunächst auf die Tagesordnung komme der Antrag des Herrn Prof. Schmalfeld aus Eisleben über das Thema: „Der lateinische Aufsatz und das griechische Scriptum sind nothwendige Bestandtheile der Maturitätsprüfung". Ich schlage vor, diese beiden Sätze auseinander zu halten und zuerst über den lateinischen Aufsatz und dann über das griechische Scriptum zu reden. Nicht im Allgemeinen, sondern im Speciellen über die Beibehaltung des lateinischen Aufsatzes bei der Maturitätsprüfung werde ich Sie fragen. Die Frage haben wir schon einmal verhandelt auf der Versammlung zu Altenburg 1854, wo eine sehr grosse Majorität sich für die Beibehaltung aussprach. Seitdem ist eine Reihe von Jahren vergangen, und es ist gewiss nicht unpassend, dass wir auf diese Frage abermals eingehen, zumal in derselben Nord und Süd sich schroff gegenüber stehen. Denn der deutsche Süden hat den lateinischen Aufsatz zum Theil beim Unterricht beseitigt, hat ihn fakultativ gemacht. In einigen Ländern wie in Baden, sogar in dem altklassischen Württemberg, wo man sonst auf die lateinischen Stilübungen das grösste Gewicht gelegt hat, hat in der neusten Zeit die Behörde höchst bedenkliche Aenderungen getroffen. Daher möchte ich Sie sehr bitten, dass wir zunächst über den lateinischen Aufsatz und zwar bloss bei der Maturitätsprüfung verhandeln. Aber zunächst müsste doch wohl Herr Professor Schmalfeld uns seine Ansicht darüber mittheilen.

Professor Dr. Schmalfeld aus Eisleben. Hochverehrte Versammlung! Die Thesis: „Der lateinische Aufsatz und das griechische Scriptum sind nothwendige Bestandtheile der Abiturientenprüfung" kann unter echten Philologen, die für ihren Beruf begeistert sind, wohl kaum Gegner oder Widersacher finden. Dagegen unter Halb- oder Nicht-Philologen, zumal solchen, welchen die klassische Bildung des Gymnasiums als eine unnütze Last oder ein Luxus erscheint, hat sie der Gegner vielleicht desto mehr. Es wird darum Mancher, hochgeehrte Versammlung, von Ihnen denken, es wäre wohl wünschenswerth gewesen, dass hier auf dem alten klassischen Boden der klassischen Studien ein stärkerer Mann die gestellte Thesis zu vertheidigen übernommen hätte, die den Lebensnerv des Gymnasialunterrichts zum Gegenstande hat, weil es vielleicht darauf ankommt, dass diese Thesis so vertheidigt wird, dass für sie, wenn auch nicht eine Einstimmigkeit, so doch eine an Einstimmigkeit grenzende Majorität zu Stande kommt. Indessen meiner Aufgabe gegenüber verliere ich den Muth nicht, weil ich weiss, dass, wenn meiner schwachen Hand der Schild entsinken sollte, Männer hier bereit sind, ihn wiederaufzunehmen, und ihr schwereres Geschütz da in die Schlacht zu schleudern, wo mein leichtes Geschoss das Herz nicht treffen will. Betrachten wir uns nun die

Motive, welche die Mehrzahl unserer Gegner hat, etwas genauer, so laufen sie etwa auf Folgendes hinaus: Der Zeitgeist, das ist der Geist der materiellen Interessen, fordert gebieterisch, dass unsre liebe Jugend die schöne Zeit, die sie auf lateinische und griechische Scripta und lateinische Aufsätze verwendet, den ausgedehntesten Studien der mathematischen und naturwissenschaftlichen Wissenschaften zuwende. Nur so, sagen die Gegner, können wir den alten Spruch erfüllen: *„non scholae, sed vitae discimus“*. Was sind doch die Erfindungen und Entdeckungen der gerühmten Alten auf dem Gebiete der materiellen Interessen gegen das, was die neuere und neueste Zeit aufzuweisen hat?! Verhalten sie sich dagegen nicht, wie eine Handmühle zu einer Dampfmaschine, wie eine Oellampe zum Siderallichte? Und wenn man in früheren Zeiten Jünglinge daran gewöhnen musste, lateinisch zu schreiben, ja, sagen sie, da hatte es noch einen vernünftigen Zweck, weil es ja kein andres Mittel gab, um als Schriftsteller auftreten zu können. Aber jetzt, nach Lessing, Goethe, Schiller, wer schreibt da selbst unter Philologen noch lateinisch? Und erst das Latein unserer Schüler und Abiturienten, was ist das für ein Latein! Besser darum, man wendet den Fleiss, der bis jetzt auf die genannten Gegenstände verwandt wird, lieber auf das Deutsche, auf das Französische, auf das Englische; man fordere auch französische und englische Aufsätze! Was man damit erreicht, ist, dass man den Jünglingen dieselbe formale Bildung giebt, welche die Philologen ihren Zöglingen zu geben behaupten und auch geben mögen. Aber dadurch, dass wir sie in ein ernsteres Studium der Classiker unsrer Muttersprache einweihen, machen wir sie deutscher, und dadurch, dass wir sie tiefer in die Werkstätten der Natur einführen, machen wir sie religiöser, und was die Hauptsache ist in diesem Zeitalter der Concurrenz, wir geben ihnen für industrielle Bestrebungen und für den Beruf des grossen und kleinen Weltverkehrs eine Summe von Kenntnissen mit, dass sie überall sogleich zu Hause sind. So die Materialisten. Andere, die, wie wir, die ideale Richtung der Erziehung für die einzig reale halten, die, wie wir, unseren Schulen den Ruhm der Erziehung zu gründlicher Gelehrsamkeit und Wissenschaftlichkeit, der Erziehung zu unerschrockenem Muthe, der Erziehung zu einem sittlichen Ernste des Charakters, der Erziehung zu wahrhafter Frömmigkeit, mit einem Worte, die unsrer Jugend die Erziehung zu den idealen Gütern der deutschen Nation gewahrt wissen wollen, zählen in ihrer Mitte doch auch Manche, die den lateinischen Aufsatz und das griechische Scriptum beseitigen, oder den lateinischen Aufsatz zwar behalten wollen, aber das griechische Scriptum beseitigt wissen wollen, sei es, dass sie wünschen, es werde durch eine Uebersetzung ersetzt, oder auch dass sie einer einfachen Beseitigung nichts entgegenzusetzen haben. Welches ist nun der Massstab, mit dem die Forderungen unsrer Gegner und unsere eigene Behauptung zu messen sind? Ich denke, wir Philologen deuten den richtigen alten Satz: *„vitae non scholae discimus“* so: das Gymnasium hat die Pflicht, seine Zöglinge in intellektueller Hinsicht dahin zu bringen, dass sie in jedem Berufe, den sie später erwählen, im Stande und mit dem nöthigen Rüstzeug versehen sind, selbständig in sein Gesetz und sein Wesen einzudringen, so sich in ihm einzuwohnen und ihn unter Umständen, je nachdem die geistige Befähigung eines Jeden ist, weiter auszubauen. Das Gymnasium hat aber ferner die Pflicht, das Pathos des jugendlichen Herzens abzuziehen vom Gemeinen und hinzuführen zu den idealen Gütern der Wahrheit, des Schönen und des Guten, und ich denke, soweit mein Wissen reicht, das Gymnasium kann mit gutem Gewissen sagen, dass es im

Ganzen und Grossen dieses hohe Ziel auch erreicht, und gerade dadurch erreicht hat, dass es seinen Mittel- und Schwerpunkt in dem ernsten Studium der alten Sprachen und den daran geknüpften Uebungen hatte. Nicht nur, dass unsere grossen Reformatoren, gerade aus den alten Classikern die stärksten Waffen nahmen, um uns von der Irreligiosität zu befreien, sie haben dies auch dankbar anerkannt, und Luther und Melanchthon, der praeceptor Germaniae, haben Fürsten und Herrn und Magistrate aufs nachdrücklichste aufgefordert lateinische Schulen zu gründen. Es giebt aus jener Zeit zwei Schulen, die, wie ja allbekannt, auf den klassischen Unterricht einen so hohen Werth legten, dass in ihnen für manche Gegenstände, die jetzt in Gymnasien gelehrt werden, entweder gar kein Platz oder nur ein sehr schmaler Raum übrig blieb. Sie ahnen, ich meine die alte Schulpforte und ich meine die Fürstenschule in Meissen. Merkwürdig genug, wenn man uns entgegenhält, dass die Philologie der Entwicklung unserer grossen Litteratur entgegen ist, dass aus der Schulpforte der Reigenführer unserer grossen Litteraturperiode, der Sänger des Messias, und aus der Fürstenschule zu Meissen jener geniale Lessing hervorging, der uns von der Nachäffung und Verehrung des Franzosenthums befreite. Ja, das im Christenthum gewährte Heil hatten die Alten noch nicht, das ist wahr, aber sie suchten in frommem Ernste, im treuen Dienste der Wahrheit darnach, und gerade bei diesem Suchen haben sie überall auf die Idealität in Kunst, Wissenschaft und Leben gedrungen, und eben weil sie, die Alten, in ihrer plastischen Objektivität immer auf die Sache eingingen, in ihrer einfachen, ungeschminkten, durch keine Reflexion angekränkelten Natürlichkeit, eben darum sind sie die besten Lehrmeister der Jugend geworden, die ja auch nach Idealen ringt. Und ist denn dieser ideale Zug nicht ein Eigenthum des deutschen Volkes überhaupt? Doch man will ja eigentlich auch das classische Studium nicht beseitigen, die Classiker nicht hinausjagen. Man will ja der Jugend nur die sauere Arbeit der saueren lateinischen Arbeiten, der griechischen Scripta ersparen. Ja! wenn es nur möglich wäre, antworten wir, eine Sprache gründlich zu erlernen ohne das gründlichste grammatische Verständniss, ohne dass man auch geschickt ist sie zum Gedankenausdrucke selbst zu gebrauchen; wenn es nur möglich wäre ohne solch ein gründliches Verständniss den idealen und realen Inhalt zu erfassen! Würde man wohl von einem Mathematiker, der da nicht im Stande wäre eine Aufgabe selbstständig zu lösen, sagen, dass er ein rechter Mathematiker wäre? Wie aber hier, so wird auch ein Schüler, der da weiss, dass er all' die grammatischen Regeln, dass er das Gelesene anzuwenden, zu reproduciren hat, ganz anders seine Autoren lesen, auch dabei auf das, was der Lehrer sagt, aufmerksamer hören, wenn er weiss, dass er dies zu reproduciren hat, als wenn er Nichts davon zu reproduciren hätte. Versteht er aber dies, so wird er dadurch selbst ein Instrument haben, mit grösserer Leichtigkeit in das Wesen der Alten einzudringen, zumal in dem Falle, wenn er es weiss, dass er daraus die Materialien und die Form sich zu suchen hat zu freien Aufsätzen. Freilich ist das mit einer geistigen Arbeit verbunden. Ein Scriptum im Lateinischen und Griechischen ist doch immer etwas schwerer, als ein Scriptum in neueren Sprachen. Hier ist vieles entweder überhaupt nur Gedächtnisssache, wenn es verschieden ist von der Muttersprache, oder, wenn es nicht verschieden ist, zu congruent, als dass es dem Denken viel übrig lässt. Wer aber genöthigt ist in einer alten Sprache einen Aufsatz zu schreiben, der hat erstens — und das ist wohl die Hauptsache — seinen eignen

Gedanken die allerrealste, ich meine die allerbestimmteste Klarheit zu geben. Erst wenn er dieses gethan hat, kann er sich daran machen, den Stoff und die Form zusammenzubringen und beides in einander zu verarbeiten. Ich möchte wissen, welches Seelenvermögen bei diesen Operationen nicht auf das lebhafteste betheiligt wäre. Das ist freilich keine leichte Arbeit, aber die alten Sprachen, namentlich die Griechische, sind ja so naturgemäss, sind ja so logisch entwickelt, wenn man will, so einfach, dass jeder sie begreifen, und in sich selbst leicht den Zuchtmeister und das Mittel gewinnen kann, sich vor Fehlern zu hüten.

Präsident Dr. Eckstein: Ja, lieber Schmalfeld, jetzt muss ich Dich doch unterbrechen. Erstens hast Du uns eine Vorlesung gehalten über die Aufgabe der Gymnasien, ich glaube darüber sind wir alle einig, zweitens eine Vorlesung über den Nutzen des lateinischen Aufsatzes, der uns in diesem Augenblicke gar nicht beschäftigt, sondern nur seine Beibehaltung bei der Maturitätsprüfung. Nimm mir nicht übel, wenn ich Dich erinnere, bei der Sache zu bleiben. (Bravo!)

Professor Dr. Schmalfeld: Wenn nun mit einem Male also der lateinische Aufsatz abgeschafft und aus dem Abiturienten-Reglement entfernt würde, und ebenso das griechische Scriptum, die Rückwirkung würde gar nicht lange ausbleiben können. Es möchte die Auseinandersetzung über grammatische, stilistische und andere Vorzüge der alten Classiker noch so gründlich, noch so ausführlich sein, sie würden dennoch im Ganzen nur Gedächtnisssache bleiben; sie würden also niemals ein Eigenthum des Geistes so werden, dass sie auf seine Bildung von bedeutender Wirksamkeit sein könnten. Freilich wäre die Forderung des griechischen Aufsatzes von denselben Wirkungen, aber der lateinische Aufsatz ist ja schon ausreichend, zumal sich ja das klassische Latein nach dem Griechischen formal gebildet hat. So sind wir mit der Forderung des lateinischen Aufsatzes und des griechischen Scriptums zufrieden. Zwanzig Jahre lang hat das griechische Scriptum —

Präsident Dr. Eckstein: (Unterbrechend) das nehmen wir ja nachher!

Professor Dr. Schmalfeld: Ich glaube wenigstens soviel noch sagen zu können, dass mit dem lateinischen Aufsatze eine der Haupt-Grundsäulen aus dem Abiturienten-Reglement und durch die Rückwirkung auch eine der Haupt-Grundsäulen des Gymnasial-Unterrichts überhaupt fallen würde.

Präsident Dr. Eckstein: Bei der Eröffnung der Discussion ersuche ich Sie herzlichst, auf die allgemeine Frage nicht weiter einzugehen, sondern streng bei der Frage zu bleiben, die uns vorliegt: Ist der lateinische Aufsatz bei der Abiturientenprüfung zu beseitigen oder nicht? Sie werden diese Bitte ganz gerechtfertigt finden. (Bravo!)

Dr. Emil Dorschel aus Gera: Meine Herren! Die Nothwendigkeit des lateinischen Aufsatzes für das Abiturientenexamen geht meiner Ansicht nach aus dem Wesen des Abiturientenexamens hervor. Das Gymnasium ist eine allgemeine Bildungsstätte; es soll der Schüler auf demselben nach allen Seiten hin harmonisch ausgebildet werden, und diese Bildung soll dargelegt werden in dem Abiturientenexamen. Mit gutem Bedachte haben die Gymnasien stets die klassischen Sprachen gewählt und wieder mit gutem

Bedachte gerade das Lateinische zum Centrum gemacht. Was heisst es aber nun, Lateinisch studieren? Meiner Ansicht nach muss das höchste Ziel sein die Erfassung der Litteratur und Sprache nach allen Seiten. Es soll die Scheidewand, die besteht zwischen deutscher und lateinischer Sprache, gewissermassen beseitigt werden, der Schüler soll dahin kommen, dass er sich vollständig in das Lateinische hineinlebt, dass er im Stande ist mit den Römern zu denken und zu schreiben. Wenn man nun den lateinischen Aufsatz beseitigte, so würde man im lateinischen Scriptum blos den Ausdruck gewisser grammatischer Kenntnisse haben. Die Fähigkeit, dass der Schüler sich wirklich in die lateinische Sprache hineingelebt hat, dass für ihn die Scheidewand beseitigt ist, findet nur Ausdruck im lateinischen Aufsatz. Schaffen wir ihn ab, so haben wir nicht den Massstab, wenigstens äusserlich nicht mehr, dafür, ob wir unsere Schüler dahin gebracht haben, wohin wir sie bringen sollen. Nun könnte man aber wohl sagen, das müsste der Lehrer schon von selbst wissen und es dürfte sich fragen, ob das Abiturientenexamen überhaupt beizubehalten sei. Soll der Schüler seine Bildung dabei bethätigen, darf man den lateinischen Aufsatz nicht beseitigen. Deshalb ergreife ich das Wort für die Beibehaltung.

Präsident Dr. Eckstein: Auch dieser College hat wieder eine neue Frage hineingezogen über die Bedeutung des Abiturientenexamens, dass es bestimmt wäre, die Bildung des Schülers darzulegen. Vor 100 Jahren gab's gar kein Examen derart. Ich glaube, dass damals sich die Schüler auch eine Bildung erworben haben. Die Frage gehört nicht hierher.

Oberschulrath Dr. Schmitt (Weilburg): Meine Herren! Es wird darauf ankommen, wie weit bei der Maturitätsprüfung das sogenannte Extemporale ausgedehnt wird und ob ermittelt werden soll, wie weit es der Schüler im Lateinischen gebracht hat. Ich bin früher auch gegen den lateinischen Aufsatz gewesen, ich habe mich aber überzeugt, dass er zweckmässig ist. Soll aber nachgewiesen werden, wie weit der Schüler im Lateinischen ist, so bin ich der Ueberzeugung, dass, wenn man ihm ein schwieriges deutsches Stück zum Uebersetzen in's Lateinische gibt, man besser ermitteln kann, wie weit er ist, als durch den lateinischen Aufsatz. Aber ich habe nichts dagegen schon wegen der formalen Bildung, wenn er beibehalten wird, auch die Schwierigkeit ist nicht so gross, wie man glaubt.

Präsident Dr. Eckstein: Meine Herren! Ich will darauf aufmerksam machen, das Eine zu thun und das Andere nicht zu lassen. Es ist das grosse Verdienst der preussischen Regierung, dass sie auch auf das Extemporale bei der Maturitätsprüfung mit solcher Entschiedenheit gedrungen und dadurch auch bewirkt hat, dass es in andern Ländern Eingang gefunden hat. Begehrt nicht Jemand das Wort, nicht einer von den Süddeutschen, von den Bayern? Linsmayer? Ihr habt ja gar keinen lateinischen Aufsatz!

Rector Linsmayer (München): Meine Herren! Wenn ich über die Frage sprechen soll, ob der lateinische Aufsatz bei dem Maturitäts-Examen beibehalten werden soll, so bin ich eigentlich ein ganz unbefugter Redner, denn wir haben ihn nicht. Wir haben wohl eine Uebersetzung aus dem Deutschen ins Lateinische, die allerdings bedeutend schwierig ist. Wenn ich die Frage mir vorlege, ob bei uns etwa ein lateinischer Aufsatz an die Stelle der Uebersetzung aus dem Deutschen ins Lateinische oder neben diese Uebersetzung treten soll, so greift bei mir folgende Erwägung Platz: Ich glaube,

das Erlernen einer Sprache theilt sich in drei Fertigkeiten: Erstens das Lesen der Sprache, zweitens das Schreiben der Sprache und drittens das Sprechen der Sprache. Erst wenn diese drei Fertigkeiten da sind, dann kann Einer sagen, er habe vollständig die Sprache inne. Wie steht es nun? Das Lesen der Sprache, das gründliche Lesen der Sprache setzt offenbar eine vollständige Kenntniss der Organisation und der Regeln der Sprache voraus. Das muss da sein, ehe etwas weiteres gemacht werden kann. Nun, meine Herren, komme ich auf etwas, was mir in meinem Schulleben vorgekommen ist, es wird Ihnen vielleicht auffällig sein, weil bisher unsere Gymnasien nicht in dem Renommée standen, zu den besten zu gehören. Mein Gymnasium ist so, dass ich jetzt wol sagen darf, es hat einigen Ruf. Norddeutsche Schüler oder überhaupt ausserbayerische Schüler, welche nach München kommen, kommen gewöhnlich zu mir. Ich habe die merkwürdige Erfahrung gemacht, dass diese Schüler mit meinen Schülern in der grammatikalischen Exactheit nicht concurriren können. Das ist das Eine. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass sie wol eine gewisse Routine haben im Uebersetzen aus der fremden Sprache in die Deutsche, also des Lesens, aber sie haben nicht die Genauigkeit. Wenn man ihnen irgend ein Stück vorlegt, das sie übersetzen sollen, so verwechseln sie leicht dasjenige, was sie sich einbilden, dass die Sache heissen könnte, mit demjenigen, was die Sache wirklich heisst, sie verwechseln viel mehr, als das bei den unsrigen der Fall ist. Ich möchte an Sie die Frage stellen, ob das so allgemein ist, dass die grammatikalische Exactheit bei Ihnen weiter zurücksteht, als in unseren Schulen. (Heiterkeit.) Wenn das der Fall ist, dann glaube ich, dass jedenfalls das Grammatikalische so betont werden muss, dass dadurch die Exactheit erzielt wird. Denn ehe Einer grammatikalisch tüchtig geschult ist, kann er auch nicht frei schreiben. Der freie lateinische Aufsatz wäre nun ein weiterer Schritt. Wir, aufrichtig gesagt, bringen es infolge dessen, dass wir bei unseren Schülern Genauigkeit im Grammatikalischen verlangen, und zwar dadurch zu erzielen suchen, dass wir aus dem Deutschen ins Lateinische regelmässig übersetzen lassen, wir bringen es jetzt nicht dazu, dass wir die Schüler auch anhalten einen lateinischen Aufsatz zu verfertigen. Wenn wir demnächst noch ein Schuljahr zusetzen, so kann es vielleicht sein, dass man den Versuch machen wird, ebenso, wie man im Griechischen bei uns früher das Scriptum weggelassen, dann es aber wieder eingeführt hat, und nun der Ueberzeugung ist, dass dieses Scriptum nöthig ist. Ich kann nicht weiter sprechen, der Standpunkt, den ich einnehme, ist der: ich finde diesen Unterschied, dass Ihre Schüler, die zu uns kommen, nicht so exact in der Grammatik sind als unsere, und dass sie nicht so genau in der Lectüre sind; dass wir zwar einen lateinischen Aufsatz nicht haben, hingegen genaues Wissen in der Grammatik verlangen. Wenn nun das ausgeglichen werden kann, dass die Genauigkeit der Kenntniss der Regeln der Sprache erzielt wird, und trotz dem dann noch so weit gegangen werden kann, dass Lateinisch frei geschrieben wird, so wäre ich jedenfalls dafür, dass man die Sache auch machen sollte, und dass man dann, wenn man die Sache im Unterricht hat, sie auch beim Examen fordert.

Präsident Dr. Eckstein: Ich bemerke, dass die bayerischen Gymnasien ein Schuljahr weniger haben als wir im Norden.

Linsmayer: Wir nehmen die Leute auch um ein Jahr später auf. Sie nehmen sie mit neun, wir erst mit zehn Jahren auf.

Präsident Dr. Eckstein: Dann wollte ich noch aufmerksam machen, dass die Frage, welche College Linsmayer wegen geringerer grammatischer Correktheit und Fertigkeit im Uebersetzen, als eine schwer zu beantwortende Frage an die Gewissen der Schulmeister ist, die hier versammelt sind. (Heiterkeit.)

Prof. Dr. Weidner (Magdeburg): Meine Herren, ich selbst bin auf einem bayerischen Gymnasium vorgebildet, ich habe ebenfalls die Schule durchgemacht von Nägelsbach, zuerst in Erlangen, dann auch von Prof. Halm in München. Ich glaube auch einigermassen bayerische Verhältnisse zu kennen: Ich habe dieselben Arbeiten, die eine Reihe von Jahren nach einander den Abiturienten gegeben worden sind, den preussischen Schülern gegeben, sowol am Rhein, als auch in der Provinz Sachsen. Ich muss erklären, dass die preussischen Schüler im Durchschnitte nicht zurückstanden, dass sie im Gegentheil eine grössere Fertigkeit zeigten auch im Uebersetzen, dass sie in Grammatik zum mindesten eben so sicher und exact waren, dass sie aber, besonders in der Phraseologie, eine viel grössere Gewandtheit zeigten. Dazu kommt noch dieser Umstand: In Bayern verwendet man auf die Uebersetzung dieses deutschen Textes, wenn ich mich recht erinnere, vier oder fünf Stunden. In Preussen haben wir nur zwei Stunden. Unsere Abiturienten müssen also in zwei Stunden dasselbe leisten, was die bayerischen in vier Stunden leisteten und immerhin — ich habe consequent nach einander dieselben Arbeiten gegeben — es ging auch. Ich hätte sie nicht gegeben, wenn sie schlecht angefertigt worden wären; indessen das ist ja *extra causam*. Was zur Sache selbst gehört, die Frage, ob der Aufsatz beibehalten werden soll in dem Maturitätsexamen, ist eng verknüpft mit der, ob überhaupt der lateinische Aufsatz in der Schule beibehalten werden soll, denn sonst kommen wir auf die Frage, ob wir überhaupt ein Maturitätsexamen haben wollen. Das ist jedoch eine Frage für sich. Aber was wirklich in der Schule mit vollem Ernste betrieben wird, davon muss schliesslich auch am Ende bei dem Abiturientenexamen Rechenschaft gegeben werden. Schliesslich kommen wir also auf die Frage hinaus, ob es möglich ist, dass in dieser verhältnissmässig kurzen Zeit ein junger Mensch in diesem Alter plötzlich ex tempore über ein gegebenes Thema einen Aufsatz schreiben kann. Das können wir nur beantworten aus der Erfahrung. Es mag ja sein, in Preussen haben wir nicht wie in Bayern so einen gleichen Durchschnitt, die Anstalten sind viel mannigfaltiger, die Leistungen sind auch viel mannigfaltiger als in Süddeutschland. Indess die Erfahrung hat, glaube ich, gelehrt, dass es möglich ist einen lateinischen Aufsatz zu schreiben. Dann würden wir uns die Frage zu beantworten haben, ob im lateinischen Aufsatz ein wesentlicher Bildungsstoff enthalten ist, denn dass man Latein lernen kann auch ohne den lateinischen Aufsatz, davon bin ich fest überzeugt und die Erfahrung hat es auch vielfach gezeigt. In Süddeutschland lernen sie auch Latein, ohne dass sie im lateinischen Aufsatze geübt sind. Ich will hier auf diese Frage nicht näher eingehen, nur das Eine möchte ich nebenbei noch bemerken, es wäre wünschenswerth, wenn in Preussen für das lateinische Extemporale wenigstens drei Stunden gewährt würden, damit wir nicht blos ein Extemporale flüchtiger Art (Unruhe), sondern wirklich eine stilistische Arbeit erhalten.

Präsident Dr. Eckstein: Ich will darauf aufmerksam machen, dass in Preussen für das Extemporale zwei Stunden bestimmt sind mit Abzug der Zeit, die auf das Dictiren des Textes verwendet wird.

Director Dr. Hertzberg aus Bremen: Ich werde mich anschliessen an das, was Herr Rector Linsmayer gesagt hat, weil ich ihm in seinen Voraussetzungen bis auf einen Punkt Recht gebe, dass, wenn es sich frägt, ob Latein, das heisst eine fremde Sprache erlernt sei, sich das nach drei Seiten hin in Unterfragen theilt, ob der Schüler den inneren Organismus der Sprache inne habe und ob er sich frei darin bewegen könne, schriftlich und mündlich. Aber ich glaube, wenn ich ihm in so weit vollständig Recht gebe, dass die Erreichung der einzelnen Ziele nicht in einem *post hoc*, also in einem Nacheinander zu suchen sei, dass man ja auch nicht schwimmen lernen könne, wenn man nicht in's Wasser geht, wenn man auch die vollständige Beherrschung der Glieder nicht habe, und noch viel weniger den anatomischen Organismus der Glieder kenne. Ich glaube, man muss eben anfangen. Und wenn man nicht anfängt, wo kleine Schwierigkeiten und Haken sind nach der theoretischen Seite, so wird man es nie lernen. Wer viel in's Ausland gereist ist, wird wissen, dass er mit einer mässigen grammatischen Kenntniss sich hineinschwimmt, so zu sagen, zwar noch diesen oder jenen kleinen Fehler macht, worüber er sich auch einmal ärgert. Dieser Aerger ist höchst nützlich für die späteren Correkturen. So glaube ich, dass der Aufsatz angefangen werden müsse, wenn auch der Schüler noch nicht vollständig sicher ist vor recht schlimmen Fehlern, was man so Böcke nennt. Ab und zu läuft einer unter und stösst. Ich glaube desshalb also, dass wir die drei Theile, die Herr College Linsmayer hingestellt hat, nicht so scharf als nach einander eintretend, bezeichnen dürfen, allerdings bis auf einen gewissen unzweifelhaften Punkt, aber nicht so weit, dass man sagen müsse: „Du musst gar keinen Fehler mehr im Extemporale machen, dann gestatte ich Dir auch einen lateinischen Aufsatz zu machen!....“.

Rector Linsmayer aus München (rasch einwerfend): Das habe ich auch gar nicht behauptet!

Director Dr. Hertzberg aus Bremen (fortfahrend): Ich glaube, dass damit diese Frage erledigt ist, dass wir einen Aufsatz schreiben lassen können, wenn auch vielleicht die Correktheit nicht so genau ist. Nun die schwierige Frage, die Herr Linsmayer aufgestellt hat und die zum Theil von anderen Collegen aus Bayern bestritten ist, ob der Norddeutsche correkter sei in seinem Ausdruck als der Süddeutsche und ob das irgendwie zu constatiren sei. Es wäre das allerdings durch ein Musterextemporale (Bravo), welches zuletzt die oberste Reichsbehörde corrigiren müsste, möglich durchzuführen. Es wäre einmal ganz hübsch. Ich weiss nicht, ob die Philologenversammlung nicht einmal eine solche colossale Arbeit anregen könnte. Wie die Sache aber liegt, so glaube ich, ist doch das, was Herr Linsmayer erwähnt, auch mit zu berücksichtigen. Sie haben es ja selbst gesagt, dass Sie ein Jahr weniger haben in dem bayerischen Gymnasiencursus. Das allerdings bringt uns auf einen anderen Standpunkt. Ich habe das Glück, dass an der Schule, welcher ich vorstehe, wir noch einen Jahrescursus mehr haben, als in den preussischen Gymnasien, dass wir also zehn Gymnasialjahre haben; also vor dem 19. Jahre gar kein Schüler zur Universität gehen kann. Andererseits habe ich noch das partikularistische Glück, dass ich selten einen Schüler entlasse, der älter ist. Die gleichartige Vorbildung, das gleichartige Terrain, die gleichartigen Schüler, da wir sehr wenige Fremde haben, machen dies möglich. Aber ich muss aus diesen Gründen, und glaube den Beifall des Collegen Linsmayer zu haben, und unter diesen Verhältnissen auf jeden

Fall beim Aufsatz bleiben. Denn die sprachliche Vollendung wird eigentlich erst durch die freie Uebung des fremden Idioms vollendet sein. Ich würde also unter keinen Umständen diese Uebungen, und zwar beide Uebungen aufgeben, oder ich habe mich schief ausgedrückt, ich würde unter keinen Umständen irgend eine von diesen beiden Uebungen aufgeben; ebenso bin ich für das griechische Scriptum.

Präsident Dr. Eckstein: Das kannst Du uns nachher sagen! —

Dr. Schiller, Rector in Ansbach: Meine Herren, ich will nur durch ein paar Worte ein faktisches Verhältniss constatiren. Mein Herr College Linsmayer hat gesagt, wir haben den freien lateinischen Aufsatz nicht. Ich möchte in der Beziehung nur constatiren, wir haben ihn nicht in der Abiturientenprüfung; im Uebrigen ist es den einzelnen Anstalten überlassen, wie sie es halten wollen, und ich lasse freie lateinische Arbeiten machen. Allerdings habe weder ich noch auch meine Collegen jemals das Bedürfniss empfunden, dass der freie lateinische Aufsatz auch bei uns im Abiturientenexamen eingeführt werde, aber als Uebung in der Oberklasse selbst wird er praktisch bei mir gehandhabt. Es ist in der Beziehung bei uns keine Vorschrift. Das eine möchte ich noch beifügen, es gehört dies auch zu den Dingen, in welchen unsere bayerische Schulordnung den einzelnen Gymnasien einen viel grösseren Spielraum lässt als man gewöhnlich annimmt. Unser Schulreglement steht unverdientermassen in dem Ruf, Lehrer und Vorstände in einer Weise einzuengen, dass man sich in Bezug auf die Regelung des Unterrichts im Einzelnen dadurch gedrückt fühle. Es sind selbst auf dem letzten Landtage in München in der Beziehung Anklagen von einem bayerischen Collegen erhoben worden, die nach meiner Ueberzeugung, was den Gang des Unterrichts betrifft, gar keine Berechtigung haben. Also den lateinischen Aufsatz haben wir, wenn wir ihn haben wollen, und bei uns wird er getrieben; in der Prüfung haben wir ihn nicht.

Prof. Dr. Weidner (Magdeburg): Hier möchte ich als faktisch anführen, dass in Bayern, z. B. in Baireuth der Rector Held Aufsätze machen liess. Aber da es nicht obligatorisch war, hörten sie eben auf. Im Ganzen und Grossen wird der Aufsatz nicht geschrieben.

Präsident Dr. Eckstein: Ich will eine Bemerkung einschieben über die badischen Verhältnisse. In dem neuesten badischen Gesetz ist die Verordnung getroffen, „freie lateinische Aufsätze aufzugeben, bleibt dem Ermessen der Lehrerkonferenz einzelner Gymnasien anheim gestellt.“ Wenn das auch in anderen Ländern bestünde, würde der Aufsatz noch in vielen bald aufhören.

Rector Linsmayer: Zur Klarstellung möchte ich nur auf zwei Punkte hinweisen. Meine Bitte vorhin, sich auszusprechen, ob Sie im allgemeinen an Ihren Gymnasien finden, dass die Leute im Grammatikalischen weniger geübt seien als unsere Schüler, hatte den Sinn, ob Sie bis zum Ende der Gymnasialstudien mit Ihrem Gange eine vollständige, oder respectiv vollständige Correktheit bei Ihren Schülern erzielen. Was Herr College Weidner gesagt hat, ist mir sehr interessant gewesen, was das Andere anlangt, was College Schiller sagte, das habe ich auch. Ich gebe auch hie und da etwas auf, was Schüler mir lateinisch machen müssen, sofort; z. B. dass ich sage: Macht mir jetzt rasch das

Excerpt aus dem Stück, das wir jetzt gelesen haben, lateinisch, oder gebt mir das, was wir in den letzten Stunden im Demosthenes gelesen haben, lateinisch, rasch, die Hauptpunkte; das meine ich aber nicht unter einem lateinischen Aufsatz. Wenn ich von Aufsatz spreche, so verlange ich etwas mehr.

Geh. Oberregierungsrath Dr. Wiese (Berlin): Meine verehrten Herren, ich möchte mir erlauben, der Discussion eine praktische Wendung zu geben. Der Gegenstand ist auch früher schon einmal vor vielen Jahren in Altenburg verhandelt worden auf der Philologenverhandlung —

(Präsident Dr. Eckstein wirft ein: 1854.) —

und wir sind da zu einer Einigung nicht gekommen, werden auch heute dazu nicht kommen, aber es ist Ihnen, wahrscheinlich dem grössten Theile, bekannt, dass in Preussen eine neue Redaction des Abiturientenreglements im Werke ist. Es ist sehr wohl möglich, dass — denn abgeschlossen ist die Arbeit noch keineswegs — auf einer solchen Versammlung wie diese, wo so erwünschtermassen aus vielen Theilen von Deutschland Stimmen für die Sache unseres Gymnasialunterrichts sich erheben, Aeusserungen und Ueberzeugungen, die sich hier geltend machen, auch auf diese Arbeit für die Regierung einen Einfluss üben können. Wir sind unserem Präsidium gewiss sehr dankbar, dass es die Frage immer auf ihr eigenes Ziel richtet und alle unnöthigen theoretischen Erörterungen abschneidet. In dieser Beziehung haben wir es also nur mit dem Abiturientenexamen zu thun und nicht mit dem Werth des lateinischen Aufsatzes an und für sich; soll er beibehalten werden beim Examen? Und da verstehen wir allerdings immer nur die Form, wie sie jetzt herkömmlich ist, schriftliches Examen, mündliches Examen, aber es frägt sich, ob das schriftliche Examen in der hergebrachten Weise die einzig mögliche Form ist oder ob da eine Modifikation zulässig erscheint. Bei anderen Prüfungen, z. B. der *pro facultate docendi*, ist keineswegs eine solche Uebereinstimmung bei den wissenschaftlichen Prüfungskommissionen in Preussen, dass ganz in derselben Weise bei der einen wie bei der anderen verfahren würde, sondern es wird der Unterschied gemacht, dass bei einigen die schriftlichen Aufgaben dem Candidaten gegeben werden, und er bearbeitet sie in der gestatteten Zeit wo und wie er kann. Bei anderen giebt es auch noch Clausurarbeiten, die in einem bestimmten Prüfungslocal von dem Candidaten angefertigt werden. Das gehört zu der Prüfung. Bei Gymnasien haben wir unter der schriftlichen Prüfung bis jetzt immer nur Clausurarbeit verstanden. Das ist der Punkt, auf den ich mir erlauben wollte, Ihre Aufmerksamkeit hinzulenken, und das ist eine praktische Frage. Wir haben auch in dem jetzigen Umfang von Preussen Gymnasien, oder eins auf jeden Fall, in Frankfurt a. M., wo der Director Mommsen sagen würde, eine Abiturientenprüfung haben wir auch; aber bis jetzt haben sie dieselbe in der alten Weise. Der schriftliche Theil besteht nicht in einer schriftlichen Clausurarbeit, sondern in einer Valedictionsarbeit in der Art, dass Diejenigen, die die Schule verlassen wollen, ein halbes Jahr vorher sich ein Thema wählen, und dass ihnen Zeit gelassen wird, dieses Thema mit allen ihnen zu Gebote stehenden Hilfsmitteln zu bearbeiten. Nach dem Ausfall dieser Arbeit wird die Reife, natürlich mit alle dem, was sonst dem Lehrer von Kenntniss zu Gebote steht über den Abiturienten, beurtheilt. Wenn wir den Ertrag der lateinischen Aufsätze, wie sie in der Clausur gemacht werden, übersehen, ja, meine Herren, da müssen wir doch sagen, dass

ausserordentlich viel Schwaches dabei geliefert wird, dass die Wirkungen in unserer Zeit, die ausgegangen sind von der ganz anderen Stellung, welche das Lateinische einnimmt auch an den Universitäten, auf unsere Schule einen sehr merklichen Einfluss hat. Diese Zurückstellung der lateinischen Sprache bei der Promotion, bei Dissertationen, allerlei akademischen Akten, übt eine ganz ausserordentliche Wirkung, und ich kann sie im Interesse des Studiums des Lateinischen nur beklagen. Wir werden aber diesen Gang der Cultur unserer Zeit nicht rückgängig machen können, und das wirkt mit. — Es lassen sich noch mancherlei andere Momente anführen, auf die ich hier nicht einzugehen brauche. Ist es unter den gegenwärtigen Umständen wirklich eine lösliche Aufgabe, dass in fünf Stunden ein lateinisches Thema mit oder ohne Lexikon, auf jeden Fall ohne deutsch-lateinisches Lexikon — auch darüber sind die Ansichten verschieden, aber im allgemeinen wird doch angenommen, dass es nicht gestattet ist —, dass da eine freie Arbeit gefertigt und zugleich aus dem Concept in's Reine geschrieben wird? Die Beschaffenheit sehr vieler dieser Arbeiten ist so, dass man sagen muss: Nein, es geht wirklich nicht. Viele bringen ja einen Cento zusammen von allerlei, namentlich die Einleitungen sind meist fertig. Nichts desto weniger halte ich es für unerlässlich für den Bestand unserer Gymnasien nach der alten Grundlage, auf der sie gebaut sind und allein ihre Festigkeit bewahren, dass der lateinische Aufsatz zur Abiturientenprüfung nach wie vor gehört. Ich möchte bitten, darauf doch auch aus Ihren Erfahrungen die Aufmerksamkeit zu richten und sich darüber zu äussern, ob es in der bisherigen Weise bei einer Clausurarbeit verbleiben soll, oder ob man nicht daran denken könnte, eine solche Arbeit ausser der Clausur in dem letzten Jahr oder Halbjahr von den betreffenden Schülern anfertigen zu lassen. Einige Bedenken liegen dabei ja sehr nahe; man kann zu Haus allerlei verbotene Hilfsmittel brauchen; darauf hat mir der Director Mommsen immer geantwortet, ich kenne meine Schüler so, sowol nach dem was sie leisten können, wie auch nach ihrer sittlichen Zuverlässigkeit, dass ich bei der Mehrzahl weiss, wie weit dies eigen ist oder nicht; aber eine grössere Befriedigung haben sie selbst und haben wir bei dem, was sie selbst mit grösserer Freiheit, mit Benutzung aller erlaubten Hilfsmittel haben anfertigen können. Ich habe nicht eine bestimmte Ansicht über diese Sache aussprechen, sondern habe nur die Gelegenheit benutzen wollen, zu bitten, die Sache auch nach der Seite hin in Betracht zu ziehen.

Präsident Dr. Eckstein: Ich möchte bemerken, dass diese Sitte Valedictionsarbeiten zu machen an vielen anderen Orten besteht und bestanden hat, sogar neben der Clausurarbeit bei der Abiturientenprüfung. Also eigenthümlich ist es Frankfurt nicht. (Rufe: auch in Magdeburg.)

Probst Dr. W. Herbst (Magdeburg): Meine Herren, ich will mir ein paar kurze Bemerkungen erlauben, anknüpfend an das, was der Herr Präsident selbst vorgebracht hat. Ich glaube, der Modus zu Frankfurt a. M. mit der Valedictionsarbeit kann doch nicht so generalisirt werden, und zwar aus folgenden Gründen: Am Kloster unserer lieben Frauen haben wir gleichfalls diese Einrichtung. Sie hat einen wahren Sinn nach meiner Erfahrung nur für begabtere und bevorzugtere Schüler, denn es ist eine freiere Produktion noch in ganz anderem Sinne als etwa ein freier Aufsatz in wenigen Stunden. Es ist ein wirklicher Anfang und Beweis freier wissenschaftlicher Thätigkeit, wozu

also einmal gehört, die Herbeischaffung des Materials aus einer reicheren umfassenderen Lectüre und zweitens die Verarbeitung eines so reichen und massenhaften Stoffes, die nicht Jedermanns Ding ist auf dieser Alters- und Bildungsstufe. Wir haben — und zu meiner Freude kann ich das hier sagen — ungemein tüchtige Arbeiten von Einzelnen bekommen und in einem Umfang von mitunter hundert Seiten, die auf der Lectüre von mehr als einem Semester beruhten, Arbeiten, deren sich ein junger Philologe im zweiten, dritten Semester, auch im vierten, wol nicht zu schämen gehabt hätte, aber ich betone noch einmal, es ist dies eine Zumuthung, die man nur an einen Begabteren stellen kann. Dann aber meine ich, wird damit das Interesse, welches der Staat, seine Organe und seine Behörden, an diesem Examen haben, befriedigt; und das ist ein ungleich grösseres als das Interesse, welches die Schule hat — wir kennen unsere Schüler und müssten Lehrer sein, die den Namen nicht verdienen, wenn wir nicht mit gutem Gewissen testiren könnten ohne jedes Specimen der Art, der Schüler ist reif für die Universität — also ist das Interesse für uns ein ungleich geringeres als für die Organe des Staats. Die Organe des Staats können aber mit einer Valedictionsarbeit, die mit jeder Art von Hilfsmitteln zu Stande gekommen ist, unmöglich sich befriedigt erklären. Es kann das ergänzend bei begabteren Schülern ein sehr charakteristisches Urtheil bilden, über die Grundlage, aber es kann unmöglich generell die Pflicht eines Specimen abnehmen, was in gewissen Schranken und in gewissen gesetzlich bestimmten Formen gehandhabt wird. Dies voraus. Was nun die eigentliche Frage betrifft, so bin ich der Ansicht, dass auch hier wie überall das Ob von dem Wie abhängt. Die Methode ist der Schlüssel zur Lösung des faktisch beizubehaltenden Bestandes, hier wie überall. Und da ist meine Ansicht die, der hochgeehrte Herr Vorredner hat die Frage aufgeworfen, können wir und dürfen wir einem Primaner die Zumuthung stellen, dass binnen 5½ Stunden — bekanntlich kommt diese Henkersfrist von ½ Stunden hinzu — ein freier lateinischer Aufsatz geliefert wird. Ich sage, unter folgenden Bedingungen wohl, und rede da aus einer nicht ganz geringen Erfahrung heraus: Einmal wenn das Thema so gestellt ist, dass es durchaus in den Gesichtskreis und Gedankenkreis der Studien und Erfahrungen des Schülers hineinfällt. Der Takt in der Wahl der Themata ist durchaus entscheidend und durchschlagend. Dann aber weiter! Wenn wir die Hilfsmittel ihnen gestatten und gewähren, die sie unbedingt zu einer Arbeit gebrauchen, denn, meine Herren, dieser Aufsatz soll ja ein möglichst treues Abbild der geistigen Operation sein, die sich in den häuslichen Arbeiten vollzieht. Was hat da der Schüler für Hilfsmittel? Er hat beide Lexika, ja seine Grammatik. Wenn er sie zu Rathe ziehen will, hat er das Recht und die Pflicht sie zu Rathe zu ziehen. Ob das Abbild so weit gehen muss, dass das deutsch-lateinische Wörterbuch gewährt wird, das kann eine offene Frage sein. Aber wir müssen jedenfalls das eine Hilfsmittel, nämlich das lateinisch-deutsche Wörterbuch, ihnen gestatten. Das ist das Minimum der Hilfsmittel. Drittens kommt noch hinzu. Vergleichen Sie doch einmal die geistige Arbeit an einem lateinischen Aufsatze mit einem deutschen Aufsatz. Ich behaupte aus meiner Erfahrung: Es ist ungleich schwieriger einen deutschen Aufsatz innerhalb fünf Stunden anzufertigen. Das liegt einerseits am lateinischen Aufsatz. Der lateinische Aufsatz ist wesentlich formaler Natur. Wir verlangen genaue Disposition, strenge und rationelle Behandlung. Es ist also das Mitgebrachte, das was der Schüler immer bei sich haben muss, das Mass des Besitzthums von Sprache. Das ist es eigentlich, was zum Ausdruck kommt. Aber in dem deutschen Aufsatze, wo eine viel freiere

Bewegung in der Wahl der Themata stattfindet und auch stattfinden muss, da ist eine viel innerlichere dynamischere Thätigkeit des Geistes in nicht zu vergleichendem Masse, und da muss ich sagen, ich habe oft die Erfahrung gemacht, dass hochbegabte Schüler, wenn sie in die Zwangsjacke gesteckt werden, in fünf Stunden produktiv sein zu müssen, dies für mich oft etwas Verletzendes hat. Ich wäre nicht im Stande, wenn mir gesagt würde: Heute musst Du produktiv sein, magst Du Kopfschmerz oder Zahnschmerz haben, oder sonst disponirt sein, heute **muss** der Aufsatz fertig sein," ich frage Sie, meine Herren, wünschten Sie als Männer in dieser Lage zu sein? Ich will nur die Parallele ziehen: ich halte den deutschen Aufsatz für schwieriger als den lateinischen und den lateinischen nicht für entfernt so schwierig als bezeichnet wird. Dann aber, mein ganz kurzes Schlusswort ist dieses: Ist für uns der lateinische Aufsatz — und es hat sich nicht der geringste Dissensus, selbst von dem geehrten Herrn Collegen aus München nicht, erhoben, dass er als Schularbeit behalten und in irgend einem Umfange geübt werden könne — dann muss ich sagen, soll man diese Centralarbeit nicht degradiren dadurch, dass man sie zu einem Specimen und zu einer Probe bei der eigentlichen Krisis des Schullebens, bei seinem Schluss macht.

Director **Hasper** (Glogau): Endlich, meine Herren, sind wir doch auf dem rechten Wege die Sache praktisch zu behandeln. Ich meine, es kommt lediglich darauf an, zu bestimmen: Ist der lateinische Aufsatz eines der guten Mittel die innere Durchbildung des Schülers an den Tag zu legen? Alles was blos auf Gedächtnisswerk hinausläuft, das ist möglichst zu entfernen aus dem Abiturientenexamen, und blos das eben beizubehalten, was uns über die innere Durchbildung des Schülers klar macht. Ich halte dazu den lateinischen Aufsatz für durchaus wohlberechtigt und befähigt, uns darüber einen Aufschluss zu verschaffen, und schliesse mich darin vollständig dem an, was Herr College Herbst aus Magdeburg vorgetragen hat. Ich möchte nur dem, was er über die praktische Durchführung gesagt hat, noch Eins hinzufügen: nämlich, was **wir** von unseren Schülern als Leistungen im Abiturientenexamen verlangen, meine Herren, darauf müssen wir sie hindressiren (Heiterkeit), so zu sagen, oder dazu müssen wir sie vorbilden und ich habe desswegen — ich werde nicht missverstanden worden sein, das kann **mir** nicht zugetraut werden, dass ich meine, wir sollen ihnen Hilfsmittel geben den Staat zu belügen! — ich meine also, wir müssen ihnen öfters schon vorher die Gelegenheit geben, lateinische Clausurarbeiten zu schreiben, und **ich** thue das in einer solchen Weise, dass ich vor jeden Ferien eine Clausurarbeit schreiben lasse von den Primanern sämmtlich, so dass jeder Primaner, ehe er zu dem Abiturientenexamen kommt, etwa achtmal diese Uebung gehabt hat, dass ich desshalb noch nie Furcht von Seiten meiner Primaner gefunden habe vor der Anfertigung dieses Aufsatzes. Es ist ihnen gar nichts Neues und zu Schwieriges. Was dann noch das Dritte betrifft, wovon vorhin die Rede war, nämlich die grösseren Arbeiten, die im letzten Semester gemacht werden, so giebt ja unser Abiturienten-Reglement geradezu eine Anregung dazu. Ich habe dies den Schülern immer wieder bei der Vorlesung des Abiturienten-Reglements gesagt und habe die Bemerkung, die darin steht von den grösseren Arbeiten, die zur Empfehlung dienen würden, ihnen mmer dahin ausgelegt: Nehmt euch nach freier Wahl Etwas vor im letzten Semester, worüber ihr eine grössere Arbeit macht. Ich habe das natürlich ganz in das freie Belieben des Schülers gestellt und

da ist es denn gekommen, wie vorher schon gesagt wurde, dass sich nur die Begabteren an dergleichen gemacht haben. Bei diesen habe ich aber auch ganz gute Erfolge gesehen.

Präsident Dr. Eckstein: Ich mache darauf aufmerksam, dass derartige Clausurarbeiten gewiss seit langer Zeit an den meisten Gymnasien bestehen.

Gymnasialdirector Dr. Dietrich aus Erfurt: Herr Probst Herbst sprach es aus, dass hier nicht der geringste Dissensus zu Tage getreten wäre in Betreff des Werthes des lateinischen Aufsatzes. Die Wahrheit erfordert es zu bekennen, dass ich diesen unbedingten hohen Werth des lateinischen Aufsatzes bezweifle, dass ich also diesen Dissensus hege (Einige: Bravo!), obwol ich die Verketzerung gehört habe, die mich nun zu einem Nicht-Philologen stempelt; obwol ich sogar sagen muss, dass ich ein alter Portenser, nicht blos ein Schüler, sondern 13 Jahre auch Lehrer an der Pforte gewesen bin, und dass mein Dissensus sich zum Theil auf die Erfahrungen gründet, die ich in Pforte gemacht habe. Ich würde schon vorher das Odium auf mich genommen haben in dieser Versammlung den lateinischen Aufsatz zu bekämpfen, hätte nicht der Herr Vorsitzende diese Frage abgeschnitten und darauf beschränkt, ob, da der lateinische Aufsatz in den Gymnasien besteht, er auch bei der Schlussprüfung fortbestehen solle. Wenn es erlaubt wäre auf die erste Frage einzugehen —

Präsident Dr. Eckstein: Das ist nicht erlaubt.

Gymnasialdirector Dr. Cauer aus Danzig: Meine Herren! Bei dem Gedanken, den Herr Geheimerath Wiese in die Debatte geworfen hat, sind mir die Vorgänge in Erinnerung gekommen, die in Schulpforte, auf meiner geliebten Bildungsstätte, eintraten, als die Schule aus sächsischer Herrschaft in preussische überging. Dort bestanden in sächsischer Zeit, wie es scheint, ganz ähnliche Einrichtungen, wie noch jetzt in Frankfurt am Main. Es gab kein eigentliches Abiturientenexamen, sondern an dessen Stelle waren solche Valedictionsarbeiten. Die bestehen jetzt auch noch, aber nicht mehr als Aufsatz für das Examen. Der Rector Ilgen sträubte sich damals mit Händen und Füssen gegen die Einführung unseres preussischen Examens: er musste sich fügen. Hätte er es erleben können, dass jetzt ein Gedanke der Art angeregt würde, er würde sich dessen gewiss herzlich freuen. Was nun aber die Sache selbst anbetrifft, so glaube ich allerdings, dass das, was Herr Probst Herbst gesagt hat, sehr zu beachten ist, dass nämlich eine Valedictionsarbeit, eine freiere, durch Monate lange Vorbereitung entstehende Arbeit, wirklich nur besseren und begabteren und durchaus in jeder Weise vertrauenswürdigen Schülern zuzumuthen und anzuvertrauen ist; da eben fällt mir bei, ob es nicht am Ende möglich wäre, wenn es sich *de lege ferenda* für die Zukunft handelt, eine Einrichtung der Art zu treffen, dass einzelnen begabteren und tüchtigeren Schülern als eine Auszeichnung gewährt wird, dass sie, wenn sie zur Zeit des Examens eine solche Arbeit, deren Thema sie natürlich vorher schon haben anmelden müssen, und die gewissermassen unter beständiger Betheiligung der Lehrer und unter deren Aufsicht allmählich entstanden ist — wenn sie eine solche Arbeit vorlegen, ob ihnen nicht als eine Auszeichnung die Befreiung von dieser Clausurarbeit, entweder von dieser einen oder mehreren oder von allen gewährt werden kann, mit einem Wort, ob sich nicht hier die Frage anschliessen liesse, dass wir an die

Stelle der Dispensation vom mündlichen Examen, die mir nie hat gefallen wollen, weil ich mir immer sehr ungern den Genuss versagt habe, gerade die besseren und begabteren Schüler zu hören, vorzuführen und so sich selber an ihren Leistungen zu erfreuen, — ob sich nicht an Stelle dieser eine Dispensation von den schriftlichen Arbeiten oder, da wir zunächst davon sprechen, vom lateinischen Aufsatze für die begabteren Schüler setzen liesse. Es besteht ja schon jetzt an manchen Schulen, zum Beispiel in Schulpforte, die Einrichtung, dass die begabteren Schüler während des ganzen Semesters, wenn sie eine grössere Arbeit unter den Händen haben, von den gewöhnlichen Schularbeiten befreit sind. Sie würde also nur eine weitere Fortsetzung und Vollendung eines solchen Systems sein.

Präsident Dr. Eckstein: Ich möchte bitten, auf die Frage wegen der Dispensation nicht weiter einzugehen, sondern bei der Sache zu bleiben.

Prof. Dr. Weidner (Magdeburg): Ich will in Betreff der Valedictionsarbeiten eine Bemerkung machen, die dasjenige, was Herr Director Caner gesagt hat, sehr nahe berührt. Wir haben die Sitte, dass die Schüler in dem letzten Semester erstens ihre regelmässigen Arbeiten machen, denn nicht überall ist es so, dass sie dispensirt werden davon; zweitens haben sie die Vorbereitungen für ihr schriftliches Abiturientenexamen, drittens haben sie die Vorbereitungen für das mündliche Abiturientenexamen, viertens haben sie den regelmässigen Unterricht. Ich muss gestehen, es ist das eine Forderung, die durchaus über die Kräfte eines jungen Menschen hinausgeht. Sie werden hier wirklich in ihrer Gesundheit angegriffen, und deswegen, wenn wir die Valedictionsarbeiten wollen, dann müssen wir allerdings auch wiederum einen Ersatz schaffen, es muss etwas weggebracht werden, es muss eine Erleichterung erzielt werden, und da ist die Frage, ob dann für den einzelnen Schüler das Lehrercollegium bestimmen soll oder kann, dass für diese Valedictionsarbeiten, die geliefert worden sind, nun am Examen etwas wegfällt. Da glaube ich nun, das schriftliche Examen gerade im lateinischen Aufsatz macht solchen Schülern gar keine Schwierigkeit. Im Lateinischen speciell ist es gar nicht nöthig, es sind ja andere Fächer vorhanden. Dagegen das mündliche Examen, das ist der Tod. Gerade die Vorbereitung für das mündliche Examen hat durchaus nichts Bildendes. Im Gegentheil, die Schüler werden nur abgezogen von ihrer regelmässigen Geistesarbeit und so wird sich allerdings — ich glaube immer zur Sache zu reden — empfehlen, dass, wenn Schüler eine tüchtige Valedictionsarbeit liefern, sie schon frühzeitig von dem mündlichen Examen dispensirt werden, damit sie nicht die Qual der Vorbereitung nebenbei haben.

Präsident Dr. Eckstein: Meine Herren, mich ergreift ein menschlich Rühren, wenn ich höre von den verschiedenen Vorbereitungen, die die armen Schüler anzustellen haben: Vorbereitung zum Schriftlichen, Vorbereitung zum Mündlichen; wozu haben wir denn überhaupt eine Schulzeit, wenn nicht die ganze Schulzeit die Vorbereitung zu jener Prüfung ist? Da muss die Veranlassung zu den Sorgen nothwendig in der Form des Examens liegen.

Provinzialschulrath Dr. Sommerbrodt (Kiel): In Anschluss an das lege ich den Ton hauptsächlich auf die richtige Wahl des Thema. Ist aber das richtig gewählt, so dass es nicht eine Qual ist, sondern aus dem Stoff genommen, den der Primaner beherrschen

kann, so braucht man ganz und gar nicht die Entziehung des Wörterbuchs zu beklagen. Dass das deutsche Wörterbuch nichts taugt, ja die Arbeit erschwert, darüber ist wohl nur eine Stimme. Hat der Schüler einen Stoff, den er beherrscht, so wird ihm der Ausdruck aus seinem Wortvorrath von selbst kommen. Im übrigen muss ich aus meiner Erfahrung sagen, dass ein mässig befriedigender Aufsatz geliefert werden kann, und dass es eine wahre Freude für den jungen Menschen ist, dabei zu zeigen, was er in einem so langen Leben gelernt hat.

Gymnasialdirector Dr. Ebeling (Celle): Ich wollte mir nur eine Frage erlauben wegen der Valediktionsarbeit: Ist es nothwendig, wenn solche Valediktionsarbeiten gemacht werden, dass es immer eine lateinische sein muss. Wir haben in der Provinz Hannover auch wol die Einrichtung gehabt, dass begabteren Schülern während des letzten Semesters eine solche Arbeit gestattet und empfohlen wurde. Sie hatten die Wahl, lateinisch oder deutsch zu arbeiten. Ich möchte also den Herren, die mit diesen Arbeiten bekannt sind, die Frage vorlegen: Ist es nothwendig, dass diese Valediktionsarbeit eine lateinische Arbeit sei? Ich für meinen Theil will thatsächlich die Bemerkung mir erlauben, es ist an mehreren Gymnasien Sitte, dass der Stoff für den lateinischen Aufsatz theilweise geliefert wird (Rufe: Nein! Von anderer Seite: Hannover), weil man bei der grossen Anzahl von Abiturienten in die Verlegenheit kommen kann, ihnen einen Stoff zu geben, den nicht alle gleichmässig beherrschen, bemerke aber dabei, dass die wissenschaftliche Prüfungskommission in Göttingen diese Mittheilung des Stoffes beanstandet, weil Herr Professor Sauppe der Meinung ist, dass ein Schüler völlig freigelassen die Arbeit besser machen werde, als wenn man ihm den Stoff giebt. Mein Urtheil über die Thatsache will ich nicht geben.

Provinzialschulrath Dr. Todt: Ich möchte mir erlauben, zunächst dem Herrn Direktor Ebeling die Frage zu beantworten, und zwar aus Erfahrung in der Provinz Sachsen, ob nur lateinische Valediktionsarbeiten geliefert würden. Da muss ich entschieden sagen: Nein. Es werden Valediktionsarbeiten in der Provinz Sachsen recht zahlreich eingebracht und zwar recht vortreffliche, aber nicht nur lateinische, auch deutsche, französische, mathematische in grosser Anzahl, griechische seltener, aber doch auch, z. B. ich erinnere mich einer Arbeit über Hesiod von philologischem Werth, einer Zusammenstellung der Phraseologie aus Hesiod, die der Anfang einer Interpretation war. Diese Arbeiten haben natürlich alle grossen Werth für die Beurtheilung des Schülers, aber darin muss ich Herrn Probst Herbst beistimmen, als Ersatz für den lateinischen Aufsatz können sie weder an sich noch auch namentlich, wie Sie sagten, den Organen des Staates gelten. Dann möchte ich noch zu Gunsten des lateinischen Aufsatzes eine Instanz berühren, die vorher geltend gemacht worden ist vom Herrn Geheimerath Wiese und, soviel ich weiss, noch nicht widerlegt worden ist. Es wurde hingewiesen auf den geringen Werth sehr vieler lateinischer Aufsätze. Man müsse doch zugeben, dass die Leistungen eigentlich zum Theil recht mässig wären; die Einleitungen fertig mitgebracht, Gedankenarmuth, Cento. Ja, meine Herren, ich glaube, das müssen wir zum grossen Theil zugeben. Wir bekommen gewiss recht häufig sehr schwache Leistungen in den lateinischen Aufsätzen. Es ist vorher von Herrn Probst Herbst der lateinische Aufsatz mit dem deutschen Aufsatz in Verbindung gebracht worden. Niemand, glaube ich, wird unter uns sein, der nicht

zugäbe, dass einen guten deutschen Aufsatz in fünf Stunden anzufertigen wirklich eine schwierigere, das innere, psychische Leben mehr anregende Arbeit ist als ein lateinischer Aufsatz in derselben Zeit. Dennoch, glaube ich, wird Niemand unter uns sein, welcher den deutschen Aufsatz von der Maturitätsprüfung, so lange sie eben ein Staatsinstitut bleibt, streichen möchte. Wir bekommen auch im deutschen Aufsatz wol dieselben Procente mässiger Leistungen und dennoch müssen wir diesen Aufsatz ganz gewiss fest halten. Mit demselben Rechte, wollte ich nur sagen, muss auch der lateinische Aufsatz, wenn er auch schwach ist bisweilen, geduldet werden, da er doch auch recht vorzügliche Leistungen hervorbringt und jedenfalls ein Beweis der innern Durchbildung des Schülers in der antiken Form des Lateinischen ist. Die Instanz, die dagegen eingewendet worden ist, dass viele Leistungen im lateinischen Aufsatz mässig seien, dürfen wir nicht anerkennen, denn das ist im deutschen Aufsatz meiner Erfahrung gemäss mindestens eben so stark.

Präsident Dr. Eckstein: Da sich Niemand zum Wort meldet, so wollte ich den Herren —

Oberlehrer Dr. Ortmann (Magdeburg): Ich wollte Sie nicht unterbrechen —

Präsident Dr. Eckstein: Ich habe hier zu schweigen, ich bin ja Vorsitzender.

Oberlehrer Dr. Ortmann: Was unsere Schüler in dem neunjährigen Gymnasialkursus als reale Momente ihrer Bildung gewonnen haben, und wie sie diese Momente verknüpfen und gestalten und zu einem Zwecke hinführen können, das zeigen sie, glaube ich, genügend in dem deutschen Aufsatz, über den schon von zwei Seiten wenigstens beiläufig gesprochen worden ist. Ich frage also, wozu dann der lateinische Aufsatz, denn der kann doch nur den Zweck haben, in der Abiturientenprüfung zu zeigen, wie weit die Schüler auch das lateinische Idiom formell beherrschen. Dieser Zweck kann sich besser herausstellen in dem Exercitium oder Extemporale als in dem freien lateinischen Aufsatz, denn in dem Exercitium und Extemporale wird fortwährend das deutsche mit dem lateinischen Idiom verglichen; in dieser Vergleichung liegt eigentlich das formal bildende und das ethisch wichtige Moment des stilistischen Unterrichts im Lateinischen. Im lateinischen Aufsatz dagegen, wo der Schüler die Sprache frei zu handhaben hat, wird er meistens eine Summe von Phrasen, geläufigen Uebergängen, zum Theil auch, wie heute schon erwähnt worden ist, von landläufigen Einleitungen und dergleichen zusammentreiben, die ihm im Gedächtniss sind; aber was er für seine ganze geistige Ausbildung gewonnen hat durch die Beschäftigung mit dem Lateinischen, das wird er im Exercitium besser zeigen können, als im Aufsatz und namentlich dann besser zeigen können, wenn dem Exercitium ein grösserer Raum gestattet wird als bisher, und der würde geschafft werden, wenn der lateinische Aufsatz in der Prüfung in Wegfall käme. Ich will aus dem jetzt Erwähnten noch nicht die äusserste Consequenz ziehen, dass ich überhaupt den lateinischen Aufsatz in der Schule ganz und gar in Wegfall bringen möchte. Ueber diese Frage bin ich selber noch nicht ganz im Klaren, ob das richtig wäre (Heiterkeit), aber für die Prüfung wenigstens möchte ich den lateinischen Aufsatz in Wegfall kommen sehen und dafür dem Exercitium einen grösseren Raum schaffen.

Gymnasialdirector Dr. Piderit (Hanau): Eines, meine Herren, ist noch nicht erwähnt worden, nämlich die Erfahrung, dass sehr oft eine grosse Differenz zwischen

dem lateinischen Aufsatz und dem Extemporale sich findet. Aus meiner Praxis ist mir vorgekommen, dass Schüler, welche einen ganz erträglichen lateinischen Aufsatz gemacht hatten, ein sehr mittelmässiges Extemporale lieferten und umgekehrt, und so, meine ich, liesse sich zu Gunsten des lateinischen Aufsatzes anwenden, dass man sie beide als ergänzende betrachtet und dadurch im Stande ist, ein richtigeres und billigeres Urtheil zu gewinnen. (Bravo!)

Gymnasialdirector Dr. Kruse (Greifswald): Von Seiten des Präsidium ist vorhin eine Aeusserung sehr kurz abgewiesen worden, welche mir von ganz unendlicher Wichtigkeit zu sein scheint. Es wurde darauf hingewiesen, dass im letzten Semester die Schüler überbürdet würden. Ich glaube wol, dass es angemessen wäre, wenn diese Versammlung Zeugniss ablegte, ob es wahr ist oder nicht, dass, wenn wir heute vor einer Prima stehen, wir nicht frische jugendliche Gemüther vor uns haben, dass sie nicht sind, wie sie sein sollen, dass sie nicht sagen können, Pallas Athene lässt mich nicht zittern, zittern nämlich vor dem Abiturientenexamen; ob sie wirklich wie das junge Füllen auf ihre Jugendkraft vertrauend leicht dahin eilend die Bahn durchmessen oder ob sie am Ziele ankommen wie ein abgemattetes Rennpferd. (Bravo!) Ich glaube, dass die Bekämpfer des lateinischen Aufsatzes mit Rücksicht auf diese sehr wichtige Thatsache ihn bekämpfen. Ich gehöre aber nicht zu diesen, die den Aufsatz bekämpfen wollen. Ich bin der Meinung, nach einer neunjährigen Aufenthaltszeit auf dem Gymnasium und einer Unzahl von Stunden zu Haus und in der Schule, die auf das Lateinische verwendet wird, ist es eine Leichtigkeit den lateinischen Aufsatz zu schreiben, und meine Erfahrung sagt mir, dass der lateinische Aufsatz am allerwenigsten beim Examen gefürchtet wird, denn die Vorbereitungen der Schüler beziehen sich auf Religion, Geschichte und Mathematik. (Bravo!) Nun fordere ich alle Diejenigen auf, die Söhne auf Gymnasien gehabt haben, oder die selbst auf Anstalten gewesen sind, ob es wahr ist, zu sagen, dass in dem letzten Semester unsere Primaner sich über das Mass überbürden, ob unsere jungen Leute nicht entzogen werden der Familie in der Zeit, wo sie noch am meisten mit ihr zusammen sein sollten, und kurz bevor sie das Vaterhaus verlassen, ihm schon entfremdet sind. Ueberbürdung, meine Herren, liegt nicht an dem Reglement, nicht an den Forderungen, sondern wesentlich daran, wie das Reglement gehandhabt wird — und jedes Reglement, was da ist, muss schlecht sein! (Bravo!) und da kann ich nicht anders sagen, dass, wenn wir in unserer Jugend einen freien Willen bilden wollen, wenn wir, mit einem gewiegten Schulmanne zu reden, Charaktere bilden wollen, die zur Initiative fähig sind, dann, glaube ich, ist es besser, dass wir nicht so viel nach Reglement arbeiten, sondern dass eine grössere Selbständigkeit der Prüfungskommission officiell anerkannt werde. (Bravo!) Es ist zwar theoretisch schon vielfach geschehen, und ich bekunde, dass, wenigstens für die Rheinprovinz und Pommern, diese freiere Bewegung innerhalb des bekannten Paragraphen über die Dispensation nicht am wenigsten von Schulräthen gehandhabt wird, weil die natürlicherweise die grösste Erfahrung haben und wissen, woran wir leiden. Wir müssen unsere Jugend selbständiger wirken lassen und bilden, und was Herr Geheimerath Wiese gesagt hat in Bezug auf diese Art der freieren Arbeit, das habe ich freudig begrüsst, als einen Schritt zu einer freieren Bewegung, und dieser, glaube ich, müssen wir Raum geben. Gegen den lateinischen Aufsatz zu sprechen ist nicht meine Absicht, obgleich ich die Genusssucht, die Kenntnisse dabei an den Tag zu legen, nicht gefunden habe. (Lebhaftes Bravo!)

Präsident Dr. Eckstein: Meine Herren, ich glaube nicht, dass Herr Director Kruse mir einen Vorwurf gemacht hat. Ich habe jene Erwähnung nur *en passant* in der Art beurtheilt, dass mich ein menschliches Rühren ergriffen hätte, als ich von so vielartigen Vorbereitungen für das Examen hörte und den Grund dazu in der Form des Examens gesucht.

Gymnasialdirector Haage (Lüneburg): Ich möchte mir den Vorschlag erlauben, ob wir nicht den lateinischen Aufsatz in der Maturitätsprüfung dadurch ersetzen können, dass die Aufsätze des letzten Jahres der Commission vorgelegt werden. Ich glaube, dadurch lässt sich manches von dem, was von verschiedenen Seiten gesagt ist, vereinigen. Das Urtheil kann dann ein völlig klares werden; die Arbeit der Maturitätsprüfung wird erleichtert. Ich bekenne mich dabei offen zu den Gegnern des lateinischen Aufsatzes, wie er jetzt gehandhabt wird, aus dem Grunde, weil dabei meist in einer unerträglichen Weise bestimmte Formeln eingeübt werden. Was kann es denn dem Schüler helfen, wenn er die besonderen Formen der *propositio* und *argumentatio* und wie sie alle heissen auswendig gelernt hat und sie nun anwendet. Nach meiner Ueberzeugung wird sehr wenig für die Bildung dabei herauskommen.

Präsident Dr. Eckstein: Ich will den Herrn Collegen nur darauf aufmerksam machen, dass wir als Lehrer die Kenntnisse des Schülers nicht nach dem Prüfungsaufsatz allein beurtheilen, sondern dass der Aufsatz hauptsächlich für die Controle der Staatsbehörde ist. Sollen nun die im Laufe des Schuljahres gemachten Aufsätze der Staatsbehörde zur Controle vorgelegt werden, so thun mir die Schulräthe leid, die bei etwa zwanzig und mehr Abiturienten die sämmtlichen Arbeiten durchlesen sollen, um sich ein Urtheil zu bilden. Uebrigens ist es jetzt schon erlaubt, die gelieferten Aufsätze als Ergänzung und Berichtigung mit vorzulegen.

Oberlehrer Dr. Münscher (Torgau): Es ist von mehreren Seiten anerkannt worden, dass die Leistungen der Schüler im Aufsatz im Lateinischen wie im Deutschen im Ganzen nicht recht den Erwartungen und Wünschen entsprechen. Liegt da nun nicht die Ueberzeugung nahe, dass gerade diese verhältnissmässig doch etwas zu geringen Leistungen mit dadurch verschuldet werden, weil die Thätigkeit der Schüler nach diesen beiden Richtungen hin auseinandergezogen wird? Würden wir nicht bessere deutsche Aufsätze erhalten, wenn wir die lateinischen fallen liessen, nicht für die Schule, sondern für das Abiturientenexamen. Es ist bemerkt worden, dass für den lateinischen Aufsatz eine besondere Schulung nöthig sei, damit er im Examen nicht schlecht ausfalle, denn sonst ist der Schüler verloren. Darauf hin wird ganz besonders gearbeitet; dadurch wird aber die andere und eigentlich wichtigste Seite bei der Stilbildung, nämlich Disposition, Inhalt überhaupt, in den Hintergrund gedrängt. Der Schüler wird nicht so geübt und gefördert, wie er es sonst wol könnte. Ich meine also, wenn man den Aufsatz als Prüfungsgegenstand fallen liesse, könnte er in Prima fortgetrieben werden, aber es braucht nicht die besondere Schulung darauf angewendet zu werden, die der wichtigern stilistischen Thätigkeit Eintrag thut.

Gymnasialdirector Prof. Dr. Hertzberg (Bremen): Ich trage auf Schluss der Debatte an.

Präsident Dr. Eckstein: Ich will zunächst constatiren, dass seit dem, was Herr Geheimerath Wiese zu uns geredet hat, kein anderer das Wort ergriffen hat als preussische

Lehrer. Ich halte es deswegen doch für unbillig, lieber Hertzberg, wenn noch ein anderer aus einem anderen Lande etwa seine Meinung sagen wollte, diesem das Wort abzuschneiden.

Oberstudienrath Dr. Schmid (Stuttgart): Meine Herren, wenn die Süddeutschen schwach vertreten sind und speciell aus Württemberg Niemand gesprochen hat: so haben wir keine besondere Veranlassung gehabt uns zu melden, weil bei uns der lateinische Aufsatz nicht nur schon wer weiss wie lange in der Abiturientenprüfung fehlt, sondern weil auch — und das bedauere ich in besonderem Masse — der lateinische Aufsatz in unseren Schulen fehlt. Ich bin überzeugt, dass man denselben von weit herauf, nicht etwa nur von der Prima an vorzubereiten hat, aber es ist damit, dass wir den lateinischen Aufsatz nach und nach ganz aufgegeben haben — nur ganz sporadisch kommt es vor, dass etwa einer einen lateinischen Aufsatz schreiben lässt — es ist damit eine allgemeine Schädigung des lateinischen Unterrichts eingetreten, und ich darf mich in dieser Beziehung vielleicht an manche in der Versammlung wenden und sie erinnern daran, dass ich vor einiger Zeit zur Abwehr solcher Schädigung öffentlich das Wort ergriffen habe in einem kleinen Schriftchen über die Schreibübungen. Sie wissen aber auch, wenn sie die Jahn'schen Jahrbücher, das erste Heft dieses Jahres, gelesen haben, wie vergeblich jenes Wort geredet wurde, und können sich denken, mit welchen Gefühlen wir dieser Verhandlung beiwohnen, da bei uns das Scriptum oder, wie Sie es nennen, das Exercitium in der Abiturientenprüfung wesentlich herabgeschraubt ist, und also auch die Schreibübungen in der Schule selber dadurch auf ein niederes Mass und auf eine geringere Geltung herabgesetzt sind. Bei uns ist das unter anderem mit dem Rufe geschehen, wir müssen unsere Schüler entlasten, unsere Jugend hat keine Freudigkeit, keine Frische mehr, sie ist überbürdet; sie ist, wo sie überbürdet ist, nicht durch das Lateinische, nicht durch die klassischen Sprachen überbürdet, sondern sie ist überbürdet durch die Masse anderweitigen Stoffs, den man nach und nach unseren Schulen aufgeladen hat, so dass wir unser Centrum verloren haben, und wie wir kein Centrum haben, ist auch keine Concentration möglich, und dadurch kommen unsere Schüler um die Freudigkeit des Lernens und die Frische des Interesses. (Bravo!)

Präsident Dr. Eckstein: Lieber Herr College Schmid, wir haben diesen traurigen Erfahrungen Württembergs alle unsere Theilnahme geschenkt. Woher dieses Unglück kommt, wissen Sie am besten. Es ist zunächst nicht Ihre Studienbehörde gewesen, sondern die Anregung ist von Aussen gekommen; aber dass Württemberg seinen schönen Ruhm, im Hebdomadar eine Tüchtigkeit erlangt zu haben wie wenige Schulen Deutschlands, jetzt auf eine so leichtsinnige Weise ruinirt hat, habe ich beklagen wollen in Kiel, habe es aber nicht gethan, weil der eigentliche Gegner fehlte, wie Sie auch recht gut wissen.

Oberstudienrath Dr. Schmid: Ich kann nur sagen, wer die Finger dabei so verbrannt hat, wie ich sie verbrannt habe — (Heiterkeit!)

Präsident Dr. Eckstein: Wir haben's mit Vergnügen gelesen. (Heiterkeit.)

Oberstudienrath Dr. Schmid: Ich bin um so dankbarer für die Theilnahme, welche vom hohen Präsidium ausgesprochen und welche allseitig getheilt ist. (Lebhaftes Bravo!)

Präsident Dr. Eckstein: Meine Herren, Sie werden wol auch einem Sachsen erlauben das Wort zu ergreifen. — Die Angriffe gegen den lateinischen Aufsatz sind ja

zunächst aus Sachsen gekommen. Von 1845 wird die Geschichte herdatieren und sie wurde veranlasst wahrscheinlich durch mancherlei Missbräuche, die damals in unsern Schulen geherrscht haben. Aber wie gewöhnlich geschieht bei heissspornigen Reformern, das Kind wird mit dem Bade ausgeschüttet und alles vernichtet. Ich glaube, der Fehler liegt in dem Zuspätanfangen der Uebungen; in dieser Beziehung trifft die preussischen Schulen ein Vorwurf, bei denen der lateinische Aufsatz meist oder an vielen Orten wenigstens erst in der Prima beginnt. (Einsprüche.) Ich glaube, es muss das Ueben in freien lateinischen Aufsätzen schon von Quarta, Tertia an stufenweise vorwärts gehen, und wenn die Herren sich ein bischen bemühen wollen um die alte Methodik des 16. bis 17. Jahrhunderts, so würden sie daraus mancherlei nützliche Uebungen entlehnen können, die auch noch heute grössere Leichtigkeit und Sicherheit schaffen werden. Ist aber die Sicherheit einmal erlangt, dann wird auch auf der obersten Gymnasialstufe der lateinische Aufsatz viel besser werden als er jetzt an vielen Orten ist, dann wird auch die Furcht vor dem Examen und vor der Anfertigung des freien lateinischen Aufsatzes in dem Examen aufhören. Dazu gehört aber vor allen Dingen noch eines, dass diese Examenarbeit nicht als massgebend und von grösster Wichtigkeit für das Endresultat der Prüfung betrachtet werde. Es wird dazu erforderlich sein, dass dem Urtheil des Lehrercollegiums ein grösseres Gewicht über die Reife der Schüler gewährt werde, als es leider an vielen Orten der Fall ist. (Bravo!) Dann, glaube ich, werden Sie wol auch den lateinischen Aufsatz ohne Gefahr hinnehmen. Aber ich freue mich über eines, meine Herren. Als wir die Frage vor 18 Jahren verhandelten, da wurde gegen den lateinischen Aufsatz hauptsächlich das eine geltend gemacht, es kämen so viele Betrügereien dabei vor. Heute habe ich das noch nicht gehört, es muss also besser geworden sein; ich freue mich aus vollem Herzen, wenn dies der Fall ist.

Es scheint Niemand mehr das Wort zu begehren. Ich frage, ob der Professor Schmalfeld —

Prof. Schmalfeld: Sehr kurz werde ich sein.

Präsident Dr. Eckstein: Aber auch wirklich?

Prof. Schmalfeld: Sehr kurz. — Alles was für die Forderung eines lateinischen Scriptum und für die Forderung einer lateinischen freieren Arbeit im Abiturientenexamen gesagt werden kann, kann auch für das griechische Scriptum um so mehr gesagt werden, weil es der einzige Prüfstein ist; den diese beiden für das Lateinische abgeben. Weiter will ich nichts.

Präsident Dr. Eckstein: Das war recht! (Lebhaftes Bravo!) Nun, meine Herren, wir sind sonst nicht in der Lage gewesen, in diesen Verhandlungen eine Abstimmung vorzunehmen, noch viel weniger sind wir der Ansicht gewesen, irgend wie auf eine Staatsbehörde und deren Massregeln einen Einfluss ausüben zu wollen. Wir haben das immer betrachtet als eine freie wissenschaftliche Erörterung. Aber verlangen Sie es, dass abgestimmt werde, so kann ich mich dem nicht entziehen. Sie verlangen eine Abstimmung? (Rufe: Ja!) Man kann hier nicht anders abstimmen als durch χειροτονία. Ich möchte diejenigen Herren, welche für die Beibehaltung des lateinischen Aufsatzes sind, bitten, die Hand zu erheben. (Grosse Majorität.) Das ist eine ganz entschiedene Majorität; aber ich will auch die Gegenprobe machen lassen. Bitte diejenigen Herren, welche dagegen sind, die Hand zu erheben. — Das ist eine so geringe Zahl, dass dieses glänzende

Ergebniss in so grosser Versammlung mich herzlich freut. (Bravo!) — Meine Herren, mit dem lateinischen Aufsatz fällt und besteht unser altes Gymnasium. (Lebhafter Beifall.) Ich glaube aber, wir haben jetzt noch Zeit, wenn Prof. Schmalfeld verzichtet auf die Einleitung (Heiterkeit), auch über das griechische Scriptum zu sprechen.

Prof. Schmalfeld: Verzichte.

Präsident Dr. Eckstein: Meine Herren, dann erlauben sie mir ein ganz kurzes Wort zur Erörterung darüber. Das griechische Scriptum hat eine sehr kurze Geschichte in Deutschland. Wer sich genauer instruiren will, kann das thun aus einem Altenburger Programm von Garcke (1867). Merkwürdiger Weise berufen sich alle Gegner und Freunde auf einen und denselben Mann, auf Friedrich August Wolf, der, wenn er den preussischen Behörden einen Hieb geben wollte, auf die Forderung des Scriptums schalt, wenn jenes nicht der Fall war, die Sache billigte. Deshalb ist Wolf hierbei keine Autorität. Ich erinnere die Herren aus Preussen daran, dass im Jahre 1834 das griechische Scriptum abgeschafft wurde auf den Antrag des Ministers Mühler, damals Justizminister. Die Folgen haben wir — ich rede aus meiner preussischen Erfahrung — damals alle bitter beklagt und uns königlich gefreut, als 1856 das griechische Scriptum wieder eingeführt wurde. Dieses griechische Scriptum ist in vielen Ländern, Sachsen hat es, Bayern hat es, Meiningen hat es, Altenburg hat es, Hessen hat es, nur im Jahre 1848 ist es dort einmal beseitigt worden. Am allerweitesten, meine Herren, ist das Land Braunschweig gegangen. Da ist eine Verordnung vom Jahre 1826—ich weiss nicht ganz genau—in welcher verlangt wird erstens ein griechischer Aufsatz (Oho!), zweitens eine metrische griechische Uebersetzung einer deutschen Aufgabe (Aha!); so weit hat sich sonst Niemand verstiegen. (Ruf aus der Versammlung: Rührt von Friedemann.) Nachher ist der Kampf wiedergekommen im Süden und im Jahre 1871 ist Württemberg abermals vorgegangen, die griechische Stilprobe — so nennt man ein Scriptum in Süddeutschland — abzuschaffen, während Baden sie beibehalten hat und dazu auch etwas gefügt, was wir in Norddeutschland nicht kennen und auch in keinem anderen Lande, nämlich ein griechisches Diktat; eine Anzahl Homerverse oder einen griechischen Text, der vorgesprochen wird, orthographisch und in den Accenten richtig nachschreiben zu können. Dies hat etwas für sich; wir machen es im deutschen Unterrichte ähnlich. Nun aber scheint diese Agitation nicht blos in Württemberg zu sein, denn auf einer pommerschen Direktorenkonferenz haben sich meines Wissens 12 gegen 9 Stimmen gegen das Scriptum erklärt, weil sie es für eine Höllenpein (Heiterkeit) erachten. Das ist das Faktische, was ich Ihnen mittheilen wollte.

Rector Prof. Ziel (Dresden): Vor drei Jahren richtete das Provinzialschulcollegium zu Hannover an die Direktoren des Landes eine Anfrage in Betreff des bestehenden hannöverschen und preussischen Reglements. Wir kamen auch zur Besprechung und Beantwortung der Frage, ob etwa das griechische Scriptum aus dem preussischen in's hannöversche Reglement hinübergenommen werden sollte oder nicht. Ich für meine Person habe mich entschieden für die Einführung erklärt. Ich will Sie hier damit nicht weiter beunruhigen, denn ich habe die Gründe dafür in einem Buche niedergelegt. Ich wollte nur zur Statistik bemerken, dass der grösste Theil meiner hannöverschen Collegen sich damals gegen die Einführung des griechischen Scriptums ausgesprochen hat,

unter anderen auch der Director Ahrens. Bis jetzt ist das griechische Scriptum in Hannover nicht eingeführt, weil das alte hannöversche Reglement noch besteht.

Oberlehrer Spangenberg (Hanau): Ich will kurz sein, ich bin der Ansicht, dass diejenigen, die für Beibehaltung des lateinischen Aufsatzes gesprochen haben, ich übersetze das auf Deutsch, diejenigen, die wirklich wissen, was unsere Gymnasien sollen, dass sie consequenter Weise auch für die Beibehaltung resp. Wiedereinführung des griechischen Scriptums sein müssen, ich glaube, dass das vorhin so herrlich gesprochene Wort unseres Präsidenten „Mit dem lateinischen Aufsatz stehen und fallen unsere Gymnasien“ auch vollgültig für das griechische Exercitium in Anwendung kommt. Wir haben in Hessen leider es eine kurze Zeit entbehrt, es ist aber auch da nur die Frucht der theilweise tollen Erscheinungen des Jahres 1848 gewesen, wo unser Gymnasium sich bis auf 56 Schüler entleerte, weil man die altklassischen Studien für etwas Reaktionäres hielt.

Präsident Dr. Eckstein: Meine Herren, die Frage ist hier eine ganz andere, wie beim lateinischen Aufsatz. Es handelt sich hier nicht um eine freie Produktion, sondern nur, um die nöthige Sicherheit der Grammatik zu erreichen und das Verständniss der Schriftsteller zu fördern. Dies ist der einfache Punkt; denn griechische Reden werden auf manchen Schulen noch gemacht und bei festlichen Feierlichkeiten vorgetragen, aber viele sind es wol nicht mehr, die solche declamatiunculas zur Schau tragen.

Oberlehrer Dr. Münscher (Torgau): College Spangenberg hat soeben eine Parallele gezogen zwischen der vorigen Frage und dieser und erklärt, dass gewissermassen durch das erste Urtheil das zweite mit bestimmt sei. Ich habe mich vorher gegen den lateinischen Aufsatz in der Abiturientenprüfung ausgesprochen, dagegen bin ich ganz entschieden für das griechische Scriptum in der Abiturientenprüfung und wollte nur damit constatiren, dass das keineswegs so Hand in Hand geht.

Oberstudienrath Dr. Schmid: Ich wollte etwas berichtigen, was der Herr Präsident, wenn ich recht verstanden habe, gesagt hat. Die Abschaffung des griechischen Scriptums in der Abiturientenprüfung ist ein bischen älteren Datums. Schon in den fünfziger Jahren — und zwar infolge der achtundvierziger Revolution — ist das griechische Scriptum der öffentlichen Meinung, was man so sagt, d. h. dem Geschrei der Mitsprechenden, die nichts verstehen (Bravo!), geopfert worden, und ich habe aus dem Munde des damaligen Leiters unseres höheren Schulwesens — das war der treffliche Prälat Klaiber — gehört, wie er sich besonnen habe, wie nun dieser abgedrungenen Concession noch ein bischen zu helfen sei, und er sagte: Ich weiss schon was ich thue; ich lasse eine griechische Periode, wie wir es nennen, die lasse ich diktiren, und da wird man sehen, ob sie noch griechisch können. Nun, das ist besser als nichts. Das ist jetzt noch bei uns in Uebung. Aber dass in Folge dessen die Genauigkeit und Gründlichkeit der Sprachkenntnisse unserer Schüler wesentlich abgenommen hat, das darf ich von meinen Erfahrungen aus als constatiert bezeichnen.

Prof. Dr. Eckstein: Ich bedauere, dass es jetzt fehlt an solchen Leuten, wie jener, auch mir wohlbekannte Prälat war, der die Ehre und den Ruhm württembergischen Schulwesens sein ganzes Leben lang treu und fest gewahrt hat.

Gymnasialdirector Dr. Rehdantz (Rudolstadt): Ich wollte nur fragen, ob wir überhaupt auch darüber sprechen sollen, das Scriptum an sich, wie es jetzt ist, beizubehalten,

oder in modificierter Form. Wie es jetzt ist, glaube ich, ist der Schade grösser als der Nutzen, denn es hindert eine geistigere Auffassung der griechischen Schriftsteller.

Präsident Dr. Eckstein: Lieber Rehdantz, wenn sie den Xenophon von Rehdantz durchgelesen haben —

Director Dr. Rehdantz: Gerade darauf hin, wenn unser Abiturientenziel der Xenophon bleiben soll, dann danke ich.

Director Hasper: Es ist vorhin von der pommerschen Directorenconferenz bemerkt worden, dass dort in der Majorität man sich entschieden habe gegen das griechische Scriptum. Ich will faktisch nur dazu bemerken, dass vor zwei Jahren dasselbe Thema in der schlesischen Directorenconferenz behandelt und dort mit grosser Energie gesprochen worden ist, viele Stunden lang, aber dass schliesslich die Minorität eine ganz verschwindende war, die gegen das griechische Scriptum stimmte, und die Majorität sich mit grosser Wärme für das griechische Scriptum ausgesprochen hat.

Präsident Dr. Eckstein: Da sieht man, was es schadet, dass die Verhandlungen der preussischen Directorenconferenzen Einem nicht alle Zeit zugänglich sind; die schlesischen besitze ich zufällig durch die Freundlichkeit des Schulraths, aber ich hatte es vergessen; bitte um Entschuldigung. — Begehrt Niemand weiter das Wort? Meine Herren, Sie haben vorhin eine Abstimmung beliebt; müssen wir wieder eine vornehmen? Bitte Diejenigen, die für die Beibehaltung des Scriptums sind, die Hand zu erheben. — Gegenprobe! — Es sind wenige Stimmen dagegen, wir wollen nicht erst zählen. — Meine Herren, zu einem zweiten Gegenstande überzugehen wird kaum gerathen sein, es ist ¾11 Uhr und um 11 Uhr soll die allgemeine Sitzung angehen, die dürfen wir nicht stören. — Sie haben bestimmt, dass auf der nächsten Tagesordnung stehen soll eine von den vorgeschlagenen Thesen unter Nr. VIII, 1, und wenn diese erledigt ist, würde dann die Mittheilung des Director Hölbe kommen über die Orthographie.

(Schluss der Sitzung ¾11 Uhr.)

II. Sitzung der pädagogischen Sektion.

Freitag den 24. Mai 1872. Anfang 8 Uhr 32 Minuten.

Präsident Dr. Eckstein: Der Gegenstand, über den wir heute zunächst zu berathen haben, geht in das Gebiet der Schulgesetzgebung hinein, ist also eine organisatorische Frage und darin wird ja bei uns in Deutschland seit 300 Jahren ausserordentlich viel gemacht, wie man in einer Kaufmannsstadt sagen muss. „Die Ordnung der Gymnasien und Schulen ist abhängig von einer neuen Organisation der Kreise und Bezirke." — Ich habe mit diesem Satze Erörterungen abschneiden wollen, die ich doch nicht habe abschneiden können, wie mir ein Plakat an den Bäumen des Schützenhausgartens zeigt, nämlich eine specielle Frage über die Dotation der städtischen Schulen im Königreich Preussen. Es ist vielfach in preussischen Blättern ein Nothschrei laut geworden über die Stellung der Gymnasien, die unter städtischem, unter Privatpatronat stehen. Mir

erschien aber der Antrag, so wie er zunächst an mich kam, als durchaus partikularistisch, und wenn nun auch Preussen das grösste Land im deutschen Reiche ist, so sind wir doch hier auch aus anderen Ländern vereinigt und der Partikularismus ist gerade auf diesem Gebiete am allerwenigsten berechtigt. Also konnte ich darauf nicht eingehen. Die Frage ist natürlich von der Art, dass sie nicht blos die preussischen Schulen betrifft, sondern auch die Schulen in anderen Ländern, die ja in gleicher Weise Privatpatrone haben; zwar nicht Bayern, wo alle Gymnasien Staatsanstalten sind, aber doch Sachsen und mehrere von den kleineren Ländern. — Da nun in der letzten Zeit die Anforderungen von Seiten der Lehrer sich immer mehr gesteigert haben in Betreff der Gehaltsverhältnisse — wir fingen als junge Lehrer mit zweihundert Thalern an und dankten dafür unserem Gott, und kauften uns noch viele Bücher — aber die Verhältnisse sind eben jetzt ganz anders geworden — da die Anforderungen sich steigern müssen, so werden namentlich städtische Gymnasien und Privatpatrone in grosse Verlegenheit kommen, wenn sie in die Nothwendigkeit versetzt werden, ihren Lehrern dasselbe zu gewähren, was der Staat mit grosser Bereitwilligkeit — wenigstens muss ich das von unserem engeren Vaterlande rühmen — gewährt hat. Erwägt man noch dazu, dass Steuern, die bisher den Städten eine glänzende Einnahme gewährten, in Wegfall zu kommen scheinen, dass dadurch auch den Lehrern eine grössere Abgabenlast für die Communen erwächst, so ist die Frage allerdings von grosser Wichtigkeit. Eine andere Schwierigkeit kommt noch bei solchen Städten hinzu durch die Lauigkeit, ja das Uebelwollen der sogenannten städtischen Vertretungen. Es findet sich an vielen Orten ein ausserordentlicher Eigennutz und eine engherzige Finanzwirthschaft von Seiten der städtischen Vertretungen, ein etwas borniertes Philisterthum, kann man wohl sagen. Sie haben nicht mehr den Begriff ihrer Vorvordern, wo die Räthe der Städte die Gymnasien als eine Ehre betrachteten und ihren Ruhm darin suchten ihre Gymnasien zu erhalten. Heut zu Tage werden sie von vielen als eine Last, als keine Zierde (*onus*, nicht *honos*), als keine Wohlthat mehr angesehen. Um diesem Uebelstande vorzubeugen, hat man vorgeschlagen, die Gymnasien sollen alle Staatsanstalten werden. Gott behüte uns vor diesem Unglück! In unserer Zeit, wo man darauf ausgeht, die Centralisation so viel wie möglich zu beseitigen, wo das grosse Unglück, das aus einer straffen Centralisation erwächst, uns namentlich in Frankreich so entschieden entgegengetreten ist, wo der grösste deutsche Staat, Preussen, eine Decentralisation anstrebt, würde es gerade nicht sehr zu empfehlen sein, hier noch mehr zu centralisieren. Daher ist mein Gedanke der, dass die höheren Schulen in eine engere Verbindung gesetzt werden müssen mit den Bezirken oder Kreisen oder Provinzen, oder wie man es sonst nennen will. Es hat etwas für sich, wenn man sagt, wie kommen die Städte dazu die Gymnasien zu unterhalten, die vielleicht zur Hälfte, oder nicht einmal zur Hälfte von den Kindern der Stadt besucht werden, sondern von der ganzen Umgegend mit benutzt sind. Da hat man nun in engherziger Weise das Schulgeld für die auswärtigen Schüler um ein Drittel oder um die Hälfte höher gestellt als für die Stadtkinder. Aber das ist keineswegs genügend, weil das Schulgeld kaum die Hälfte, kaum das Drittheil der Kosten eines Gymnasiums aufbringt, denn heut zu Tage kann man wohl rechnen, dass ein mässiges Gymnasium wenigstens zwölftausend Thaler erfordert, während man sonst glaubte mit 6—8000 Thalern wegzukommen. Darum muss unter diesen Verhältnissen nothwendig auf den Bezirk und Kreis rekurriert werden. Der Gedanke ist allerdings

nicht neu, aber zur Ausführung ist er eben noch nicht gekommen. Dieser gesunde Gedanke lag in einem preussischen Gesetze, das aus sehr nahe liegenden Gründen immer ad acta geschrieben und nie zu einer Ausführung gekommen ist. In dem Gesetze vom Jahre 1819, durch das ein so frischer, schöner Zug des Humanismus und der Freiheit weht, war ausdrücklich ausgesprochen: „Jede Provinz muss nach Verhältniss ihrer Grösse, ihrer Bevölkerung, der Bildung und des Gewerbes ihrer Bewohner eine hinlängliche und nach der Lage der Städte wohlvertheilte Anzahl von Gymnasien haben." Einen vernünftigeren Grundsatz kann ich mir gar nicht denken. Wenn man das zur Grundlage nimmt, so ergiebt sich daraus, dass nur durch die Bezirkseintheilung das erreicht werden kann, dass die Städte, welche jetzt ihre Gymnasien bezahlen, in der Unterhaltung derselben nothwendig unterstützt werden müssen durch die Bezirke und Kreise. Dies wird aber nicht anders möglich sein, als dass die Bezirks- und Kreisordnung ganz neu sich gestaltet. Dann erst glaube ich, wird sich diese Schwierigkeit einigermassen beseitigen lassen. Jener preussische Gesetzentwurf sagt auch, dass die Mittel dazu aus Staats- oder Provinzialfonds gewährt werden sollen. In manchen preussischen Provinzen, Schlesien, Sachsen u. s. w. bestehen bereits solche Provinzialfonds, wie der Jesuitenfonds in Schlesien, die aus alten Zeiten gerettet sind für die höheren Schulen. Aber wir haben auf der anderen Seite die Erfahrung gemacht, dass selbst in Städten, wo ein Schulfonds vorhanden ist, wenn durch das erhöhte Schulgeld eine grössere Einnahme erzielt wurde, die städtischen Magistrate sich gar nicht gescheut haben, diese Einnahme zu ihrem Säckel zu nehmen und nichts im Interesse der Lehrer zu thun. Um nun eine Schulsteuer, die überall gehässig ist, zu vermeiden und die Centralisation zu beseitigen, habe ich gemeint, in der Art würde sich die Schwierigkeit, welche für die Dotationsfrage bei städtischen Gymnasien besteht, beseitigen lassen. Das sind kurz meine Gedanken. Ich bitte diejenigen Herren, welche darüber sich äussern wollen, das Wort zu ergreifen! Niemand?

Rector Dr. Fulda (Sangerhausen): Mir ist aus dem Vortrag noch nicht recht klar geworden, in wie fern auf diesem Gebiet die Centralisation so besonders gefährlich wäre. Sie wäre gefährlich, wenn dadurch der individuellen Entwickelung besonderer Schaden geschähe. Daran ist ja aber auf dem Gebiet des Gymnasiums doch nicht zu denken oder vielmehr, die individuelle Entwickelung ist hier doch in so fern ausgeschlossen, weil die Schulverwaltung und die ganze innere Gestaltung des Gymnasiums längst centralisiert ist. Es handelt sich hier also wesentlich um die Gewinnung der Geldmittel, und da, meine ich, ist doch zu berücksichtigen, dass wir eine Reihe von Provinzen haben, auch in Preussen schon, die nur Staatsanstalten kennen, wie z. B. Schleswig-Holstein, Hessen-Cassel mit alleiniger Ausnahme von Frankfurt. Dagegen haben wir andere Provinzen, die ganz überwiegend städtische Gymnasien haben, wie z. B. Pommern. Es ist also in diesen Provinzen das Gymnasialwesen eine Communallast, während es in anderen Provinzen eine Staatslast ist, und deshalb scheint es mir nicht möglich, an diese Provinzen, an die Städte oder auch an die ganze Provinz weitere Anforderungen im Gymnasialwesen zu stellen. Während also für andere Provinzen der Staat die sämmtlichen Kosten trägt, kann man doch diesen Provinzen nicht zumuthen, dass sie die Kosten zur weiteren Förderung des Gymnasialwesens aufbringen. Ich denke mir daher die günstigste Entwickelung dieser Verhältnisse in der Richtung, dass die finanzielle Seite des Gymnasialwesens wesentlich der Staat übernimmt, dass dadurch den Communen die Mittel geboten werden,

ihre Kräfte den anderen Lehranstalten zu widmen, also den Realschulen, Mittelschulen, Gewerbschulen und dergl. Auf diesem Gebiet ist ja die Organisation noch durchaus nicht so abgeschlossen. Es muss hier immer den individuellen lokalen Verhältnissen Rechnung getragen werden. Deshalb ist es hier gerade wünschenswerth und berechtigt, dass lokale Vertretungen die Gestaltung und Unterhaltung des Schulwesens übernehmen. Es wird natürlich die Ausführung im Einzelnen grosse Schwierigkeiten haben, es wird sehr schwer sein festzustellen, welche Leistungen die Städte dann zu übernehmen haben, denn es ist ja klar, dass sie nicht etwa die Gymnasien ganz frei bekommen können, aber ich meine, diese Richtung wäre doch die durch die ganze Geschichte unseres Gymnasialwesens indicierte. Wir haben etwa ¾ sämmtlicher Gymnasien schon jetzt als Staatsanstalten oder wenigstens durch den Staat unterstützt. Die Gymnasien kommen ja auch wesentlich den Zwecken des Staates zu gut, sie dienen wesentlich zur Ausbildung der zukünftigen Staatsdiener, und ich möchte deshalb also eine Entwickelung nach dieser Seite hin für indiciert halten.

Rector Dr. Löhbach (Andernach): Meine Herren, ich stimme dem Herrn Vorredner völlig darin bei, dass auch ich allein das Heil für Gymnasien und Realschulen und ähnliche höhere Unterrichtsanstalten darin erblicke, dass dieselben zu Staatsanstalten gemacht werden. Ob dasselbe möglich ist, welche bedeutende Schwierigkeiten dabei zu überwinden sein werden, das ist allerdings eine Sache, über die ich mir noch kein Urtheil erlauben kann, aber ein Punkt ist es namentlich, in Bezug auf welchen die Einrichtung der Gymnasien und anderer Schulanstalten als Staatsanstalten für die äussere Stellung der Lehrer eine hochbedeutende und wichtige Massregel sein würde. Es bezieht sich das namentlich auf die Lehrer an städtischen Anstalten, welche in ganz auffälliger Weise gegen die Lehrer an Staatsanstalten zurückgesetzt sind. Bei den Lehrern der Staatsanstalten herrscht eine gewisse Anciennetät, die bei den Lehrern an städtischen Anstalten schon dadurch unmöglich geworden ist, dass sie mehr oder weniger auf den Kreis der Anstalt, an welche sie durch zufällige Verhältnisse gerathen sind, beschränkt werden. Eine vollständige Anciennetät kann natürlich bei keinem Verwaltungsfache im Interesse der Sache liegen, das Talent, die besondere Befähigung muss immer hervorgezogen werden, namentlich würde das in Bezug auf Directorenstellen der Fall sein. Aber es muss doch, wie es bei so vielen anderen Zweigen der Fall ist — in der juristischen Verwaltung — jedem Lehrer von Mittelschlag — wir können ja nicht alle Talente sein — bei Fleiss und treuer Pflichterfüllung die Möglichkeit geboten sein, nach längerer treuer Dienstzeit wenigstens eine gewisse Stufe des Ranges und Gehalts zu erreichen. Das ist gewissen Lehrern durchaus unmöglich gemacht. Ich habe an meiner kleinen Anstalt sehr tüchtige und brauchbare Lehrer, welche durchaus nicht in der Lage sind sich zu verbessern, weil die älteren Lehrer an meiner Anstalt immer verhältnissmässig jung sind. Für solche Lehrer würde ich namentlich wünschen, dass die Verwandlung sämmtlicher städtischer Anstalten in Staatsanstalten angestrebt würde.

Präsident Dr. Eckstein: Ich möchte zunächst dem Herrn Dr. Fulda antworten, dass es mich ausserordentlich freut, dass die Realschulen für sich eine ganz andere Stellung beanspruchen als die Gymnasien. Sie meinen also: Ja, wir wollen städtische Anstalten bleiben, die Gymnasien mag der Staat nehmen. Ich glaube, bis jetzt ist die Ansicht eine andere gewesen in diesen Kreisen. — Dann aber möchte ich weiter die Frage

zur Erwägung geben, wird sich ein Staat wie Preussen jemals bereit erklären die sämmtlichen Gymnasien des Landes zu übernehmen? Schwerlich wird ein Unterrichts- und Finanzminister auf diesen Gedanken eingehen, und daher wird sich von vorn herein die Sache ganz von selbst zerschlagen.

Rector Dr. Fulda: Ich glaube, wenn man etwa den Grundsatz annähme, dass die Mittel, die von Seiten der Städte jetzt auf die Gymnasien verwendet werden, auch fernerhin dazu zur Verfügung gestellt werden, eben so natürlich die sämmtlichen Schulgebäude, wenn deren Unterhaltung auch den Lokalbehörden verblieb, so würde die Summe, um die es sich handelt, keineswegs so sehr bedeutend sein. Ich rechne, dass etwa 60 Gymnasien wären, die subventioniert werden müssten. Wenn man in Folge der neuen Gehaltsverhältnisse etwa 3000 Thaler mehr rechnet, so würde das wol einigermassen zutreffen. Es würde schliesslich um Verwendung von 200,000 Thaler sich handeln und dass die in jetziger Zeit geradezu unerschwinglich wären, kann man nicht behaupten.

Präsident Dr. Eckstein: In Preussen ist ja heidenmässig viel Geld für andere Sachen, aber für diese ist noch nichts da.

Rector Dr. Fulda: Ich möchte zur Illustrierung das Beispiel einer naheliegenden Stadt anführen, der Stadt Nordhausen. Die besitzt ein städtisches Gymnasium und eine städtische Realschule. Sollen nun an beiden die Gehälter nach neuem Fuss eingerichtet werden, so übersteigt das entschieden die Kräfte der Stadt. Wenn dagegen der Staat den Antrag dieser Stadt annimmt und das Gymnasium zu billigen Bedingungen übernimmt, würde die Stadt wohl in der Lage sein die Realschule aus eigenen Mitteln weiter zu pflegen und die Lehrer entsprechend zu stellen.

Präsident Dr. Eckstein: Ich kann die Diskussion schliessen und wir können darüber abstimmen. Bitte diejenigen Herren, die dem Satze beistimmen, die Hand zu erheben. (Minorität.) Die Herren sind entschieden für Staatsanstalten. — Wir gehen zum zweiten Gegenstande der Tagesordnung, das ist der Vortrag des Herrn Dr. Hölbe.

Vortrag: Dr. Hölbe aus Dresden: Meine Herren! Die Veranlassung, Vorschläge zu einer Einigung auf dem Gebiete lateinischer Orthographie für unsere Schulen aufzustellen, hat mir eine vielseitige Erfahrung gegeben, erworben an Gymnasien, Real-, Kriegs-, Privatschulen verschiedenen Charakters, erworben ferner durch Privatstellung im In- und Auslande. Zwistigkeiten unter uns Schülerarbeiten corrigierenden Philologen haben immer mehr und mehr dazu gedrängt, endlich einmal für die Schule zu einer allgemein giltigen Norm zu kommen. Die Beachtung dieses Gegenstandes seitens so vieler Ministerien Provinzial-Schulkollegien, Directoren, im Amte fungierender Lehrer waren ein neuer Anlass dieses Gebiet einmal in praktischer Form für die Schulen durchzuarbeiten und zwar dergestalt, dass der Abriss geeignet sei für den Gebrauch des Sextaners wie des Primaners. Diesen habe ich bieten wollen und nichts anderes. Und hierin unterscheidet sich meine Arbeit wesentlich von den Arbeiten Brambach's und Wagner's, welche ebenfalls als „für Schulen geschrieben" erschienen sind. Ich theile mit genannten Herren das Princip. Dasselbe lautet für die Schulpraxis: Da wir unsere Schüler anhalten nach Cicero, Caesar Sallust, Tacitus u. s. w. syntaktisch zu schreiben, so verlangen wir auch orthographisch diese zwei Jahrhunderte zu beachten oder vielmehr mit anderen Worten: Wir müssen ebensogut in Syntax und Formenlehre, wie in Orthographie ein bestimmtes Zeitalter festhalten. Thun wir das nicht, so bekommen wir eine derartige buntscheckige Jacke, wie

sie uns Freiligrath in seinem Löwenritt vormalt — aber wohlgemerkt: es war ein Ritt in die Wüste! Also zurück zu unserem Jahrhundert der Orthographie. Ich glaube kaum, dass an dem von Brambach (und anderen Gelehrten) für die Schule aufgestellten quintilianischen Zeitalter Jemand Anstoss nehmen wird. Dieses Princip ist für uns das erste, massgebende. Nun kommen aber Fälle vor, wo innerhalb des benannten Zeitraumes zwei Schreibungen gebräuchlich waren. Hier tritt also die Frage an uns heran „Wie sich dann verhalten?" Dann sage ich — und in diesem Punkte weiche ich von Brambach ab — dann höre man die Etymologie und folge dieser. Das ist der Fall in Wörtern wie *futilis* u. s. w. Alle dergleichen Wörter sind von mir in Abtheilung III aufgenommen und die fettgedruckten erweisen meine Ansicht. Ich habe soeben gesagt: dann folge man der Etymologie. Denn das Princip, numerisch nach Inschriften zu berechnen, „diese Form finden wir in den jetzt bekannten Denkmälern so viele Male", das ist Sache der Philologen von Fach und zwar der sich der Steinzeit annähernden, um mit Karl Voigt zu reden, nicht aber Sache des Schülers, der überhaupt nicht der todte Forcellini sondern der deutsche Charakter werden soll. —

Meine Herren! Wir sind nicht versammelt, um Meinungen über verschiedene Werke auszusprechen oder Kritik zu üben; deshalb gestatten sie mir nur noch ein Wort: Brambach und Wagner sind Bücher für den Lehrer, nicht für den Schüler, und soweit ich Wagner seit circa einem Jahre und Brambach [in kleinem Format] seit 24 Stunden in Händen habe, erkenne ich wiederum, dass diese Bücher unentbehrlich sind in der Hand des Lehrers, nicht aber für den Schüler taugen; dieser weiss sich nicht zurecht zu finden. Ich verweise beispielsweise nur auf §. 3 über ii und andere. Wer nicht sprachvergleichende Studien gemacht hat, der kann solche Regeln nicht verstehen, und ich als Schüler von Aug. Schleicher weiss genau, was zu solchen Studien gehört. Viele unserer Collegen haben diese Studien der sprachvergleichenden Grammatik nicht gemacht, folglich können sie auch ihren Schülern dieselben nicht vortragen. Zudem würden sie auch den Schulzweck verfehlen, da die meisten der Schüler einmal Medicin, Jura u. s. w. studieren, nicht aber Philologen werden. Ich habe desshalb den Schülern ein alphabetisches Nachschlagebüchlein geben wollen. Wir müssen für die Schule uns sichern, auf wissenschaftlichen Forschungen beruhenden Boden verschaffen. Der Knabe muss sich bilden am Gegebenen, nicht am Schwankenden. Der Lehrer dagegen muss beide Seiten in sich vereinigen: er muss folgen der fortwährend fortschreitenden Forschung der Wissenschaft und gegenüber dem Schüler den Grundsatz befolgen: das ist für dich Gesetz!

[Hiermit tritt der Redner, nachdem er noch auf einige in seinen „Vorschlägen" befindliche Versehen und Druckfehler aufmerksam gemacht hat, in die Debatte ein.]

Präsident Dr. Eckstein: Ich will darauf aufmerksam machen, dass der Herr Redner einige Bemühungen ganz übersehen hat. Meines Wissens ist schon in Dramburg eine Orthographie für die Schüler in 4 Blättern gedruckt worden, deren Verfasser wol Kettner sein wird. Dann beschäftigt sich im gegenwärtigen Augenblick auch der Gymnasiallehrerverein in Berlin mit derselben Frage und wahrscheinlich ist auch an anderen Orten in demselben Sinne etwas gethan. Dies nur zur Ergänzung.

Director Dr. Hölbe: Den Vorwurf muss ich in so fern zurückweisen —

Präsident Dr. Eckstein: Ein Vorwurf ist es nicht, eine Ergänzung.

Director Dr. Hölbe: — als mir von diesen verschiedenen Vereinen die schriftlichen Beläge vorliegen. Es hat z. B. auch das Hildesheimer Lehrerkollegium eine sehr schöne kleine Arbeit in der Weise geliefert, ferner der Berliner Gymnasiallehrerverein, ferner hat Director Güthling aus Liegnitz an mich geschrieben, ferner habe ich vorgestern bei meiner Abreise nach hier einen Brief eines hessischen Gymnasialdirectors bekommen, welcher mit dem etwas starken Worte anfängt: Da wir philologischen Schulmeister uns nun schon seit einem halben Jahr in unseren Conferenzen über lateinische Orthographie herumzanken, so schicken Sie mir schleunigst einige Exemplare. Ich könnte noch mehr anführen; ich habe deswegen davon Abstand genommen, weil ich nicht gern weiter mit Sachen um mich herumwerfen will, die speciell mich nicht weiter angehen.

Präsident Dr. Eckstein: Ich bitte nun diejenigen Herren, welche sich über die Frage äussern wollen, das Wort zu ergreifen.

Dr. Dorschel (Gera): Meine Herren! Gestatten Sie mir, dass ich zunächst Einiges aus meiner Erfahrung in Betreff dieser Frage mittheile. Es war vor ziemlich 3 Jahren, als auch in unserem Collegium der Wunsch nach einer einheitlichen lateinischen Orthographie laut wurde. Im Auftrage des Directors und Collegiums übernahm ich es eine Vorlage zu diesem Zwecke zu entwerfen. Da ich gerade damals mit der Herausgabe meiner lateinischen Formenlehre beschäftigt war, so hatte ich schon vielfach Gelegenheit gehabt, auch orthographische Dinge näher zu untersuchen, wobei ich die Mängel der herkömmlichen Schreibweise hinlänglich kennen gelernt hatte. Ich arbeitete also einen kurzen orthographischen Leitfaden aus, welcher die sicherstehenden Resultate der neueren Sprachforschung enthielt, und legte denselben behufs näherer Prüfung und Begutachtung vor. Man erklärte sich auch im Grossen und Ganzen mit meinen Vorschlägen einverstanden, und zwar um so lieber, als ja der betreffende Abschnitt in meine Grammatik aufgenommen werden sollte, die zunächst für unsere Schule verfasst war. Man einigte sich also dahin, den von mir gemachten Entwurf allseitig als Norm anzuerkennen. Aber was geschah? Nach kurzer Zeit fand ich, dass man sich nicht im geringsten an jene Aenderungen band, man schrieb nach wie vor nach der alten Weise. (Heiterkeit.) Als ich die Collegen deshalb befragte, erhielt ich zur Antwort: Ja, du magst in der Sache ganz recht haben; aber befolgen wir deine Vorschriften, so kommen wir fortwährend in Widerspruch mit den Büchern, die doch zunächst Orakel für den Schüler sein sollen: mit Grammatik, Lexikon, Uebungsbuch etc. Beim besten Willen setzen wir die Reform nicht durch; denn die Knaben richten sich fortwährend nach jenen Büchern. Ausserdem sind nach der neueren Orthographie manche Wörter so umgestaltet, dass sie der Schüler gar nicht mehr erkennen und auffinden kann. — Ich konnte durchaus nicht verkennen, dass der Einwand berechtigt sei; ich stand also von der Durchführung der geänderten Orthographie ab, liess dann auch den betreffenden Abschnitt aus der Grammatik weg und änderte die Orthographie blos da, wo grammatische Gesetze es forderten, — was ich übrigens jetzt aufrichtig bedauere. — Als ich nach Gera versetzt wurde, erschien gerade die Lateinische Orthographie von Wagener, wodurch ich veranlasst wurde, die Reform der lateinischen Orthographie abermals in Erwägung zu ziehen. Obgleich ich in manchen Dingen nicht mit Wagener einverstanden bin, wie ich dies auch offen in meiner Anzeige des Buches (Darmst. Schulz. 1871, Nr. 34) ausgesprochen habe, so hielt ich das Werkchen doch für geeignet zur Erzielung einer einheitlichen Orthographie, und ich empfahl es

deshalb zur Einführung. Aber abermals musste ich hören, dass man wohl das Buch für ganz gut hielte, von der Einführung aber glaubte man absehen zu müssen, um nicht in Widerspruch zu kommen mit den sonstigen Büchern für den lateinischen Unterricht. Nach diesen Erfahrungen und nach vielfachen Besprechungen mit Fachgenossen bin ich deshalb zu der Ueberzeugung gekommen, dass eine einheitliche lateinische Orthographie nicht erzielt werden kann durch Einführung eines orthographischen Leitfadens; soll dieselbe erreicht werden, so müssen sich zunächst unsere Schulbücher, als Grammatik, Uebungsbuch, Lexikon etc. einer Reform in Bezug auf Orthographie unterziehen. Es ist in der That sehr misslich, mit den eingeführten Schulbüchern in Collision zu kommen. Es wird das aber fast ausnahmslos geschehen, wo man sich zur Einführung eines orthographischen Leitfadens entschliesst. Es liegen uns heute wieder zwei neue dergleichen vor: die Hölbe'schen Vorschläge und Brambach's Hülfsbüchlein. Vergleichen sie dieselben mit den neuesten Auflagen der besten und gebrauchtesten Schulbücher, um zu sehen, dass ich nicht zu viel behaupte. Dass aber die Verfasser von Schulbüchern die Pflicht haben, auch den sicherstehenden Resultaten, die sich aus den Untersuchungen über lateinische Orthographie ergeben haben, Eingang in jene zu gewähren, ist selbstverständlich. Die Schule darf eben nicht hinter der Wissenschaft zurückbleiben. So ist auch z. B. in die neueste Auflage der lateinischen Grammatik von Lattmann-Müller ein Abschnitt über lateinische Orthographie aufgenommen, der, wenn er auch noch sehr mangelhaft und unzuverlässig ist, doch das Streben bekundet, auch in dieser Beziehung den Anforderungen der Wissenschaft und Zeit gerecht zu werden. Es ist dies um so erfreulicher, als sich Lattmann früher (Vorr. zu seinem Lat. Lesebuche) entschieden gegen eine Umgestaltung der Orthographie erklärt und sogar die traditionelle in Schutz zu nehmen gesucht hatte. Auch in der Grammatik von Gossrau findet sich ein Capitel über Rechtschreibung, und manche Einzelheiten haben bereits hier und da in verschiedenen Büchern Eingang gefunden. Der Anfang zu einer Reform ist also gemacht, und, meine Herren, lassen Sie uns das Vertrauen zur deutschen Wissenschaft und zum deutschen Geiste haben, dass man hier nicht auf halbem Wege stehen bleiben wird, sondern dass auch diese Frage in befriedigender Weise erledigt werden wird. —

Ich für meinen Theil muss übrigens gestehen, dass ich die ganze Sache nicht für so ausserordentlich wichtig halte, wie sie Manchem erscheint, dass mir kleine orthographische Abweichungen gar nicht viel auf sich zu haben scheinen. Von der Mehrzahl der Philologen wird jetzt nach den Untersuchungen Ritschl's und Brambach's das Zeitalter Quintilians als Norm für die zu reformierende Schreibweise anerkannt. Aber manche Forscher, deren Namen einen gewichtigen Klang haben, wie Bergk, Fleckeisen, Corssen etc. gestatten auch der Etymologie nicht unbedeutenden Einfluss und ziehen die etymologisch berechtigte Schreibweise selbst dann vor, wenn das betreffende Wort in der quintilianischen Zeit abweichende Schreibung zeigt. Diesen schliesst sich auch Hölbe an und ich glaube, dass ein derartiges Verbessern der Orthographie — trotz Ritschl's und Wagener's Einspruch — berechtigt ist. Also eine vollkommene Uebereinstimmung wird kaum zu erzielen sein, und ich meine eben, dass dies auch nichts schadet. — Ich wiederhole also zum Schlusse nochmals, dass durch die Einführung eines derartigen Leitfadens eine Einigung über lateinische Rechtschreibung mir nicht erreichbar scheint. Anstatt Uebereinstimmung und Consequenz zu erzielen, wird man vielmehr der Verwirrung

Vorschub leisten. Ich habe seit Kurzem dieselbe Erfahrung in Bezug auf deutsche Orthographie machen müssen. Wir haben an unserer Schule das von den Berliner Gymnasial- und Realschullehrern herausgegebene Büchlein eingeführt. Da unser Lesebuch nach einer — wenn auch nur wenig — abweichenden Orthographie abgefasst ist, so kommt man immer und immer wieder in Collision, und trotz noch so häufiger Erklärung hält es ungeheuer schwer eine feste Orthographie zu erzielen. Warum? Weil der Schüler ein Wort bald so, bald so geschrieben sieht und es ihm schwer fällt, sofort zu entscheiden, welche Form die seines orthographischen Leitfadens ist.

Oberlehrer Dr. Jancovius (Dresden): Auf das Letzte einzugehen und darüber zu sprechen, in welcher — wissenschaftlich betrachtet — in welcher Ausdehnung die orthographischen Fragen der Schule mitzutheilen sind, scheint mir jetzt weder Ort noch Gelegenheit günstig. Dass aber die wissenschaftlichen Forschungen und Resultate der neueren orthographischen Forschungen der Schule zugeleitet werden müssen, scheint mir festzustehen, nicht als ob ich glaubte, dass für das Wesen des Gymnasialunterrichts, d. i. Verstehen der Schriftsteller, Ausbildung des Geistes und dgl. viel darauf ankäme. Ich bin weit entfernt, durch derartige Behauptungen die wohlberechtigten unmuthigen Fragen herauszufordern. Aber es scheint mir einfach eine Pflicht des wissenschaftlichen Anstandes zu sein, dasjenige, was wirklich feststeht, auch der Schule nicht vorzuenthalten. Das Einzige, worüber wir hier fruchtbar zu sprechen haben, ist, wie der Herr Vorredner bereits zuletzt andeutete, lediglich das, auf welche Weise, wenn wir die Sache mit Ernst ergreifen wollen, es möglich ist der Schule die Resultate zu vermitteln. Es scheinen mir nun in dieser Hinsicht die Bücher von Wagener und die uns zuletzt mitgetheilt sind sich zunächst an die falsche Adresse zu wenden. Ich möchte überhaupt nicht irgend weder ein Buch noch Abhandlungen in den Händen der Schüler haben, denn das schafft nur Verwirrung. Einmal soll man in untern Classen darüber nicht sprechen, und in oberen Classen hat es kein Interesse für den Schüler, weil er das Bedürfniss nicht kennt, sondern es ist lediglich Sache der Gewöhnung von unten herauf. Wollen wir mit Ernst es wirklich durchsetzen, so ist eine Vereinigung nöthig. Es muss sich erreichen lassen, das wirklich Feststehende einzuführen in die ersten Schulbücher, und da sind bereits Anfänge gemacht. Es ist dringend wünschenswerth, dass die Ostermann'schen Uebungsbücher der neueren Orthographie Rechnung tragen, zweitens, und das ist das, was sich unter der Hand bei gutem Willen der Classenlehrer recht wohl erreichen lässt, dass sich die Lehrer einigen.

Director Dr. Hölbe aus Dresden: Die Erfahrung, welche ich gemacht habe, als Vorsteher einer Schule, beruht auf Folgendem: In der Sexta wird, da mein Lehrercollegium nicht gerade speciell der Schule eines einzelnen Universitätsprofessors angehört, so corrigiert, in der Quinta anders, in der Quarta wieder anders, und so geht es fort bis zur Prima. Dann kommen schliesslich die Schüler zu mir gelaufen und fragen: „Nun, Herr Director, was ist denn eigentlich das Richtige und wie sollen wir es denn machen?“ Diese Erfahrung habe ich nicht nur innerhalb meiner Schule gemacht, sondern auch gegenüber anderen Gymnasien, anderen Realschulen. Dort wurde wieder anders corrigiert, als bei mir gelehrt worden war. Wie schwer eine Einigung erzielt wird, das habe ich ebenfalls praktisch kennen gelernt. Ich habe nicht weniger als wol fünf oder sechs grosse Conferenzen gehalten, um meine philologischen Lehrer zu einer Einigung auf diesem Gebiete zu bewegen. Man ist zu einer Einigung gekommen, und wie vorhin von

dem Herrn Vorredner bemerkt wurde, man hat trotzdem es nicht so gemacht. Desswegen habe ich auch blos so eine ganz kleine, kurzgedrängte Zusammenstellung geben wollen, welche wohl geeignet wäre, dass sie jeder Schüler sich in seine Grammatik, möge er nun nach Middendorf oder nach sonst irgend einem Anderen unterrichtet werden, einlegen kann. So lange wir aber noch nicht dahin gekommen sind, vor allen Dingen in den unteren und mittleren Classen, sowol Grammatik und Uebungsbücher als auch die Ausgaben der Schriftsteller, wie Cornel, Cäsar, Cicero, von einem und demselben Herausgeber zu haben, so lange wir immer neben einander Bücher gebrauchen, in welchen Jeder sein eigenes System der Orthographie befolgt, müssen wir wohl die Frage als eine brennende für die Schule betrachten.

Dr. Dorschel aus Gera: Ich möchte mich zuerst gegen einen Vorwurf verwahren, der mir möglicherweise gemacht werden könnte. Es scheint mir nämlich, als wenn man der Ansicht wäre, dass ich meinte, die neueren Resultate in Bezug auf Orthographie könnten nicht den Anspruch darauf machen in den Schulen Eingang und Verwerthung zu finden. Die Bemühungen um lateinische Orthographie stehen aber im innigsten Zusammenhange mit dem Bestreben, überhaupt die Resultate der neueren Sprachforschung in den Schulunterricht einzuführen. Dass ich aber dafür ein warmes Herz habe, dass ich mir ernstlich habe angelegen sein lassen, dies so berechtigte Streben mit meinen schwachen Kräften zu fördern, das glaube ich sowol durch die Herausgabe meiner Bücher, als auch durch meine bisherige pädagogische Thätigkeit, ohne anmassend zu sein, bewiesen zu haben. Ich habe mich auch nicht gescheut den Kampf mit den Gegnern aufzunehmen. — Die Reform der lateinischen Orthographie auf der Basis der neueren Sprachforschung muss mir also selbstverständlich äusserst erwünscht sein, und dies um so mehr, als ich von den Mängeln der herkömmlichen überzeugt bin. Nur glaube ich 1) dass es verkehrt ist, eine verbesserte Orthographie durch Einführung eines Leitfadens neben den Schulbüchern erzielen zu wollen: Grammatik, Uebungsbuch, Lexikon etc. müssen vorangehen und zuerst das neue orthographische Gewand anziehen; 2) scheint es mir nicht gerathen, eine absolute Uebereinstimmung erzwingen zu wollen. Meinungsverschiedenheiten über Einzelheiten werden immer bestehen. Sie schaden nicht, sondern sie nützen vielmehr, indem sie stets zu erneuter Forschung anregen. Dazu kommt, dass die Wissenschaft auch auf diesem Gebiete noch nicht abgeschlossen hat und auch noch lange nicht abschliessen wird. Man wird also nach kürzerer oder längerer Zeit immer wieder in die Lage kommen im Einzelnen Veränderungen vornehmen zu müssen. Haben sich aber einmal unsere Schulbücher einer verbesserten Orthographie unterworfen, so ist das Ziel in der Hauptsache erreicht. Sie werden und müssen dies aber thun, und deshalb glaube ich, dass man in diesem Punkte sich nicht übereilen darf und vielmehr manches der Zeit überlassen muss.

Rector Dr. Löhbach: Meine Herren! Ich habe in dieser Beziehung auch betrübende Erfahrungen gemacht. Es ist eine langjährige Crux für mich gewesen, die Herstellung einer einheitlichen Orthographie, und es ist uns nach langen Bemühungen nur gelungen, das dadurch herzustellen, dass wir uns an unsere eingeführten Grammatiken hielten. Durch derartige Vorschläge und durch derartige Büchelchen, wie das hiesige, wie deren ähnliche an manchen Anstalten schon entstanden sein mögen, wird namentlich in den unteren Classen eine Zersplitterung nothwendig herbeigeführt. In den untern

Classen wird es nicht schwer sein, namentlich in Sexta und Quinta, wo man noch keine Classiker liest, eine Grammatik und ein Uebungsbuch zu finden, die vollständig in der Orthographie übereinstimmen. Sagt man nun dem Schüler, „das, was in Deiner Grammatik steht, ist falsch, das, was in Deinem Uebungsbuche steht, ist nicht richtig“, so wird er unnöthig verwirrt. In den oberen und mittleren Classen ist allerdings die Sache anders, weil es da schwer sein wird Grammatik, Uebungsbuch, Lexikon und Text in Uebereinstimmung zu bringen, und da habe ich mir damit geholfen, dass wir unsere schriftlichen Arbeiten an die Schreibweise unserer Grammatik gebunden haben. Etwas Anderes wüsste ich auch nicht, was man machen sollte. Es muss abgewartet werden, wie die Grammatik und die gebräuchlichsten Uebungsbücher die durchaus feststehenden Resultate auf dem Gebiete der lateinischen Orthographie aufnehmen werden; die werden das auch ohne Zweifel thun, wenn — ich kann darüber nicht urtheilen, da ich mich speciell mit derartigen Dingen nicht beschäftigt habe — diese Resultate so fest stehen, dass sie keinem Zweifel und keinem Streite unter den Gelehrten mehr unterworfen sind. (Bravo!)

Präsident Dr. Eckstein: Meine Herren! Mich hat es gefreut, dass die eigentlich wissenschaftliche Frage, ob wir das Zeitalter des Quintilian festhalten sollen, zu einer weiteren Erörterung nicht kommt. Ich für meine Person halte an dieser Ansicht unerschütterlich fest. Was aber die praktische Einführung betrifft, so bin ich ganz entschieden der Meinung, dass unsere Schulbücher vorangehen müssen, unsere Texte, unsere Wörterbücher, unsere Grammatiken, unsere Uebungsbücher. Ist denn Ostermann nicht anwesend, damit wir ihn einmal ernstlich interpellieren können? Ich möchte an Sie namentlich die Aufforderung richten in dieser Beziehung etwas zu thun.

Oberlehrer Dr. Ch. Ostermann: Meine Herren! Ich will gleich bemerken, dass in meiner neuesten Auflage die Resultate, die ich in dem Büchelchen von Hölbe finde, meistens, wenn nicht alle, benutzt sind. —

Präsident Dr. Eckstein: Man kann ja nicht immer die neuesten Auflagen haben!

Director Dr. Hölbe: Wie rasch die Resultate auf diesem Gebiete fortschreiten, will ich blos an einem einzigen Beispiele constatieren. Ich habe als feststehend angenommen die Schreibung *cepa*. Unterdessen hat Karl Wagener zur Evidenz bewiesen, dass inschriftlich im Singular geschrieben wird *caepa*. Frage ich mich nun z. B. nach dem Grunde, weshalb wol auf den Inschriften sich *caepa* findet, so kann ich blos zu einem Resultate kommen: Man hat im Plural die beiden Diphthonglaute *caepae* vermieden durch die Schreibung *cepae*. Ich glaube deshalb, wenn wir in dieser Weise fortfahren und jeden Tag bald der Meinung dieses bald der Meinung jenes Gelehrten nachgeben, so kommen wir schliesslich zu gar nichts. Da kommen wir nicht weiter, als das Deutsche Reich mit Frankfurt am Main gekommen ist. Wir müssen einmal etwas energischer die Hand anlegen.

Oberstudienrath Dr. Schmid (Stuttgart): Herr Präsident! Darf man denn nicht den Grundsatz: „*In necessariis unitas, In dubiis libertas, In omnibus caritas!*“ auch auf diesem Gebiete anwenden? (Bravo!)

Präsident Dr. Eckstein: Die „*caritas*“ würde nicht recht hierher gehören. Aber die beiden ersteren ganz gewiss!

Oberstudienrath Dr. Schmid (Stuttgart): Erlauben Sie, Herr Präsident! Ich

glaube auf die *caritas* ein ganz besonderes Gewicht legen zu sollen. Nach meiner Erfahrung ist nichts schlimmer in einer Anstalt, als wenn ein folgender Lehrer das, was in der vorhergehenden Classe fest gestellt worden ist, corrigiert und das ist gegen den Grundsatz der *caritas!* (Bravo!) Wir müssen auch unsere Schüler, sobald sie in die höheren Classen heranwachsen, daran gewöhnen in diesen Dingen Verschiedenheit anzuerkennen. Es giebt hierüber einmal verschiedene Ansichten. Die wollen wir tragen und desshalb glaube ich, das wissenschaftliche Interesse, welches das erste Wort: „*in necessariis unitas!*“ so sehr betont, das sollte von uns an der Schule geradezu entfernt werden. Was hat es denn geschadet, dass wir in den alten Zeiten diese Frage noch nicht auf der Tagesordnung hatten? Man hat desswegen ebenso gut Latein gelernt als jetzt. (Bravo!) Nicht besser? Meine Herren! Wir wollen uns also in der Schule des Grundsatzes der „*Caritas*“ ganz besonders befleissigen!

Präsident Dr. Eckstein: Ich nehme mein Bedenken in diesem Sinne vollständig zurück. Ich dachte, es sollte auf etwas anderes hinausgehen. Begehrt noch Einer der Herren das Wort?

Dr. E. Dorschel: Nur noch eine Bemerkung. Ich will blos einen Ausspruch des um die Philologie so verdienten Lachmann anführen, der es für pedantisch erklärt, in dieser Sache absolute Uebereinstimmung herbeiführen zu wollen (ad Lucr. I, 125.)

Präsident Dr. Eckstein: Es giebt ein Verfahren, das in Bezug auf die deutsche Orthographie sich zweckmässig erwiesen hat. Druckereien, die grossartige Unternehmungen machen, haben ihre besondere deutsche Orthographie, weil sie bestimmte Correktoren haben, und diese bestimmte Grundsätze befolgen. Wenn Druckereien, die grossartige philologische Unternehmungen haben, denselben Grundsatz verfolgen (ich glaube in der Teubner'schen Officin ist es jetzt beabsichtigt, noch nicht durchgeführt) so wird schon viel für eine allgemeine Durchführung der Ansichten, die wissenschaftlich begründet sind, geschehen. Aber so gut wie wir in Deutschland eine hannöver'sche, bayerische, württembergische, ich weiss nicht wie viele verschiedene Orthographien haben, so werden wir auch im Lateinischen nicht unglücklich werden, wenn einmal eine kleine Abweichung kommt, und in dem Sinne stimme ich dem Collegen Schmid vollständig bei, es muss auch von den Lehrern die *caritas* darin gezeigt werden, dass sie nicht sagen: das ist dummes Zeug, was ihr in der vorigen Classe gelernt habt, das ist ein grober Schnitzer, das Wort heisst so und so. In dem Falle nehme ich sie an; so verlangt es schon die Collegialität. Die grösste Schwierigkeit, meine Herren, liegt aber an uns selber. Ich glaube, eine grosse Anzahl namentlich der älteren Herren sind nicht mehr recht geneigt zu derartigen Studien, die ihnen weniger bedeutend erscheinen und auch in ihrer wissenschaftlichen Verfolgung der Thätigkeit des Lehrers nicht gerade sehr förderlich sind. Darin liegt ein wichtiger Grund, warum derartige Resultate weniger in die Schule kommen. Wenn nun aber Schmid sagte, die früheren Jahrhunderte sind ohne das durchgekommen, so möchte ich ihn daran erinnern, dass seit dem fünfzehnten Jahrhundert orthographische Untersuchungen stets mit dem grössten Interesse verfolgt und gerade in seinem Lande für die Interessen der Schule verwerthet sind; ich erinnere ihn nur an Heinrich Bebel, der in diesem Sinne schon frühzeitig etwas Tüchtiges geleistet hat. Freilich ist das Buch jetzt eine Rarität und auch von Brambach nicht erwähnt worden.

Prof. Dr. Dinter (Grimma): Abgesehen von aller *caritas*, die ich lieber *pietas* nennen würde, halte ich doch für ein wesentliches Erforderniss des Unterrichts auf unseren Schulen, dass wir dem Fortschritt Rechnung tragen, und desshalb halte ich es für das allereinfachste, dass in einem Gymnasium, wo man darauf einigen Werth legt, dass die Resultate der neueren Forschung in der lateinischen Orthographie verwerthet werden, in jeder Classe ein solches Schriftchen, Compendium, wie es vorliegt, eingeführt wird, dann hat man mit gar keinen Schwierigkeiten zu kämpfen, und die Pflicht erfüllt, dass man nicht, wie es den Schulen so oft zum Vorwurf gemacht wird, hinter seiner Zeit zurückgeblieben ist.

Prof. Dr. Weidner (Magdeburg): Meine Herren, ich glaube, wir sind alle darin einverstanden, dass die Schule der Wissenschaft zu folgen hat. So ist es immer gewesen und wird auch hoffentlich bleiben. Aber wir können nicht gewaltsam gewissermassen vorwärts getrieben werden. Die Wissenschaft muss vorangehen, sie muss dann Einfluss ausüben auf die Bücher, die in den Schulen traktiert werden, und so wird allmählich selbstverständlich das Resultat der Wissenschaft auf natürlichem Wege eingeführt werden. Glauben Sie aber nicht, dass, wenn Sie heute alle Forschungen, die wir bis jetzt haben, einführen, dass wir nicht in zehn Jahren ganz wieder an derselben Stelle stehen? Es ist bis jetzt ein Punkt noch sehr wenig in diesen Untersuchungen hervorgehoben worden, nämlich der der Aussprache und das Verhältniss der Aussprache zu der Schreibweise. Ich erinnere nur an einen Punkt. Ich finde z. B. hier aufgezeichnet *formonsus*, nicht *formosus*. Kein einziger Römer hat *formonsus* gesprochen, wir wissen bestimmt, dass sie alle *formosus* gesprochen haben, dass sie alle *tras* und nicht *trans* gesprochen haben. Wagner sagt uns, es ist bereits kein Unterschied mehr zu merken in der Aussprache zwischen *pons* und *bos*, zwischen der Brücke und dem Rind. Meine Herren, das ist unmöglich, wenn die Römer *pons* gesprochen haben; sie haben *pos* gesprochen, sie haben nicht *mons*, sie haben *mos* gesprochen, sie haben *Peloponnensus* geschrieben und *Peloponnesus* gesprochen, eben so gut wie sie *thensaurus* schrieben und *thesaurus* sprachen. Ich will hier nur daran erinnern, dass es dieser Beispiele unendlich viele giebt, dass wir immer noch lernen *tusum* und *tunsum*; es hat natürlich in der Aussprache nur ein *tusum* gegeben, aber die Schreibweise war verschieden, war verschieden im ciceronianischen Zeitalter, war verschieden auch noch im quintilianischen Zeitalter. Ich will noch auf einen Punkt aufmerksam machen, der sehr wenig beachtet und doch sehr ergiebig ist. Wir finden in guten Handschriften sehr häufig den Fall, dass die alte Schreibweise, wie sie wahrscheinlich vom Autor selbst ausgegangen, ausradiert worden ist, und dass wiederum die spätere, neuere darüber oder an ihre Stelle geschrieben worden ist. Hier finden wir gerade in den Handschriften Quintilians und in der trefflichen Bamberger Handschrift der zweiten Hälfte der Briefe des Seneca ausserordentlich vieles, welches von unseren jetzigen Orthographen als falsch angegeben wird, das aber durchaus mit den Inschriften übereinstimmt. Also ich meine, warten wir ruhig die allmähligen Resultate der Wissenschaft ab. Die Wissenschaft hat noch nicht abgeschlossen und wird auch nie abschliessen; die Wissenschaft schreitet immmer fort, und die Schule schreitet allmählich nach.

Dr. Dorschel: Es ist ja bekannt, dass eine einheitliche Orthographie bei den Römern nie vorhanden gewesen ist. Nicht nur, dass zu verschiedenen Zeiten verschieden geschrieben wurde, nein, auch gleichzeitige Schriftsteller weichen in der Schreibung oft

nicht unwesentlich von einander ab. Für die Schule ist es aber Erforderniss, eine wenigstens im allgemeinen consequente, d. h. einem bestimmten Principe und einer bestimmten Litteraturperiode folgende Schreibweise zu haben. Sie wird also zunächst die Frage aufwerfen: Die Schreibweise welches Zeitalters haben wir als Norm anzuerkennen? Und da glaube ich allerdings nach den bahnbrechenden Untersuchungen Ritschl's und Brambach's, dass die Schreibweise des quintilianischen Zeitalters, wie sie von den Bedeutendsten und Besten dieser Zeit gehandhabt wird, sich am meisten empfiehlt. Also dergleichen Abweichungen, die sich, wie der geehrte Herr Vorredner bemerkt hat, öfters finden, können für die Schule nicht weiter in Betracht kommen. Ich will hier aber noch auf einen anderen Punkt hinweisen. Die Reform der Orthographie verdankt ihre Entstehung zum grössten Theile der veränderten Richtung und Methode der neueren Sprachwissenschaft. Die verbesserte Schreibweise vieler Wörter ist häufig hervorgegangen aus der ungeahnten Einsicht, die man in die lateinische Grammatik, speciell in die Laut-, Formen- und Wortbildungslehre erhalten hat; viele Thatsachen, die man früher nur als solche hinnehmen musste, haben erst durch sie ihre wahre Erklärung und Bestätigung gefunden. Ich muss nun gestehen, dass ich nicht einsehen kann, wie man eine verbesserte Orthographie — also doch nur ein einzelnes Capitel der Grammatik — einführen kann, da man nicht den Resultaten der Sprachwissenschaft unserer Zeit im allgemeinen Einfluss betreffs der Reformation der Schulgrammatik gewährt hat. So weiss man z. B. jetzt, dass die Schreibung *reppuli, rettuli, reccidi* etc. nicht nur neben der Schreibung mit einfachen Consonanten berechtigt, sondern sogar dieser vorzuziehen ist. Aber erst die vergleichende Sprachwissenschaft hat uns über den Grund aufgeklärt, indem sie gezeigt hat, dass hier nicht die Reduplikations s i l b e, sondern nur der Reduplikations v o k a l ausgefallen ist. So erscheint ferner nach Hölbe die Schreibung *dĭcio* und *condĭcio* bedenklich, weil die Wörter zufolge ihrer Quantität nicht zu *dicere* zu stellen seien. Wir wissen aber jetzt, dass der Stamm des Praes. *dico* gesteigert oder gedehnt ist (ältere Schreibung ist *deico*), der reine Verbalstamm aber *dĭc-* mit kurzem ĭ lautet (noch erhalten in den zusammengesetzten Adjekt. auf *-dĭcus*, wie *maledĭcus*, in *judex, ju-dĭcis* etc.), und dass mithin *dĭcio* und *condĭcio* nicht vom Praesensstamme, sondern vom reinen Verbalstamme gebildete Substantiva sind, folglich sowohl die Schreibung *dĭcio* und *condĭcio*, als auch die Ableitung von *dicere* berechtigt ist. Und so liessen sich noch viele Beispiele anführen. Ich möchte also den geehrten Amts- und Fachgenossen die Neugestaltung unserer Schulgrammatik, besonders der lateinischen, welche ja auch schon einmal in einer Philologenversammlung verhandelt worden ist, von neuem recht an's Herz legen, damit unseren Schulen nicht der Vorwurf gemacht werde, dass sie, anstatt mit der Wissenschaft fortzuschreiten, geflissentlich sich von derselben abwenden, indem sie den Resultaten derselben den Eingang verwehren. Es ist in der That in dieser Beziehung noch viel zu thun. Wird aber hier das Nöthige nicht verabsäumt, so werden wir auch dem Ziele, über dessen Erreichung wir heute sprechen, immer näher und näher kommen. Und darum nochmals: So sehr die Forderung nach einer einheitlichen, auf Grund der Wissenschaft reformierten, lateinischen Orthographie auch berechtigt ist, so darf man sich hierbei doch nicht übereilen. Man muss sich darüber klar sein, dass sich eine solche Reform nicht erzwingen lässt, dass es nicht mit einem orthographischen Leitfaden abgethan ist, sondern dass zur Erzielung derselben noch andere Faktoren mit in's Spiel kommen, die man nicht ungestraft aus der Rechnung lassen darf.

Meine Herren! Lassen Sie uns vor allem recht arbeiten an der Neugestaltung unserer Schulgrammatik; sie erscheint mir in der That als eines der dringendsten Bedürfnisse. Sie wird die Neugestaltung der Orthographie von selbst nach sich ziehen: denn eine Reformation des Ganzen ist ja auch zu gleicher Zeit eine Reformation der einzelnen Theile. —

Gymnasialdirector Dr. Reisacker (Breslau): Ich erlaube mir auf eins hinzuweisen. Es ist ganz mit Recht gesagt worden, dass die Wissenschaft fortschreitet, und dass auch die Schulen fortzuschreiten haben. Doch glaube ich, dass bei allem Fortschritt immer doch auch eine feste Norm zu Grunde liegen muss, wenn überhaupt von Fortschritt die Rede sein soll. Das blosse Abwarten — wer weiss wohin uns das führt. Es muss eine bestimmte gemeinsame Grundlage geschaffen werden. Es ist gewiss für alle das feststehend: die Schule muss etwas thun, die Schule darf den Schüler nicht in dem Zustande des Schwankens lassen, die Schule hat die Aufgabe dem Schüler gerade das Interesse für die Form zu schärfen. Unsere ganze Bestrebung in der Schule muss nach dieser Seite hin eine streng wissenschaftliche bleiben, aber, meine Herren, es frägt sich, wie gewinnen wir eine solche Grundlage. Ich glaube wol mit Fug hinweisen zu dürfen auf eine treffliche Verordnung, die gerade in Preussen besteht für die deutsche Orthographie. Es ist bestimmt, dass in den einzelnen Schulen die einzelnen Lehrer sich unterordnen bestimmten Grundsätzen, dass sie sich zu einigen haben, und dass der Einzelne, selbst wenn er nicht einverstanden sein sollte mit dem Einen oder Andern, sich doch füge. Es ist also das Gewicht gelegt in die Autorität der einzelnen Schulen, und ich glaube, dass dieses Gewicht eins der massgebendsten sein muss. Dann müssen wir noch weiter gehen. Ich glaube auf ein Faktum hinweisen zu müssen: dass vor einem Jahre auf der schlesischen Directorenconferenz über die Orthographie eine Entscheidung getroffen wurde dahin, dass nämlich die einzelnen Schulen in kleinere oder grössere Verbände sich möglichst einigten. In unserer Directorenconferenz wurde beschlossen, dass die verschiedenen Schulen, welche zusammengehören, sich anschliessen einem bestimmten Elaborat, welches ausgearbeitet werden soll von einigen und nachher wieder den Schulen vorgelegt werden, wo dann die einzelnen Differenzen auch mitgetheilt werden können, und nachher eine endliche Entscheidung getroffen werden. Wird eine solche Norm erreicht, so werden wir das sicher erlangen, dass auch die Herausgeber von Schulbüchern sich solchen Elaboraten und Normen mehr anschliessen; andererseits, dass solche massgebende Normen mit der Zeit auch ihre Abänderungen finden je nach dem Vorgang der wissenschaftlichen Forschung, denn es soll damit durchaus keine Abschliessung gegen den wissenschaftlichen Fortschritt gemacht werden. Meine Herren, ich erlaubte mir nur auf diesen Fall hinzuweisen. Ich glaube, es ist ein sichererer Weg, um endlich zu bestimmten Resultaten zu gelangen, und der kann meines Erachtens nur auf diese Weise gewonnen werden, und ferner dadurch, dass von Oben herab eine entscheidende Autorität mitwirkt.

Präsident Dr. Eckstein: Meine Herren! Ich bemerke, dass diese vortreffliche schlesische Massregel sich bis jetzt nur auf die deutsche Orthographie bezieht. — —

Gymnasialdirector Dr. Reisacker: Ich erlaube mir den Vorschlag, sie auch auf die lateinische Orthographie auszudehnen.

Präsident Dr. Eckstein (fortfahrend): Es waren sehr interessante Verhandlungen, die in Schlesien zu solchem Beschlusse geführt haben. Die Resultate werden wir wohl demnächst zu erwarten haben. Begehrt noch Jemand das Wort? (Geschieht nicht.) Wir

müssen zu einem Abschlusse kommen. Ich schlage vor, dass wir in dieser Frage also verfahren: Zunächst würde ich den Antrag stellen dahin: „Die hier Versammelten erkennen an, dass die Resultate der wissenschaftlichen Untersuchungen über die lateinische Orthographie in der Schule die gebührende Beachtung finden." Das ist das Eine. Das Zweite ist: Zur Verbreitung dieser Resultate ist wesentlich erforderlich, dass die in den Schulen gebrauchten Uebungsbücher, Grammatiken, Texte der lateinischen Autoren, sich mehr als dies bisher geschehen ist, an diese Resultate anschliessen und sie dadurch dem Schüler *ad oculos* demonstriren. Das dritte wird die Entscheidung der Frage sein: „Sind die hier Versammelten der Ansicht, dass dies durch besondere in die Hände der Schüler zu legende Abrisse der Orthographie geschicht, wie wir heute einen dem Director Hölbe verdanken, wie wir den Brambach'schen vorgestern in die Hände bekommen haben, und andere vorliegen?" Sind Sie damit einverstanden, dass wir in der Art verfahren? — Ja. — So frage ich zuerst: Sind die hier versammelten Herren der Ansicht, dass die Resultate der wissenschaftlichen Untersuchungen und Forschungen mehr Anerkennung als bisher in den höheren Schulen finden müssen? Ich bitte diejenigen, die dafür sind, die Hand zu erheben. (Majorität ist dafür). Ich muss wol eine Gegenprobe machen. Die dagegen sind, bitte ich die Hand zu erheben. Eine Stimme, wenn ich recht sehe. Einstimmig verworfen! — Das Zweite: Sind die Herren der Ansicht, dass die Einführung am Besten und Leichtesten dadurch geschehen werde, dass die Grammatiken, Uebungsbücher und Texte der Autoren diese Resultate den Schülern vor Augen führen? (Majorität erhebt sich dafür.) — Soll ich auch hier die Gegenprobe machen? — Nun muss die *res controversa* kommen: Sind die hier versammelten Herren der Ansicht, dass die Verbreitung dieser Resultate in den Kreisen der Schüler am Besten erfolge durch kurze Uebersichten einer *orthographia latina?* (Abgelehnt.)

Eine Stimme: Ich erlaube mir zur Fragestellung eine Bemerkung. Sollen diese Bücher von Sexta an oder in Prima erst in die Hände gegeben werden?

Präsident Dr. Eckstein: Von Sexta an ist der Antrag gestellt worden. Wenn Sie jedoch einen Antrag stellen, dass sie erst den Primanern in die Hände gegeben werden sollen, so kann ich auch darauf eine Frage richten. Doch, das können wir ja nachher nehmen. Also diejenigen Herren, welche dafür sind, dass diese Einführung am Besten erfolge durch besondere Handbücher — denn klein werden sie ja immer sein müssen — die den Schülern in die Hand gegeben werden, bitte ich die Hand zu erheben. Es sind einige Stimmen!

Eine Stimme: Es ist keine Gegenprobe nöthig!

Präsident Dr. Eckstein: Nun ist der Antrag gestellt worden, von der Secunda damit anzufangen. Ich frage also an, ob die Herren der Ansicht sind, dass diese Büchelchen von der Secunda an in die Hand gegeben werden sollen? —

Eine Stimme: Obligatorisch oder auf dem Wege der Empfehlung? (Heiterkeit.)

Präsident Dr. Eckstein: Das wollen wir nachher nehmen. Also ich bitte diejenigen Herren, welche der Ansicht sind, dass derartige Handbücher von Secunda an den Schülern in die Hände gegeben werden, ihre Hand zu erheben. Es sind wenig! — Die dafür sind, dass die Primaner ein solches Buch besitzen? (Mit Majorität angenommen.) Damit ist diese Frage erledigt. Ich glaube, dass wir dem Herrn Director Hölbe danken müssen, dass er die Frage zur Erörterung gebracht hat; und noch viel mehr, dass er den

Herren Collegen so viele Exemplare in die Hand gegeben. Es wird an uns liegen, die *vim inertiae* in uns zu besiegen. (Bravo!)

Geh. Oberregierungsrath Dr. Wiese in Berlin: Meine Herren! Ich möchte mir erlauben einen Wunsch auszusprechen für die weitere Besprechung hier, wenn noch Zeit sich findet heute oder morgen für eine Sache, die mir sehr wichtig und zeitgemäss zu sein scheint. Es ist ja noch allerlei auf dem Programm, was wir erwarten können. Ob das Alles geeignet ist hier ausführlich besprochen zu werden, das ist eine andere Frage. Es ist z. B. von Herrn Oberlehrer Münscher in Torgau „die Ueberbürdung der Lehrer an preussischen Gymnasien“ als eine These aufgestellt worden und eine ausführliche Motivierung hinzugefügt. Ich glaube, in einer Versammlung deutscher Schulmänner ist dieser Gegenstand nicht recht am Platze; ich kann aber constatieren, was ich hier hinzufüge, dass es mir nichts destoweniger gar nicht unerwünscht gewesen ist, die Sache hier in die Oeffentlichkeit gebracht zu sehen. Die Grösse der Gymnasien und manches Andere ist dabei zu berücksichtigen. Aber ich will *notitiae causa* mittheilen, dass bei der jetzt in Aussicht stehenden wesentlichen Gehaltsverbesserung der Lehrer an den höheren Schulen in Preussen die Frage von einer Seite sehr bestimmt gestellt worden ist, ob für dieses Mehr an Gehalt noch grössere Forderungen gestellt werden sollen. (Heiterkeit.) Ich kann ebenfalls hinzufügen, dass ich, was an mir ist, dies für unthunlich erklärt habe, und ich hoffe auch, dass die Forderung nicht gestellt werden wird. Diesen Fragen gegenüber kann man überhaupt verschiedene Standpunkte einnehmen. Wer innerhalb des Schullebens steht, muss dies anders beurtheilen, als wer draussen steht. Ich glaube also, so wichtig die Sache an sich ist, so scheint sie mir doch nicht ganz in unsere Versammlung hineinzugehören. Aber die Ueberbürdung der Lehrer führt mich auf Etwas, was gestern hier schon andeutungsweise auch besprochen worden ist, worauf ich aber noch einmal die Aufmerksamkeit lenken möchte, auf die Ueberbürdung der Schüler. Ich habe gestern selbst Veranlassung gegeben, dass dieser Ton angeschlagen wurde. Es war die Rede von den lateinischen Aufsätzen beim Abiturientenexamen. Ich stellte zur Frage, ob es nothwendig eine Clausurarbeit sein müsse, oder ob in der Zeit vorher dem Schüler eine Aufgabe gegeben werden könne. Es ist mir interessant gewesen von einem sächsischen Director einer Realschule eine Notiz zu erhalten, die mir fremd war: dass bereits an den sächsischen Realschulen erster Ordnung, es mögen auch die zweiter Ordnung sein, die Einrichtung getroffen ist, dass der deutsche Aufsatz nicht eine Clausurarbeit beim Abiturientenexamen ist, sondern acht Tage vorher von den Schülern zu Hause gearbeitet wird, natürlich unter allerlei Cautelen. Es wurde dann von dem Herrn Director Kruse aus Greifswald mit einer Betheiligung des Gemüths, welche an der Erregtheit seiner Stimme erkennbar war, darauf hingewiesen, dass wir die grosse Pflicht haben dafür zu sorgen, dass in den oberen Classen die Schüler nicht ermüdet am Ziele anlangten. Es ist vielleicht Manchem unter Ihnen auch in den Zeitungen Allerlei über diesen Gegenstand entgegengekommen. Mir sind aus Süddeutschland allerlei Sachen darüber zugegangen, unter Anderem ein gedruckter kleiner Aufsatz, der durch die Zeitungen gelaufen ist, unter der Ueberschrift: „Wohin treiben wir?“ Darin war erwähnt, dass der preussische Statistiker Dr. Engel in Berlin eine Zusammenstellung gemacht habe, wie viele von den jungen Leuten, die von Gymnasien und Realschulen gekommen und sich zum einjährigen Dienst gemeldet hatten, dienstfähig oder dienstunfähig befunden worden sind. Das Resultat ist

erschreckend nach dieser Mittheilung, denn, ich weiss nicht genau, aber ich glaube, es waren bloss dreissig Procent fähig. Deshalb war darauf hingewiesen, dass die Schulen ein grosser Vorwurf trifft durch die Menge der Anforderungen untergeordneter Art, die auf den Schüler einstürmen, und wie gar keine Rücksicht genommen wird auf die Seele und den Leib. Die Lehrer ziehen an dem armen Jungen, jeder zieht so sehr er kann und will das heraus haben, was er zu fordern hat. Ob der Schüler dabei leidet oder gar zu Grunde geht, darauf wird keine Rücksicht genommen. Sie können leicht denken, dass solche Klagen ein Echo finden in vielen Vater- und Mutterherzen, und ich glaube, es ist der Mühe werth, dass wir auf diesen Punkt auch einmal eingehen. Wir sind eine Versammlung von Schulmännern aus allen Theilen von Deutschland. Steht es so mit unserer deutschen Jugend? — Daher glaube ich, kann eine Versammlung wie die unserige gar nichts besseres thun, als sich zu besinnen auf eine Antwort auf die Frage: „Wohin treiben wir?" — Zunächst ist zu constatieren, ist der Artikel richtig? Der Mann hatte da geschrieben, Engel hat so und so gesagt. Ich habe mich vor Kurzem an den Geheimerath Engel gewendet und diesen um Auskunft gebeten, ob er das gesagt habe. Er hat mir erwidert, es sei nicht richtig, er habe seit 1869 sich an solche statistische Zusammenstellungen durchaus nicht gemacht, die dieses Resultat ergeben und er könne die Quelle nicht angeben. Dies ist also nicht richtig. Ich glaube nicht, dass wir darum Ursache haben anzunehmen, dass auch an der Sache nicht sehr viel Richtiges sei. Ich glaube, Jeder hat Erfahrungen der Art gemacht. Wir haben ja grosse Freude gehabt an der Jugend, die wir aus unseren Gymnasien und Realschulen entlassen haben. Ich meine einen Theil der patriotischen, erhebenden Freude, die uns die grossen Kriege gebracht haben. Gewiss, meine Herren, wir können sagen, auch das ist eine Frucht unserer Gymnasialbildung und der Bildung durch die höheren Schulen überhaupt. Was wir da erlebt haben an Hochherzigkeit und Edelmuth der Gesinnung, die die Jugend der höheren Schulen bei diesen vaterländischen Kämpfen an den Tag gelegt hat, das darf uns aber doch nicht beruhigen über das, was wir immerfort an der Jugend zu thun haben. Die Entwickelung der wissenschaftlichen Tüchtigkeit und des socialen Lebens hat ganz neue Fragen an uns gebracht, und es hat mich gestern gefreut, und der Ton, den der Herr Director Kruse anschlug, hat gewiss in vielen Herzen einen Widerhall sympathischer Art gefunden. Darum, meine ich, wäre es gut, wenn noch Zeit übrig ist, heute oder morgen darüber sich klar zu machen, wie ist es denn also? Sind die Schüler überbürdet, und was kann also von dieser Bürde hinweggenommen werden? Man spricht so etwas gar leicht als Wunsch aus, tritt man dem Dinge aber näher, so erscheint eine ausserordentliche Schwierigkeit. Man hat gesagt, und das ist vortrefflich, die Reglements müssen ausgeführt werden von Männern, die Sinn und Takt haben, und müssen richtig ausgelegt werden, mögen auch neue kommen. Kruse hat sich sehr kurz ausgedrückt: „Schlecht sind sie alle!" (Heiterkeit!) und was er damit gesagt, das verstehen wir alle. Aber dazwischen steht noch sehr viel, und es ist ganz unmöglich für die Prüfung beim Abiturientenexamen ein Reglement zu geben, welches jeden in diesem geistigen Leben irgend möglichen Fall voraussähe. Ist dabei nicht auf den pädagogischen Takt zu rechnen, so ist dies rein unmöglich. Und da sage ich allerdings: „Es ist jedes unvollkommen und so auch schlecht zu nennen!" Aber es müssen Grundlagen sein, es müssen doch — und das wird mir keiner bestreiten — die Grundzüge unseres Verfahrens gegeben sein. Da würde

also auch die Zahl der Gegenstände zu prüfen sein, das was in Prima zu treiben ist und ob darauf im Abiturientenexamen Rücksicht genommen werden muss. Darum wäre mein Vorschlag, dass diese Ueberbürdung der Schüler in den oberen Classen als eine Antwort auf die Frage diene, die aus Süddeutschland gekommen ist, „Wohin treiben wir mit unserer Jugend?“, „wir liefern ein schwaches, entkräftetes Geschlecht, welches weder geistig noch leiblich den grossen Aufgaben, die seiner noch harren, in der Zukunft gewachsen ist.“ Das ist ein Thema, worüber viel geschrieben und viel geredet werden kann; aber ich glaube, es wäre gut, wenn wir unsere Versammlung, die erste nach dieser grossen Vereinigung, nicht schlössen, ohne dass der Ton, den der Director Kruse angeschlagen hat, doch noch etwas weiter wirkte, wenn es auch nur dahin führte, dass wir die Schwierigkeit der Sache erkennen.

Präsident Dr. Eckstein: Ich bedaure, dass dieser Antrag nicht früher gestellt ist, da wäre die Sache auf die Tagesordnung gekommen. Es steht jedoch jederzeit frei, einen Antrag zu stellen, und darüber wird die Versammlung beschliessen. Wir müssen heute natürlich schliessen, und es bleibt uns der morgende Tag von 8—10 Uhr übrig. Wir haben noch verschiedene Thesen; ich ziehe meine These gern zurück. Ich habe allerdings ein Interesse mit den halbjährigen Versetzungen bei Jahreskursen, habe mir darüber ein bestimmtes Urtheil gebildet, das durch die Mittheilungen aus diesem Kreise ein Correktiv hätte finden können. Ich frage also bei der Versammlung an, was auf die morgende Tagesordnung kommen soll. Dr. Weber hat eine archäologische Frage, die ihm sehr am Herzen liegt, die er gern vorbringen möchte, weil er sie für den Unterricht verfolgt. Ich glaube die archäologische Sektion, die Mangel hat an Vorträgen, würde ihn gern hören. Mit Fulda können wir unmöglich verhandeln, dazu gehören Mathematiker. Ich denke Münscher zieht seinen partikularistischen Antrag zurück.

Oberlehrer Dr. Münscher (Torgau): Der Herr Präsident hat mir gleich, wie ich ihn begrüsst habe, das entgegen geworfen, dass er sich über meinen Antrag geärgert habe, weil es Partikularismus sei. Darauf hin hat er sich von mir abgewendet, so dass ich darauf kein Wort erwidern konnte. Ich nehme deshalb diese Gelegenheit wahr, dass der Partikularismus, wie er ihn genommen hat — dass ich Sonderbündeleien treiben wollte — mir eben so fern liegt, wie dem Herrn Präsidenten. Ich habe das in meinem Leben, glaube ich, dadurch bewiesen, dass ich von Hessen nach Preussen gegangen bin ohne durch die Verhältnisse gedrängt zu sein. Es hat mich dies wirklich empört.

Präsident Dr. Eckstein: Wer so häufig in diesen Tagen in Anspruch genommen wie ich und so häufig angeredet ist bei einer Versammlung von 900, der ist nicht in der Lage mit jedem einzelnen in ein langes Gespräch sich einzulassen. Es war ein kurz hingeworfenes Wort, wie die Herren, die mich kennen und mich in diesen Tagen gehört haben, wissen, dass ich derartige Worte oft habe. Um den Collegen zu beruhigen, will ich ihm erklären, dass es mir gar nicht in den Sinn gekommen ist ihn zu kränken, noch viel weniger zu empören. (Bravo!)

Oberlehrer Dr. Münscher: Ich meine nämlich in der That nicht, dass es partikularistisch sei, wenn man eine Frage zur Sprache bringt, die den preussischen Staat betrifft, der einen so überwiegenden Theil Deutschlands ausmacht, so dass, was dort wichtig ist, auch wichtig wird für ganz Deutschland. Ausserdem würde ich nichts dagegen haben die Frage zu erweitern, da die Missstände wie in Preussen vielfach auch in

anderen Staaten sich finden, ja zum Theil sogar noch schlimmer, wie auch der Zusatz in meiner ersten These „in den alten Provinzen" Schleswig-Holstein gegenüber, wo Lehrer mit 30 Stunden wöchentlich vorkommen, gestrichen werden könnte.

Präsident Dr. Eckstein: Die persönliche Frage ist wol nun erledigt, Herr College?

Rector Dr. Fulda: Ich muss natürlich der Versammlung ganz überlassen, ob sie über die von mir gestellte These zu verhandeln wünscht oder nicht. Ich will nur beiläufig bemerken, dass sie eigentlich nicht mein Eigenthum ist, sondern dass sie, allerdings in einer etwas anderen Form einstimmig angenommen ist von der letzten rheinischen Lehrerversammlung, die um Ostern in Cöln getagt hat, und dass ich mit Rücksicht darauf diese Frage hier zur Verhandlung zu bringen wünschte. Wenn sie nun jetzt nicht zur Verhandlung kommt, so, meine ich, kann der Grund doch nicht ziehen, dass die Mathematiker nicht anwesend sind. Wenn sich jetzt auch eine mathematische Sektion gebildet hat, kann die pädagogische Sektion doch nicht darum alle naturwissenschaftlichen und mathematischen Gegenstände, namentlich wenn sie von allgemeineren Gesichtspunkten aus behandelt werden sollen, aus ihrem Bereiche ausschliessen. Selbstverständlich wird die Frage, die vorhin hier angeregt ist, unbedingt den Vortritt haben, aber ich möchte doch zur Erwägung geben, ob nicht vielleicht, wenn diese Frage erledigt ist und noch Zeit vorhanden bliebe, diese zur Verhandlung der These angewendet werden könnte.

Präsident Dr. Eckstein: Ich will dem Herrn Vorredner bemerken, dass wir immer den Grundsatz festgehalten haben, in derartige Gebiete, die uns im allgemeinen ferner liegen, uns nicht einzumischen, weil wir es für unrecht halten, ohne die betheiligten Fachlehrer irgend welche Entscheidung festzusetzen, und ich hoffe, Sie werden diesen Grundsatz billigen.

Gymnasiallehrer Ernst Meyer (Landsberg): Meine aufgestellte These 2,a, ist zum grössten Theil eine Antwort auf die Frage des Herrn Geheimerath Wiese. Ich empfehle der Versammlung die Annahme meiner These.

Präsident Dr. Eckstein: Von der Annahme einer These kann nicht die Rede sein, ehe sie verhandelt ist.

Provinzial-Schulrath Dr. Sommerbrodt: Ich möchte nur eine sachliche Berichtigung machen. Es ist die Rede davon gewesen, dass in Holstein 30 Stunden von Lehrern gegeben werden. Ich kann dazu nur bemerken, dass kein einziger ordentlicher wissenschaftlicher Lehrer mehr als 24 giebt.

Präsident Dr. Eckstein: Ich frage also, wünscht die Versammlung, dass auf die morgende Tagesordnung gesetzt werden die zwei Anträge des Gymnasiallehrer Ernst Meyer in Landsberg, der da fordert, der Nachmittagsunterricht muss fortfallen, und Fachlehrer, keine Classenlehrer. Diejenigen Herren, die für Erörterung dieser Fragen sind, bitte ich die Hand zu erheben. Es sind wenige Stimmen. — Dann hat der Herr Rector Fulda den Antrag gestellt: In der Prima des Gymnasiums ist ein zweistündiger fakultativer Unterricht in der Chemie einzuführen. Die Herren, welche diese Frage behandeln wollen, bitte ich, die Hand zu erheben. (Abgelehnt.) Dann der Antrag des Herrn Oberlehrer Dr. Münscher. Die Herren, welche diesen Antrag zu erörtern wünschen, bitte ich, die Hand zu erheben. Auch eine Minorität. Dann Dr Weber in Berlin wegen der Kenntnisse der christlichen monumentalen Kunst. Diejenigen Herren, welche darüber verhandelt

wissen wollen, bitte ich, die Hand zu erheben. (Abgelehnt.) Ich habe meinen Antrag zurückgezogen; nun würde die Frage bloss sein, ob die Herren verhandeln wollen über den Antrag des Herrn Geheimerath Wiese, ob es wirklich ein berechtigter Vorwurf sei dass wir die Jugend in unseren höheren Schulen überbürden. Die Herren, welche für Erörterung dieser Frage sind, bitte ich die Hand zu erheben. (Angenommen.) Das wird der einzige Gegenstand sein, denn ich bin fest überzeugt, er giebt so reiches Material, dass wir die kurze Frist morgen vollkommen damit ausfüllen. Herr Director Kruse, wollen Sie sich zunächst morgen darüber aussprechen? (Zustimmende Antwort.)

(Schluss der Sitzung 10 Uhr.)

III. Sitzung der pädagogischen Sektion.

Sonnabend den 25. Mai 1872. Anfang 8¼ Uhr.

Präsident Dr. Eckstein: Meine Herren, ich freue mich, dass Ihnen die gestrige Partie allen wohl bekommen ist und dass Sie so frühzeitig schon heute auf dem Platze sind. Ich erinnere Sie daran, dass zu einer guten Philologenversammlung in den letzten Tagen eine ganz entschiedene Heiserkeit gehört. In der Beziehung müssen Sie mit mir etwas Geduld haben.

Nach Ihrem gestrigen Beschlusse soll heute die Frage über die Ueberbürdung der Schüler behandelt werden. Ich will zur Einleitung auf das Geschichtliche hinweisen, das auch bei dieser Frage in Betracht kommt. Die Jüngeren unter unseren Herrn Collegen haben das nicht so in der Erinnerung als wir Aelteren, wie am 1. Januar 1836 Lorinser mit seinem Aufsatz „zur Pflege der Gesundheit in den Schulen" hervortrat in einer medicinischen Zeitschrift. Die Sache wäre vielleicht unbeachtet geblieben, weil der Mann gar keine Beweise brachte, wenn nicht der damalige König von Preussen, Friedrich Wilhelm III., den Aufsatz unter seine besondere Protektion genommen und die Unterrichtsbehörde zu ernster Erwägung dieser Frage veranlasst hätte. Die Sache lief damals so, dass unter dem Ministerium Altenstein alle möglichen Gutachten eingeholt wurden (*'Interim aliquid fit'* ist ein vortrefflicher Grundsatz). Dazu kam eine so reiche Literatur, dass ich jetzt noch manchmal erschrecke, wenn ich die dicken Bände ansehe, in welche die Brochüren zusammengebunden sind. Sie sind jetzt sehr bestaubt. Der Erfolg war, dass die Mehrzahl der Gutachten sich nicht mit den Anklagen einverstanden erklärte und darauf im Jahre 1837 von der preussischen Unterrichtsbehörde dieses blaue Buch erlassen wurde. Ich weiss nicht, ob Sie es noch kennen. Als es erlassen wurde, war es eigentlich die einzige gesetzliche Norm über die Zahl der Unterrichtsstunden, welche in den verschiedenen Classen den verschiedenen Unterrichtsgegenständen zugewiesen sind. Die Anklage Lorinser's gieng auf die drei wesentlichen Punkte: die Ueberbürdung der Schüler durch die zu grosse Zahl der Unterrichtsstunden, die Ueberbürdung der Schüler durch die zu grosse Zahl der Unterrichtsgegenstände, die Ueberbürdung durch die zu grosse Zahl der häuslichen Arbeiten. Dies für die jüngeren Herren Collegen zur Orientirung über die Frage, die älteren werden der Sache gewiss noch eingedenk sein. Prof. Kruse

hat sich bereit erklärt, zur Einleitung in die Sache das Wort zu nehmen, ich bitte ihn hervorzutreten.

Director Dr. Kruse: Meine hochgeehrten Herren! Bei Gelegenheit einer früheren Debatte erlaubte ich mir die Frage zu stellen, ob Sie, wenn Sie in Ihre Prima treten, dort jugendlich frische Gesichter und Gemüther anträfen, ob dort etwas von dem Bewusstsein herrschte, das doch in gewissem Masse herrschen sollte: Pallas Athene lässt mich nicht zittern; ich fragte, ob ein heutiger Primaner auch nur in etwas dem homerischen Füllen gleiche, ὁ δ' ἀγλαΐηφι πεποιθώς, ῥίμφα ἑ γοῦνα φέρει, oder ob er am Ziele ankäme wie ein abgemattetes Rennpferd, ein wohldressirtes. Ob das die Weise sei, wie man selbständigen Willen bilde in unserer Jugend, ob so sich Charaktere entwickelten, die dereinst zu einer energischen Initiative fähig seien? Ob es wahr sei oder nicht, dass die Primaner heutzutage zumal im letzten Jahre übermässig arbeiteten und dadurch ihre Gesundheit beeinträchtigten, die Frische und Klarheit ihres Geistes trübten, dass sie sich dem Familienleben entzögen und kurz bevor sie aus dem Vaterhause schieden, demselben sich bereits entfremdet hätten.

Diese Frage, ob unsere Primaner heut zu Tage zuviel arbeiten, diese hat, soviel ich gesehen und gehört habe, einen Widerspruch noch gar nicht gefunden. Eine ganz andere Sache ist und eine weitere, zu untersuchen — und das wird uns ja heute beschäftigen — ob wirklich eine Ueberbürdung der Schüler, zunächst der Primaner stattfindet. Diese Ueberbürdung mag nun gefunden werden, worin sie will, in Bezug auf die unteren Classen würde — wenn sie vorhanden wäre — dem ja leicht zu steuern sein. Ich denke, es wird allgemein anerkannt, dass in niederen Classen das Lernen hauptsächlich auf die Schule beschränkt sein muss, und dass nur ein gewisses geringes Mass häuslicher Thätigkeit in Anspruch genommen werde. Das wird in seinem Kreise jeder Director durchsetzen können. Er wird auch darauf wirken können, dass einige Rücksicht auf die Individualität und auf gewisse äussere Dinge genommen werde. Ich will nur beispielsweise eins anführen. In irgend einer mittlern Classe hat jeder Schüler oder die Mehrzahl Tanzstunde. Das ist nun den Herren Philologen zum Theil ein Gräuel. Item, das hat einen gewissen Einfluss auf die Thätigkeit. Die Schule nimmt aber gar keine Rücksicht. Der Junge hat vielleicht von 4—5 Singen, von 5—7 Tanzstunde, kommt ermüdet nach Hause, kann den anderen Tag nicht nachübersetzen. „Lerne einmal das Capitel auswendig!" und nun gebiert die böse That fortzeugend immer Böses. Indess solcher Gefahr in den unteren Classen lässt sich begegnen: wie steht es aber mit der Arbeitslast in Prima? Da glaube ich von dem Satze ausgehen zu können, dass wirklich das Abiturientenexamen mit einem grossen Schrecken umkleidet ist. Ich appelliere an Sie selbst, nicht an Ihre eigene Erfahrung, denn bei Philologen darf man das nicht wohl voraussetzen, aber ob Sie nicht jeder wenigstens zwei oder drei Bekannte aus anderen Fächern haben, die Ihnen einmal gestanden, der schrecklichste Traum ihres Lebens sei der gewesen, noch einmal das Abiturientenexamen machen zu sollen. (Bravo!) Ich denke doch, dass, meine Herren, wer wohlvorbereitet nach Prima kommt und während eines zweijährigen Aufenthalts seine Schuldigkeit thut, mit einer gewissen Sicherheit und Ruhe dem Abiturientenexamen entgegensehen sollte. Das ist nun faktisch nicht der Fall und ich glaube nicht, dass ich in dieser Beziehung Widerspruch finden werde. Es fragt sich nur, ob dieser Schreck ein berechtigter ist, ob er begründet ist in der äusseren Form des Abiturientenexamens,

oder in den sachlich zu hoch gespannten Anforderungen, und dabei ist zu untersuchen, ob dem abzuhelfen ist oder nicht.

Was die äussere Form angeht, so kann ich hinsichtlich der Clausur mich nur vollständig dem anschliessen, was Probst Herbst neulich gesagt hat in Bezug auf den deutschen Aufsatz. Ich glaube aber, diese Gefahr ist doch so gross nicht, denn es ist in den betreffenden Reglements ausdrücklich gesagt — und ich kann bezeugen, dass dem faktisch Folge gegeben wird — wenn auch der deutsche Aufsatz in der Clausur vollständig misslungen ist, aber von dem betreffenden Lehrer die Reife im Deutschen bezeugt wird, könne das Examen bestanden werden. Ich habe einen deutschen Aufsatz gesehen, der „ungenügend" censiert war, und gleichwol lautete das Gesammtprädikat im Deutschen hernach „gut". Ich glaube also, dass diese Gefahr nicht so gross ist. Ausserdem wird ihr ja vorgebeugt durch die Gewöhnung in den Clausurarbeiten.

Ein Zweites und sehr Wesentliches ist die Controle des Staats. Es kann darüber manches gesagt werden, aber ich glaube nicht, dass wir auf die nähere Debatte eingehen. Nur einige Bemerkungen mögen gestattet sein. Wenn ich dabei der Vertreter der Staatsgewalt gedenke, so muss ich vorweg erklären, dass ich damit einen Begriff, nicht eine Person meine, und dass ich persönlich mit dem Provinzialschulcollegium im freundlichsten Einvernehmen stehe, auch noch nicht ein einziger Abiturient bei mir durchgefallen ist; ich bemerke das deshalb, damit man nicht glaube, es sei dies, was ich hier anrege, der Nothschrei einer geängstigten Seele. (Heiterkeit.) Die Controle des Staats werden wir nicht ganz vermieden sehen wollen, es kann aber wohl gefragt werden, ob sie jedesmal und über jeden Abiturienten auszuüben sei, ob sie für die Schulen, welche die Berechtigung zur Entlassung der Abiturienten haben, in dieser Specialität nothwendig sei, dass jeder einzelne Abiturient so zu sagen vom Staate abgestempelt werde. Es ist ganz gewiss, dass diese Controle, wie sie gerade beim Abiturientenexamen geübt wird, einen grossen Schrecken über die Abiturienten verbreitet. Sie sehen freilich hernach stets ein und gestehen auf dem Abschieds-Commers, dass es gar nicht so schlimm gewesen, und namentlich sei der Herr Schulrath „ja gar nicht so." Aber bis zum nächsten Examen ist bei der folgenden Generation diese freudige Stimmung längst wieder entschwunden. Indess, darauf wollen wir hier nicht näher eingehen. Wichtiger ist mir das Reglement. Darüber habe ich mich neulich etwas kurz und paradox ausgesprochen aus purer Angst vor dem Herrn Präsidenten, den ich in Verdacht hatte, dass er mir in die Zügel greifen wollte; ich sagte, ein Reglement muss da sein, und setzte hinzu, jedes Reglement wird schlecht sein. Es war dabei nicht meine Absicht, das jetzige Reglement oder gar das künftige zu kritisieren, denn über ungelegte Eier streitet man nicht füglich. Meine Worte sind durchaus richtig von Herrn Geheimrath Wiese interpretiert worden, ich wollte sagen, kein Reglement passt für alle Fälle, es muss aber eine Norm da sein: Da kommt es denn wesentlich auf die Handhabung an. Und ich glaube nun, dass diese Handhabung eine andere nicht blos sein kann, sondern dass vom Staate frei und unumwunden ausgesprochen werden muss, dass sie eine andere sein soll. Ich meine nicht, dass da etwas wesentlich von Seiten der Staatsgewalt geändert werde, sondern ich wünsche nur, dass, was in einem kleinen Paragraphen nebenbei ausgesprochen ist, wirklich mit Entschiedenheit hervorgehoben wird. Wir müssen bei der Prüfung nicht auf die einzelnen Paragraphen des Reglements einen übermässigen Werth legen, sondern stets

die Frage uns vorlegen: Ist der Mensch geistig reif, formal so weit gebildet, sittlich so weit entwickelt, dass er ein Studium, welches es sei, mit Energie und Erfolg anzugreifen im Stande ist oder nicht? Das scheint mir immerdar die wesentlichste Sache zu sein, und damit diese freiere Handhabung des Reglements möglich werde — sie wird nämlich erschwert weniger durch die Schulräthe, als durch die Mitglieder der Commission, deren jeder für sein Fach mit einer gewissen Hartnäckigkeit eintritt — muss der Compensationsparagraph nicht so und so viel Möglichkeiten aufstellen und ängstlich das plus und minus berechnen, sondern einfach sagen: Bessere Leistungen in anderen Gegenständen sollen compensieren können, und diese besseren Leistungen sollen auch nachgewiesen werden können an Arbeiten, die während des Aufenthalts in Prima, auch ausserhalb der Clausur, geliefert sind.

Wir kommen jetzt zu der Frage: Sind die Abiturienten durch die faktisch gestellten Anforderungen in den einzelnen Fächern überbürdet oder nicht? Ich will von vorn herein erklären, dass ich im Grossen und Ganzen und auch im Einzelnen gar nichts Wesentliches in diesen Anforderungen gemindert haben will. Ich will auch gar nicht etwa einzelne Fächer ausschliessen — dann würden wir gar nicht zu Ende kommen — sondern ich meine, in allen Fächern ohne Ausnahme lässt sich etwas, nicht faktisch abmindern, wohl aber durch die Behandlungsweise des Reglements und der mündlichen Prüfung erleichtern. Ich werde jetzt ganz kurz jeden einzelnen Gegenstand besprechen, (zum Präsidenten gewendet) es wird aber ganz kurz —

Präsident Dr. Eckstein: Ich habe Sie ja noch gar nicht unterbrochen.

Zunächst was die Stellung des Lateinischen betrifft, so sind wir darüber einig, dass es seine Centralstellung behalten soll, und das soll auch so bleiben nach meiner Meinung, nur müssen die Herren Correktoren sich versagen, wenn sie einen Text zum lateinischen Extemporale fertigen, eine Reihe verschmitzter Redensarten darin anzubringen wie das unvermeidliche *non dubito quin futurum fuerit, ut,* rhetorische Fragen im Infinitive und dergl. Es ist ferner zu wünschen, dass die Herren Correktoren nicht jedesmal in Ohnmacht fallen, wenn sie Fehler finden wie *fierentur*, welcher Fehler eine gewisse historische und innere Berechtigung hat. Es ist klar zu stellen und zu beweisen, dass der Schüler denken gelernt hat; aber wenn nun einer *fierentur* schreibt, so muss man nicht gleich meinen: „Da hört Alles auf", was lateinisch allerdings heisst: *Omnia iam fient, fieri quae posse negabam.* Es ist ferner zu verzichten auf das, was mehrere Herren mit mehr Pomp als Wahrheit hinstellen, dass der Stil der lateinischen Aufsätze ciceronianisch sein soll. Meine Herren, ciceronianisch — schreiben wir alle nicht, schreiben vor allem die Abiturienten nicht, sondern sie färben ihren Stil ciceronianisch auf oder glauben ihn aufzufärben, wenn sie in gewissen Zwischenräumen anbringen *fieri non potest, quin; fudit fugavitque* und endlich die ganz miserable Redensart *tantum abest, ut.* Mich fragte einmal Jemand ganz im Vertrauen: Sagen Sie 'mal, Herr Doctor, mit dem Latein von Schömann — meine Herren, ich entledige mich bei dieser Gelegenheit eines Auftrages, den dieser mein Freund und Lehrer mir gegeben hat: die Herren in Leipzig herzlich zu grüssen; er selbst ist „*a venerabili senectute excusatus*" — mit Schömann's Latein ist es wol etwas bedenklich?" Ich sage, „wie kommen Sie darauf, Herr Pastor?" (Allgemeine Heiterkeit.) Worauf mir die Erwiderung ward: „Ja, hören Sie, alle anderen lateinischen Dissertationen und Schriften verstehe ich nicht, Schömann's Programme verstehe ich." Nun, meine

Herren, ich denke, wir lehren unsere Schüler und verlangen von ihnen correkten und einfachen lateinischen Stil, keine rhetorischen und ciceronianischen Auffärbungen.

Ich komme auf das Griechische. Man pflegt ihm nachzusagen, dass es zu denjenigen Gegenständen gehöre, die man in der Schule lerne, dann aber gleich der Leukothea Binde, sobald man an's Ufer gelangt, schnell in die Wellen zurückwerfe. Man behauptet, dass zwar der Theolog noch einiges, der Arzt den einen Vers: Ἰητρὸς γὰρ ἀνὴρ πολλῶν ἀντάξιος ἄλλων, der Jurist gar nichts behalte. Ich halte das für falsch, meine Herren. Ich weiss nicht, ob unter den jungen Gelehrten, die hinausgezogen sind in das Feld, nicht einem oder dem anderen eingefallen sei: Εἷς οἰωνὸς ἄριστος ἀμύνεσθαι περὶ πάτρης, ich weiss nicht, ob nicht etwa Einer der Abschiedsworte des alten Peleus an den Achill sich erinnert hat: Αἰὲν ἀριστεύειν καὶ ὑπείροχον ἔμμεναι ἄλλων. Aber, meine Herren, wenn es auch wirklich bloss einzelne Brocken wären, ich meine, wer einmal die Worte der Antigone an Kreon, wer einmal das Πολλὰ τὰ δεινά empfänglichen Sinnes vernommen, wer einmal dem Katarakt einer demosthenischen Rede voll all' der glühenden Vaterlandsliebe mit klopfendem Herzen gelauscht hat, ich meine, meine Herren, über den sei eine Weihe gekommen, in dessen Gemüth sei eine Blüthe aufgegangen, die aller Staub des Alltagslebens nicht wieder welken macht. (Bravo!) Ich bin der Meinung, dass die Anforderungen im Griechischen nicht zu verringern seien; eine andere Frage würde die sein: Ist das griechische Scriptum beizubehalten? Ich will diese Frage nicht wieder erörtern; persönlich ist es mir lieb, wenn es beibehalten wird, aber amtlich muss ich erklären, ich hätte nichts dagegen, wenn es abgeschafft und durch eine Interpretation ersetzt würde. Denn ich glaube, dass die Sache ganz anders steht wie mit dem Lateinischen: Wir treiben die griechische Sprache lediglich der Litteratur und nicht der formalen Ausbildung wegen. Ich erinnere an den Ausspruch von Mommsen: die griechische Litteratur ist der Orangenwald, die lateinische die Orangerie. Nach Bernhardy ist das einzige, was die Lateiner nicht aus dem Munde der griechischen Camenen überkommen haben, die *Ars amandi*. Nun, ich will also das griechische Scriptum nicht beseitigt, will aber z. B. den Paragraphen von den Accenten gestrichen wissen. Denn dass sich die griechische Sprache diesen Luxus gestattet, kann man ihr gönnen, und hat ja auch sein Angenehmes. Aber dass wegen ein Paar Accentfehler ein Abiturient durchfällt, das ist vom Uebel.

Ich komme auf das Französische. Ich erinnere die Herren Collegen aus Bayern an eine Schrift, die vor einiger Zeit erschien von einem Freunde Döderleins „Zur Erinnerung an Döderlein." Ich weiss nicht, wer sie geschrieben hat, er hat sich nicht genannt. Dieser spricht sich in Bezug auf die ideale Auffassung in ähnlicher Weise aus, wie ich so eben über das Griechische und sagt: Wer classische Philologie auf dem Gymnasium tüchtig getrieben hat, für den ist die Erlernung des Französischen bis zu dem Masse, dass er einen französischen Schriftsteller und allenfalls die gehörte Sprache verstehen kann, ein Frühstück, ein blosses Beigehen. Ich glaube, meine Herren, dass die Leistungen im Französischen gering sind und gering bleiben werden. Ich halte meinerseits die Neuerung nicht für gut, dass man in der Quinta dem zehnjährigen Knaben bereits die zweite fremde Sprache beibringen will und ich glaube nicht, dass die Leistungen im Französischen sich dadurch gehoben haben, wenigstens müssen sie abscheulich gewesen sein, wenn sie noch schlechter gewesen sind wie die heutigen. (Bravo!) Ich meine, dass diese geringen Leistungen nicht am wenigsten daran liegen, dass wir keine geeigneten

Lehrer haben, dass sehr viele Lehrer nur so nebenbei und *contre cœur* das Französische treiben, und namentlich diejenigen, die darin in Quinta und Quarta unterrichten und jedes Semester bitten: „Kann mir das nicht abgenommen werden?“ (Gelächter.)

Es kommt das Hebräische. Ja das ist eine Vorbereitung für die Theologen apart und ich weiss nicht, ob in der Sektion da drüben als gleichberechtigte Forderung ein propädeutischer Cursus im Sanskrit verlangt wird. Chemie ist ja schon beantragt. Es könnte ja auch doppelte italienische Buchführung gewünscht werden! (Bravo!) Indess ich will auch daran nicht tasten, man lasse meinethalben die zwei Stunden Hebräisch!

Jetzt aber, meine Herren, komme ich auf das Wesentlichste, wo allerdings eine Reform so nothwendig wie möglich ist, und ich glaube, dass für diese Reform einige Stimmung herrschen wird, nämlich auf die Wissenschaften. Ich habe immer bemerkt, dass der Abiturient nicht Lateinisch und Griechisch repetiert, sondern Religion, Geschichte und Mathematik. Fangen wir mit der Religion an. Meine Herren! Es ist ganz erheblich, was heut zu Tage der Abiturient darin leistet, nicht bloss was verlangt wird, sondern was thatsächlich geleistet ist. Das Examen beginnt also mit der Eintheilung der Bücher des alten und neuen Testamentes, geht auf die messianischen Weissagungen und deren Erwähnung im neuen Testament; es wird eine Stelle verlangt nach Capitel und Vers! Können Sie vielleicht den Urtext auswendig? „Ja wohl!“ Dann geht es über auf Kirchengeschichte, auf Athanasius, Augustin und Pelagius, auf mehrere mögliche und unmögliche Sekten. Dann wird auf die Dogmatik näher eingegangen, auf die Augustana und die Unterscheidungslehren; dann werden die Parabeln gründlich erörtert und zum Schluss noch etliche Kirchenlieder. Meine Herren! Ich will gar nichts an dem eben Erwähnten gestrichen wissen, gar nichts, ich behaupte aber, dass es nicht gut und nicht zuträglich ist, dass dieses alles reproduciert werden soll in dem Abiturientenexamen. Und eine Bemerkung kann ich mir nicht versagen; nach diesen Leistungen, die ich für sehr erheblich halte (mir ist in dem Examen *pro facultate* nicht die Hälfte abgefragt worden, und man hat mich mit der *facultas* für Tertia ausgestattet) — soll man da seinen Augen trauen, wenn man hernach in Candidatenzeugnissen liest: „In der Religion entspricht er nicht den Anforderungen an die allgemeine Bildung!“

Die Geschichte hat sich ausgedehnt in ihren Anforderungen, sie hat sich vertieft in den Forschungen. Dazu ist seit den letzten zwanzig Jahren unendlich viel geschehen, was wichtiger ist als manch' ein früheres Jahrhundert. Das muss traktiert und verlangt werden. Nun wohl! Ich bin nicht der Meinung, dass der Jüngling nicht eingeweiht werden solle in die Geschichte, dass er nicht an der Grösse eines Perikles, an dem Heldenmuthe eines Scipio sich erwärmen solle. Ich will, dass ihm gezeigt werde, wie der heitere Cultus des olympischen Zeus, wie die glaubensarme Thatkraft der Römer dahin sank vor der stillen Gloria von Bethlehem und Golgatha, vor der auch das flammende Meteor des Islam erbleichen musste; ich will, dass er eingeführt werde in die Entwickelungsgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit, ich verlange, dass, wenn einmal ein geflügeltes Wort gesprochen wird „Nach Canossa gehen wir nicht!“, dass da der Schüler wisse, was gemeint ist. (Bravo!) Aber ich halte es für ganz gleichgültig, wo und wozu der Vertrag von Gera geschlossen worden ist (Heiterkeit), ganz gleichgültig, was Otto der Vierte mit dem Pfeil und der kleine Markgraf gethan oder nicht gethan haben. Es wird ein unnöthiges Gewicht auf dergleichen gelegt. Ich will nicht

sagen, dass er das nicht etwa gehabt haben soll, ich will wünschen, dass er den kleinen Hahn und den grossen Hahn einmal durchgelesen habe, ich verlange aber, dass dergleichen Dinge von dem Abiturientenexamen ausgeschlossen werden. (Bravo!)

Endlich die Mathematik. Meine Herren! Was Probst Herbst über die deutschen Clausurarbeiten gesagt hat, gilt nicht minder von den mathematischen, insofern die Herren noch ganz bedenkliche geometrische Aufgaben stellen, wo irgend eine Hülfslinie gezogen werden soll, auf die der Abiturient gerade einmal nicht kommt. Ich bin der Meinung, dass der Abiturient eine nicht allzuschwere Gleichung mit zwei Unbekannten löse. Damit meine ich nicht etwa Gleichungen wie die von den beiden Wagenrädern und von den Pferden, die eine Wiese von so und so viel Umfang nebst Nachwuchs abweiden. Diese eignen sich wohl Freude an den mathematischen Wissenschaften zu erwecken, wenn man Zeit und Ruhe hat sie zu lösen, sie eignen sich aber nicht für das Abiturientenexamen. Ich verlange ferner, dass es genügen soll, wenn der Abiturient mit dem Sinus — und dem Tangentensatz und einigen wichtigen anderen zu operieren im Stande ist, aber ich wünsche ausgeschlossen schwierige geometrische Aufgaben, ich wünsche ausgeschlossen die Stereometrie, in der man Nichts leistet, wenn man nicht auch gut zeichnen kann, und das können unsere Primaner heut zu Tage nicht; die Hauptsache aber, auf die es mir ankommt, ist die: ich wünsche, dass nicht das ganze Gebiet des mathematischen Wissens bei dem Abiturientenexamen reproduciert werde.

Und jetzt, meine Herren, fasse ich das, was ich über die Ueberbürdung gesagt habe, zusammen in die These: „Ich wünsche, dass der Primaner nicht nöthig habe, Alles, was er im Laufe seiner gymnasialen Laufbahn einmal in den verschiedenen Fächern gelernt hat, und worüber er sich also bei der Versetzung in die höheren Classen ausgewiesen hat, im letzten Jahre noch einmal zu repetieren, dann wird er sich nicht überbürden. Ich fordere also: „Es soll im mündlichen Abiturientenexamen nichts gefragt werden, was nicht im Laufe der letzten zwei Jahre in Prima wirklich gelehrt und behandelt ist.“ Nur dann wird das Ueberarbeiten aufhören, und das geistlose Aufraffen von allerhand äusserem Wissen; dann wird auch das Interesse freudiger und energischer sich auf das richten, was in der Prima behandelt wird. — Das ist es, was ich zu sagen habe. (Bravo!)

Präsident Dr. Eckstein: Meine Herren! Ich habe den Herrn Vorredner nicht unterbrochen und ich sehe, Sie haben durch diesen Beifall am Besten dem Vorredner Anerkennung gezollt. Das frische Wort wird auch zu Ihren Herzen Zugang gefunden haben. Wie sich nun der ganze Vortrag zugespitzt hat, ist es eigentlich nur ein Avis an die preussischen Collegen, denn das ist eine Beschwerde, die wir in Sachsen nicht kennen, die auch die bayerischen Collegen nicht kennen, es sind Verhältnisse, die uns im Ganzen überhaupt fremd sind, und deshalb ist es wesentlich eine preussische Erörterung. Aber ich glaube, wir werden darauf eingehen können. Ein Interesse hat die Frage doch. Wir dachten, es würde sich handeln um die Ueberbürdung der Schüler im Allgemeinen; der Herr Redner hat das gewiss mit vollem Recht zurückgewiesen, und hat nur die preussischen Nothstände in der Beziehung hervorgehoben, dass die Primaner aus Furcht vor der Abiturientenprüfung, die in ihren Formen allerlei Missstände hat, wirklich überbürdet sind. Ich glaube, so steht jetzt die Frage, und da die Frage so angeregt ist, wollen wir auch in diesem Sinne auf die Erörterung derselben eingehen. Sind Sie damit einverstanden?

Also zunächst würde ich diejenigen Herren, welche das Wort verlangen, bitten sich zu melden!

Oberlehrer Dr. Haacke (Burg): Meine Herren! Ich meine, wir wollen den Ursprung der ganzen Verhandlung beibehalten, über die Ursachen der mangelhaften körperlichen Entwickelung — — — —

Präsident Dr. Eckstein: Lieber Herr College! Ich muss Sie unterbrechen. Darüber hat unser Redner nicht gesprochen! Das, was Sie anführen als das Ergebniss der Statistik, ist ja nicht weiter begründet. Jetzt liegt uns, meines Wissens, nichts weiter vor als die Diskussion der aufgestellten Behauptung.

Oberlehrer Dr. Haacke (Burg): Meine Herren! Es ist eine missliche Sache von Erfahrungen zu sprechen. Der Herr Vorredner hat von preussischen Erfahrungen gesprochen, ich kann nun gar bloss von individuellen Erfahrungen reden. Ich glaube im Grossen und Ganzen ist, wie der Herr Director Kruse eben gesagt hat, in der Anlage unserer Schulen und dem Ziele eine Ueberbürdung nicht vorhanden, sondern sie kann nur in der Handhabung des Unterrichts und in der Handhabung der Abiturientenprüfung liegen. Was in den unteren Classen für eine Ueberbürdung angesehen werden könnte, das, glaube ich, ist die Heftschreiberei. Es werden gewiss zu viele Hefte geschrieben. Diese Beobachtung beruht nicht auf meiner Erfahrung, sondern auf einer viel reicheren, ob es nämlich nicht rathsam wäre, dass nur diejenigen Hefte von den Schülern geführt werden, die der Lehrer corrigiert, also keine Geschichtsausarbeitungen, keine Religionsausarbeitungen....

Präsident Dr. Eckstein: Lieber Herr College! Auch hier muss ich Sie gleich unterbrechen. Wer das thut, auch in Preussen, der weiss nicht, was die Behörde vorgeschrieben hat in dieser Beziehung, denn gerade gegen diese Heftschreiberei ist in Preussen am allerentschiedensten gewirkt worden; dann ist es der Fehler der Lehrer.

Oberlehrer Dr. Haacke (Burg): Es sollen keine anderen Hefte geführt werden, als die, die der Lehrer corrigiert. Das wollte ich im Principe formulieren. Dann sprach Herr Director Kruse vom Abiturientenexamen. Sie erlauben mir, auch darüber ein Paar Worte zu sagen. Eine Ueberbürdung des Abiturienten muss ich finden in den Valedictionsarbeiten, wenn sie als ein *Opus supererogativum* gefordert werden sollen. Namentlich wenn diese Arbeit mit den Abiturientenarbeiten zugleich eintritt. Ich habe kein Urtheil über den Werth, denn ich kann die Arbeiten, die zu corrigieren sind, nicht zugleich mit den Valedictionsarbeiten corrigieren und durcharbeiten, namentlich wenn es *opera* von hundert Seiten sind. Zweitens glaube ich auch, dass im mündlichen Abiturientenexamen nichts abgehört werden darf. Ich will mich wol anheischig machen, wenn ich Musse habe, einige Horazoden schriftlich niederzuschreiben, aber wenn sich einige Herren als Commission niedersetzen und mich nach Oden fragen, ich glaube ich würde keine einzige aus dem Gedächtniss herausbringen. (Rufe: Ach, das ist Schade!) Was das schriftliche Examen betrifft, so glaube ich, dass man nicht bloss eine Compensation, sondern auch eine Dispensation eintreten lassen könnte. Es ist neulich schon diesem Gedanken nahe, von vielen Seiten zu nahe getreten worden, ohne dass es geradezu ausgesprochen worden ist, wenigstens nicht in der Weise, wie ich es mir gedacht habe. Wenn ein Abiturient die Arbeiten seines ganzen Primanercursus vorlegen kann beim Examen und hat nur Urtheile, die eine Befriedigung mit der Arbeit ausdrücken, so kann er von der einzelnen

Arbeit dispensiert werden. Also ich will sagen, wenn alle seine lateinischen Aufsätze, sowohl die Clausur- als auch die häuslichen Aufsätze das Prädicat „befriedigend“ haben während des zweijährigen Cursus, nicht blos während des letzten Jahres, so ist er von dem lateinischen Aufsatz in der Abiturientenprüfung dispensiert, ebenso vom Griechischen, Französischen u. s. w. Ich glaube, dadurch werden die Primaner zur Stetigkeit des Fleisses (Eine Stimme ruft: „Schluss beantragt!“) angetrieben. (Eckstein entgegnet: „Jetzt ist der Redner bei der Sache!“) Denn ich glaube, die Ueberbürdung liegt eben darin, dass die Schüler ausschliesslich für das Abiturientenexamen arbeiten und sich vorher gehen lassen; vielleicht noch nicht in der Secunda, aber im ersten Jahre der Prima. Es muss unser Hauptziel sein sie zur Stetigkeit des Fleisses anzutreiben.

Präsident Dr. Eckstein: Wer begehrt das Wort?

Gymnasialdirector Stier (Zerbst): Meine Herren! Erlauben Sie, dass ich zunächst anknüpfe an die Frage des Herrn Präsidenten, „ob die Versammlung wünsche, dass die Abiturientenfragen behandelt werden, obgleich sie nur wesentlich für die Preussen ein Interesse haben können.“ Bekanntlich besteht das deutsche Reich aus mächtigen und minder mächtigen Staaten. Es ist bekannt, dass in den letzten Jahrzehnten das preussische Reglement für die Abiturientenprüfung in mehreren kleineren Staaten eingeführt ist und auch, wenn ich nicht irre, fast ganz dem grossherzoglich hessischen zu Grunde gelegt ist. In anderen wartet man auf das neue Reglement und sieht ihm mit grosser Spannung entgegen. In Anhalt haben wir verschiedene Reglements zur Zeit, nur für Dessau und Zerbst besteht ein gemeinsames, jetzt auch für Cöthen. Es ist die Absicht ausgesprochen, sobald das preussische Reglement erscheint, dieses einzuführen. Ich glaube, dass es vielleicht mit zur Erklärung mancher Verhältnisse beiträgt, wenn ich kurz referiere, wie es bei uns gehalten wird. Es besteht noch bei uns die Forderung eines deutschen, lateinischen und französischen Aufsatzes, für die beiden ersten sieben, für den dritten sechs Stunden, ein griechisches Scriptum fünf Stunden, mathematische Arbeit vier Stunden, ein hebräisches Scriptum ebenfalls fünf Stunden.

Präsident Dr. Eckstein: Lachen Sie darüber nicht, meine Herren! Es war in Preussen früher auch, ich selbst habe das specimen hebraicum noch machen müssen.

Gymnasialdirector Stier (Zerbst): Sollte ich persönlich sagen, was ich dazu wünschen würde, so wäre es das lateinische Scriptum. Im Uebrigen wird das Hauptgewicht bei uns auf das schriftliche Examen gelegt, das mündliche tritt bei uns zur Ergänzung ein, und ich kann nicht sagen, dass die Schüler sich davor fürchten, obgleich es streng genommen wird. Wenn ich meine früheren Erfahrungen von Elberfeld, Wittenberg und Colberg damit vergleichen darf, so ist es mir erschienen, als wenn im Ganzen die Arbeiten durchweg sauberer, mit weniger Uebereilung und mit weit mehr Befriedigung für den Schüler gemacht würden. Häufig werden sie gar nicht erst mit dem Schlusstermin, sondern oft schon vorher abgegeben. Ich halte es für sehr wichtig, dass der Schüler nicht ängstlich eile, dass er von vorn herein eine gewisse längere Zeit vor sich habe, und mit mehr Befriedigung darauf zurückblicken könne. Ich halte die Gewährung von mehr Zeit für sehr wichtig. Ich habe allerdings schon oft gehört, dass man sagt: Begabte Schüler machen in vier Stunden gerade so gut einen Aufsatz und brauchen nicht mehr Zeit, und mittelmässige würden ihn dann eben so schlecht machen bei längerer Zeit. Aber es giebt doch auch einen Mittelschlag, es giebt schwerfällige

Naturen, die bei mehr Zeit auch mehr leisten werden. Wir haben ja verschiedene deutsche Stämme, in manchen Gegenden ist überhaupt der Schüler vom Mittelschlage etwas schwerfälliger. Unsere Frage würde sich sehr leicht in dieser Beziehung regeln lassen. Ich kann sagen, und glaube es sagen zu dürfen, dass die französischen Aufsätze bei uns recht wohl befriedigend ausfallen. Allerdings haben wir, früher wenigstens, in allen Classen drei Stunden dafür gehabt. Ebenso die hebräischen Scripta. Sie werden im Ganzen gut gemacht, aber es wird nicht etwa Feinheit des Stils verlangt, sondern es werden Sätze zusammengestellt, einfache natürlich, wie sie sich aus der früheren Lectüre leicht ergeben. In Beziehung auf das Hebräische will ich noch das anknüpfen, dass etwas zu ungünstig von dem Herrn Collegen Kruse geurtheilt zu sein scheint. Einmal ist es für Jeden, der sich mit Lateinisch und Griechisch beschäftigt hat, wenn er die Zeit erübrigen kann, ganz interessant auch einen anderen Sprachstamm kennen zu lernen. Es ist für jeden Evangelischen überhaupt von Interesse einmal eine Stelle in der Bibel nachschlagen zu können, und mit dem Reste von Kenntnissen, die er, wenn er Jurist oder Mediciner ist, von früher her sich bewahrt hat, das Original vergleichen zu können. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass öfters solche, die Jura studieren wollten, doch das Hebräische mitnahmen.

Director Dr. Hasper: Meine Herren! Ich möchte nur in Kurzem constatieren, dass das, was der Herr College Kruse ausgesprochen hat, sich etwa darin zusammenfassen lässt, dass wir in dem Abiturientenexamen so wenig als möglich von Gedächtnisswerk vorzubringen haben. Das war ja überzeugend, indem er von den Wissenschaften sprach. Ich constatiere aber auch ferner, dass, wenn das Gedächtnisswerk in der That in übermässiger Weise hier und da gefordert wird, das nicht an dem Reglement liegen kann, sondern an der Handhabung des Reglements, sondern an uns selbst, den Lehrern, indem Jeder für seine Wissenschaft soviel wie möglich aus dem Schüler herausbringen will. Zum Beweise dafür führe ich Folgendes an, dass unter dem alten preussischen Reglement, was jetzt noch im Wesentlichen besteht, aber doch zum Besseren modificiert worden ist, dass noch unter dem alten preussischen Reglement — —

Präsident Dr. Eckstein: Das heisst das von 1834; unsere Erinnerung geht noch weiter zurück.

Director Dr. Hasper (fortfahrend): — dass ein Schulrath in der Provinz Sachsen auftrat, der gewiss denen, die damals dort gewesen sind, noch in tiefer Erinnerung steht, es war der Schulrath Schaub. Der trat, als ich etwa in der Tertia oder Quarta sass, in unsere Classe hinein und sagte uns in Beziehung auf das Abiturientenexamen, dass er künftig sich verbitte, dass man zum Abiturientenexamen repetiere. Wo er merke, dass solche massenhafte Repetitionen stattfänden, da werde er annehmen, dass der Schüler sich seiner Schwäche in hohem Masse bewusst sei und die Lehrer mit Blendwerk täuschen wolle. Er wolle keine Repetitionen haben, sondern er wolle sehen, welche wissenschaftliche Befähigung der Schüler gewonnen habe. Damit war für eine lange Zeit viel geholfen in den Abiturientenexaminibus. Es ist eben damals das Gewicht darauf gelegt worden, den Menschen zu erziehen und seine wissenschaftliche Befähigung zu stärken, aber nicht in ihm viel Gedächtnisswerk anzuhäufen. Ich glaube, darin haben wir, meine Herren, noch viel zu lernen, dass wir von Quinta an nicht darauf hin arbeiten, wieviel sich der Junge in's Gedächtniss einprägt, sondern wie er zu freiem Nachdenken,

wie er zu einem wirklichen Judicium kommt. Das wird bei uns zu wenig geübt. Sehen Sie in den lateinischen und deutschen Aufsätzen wie die Jungen eine Masse Material herbeischleppen, aber eine logische Disposition findet man sehr selten. Das kommt daher, weil zuviel gelernt wird. Es ist das Reglement, welches der Herr Schulrath Schaub so gehandhabt wissen wollte, durch die neueren Ergänzungen von 1856 noch bedeutend herabgeschraubt worden zu unserer Freude; dies und jenes ist weggestrichen z. B. im mündlichen Examen das Französische, die deutsche Litteraturgeschichte und dergleichen. Zunächst greifen wir in unsere eigene Brust, ehe wir nach oben hin greifen.

Präsident Dr. Eckstein: Meine Herren! Der Grundsatz Friedrichs des Grossen: „Ich will, dass die jungen Leute auf dem Gymnasium räsonnieren lernen", gilt gerade hier. Dann aber möchte ich den Satz, den Hr. Hasper ausgesprochen hat, in das Wort zuspitzen: Man verlange bei dem Abiturientenexamen kein Wissen, sondern beachte nur das Können. Und wenn man die Consequenz dieses Satzes zieht, so kommt man darauf, worauf ich immer hingearbeitet hätte, wenn ich etwas zu sagen hätte: die mündliche Prüfung ganz gestrichen und die schriftliche allein beibehalten!

Schulrath Dr. Baumeister (Strassburg): Nur wenige Bemerkungen, meine Herren! Wenn sich die Schüler vor dem Abiturientenexamen fürchten und deswegen sich überarbeiten, so kann das in zwei Dingen seinen Grund haben, entweder in den Schülern selbst oder in den Lehrern. Ist nun der Schüler in den früheren Jahren untüchtig und unfleissig gewesen, so ist es die Schuld der Lehrer, dass er nach der Prima kam. Es muss ihm abgeschnitten werden so lange, bis er wirklich für Prima reif ist. Dann kann eine Ueberbürdung kaum stattfinden. Andererseits aber kommt es vor, dass der Abiturient dann zu dem Director kommt und sagt: „ich weiss, dass ich Lücken habe, da und dort liegt es", und dann heisst es denn: „der Herr Dr. X und Y in Tertia und Secunda hat uns nicht scharf genug angefasst, oder er war langweilig", oder wie die Sache weiter deutlich oder undeutlich ausgedrückt wird; und da müssen wir denn in unsere eigene Brust greifen und sagen: nicht an dem Reglement, sondern an den Lehrern in der Schule, an der Auffassung der Aufgabe, die sie haben, an der Handhabung des Unterrichtes liegt es, wenn mangelhafte Abiturienten-Prüfungen vorkommen, und wenn die Furcht so gross ist, dass sie wirklich ein Zittern genannt werden kann. Von Herrn Director Kruse sind nun besonders angegriffen die Forderungen, welche in den Wissenschaften, also in der Geschichte und in der Mathematik gestellt werden. Ich muss gestehen, dass mir das befremdend vorkommt, denn gerade in diesen beiden Gegenständen fordert die Neuzeit mit Recht etwas mehr als in früheren Jahrzehnten gefordert ist. Was die Geschichte anbetrifft, so ist es ja unzweifelhaft, dass man da vielerlei fragen kann, was nicht hineingehört, und dass da die blosse Gedächtnissbelastung ohne die Bildung des Urtheils völlig nutzlos sein wird, aber ein regelmässig geführter und streng von allen Seiten beachteter Unterricht bringt es auch dahin, dass in der Geschichte keine Extrarepetition ausser der für die Schule selbst in der Prima vorgeschriebenen vorgenommen zu werden braucht. Wer sich erst im letzten Halbjahre hinsetzt und auswendig lernt, der hat in der Secunda und in der Prima seine Pflicht nicht gethan, hat das, was er als tägliche Medicin löffelweise hätte nehmen sollen, nicht genommen, und ist nun genöthigt es in grösseren Quantitäten zu schlucken. Was die Mathematik anbetrifft, so bin ich, wie viele der Herren Collegen, kaum ein Kenner, allein das kann ich versichern, dass ich Collegen gehabt habe, die nie

in der Lage waren, dass die Schüler vor ihrem Abiturientenexamen Furcht hatten, sondern bei ihnen mit der grössten Leichtigkeit das, was gefordert wurde — und es ging über das preussische Abiturientenreglement hinaus, und es wurde gelehrt nicht in 4 Stunden in Prima und Secunda, sondern in je 3 Stunden — dass also bei diesen Verhältnissen alles das mit der grössten Leichtigkeit geleistet wurde. Es liegt also, meine ich, die Hauptsache nicht an der Handhabung des Reglements, sondern des Unterrichts und an den Lehrern, an einer gewissen Lässigkeit derselben gegenüber dem Schüler bei der Versetzung nach Prima und überhaupt aus den mittleren Classen in die oberen.

Director Dr. Reisacker (Breslau): Meine Herren! Ich glaube ebenfalls constatieren zu müssen die Thatsache aus einer langjährigen Erfahrung, dass wirklich eine Ueberbürdung der Schüler in Prima stattfindet. Sie ist da, und ich habe oft genug versucht auf die Schüler in der Prima einzuwirken, dass sie doch das Schreckbild der Abiturientenprüfung von sich stiessen. Sie vermochten es nicht, immer mussten sie arbeiten und namentlich im letzten Jahre in einer Weise, dass man es ihnen ansah, wie sie immer mehr erschlafften und ermatteten. Ich habe es immer bedauern müssen, ich gestehe es offen, dass gerade in der letzten Zeit des Gymnasiallebens, wo doch die Jugend gerade geistige Frische zeigen und vor allem geistig selbstthätig sein soll, das am allerwenigsten stattfand, weil sie eben zu viel mit dem Wissensstoffe ringen musste. Aber ich habe auch gefragt, „worin liegt nun eigentlich der Missstand?“ Ich glaube ihn darin immer richtig gefunden zu haben, dass gerade die Hauptarbeit gewälzt wird auf die oberen Classen und dass man zu wenig vorbereitet wird für die oberen Classen. Man wälzt Alles nach oben hin, was man füglich hätte besser schon in den mittleren und unteren Classen thun sollen. Ich erlaube mir noch auf einen Punkt hinzuweisen. Man verlangt z. B. von dem Schüler, von dem Abiturienten, dass er eine Uebersicht des ganzen Gebietes der Geschichte so inne habe, dass er schlagfertig sofort auf jede Frage antworte, die Ereignisse der Jahrzahl nach bestimme und über den Zusammenhang sich ausspreche in zusammenhängendem Vortrage. Man verlangt ferner von dem Abiturienten, dass er auch orientiert sei in der Geographie. Was den letzteren Punkt betrifft, so habe ich leider nur zu oft die Erfahrung gemacht, dass Schüler, die in den unteren Classen recht tüchtig des Stoffes mächtig waren, in den oberen Classen fast gar nichts mehr davon wussten, und der Lehrer in der Geschichte musste schliesslich in Prima das alles wiederholen, was füglich unten hätte besser verarbeitet werden sollen. Es ist hauptsächlich, ich erkläre es hier, eine falsche Handhabung des Unterrichts. Wie schon eben richtig bemerkt wurde, wenn in den mittleren und unteren Classen die Repetition namentlich für den Wissensstoff immer fortgesetzt wird, wenn z. B. in der Tertia, wo wohl mittelalterliche deutsche Geschichte getrieben werden soll, auch wieder das, was in der Quarta behandelt worden ist, aus der alten Geschichte vorgenommen wird, wenn ferner in den beiden Secunden, wo alte Geschichte betrieben werden soll, auch auf die deutsche Geschichte zurückgegriffen wird, dann, glaube ich, kann der Schüler auch etwas in die Prima mitbringen, so dass er nachher nicht mehr so zu arbeiten hat, wie es unter allen Umständen jetzt nöthig ist. Aber ich glaube, wir mögen es machen wie wir wollen, immer bleibt doch das Abiturientenexamen ein gewisses Schreckbild für die Schüler, und mir ist es manchmal so vorgekommen, es möchte vielleicht besser sein, wenn die Schärfe der Anforderungen verlegt würde in eine andere Zeit, in die Uebergangszeit aus der Obersecunda nach Prima, dass selbst dahin

die staatliche Controle auch verlegt würde. Es würde dann ein zweijähriger Cursus von Prima noch übrig bleiben, so dass die Schüler unter Weisung ihrer Lehrer sich recht vertiefen können in den neuen Unterrichtsstoff, dass sie dort mit aller Freiheit und Freudigkeit sich hingeben können an die einzelnen Gegenstände, und dass nachher doch immer für sie etwas wichtiges bliebe, nämlich die Erlangung eines Qualificationszeugnisses, das ihnen vom Lehrer-Collegium ausgestellt würde. Dann würde der Schrecken, den das Abiturientenexamen jetzt mit sich bringt, jedenfalls verschwinden, und für die beiden Jahre in Prima würde dem Schüler die nöthige Ruhe, Freiheit und Freudigkeit der geistigen Arbeit bewahrt.

Präsident Prof. Eckstein: Was Herr Dir. Reisacker bemerkt, besteht ja in Preussen meines Wissens zum Theil für die Realschulen.

Dir. Dr. Classen (Hamburg): Meine Herren! Es kommt mir nicht zu, über die vorliegende Frage mich eingehender auszusprechen, weil mir eine Erfahrung von weitem Umfange nicht zusteht. Ich habe mein langes Schulleben, über 40 Jahre, nur in kleineren Kreisen gewirkt, aber eins möchte Ihnen vielleicht doch von Interesse sein. Ich habe 20 Jahre in Lübeck, über 10 Jahre in Frankfurt und jetzt über 8 Jahre in Hamburg gewirkt und zwar unter Einrichtungen, die in Bezug auf die Abgangsprüfung ganz verschieden waren. In Lübeck war nur ein facultatives Maturitätsexamen. Im allgemeinen kann ich aus der langen Erfahrung sagen, dass wir treffliche Schüler aufgezogen haben, Männer, die in manchen Theilen Deutschlands, an manchen Stellen sich allgemeinen Ansehens erfreuen und die nie ein Maturitätsexamen gemacht haben. Im allgemeinen kann ich sagen, dass die facultative Prüfung nicht gerade von einem grossen Werthe war, obgleich sie eine Seite hatte, die ich immer noch schätze, nämlich die eben hier schon erwähnten Valedictionsarbeiten, die nur dort freilich nicht zusammenfielen mit den vielen anderen Vorbereitungen. In Frankfurt fand ich, als ich vor 19 Jahren hinüberging, durchaus gar keine Maturitätsprüfung und sah mich veranlasst dort, weil es vielfach an dem rechten kräftigen Streben in den obern Klassen fehlte, eine solche einzuführen. Ich habe das damals in einer Weise zu leiten versucht, dass die Valedictionsarbeiten bestehen blieben, daneben aber auch eine Prüfung. Indess, obgleich ich nicht unzufrieden gewesen bin mit meinen Erfahrungen, leugne ich nicht, dass ich noch immer das Gefühl eines gewissen Mangels hatte. In Hamburg fand ich vor 8 Jahren beim Eintritte wiederum nur ein facultatives Examen, fand aber die Sache dort so bestellt, dass unter den strebsameren Schülern es eine Ehrensache war, das Abiturientenexamen dennoch mitzumachen: nur war es ein wenig formlos. Die Forderungen waren wenig präcisiert, und als ich vor 4 Jahren, im Januar 1868, die Ehre hatte den Conferenzen in Berlin beizuwohnen, und wir dort, die versammelten Lehrer und Schulräthe, über gewisse Gesammtordnungen der Maturitätsprüfung einig geworden waren, so habe ich es gleich für meine Pflicht gehalten, es auch meinen Ansichten entsprechend gefunden, die dort festgestellten Ordnungen, die ja im Wesentlichen den Preussischen Ordnungen entsprachen, einzuführen. Und jetzt will ich weiter nichts sagen als folgendes: Wir haben jetzt nun seit drei Jahren ein Maturitätsexamen, welches wir sehr ernst und mit der nothwendigen Strenge, aber auch auf der andern Seite mit den heute schon vielfach angedeuteten Berücksichtigungen halten, und über das Resultat will ich das sagen: weit entfernt, dass unsre Schüler vor diesem Examen Schrecken und Angst haben, sie haben Respekt davor! Im Gegentheile ist mir

von vielen Seiten, von unseren besten Schülern und unseren Collegen der Dank dafür ausgesprochen, dass die jungen Leute sich veranlasst sehen, in den letzten Jahren, natürlich wenn sie eine ordentliche Grundlage haben, sich noch einmal tüchtig zusammenzunehmen und die letzte Zeit mit allem Ernste zu benutzen. Ich bin im Grunde einverstanden mit Baumeisters Ansicht. Es versteht sich, dass ich für das Wichtigste halte, dass die Grundlage und Weiterführung immer in gleichem Sinne fortschreite. Aber man wird es doch nicht immer erreichen, und so werden auch einige Repetitionen nöthig sein, und die werden sich dann auch schon durchführen lassen ohne eine Ueberbürdung. Nicht allein, dass ich versichern kann, dass es ein Gefühl bei uns ist, es sei recht, es sei wünschenswerth, auch das Andere muss ich hinzufügen; bei uns — ich glaube dasselbe von den übrigen benachbarten norddeutschen Schulen sagen zu können — ist durchaus nicht von einer körperlichen Schwäche und einer Abgespanntheit die Rede; im Gegentheil, ich habe in meiner 40jährigen Lehrerwirksamkeit noch nie eine frischere Jugend gehabt, als ich jetzt die Freude habe zu sehen. Obgleich ich nicht von allgemeinen Erfahrungen reden kann, so muss ich doch das aussprechen, wie es auch schon angedeutet war, die Hauptsache wird liegen an der Ausführung, und die sollte in der Hand des Directors und des Lehrer-Collegiums, was immer eine grosse Hauptsache ist, zu finden sein.

Director Dr. Cauer: Meine Herren! Ich knüpfe an die letzten Worte an und kann ihnen nur dahin vollständig beistimmen, dass auch nach meiner Erfahrung — ich habe in vier verschiedenen Provinzen Preussens mit Primanern zu thun gehabt in grösseren und kleineren Städten — dass also nach meiner Erfahrung es so schlimm mit dem körperlichen und geistigen Zustande unserer Primaner nicht steht, wie es von Herrn Director Kruse im Anfang seiner Rede angegeben ist. Ich finde, dass, wenn man sich unter den Schülern bewegt, etwa auf einem Spaziergang, man so viel Frische und Lebenslust, Sinn für das, was man ihnen geistig etwa in der Conversation bieten kann, findet, wie es nur zu wünschen ist, und dass die wohlhabenderen unserer Schüler recht viel Zeit behalten, auch ausserhalb der Schule zu verkehren in Gesellschaften. und die ärmeren in grösserer Zahl Zeit behalten durch Privatunterricht sich Einiges zu erwerben. Also so schlimm, wie es dargestellt ist, ist es nicht. Einzelne schwerfällige Naturen, die unter der Last der Aufgaben keuchen, wird es überall geben. Wenigstens „einen allgemeinen preussischen Nothstand" kann ich in der That nicht anerkennen. Es mögen ganz einzelne Verhältnisse sein, wo das mehr empfunden ist. Wenn nun, um auf die praktischen Tendenzen des Herrn Director Kruse zu kommen, von ihm gefordert worden ist, dass unser Abiturienten-Reglement dahin reformiert werde, dass noch mehr, als es bereits der Fall ist, auf das Wesen der Dinge, oder, wie es unser Vorsitzender sehr richtig ausgedrückt hat, auf das Können mehr als auf das Wissen abgezielt werde, so kann ich dem nur aus vollem Herzen beistimmen, kann ich jene Reform des Reglements in dieser Richtung, dass dem Lehrercollegium eine grössere Freiheit in der Beurtheilung des Werthes und Wesens der Person gegeben wird, nur mit der allergrössten Freude begrüssen. Namentlich auf eine liberalere Fassung der Compensationsparagraphen, worauf ich schon hindeutete, kann ich in diesem Zusammenhange zurückkommen, um so mehr, als es heute schon berührt worden ist, auf die Zulässigkeitserklärung einer Dispensation vom mündlichen Examen. Wenn unser Herr Vorsitzender so eben aus der Prämisse „die Abiturienten sollen ihr Können und nicht ihr Wissen documentieren" gefolgert hat: deshalb wünsche

ich Beseitigung des mündlichen und Beibehaltung des schriftlichen Examens, so kann ich diese Folgerung nicht recht verstehen, und ich darf nicht zugeben, dass im schriftlichen Examen überwiegend das Können und im mündlichen überwiegend das Wissen sich zeigt. Wenn das mündliche so ist, wie es sein soll, und wie es nach dem Reglement sein kann, so ist gerade dies Examen darauf berechnet, das Können zu documentieren. Der Abiturient soll zeigen, ob er einen Schriftsteller verstehen und übersetzen kann, ob er historische Verhältnisse beurtheilen kann, ob er über religiöse Fragen, so weit sie in das Bereich des Schulunterrichts gehören, zu urtheilen vermag. Freilich zeigt auch das schriftliche Examen ein Können, aber nicht so überwiegend, dass es gerade an die Stelle des mündlichen treten sollte. Wir haben in unserem Gerichtsverfahren an die Stelle des schriftlichen das mündliche treten lassen; es würde mir wunderbar erscheinen, wenn wir es in der Schule umgekehrt machten. Ich glaube, dass zur Beurtheilung der ganzen Persönlichkeit eben auch ein persönlicher Verkehr mit dem betreffenden, ein Hervortreten desselben in dem, was er ist und kann und wie es sich in seinem Auftreten zeigt, viel mehr werth ist, als wenn man ihn einschliesst, oder unter Aufsicht stellt und eine Reihe von Stunden ihn da arbeiten lässt. Ich würde den Wunsch haben, dass die Versammlung sich darüber erklärt, ob eine solche Dispensation vom schriftlichen Examen für die, welche von Seiten der Lehrer der Prima für unbedingt reif gehalten werden, überhaupt oder nur von einzelnen Theilen des Examens für zulässig erklärt werden soll.

Präsident Dr. Eckstein: Die Analogie des Gerichtsverfahrens scheint nicht recht zu passen, der persönliche Verkehr mit den Schülern ist nothwendig nur in den Ländern, wo das Gewicht in den königlichen Commissarius gelegt ist, in Baiern und Sachsen nicht, wo das Gewicht im Lehrercollegium liegt. Wir kennen unsere Schüler doch aus langem persönlichem Verkehr.

Oberstudienrath Dr. Schmid: Nicht wahr, Herr Präsident, man darf diese Frage, die Sie ursprünglich als eine preussische bezeichnet haben, auch ein Bischen erweitern, und Sie erlauben mir das vielleicht um so lieber, damit ich doch auch als ein laudator meiner engeren Heimat auftreten kann. Ich habe mir vielleicht den gegentheiligen Schein zugezogen. Ich sage, ich bin hier ein laudator meiner engeren Heimat; wir haben mehreres nicht in unserer Schlussprüfung, was Sie haben, und zwar gerade Dinge, von denen ich glaube, Sie könnten sie auch entbehren. Wer bei uns die Prüfung im Griechischen macht, braucht die im Französichen nicht zu machen. (Stimme aus der Versammlung: O weh!). Wir haben nämlich, das ist nicht gerade ein Vorzug, die Dispensation vom Griechischen in unsern Gymnasien. Es nehmen nicht sehr viele diese Dispensation in Anspruch; aber solche, welche nicht Griechisch haben, müssen Französisch haben, und die, welche Griechisch haben, brauchen das Französiche nicht. Ein zweites, und das ist viel wichtiger, wir haben keine Prüfung in der Religion. (Bravo!). Sie trauen mir, wer mich kennt wenigstens, nicht zu, dass ich damit dieses Fach heruntersetzen, zurückstellen möchte. Gewiss nicht. Aber kann man denn überhaupt das, was dem Religionsunterricht seinen Werth und seine Berechtigung giebt, kann man das in der Abiturientenprüfung constatieren? (Bravo!). Die religiöse Gesinnung ist etwas sehr anderes als das religiöse Wissen (anhaltendes Bravo.). Also das ist ein Entbehren, was ich für ein Gewinnen halte, als einen Gewinn ansehe für unsere Schulen, als einen Gewinn, insbesondere für das betreffende Fach. Aber in Einem möchte ich noch weiter gehen. Sie wissen, im

Süden giebt es viel Radikale (Heiterkeit!). In dieser Beziehung gehöre ich auch dazu. Trotz des Unterrichts in der Geschichte, den ich für einen höchst wichtigen halte, da er vorzugsweise zu den bildenden gehört, würde ich Geschichte streichen in der Abiturientenprüfung. Denn da holen wir nach und das finde ich nach meiner Erfahrung sehr schädlich. Kein anderes Fach kann so gemissbraucht werden, kein anderes beschwert durch die Vorbereitung auf die Prüfung so sehr unsere Schüler, wie die Geschichte. Wir sagen ja doch, wie die Directoren überall: Bereitet Euch doch ja nicht vor auf die Prüfung; das ganze Schulleben muss die Vorbereitung auf die Prüfung sein, und wenn Ihr erst in Prima Euch die Vorbereitung verschaffen wollt, dann seid Ihr übel besorgt. Aber es kommt bei uns wenigstens auf manchen Gymnasien vor, dass die jungen Leute in den besten, bildendsten Fächern ihre Geschichtstabellen unter den Bänken haben, dass man sie bei Unachtsamkeit ertappt, weil sie diese Daten repetieren. Man kämpft gegen diese Art von Vorbereitung an, indem ich ihnen sage: Das macht ja nur $^1/_{[illegible]}$ beziehungsweise $^1/_{24}$ des ganzen Resultates nach unserer Berechnungsweise. Bei vielen ist dies vergeblich gewesen. Wollen wir wirklich alles dasjenige fern halten, was die Prüfung zu einer lästigen, mechanischen macht, wollen wir das Gedächtnisswerk fern halten, so beschränken wir die Prüfung auf Lateinisch, Griechisch, Mathematik und deutschen Aufsatz. Das sind diejenigen Fächer, auf welche man sich nicht in dieser Weise vorbereiten kann, in dieser banausischen Weise, die denn doch vielfach jenem Vorwurf, von dem wir ausgegangen sind, einigen Schein giebt. Aber in der Hauptsache weise ich auch meinerseits den Vorwurf der Ueberbürdung unserer Schüler, des Mangels an Frische, mit freudigstem Gewissen zurück. Wenn gefehlt wird in dieser Beziehung, so glaube ich, müssen wir Lehrer hauptsächlich die Schuld auf uns nehmen, denn dann sind es unsere Fehler und ich schliesse mit den Worten, welche unser Herr Präsident auf einer andern Versammlung uns so ernst zugerufen hat. Nos, nos consules desumus, ja nos nos consules.

Provincialschulrath Dr. **Wehrmann**: Meine Herren! Die Frage, müssen unsere Schüler in Prima zu viel arbeiten, ist nicht so von allen Seiten besprochen worden, wie ich es gern gesehen hätte. Ich freute mich darauf, Erfahrungen darin von vielen Orten hier zu hören, und wir müssen doch darauf verzichten. Im Allgemeinen scheint die Versammlung der Meinung zu sein, der ich auch nicht widerspreche, unsere Primaner arbeiten wirklich mehr, als es manchmal ihrer körperlichen Frische gut ist. Wir können uns darüber freuen, dass unsere Primaner diesen Ruf haben, der freilich im Tone der Klage nicht selten ausgesprochen wird, indem nicht blos weichliche, sondern ernste und einsichtsvolle Väter sagen: „Um Gottes willen, entbürden Sie unsere Söhne." Dann habe ich geantwortet: Sie treiben sich selbst, die Schüler, sie arbeiten mehr, als die Schule sie zwingt. Das wurde auch zugegeben. Die Schule regt mehr an, als dass sie zwingt. Es wird aber zu viel gearbeitet, und es ist die Frage, wie dem abzuhelfen ist. Durch eine Revision des Abiturienten-Reglements kann ja mancherlei geschehen; aber ich möchte auf einen Punkt aufmerksam machen, das ist der Unterricht in der Prima. Früher, wo wir mehr das Klassenlehrer-System als das Fachlehrer-System hatten, da war diese Klage weniger. Wenn eine Thesis aufgestellt ist, die nicht zur Diskussion gelangt ist, „Fachlehrer keine Klassenlehrer", so möchte ich lieber die entgegengesetzte Thesis aufstellen, um diesem Uebelstande abzuhelfen. Indess das lässt sich nicht so machen. Wir sind nun einmal

dazu genöthigt, in der Prima manchmal 6, 7 Lehrer neben einander zu beschäftigen, und es ist ein Ruhm dieser Zeit, dass diese Lehrer grösstentheils recht tüchtig sind und darum also recht wacker an den jugendlichen Köpfen arbeiten. Der Zustand scheint mir ein seltener zu sein, den ich früher einmal bei einem schon verstorbenen Lehrer fand, den ich fragte, wie machen Sie es nur in der Prima, dass Sie so viel griechische und lateinische Schriftsteller lesen. Da antwortete er mir: „Ich habe das Glück einen schlechten mathematischen Collegen zu haben." (Heiterkeit!). Solche untüchtigen Lehrer sind immer seltener geworden und daher steht es so gut, oder wenn Sie wollen, so übel in unserer Prima. Wie dem nun abzuhelfen? Ich meine nicht dadurch, dass wir den früheren Zustand zurückführen, wo der Rector die Prima fast allein unterrichtete. Das geht nicht. Aber durch eine individuelle Behandlung der Schüler. Ich finde oft, dass ein Primaner darum zu viel arbeitet, namentlich im letzten Jahre seiner Schullaufbahn, weil er, ich will irgend eine Wissenschaft herausgreifen, weil er zum Beispiel einmal in der Mathematik durch seine Schuld oder durch seine Anlage oder durch die Schuld des Lehrers früher versäumt ist. Nun muss er mit aller Mühe und Fleiss nur gewisse mathematische Sätze sich einprägen, sich in der Lösung gewisser mathematischer Aufgaben üben. Das nützt ihm eigentlich gar nichts, denn er ist kein mathematischer Kopf und wird es niemals werden, aber nur um nothwendig den Forderungen zu genügen, arbeitet er so viel. Er fällt ja dann im Abiturientenexamen darum nicht durch, denn wir haben ja den Paragraphen von der Compensation; aber dass er nun in diesem Jahre in Prima die Furcht hat, es kommt bei dir zu keiner Compensation, und dass der Lehrer sagt, du musst in der Mathematik etwas leisten, halte ich für verderblich. Es müsste durch eine Einigung der Lehrer diesem Schüler die Concession gemacht werden, dass er nicht daran nun seine Zeit zu sehr zu verwenden braucht, und dass der Mathematikus sich mit dem Philologen verständigt und sagt, wenn Du Philologe nun den Schüler recht in Deine Wissenschaft einführst, so will ich ihn gehen lassen, oder — ganz kann er ihn ja nicht dispensieren vom Unterricht und von den Arbeiten — auf ein gewisses von diesem zu leistendes Minimum beschränken. Es giebt in jeder Wissenschaft, auch in der Geschichte, ein Minimum, was unerlässlich ist, aber wenn man individuell die Schüler behandelt, kann man für die einzelnen Schüler das Minimum feststellen, und wenn man darauf hält, dass das nur geleistet wird, dann ist die Last abgewälzt.

Präsident Dr. Eckstein: Meine Herren, ich kann Niemandem weiter das Wort geben. Die Zeit ist abgelaufen. Die Erörterungen, die wir gehabt haben, sind gewiss für uns Alle höchst anregend und belehrend gewesen, und auch Diejenigen, welche nicht an diesen Missständen zu leiden haben, werden mit Interesse den Erörterungen gefolgt sein. Es fragt sich aber, ob wir irgend ein Resultat daraus ziehen können und darüber will ich Ihnen einen Vorschlag machen. Ich glaube zunächst an die Versammlung die Frage richten zu können: Ist die Versammlung der Ansicht, dass die Gymnasialjugend in der obersten Klasse durch Ueberbürdung die körperliche und geistige Frische und damit die Freudigkeit an freier, wissenschaftlicher Thätigkeit verliert? Das wäre die erste Frage. In Bezug auf die Abiturienten-Prüfung würde ich mir aber kaum erlauben eine Frage an die Versammlung zu stellen, weil der Gegenstand nicht mit der Gründlichkeit durchgesprochen ist, viele Punkte nicht berührt sind, dass wir bereits zu einem allgemeinen Urtheil gekommen sind. Was hier gesprochen ist, wirkt doch vielleicht. Ja ich bin sogar

zweifelhaft, ob wir eine Abstimmung über die erste Frage vornehmen können. Es war nur darum zu thun, irgend ein Resultat zu erzielen.

Director Dr. Kruse: Ich bin im Ganzen damit einverstanden. An einer Entscheidung der Frage: „Findet eine Ueberbürdung Statt?", liegt mir, der ich die Sache angeregt habe, gar nichts. Ich habe nicht gesagt, sie sind überbürdet, ich habe nur gesagt, sie überbürden sich zum Theil selbst; sie überarbeiten sich. Das ist eine ganz andere Sache. Sie sind überbürdet, nicht von aussen; sondern sie überbürden sich, das ist von innen. Wenn wir aber die Frage stellen, sind sie überbürdet, da kommen ganz andere Fragen zu Tage. Ich bitte also dies gar nicht zur Abstimmung zu bringen und habe nichts dagegen, dass dies vom Präsidium ausgesprochen ist.

Präsident Dr. Eckstein: Meine Ansicht ist die, nicht darüber abstimmen zu lassen. (Versammlung stimmt bei). Ich freue mich, dass Sie derselben Ansicht sind.

Nun, meine Herren, lassen Sie mich Ihnen danken für die zahlreiche Theilnahme, die Sie diesen Berathungen, und für die Nachsicht, die Sie der Leitung, die von mir geführt ist, geschenkt haben. Es ist nur ein Missklang in unsere Mitte gekommen, der hat mich getroffen, und ich bin gewohnt derartige Dinge schon einmal zu ertragen. Ich hoffe, dass Sie eine schöne Erinnerung an das, was wir hier verhandelt haben, mit nach Hause nehmen und nun wieder erfrischt und gekräftigt an die sauere Arbeit, die wir vor uns haben, gehen werden. Erhalten Sie uns und dieser Leipziger Versammlung eine freundliche Erinnerung. (Bravo!).

Oberstudienrath Dr. Schmid: Nicht, Herr Präsident, ohne dass wir unsern Dank ausgesprochen haben für Ihre vorsichtige und umsichtige Leitung der Sache. Ich glaube, dass die ganze Versammlung mit dem fröhlichen Andenken, mit der dankbaren Erinnerung an das, was wir in diesen Sektionssitzungen gearbeitet haben, auch diese Erinnerung an Sie mitnehmen wird. (Anhaltendes Bravo).

(Schluss der Sitzung 9 Uhr 45 Minuten.)

Verhandlungen der orientalistischen Sektion.

In der ersten Sitzung am 22. Mai sprach Ed. Sachau, ord. Professor für oriental. Sprachen an der Wiener Universität, über den arabischen Schriftsteller Albîrûnî. Die Hauptpunkte seines Vortrags fasst er selbst in Folgendem zusammen:

„Die wissenschaftliche Thätigkeit des im Jahr 1039 gestorbenen Albîrûnî war eine sehr weitschichtige. Ausgerüstet mit einer gediegenen philosophischen Bildung, selbst neben einem Ibn Sînâ ein bedeutender Philosoph, hat er sich besonders um eine rationelle Erklärung der Naturerscheinungen bemüht und mit Hülfe seiner physikalischen Kenntnisse dem Aberglauben entgegengewirkt. Seine wissenschaftliche Bedeutung gipfelt aber in seinen astronomischen Werken mit ihrem Zubehör von mathematischen Untersuchungen. Von hier aus hat er auch die ganze technische und historische Chronologie behandelt, und schliesslich historische — oder richtiger: culturhistorische Werke verfasst. Redner muss die Würdigung und Verwerthung seiner philosophischen und astronomisch-mathemathischen Werke anderen überlassen, beschäftigt sich aber mit denjenigen seiner Schriften, welche sich auf Geschichte und Chronologie, überhaupt auf orientalische Alterthumskunde beziehen.

Als Quellenmaterial stand Albîrûnî eine reiche Litteratur zu Gebot, deren grösster Theil im Laufe der Zeit verloren gegangen ist. Werthvoller aber ist dasjenige, was er auf seinen weiten Reisen durch Autopsie gelernt. Was er über das centralasiatische Mesopotamien, über Sogdiana und Khârizm (das heutige Khiwa), sein Heimathsland, und über Indien, das er im Gefolge des grossen gaznewidischen Herrschers Mahmûd bereiste, uns überliefert, dürfte den kostbarsten Theil seiner Nachrichten repräsentieren. Höchst werthvoll sind wahrscheinlich auch zwei andre seiner Werke dieser Gattung, von denen dem Redner bisher noch keine Handschriften bekannt geworden sind: eine Chronik von Khârizm und ein geschichtliches Werk über die Mubayyiḍa und Ḳarmaṭen.

Geradezu als ein Phänomen in der Literaturgeschichte des Morgenlandes erscheint Albîrûnî durch die kritische Methode seiner Forschung, die einen ganz modernen Charakter hat. Ohne Vorurtheil und Voreingenommenheit unterwirft er jede Nachricht einer sorgfältigen Sichtung und zerstört schonungslos Fälschungen und Irrthümer, wo er sie findet. Der Ruf, den er schon bei Lebzeiten hatte, par excellence ein Mann der Wahrheit zu sein, findet in seinen Werken seine schönste Bestätigung. Diejenigen Schriften, mit denen sich Redner beschäftigt, sind folgende:

I. *Alâthâr albâḳiya* (voller Titel: „Die übrig gebliebenen Denkmäler früherer Generationen“), eine Darstellung der gesammten Chronologie mit allen hierher gehörigen geschichtlichen, religionsgeschichtlichen, astronomischen und kalendarischen Untersuchungen. Die folgenden Völker werden behandelt: Die Zoroastrischen Perser, die Zoroastrier von Sogdiana und Khârizm (Gelegentliches über die Saken), Sabier,

Juden, Syrer (besonders Melkiten und Nestorianer), die heidnischen und muhammedanischen Araber, Aegypter, Griechen und Römer.

Redner ist beschäftigt, das Werk für den *Oriental Translation Fund* in London in das Englische zu übersetzen und bereitet gleichzeitig eine Textausgabe vor.

II. *Canon Masudicus*, das Meisterwerk Albîrûnî's über Astronomie, dessen erster Theil die Chronologie behandelt und den Inhalt des zuerst genannten Werkes in etwas verschiedener Form mit einigen Erweiterungen reproduciert.

III. *Kitâb-altafhîm* („Das Buch des Unterrichts über Astronomie“), eine Miniaturausgabe des *Canon Masudicus* in Fragen und Antworten.

IV. Ein Werk über Indien, bekannt unter dem Namen *Ta'rîkh-Hind*, „Chronik von Indien“. Es ist aber keineswegs eine Chronik, sondern ein culturhistorisches Werk, welches die Geographie, Geschichte, ganz besonders aber die Religion und Literatur Ostindiens mit grosser Ausführlichkeit behandelt. Es ist 1033, sechs Jahre vor dem Tode des Verfassers vollendet.

Redner beabsichtigt dies gesammte Material im arabischen Text und in Uebersetzung — mit gleichzeitiger Berücksichtigung der späteren Bearbeitungen und Excerpierungen — dem Gelehrtenpublikum zugänglich zu machen und bearbeitet die ihm zu diesem Behuf zur Verfügung stehenden Handschriften.“

In der zweiten Sitzung, am 23. Mai, gab Prof. Schlottmann aus Halle Mittheilungen aus dem Gebiete der Semitischen Epigraphik.

Er bemerkte, dass er für seinen Vortrag einige Gegenstände erwählt habe, die zur Debatte und zu entsprechenden Mittheilungen auch seitens der anwesenden arischen und ägyptologischen Forscher Anlass geben dürften, wie ihm in Betreff einiger Punkte eine solche Betheiligung bereits zugesagt sei. Zuerst werde er nämlich gewisse mythologische Probleme besprechen, die er zwar schon in verschiedenen Schriften und Aufsätzen behandelt habe, in Betreff welcher aber die wesentlichsten Resultate zu überblicken vielleicht auch für nicht specielle Fachgenossen von Interesse sei. Sodann werde er neue Beiträge zur geschichtlichen und archäologischen Erklärung zweier maltesischen Inschriften liefern. Er bitte nach jedem der beiden Hauptheile seines Vortrags eine gesonderte Debatte eintreten zu lassen.

Von dem ersten Hauptheile wird hier der Inhalt ausführlich mitgetheilt, während die nachfolgende Erklärung der beiden maltesichen Inschriften nur im Auszuge gegeben, deren vollständige Veröffentlichung aber für die Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft vorbehalten wird.

I. Eines der für die mythologische Forschung überhaupt wichtigsten Resultate ist der aus den Monumenten gelieferte Nachweis, dass die höchste Göttin der Phönizier, die Astarte oder in Karthago die Tanith, das Epitheton „Name Baals“ (שֵׁם בַּעַל) oder „Angesicht Baals“ (פנ בעל, nach phöniz. Ortho-

graphie = פְּנֵי בַּעַל)[1]) führte. Wir werden damit auf eine Stufe der mythologischen Entwickelung zurückgeführt, wo die weiblichen Gottheiten, wie in den vedischen Hymnen, noch als fliessende Symbole erscheinen. Zugleich tritt uns hier eine der wichtigsten heidnischen Parallelen zu gewissen monotheistischen Anschauungen der Hebräer entgegen (Vgl. meine „Erklärung der Inschrift Eschmunazars, Königs der Sidonier“ S. 75 f. S. 142 ff.). Im alten Testament sind nämlich „Name des Herrn“ und „Angesicht des Herrn“ die gewöhnlichen Bezeichnungen des sich offenbarenden und insbesondere des den Gottesmännern in der Vision erscheinenden Jehova. So wird bereits Gen. 32, 25 ff. der Name des Ortes Pĕnîêl oder Pĕnûêl an die dem Patriarchen zu Theil gewordene Gotteserscheinung geknüpft, wozu schon Movers in seinem trotz vieler Fehlgriffe bahnbrechenden Werk über die Religion der Phönizier S. 667 den phönizischen Namen eines Vorgebirges des Libanon (bei Strabon 16, 2) = πρόσωπον τοῦ θεοῦ = פניאל verglich, ohne noch den Beleg dazu in den karthagischen Inschriften zu kennen.[2]) Aehnlich verheisst Gott dem Mose auf seine Bitte: „Mein Angesicht“ soll mit euch gehen Ex. 33, 14. An der erwählten Stätte will er „seinen Namen wohnen lassen“, Deut. 12, 11, vgl. 1 Kön. 8, 16; 11, 36. Salomo baut „seinem Namen“ ein Haus, 1 Kön. 3, 2 und öfter. Es ist das nicht bloss auf die Anrufung dieses Namens, sondern auf die Gnadengegenwart Gottes zu beziehen, wie sich denn daran die spätere jüdische Vorstellung von der Schechina, der göttlichen Einwohnung, angeschlossen hat.

Die durch das „Angesicht“ oder den „Namen“ Jehovas angedeutete Offenbarung hat überall eine Beziehung auf das in Israel gegründete Gottesreich, das einst alle Völker umfassen soll. Die heidnische Naturreligion der mit den Hebräern dieselbe Sprache redenden Kananiter, unter denen die Phönizier das weltgeschichtliche Culturvolk waren, bezog die entsprechenden Ausdrücke auf das Sichtbar- und Vernehmbarwerden des verborgenen Gottes in der Natur, und zwar so, dass sie jenen in diese herabzog und den geistigen Gott in einen blossen Naturgott verwandelte. Darauf personificierte sie alsdann die Natur selbst als Weib und als Gemahlin des Baal, d. h. des Herrn.

Auch im alten Testament wird auf Gott nicht selten das Bild der Ehe angewandt, aber letztere wird dabei gerade nach ihrer innerlichen geistigen Seite gefasst. Die erwählte Gemeinde ist die Gemahlin oder die Braut Jehova's. Er liebt und hegt sie, sie ist ihm ausschliessliche Liebe und Hingabe schuldig. Daher die häufige Darstellung des Abfalls zum Heidenthum und zu seinem wilden ausschweifenden Naturkultus als einer Hurerei und eines Ehebruchs. Das Heidenthum hingegen fasste bei jener mythologischen Anwendung das Bild der Ehe gerade von ihrer physischen Seite. Die Natur wurde als Göttin gedacht, insofern sie als Inbegriff unaufhörlich empfangender und gebärender Kräfte im weitesten Sinne des Wortes erschien. Die in ihr verborgen wirkende produ-

[1]) Möglich auch dass nach Analogie des weiter unten erwähnten hebräischen Namens פְּנִיאֵל oder פְּנוּאֵל von den Phöniziern singularisch פְּנִיבַעַל oder פְּנוּבַעַל gesprochen wurde. Das î und û erscheint ähnlich in den Namen Hannibal (חנבעל) und Asdrubal (עזרבעל). Doch sprechen die neupunischen Schreibungen פנא und פענא für die Vocalisation פְּנֵי בעל, da dass א nicht î oder û, wohl aber ê ist.

[2]) Man las dort nämlich damals fälschlich רלבעל statt פנ בעל. Seitdem ist letzteres auch auf zahlreichen neuentdeckten Inschriften gefunden.

cierende Macht hingegen fasste man als den Herrn. In diesem Zusammenhange war jene Göttin das Angesicht oder der Name des Baal.

Anfänglich wusste man das sicher noch als Symbol. Allmählich verfestigten und vervielfältigten sich durch den treffend sogenannten mythologischen Process des Bewusstseins die Symbole zu stabilen Göttergestalten. Dennoch regte sich nach der Zertrennung das, freilich naturalistisch und pantheistisch gefärbte, Streben nach der Einheit. So fasste man die sexuell verschiedenen Pole wieder zu Einer Gestalt zusammen in der weitverbreiteten fremdartigen Vorstellung von der androgynen Gottheit.[1]) Dahin gehört bei Griechen und Römern die in verschiedenen Bildwerken uns entgegentretende bärtige Venus, so insbesondre jene Venus Amathusia, deren wohlklingendem Namen Schiller, ohne hiervon eine Ahnung zu haben, durch die „Götter Griechenlands" eine weite Verbreitung verschafft hat. Schon die cyprische Kultusstätte der letzteren weist auf den phönizisch-kananitischen Ursprung dieser bizarren, widerwärtigen Gestaltung hin, wie das schon Ottfried Müller erkannt hat. Bei dem wollüstigen kananitischen Kultus dieser Gottheit wechselten Männer und Weiber ihre Tracht, wie denn darauf schon Aeltere das Verbot solcher Unsitte im mosaischen Gesetz bezogen haben (Deut. 22, 5). Dass die Aphrodite überhaupt die zu einem griechischen Kunstideal umgeschaffene Astarte der Phönizier sei, ist schon von älteren Forschern nicht übersehen worden.

Für die mannweibliche Gottheit kommt in einem römischen Kultus die männliche Bezeichnung *Venus almus* vor, auf welchen auch Virgil durch sein *ducente deo* (Aen. II 632) hindeutet. Dem entspricht der griechische Gottesname Ἀφρόδιτος, den Aristophanes in einem verloren gegangenen Stücke angeführt hat. Aehnlich wird Astarte auf einer der wenigen bis jetzt in Phönizien selbst gefundenen phönizischen Inschriften „König" und „Sonnengott" genannt (למלך עשתרת אל חמן. S. „die Inschrift Eschmunazars" S. 143). Andrerseits wird bei den LXX (Hos. 2, 8: Zeph. 1, 4) und im N. T. der Baal durch den vorgesetzten weiblichen Artikel ἡ Βάαλ als mannweiblich gekennzeichnet. Längere Zeit schon vermuthete man aber auch nach manchen Spuren neben Astarte einen kananitischen Gottesnamen ohne das der weiblichen Bildung angehörige t am Ende, also *Astâr* oder *Astôr*.

Nun ist seitdem dieser Name wirklich als urkundlich bezeugt nachgewiesen, nämlich durch die fast neun Jahrhunderte vor Christi Geburt fallende Inschrift des Moabiter-Königs Mesa. Dort führt Kamos, der höchste moabitische Gott, der mit dem Baal identisch ist und von den in Moab sich ansiedelnden Griechen als Ares aufgefasst wurde, zugleich den Namen Astâr oder Astôr (עשתר כמש). Ich glaube noch immer nicht mit Unrecht behauptet zu haben, dass, wenn jenes nach so verschiedenen Seiten hin wichtige und interessante Denkmal uns auch weiter nichts Neues geboten hätte, als diese beiden zusammenstehenden mythologischen Namen, es schon dadurch allein von dem grössesten Werthe sein würde. *Astâr* ist sicher mit jenem griechischen *Aphroditos* identisch. Vielleicht ist mit der Zusammenstellung *Astâr Kamos* auch der Name *Hermaphroditos* zu vergleichen, aus dem sicher erst ein spätes Missverständniss einen Sohn des Hermes und der Aphrodite gemacht hat. Wie die Griechen ein und dieselbe kananitische Gottheit bald als Ares, bald als Hermes deuten konnten, werden wir hernach sehen. Merkwürdigerweise wurde fast gleichzeitig mit der moabitischen Entdeckung ein Fund aus

---

[1]) Vgl. Vogüé mélanges d'archéologie orientale p. 62 ff. Lajard le culte de Vénus p. 65 ff.

dem Lande des südarabischen Culturvolkes der Sabäer oder Homeriten (Himjariten) bekannt, welcher gleichfalls ein neues Licht auf die von uns besprochene mythologische Vorstellung zu werfen geeignet war. Ich meine die Tafel, mit Bild und Inschrift, welche Prof. Gildemeister in der Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft (XXIV S. 178 ff.) veröffentlicht hat.[1]) Hierdurch wurde meine Auffassung des längst bekannten himjaritischen *Athtâr* (עתתר) als eines genau dem moabitischen *Astâr* entsprechenden männlichen Namens (s. m. Schrift, „die Siegessäule Mesa's S. 26) bestätigt, während noch der um dies Gebiet der himjaritischen Epigraphik hochverdiente Osiander *Athtâr* ohne weiteres als Namen einer Göttin, gleichbedeutend mit *Astarte*, genommen hatte. Auf jener Tafel ist nämlich *Athtâr* mit der masculinischen Verbalform verbunden. Die grosse auf einem Sessel sitzende mittlere Figur ist nicht, wie Gildemeister meint, eine „vornehme Frau", sondern die mannweibliche Gottheit. Die Anbetenden zur Rechten und zur Linken sind wie gewöhnlich in kleineren Dimensionen dargestellt.

Wahrscheinlich ist auch der *Istar* der ninevitischen Inschriften mit *Astâr* und *Athtâr* identisch. Jedenfalls haben wir es hier mit einer weitverbreiteten auf eine gemeinsame Urzeit zurückweisenden mythologischen Vorstellung der Völker semitischer Zunge zu thun. Um so erheblicher erscheint die freilich schwierige, aber durch das Vorhandensein eines gleichlautenden hebräischen Appellativums erleichterte Aufgabe, die etymologische Bedeutung von *Astâr* und *Astarte* festzustellen. Durch meine in Beziehung darauf aufgestellte Vermuthung würde, wenn sie bewährt erfunden wird, jedenfalls ein Licht auf manche auffällige Beziehungen des Venusdienstes bei Griechen und Römern fallen, z. B. auf die Stellung der Venus als der alten lateinischen Bundesgöttin. Es würde das hier aber zu weit abführen. Ich verweise auf meine kurzen Andeutungen in der Erklärung der Mesa-Inschrift und auf die ausführlicheren Erörterungen in der deutschen morgenländischen Zeitschrift (XXIV S. 649—671 „über Astar-Kamos").

Wenn man die bärtige Venus gern dem kananitischen Ursprunge heimgeben wird, so wird man hingegen die Behauptung vielleicht sehr auffällig finden, dass auch ein andrer beliebter und mehrfach zu idealer Schönheit gestalteter Typus der Aphrodite in der classischen Kunst ebendorther stammt. Und doch glaube ich gerade auch dies hinreichend erwiesen zu haben. Nach einer uralten Ueberlieferung bei Griechen und Römern ist nämlich Venus die Gemahlin des Mars. Letzteres ist wie wir sahen, eine griechisch-römische Auffassung des Baal Kamos. Die mannweibliche Venus in gemilderter, weniger bizarrer Fassung wird nun so dargestellt, dass sie gewisse Züge ihres Gemahls an sich trägt. Es ist die *Venus victrix*, die gepanzerte Aphrodite mit Schwert, Lanze und Schild. Als fast durchgängiges Kennzeichen derselben hat man längst erkannt, dass sie mit einem Fuss auf einen Cippus tritt. Nun habe ich gezeigt, dass die Astarte bis auf diesen kleinen

[1]) Ich lernte dies Monument schon vorher durch meinen Freund, den Generalkonsul Blau kennen, der einen Abdruck desselben von Jerusalem erhalten hatte. Er theilte mir bei einem Besuche dasselbe mit, als meine Schrift „Die Siegessäule Mesa's" eben im Druck vollendet war, und ich las ihm sogleich die Stelle aus derselben vor, die durch das sabäische Denkmal bestätigt wurde. Vergebens beantragte ich damals sofort bei dem preussischen Ministerium des Unterrichts, die Tafel, auf deren besonderes Interesse ich hinwies, durch das Konsulat in Jerusalem für das von *Himjariticis* noch nichts besitzende Berliner Museum ankaufen zu lassen. Nachher erfuhr ich, dass ein Engländer dieselbe von dem jüdischen Händler, der sie aus Südarabien mitgebracht, erstanden hatte.

Zug herab auf Münzen der Moabitis und des Libanon dasselbe Gepräge an sich trägt. Auch den Kamos zeigt eine Münze der moabitischen Areopolis als auf einem Cippus stehend. Obgleich dies späte Münzen der römischen Kaiserzeit sind, scheint mir doch darin der ursprüngliche locale Typus kaum bezweifelt werden zu können. Die ideale künstlerische Gestaltung desselben gehört freilich dem griechischen Geiste an. Aber die vielleicht sehr fratzenhaften altphönizischen Götterbilder haben ihm doch das Motiv dargeboten.

Das Bild der gepanzerten Aphrodite nähert sich dem der Athene. Es kann uns daher auch nicht Wunder nehmen, dass die vielgestaltige grosse Göttin der Phönizier, die *Astarte multiformis*, wie sie in Karthago von den Classikern als Juno gefasst, so anderwärts mit der Athene identificiert wird. Auf einer zuerst von Vogüé veröffentlichten und erklärten *Bilinguis* entspricht Ἀθηνᾶ der phönizischen *Anâth* (ענת), welche eine der Gestalten der höchsten Göttin ist, die *Anaïtis* der Alten, die *Anata* der ägyptischen Denkmäler. Während Athene auf jener Inschrift wie auch sonst Σώτειρα Νίκη heisst, hat die *Anâth* im phönizischen Theile das merkwürdige Epitheton „Kraft der Lebendigen" oder vielleicht auch „Kraft des Lebens" (עז חיים). Es erinnert das an die personificierte göttliche Weisheit, die in den Proverbien (Cap. 8) als die Baumeisterin der Welt geschildert wird (V. 30), und zugleich als die, durch welche alle Könige und Fürsten die Erde regieren (V. 15. 16). Wer könnte dazu die mythologische Parallele in der Lieblingstochter des Zeus, die seinem Haupte entsprossen ist, verkennen?

An die bisher überblickte Reihe mythologischer Gestalten knüpfen wir noch die kurze Betrachtung einer anderen Reihe, die in gewissem Sinne zum Verständniss der ersteren beitragen kann. Auch dabei gehen wir aus von der Analogie einer Anschauung, die dem alttestamentlichen Monotheismus eigenthümlich ist.

Dort wird der Begriff der Offenbarung Gottes, wie in dem Symbol des Namens und des Angesichts, so auch in der Erscheinung des „Engels des Herrn" (מלאך יהוה) dargestellt. Er heisst daher auch der Engel, „in welchem Gottes Name ist" (Ex. 23, 21, womit man 33, 14 vergleiche) und „der Engel des Angesichts" (Jes. 63, 9). Dieser kann, wie eine genaue Untersuchung der in Betracht kommenden Stellen zeigt (man vgl. z. B. Gen. 22; Sach. 3), nicht als ein geschaffener Geist, welcher Gott als Werkzeug dient, sondern nur als eine unmittelbare Offenbarung und Erscheinung Gottes selbst gedacht worden sein. Daher wechseln in den betreffenden Abschnitten der Name des Engels des Herrn und der des Herrn selbst mit einander. Gott wird als der in der Zeit sich Offenbarende von Gott als dem ewigen unveränderlichen Urgrunde unterschieden und doch wiederum mit ihm identificiert.

Formell dieselbe Unterscheidung finden wir bei den Phöniziern in Betreff des Baal, nur dass dessen Offenbarung natürlich auch hier im Sinne der heidnischen Naturreligion gedacht wurde. Sie fassten denselben in einer zwiefachen Gestalt, gewissermassen in einer zwiefachen Hypostase auf. Es ist Movers' bleibendes Verdienst, dies wesentlich richtig dargethan zu haben, wenn auch manche seiner daran geknüpften scharfsinnigen, aber gewagten Hypothesen nicht haltbar sind. Der erste oder der alte Baal ist der uranfängliche verborgene Gott, den die Classiker in ihrem Kronos oder Saturn wiederfanden. Der zweite, der „andere Baal" ist der, welcher in den Weltlauf eintritt und in ihm handelnd und kämpfend sich offenbart. Ihn benennen die Classiker als den

Hercules Tyrius, sagen aber ausdrücklich, dass er nicht wie der griechische ein Heros, sondern ein alter Gott (παλαιὸς θεός) sei. So schon Herodot, der, um etwas Genaues darüber zu erfahren (θέλων τούτων πέρι σαφές τι εἰδέναι), selbst nach Tyrus schiffte (II, 44). Wir kennen jetzt aus zahlreichen Inschriften den phönizischen Namen des Gottes. Es ist der *Baal Melḳart* (בעל מלקרת), d. h. der Πολιοῦχος, der Stadt-König und Gründer (מלקרת verkürzt aus מלך קרת). Ihm entspricht auf der zweisprachigen maltesischen Inschrift die griechische Bezeichnung Ἡρακλῆς ἀρχηγέτης. Eben so heisst die sicilische Stadt *Heraclea* auf ihren phönizischen Münzen *Rösch Melḳart* d. i. Haupt (oder Vorgebirge) des Stadtkönigs.

Es kann uns nicht Wunder nehmen, dass die Classiker diesen Herkules als Gott, wie einerseits wegen seiner siegreichen Bekämpfung der Ungeheuer mit ihrem Mars, so andrerseits mit ihrem Hermes, dem klugen Begleiter des Zeus, identificiert haben, woraus sich dann zugleich der oben erwähnte *Hermaphroditos* als mannweibliche Zusammenfassung des *Baal Hermes* mit der *Aphrodite* erklärt. Denn die Alten kannten den *Hercules Tyrius* zugleich als den *Hercules philosophus* (s. d. Belege bei Movers a. a. O. S. 98). Er ist der weise Rathgeber und Erfinder, ja die personificierte göttliche Weisheit selbst. Diese ist in ihm, wie in jener obersten phönizischen Göttin, der gepanzerten *Anâth-Athene*, mit der höchsten „Kraft der Lebendigen" verbunden. Auch hier haben wir es, wie so oft, mit verschiedenen Symbolen für die ursprünglich gleiche Grundanschauung zu thun, die sicher erst allmählich zu geschiedenen Objecten des religiösen Kultus erstarrten.

Wie die Phönizier die höchste männliche und weibliche Gottheit wieder zu einer Einheit zusammenschlossen, so muss dies auch in Betreff des ersten und zweiten Baal geschehen sein. Man bezeichnete alsdann den ersten als identisch mit dem zweiten. Nach griechischer Ausdrucksweise hiess das: *Kronos* oder *Chronos* (denn beide Worte nahm man, wenn sie auch ursprünglich dies nicht gewesen sein sollten, für gleichbedeutend) ist zugleich *Herakles*. Diese Aussage tritt uns in einer alt-Orphischen Kosmogonie entgegen, mit welcher der treffliche Brandis (in seiner Geschichte der römisch-griechischen Philosophie I S. 66 ff.) nichts anzufangen wusste, weil er den oben von uns entwickelten Zusammenhang nicht erkennen konnte. Ganz gleichbedeutend ist auch die Zusammenstellung des Chronos und des Zeus bei Pherekydes (ebendaselbst S. 78 ff.). Denn den phönizischen Herakles konnte der Grieche im Verhältniss zu Kronos leicht auch mit seinem Zeus gleich setzen.

Dass die erwähnten Kosmogonien unter orientalischem Einfluss entstanden sind, unterliegt keinem Zweifel. Beide sind voll von ganz orientalisch gefärbten Symbolen. In der ersteren fehlt auch die Vorstellung von der grossen mannweiblichen Gottheit nicht. Des Pherekydes Darstellung wird nach seinem verloren gegangenen Werke von Suidas sicher richtig als θεοκρασία bezeichnet, wofür man mit Unrecht θεοκρατία hat lesen wollen. Denn auf die Kunde davon, dass gewisse in der Volksvorstellung scharf geschiedene Göttergestatten nach ihrem ursprünglichen Sinne eins seien, gründete sich zum guten Theil die mythologische Speculation oder die heidnische Theosophie der damaligen Weisen. Und gewiss bestand zwischen diesen eine Verbindung über die nationalen Schranken hinaus. Wenn Herodot, um in seinem naiven Sinne gewisse mythologische Aufschlüsse zu erhalten, sich von den ägyptischen Priestern zu den tyrischen und von Tyrus wiederum nach Thasos hinweisen liess, so haben ähnliche Nachforschungen auch in dem bei ihm

nicht vorhandenen, aber schon lange zuvor entwickelten speculativen Interesse stattgefunden. Scheute doch auch später mancher Grieche, θέλων τούτων πέρι σαφές τι εἰδέναι, die Mühe und Gefahr weiter Reisen nicht, und noch der sterbende Sokrates ermuntert bei Plato die Seinen, auch bei den Barbaren nach Weisheit zu forschen. Ohne sich in jene Art des speculativen Interesses, wie es auf der damaligen Entwickelungsstufe der Menschheit sich äusserte, innerlich hineinzuversetzen, kann man weder die ältesten Mythen, noch die älteste Philosophie wahrhaft verstehen.

Gewiss wesentlich gleichartige, wenn auch verschieden ausgeprägte mythisch-theosophische Grundanschauungen waren damals von Aegypten und Kleinasien bis nach Indien hin verbreitet. Ich habe schon vor längerer Zeit auf den Beweis aufmerksam gemacht, der dafür in den speculativen Hymnen des Rig-Veda (im 10. Mandala) liegt. Auch diese spätesten Bestandtheile desselben sind doch nach allgemein angenommener Ansicht nicht jünger als etwa sieben Jahrhunderte vor Christo. Dort aber finden sich die auffälligsten Berührungen zugleich mit althebräischen und heidnisch-semitischen Anschauungen, und mit denen der ältesten griechischen Philosophen. Die ionischen Physiologen haben gleichsam nach einander die verschiedenen Momente denkend durchprobiert, die in einem einzigen grossartigen vedischen Hymnus sich zusammenfinden (s. m. Commentar zum Buche Hiob S. 142 ff. vgl. S. 83 ff.).

In diesem Zusammenhange sind auch gewisse verwandte Vorstellungen in dem Avesta zu begreifen. So namentlich die von der grenzenlosen Zeit, dem *zarvan* oder *zrvâna akarâna*. Ich kann nicht umhin noch immer an meiner früher entwickelten Auffassung desselben festzuhalten, nach welcher er sich zum *Ahura mazda (Ormazd)* eben so wie der erste Baal zum zweiten, wie *Chronos* zu dem tyrischen *Herakles* verhält (s. m. Commentar zum Hiob S. 88 f. 144 f. und meine Bemerkungen zum 19. Fargard des Vendidad in Webers indischen Studien I, 3. S. 364 ff.). Die dagegen erhobenen Einwendungen beruhen auf Missverständnissen, indem sie jene Unterscheidung nicht im Geiste der ältesten durch die obigen Parallelen erörterten Speculation, sondern nach dem Massstabe des modern verständigen Bewusstseins beurtheilen.

Nach dem Gesagten erkennen wir auch in der Vorstellung der Griechen von Kronos als dem Vater des Zeus den von ihnen selbst nicht mehr verstandenen Ueberrest einer alten speculativen Anschauung, nach welcher man sich die Gottheit, um sie als fernen, dunkeln und verborgenen Urgrund zu denken, als grenzenlose Zeit vorstellte. Daneben stand eine andre uralte Vorstellungsweise, die von der Anschauungsform des endlosen Raumes entlehnt war. Hiernach dachte man sich die Gottheit als den allumfassenden höchsten Himmelsraum jenseit der Sterne. Eine Nachwirkung davon ist noch in der Physik des Aristoteles und durch ihn in der des Mittelalters zu erkennen. Dem Stagiriten ist der höchste Aether-Himmel das der Gottheit am nächsten Stehende in der Körperwelt, das *primum mobile*. Er ist die Sphäre des Anfangslosen und Unvergänglichen, indem er die endlose Zeit hält und in sich schliesst (ἔχων καὶ περιέχων ἐν αὑτῷ τὸν ἄπειρον χρόνον.) Diese Anschauungen des Schöpfers und Meisters der Logik dürften, wie auch andres bei ihm, z. B. der von aussen her (θύραθεν) in die Menschenseele eintretende νοῦς, zu dem gehören, was den mythologischen Theosophen der Urzeit, den Denkern des *Varuna* und des *zrvâna akarâna* leichter, als unserer Logik, verständlich gewesen wäre.

Dass aber jene Vorstellung von dem Himmel als Gott dem höchsten Alterthum unsres Geschlechts angehört, das ist nicht etwa eine blosse Hypothese, sondern wir haben dafür aus der sogenannten vorgeschichtlichen Zeit ein wahrhaft geschichtliches Zeugniss. Dies beruht auf dem Verhältniss, in welchem der griechische *Uranos* und der indische *Varuṇas* zu einander stehen. Beide Namen sind zweifellos identisch. Varuṇa bezeichnet nach sicherer Etymologie den Himmel als den Bedeckenden, Allumfassenden. Dabei wird er als Gott keineswegs nach Weise einer bloss sinnlichen Macht, sondern vielmehr in höchstem Masse geistig gedacht, nämlich als Grund aller sittlichen Ordnungen in der Menschheit. Er tritt aber schon in den älteren vedischen Hymnen hinter Indra zurück, mit welchem zusammen er öfter, durch die Dvandvaform wie zu Einem Namen verbunden, angerufen wird. Indra entspricht recht eigentlich dem phönizischen Herakles, denn er ist der als Retter in der Welt erscheinende, die Ungeheuer bändigende Gott. Ganz eben so, nur in noch höherem Masse, ist bei den Griechen hinter dem Zeus der alte Uranos, der verborgene geheimnissvolle Gott, welchem kaum noch ein vereinzelter Kultus gilt, in den Hintergrund getreten. Dies analoge Verhältniss bei den weit auseinander gerissenen Völkern kann nicht zufällig sein. Es weist mit Nothwendigkeit in eine Vorzeit zurück, da beide als Glieder Eines Stammes noch nebeneinander wohnten.

Das sind Facta, in Betreff deren ich von Fachkundigen keinen Einspruch zu befürchten habe. Was ich weiter daran anknüpfe, beruht freilich nur auf einem Schluss, den ich aus jenen Factis mittelst der vorher entwickelten Analogien ziehe, dieser Schluss scheint mir aber mindestens eine hohe Wahrscheinlichkeit für sich zu haben. Ich nehme nämlich an, dass in jener fernsten vorgeschichtlichen Zeit Varuṇa oder Uranos einerseits und der entsprechende zweite Gott andrerseits (dieser möglicher Weise nicht als Indra oder Zeus, sondern unter einem anderen später verdrängten Namen) ursprünglich in demselben Verhältniss zu einander gestanden haben, wie der phönizische Kronos und Herakles oder wie der erste und zweite Baal, d. h. dass auch jene beiden alten Gottheiten der indogermanischen Stämme ursprünglich nicht zwei gänzlich von einander verschiedene Gottheiten, sondern Unterscheidungen in dem Wesen Einer Gottheit gewesen sind.

So erscheint die Göttergenealogie *„Uranos, Kronos, Zeus“* als eine erinnerungsreiche Reliquie der Urzeit. Es wird keine überflüssige Abschweifung sein, wenn ich schliesslich auf ihre Bedeutung noch ein Schlaglicht aus einer viel später nachgefolgten Entwickelung fallen lasse. Der Islam verkündete statt des Zeus den Gott des dem Judenthum und Christenthum entnommenen Monotheismus. Aber daneben nahm er bekanntlich auch manches ächt Heidnische in sich auf, insonderheit den Fatalismus, der sich in einer seiner populärsten Ausprägungen an die altüberlieferten Vorstellungen vom Uranos und vom Kronos, von dem unwandelbaren Himmel und der grenzenlosen Zeit anknüpfte. Der verborgene schlechthin unveränderliche Urgrund in dem Wesen der Gottheit war ja immer leicht zu einem Gegenstand des Schreckens und Entsetzens geworden, wie dies namentlich in dem Kultus des Baal Saturn wohl zu erkennen ist. Unter dem Islam dient eine ganze Reihe von arabischen und persichen Ausdrücken für Himmel und Zeit als Bezeichnung des finstern unbeugsamen Schicksals,[1]) über welches die Dichter, vor allen

[1]) So فلک (nicht سما, welches der frommen monotheistischen Weltbetrachtung vorbehalten bleibt). دهر. زمان. دور; bei den Persern: چرخ. گردون. گردش, روزگار, دور فلک, دورگردون, دور زمان. Als *tertium comparationis* zwischen Himmel und Zeit tritt dabei in mehreren dieser Bezeichnungen der Begriff des ewigen Kreislaufs hervor.

die der Osmanen, wie mit grausamer Lust, ihren nie ermüdenden Unmuth ergiessen, als wäre jenes allein und nicht Gott, dessen sie dabei gar nicht erwähnen, der unbedingte Herr des Weltlaufs. Die Zeit oder der Himmel ist nach ihren Versen wie ein riesiges Kameel, das alles niedertritt, wie ein Henker, der erbarmungslos Hoch und Gering niedermetzelt, wie eine alte Vettel, die seit der Zeit von *Themûd* und *'Âd* immer dasselbe höhnische Spiel treibt: so gleicht die Welt einer grossen Trümmerstätte, einem Derwischkloster (einem Teke), in welchem jedem Eintretenden ein entsetzliches Geheimniss mitgetheilt wird, über welches er nicht aufhören kann zu erstarren. Solche und ähnliche Darstellungsweisen treten uns, unvermittelt mit den daneben stehenden Ausdrücken monotheistischer Frömmigkeit, unzählige Male wiederholt, entgegen.

Wer nach anderen Seiten hin die Zähigkeit kennt, mit welcher namentlich auf den vom Islam unterworfenen Gebieten der ältesten Cultursitze der Menschheit altheidnische Vorstellungen, wenn auch mannichfaltig umgestaltet, fortgewirkt haben, dem wird es nicht fraglich sein, dass auch die beiden Grundworte, an welche vornehmlich gewisse Ausdrucksweisen des muhamedanischen Fatalismus sich geknüpft haben, nicht zufällig mit den beiden von uns betrachteten Mythologumenen gleichnamig sind, sondern dass sie durch vielfältige, wenn auch nicht überall zu verfolgende Fäden mit ihnen zusammenhangen.

In der Debatte, welche sich an den obigen Theil des Vortrags anschloss, erklärte Prof. Roth seine Beistimmung zu den in Betreff des Verhältnisses zwischen *Varuṇa* und *Uranos* hervorgehobenen Momenten und entwickelte alsdann seine eigene Auffassung des *Varuṇa* und *Indra*. Prof. Ebers charakterisierte die Stellung, welche der ägyptische *Tot* als der Weise Rath zu *Osiris* und nach manchen Spuren ursprünglich auch zu einer älteren Gestalt des höchsten Gottes einnimmt, als Parallele zu dem Verhältniss, welches in dem Vortrage zwischen dem *Hercules philosophus* der Phönizier und dem *Baal-Kronos* angenommen war. Prof. Fleischer gab weitere Erörterungen zu der islamischen Auffassung des Schicksals als Himmel und Zeit.

II. In dem zweiten Haupttheil seines Vortrages besprach Prof. Schlottmann zuerst die erste Maltesische Inschrift, eine *bilinguis*.

Der auf den beiden Untersätzen des in zwei gleichförmigen Exemplaren erhaltenen zierlichen Denkmals oben stehende phönizische Text lautet deutsch:

> Unserem Herrn dem Melkart, Baal von Tyrus. Was gelobte dein Knecht, Abdosir, und sein Bruder Osirschamar, die beiden Söhne des Osirschamar, Sohnes des Abdosir. Als er ihre Stimme erhörte, sie segnete.

Der darunter stehende griechische Text ist folgender:

ΔΙΟΝΥΣΙΟΣΚΑΙΣΑΡΑΠΙΩΝΟΙ
ΣΑΡΑΠΙΩΝΟΣ ΤΥΡΙΟΙ
ΗΡΑΚΛΕΙΑΡΧΗΓΕΤΕΙ.

Die beiden Brüder, die in dem griechischen Theile der Inschrift neben ihrem Namen nur den ihres Grossvaters als des wohl besonders angesehenen Mannes zu nennen

scheinen, haben jeder für sich, doch in gemeinsamer Form, ein in gemeinsamer Gefahr gethanes Gelübde erfüllt.

So weit über den Sinn der Inschrift. Der Vortragende suchte nun als wahrscheinlich darzuthun, dass dieselbe nicht, wie **Böckh** aus einem von ihm selbst als wenig sicher erkannten Grunde annimmt, später als 181 v. Chr., sondern vielmehr ins dritte Jahrhundert v. Chr. zu setzen sei. Aus dem J. 209 stammt nämlich eine grössere griechische Inschrift, ein Volksbeschluss durch welchen die Melitäer (gleichzeitig mit den Agrigentinern nach C. J. 5491) den vornehmen Syrakuser Demetrius zu ihrem πρόξενος und εὐεργέτης erklären. Sie gerierten sich also damals bereits als eine griechische Volksgemeinde und thaten dasselbe aller Wahrscheinlichkeit nach auch schon einige Jahre früher, als die Römer bei ihnen landeten und die karthagische Besatzung zur Uebergabe nöthigten (Liv. XXI, 51). Denn die Griechen betrachteten bei ihrem auf den Inseln des Mittelmeeres durch die Jahrhunderte hindurchgehenden Racenkampfe die Römer als ihre Verbündeten. Letztere wussten dies und stützten sich den Karthagern gegenüber in Sicilien auf die griechischen Städte, besonders auf Syrakus. Daher behandelten sie letzteres, nachdem dort nach der cannensischen Niederlage eine Zeit lang eine Gegenpartei geherrscht hatte, mit unerwarteter Milde (Liv. XXVI, 32). In diesem Zusammenhange erklärt es sich, dass die Melitäer 209 in Syrakus einen einflussreichen Mann zu ihrem Patron erkoren. Offenbar begünstigten damals die politischen Verhältnisse den Sieg des griechischen Elements. Ausserdem kam diesem die Macht seiner glänzenden Weltbildung zu Hülfe, wie dies schon für ein früheres Zeitalter in Betreff nicht nur Cyperns sondern auch des phönizischen Mutterlandes nachgewiesen ist. (vgl. „Die Inschrift Eschmunazars" S. 60 f. und besonders 69 ff.)

In der 1. maltesischen Inschrift steht nun aber noch das Phönizische dem Griechischen voran. Das dürfte mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auf eine frühere Zeit hinweisen. Denn mit Recht hat **Gildemeister** zu der dreisprachigen sardinischen Weihetafel des Kleon, wo eben so wie auf zwei Inschriften von Leptis das Lateinische dem Griechischen und dies dem Phönizischen vorangeht, die Bemerkung gemacht, dass die Reihenfolge der Sprachen sich nach ihrem politischen Range richtet. Allerdings sind aber Ausnahmen nicht undenkbar und insofern bietet die obige Argumentation nur eine hohe Wahrscheinlichkeit, nicht eine völlige Gewissheit.

Jedenfalls ist die *nobilissima inscriptio*, wie sie Gesenius nannte, ein wenn auch dem Inhalte nach unbedeutendes, doch merkwürdiges Glied in der Reihe der Denkmale, welche die über Malta dahingegangenen Wandelungen bezeugen. Hier stehen die Namen von Menschen und Göttern in phönizischer und griechischer Sprache, nicht ohne einen Anklang an die Geheimnisse Aegyptens, friedlich neben einander. Das Griechische nimmt die bescheidne zweite Stelle ein. Die aus etwas späterer Zeit erhaltenen maltesischen Münzen zeigen erst die griechische, dann die griechisch-lateinische, endlich bloss die lateinische Inschrift. Bei der Arbeiterbevölkerung des platten Landes erhielt sich vielleicht das Phönizische, bis es durch das Arabische verdrängt wurde. Neben diesem aber behauptete sich wiederum das Romanische, in der Gestalt des Italienischen, bis heute als Cultursprache.

Hierauf ging der Vortragende zu der Besprechung der Gaulitanischen oder der sogenannten 5. maltesischen Inschrift über. Er legte den Fachgenossen eine ausgezeichnete

Photographie derselben vor, welche ihm Herr Freiherr von Maltzan zu übersenden die Güte gehabt hatte, und fügte hinzu, dass hiemit die Zweifel, welche gegen die Aechtheit der leider an der einen Seite beschädigten Inschrift auftauchten, als völlig beseitigt zu betrachten seien. Er zeigte, wie die Inschrift sich auf die von dem gesammten Volke von Gaulos bewerkstelligten baulichen Reparaturen von dortigen Heiligthümern beziehe. Nach Zeile 6 brachte bei der darauf folgenden Weihe ein dort genannter Gaulitaner die Opfer dar. Von einem andern ist vorher in Z. 4 der schwierige Ausdruck gebraucht אדר ערכת (wenn das ת am Ende nicht als die gewöhnliche phönizische Singularendung statt des hebr. ָה zu betrachten ist). Dies ist wahrscheinlich zu fassen: „Er machte herrlich den στολισμός oder die στολισμούς (der Götterbilder).“ In Betreff des אדר ist zu vergleichen das in der Inschrift Eschmunazars Z. 16 und 17 zweimal in ähnlichem Zusammenhange neben der ἵδρυσις der Götterbilder (vgl. Hermann, Gottesdienstliche Alterthümer der Griechen § 18, 19) vorkommende und wohl ähnlich zu deutende באדרם; in Betreff des ערך = στολισμός das ערך בגדים Richt. 17,10, das die LXX nach dem *Cod. Vat.* durch στολὴ ἱματίων wiedergeben und die Stelle des ägyptisch-griechischen Decrets von *Kanopus*, welche Prof. Ebers (Aegypten und die Bücher Mose's I S. 343 ff.) erklärt und durch Parallelen aus *Clemens Alexandrinus* erläutert hat. Es waren darnach in Aegypten besondere Priester (στολισταί) mit dem betreffenden Geschäft beauftragt.

Hiernach gab Prof. Ebers nach dem ausgesprochenen Wunsche des Vortragenden genauere Erörterungen über die Inschrift von Kanopus.

An diesen Vortrag schloss sich der des Professor H. Brugsch über „altägyptische Lebensregeln in einem hieratischen Papyrus des Vice-Königlichen Museums zu Bûlag“, indem er einige Bemerkungen über die Papyrus der genannten Sammlung vorausschickte, welche gegenwärtig auf Kosten des Vicekönigs von Aegypten durch *Mariette Bey* in regelmässiger Folge publiciert werden. Zwei Bände von über 100 Tafeln liegen bereits vor. Der Vortragende hob aus dieser stattlichen Sammlung den hieratisch abgefassten Papyrus hervor, welcher eine Zusammenstellung altägyptischer Lebens- und Weisheitsregeln in Form von Geboten und Verboten enthält. Der Anfang dieses für die Philologie und Sittenkenntniss gleich wichtigen Schriftstückes ist leider nur noch in Bruchstücken erhalten, worauf indess bis zum Schlusse hin ein zusammenhängender Text von neun Seiten folgt. Die besondere Schwierigkeit der Entzifferung wird begründet nicht nur durch fehlerhafte Rechtschreibung des altägyptischen Textes, sondern auch durch seltsame und verwirrende Anwendung der Deutzeichen. Trotzdem ist es durchaus nicht ein Ding der Unmöglichkeit den ganzen Inhalt mit philologischer Genauigkeit zu analysieren. Der Vortragende gab einen Ueberblick dieses Inhaltes, mit einzelnen Auszügen besonders wichtiger oder anziehender Stellen, welche in die altägyptische Sittenlehre tiefe Blicke thun lassen. Es wurde besonders aufmerksam gemacht auf die Stellen, welche sich der Reihe nach beziehen auf: die passende Zeit zum Heirathen, den Cultus Gottes, das Verhältniss zum Nachbar und zum Weibe, das Laufen zum Gericht, die Herzensgüte, die Verehrung der Eltern nach dem Tode, den Besuch der Bierstube, den rechtschaffenen Wandel und das Pochen auf seine Jugend. Daran schliessen sich Lehren aller Art, wie z. B. über die Pflege des eigenen Hauswesens, Warnung vor fremdem Eigenthum und vor Prozesssucht, Achtung vor Alter und Stand, Lob der wissenschaftlichen Studien, Warnung vor allzu grosser Begehrlichkeit in seinen Wünschen, Liebe zur Mutter, Mit-

leid gegen den Nächsten, Warnung vor Völlerei, Mannichfaltigkeit der menschlichen Charaktere u. s. w. Gegen den Schluss hin sind die Lehren eingekleidet in Fragen- und Antwortform, die sich auf zwei Gelehrte, Hierogrammaten, Vater und Sohn beziehen. Der Vortragende ist geneigt nach dem Schrift-Charakter so wie nach andern Indicien die Abfasssung dieses bemerkenswerthen Papyrus in die letzten Zeiten des Pharaonen-Reiches zu versetzen.

In der Schlusssitzung der orientalistischen Sektion am 24. Mai sprach Herr Professor A. Weber über neue ihm zugekommene Hülfsmittel zur Kritik und Erklärung von Hâla's gnomischer Mythologie *Saptaçatakam*, über welche er unter Nr. 3 des fünften Bandes der „Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes, herausgegeben von der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft", Leipzig 1870, eine Abhandlung veröffentlicht hat, worin er sich nur auf eine, ziemlich inkorrekte und wenig mehr als die Hälfte des Werkes enthaltende Handschrift von Kulanâtha's Commentar stützen konnte, wogegen ihm jetzt durch die Güte mehrerer Freunde in England und Indien schon drei vollständige Commentare, darunter zwei mit dem ganzen Prâkrit-Texte des Gedichtes, und eine separate Texthandschrift zur Verfügung stehen. 1) Eine aus Colebrooke's Sammlung stammende Devanâgarî-Handschrift (J. O. L. 944) von Gangâdharabhaṭṭa's Commentar, die nur die Anfangswörter der einzelnen Textabschnitte anführt, aber jedem Verse eine Sanskrit-Uebersetzung und weitere erklärende Bemerkungen beifügt. Zahl und Reihenfolge der Verse stimmen, bis auf einige unerhebliche Verschiedenheiten, mit der von Kulanâtha befolgten Recension überein. 2) Eine Devanâgarî-Handschrift (J. O. L. 175) von Sâdhâraṇadeva's Commentar, *muktâvalî* genannt, mit dem vollständigen, von dem Commentator nach dem Inhalte in einzelne Gruppen geordneten, somit eine ganz andere Recension darstellenden Texte. Nur etwa neun Zehntel beider Recensionen sind identisch, etwa 70 Verse der zweiten eigenthümlich. 1) Die Copie einiger Telinga-Handschriften, sowohl den nach zwei Exemplaren collationierten Text, als einen Commentar dazu enthaltend, mit deren Umschrift in römische Charaktere Prof. Siegfried Goldschmidt annoch beschäftigt ist. Auch hier ist der Text nach dem Inhalte, aber anders als bei Sâdhâraṇadeva geordnet und zeigt eine ganze Anzahl von Versen, die sich bei Kulanâtha und Gaṅgâdharabhaṭṭa nicht finden. Durch Benutzung dieses und einiges anderen ihm in Aussicht gestellten handschriftlichen Materials hofft Prof. Weber so ziemlich alles zu einer ordentlichen Textausgabe des *Saptaçatakam* für jetzt Erreichbare zusammenzubekommen. Er schloss mit Vorführung mehrerer aus den beiden erstgenannten Quellen geschöpften Ergänzungen und Berichtigungen zu seiner Eingangs erwähnten Abhandlung.[1]).

Prof. Goldschmidt fügte hieran noch einige Bemerkungen über die Eintheilung des Textes in den Telinga-Handschriften; derselbe ist darin, alterthümlich genug, in den einzelnen Abschnitten mit Ueberschriften in Prâkrit verstehen, deren sekundärer Ursprung sich indess durch lexikalische Momente erhärten lässt.

[1]) Der vollständige Vortrag wird in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft erscheinen.

Verhandlungen der archäologischen Sektion.

Die archäologische Sektion, zu welcher sich 62 Mitglieder eingezeichnet hatten und in welcher Professor Dr. Overbeck aus Leipzig den Vorsitz führte, während die HH. DDr. Philippi aus Leipzig und Engelmann aus Berlin die Secretariatsgeschäfte versahen, hatte ihre

Erste Sitzung am 23. Mai.

Nachdem Hr. Prof. Dr. G. Wolff aus Berlin die Motivierung eines „Vorschlages zur leichten Verbreitung archäolog. Abbildungen“ angekündigt und Hr. Dr. Schneiderwirth aus Heiligenstadt den Wunsch ausgesprochen hatte, seinen für die allgemeinen Sitzungen angezeigten Vortrag„ Ueber das Partherreich“ in der archäol. Sektion zu halten, welchem Wunsche die Sektion unter Vorbehalt, dass sich die nöthige Zeit finde, Statt gab, hielt Hr. Dr. Fr. Schlie aus Waren in Mecklenburg den folgenden Vortrag.

Ueber die Jatta'sche Antigone-Vase.[1]

Eine Erklärung und Deutung der dem Museum Jatta angehörigen figurenreichen Antigone-Vase hat Heydemann zuerst vor vier Jahren in einer besonderen Schrift[2] und dann aufs Neue, und zwar mit Hinzufügung der von ihm erkannten, aus dem apulischen Ceglie stammenden Berliner Antigone-Vase, in der archäologischen Zeitung des Jahres 1871 unternommen und ausgeführt. So dankenswerth aber auch die Veröffentlichung der beiden Vasen und besonders die Zusammenstellung der Jatta'schen mit der gleichartigen Berliner Vase ist, so verfehlt erscheinen mir zum grösseren Theile die daran geknüpften Erörterungen über den Inhalt der Bilder und deren Beziehungen zu den einschlägigen poetischen Versionen des Mythus. Für noch schlimmer aber halte ich den Umstand, dass die Heydemann'sche Interpretation einer dem heutigen Standpunkte der Archäologie entsprechenden Methode ermangelt. Ein vorurtheilsfreies Eingehen auf die künstlerischen Motive in erster Reihe, und eine dieser ersten Prüfung naturgemäss sich anschliessende, soweit es nothwendig erschöpfende Vergleichung der einzelnen Motive mit den verschie-

[1]) Brunn erwähnt auf p. 6 in seinem Supplement zu Strube's Studien über den eleusinischen Bilderkreis eine leider verloren gegangene Arbeit Strube's über die Jatta'sche Antigone-Vase. Von dieser Sache erfuhr ich durch Brunn schon vor dem Erscheinen des Supplements. Da aber Strube noch vor seinem Ausrücken ins Feld am 14. Juni 1870 mit Heydemann zusammen in einer der Sitzungen der Archäologischen Gesellschaft war (cf. Arch. Ztg. von 1870, p. 79), so nahm ich an, dass auch Strube's Arbeit über die Antigone wohl an ihre richtige Adresse gelangt sein würde. Doch die spätere Veröffentlichung der Berliner Antigone-Vase durch Heydemann im Jahre 1871 bewies, dass jenes entweder gar nicht der Fall, oder aber ganz wirkungslos gewesen sein müsse. Dies der Grund, warum ich mich zu der vorliegenden Arbeit entschloss.

[2]) Ueber eine nacheuripideische Antigone. Ein Beitrag zur griechischen Litteraturgeschichte. Berlin 1868. Enslin.

denen poetischen Versionen des Mythus in zweiter Reihe, beziehungsweise Begründung der ersteren durch eine der letzteren: diese Hauptpostulate einer wissenschaftlichen Interpretation sind von Heydemann nicht erfüllt worden. Nachdem er den Inhalt der uns bekannt gewordenen Antigone-Dichtungen in jener bereits genannten besondern Schrift mit grösserer Ausführlichkeit angegeben und die 72. Fabel Hygin's (cf. p. 5.) erzählt hat, beschreibt er das Jatta'sche Bild und behauptet dann ohne irgend eine weitere Begründung l. c. p. 14: „Die Uebereinstimmung des eben beschriebenen Vasenbildes mit „der in den Excerpten des Hygin erhaltenen Inhaltsangabe einer nacheuripideischen „Antigone leuchtet leicht ein. Der Maler hatte die Scene jener Tragödie vor Augen, „welche der Katastrophe kurz vorhergeht: des Herakles vergebliche Verwendung für die „beiden Liebenden, deren Tod darauf erfolgt, indem Haemon seinem Weibe und sich „selbst das Leben nimmt. Die Inschriften, welche den meisten Figuren beigesetzt sind, „lassen keinen Zweifel zu." Aehnlich heisst es in der Archäol. Zeitung l. c. p. 109: „Dass nun diese letzte der uns überlieferten tragischen Entwickelungen der Antigone" (nämlich die in der Erzählung des Hygin enthaltene) „auf der Vase Jatta . . . . . dar- „gestellt sei, bedarf keines langen Beweises, da den meisten Figuren Inschriften beigesetzt „sind. Der Vasenmaler kannte die nacheuripideische Antigone, sei es direct aus einer „Aufführung, sei es nur abgeleitet aus einer bildlichen Darstellung und gibt in dem „Vasengemälde ein anschauliches Bild ihrer Entwickelung wieder."

Das ist alles was Heydemann über das Verhältniss dieser Darstellung zu der von ihm angenommenen poetischen Quelle bemerkt: wahrlich sehr kühn! Wir aber wünschten, er hätte sich die Sache nicht so leicht gemacht.

Ich brauche nicht jenen Mangel an Ueberlegung hervorzuheben, den Heydemann darin bekundet, dass er den fünf Beischriften ΑΙΜΩΝ, ΑΝΤΙΓΟΝΗ, ΚΡΑΩΝ, ΙϹΜΗΝΗ, ΗΡΑΚΛΗϹ eine Beweiskraft für seine Idee beilegt — hat er denn gar nicht daran gedacht, dass die vier ersten Namen wirklich noch anderswo als in der Hygin'schen Tradition des Mythus enthalten sind, der fünfte aber, ΗΡΑΚΛΗϹ, recht wohl mit den andern vier zusammen in einer der verlornen Tragödien vorkommen konnte? — ich will nur bemerken, dass es für uns sehr wünschenswerth, für ihn selber aber gewiss nicht ohne Nutzen gewesen sein würde, wenn er die Begründung seiner übrigen frappanten Behauptungen zum wenigsten versucht hätte. Er würde — fügen wir hinzu — dann bald die Unmöglichkeit eingesehen haben, die Hygin'sche Erzählung als Basis für die Composition des Vasenmalers anzunehmen, und hierdurch ein wenig ernüchtert, wahrscheinlich auch von jenem bedenklichen Zusatze zu dem Titel seiner Schrift: „Ein Beitrag zur griechischen Litteraturgeschichte" zurückgekommen sein. Denn es sei schon an dieser Stelle gesagt, dass wir weder bei Heydemann noch überhaupt in der Untersuchung einen positiven Gewinn für die griechische Litteraturgeschichte zu entdecken vermocht haben. Ausser der Vermehrung des Monumenten-Schatzes dürfte es nur die archäologische Hermeneutik sein, um die sich Heydemann, wenn er wollte, bei der Publikation und Interpretation dieser Vasen ein Verdienst hätte erwerben können.

Machen wir uns nun — und der Polemik halber scheint mir dies den Vorzug zu verdienen — zuerst die Hygin'sche Erzählung klar[1]). Wenn diese, wie es wahrscheinlich

[1]) Der Bequemlichkeit des Lesers wegen wiederholen wir hier diese Fabel:. Creon Menoecei filius edixit ne quis Polyniceu aut qui una venerunt sepulturæ traderet, quod patriam oppugnatum venerint.

ist, den Inhalt einer späteren Tragödie darstellt, so glaube ich auch mit Andern (cf. Welcker, griech. Tragg. II, p. 568), dass die erste Hälfte derselben: die gemeinsame Thätigkeit der Antigone und Argia bei der Bestattung des Polynices, die Ueberraschung derselben durch die Wächter, die Flucht der Argia, die Gefangennehmung und Verurtheilung der Antigone, die durch Hæmon bewirkte heimliche Rettung derselben zu den Hirten aufs Land und die Geburt des Mæon — entweder in den Prolog gehört, oder sonst irgend wo und wie als Erzählung angebracht war, während das Drama selber wahrscheinlich erst mit dem, was im zweiten Theile des Hygin'schen Mythus steht, begonnen haben wird, d. i. mit dem Auftreten des Mæon in den (wie Preller gr. Myth. II, p. 364 Anmkg. 3 vermuthet) zu Ehren des Amphitryon veranstalteten Leichenspielen, oder wohl vielmehr mit der Wirkung dieses Auftretens auf die Gemüther der betheiligten Personen. Bei diesen Leichenspielen wird Mæon an dem allen Sparten gemeinschaftlichen Drachenmale erkannt. Es kommt an den Tag, dass er der Sohn des Hæmon und der Antigone, dass letztere am Leben geblieben und zu gleicher Zeit die verheimlichte Gattin des Hæmon ist. Da entbrennt der Zorn des Kreon gegen beide so gewaltig, dass Herakles, der Landesheros, zu Gunsten der Antigone und des Hæmon dazwischen tritt. Aber obwohl Herakles sonst immer der Retter ist[1]), kann er hier doch nichts ausrichten; seine Bitten sind nicht vermögend, den starren Willen des Kreon zu brechen. Hæmon kommt jetzt, wie er es schon vor Jahren bei der Geburt des nunmehr erwachsenen Mæon sollte, dem Willen des Vaters nach, er giebt der Antigone, dann aber auch sich selber den Tod. Damit ist die Katastrophe beendigt. Als einen eigenthümlichen Schluss, der, wenn er wirklich der ausgeschriebenen Tragödie angehört und nicht ein Zusatz des Epitomators nach irgend einer andern Quelle ist, die Schwäche der späteren dramatischen Kunst offenbart, fügt Hygin dann noch die Vermählung des Herakles mit der Megara hinzu, der Tochter des Kreon, die nachher Mutter des Therimachus und Ophites wird.

Als wesentliche Grundzüge in der dieser Erzählung vermuthlich als Quelle dienenden antiken Tragödie müssen wir demnach besonders folgende Einzelheiten festhalten: 1) Das Auftreten des Mæon zuvörderst in den Kampfspielen und wahrscheinlich auch in der Handlung des Drama's, ein Auftreten, das nicht einen Knaben, sondern einen bereits zur Vollkraft erwachsenen stattlichen Jüngling voraussetzt; 2) die Möglichkeit, um nicht zu sagen Wahrscheinlichkeit, dass Antigone selber gar nicht handelnd in diesem Stücke auftrat; wenigstens wird man mir zugeben müssen, dass sie vor dem Augenblicke der Tödtung durch Hæmon nicht auf die Bühne zu kommen brauchte, also höchstens ganz

---

Antigona soror et Argia conjunx clam noctu Polynicis corpus sublatum in eadem pyra, qua Eteocles sepultus est, imposuerunt. Quæ cum a custodibus deprehensæ essent, Argia profugit, Antigona ad regem est perducta. Ille eam Hæmoni filio, cujus sponsa fuerat, dedit interficiendam. Hæmon amore captus patris imperium neglexit et Antigonam ad pastores demandavit ementitusque est se eam interfecisse. Quæ cum filium procreasset et is ad puberem aetatem venisset, Thebas ad ludos venit. Hunc Creon rex, quod ex draconteo genere omnes in corpore insigne habebant, agnovit. Cum Hercules pro Hæmone deprecaretur, ut ei ignosceret, non impetravit: Hæmon se et Antigonam conjugem interfecit: at Creon Megaram filiam suam Herculi dedit in conjugium, ex qua nati sunt Therimachus et Ophites.

[1]) Z. B. im Prometheus des Aeschylus, im Athamas στεφανηφορῶν und im Philoctet des Sophokles und in der Alcestis des Euripides. Man vergleiche die Stelle des Artemidor 2,37: ἀεὶ γὰρ ὁ θεὸς καὶ ὅτε ἦν ἐν ἀνθρώποις ἐπήμυνε τοῖς ἀδικουμένοις καὶ ἐτιμώρει; ferner Soph. Philoct., vv. 1415—17: τὴν σὴν δ'ἥκω χάριν οὐρανίας ἕδρας προλιπών, τὰ Διός τε φράσων βουλεύματά σοι.

am Schlusse bloss den tragischen Effekt zu verstärken hatte; 3) den Umstand — obwohl ich ihn nicht allzusehr urgieren will — dass Ismene und Eurydike in der Hygin'schen Erzählung gar nicht einmal genannt werden: und 4) endlich das Auftreten und unerwartete Unterliegen des Herakles als interpres deorum.

Wenn nun Heydemann nachzuweisen gesucht hätte, dass die der Hygin'schen Erzählung im Gegensatze zu dem bekannten Inhalte anderer Dramen besonders eigenthümlichen Grundideen und wesentlichen Unterscheidungsmerkmale zu gleicher Zeit auch in dem Vasenbilde wiederzufinden seien, dann würden wir wenigstens die Methode seiner Untersuchung anzuerkennen gehabt haben. Ein derartiges Zugeständniss aber können wir ihm leider nicht bewilligen.

Suchen wir somit jetzt die künstlerischen Motive des Jatta'schen Vasenbildes zu erfassen.

Beim ersten Ueberblicke über das ganze Bild erkennt man sofort, dass es sich hier um die Entscheidung sehr wichtiger Schicksale handeln müsse. Für jeden aber, der mit den Personen und Umständen nach der Antigone des Sophokles bekannt ist, wird die ungewohnte und so hervorragend in den Mittelpunkt des Bildes gesetzte Figur des Herakles am auffälligsten sein. Ohne Zweifel fragt man zuerst: Ist hier derselbe Untergang wie bei Sophokles, oder giebt es statt dessen eine Rettung durch Herakles, zu dessen Natur und Wesen es gehört, als Helfer der Menschheit aufzutreten? Sehen wir seine Figur näher an. Als eine vermittelnde Hauptperson tritt Herakles zwischen die Gegenparteien, von denen auf der einen Seite Kreon und die passivere Ismene, auf der andern Seite Hæmon und Antigone mit Namen bezeichnet sind. Der Tempel, in dem er steht, charakterisiert ihn als thebanischen Landesgott (cf. Preller, gr. Myth. II, p. 184 ff.). Als solcher sucht er dem Kreon gegenüber sein Wort geltend zu machen; man beachte den in gleicher Weise auch auf dem Berliner Bilde vorkommenden Gestus seiner linken Hand. Was sagt dieser Gestus? Ist er ein gemessener Befehl wie etwa: „Kreon, füge dich meinem Gebot!“ Oder begleitet er die letzte, gar schon mit dem Bewusstsein der Zurückweisung gegebene Warnung des Gottes: „Wenn du nun einmal nicht willst, o Kreon, so magst du deinem Eigensinne nachgeben; bedenke aber die Folgen dieses deines Ungehorsams wider den Willen der Gottheit! Du bringst Unglück über dein Haus!“ Wie stimmt hiermit ferner der Ausdruck seines Antlitzes? Der ernste, ganz in das Leid seiner Schutzbefohlenen versenkte, nicht in gerader Richtung auf Kreon gewandte Blick des jugendlichen Herakles drückt allerdings nicht bloss Mitleid mit den beiden Liebenden, sondern auch Trauer aus. Und zwar tritt diese Empfindung in dem Antlitz des Herakles mehr noch auf dem Jatta'schen als auf dem Berliner Bilde hervor. Ist es nun die Trauer um das unerbittliche, selbst von ihm, dem Landesgotte, nicht abzuwendende Schicksal der Antigone und des Hæmon? Lassen wir diese Frage vorläufig noch ungelöst: vielleicht kommen wir ihrer Beantwortung durch die Betrachtung der übrigen Figuren näher.

Antigone erscheint auf beiden Bildern gefesselt. Was will dieses Motiv? Ich gestehe, dass ich es anfänglich übersehen, und dass ich erst durch einen freundlichen Brief meines verehrten Lehrers Brunn darauf aufmerksam gemacht wurde. Brunn schreibt: „Die Fesselung der Antigone scheint mir einzig und allein gerechtfertigt, wenn sie, auf „frischer That ertappt, vor den König geführt wird, keineswegs wenn sie später erst vom „Lande geholt wird, was nicht einmal gesagt wird.“ Dieser Umstand ist sehr zu beachten;

als offenbarer Gegensatz gegen das Verhältniss der Antigone in der Erzählung des Hygin fällt dieses Motiv für die Beurtheilung desselben als einer vermeintlichen Quelle des Bildes sehr ins Gewicht. Dass Antigone und Hæmon einstweilen noch unter dem Schutze des Herakles stehen, das ist ja unmittelbar in der Situation jener beiden und überhaupt durch das gesammte Bild ausgesprochen; aber zeigt sich in der Haltung dieser beiden Gestalten, in dem Ausdrucke ihrer Gesichter — und auf der Jatta'schen Vase darf in der That von einem Ausdruck in den Gesichtern die Rede sein — etwas von dem, was man Vertrauen und Hoffnung auf Rettung nennen könnte? In dem Antlitz der Antigone liegt ganz entschieden der Ausdruck der schmerzlichsten Qual; und in der Haltung des Hæmon, vor allem in der Art, wie er am Stabe lehnt, das Haupt beugt und, tief in Gedanken versunken, seine Stirn mit der Rechten stützt, offenbart sich sehr deutlich der Druck eines schweren Schicksals. Weit weniger dagegen sind diese Empfindungen auf dem Berliner Bilde zur Anschauung gebracht — wo aber auch das Gegentheil nicht sichtbar ist —, wie man denn überhaupt bald gewahr wird, dass der Maler desselben seine Motive nicht so vertieft habe, wie der des Jatta'schen Bildes. Derselbe Unterschied zeigt sich auch in der Darstellung des Kreon: Der Kreon des Jatta'schen Bildes ist eine viel bedeutendere Figur als der des Berliner. Sehen wir einmal die Stellung und Haltung des ersteren etwas näher an. Wohl spielt um den Mund des schon vom Alter gebeugten Königs — wenn anders die Zeichnung bis ins Kleinste vollkommen richtig ist — der Zug der Verbissenheit, der Zug des Eigensinns. Es ist der krumme böse Alte, der, nachdem seine physische Kraft fast schon erloschen, für diesen Verlust nur noch in der Behauptung zäher geistiger Willenskraft sich selber zum Troste eine Art von Aequivalent sucht, und dadurch vor den Augen Aller zum Thoren wird. Dieser Eindruck scheint — wie ich jetzt nach längerer Betrachtung zuzugeben bereit bin — allerdings mit der Gestalt des alten Königs beabsichtigt zu sein. Aber mit der Wahrscheinlichkeit sind wir immer noch nicht zur absoluten Gewissheit gelangt, und wichtigere als die bis jetzt betrachteten Motive, d. h. Motive, welche für die Frage nach dem denkbaren Ausgange der vorgestellten Fabel den einzig richtigen Schlüssel zu geben vermöchten, sind nicht vorhanden. Denn die übrigen Figuren sind, wie wir gleich sehen werden, von geringerer Bedeutung. Die Haltung der Ismene drückt eine der Sophokleischen Auffassung entsprechende gewisse Passivität aus. Sie befindet sich — und das ist ein zu beachtendes Moment der Composition — auf Seiten des Kreon, sieht aber auch mit ernstem Blicke zu der Schwester hinüber. Von noch minderem Belange für den Vorgang sind auf der einen Seite der die gefesselte Antigone führende Doryphoros, auf der andern die beiden zuschauenden Figuren, von denen Heydemann die eine mit Recht Eurydike, die andere Mæon genannt hat. Er hält diese letztere Benennung durch das Berliner Bild, auf welchem allerdings der Knabe auf den ersten Anschein hin etwas bedeutsamer hervortritt, für gesichert. Ich aber kann dem vor der Hand noch nicht beistimmen. Der Knabe ist, wie Heydemann dies auch in seiner ersten Schrift betont, auf der Jatta'schen Vase nicht charakteristisch genug in das Bild gesetzt. Wenn Heydemann nachher aber die Deutung auf Mæon in dem Berliner Bilde damit zu rechtfertigen sucht, dass er sagt: „Hier ist „unverkennbar Mæon, Hæmon's und Antigone's Kind, dargestellt, um den Kopf einen „Kranz, weil er zu den Festspielen nach Theben gekommen war, um den Hals einen „Schmuck, damit seine Jugendlickeit noch mehr hervorträte“ — so befindet er sich mit

seiner Interpretation wiederum auf einem völlig antiquierten Standpunkte. Wie kann auf einem apulischen Vasenbilde, wo derartiger Schmuck bei Jung und Alt fast eine Regel ist, dem Halsband und gar erst dem Kruge, mit dem auf dem Berliner Bilde auch der als solcher gedeutete Hæmon und die beiden unwichtigeren Doryphoroi versehen sind, eine so überaus specielle Bedeutung beigelegt werden? Ich meinestheils bin sehr dazu geneigt, in dem sogenannten Mæon, besonders in dem des Jatta'schen Bildes, nichts weiter als einen jugendlichen Diener des Königs, einen παῖς βασιλέως oder puer nobilis ex regia cohorte zu erkennen, wie sie z. B. schon seit König Philipps Zeiten am macedonischen Hofe vorhanden waren, nach unsern Begriffen also nichts als einen gewöhnlichen Pagen, gestehe aber zugleich, dass ich selber wünschte, ein grösseres Material für diese Behauptung beibringen zu können[1]). Der einzige Umstand, der mich in dieser Meinung etwas irre zu machen im Stande wäre, ist der, dass der Knabe auf dem Berliner Bilde unmittelbar neben die gefesselte Antigone gestellt ist. Jedoch wird dieses Bedenken dadurch wieder erleichtert, dass die Composition des Berliner Bildes bei weitem nicht von solcher Vertiefung der Gedanken zeugt wie die des Jatta'schen, wo an und für sich an einen Mæon gar nicht, wenigstens nicht mit Fug und Recht, zu denken ist. Soviel aber scheint mir auch für das Berliner Bild unumstösslich festzustehen, dass, wofern nicht noch ein drittes, bis jetzt noch unentdecktes, nach jener Seite hin zuverlässigeres Antigone-Bild diesen beiden apulischen Bildern mit einem Male das gewünschte Licht giebt, von einer völlig zweifellosen Deutung Mæon's keine Rede sein kann.

Wir fragen weiter, was für andere, theils voraufgehende, theils nachfolgende Momente in dem Bilde liegen oder sich mit Nothwendigkeit aus demselben ergeben. Dabei leuchtet ein, dass sich aus einer einzigen, wenn auch noch so charakteristischen und inhaltsvollen Scene niemals ein ganz bestimmter Entwickelungsgang oder eine ganz bestimmte Reihenfolge aller zur Exposition, Collision, Peripetie und Katastrophe gehörenden Theile herstellen lassen wird, sondern dass solche aus einem Bilde abzuleitenden Momente nur ganz allgemein angedeutet werden können. Das scheint mir aber auch genügend, um auf die poetische Grundlage einen Schluss zu machen.

Dem eine Versöhnung beabsichtigenden Dazwischentreten des Herakles muss das letzte verurtheilende Gebot des Königs voraufgegangen sein. Der zürnende, auf das Scepter, das Symbol seiner Macht, sich stützende Kreon auf der einen Seite, die ängstlich sich umsehende gebundene Tochter des Oedipus auf der andern: diese beiden ersten und stärksten Gegensätze des Bildes sprechen deutlich genug. Es muss eine tiefe Kluft zwischen beiden sein; Antigone muss sich schwer gegen den König vergangen haben, da er einen so harten und grausamen Befehl gegen sie erlassen. So schwer muss sie

[1]) Arrian. Exp. Al. 4, 13, 1: Ἐκ Φιλίππου ἦν ἤδη καθεστηκὸς τῶν ἐν τέλει Μακεδόνων τοὺς παῖδας ὅσοι ἐς ἡλικίαν ἐμειρακιοῦντο καταλέγεσθαι ἐς θεραπείαν τοῦ βασιλέως, τά τε περὶ τὴν ἄλλην δίαιταν τοῦ σώματος διακονεῖσθαι βασιλεῖ καὶ κοιμώμενον φυλάσσειν τούτοις ἐπετέτραπτο. — Curt. 8, 21, 2: mos erat principibus Macedonum adultos liberos regibus tradere ad munia haud multum servilibus ministeriis abhorrentia: excubabant servatis noctium vicibus proximi foribus ejus aedis, in qua rex acquiescebat; ib. 5, 7; ib. 10, 24, 16. — Liv. 45, 6, 7: pueri regii aput Macedonas vocabantur principum liberi ad ministerium electi regis; ib. 44, 43, 5. 8, 24, 12.

Man vergleiche hiemit die „pædagogia aulica,“ welche zur glänzenden Umgebung der späteren röm. Kaiser gehörten. Auf Monumenten wüsste ich vorläufig keine anderen Analogien hier beizubringen als die bei Gelagen ministrierenden Knaben. Cf. Welcker A. D. II. p. 260 ff.

gegen ihn gesündigt haben, dass selbst Ismene, die Schwester, die natürlichen Regungen des weiblichen Herzens besiegen, sich an ihrem Theile dem Geschick, dem Gebot des Königs unterwerfen konnte und wenigstens keine Opposition zu machen wagte. Denn letzteres ist in unserm Bilde bestimmt angedeutet [1]). Ein zweiter, kaum minder bedeutungsvoller Gegensatz wird durch die trauernde Gestalt des Hæmon vor unsere Augen geführt: wie Ismene, gleichen Blutes mit Antigone, auf Seiten des Kreon sich befindet, so steht Hæmon, der Sohn dem Erzeuger gegenüber, auf Seiten der verurtheilten Antigone, nicht bloss trauernd, sondern ganz in Gedanken versunken, sinnend und überlegend. Was ist es, das ihn mit Gefahr für sich und seine Zukunft gegen den eignen Vater Partei ergreifen lässt? Die Liebe allein würde dies nicht zu Wege bringen, sie würde schwinden, wenn Antigone eine Verbrecherin wäre. Es muss daher noch etwas Anderes und Grösseres sein, was den Königssohn die Stimme des Vaters überhören lässt. Dieses im Hæmon wirkende und die Parteinahme oder Liebe für die Antigone erhaltende Etwas wird dasselbe sein, was die durch den Landesheros dargebotene göttliche Hülfe motiviert: nämlich ein der Antigone zur Entschuldigung gereichendes, vielleicht sie sogar völlig freisprechendes Moment. Durch solche von den Motiven des Bildes gebotene Betrachtung aber wird Antigone neben dem Herakles die fesselndste Figur für uns; sie giebt, wie einst dem alten Drama, so auch unserm Bilde, das jetzt eine ganze Reihe von Conflikten, Wort- und Herzenskämpfen ahnen und empfinden lässt, seinen Namen. Von geringerer Bedeutung sind die übrigen Figuren. Eurydike, die Mutter des Hæmon, tritt, ganz ihrer Stellung entsprechend, weder für den Vater noch für den Sohn in eine lebhafte Aktion; die Pflicht der Gattin und die Liebe zum Sohne sind es, die ihr die Rolle einer bedenklichen Beobachterin zuweisen. Der Umstand, dass sie von Natur dazu berufen in diesem Augenblicke keine Vermittlung wagt, zeigt uns die ganze Höhe des Conflikts; vielleicht ist sie — wie Brunn meint — auch deshalb gegenwärtig, um an ihr eignes tragisches Ende zu erinnern. Ausser ihr ist noch der Doryphoros vorhanden (auf dem Berliner Bilde sind deren sogar zwei vorhanden). Doch bietet er zu einer tiefer gehenden Betrachtung keine Veranlassung, er ist es, der die Antigone auf frischer That ertappt und vor den König geführt hat und nun auf weitere Befehle wartet. Ueber den Knaben des Bildes haben wir bereits das Nöthige gesagt; seine Bedeutung als künstlerisches Motiv geht für uns vorläufig kaum über die eines Statisten hinaus. Doch scheint auch er von dem Ernste des Vorganges betroffen zu sein.

Fassen wir nun noch einmal alle diese aus dem Bilde abgeleiteten, ganz allgemein gehaltenen Momente zusammen, so müssen wir zugeben, dass sie in Verbindung mit dem Auftreten des Herakles als eines Θεὸς ἀπὸ μηχανῆς der Anlage und der planmässig bis zur Katastrophe fortschreitenden Entwickelung eines Drama's entsprechen.

Unser Bild gehört somit in die Gruppe derjenigen Compositionen alter Künstler, in welchen unmittelbar aus der gegebenen Verkettung bekannter Personen und Verhältnisse

[1]) Wollten wir aber aus dem Schmuckkasten in der linken Hand der Ismene und aus der Art und Weise, wie sie mit der rechten Hand das Gewand in die Höhe zieht, eine gewisse Leichtfertigkeit ihres Charakters folgern, so würden wir wieder zu weit gehen, da, wie ja hinlänglich bekannt, diese Art von Figuren der späteren heruntergesunkenen, den Sinn der Compositionen oft nur theilweise erkennen lassenden apulischen Vasenmalerei, welche ebenso wie die etruskische Kunst von schematischer Handwerksarbeit beherrscht wird, dermassen eigenthümlich und geläufig geworden, dass sie fast auf keiner Vase dieses Stils fehlen.

auf eine ganze Reihe sowohl voraufgegangener als nachfolgender Scenen und Episoden und damit recht wohl auf eine breitere poetische Grundlage, in specie auf ein Drama, geschlossen werden darf. Manche Darstellungen, Sarkophage, Vasenbilder u. a. m., aus den Sagenkreisen von Paris, Telephus, dem Opfer der Iphigenia, dem Philoktet, Orestes, Pentheus, Archemoros, der Medea, Alcestis, Alope, des Hippolytos, Meleager u. a.: Darstellungen, über deren Zurückführung auf ganz bestimmte Tragödien sich hier und da wohl streiten lässt, deren Inhalt man im Allgemeinen aber schon seit langem als aus der tragischen Poesie geflossen zu betrachten gewöhnt ist,[1]) zeigen entweder selber schon eine Reihe von zusammenhängenden Scenen, oder aber sie geben in einer einzigen Scene einen jener bedeutungsvollen Momente in dem letzten, die Peripatie oder fallende Handlung umfassenden Theile des Drama's. Zu dieser letzteren Gattung gehört nun die Darstellung der Jatta'schen Antigone-Vase. Sie ist auch an ihrem Theile ein Beweis dafür, dass, wenn der Künstler nur eine einzige Scene aus einem dramatisch gestalteten Mythus darstellen will, in der That kein besserer als einer jener prägnanten Momente im letzten Theile des Stückes gewählt werden kann. Denn in diesem Theile des Drama's pflegen die Grundzüge aller handelnden und redenden Personen noch einmal innerhalb einer oder mehrerer energischer Aktionen in intensiver und wirkungsreicher Weise zur Erscheinung zu gelangen; hier kann in der Regel am Besten auf alles Vorhergehende und Nachfolgende geschlossen werden, oder wie Gustav Freytag über die fallende Handlung in seiner Technik des Drama's pag. 115 sagt: „Der Kern des Ganzen, Idee und Führung der Hand-„lung treten mächtig hervor, der Zuschauer versteht den Zusammenhang der Begebenheiten, „sieht die letzte Absicht des Dichters, er soll sich den höchsten Wirkungen hingeben, „und er beginnt mitten in seiner Theilnahme prüfend das Mass seines Wissens, seine „gemüthlichen Neigungen und Bedürfnisse an das Kunstwerk zu legen. Jeder Fehler im „Bau, jeder Mangel in der Charakterzeichnung wird jetzt lebhaft empfunden. Deshalb .... „die Regel: Nur grosse Züge, grosse Wirkungen, auch die Episoden, welche jetzt gewagt „werden, müssen eine gewisse Bedeutung und Energie haben.“

Man sieht also ein, dass in den eben aufgezählten Eigenthümlichkeiten der fallenden Handlung eines Stückes der Grund liegen muss, warum die alten Künstler gerade an dieser Stelle so häufig ihre darzustellenden Momente mit voller Hand herausgriffen. Und wie vortheilhaft auf unserm Bilde der Moment gewählt sei, um die voraufgehende Entwickelung unmittelbar aus den gegebenen Motiven herauszufinden: das haben wir bereits gesehen. Es bleibt uns also nur noch die Frage übrig: Wie haben wir uns den Schluss zu denken? was für Fingerzeige giebt uns in dieser Beziehung das Jatta'sche Bild?

Ich gestehe, dass ich anfänglich sehr dazu geneigt war, einen versöhnlichen Schluss, dem der Euripideischen Antigone gemäss, anzunehmen und dass ich glaubte, diese Idee vorzugsweise mit der anscheinend eine gewisse Ueberlegenheit ausdrückenden Position des Herakles im Centrum der Composition, mit seiner Natur als Menschenretter, sowie

---

[1]) Ich nehme in dieser Beziehung Welckers Einwirkungen nicht so schlimm, wie Wieseler (Philol. Anzeiger 1871, Bd. III Heft IV am Schluss) u. A., welche meinen, er sei hierin zu weit gegangen und wirke auf die jüngeren Archäologen nachtheilig ein. Seine vielfachen Hinweisungen auf die Tragödien sind dankenswerthe Fingerzeige zu eingehenderen Untersuchungen, deren Resultate wir erst noch abzuwarten haben. Nach dieser Seite hin scheint mir nicht zu viel, sondern noch zu wenig geleistet zu sein.

mit der ihm gegenüber etwas herabgedrückt erscheinenden Haltung des Kreon begründen zu können. Andrerseits aber konnte ich mich ebensowenig von Anfang an dem Eindrucke der Verwandtschaft mit der sophokleischen Muse entziehen. Brunn, dessen Meinung ich erbat, betonte diesen letzteren Punkt noch mehr und erklärte sich gegen die friedliche Auflösung, zugleich mich auf das italienische Sprichwort hinweisend: Col tempo e colla paglia maturano le nespole. Eine eingehendere Betrachtung der Motive hat mir denn auch in der That den Gedanken an einen friedlichen Ausgang des Stückes wieder zweifelhaft erscheinen lassen. Wäre ein solcher zu denken, so müsste irgendwo ein Hoffnungsschimmer sichtbar sein: dieser aber fehlt gänzlich. In dem Antlitz des Herkules liegt der Ausdruck tiefer Trauer, kein Mienenzug verräth irgend etwas von einem Bewusstsein, dass der göttliche Wille den Sieg feiern werde. Ferner der Ausdruck grosser Qual in dem Antlitz der gefesselten Antigone; das tiefe schwere Sinnen des gebeugten Haemon, der zähe Eigensinn in den zusammengekniffenen Lippen des alten Königs, der ernste, fast klagende Blick der Ismene, die Spannung in der abwartenden Stellung der Eurydike: alle diese ziemlich deutlich dargestellten Züge sind von einer unheimlichen Wirkung; es ist die tiefe Schwüle vor dem ausbrechenden Sturm. Selbst der kleine Knabe, unser *puer regius*, ist unter diesem Eindrucke in ernsthaftes Sinnen versunken; und nur der Doryphoros, der gemeine Soldat, scheint von keiner Empfindung gerührt zu sein; er hat nichts weiter zu thun, als auf den Bescheid des Königs zu warten.

So sprechen die künstlerischen Motive des Bildes.

Fehlt es uns nun auch an der absoluten Gewissheit über den von dem Maler selber gedachten Ausgang der vorgestellten Scene, so lässt sich doch nicht läugnen, dass es seine Absicht war, mit den gegebenen Motiven düstere Empfindungen in uns zu erwecken. Diese aber legen allerdings den Gedanken an ein tragisches Ende sehr nahe.

Endlich bleibt uns noch die Frage übrig, in welchem Verhältniss nun die litterarische Tradition zu dem Bilde stehe.

Der Polemik halber erinnere ich zuerst wieder an die Hygin'sche Erzählung und an die in derselben hervortretenden Grundzüge.

Ein einziges Moment ist es, das uns auf Hygin zurückführen könnte: Es ist das Auftreten des Herakles als *interpres deorum*. Aber was vermag dies eine, wenn die anderen widersprechen? Heydemann ist freilich auch durch den vermeintlichen Maeon dazu gekommen, Hygin sofort als Quelle unseres Bildes zu bezeichnen. Gesetzt nun, es wäre Maeon, wo ist dann aber der Maeon des Hygin, jener kräftige Spartiatenjüngling, der bereits an den Leichenspielen in Theben Theil zu nehmen im Stande war? Man kann doch angesichts so vieler alter Denkmäler nicht behaupten, dass Söhne und Kinder immer in halber Grösse und als kleine Kinder darzustellen seien. Schon dies eine Argument ist genügend, den Hygin als Quelle unseres Bildes abzuweisen. Es kommt noch die Fesselung der Antigone hinzu, welche mit Fug und Recht annehmen lässt, dass sie auf frischer That ertappt sei. Davon kann natürlich bei der nach der Hygin'schen Erzählung zu denkenden Katastrophe gar nicht die Rede sein, da diese um ein Jünglingsalter (das des Maeon) von der strafwürdigen That der Antigone, der Bestattung des Polynices, entfernt ist. Immerhin bemerkenswerth, wenngleich von geringerem Belange,[1]) ist es, dass

[1]) Ismene und Eurydike fehlen ja auch auf dem Berliner Bilde.

Ismene und Eurydike, zwei nicht ganz bedeutungslose Figuren unseres Bildes, bei Hygin gar nicht erwähnt werden. Im Verein mit den vorher genannten wichtigeren Thatsachen spricht auch diese geringere gegen ihn als Quelle. Bezüglich des Herakles aber frage ich, ob es in Anbetracht der mangelhaften Ueberlieferungen und der vielen verlorenen Dramen des Alterthums nicht sehr wohl auch sonst eins gegeben haben könne, in dem er auftrat?[1]) Wer weiss z. B., wie die Trilogie des Meletos, Οἰδιποδεία genannt, die Sage von der Antigone behandelte? (Welcker, gr. Tragg. III, 970 ff.). Aber sehen wir einmal von der Figur des Herakles ab: führen uns nicht die in allen anderen Gestalten gegebenen Motive auf die Antigone des Sophokles? Sind das nicht ganz dieselben Personen mit denselben Gemüthsbewegungen, in denselben Verhältnissen und Gegensätzen? Ich glaube in dieser Beziehung gar keine weitere Auseinandersetzungen nöthig zu haben. Aber an eins will ich noch erinnern. Auch bei Sophokles kommt ein Warner vor, der nicht gehört wird, es ist der alte Seher Tiresias, der zuletzt den Fluch über das Haus des Kreon ausspricht (cf. v. 988—1090). An der Stelle des Tiresias steht auf unserem Bilde Herakles; der Gestus seiner linken Hand deutet die Warnung an; nur scheint sie hier — denn der ganze Herakles ist milder gehalten — nicht ein solcher Zornesausbruch zu sein wie der des Tiresias bei Sophokles. Zu diesem Hinweis auf Tiresias bin ich besonders durch Brunn veranlasst worden. Ich setze deshalb die Stelle seines Briefes hierher:

„Den einen Herakles ausgenommen, vermag ich nichts zu sehen, als den reinen „puren Sophokles, nicht im Detail, wohl aber in dem ganzen innern Gehalt der Tragödie „und darum, ich kann es nicht leugnen, ist mir auch jetzt der Herakles nichts anderes als „der sophokleische Tiresias, nicht der Erretter, nicht der blosse Fürbitter, sondern der „Warner, der auf göttliches Geheiss drohende Warner. Woher der Maler hier den Herakles „hat, das weiss ich nicht; aber er ist ja, wenn auch in anderem Zusammenhange, bei Hygin, „und vielleicht ist es kein Zufall, dass auf dem σῦρμα 'Αντιγόνης (Paus. 9, 25, 2) ein Platz „mit Herakles, freilich mit seiner Kindheitssage, in Relation steht. Er mochte eben in „der thebanischen Localsage mit Antigone irgendwie verbunden sein."[2])

---

[1]) Vielleicht auch ein Drama, in dem er als Erretter auftrat. Die Alten liebten ja auch solche Tragödien, welche in unserem Sinne Schauspiele waren, in denen der Held arg durch das Schicksal gezaust wurde, aber zuletzt Haut und Haar gerettet davontrug (Freytag l. c. p. 97). Welcker vermuthete den Herakles als helfenden Gott in der Antigone des Euripides. Doch das eine Fragment desselben: Ὦ παῖ Διώνης, ὡς ἔφυς μέγας θεός, Διόνυσε, θνητοῖς τ' οὐδαμῶς ὑποστατός (Schol. Pind. Pyth. III, 177) weist auf den Dionysus als deus ex machina hin (cf. Welcker, griech. Tragg. II, 563.)

[2]) Die Stelle bei Pausanias lautet:

Τοῦ δὲ Μενοικέως οὐ πόρρω τάφου τοὺς παῖδας λέγουσιν Οἰδίποδος μονομαχήσαντας ἀποθανεῖν ὑπὸ ἀλλήλων. σημεῖον δὲ τῆς μάχης αὐτῶν κίων, καὶ ἀσπὶς ἔπεστιν ἐπ' αὐτῷ λίθου. Δείκνυται δέ τι χωρίον· ἐνταῦθα Ἥραν Θηβαῖοί φασιν Ἡρακλεῖ παιδὶ ἔτι ἐπισχεῖν γάλα κατὰ δή τινα ἀπάτην ἐκ Διός. καλεῖται δὲ ὁ σύμπας οὗτος (τόπος) Σῦρμα 'Αντιγόνης· ὡς γὰρ τὸν τοῦ Πολυνείκους ἄρασθαί οἱ προθυμουμένῃ νεκρὸν οὐδεμία ἐφαίνετο ῥᾳστώνη, δεύτερα ἐπενόησεν ἕλκειν αὐτόν, ἐς ὃ εἵλκυσέ τε καὶ ἐπέβαλεν ἐπὶ τοῦ Ἐτεοκλέους ἐξημμένην τὴν πυράν.

Es braucht aber kaum gesagt zu werden, dass aus dieser Stelle allein für irgend eine Relation zwischen Herakles und der Antigone-Sage nichts zu gewinnen ist, zumal es bei dem offenbaren Zusammenhange zwischen dem ersten und letzten Theile derselben so scheint, als ob die Worte Δείκνυται — ἀπάτην ἐκ Διός eigentlich nicht hierher gehören, sondern anderswo gestanden haben könnten.

Somit sind wir also auch bezüglich der Begründung unseres Bildes durch eine poetische Quelle nicht weiter als bis zu einer Vermuthung gelangt. Ja, von völliger Sicherheit sind wir hier noch mehr entfernt als bei der blossen Deutung der künstlerischen Motive des Bildes. Einzig zweifellos scheint mir nur dies zu sein, dass der Geist in der Conception desselben dem eines dramatischen Entwurfes bis zu einem gewissen Grade adäquat ist und dass uns in den Charakteren der dargestellten Personen, Verhältnisse und Gegensätze der Hauch der Sophokleischen Muse entgegenweht. Die Figur des Herakles dagegen lässt einige Schwierigkeiten übrig, die wir mit den uns gegebenen Mitteln nicht zu heben vermögen.

Vielleicht denkt der Eine und Andere, der diesen Vortrag hört: Wohin soll es führen, wenn jedes alte Vasenbild mit solcher Umständlichkeit erörtert wird? Darauf erwidere ich, dass ich selber mich gerne kürzer gefasst hätte, wenn ich nicht zu kritisieren und zu polemisieren genöthigt gewesen wäre. Denn mit Recht missfällt die allzugrosse Breite bei der Auslegung von Kunstwerken. Hier aber handelte es sich nicht bloss um eine Deutung, sondern auch um die Zurückweisung unbegründeter Behauptungen, wobei eine gewisse Ausführlichkeit nicht zu vermeiden war. Im Uebrigen fordert ja aber auch nicht jedes Vasenbild zu so eingehender Betrachtung auf, besonders dann nicht, wenn ihrer mehrere gleichartige vor Augen liegen. Da lässt sich sehr bald dasjenige aussondern, mit dessen gründlicher Untersuchung auch den anderen Genüge geschehen und das also gleichsam die Führerschaft bei diesen übernimmt. So kann man z. B. unser Schlussresultat ganz unverändert auf das Berliner Bild anwenden, dessen Besonderheiten dem Jatta'schen Bilde gegenüber mit wenigen Worten darzuthun waren. Letzteres ist — um zwei musikalische *termini technici* anzuwenden — der *dux*, ersteres der *comes*. Als ein weiteres Ergebniss dieser Untersuchung hat sich mir die Frage aufgedrängt, ob es nicht fruchtbar sein werde, noch andere, dem unsrigen ähnlich componierte Vasenbilder nach den oben angewendeten Grundsätzen zu interpretieren. Es wäre ja möglich, dass sich dabei manche, die Methode der Untersuchung fördernde Gesichtspunkte ergäben. Denn man weiss hinlänglich, wie nützlich sich jedesmal nach manchen Seiten hin die Zusammenstellung möglichst vieler gleichartiger Bildwerke erweist. Auch auf dem Gebiete der Vasenkunde dürfte solche Arbeit nicht blos für stilistische Zwecke, sondern auch sonst noch am Platze sein. Mag auch die archäologische Litteratur, wie Helbig sagt,[1] überreichlich mit dem sviluppo di erudizione mitologica gesegnet sein: mit der Interpretation ist sie trotzdem ebenso wenig fertig wie mit dem Stil.

In der auf diesen Vortrag folgenden Discussion äusserte Herr Prof. Dr. Bursian aus Jena Bedenken gegen den zweiten Theil der Schlie'schen Auseinandersetzungen. Wichtiger als der Ausdruck der Gesichter sei das Motiv der ganzen Composition und deshalb sei es unzulässig, den in beiden Vasengemälden mit Nachdruck in die Mitte der Composition gestellten Herakles zu einer Nebenperson herabzusetzen. Er erscheine in Wahrheit als θεὸς ἐκ μηχανῆς, um die Verschlingung der Handlung zu lösen und mit dieser Erklärung geschehe der Composition Genüge.

---

[1]) Bull. d. J. 1871 p. 96.

Den Bemerkungen über den Gesichtsausdruck schloss sich auch Herr Dr. Ziemssen aus Stargardt an, indem er daran erinnerte, auch O. Jahn habe davor gewarnt, dem Gesichtsausdruck der Figuren in Vasengemälden zu viel Gewicht beizulegen.

Darauf zeigte Herr Rector Dr. Müller aus Ploen seine (14) Bleimodelle römischer Krieger vor und erläuterte dieselben, bemerkend, dass sie mit der gedruckten Erklärung für 1 Thlr. 25 Gr. käuflich seien.

Herr Prof. Dr. Ernst Curtius aus Berlin legte im Anschluss an seinen in der ersten öffentlichen Sitzung gehaltenen Vortrag über Pergamon Pläne und Photographien vor, darunter solche von Grabreliefen mit Vorstellungen des Todtenmahles, in welchen über einem Vorhange die Köpfe von Pferden und Reitern erscheinen. Auch zeigte derselbe eine in der Grösse des Originals farbig ausgeführte Abbildung einer grossen Lekythos aus Athen vor, welche mit drei anderen in das Berliner Museum gekommen ist. Die Darstellung ist die einer Prothesis, bei welcher um das Lager eine Aehrenguirlande geschlungen zu sein scheint. Die Thatsächlichkeit einer solchen bezweifelte Herr Professor Dr. R. Schöne aus Halle, indem er sie für eine Verzierung des über das Lager gehängten Teppichs erklärte.

Herr Prof. Dr. Bursian legte einige Photographien von in Baden im Aargau gefundenen Bronzen vor, darstellend Priapus, Mercur und die Büste einer Frau, welche für Juno gehalten wurde, während der Vortragende sie als Diana erklärte, endlich eine fratzenhafte Figur mit einer abnehmbaren Federdecke versehen, erklärend, diese Figur sei als Apotropaeon verwendet worden.

In der

zweiten Sitzung am 24. Mai

hatte Herr Dr. Imhoof-Blumer aus Winterthur eine Auswahl von durch Schönheit und Seltenheit der Darstellung ausgezeichneten griechischen Münzen aus seiner reichen Sammlung zur Anschauung ausgelegt, zu deren Betrachtung der Vorsitzende einlud.

Derselbe lenkte sodann die Aufmerksamkeit der Versammlung auf eine Reihe von Federzeichnungen des Herrn Prof. Dr. Lachmann aus Zittau und vertheilte dieselben zur Betrachtung. Diese Zeichnungen stellen in Umrissen mit leichter Ausführung Scenen aus den Sophokleïschen Tragödien (je 2 aus jedem Stücke) dar und es wurde allgemein anerkannt, dass sie, an Schönheit und Adel der Composition, Verständniss und Wärme der Auffassung vielen ähnlichen Arbeiten überlegen, am meisten an Carsten'sche Zeichnungen erinnern. Herr Prof. Lachmann, welcher zu ihrer Erläuterung Einiges vortrug, hatte sie zur Stelle geschafft, um die Versammlung zu einer Meinungsäusserung darüber zu veranlassen, ob durch die Veröffentlichung dieser Zeichnungen dem Gymnasialunterricht ein geeignetes Anschauungsmaterial bei der Lectüre des Sophokles geboten werden könne. Die Versammlung erklärt auf die in diesem Sinne gestellte Frage des Vorsitzenden einstimmig, dass die Veröffentlichung durchaus wünschenswerth sei.

Herr Dr. Schillbach aus Potsdam trug die Ergebnisse einer an Ort und Stelle geführten Untersuchung über das Schlachtfeld von Cannae vor. Zur Veranschaulichung diente ein Plan und eine nach der Aufnahme des Vortragenden in Aquarell ausgeführte Ansicht des Schlachtfeldes. Dieses wird von Herrn Dr. Schillbach 7 ital. Miglien nördlich

von Canusium angesetzt, wo das Terrain zu beiden Seiten des Aufidus die Bedingungen erfüllt, unter denen die Schlachtberichte bei Polybios und Livius topographisch verständlich werden. Eine Diskussion, welche sich an die Einwendungen einiger Mitglieder knüpfte, konnte wegen der vorgerückten Zeit nicht zu Ende geführt werden.

Herr Dr. Carl Curtius aus Wesel besprach einige kürzlich von ihm gesehene Denkmäler aus Griechenland und Kleinasien, und legte vor 1) eine Zeichnung des Grabmonuments auf die bei Korinth und Chaironeia im Jahre 394 gefallenen attischen Reiter, welches vor 2 Jahren vor dem Dipylon im N. W. von H.-Trias gefunden ward. Es ist eine ungewöhnlich lange (2,20 Meter) und schön decorierte Giebelkrönung mit einer grossen Palmette in der Mitte, zwei Rosetten und zwei halben Palmetten als Ekakroterien und diente als Aufsatz auf den eigentlichen Grabstein oder auf eine Mauer, hinter der das Grab war. Aus der am unteren Rande befindlichen Inschrift, die bereits von U. Köhler behandelt ist,[1]) geht nicht mit Sicherheit hervor, ob es das von Pausanias (I, 29, 11) erwähnte öffentliche Grabmal oder ein Privatmonument der Ritter war. — 2) Eine Photographie der mittelalterlichen Burgruine (gen. Genuesenthurm), die sich bei der Einfahrt vom Pontos in den Bosporos auf der asiatichen Seite befindet. In derselben sind eine grosse Anzahl antiker Werksteine verbaut (Stücke von Architraven als Thorpfosten), welche wahrscheinlich von dem früher hier gelegenen Heiligthum des Ζεὺς Οὔριος[2]) stammen. — 3) Eine Photographie von einer Statuette der ephesischen Artemis aus Terracotta im Besitz des Herrn von Gonzenbach in Smyrna. — Ferner machte der Vortragende auf zwei Monumente im Peloponnes aufmerksam, zunächst auf eine sitzende Figur in streng archaischem Stil bei einem Kaffeehaus in der Nähe der Quelle Frankobrysis in Arkadien.[3]) Die Oberarme liegen steif an, die Beine sind ganz parallel und bis auf die Fussspitzen vom Gewand bedeckt. Da Kopf und Unterarme fehlen und die Formen der Brust durch das eng anliegende Gewand verdeckt sind und da von einer Inschrift am unteren Rande des Stuhles nur noch unleserliche Züge vorhanden sind, lässt sich Geschlecht und Bedeutung der alterthümlichen Figur nicht bestimmen. Am meisten erinnert sie an die Sitzbilder auf dem Wege von Milet nach Branchidai. — Das zweite Denkmal ist ein Votivrelief in Gytheion: Demeter sitzend mit Fackel oder Scepter und Aehrenkranz reicht die Hand der Kora, die mit Fackel und einem Modius auf dem Haupte vor ihr steht. Neben Demeter liegt Kerberos. Am rechten Rande steht eine männliche Figur mit Opferschaale und Stab, am linken eine weibliche mit Fruchtzweig und einem runden Gegenstand. Sämmtliche Figuren sind durch die Inschrift bezeichnet, die beiden Randfiguren durch die kleineren Proportionen als die Donatoren. Eine geflügelte Nike über dem Haupte der weiblichen Figur lässt an einen Sieg oder irgend eine Auszeichnung denken, die sich dieselbe vielleicht als Priesterin erwarb. — Zuletzt machte der Vortragende auf die Alterthümer der von ihm genauer durchforschten Insel Samos aufmerksam. Die Mauern der alten Stadt sind noch an vielen Stellen mit ihren Thürmen

---

[1]) In den Ber. der Berl. Ak. 1870 S. 272 f. Vgl. Kumanudes Ἀττικῆς ἐπιγραφαὶ ἐπιτύμβιοι No. 13. Ueber den Fundort s. C. Curtius, Arch. Ztg. N. F. IV S. 34 Taf. 42, 2.

[2]) Vgl. Ernst Curtius: ein Ausflug nach Kleinasien und Griechenland, in den Preuss. Jahrbüch. Band XXIX.

[3]) Ueber die Lage siehe E. Curtius Peloponnes I, 264. Taf. II.

und Thoren in ansehnlicher Höhe erhalten und geben, da sie aus verschiedener Zeit stammen, ein anschauliches Bild der antiken Befestigungskunst von der ältesten kyklopischen Bauart bis zum hellenischen Quaderbau. Von den drei berühmten Werken der Insel, die Herodot (III, 60) preist, Hafen, Heraion und Wasserleitung wurde namentlich die letztere, der sog. Tunnel des Eupalinos, besprochen und eine Skizze des dazu gehörigen Wasserreservoirs im Norden des Burgberges vorgelegt, welches von dem Franzosen Guérin[1]) unter dem Boden einer Capelle und in der Nähe eines Baches, der dasselbe speist, aufgefunden ist. Es ist ein ausgemauertes, überdecktes Bassin, dessen Decke von Pfeilern getragen wird, ähnlich einer Cisterne bei Pleuron in Aetolien.[2]) Von dem Bassin führt ein schmaler unterirdischer Graben das Wasser in südlicher Richtung dem Burgberg zu. Der eigentliche Tunnel durch diesen und namentlich die Oeffnung desselben an der Südseite über der Stadt sind noch nicht aufgefunden. — Von Interesse ist endlich eine grosse Inschrift von 75 Zeilen, die eine Rechnungsablage der Schatzmeister der Hera über eine grosse Anzahl von Weihgeschenken enthält. Unter dem „κόcμοc τῆc θεοῦ“ befinden sich lydische Gewänder von verschiedener Farbe (κίθωνες Λύδιοι ἔξαστιν λευκὴν, ὑακινθινὴν, ἀμοργινὴν ἔχοντες, χρυσῷ πεποικιλμένοι), Kopfbinden (σφενδόναι), Schleier (κρήδεμνα), Vorhänge (παραπετάσματα), Schwerter, eherne Schilde, Schaalen u. s. w. Doch stammt die Urkunde nicht von den einheimischen Behörden, sondern von den attischen Kleruchen die in den nächsten Jahren nach der Einnahme von Samos durch Timotheos (365 v. Chr.) dorthin abgeschickt waren.[3]) Dieselben hatten auch hier, wie die Inschrift zeigt, ihr eigenes nach attischem Vorbilde geordnetes Gemeinwesen mit besonderen Archonten, zehn ταμίαι, einer βουλή, einem ἐπιψηφίζων und συμπρόεδροι. Die Schatzmeister der Göttin aus dem Jahre, wo Peisileos in Samos, Archias in Athen Archon war (346/45 v. Chr.) übernehmen vor versammelter βουλὴ ἐν Ἡραίῳ das Inventar von den Schatzmeistern des vorigen Jahres. Der Text dieser wichtigen Urkunde wird alsbald mit einer Beschreibung von Samos und seinen Denkmälern von dem Vortragenden veröffentlicht werden.

Zwei weiter angemeldete Vorträge konnten nicht mehr gehalten werden und auch die Discussion über von Herrn Prof. Dr. Wolff aus Berlin eingereichte Thesen musste auf die folgende Versammlung verschoben werden.

Dritte Sitzung am 25. Mai.

Nach Eröffnung der Versammlung schlägt der Vorsitzende die Wahl des Vorsitzenden der archaeologischen Sektion der 29., im Jahre 1873 nach Innsbruck zu berufenden Philologen-Versammlung vor. Gewählt wurde Herr Professor Dr. Wildauer in Innsbruck.

Sodann begründete Herr Professor Dr. Wolff aus Berlin die von ihm eingereichten Thesen, welche auf die Beschaffung billiger aber guter Publicationen für den archaeologischen Unterricht abzielen. Der Redner verwies auf die Anwendung der Photographie und

[1]) Guérin, description de l'île de Patmos et de l'île de Samos. Paris 1856, p. 305.

[2]) Bursian, Geogr. von Griechenl. I. 130.

[3]) Ueber die Zeitt. s. Vischer im Rhein. Mus. XXII. 320.

wünschte eine Sammlung photographischer Abbildungen antiker Kunstwerke von mässiger Grösse hergestellt zu sehen, welche mit einem lexicalisch anzulegenden Index wesentlich antiquarischen Inhaltes auszustatten sei. Das Wünschenswerthe einer solchen Sammlung wurde allgemein anerkannt, doch war man nach einigen Bemerkungen des Vorsitzenden ebenso allgemein der Ansicht, dass dieselbe lediglich als buchhändlerisches Unternehmen und unter Leitung eines Gelehrten zu Stande gebracht werden könne, dass die Versammlung aber nicht in der Lage sei, ein solches Unternehmen weder zu leiten noch unmittelbar zu fördern.

Der in der ersten Sitzung angekündigte Vortrag des Herrn Dr. Weber aus Berlin konnte nicht mehr gehalten werden.

Verhandlungen der deutsch-romanischen Sektion.

Als Mitglieder hatten sich eingezeichnet:

1. Th. Creizenach aus Frankfurt am Main.
2. Fr. Koch, Prof. aus Eisenach.
3. Bernhard Döring, Gymnasiallehrer aus Leipzig.
4. P. Paulsieck, Realschuldirector aus Magdeburg.
5. G. Diestel, Professor in Dresden.
6. Dr. Pasch, Prof. aus Altenburg.
7. Dr. Schoenbach aus Wien.
8. Dr. Opitz aus Naumburg a. S.
9. Dr. Lehmann aus Wernigerode.
10. Karl Bartsch, Prof. aus Heidelberg.
11. Dr. Eugen Labes aus Rostock.
12. Fr. C. Hermann aus Berlin.
13. Karl Lucae, Prof. aus Marburg.
14. R. Rodenwaldt aus Berlin.
15. Fr. Boelcke, aus Berlin.
16. Ed. Habich aus Boston.
17. Dr. Mahn aus Berlin.
18. C. H. Metger aus Flensburg.
19. Dr. F. Goldmann aus Halle.
20. Fr. Schubring aus Berlin.
21. Prof. Dr. Michaelis, Berlin.
22. Prof. Weissenborn aus Erfurt.
23. Dr. W. Lauer, Wetzlar.
24. Prof. Dr. Witzschel aus Eisenach.
25. Dr. Otto Knauer aus Leipzig.
26. Reinhold Quaas aus Zwickau.
27. E. Förstemann aus Dresden.
28. Dr. Ernst Wülcker, Frankfurt a. M.
29. Dr. F. Imelmann aus Berlin.
30. Dr. Hugo Meyer aus Bremen.
31. Prof. Lamprecht aus Chemnitz.
32. Dr. Georg Röpe, Hamburg.
33. Dr. Arthur Köhler aus Dresden.
34. Prof. Wörner aus Meissen.
35. Prof. Dr. E. Sievers aus Jena.
36. Dr. Gustav Körting aus Dresden.
37. Dr. Theodor von Hagen aus Mühlhausen in Th.
38. Dr. H. Heller aus Berlin.
39. Gustav Timm aus Rostock.
40. Dr. Blasendorff aus Stargard i. Pm.
41. Wilh. Mankel aus Hanau.
42. Dr. H. Palm, Professor aus Breslau.
43. G. Voigt, Prof. in Leipzig.
44. Dr. Carl Schröder in Leipzig.
45. Dr. F. Bobertag aus Breslau.
46. Dr. Ernst Koch, Oberlehrer aus Grimma.
47. Dr. Hanncke aus Colberg.
48. Dr. Edv. Lidforss, Prof. aus Lund.
49. Dr. H. Dunger aus Dresden.
50. Oberlehrer Steinbrück aus Colberg.
51. R. Neumann, cand. philol. aus Halle.
52. Dr. R. Hügel aus Leipzig.
53. Albert Richter aus Leipzig.
54. Thd. Möbius aus Leipzig, Prof. in Kiel.
55. W. Creizenach, stud. philol. in Leipzig.
56. A. Leskien, Prof. in Leipzig.
57. W. Clemm, Prof. aus Giessen.
58. Dr. Ludwig Rockinger, Reichsarchivassessor und Akademiker aus München.
59. Dr. Schwenke aus Schleiz.
60. Dr. Kaufmann aus Göttingen.
61. Georg Berlit aus Hersfeld.
62. Dr. Hermann Paul aus Jena.
63. Dr. Leist aus Magdeburg.
64. Dr. W. Braune in Leipzig.
65. Dr. Ignaz Harczyk aus Berlin.
66. Dr. A. Kolbe, Oberlehrer aus Stettin.
67. W. Wilmanns aus Berlin.
68. Dr. K. J. Schröer aus Wien.
69. Th. Imme, stud. philol.
70. Dr. Angermann, Oberlehrer aus Meissen.
71. Dr. Steinmeyer aus Berlin.
72. Dr. Fr. Zarncke aus Leipzig.
73. Dr. Zöllner aus Dresden.
74. Ignaz Peters aus Leitmeritz.
75. K. Zacher aus Halle.
76. Alexander Reifferscheid aus Bonn.
77. Dr. Schreyer, Pforta.
78. Dr. Müller aus Pforta.
79. Prof. Dr. Gröber, aus Zürich.
80. F. Vogt, stud. phil. in Leipzig.
81. Dr. Franke aus Celle.
82. Dr. Apels aus Weimar.
83. Dr. Kerber aus Rathenow.
84. H. Lemcke aus Stettin.
85. Johannes Schmidt aus Bonn.
86. R. Hildebrand, Prof. in Leipzig.
87. Dr. Lasson, Oberlehrer in Berlin.
88. Ebert, Prof. in Leipzig.
89. Dr. Theodor Gelbe aus Döbeln.
90. A. Lübben, Dr., aus Oldenburg.
91. Dr. O. Jänicke, Oberlehrer aus Berlin.
92. Dr. Ad. Brecher, Oberlehrer aus Berlin.
93. Dr. Ludw. F. A. Wimmer aus Kopenhagen.
94. Dr. Reinhold Köhler, Bibliothekar aus Weimar.
95. Dr. Friedr. Lippold aus Zwickau.
96. Dr. Karl Hildebrand in Leipzig.
97. Dr. Friedrich Heussner, Gymnasiallehrer in Cassel.
98. Hübner, Cand. phil. aus Klein-Helmsdorf.

99. Schmolling, Gymnasiallehrer aus Stargard i. Po.
100. Dr. B. Förster aus Berlin.
101. Prof. Kindscher aus Zerbst.
102. Dr. Neumann, Oberlehrer aus Pyritz.
103. W. Schaumberg, st. phil. in Leipzig.
104. E. Wilken, Dr. phil. aus Göttingen.
105. Felix Liebrecht, Prof. aus Lüttich.
106. Friedberg, Prof. aus Leipzig.
107. Prof. Kluge aus Altenburg.
108. Dr. Redlich aus Hamburg.
109. Carl Schorbach, stud. phil. aus Cassel.
110. Edmund Venediger, cand. phil. aus Halle.
111. Hugo Schuchardt aus Leipzig.
112. G. Lohe, Reallehrer aus Halle a. S.
113. O. Rebling, Dr., Gymnasiallehrer in Kiel.
114. Dietze, Dr., Gymnasiallehrer aus Wittenberg.

I. Sitzung der deutsch-romanischen Sektion.
Mittwoch, den 22. Mai.

12½ Uhr. Nach Schluss der allgemeinen Sitzung constituiert sich die Sektion unter dem Vorsitz des in Kiel gewählten Präsidenten, Prof. Dr. Fr. Zarncke. Der Vorsitzende begrüsst die Sektion in einer kurzen Ansprache, in der er der seit der letzten Versammlung verstorbenen Fachgenossen gedenkt. — Zu Vicepräsidenten werden gewählt Prof. Dr. A. Ebert und Prof. Dr. R. Hildebrand, zu Schriftführern Prof. Dr. E. Sievers aus Jena, Dr. Fr. Lippold aus Zwickau, Dr. W. Braune und Dr. K. Hildebrand aus Leipzig. Die Einzeichnung in das Album der Sektion ergibt 114 Mitglieder als anwesend.

An Begrüssungsschriften waren eingegangen:

Th. Möbius, über die altnord. Sprache.

F. W. Bergmann, sprachliche Studien, IV. Serie.

Dr. Bobertag, über Wieland's Romane; Progr.

Hierauf theilt der Vorsitzende mit, dass Prof. Dr. Böhmer aus Halle verhindert sei, den für die erste Sektionssitzung angekündigten Vortrag „Ueber die Echtheit der Chronik des Dino Compagni“ zu halten. — Mittheilung der Tagesordnung für die nächste Sitzung; an Stelle des an dem Halten des von ihm angekündigten Vortrags „Ueber den Weinschwelg und die Quelle der Tristansage“ behinderten Prof. Dr. F. Liebrecht aus Lüttich wird der Prof. Dr. Creizenach aus Frankfurt a. M. mit einem Vortrage „Ueber den Ursprung des Gaudeamus“ eintreten.

(Schluss der Sitzung 1½ Uhr.)

II. Sitzung der deutsch-romanischen Sektion.
Donnerstag, den 23. Mai.

8¼ Uhr. Der Vorsitzende ertheilt dem Prof. Dr. A. Leskien das Wort zu dem von ihm angekündigten Vortrag „Vergleichung der Auslautsgesetze des Litauischen, Slavischen und Deutschen.“ Als Resultate der Untersuchung ergaben sich dem Redner:

1. *t* und *d* schwanden zuerst, wahrscheinlich schon in slavo-deutscher Periode; desgleichen das *s* im nom sg. der *n*- und *r*-Stämme, sowie das *-s* der 1. pers. pl.

2. gingen die Nasale nach kurzem Vocal verloren. In diese Periode fällt das Wirken des vocalischen Auslautsgesetzes.

3. Nasal + ā wird zu einem Nasalvokal, später zu einfacher Länge; nach *ū* und Diphthongen bleibt das *n* erhalten. Scheinbare Ausnahmen des vocalischen Auslautsgesetzes, die sich aus der angeführten Entwickelung des consonantischen Auslautsgesetzes ergeben, werden durch andere Erklärungen entfernt; so ist mit Scherer der dat. sg. *gibai* auf *gibā-ja = lit. loc. *mergojè*, imp. *nasei* auf *nasija* statt auf **nasja* zurückzuführen: der nom. pl. *blindai* erklärt sich durch Anlehnung an das pron. *tai*.

Es folgt darauf der Vortrag des Prof. Dr. K. J. Schröer aus Wien „Ueber die deutschen Sporaden in den nichtdeutschen Ländern der österreichisch-ungarischen Monarchie und ihre Bedeutung."

Wenn das Wort üblich wäre, könnte statt die deutschen Sporaden in den nichtdeutschen Ländern wohl treffender gesagt werden die deutschen Elsassen. Elsasse und *elisâzo* ist *incola peregrinus*, das Elsass, von Alemannen erobertes und besetztes Land, hiess *Elisâzonô lant*, nämlich der auf erobertem Fremdland sitzenden Alemannen. Erst vor zwei Jahrhunderten ist es wieder zur Fremde, zum *elilenti* geworden, in Zeiten allgemeinen deutschen Elends. — Diese Zeiten sind vorbei, der deutsche Name ist wieder zu Ehren gekommen und der Glanz, der von ihm ausgeht, dringt bis zu jenen *incolis peregrinis in exteris regionibus*, jenen wahren Elsassen, deren namentlich unser österreich-ungarisches Reich so viele zählt.

Indem die Sprachenkarte von Oesterreich uns das deutsche Element im Westen und am Nordwestrande, angeschlossen an deutsche Nachbarländer, als festes zusammenhängendes Ganze zeigt, gewahren wir den deutschen Sprachstamm in kleineren und grösseren Sprachinseln eingesprengt in allen Theilen der Monarchie. Keine andere Nationalität ist in der Art in den Gebieten der anderen Völkerstämme ausgestreut; keine ist in der Weise in den Kern des deutschen Gebietes eingedrungen. Diese beiden Thatsachen sind höchst bedeutsam. Ihr Hervortreten in so auffälliger Weise schliesst jeden Zufall aus, es enthüllt eine hier waltende geschichtliche Nothwendigkeit, die Beachtung verdient.

Nach Aufzählung der bedeutenderen Sprachinseln im czechischen, polnischen, slovakischen, walachischen, serbischen, madjarischen, slovenischen und italienischen Sprachgebiet wird hervorgehoben, dass diese Sporaden doch meist zu gross sind, als dass man für ihren Fortbestand fürchten müsste. Die kleinsten seien die in Welschtirol, die allerdings gefährdet seien, wenn man ihnen nicht zu Hilfe komme. Gemeinden von 600 Seelen, wie Lusaro und kleinere noch, in Welschtirol zerstreut, sind nicht gross genug, um eine Welt für sich zu bilden. Was anderes ist es mit deutschen Sprachinseln von 10, 20, 50, 100, 200, 300 Tausend Seelen, und solche zählt namentlich Ungarn viele; diese werden nicht untergehen! — Nach der Zählung von 1857 zählt Ungarn 1,506,748 Deutsche, Elsass-Lothringen 1,359,158, um 147,590 weniger als Ungarn. Die auf dem neuen Reichsboden sind freilich in glücklicherer Lage, als jene. Von den bedeutenden deutschen Sprachinseln in Ungarn hat nicht Eine eine deutsche Bürgerschule, ein deutsches Gymnasium! Indem die 200 Tausend Siebenbürger Sachsen noch sechs deutsche Gymnasien haben, hat Ungarn für alle seine Deutschen nicht Eines! Der Deutsche, der nach Bildung strebt, muss madjarisch lernen, um an einem madjarischen

Gymnasium sich auszubilden; damit ist das Heloteuthum des Deutschen in Ungarn ausgesprochen! —

Nach diesem Ueberblick wurden nur diejenigen Sprachinseln noch des näheren besprochen, die Schr. aus eigener Anschauung kennt; es sind zugleich die am wenigsten bekannten. Indem bei den Siebenbürger Sachsen rüstige Forscher und Sammler thätig sind, so dass wir werthvolle Sammlungen ihrer Märchen, Volkslieder, Sagen, Sitten, Gebräuche, sowie Sprachproben und Idiotiken besitzen, ist über die deutschen Sporaden in Ungarn und Krain nur wenig bekannt.

Die grösste deutsche Sprachinsel Ungarns ist wohl die an der Grenze von Oesterreich und Steiermark sich hinziehende, die sich von Presburg bis St. Gotthard ausdehnt; eigentlich keine Insel, da sie wesentlich an deutsches Gebiet angrenzt. Sie umfasst die Städte: Presburg, Wieselburg, Ungarisch-Altenburg, Eisenstadt, Rust, Oedenburg, Güns, Steinamanger, St. Gotthard. Ihre Bewohner zerfallen in sogenannte Nienzen, westlich vom Neusiedlersee, und sogenannte Heidebauern, an dessen östlicher Seite.

Die ersteren sind wohl nach Zerstörung des Avarenreiches unter Karl dem Grossen, gegen Ende des 8. Jahrhunderts, hundert Jahre vor Einwanderung der Madjaren, in's Land gekommen und sind mit den benachbarten Oesterreichern und Steirern Eines Stammes, im Ganzen Markomannen mit einem Beigemisch von sächsischem und fränkischem Element, s. Büdinger, österr. Gesch. S. 160. Weinhold bair. Gr. 3. 8.

Die Heidebauern sind erst, seit 1620 etwa, als vertriebene Protestanten aus Oesterreich und der Steiermark gekommen, s. Schröers Deutsche Weihnachtssp. aus Ungarn S. 4. 6; also auch Baiern. Beide Elemente, Nienzen und Heidebauern, unterscheiden sich in kleinen Abweichungen der Sprache, die, in Presburg nebeneinander auftretend, als katholisches und protestantisches Deutsch zur Geltung kommen. S. darüber Schröers Mittheilungen bei Frommann 5. Bd. S. 501—504. Von der Sprache der Nienzen hat Schröer ein Wörterbuch mitgetheilt in Frommanns Zeitschr. 6, 21—23. 129—185. 330—348.

Merkwürdig sind die letzten Reste eines alterthümlichen, volksmässigen Schauspiels bei den Heidebauern, die in Schröers Büchlein Deutsche Weihnachtsspiele aus Ungarn (Braumüller 1858) geschildert sind. Costüm, Vortragsweise und der gut erhaltene Text in vierhebigen Reimpaaren sind bei Weitem alterthümlicher und ursprünglicher als die von Oberammergau. Diese Spiele sind aber auch merkwürdig durch ihre Geschichte.

In Oberösterreich war im 16. Iahrh. noch, zugleich mit dem Protestantismus, das Meistersingerwesen aufgekommen, das mit der Vertreibung der Prostestanten um 1620 auch mit erstickt wurde. Meistersingerschulen haben die Spiele cultiviert, und in denselben hat sich ein echt volksmässiges Element der Volksdichtung mit dem steifen Wesen des Meistersanges wunderbar vermählt. Wir wüssten wenig davon, wenn durch die nach Ungarn ausgewanderten Protestanten diese Spiele — namentlich ein Paradeisspiel, ein Weihnachtsspiel und ein Fastnachtsspiel — nicht bis in unsere Tage erhalten wären. Eine erste Aufführung der Spiele auf ungarischem Boden lässt sich aus dem Jahre 1652 nachweisen. — Sie organisieren sich zeitweilig heute noch zu einer Singschule, begrüssen sich als Meistersinger und unterwerfen sich meistersingerlichen Gesetzen. In einem dieser Spiele ist nahezu die Hälfte der Verse von Hans Sachs. Dabei sind aber alte echte

Volkslieder eingeflochten und die merkwürdige Sitte der Rätselfragen, mit denen eine Spielgesellschaft der andern das Recht zu spielen streitig macht, bei ihren Auszügen, hat ebenso uralt volksmässigen Charakter. In einem Aufsatze „Meistersinger in Oesterreich“ wird demnächst in der Germania eine weitere Mittheilung hierüber erscheinen.

Indem nun diese an deutsches Gebiet anstossenden Deutschen Ungarns bairischer Zunge weniger von dem Reize des Rätsels umgeben sind, so ist diess doch im hohen Grade der Fall bei den Deutschen des ungrischen Berglandes, die bisher unter dem Namen der Zipser, Gründner, Handerburzen, Krickerhäuer, Deutsch-Probener und Pilsner bekannt waren, indem man von ihrer Sprache und Abstammung die verschiedenartigsten Angaben lesen konnte, wie z. B. dass sie „gepidisch“, „reines gotisch“, „alemannisch“, „niederdeutsch“, „mittelhochdeutsch“ sprechen; ihren Zusammenhang unter einander hatte man kaum wahrgenommen. — Eingehende Untersuchungen ergaben nun: dass sie alle Einen Dialekt sprechen, der zwar durch besondere Eigenheiten in den Lauten und im Wortschatze in verschiedene Mundarten zerfällt, die aber unter einander so vieles Gemeinsame haben, dass sie keine einer anderen Mundart so nahe stehen als gegenseitig untereinander. Dieses Zusammenhanges, der auch aus den herrschenden Familiennamen ersichtlich ist, sind sie sich wohl bewusst. Ein weiterer Zusammenhang ist aber auch nach der Mundart nachweisbar mit den Siebenbürger Sachsen. Wenn ganz auffallende Ausdrücke des siebenbürgischen Dialekts, die weder bei den Deutschen in Ungarn, noch sonst in einer deutschen Mundart üblich sind, gerade bei jenen deutschen Sporaden des ungrischen Berglandes gleichfalls vorkommen, so kann dies wohl als Beweis für einen engern Zusammenhang gelten. Von solchen Ausdrücken hebe ich nur hervor: bedrehen, sich: Platz haben; ertag m. Ackermass, so viel man in einem Tag ackern (eren) kann; kondlich, konklich m. ein Gebäck; læwent, læwert n. eine Suppe; matzen küssen u. dgl. m. Eine Menge von Wörtern, die beiden Dialekten gemeinsam eigen sind, weisen an den Niederrhein und in das Niederländische (dürpel m. Schwelle; Sêfe f. Bächlein; der Hundsrück Bergname u. v. a.). — Dieser aus der Mundart sich ergebende Zusammenhang, sowie die Uebereinstimmung mit der fränkischen Mundart des Niederrheins und der der Niederlande stimmen zu den ältesten Sagen und Urkunden über die Einwanderung der Siebenbürger Sachsen, der Zipser und der Bewohner der ungrischen Bergstädte, so dass dadurch als historische Thatsache ausgesprochen werden kann, was bisher nur eine Vermuthung war. Der Hauptstamm der siebenbürgisch-sächsischen Einwanderer, Flandrenses et Teutonici, später Saxones septem sedium genannt, wanderte ein aus den Niederlanden (Flandrenses) und vom benachbarten Niederrhein (Teutonici) um die Mitte des 12. Jahrhunderts unter Geisa II. Teutsch und Firnhaber, Siebenb. Urkundenbuch I, 3. 4. Fejér cod. dipl. II., 250. 333. Die ungrischen Bergstädte und die Zipser Städte sollen nun gleichfalls unter Geisa II. gegründet sein; nach einer alten, wenn auch nicht gleichzeitigen Nachricht seien die Siebenbürger 1141, jene zwei Jahre später 1143 gekommen. Dadurch erscheinen die ungrischen Einwanderer als ein Nachschub jener Flandrenses et Teutonici, s. Czörnig, Ethnographie der österr. Monarchie II, 207. 212. 224. Das siebenbürgische Burzenland ist im Jahre 1211 bekanntlich (bei P. von Dusburg terra Wurza, bei Jeroschin 153: ein gebît in Ungirlande Wurzâ) den Cruciferis de hospitali St. Mariae verliehen, und spätere Zuwanderungen aus verschiedenen Gegenden Deutschlands, namentlich nach dem Tatareneinfall, haben unzweifelhaft vielfach stattgefunden.

Diese späteren Zuwanderungen haben mundartliche Verschiedenheiten herbeigeführt, namentlich zwischen den Siebenbürgern und denen im ungrischen Bergland. Bei letzteren ist der vorwaltend niederrheinische Charakter der Laute, wie er noch im Siebenbürgischen getroffen wird, fast ganz geschwunden und die Sprache hat sich den mitteldeutschen Dialekten Schlesiens und Thüringens genähert.[1]) — Es ist an einzelnen Ausdrücken nachweisbar, woher eine oder die andere Zuwanderung gekommen ist, wenn unter den Häudörfern z. B. ausnahmsweise einige das Kirchweihfest, nicht wie die andern nl. Kerms, Kirms nennen, sondern mittelfränkisch Kirbe oder gar österreichisch-bairisch Kirtag.

Die Deutschen des ungrischen Berglandes zerfallen in die Zipser, Gründner (deren Hauptorte Bergbau treiben) und Häudörfler. Die letzteren sind von den Reichsstädten aus gegründet und zwar im 14. Jahrhundert. Sie bewohnen meist unwirthliche Gegenden in Wald und Fels, in die die umwohnenden Slovaken einzudringen nicht Lust hatten. — Die Gesammtzahl der Deutschen des ungrischen Berglandes lässt sich auf 100 Tausend berechnen; davon 50 Tausend Zipser, 35 Tausend Häudörfler, 16 Tausend Gründner und Bergstädter ausserhalb der Zips.[2])

In der Zips und in den Gründen sind nicht selten mundartliche Dichtungen, die auch als Sprachproben nicht ohne Werth sind. In den weiter unten zu nennenden Schriften Schröers finden sich deren einige, auch von grösserem Umfang, abgedruckt. Hervorzuheben ist der mundartliche Dichter Ernst Lindner, von dem viele fliegende Blätter gedruckt im Umlauf sind, denen wirklich poetischer Werth nicht abzusprechen ist.

Anziehender für den Sprachforscher und Literaturhistoriker noch als die Zipser und Gründner sind die Häudörfler, bei denen die Sprache, von der Schriftsprache weniger beeinflusst, in ursprünglicher Eigenthümlichkeit erhalten ist und die Volksdichtung noch manches Beachtenswerthe bietet.

Ein Kremnitzer Weihnachtsspiel theilt Schröer mit Weimar. Jahrb. 3, S. 391 bis 419; Krickenhäuer Dreikönigslied in dem Büchlein „Deutsche Weihnachtsspiele in Ungarn. Balladen und Lieder, der Text zur Darstellung des Kampfes zwischen dem Sommer und Winter u. dgl. stehen in Schröers Wörterbuch der Mundarten des ungrischen Reichs, im Nachtrag dazu S. 47 und in „Darstellung der Mundarten des ungrischen

---

[1]) Dabei ist aber selbst vom Flandrischen noch immer ein Rest erkennbar, wenn z. B., wie Borchgrafe jüngst hervorgehoben, eine grosse Zahl von nl. Wörtern gebraucht wird, die nur zum Theil durch eine geringe Veränderung der Aussprache modificiert erscheinen, wie boven oben, poes Katze, trekken ziehen, druischen rauschen, driesch Neuland, dorpel (dürpel) Schwelle, toetsen stossen, grep, greppel Furche, Graben, groejen (grunen) wachsen, Kobes Jacob, killen frieren, kermis Kirchweihe, kern, kernen Butter, buttern, klaver Klee, klappen klatschen, klam feucht, klompig kugelartig, knagen nagen, knabbeln kauen, kryschen schreien, kracht Kraft in krachtmel, krachmel in der Zips, (daher poln. russ. Krochmal), korst Kruste, magteloos ohnmächtig, kwaad schlimm, slibberen glitschen, snüffelen beriechen, bezwyken ermatten, ohnmächtig werden, in der Zips: beschweigen u. dgl. m.

[2]) Wenn in Dobschau 5000, in Kremnitz 5000, in Ober- und Untermetzenseifen 6000, in Kaschau 10,000 Deutsche angenommen werden (und diese Ziffern sind nicht zu hoch gegriffen), wobei Schemnitz, Neusol ganz wegbleiben, da dort die Zahl der Deutschen schwer zu bestimmen ist, so sind dies schon 26 Tausend! —

Berglandes[1]). In diesen Schriften und dazu noch in: „Die Laute der deutschen Mundarten des ungrischen Berglandes. Wien 1864“ findet sich alles oben gesagte ausführlicher dargelegt.

Eigenthümlich sind die improvisierten Todtenklagen oder Beklagungen der Häudörfler, von denen a. a. O. S. 180f. einige mitgetheilt sind.

Von älteren Sprachdenkmalen ist hier nur wenig mitzutheilen; das Schemnitzer Stadt- und Bergrecht, die Zipser Willekür (1312), einige deutsche Urkunden und Chroniken waren alles, was benutzt werden konnte. Die siebenbürgischen älteren Sprachdenkmale hat Schröer besprochen Germania 9, 474—482. Doch ist auch der Werth älterer Vocabularien für die Geschichte der Mundarten hervorzuheben; Schröer hat deren 3 benutzt.

Von den übrigen deutschen Sprachinseln Ungarns ist noch zu bemerken, dass die in und um Ofen-Pest zum bairischen Sprachstamme zu zählen ist. Ein älteres Sprachdenkmal von da ist das Ofner Stadtrecht (1244—1421). Die grossen Sprachinseln im Süden, im Banat, in Tolna, Baranya sind Nachkommen der Einwanderer des vorigen Jahrhunderts, man nennt sie Schwaben, sie sprechen verschiedenartig gefärbte Mundarten, z. B. die in Baranya ganz deutlich den kurhessischen Dialekt von Fulda, also nicht „schwäbisch.“

Waren durch die genannten Mittheilungen die Deutschen des ungr. Berglandes nun in helleres Licht gestellt (s. darüber Rückert in der Zeitschr. f. deutsche Philologie 3, 181 ff.), so blieb von deutschen Sporaden der Monarchie noch Eine übrig, die bisher als ein ungelöstes Räthsel erschienen ist: die deutsche Sprachinsel von Gottschee, das Herzogthum Gottschee in Krain. — Caspar Zeuss in: „Die Deutschen und ihre Nachbarstämme“ erklärte die Gottscheewer für Nachkommen der Vandalen, die in Pannonien zurückgeblieben waren, als Godegisel westwärts zog; die Stadt Γουτζησκά bei Const. Porph. sei Gottschee, der im Jahre 818. 819 an der Kulpa erscheinende „populus Goduscanorum“ bei Einhard sei das Volk der Gottscheewer.

Ein Besuch des Ländchens, den Schröer 1867 unternommen und ein Aufenthalt von 4 Wochen daselbst, brachte näheren Aufschluss. — Schröer hat darüber berichtet in seinem Wörterb. der Mundart von Gottschee. Wien, K. Gerold's Sohn 1870.[2]) Gottschee, 12 Stunden südöstlich von Laibach im Gebirge gelegen, ist ein Ländchen mit 25,916 Einwohnern, davon fallen 1460 auf die Hauptstadt Gottschee, die übrigen bewohnen 220 Ortschaften. Es überrascht daselbst zunächst der Anblick der Frauen durch ihre alterthümliche Tracht, deren Hauptbestandtheil eine weisse, bis zu den Knieen gehende, ermellose Tuchjoppe ist. Den Kopf deckt ein weisses Tuch, rothe Strümpfe und ein rother Gürtel vollenden den Anzug. Die ermellosen Joppen mahnen an die Armalausi der peutingerschen Tafel, zwischen Markomannen und Alemannen. Weisse Tuchjoppen trägt man noch zwischen Laibach und Ammer, vielleicht an derselben Stelle. — Die Männer, die ohne Ausnahme den grössten Theil des Jahres in der Fremde herumziehen, um durch Handel etwas zu erwerben, da der Boden zu wenig Nahrung bietet, haben keine eigenthümliche Volkstracht mehr. Nur die Hirten sieht man noch zuweilen gekleidet mit einer Schwabenmütze, einem Bastmantel und Holzschuhen („Knospen“).

---

[1]) Sitzungsberichte der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften. 1858, Bd. 25, 27. 1859, Bd. 31. 1864, Bd. 44, 45.

[2]) Aus den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akademie. 1868, Bd. 60. 1870, Bd. 65.

Die Annahme von Zeuss ist unhaltbar. Guczìska, jetzt Otochaz, liegt weit südlich von der Kulpa. Die Goduscaner wohnten, wie aus Einhard ersichtlich, gleichfalls südlich der Kulpa. Die Stadt Gottschee liegt weit nördlich derselben, das Ländchen reicht mit dem südlichen Ende nicht einmal ganz bis an diesen Fluss. — Eine Urkunde von 1363 bezeugt nun vollends, dass das Ländchen erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts sich bevölkerte, ja bis dahin als eine „inhabilitabilis regio“ gegolten habe; ganz wie jene Häue im ungrischen Bergland, die zur selben Zeit bevölkert wurden, die überhaupt zu Gottschee in vielfacher, noch unaufgeklärter Beziehung stehen.

Es fragt sich nun, welches Stammes die Gottscheewer sind? Namen wie Renkeli, Singeli, Kesele, Chrise, die daselbst noch im 17. Jahrhundert vorkamen, sehen wohl alemannisch aus; auch historisch sind Beziehungen sowohl zu alemannischen als auch zu fränkischen Gegenden, gerade zur Zeit der Ansiedelung, insofern nachweisbar, als die damalige Grundherrschaft, die Familie der Ortenburger, deren einer um 1360 mit Margarethe von Teck vermählt war, zu fränkischen und alemannischen Gebieten in Beziehung standen. Unleugbar ist auch, dass ein grosser Theil der Spracheigenheiten von Gottschee kärntisch ist. Bei alledem hat im Grossen und Ganzen das Gottscheewische etwas ganz Eignes, das es vom Kärntischen und von jeder markomannischen Mundart scharf unterscheidet, ohne dass man es fränkisch oder alemannisch nennen könnte. Hieher gehört der Gebrauch des Genetiv, des einfachen Präteritum, der völlige Mangel der Dualsform, die Vorliebe für die Vorsilbe ge- (vor Substant., Adject. u. Verb. geracht für recht, geliecht f. licht, gedanke f. denk, link; grüessel Rüssel; gummachten ohnmächtig werden) u. a. m. Dazu die Eigenheiten der Laute: Verwandlung des s in tönendes sch (ş), des f in w, des w in b, des l in u; des ë in a, des e (ä) in ö, des mhd. ei in oi. Das Alles ist aus dem Kärntischen nicht zu erklären, aber auch aus dem Slovenischen nicht, wie im Wörterbuch der Mundart von Gottschee S. 20ff. bewiesen ist. Alle diese Eigenheiten finden aber ihre Analogie in der Sprache der Deutschen auf welschem Gebiete, bei den VII. und XIII. Comuni, bei den Deutschen am Monterosa und bei denen in Lozarn. Man könnte die Mundarten all dieser deutschen Sporaden zusammenfassend den deutschlombardischen Dialekt nennen. Nicht als ob damit die Annahme Steubs, dass in den Bergen sich Nachkommen der Langobarden deutsch erhalten hätten, die in diesen Sporaden fortlebten, als erwiesen angenommen werden sollte; es bleibe dahin gestellt, ob alte Langobarden, etwa verstärkt durch spätere Burgunden, Franken und Alemannen, zu einem eigenthümlichen Stamme zusammengeschmolzen, in diesen Deutschen fortleben. Es soll mit der Annahme eines deutschlombardischen Dialekts nur hervorgehoben werden: dass ein Zusammenhang zwischen allen diesen Deutschen, soweit sie räumlich von einander getrennt sind, vom Monterosa bis Gottschee in der Sprache zu erkennen ist. Das ihnen Gemeinsame ist nur zum geringern Theil auf Einflüsse des Italienischen zurückzuführen, wie der Wegfall des n oder der Zusatz eines es im Anlaut, Erscheinungen die schon im Altlangobardischen nachweisbar sind.

Es ist schon im Wörterbuch der deutschen Mundarten des ungr. Berglandes S. 19ff. hingewiesen auf Eigenheiten des Pseudocimbrischen, die man sonst als Kennzeichen des Mitteldeutschen hinstellt. Es ist kein Zweifel, dass das deutsche Element, da es in jenen, nun fast völlig verwelschten Gegenden noch stärker vertreten war, hier eine eigene Mundart entwickelt hat.

Trümmer derselben sind in der Sprache der Cimbri, bei den Deutschen in Piemont, in Welschtirol und — in Gottschee erhalten. Die letztere Sprachinsel ist noch besonders dadurch merkwürdig, dass sie, weit entfernt von den übrigen, auf slovenischem Gebiet jenen lombardischen Charakter bewahrt hat.

Wenn der Furlaner Thomasin von Zirclaria um 1216 im Welschen Gast Spracheigenheiten zeigt, die weder bairisch noch alemannisch sind, sich aber im heutigen Cimbrischen finden, so ist das ein Beweis, dass das Cimbrische ein Rest einer Mundart ist, die über das Lombardische einst ausgebreitet war und die daher auch Thomasin gesprochen. — Thomasin reimt vorht vorhte auf: port, dort; cimbrisch heisst die Furcht noch vorte. Thomasin reimt kunst: wunscht, künst: wünscht. Er sprach demnach kunscht, künscht, wie der Cimbre, wie der Gottscheewer, wie der Deutsche am Monterosa, wie man aber jenes vorte für vorhte bei Thomasin nicht schlechtweg aus dem nd. zu erklären hat, so ist dies kunscht, künscht nicht ganz einfach als alemannisch zu bezeichnen. Der Alemanne spricht wohl auch kunscht, künscht, doch ist diese Eigenthümlichkeit des Alemannismus nicht verbunden mit einer durchgeführten Verwandlung des s in s̹, wie im Deutsch-lombardischen. Wenn hier, wie im Alemannischen, kunscht gesprochen wird, so ist anzunehmen, dass das tönende (sch) s̹ vor t aus physiologischen Gründen zu sch geworden ist, so dass die Aussprache mit dem Alemannischen nur zufällig zusammentrifft. Könnte noch ein Zweifel bestehn gegen die Annahme eines Zusammenhanges zwischen den welschdeutschen Sporaden und Gottschee, als Trümmern einer früher über lombardisch-piemontesisches Gebiet ausgebreiteten Mundart, so wird derselbe beseitigt durch die älteren Sprachdenkmale, die wir in einigen deutsch-italienischen Vocabularien besitzen. — Es wurden von Schröer zum Wörterbuch von Gottschee drei benutzt, von 1423, 1459 und 1479. — Die eigenthümliche Bildung des einfachen Präteritum in der Mundart von Gottschee findet sich schon im Vocabularium von 1423, ebenso die im Cimbrischen und in Gottschee auffallenden Endungen in ar: chelnar, Florenzar etc. — das s wird schon 1423 häufig sch geschrieben, nicht nur in ogsch, bagschen Ochse, wachsen, das der Cimbre und Gottschewer ebenso sprechen, sondern auch in schilbrein, scheicht silbern, seicht, wo wahrscheinlich die tönende Aussprache, wie in Gottschee, anzunehmen ist, u. dgl.

Soviel von der Abstammung der Gottscheewer Ansiedelung. — Merkwürdig ist die Pflege des epischen Volksgesanges in Gottschee. Drei Balladen von der schönen Wäscherin am Meer klingen an die 25. âventiure der Gudrun an, s. Germania 14, 330. Zeitschr. für deutsche Philol. 3, 184. Die Balladen vom Möringer, vom Ulinger erscheinen hier mit sehr alterthümlichen Zügen: so auch die bisher noch nicht aufgefundene Ballade von Lenore, s. Wörtb. von Gottschee S. 46, 71, 196. — Zwei Balladen erinnern an Tristan und Isolde. Der Geliebte kann nicht sterben, erzählt die Eine, obwohl seine zweite Geliebte bei seinem Kopfküssen sass. Er verlangt nach der ersten Geliebten; sie kommt und er stirbt. Wie Tristan. Der Geliebte erwacht aus dem Scheintode, sie stirbt vor Schrecken und er stirbt ihr nach. In Heinrichs Fortsetzung des Tristan stirbt die blonde Isolde ihm nach und es heisst: „er starp durch si und si durch in.“ Der Schluss der Gottscheewer Ballade stimmt noch auffallender: „sie begraben an jeder Seite der Kirche Eines“. Aus Einem Grabe ist gewachsen eine Rebe, aus Einem eine Rose. Die sind gewachsen übers Kirchlein hoch und, wie sie zusammen

kommen, dort halsen sich und küssen sich Weinrebe und Rose, wie zwei wirkliche Ehleute, vgl. bei Heinrich:

der wînrebe unt der rôsendorn
wurzelten schône an der stunt
ieslichen in sîns herzen grunt —
unt in einander minneclîch
flehten, werren unde weben
den rôsenbusch unt den wînreben
gar bescheidenlîch man sach. —

Ueber alles Einzelne soll hier nur auf das Wörterbuch von Gottschee verwiesen werden.

Zum Schluss noch eine Bemerkung über die Erscheinung dieser Sporaden im Ganzen. Für die Deutschen in Welschtirol regt sich nun auch in Deutschland eine schöne Theilnahme; mögen auch die bei weitem grösseren deutschen Sprachinseln in den nicht deutschen Ländern unserer Monarchie der moralischen Unterstützung, dem warmen Antheil Deutschlands empfohlen sein. Es überrascht oft eigenthümlich die Kaltblütigkeit, mit der man annimmt: diese Deutschen seien bestimmt sich zu entnationalisieren. Einzelne kleinere Gemeinden werden diesem Schicksal wohl kaum entgehen, grössere Sprachinseln, wie die besprochenen, aber nicht! Gemeinden unter tausend Seelen sind auf soviele Berührungen mit der Umgebung angewiesen, dass sie sich derselben assimilieren müssen; Colonien aber von 25 tausend Seelen, wie Gottschee, von 50 tausend, wie die Zips, von 100, von 200, 250 Tausend, wie die sog. Schwaben in Ungarn, wie die Siebenbürger Sachsen, von 300 Tausend wie die Nienzen und Haidbauern, die können nicht so leicht entnationalisiert werden, auch wenn sie es wollen nicht!

Manches deutsche Elsass liegt in unserem Reich im Osten und ist nicht bestimmt unterzugehen! — Noch eins. Die Siebenbürger Sachsen sind selbst heute noch deutsch gesinnt, wie einst die Schleswig-Holsteiner unter Dänemark; die Deutschen in Ungarn hingegen haben ihre Selbstachtung verloren, wie jene Deutschen in Elsass-Lothringen.

So preiswürdig die ersteren sind, so werden wir doch bei Beurtheilung der Haltung der Einen wie der Andern, kaum gerecht sein können, wenn wir ihre Lage nicht mit in Erwägung ziehn. Wo der Deutsche ein Gemeinwesen besitzt mit Selbstverwaltung, wo er einen Stand der Gebildeten hat, der deutsche Erziehung genossen, wie diess bei den Siebenbürger Sachsen der Fall ist, da kann und darf man erwarten, dass er seine Ehre wahren und im besten Sinne ein Deutscher bleiben wird, auch fern vom Mutterlande. Wo aber einem Volke in seinen Lehrern und Beamten eine Intelligenz anderer Nationalität gegeben wird, wo der Einzelne sich nur unter der Bedingung emporschwingen kann zu den leitenden Ständen der Gesellschaft, dass er sich entnationalisiert, wo er kein Gymnasium, keine Realschule besuchen kann, an denen er in seiner Muttersprache den Unterricht erhielte: dort frage man nur nicht, was ein solches Volk will! — Das sind arme Heloten, die das wollen, was ihre fremden Vormünder für gut finden. Das war der Fall in Elsass-Lothringen, das ist der Fall bei den Deutschen in Gottschee und bei denen in Ungarn. Niemand denkt daran sie aus den Ländern heraus reissen zu wollen, denen sie angehören; aber aus dem Helotenthume sollen sie befreit werden, in dem sie sich befinden, in dem sie verkümmern. Schulen sollen sie erhalten, eine nationale

Erziehung muss ihnen werden. Das müssen wir wünschen. Dadurch werden sie erst, wozu sie bestimmt sind, unschätzbare Kräfte der Länder, in denen sie leben, auf die dann Deutschland mit demselben Stolze hinblicken wird, wie auf die Siebenbürger Sachsen, sowie es jetzt kaum mit Freuden ihrer gedenken kann. —

Nach einer kurzen Pause spricht Prof. Dr. R. Hildebrand aus Leipzig über „Land und Leute". Derselbe führt eine reiche Fülle von Wendungen vor, welche eine wechselseitige Vertretung des Besitzers und des Besitzes durcheinander aufweisen, und führt dieselbe auf die dem deutschen Volksbewusstsein eigenthümliche Anschauung von der Einheit des Besitzers und des Besitzes zurück.

Schluss der Sitzung 11¼ Uhr.

III. Sitzung der deutsch-romanischen Sektion.
Freitag, den 24. Mai.

8½ Uhr. Vortrag des Professors Dr. E. Sievers aus Jena

Ueber den Umlaut im Deutschen.

Man fasste bisher allgemein den *i*-umlaut als eine Assimilation des betonten Vokals der Stammsilbe an den unbetonten oder mindestens schwächer betonten Vokal *i* der Endsilbe auf; die Stelle des *i* kann, offenbar vermöge seiner halb vokalischen Natur, auch der Consonant *j* vertreten. Nun tritt aber wie bekannt im Althochdeutschen, abgesehen von dem bereits frühe umgelauteten kurzen *a*, der Umlaut in der Schrift erst zu einer Zeit auf, wo das ihn bewirkende *i* oder *j* bereits längst geschwunden war. Dass man bis zu jener Periode den bereits vorhandenen Umlaut nur aus Mangel passlicher Schriftzeichen unbezeichnet gelassen habe, ist eine durch nichts zu rechtfertigende Behauptung. Warum sollte die ahd. Schrift nicht ebenso gut neue Schriftzeichen entwickelt haben, wie die ags. und altn., da doch ein grosser Theil der ahd. Schreibgelehrsamkeit auf ags. Einfluss zurückgeht? Und sollte der in seiner Lautbezeichnung so peinlich genaue Notker, in dessen Zeit Rumpelt den Eintritt des Umlauts setzen möchte, für die von den alten Vokalen so stark abweichenden Laute keine Zeichen gefunden haben? Und mehr als diess, deutlich genug bezeugen die Reime des 11. und 12. Jahrhunderts, dass der Umlaut in der Gestalt, wie er im correkten Mhd. vorliegt, damals noch nicht entwickelt gewesen sein kann. Noch weniger gerechtfertigt ist es, von einer „latenten Nachwirkung" des *i* und *j*, von einem „versteckten Umlaut" zu sprechen. Wenn in den Endsilben, wie es doch thatsächlich der Fall war, die aus *a*, *o*, *u* etc. einerseits und die aus *i* andererseits geschwächten *e* in völliger Gleichartigkeit neben einander standen, so konnte sich unmöglich Jahrhunderte lang ein unbewusster oder bewusster Unterschied zwischen diesen beiden Klassen von *e* fortpflanzen, der so mächtig auf die vorhergehenden Vokale einzuwirken im Stande gewesen wäre. Es muss vielmehr zu jener Zeit, wo die *e* bereits an Stelle der *i* eingetreten waren, noch etwas vorhanden gewesen sein, das schliesslich den Umlaut erzeugte, denn einer jeden lautlichen Veränderung muss doch irgend eine phy-

siologische Ursache zu Grunde liegen, sobald nicht etwa Analogiegründe in Betracht zu ziehen sind, zu deren Annahme indess hier jeglicher Grund fehlt.

Es ist demnach die Ursache des Umlauts vielmehr in den auf den umgelauteten Vokal folgenden Consonanten zu suchen, und in der That lassen sich ähnliche Einwirkungen von Consonanten auf vorhergehende Vokale auch sonst nachweisen.

Die slawischen Sprachen vor allen unterscheiden zwei vollständig getrennte parallele Consonantenreihen, harte und erweichte oder deutlicher unmouillierte und mouillierte. Erstere entsprechen im Allgemeinen unseren heutigen Consonanten, mouillierte Consonanten aber entstehen aus den unmouillierten durch den Einfluss eines folgenden *i* oder *j* in der Weise, dass die Artikulationsstellung des betreffenden Consonanten derart modificiert wird, dass Consonant + *j* zu einem nahezu einheitlichen Laute verschmelzen, der sich von dem unmouillierten Consonanten, abgesehen von der durch die Veränderung der Artikulationsstellung erzeugten Klangverschiedenheit, auch noch durch einen leise nachklingenden schwachen *j*-ähnlichen Laut unterscheidet. Ich bezeichne im Folgenden die mouillierten Consonanten durch einen Strich (') nach denselben.

Diese erweichten Consonanten üben, wie schon im Jahre 1851 Böhtlingk in den Beiträgen zur russischen Grammatik (= Mélanges russes II, 54 ff.) gezeigt hat, auf vorhergehende Vokale einen Einfluss aus, der sich passend mit dem deutschen Umlaut vergleichen lässt. Er besteht in der helleren Färbung, die der Vokal durch das Vorrücken der Artikulationsstelle des folgenden Consonanten und die damit verbundenen gleichzeitigen sonstigen Modificationen des Mundkanals bekommt. Am deutlichsten hörbar ist der Unterschied bei den Vokalen *ä* und *a*, von denen ersterer vor mouillierten Consonanten wie helles *e* (*é*), letzterer fast wie *ä* lautet. Es lautet also z. B. im Russischen вѣкомъ, лѣта, слѣпой wie *v'äkom, l'äta, s'l'äpoj*, aber вѣки, лѣти, слѣпить wie *v'ék'i l'ét'i, s'l'ép'it'*; desgleichen веду, несу wie *v'ädu, n'äsu*, aber веди, неси wie *v'éd'i, n'és'i*; ferner бабы, мало wie *baby, m'alo*, aber бани, мяли fast wie *bän'i, m'äl'i*. Genau in derselben Weise finden wir z. B. im Polnischen an Stelle des aus betontem *e* entstandenen *'a, 'o* (d. h. *a, o* mit Mouillierung des vorhergehenden Consonanten) vor mouillierten Cons. *'e*, z. B. *światt, miara, światu, gniazdo, kościoł*, aber *świecic, mierze, smieli, gnieździć, kościele* u. s. w. Beispiele aus anderen slawischen Sprachen bringt Böhtlingk in hinreichender Menge ebenfalls bei.

Das Wesentliche ist hierbei, wie Böhtlingk nachgewiesen hat, dass die Veränderung des Vokals abhängig ist von dem mouillierten Consonanten, nicht etwa vom Vokal der folgenden Silbe. Wie im Deutschen beim Umlaut, so bieten in den slawischen Sprachen Gruppen von mehreren Consonanten dem Eintritt der Erweichung und demnach der Klangveränderung des vorhergehenden Vokals kein Hinderniss dar, ja im Russischen wenigstens erstreckt sich der Einfluss mouillierter Consonanten sogar auf Vokale vorhergehender Wörter, die mit den folgenden in enger Zusammengehörigkeit stehen; dieses bildet ein vollständiges Analogon zu den Otfridischen Umlauten wie *nem iz, geb iz* u. s. w.

Aehnlich haben wir uns wohl auch die Entstehung des deutschen Umlauts zu denken; und in der That wird sich bei einigermassen sorgfältiger Betrachtung der bei der Erzeugung eines Umlauts in Frage kommenden physiologischen Vorgänge diese Erklärung als die einzig mögliche herausstellen. Kein Vokal kann über einen oder mehrere

Consonanten hinweg direct einen Einfluss auf einen anderen ausüben, sondern stets ist der Consonant der Vermittler. Unmittelbar afficiert der Vokal stets nur den vorausgehenden Consonanten, der dann seinerseits durch die veränderte Beschaffenheit des Mundkanals den vorausgehenden Vokal zur Assimilation zwingt. Wir haben also für den deutschen Umlaut beispielsweise folgende Stufenreihe von Entwickelungen anzunehmen:

scôn'i *scôn'e* *schoen'e* *schoene*
scôno *scône* *schône.*

Man könnte hiergegen geltend machen, dass die Annahme von mouillierten Consonanten für das Deutsche aus sonstigen sprachlichen Gründen und namentlich aus dem jetzigen deutschen Lautstand nicht zu rechtfertigen sei. Mir erscheint dieser Einwand nicht stichhaltig; vielmehr halte ich die Annahme eines allmählichen Schwindens der Mouillierung für ganz unbedenklich.[1]) Das Schwinden der Mouillierung und das stärkere Auftreten des Umlauts werden Hand in Hand gegangen sein.

Bequemere Aussprache der mouillierten Consonanten lässt leicht einen schwachen *i*-laut vor dem Consonanten ertönen, und dieser kann sehr wohl auf den raschen Eintritt des Umlauts eingewirkt haben. Darnach bekämen wir denn folgende Entwickelungsstufen:

scôn'i *scôn'e* *scő n'e* *scoen'e* *schoene.*

Endlich glaube ich auch einige positive Beweise für das Vorhandensein mouillierter Laute in den älteren deutschen Sprachen beibringen zu können.

Das *j* des Suffixes *ja* erscheint bekanntlich ahd. nur in den ältesten Denkmälern noch als *i* oder *e*, aber je nach dem folgenden Vokal in sehr ungleicher Ausdehnung. Dieselben Denkmäler, welche vor *o*, *u* das *j* noch fast regelmässig schreiben, haben es vor *e* so gut wie nie und vor *a* wenigstens weit seltener als vor *u*, *o*; vielmehr verschmilzt *j* und *a* schon frühzeitig, z. B. im inf. und part. präs. der schwachen Verba zu einfachem *e*. Wäre damals an den Stellen, wo die Schrift noch ein *i*, *e* schreibt, noch ein deutliches *j* hörbar gewesen, so wäre das abweichende Verhalten von *a* und *e* ganz unerklärbar. Ganz gerechtfertigt aber ist das Verfahren des Ahd., sobald wir eine Mouillierung der Consonanten annehmen, die (wie im Litauischen und Polnischen durch *i*) durch das beigefügte *i*, *e* bezeichnet werden sollte. So deutlich sich vor einem *u*, *o* der charakteristische Nachklang eines mouillierten Consonanten hören lässt, vor *e* und *i* ist er fast unhörbar, und blieb deshalb unbezeichnet. Etwas ähnliches gilt vom *a*, das sich unter dem Einfluss des mouillirten Consonanten aus leicht erklärlichen Trägheitsgründen leicht zu *ä* oder *e* verflüchtigt; es fällt dann mit *e* zusammen. Dasselbe Verhalten wie das Ahd. zeigt das Lit., das vor *u*, *au* u. s. w. die Mouillierung bezeichnet, dagegen *a* nach mouillierten Consonanten zu *e* werden lässt und dann die Bezeichnung der Mouillierung, später vielleicht diese selbst, aufgiebt; z. B. *sùksiu*, aber *sùksęs* aus **sùksjants;* nur geht das Lit. etwas weiter als das Deutsche, insofern sich dort der Einfluss mouillierter Consonanten auch auf folgendes *ō*, d. h. ursprünglich *â* erstreckt (z. B. *żolė'* aus **żùljâ* etc.).

---

[1]) Eine ganz analoge Entwickelung ist z. B. beim Griechischen anzunehmen. Das Neugriechische kennt eine eigentliche Mouillierung nicht, und doch lassen sich alle die Epenthesen des Griechischen wie überhaupt alle Epenthesen nur durch die Annahme mouillierter Consonanten erklären.

Einen zweiten Beweisgrund entnehme ich dem Altnordischen. Dort tritt in einer ganzen Reihe von Fällen Umlaut eines kurzen *a* bei folgendem unursprünglichen *i* ein, wenn dem *a* ein Guttural folgt, z. B. *degi, sleginn, tekinn.* Es muss also in der Natur der Gutturale etwas den Umlaut beförderndes gelegen haben; denn bekanntlich besitzt unursprüngliches d. h. erst nach der Trennung der einzelnen germanischen Sprachen aus *a* etc. geschwächtes *i* sonst nicht die Fähigkeit umzulauten, oder mit anderen Worten, es war die Periode des Eintritts der Mouillierung bereits vorüber, als jene Schwächungen eintraten. Nur die Gutturale haben auch im Deutschen noch in späterer Zeit eine besondere Neigung zur Mouillierung und der daraus hervorgehenden Palatalisierung bewahrt. Beweis genug ist die heutige Aussprache der Gutturalen vor sogenannten weichen Vokalen im Isländischen, Norwegischen, Schwedischen und Friesischen, selbst da, wo diese „weichen" Vokale erst aus ursprünglich „harten" hervorgegangen sind: z. B. isl. *kaera* (aus *kârjan), *gøra* (aus *garvjan) = *k'aira, g'öra* mit palatalem Consonanten. Ebenso beweisen hierfür Schreibungen des Altsächsischen wie *kievis, kierziun, kiêrta, bikiêrt, skiêthunga, kiêsur, kiêsos.* in denen *ki* nur Ausdruck für mouilliertes oder palatalisiertes *k* sein kann, da an einen Diphthong *ie* nicht zu denken ist. — Auch für die besondere Neigung der palatalisierten Gutturale, die ihnen voraufgehenden Vokale heller zu färben, kann ich aus den slawischen Sprachen eine Analogie beibringen. Im Altbulgarischen behalten nämlich alle einfachen Präsensstämme mit dem Wurzelvokal *e* diesen in dem auf *i* ausgehenden Imperativ unverändert bei (z. B. von *nesą nesi*, von *vedą vedi* etc.), mit Ausnahme der auf einen Guttural ausgehenden Wurzeln, welche das *e* der Wurzel vor dem durch die Endung *i* palatalisierten Guttural zu ĭ schwächen: *reką rĭci, peką pĭci, teką tĭci;* ähnlich bildet *žegą* die 2. sg. präs. *žĭžeši*, den aorist *žĭže* usw. (J. Schmidt, zur Gesch. des indog. Vokalismus S. 25.) — In diesem Falle ist also kein Zweifel möglich; der Umlaut des Altnordischen muss von dem Consonanten ausgegangen sein.

Ohne Zweifel fällt der Eintritt der Mouillierung bereits in die gemeingermanische Periode, denn auch das Gotische weist wenigstens eine sichere Spur derselben auf. Von den ursprünglichen *â*, soweit sich dieselben auf deutschem Gebiete überhaupt als Längen erhalten haben, ist die grosse Mehrzahl bereits in der gemeingermanischen Periode zu *ô* geworden. Aus den ihnen gegenüberstehenden deutschen *â*, goth. *ê*, sind zunächst auszuscheiden diejenigen *â (ê)*, welche erst auf germanischem Boden und zwar nachdem der Uebergang der ursprünglichen *â* in *ô* bereits stattgefunden hatte, durch Ersatzdehnung entstanden sind, vor allem also die des plur. prät., wie *nêmum, gêbum.* Da zu dieser Kategorie fast sämmtliche deutsche *â*, got. *ê*, gehören, so bleibt nur ein kleiner Rest von *â* (*ê*) in einigen Nominalstämmen übrig, die direkt ursprünglichem *â* zu entsprechen scheinen. Das Gotische hat solche *ê* in 31 Wörtern; von diesen sind fünf, *jêr, mêl, sêis, mêgs, unlêds* sicher *a*-Stämme, aber alle fünf sind zugleich auch etymologisch nicht ganz klar und vielleicht ist auch bei ihnen zum Theil Ersatzdehnung im Spiel. Die übrigen 26 sind *i*- oder *ja*-Stämme. Umgekehrt finden sich unter den entsprechenden Wörtern mit *ô* 29 *a*-Stämme, aber nur ein *ja*-Stamm, das etymologisch gleichfalls unklare *rôþeis.* Dieses Verhältniss der gotischen *ê* und *ô*, das schon 1843 Th. Jacobi in seinen Beiträgen zur deutschen Grammatik, S. 13 ff., aufgedeckt hat, thut hinlänglich den Einfluss des *i, j* auf vorhergehende Vokale (er besteht hier in der Erhaltung des ursprünglichen *a*-Lautes), natürlich vermittelt durch Consonanterweichung, auch für die gemeingermanische Periode kund.

In diese gemeingermanische Periode fällt also der Eintritt der Mouillirung. Als aber die einzelnen germanischen Sprachen ihr Sonderleben antraten, nahmen sie selbstverständlich den Bestand von mouillirten Lauten mit; aber es war ihnen bereits die Fähigkeit erloschen, neue Mouillirungen durch neu entstandene *i* zu entwickeln.

Nachschrift. Leider erst nach Abhaltung des obigen Vortrags ward ich darauf aufmerksam, dass bereits vor 4 Jahren Scherer fast genau dieselbe Ansicht über den Umlaut in der Geschichte der deutschen Sprache s. 143 ff. ausgesprochen hat. Der Hauptunterschied der hier vorgetragenen — und wie ich ausdrücklich bemerken muss, ohne Kenntniss der von Scherer aufgestellten Hypothese gefundenen — Ansichten von denen Scherer's besteht darin, dass ich jetzt mit Entschiedenheit die Annahme einer dem Umlaut vorausgehenden Epenthese (Scherer a. a. O. 144 f.) zurückweise. Dagegen schliesse ich mich Scherer's Meinung völlig an, wenn er Tonverstärkung als die Grundursache des schliesslichen Schwindens der Mouillirung betrachtet.

Herr Professor Schröer: In dem anregenden Vortrage des Herrn Prof. Sievers ist mir eine Andeutung aufgefallen, die ich schon in einem anderen Vortrage hier gehört zu haben glaube und der ich doch nicht beistimmen kann: dass die Sprache einem Laute, der nicht mehr gehört wird, kein Denkmal setze. Im Madjarischen macht ein völlig ausgefallener Laut im Verse Position. Der Artikel *az, a'* ist eigentlich kurz; letzterer wird im Vers als lang gebraucht, indem er den Umlaut des folgenden Wortes zu verdoppeln scheint: *a' Magyar* (lies: *a'mmadjar*) ist im Vers ein reiner Daktyl. Dieses scheint mir um so merkwürdiger, als diese Erscheinung in der Prosa nicht gefühlt wird, im Verse aber überall, auch im Volksliede, hervortritt. Im Verse fällt namentlich im Madjarischen — wie im Tscherkessischen — der Accent, der sonst überall auf der ersten Silbe ruht, weg, was mir auch auf den griechischen Vers Licht zu werfen scheint, bei dessen Lesung man sich vergeblich bemüht, Quantität und Accent hören zu lassen. Ein prosaisch gesprochener madjarischer Hexameter klingt: a mìkor a mélegült táwarz a Kébeleet kí njitotta; als Vers gesprochen hingegen: ámmiko ámmele gült tawarz ákkebe léet kinji totta (a' mikor a', melegült tavarz a' kebelet ki epitotta). Das Sprachgefühl ist demnach so stark und tief, dass es einen mild gehörten, ausgefallenen Laut, der in der Prosa gar nicht markiert wird, bei rhythmischer Bewegung noch zur Geltung bringt.

Dr. W. Braune fragt, ob der Vortragende auch bei Assimilationen wie altnord. *köllwðu* consonantische Vermittlung annehme?

Diese Frage wird unter Berufung auf analoge Erscheinungen in den slawischen Sprachen bejaht.

Hierauf bemerkt Dr. Braune, dass das spätere Verschwinden der Mouillirung durchaus unerklärbar sei, da sie, wo sie sonst nachweisbar eingetreten sei, z. B. in den slawischen Sprachen, sich überall erhalten habe.

Dagegen wendet der Vortragende ein, dass auch in slawischen Dialekten in der gesprochenen Rede bisweilen Mouillirungen fortfallen, indem dem bisher mouillirten Consonanten ein leises *i* vorklingt. Vielleicht sei auch der Umlaut ähnlich, durch Epenthese, zu erklären, jedenfalls aber stehe das Schwinden der Mouillirung mit dem raschen Umsichgreifen des Umlauts in Verbindung.

Es folgt der Vortrag des Dr. E. H. Meier aus Bremen

Ueber die Rosengärten.*)

Ueber den grössten Theil unseres Vaterlandes sind Oertlichkeiten verstreut, die den Namen **Rosengarten** tragen. Bald werden christliche Friedhöfe, bald heidnische Grabstätten, bald Lustörter und Wirthshäuser, bald auch Gehöfte und Dörfer so benannt; hier liegen sie in einsamen Mooren, dort auf Fluren dicht vor der Stadt, hier auf schroffen Felsen, dort in freundlichen Thälern. Seit einiger Zeit habe ich mich bemüht, die Rosengarten-Sammlungen, die von W. Grimm, Uhland, Rochholz, Lütolf, Strackerjan u. Pfannenschmid veranstaltet sind, zu vermehren, und es ist mir gelungen, manchen bisher verborgenen oder übersehenen Rosengarten den Urkundenbüchern, den Veröffentlichungen der verschiedenen Geschichtsvereine, der Localsage, den Specialkarten und mündlicher Mittheilung zu entnehmen, so dass die Zahl der mir bekannten Rosengärten, von den häufigen Wirthshäusern und Dörfern dieses Namens abgesehen, etwa 70 beträgt. Hiebei schien mir die Geschichte und Sage, die Beschaffenheit und Umgebung derselben der Untersuchung besonders werth.

Um Ihnen einen allgemeinen Ueberblick zu verschaffen, nenne ich hier nur einige der wichtigeren. Unter den niedersächsischen ist der westlichste das schon im Mittelalter erwähnte Gehöft Rosengaarden bei Zwolle in Overyssel, zu dem die weite Rosengaarder Marke mit den Doodekampen gehörte. Weiter östlich finden sich 9 Rosengärten in Oldenburg, meist mitten unter mächtigen Steindenkmälern und Doppelringwällen gelegen die hier wie in Nordfriesland Burgen heissen. Ja einer dieser Rosengärten ist selber ein bedeutendes Erdwerk, wie die dortigen Ringwälle Arkenau und Arkeburg. Fröhliche Lustörter sind die schon im Mittelalter gepriesenen Rosengärten vor den Thoren Osnabrück's, Lüneburg's, Wismar's und Rostock's. Unter denen des Thüringer Waldes hebe ich den Tambacher hervor, weil zu ihm ein Harchenstieg hinaufleitet. Ferner weisen verschiedene Rosengärten des Taunus, besonders die am Altkönig, wieder Steinwälle und Hünengräber auf. Dagegen sind Frühlingsspielen die anderen fränkischen Rosengärten von Mainz, Gernsheim, Worms und Lampertheim gewidmet, dann die schwäbisch-alemannischen von Mannheim, Durlach, Strassburg und Rorschach, und bei Schwäbisch Hall heisst ein ganzes Amt so. Lütolf und Rochholz nennen uns mehrere Rosengärten in der Schweiz. Dem bayerischen Stamme gehört der Rosengarten auf dem Agstein an der Donau zwischen Mölk und Mautern an, in Tirol suchen Einige Laurin's Garten im 10,000 F. hohen Schlern bei Botzen, Andere auf üppiger Halde bei Algund. Auf der deutsch-italienischen Grenze ist der Name orto oder giardino d'Abramo mit Rosengarten gleichbedeutend.

Alle diese und die andern hier nicht erwähnten Rosengärten liegen entweder auf oder bei alten Leichenlagern, wie z. B. die meisten oldenburgischen, die des Taunus und mehrere Schweizer, oder bei altheiligen Salzquellen, wie der Lüneburger und Haller, oder sie waren die Schauplätze alterthümlicher Volksfeste, oder bildeten den Mittelpunkt alter oder noch heute umlaufender bedeutsamer Sagen. Auch weisen die Namen der anstossenden Oerter auf das Jenseits hin, wie Helle, Helberg, Himmelsthür, Himmelreich, oder gar auf eine Göttin, wie Osterberg und Harchenstieg. Kurz! schon einer ober-

*) Der Vortrag befolgt nicht den geschlossenen Gang einer Untersuchung, sondern beabsichtigt nur über einige Hauptpunkte derselben einen Ueberblick zu geben. Er sieht deswegen auch hier von allen Nachweisen und ausführlicheren Belegen ab.

flächlichen Betrachtung erscheinen sie darnach bald als Verehrungsstätten einer Gottheit, die über die Todten herrschte, und da sie sowohl zu Grabstätten, wie zu Vergnügungsplätzen dienten, so legt sich die Vermuthung nahe, in ihnen Paradiese, Abbilder des himmlischen Jenseits zu erkennen. An ihrer oft verlassenen Lage darf man nicht anstossen; noch in diesem Jahrhundert z. B. wurden auf den Todtenhof des Christenberges von den hessischen Bauern der umliegenden Dörfer mühsam die Leichen hinaufgetragen, und andererseits sucht das Volk noch heute gern abgelegene Berge, Namens Himmelreich oder Himmelfahrtsberg, zu Spiel und Tanz auf. Und obgleich schon die Karolinger des 8. Jahrhunderts die Todtenfeste über den Gräbern verboten, so wurden doch z. B. auf dem Gunzenle bei Augsburg fürstliche Hochzeiten und Pfingstfeste, Reichstage und Heeresversammlungen noch im 12. und 13. Jahrhundert gehalten, ja noch in unsern Tagen versammeln sich die Bauern zum Maifeste auf Grabhügeln, wie auf dem Lüppersgrab und dem Burgelberg in Hessen, auf dem Knochenlager von Frolewern im Canton Zürich und auf dem Leerberg d. h. Gräberberg im Ansbachischen. Noch heute tönt in dieser Lebenslust über den Stätten des Todes Etwas von dem nach, was in unseren Rosengartengedichten das Waten durch die Rosen bis an den Gürtel, in einem Bergreihen das Liegen in den tollen, vollen rothen Rosen heisst.

Die Paradiesesbedeutung des Wortes Rosengarten zieht durch unsere ganze Literatur nachweisbar von einem Gedichte des 13. Jahrhunderts an, in welchem die h. Agnes auf dem Scheiterhaufen in einem Rosengarten zu stehen glaubt, durch Simon Dach's und Chr. Günther's geistliche Dichtung hin bis zu den schlichten und darum so voll wirkenden tirolisch-steierischen Grabinschriften unserer Zeit: Hier lieg ich im Rosengarten und muss auf Weib und Kinder warten.

Diese Auffassung der Rosengärten als heidnischer Kultusstätten, die einer Gottheit des Lebens und des Todes geweiht seien, wird nun auch durch andere Oerter ähnlichen Namens weiter begründet. Manche klösterliche Rosenthäler mögen von den blumen- und thalfreundlichen Cistereiensern getauft sein, und woher das erst aus dem 14. Jahrhundert bezeugte Leipziger Rosenthal stamme, weiss ich nicht. Aber das Rosenthal im Schaumburgischen, das unter der sagenreichen Paschen- oder Osterburg, unter dem Mömekenloch und der Himmelsthür am Nesselberg liegt, hat sicher heidnische Geltung. Auch das Gandersheimer liegt neben einem Hellberg und Osterberg, und auf rheinisch-westfälischer Grenze liegen Rosenthal, Hellberg, Sandhelle (Sundhelle?) und Harkenstiel d. i. Harkenstieg dicht beisammen. Der westfälische Harkenstiel, der zum Rosenthal, und der thüringische Harchenstieg, der zum Rosengarten führt, erinnern an den Devesstieg, der den sagen- und urnenreichen Harkenberg bei Havelberg hinaufzieht, und weiter an jene oldenburgischen Grabhügel Arkenau und Arkeburg. Und gleich hier mag erwähnt sein, dass die alte rheinfränkische Stadt Erkelenz, die nach der Ueberlieferung von einer heldenhaften Frau Erka ihren Namen hat, in ihrem Wappen ein Weib und eine fünfblättrige Rose zeigt.

Von den zahlreichen Rosenbergen hebe ich den Brackweder bei Bielefeld hervor, der einen paradiesischen Garten birgt, in dem gütige Zwerge wohnen, ferner den zwischen Sulzbach und Amberg gelegenen, worin drei Frauen mit Schatz, Hahn und Hund, den Kennzeichen der Unterwelt, hausen. Auch heisst die berühmteste unter den weissen Frauen Bertha von Rosenberg oder Barbara von Rosenau. Unweit der Pipinsburg, eines mächtigen Doppelringwalls bei Bremerhafen, findet sich ein alter Ringwall, Namens

Rosenburg, von Gräbern umgeben. Vom schwäbischen Rosenstein bei Heubach steigt Jesus in eine nahe Hochebene, ins sogenannte Himmelreich. — Wenn Sie, meine Herren, ähnliche Ortsnamen älterer Zeit wie Rosenau, Rosenfeld, Rosenhag, Rosenheim, Rosenwald, Rosenwinkel näher ins Auge fassen, so werden Sie dieselben regelmässig von alten Gräbern, von Namen und Sagen unserer Göttinnen Harke, Ostera, Holda, von Himmelreich und Hölle umringt finden.

Nun hat aber auch die Rose für sich symbolische Bedeutung, die wieder nur aus den tiefsten Glaubensvorstellungen unserer Vorfahren von Himmel und Hölle, der Gottheit des Lebens und des Todes, erwachsen sein kann. Wenn unserm Victor Scheffel auf dem Agstein nur die dornigwilden weissen Todesrosen blühen, so wird in unsern Volksliedern der Todte begraben unter Rosen roth. Sollen Domherren in Lübeck, Hildesheim, Breslau sterben, so finden sie unter dem Kissen ihres Chorstuhles eine Rose, und in vielen altdeutschen Kirchen war über dem Beichtstuhl als Todesmahnung eine Rose angebracht. Die weissen, Tod ankündenden Frauen zerpflücken wohl bei ihrem Erscheinen eine Rose, dem Todtgeweihten quillt eine Rose aus dem Mund, dem um den Verlust seiner Liebsten Besorgten fallen drei Rosen nieder in den Schooss. Uralte Rosensträuche, Iuupbuum genannt, die nicht berührt werden dürfen, wachsen noch heute auf nordfriesischen Heidengräbern. — Moosartige Auswüchse des Rosenstrauches, die Holdengeflechte, Steperosen, Schlafkünze, Badeguaren (?), führen einen an den Tod erinnernden Zustand, den Schlaf, herbei, wenn sie unters Kissen gelegt werden. Als Sinnbilder der Verschwiegenheit — „Was wir kosen, bleib' unter den Rosen" — hängte man sie besonders in Holland und England über der Tafel an die Zimmerdecke und steckte sie auch wohl hinter das Ohr, um anzudeuten, dass die vernommene Kunde bewahrt werde. — Diese Fülle sinnvoller Beziehungen erklärt sich nicht völlig aus der Todtenfarbe der weissen, der Blutfarbe der rothen Rose, aus dem schmerzlichen Dornenzaun oder der ergreifenden Vergänglichkeit dieser schönsten Erdenblume, denn auch als Blume des Lebens, Glücks und Reichthums wird sie hoch gepriesen. Nach einem alten Strassburger Kräuterbuch heilt die Wurzel der wilden Rose den Biss eines tollen Hundes, in Bayern schüttet man nach einem Aderlass das Blut unter einen Rosenbusch, um rothe Backen zu bekommen, aus gleichem Grunde werden hessische Kinder gern während der Rosenblüthe der Mutterbrust entwöhnt. Zu Neujahr oder als Schulpreise werden in einigen Gegenden Rosenküchlein verschenkt und unter Rosenbüschen ruhen Schätze, nach einer schwedischen Sage sogar der Nibelungenschatz. Dass die Rose Liebe und Schönheit bedeutet, haben die Minnesänger alter und neuer Zeit, vor allen Fr. Rückert, in hundert Wendungen anerkannt, besonders die ideale Schönheit der Mutter Gottes verglich das Mittelalter tausendmal der Rose.

Die meisten dieser hier nur flüchtig angedeuteten Vorstellungen, die zum Theil an römische, griechische, besonders an persische anklingen, meistens aber nur in Deutschland gefunden werden, müssen alt sein wie die Rosengärten, und da sie die Heiligthümer und Geheimnisse unseres Lebens betreffen, unserm alten Glauben angehören.

Widerspricht aber nicht dieser Annahme die Fremdartigkeit des Namens? Ist die Rose wirklich, wie es scheint, kein deutsches Wort, so ist es jedenfalls schon früh wie die prächtige Centifolie in unser Land eingedrungen. Doch besass auch unser Land, wie die meisten anderen, einheimische Rosensorten, so die fünfblättrige wilde

Hecken- oder Hunderose, die so trefflich an unseren Weg- und Waldsäumen gedeiht. Schon in unseren ältesten Volksräthseln spielt diese liebliche, wenn auch einfache Rosenart, die damals noch nicht von der prunkenden Flora fremder Zonen beschämt wurde, eine hervorragende Rolle; denn dem Männle auf der Hecke, das ein roth Röckle und ein schwarz Käpple hat, entspricht keine besser als unsere Hagebuttenrose. Ferner kommt auf unseren mittelalterlichen Wappen keine andere Rosenart vor als die fünfblättrige Rose, diese aber sehr häufig, wodurch von Neuem ihr hohes Ansehen bezeugt wird. Ueberhaupt scheint die Heraldik noch nicht genugsam für mythologische Untersuchungen ausgebeutet. Ist es denn nicht merkwürdig, dass die Städte Magdebnrg, Hildesheim und Erkelenz, die vielleicht alle ihren Namen einer Göttin verdanken, alle drei in ihrem Wappen ein Weib und Rosen führen und Hildesheim ausserdem noch heute einen mehr als tausendjährigen Rosenbaum, den A. v. Humboldt das vielleicht älteste organische Gebilde Deutschlands nennt, über einer Gruftkapelle hegt? Die Rose führt in seinem Wappenschilde auch das alte lippische Fürstenhaus, dessen Ahnfrau zu den weissen Frauen gehört; eine Gräfin ans dem Geschlecht der badischen Ebersteiner, die ebenfalls die Rose im Wappen haben, geht als gespenstische Frau, als Rockertweible, um. Die von Almanshofen in der Baar unweit der Donauquellen, in deren Nähe ein Ringwall ragt, haben diese Wappenrose und verehren die Ruchtrut, die von einem Hirsche mit leuchtendem Geweih geleitet wird, die dämonische Schön Rohtraut in Mörike's Ballade und in Scheffel's Juniperus. Wie im Lipper Lande die Bauernhäuser oft gemalte Rosen über der Flur tragen, so führte weiter östlich bis ins Hildesheimische, im alten Cheruskerlande, ein grosser Kreis alter Geschlechter die fünfblättrige Rose im Wappen, mehrere gleich den Ebersteinern einen Hirsch mit Rosen, das Thier also, das in den Unterweltssagen so oft geheimnissvoll verschwindet.

Weitere Zeugnisse für das Ansehen nnserer Rose legt die Sprache ab, denn der fremde Blumenname hat wohl den heimischen zur Seite drängen, nicht aber ganz vernichten können. Nach ihrer kuglichten, abgestumpften Frucht heisst sie bekanntlich Hagebutte oder kurzweg Butte. Nun müssen die niedersächsischen Dorfnamen auf büttel nnd die nordfriesischen auf büll allerdings auf das altsächsische bodl, Haus, zurückgeführt werden, aber der Ortsname Buttel hätte als unzusammengesetztes Wort kaum einen Sinn; er muss vielmehr aus Butloh oder Buttelloh entstanden sein und Rosenhain bedeuten; denn das loh kommt nicht nur hohen Bäumen, sondern auch niedrigen Büschen zu, wie denn schon das 9. und 10. Jahrhundert Hesilinloh und Thurniloha kennen. Ein solches Buttel liegt nun an der Hunte im Oldenburgischen, und von diesem geht dieselbe Sage wie vom jütischen Rosenwold. Ebenso wie der grosse Jäger Graf Otto kein andres Himmelreich, als seinen Rosenwold sich wünscht, will der leidenschaftliche Waidmann Herr von Buttel dem Herrgott den Himmel lassen, wenn er nur sein Buttel behält. So wie Buttelloh eine alte Bezeichnung des Rosengartens gewesen sein wird, so entsprechen den Rosenbergen die Butten- und häufigeren Butterberge, die aus Buttenbergen entstellt sind, wie z. B. butterwinzig aus buttenwinzig, überaus klein und die österreichische Butterhenne aus einer Buttel- oder Butzelhenne, Henne ohne Schwanz, entartet ist. In Schleswig gibts mehrere Butterberge, in denen gütige reiche Zwerge wohnen, in Budjadingen und bei Visselhövede bei Verden Butterberge mit Urnen. Dem Roland gegenüber erhob sich auf dem Markte zu Zerbst die sogenannte Butterjungfer mit wallendem Haar und

Beutel in der Hand, die mir der Rosenjungfer gleich zu stehen scheint, die um Johannis von den Mädchen in dem weiten Strich zwischen Mittelelbe und Niederrhein als sogenannter Rosenbaum oder Rosenstock aus dem Wald geholt und umtanzt wird. Ferner führen nach dem Berichte eines Tanzmeisters Taubert vom J. 1717 die Butterweiber in Danzig um Johannis einen Tanz auf offenem Markte auf. Dieser öffentliche Butterweibertanz zu Johannis scheint das Andenken derselben alten Rosengöttin zu bewahren, wie der Rosenbaumtanz zu Johannis und das Zerbster Marktbild. Dass gerade die Butterweiber diesen Brauch in Danzig am zähesten festhielten, erklärt sich sowohl aus der Verwechselung der Wörter Butten und Butter, als auch aus der fortdauernden öffentlichen Stellung dieser Frauen, als auch aus ihrer besondern Verpflichtung gegenüber einer Spenderin der Fruchtbarkeit, die den Butterregen sendet.

M. H. Von hier aus müsste sich die Untersuchung über die andern deutschen Namen der wilden Rose ausdehnen, wie Hiefe, Jeepkes, Wiepkes, Hissen und Hesseln, Hetschcpetschen, Egebtieren, Agtjen und weiterhin über Dorn und Hag und nachweisen, wie die damit zusammengesetzten Ortsnamen wiederum dieselbe oder ähnliche Bedeutung haben wie die Rosenörter. An diese reihen sich dann die mit Eigennamen verbundenen Namen der Rose, die noch unmittelbarer ihren Zusammenhang mit der Gottheit darthun. Als den merkwürdigsten hebe ich den Fallersleber Ausdruck für wilde Rose Wolpermei, d. h. Maibusch der Walburg hervor, welche die Dänen am 1. Mai begrüssen mit dem Sange: „Spriesset, ihr Rosenblumen“, wie im Elsass am Walpurgistag das Maienröslein seinen Umzug hält. Auf dem Erfurter Walperzuge wird eine Frau mit zwei Knaben aus einem benachbarten Schlosse erlöst unter dem Liede: „Wir kamen vor ein Thälelein, rothe Rosenblätterlein, steht stille!“ Ueberall bricht hier die Beziehung der Rose zu der Frühlingsgöttin Walburg durch, die auch über Todte herrschte; so liegen unter dem steinumwallten Gipfel eines oberfränkischen Walburgisberges Gräber mit alten Streitäxten.

Wie hier die Rose den Namen einer göttlichen Frau führt, so führt umgekehrt auch wohl eine Frau und offenbar eine göttliche den Namen der Rose. Der Blumenhauch, der in der Hirtenzeit auf den Frauennamen lag, ist früh abgestreift, so dass die Minnesänger nur noch zwei und noch dazu fremde, Rose und Salvei, kennen, dass sogar nur noch das einzige Röschen als Mädchenname erhalten ist. Nun gibts aber auch eine Frau Rose in einem Kinderspiele, das durch alle deutsche Stämme verbreitet ist, auch wohl Frau Gode oder Frau Sonne genannt, und diese ist berufen, dem Menschen das Himmelreich zu öffnen. Sie heisst auch Maria, wie auch die wilde Rose vom Strassburger Kräuterbuch Margendorn genannt wird. Ueberhaupt verdankt Maria einen guten Theil ihres Schmuckes der deutschen Rosengöttin. Schnaase macht in seiner Kunstgeschichte darauf aufmerksam, dass die sogenannten Paradiesesbilder, auf denen Maria im Rosenhag sich darstellt, nur der deutschen Malerei angehören und zwar ihren besten Meistern, wie dem Stephan von Köln und Hubert van Eyck, später Martin Schön und Albrecht Dürer. Die Maria hat sich mitten in den Rosengarten hineingesetzt, aus dem die alte Besitzerin verstossen wurde, daher haben so viele ältere, nach der Maria benannte, Oerter schöne Rosensagen aufzuweisen, daher umschlingt noch heute ein Rosenbaum den Chor der Marienkirche zu Hildesheim wie einst auch den der Lübecker Marienkirche, daher ward die Marienkapelle zu Elende, an die sich Sagen von einer wunderthätigen Göttin knüpfen,

mit fast 200 Steinrosen verziert. In den Märchen wandelt sich Goldmariken auf der Flucht in einen Rosenbusch, und gerade die Rosenmaria tritt in mehreren Ueberlieferungen echt heidnisch als Wolkenweiserin und Führerin zum Himmel auf. Die christliche Kirche hat es bisweilen versäumt den heidnischen Namen zu verdrängen und das später gewissermassen bereut; so dachte z. B. Tilly daran, auf den Trümmern der Stadt Magdeburg eine neue Stadt, Namens Marienburg, aufzubauen. Wer die Mariensagen der hier zuletzt erwähnten Städte und der Stadt Worms, mit ihren Sagen von weissen oder scheintodten Frauen, ihren Todes- und Rosensagen zusammenfasst, wer dann noch die alterthümlichen Festspiele dieser Städte im Zusammenhange mit jenen betrachtet, dem wird ein ziemlich volles Bild vom Mythus und Kultus der Rosengöttin, einer in frühester Zeit verehrten Jahresgöttin, aufgehen. Ja die durch den Hildesheimer Silberfund veranlassten Untersuchungen, besonders die von Cohausen's, haben es meines Erachtens höchst wahrscheinlich gemacht, dass schon im ersten Jahrhundert nach Christus hier eine Verehrungs- und Gräberstätte sich befand, der die Germanen ihre römischen Beutestücke anvertrauten. Da wir uns aber hier der anziehenden Untersuchung aller dieser Stadtsagenkreise enthalten müssen, so suchen wir auf einem anderen Wege in höheres Alterthum emporzudringen. Wir knüpfen dabei an den Namen Hildesheim oder vielmehr an dessen ältere Form Hildenes-, Hildinisheim an. Am leichtesten lässt sich dieser Name auf den oft bezeugten Mannsnamen Hiltin oder Hildin zurückführen; aber unzweifelhaft wird auch auf deutschem Boden daneben eine Hiltina, Hildina bestanden haben, wie in einer Shetlandsballade noch des vorigen Jahrhunderts die bekannte Hilda der Sage Hildina heisst. Zu einer Zeit nun, wo die altsächsische Flexion der gothischen noch näher war, wäre dann ein Hildinosheim wohl denkbar, das gleich anderen Eigennamen dem späteren Wechsel der Deklination widerstand. Müssen doch auch aller Wahrscheinlichkeit nach die nördlich von Worms neben einander gelegenen Ortsnamen Guntersblum und Hillesheim aus Gunther und einer weiblichen Hilda oder Hildina erklärt werden. Dazu verräth sich der Zusammenhang, in welchem diese Hilda mit der Rose in Worms steht, in Hildesheim zu stehen scheint, auch noch in der Zauberformel gegen die Krankheit Rose, welche Maria oder die Jungfer Hille stillt, und im Ausdruck Hildenrose, mit dem das Volk an der Sieg ein leichtes Gewölk bezeichnet. Ob ihr Name von „hilt Kampf" herkomme, Hilda also einer Bellona gleiche, oder von der Wurzel hil hehlen, lasse ich hier unerwogen. Jedenfalls ist sie — und an diesem Orte kann ich nur ein paar flüchtige Andeutungen geben, die ich an anderem zu begründen hoffe — als eine gerüstete kriegerische Göttin aufzufassen, die gleich der Walküre des Nordens aus der Anschauung des Morgennebels hervorwuchs. So erscheinen die Hilden unserer Sagen durchweg entweder bewaffnet, oder tief verschleiert, oder in der Kammer, im Thurme verborgen. Wie aber aus trüben Wolken das Morgenroth, so tritt Kriemhilde aus ihrer Kammer hervor, die vom Nebelhelm verhüllte Göttin verwandelt sich in die Göttin der Morgenröthe. Um die Hilden flammt aber die Waberlohe oder blüht der Rosengarten; als ein solcher erschien unseren Vorfahren das Morgenroth. Sinnig weist J. Grimm darauf hin, dass die Blume wie das Licht des Himmels aufgeht, dass Tag und Blume dringen, dass goth. die Sonne ausrinnt wie mhd. die Blume. Wie oft schon hat man die Sonne eine Himmelsrose genannt, wie nahe lag es das Morgenroth einen Rosengarten zu nennen! Ein leichtes lichtes Wolkengebilde bei sonst heiterem Wetter heisst den Landleuten an der Sieg Himmelsblume

oder Himmelsrose, ja auch, wie schon oben erwähnt, Hildenrose, und ein Vokabular von 1482 übersetzt Aurora kurzweg durch Rosendame. Weil das Morgenroth, der im Osten erblühende Rosengarten, in früherer Zeit für ein Paradies galt, so liegt in zahlreichen nieder- und hochdeutschen Liedern ein überirdisch herrliches Wunderschloss stets im Osterlande, oder in Oesterreich, und aus demselben Grunde schaut das Antlitz der in heidnischen Gräbern Bestatteten nur selten nach Nord oder Süd, oft nach Westen, gewöhnlich aber nach Osten.

In einem himmlischen Rosengarten ist also ursprünglich Hilda zu denken, und so deuten auch die Beschreibungen des Wormser und des Tiroler Rosengartens auf Räume hin, die nicht dieser Erde angehören. Mehrmals werden sie Paradies, ein reiches Himmelreich genannt, in dem ein Jahr wie ein Tag vergeht. Zum Wormser schifft über den Rhein, der auch in nichtrheinischen Sagen als Grenzstrom zweier verschiedenen Welten vorkommt, nach einigen Texten ein Fährmann, Norprecht oder Ruprecht, hinüber, der, gleich anderen Unterweltschiffern, den rechten Fuss und die linke Hand zum Lohn fordert, sowie in Laurin's Rosengarten derjenige, der den Faden bricht, diese beiden Glieder zum Pfande lassen muss. Beide Rosengärten sind von einem Seidenfaden umzogen, der auch in den Sagen oft heilige Stätten umgibt. Nach einem Texte steckt in der Thür des Wormser Gartens eine Fahne mit ellenbreitem Silberstreifen, den nach Stöbers Angabe auch das alte Wappen der Strassburger Bischöfe führte. Wenn wir nun bedenken, dass diese Stadt, die wie Worms drei mit dem Ursulakultus verbundene geheimnissvolle Jungfrauen verehrte und einen Rosengarten besass, von einer Strasse, keltisch von einer Silberstrasse Arianrod (Argentoratum) ihren Namen herleitet, dass ferner das keltische Arianrod die Milchstrasse, den Seelenweg, bedeutete, wenn dieselbe Bedeutung der Vroneldenstraet anhaftete und darnach wahrscheinlich auch den fränkischen Brunhildenwegen wie den schwäbischen Kriemhildenwegen u. -stegen zukam, wenn wir uns endlich jener Harchenstiege Thüringens und Westfalens erinnern, so dürfen wir vielleicht auch in jenem Silberstreifen am Eingang des Rosengartens eine Andeutung des Seelenweges erkennen. In der Mitte des Rosengartens zu Worms wie in Tirol erhebt sich eine Linde, deren sieben ja auch, als Wahrzeichen der Stadt, im Rostocker Rosengarten standen. Vielleicht gehörte auch diese Linde ursprünglich wie die nordische Weltesche der Himmelsscenerie an; spricht doch das Volk noch heute von Wetter- und Wolkenbäumen am Himmel und kennt doch das Volkslied eine Himmelslinde mit blühenden Aesten, unter der Maria sitzt. In Laurin's Rosengarten leuchtet ausserdem noch ein Karfunkel, der nichts weiter als die Sonne im Aufgang sein könnte, die im Norden ja auch des Himmels gimslein heisst.

Im Wormser Rosengarten waltet eine mordlustige Hilde, deren göttliche Fähigkeit, aus dem Tode zu erwecken, zwar nicht mehr so lebendig hervortritt, wie bei den ihr gleichzustellenden Hilden der Kudrunsage, aber wohl noch in dem Zuge nachzuckt, dass sie Siegfried und Gibich aus dem Tode errettet. Da unsere Mythologen diese Hilde so oft schon besprochen haben, so wenden wir uns hier sofort ihrem Vater Gibich zu, der von Neuem ihre göttliche Abkunft und die heilige Bedeutung der Rosengärten bestätigen wird. Schon J. Grimm hat den Namen dieses Königs, den fast alle deutschen, alle nordischen Nibelungensagen als Vater Günther's kennen und den die Burgunder in ihrem Volksrechte an die Spitze ihres Königshauses setzen, auf einen gütigen Geber gedeutet,

er hat auch schon auf Gübich, den wohlthätigen Zwergkönig im Westharze, und auf fünf nach ihm benannte Berge hingewiesen. Ihre Zahl lässt sich jetzt vermehren durch einen norwegischen Gjukastein oder Gjösteen und einen schwedischen Göksteen, aber da diese erst nach dem Helden einer deutschen, also dort fremden Sage benannt sein können, so sind für uns wichtiger der Gibgesberg in Oberhessen, der Gibichenberg bei Mohrungen am Südharz und vor allen die alten Gewikessathas, die Gibichssitze, welche die älteste Hildesheimer Schnedebeschreibung im 9. oder 10. Jahrhundert erwähnt, die Lüntzel in dem grisen Pagen d. h. Grauschimmel, einem alten Grenzsteine, wiederfindet, von dem aus eine Ecrikes via, in andern Urkunden Heckerickesweg, also ein Erichsweg, ein Seelenweg, ausläuft. Wie von Schreckenwalds Rosengarten auf dem Agstein Niemand zurückkehrt, so galt bei Halle der Volksspruch: „Wer kommt nach Gibichenstein, kommt selten wieder heim", und auch die bekannte Gibichensteinsage von Ludwig dem Springer gehört dem Kreise der Unterweltssagen an. Die meisten Gibichensteine, von denen hier nur ein paar genannt sind, werden in unsern Sagen von gütigen Zwergen, Königen der Unterwelt, bewohnt, die den Frommen belohnen, den Frechen bestrafen. Nun tritt schon im 9. Jahrhundert neben Gibicho die Form Gibilo auf, ja auch der Haller Gibichenstein wird früh Gibelensteen genannt; auch gibt es Sagen von einem König Giebel, einem Gemahl der Frau Sonne, der in einer Goldkutsche fährt. Vielleicht wird nun J. Grimms Herleitung des getischen Gebeleizis, die er in seiner Geschichte der deutschen Sprache vorbringt, von einem Gibalaiks oder Gibaleis bedeutsamer, auch wenn die Geten nicht Gothen, sondern nur ein den Germanen nahe verwandter Stamm waren, denn nach Herodots Ueberlieferung gehen zum Gebeleizis die Todten. Ein sichereres Verständniss gewinnen wir aber aus dieser Betrachtung für eine andre Sage, für die vom Herzog Ernst. Dass diese ihre geschichtlichen Elemente vorzüglich aus den Geschicken Herzog Ludolfs und Herzog Ernsts von Schwaben geschöpft hat, ist von Haupt, Dümmler und Anderen genugsam dargethan, aber Dümmler bedauert, den Punkt in der Geschichte nicht finden zu können, aus dem sich des Helden abenteuerliche Paradiesesfahrt entwickelt hat. Nun, ich glaube, dieser liegt in seiner zweijährigen Gefangenschaft auf dem Gibichenstein, der eben damals dem Volke noch als Paradies galt. Der wundersame Berg, in den Herzog Ernst hineinfährt, liegt nach dem Volksbuche auch nah an der Donau. In seinem Schlosse finden wir die Unterwelt mit einem Karfunkel, einen lüsternen Zwergkönig, Hand und Fuss fordernde Riesen, Alles deutsche, nicht orientalische Ueberlieferungen. Und selbst der darauf von ihm erreichte Magnetberg erinnert an den schon oben von uns erwähnten Agstein an der Donau mit dem Rosengarten, der keinen Menschen wieder loslässt; denn schon ahd. heisst agistein der Magnet.

Kehren wir von diesem Auslaufe nach Worms zurück! Was von Kriemhildens Vater Gibich, das gilt auch von ihrer Mutter Ute. Als Ahnmutter hat J. Grimm schon früher ihren Namen gedeutet, und solche und ähnliche Bezeichnungen finden wir häufig für Zwergköniginnen angewandt. So hiess z. B. die letzte Zwergenfrau des Berner Haslithales die gute Frau Ute. Andere Zwergfrauennamen von gleicher Bedeutung sind Mömeken, Mühmchen, Eische Mütterche und Babe Mutter, und die auffälligen Babilonien der westfälischen Sagen, in denen König Weking oder besser Wedege geheimnissvoll verschwindet, sind aus Babe und loh zusammengesetzt und gleich zu achten den Wittekindsbergen und -burgen und Witgensteinen, die mit dem Sachsenhelden Widukind

sehr wenig zu thun haben, sondern einem mythischen Widugowo ihren Namen verdanken. Zu den vielen Formen jener Kinderausdrücke für Mutter und Vater sind auch Pippe, Piper und Pippin zu rechnen und ebenfalls für Zwergkönige giltig. Wie in einer holsteinischen Sage das Klagegeschrei: „Eisch is dood," in der Schaumburger „Mömeken is dood" ertönt, so kennt eine ganz gleichartige Zwergsage auf Alsen den Ruf: „Pippe Kong is dood!" So eröffnet sich uns hier auch der Sinn der räthselhaften Pippinsburgen, von denen die eine bei Bremerhafen von Wällen und Urnengräbern umlagert ist, mehrere eben solche Zwergsagen gewährt, wie die Gibichen- und Witgensteine, ausserdem eine Rosenburg in der Nachbarschaft hat, die andere am Piesberg bei Osnabrück durch merkwürdige Wittekindsmythen bekannt ist, während die dritte zwischen Gittelde und Osterode gelegene gleich den beiden anderen auch nicht die geringste Spur eines Ritterburgenbaues zeigt und schon dadurch in ein höheres Alterthum hinaufgerückt wird. Wahrscheinlich gehört auch noch die Pippelsburg, die bei Hildesheim liegt, hieher. In dieser Vorstellung von einem Zwergkönig Pippin, der die Paradieseswelt der Todten mit einer halb düstern, halb freundlichen Gattin theilt, wurzelt weiterhin die fränkische Sage von Pippin und Bertha, der bösen und der guten.

Nochmals nach Worms zurückgewandt, lassen wir die weitere Entwicklung der Rosengartensage hier fallen. Wenn unsere Auffassung des Rosengartens richtig ist, so kann der Kampf, der hier entbrennt, nicht, wie W. Grimm will, eine blosse Einleitung zu einer irdischen Vermählungsfeier, auch nicht, wie Uhland meint, bloss die alte Fabel vom Streite des Sonnengottes mit den Winterriesen darstellen, sondern er muss ein Kampf ums Paradies sein. Aus diesem Zusammenhang heraus wird uns nun endlich auch der zweite Theil der Niblungensage verständlicher, zumal die Burgunderreise. Schon aus einem allgemeinen Grunde sind die wichtigsten Begebenheiten derselben als mythische Bestandtheile anzusehen. Woher anders sollte die herrliche Poesie ihrer Schilderung entsprungen sein, als aus dem Borne unserer alten Göttersage, da doch die Gesammtscenerie, wie deren Einzelzüge, historisch vollkommen undeutbar sind? Die östliche Richtung des Burgunderzuges schlägt der Geschichte ins Angesicht, und Müllenhoffs Annahme, Gundihari sei nach seiner furchtbaren Niederlage im Westen dem Attila auch in der Geschichte ostwärts bis an die Grenze seines Burgunderreiches entgegengezogen und dieses habe noch zu seiner Zeit an den Böhmerwald gestossen, scheint mir nicht genugsam begründet, während diese Richtung mythisch leicht erklärbar ist, weil im Osten das Jenseits lag. Der Waldbrunnen mit den darüber schwebenden Meerweibern, Amelrich-Hagens Kampf mit dem grimmen Fergen, die Donauüberfahrt ins Land des Todes, der Kampf der gewaltigen Brüderpaare Hagen-Dankwart und Else-Gelfrat, während die Andern schlafen, Alles das muthet uns an wie eine düstre Scene aus der germanischen Unterwelt. — Noch mythischer klingt ihr heiteres Gegenbild: Der treue Geführte Kriemhildens, Eckewart, der als treuer Eckart der Genosse der Holda ist, der wilden Jagd voranzieht oder warnend vor der Unterwelt sitzt, wird auf Rüdegers Marke schlafend gefunden, und in dieser hebt nun wie bei den Phäaken das wonnigste Wunschleben an, das in der Verlobung Giselhers mit dem Rüdegerskinde gipfelt und mit dem Kampfe Rüdegers und Gernots tragisch schliesst. Schon Lachmann hat in dem milden Markgrafen einen mythischen Heros vermuthet, und ich glaube, seine Vermuthung durch einen bisher nicht beachteten Beleg verstärken zu können, den ich dem Hamburger Stadterbebuche entnehme. Daselbst heisst

nämlich der heutige Rödingsmarkt in den Jahren 1248—1268 immer nur Rodegeresmarke, Rodegeri Marchia u. s. w. Wir haben hier also eine niederdeutsche Rüdegersmarke noch vor der Mitte des 13. Jahrhunderts als Strassennamen, der schwerlich einen literarischen Ursprung hat, sondern aus alter Volkssage stammt, zumal auch diese Rüdegersmarke höchster Festeslust diente. Früher nämlich feierten hier die Hamburger Brauknechte im Freien volle 8 Tage eine Höge, ein Freudenfest, mit Umzug, Sang und Tanz, bei dem gewiss einst Schwerter oder oben mit Messern versehene Stangen geschwungen wurden, denn es heisst, diese Höge verherrliche das Andenken an einen Sieg, den jene Männer mit solchen Messerstangen über einen eindringenden Feind errungen. Es kommt noch hinzu, dass im 13. Jahrhundert in der Nähe dieser Marke ein Rosendal lag. — So scheinen mir diese Hauptstationen der Burgunderreise, die Elsenmarke und die Rüdegersmarke, nicht einer geschichtlichen Expedition anzugehören, sich aber ganz natürlich in eine Fahrt ins Jenseits einzureihen, wie sie unsere Voreltern sich dachten. — Wenn nun endlich am Ziel dieser Reise auch der Name Attila oder Etzel d. h. Väterchen an Namen unterweltlicher Könige erinnert und nach Etzel Berge heissen, wie nach Gibich und Witige, wenn der Name seiner Gattin Erke oder Herche auch der einer Göttin des Lebens und Todes ist, wenn sie im Waltharius den mythisch klingenden Namen Ospirin trägt, wenn sogar die Hünen, die hinter dem Osterlande, in einem Eddaliede im Morgenlande wohnen, als kyklopische Wesen gefasst werden können, so darf man, glaube ich, die Hoffnung nicht ohne Weiteres aufgeben, auch aus dem zweiten Theile unserer Niblungensage bedeutende mythische Stücke rein herauszuheben. Wenn dies gelänge, so würde sich der Mythus von dem bald glücklichen, bald unglücklichen Kampfe der guten Götter mit den bösen Göttern ums Himmelreich als ein Boden freilegen, aus dem, nachdem eine grosse geschichtliche Bewegung ihn getränkt hatte, beide Theile der Niblungensage erwachsen sind.

M. H. Indem ich hier schliesse, fühle ich, dass der strengen Beweise wenige, der Behauptungen und Vermuthungen viele von mir aufgestellt sind. Es war auch nicht meine Absicht, Ihnen eine mythologische Einzelfrage in streng wissenschaftlicher Form darzulegen, Ihnen eine Blüthe sorgsamst zu zergliedern, es lag mir vielmehr daran, Sie raschen Ganges durch einen geräumigen Garten zu führen, von dem aus man einige freundliche Blicke in die weite Landschaft unsrer Göttersage werfen kann. In der einfachschönen Auffassung der Wunder des Lichtes, zumal der Himmelserscheinung der Morgenröthe, wurzelt der Mythus vom Rosengarten; aus diesem steigen mit wachsender Vermenschlichung der Naturkräfte verschiedene Götter-, Riesen- u. Zwergsagen auf, die unter grossen Umwälzungen in der Geschichte mit historischen Sagen sich verschmelzen. Auch hier und hier besonders ist der Mythus ein Abglanz des Himmels, gleichsam ein auf die Erde gefallenes Stück einer andern Welt, dessen wir uns noch in so späten Tagen herzlich freuen können.

Nach einer kurzen Pause spricht Prof. Dr. Creizenach aus Frankfurt a. M. über

Das „Gaudeamus“ und was daran hängt.

Eine Untersuchung über den Ursprung des Liedes, das bei jeder Feierlichkeit die Stimmung unserer studierenden Jugend erhöht, mag wohl hier am Platze sein, zumal sie anziehende und wenig bekannte Anknüpfungen gewährt.

Hoffmann von Fallersleben[1]) hat neuerdings das akademische Volkslied zum Gegenstand einer Studie gemacht. Er hält dafür, dass es aus der Zeit der fahrenden Schüler stamme. In einer Handschrift des XVI. Jahrhunderts fand er ein Spottlied auf Luthers Heirath (1525), das überschrieben ist „Hymnus Paranymphorum io io io io" und mit den Worten beginnt:

Gaudeamus cum iubilo
Dulces Lutheriaci.
Noster pater hic Lutherus,
Nostrae legis dux sincerus,
Nuptam ducit hodie. Cum iubilo.

„Sollte", fragt Hoffmann, „dasselbe nicht auf die Melodie des Gaudeamus gedichtet sein?"

Hoffmann hat diese Handschrift bei einem Antiquar, wie er glaubt bei Herrn Lempertz in Köln, angesehen. Indessen hat bereits im Jahr 1865 der Archivar G. L. Kriegk zu Frankfurt am Main dasselbe Lied in einem handschriftlichen Foliobande gelesen, der damals zum Bücherlager des Herrn Joseph Bär (jetzt Bär Sotheran & Comp.) gehörte. Dieser Band rührt nach Kriegks Urtheil aus dem zweiten Viertel des XVI. Jahrhunderts her und ist in Rheinhessen niedergeschrieben worden; er enthält unter Anderem auf sieben Blättern 16 lateinische Spottgedichte auf Luther und seine Anhänger. Aus einem derselben theilte Kriegk in einem Frankfurter Blatte die beiden ersten Strophen eben wegen ihres Anklanges an das Gaudeamus mit; sein Text ist nicht ganz derselbe wie der Hoffmann'sche, namentlich die Aufzeichnung des Refrains bietet Abweichungen. In der Frankfurter Handschrift ist eine Melodie in Noten beigefügt, doch „nicht ganz dieselbe, nach welcher das Lied jetzt gesungen wird." Kriegk meint, das Gaudeamus hänge offenbar mit diesem Spottgedichte zusammen; Hoffmann bemerkt, ausser dieser zweifelhaften Spur des Studentenliedes sei im XVI. und XVII. Jahrhundert keine nachweisbar.

Die Spur ist jedoch irrig. Das von beiden Forschern aufgefundene Lied hat, obwohl das typische Wort Gaudeamus in dasselbe eingedrungen ist, keinerlei Zusammenhang mit dem Studentenliede. Das Spottlied ist vielmehr die Parodie eines von Euricius Cordus um das Jahr 1515 für den Humanistenkreis in Erfurt gedichteten Dithyrambus, eines Weinliedes, dem die Fiktion zu Grunde liegt, dass es in einem Verein von hellenisch gesinnten Männern angestimmt werde; die Martinsnacht, für die es ursprünglich abgefasst ist, wird hier als eine attische Nacht angesehen, die Gäste heissen Homersgenossen (Homeriaci, in der Parodie Lutheriaci), und der Refrain io io deutet eben an, dass es ein Bacchusgesang ist. Das Lied hat einen schwungvollen Ton, und die antikisierende Stimmung ist glücklich eingehalten. Der Anfang lautet:

Gaudeamus io io,
Dulces Homeriaci.

Es folgen im echten Lied 31 sehr regelmässig gesetzte dreizeilige Strophen nach folgendem Schema:

Noster Vates hic Homerus,
Dithyrambi dux sincerus,
Pergraecatur hodie. Jo. Jo.

---

[1]) Gaudeamus igitur. Eine Studie von Hoffmann v. F. Nebst einem Sendschreiben und Carmen an Denselben von Gustav Schwetschke. Halle, Schwetschke'scher Verlag, 1872. 24 S.

Wir können daraus höchstens schliessen, dass, als Cordus in Erfurt seinen von Paganismus nicht freizusprechenden Hymnus dichtete, der Liedanfang „Gaudeamus“ bereits ein stehendes Ansehen genoss. Und in der That hat das Studentenlied weit ältere und tiefere Wurzeln.

Die kraft- und geistvolle Lyrik der Kleriker, welche im XII. Jahrhundert vorzugsweise die Lateindichtung übten, der sogenannten Goliarden, hatte namentlich in ihrer mehr strengen und kirchlichen Tendenz eine noch immer bemerkenswerthe Nachblüthe, und dieser gehört die älteste Spur des Gaudeamus an, die uns eher nach Frankreich als nach Deutschland hinweist.[1])

Zu den Hauptmotiven jeder echten Lyrik gehört die Vergänglichkeit aller Dinge, und so heben auch diese vortrefflichen Lateindichter besonders gern die Hinfälligkeit menschlichen Ruhmes, die Nichtigkeit menschlicher Anstrengungen hervor. Dieser Grundton herrscht besonders in einer Reihe von Liedern, die man sämmtlich, wie es bei einigen derselben der Fall ist, mit der Aufschrift „de contemptu mundi“ oder „de vanitate rerum humanarum“ versehen könnte. Aus der ergreifenden Mahnung an die Hinfälligkeit alles Zeitlichen gehen aber, je nach dem Ton des Liedes und der Anlage des Dichters, zwei einander völlig entgegengesetzte Nutzanwendungen hervor; entweder folgt nämlich die Andeutung, dass man den Sinn auf das Ewige, Wechsellose, auf das höchste Gut richten müsse; oder der Dichter zieht aus der Flucht des Lebens, wie Horaz so oft thut, die Lehre, dass man sich der Stunde freuen und die noch vergönnte Zeit geniessen solle. — Die Aufforderung zum Ernst und zur Beschaulichkeit wird mehrmals in ausdrucksvoller Weise mit „Igitur“ eingeleitet; so heisst es in einem Bussliede, das ins XII. Jahrhundert zurückreichen muss, nachdem an die Höllenplagen erinnert worden ist: Igitur sit vobis cordi aeterna felicitas. Es liegt nahe anzunehmen, dass wohl auch die Mahnung zur Freude mit diesem Wort eingeleitet werden mochte, da diese ganze Lateinpoesie an typisch wiederkehrenden Wendungen reich ist.

Als eine solche aber, als einen stehenden Versanfang haben wir in erster Reihe die Frage „Ubi sunt“ zu bezeichnen. Sie wird ungemein häufig gebraucht, wo das Entschwinden früherer Grösse durch Beispiele, namentlich durch Aufzählung berühmter Männer veranschaulicht werden soll. Wo befinden sich nun, wird gefragt, die Helden, Dichter und Weisen der Vorzeit?

Ubi Plato, ubi Porphyrius?
Ubi Tullius aut Virgilius?
Alexander ubi rex maximus?
Ubi Hector Troiae fortissimus?

Oder:

Dic ubi Salomon olim tam nobilis,
Vel Samson ubi est dux invincibilis?

---

[1]) Jacob Grimm hat einen nicht immer glücklichen Versuch gemacht, aus lateinischen Wendungen beim Archipoeta deutschen Sprachgeist nachzuweisen, vgl. „Gedichte des M. A. auf König Friedrich I.“ (Kleinere Schriften III, 33); so legt er besonderen Werth auf die arx cerebri, worin Bacchus herrscht. Aber auch Joh. Anton Campanus, Italiener und Verkleinerer der Deutschen, sagt vom Lande der Trinker: Bacchus in arce sedet, cessit neglectus Apollo.

Desselben Versanfanges bedient sich einer der berühmtesten Lateindichter, Walther von Chatillon, in einer Klage über den gesunkenen Zustand der Geistlichkeit:

Ubi sunt Ecclesiam in Christo regentes?

Wie manches geflügelte Wort aber aus diesem Dichter und seinen Genossen in die akademische Sprache übergegangen ist, bedarf keines Nachweises; so verdanken wir seiner Alexandreis das bekannte „Incidit in Scyllam."

Auf die Frage, wohin die Grossen der Vorwelt gekommen sind, lautet einmal die Antwort: Ceciderunt in profundum ut lapides. Diese Antwort wird in einem weit späteren Liede, das vom Verfalle der akademischen Studien handelt, weiter ausgesponnen:

Ceciderunt in profundum
Summus Aristoteles,
Plato et Euripides.[1])

Ein Beweis, wie bei dem regen Betrieb einer in gewissen Kreisen volksthümlichen Lateinpoesie Gedanken und Wendungen sich nach den Gesetzen des Volksliedes fortpflanzten und modificierten. Das stärkste Zeugniss gibt unser Gaudeamus selbst. Diejenigen Zeilen, welche die eigentliche Grundlage desselben bilden, entdecken wir fast wörtlich in einem Hymnus, der den strengsten Charakter der Busse trägt. Dieser Hymnus findet sich in einem Manuskripte der Bibliothèque nationale (impériale, royale) zu Paris, welches mit anderen in einen Band vereinigt ist. Französiche Gelehrte haben es ohne Zweifel gelesen, doch wenig beachtet; auch Edélestand du Méril, der es abdrucken liess (in den poésies populaires latines du moyen âge, S. 125 sqq.) kannte gewiss das Gaudeamus und also den Beziehungswerth für Deutschland nicht, sonst würde er den Hinweis darauf nicht unterlassen haben. Die Handschrift ist mit der Jahreszahl 1267 bezeichnet und das Lied, welchem wir die hierher gehörigen Strophen entnehmen, mit Musiknoten versehen. Es heisst darin:

Vita brevis, brevitas in brevi finietur;
Mors venit velociter et neminem veretur;
Omnia mors perimit et nulli miseretur.
Surge, surge, vigila, semper esto paratus.

Ubi sunt, qui ante nos in hoc mundo fuere?
Venies ad tumulos, si eos vis videre;
Cineres et vermes sunt, carnes computruere.
Surge, surge, vigila, semper esto paratus.

Aus diesen Strophen haben sich einige Zeilen und Halbzeilen auf einem weiten Umwege mit der Strophe Gaudeamus zusammengefunden. Das igitur am Anfange deutet darauf hin, dass die Absingung des Liedes in anknüpfendem Gegensatze zu einem vorher stattgefundenen Gesang, Vortrag oder noch wahrscheinlicher Actus ernster Art gestanden habe; und noch in unserem Jahrhundert bildet das Gaudeamus den Schluss sogar bei Begräbnissfeierlichkeiten. Was die Form betrifft, so haben bekanntlich die Lateindichter des XII. Jahrhunderts, obwohl an Versmassen keineswegs arm, doch kaum eines so häufig

[1]) Diesen Vers sang einmal F. A. Wolf, als er in einer Bibliothek zu dem Raume hinabsteigen musste, wo die griechischen Klassiker aufgestellt waren.

angewandt und so meisterlich durchgebildet, als jene dreizehnsilbige trochäische Reimstrophe, in welcher das „Mihi est propositum“ abgefasst ist; der Deutsche lernt sie am besten aus Göthe's Tischlied kennen, dessen Anfangsverse sogar im Ton an die besten Goliardenlieder erinnern. Diesem Metrum kommen die obigen Strophen ziemlich nahe; doch haben sie statt vier gereimter Zeilen nur drei und als vierte einen anders gemessenen Refrain; auch scheint der iambische Auftakt jeder zweiten Halbzeile beginnenden Verderb anzudeuten.

Nun sind die echtesten Strophen des Gaudeamus diejenigen, welche sich an die Zeilen „Ubi sunt qui ante nos“ und „Vita nostra brevis est“ knüpfen. Gerade diese aber folgen genau jener, wie man sie wohl nennen kann, klassischen 13zeiligen Strophe. Unser Lied hat im Allgemeinen eine lose Struktur und ist sozusagen zusammengerafft; dies zeigt sich vornehmlich in der vierten Zeile jedes Verses, die überall unbeschadet des Gedankenganges einfach weggelassen werden kann, einigemal aber fast nur die dritte Zeile wiederholt. Man merke: „vadite ad superos, transite ad inferos“; oder: „vivat membrum quodlibet, vivant membra quaelibet.“ Hieraus ergiebt sich folgende Vermuthung: jene ältesten oder echtesten Strophen wurden nach einer Melodie gesungen, die zu der klassischen Reimstrophe passte; und zwar in der Weise, dass die dritte Halbzeile wiederholt wurde; etwa wie wenn man sänge:

Crescit uva molliter
Et puella crescit;
Sed poëta turpiter,
Sed poëta turpiter
Sitiens canescit.

Dass genau dasselbe Gesangsverfahren (Wiederholung der dritten Zeile unter vieren) bei Kirchenliedern vorkommt, ist allbekannt. In der ersten Strophe des Gaudeamus haben die dritte und die vierte Zeile acht Sylben statt sieben (post jucundam juventutem, post molestam senectutem), was beim Absingen Vielen beschwerlich ist. Gleichwohl hat Göthe diese Modification, die mindestens keine Verschönerung ist, einem trefflichen Liede, der „Generalbeichte“, zu Grunde gelegt.

Unser Lied bietet in den älteren Abdrücken nicht viele Varianten; in dem ältesten, von Kindleben veranstalteten, fehlt, wie Hoffmann berichtet, eine der beiden achtsylbigen Zeilen. Dagegen hört man beim Absingen manche Verschiedenheiten, die zum Theil aus dem Bestreben entstanden sein mögen, dem stellenweise dürren und unverständlichen Text aufzuhelfen; so kommt statt des „ubi jam fuere“, das keinen rechten Sinn gewährt, mitunter vor: „quos si vis videre;“ oder: „Ubinam? Fuere!“

Eine Ueberlieferung besagt, das Gaudeamus in seiner jetzigen Form sei zum ersten Mal bei einer Festlichkeit zu Ehren der berühmten Olympia Morata, die 1555 zu Heidelberg starb, gesungen worden. Wir wollen diese Angabe weder stützen noch widerlegen. Jedenfalls wurzelt unser akademischer Gesang nach Wesen und Ursprung im späteren Mittelalter, dem es eigen war, sich in seinen Geistesspielen, mögen sie nun der Skulptur oder der Dichtung angehören, zwischen den beiden Polen von Büssung und Humor, von Fronleichnam und Carneval, von Todtentanz und Narrenschiff zu bewegen.

Hierauf stellt Oberlehrer Dr. O. Jänicke aus Berlin den Antrag: die Sektion wolle beschliessen, die Regierungen von Oldenburg und Mecklenburg-Schwerin zu ersuchen,

den Herrn Dr. A. Lübben in Oldenburg und Dr. K. Schiller in Schwerin, als den Herausgebern des mnd. Wörterbuchs, eine Erleichterung von den Schulgeschäften und eine positive Unterstützung zu gewähren.

Der Vorsitzende Prof. Zarncke schlägt vor zu diesem Behufe eine Petition an die betreffenden Landesfürsten und an den deutschen Kaiser als Beherrscher des weitesten Gebietes niederdeutscher Zunge zu richten.

Die Versammlung wählt das Präsidium und den Antragsteller Dr. Jänicke zum Comité und ermächtigt dasselbe die nöthigen Schritte zu thun.

Vicepräsident Prof. Dr. R. Hildebrand fordert die Versammlung auf zur Unterstützung der wackern deutschen Bestrebungen südtiroler Gemeinden, die Prof. Zingerle schon bei der Kieler Versammlung angeregt hatte. Prof. Zarncke beantragt den augenblicklichen Bestand der Sektionscasse — 20 Thlr. — dem Innsbrucker Comité zur Unterstützung der deutschen Gemeinden in Welschtirol zu überweisen. Die Sektion genehmigt den Antrag.

Der Vorsitzende theilt noch mit, dass der für die 4. Sitzung angekündigte Vortrag des Prof. Dr. V. Jacobi in Leipzig vermuthlich wegfallen werde, da Jacobi noch nicht als Mitglied der Sektion sich eingezeichnet habe.

IV. Sitzung der deutsch-romanischen Sektion.
Sonnabend, den 25. Mai.

8½ Uhr. Vortrag des Dr. H. Schuchardt aus Leipzig „über die syntaktischen Modifikationen anlautender Consonanten im Mittel- und Süditalienischen." Mit dem Namen syntaktischer Modifikationen bezeichnet derselbe Veränderungen eines Wortes im Zusammenhang des Satzes, die durch das Zusammenwirken des Aus- und Anlautes hervorgebracht werden. Zu diesen gehört vor allem ein in den mittel- und süditalienischen Dialekten sowie im sardischen herrschendes Anlautsgesetz, welches je nach der Beschaffenheit des Auslauts des vorhergehenden Wortes den anlautenden Cons. des folgenden in einer starken oder schwachen Form unterscheiden lässt. Redner verfolgt diese Erscheinung unter Beibringung einer Fülle von instruktiven Belegen durch die einzelnen ital. Dialekte hindurch. Eine bedeutende Anzahl von Verstärkungen anlautender Cons. führen sich auf eine Art Assimilation oder besser consonantischer Ersatzdehnung zurück.

Prof. Hildebrand bringt Beispiele ähnlicher Assimilationen aus oberdeutschen Dialekten, Prof. Schröer desgl. aus dem Magyarischen bei.

Prof. Lidforss aus Lund tritt dem Vorschlag des Dr. Schuchardt bei, an Stelle von „Consonantischer Assimilation" den wissenschaftlichern Ausdruck „Consonantische Ersatzdehnung" treten zu lassen.

Nach Schluss der Debatte erledigt der Vorsitzende einige geschäftliche Angelegenheiten. Er theilt mit, dass das Gesammtpräsidium die Anregung einer Sammlung für die Tyroler Gemeinden in der Gesammtsitzung nicht wünschenswerth gefunden habe. — Zum nächsten Versammlungsort ist Innsbruck gewählt, zum Präsidenten der germanistischen Sektion Prof. Zingerle daselbst.

Sodann beantragt der Vorsitzende an Stelle des schon seit langer Zeit zu eng gewordenen Namens „Germanistische Sektion“ den richtigeren „Germanistisch-romanistische Sektion“ zu setzen. Dr. H. Schuchardt aus Leipzig möchte statt dessen lieber germanoromanische Sektion vorschlagen. Eine Interpellation des Dr. A. Schönbach aus Wien über die Stellung der german. Sektion zu der neubegründeten Sektion für neuere Sprachen beantwortet Dr. Knauer aus Leipzig dahin, dass letztere lediglich praktische, pädagogische Zwecke verfolge. — Vicepräsident Prof. Hildebrand beantragt als Sektionsnamen deutschromanische Abtheilung. Nachdem ein Einwand des Vicepräs. Prof. A. Ebert, dass der Name deutsch zu eng sei durch Berufung auf J. Grimms deutsche Grammatik zurückgewiesen ist, ziehen Prof. Zarncke und Dr. Schuchardt ihre Anträge zurück, und es wird der Name

Deutsch-romanische Abtheilung

von der Sektion genehmigt.

Hiernach theilt der Vorsitzende Prof. Zarncke der Versammlung mit, 1) dass Herr Max Moltke das Präsidium ersucht habe, die Sektion davon in Kenntniss setzen zu wollen, dass der in den zur Vertheilung an die Mitglieder der Philologenversammlung eingesandten Nummern des von ihm redigierten deutschen Sprachwarts enthaltene Aufsatz des Prof. V. Jacobi durch Druckversehen arg entstellt sei; 2) dass auf eine briefliche Anfrage des Prof. V. Jacobi, ob die Zeit noch die Abhaltung seines beabsichtigten Vortrags gestatte, das Präsidium eine verneinende Antwort ertheilt habe.

Es spricht alsdann Prof. Dr. G. Gröber aus Zürich

Ueber eine bisher unbekannte „branche“ der Chanson de geste Fierabras.

Die mit diesem Titel bezeichnete altfranzösische Dichtung ist enthalten in einer bisher unbekannten Fierabras-Handschrift der Stadtbibliothek von Hannover, auf die ich durch die Güte des Herrn Prof. A. Tobler in Berlin aufmerksam gemacht wurde.

Die erste Nachricht giebt darüber der von Dr. Bodemann veröffentlichte Handschriftenkatalog der Hannöverschen Stadtbibliothek (Hannover 1867), worin sich unter N. 578 die Handschrift als *„les romans de Fierenbras d'Alixandre et de Charles“* enthaltend aufgeführt findet. Sie ist eine Pergamenthandschrift in gr. 8° von 100 Blättern mit 101 Miniaturen und gehört nach Bodemann dem 14. Jahrhundert an.

Die *Chanson Fierabras* nimmt darin jedoch nur Blatt 25—100 ein, und das Explicit am Fusse des 24. Blattes (verso) lehrt deutlich, dass wir es im Anfang mit einer andern Dichtung zu thun haben. Das Explicit daselbst lautet:

Ici en finist la Destructionn de Rome.

Diese Dichtung umfasst 1510 Alexandriner; die Schrift ist dieselbe wie die des zweiten Theiles der Handschrift, die (33) Miniaturen tragen denselben Charakter, auch die Orthographie hat die gleichen Sonderbarkeiten und deutet auf einen des Französischen nicht völlig kundigen Schreiber hin. Gegen Ende des Gedichtes sind die Verse so durch Silben überfüllt, dass sie abgesehen vom Reim reine Prosa sind, was eine kritische Bearbeitung fast unmöglich erscheinen lässt.

Der Inhalt der „Destruction de Rome“ ist der folgende:

Der Admiral Laban (oder Balan, wie es gelegentlich heisst), Herr alles heidnischen

Landes, der mit Rom Krieg suchte um es zu unterwerfen, hatte drei Brüder: Babilans und Mersires, Laban (sic) und Bruans, die er sich ebenfalls unterwerfen wollte, und zwei Kinder Fierenbras (al. Fierabras) und Floriscar. Er belustigt sich an Bären- und Eberjagden zuschauend, die er seine Leute bei Aigremore ausführen lässt (— 103). Da landet eine Galeere, die aussteigenden Schiffer verlangen mit Laban zu sprechen und werden vor ihn geführt. Der Herr des Schiffes giebt sich ihm als einen treuen Unterthan zu erkennen, der nach Dänemark fahren wollte, um dort Purpur zu kaufen; widrige Winde haben ihn nach Rom verschlagen, wo die Leute der Mannschaft seiner 13 Schiffe, mehr als 10,000 an Zahl, die Köpfe haben abschlagen lassen; nur er und sein Gefolge ist entkommen; der Apostel dort ist ein Verwandter Karls, der Constantinopel vernichten und Labans Glauben verunehren will. In Wuth hierüber zerbricht Laban einen Stab und schwört, nicht zu ruhen, bis er Rom zerstört und das Land verwüstet, Karl die Augen aus dem Kopfe geschlagen haben wird, wenn er Mahomet nicht dienen wolle, und alle Leute in Frankreich gezwungen seien für die Schonung ihres Lebens einen jährlichen Zins von 4 Denaren zu erlegen (— 154). Hier schaltet der Jongleur ein:

Ci commence chanceon qui mult fait a loyer.
Ainc n'oistes si bon(e), s'il vous plest, escoutez,
Et tant fetes pur moi qe (ie) l puys(e) chanter.

Laban versammelt darauf seinen Rath, legt ihm die Sache vor und erklärt für nothwendig, dass er an Karl Rache nehmen, und all' sein Land, das ja von Alters her eigentlich ihm gehöre, erobern müsse. Sortibrans ist ganz seiner Meinung; er sagt:

Cil qe vostre chien bat(e) n'ad a vous amiste(e),
Ke mon seriant fait hunte a droit m'a defie(e):
Romain(e)s ont mortz vos hommes or(e) soit si amende(e),
Qe pur un (sul) des nos soient. m. desmembre(e) . . .

u. s. w. Alsbald wird bei den Höhen von Mantriblo ein Heer gesammelt, die Schiffe werden ausgerüstet, vor der Abfahrt bittet Lucafer de Baldas um die Gunst Laban die von ihm zu fangenden Grossen Karls, Roland, Olivier, Naimes, Richard, Ogier zuführen zu dürfen und fordert dafür die Hand seiner Tochter Floriscar. Balan giebt seine Einwilligung dazu, Floriscar begehrt den zukünftigen Gemahl zu sehen, der dies Begehr schon für Zustimmung hielt und sie zu umarmen in Begriff steht, als ihn eine Ohrfeige von dem Gegentheil belehrt:

Li rois ont mult grant hunte, mais ne(l) se volt irrer,
Pur ceo qe hom(e) ne doit a femme coroucier.

Erst wenn Frankreich erobert ist und Lucafer die Grossen Karls nebst Gui von Burgund, den sie sehr hat rühmen hören, gefangen haben wird, wird sie bereit sein ihn zum Gemahl zu nehmen. Doch muss sie einwilligen mit ihm verlobt zu werden (—300). Das Heer wird eingeschifft.

Auf einem der glänzend ausgerüsteten Schiffe befindet sich Floriscar mit ihren dreissig Jungfrauen aus königlichem Hause,

Ouck(e) lui son follet a ki cal se bauie
Ke lui chaunte (des) songes a hour(e) de complie
Et fables et chaunceouns tant q'eal est endormie.

Sie spricht oft von Karl und von Frankreich und richtet an Maragonde die Frage

ob sie wohl sehr ungehalten sein würde, wenn sie sich taufen liesse. Maragonde verweist ihr solche Rede:

> *Mais pur nient l'emprise, puis fust cal baptizie*
> *Et si crust (.) en Dieu le fitz seint(e) Marie.*
> *(Grant) mestier i out Rollant et tot sa compaignie:*
> *Pur Gyon de Burgoyn(e) lour salva cal la vie;*
> *En la tour d'Aigremore qe vers le ciel (h)umbrie*
> *La les ont Labam puis en grande*[1]*) fermerie* (— 378).

Die Schiffe kommen bei Rom an, die Mannschaft landet, an den Bewohnern der Umgebung werden Gewaltthaten verübt, das Land verwüstet; was sich retten kann, flieht nach der Stadt zum Apostel, man klagt ihm das Geschehene und bittet um Rath (—513). Es erhebt sich Garin de Pavie, der von Karl Placence und Ivorie zu Lehen, ein Quartier von Rom unter seiner Seignorie und die Obhut über die Tour Croissant hat. Er räth an Karl um Hülfe zu senden. Dies widerräth jedoch Graf Savaris, der ebenfalls einem Quartier von Rom vorsteht, der die Tour Noison in Obhut hat, in der Lombardei geboren und Sohn des Herzogs von Ungarn ist. Er erklärt die Absendung eines Boten an Karl für Feigheit und unmöglich und will in der Nacht mit seiner Mannschaft sich nach der Haupthut von Rom nach Miraus begeben, um sich durch die dortige Besatzung zu verstärken. (613).

Inzwischen hat Lucafer die Beute und die Gefangenen eingebracht, die letzteren werden getödtet, die Sarazenen verbringen eine freudige Nacht. Mit 1000 Mann gelangen Savaris und Garin über den Mont Chevrel nach Miraus; von dort übersehen sie das mächtige Heidenheer. Dem Prevôt wird die Bewachung des Thors übertragen, Savaris und Garin machen mit den Mannschaften einen Ausfall, bei dem sie aber nach Rom zurückgeworfen werden (—759). Die Heiden rücken vor die Mauern, die sie zu zerstören suchen und die von der Bürgerschaft bis zum Abend vertheidigt werden. Am andern Morgen wird auf Savaris' Rath ein Ausfall unternommen, an dem sich auch der Pabst betheiligt; Savaris macht den Nachtrab. Der Pabst wird vom König von Nubien vom Pferde geworfen, er lüftet ihm den Helm und ist im Begriff ihm das Haupt abzuschlagen, als er die Tonsur bemerkt, worauf er davon absteht, denn er wäre beschimpft, wenn er es thäte; mit dem Spott, er solle lieber im Kloster die Glocken läuten als im Felde Schwert und Lanze tragen, lässt er ihn frei; Savaris und Garin retten den Pabst aus der Gefahr, Savaris rächt den dem Pabst angethanen Schimpf an dem König von Nubien. Auch diesmal müssen sich die Christen nach Rom zurückziehen (—880), doch bleibt ein Angriff der Heiden auf die Mauern auch diesmal erfolglos. Laban lässt daher durch seinen *engineor* die Belagerung vornehmen, aber die Christen schlagen sie kräftig ab (—981). Nun räth Lucafer zu einer List: er werde seinen Leuten die Tracht und Bewaffnung der Mannschaft Savaris' anlegen, mit ihnen sich in einen Wald verbergen und, wenn Savaris einen Ausfall machen werde, sich zum Thore der Stadt begeben, wo sie der Pförtner in dem Glauben, Savaris' Leute zu sehen, einlassen werde. Die List wird ausgeführt und gelingt, die Christen in Rom werden ermordet, einige retten sich hinter das Thor des zweiten Mauergürtels (baile) und wehren dort Lucafer ab, der die Schutzwehren (garrettes)

[1]) Ms. grant.

in die Gräben stürzen lässt (—1059). Als Savaris zum Thor zurückkommt, findet er es verschlossen. Er stürzt sich daher in den Kampf zurück: Alle fallen, auch Garin, und Savaris fällt von der Hand eines schweinsköpfigen Riesen Estragot. Seine Seele geleitet der Engel Gabriel zum Himmel (—1099).

Die Bürger von Rom haben die Vernichtung der christlichen Mannschaft gesehen, der Pabst erhielt ebenfalls davon Kunde. Ein Ritter rieth ihm nun Jemand an Karl um Hilfe zu senden. Ein Clerk setzt den Brief auf, Jeffroy wird mit der Botschaft beauftragt, Karl soll eilig kommen, da sonst die Krone und die vielen Reliquien in die Hände der Feinde fallen würden. Jeffroy gelangt nach Paris, Karl sendet sogleich Gui von Burgund mit 50,000 Mann nach Rom ab und will in einem Monat mit dem gesammten Heere nachfolgen (—1187). Inzwischen fällt Rom in die Hände der Feinde; ein Pförtner öffnet Fierenbras die Thore, der mit Lucafer (sic! es bleibt unbeachtet, dass Lucafer schon in der ersten Baile sich befindet), Sortibrans, Clamaton und Mordas einzieht, aber sogleich dem Pförtner für seinen Verrath das Haupt abschlägt. Alles wird ermordet, wenige retten sich nach dem Grossmünster St. Peter; dort wird der Pabst am Altar getödtet; ein alter Kanonikus von 200 Jahren muss Fierenbras die Reliquien und die zwei Büchsen des Balsams, mit dem Christus gesalbt wurde, und der jede Wunde heilt, ausliefern. Münster und Stadt werden ausgeraubt und niedergebrannt. Die Heiden verlassen darauf die Stadt; Fierabras übergiebt seinem Vater die Reliquien, behält die Balsambüchsen und räth Laban nach Spanien zurückzuziehen, da Karl nicht zögern werde, sich zu rächen (—1330). Dies geschieht, man fährt nach Morimonde zurück (—1353).

Bald nach dem Abzug kommt Gui vor der brennenden Stadt an, und nimmt 8 Tage ausserhalb derselben Herberge. Karl langt bald nach ihm an, erfährt das Geschehene, den Raub der Reliquien und die Flucht Labans nach Spanien; eine Flotte führt sein Heer dorthin. Er errichtet seine Zelte in den Thälern von Morimonde und lässt sogleich einen ersten Angriff auf Morimonde unternehmen. Auf die Nachricht von seiner Ankunft hat Laban Fierenbras aufgetragen, ihm den Kopf Karls zu bringen. Karl hat Olivier, Roland, Gui und Ogier mit 50,000 Mann, Olivier in der Avantgarde, gegen Morimonde geschickt; sie gerathen mit Fierenbras im Kampf, Olivier wird von Fierenbras in die Brust verwundet, das Heidenheer erhält durch Sortibrans eine Verstärkung, und obgleich die Christen tapfer kämpfen, müssen sie sich doch nach dem Ausgang einer Furt [issu(e) d'un gué(e)] zurückziehen. Sie würden alle erschlagen worden sein, wäre ihnen nicht die barnage de France mit Renier de Genes und den vieillard(s) barbés zu Hilfe gekommen, die bis zum Abend den Heiden Widerstand leisten (—1495). Dann zieht man sich ins Lager zurück. Nach dem Souper rühmt sich Karl:

sei comence[a] a vaunter
Et dist qe les veillard[es] [barbes] q'il avoit amener
En ont meuz combatu[1]*) [le jour] des jofenes d'assez,* —

worüber Roland und Olivier sehr erzürnt sind:

A cet mot[e] sei corusa Rollant et [licont] Olivier. —
Mais nequedent li rois gran [te] ment s'est[2]*) pourpense[e],*

---

[1]) Ms. combate; [2]) Ms. sei.

Grant serment en jora par deu de majeste[e]
Qe [james] ne retornera pur vent ne pur orre,
Si nau[e]ra les reliques par force [re] conqueste[e].

Mit dieser Verkündigung schliesst das Gedicht, und der Jongleur fordert in den darauf folgenden Schlusszeilen seine Zuhörer auf:

[Ore] orres bon(c) chanceon, si l voles escouter,
El tant vous[re] quer[e], seignurs, q'ieo le puis(c) chaunter.

Er hatte also noch weiter zu recitieren und offenbar das, was die Verkündigung ausspricht, die Eroberung der Reliquien, die in der Chanson Fierabras erzählt wird, die auch in der Handschrift folgt — freilich mit dem nämlichen Eingangsliede, wie in den bisher bekannten Fierabras-Handschriften, die sie als ein für sich bestehendes Gedicht zu documentieren scheint. Vers 1—39 des Fierabras aber bei Seite gelassen ergiebt sich ein so inniger Zusammenhang zwischen diesem Gedicht und der Destruction, dass die Verse 40 ff. nicht nur dem Sinne nach sich unmittelbar an die vier vor der Jongleur-Aufforderung stehenden Schlussverse der Destruction anschliessen, sondern auch dem Reime nach.

Sind nun beide Gedichte von einem Verfasser? Oder bestand der Fierabras früher und ist ihm die Destruction vorgedichtet worden? Oder ist der Fierabras eine Fortsetzung zur Destruction von einem andern Dichter? Alle drei Möglichkeiten wären denkbar, und sie sollen im Folgenden kurz erörtert werden.

Die letztere Annahme erweist sich von vorn herein als unrichtig, da die Destruction dann als ein selbständiges Gedicht bestanden haben müsste, was nach ihrer ganzen Anlage nicht der Fall gewesen sein kann; sie entbehrt eines befriedigenden Schlusses, der erst mit der Erzählung von der Wiedergewinnung der Reliquien und der Rache Karls an den Heiden für die Zerstörung Roms im Fierabras gegeben ist: ein Chanson de geste-Dichter konnte nicht blos die Zerstörung Roms anticipieren, denn das christliche Mittelalter kannte keine Tragödie. Besser begründet würde die zweite Annahme scheinen, wonach die Destruction eine Vordichtung zum Fierabras, der Fierabras also ein in sich befriedigendes, vollständiges Ganze wäre. Sein etwas unvorbereitet in die Handlung versetzender Eingang könnte freilich eine Motivierung von Karls Zug gegen Balan, wie sie in der Destruction gegeben ist, vermissen lassen, allein man ist ja geneigt es als eine Eigenthümlichkeit der echten epischen Dichtung zu betrachten, dass sie sogleich mitten in die Handlung hineinversetze, und irgend eine Handlung, irgend ein Moment des Sagenstoffes aufzugreifen vermöge, da sie es mit über das ganze Sagengebiet unterrichteten Zuhörern zu thun habe, denen sie die Orientierung überlassen könne: freilich ist gewiss die ganze Chanson de geste-Poesie keine epische Dichtung in diesem Sinne. Aber aus dieser Annahme erklärte sich auch die Erscheinung, dass die zahlreichen französischen Handschriften mit sammt der provenzalischen Uebertragung und die noch zahlreicheren Bearbeitungen des Fierabras in anderen Sprachen, in Prosa und in Versen, von einer Destruction nichts wissen und doch vielen für sich verständlich gewesen sind. Sollten sie denn alle auf eine verkürzende Redaktion einer Dichtung zurückgehen in der Destruction und Fierabras vereinigt waren? Ein Gedicht wie die Destruction zu verfassen, dazu bot ja der Fierabras selbst mancherlei Anhalt dar, und allzu grosse Kunst setzte es nicht voraus, dem Fierabras einen eng anstossenden Anfang vorzudichten, der wenig motivierende

und orientierende Eingang des Fierabras konnte sogar ein Antrieb zu einer motivierenden Vordichtung sein. Angaben und Andeutungen über vorausgegangene Ereignisse enthält der Fierabras mehrere z. B.: in den Versen 54—62 (zl. 130—135) wonach Fierabras Rom zerstört, den Apostel getödtet und die Reliquien entführt hat, VV 27—39 gedenken des Kampfes, der bei Morimonde zwischen den jungen Kriegern Karls, Roland und Oliver gegen die Heiden stattgefunden hat, wobei Oliver verwundet und wonach Roland verspottet wurde; Fierabras und Floriscar sind hier ebenfalls Kinder Balans, Lucafer der für Floriscar bestimmte Gemahl (2872), Gui de Bourgogne der christliche Ritter, den sie liebt und um deswillen sie sich taufen lassen will (2817—2820, auch Maragonde oder Marabunde tritt hier auf (2176) u. s. w.

Alle diese Angaben konnten wohl zu einer besonderen „branche“ wie die Destruction verarbeitet worden sein. Allein sie ist offenbar eine alte Dichtung und nach einigen Indicien im Fierabras selbst hat sie mit diesem denselben Verfasser.

Was ihr Alter betrifft, so haben wir einen „terminus ad quem“ bei demselben Autor, der einen solchen für den Fierabras abgiebt, bei Philippe Mousket, der seine Chronique rimée in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts beendete und für seine Relation von der Zerstörung Roms und den Zweikampf zwischen Oliver und Fierabras, die er in den Versen 4664—4679 und 4696—4716 giebt, offenbar noch einen Fierabras mit der Destruction vorliegen hatte. Die einzelnen Détails, die Mousket von der Zerstörung Roms giebt, finden sich in unserm Gedicht wieder, so wenn er sagt, Rom wurde gewaltsam genommen, das Volk und der Apostel getödtet (4664—6) und die Stadt verbrannt (4668), die Christen schickten an Karl um Hilfe, der ihnen Gui von Burgund sandte (4675—9); er selbst sammelte sein Heer und zog nach Rom (4696—4700): Die Identität der Relation Mousket's mit der Destruction ist nicht zu verkennen, der Zusammenhang zwischen dieser und dem Fierabras war also auch für ihn vorhanden.

Nichts beweisend für die Abstammung beider Gedichte von éinem Verfasser würden einzelne Verweisungen auf den Fierabras sein, die sich in der Destruction finden, wie wenn dort in den Eingangstiraden, die den Gegenstand ankündigen und das Publicum zum Zuhören auffordern, versprochen wird, dass erzählt werde, wie Rom zerstört, wie Fierabras geplündert, Krone, Nägel, Schweisstuch und andere Reliquien geraubt wurden, wie Karl grosse Pein litt, wie er Frankreich aufbot um Rom zu rächen, die Erzählung werde beginnen mit dem starken König Fierabras und mit der grossen Schlacht, die zwischen Fierabras und Oliver stattfand, womit offenbar der den Fierabras beginnende Zweikampf zwischen beiden gemeint ist (Destruction VV. 21—36; 55—67). Oder wenn bei Gelegenheit der Fahrt Balan's nach Rom von Floriscar vordeutend gesagt wird, dass sie später um Gui's von Burgund willen an Gott glaubte und die im Thurm von Aigremont eingeschlossenen Grossen Karls rettete (Destruction VV. 374—7), welche Erzählung den zweiten Theil des Fierabras ausmacht: Das alles könnte das Werk des vordichtenden Verfassers der Destruction sein, der sein Gedicht mit dem Fierabras in enge Verbindung setzen wollte.

Dagegen sprechen einige unbedeutende Indicien im Fierabras, wie uns scheint, deutlich für die Abstammung beider Gedichte von einem Verfasser:

1) In Fierabras VV. 6—10 heisst es: Nun werdet ihr hören, wie Karl von Frankreich die Krone wiedereroberte, mit der Gott gekrönt wurde,

Et les saintismes claus et le signe honnere,
Et les autres reliques dont illi i ot asses. —

Von den übrigen Reliquien, von denen noch nicht gesagt ist, wo sie sich befinden, konnte der Verfasser doch nur sprechen, wenn er, weil sie seinem Publicum schon bekannt waren, überhoben war sie zu specificieren. Weder er aber, noch sein Publicum hatten eine solche Reliquienkenntniss, dass sie gewusst hätten, welche Reliquien Karl noch ausser den genannten wiedereroberte, denn er bezeichnet sie selbst im V. 62 als

les dignes reliques que je ne sai nommer,

Er musste sie daher, um sie hier als „les autres" zusammenfassen zu können, zuvor schon genannt haben, — und dies geschicht in der Destruction, wo sie 24—28 so aufgeführt werden:

20. *S'entendre mei voles ia vous serra contee . . . .*
24. *Et come la coroue [Jhesu] d'ilok[e] fust enportee,*
Les clou[e]s dout li rois out le soen char navree
Et le digne suaire ou fu envolupee[1])
Au jour[e] du vendredy kant du (sic) *croiç[e] fu ostee.*
Maint[e] di[s]gne relique i out pris[e]et robbee.

Das „suaire" und „mainte digne relique" etc. sind also „les autres reliques dont illi i ot asses" im Fierabras; diese Zeile ist stehen geblieben aus dem ursprünglichen, Destruction und Fierabras umfassenden Gedichte, und der kürzende Redacteur hat sie zu verändern versäumt oder dies nicht nöthig erachtet.

Analog ist eine andere Stelle; es heisst nämlich:

2) VV. 23—31: Karl hatte seine Barone entboten und er führte sie nach Morimonde; und

28. *Oliviers li jentiens, ki taut fu aloses,*
Icil fist l'avantgarde a VC fer armes;
Le val Raier garda tout contreval les pres.
Et paien lor salirent à l'issne des gues.

Da ein Thal keine gues hat und nicht von dem Ausgang der Furthen gesprochen werden kann, ohne dass sie zuvor schon genannt sind, so weist auch hier der bestimmte Artikel auf eine frühere Erwähnung der „gues" hin: dies ist aber geschehen in der Destruction. Dort heisst es an der betreffenden Stelle, wo des Kampfes Olivers in der Avantgarde mit den Heiden bei Morimonde gedacht wird:

1484. *Olivier et Rollant furent si esprove[e],*
Ke en petite houre quarante ont descoupes.[2])
Mais au parte du fin lour fust mal encontre[e].
[Si] com[e] [il] dussent repairer a l'issue d'un gue[e]
Lour[3]) *encoutrerent VM sarrazins [de la loi] mescree.* (sic).

Nach dieser Stelle der Destruction wird es begreiflich, wie der Verfasser im

[1]) Da auf li rois (25) zu beziehen, so stehen hier männliche Reime unter weiblichen, beide Zeilen also vielleicht interpoliert von dem Schreiber, der auch das Masculinum des Part. passivi ee zu schreiben pflegt.

[2]) Ms. K'en une petite houre en ont quarante sarr (azins) descoupee.

[3]) Ms. Li.

Fierabras an obiger Stelle von „des gues“ sprechen konnte; auch hier liegt ein Ausdruck vor, der einem mit dem Fierabras zu dichten anfangenden Verfasser nicht wohl in den Sinn kommen konnte, und es ergiebt sich auch aus dieser Stelle, dass der Fierabras ein abgerissenes Stück aus einem grösseren Ganzen ist, Destruction und Fierabras also einen Verfasser haben. Es scheint hiernach nicht nöthig auf Wahrscheinlichkeitsgründe hinzuweisen, die diese Ansicht weiterhin erhärten können, wie, dass keine unter den bekannten „chansons de geste“ ohne motivierende Exposition darüber beginnt, warum und zu welchem Zwecke ein Unternehmen stattfindet. Im Fierabras heisst es ohne Weiteres: Karl entbot sein Heer und zog nach Morimonde: dass es galt die Reliquien wiederzugewinnen und Rom zu rächen, wird nicht gesagt, Karl zieht eben gegen die Heiden, aber alles das ist motiviert und vorbereitet durch die Destruction. — Auch dass gerade der verwundete Oliver es ist, der den Zweikampf mit Fierabras zu bestehen hat, gewinnt eine andere Bedeutung durch die Destruction; denn hier nur erfährt man, dass Fierabras Oliver verwundet hat: eine solche Schädigung der Ritterehre Olivers kann nach den Anschauungen der Chanson de geste-Dichter nur von ihm selbst durch einen Sieg über den, der seiner Ehre Abbruch that, ausgeglichen werden, und der Fierabras gewinnt durch diese vorausgehende Angabe an Klarheit und Wirkung. Endlich erscheinen auch, worauf man schon öfter hingewiesen hat,[1]) die Eingangsverse des Fierabras 21—39 wegen der Fülle von Handlungen, die sie andeuten und von denen sich der Dichter V. 40 mit einem einfachen „L'endemain par matin“ zu der detaillierten Erzählung abwendet, mehr als eine Rekapitulation von früher Erzähltem, denn als eine Exposition. Referierend wird dort z. B. eines Ereignisses gedacht, das ohne die Destruction unaufgeklärt bleibt:

V. 31. *Cele nuit fut Rollans laidis et mal menés,*

Die üble Behandlung, die Roland am Abend nach dem Kampf bei Morimonde erfuhr, und der Spott, den er sich bei Karl zuzog, weil, wie die Destruction darstellt, die bärtigen alten Ritter Karls besser gekämpft hatten, als die jungen. Erst wer die Destruction gehört hat, kann diesen Vers recht verstehen. — Aber noch auf einen zweiten Punkt glauben wir aufmerksam machen zu dürfen. G. Paris[2]) findet in der oben erwähnten Stelle bei Mousket ein Zeugniss für eine uns nicht mehr erhaltene Chanson de geste, die er „Balan“ betitelt, die in der ersten, bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts reichenden Epoche der Chanson de geste-Dichtung entstanden sei,[3]) und Karls Krieg mit den Heiden bei Rom zum Gegenstand gehabt habe, woraus die Zweikampf-Episode zwischen Oliver und Fierabras losgelöst und beträchtlich erweitert zum Fierabras umgestaltet worden sei; der Umarbeiter habe in den ersten Strophen ein kurzes Resumé des Balan gegeben, die Scene nach Spanien verlegt und dem Gedicht einen chevaleresken Ausgang gegeben: Guis von Burgund vermählt sich mit der getauften Floriscar und wird mit dem ebenfalls getauften Fierabras König von Spanien. Aus Mousket lernten wir, meint er, das alte von dem Verfasser des Fierabras umgearbeitete Gedicht, gleichsam den primitiven Fierabras, kennen, worin die gesammte Handlung bei Rom vor sich ging und Karl, nachdem er

---

[1]) P. Paris in Histoire litt. de la Fr. XXII. 194.
G. Paris in Histoire poétique de Charlemagne p. 251.

[2]) Histoire poét. de Ch. p. 251.

[3]) ib. pp. 72. 73.

dort die Heiden geschlagen und einen neuen Pabst eingesetzt hat, nach Frankreich heimzog. Die Auffindung der Destruction, die ja offenbar das enthält, was G. Paris das Resumé des Balan nennt, könnte geeignet sein die Existenz eines solchen alten Gedichtes in Frage zu stellen, und die Quellen für Mouskel's Relation von der Zerstörung Roms und dem Zweikampf in dem completen, aus Destruction und Fierabras bestehenden chanson vorzulügen scheinen. Es wäre denn ein Irrthum seitens Mouskel's, dass die ganze Handlung bei Rom sich abspielt, denn auch am Ende der Destruction heisst es ausdrücklich, dass Balan nach Spanien zurückfuhr

1344. *Tant nagent nuit et jour a la lune serre*
Q'il sunt venuz en Espaigne . . . .

und dass Karl ihm mit seinem Heere dahin von Rom aus folgt:

1427. *Tant ont il nuit et jour et nage et oigle(e)*
Parmi la mer(e) altisme k'il sunt en Espaigne entre(e).

Der Fierabras steht also hiermit im nöthigen Einklang, wenn in ihm der Kampf um Aigrimore in Spanien stattfindet. Auch, dass Mouskel nicht der Vermählung Gui's mit Floriscar gedenkt, die schon in der Destruction vorausgesagt wird, könnte in einer unvollständigen Kenntnissnahme von Destruction und Fierabras bei Mouskel seinen Grund haben, in die er augenscheinlich nicht so genauen Einblick genommen hat wie in den Turpin, den er genauer ausschreibt als z. B. auch den Gui von Burgund (4680 ff.). Allein eine Schwierigkeit bleibt bei alledem, und man wird doch G. Paris beipflichten müssen, dass Mouskel eine primitivere Fassung des Fierabras (und der Destruction) kannte und dass in der That die Verlegung des Schauplatzes nach Spanien im Fierabras (und dann auch in der Destruction) Werk eines Ueberarbeiters ist.

Es kann nämlich nicht bloss auf einem Irrthum Mouskel's beruhen, dass er den Schauplatz des Zweikampfes zwischen Oliver und Fierabras am Tiber bei Rom gelegen sein lässt (V. 4706), da alle unabhängigen Fierabras-Handschriften, trotzdem, dass die Handlung in ihnen sonst in Spanien sich ereignet, die nämliche Angabe haben (Fierabras V. 1049) und auch die Provenzalische Ueberarbeitung mit ihrer Ortsangabe (V. 1345. els eran riba'l mar) diese Darstellung der Originaldichtung aus Fierabras nicht streitig macht, da sie auch in das von P. Heyse theilweis edierte italienische Gedicht von Fierabreccia (gl. V. 611 und 635 ff.) übergegangen ist.[1]) Das kann nur ein „lapsus" des Ueberarbeiters sein, dass er hier das Original nicht habe ändern können, „weil die Tradition so bestimmt den Zweikampf hätte bei Rom geschehen lassen", wie G. Paris[2]) sagt, steht dahin, da wir für den Fierabras historische Grundlagen anzunehmen kein Recht haben, und das frühere Vorhandensein einer bezüglichen Sage vor der handschriftlichen Aufzeichnung nicht nachweisbar sind. Weiterhin weicht auch Mouskel's Relation von der Zerstörung Roms in einigen Punkten von der erhaltenen Destruction ab, die nicht leicht von ihm selbst herrühren können und daher ebenfalls dafür sprechen, dass er eine ursprünglichere Vorlage gehabt habe. So wird bei ihm Miraus von den Heiden erobert und verbrannt (V. 4667), die Destruction, die diesen Ort als uneinnehmbar bezeichnet (V. 666),

[1]) Vgl. über das Verhältniss der Handschriften und Bearbeitungen des F. meine Schrift: Ueber die handschriftlichen Gestaltungen des Fierabras, Leipzig 1869.

[2]) Historia poet. p. 252, Note 1.

weiss nichts davon; bei Mouskel zieht sich Garin mit seiner Mannschaft nach Château Croissant zurück (VV. 4669–4670), hat dasselbe bis zur Ankunft Gui's vor Rom vor den Heiden vertheidigt und nimmt mit ihm und Richart von der Normandie Miraus wieder ein, — in der Destruction ist Garin mit Savaris gegen die Heiden gefallen:

1083. *Au part du fin en fu(rent) tot(e) les contes (de) trenche*
Et Garin li bon(e) be(er) qe fu en France ne(e);
Salf li cuens[1]) *Savaris tot(e) soul estait remes;*[2])

bei Mouskel geht Gui in Begleitung Richard's nach Rom, in der Destruction Gui allein, und doch wird nur unter dieser Voraussetzung begreiflich, wie Karl im Fierabras gerade Richard über Fierabras befragen und von diesem Auskunft erhalten kann (VV. 126—137), man müsste sich denn den wunderlichen Einfall einer solchen Hergestellung gefallen lassen vor einem unter jener Voraussetzung motivierten und natürlichen Gedankengang des Dichters. Dann weisen auf eine Ueberarbeitung der Destruction wohl auch Ungenauigkeiten in ihr hin, wie z. B., wenn Garin einmal in Pavia geboren heisst (V. 514) das andere Mal in Frankreich (V. 1083) oder wenn Lucafer, der bereits in die erste Baile der Stadt Rom eingedrungen ist, bald darauf an der Seite des Fierabras in dieselbe einmarschiert (s. oben in der Inhaltsangabe). Endlich darf man vielleicht auch aus den Eingangstiraden der Destruction mit gleichem Recht, wie man dies bei Adenes' Ogier und Bertha und bei Jean Bodel's Quitalin aus den Verehrungen entnimmt, die diese Dichter gegen die Behandlung und den Vortrag derselben Dichtungen seitens anderer Dichter den Jongleurs einlegen, in der That schliessen, dass auch der die Destruction vortragende Jongleur sich im Besitz eines von einer andern Destruction abweichenden Fassung wusste, wenn er sagt:

5. *Nuls des altres jug(e) lours k'ils le vous unt countee*
Ne se(g)vent de l'histoire vailant un(e) daree. —
43. *Les altres jougelours s'en soilent (bien) preis(i)er:*
Mais s(i) ore en fuissent ci ensauble X milier
Devant eus oserele bien dire et affichier,
K'euls toutz ne sevent mie le moit(i)e d'un din(i)er.
Par moi orrez le veir . . .

So scheint uns allerdings 1) der Fierabras nur ein Bruchstück zu sein, 2) die Destruction nebst dem Fierabras einmal ein einheitliches Ganze gebildet zu haben, dies aber 3) bereits eine Ueberarbeitung einer verlorenen Dichtung von der Zerstörung Roms, dem Raube der Reliquien und von Karls Zurückeroberung derselben und seiner Rache an den Heiden bei Rom zu sein, die Philippe Mouskel noch bekannt war.

Schiesslich bittet Rev. Witford aus America die Versammlung auch ihrerseits für die Einführung eines allgemeinen linguistischen Alphabets wirken zu wollen.

Darauf erfolgt der Schluss der Versammlung durch den Vorsitzenden, Prof. Zarncke $10\frac{1}{2}$ Uhr.

---

[1]) Mn. contre.
[2]) Mn. fu resmee.

Verhandlungen der Sektion für indo-germanische Sprachwissenschaft.

Die sprachwissenschaftliche Sektion constituierte sich am ersten Tage der Versammlung und wählte Georg Curtius zu ihrem Vorsitzenden. Die zur Unterzeichnung aufgelegte Liste ergab 58 Mitglieder. Am Donnerstag, den 23. Mai hielt Professor E. Windisch einen Vortrag über „das altirische Verbum", dessen Inhalt in folgendem Referat zusammengefasst ist.

Redner besprach in der Kürze nur die zum Präsensstamm gehörigen Formen des Verbs. Denn auch im Altirischen lässt sich mit ziemlicher Schärfe der Unterschied von Verbalstamm und Präsensstamm durchführen. Die Celtologen, namentlich Ebel und Stokes, sind einig in der Anerkennung von 3 Classen der Verba (von Zeuss „Series" genannt) je nach ihrem Präsensstamm. Zur Charakterisierung derselben ist namentlich das Lateinische herbeigezogen worden: Die drei Series der altirischen Präsentia entsprechen der Reihe nach der dritten, ersten und vierten lateinischen Conjugation. Redner machte aber darauf aufmerksam, dass dieselben in Einzelheiten noch genauer zu der gotischen Präsensflexion stimmten. So ist in der I. Pl. *beram* (Ser. I), *ailem* (Ser. III) der A-laut gewahrt wie in got. *bairam* und *sokjam* gegenüber dem lat. *regimus* und *audimus*. Von besonderem Interesse ist die Vergleichung der Formen der zweiten Series mit der entsprechenden durch *haba* repräsentierten Abtheilung der got. schwachen Conjugation: Sing. 1. *caru*, 2. *cari*, 3. *cara*, Pl. 1. *caram*, 2. *caraith*, 3. *carait* hat das *i* des urspr. *-aja-* in denselben Formen gewahrt, wie got. S. 1. *haba*, 2. *habais*, 3. *habaith*, Pl. 1. *habam*, 2. *habaith*, 3. *haband*, während in *amo amas* etc. in allen Formen das lange *â* eingetreten ist. — Das Präsens hat aber im Altirischen überall eine doppelte Flexionsweise; die eine wird vorzugsweise angewendet, wenn das Verb eine Präposition oder gewisse Partikeln vor sich hat, die andere, wenn das Verbum als simplex allein steht: z. B. 3. Sing. *as-beir* profert, *ni beir* non fert, dagegen *berith* fert. Redner sprach die Vermuthung aus, dass die erstere Formation möglicher Weise die secundäre, die letztere die primäre Personalendung enthalte (Grundformen **beris* und **berisi*). Indessen müsse man erst noch mehr zusammenhängende Texte abwarten, um aus den im Zusammenhange der Rede auftretenden Erscheinungen mit grösserer Sicherheit Schlüsse auf den ursprünglichen Auslaut der einzelnen Formen machen zu können. Stokes erklärt die vollere Flexion des Verbum simplex durch spätere (specifisch irische) Affigierung von pronominalen Elementen, was für einzelne Formen wohl nicht zu leugnen ist.

Wegen Mangel an Zeit konnten die übrigen Tempora nur kurz besprochen werden. In Bezug auf das B-Futurum wurde hervorgehoben, dass der hier innerhalb ein und desselben Tempus beobachtete Wechsel zwischen b und f (*carub* amabo, *carfa* amabit) ein weiterer Beweis dafür ist, dass lat. *-bo* in *amabo* und *-vi* in *amavi* eines Ursprungs sind. Im Allgemeinen scheint im altirischen Futurum die Hülfswurzel *bhû* in Conjunktivform, im lateinischen Futurum dagegen in Optativform angetreten zu sein. Ebensowenig ist es

gestattet die B-praeterita des Altirischen und Lateinischen völlig zu identificieren: auch hier ist die Wurzel *bhû* in verschiedener Formation angetreten. — Von den mit *s* gebildeten Formen gehört zum Präsensstamm nur das Praeteritum, nicht aber das Futurum. Während griech. στείξω und ἔστειξα beide den thematischen Vokal des Praesens aufgegeben haben, unterscheiden sich die auch etymologisch entsprechenden altirischen Formen *tiassu* und *tiagsu* dadurch von einander, dass im Futurum das *s* unmittelbar an den Wurzelauslaut *g* (daher die Assimilation zu ss oder *s*), im Praeteritum dagegen offenbar an einen thematischen Vokal trat (daher das Unterbleiben der Assimilation).

Am selben Tage begann auch Dr. Johannes Schmidt aus Bonn seinen längeren Vortrag über die Theilung des indogermanischen Sprachstammes in enger verbundene Einzelgruppen. Der Redner ging von der allgemein anerkannten Thatsache aus, dass die indische Sprachfamilie mit der eranischen aufs nächste verwandt ist. Eine eben so innige Verwandtschaft besteht zwischen den slawischen und lettischen (litauisch, lettisch, preussisch) Sprachen. Die Anerkennung dieser beiden Thatsachen ist das einzige, in welchem sämmtliche von unserem Sprachstamme entworfene Stammbäume übereinstimmen. Ueber das verwandtschaftliche Verhältniss des arischen und slawo-lettischen Zweiges zu einander sowie jedes von Beiden zu den übrigen Sprachen und letzterer zu einander sind sehr verschiedene Ansichten ausgesprochen worden. Schleicher glaubte, dass das Slawolettische dem Deutschen zunächst verwandt wäre und dass beide auf eine nordeuropäische Grundsprache zurückführten. Diese noch ungetheilte nordeuropäische Grundsprache hätte sich zuerst aus der indogermanischen Ursprache ausgeschieden. Dagegen ist von Lottner u. A. die Ansicht aufgestellt, dass sämmtliche europäische Sprachen auf eine Grundsprache zurückgehen, dass sich also die Ursprache zunächst in zwei Dialekte, einen arischen und einen europäischen gespalten habe. J. Schmidt erkennt die nachgewiesenen Uebereinstimmungen zwischen den europäischen Sprachen an und untersucht nun, ob sich diese Sprachen derartig von den arischen unterscheiden, dass man sie auf eine gemeinsame europäische Grundsprache zurückführen muss. Er fasst dabei die Sprachen, welche den arischen geographisch zunächst liegen, das Slawische und Griechische besonders ins Auge. Zeuss, J. Grimm, Schleicher u. A. behaupten die unmittelbare Zusammengehörigkeit des Slawolettischen mit dem Deutschen. Schmidt prüft die hierfür vorgebrachten Gründe und fügt selbst weitere hinzu. Sein Resultat ist, dass die slawolettische mit keiner der europäischen Sprachen in so naher Verwandtschaft steht wie mit dem Deutschen. Andrerseits hat Bopp behauptet, die slawolettischen Sprachen haben sich später von den arischen getrennt als alle übrigen europäischen Sprachen. Die von Bopp dafür aufgestellten Gründe bekunden allerdings eine sehr nahe Verwandtschaft dieser Sprachen, besonders der Umstand, dass eine Verschiedenheit der dem arischen *ç* und *k* entsprechenden Laute nur in den slawolettischen Sprachen zu finden ist, während die übrigen europäischen Sprachen beide gleichmässig durch *k* und dessen lautgesetzliche Vertreter wiedergeben. Ein analoges Verhältniss findet bei den entsprechenden Mediae und Tenues statt, wie Ascoli nachgewiesen hat. Schmidt hebt dann noch mehrere Uebereinstimmungen ausschliesslich zwischen den arischen und slawolettischen Sprachen hervor und kommt zu dem Ergebnisse, dass das Slawolettische, einerseits untrennbar mit dem Deutschen, andererseits ebenso untrennbar mit dem Arischen verkettet, die organische Vermittelung beider ist. Damit zerfällt aber nicht nur die Annahme einer nordeuropäischen Grundsprache, sondern auch die einer europäischen Grund-

sprache. Eine ähnliche Stellung wie das Slawolettische zwischen dem Arischen und Deutschen einnimmt, wird dann für das Griechische zwischen dem Arischen und den italischen Sprachen nachgewiesen. Das Lateinische bildet ferner die Vermittelung zwischen dem Griechischen, Keltischen und Deutschen, das Keltische die zwischen dem Lateinischen und Deutschen. Ueberall sehen wir continuierliche Uebergänge aus einer Sprache in die andere, und es lässt sich nicht verkennen, dass die indogermanischen Sprachen im Ganzen und Grossen desto mehr an Ursprünglichkeit eingebüsst haben, je weiter sie nach Westen vorgerückt sind, und je zwei aneinander grenzende Sprachen immer gewisse nur ihnen gemeinsame Charakterzüge zeigen. Wollen wir nun die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen in einem Bilde darstellen, welches die Entstehung ihrer Verschiedenheiten veranschaulicht, so müssen wir jedes Falles die Idee des Stammbaumes gänzlich aufgeben. Sprachgrenzen gab es innerhalb des indogermanischen Sprachgebietes ursprünglich nicht, frei von einander beliebig weit entfernte Dialekte A und X waren durch continuierliche Varietäten B, C, D u. s. w. mit einander vermittelt. Die Entstehung der Sprachgrenzen hat man sich wohl so vorzustellen, dass ein Geschlecht oder ein Stamm, welcher z. B. die Varietät F sprach, durch irgend welche Verhältnisse ein Uebergewicht über seine nächste Umgebung gewann. Dadurch wurden die zunächst liegenden Sprachvarietäten G, H, J, K nach der einen, E, D, C nach der andern Seite hin von F unterdrückt und durch F ersetzt. Nachdem dies geschehen war, grenzte F auf der einen Seite unmittelbar an B, auf der anderen unmittelbar an L, damit war die Sprachgrenze zwischen F und B einerseits, F und L andrerseits gezogen. Redner schliesst, indem er andeutet, dass wegen der in seinem Vortrage nachgewiesenen Verhältnisse die Sicherheit in der Reconstruktion der indogermanischen Ursprache weit geringer ist, als man zum Theil meint.

Der Schluss des eben referierten Vortrages erfolgte erst in der nächsten Zusammenkunft am Freitag. An denselben schloss sich eine lebhafte Debatte, an der sich namentlich der Vorsitzende, ferner Professor Lange aus Leipzig, Director Kuhn aus Berlin, Prof. Herzog aus Tübingen, Prof. Clemm aus Giessen, und die Proff. Windisch und Leskien aus Leipzig betheiligten. Den Anschauungen des Hrn. Dr. Schmidt wurde zwar von einzelnen Seiten Zustimmung zu Theil und allerseits erkannte man den Werth seiner neuen Untersuchung des schwierigen Problems auf Grund einer grösseren Fülle von Thatsachen an, doch wurde von manchen Seiten geltend gemacht, dass verschiedene von dem Vortragenden gegen die bisherigen Annahmen benutzte Thatsachen wohl einer andern Deutung fähig seien. Man beschloss jedoch diese anziehende Diskussion mit allgemeinem Dank für die von Herrn Dr. Schmidt gegebene Anregung.

Am letzten Tage der Versammlung, Sonnabend hielt Dr. A. Franke aus Celle folgenden Vortrag über die Casusbildung des Indogermanischen.

Meine Herren! Wenn ich es gestern auf mich nahm, der Aufforderung unseres hochverehrten Präsidenten, des H. Prof. Curtius, folgend, Sie auf heute, unseren Trennungstag, noch einmal für kurze Zeit hierher berufen zu lassen, um auch meinen Worten Ihr geneigtes Gehör zu schenken, so kann es dafür nur eine Entschuldigung geben: Das Thema meines heutigen Vortrags, „Ursprung der indogermanischen Casusformen.“ Denn welchen Zweifeln diese Frage noch unterliegt, das lehren am Besten die wenigen Worte, mit denen Herr Prof. Curtius in seiner Ihnen wohlbekannten Abhandlung „zur Chronologie der indogerm. Sprachforschung“ die „Periode der Casusbildung“ eröffnet hat: „Die Ent-

stehung der Casus ist wohl das Allerdunkelste im weiten Bereich des indogerm. Formensystems." Wo aber, frage ich Sie, meine Herren, und wann könnte ein solcher Gegenstand mit grösserem Rechte zur Besprechung vorgelegt werden, als gerade hier in dieser Stadt, deren philosophische Facultät gerade jetzt eine so ungewöhnliche Menge linguistischer Forscher in sich vereint, als eben heute an dieser Stätte, die unsere neubegründete „sprachwissenschaftliche" Sektion und in derselben eine solche Fülle der eifrigsten und z. Th. namhaftesten Arbeiter auf dem Felde der Sprachvergleichung versammelt zeigt?

Aber wenn für eine Besprechung meines Thema's, wie Sie sie doch alle wohl mit mir wünschen, noch einigermassen Zeit bleiben soll, so muss ich freilich dasselbe von vorn herein in der Ausführung selber erheblich beschränken; unmöglich kann ich die Fülle der Räthsel, welche die Casusbildung innerhalb der verschiedenen Völker des indogermanischen Sprachkreises in ihren Suffixen an all den verschiedenen Nominal- und Pronominalstämmen, so im Dual und im Plural wie im Singular aufweisen mag, in dieser kurzen Spanne Zeit vor ihren Augen vorüberführend zu lösen suchen; vielmehr sehe ich mich genöthigt, aus dem allzu bunten Bereiche der überlieferten Formenfülle eine einzelne Casusgruppe herauszugreifen, nicht freilich aufs Gerathewohl, sondern mit Vorbedacht so gewählt, dass in ihrer Entzifferung Ihnen, das ist wenigstens mein Wunsch, der Schlüssel zur Lösung aller Räthsel unserer so dunkelen Frage gefunden scheine.

Als solche Mustercasusgruppe erwähle ich den Singular der consonantischen Declination einsilbiger Stämme. Denn zunächst bin ich überzeugt, auf Ihre Beistimmung rechnen zu dürfen, wenn ich voraussetze, dass im Allgemeinen die Casusformen des Plurals und Duals als die später entstandenen erst nach denen des Singulars und nur aus diesen als den vor ihnen dagewesenen ihre Erklärung gewinnen können; so gewiss als überhaupt in den exakten Wissenschaften stets das Zusammengesetztere aus dem Einfacheren erklärt wird. Dass ich aber unter den 10 von Schleicher unterschiedenen indogerm. Stammesgruppen der ersten von allen den Vorzug gebe, derjenigen, wo die Casussuffixe einsilbigen Stämmen mit consonantischem Kennlaut angetreten sind, das ist, wie Sie mir zugeben werden, aus doppeltem Grunde naturgemäss. Denn einerseits ist diese Gruppe nominaler Stämme dem Urzustande aller Sprachen, dem Wurzelstande, am nächsten geblieben, wird also wohl im Ganzen und Grossen die ältesten Nomina unserer Sprachen in dem verhältnissmässig ältesten Zustande in sich schliessen; wie das denn auch die schon erwähnte Abhandlung unseres verehrten H. Präsidenten sehr scharf hervorhebt. Das aber eingeräumt, wird es auch Ihnen natürlich scheinen vorauszusetzen, dass wir dann auch in der Deklinationsmethode dieser ältesterhaltenen Stämme zugleich die ältesten uns erhaltenen Casusformen, d. i. die Casussuffixe besitzen, die von den Vorfahren der Indogermanen in der Periode der Casusschöpfung am frühesten zu lautlichen Trägern der syntaktischen Casusbedeutungen ausgeprägt sind. Und dazu kommt dann andererseits, dass wir diese verhältnissmässig ältesten Formen der Casussuffixe eben auch gerade an dieser Art nominaler Stämme verhältnissmässig noch am reinsten und unverstümmeltsten bewahrt zu finden erwarten dürfen; weil ja fast alle diese Suffixe vokalischen Anlaut zeigen, bei solchen aber consonantischer Stammesausgang zwar mancherlei Anlass zu phonetischen Umbildungen des Stammes selber, dagegen keine Veranlassung zu phonetischer Verderbniss der Suffixe darbieten konnte, da jeder Vokal nach jedem beliebigen Consonanten leicht sprechbar ist, während vokalischer Ausgang des Stammes Contraktionen

aller Art herbeiführen musste. Deshalb also meine ich, meine Herren, dass sich unsere Betrachtung vor allen Dingen auf die ältesterhaltenen Formen der singularischen Casussuffixe dieser Gruppe nominaler Stämme zu wenden hat, soll anders in ihr der Schlüssel zur Lösung aller Räthsel der gesammten Casusfrage gegeben werden.

Diese ältesterhaltenen Casussuffixe schreibe ich darum vor ihren Augen an diese Tafel, nicht als ob sie Ihnen fremd wären, sondern damit der Grund für die von mir gewählte Classificierung leibhaftig vortritt:

1) Vok. = $\surd$, Nom. = $\surd$ + s, Acc. = $\surd$ + (a)m; — Lok. = $\surd$ + í.

2) . . . . . Gen. = $\surd$ + á-s, Abl. = $\surd$ + á-t, Instr. = $\surd$ + â; — Dat. = $\surd$ $\widehat{+}$ a-í

Denn so springt es in die Augen, dass allen Suffixen der zweiten Reihe ein Element gemeinsam ist: betontes á; durch dessen Mangel also die übrigen ihnen als Suffixe einer anderen Reihe entgegentreten. Dass nämlich das unbetonte a des Accusativsuffixes von anderer Art war als das betonte der zweiten Reihe, lehrt ja nicht bloss der ständige Mangel des Accentes, sondern auch die gänzlich andere Art der Behandlung, die dieses accusative a in der späteren Sprachentwicklung erfahren hat; indem es einmal da, wo es ursprünglich vorhanden war, nachher z. B. im Griech. nicht wie das genitivische ás in ós (padás ποδός), sondern vielmehr in α geschwächt wurde (pádam πόδα); dann aber auch ja schon ursprünglich keineswegs an alle Arten von Stämmen antrat, da vielmehr die Stämme mit vokalischem Kennlaut nur m anfügten, wie altind. sûnu-s sûnu-m gegenüber sunv-ás, und so im Griech. κῖ-ς κῖ-ν gegenüber κι-ός beweisen.

Wenn ich danach annehmen darf, dass Sie diese meine Classifikation aller indogerm. Casus in 2 Reihen, von denen wir die ersteren die complementären, die anderen die supplementären nennen wollen, als nicht von aussen hineingetragen, sondern aus der gegebenen Lautform herausgelesen, folglich naturgemäss anzuerkennen nicht umhin können werden, so thue ich das doch nur unter einer stillschweigenden Voraussetzung; der nämlich, dass wir in diesen Suffixen, so wie sie hier geschrieben stehen, auch die wirkliche Urgestalt der ältesten indogerm. Casussuffixe zu suchen haben. Aber diese Voraussetzung wird auch so lange als begründet gelten müssen, bis nachgewiesen werden sollte, dass eben diese altüberlieferten Lautgestalten in der Zeit, da sie geschlossen wurden, gerade in dem, worauf meine Classificierung ruht, in dem Vorhandensein oder Fehlen jenes accentuierten á, nicht so gelautet haben können oder doch wahrscheinlich nicht so gelautet haben. Das ist aber bis jetzt wenigstens noch von Niemand behauptet worden; denn alle die Verstümmelungen, durch deren Annahme man einige der Suffixe der ersten Reihe auf ursprünglich vollere Formen zurückführen will, treffen nur den Auslaut derselben, nicht ihren Anlaut. So soll bekanntlich gleich das Nominativsuffix s, nach der übereinstimmenden Meinung aller Forscher, aus dem Demonstrativstamme sa, welcher in dieser suffixlosen Form zugleich als Nominativ Sing. Masc. dient, entstanden sein. Und dafür spricht in der That der Umstand, dass neben ihm noch ein anderes Nominativsuffix von ältester Zeit her existirte, das neutrale Suffix t, das freilich nur an vokalischauslautende Stämme trat und ebendeshalb bis jetzt nicht zur Erwähnung kommen konnte, das aber für die Zurückführung des masculinen Suffixes s auf seine vollere Urform von der höchsten Bedeutung und darum jetzt nicht länger zu umgehen ist. Denn zwischen diesen beiden Suffixen, s und t, findet genau das nämliche Genusverhältniss statt, wie innerhalb des genannten Demonstrativpronomens zwischen dem Nominativ Sing. Masc. sa und dem

Nom. Sing. Neutr. ta, während die in beiden zu Grunde liegenden Consonanten identisch sind. Nimmt man hinzu, dass sich der volle Neutralstamm, ta als neutrales Nominativsuffix an der Stelle des abgestumpften t, einerlei aus welchem Grunde, in der gotischen pronominalen Deklination noch erhalten hat, so liegt der Rückschluss auf die Entstehung des maskulinen s aus sa doch wohl auf der Hand. Ob daraus zu folgern ist, dass auch das akkusative m, dessen a ja niemals nach Vokalen antritt, also nur die Rolle eines Hülfselementes zur Verbindung des consonantischen Suffixes m mit consonantischem Kennlaut spielte, daher wahrscheinlich zum Suffixe nicht mitgerechnet werden darf, ob, sage ich, dieses akkusative m in gleicher Weise aus einem ursprünglichen ma zu deuten, steht noch dahin; gleichwie denn auch die Anwendung dieses Suffixes, das ja nicht bloss im Neutrum nominaler Stämme auf -a ganz gewöhnlich, sondern an pronominalen a-Stämmen zuweilen selbst im Masculinum (a-há-m, tvá-m etc.) auch zum Ausdruck des Nominatives verwendet wurde, noch sehr der Aufklärung bedarf. Was die übrigen Casus anlangt, so haben wir keine nennenswerthe Veranlassung, für einen derselben eine vollere Suffixform denn die ältestüberlieferte als ursprünglich vorauszusetzen, müssen uns also zunächst mit der Anerkennung begnügen, dass die Suffixe der zweiten Reihe, die ein gemeinsames betontes á entweder mit s oder t verknüpft, oder aber zu â' gedehnt, oder endlich mit i zu einem Diphtongen (ai oder e' lat. ê = ei = î) verbunden zeigen, von Anbeginn gewissermassen als vier Zweige aus einem Stamme entsprossen sind, der selbst nichts Anderes als das durch accentuirtes á verlängerte Thema des zu beugenden Wortes war. Scheinen Ihnen da nicht, meine Herren, in dieser Vierheit lauter alte Bekannte entgegenzutreten? Oder wäre es etwas so Seltenes aus consonantischen Nominalstämmen durch das betonte Nominalsuffix á neue Nominalstämme entstehen zu sehen, die dann als secundäre Stämme, sei es als Patronymica, sei es als Adjectiva, das Entsprossensein aus dem Begriff des primären Stammes in sich schliessen? Nun zeigt aber diese Wortklasse, die unter allen Arten secundärer Nominalstämme vielleicht die älteste unseres Sprachenkreises gewesen ist, eine dreifache Nominativform, je nach dem Genus, das sie bezeichnet: eine maskuline auf -ás, eine neutrale gewöhnlich auf ám, aber daneben auch auf -át, und eine feminine auf -â, an welcher letzteren nicht die allergeringste Spur eines ursprünglich etwa suffigierten s sich nachweisen lässt, so dass wir durchaus nicht berechtigt sind, dafür eine vollere Grundform -âs als jemals vorhanden vorauszusetzen. Fügen Sie nun zu diesem dreigeschlechtigen Nominative ás át und â' noch die zugehörige Lokativform auf -aí, und Sie haben vor sich zwei in lautlicher Beziehung einander vollkommen identische Reihen:

1) supplementäre Sing.-Casus der conson. Declin.: Gen. ás, Abl. át, Instr. â'; — Dat. aí;

2) complementäre Sing.-Casus der vokal. Declin.: N. m. á's, N. n. át, N. f. â'; Lok. aí.

Sollen wir da noch glauben, dass dahinter nichts Anderes stecke als ein bedeutungsloser Zufall? Muss uns nicht vielmehr diese Entdeckung dazu treiben, wie wir die Bildung erweiterter Themen dadurch erklären, dass wir die gesammte Derivation zurückführen auf Composition als das ursprüngliche einzige Mittel der Weiterbildung aus den Wurzeln als den ursprünglich alleinigen Sprachelementen, so auch die Bildung der supplementären Casus dadurch aufzuhellen, dass wir sie auf complementäre Casus zurück-

zuführen, d. h. als complementäre Casus eines secundären Stammes zu fassen suchen? Denn dass die letzteren jedenfalls früher geschaffen worden, als die Casus der zweiten Reihe, darf seit der Besprechung der Casusfrage auf der Meissner Versammlung als anerkannt gelten. Auch darf dabei nicht Wunder nehmen, dass unter den suppl. Casus, die wir bisher betrachtet haben, keiner auftritt, dessen Gestalt als Nachahmung der Akkusativform oder gar der Vokativform zu fassen wäre. Denn es ist nicht unwahrscheinlich, dass Akkusativ und Vokativ als in der Bedeutung unterschieden vom Nominative erst Schöpfungen späterer Zeiten gewesen sind, da ja noch immer beide Casus mit ihrem Erzeuger, dem Nominative, so vielfach wechseln, dass einerseits die Formen des Vok. und des Akk. gar nicht selten auch für den Nomin. eintreten, wofür Ihnen Belege geben Zeit tödten hiesse, und andererseits die Form des Nomin. noch öfter den Vok., nicht selten aber auch den Akk. zu vertreten hat, das letztere nicht bloss im Neutrum aller drei Numeri, nicht bloss im Dual aller Geschlechter, auch im Plural z. B. aller lateinischen Wörter der 3. lat. Deklination, woran sich nicht nur griech. Wörter, wie πόλεις reihen, deren Akk. auf εις eine andre Erklärung, aus -ιvς oder -ιας, nach sicheren griech. Lautgesetzen durchaus zurückweist, sondern ebensogewiss die sämmtlichen consonantischen Stämme, für deren nominatives -ες gegenüber dem akkusativen -ας entschieden spätere Entwicklung, aus ursprünglich identischer Endung -as in beiden Casus, erweisbar ist. So dass es kaum noch Noth thun dürfte, darauf zu weisen, wie eben diese Differenzierung in den modernen Sprachen fast völlig untergegangen ist, da abgesehen von wenigen Pronominibus weder die rom. Sprachen noch das Engl. sie besitzen, ja auch unsere Muttersprache in allen Pluralen wie im ganzen Femininum, das darin nur dem Neutrum folgte, alle lautliche Unterscheidung von Nomin. und Akk. schon wieder fallen gelassen hat. Wenn wir nun theils aus gewissen Thatsachen der Sprachgeschichte, wie der Entwicklung und dem Verluste des Dualis, theils a priori aus der Betrachtung, dass Bedeutungsunterschiede, die am spätesten erst so klar ins Volksbewusstsein traten, dass sie zu lautlicher Scheidung drängten, von so besonderer Feinheit gewesen sein werden, dass sie auch am leichtesten wieder im Volksbewusstsein sich verdunkeln und demzufolge ihren lautlichen Ausdruck mit der Zeit wieder verlieren konnten, — wenn wir daraus, sage ich, die allgemeine Regel entnehmen dürfen, dass lautliche Differenzierungen überhaupt um so eher wieder verloren gehen, je später sie entstanden sind und umgekehrt: so erklärt sich der Mangel an Nachbildungen der Vokativ- und der Akkusativform innerhalb der suppl. Casusreihe leicht aus der Annahme, dass zur Zeit der Bildung dieser letzteren eben erst 2 complem. Casus syntaktisch unterschieden wurden: der Nomin. (-Vok. -Akk.) einer- und der Lok. andererseits. Einen direkten Beweis dafür, dass eben damals auch das m des Akkusatives und die Suffixlosigkeit des Vokatives in ihrer Bedeutung von dem s des Nominatives noch nicht getrennt waren, würde ich zu führen nur dann versuchen, wenn es mir heute hier vergönnt wäre, auch die plurale und duale Casusbildung heranzuziehen, was mir ja aber die Kürze der zugemessenen Zeit verwehrt, die mir kaum das noch gestatten wird, nun endlich zu der Erklärung selber der vorgeführten Casusformen vorzuschreiten, d. h. zu zeigen, wie der syntaktische Ursprung der Casus eben jene Entstehungsweise ihrer lautlichen Formen, die ich soeben entwickelt habe, nothwendiger- d. i. natürlicherweise erzeugen musste.

Zur Aufhellung aber des syntaktischen Casusursprungs giebt es, wie mir scheint,

nur einen Weg, der uns mit Sicherheit zum Ziele leitet; die Betrachtung des Satzes. Denn die Elementarorganismen der menschlichen Rede, das sind die Sätze; die Casus sind nur einzelne Glieder dieser allein selbständigen Organismen. Gleichwie daher nicht Blatt noch Blüthe entstanden zu denken sind ohne Pflanze, so auch kein Casus ohne Satz. Der ursprüngliche nackte Satz aber ist das Verbum; ich meine natürlich das Verbum finitum. Denn soviel Verba, soviel Sätze, und wo kein Verbum vorhanden ist, wo auch kein solches suppliert werden soll, da ist kein Satz, — das ist noch heute der Charakter des indogerm. Sprachenthums. Wer wollte auch leugnen, dass alleinige Verba finita wie perii, εὐφημεῖτε, pluit, ein jedes für sich allein genommen, einen vollständigen Ausspruch geben? Beweis genug, wie richtig unsere alte Bezeichnung für diese Wortklasse von den Griechen gewählt worden ist; denn ῥῆμα war bekanntermassen so viel wie Ausspruch oder Satz. Wenn aber wirklich im Verbum finitum das punctum saliens unserer ganzen Satzentwicklung zu suchen ist, wenn also neben dem Verbum finitum jeder Casus desselben Satzes nur als eine Näherbestimmung des Verbums selber, gewissermassen als ein Adverbium in weiterem Sinne zu denken ist, so folgt sofort, dass wir die Erklärung des Casusursprungs nur aus der genauesten Erkenntniss der Natur des Verbi finiti gewinnen zu können erwarten dürfen.

Da sehe ich mich denn aber leider genöthigt, von vornherein auf einen Zwiespalt hinzuweisen, in welchem sich meine Auffassung der Grundgestalten des Verbi finiti (der drei Personen des Indicativus Praesentis Activi) mit der bisher fast allgemein gelehrten und angenommenen Erklärungsweise derselben befindet. Denn nach der geltenden Erklärung ist z. B. ἐστί aus altem as-tá entstanden, demnach ein Compositum aus 2 Elementen, einem Nominal- und einem Pronominalstamm, die sich syntaktisch zu einander verhalten wie ein Prädikat zu seinem Subjekte. Ich aber leugne ganz unbedingt, dass ein ursprüngliches indogermanisches as-tá jemals ἐσ-τί hätte werden können, dass betontes á im Auslaut jemals zu griech. betontem í, wie man es nennt, „herabsinken" konnte. Auslautendes á, wo es sich nicht als ά erhielt, ist wohl zu ὁ oder ἑ geworden, zu ί niemals. Und in der That, nur die Verlegenheit, in der man sich bisher diesem í gegenüber befunden hat, kann als Erklärung wie als Entschuldigung dafür dienen, dass man sich bisher erlaubt hat, einen solchen durch keine sichere Analogie zu begründenden Lautwechsel als geschehen vorauszusetzen. Sehen wir uns aber das geistige Wesen des Verbi finiti genauer an, so werden wir, hoffe ich, dieser Verlegenheit entrinnen. Nur bitte ich Sie, von vornherein dem alten, nur zu folgenschweren, zwar längst von Steinthal in seiner allbekannten Schrift „Grammatik, Logik und Psychologie" scharfsinnig bekämpften, aber doch noch kaum erschütterten Vorurtheile zu entsagen, als enthalte der ursprüngliche nackte Satz nichts Anderes als die 2 Elemente Subjekt und Prädikat, als sei er nur der lautliche Ausdruck des geistigen Aktes, den wir Urtheil zu nennen pflegen. Denn wenn wir uns fragen, was doch für eine Vorstellung der Redende, wenn er pluit sagt, dadurch im Hörer erwecken will, so müssen wir antworten: er fällt dadurch nicht bloss das Urtheil, dass einem unbestimmten „Das" [= -t(a)] das Prädikat des „Regens" zukomme, sondern er versichert dadurch zugleich, das jenes „Das", welches er „Regen" nennt, auch wirklich vorhanden, dass es real oder objektiv, nicht bloss ein Produkt seiner Vorstellung, nicht subjektiv sei. Sonach bezeichnete das Verbum finitum von Anbeginn kein blosses Urtheil, sondern eine Wahrnehmung, und bestand deshalb nicht aus 2 Elementen, wie jedes Urtheil,

nämlich Subjekt und Prädikat, sondern enthielt neben diesen noch ein drittes Element, das Element der Objektivation, um es kurz zu benennen; das Element, wodurch eben die Aussage erst zu einer solchen wurde, d. i. zur Verlautbarung einer Wahrnehmung, nicht eines Urtheils. Sind aber im Begriff des Verbums von Anfang an 3 geistige Elemente constitutiv gewesen, so werden wir auch 3 lautliche Elemente in ihm zu suchen haben; und siehe da: die sind vorhanden. Denn eben jenes auslautende i, das die bisherige Linguistik nur aus Verlegenheit falsch erklärt hat, es bietet sich uns als ganz natürlicher Träger jenes dritten Bedeutungselementes dar, als Träger der Objektivation. Denn ich frage Sie: wie anders konnte und kann der redende Mensch noch heute die Wirklichkeit, das objektive Vorhandensein des Vorgestellten dem Hörer lautlich offenbaren, als durch einen demonstrativen Laut, der, ursprünglich stets in Verbindung mit entsprechender Gestikulation, auf die Stelle im Raume hinweist, wo die Erscheinung zu Tage tritt? Bekennen wir uns doch alle zu dem Satze der Metaphysik: Alles, was ist, muss irgendwo sein; nur die Umkehrung dieses Satzes ist es aber, das sichere Bewusstsein jedes Menschen, dass Alles, was irgendwo ist, auch wirklich ist, oder objektiv, die jener Art des lautlichen Ausdrucks für die Objektivation im Verbum zu Grunde liegt. Denn dass dies suffigierte i, das in den Verben der ältesten Art den Accent behauptet, eine solche hinweisende Kraft gehabt haben könne, das zeigt, wenn es eines Beweises bedarf, die griech. Sprache des alltäglichen Verkehres, in der ja ganz dasselbe í, und auch gerade an anderen demonstrativen Stämmen wie τοδ-ί etc., dieselbe Bedeutung noch lebendig erhalten hat.

Dürfen wir demnach die Composition der ursprünglichsten Formen des indogerman. Verbi finiti aus drei Elementen als a priori ebensowohl wie a posteriori gewiss ansehen und diese Ansicht unserer weiteren Betrachtung zu Grunde legen, so ergiebt sich zunächst sofort die Antwort auf die Frage: warum alle vorhandenen Casus in 2 Reihen, complementäre und supplementäre, zerfallen mussten. Denn wenn jeder Einzelcasus eine eigenthümliche Art der Näherbestimmung des Verbums darstellt, das Verbum aber aus Elementen gebildet ist, so sind von vornherein nur 2 Hauptarten solcher Näherbestimmungen möglich und denkbar, da der Redende nur entweder die Absicht haben konnte, ein einzelnes Element des Verbums durch den hinzugefügten Casus nach seiner Bedeutung näher zu bestimmen, oder aber das Verbum als Ganzes, d. h. die Wahrnehmung, die das Verbum als Ganzes ausdrückt, als ein einiges geistiges Wesen aufgefasst, durch seinen casuellen Zusatz erläutern wollte. Ich sage nun: die complementären Casus dienen dem ersteren, die supplementären dem zweiten Zwecke.

Die complementären Casus also, behaupte ich, bestimmen die einzelnen Elemente des Verbi finiti, entweder dessen Nominalstamm, oder seinen Pronominalstamm, oder das suffigirte í und zwar ganz einfach als Appositionen zu diesen Verbalelementen. Das ist am leichtesten nachzuweisen beim letzten von ihnen, beim Lokative. Denn wenn as-t-í ursprünglich bedeutet hat: „athem -das -dórt,“ so ist selbstverständlich, dass ein hinzugefügter Lokat. nichts weiter hinzuthat als die Specificierung der allgemeinen Ortsvorstellung, welche das Element „dórt“ bezeichnet oder richtiger nur angedeutet hatte, d. h. nichts weiter war und ist, als eine erläuternde Apposition zu dem unbestimmten verbalen -í. In diesem Lichte der Auffassung erklärt sich denn auch sofort die Lautform des Lokatives, dessen Suffix ja absolut derselbe Laut ist, auf dessen nähere Sinnbestimmung es gerade ankommt. Das Allgemeine, Erklärungsbedürftige, wird also dem

besonderen, zur Erklärung dienenden Stamme selbst einfach wieder suffigiert, — das ist in Kurzem die Enträthselung des Geheimnisses der complementären Casusbildung. Denn die nämliche Art der Erklärung lässt sich mit dem nämlichen Grade von Evidenz, von lautlicher Identität und geistiger Verständlichkeit, auch weiter anwenden auf die Erklärung des Nominatives. Dass nämlich dieser als Subjektscasus nicht Anderes ist, als eine appositive Bestimmung des pronominalen Verbalelementes, lehrt die Betrachtung jedes Satzes, der überhaupt ein besonderes Subjekt in sich trägt. Oder giebt das Subjekt Romulus in dem Satze Romulus es-t rex irgend etwas Anderes an, als eine genauere — lediglich appositive — Bestimmung des unbestimmten Subjektes „der", das in dem t des Verbums steckt? Dasselbe folgt aber auch indirekt aus der Vergleichung solcher Sätze, die eines Nominatives entbehren; denn der Grund für diesen Mangel liegt dann immer entweder darin, dass eine genauere Bestimmung des Subjektes dem Redenden, weil er es niemals wahrnimmt, nicht möglich ist (wie bei den Impersonalien), oder aber darin, dass dieselbe für die Verständlichkeit des Gesagten gegenüber dem Hörer nicht nöthig ist (wie fast immer bei den Verben der ersten Person, gewöhnlich auch bei denen der zweiten). Und was ist nun das lautliche Zeichen des Nominatives? Ganz derselbe Pronominalstamm, der eben auch in der dritten Person des Verbi finiti die Rolle des Subjektes spielt: der Demonstrativstamm ta! Denn dass das s der Masculina, d. h. der Demonstrativstamm sa, von ältester Zeit her als mit jenem anderen Stamme auf das Engste zusammengehörig, dass sa und ta gewissermassen als Zwillingsbrüder betrachtet wurden, ist anerkannt; die Neutra aber mit t gebildet geben ja das pronominale Verbalement der dritten Person leibhaftig wieder. Auch hier also ist abermals das einfache Appositionsverhältniss, in welchem der Subjektsnominativ zu dem Pronominalelemente der 3ten Person des Verbi finiti gedacht werden sollte, auf dieselbe natürlichste Weise zum Ausdruck gebracht, wie beim Lokative: durch Suffigierung eben desjenigen pronominalen Lautelementes, zu dessen Näherbestimmung das Subjektsnomen apponiert wird, an dieses Nomen, das solcher Näherbestimmung dient. Damit Sie sehen, mit welchem Rechte ich gerade diese Verlautbarungsweise appositiver oder specificierender Näherbestimmungen als natürlichste bezeichne, erinnere ich Sie an ein Ihnen wohlbekanntes Analogon aus späterer Zeit: an die Bildung des Relativsatzes, dessen „beziehendes" Pronomen ursprünglich ja bekanntermassen auch nichts Anderes als eine einfache Wiederholung des demonstrativen Pronomens (oder Artikels) war, dessen Näherbestimmung eben der Relativsatz hinzufügen sollte. Steht demgemäss meiner Erklärungsweise bis hieher der Umstand förderlich zur Seite, dass sie sich innerhalb der Schranken anerkannter Entwicklungsnormen der indogerm. Sprachen bewegt, so scheint sie doch durch ihre eigenen Consequenzen erschüttert zu werden. Denn ihr zufolge hätte ja, wenn nun zu einem Verbum der 1. oder 2. Person ein Nominalstamm als Subjekt gefügt werden sollte, an diesem Stamme die Subjektsrolle, der Nominativus, durch Suffigierung der Pronominalstämme dieser Personen, ma und tva, ausgedrückt werden müssen. Dass dem entgegen das Subjekt der 2. Person, der Vokativ, nur den suffixlosen Stamm besitzt, ist aber doch wohl leicht zu erklären. Denn da der Redende bei der Nennung des Vokatives zum Genannten hinüberblickte, so war hier die Gestikulation genügend, den lautlichen Ausdruck des gedachten Appositionsverhältnisses zu vertreten, da beide Laute, der Pronominalstamm der 2. Person innerhalb des Verbums und der ihm apponierte Nominalstamm des

Vokatives, in der gleichen gestikulativen Beziehung auf den Angeredeten ein deutliches sichtbares Band empfingen, das den Redenden der Nothwendigkeit überhob, das sonst gebräuchliche hörbare Band hinzuzufügen. Und was die erste Person betrifft, so könnte man sagen: bei ihr hätte zu selten Veranlassung vorgelegen zur Hinzufügung eines besondern Subjektes, um eine besondere Nominativform für diesen Fall hervorzubringen. Oder war vielleicht eine solche ursprünglich in der That vorhanden? Gab es Anfangs neben dem Nominative der 3. Person auf t oder s auch einen Nominativ der 1. Person auf m, das aus dem Pronominalstamm ma so abgestumpft wurde wie s aus sa und t aus ta? Ich gestehe, dass mir diese letztere Annahme gar Manches für sich zu haben scheint; wenigstens würde sich dann erklären, woher die räthselhafte Verwendung des meistens akkusativen m als Nominativsuffix stammen konnte; und, was von besonderer Bedeutung ist: die Form des Akkusatives selber würde dann eine Erklärung finden, deren sie sonst noch durchaus enträth. Denn wenn der Lok. die Apposition zu dem lokalisierenden í des Verbums, der Nom. und Vok. die Appositionen zu den Pronominalstämmen desselben liefern, so muss der Akkusativ geschaffen sein, um für den geistigen Gehalt des einzigen noch übrigen Verbalelementes, das wir gewöhnlich „Verbalstämme“ nennen, die nöthige Ergänzung hinzuzufügen. Deren lautliche Bezeichnung konnte nun aber in der Weise, wie bei jenen 3 anderen Casus, nicht wohl versucht werden. Denn da jedes einen eigenen Verbalstamm hatte, so hätten ja auf diesem Wege ebensoviele verschiedene Lautformen als Complemente des prädikativen Verbalelementes entstehen müssen, als es verschiedene Verbalstämme gab: d. h. der Akkusativ allein hätte an sich eine im strengsten Sinne unendliche Reihe von Casussuffixen gewinnen müssen; davon zu schweigen, wie unbequem es gewesen wäre, die manchmal doch so langen Verbalstämme als Casussuffixe zu verwenden. Doch ich gehe noch weiter; ich behaupte: dass die Schöpfer des Akkusatives auf eine solche Bezeichnungsweise überall gar nicht verfallen konnten. Denn in der That lässt sich die Näherbestimmung des prädikativen Verbalelementes gar nicht in derselben einfachen Weise als Apposition zu diesem ansehen, wie das Subjekt als Apposition zum pronominalen Verbalelemente oder wie der Lok. als Apposition zu dem objektivierenden í des Verbums zu gelten haben. Vielmehr sind die Verhältnisse, welche zwischen der Vorstellung des Verbalstammes und ihrer Ergänzungsvorstellung obwalten können, so mannigfaltig, dass die Redenden gar nicht versuchen mochten, eine eigene Lautform dafür zu schaffen, sondern sich Anfangs damit begnügten, den Nominativ in allen seinen ursprünglichen Lautformen auch als Ergänzung des prädikativen Verbalelementes zu gebrauchen; wie denn ja auch wirklich noch bis auf den heutigen Tag in allen indogerm. Sprachen die Ergänzung des Verbalstammes oft genug durch den Nominativus gegeben wird, nämlich fast allemal dann, wenn intransitive oder passive Verba einer prädikativen Ergänzung bedürfen; während die Form des Akkusatives nur für die Ergänzung des Verbalstammes aktiver Verba verwerthet wird. Wir brauchen also nur anzunehmen, dass diese feinere Scheidung zweier Arten von Complementen für den Verbalstamm, der nominativen und der akkusativen, als eine Folge der feineren geistigen Sonderung von intransitiven und transitiven Verbalvorstellungen und ebendamit von Prädikats- und Objektsverhältniss, erst allmählich bei wachsender Klarheit der Auffassung und Unterscheidung syntaktischer Verhältnisse überhaupt dem allgemeinen Volksbewusstsein Bedürfniss wurde, und dass man nun erst unter den überlieferten Formen des

Nominativs die eine für das Objektsverhältniss vorwiegend fixierte, so erklärt sich der gegebene Thatbestand nach allen Seiten; denn dass diese Gebrauchsbeschränkung gerade den Nom. auf -m traf, war natürlich: weil dieser ja als Subjektscasus nur so selten nöthig wurde, in seinem ursprünglichen Sinne also am leichtesten entbehrlich war.

Soviel von den complementären Casus, deren Erklärung ich nothwendig voranschicken musste, weil ja nach meiner Meinung die Erklärung der supplementären in ihrer Zurückführung auf complementäre Casusformen eines secundären Stammes zu suchen ist. Wie das zu geschehen habe, davon nun noch einiges Nähere. Ich frage also vor Allem wieder: was für syntaktische Verhältnisse können es denn möglicherweise gewesen sein, die durch die supplem. Casus zu lautlichem Ausdruck gelangen sollten? Und da behaupte ich ohne Zögern: es ist nur ein Grundverhältniss gewesen, dem diese 4 Casus gemeinsam dienten, die Kategorie, die nach der gesicherten Ansichts Kant's und seiner bedeutendsten neueren Jünger all unser Denken beständig begleitet, bewusst und unbewusst beherrscht: die Kategorie der Causalität. Denn, so sage ich, tritt zum Ausdruck einer Wahrnehmung, d. h. zum Verbum finitum als lautlicher und geistiger Einheit, noch ein Nomen d. h. der Ausdruck einer Wesensvorstellung, um jene dem Hörer zu erklären, so kann das Verhältniss von dieser zu jener kein anderes sein sollen, als das der Ursache zu ihrer Wirkung. Oder was heisst erklären anders als zu einer gegebenen [Wirkung (der Wahrnehmung, welche das Verbum meldet) die Ursache nennen, die Vorstellung, die nach der Meinung des Sprechers den im Verbum gemeldeten Vorgang irgendwie bestimmt oder bedingt, verursacht oder veranlasst hat? Soviele verschiedene Arten von Verursachung also denkbar, oder richtiger in der Zeit der Casusschöpfung wirklich gedacht sind, soviele verschiedene supplem. Casus wird es geben und geben müssen. Es kann aber die verursachende Vorstellung entweder geradezu als Schöpfer, als der persönliche Erzeuger des wahrgenommenen Vorgangs gelten sollen, — das will der Sprecher durch den Genitiv bewirken; oder nur als der denselben aus sich entlassende Raum, die Ausgangssphäre, — das bezeichnet der Ablativ; oder als mitbestimmende, mitwirkende Persönlichkeit, — das giebt der Instrumentalis an, der deshalb längst auch schon von Anderen richtiger Sociativus genannt ist oder auch Comitativus; endlich kann sie auch als bestimmendes Ziel erscheinen, welch letzter Art von Causalität, nämlich dem Finalitätsverhältniss, der Dativ dient, wie das selbst mein geehrter Lehrer, H. Prof. Ludwig Lange, obwohl im Ganzen ein Vertheidiger der richtig verstandenen lokalistischen Theorie, auf der Meissener Versammlung als das den Dativ Charakterisierende anerkannt hat. Und diese Bedeutungen erklären denn auch die ihnen eignenden Lautformen unmittelbar. Denn das gemeinsame Sinnelement der 4 suppl. Casus, die Kategorie der Causalität, durch das gemeinsame Lautelement des accentuierten á bezeichnet wurde, hat seinen natürlichen Grund in dem Umstande, dass eben dieses Lautelement, wie schon erwähnt, als Träger einer solchen Bedeutung bereits gäng und gäbe war. Denn wenn aus kürzeren Nominalstämmen secundäre durch Suffix á gebildet wurden, welche „aus der Stammvorstellung entsprossen" bedeuteten, so muss nach dieser einmal gegebenen Analogie der gemeinsame Stamm der suppl. Casus, weil durch das nämliche Suffix aus einem kürzeren Nominalstamme abgeleitet, gleichfalls die allgemeine Bedeutung repräsentiert haben: „aus der Stammesvorstellung hervorgegangen"; ein Verbum also, das irgend einen unserer suppl. Casus als Apposition

zu sich empfieng, musste durch diesen' als „aus der Stammesvorstellung desselben entstanden" bestimmt erscheinen, — gerade so wie unsere psychologische Untersuchung so eben gefordert hat. Aber auch die vier verschiedenen Arten von Causalität, die wir zuvor geschieden haben, zeigen ihr deutliches Spiegelbild in den unterscheidenden Lautelementen, mit denen das gemeinsame á sich nun weiter verbindet. Denn wenn sich, wie wir bereits gesehen, der Genit. ás zum Abl. át und zum Instr. â lautlich gerade so verhält, wie bei den Nominen, die mit Suffix á gebildet, das Mascul. zum Neutr. und zum Femininum, so begreifen wir nun, warum der Genitiv, als der Ausdruck der männlichen Causalität, wie Name und Suffix bezeugen, vorzugsweise den Erzeuger, die Vorstellung der bewirkenden Ursache zu der Vorstellung von der Wahrnehmung selber als der zu erklärenden Wirkung fügt (piget me facinoris), warum ferner der Ablativ, als der Ausdruck der sächlichen Form der Causalität, nur die Ursprungssphäre der Wahrnehmung nennt, und warum endlich der Instr. oder Sociativus, als der Ausdruck der weiblichen Form der Causalität, die mitwirkende Vorstellung, die „Gehülfin" bezeichnet. Denn dass die natürliche Phantasie der Schöpfer unserer Casusformen, noch ungeschult durch abstraktes Denken, auch diese syntaktischen Verhältnisse personificierend unter dem Bilde analoger Verhältnisse des eigenen täglichen Lebens anschauen konnte, ja vielmehr in dieser ihnen am meisten geläufigen Anschauungsform auffassen musste, wird gern jeder von Ihnen zugestehen, der, sei es in genauerer Beobachtung des Kinder- und Volkslebens sei es aus linguistischen Studien auf anderen Feldern der Sprachvergleichung, eine Ahnung von der alles beherrschenden und gestaltenden Kraft des Personificierungstriebes gewonnen hat. So wird es Sie denn auch kaum noch überraschen, dass wir auf dem betretenen Wege zuletzt auch noch die allereinfachste und allen Parteien gleichmässig gerechte Aufhellung der Lautgestalt des Dativs finden. Denn wenn sich in der geistigen Anschauung, die diesen Casus charakterisiert und die wir alle Finalitätsverhältniss nennen, bei genauerer Prüfung zwei Elemente nachweisen lassen: das causale, welches eben die Zweckvorstellung als die bewegende, die That hervorlockende Person und daneben das lokative, welches dieselbe zugleich als Ziel d. i. als End- oder Ruhepunkt der durch sie selbst hervorgelockten Bewegung stempelt, so versteht es sich von selbst, dass in dem Suffixe dieses Casus mit dem allgemeincausalen Lautelemente á das lokative Element í sich verbunden zeigen müsse, — wie das ja denn in dem gegebenen Dativsuffixe (âi) auch in der That der Fall ist.

Soviel, meine Herren, zur Ausführung des mir für heute allein gestatteten engeren Thema's: der Erklärung der Casusformen des Singular's der ältesten consonantischen Stammesklasse, womit freilich für die Lösung des ganzen Problemes, von dem Ursprunge der Casusformen überhaupt, nur erst ein Anfang gemacht worden ist. Denn um zu beweisen, dass mit diesem Anfange eben der richtige Schlüssel zur Lösung dieser ganzen Frage gefunden worden, dass mit ihm die Bahn in Wahrheit gebrochen sei, an deren Ziele die vollendete Aufhellung dieses „Allerdunkelsten im weiten Bereiche der indogermanischen Formenbildung" dem vertrauenden Forscher winkt, um das zu zeigen, meine Herren, wäre noch gar manche Arbeit zu bewältigen; mehr sicherlich, als Zeit und Kräfte mir hier erlauben. Denn es fehlt noch die Durchführung meines Principes für die Casusformen des Singulars in allen übrigen Stammesklassen, soweit dieselben Verschiedenes bieten, einschliesslich aller Pronomina, sowie für die der beiden Mehrzahlen; es fehlt die

eingehende Feststellung der angenommenen Grundbedeutungen der einzelnen Casus auf Grund der comparativen Syntax; es fehlt auch, gegen allen sonstigen Brauch, die ausdrückliche Rücksichtnahme auf alles das, was bisher für diese Frage geleistet ist. Aber die zugemessene Zeit verlangt ja so schon längst, dass ich ende. Möchte ich es thun dürfen in der Hoffnung, dass diese Betrachtungen für nicht Wenige unter ihnen, meine Herren, ein Antrieb seien zu eingehender erneuter Prüfung der Casusfrage, auf meinem oder auf anderem Wege; denn nur in vielseitiger gemeinsamer Arbeit dürfen und werden wir erwarten, dem letzten uns erreichbaren Ziele der Erkenntniss, auf diesem wie auf jedem Gebiete, entgegenzurücken.

Auch an diesen Vorschlag schliesst sich eine Diskussion an, bei welcher namentlich Hr. Prof. Lange das Wort ergriff, die aber aus Mangel an Zeit abgebrochen werden musste.

Man schloss mit dem Ausdruck der Befriedigung über die mannichfaltigen in dieser Sektion gebotenen wechselseitigen Anregungen und dem Wunsche nach der Fortsetzung solches Austausches bei späteren Versammlungen.

Verhandlungen der Sektion für neuere Sprachen.

Der Bericht, welchen Herr Dr. Parow aus Berlin über die Verhandlungen dieser Sektion in der letzten allgemeinen Sitzung der Versammlung gab, war folgender:

Meine Herren! Da beide Herren Vorsitzenden der Sektion für neuere Sprachen bereits Leipzig verlassen haben, so ist mir als Sekretär der Auftrag geworden, folgenden Bericht mitzutheilen.

Die am Mittwoch den 22. Mai d. J. auf Grund der Statuten der Philologen-Versammlung mit 38 Mitgliedern constituierte freie Sektion für neuere Sprachen wählte die Herren Prof. Mätzner aus Berlin und Prof. Herrig ebendaher zu Vorsitzenden und verstärkte sich am folgenden Tage auf 53 Mitglieder.

Die Sektion hielt zwei Sitzungen. In der Donnerstagssitzung sprach Herr Dr. Rauch aus Berlin über die Bestrebungen der Sektion für moderne Philologie im Vergleich mit denen der germanistisch-romanistischen. Nach einer kurzen Diskussion folgte der Vortrag des Herrn Dr. Mahn aus Berlin über das iberisch-baskische Element in den romanischen Sprachen.

In der Freitagssitzung hielt Herr Dr. Schmidt aus Falkenberg einen Vortrag über den pädagogischen Werth der englischen Syntax, an welchen sich eine lebhafte Debatte knüpfte. Herr Prof. Herrig macht Mittheilung über die neuzubegründende Akademie zu Berlin für neuere Sprachen, stellt derselben ein günstiges Prognostikon und empfiehlt sie zu möglichst weiter Bekanntmachung. Die Sektion nimmt mit besonderer Freude die Mittheilung entgegen, dass die v. Tauchnitzsche Verlagsbuchhandlung der neuen Akademie eine grosse Anzahl beliebig auszuwählender Bücher zur Verfügung gestellt habe. Als Resultat der sich daran knüpfenden Diskussion wird einstimmig eine Resolution gefasst, dahin gehend, dass zur gründlicheren Ausbildung der Lehrer für neuere Sprachen an allen deutschen Universitäten Lehrstühle für die französische und englische Sprache dringend erforderlich seien. Oberlehrer Dr. Bratuschek aus Berlin theilt mit, dass er etwa zu Michaelis dieses Jahres Böckh's Encyklopädie der philologischen Wissenschaft aus dem handschriftlichen Nachlass des Verfassers herausgeben wird, und empfiehlt das Werk den Vertretern der modernen Philologie, welche darin als völlig gleichberechtigt der antiken Philologie gegenübergestellt wird, und für welche die darin ausgeführte Methodik und Systematik ebenfalls massgebend ist. Hierauf schliesst der Vorsitzende Herr Prof. Mätzner die diesjährigen Sektionsberathungen.

Verhandlungen der mathematischen Sektion.

Die erste (constituierende) Sitzung findet statt am 22. Mai 1872 ¾ 1 Uhr.

Auf Vorschlag des Herrn Prof. Buchbinder (Pforta) wird Herr Gymnasial-Oberlehrer Dr. Heym (Thomasschule in Leipzig) zum Vorsitzenden erwählt.

Das Schriftführeramt übernehmen auf Vorschlag des H. Dr. Heym:
Dr. Gebhardt in Leipzig und Dr. Sagorski aus Pforta.

Zur Vertheilung kommen:

1) Ueber die Nothwendigkeit der Einrichtung zweckmässiger mathematisch-naturwissenschaftlicher Lehrerbildungs-Anstalten an deutschen Universitäten. Von Dr. Adolf Peters, Prof. an der Königl. Landesschule St. Afra in Meissen.
2) Revolution der Zahlen, die Seh in Schrift und Sprache eingeführt von Dr. Otto Lehmann. Nebst 2 Beiblättern.

Herr Prof. Buchbinder stellt den Antrag, dass zunächst die Thesen zur Verhandlung gebracht werden, welche durch Beschluss der Kieler Versammlung (mathem. Sektion) für die 28. Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner bestimmt worden sind. Nämlich:

1) Ueber den geometrischen Unterricht (aufgestellt von Prof. Gerhardt in Eisleben).
2) Ueber die Vorbildung der Lehrer für Mathematik und Naturwissenschaften (aufgestellt von Professor Buchbinder).

Dieser Antrag wird, nachdem derselbe noch von Herr Dr. Bolze (Cottbus) unterstützt worden, einstimmig angenommen.

Ebenso wird der Antrag des Herrn Prof. Buchbinder angenommen, über die Annahme anderer Thesen und über die Reihenfolge derselben in der nächsten Sitzung Beschluss zu fassen.

Herr Dr. Lehmann (Leipzig) bittet die Versammlung, nach Einsicht der vorgelegten Schriften die von ihm gewünschte Einführung des Seh-Systems zur Debatte zu bringen und frei und offen sich für oder gegen seine Ansicht auszusprechen, dieselbe aber nicht todt zu schweigen.

Ueber Ort und Zeit der nächsten Sitzung wird auf Befürwortung der Herren Dr. Tanke (Colberg) und Prof. Dr. Bernhardt (Wittenberg) beschlossen, dieselbe Donnerstag den 23. Mai 1872 früh 8 Uhr in demselben Lokale abzuhalten, in welchem die erste stattfand.

Am Schlusse der constituierenden Sitzung finden sich 46 Theilnehmer in der Präsenzliste eingezeichnet.

Sitzung am 23. Mai.

Die Beschlussfassung über die Thesen wird vertagt.

Herr Prof. Gerhardt (Eisleben) referiert dem Kieler Antrage gemäss über den geometrischen Unterricht. Er erkennt die Bedeutung des Unterrichts in den alten Sprachen an, macht aber darauf aufmerksam, dass der Umfang dieses Unterrichts nicht im Einklang mit den Erfolgen stehe, was nach der Ansicht bedeutender Schulmänner die sich häufig zeigende Sterilität der lateinischen Aufsätze beweise. Dem Mangel an Phantasie, der Hauptursache dieser Erscheinung, könne durch einen geeigneten geometrischen Unterricht abgeholfen werden. Es sei die Euklid'sche Methode zu verslassen, weil sie keine streng wissenschaftliche sei und den Schülern nur lose zusammenhängende Sätze biete. Eine umfassende Aenderung müsse dadurch eintreten, dass die Planimetrie nicht mehr getrennt

von der Stereometrie behandelt werde, und die neuen Resultate der mathematischen Wissenschaft Berücksichtigung finden. Die Geometrie sei demgemäss etwa einzutheilen in 1) Geom. der Lage, 2) Geom. der Form und 3) Geom. des Masses. Er stellt schliesslich den Antrag, eine Commission zu ernennen, welche nach diesen Gesichtspunkten einen neuen, wissenschaftlichen Lehrgang in der Geometrie feststelle

Prof. Dr. Kayser (Erfurt) stimmt der Ernennung einer Commission bei, welche die neue Idee des Vorredners beurtheilen und untersuchen solle, ob sie lebensfähig sei. Iedenfalls würden sich dadurch die Ansichten klären.

Oberlehrer Dr. Kober (Grimma) meint, dass die von Prof. Gerhardt gewünschte Verbindung von Planimetrie und Stereometrie bereits im Unterrichte und in Lehrbüchern Berücksichtigung gefunden habe.

Referent Prof. Gerhardt stellt Letzteres in Abrede auf Grund eines Referats im Liter. Centralblatt.

Rector Stade (Mühlhausen i. Th.) hält nicht eine Commission, sondern einen Einzelnen für geeignet, den gewünschten Lehrgang auszuarbeiten, und beantragt, den Referenten damit zu beauftragen.

Adjunct Dr. Sagorski (Pforta) macht darauf aufmerksam, dass der Versuch einer einheitlichen Behandlung der Planimetrie und Stereometrie in Bezug auf die Aehnlichkeitslehre bereits gemacht worden sei.

Prof. Gerhardt erklärt sich gegen den Vorschlag des Rector Stade.

Director Dr. Köpp (Eisenach) wünscht zunächst die Zielpunkte bei Anfertigung des Lehrganges festgestellt, erwähnt ebenfalls, dass eine Verbindung von Planimetrie und Stereometrie in dem Lehrbuche von Bretschneider (Gotha) schon vorliege, und will den mathematischen Anschauungsunterricht mit dem Zeichnen verbunden haben.

Director Dr. Zehme (Barmen) weist darauf hin, dass zur Zeit viele Schüler, selbst der obern Classen, nicht im Stande seien, sich aus Zeichnungen in der Ebene eine richtige Vorstellung von den durch sie dargestellten Körpern zu machen, noch weniger Körper in der Ebene richtig darzustellen. Nur durch einen geeigneten Anschauungs- und hiermit verbundenen Zeichenunterricht könnten bessere Resultate erzielt werden. Er berichtet sodann, welche Mittel an der höheren Gewerbeschule in Barmen zur Erreichung des erwähnten Zweckes verwendet werden und welche Resultate damit selbst bei jüngern Schülern erreicht worden sind. Er betont die Behandlung der Stereometrie im Anschluss an die Körper der Aussenwelt und will die wissenschaftliche Begründung anfangs ganz ausgeschlossen haben. Er regt endlich die Erage an, auf welcher Stufe dieser geometrische Anschauungsunterricht zu beginnen habe.

Dr. Guthe (Hannover) empfiehlt die Krystallographie als ein Mittel zur Erlangung stereometischer Anschauung, und findet die Erwählung einer Commission zur Ausarbeitung eines wissenschaftlichen Lehrganges der Geometrie bedenklich, weil durch Einführung eines solchen Lehrbuchs eine schädliche Uniformität des mathematischen Unterrichts veranlasst werden könne. Ausserdem sei die neuere Geometrie noch nicht so abgeschlossen, dass ihre Resultate der Schule abgerundet übergeben werden können. Uebrigens sei die Geometrie anfangs nicht zu theilen, wohl aber später; doch in der Weise, dass in Prima eine Vereinigung der disjecta membra in wissenschaftlicher Anordnung stattfinde.

Director Dr. Köpp will das mit dem Anschauungsunterricht verbundene Zeichnen,

im Gegensatz zu Director Dr. Zehme, blos auf die einfachen geometrischen Körper angewendet wissen.

Studienrector Dr. Friedlein (Hof) ist dafür, dass man nicht eine Commission beauftrage, sondern vielmehr ausspreche: jeder Lehrer solle den geometrischen Unterricht so ertheilen, dass das Anschauungsvermögen möglichst gefördert werde und dass so die Mathematik sich als ein wirkliches Bildungsmittel erweise.

Oberlehrer Behlau (Heiligenstadt) wünscht Mittheilung von Lehrbüchern, welche im Sinne der Vorredner für die Schule verwendbar sind. Director Dr. Zehme findet, dass das Gymnasium nicht genug diejenigen berücksichtigt, welche die Bauakademie besuchen wollen. Das Gymnasium habe in Bezug auf die graphischen Fächer Concessionen zu machen. Er wünscht schliesslich, zur Erlangung eines präciseren Beschlusses, die Beantwortung der Frage: ob mehr wie bisher auf dem Gymnasium auf eine Verbindung des geometrischen und Zeichenunterrichts hinzuarbeiten sei?

Dr. Guthe sagt, dass das Gymnasium nicht Vorschule für die Bauakademie sei. Er beantragt, zu erklären: die mathem. Sektion ist der Ansicht, dass von der Euklid'schen Methode abzugehen sei, dass dem geometrischen Unterrichte ein propädeutischer vorausgehen müsse, der in Verbindung mit dem Zeichnen steht, und dass der geometrische Unterricht in den oberen Klassen mit Betrachtungen abzuschliessen habe, die geeignet sind, Alles zu vereinigen, was auf den unteren Stufen getrennt behandelt wurde.

Nachdem der Antrag auf Schluss der Debatte angenommen ist und der Referent noch einmal das Wort ergriffen, um zu erklären, dass der von ihm beabsichtigte Entwurf für Niemand bindend sein solle, die Herstellung eines solchen jedoch möglich und wünschenswerth sei, wird der Antrag des Referenten, eine Commission zu wählen, abgelehnt: ebenso der Antrag von Rector Stade, einen Einzelnen mit Anfertigung des Entwurfs zu beauftragen. Der Antrag von Dr. Guthe hingegen wird mit grosser Majorität angenommen.

Sitzung vom 24. Mai 1872.

Prof. Buchbinder (Pforta) berichtet über den zweiten Kieler Antrag: die Vorbildung der Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften auf Gymnasien betr. Nachdem Referent bemerkt hat, dass er in seinem Referate auf die Kieler Beschlüsse und die preussischen Verhältnisse hauptsächlich Rücksicht nehmen werde, fährt er fort: „Als Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften werden an preussischen Gymnasien theils Elementarlehrer, theils sogen. wissenschaftliche Lehrer verwendet. Meinem Urtheile nach sind Elementarlehrer für den Rechen- und naturwissenschaftlichen Unterricht in Sexta, Quinta und Quarta wohl geeignet, vorausgesetzt, dass sie auf den Lehrer-Seminarien eine gründlichere Vorbildung in den Naturwissenschaften erfahren haben, während für Tertia allerdings wissenschaftliche Lehrer wünschenswerth sind. Die Vorbereitung der wissenschaftlichen Lehrer wird am besten auf dem Gymnasium stattfinden. Jedoch halte ich es nicht für unmöglich, dass ein befähigter Zögling der Realschule durch nachträgliches Studium der klassischen Sprachen ein tüchtiger Gymnasiallehrer werden kann. Soll aber

das Gymnasium tüchtige Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften vorbereiten können, so muss sein Lehrplan eine Aenderung erfahren. Es müssen bei einjährigem Cursus für Sexta 4 Stunden, für Quarta und Quinta je 3 Stunden Rechenunterricht, ferner bei zweijährigem Cursus für Tertia bis Prima je vier Stunden Mathematik, endlich für alle Classen je 2 Stunden Naturwissenschaften wöchentlich eingerichtet werden. Eine solche Erweiterung des Unterrichts ist nicht blos für die Vorbildung zukünftiger Lehrer, sondern auch für die Bildung der Schüler überhaupt nöthig. Für die weitere Ausbildung des zukünftigen Lehrers der Mathematik und Naturwissenschaften ist das Polytechnikum und ähnliche Anstalten nicht geeignet, sofern sie zu allgemein wissenschaftlicher Ausbildung zu wenig Gelegenheit geben.

Eine solche bietet die Universität zwar in hinreichendem Masse, aber es fehlt hier die praktische Vorbildung zum Schulamt. In den mathematischen naturwissenschaftlichen Seminaren an verschiedenen Universitäten tritt die fachwissenschaftlich-theoretische Ausbildung zu sehr in den Vordergrund, da die zum Theil weiter gehenden Statuten in Wirklichkeit nicht eingehalten werden. Zudem ist die gegenwärtig in Preussen bestehende Einrichtung, dass der Mathematiker nicht auch die Befähigung zur Ertheilung des naturgeschichtlichen Unterrichts nachzuweisen hat, von Nachtheil. Allerdings giebt es, wenn auch nur wenige pädagogische Seminare, in welchen dem Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften die gewünschte Gelegenheit zur praktischen Ausbildung geboten wird. Das Probejahr würde diese Gelegenheit geben, wenn es den Bestimmungen gemäss abgehalten würde, was in Folge des Mangels an Lehrern jedoch selten geschieht. Zur Erreichung einer besseren Vorbildung der Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften hält Referent Folgendes für nothwendig:

a) Der künftige Lehrer dieser Art ist auf dem Gymnasium vorzubilden, dessen Unterrichtsplan hierzu angemessen umzugestalten ist (4 Stunden Mathematik von III—I, 2 Stunden Naturwissenschaften durch alle Klassen).
b) Er hat die Universität 4 Jahre lang zu besuchen, das 4. Jahr ist ausnahmsweise der praktischen (seminaristischen) Ausbildung zu widmen.
c) An jeder Universität ist ein mathematisch-naturwissenschaftliches Seminar der Art zu errichten, dass zwar die Anleitung zu selbsständigen wissenschaftlichen Studien nicht zurückgedrängt wird, dass aber jedenfalls in grösserem Umfange als bisher die Uebungen auf die Vorbildung zum Lehrerberufe berechnet und zur Ausführung gebracht werden.
d) Die pädagogischen Seminare nach der Universitätszeit sind angemessen zu erweitern, namentlich dahin, dass eine hinreichende Anzahl Stellen für künftige Lehrer der in Rede stehenden Art bestimmt werden.
e) Die Lehrer der Mathematik an Gymnasien haben im examen pro facultate doc. die Fähigkeit nachzuweisen, auch in den beschreibenden Naturwissenschaften unterrichten zu können.
f) Die Vorschriften über das Probejahr sind mehr als bisher zur Ausführung zu bringen. Wo ein Probandus eine volle Lehrstelle verwaltet, ist er ausser dem Director und den Ordinarien, in deren Klassen er unterrichtet, auch dem Fachlehrer zu besonderer Unterweisung zu übergeben.

Auf Antrag kommt zunächst die These a) zur Diskussion. Oberlehrer Geist

(Halle) interpelliert den Referenten in Bezug auf die Vertheilung des naturwissenschaftlichen Unterrichts, worauf Prof. Buchbinder unter Hinweis auf die Kieler Verhandlungen mittheilt, dass bis Tertia (incl.) Naturgeschichte, von da Physik und Chemie zu betreiben sei.

Dr. Friedlein (Hof) meint, dass Pädagogen nicht erzogen, sondern geboren werden. Auf den früheren Unterricht komme es nicht an, sondern auf die Persönlichkeit. Das Examen und das Probejahr möge über die Befähigung des Lehrers entscheiden, ohne Rücksicht auf den Weg der Vorbildung. Er stellt den Antrag: Der künftige Lehrer der Mathematik soll seine Befähigung bezüglich der Kenntnisse durch ein Examen, bezüglich der praktischen Brauchbarkeit durch ein Probejahr darthun; der Weg der Vorbereitung soll freigelassen sein.

Oberlehrer Winkler (Landsberg a. Warthe) ist im Allgemeinen mit Prof. Buchbinder einverstanden, hält jedoch eine Mehrbelastung der Schüler für durchaus unthunlich und stellt deshalb den Antrag zur These a) den Zusatz zu machen: „mit Ausschluss grösserer Belastung der Schüler."

Prof. Buchbinder repliciert, dass in Kiel diese Frage bereits im Sinne des Vorredners erledigt sei.

Oberlehrer Dr. Krenzlin (Nordhausen) schliesst sich der Meinung des Dr. Friedlein an, bemerkt ausserdem, dass es für die Gymnasien bedenklich sei, Lehrer, die auf der Realschule vorgebildet sind, ganz zurückzuweisen. Die mangelnde Kenntniss des Griechischen schade auf dem Gymnasium dem auf der Realschule vorgebildeten Lehrer ebenso wenig, wie auf der Realschule die mangelnde Kenntniss des Englischen dem auf dem Gymnasium vorbereiteten Lehrer. Die Achtung der Schüler werde wesentlich durch die Fachleistung begründet. Uebrigens bereite die Realschule für die Naturgeschichte sogar besser vor als das Gymnasium.

Director Dr. Köpp (Eisenach) folgert aus dem Wunsche, die Vorbildung der Lehrer für Mathematik und Naturwissenschaften anders einzurichten, dass der bisher eingeschlagene Weg nicht der richtige gewesen sei, was gerade gegen die Vorbereitung auf dem Gymnasium spreche. Eine Aenderung sei, nach seiner Meinung, blos durch die Realschule möglich. Er wünsche übrigens wegen der Art der Vorbereitung keinen Zwang aufgelegt.

Prof. Buchbinder beharrt auf seiner Ansicht, dass für die Lehrer an Gymnasien classische Bildung wünschenswerth sei, weil dieses nicht Fachlehrer, sondern allgemein wissenschaftliche Lehrer bedürfe.

Dr. Sagorski (Pforta) tritt der Ansicht von Friedlein entgegen, dass Pädagogen nicht erzogen, sondern geboren werden.

Oberlehrer Götting (Torgau) will die These a) so formuliert haben:

Damit der zukünftige Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften die geeignete Vorbildung auf dem Gymnasium finden könne, ist dessen Unterrichtsplan angemessen umzugestalten (je 4 Stunden Mathematik von III bis I; 2 Stunden Naturwissenschaften durch alle Klassen). Namentlich ist an denjenigen Anstalten, an welchen in Sekunda nur eine Stunde den Naturwissenschaften gewährt wird, sofort eine zweite zuzufügen.

Prof. Dr. Schmidt (Grimma) erbittet sich vom Referenten Auskunft darüber, ob in Kiel nicht ein vierstündiger mathemathischer Unterricht für Quarta zu erreichen

gewesen sei; worauf Referent den betreffenden Kieler Beschluss erwähnt, nach welchem 3 Stunden Rechenunterricht für Quarta ausreichend sei.

Prof. Dr. Suhle (Bernburg) hält den Streit, ob Gymnasium oder Realschule die passende Vorbereitungsanstalt sei, für inopportun, und beantragt demgemäss die These a) ganz zu streichen.

Der Schluss der Debatte wird hierauf angenommen. Referent betont schliesslich noch, dass seine Thesen blos Bezug hätten auf die Vorbereitung der Lehrer an Gymnasien.

Darnach wird der Antrag des Prof. Dr. Suhle, die These a) ganz zu streichen, angenommen.

Schliesslich wird der Antrag von Conrector Dr. Bolze (Cottbus), die Thesen unter b) von Dr. Lehmann (Leipzig) auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung zu stellen, abgelehnt.

Sitzung am 25. Mai.

Realschullehrer Berent (Berlin) stellt den Antrag, das Präsidium der nächsten Philologen-Versammlung in Innsbruck zu ersuchen, der mathematischen Sektion für ihre Sitzungen geeignetere Lokale anzuweisen, als diesmal in Leipzig zur Verfügung standen. Und zwar wird Prof. Buchbinder damit beauftragt, diesen Wunsch an der geeigneten Stelle anzubringen.

Gymnasiallehrer Dr. Westphal (Schleiz) stellt den Antrag, die mathematische Sektion möge ihre Sitzungen jetzt schliessen, um die Theilnahme an der Sitzung der pädagogischen Sektion zu ermöglichen, in welcher ein Thema von hervorragender und allgemeiner Bedeutung: „Die Ueberbürdung der Schüler in den obern Klassen" verhandelt werde.

Dr. Sagorski (Pforta) hält es für wünschenswerth, die Besprechung der von Prof. Buchbinder aufgestellten Thesen zum Abschluss zu bringen; hingegen stellt Realschullehrer Berent (Berlin) den Antrag, nach der Sitzung der pädagogischen Sektion die Verhandlungen wieder aufzunehmen.

Die Vertagung wird abgelehnt.

Die Thesen b), c) und d) werden zusammen zur Debatte gestellt.

Nachdem Dr. Sagorski den Referenten über die These b) interpelliert hat und Referent erklärt hat, dass er nicht sowohl die mittleren Universitätsjahre für die praktische Ausbildung im Auge habe, sondern vielmehr das letzte Jahr, da neben der seminaristischen Thätigkeit Zeit genug zur Vorbereitung für das Examen übrig bleibe, werden die Thesen b), c) und d) einstimmig angenommen.

In Bezug auf These e) erklärt Prof. Buchbinder wieder, dass er besonders auf preussische Verhältnisse Bezug nehme und berichtet kurz über das frühere und jetzige Prüfungs-Reglement.

Realschuloberlehrer Dr. Oertel (Leipzig) ist gegen die These, weil das Gebiet der Mathematik und Physik so gross sei, dass der Mathematiker sich unmöglich gründlicher mit den deskriptiven Naturwissenschaften während der Universitätszeit beschäftigen könne, und es besser sei, ein Fach gründlich als mehrere oberflächlich zu erlernen, und verlangt demgemäss, namentlich in Rücksicht auf sächsische Verhältnisse, dass der Unter-

richt in den deskriptiven Naturwissenschaften nur von solchen ertheilt werde, welche ein besonderes Fach-Examen abgelegt haben.

Conrector Dr. Heussi (Parchim) stimmt dem Vorredner bei und führt aus, dass Mathematik und deskriptive Naturwissenschaften verschiedene Geistesthätigkeiten in Anspruch nehmen, jene besonders den Verstand, diese besonders das Gedächtniss, so dass eine Trennung auch deshalb geboten sei.

Dr. Westphal schliesst sich den Vorrednern an, obwohl er den Uebelstand anerkennt, dass an kleineren Anstalten nicht zwei Lehrer, einer für Mathematik, ein anderer für die beschreibenden Naturwissenschaften, angestellt werden können.

Prof. Dr. Suhle tritt der Ansicht des Referenten bei und bezeichnet es für nothwendig, dass der Lehrer der Mathematik auch naturgeschichtliche Kenntnisse habe, die er sich besser auf der Universität, als später im Amte aneigne.

Dr. Sagorski befragt den Referenten, wie hohe Anforderungen er bezüglich der deskriptiven Naturwissenschaften stelle.

Der Referent entgegnet zunächst dem Dr. Oertel, er habe nicht beachtet, dass das preussische Prüfungs-Reglement von dem Mathematiker nicht blos fachwissenschaftliche Ausbildung, sondern auch die Lehrbefähigung für das eine oder andere Fach verlange. Seiner Ansicht nach sei es nun natürlicher, wenn der Mathematiker sich als dieses Fach die beschreibenden Naturwissenschaften wähle. Umfassendere Kenntnisse seien in diesen für den Unterricht in den untern Klassen des Gymnasiums nicht erforderlich.

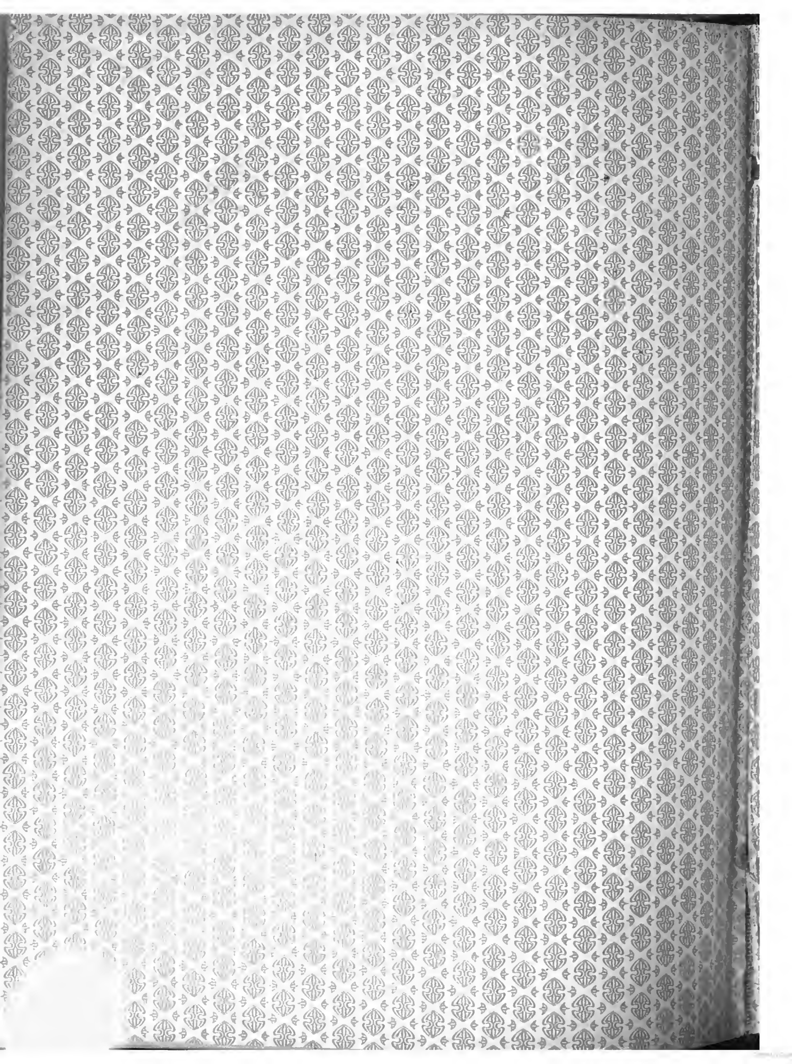
Conrector Dr. Heussi bemerkt, dass das Mass der Anforderungen an den Mathematiker noch dadurch erheblich wachse, dass zur Ertheilung des physikalischen Unterrichtes auch eine gründliche Kenntniss der Chemie nothwendig sei. Des Umfanges der beschreibenden Naturwissenschaften wegen hält er eine neuere Sprache oder philosophische Propädeutik als Nebensache für geeigneter.

Die These e) wird hiernach abgelehnt, These f) hingegen einstimmig angenommen, worauf die Sitzung geschlossen wird.

UNIV. [illegible]

JAN 13 1913

Digitized by Google




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 00558 4860

